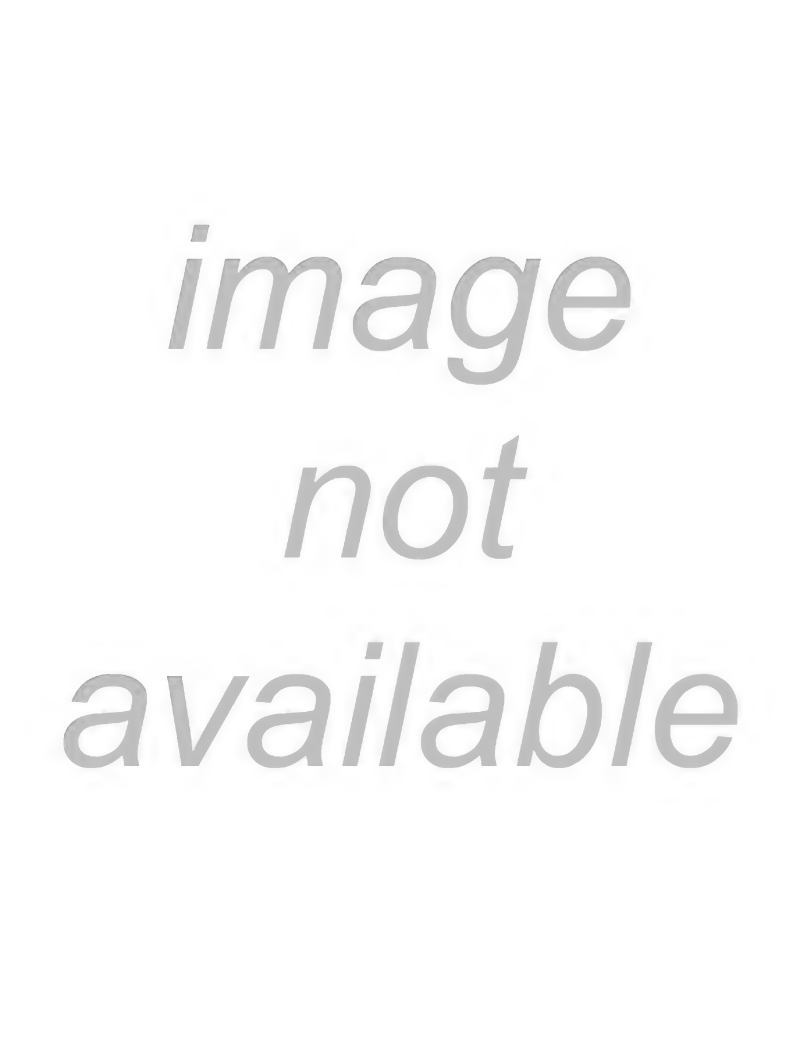
image
not
available

Aus 39505.5
~~Aus 27.3~~
8-8

HOHENZOLLERN COLLECTION

IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR

PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY

№ 11427

CARINTHIA.

Ein

Wochenblatt

für

Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung.

Von einer Gesellschaft Vaterlandsfreunde.

Redigirt

von

Simon Martin Mayer.

Acht und dreißigster Jahrgang.

1848.

Klagenfurt,

gedruckt und verlegt bei Ferdinand Edlem von Kleinmayr.

Ger 39505.5
Aus 27 3
Harvard College Library
AUG 16 1916
Hohenzollern Collection
Gift of A. C. Coolidge

Des Kärntners Toast.

Dort, wo die Möll zu ihren Schluchten ſpricht:
„Hier, ſchaudt es, hab' ihr Gnade ſchon die Welt“,
Wo ſturmerzürnt ſich Well' an Welle bricht,
Indeſſen man der Hohlkräh' Aechzen zählt;
Wo Rieſenfichten von des Urwald's Spur
Hinſtarren auf die hohe Gletſcherwand,
Ertön' es laut: Hoch lebe die Natur,
Und hoch auch du, mein liebes Vaterland!

Und wo die Gurk durch Krapfeld's Weiten zieht,
Von ihrer Eigner regem Fleiß' bebaut,
Von ſtolzen Höh'n in's große Thalgebieth
Althofen maleriſch in ſelbes ſchaut,
Dumpf tönend Treibach's Eiſenhammer ſchlägt,
Und Wohlthun ſpendet eine milde Hand,
Das Glück'n der Offe reiche Zinſen trägt,
Dort lebe hoch Natur und Vaterland!

Und wo die Lavant ihre Matten küßt,
Und am Geländ' die eig'ne Traube ſchwillt,
Der Wand'rer fernhin Spontheim's Stiftung grüßt,
Und ſilberhell Hygiäens Born entquillt,
Ertön' es überlaut durch Wald und Flur,
Was ſtets des Kärntners treu'ſte Bruſt empfand:
Es lebe dreimal hoch die Allnatur,
Und dreimal hoch das theure Vaterland!

A. Harniſch.

FEB -2 1917

CARINTHIA.

Klagenfurt, Sonnabend den 1. Jänner 1848.

Nro. 1

Acht und dreißigster Jahrgang.

Geschichtliche Tageserinnerungen für Kärnten.

Am 1. Jänner (1786) trat das bürgerliche Gesetzbuch Kaisers Joseph II. in Rechtskraft. — Am 2. J. (1444) verlieh K. Friedrich III. dem Kaspar Mordax, als ältesten der Geschwister und Lehensträger, das Brennamt im Erzherzogthume Kärnten, im Gefäß zu Portendorf, ferners sechs Huben zu Blasendorf und ein Gut an der Sulz. — Am 3. J. (1806) ließ der französische Marschall Ney die Landesadministration zu Klagenfurt wegen Verweigerung der Zahlung der fünf Millionen Franks arretiren, obwohl der Friede bereits geschlossen war. — Am 4. J. (1806) wurde die am 1. Jänner erfolgte Ratification des Preßburger Friedens durch die Landesadministration mittelst Currende in Kärnten bekannt gegeben. — Am 5. J. (1528) verkaufte Hanns Manborfer, Pfleger zu Pittersberg, dem Wilhelm Neumann zu Wasserleonburg seine Güter zu Rattendorf neben Reckendorf, zu Vordernberg und zu Hadtesdorf. — Am 6. J. (1138) schenkte Erzbischof Conrad von Salzburg den Weinzehend zu Launsdorf an die Custorei zu Gurk.

I.

Maria Louise.

Sonett.

Es prangte Deine Wieg' im Purpursaale,
Dich zierte Schönheit aus der Zeit der Mythe,
Es war Dein Erbe Hoheit, Macht und Güte,
Du trugst so reich der Ahnen Herrschermale!

Hält' ich an manchen Tages letztem Strahle
Dich fragen dürfen, Fürstin vom Geblüte:
Warst Du so froh wie dort das Weib der Hütte?
Mir hätt's gesagt die Perl' am Festpokale.

Dir hat's an Schmerz und Prüfung nicht gefehlt,
Du warst der Völker Heil, ein Friedensengel,
Du warst gekrönt die erste Frau der Welt.

Die Macht fiel ab wie eine Blum' vom Stängel,
Und was Dein thränend' Aug' sah scheiden, schwinden,
Nur jenseits kannst Du's freudig wieder finden.

Wien. — ll —

II.

Das Kreuz am Wege.

Allem Volk' in's Herz geschrieben
Ward des Schöpfers Machtgebot:
Reine Menschlichkeit zu üben,
Ach, zu lieben
Gott in uns, im Bruder Gott!

Voß.

Kommt der Reisende aus dem malerisch schönen Mölltha le über Winklern auf die Höhe des Iselsberges und sendet er seine Blicke in's Tirol von den zackigen Felsenhäuptern seiner Berge abwärts in das flache Land, den sogenannten Lienzer Boden, so ruht das Auge wohlgefällig in Anschauung dieser schönen anmuthigen Gegend. Da gewahrt er auch am nördlichen Abhange des Gebirgszuges, der das Lesachthal von dem Pusterthale scheidet, auf einer grünen Matte die beiden Kirchen von Lavant, in ziemlicher Höhe von der Thalniederung am Rande einer Felsenschlucht erbaut, am Fuße des Berges aber mehrere Häuser des gleichnamigen Dorfes. Fromme Wallfahrer besuchen schaarenweise alljährlich an gewissen Festtagen diese Ortschaft. Die über Lienz dorthin Kommenden passiren außerhalb der letzten Waldung, die sich längs des rechten Drau-Ufers hinzieht, ein niederes hölzernes Kreuz, das auf einem Wiesengrunde nahe am Wege steht. Die älteren aus ihnen schlagen andächtig ein schnelles Kreuzzeichen und beschleunigen die Schritte; denn es geht die Sage, hier sey die Seele eines Menschen dem bösen Geiste anheimgefallen. In meinem Knabenalter wanderte ich oft durch diese sonst einsame Gegend: auch mir ward diese Sage kund gethan, — die ich nun nach Jahren, als ich wieder jüngst dieselbe Straße pilgerte, im Kleide dieser einfachen Erzählung meinen freundlichen Lesern mitzutheilen beschloß.

Abgesondert durch einen beträchtlichen Obstgarten stand von den übrigen Häusern des Dorfes von Lavant die von Außen unansehnliche Behausung des alten Veitbauers, denn sowohl Wohn- als Wirthschaftsgebäude waren mit Ausnahme des Erdgeschosses größtentheils von Holz aufgeführt, welches durch Alter und Rauch eine schwärzliche Farbe angenommen hatte. Dennoch hielt man ihn für den wohlhabendsten in der ganzen Gemeinde. Seine Familie bestand aus seinem Weibe, die ihn mit drei gesunden Töchtern und einem Knaben beschenkt hatte, und in einem zahlreichen Hausgesinde. Die beiden älteren Töchter wurden als die hübschesten Mädchen von den heirathslustigen Burschen der Umgebung gepriesen. Beide waren noch nicht über das zwanzigste Lebensjahr hinausgeschritten, doch übertraf die jüngere ihre ältere Schwester bei weitem an Wohlgestalt und weicherer Gemüthsanlage. Annchen — so hieß das Mädchen — sah kaum sechzehnmal den Frühling auf den Blümchen ihres Gartens lächeln. Ihr unschuldvolles Inneres glich der ruhigen Fläche eines Gebirgssees, auf der sich der milde klare Himmel und die schöne ihn umschließende Gebirgslandschaft spiegelt. Jedes sich äußernde Gefühl trug das Gepräge ihres inneren Friedens, dieses besten Geschenkes des Schöpfers. Es war daher eine natürliche Folge, daß Annchens naive Munterkeit und das mehr Ammuthige ihrer äußer-

ren Erſcheinung vor dem etwas rauheren, minder gefälligen Weſen ihrer älteren Schweſter den Vorzug errang, und daß heute, bei dem Eintreffen des erſten Freiers die Wahl auf Annchen fiel. Der Mann, der um des Mädchens Hand ward und dieſe auch von den Eltern zugeſagt erhielt, war ein Hubenbeſitzer aus dem Dorfe und nächſter Nachbar zum Veitbauer. Seine Angehörigen waren ſchon alle in den Hafen des Friedens eingegangen, deßhalb bewirthſchaftete er allein ſchon ſeit Jahren ſeine Realität, die, ſchuldenfrei und faſt unbeſchwert, ein ſchönes Beſitzthum war. — Das zu ängſtliche Streben, ein reiches Mädchen dort als Braut einzuführen, ließ ihn nicht gewahr werden, daß er ſchon bereits ein Mann von vierzig Jahren ſey, und der niedrige Trieb des Geldbeſitzes ihn ſo um jene Freuden beſtahl, welche nur der blühenden Jugend und den mit Wenigem Zufriedenen zu Theil werden. Der Gewohnheit gemäß waren zum Handſchlagfeſte nebſt den Beiſtänden auch noch die Dorfſpielleute mitgekommen. Im Hauſe war deshalb des Werktages ungeachtet ein wahrer Feſttag. Alles befliß ſich, die Gäſte zu bedienen, und lief geſchäftig durcheinander. In der unteren Stube aber erſcholl Muſik, lautes Jauchzen und das Geräuſch der Tanzenden. Der Bräutigam, ſonſt ein finſterer, grübelnder Menſch, ſchien heute die lauterſte Freude, ſein braungelbes, mageres Geſicht brannte im lichteſten Roth, und er drehte ſich ein und das andere Mal im wirbelnden Tanze mit ſeiner jungen Verlobten, die züchtig und verſchämt die Augen zu Boden ſchlug. Auch ſie ſchien durch dieſen Heirathsantrag ganz beglückt zu ſeyn, und achtete nicht auf die neidiſchen Blicke ihrer älteren Schweſter, die ſich übergangen ſah. Die beiden Eltern aber lachten ſo wonniglich und klug, wenn ſie das tanzende Paar betrachteten, daß man deutlich auf ihren Geſichtern das herzliche Vergnügen las, ihr Kind, wenn auch um ſchnöder Vortheile willen, dennoch ſo gut an Mann gebracht zu haben. Ich nenne ſo einen Stichhandel, mit dem man ein junges Mädchen an einen alten Mann knüpft, eine ſchnöde Mäckerei mit dem edelſten, heiligſten Gefühle des Menſchen und dem materiellen Vortheile, eine grauſame Pflichtaufbürdung, weil ſchon ein zu großer Unterſchied der Lebensjahre oder Temperamente eine natürliche Abneigung im jungen Blute gegen das ältere hervorruft, was wieder Pflichtgefühl noch eigene Grundſätze oft kräftig genug verhindern können.

Während man ſich im Hauſe des Veitbauers über das glücklich zu Stande gebrachte Ehegelöbniß erfreute und ſich wechſelſeitig beglückwünſchte, eilte über den ſchmalen Alpenſteg das Thal abwärts gegen Lavant ein junger blondhaariger Burſche, ſchlank vom Körperwuchſe wie die Tanne des Forſtes, der ihn umgab, und blühend vom Angeſichte. Seine Kleidung beſtand in einem einfachen Anzuge aus weißem Zwilch. Sein ſpitziger Hut mit Büſchеln von Rinderhaaren, ſo wie die hölzernen Schuhe laſſen uns in ihm einen Sennen oder Alpenhirten erkennen. Das ſchwerfällig geſchiftete Schießgewehr, das er um ſeine Schultern trug, ſchien ihm mehr zum Schutze, als zum Jagdvergnügen zu dienen. Je weiter er in die Thalniederung herabging, deſto ſchneller verdoppelte er die Schritte. Die Sonne neigte ſich ſchon faſt zum Untergange — jetzt war er im Dorfe und lenkte ſeinen Weg gerade zum Hauſe des Veitbauers hin. Als er aber die Menge von Kindern und Alten gewahr wurde, die ſich vor dem Hauſe lagerten oder zum Hausthore drängten, verwandelte ſich der Ausdruck ſeiner ſehnſüchtigen Miene in Neugierde; jetzt hörte er den Schall der von Neuem beginnenden Muſik und das Jauchzen der Tänzer. Er hemmte ſeine Schritte und fragte die Nächſtſtehenden nach der Urſache.

„Hochzeit wird es geben, Martin! Kommſt gerade recht von der Alpe.“

„Wer will denn heirathen,“ fragte ängſtlich der überraſchte Burſche.

„Die Annel den Müllbauer.“

„Die Annel, ſagt ihr?“ und ſein Auge ward ſtier und glanzlos, und ſeine Wangen weiß wie der Schnee auf den Gebirgsſcheiteln, die er vor Kurzem verlaſſen hatte.

Darauf ſchritt er ſchwankend dem Hausthore zu, nahm das Gewehr von der Schulter und bahnte ſich mit Haſt einen Weg in die Stube. Einige Augenblicke weilte ſein Fuß wie angeheftet auf der Thürſchwelle, denn im luſtigen Getümmel erſah er Annchen tanzend mit ihrem Verlobten, ſah die Beweiſe der Zärtlichkeit des alten Freiers, den züchtigen Blick des Mädchens und die verſchämte Röthe auf deſſen voller Wange. Sein Herz, das ſchon lange in ſtiller erwiederter Liebe für Annchen glühte, ſchlug mit lautem Pochen in ſeiner Bruſt, als wolle es zerſpringen und zu Grunde gehen, wie ſein einziges Glück mit Einem Schlage vernichtet ward. Gedanken, ſchwarz wie Gewitterwolken, fliegen auf in ſeinem zornbewegten Innern und drängten zur raſchen That, weil die Geliebte ſo leicht auf ihn und ihrer Herzen Bund vergeſſen konnte. Doch der wilde Sturm der Leidenſchaft, der ſein Herz zerriß, legte ſich bei dem Gedanken, daß er, der ärmſte Knecht im Hauſe des Veitbauers, ohnedieß nie der geringſten Hoffnung auf Annchens einſtigen Beſitz hätte Raum geben können. Er näherte ſich ſchweigſam dem Hausvater, entſchloſſen, nach vollbrachter Botbſchaft ſchnell wieder zur Alpe zurückzukehren. Verwundert fragte ihn der Veitbauer um die Urſache, weßhalb er die Rinderherde verlaſſen hätte. Da meldete Martin, daß in vergangener Nacht ein großer Bär in die Hürde einzudringen verſucht habe, daß es nur ſeiner und des Hirtenjungen Anſtrengung durch Geſchrei und Schießen gelungen ſey, das wilde Thier vom Raube abzuhalten; daß man ferners unverzüglich auf daſſelbe Jagd machen müſſe, bevor es noch einen Schaden anzurichten Zeit und Gelegenheit habe.

Der Veitbauer, beſorgt für ſein Eigenthum, und wenn auch ſchon tief gekränkt, doch immer noch ein rüſtiger Jäger, war ſchnell mit dem Antrage ſeines Hirten einverſtanden. Die Muſik war unterdeſſen verſtummt, und Annchen kehrte auf ihren Sitz am Tiſche zurück. Als ſie das vom Schmerz entſtärbte Angeſicht und den trüben Blick ihres Geliebten erſah, zuckten ihre Lippen, als verſuchte ſie zu ſprechen, ſie ſank auf den Stuhl nieder und ſtützte mit einer Hand ihr gebeugtes Haupt. Martin aber lehnte ſich zu ihr hinüber und bot ihr ſeine Rechte zum freundlichen Gruße. Schweigend, ohne ihn anzublicken, legte ſie die ihrige in dieſelbe.

„Annel, ich wünſch' dir viel Glück,“ ſprach der Burſche mit treuherziger Stimme: „ſollſt recht zufrieden ſeyn in deinem neuen Stand', — behüth' dich Gott, ich muß wieder fort.“ Martin's letzte Worte klangen,

als ob er weinen wollte. Er schüttelte nochmals ihre Hand zum Abschiede, dessen eigentliche Bedeutung den Uebrigen unbekannt war.

Doch jetzt kam der Bräutigam in die Stube zurück, die er auf einige Minuten verlassen hatte. Als er die Worte Martin's vernahm und ihn die Hand seiner Verlobten drücken sah, ergrimmte sein Innerstes, denn er allein ahnte das Geheimniß der beiden Liebenden; aber er wußte noch mehr, wodurch er seinen ihm verhaßten Nebenbuhler für immer aus seiner Nähe zu verbannen hoffte, und da dieß durch physische Kraft nicht zu vollbringen war, so mußte er zu einer, nach dem Beispiele aller gemeinen niedrigen Seelen viel schärferen, sicherer wirkenden Waffe seine Zuflucht nehmen — zu einer verläumderischen Zunge.

Er stellte sich mit einer von Wuth und Bosheit entstellten Miene dem Martin gegenüber und schrie mit mächtiger Stimme:

„Hebe dich hinweg aus unserer Nähe, und verpeste nicht mit deiner Gegenwart die Luft der Stube, elender Zuchthäusler, du Viehdieb!"

„Wie, ein Zuchthäusler bist du, Martin?" riefen fast einstimmig Alle voll Erstaunen, und tiefer Abscheu sprach noch lauter aus den verächtlichen Mienen der Anwesenden; denn Vorurtheil und rohes Gemüth bleibt noch immer der Grundtypus im Charakter gemeiner, unerzogener Menschen, selbst, wenn sie durch Glück zu Macht und Reichthum gekommen sind.

Annchen allein fühlte Mitleid mit ihrem ehrlos gemachten Geliebten, der seiner nicht mehr mächtig war. Sie heftete lange ihr staunendes Auge auf Martin's zornglühendes Angesicht, und verbarg dann laut schluchzend ihr Gesicht mit beiden Händen. Martin aber warf das Gewehr von sich, und machte einen Anfall auf seinen niederträchtigen Gegner, der sich hinter den Tisch in die Wandecke geflüchtet hatte. Er würde ihn im Affecte der höchsten Wuth erwürgt haben, wären nicht die Gäste und Annchens Vater dem Freiersmanne augenblicklich zu Hilfe geeilt. Man wollte den Uebermannten zur Thüre hinauswerfen, aber der Veitbauer verhinderte es.

„Sage, Martin, bist du wirklich schon im Zuchthause gewesen?" fragte er diesen zum wiederholten Male, der mit seinen Blicken den feigen Verläumder zu vernichten drohte, weil zehn Hände seine Arme festhielten. — „Ja, Vater," gab Martin endlich stotternd zur Antwort: „ich will's nicht läugnen, daß ich vor zwei Jahren einen bösen Streich gespielt habe, der mir so vieles Leid gebracht. Aber, bei Gott, war ich auch durch fünf Monate in einem Strafhause, ich bin deßhalb kein so schlechter Mensch, zu dem mich Euer künftiger Schwiegersohn zu machen sucht. Habt Ihr wohl eine gerechte Klage gegen mich?"

„Sey dem, wie ihm wolle," versetzte sein Bretherr mürrisch und erbarmungslos: „da nimm deine verdienten Kreuzer" — er zählte wenige Thaler auf die Tischfläche — „und geh' aus meinem Hause. Ich brauche keinen Zuchthäusler in meinem Dienste! Magst wieder über die Berge gehen, woher du gekommen bist!"

„Recht so," grinste höhnisch mit schadenfrohem Lächeln der Bräutigam dem Veitbauer Beifall zu.

„Teuflischer Mensch, der du mich durch deine Bosheit unglücklich gemacht hast und noch darüber lachen kannst," schrie Martin: „möge es mir Gott verzeihen, wenn du in meine Hände kommst!"

„Friede! Friede! meine Freunde," unterbrach plötzlich eine bekannte Stimme das Gezänke. Der Pfarrer des Dorfes, ein Greis mit Silberhaaren, war erschienen, da er ebenfalls zum Feste geladen war.

Die Hochachtung vor seiner priesterlichen Würde und ehrfurchtgebiethenden Persönlichkeit hatte die aufs Höchste gereizten Gemüther der Anwesenden zur rechten Zeit beschwichtiget. Alle wandten sich gegen den angekommenen Pfarrer und griffen nach seinen Händen, um sie der Sitte gemäß zu küssen.

„Seyd friedlich, liebe Leute," sprach er weiter: „wie möget ihr dieses Freudenfest in Hader und offenen Streit ausarten lassen? Laßt mich die Ursache eurer feindseligen Stimmung wissen?"

„Ach, ein Unglückstern" hob jetzt eifrig der Hausvater an: „brachte mir so einen Galgenvogel ins Haus, und ich Thor habe diesem Burschen da," er wies mit der Hand auf Martin, „der schon im Zuchthause gesessen hatte, zwei Jahre lang einen Theil meiner Habe, das schönste Vieh im Thale anvertraut. — Aber ich leide den Viehdieb keine Minute länger in meinen Dienst, daß mich Gott behüthen möge!"

„Braucht's mir nicht öfters zu sagen, Veitbauer, ich gehe schon," sprach der schamgeröthete Bursche, und wendete sich nach aufgehobenem Gelde zum Fortgehen.

„Bleibe, Martin," sprach schnell der Pfarrer, und hielt ihn am Arme zurück: „ich bin zu deiner Vertheidigung noch einige Worte an diese Männer schuldig," und sich zum Veitbauer wendend sprach er weiter: „Nicht so, Vater Veit, verwünschet nicht die Gelegenheit mit dem Bewußtlosen, an dem Nächsten Barmherzigkeit noch ferner zu üben, die ihr schon willenlos an diesem euren Knechte da geübet habet. Ehrlos im Auge seiner Landsleute und verachtet von seinen Bekannten, bei denen er durch sein mir unbekanntes Vergehen alles Zutrauen verloren hatte, sucht er als Hirte wieder das Hilfsmittel, fern von seiner Heimath sich auf ehrliche Weise fortzubringen. Ohne Zweifel seyd Ihr mit der Aufführung Martins während seiner Dienstzeit zufrieden gewesen; denn Ihr seyd mir als ehrenhafter braver Hausvater zu bekannt, als daß ich glauben könnte, Ihr hättet bei Eurer strengen Zucht und Ordnungsliebe einen liederlichen Dienstbothen im Hause behalten. Und abgesehen von dem, daß es liebloß und ganz dem Geiste der christlichen Lehre entgegen gehandelt ist, den gefallenen christlichen Mitbruder, statt ihn aufzurichten, ihn vollkommen elend zu machen; so ist es auch gegen unsere milden landesherrlichen Gesetze, Jemanden zu schmähen, der seine Strafzeit überstanden hat, — ja sie nehmen ihn vollkommen gegen Verläumdungen und böswillige Angriffe in Schutz!"

„Ach, die Gesetze, hochwürdiger Herr, sind viel zu gelinde gegen die Diebe. Auf den Galgen gehören sie alle sammt und sonders," rief der Veitbauer, und ihm stimmten sein Schwiegersohn und mehrere Andere bei.

„Es schmerzt mich wirklich, daß in meiner Pfarrgemeinde noch solche Menschen von so rohen und grausamen Ansichten befangen sind, bei denen ich eine weit größere christliche Milde vermuthete. Noch trauriger ist es, jetzt, wo die Folgen freierer Lebensansichten und einer wenn auch langsam sich entwickelnden feineren Gesittung so wohlthätig für die Gesammtheit sichtbar

werden, dennoch gar Viele zu treffen, denen die weise Absicht unserer trefflichen Gesetze nicht einleuchten will. Ihre Strafmittel, mit denen sie die Sicherheit des Lebens und des Eigenthums der Staatsbürger bezwecken wollen, scheinen Vielen zu gelinde, ja sie gehen in ihren rohen Urtheilen so weit, daß sie alle jene schauderhafte Strafen der peinlichen Gerechtigkeit einer Gottlob entschwundenen Vorzeit noch herbeiwünschen, und Qualen statt Strafen über die unglücklichen Schuldigen verhängt wissen wollen. Bei diesen sind also Strafen nicht Besserungs-, sondern Vertilgungsmittel."

„Aber wer kann sich auf einen solchen Dienstbothen verlassen, der schon einmal wegen Dieberei in einem öffentlichen Strafhause war. Die wenigsten kommen gebessert, die meisten nur schlechter heraus," war des Veitbauers Gegenrede.

„Ich will nicht läugnen," fuhr der Priester fort: „daß die Mehrzahl der Uebelthäter aus Menschen besteht, deren moralisches Gefühl abgestumpft oder gar schon vernichtet ist, die sich sogar ihrer Fehltritte rühmen und auf diese Weise sogar verführerisch auf die Mitsträflinge einwirken. Von solchen Menschen ist freilich nicht leicht eine Besserung mehr zu erwarten. Da sie aber nach ausgestandener Strafzeit ihre persönliche Freiheit wieder erlangen, so darf man ihnen nicht die Mittel nehmen, daß sie der Gesellschaft wieder nützlich werden, und sich auf ehrlichem Wege erhalten können. Ich meine Unterricht und eine unter Aufsicht gestellte anhaltende Beschäftigung; denn im Grunde ist nur Verwahrlosung in der Jugend, also Mangel einer guten Erziehung und eines frühzeitigen Anhaltens zur nützlichen Verwendung der Kräfte die Hauptursache aller Verbrechen. Eine allgemeine bessere Erziehung der Kinder, die Errichtung einer hinlänglichen Anzahl von Arbeitshäusern für die mittellose Arbeitsclasse würden dem überhand nehmenden Unfuge des Müssiggangs, der Bettelei und des Diebstahles wirksam entgegen treten. Da nun aber hier zu Lande noch kein solches Arbeitshaus errichtet ist, wo der sich besserwollende entlassene Sträfling eine Zufluchtsstätte finden und sich so durch seiner Hände Kraft erhalten könnte, weil der ehrsame Staatsbürger Bedenken trägt, ihn in sein Haus zu nehmen, so wollet Ihr Euch wundern, daß so viele von den entlassenen Sträflingen zum zweiten Male straffällig werden und ins Zuchthaus wandern? — Nicht so, Vater Veitbauer, Ihr seyd ein braver Unterthan und ein tugendhafter Christ. Behaltet noch länger als echter Patriot diesen Euern Knecht da bei Euch im Dienste; Ihr gebt dadurch ein nachahmenswerthes Beispiel der wahren christlichen Milde und Bruderliebe, die wir selbst gegen fehlende Mitmenschen besitzen müssen. Und wenn Ihr auf dem Meßgange beim Bilde des Gekreuzigten vorüberschreitet, gedenket da der Worte des göttlichen Heilands, die da lauten: „Wenn Jemand „spricht, er liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der „ist ein Lügner! denn, wenn er den Bruder, den er „doch sieht, nicht liebet, wie wird er Gott, den er „nicht sieht, lieben können!"

Der Abendsonne schimmerndes Gold, das durch die engen Fenster fiel, beleuchtete das ehrwürdige Antlitz des greisen Priesters, der, ein Verkündiger des Evangeliums, wie ein Gesandter des Himmels, das Herz dieser rauhen Gemüther besänftigen wollte. Der Veitbauer schien auch, seiner Vorurtheile ungeachtet, nicht ganz abgeneigt, den Worten seines würdigen Pfarrers Gehör zu schenken, nicht so sein künftiger Schwiegersohn; mit hohnsprechender Miene und übermüthiger Geberde machte er formährend Einwürfe in die Rede des Priesters, und machte sich auf das Bewußtseyn breit, ein Mann im Lande zu seyn, dem man nichts Unredliches nachsagen könne, und schleuderte seine Verdammungsurtheile aus eben diesem Grunde auf alle Jene hin, welche sich das geringste Vergehen gegen die Ehrlichkeit zu Schulden kommen ließen! — Martin war schon lange davon geeilt. Als der Pfarrer, unwillig über das unsinnige Gerede eines rohen Menschen und über die Fruchtlosigkeit seines angebrachten Vermittlungsversuches das Haus verlassen hatte, wurde auch das gestörte Handschlagfest schnell beendiget. —

Im Walde oberhalb des Dorfes stand auf einem freien Rasenplatze im Abendunkel ein Bursche, auf das Rohr seiner Flinte gelehnt, und blickte wehmüthig hinab auf die Dächer des Dorfes, die in dunklen Umrissen emporsahen. Es war Martin. Er konnte sich nicht trennen von der ihm so lieb gewordenen Gegend, ohne nochmals vor seiner Seele alle Bilder froher Erinnerung vorüberschweben zu lassen, die sein gedrücktes Herz einst durch die Gegenliebe Annchens empfand. Und so arglistig ward ihm dieß kurze Glück vom neidischen Geschick entrissen. Er sah sich zum zweiten Male entehrt, erniedriget und ächtig geachtet selbst von Derjenigen, die ihm sein Liebstes war auf dieser Erde. Er hätte sterben mögen vor Scham und Erbitterung. Nicht Ein theilnehmender Blick folgte ihm beim Fortgehen aus dem Hause des Veitbauers. Er faßte den Entschluß, über die Berge zu gehen und Annchen zu vergessen. Er verschwand im Waldesdunkel; immer höher und entfernter hallten seine Fußtritte auf dem steinigen Alpenwege, auf einmal erscholl mit zitternder Stimme ein Lied aus schmerzerfüllter Brust durch die Stille der Waldnacht und verklang allmählig.

(Die Fortsetzung folgt.)

III.

Heiligenblut.

Eine Skizze von Rudolph Hinterhuber; aus der „Salzburger = Zeitung."

Dieses freundliche Dörfchen jenseits des Rauriser-Tauern, an der Gränzmarke Kärntens, für so Viele ein Wallfahrtsort, für den Naturfreund ein pittoreskes Eden, für den Botaniker ein Sanssouci, verdient sicherlich auch von Jenen gekannt zu werden, die zur Erholung von ihren Geschäften sich des Jahres über ein Paar Wochen in die Gebirge vertiefen, in die blauen Berge, welche uns so lieblich winken, so magnetisch anzuziehen wissen, um an dem Borne der ungeschminkten Natur die lautere Quelle sorglosen Behagens zu schlürfen. Heiligenblut ist ein echt idyllisches Rubepläzchen. Hätte Geßner darum gewußt, er würde es zur Stelle geheiliget haben, auf welcher irgend eines seiner schönen Hirtengedichte spielt; es ist eine Oase, von gewaltigen Bergesriesen umringt, es ist wohl auch eine große Alpe, denn es liegt 4000 F. über der Meeresfläche, und die Luft, die es umgibt, ist echte, würzige, unverdorbene Alpenluft.

Heiligenblut ist nur von einer Seite (über Stall, St. Peter, oder über den Berg Isel und Winklern, welche Straßen sich 3 Stunden vor Heiligenblut in eine vereinen) zu Wagen zugänglich, die übrigen Zugänge, nämlich über den Raurisер-Tauern, über den Fuscher-Tauern, oder endlich von Matrey über das sogenannte Thörl, sind beschwerlich und nur für den Fußgänger möglich. Man kömmt, wo sich die beiden Tauern vereinigen, auf das „hohe Thor," 7000 F. über der Meeresfläche, die höchste Warte jenes Uebergangs, und hat hier bereits den Genuß, die einzelnen Riesen des freundlichen Kärnten emportauchen zu sehen, unter sich die „Knappenwand," das einzige (nun auch verfallene) Wahrzeichen einstiger Regsamkeit auf jenen Höhen, während jetzt das forschende Auge vergebens über die kaum von einem Strauche belebte Steinwüste schaut, und für lebende Wesen den starren Typus kahler, aus ewigem Schnee emportauchender Felsen und ausgebreiteter Gerölle einrauscht. Nächst dem „hohen Thore" erhebt sich ein hohes Crucifix, und wirklich hätte man zur Aufstellung des Kreuzes keine passendere Stelle finden können, denn der Wanderude, der sich hier von Allem verlassen findet, schöpft im Hinblicke auf dieses Zeichen Trost, es mahnt ihn an den Vater über ihn, der seine Wege schützet, und selbst der starre Charakter der weiten Steinfläche gewinnt dadurch Leben; denn man sieht hier im Geiste den betenden Wanderer. Rechts erhebt sich der Brennkogel, einer der selten bestiegenen Giganten, Schnee deckt seine Kuppe, der alte Herr ist längst weiß geworden. Doch — eilen wir vorwärts. In einer Stunde haben wir „Kasereck" erreicht, eine kleine Capelle am Vorsprunge grünender Bergwiesen, deren buntfärbige Alpenblumen in dem fettigsten Schmelze ihre Köpfchen emporheben, und den Wanderer begrüßen, und einen würzigen Duft entgegensenden, so würzig als die Rose von Damascus, so mild als die Ambradüfte im Kalifate des Harum Alraschid. Blickt man aber empor, so wird man von mächtigem Staunen, von unaussprechbarer Bewunderung ergriffen, lautlos und regunglos, die Hände gefaltet, so sah ich an dieser Stelle Viele, bis der Körper das Staunen bezwungen, und aufjauchzt vor Freude und nie gekannter Lust; denn in seiner höchsten Majestät steht der gewaltige Großglockner vor uns mit seiner umeisten Gabelspitze, mit seinem Gletscher und den drei Leiterköpfen, deren grünender Gibl gar wunderlich mit dem eisigen Panzer ihres riesenhaften Nachbaren contrastiren, und auch die „Redschütz," die „Fleiß," zur Seite der „Kaserrothkopf," sie alle reihen sich dem großartigen Bilde gar würdig an, während sich gegen Süden das prachtvolle Möllthal öffnet, dessen Tiefe die brausende Möll durchschäumt, mächtige Steinblöcke in ihrem grünen Gewässer fortwälzend, die Anhöhen zu beiden Seiten dieser Gletscher-Ache aber bis zu dem steilen Wänden hinan von der Bevölkerung eines genügsamen Volkes Zeugenschaft geben. Tief unten im Thale aber, links von unserem Standpuncte aus, liegt das Alpendörfstein und in dessen Mitte die berühmte Wallfahrtskirche „zum heiligen Blut," ihren spitzen Thurm hoch in die Lüfte ragend. Eben tönt gar lieblich das Glöcklein herauf, und ladet zur Andacht ein; wir wollen seinem hellen Rufe folgen und hinabeilen, um uns diesen Friedensort, so gänzlich abgeschlossen von allem Getriebe der Welt, näher zu beschauen. Nur wenige Häuser, unter denen das Wirthshaus das ansehnlichste, bilden diesen Ort, dessen Gründung, wie so viele Wallfahrtsorte, auf einer Sage beruht. Aber nicht der Ort selbst, das ganze Thal mit seinen schönen Cascaden, deren Wässer nimmer versiegen, und worunter den „Gößnitzfall" und der „Jungfernsprung" die ausgezeichnetsten sind, die vielgestaltigen Berge mit ihren Gletschern, die beiden Pasterzen des Glockners, die Gamsgrube mit der gastlichen Erzherzog Johann-Hütte, die Redschitz-Alpen, die Salmshöhe, und so gar viele Puncte sind es, die besucht seyn wollen, und die mit ihren pittoresken Naturwundern zugleich auch Erinnerungen an ausgezeichnete Männer erwecken, die hier ein freundliches Tusculum suchten und fanden. Ich erwähne hier nur den Cardinal Fürst Salm, Erzherzog Johann, den berühmten Abbe Wulfen, Professor Schultes, den Bischof Hohenwardt, Professor Hoppe, welcher durch ein halbes Jahrhundert hier die Sommermonate verlebte, und im ganzen Möllthale wie ein Vater geliebt und verehrt wurde, wie so viele andere interessante Männer, deren Verzeichniß Bögen füllen würde.

Der Anblick eines Malers bei den Wasserfällen ist obligat geworden, wohl auch an den Ufern der Möll jener von ein Paar Englishmans, die Angelschnur in die schäumenden Wellen tauchend. Der skeptische Gleichmuth ihres Gesichtes scheint den nahen Felsen etwas abgelauscht zu haben. Anmuthig aber wird das Bild, wenn längs den schmalen Pfaden eine Prozession mit ihren Fähnleins und Kreuzen einherschreitet, und die Stimmen der Betenden zu den Bergen hinanschwellen, und die Echo's wach rufen, und wenn die schmucken Bauernbursche in ihrem sonntäglichen Gewande und mit Blumen geschmücktem Hute in kräftiger Haltung von den Bergen herzueilen, und dann die Böller knallen, während der Donner des Echo's mit dem Rollen der Lawinen vom nahen Glockner antwortet.*) Und kömmt der Abend heran, und es dunkelt bereits im Thale, und die lieben Sternlein kokettiren mit den hüpfenden Gletscherbach, da glühen noch an der Spitze des Glockners die letzten Strahlen der scheidenden Tageskönigin, und geröthet schaut sie in den dunklen Azur des Himmels, wenn schon die Nacht in ihren Mantel das Thal gehüllt.

Die Besteigung des Großglockners ist in so manchem Jahre nicht ausführbar, jedenfalls aber mit vielen Auslagen verbunden. In Heiligenblut befindet sich das „Glocknerbuch," worin Alle, welche die Spitze erreicht, nebst ausführlicher Beschreibung ihres Unternehmens, und selbst Jene aufgeführt sind, welche diesen Punct zum längeren Aufenthalte gewählt haben. Hier befindet sich auch ein großer Dolland, von Cardinal Fürst Salm hierher gestiftet, mit welchem man vom Dorfe aus gar deutlich die Ersteiger der Spitze auf jedem Schritte verfolgen kann. An braven tüchtigen Führern fehlt es hier nicht, und der Aufenthalt ist der billigste, wiewohl man auch gestehen muß, daß nur höchst bescheidene Wünsche realisirt werden können. Wiewohl hier die Alpenwirthschaft zu Hause, werden den größten Theil des Jahres über

*) Hier ist während der Sommermonate eine eigene Prozession der Burschen, und einige Wochen später jene der Jungfrauen.

nur Böcke geschlachtet. Doch um den Gaumen zu kitzeln, darf man sein Standquartier nicht in die Berge verlegen, die entgegen so vieles Andere bieten. Vor Allem erfreulich ist die Treuherzigkeit der Bewohner. Möge das Raffinement des Zeitgeistes noch lange nicht in dieses von der Natur verbollwerkte Thal dringen; seine einfachen Bewohner werden sich bis dahin glücklicher fühlen.

Wer viele Eigenthümlichkeiten dieses wackeren Gebirgsvolkes näher betrachten will, besuche es an seinem Kirchweihfeste (Peter und Paul), an welchem die Thalbewohner in einem Umkreise von 5 Stunden und wohl auch noch aus größerer Entfernung hier zusammenströmen, und es natürlich auch nicht an einem Tänzchen fehlt. Von hier erreicht man auch in 8 Stunden Lienz im Pusterthale, am Fuße der pflanzenreichen Kirchbaumer-Alpe und an jener Strasse liegend, auf welcher man über Brunecken nach Brixen kömmt.

IV.

Correspondenz.

Am 23. Nov. kam ein Jäger der Herrschaft Wildegg (Simon Bär mit Namen) Abends in ein Gasthaus zu Stall, und erzählte, er seyan diesem Tage Morgens beiläufig um 9 Uhr auf den zwischen Stall und Döllach gelegenen Sadnigkopf gekommen, und habe daselbst, so wie später auf einigen der benachbarten Höhen bis gegen Mittag in der Luft von Tirol her ein anhaltendes Sausen und dumpfes Tosen, wie von einem fernen heftigen Schießen gehört, und äußerte die Meinung, es müsse weit irdendwo in Tirol ein großes Fest mit zahlreichen Böllerschüssen gefeiert worden seyn.

Diese Erzählung gab noch denselben Abend einer aus Honoratioren des Ortes bestehenden Gesellschaft Stoff zu allerhand Vermuthungen und Erörterungen im Gebiethe der Akustik; doch Niemand wußte eine genügende Erklärung dieses ungewöhnlichen Phänomens zu geben.

Erst die „allgemeine Zeitung" verbreitete hierüber ein unerwartetes Licht. Am 23. November standen sich die Eidgenossen und Sonderbündler bei Luzern gegenüber, und zwischen 9 und 12 Uhr erdröhnte die Erde bei Gislikon von dem heftigen Kanonendonner einer zahlreichen Artillerie.

Wer je den 8671 Wien. Fuß über dem Meeresspiegel erhabenen Sadnigkopf besiegen, und von dessen Spitze die herrliche Fernsicht genossen hat, wird sich zu erinnern wissen, daß dieser Berg einer überaus günstigen Stellung zwischen seinen gigantischen Nachbarn sich erfreut. Im Osten der 8186 W. F. hohe Hühnersberg und das 9747 W. F. hohe Sauleck, im Nordosten, Norden und Nordwesten der majestätische Ankogel (10,291 W. F.), der hohe Tauern, die Schlapperebene (9000 W. F.), der Herzog Ernst (9100 P. F.), der hohe Narr (10,309 W. F.), der Brennkogel (9540 W. F.), der Johannsberg und endlich der Altvater Großglockner, im Süden der Polenig (8797 W. F.), das Kreutzeck (8534 W. F.) und die Unholden (8461 W. F.) bilden nebst mehreren andern kaum minder hohen Bergen ein natürliches Amphitheater, dessen besten Platz unstreitig der Sadnigkopf inne hat. Im Westen aber eröffnet sich durch die eigenthümliche Stellung der höchsten Kuppen Anfangs der norischen, dann der räthischen Alpen eine angeheure Fernsicht, so daß man im Zweifel ist, ob die letzten Berge, welche das Auge erreicht, noch zu Tirol oder schon zur Schweiz gehören. Und eben in dieser Richtung liegt das vom Sadnigkopf in gerader Luftlinie 45 geographische Meilen entfernte Luzern.

Daraus läßt sich nun, wenn nicht mit apodiktischer Gewißheit, doch aber mit großer Wahrscheinlichkeit schließen, daß der am 23. November Vormittag von 9 bis 12 Uhr auf dem Sadnigkopfe und den umliegenden Höhen in der Luft vernommene ungewöhnliche Schall nichts anders gewesen sey, als der längs der räthischen und norischen Alpenkette sich fortpflanzende Nachhall der an denselben Tage und zur selben Stunde am Gislikon bei Luzern stattgehabten Kanonade, zumal da dieser Tag ungemein heiter und die Luft bei einem gelinden Westwinde von seltener Reinheit war, den eingezogenen Erkundigungen zu Folge aber weder in Tirol, noch im Salzburgischen, noch in Kärnten selbst um diese Zeit ein Schießen Statt gefunden hat.

Stall, am 19. Dec. 1847. J. F. Z.

V.

Einnerungen an Hofgastein.

(1847.)

1. Ankunft.

Eine trübe Nacht umfängt die Runde,
Lauter tönt herauf aus tiefem Schlunde
Dumpfes Brausen durch der Ache Fall
Ueber Felsen, riesenhoch und kahl.

Mit der Hoffnung Flagge in dem Herzen,
Daß die Therme jahrelange Schmerzen
Lind're, eilt der Kranke möglichst schnell
Hin zum immerjungen Wunderquell.

Doch die Sterne heben ihre Schleier,
Und die Nacht in ihrer hehren Feier
Leuchtet hin zum heißersehnten Port,
Weisend auf des Himmels Schutz und Hort.

Laner wehen schon die Alpenlüfte,
Und der Blumenmatten würz'ge Düfte
Ziehen ein mit kaum geahnter Lust
In die Kammern der beklemmten Brust.

Sey willkommen mir zum dritten Male,
Wo im weltbekannten Alpenthale
Gottes reiche Wunderquelle fließt —
Sey mir, Herrliche, mit Lust gegrüßt.

Nimm den Pilger auf in deine Auen,
Ihn erfüllet gläubiges Vertrauen,
Oeffne ihm des Wassergeistes Born,
Brich der Lebensblume gift'gen Dorn.

J. P.

Haupt-Redacteur: Simon Martin Mayer. Schnellpreßdruck des Ferdinand Edlen v. Kleinmayr.

CARINTHIA.

Klagenfurt, Sonnabend den 8. Jänner 1848.

N^ro. Acht und dreißigster Jahrgang. **2.**

Geschichtliche Tageserinnerungen für Kärnten.

Am 7. Jänner (1609) belehnte Erzherzog Ferdinand II. den Ludwig Wurm mit Portendorf. — Am 8. J. (1365) erließ Rudolf IV. Herzog von Oesterreich einen Schutzbrief für das Stift St. Paul. — Am 9. J. (1555) starb Johann VI. Bischof von Gurk, aus der Familie der Schönburg. Sein Grabstein findet sich in der Domkirche zu Passau. — Am 10. J. (1513) bevollmächtigten die Stände Kärntens den Propsten Johann zu Oberdorf (Obervorf), den Leonhard von Kollnitz und den Veit Welzer auf den, am Mittwoche nach Invocavit (28. Feb.) zu Bruck an der Mur abzuhaltenden Landtag. — Am 11. J. (1806) rückte der französische General Villate mit seinen Truppen in Klagenfurt ein. — Am 12. J. (1362) verlieh Herzog Rudolf von Oesterreich dem Bischof Johann von Gurk die Reichsregalien. — Am 13. J. (1558) belehnte K. Ferdinand den Gilg Hörnler in der Tauchen mit einem Gute, genannt die Herrnhube. — Am 14. J. (1553) verlieh K. Ferdinand dem Veit von Halleg und dessen Bruder Andrä die von Görz herrührenden Lehen. — Am 15. J. (1541) verlieh K. Ferdinand dem Rathe Bernhard Khevenhüller von Aichelberg nach Ableben der Pfandinhaber von Ehrnau, das Schloß Glanegg sammt Zubehör pfandweise.

I.

Sonette.

1. Wo schläft der Schmerz?

Wo schläft der Schmerz? Hört an, ich will euch's sagen.
Ein Waisenpaar geht zu der Mutter Grabe,
Es trägt mit sich all' sein ererbtes Habe;
Das nackte Grab erregt der Kinder Klagen.

„Ich geh' zur Stadt, dort um ein Kreuz zu fragen,
„Wart' Schwesterchen" — und nimmer kommt der Knabe.
Ein Räuberzug greift ihn im raschen Trabe,
Und hat die Beut' zum fernen Horst getragen.

Die Schwester harrt und ruft, und bangt und weinet,
Und Abend wird's, und kalt, die Nacht erscheinet.
Mit starrer Hand will sie ihr Bettlein machen;

Nah' bei der Mutter will sie wieder liegen,
Will an die Mutter sich wie immer schmiegen,
Sie schluchzt, und schläft — am nimmer zu erwachen!

2. Ende gut, Alles gut.

Schwer ist der Anfang! Es sind Trostes Worte,
Die uns der alte Spruch entgegen bringet.
Der Anfang nur ist schwer, doch müht euch, ringet,
Und aufgethan wird euch die Siegespforte.

„Die Zeit ist schwer!" — Die Klage aller Orte,
Sie ist nicht leer. Mit starrem Arm umschlinget
Der Winter euch, und kein Versuch gelinget;
Ermüdet nicht, vertraut dem höchsten Horte.

Der Frühling kommt, der Winter ist besieget,
Das Veilchen blüht, die munt're Lerche flieget,
Sie haben nicht gesä't und nicht gepflüget.

Doch deine Saat reift in des Sommers Gluth,
Die Ernte bringt der Herbst in sich're Huth.
Nur Muth! Denn Ende gut, ist alles gut.

3. Mord.

Ward in des Bruders Herz dein Dolch gestossen,
Von Mund zu Munde eilt die Schreckenskunde,
Ihr schreiet Jeder wie mit Einem Munde,
Und jede Zuflucht wird dem Kain verschlossen.

Kein Meer wäscht rein die Hand, die Blut vergossen,
Um Rache schreit des Herzens off'ne Wunde,
Verfluchet wird des Gräuels finstr're Stunde,
Gestoss'n der Ort, an welchem Blut geflossen.

Kein Dolch doch ist euch: Unrecht, Trug, Verrath,
Der Seele Mord ist keine Frevelthat,
Der Thränen Klage, der Verzweiflung Jammer,

Sie dringen nicht hinauf zur Himmels-Kammer,
Es rühret euch nicht des wunden Herzens Beben,
Das täglich stirbt, und dennoch fort muß leben!

— 11 —

II.

Das Kreuz am Wege.

(Fortsetzung.)

Noch hatte eine sternenhelle Sommernacht ihren Schleier nicht von den Gefilden gelüftet, auf denen süße Ruhe lag, da sah man schon nach der zweiten Morgenstunde die Schlafstube des Weitbauers erleuchtet. Er selbst hatte nur wenige Stunden geschlummert, und war nun eifrig beschäftigt, seinen alten Stutzen für die heutige Bärenjagd in guten Stand zu setzen. Mit dem ersten Hahnenrufe kam auch Annchens Bräutigam mit mehreren Jägern aus dem Dorfe. Es währte nicht lange, so zog die versammelte Jagdgesellschaft, Jäger, Treiber und Hunde aus dem Hause, und stieg raschen Schrittes die waldige und steile Anhöhe hinter der Ortschaft hinan, um noch vor Sonnenaufgang auf ihrem Anstand einzutreffen.

Wenn sich ausländische Schriftsteller bemühen, den Muth und die Beharrlichkeit in Ertragung von Strapatzen bei den Jägern ihres Volkes zu rühmen, so glaube ich nicht minder, dasselbe mit noch besserem Rechte von den Jägern Tirol's und unseres bergigen Hochlandes erwähnen zu müssen. Noch heut zu Tage geben sie uns mehr als Einen Beweis ihres persönlichen Muthes, den sie im Kampfe mit den Thieren des Waldes, besonders mit Bären, an den Tag legten. Eine solche Bärenjagd gehört nicht selten zu einer lebensgefährlichen Unternehmung, und es künden mehrere Sagen, daß schon mancher Jäger der außerordentlichen Wildheit dieses Thieres, wenn es verwundet ist, unterliegen und seine Jagdlust mit dem Leben büßen mußte.

Immer näher kamen die Jäger zur Alpe. Der holperige schmale Weg führte sie abwechselnd durch Gebüsch und Strauchwerk längs dem Rande einer tiefen Gebirgsschlucht aufwärts, in dessen Tiefe ein Gebirgsbach im jähen Laufe dahintoste. An der Mündung dieser Schlucht blieben die Treiber mit den Hunden, die Jäger aber stellten sich in angemessenen Zwischenräumen auf der Kante des rechtseitigen Felsenabhanges auf. In dieser schauerlichen Oede hoffte man sicher den Bären zu treffen. Im Osten war es mittlerweile helle geworden, die gegenüber emporstarrenden hohen Scheitel der Gebirge tauchten glänzend aus dem Dunkel, das noch die Tiefen der Thäler füllte. Schweigend und mit möglichster Vorsicht jedes Geräusch verhüthend, stiegen der alte Veitbauer und dessen künftiger Schwiegersohn den steilen Pfad hinan. Sie hatten sich den höchsten Anstand vorbehalten, und beeilten sich, frühzeitig genug dort anzukommen. Da erscholl plötzlich ein dumpfer Laut und bald darauf das heftige Rauschen eines Baumes am Fuße des Abhanges, der hier mit Laub- und Nadelholz bedeckt war. Der Veitbauer horchte hoch auf und blickte forschend in die Tiefe. Von Neuem ertönte das Rauschen und ein dumpfes Murren. „Den Hahn gespannt," befahl jetzt halblaut der Veitbauer seinem Genossen, und seine Gesichtszüge überflog ein jugendlicher Ausdruck. „Dort ist der Bär!" er wies mit der Hand nach einer hohen, astreichen Buche, die in der Mitte eines kleinen Rasenplatzes von den übrigen Bäumen getrennt war. Mit schnellen Worten empfahl er dem Müllbauer die möglichste Stille auf dem Anstande, er selbst aber eilte dem verhängnißvollen Baume zu. Während der Veitbauer durch einen Umweg meistens über losgerissene Felsenstücke und durch verschlungenes Gesträuche mühsam auf den Kampfplatz eilte, stand der auf den Ausgang dieses Wagestücks höchst gespannte Schwiegersohn wie angewurzelt auf seinem Posten und beobachtete den Bären, der durch das Herabschütteln von Bucheneicheln sich einen Morgenimbiß verschaffen wollte. Er war von ziemlicher Größe und rüttelte aufgerichtet mit seinen Vordertatzen mit leichter Mühe an der Krone des Baumes, als sepen ihre Aeste nur dünne Zweige, während seine Hinterpfoten sich auf zwei Aeste stemmten. So am Stamme emporgerichtet, gab das Thier Brust und Unterleib zum sicheren Schusse preis. Da krachte des Veitbauers Stutzen, und vielfach wiederhallte der Schuß von den Felsen, und gleichzeitig erscholl das Lärmen der Treiber und das Gebell der Hunde. Kaum war der Schuß gefallen, so erfolgte ein schnelles und heftiges Gebrülle, und in demselben Augenblicke sah man den Bären vom Baume herabgleiten und sich am Boden wälzen. Laut jauchzend sprang der Veitbauer hinter dem Gebüsche hervor, und stand im Begriffe, mit hochgeschwungenem Gewehrkolben dem Bären den Rest zu geben, das verwundete Thier aber richtete sich beim Anblicke des Jägers schnell empor und sprang im höchsten Grimme auf denselben los. Kaum hatte dieser noch Zeit, nach einem fruchtlos mit dem Gewehre geführten Streiche hinter einen niedern Busch zu springen und in größter Hast den nächststehenden Baum zu erklettern, als schon das wüthende Thier denselben zu ersteigen drohte. Jetzt war eine schnelle Hilfe nothwendig, denn der Veitbauer schrie laut nach seinem Schwiegersohne, ihm zu helfen, und zu den Bitten des Alten mischten sich das laute Murren und Toben des Ungeheuers. Der Eidam, durch die schnelle Entwickelung dieses unglücklichen Ereignisses außer Fassung gebracht, schoß blindlings nach dem Bären, da die Entfernung in gerader Richtung nicht außer Schußweite lag, und lief, seinen Schwiegervater im Stiche lassend, ebenfalls hilfeschreiend zum nächsten Jäger. Unterdessen kehrte der angeschossene Bär seine ganze Wuth gegen sein vermeintes Opfer. Der dünne Stamm des Baumes beg sich unter dem Gewichte seines Erkleigers, und der Gewalt der Erschütterung, die der Bär mit seinen Vordertatzen bewirkte, um den Jäger von dort herabzuschütteln. Noch ein frischer starker Stoß an dem Stamme, und das Krachen abbrechender Aeste, so wie ein schwerer Fall auf den dröhnenden Waldboden zeigten an, daß der beklagenswerthe Waidmann vom Baume herabgestürzt sey. Zum Glücke nicht hoch herabgefallen und durch einen niedrigen Busch vor dem ersten Anfalle des durchbrechenden Thieres geschützt, erhob sich der Veitbauer zeitlich genug auf seine Beine, und stürzte sich, da er keine Zeit zum Entfliehen hatte, unter den Bauch des aufgerichteten Bären, der, mit weitgeöffnetem Rachen seine langen scharfen Zähne fletschend, ihn zu zerreißen drohte. Hier suchte sich der Waidmann durch kräftiges Anklammern an den Leib des Thieres gegen dessen Bisse zu schützen. Jetzt sah man die beiden Massen auf dem unebenen Boden sich fortwälzen. Immer näher ertönte das Gebell der Jagdhunde, das Geschrei der zu Hilfe eilenden Jäger, doch immer noch zu weit für die Größe der Gefahr. Der Veitbauer suchte mit dem ganzen Kraftaufwande seiner Rechten die Kehle des Bären zu schnüren und sich über ihn zu erheben. Doch mit der unermeßlichen Kraft eines solchen Thieres wehrte sich der Bär um sein Leben, welches unter der Faust des starken Jägers zu enden drohte, er bäumte sich heftig, und bald wäre dem schon der Erschöpfung nahen Veitbauer die nöthige Kraft gewichen, noch stärker schrie er jetzt um Hilfe; da krachte ganz in seiner Nähe ein Schuß, und das wilde Thier streckte röchelnd seine Glieder und verendete. Ein Bursche sprang unter den Bäumen hervor, und befreite den ohnmächtigen Waidmann von der Last des getödteten Bären. Der Veitbauer hatte sich schnell erholt. Als er die Augen aufschlug und sich emporrichten wollte, wäre er beinahe wieder auf die Erde zurückgesunken, denn sein Retter, zu dem er seine Hand dankbar ausstrecken wollte, war Martin. Dieser hatte die Nacht schlaflos in einer verlassenen Waldhütte zugebracht und hatte

diese mit dem frühesten Morgen verlassen. Sein Weg führte ihn nahe der Stelle vorüber, wo sein ehemaliger Brotherr mit dem Bären rang; er hörte dessen Hilfgeschrei, und eilte, uneingedenk der erlittenen gestrigen Unbilde, zur Rettung herbei. Wenige Minuten später, und Annchens Vater hätte den Klauen des Bären unterliegen müssen.

Jetzt kamen auch mehrere von den übrigen Jägern herbei. Unter ihnen war auch der Müllbauer. Alle stutzten, als sie Martin an der Seite des Veitbauers und des erlegten Bären sahen. Der Alte erhob sich mühsam vom Boden, auf dem er, noch immer ermattet vom Ringen, ausgestreckt mit gequetschten Gliedern lag. Er suchte vergebens seine Beschämung durch Martin's Edelmuth zu verbergen, dem er nun sein Leben zu verdanken hatte.

Martin brach zuerst das Schweigen zwischen ihm und dem alten Veitbauer. Er schüttelte, fröhlich, daß ihm eine gute That gelungen war, dessen Rechte, und sprach mit vergnügtem Lächeln: „Nicht war, Vater, Ihr habt mich dennoch zu einem Dienste brauchen können? Doch jetzt werdet Ihr mir nichts Böses mehr nachsagen wollen?“

„Vergiß Martin, was ich dir gestern Leides gethan, ich sehe mein Unrecht ein, und danke nächst Gott und der heiligen Mutter Gottes von Lavant nur dir die noch zu lebenden Tage meines irdischen Wallens. — Ich lasse dich nicht fort in deine Heimath; bleibe wieder bei mir, es soll dein Schade nicht seyn!“

Martin, zufrieden mit dieser Genugthuung von Seite des Vaters seiner Geliebten, ließ sich auf dessen wiederholten Antrag und durch das Zureden der übrigen Jäger — mit Ausnahme des Müllbauers — bewegen, wieder als Ochsenhirt im Dienste des Veitbauers auf der Alpe zu verbleiben. Jetzt ließ man die Branneweinflasche zur Stärkung im Kreise herumwandern. Und während Einige die Größe des Bären und des Veitbauers kühne Entschlossenheit zum Kampfe mit einem solchen Thiere bewunderten, hieben Andere mächtige Tannenäste ab und bildeten daraus eine Unterlage, um den todten Bären auf denselben den Berg hinabzuschleifen. Als man sich zum Aufbruche anschickte, da beseglete nochmals ein warmer kräftiger Handschlag den Freundschaftsbund zwischen Annchens Vater und Martin, der wieder mit heiterer Seele auf die Alpe zurückkehrte. Minder günstig war dieses heutige Ereigniß für Annchens Verlobten. Der alte Veitbauer machte ihm zwar keinen Vorwurf, daß er zur Zeit der höchsten Noth ihn ohne Hilfe gelassen habe; aber er mied von nun an absichtlich jedes öftere Zusammenkommen mit seinem Eidame, so wie die geringsten Anstalten zur Beschleunigung des Ehebündnisses seiner Tochter zu treffen.

Es war am Beginne des Erntemonates im Jahre 1809, als französische Colonnen zum zweiten Male von Kärnten aus in's Land Tirol einfielen. Unangefochten überschritten sie die Grenzmarken außerhalb Oberdrauburg. Als sie aber gegen Krysanten anrückten, wurden sie von dem tirolischen Landsturme aufgehalten, der sich hier verschanzt und die Passage gesperrt hatte. Doch befanden sich diese Vaterlandsvertheidiger in Hinsicht auf Bewaffnung und Einheit nicht in jenem Zustande, um den kampfgeübten Feinden, die eine zahlreiche Reiterei und mehrere Kanonen mit sich führten, einen kräftigen Widerstand entgegensetzen zu können. Es fehlte auch nicht an Männern, welche die Wehrmänner auf die Fruchtlosigkeit ihres Unternehmens mit Gefahr ihres Lebens aufmerksam zu machen suchten, denn die Erbitterung gegen die Franzosen und die Begierde, mit ihnen sich zu schlagen, hatte die Wehrmänner taub gegen vernünftige Vorstellungen gemacht, und sie erblickten in Jedem, der von Frieden sprach, nur einen Landesverräther. Die übrige Thalbevölkerung, welche an dem Landsturme nicht Theil nehmen konnte, suchte größtentheils sich und ihre beste Habe in die Wälder und auf die Gipfel der Berge zu retten.

Auch Martin hatte bei der Kunde von dem Anrücken der Feinde die Alpe verlassen und sich statt des Veitbauers an die Wehrmänner des Dorfes angeschlossen, um gegen Krysanten zu ziehen. Bis außerhalb der letzten Häuser begleitete ihn die Familie des Veitbauers. Als er nun, das letzte Lebewohl sagend, jedem Einzelnen die Hand both, da sah er Annchens Blick in Thränen schwimmen. Er riß sich hastig von ihnen los, und verschwand bald aus ihren Blicken. — Das Gefecht bei Krysanten dauerte nicht lange. Der Landsturm zerstob nach allen Seiten, durch die Gewalt der feindlichen Waffen aus seiner Stellung vertrieben, und eilte, gedeckt durch die nahe Waldung, nach den sonnseitig gelegenen Höhen des Gamberges zu. Die rechte Flanke der Wehrmänner, welche sich an's linke Drau-Ufer lehnte, mußte ihren Rückzug über die Ebene nehmen, da auf der einen Seite der Fluß und auf der anderen die feindlichen Truppen den Ausweg versperrten. Jetzt waren die letzten Landstürmer dieser Abtheilung aus ihrer Stellung geworfen und am meisten der Verfolgung des Feindes ausgesetzt, weil die niedrigen Gebüsche und offenen Felder auf ihrer Flucht keine Vortheile bothen. Hier befand sich auch Martin mit seinen Kameraden aus dem Dorfe. Als er die gänzliche Auflösung und wilde Flucht seiner Kampfgenossen sah, zog auch er sich mit einigen Gefährten zurück. Da brach plötzlich eine Abtheilung feindlicher Reiter aus der Waldung hervor und hieb auf die flüchtigen Wehrmänner ein. Vergeblich ermunterte Martin die Fliehenden, gegen die Verfolger Stand zu halten. Jetzt sah er eben einen Reiter das Schwert nach einem fliehenden Wehrmanne ausholen, da faßt er, wenige Schritte von den Feinden entfernt, festen Fuß, und schießt den Franzosen vom Pferde. Unter lauten Flüchen sporneten die Uebrigen, um den Tod ihres Kameraden zu rächen, ihre Pferde, und setzten dem davon eilenden Martin nach, der nach weggeworfenem Gewehre seine Zufluchtsstätte in einem nahen Maisacker nahm. Sie umzingelten das kaum ein halbes Joch messende Grundstück und durchsprengten dasselbe nach allen Richtungen. Lechzend nach Mord, forschten ihre Blicke vergebens nach Martin. Da ertönte plötzlich das Zeichen, welches die feindlichen Reiter zusammenrief. Unter tausend Verwünschungen, weil ihnen das Opfer ihrer Rache entgangen war, sprengten sie, treu ihrer Pflicht, davon.

(Die Fortsetzung folgt.)

III.

Einnerungen an Hofgastein.

(1847.)

2. Der Morgen.

In Rosaduft gehauchtem Kleide,
Das Lockenhaar voll Thaugeschmeide
Steigt durch des Ostens Silberthor
Aurora's Goldgespann empor.

Sie haucht zur frühen Tageweihe
Der Türchelwände lange Reihe
Mit sanftem Purpurschimmer an,
Und bricht der Königssonne Bahn.

Und sie, die Hehre, kömmt gezogen
Nun auf des Lichtes Aetherwegen,
Vom Strahlenheere, wie umlaubt,
Und krönt des Gamskahr's dreifach Haupt.

Und neugestärkt erwacht das Leben,
Das mild' der junge Tag gegeben, —
Der Gottheit Hand berührt uns nah',
Und kräft'ger sprudelt Siloah.

Vom Himmel träufelt ihre Spende,
Sie schlingt die weichen Mutterhände
Allmildernd um den kranken Sohn,
Beut des Vertrauens reichen Lohn.

Wie von der Alpen saft'gen Weiden
Die Heerden neugekräftigt scheiden,
Kehrt mit des Lebens gold'nem Vließ
Er heim aus diesem Paradies.

Ihm ward' ein neuer Lebensmorgen,
Und murb'ger trägt er Last und Sorgen,
Des Dankes Zähre glänzt im Blick',
Denkt an den Heilquell er zurück.

J. P.

Notizenblatt.

(Gutta-Percha.) Die „Overland Singapore Free Press" vom 5. Aug. 1847 enthält von einem Arzte, Th. Orley, eine umständliche Schilderung des Baums, der Art, wie man die Gutta-Percha gewinnt, und der Anwendung dieses merkwürdigen Stoffes, der bereits in Europa zu so mannigfaltigem Gebrauch dient, und mit der Zeit dem Lederverbrauch einen bedeutenden Eintrag thun wird. Der Baum, eigentlich Gutta-Tuban genannt, indem der Gutta-Percha-Baum eine unechte Waare liefern soll, gehört zu der Familie der Sapoteen, ist aber von allen beschriebenen Gattungen so verschieden, daß er wohl wahrscheinlich eine neue bildet. Der Baum ist 60 bis 70' hoch und 2 bis 3' dick. Die Blumen sind winkelständig, 1 bis 3" in den Winkeln (axile), auf kurzen gekrümmten Blüthenstielen und zahlreich längs der Enden der Zweige, die Blätter etwa 4" lang, von lederartiger Consistenz, abwechselnd, verkehrt eirund, lancettlich, die obere Oberfläche blaßgrün, die untere mit dichten, kurzen, röthlich braunen Haaren bedeckt. Eine Frucht konnte Orley bis jetzt nicht finden. Dieser Tuban-Baum war ziemlich zahlreich auf der Insel Singapur, die größten Bäume fand aber hier so ziemlich gefällt. Indeß scheint der Baum eine ziemlich weite Verbreitung zu haben, da man ihn auf der ganzen malayischen Halbinsel bis Pinang findet. Einer Angabe nach muß er auch noch in Birma wachsen, denn die Art, wie die Birmanen die Gutta-Percha gewinnen, indem sie den Baum bloß anbohren, wird gelobt, im Gegensatz gegen die der Malayen und Chinesen, welche bis jetzt die großen Bäume fällten, um den bald sich verdickenden Saft zu erhalten. Auch auf Borneo ist der Baum zu Hause und wahrscheinlich auf sämmtlichen benachbarten Inseln. Er liebt namentlich den angeschwemmten Boden am Fuße der Berge, wo er üppig gedeiht, und an vielen Stellen den Hauptbestand des Waldickichts bildet. Die Verwendung der Gutta-Percha in chirurgischer Beziehung, namentlich bei gebrochenen Gliedern, wird besonders hervorgehoben, und als ganz unvergleichlich geschildert.

Meteorologische Beobachtungen zu Klagenfurt.

December 1847.	Luftdruck in P. Linien auf 0° reducirt.			Lufttemperatur in Reaumur's Graden.			Dunstdruck in P. Lin. nach dem Psychrometer.			Winde.			Witterung.			Reg. u. Schnee P. Zoll hoch.
	Größter	Kleinster	Mittlerer	Größte	Kleinste	Mittlere	Größter	Kleinster	Mittlerer	Morgens	Mittag	Abend	Morgens	Mittag	Abend	
23.	320·6	319·7	320·1	+ 0·5	— 2·9	— 0·1	1·8	1·3	1·7	SW	SW	SW	trüb	trüb	trüb	—
24.	320·9	320·0	320·3	— 1·2	— 1·0	— 0·3	2·0	1·8	1·9	NW	SO	W	detto	detto	detto	—
25.	323·0	321·5	322·4	— 0·8	— 1·2	— 0·5	1·8	1·8	0·8	W	SO	SO	detto	detto	detto	—
26.	323·3	323·0	323·1	— 1·2	— 3·0	— 1·2	1·8	1·6	1·7	O	O	O	detto	detto	Schnee	—
27.	323·0	321·4	322·2	— 2·0	— 6·0	— 3·4	1·5	1·0	1·3	NO	O	SO	Schnee	Schnee	detto	0·31
28.	323·0	321·8	322·4	— 1·2	— 5·7	— 3·2	1·5	1·0	1·3	SO	SO	SW	trüb	trüb	trüb	0·06
29.	323·2	322·9	323·0	— 0·5	— 3·5	— 2·1	1·8	1·2	1·3	SW	W	O	detto	detto	detto	—
30.	321·1	320·5	320·9	— 1·6	— 5·2	— 4·0	1·8	1·0	1·3	W	O	SO	O u. W.	detto	detto	—
31.	320·8	319·0	320·0	— 0·5	— 4·1	— 1·9	1·5	1·1	1·3	W	SW	SW	trüb	detto	detto	—
Im Dec.	326·0	311·6	321·7	+ 6·2	— 7·2	— 0·8	3·0	0·8	1·4	Mittlere Windrichtung: N. 85° O.						1·79
3. Jahre 1847.	328·5	311·6	320·7	+27·8	— 18·1	+ 5·9	8·5	0·1	2·5	Mittlere Windrichtung: SW.						40·90

Haupt-Redacteur: Simon Martin Mayer. Schnellpreßdruck des Ferdinand Edlen v. Kleinmayr.

CARINTHIA.

Klagenfurt, Sonnabend den 15. Jäner 1848.

Nro. Acht und dreißigster Jahrgang. **3.**

Geschichtliche Tageserinnerungen für Kärnten.

Am 16. Jänner (1494) erließ K. Maximilian I. an den Landeshauptmann in Kärnten den Befehl, die Landleute bei ihren Rechten zu belassen, und ihre Salzfuhren nicht zu hindern. — Am 17. J. (1808) wurde die Vermählung K. Franz I. mit der Erzherzogin Maria Ludovika auch in Klagenfurt gefeiert. — Am 18. J. (1692) beantragte die Verordnete Stelle in Kärnten den Landobristen Christoph David Grafen von Urschenbeck 600 Mann Fußvolk als Contingent zu den von den drei innerösterr. Landen zu stellenden 2000 Mann anzuwerben. — Am 19. J. (1525) gestattete Erzherzog Ferdinand die Einfuhr des Hallischen Salzes in Kärnten. — Am 20. J. (1553) bat Hieronymus von Ehrnau um Verleihung der Veste Moosburg an die Söhne seines verstorbenen Bruders Georg, Ulrich und Leonhard von Ehrnau. — Am 21. J. (1553) verlieh K. Ferdinand dem Anträ Seenuß für ihn und seine Brüder Hieronymus und Melchisedech eine Schwaig an der Gurk und eine Hube bei St. Paul unter der Alm. — Am 22. J. (1674) verkaufte Peter Philipp Bischof zu Bamberg an Hanns Erasmus Magerl zum Dornhof eine Mühle bei Feldkirchen.

I.

Dem P. T. Hochwürdigen Herrn

Gurker Diöcesan-Senior

zum

fünf und neunzigsten Geburt- und Namenstage.

(Am 16. und 17. Jänner 1848.)

Sonett.

Der Herr der Ewigkeiten und des Lebens
Erhört gewiß mein und so Vieler Flehen:
Sechs Jahre noch, das Hundert voll zu sehen,
Wünscht Jeder Dir, und — will's Gott — nicht vergebens.

O säh'st Du, Edler, in Erfüllung gehen,
Was so natürlich Ziel auch Deines Strebens!
Indeß gilt mehr als Leben Dir Zeit Lebens
Der Satz: Des Ew'gen Wille mög' geschehen.

Ich selbst vernahm es einst von Deiner Lippe:
„Ich lebe gern', doch fürcht' ich nicht die Hippe,
Freund Hain's, er komme, wann der Herr ihn sendet."

Die Weisheit, die Ergebung wird bewundert,
Und macht Dich werth noch mehr der Jahr' als hundert,
Verdient Dir, was nur Gott den Besten spendet.

Maronschnig.

II.

Das Kreuz am Wege.

(Fortsetzung.)

Mit dem Gesichte zur Erde gewendet, lag Martin in einer Furche des Maisackers ausgestreckt, in beständiger Furcht, von den Hufen der über ihn hin und wieder sprengenden Rosse zerstampft zu werden. Aber die Hand jener höheren Macht, die den Lebensfaden der Menschen hält und ihre Schicksale leitet, war schirmend über Martin ausgestreckt: unversehrt schlich er mit Anbruch der Nacht aus seinem Schlupfwinkel hervor und gelangte glücklich zu den Seinen.

Doch das Haus des Veitbauers, wo er schon lange aufgehört hatte, ein Fremder und Knecht zu seyn, sollte dem kampfbegierigen Wehrmanne keine sichere Zufluchtstätte mehr gewähren. Denn schon nach einigen Tagen kamen französische Soldaten in's Dorf, die ihnen angezeigten Wehrmänner zu haschen und der schwersten Strafe zu überliefern. Für die Einbringung Einiger von ihnen war sogar eine Geldbelohnung vom französischen Generale bestimmt und Martin für vogelfrei erklärt, weil er den feindlichen Reiter, der eine höhere Charge begleitete, getödtet hatte. Frühzeitig genug entging er für dießmal den Nachstellungen der französischen Soldaten, die trefflich von Allem unterrichtet schienen, durch eine schnelle Flucht in die nahe Waldung; doch konnte er nicht länger der Veitbauer einer drohenden Gefahr ausgesetzt wissen, welche über ihn bei einer Anzeige, daß er dem Geächteten eine sichere Unterkunft und Unterstützung zu Theil werden ließ, hereingebrochen wäre. Martin beschloß daher, die Gegend auf so lange Zeit zu verlassen, bis er wieder ohne Gefahr für sein Leben und seine Freiheit zurückkehren könnte.

Die Soldaten waren aus dem Dorfe wieder fortgezogen, und so konnte Martin ohne Scheu das Ge-

höfte des Veitbauers betreten, um von ihm und seinem Annchen Abschied zu nehmen.

Es war an einem Sonntage. Die Sonne neigte sich bereits hinter die Scheitel des waldigen Gebirges, an dessen Fuße das mächtige Schloßgebäude Bruck mit seinem hohen Wartthurme sich erhebt und einst ein Lieblingsaufenthalt der Grafen von Görz gewesen war; da eilte ein Landmann, ganz vom Schweiße triefend, über die Drau-Brücke dem Städtchen zu, und schlich, behutsam herumblickend, in das Haus, wo der feindliche General Ruska seine Wohnung hatte.

Dieser befand sich eben in seinem Zimmer bei einem üppigen Mahle, der Gewohnheit gemäß beinahe entkleidet. Mehrere Offiziere seiner Truppen leisteten ihm Gesellschaft zu den nächtlichen Bachanalien. Da trat die Ordonnanz herein und flüsterte dem Generale einige Worte zu.

„Gut! sehr gut!" rief er mit lauter Stimme, nickte mit dem Haupte und schlug sich mit den flachen Händen ganz vergnügt lächelnd die feisten Lenden. — „Bringt den Mann sogleich herein!"

Mit gesenktem Haupte und scheuen Blicken trat der Bauer in's Zimmer, seine Schritte waren schwankend, und mit den Händen drehte er beständig die Krempe seines Hutes. „Komm näher, braver Tiroler," rief Ruska im gebrochenen Deutsch dem Eintretenden zu; „also du willst mir jenen schurkischen Briganti überliefern, der meinen braven Devigni bei Krysanten vom Pferde schoß?"

Der Bauer bejahte es mit klangloser Stimme.

„Gut! gut!" fuhr der General freudig lächelnd weiter: „Aber welchen Preis verlangst du für deine That?"

„Keinen," versetzte der Bauer: „bloß strenge Geheimhaltung meiner Anzeige. Aber das Unternehmen muß heute noch ausgeführt werden, denn morgen kann es nicht mehr geschehen!"

Der General ließ sich noch die näheren Umstände angeben, und beordrete sogleich die nöthige Mannschaft zur Habhaftmachung des Martin. — Eine kleine Stunde später marschirten zwölf französische Soldaten in der Abenddämmerung aus Lienz. In ihrer Mitte führten sie einen Landmann, dessen Hände leicht auf den Rücken gebunden waren, und schlugen ihren Weg nach Lavant über die Drau-Brücke ein.

Die Wirthsstube zu Lavant war heute, an einem Sonntagsabende, noch spät mit Gästen besetzt, obgleich der Zeiger an der hölzernen Schwarzwalder-Uhr bereits die neunte Stunde wies. Das zur Heiterkeit geneigte Naturell der Tiroler gab sich in frohen Liedern kund, welche mehrere Bursche der Ortschaft in Gesellschaft mit älteren Männern bald einzeln, bald zusammen absangen, oder verkürzten sich die Zeit des Abends mit Gesprächen über die jüngsten Ereignisse und das Walten der eingedrungenen Feinde.

In der Mitte der Stube, gerade der Thüre gegenüber, saß Martin, von seinen Kameraden umgeben. Beinahe alle Dorfbewohner hatten den Freundling wegen seiner edlen Handlung an dem Veitbauer liebgewonnen; man hielt es für keine Schande mehr, in seiner Nähe zu weilen, sondern man trug vielmehr Mitleid mit Martin, daß er, als ein für vogelfrei erklärter Mann einer beständigen Gefahr ausgesetzt sey. Offene Feinde hatte er keine im Dorfe zu fürchten, deßhalb erschien er heute ungescheut beim Gottesdienste und Abends auf das Zureden einiger Bursche im Wirthshause, und erklärte laut, daß er morgen Tirol zu verlassen Willens wäre. Trotz der freundlichen Zusprache seiner Genossen und seinem sichtbaren Bestreben, heiter zu scheinen, merkte man es deutlich, daß das Gemüth des Burschen ergriffen sey, sein Herz eine wunde Stelle haben müsse. Der Blumenstrauß auf seinem Hute, den Annchen heute gepflückt und mit eigenen Händen vor dem Kirchgange auf seinen Hut gesteckt hatte, war somit ein grelles Abzeichen zu seiner inneren Stimmung. War's der schmerzliche Gedanke an Annchens verlornen Besitz, denn der Müllbauer drang jetzt auf die baldige Hochzeit, oder war es die Ahnung seiner nahen Todesstunde, die ihm sein Herz belastete? Während die Gäste in der Stube sich belustigten, umzingelten unerwartet französische Soldaten das Wirthshaus und besetzten die Hausthüren. Ein Theil von ihnen drang mit möglichster Stille in das Vorhaus, dort hielten sie vor der Stubenthüre an; der Landmann, der sie hieher führte, zeigte durch die halbgeöffnete Thüre auf Martin. Der ihm zunächst stehende Soldat, der beste Schütze unter den Feinden, horchte mit funkelnden und mordlustigen Blicken auf alle Merkmale, die der Verräther ihm von Martin zuflüsterte. Dieser hatte sich so eben von seinem Sitze erhoben und trank einem Kameraden Bescheid.

„Stoß an, Bruder!" rief wieder ein anderer Zecher dem Aufgestandenen zu: „wir wollen heute zum Lebewohl noch eines trinken. Vielleicht tummeln wir uns wieder einmal mit den Blauröcken, dann wollen wir wieder fest zusammenhalten."

„Ja, das wollen wir Alle!" schrien die vom Getränke erhitzten Burschen. „Viel Glück auf's nächste Mal!"

Jetzt nahm wieder Martin das Wort und hielt ein volles Glas zum Trinken empor.

„Ja, das sage ich euch, die Franzosen werden nicht für immer in unserer Heimath bleiben. Darum es lebe das Tiroler-Land!"

„Und dein Annchen dazu," ergänzte schalkhaft lächelnd ein Bursche.

Martin schwang von Neuem das Glas und rief freudig: „Ja, des Veitbauers Anna soll" — da krachte plötzlich ein Schuß durch die Thüre — Martin that einen halb erstickten Schrei, und sank röchelnd zusammen. Eine Kugel war ihm mitten durch die Brust gedrungen.

Bleich vor Schrecken und Bestürzung, sahen jetzt die übrigen Gäste französische Soldaten in die Stube dringen und sich des halbgetödteten Martin bemächtigen. Das Blut strömte wie ein frischer Quell aus

seiner Wunde, aber kein Laut des Schmerzes, nur unterbrochene leise Seufzer entschwebten seinen Lippen. Der starke Gewehrschuß rüttelte die meisten Bewohner des Dorfes aus dem Schlafe. Einem Zecher war es gelungen, aus dem Wirthshause zu entkommen, er lief nach der Wohnung des Veitbauers, das Unglück Martin's dort zu verkünden.

Der Alte weinte vor Schmerz wie ein Kind, Annchen rang die Hände, ihr lautes Weinen erfüllte das ganze Haus. Endlich klammerte sie sich an ihren Vater und zog ihn mit sich zum Wirthshause fort.

In der Zwischenzeit waren dort auch mehrere Dörfler zusammen gekommen und drängten sich zum Hausthore. Auch der Müllbauer erschien mitten unter den Zusehern, erkundigte sich nach dem Vorgefallenen, und mit lauter Stimme betrauerte er das schwere Verhängniß des unglücklichen Martin. Der Anführer der französischen Soldaten verlangte unter heftigen Drohungen eine Fuhre für den tödtlich verwundeten Briganti, die ihm der Wirth hartnäckig verweigerte. Da erboth sich der Müllbauer, aus Mitleid, wie er sagte, ein Pferd und einen Leiterwagen zu stellen. Mit der Ankunft des Veitbauers war auch schon des Müllbauers Fuhrwerk beim Wirthshause angekommen. Martin wurde auf das Strohbündel im Wagen geworfen. Die Soldaten gestatteten Niemanden, sich dem Wagen zu nähern, und so mußten sich Annchen und ihr Vater damit begnügen, das blasse Angesicht Martin's beim grellen Scheine der Lichter, als man ihn auf den Wagen hob, nur von ferne gesehen zu haben. Martin war ohnmächtig, er hörte nicht die herzzerreißenden Jammertöne Annchens und das Schluchzen der Uebrigen. Jetzt rollte das von den Soldaten umgebene Fuhrwerk fort aus dem Dorfe.

(Der Beſchluß folgt.)

III.

Erinnerungen an Hofgastein.

(1847.)

3. Bei einem Spaziergange.

Welch' herrliches Gemälde, eingeſchloſſen
Durch hohe Alpenzüg', entrollt ſich hier,
Vom Gletſcherbach' der Länge nach durchfloſſen
Lacht Feld und Wieſe dir, des Thales Zier.

Durch tiefe Felſenſchluchten, baumumſchlungen,
Seh'n braune Weiler aus der Wieſen Grün
So friedlich auf des Thales Niederungen
Herab, und wie der Ache Wogen fliehn.

Des Gamskahrs höchſter, weidereicher Rücken
Zeigt manchen Wanderer, der oben weilt,
Deß' Auge mit des Alpenfreundes Blicken
Entzückt von Felſenſpitz' zu Spitze eilt.

Ihm gegenüber die Erzwieſe ſtarret
Unheimlich in das blumenreiche Thal,
Die, ſonderbar! des Glücklichen noch harret,
Der eindringt in der Felſen gold'nen Saal.

Mit Bangigkeit erfüllt ſie, der ſie ſchauet
Mit ihrem ſchneebedeckten Felſenwall',
Und doch lockt ſie, wie's auch dem Herzen grauet,
Vernimmt die Sage man vom Knappenmahl.

Des Menſchen Hang nach dem, was ihm verborgen,
Nährt jene ſehnſuchtsvolle rege Scheu,
Er mehret ſo das große Heer der Sorgen,
Was ihm verſagt — verfolget er auf's Neu'.

Des Berges rothes Gold, das einſt gediegen
In ſeinen Eingeweiden lockend brach,
Sah die bethörte Vorzeit bald verſiegen,
Des Thal's Verarmung folgte eilend nach.

Doch nie verſiegt der Gottheit Vatergüte —
Und für das oft mißbrauchte böſe Gold,
Für das in Haß das Menſchenherz erglühte,
Und das nur wenigen Erwählten hold —

Erſchloß der Herr, der immer Segen bringet,
Im nahen Graukogl einen heil'gen Schacht,
Aus dem der Wunderquell hriſſprudelnd dringet,
Der Leiden nie, doch Heilung oft gebracht.

Einſt warſt du reich an vielen edlen Erzen,
Gasteinerthal! Doch reicher als zuvor
Beglückſt du nun der armen Menſchen Herzen,
Und dankend blickt das naſſe Aug' empor.

O Quelle! ſprudle fort aus deinen Tiefen,
Und lind're der Vertrauensvollen Noth,
Die mächt'gen Laute, die herauf dich riefen,
Verehrt der Menſch in dem Gebet' zu Gott.

J. P.

IV.

Tellurium.

Der Mechaniker aus Wien, Herr Anton Wagner, früher k. k. Oberlieutenant, hat unter dieser Benennung einen großen beweglichen Himmelsglobus, fünfthalb Schuh im Durchmesser, verfertiget, und denselben seit 12 Tagen hier (im Gasthofe zum „weißen Lamm") aufgestellt, der in vieler Hinsicht, besonders seines kunstreichen Mechanismus wegen, wodurch derselbe die wunderbaren Bewegungen der auf mathematisch-unumstößlichen Bahnen hingeleitenden Planeten und ihre combinirten Verhältnisse zu einander getreu nachahmt, jede Aufmerksamkeit und jedes Lob für den Verfertiger verdient, abgesehen von dem großen Nutzen, den derselbe beim Unterrichte der Jugend und jedes Wißbegierigen leistet, indem man hier auf die faßlichste und getreueste Weise alle diese Bewegungen plastisch dargestellt sieht, und dadurch in einer Stunde einen so klaren Blick in das Gebieth der Elementar-Astronomie macht, daß man davon die richtigsten Begriffe bekommt, zu dessen Realisirung auch bei einem talentirten Lehrling sonst Monate, selbst Jahre nöthig sind. — Dieser Himmelsglobus zeigt den gestirnten Himmel mit den vornehmsten Sternen bis zur siebenten Größe; die scheinbare Wanderung der Sonne durch die 12 Himmelszeichen; den Umschwung der Erde, zugleich mit dem Monde um die Sonne in einer Ellipse wie um ihre eigene Achse, wodurch sich das Ab- und Zunehmen der Tages- und Nachtlänge, der Grund der Tag- und Nachtgleiche der beiden Pole erklären; den Auf- und Untergang der Sonne für alle Orte der Erde; die Lage der Mondbahn gegen die Erdbahn, und somit die Erklärung der Sonn- und Mondfinsternisse; wie der Planet „Venus" uns, den Erdbewohnern, bald als Morgen-, bald als Abendstern erscheint ꝛc. ꝛc. — Wir halten uns verpflichtet, das wißbegierige Publicum unserer Stadt auf dieses eben so geniale, als nützliche Werk aufmerksam zu machen, um so mehr, da Herr Wagner nur wenige Tage mehr in Klagenfurt verweilt. — Die große Brauchbarkeit dieses Himmelsglobus zum Unterrichte besonders der Jugend muß gewiß allgemein den Wunsch erregen, daß ein solcher in jeder größeren Lehranstalt zu finden seyn möchte. — Der Preis von 250 fl. C. M. für ein solches Tellurium ist gewiß billig.

Notizenblatt.

(Correspondenz.) Aus Laibach vom 7. Jänner wird der Redaction dieses Blattes Folgendes geschrieben: Ich glaube Ihren Lesern, vorzüglich aber den Theaterfreunden, die schon dieser Tage den ihnen rühmlich bekannten Schauspieler Herrn Kunst auf einige Gastrollen erwarteten, mittutheilen, daß derselbe nach neun Gastbühne, die er hier unter dem allgemeinsten Beifall und mit dem glänzendsten Erfolge gegeben, von Laibach, einer früheren Zusage gemäß, direct nach Agram abgereiset ist, so gerne er von hier aus früher nach Klagenfurt gegangen wäre. Gegen den 20. Jänner längstens aber wird der Künstler ganz zuverlässig in Klagenfurt eintreffen, um auch dort sein Gastspiel zu eröffnen. (E. K.)

(Erdbeben.) In einer Correspondenz aus Adelsberg vom 28. December v. J. in der „Stiria" wird Folgendes berichtet: „Am 26. Dec. gegen 5 Uhr Morgens wurden wir durch ein Erdbeben aus dem Schlafe geweckt; der Stoß ging mit donnerähnlichem Getöse von Süden gegen Osten, und war so heftig, daß mehrere Gegenstände, selbst Mauertheile, herabfielen. Darauf trat eine drückende und stinkende Atmosphäre ein, welche selbst in die wohlverschlossenen Zimmer drang. Der Himmel umwölkte sich, und nach einer Viertelstunde brachte die Bora ein heftiges Schneegestöber, das noch immer fortdauert. Seit Allerheiligen haben wir Bruche von Wölfen, wovon erst kürzlich 5 dem hiesigen Kreisamte überliefert wurden."

Meteorologische Beobachtungen zu Klagenfurt.

Jänner 1838.	Luftdruck in P. Linien auf 0° reducirt.			Lufttemperatur in Reaumur's Graden.			Dunstdruck in P. Lin. nach dem Pöschrometer.			Winde.			Witterung.			Regen u. Schnee P. Zoll hoch.
	Größter	Kleinster	Mittlerer	Größte	Kleinste	Mittlere	Größter	Kleinster	Mittlerer	Morgens	Mittag	Abend	Morgens	Mittag	Abend	
1.	319·4	318·2	319·0	— 0·1	— 2·8	— 1·5	1·8	1·5	1·7	W	SO	SO	Schnee	Schnee	Schnee	0·31
2.	321·1	319·8	320·4	+ 1·7	— 2·0	— 1·0	1·8	1·5	1·7	SW	W	SO	detto	detto	detto	0·10
3.	323·7	323·0	323·3	+ 0·3	— 3·3	— 2·3	1·7	1·3	1·4	W	S	SW	Nebel	⊙u. R.	trüb	—
4.	324·0	323·5	323·8	— 0·8	— 3·8	— 2·4	1·5	1·2	1·4	NW	NW	NW	detto	trüb	detto	—
5.	322·6	321·5	322·0	— 2·0	— 5·0	— 4·1	1·3	1·2	1·2	W	W	NW	trüb	detto	detto	—
6.	320·7	320·0	320·3	— 4·1	— 7·0	— 5·9	1·2	1·0	1·1	NW	W	NO	detto	detto	detto	0·02
7.	320·1	319·2	319·6	— 4·2	— 9·2	— 5·7	1·0	0·8	0·9	SW	SO	O	detto	detto	detto	—
8.	319·0	318·5	318·8	— 6·3	— 9·8	— 7·8	1·0	0·8	0·9	O	O	O	detto	detto	detto	—
9.	319·8	319·4	319·6	— 3·2	— 7·2	— 4·2	1·5	1·0	1·2	O	SO	SO	detto	detto	detto	—
10.	321·8	320·6	321·1	— 0·7	— 3·8	— 2·2	1·6	1·2	1·4	SO	S	SW	detto	detto	detto	—
11.	322·8	322·1	322·4	+ 0·4	— 2·8	— 1·1	1·8	1·6	1·7	SO	SW	SO	detto	detto	detto	—
12.	322·9	320·8	322·0	+ 0·5	— 4·5	— 2·2	1·7	1·2	1·5	SW	O	SW	detto	detto	detto	—
Mitt.	321·5	320·5	321·0	— 1·5	— 5·1	— 3·4	1·5	1·2	1·3	Herrschende Winde: W. u. SO.						0·43

Haupt-Redacteur: Simon Martin Mayer. Schnellpreßdruck des Ferdinand Edlen v. Kleinmayr.

CARINTHIA.

Klagenfurt, Sonnabend den 22. Jänner 1848.

Nro. 4.

Acht und dreißigster Jahrgang.

Geschichtliche Tageserinnerungen für Kärnten.

Am 23. Jänner (1419) gebot Erzherzog Ernst der Eiserne dem Landeshauptmann Conrad von Kraigg die St. Veiter bei ihrem Eisenhandel zu schützen. — Am 24. J. (1553) verlieh K. Ferdinand dem Christoph Seenuß eine Hube zu St. Paul unter Horenberg. — Am 25. J. (1822) wurde der Fürstbischof von Lavant und Administrator des Erzbisthums Salzburg, Leopold Graf von Firmian, zum Erzbischof von Wien ernannt. — Am 26. J. (830) vergabte eine vornehme Kärntnerin Namens Baaz ihr eigenes Erbgut Malibindorf an die Kirche zu Freisingen. — Am 27. J. (1473) verlieh K. Friedrich III. dem Hanns Buelz ein Gut im Leßach zu St. Lorenzen im Pittersberger-Gerichte, als einstiges Görzer-Leben. — Am 28. J. (1600) hob Papst Clemens VIII. auf Ansuchen Erzherzogs Ferdinand den St. Georgen-Orden auf und das den Rittern zuständige Militärkleid kam an die Jesuiten. — Am 29. J. (1351) erließ Papst Clemens VI. eine Ablaßbulle für die Kirche des h. Vitus zu St. Veit.

I.

Erinnerungen an Hofgastein.

(1847.)

4. Der Abend.

Lang schon ruht im braunen Abendschatten
Dort die felsumstarrte feuchte Kluft,
Wo der Ache Fall laut donnernd ruft,
Aus dem Gneis der heiße Wunderquell
Sprudelt, wasserreich, krystallenhell,
Während das uralte Hofgastein
Noch umspielt der warme Sonnenschein,
Glitzernd auf des Thales Blumenmatten.

Welch' ein Schachbrett, reich an üpp'gen Feldern,
Prangend mit der schweren Aehren Gold,
Grüßt den Wanderer so freundlich-hold;
Unter emsig'er Schnitterinnen Hand
Fällt die Frucht, des Fleißes Unterpfand,
Und so wechseln Feld- und Wiesengrün
Bis zur Region der Alpen hin,
Bis zu immergrünen Lärchenwäldern.

Nun des Tages Leuchte hier auch scheidet,
Sendend noch den letzten milden Strahl
Auf das Bild aus glänzendem Metall,
Das ein edler Mann dem Kaiser Franz
Hier in hoher Alpen duft'gem Kranz
Dankerfüllt und liebend hat erbaut,
Daß der Enkel selbes einst noch schaut,
Sich an diesen Vaterzügen weidet *).

*) Sieh' „Carinthia", Jahrgang 1847, Nr. 37.

Dunkel herrscht nun in des Thales Runde,
Mählich dämmerts auch den Bergen zu,
Ladend Alles zu des Schlafes Ruh';
Schon zum Leichentuch' — des Lichtes bar —
Werden Schnee und Eis am Tischelkahr,
Nur auf des Ankogel's Königssitz
Schimmert noch des Tages Strahlenblitz,
Eine Leuchte in der Abschiedsstunde.

Feierliche Stille nah' und ferne
Durch das fromme Alpenthal entlang,
Nur der Aveglocke heil'ger Klang
Als ein Mahnwort her vom Himmel weht,
Herz und Geist erhebend zum Gebet.
Drückt dem Alp gleich auch die schwarze Nacht,
Tröstet wieder jene hehre Pracht
Vieler Miriaden Gottessterne.

J. Proben.

II.

Das Kreuz am Wege.

(Beschluß.)

Die Nacht war mondhell und kein Wölkchen schwamm auf den warmen Lüften des sommerlichen Himmels. Der Weg führte abwechselnd durch bebaute Felder und blumige Wiesen. Jetzt gelangten sie zu einer schmalen Wiese vor einer dichten Waldung, die sich von der Anhöhe bis zum nahen Seitenarme des Drau-Flusses herabsenkt. Nahe am Wege stand ein hölzernes Kreuz am Fuße des Berges, eine riesige Fichte spannte schirmend ihre langen grünen Aeste über dasselbe. — Weiß und leuchtend vom Lichte des Mondes zeigte sich der Leib des Gekreuzigten durch die Dämmerung der Nacht. Hier hielt der Müllbauer auf Befehl des Zugfüh-

ters den Wagen an. Martin war zum Bewußtseyn gelangt und stöhnte lauter. Er bat mit leiser Stimme um Wasser. Der Müllbauer lief zum nahen Flusse nieder und schöpfte mit seinem Hute einiges Wasser, das er dem Schwerverwundeten einzuflößen suchte.

„Trink Martin," sprach er halblaut. — Martin hatte die Augen geöffnet, er blickte dem Müllbauer steif in's Angesicht.

„Du bist's gewesen!" sagte er mit heiserer Stimme und wandte sich unwillig von ihm ab, indem er das dargereichte Wasser von sich zu stoßen versuchte. Die Soldaten umgaben, auf ihre Gewehre gelehnt, schweigend den Wagen und beobachteten den Vorgang. Jetzt floß wieder von Neuem Blut aus Martin's Brust und sein Sterbegestöhn rief laut zum Schöpfer um Erlösung.

Des Müllbauers Inneres durchwühlte mit tausend Stacheln der Wurm des Gewissens, er stürzte an der Seite des Wagens auf die Kniee nieder, und ergriff die Hände des Sterbenden.

„Vergib mir Martin, vergib," flehte verzweifelnd sein Mörder: „geh' nicht als mein Feind hinüber in die Ewigkeit!"

Da fühlte er den leisen Gegendruck von Martin's Hand, der Müllbauer schloß daraus, daß sein Flehen erhört sey. Martin hatte seinem Verräther wirklich vergeben. Er starb als echter Christ.

„Fahr' weiter Schuft!" heischte jetzt der bärtige Sergent zum Müllbauer, und der Wagen rollte mit dem Todten fort. —

Als der Müllbauer am anderen Tage vom Städtlein heimkehrte, war sein Angesicht zerstört, sein ganzes Wesen verändert. Beladen mit der Verachtung Aller, ward er von Allen gestohen! Man sah ihn oft in den Stunden der Mitternacht herumirren in Wald und auf Feldern, und oft bei jenem Kreuze auf einsamer Wiese beten. Die Leute hielten den Müllbauer für wahnsinnig. Das Eheversprechen Annchens war so gut als aufgehoben. Die um Martin trauernde Familie des Veitbauers sollte noch das Gottesgericht an dessen Mörder sehen.

Nicht lange nach dieser Begebenheit im Wirthshause zu Lavant lagerte sich ein schweres Gewitter drohend über dem Pusterthale, und brach gegen Abend mit furchtbarem Grimme über diese Gegend los. Das Brausen des Sturmes, die lang aufflammenden Blitze und das Getrache des Donners beängstigte Menschen und Thiere. Jedes lebende Wesen suchte eilig ein schirmendes Obdach vor dem fürchterlichen Gewitter; nur der Müllbauer fand in seinem Hause weder Ruhe noch Rast; er wandelte — die Hölle in der Brust — wie ein mitternächtliches Gespenst durch alle Räume seines Hauses, vom tiefen Keller bis zum Dachboden. Der brüllende Donner schien seinen Ohren harmonischer Klang. Immer stärker tobte das Ungewitter, da stürzte er hinaus in die finstere Sturmesnacht, auf schmalen Feldsteigen, bis er zum Fahrwege gelangte. Bei jedem grell aufflammenden Blitze hemmte er seine Schritte, und hob sein verzerrtes Angesicht aufwärts zum Feuermeere, nicht achtend des Regens, der in reichlichen Fluthen auf sein unbedecktes Haupt niederströmte. Dabei murmelte er unverständliche Laute und streckte beide Hände hoch zum Himmel empor. So gelangte er immer weiter auf der Fahrstraße bis zu jenem einsamen Kreuze unter der hohen Fichte, wo wir Martin verscheiden sahen. Hell leuchtende Blitze zeigten ihm den weißen Leib des gekreuzigten Gottmenschen mit seinem gesenkten Haupte und weit ausgespannten Armen. Hier warf sich der Müllbauer auf sein Angesicht nieder, blickte dann wieder zum Bilde des Erlösers mit gefalteten Händen empor, und öffnete den Mund, um zu beten. Und zu den Worten seines Gebetes gesellten sich das Geheul des Sturmes, das Rauschen des nahen Waldes und das Getöse des vorüberströmenden Drau-Flusses.

„Allbarmherziger!" tönte es hohl von den Lippen des Betenden: „deine Stimme spricht furchtbar zu mir im Donner des Himmels. Laß mich nicht länger vor der Stärke deines Armes erzittern! Sieh' mich schwachen sündhaften Wurm, der Strafe gewärtig, reuevoll zu deinen Füßen. Lasse sie endlich niederrollen deine Donner auf mein schuldbeladenes Haupt — mein Leben ist mir zur Qual! — Jesus! der du noch am Kreuze liebend für deine Mörder gebeten hast, verzeihe auch mir, daß ich den Sinn deiner heiligen Lehre nicht auffaßte, vergib mir, so wie es Jener that, den ich erschlug. O Herr, erlöse mich!" — Und der Himmel erhörte gnädig das demüthige Flehen des reuigen Sünders. Ein heftiger Wetterstrahl zerriß plötzlich die schwarze Wolkendecke des Himmels und schlug in die riesige Fichte beim Kreuze, das unversehrt blieb. Die Finsterniß der Nacht wurde zu hellem Tage verwandelt; die ganze Gegend stand in Flammen und der Donner krachte, daß die Erde erzitterte.

Neben den halbverkohlten Splittern der Fichte fand man des anderen Tages den Müllbauer kalt und steif in zusammengeschrumpfter Stellung auf der Erde liegend. Ihn hatte vor Schrecken der Schlag gerührt.

E. Kroner.

III.

Nachruf an das Jahr 1847.

Canzone.

Der Ocean, in den des Zeitstroms Wellen,
Die Tage, Wochen, Monden, Jahre branden,
Verschlang nun wieder ein's — wie soll ich's nennen?
Bezeichnet ging es mit zerriss'nen Banden,
Hochroth vom Menschenblut an tausend Stellen,
Mit rückgelass'nen Wunden, die noch brennen,
Und feucht vom Naß der Thränen!
Kriegsfurien sandt' es Mexico's Gefilden,
Im Orient würgt' es ungestraft die Christen,
Mit Aufruhr sucht' es heim Europa's Küsten,
Helvetien bracht' es Bürgerkrieg, den wilden!
Was war auf Erin? Hungertod — der bleiche!
Was ist an unser'n Grenzen? Asiens Seuche!

So sandte dieses Jahr nach allen Enden —
Wie möcht' ich sagen? seine Unglücksterne,
Und nahm nicht alle mit vom Horizonte.
Und streut' es auch so in der Näh' als Ferne
Des Segens Füllhorn aus mit vollen Händen,
Mit Trauer doch umflort' es, was es konnte,
Selbst Oesterreich es nicht schonte!
Erzherzog Joseph, durch ein halb' Jahrhundert,
Im Frieden, wie im Sturme der Gefahren,
Der Leitstern der hochherzigen Magyaren,
So hier geliebt als allerwärts bewundert,
Er starb — bereits ein Opfer dieses Jahres,
Doch nicht das letzte — nur das erste war es!

Der Anfang war es tiefer, langer Trauer
Für Oesterreich. Es kam nach kurzer Pause —
Vorm Maimond' noch der Todesengel wieder.
Wem galt's? Ihm, dessen Ruhm im Kaiserhause,
In Deutschland, in der Welt von em'ger Dauer:
Erzherzog Carl legt Seine Heldenglieder
Zu Seinen Vätern nieder!
Und wie im Lufthzug' Neol's Harfensaiten,
So seufzten Wehmuth Oesterreich's, Deutschland's Herzen
Ihm nach, weil ja für Oesterreich's, Deutschland's Herzen
Carl's Herz und Schwert geschlagen schon vor Zeiten.
Wer säh' am Himmel Oesterreich's keine Blöße?
Ging unter doch ein Stern der ersten Größe!

Doch Joseph, Carl — sie trugen Silberlocken,
Drum zog's sie hin, wo ew'ge Lenze blühen,
Im Himmelsfrieden sel'ge Geister thronen.
Ihr Abend war des Aufgang's hold Erglühen,
Triumphgesang der Schall der Sterbeglocken,
Geleitend Sie in's Lichtreich schön'rer Sonnen
Zu der Belohnung Kronen:
Dort leben Sie und leben hier unsterblich,
Weil nie Ihr Name, Ruhm und Thaten sterben!
Auch lebt Ihr Geist, Ihr Herz in Ihren Erben,
Denn Habsburg's Fürstentugenden sind erblich.
Drum — blickt den Vätern Oesterreich nach durch Zähren —
Der Söhne Anblick kann's mit Trost verklären.

O, mischt' in solcher Tröstung Balsamtropfen
Sich Wermuth nicht! — doch — nicht für greise Prinzen
Nur zog dieß Trauerjahr die Sterbeglocken.
Auf Einmal dröhnt durch Oesterreich's Provinzen
Vom Kaiserhauf' das dritte Todesklopfen:
Carl's Friedrich — mit der Jugend gold'nen Locken —
Ist todt! Welch' Aug' blieb trocken? —
Ein Heldensohn, schon Selbst mit Siegeskränzen
Geschmückt, erkämpft hoch auf Saida's Zinnen,
Des Kaisers Stolz und Wonne, muß von hinnen
So früh! d'rum kennt die Trauer keine Grenzen.
Sein Tod warf schöne Hoffnungen in Trümmer,
Denn ein Erzherzog Friedrich kömmt nicht immer.

War's nun genug, gab endlich sich zufrieden
Der Würger Tod mit drei so theuren Leichen?
Ach nein! der Grause kam zum vierten Male.
Marie Louise (von zwei Kaiserreichen
Concordia einst), Sie weilte noch hiernieden.
Auf Frankreich's Thron', in Parma's Herrschersaale
War Sie — im Thränenthale!
Mit angeborner Majestät und Würde
Ward Sie zur ersten Frau der Welt erkoren;
Doch bald ging Ihr so viel, so viel verloren!!
Fürwahr! nicht leicht war Ihre Lebensbürde,
Doch leicht Ihr Tod — der Kelch war ausgetrunken, —
Nie ist ein schön'rer Abendstern gesunken! —

So schied dieß Jahr, so überreich an Beute,
So überreich an Unheil, Schmerz und Thränen —
O daß ein solches nimmer wiederkehre!
In laut war dort — der Kriegsgeschosse Dröhnen,
Und hier — ach! viel zu viel vom Grabgeläute;
Vor Allem lag auf Oesterreich's Volk und Heere
Der Trauer Herzensschwere!
Doch sey's — Allvater! es geschieh' dein Wille.
Du streu'st die trüben, theilst die heitern Loose,
Von deiner Hand, o Herr, kommt Dorn und Rose,
Kam jetzt des Neujahr's hoffnungsvolle Stille;
Und lacht's uns auch nicht an mit Paradiesen —
Es sey in Allem deine Huld gepriesen!

Maroutschnig.

Notizenblatt.

(J. J. Weber's in Leipzig Illustrirter Kalender für 1848. Zweite Auflage.) Dieses Jahrbuch der Ereignisse, Betrachtungen und Fortschritte im Völkerleben und im Gebiethe der Wissenschaften, Künste und Gewerbe erscheint schon im dritten Jahre, und zeichnet sich jedes Jahr mehr durch seine Mittheilungen des Neuesten in allen bezeichneten Fächern aus, — welche allgemeine Anerkennung durch die jährlich vergrößerte Auflage deutlich bewiesen wird, denn die Auflage für das Jahr 1847 in 15,000 Exemplaren konnte nicht alle Nachfragen befrieden, und so wurde die für 1848 auf 25,000 erhöht. Wenn wir den Inhalt durchgehen, so zeigt es sich, daß derselbe sich weit über die gewöhnliche Kalender-Literatur erhebt. Die Haupt-Abschnitte sind: 1) Jahres-Kalender; hier verdienen besonders die Abhandlungen über die Centralsonne des Dorpater Astronomen Mädler und Leverrier's transuranischen Planeten „Neptun" alles Lob. 2) Geschichts-Kalender, welcher die Geschichte der Völkerschlacht zu Leipzig 1813, einen Rückblick auf die Culturgeschichte von Deutschland in den Jahren 1845 und 1846 und Beachtenswerthes über kirchliches Leben, das Schulwesen, Universitätsleben ꝛc. ꝛc. bringt. 3) Der Fürsten-, und 4) der Staats-Kalender liefern hierin das Neueste. Gleiche Anerkennung in Betreff der Nützlichkeit biethen 5) der Kirchen- und Schul-, 6) der landwirthschaftliche, 7) der Handels- und Gewerbs-Kalender. An besonderer Brauchbarkeit reihet sich hieran 8) der Reise-Kalender. Unter 9) wird das Wissenswertheste über Auswanderungen nach den vereinigten Staaten besprochen. Auch den Frauen ist 10) ein eigener Kalender geweiht. Der 11. Abschnitt liefert Musik-Compositionen, und der 12. ist der Unterhaltung geweiht, und bringt Erklärungen der beigelegten Kunstblätter, der Blumensprache, Schachaufgaben ꝛc., und als einen werthvollen Schlußstein die vortrefflichen genialen Zeichnungen des Professors Sonderland zu Immermann's „Münchhausen", von E. Kretschmar eben so vortrefflich in

Holz geschnitten, welche bei einer mehrfachen und genaueren Besichtigung Jedermann durch die reichhaltigen Züge eines jungen und kräftigen Humors im vollsten Maße befriedigen werden. Die mehr als fünfzig in den Text abgedruckten Abbildungen erhöhen noch mehr den Werth des Mitgetheilten und sind zeitgemäß. Indem wir mit vollster Ueberzeugung diesen Kalender (der durch alle hiesigen Buchhandlungen um 1 fl. 18 kr. C. M. zu haben ist) allgemein empfehlen, sey noch bemerkt, daß derselbe nicht etwa ein sogenannter Volkskalender sey, sondern daß der Herausgeber mehr die Classen der gebildeten Stände dabei im Auge hatte, und da dürfte es auch keine geben, welche in der einen oder anderen Abtheilung nicht etwas Belehrendes, mindestens Unterhaltendes finden dürfte. Was die typographische Ausstattung betrifft, dafür bürgt die Weber'sche Verlagshandlung, deren Ruf hierin allgemein als ausgezeichnet bekannt ist. (M.)

(Deutsche Malerkunst.) Das große, dem Kronprinzen von Würtemberg gehörige Bild Carl Müller's aus Stuttgart, eine Scene des römischen Volkslebens vorstellend, ist in Frankfurt am Main ausgestellt und erfüllt alle Kenner und Liebhaber mit Stolz auf diese Leistung deutscher Kunst. Keines seiner belgischen Bilder von de Kayser, Biefve und Gallait, welche hier mit Ueberschätzung Anerkennung gefunden, kann sich mit dem Müller'schen Bilde messen, und dieß auch ganz besonders in dem Colorit, in Vertheilung von Licht und Schatten, kurz in der ganzen Kunst des eigentlichen Malers. Composition und Zeichnung sind nicht weniger meisterhaft, und die fremde Nationalität ist so vollkommen getroffen, wie es wohl nur dem Deutschen erreichbar. Dazu ist das treffliche Bild in der Ruhe des gewählten Moments so lebendig und geistvoll, daß man es nicht oft und lange genug sehen kann.

(Neue Denkmünze.) Se. Majestät der König von Preußen hat zu Ehren Alexander's von Humboldt eine große Denkmünze in Gold, Silber und Bronze prägen lassen. Sie dürfte zu den prachtvollsten Kunstwerken dieser Art gehören. — Auf der einen Seite findet sich das Bildniß Humboldt's, und auf der anderen Seite geistvolle Darstellungen in Bezug auf dessen Werk: „Kosmos".

(Letzte bedeutende Ausgrabung in Pompeji.) Aus Neapel wird hierüber am Schlusse des vorigen Jahres Folgendes berichtet: In der prächtigen Straße, welche vom alten Meeresufer in der Nähe der Theater nach dem sogenannten Kreuzwege der Fortuna und von hier in gerader Linie nach der nördlichen Stadtmauer führt, ist ein Haus ausgegraben, welches an Reichthum und Eleganz alles Bisherige übertrifft. Der Hofraum ist offen, hat Mosaikpflaster und an den Mauern phantastische Bilder des reichsten, geschmackvollsten Styls. An den Seiten dieses Atriums befinden sich kleine Schlafzimmer mit folgenden Wandgemälden: Polyphem, welcher von einem Amorino, der auf einem Delphin daherreitet, einen Brief der Galathea empfängt; eine Venus mit dem Fischfang beschäftigt; ein Narcissus; einige schwimmende Liebesgötter; eine Victoria auf einem Zweigespann, und mehrere Landschaften. Im Hintergrunde des Atriums öffnet sich das Tablinum, das Empfangzimmer mit zierlichem buntfarbigem Marmorpflaster. An den Wänden dieses Zimmers müssen Holzgemälde gewesen seyn; man erkennt deutlich die Räume, welche sie einst füllten, und fand die verfehlten Ueberreste. Vielleicht waren diese von der Hand eines jener berühmten Meister, welche nach Plinius gerne auf Holz malten. Zur Seite des Empfangzimmers befindet sich der Speisesaal, und hier entdeckte man drei große Gemälde mit Figuren von Lebensgröße. Sie stellen den Herkules dar und Dryphale, welche seine Keule hält, umhüllt mit dem Felle des nemeischen Löwen. Ferner Bacchus als Knabe, Arm in Arm mit Silen, auf einem von zwei Ochsen gezogenen Wagen und gefolgt von Bacchanten. Drittens ein bacchischer Triumphzug, mit einer Victoria, welche einem Schilde die Thaten des riesenreichen Gottes eingräbt. Hier fanden sich auch die triklinischen Ruhebetten, unseren modernen niedrigen Sophas nicht unähnlich, die Fußgestelle reich mit Silber geschmückt. Hinter dem Empfangzimmer öffnet sich der Garten mit einer prächtigen Fontaine am Ende, gegiert mit vieler Mosaik und einer kleinen Marmorstatue des Silen. In der Mitte ist der Wasserbehälter, ringsherum mit eleganten und reichen Marmorsculpturen gegiert, z. B. einem kleinen Faun, welcher einer Ziege den Dorn aus dem Fuße zieht, einem bärtigen Satyr, einem Hirschen, einem Hasen, welcher Trauben nascht, einem Amorinen auf einem Delphin, einer jugendlichen Feldgöttin, welche eine neugeborne Ziege auf ihrem Schooße hält, zu welcher die Mutterziege sich auf den Beinen emporrichtet, um ihr Junges zu liebkosen. Diese Wohnung schließt sich mit einem zweiten, ebenfalls offenen Atrium, wo die Dienerschaft wohnte. Hier fand sich ein vierrädriger Wagen mit eisernen Rädern und vielem Bronzeschmuck. In der Küche stieß man auf sehr viel zierliches Geräthe aus Bronze, und die Spuren des Rauches waren noch 18 Jahrhunderten nach an vielen Stellen kenntlich. In den übrigen Zimmern fanden sich höchst elegante Geschirre und Vasen, Candelaber und mehrere Bronzemünzen, einige Bestecke mit chirurgischen Instrumenten und viele Glasflaschen von neuen und seltenen Thierformen. Die Wohnung hatte — was überaus selten — einen zweiten und dritten Stock, zu welchen man auf einer breiten Treppe emporstieg. Auf einem kleinen Gemälde neben dieser Treppe befindet sich ein Brief mit dem kaum mehr lesbaren Namen des Besitzers dieses Hauses, jedoch mit noch erkennbarer Bezeichnung seines Standes mit schrägen Buchstaben. Er gehörte zu den Decurionen oder Senatoren von Pompeji. Alle Mauern und Zimmer dieses Hauses sind mit Gemälden komischer und tragischer Scenen geschmückt: auf einem derselben ist ein junges Mädchen abgebildet, mit Maske und Doppelflöte. Das Haus wurde demnach mit dem Namen: Casa della Sodatrice oder dell' Ercole ubiriaco getauft.

Meteorologische Beobachtungen zu Klagenfurt.

Jänner 1848.	Luftdruck in P. Linien auf 0° reducirt.			Lufttemperatur in Reaumur's Graden.			Dunstdruck in P. Lin. nach dem Psychrometer.			Winde.			Witterung.			Reg. u. Schnee P. Zoll hoch.
	Größter	Kleinster	Mittlerer	Größte	Kleinste	Mittlere	Größter	Kleinster	Mittlerer	Morgens	Mittag	Abend	Morgens	Mittag	Abend	
13.	318·1	316·6	317·4	— 1·4	— 8·3	— 5·6	1·4	0·8	1·0	SW	WW	WW	trüb	trüb	Wolken	—
14.	317·7	317·5	317·6	— 1·6	— 8·6	— 3·8	1·4	0·8	1·0	WW	NO	O	Nebel	detto	trüb	—
15.	317·6	317·2	317·4	— 0·2	— 4·5	— 3·0	1·7	1·2	1·4	W	SO	O	trüb	detto	detto	$0·0_5$
16.	318·4	318·0	318·2	— 4·4	— 10·6	— 6·3	1·2	0·6	0·9	W	O	O	heiter	O u. W.	Schnee	$0·0_9$
17.	318·7	318·4	318·5	— 2·0	— 6·3	— 5·1	1·3	1·2	1·2	O	O	O	trüb	Schnee	detto	$0·0_8$
18.	318·2	317·0	317·7	— 3·7	— 7·4	— 6·3	1·1	1·0	1·0	O	SO	W	detto	O. W.	trüb	—
19.	317·5	317·0	317·2	— 4·2	— 9·6	— 7·1	1·0	1·8	0·9	W	SO	O	neblig	neblig	neblig	—
Mitt.	317·9	317·4	317·7	— 2·5	— 7·9	— 5·3	1·3	0·9	1·0	Herrschende Winde: O.						0·22

Haupt-Redacteur: Simon Martin Mayer. — Schnellpreßdruck des Ferdinand Edlen v. Kleinmayr.

CARINTHIA.

Klagenfurt, Sonnabend den 29. Jänner 1848.

№ Acht und dreißigster Jahrgang. 5.

Geschichtliche Tageserinnerungen für Kärnten.

Am 30. Jänner (1704) kam die Herzogin von Pfalz-Neuburg, Amalia Magdalena, Schwiegermutter K. Leopold I. nach Klagenfurt, und verweilte allda durch längere Zeit. — Am 31. J. (1805) reiste August von Kotzebue mit Familie durch Klagenfurt und wohnte der Darstellung seines Lustspiels „der Wirwar" beifallgebend bei — wer kennt nicht sein tragisches Ende?

Am 1. Februar (1716) starb der einstige verdienstvolle Stadtpfarrer zu Klagenfurt, Jakob Rohrmeitter, daselbst im 83. Lebensjahre. Die Erbauung der gegenwärtigen St. Aegydenspfarrkirche und des herrlichen Thurmes geschah unter seiner Leitung; die vorhandenen Inschriften an diesen Bauten nennen ihn mit Recht den Urheber dieser Werke. — Am 2. Feb. (1370) verkaufte Dietrich von Moosburg das Gut Bischofsberg im Gurkthale an Propst Albert von Gurk. — Am 3. Feb. (1506) schloß K. Friedrich IV. mit dem Bischof Anton von Bamberg ein Schutz- und Trutzbündniß. — Am 4. Feb. (1559) wurde die Antwort K. Ferdinands I. auf die Beschwerden des Bischofs von Bamberg den Ständen Kärntens zugemittelt. — Am 5. Feb. (1422) bestätigte Erzherzog Ernst der Eiserne die Stiftung eines eigenen Kaplans an der Spitalkirche zu St. Veit.

I.

Wirken des historischen Vereines für Kärnten.

Den P. T. verehrlichen Mitgliedern des historischen Vereines für Kärnten wird die angenehme Mittheilung gemacht, daß dieser Verein von der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien durch Zuschrift vom 19. Jänner 1848 eingeladen worden sey, mit selber in engere Verbindung zu treten und für ihre Zwecke und Arbeiten thätig mitzuwirken, wodurch unserem vaterländischen Geschichtsvereine ein neuer, sehr ehrenvoller Wirkungskreis geöffnet ist.

Von der Direction des histor. Vereines für Kärnten.

Klagenfurt, am 24. Jänner 1848.

II.

Die Augen.

Sonett.

Sechmittel nur soll man die Angen nennen!
O, sie sind Sterne, die gar freundlich blinken,
Und Hände sind sie, die mit Grüße winken,
Und Leuchten, die am sichern Hafen brennen.

Piloten sind sie, die den Weg gut kennen,
Zwei Quellen sind sie; laß mich niedersinken
Und selige Genesung trinken,
Nichts soll mich mehr vom Born des Heiles trennen.

Sie sind zwei Lippen, die, was schmerzet, klagen,
Zwei Zungen, die geheime Worte sagen,
Zwei Spiegel sind sie, die mein Bildniß tragen.

Sie sind zwei Fenster, in das Herz zu sehen,
Zwei Engel sind sie, die zur Seit' mir gehen,
Zwei Himmelspforten, die uns offen stehen.

III.

Bericht und Jahresrechnung

der

Kleinkinder-Bewahranstalt in Klagenfurt.

Wenige Anstalten erfreuen sich eines so andauernden Wohlwollens von Seite edler Menschenfreunde, als die hiesige Kleinkinder-Bewahranstalt, über welche das gefertigte Comité seinen Bericht mit der wärmsten Danksagung für die so reichlich derselben gespendeten Gaben beginnen zu müssen glaubt. — Außer den in nachstehender Rechnung bemerkten regelmäßigen Beiträgen, die eine Höhe von 651 fl. 42 kr. erreichen, wurden von dem Herrn F. Kerchnawe und mehreren Mitgliedern der Anstalt reiche Gaben von verschiedenen Stoffen dargebracht, so daß die Kinder am verflossenen Christabende reichlich mit Strümpfen, Schuhen, Häubchen, Tüchern und anderen Kleidungsstücken beschenkt werden konnten.

Diese edlen Gaben auf das Zweckmäßigste zu verwenden, war fortwährend die regste Sorgfalt des Comité's, dem die Anstalt anvertraut ist. Davon mögen sich die Gönner in der jedem freundlichen Besuche offen stehenden Anstalt überzeugen. Sowohl dem Lehrer Anton Dopolschegg und der Wärterin Katharina Kiefel der ersten, als dem Lehrer Simon Krasnigg der zweiten, entgeltlichen Anstalt muß in Bezug ihres Eifers und gewissenhafter Pflichterfüllung volles Lob gespendet werden.

Im vergangenen Jahre besuchten 97 Knaben und 75 Mädchen die erste und 64 Knaben und 30 Mädchen die zweite, entgeltliche Anstalt, also zusammen 266 Kinder in beiden.

Die Einnahme- Verwendung der Gelder war folgende:

An Einnahmen:	in C. M.
An Casserest vom 1. Dec. 1846 .	39 fl. 54 kr.
» subscribirten Beiträgen . . .	651 » 42 »
» Ertrag einer vom Hrn. Rosenschön gegebenen Vorstellung im Theater	67 » 58 »
» Interessen v. anliegend. Capitalien	50 » — »
» Schulgeldern	45 » 20 »
» Einnahmen durch d. Sammelbüchse	— » 12 »
	855 fl. 6 kr.

An Ausgaben:	
An Besoldungen	380 fl. — kr.
» Remunerationen	100 » — »
» Quartiergeld	120 » — »
» Brennholz	54 » 36 »
» Unterstützung an Sim. Krasnigg	49 » 20 »
» Brod für die Kinder	43 » — »
» Kleider » »	35 » 2 »
» Einsammlung der Beiträge . .	8 » — »
» Kleinigkeiten	19 » 14 »
» Casserest	45 » 54 »
	855 » 6 »

Vermögensstand der Anstalt am 30. Nov. 1847:

An Barschaft	45 » 54 »
» Capitalien mit Zinsen . . .	1547 » 6 »
	1593 fl. — kr.

Das Comité schließt mit der Bitte an alle Menschenfreunde, ihre milden Gaben noch ferner der Anstalt zufließen zu lassen, indem jede noch so kleine Gabe dankbar angenommen wird.

Auch werden alle P. T. Mitglieder ersucht, die statutenmäßig jährlich vorzunehmende Wahl des Comité's durch Abgabe ihrer Wahlzettel in die freiherrlich v. Herbert'sche Kanzlei bis 15. Februar vorzunehmen. Nichtabgabe gilt als Beistimmung. — Zum Behufe der Wahl folgt das Verzeichniß der Mitglieder und des Comité's.

Das aus den Mitgliedern oder deren Gemahlinen gebildete Comitee des wohlthätigen Frauenvereines.

Vorsteherin.

P. T. Ihre Excellenz Frau Franziska Freiin von Sterneck.

Stellvertreterin.

» Frau Marie Freiin von Herbert.

Comitentinen.

» Fräulein Marie von Baumgarten.
» Frau Therese Birnbacher.
» » Pauline Burger.
» » Anna Edle von Buzzi.
» » Stephanie Freiin von Dickmann-Secherau.
» » Ernestine Edelmann.
» » Nothburga Gräfin von Egger.
» Fräulein Clotilde Edle von Fradeneck.
» Frau Therese von Fritsch.
» Fräulein Susanna Greiptner.
» Frau Anna Holenia.
» » Amalie Janschekovich.
P. T. Frau Franziska Jesserniggg.
» » Caroline Josch.
» » Barbara Karner.
» » Caroline Leon.
» » Magdalena Liegl.
» » Elise Edle von Litzelhofen.
» » Barbara Edle von Moro.
» » Marie Edle von Moro.
» » Therese Preschern.
» » Caroline Edle von Rainer.
» Fräulein Therese Freiin von Ranstelshofen.
» Frau Josephine Scheriau.

Consulenten.

» Hr. Dr. Joh. Gottfried Kumpf, Stadtphysiker.
» » Johann Leon, Buchhändler u. Buchdrucker.
» » Andreas Ritter von Moro.
» » Alois Zwischenberger, Domscholaster und Schulen-Oberaufseher.

Secretär.

» » Alexander Hermann, Magistratsrath.

Oekonom.

» » Johann Prettner, Fabriksbeamter.

Cassier.

» » Gregor Spitzer, Fabriksdirector.

Verzeichniß sämmtlicher contribuirender Mitglieder der Anstalt:

P. T. Hr. Johann Michael Achatz, inf. Domdechant und Propst.
» » Franz Freiherr von Aichelburg.
» Fräulein Marie von Baumgarten.
» Hr. Anton Beinitz, Apotheker.
» » Dr. Adam Birnbacher.
» » Alois Bitterl zu Teffenberg, k. k. App. Rath.
» » Dr. Johann Burger, k. k. Regimentsarzt.
» » Johann Peter Buzzi, k. k. App. Rath.
» Frau Anna Edle von Buzzi.
» » Barbara Chimani.
» » Elisabeth von Covacevich, Generals-Witwe.
» » Stephanie Freiin von Dickmann-Secherau.
» » Ernestine Edelmann.
» Hr. Gustav Graf von Egger.
» Frau Nothburga Gräfin von Egger.
» Hr. Peter von Fladung.
» Fräulein Clotilde von Fradeneck.
» Frau Therese von Fritsch.
» Fräulein Therese Edle von Glaunach.
» » Susanna Greiptner.
» Hr. Joseph Gugitz, Handelsmann.
» » Joseph Haag, k. k. Appellationsrath.
» » Ferdinand Hauser, Apotheker.
» » Joseph Hechenberger, Domcapitular, Stadt-Hauptpfarrer und Kärnt. ständ. Verordneter.
» Frau Marie Freiin von Herbert.
» Hr. Paul Freiherr von do.
» » Edmund do. do.
» Fräulein Marie Freiin v. do.
» Hr. Alexander Hermann, Magistratsrath.
» » Joseph Hofstädter, Kupferschmiedmeister.
» Frau Anna Holenia.
» Hr. Dr. Alois Huša.
» Frau Amalie Janschekovich.

P. T. Hr. Gabriel Jessernigg, Handelsmann.
» Frau Caroline Josch.
» » Barbara Karner.
» Hr. Ignaz Kendler.
» » Ferdinand Edler von Kleinmayr.
» » Franz Edler v. Knapitsch, Dr. der Rechte.
» » Andreas Koller, do. do.
» Frau Fanni Kreß.
» » Philippine Freiin von Krufft, Excellenz.
» Hr. Dr. Joh. Gottfried Kumpf, Stadtphysiker.
» » Joseph Lechleitner, Bäckermeister.
» » Johann Leon, Buchhändler und Buchdrucker.
» Seine Fürstlich Gnaden Herr Adalbert Lidmansky, Fürstbischof von Gurk.
» Hr. Eduard Liegl, Buchhändler.
» » Franz Ritter von Litzelhofen.
» » Felix Baron von Longo, k. k. App. Rath.
» » Mathias Ritter von Milleſi.
» » Dr. Franz Mittelberger.
» » Andreas Ritter von Moro.
» » Anton do. do.
» » Franz do. do.
» » Thomas do. do.
» Frau Katharina von Moser.
» » Marie Mühlbacher.
» Hrn. Joseph Peſſiak's Erben.
» Hr. Dr. Franz Pfandl.
» Frau Franziska Pichler.
» Hr. Leop. Ritter v. Plappart, k. k. Oberlieutenant.
» Frau Therese Preschern.
» » Auguſte do.
» Hr. Johann Prettner, Fabriksbeamter.
» » Johann Ritter von Rainer.
» Fräulein Therese Freiin von Ranftelshofen.
» Hr. Joseph Rauczka, Conſiſtorialrath.
» » Franz Rauscher, Gutsbeſitzer in Ehrenthal.
» » Theodor Rauscher, Gutsbeſitzer.
» » Vincenz Rauscher, Inſpector.
» » Carl Riedinger, gräfl. Egger'scher Buchhalter.
» Se. Durchl. Hr. Ferd. Fürst von Orſini-Rosenberg.
» Frau Suſanne Edle von Rosthorn.
» Hr. Michael Rothauer, Handelsmann.
» » Martin Scheriau, Handelsmann.
» Frau Sara Freiin von Schluga.
» Hr. Ignaz Semen, Inſpector.
» » Johann Freiherr von Spiegelfeld, k. k. Gubernialrath und Kreishauptmann.
» » Gregor Spitzer, Fabriksdirector.
» Frau Katharina Stauder.
» Hr. Ferdinand Steinringer, Abt von St. Paul.
» » Anton Stelzich, Dompropſt, k. k. Gubernialrath und Studiendirector.
» Se. Excellenz Hr. Joseph Freiherr v. Sterneck, Landeshauptmann in Kärnten.
» » Anton Suppantschitsch, Domcapitular und Propſt.
» Frau Julie von Tschabuschnigg.
» Hr. Franz Umfahrer, Handelsmann.
» » Anton Volleritsch, Inſpector.
» » Otto Graf v. Welsersheimb, k. k. Oberlieutenant.
» » Johann Witzeling, Domcapitular und Stadtpfarrer zu St. Peter und Paul.
P. T. Hr. Alois Zwischenberger, Domscholaſter und Schulen-Oberaufseher.

Das Comité des wohlthätigen Frauenvereines zu Klagenfurt, am 25. Jänner 1848.

IV.

An der Lieſerbrücke bei Lieſeregg.

(Wanderſtück.)

Pilgerin vom Paradieſe,
Das die Maltheiu küßt,
Perle meiner Heimath-Flüße,
Lieſer, ſey gegrüßt!

Seyd gegrüßt, ihr grünen Wellen,
Murmelndes Geröll!
Komm' ein Grüßlein zu beſtellen
Von der Schweſter Möll.

Von der ſchlanken Maid im Thale,
Die mit Wölkchen ſcherzt,
Und beim frohen Wandermahle
Silberbächlein herzt.

Ach wie iſt auch die ſo munter,
Und voll friſchen Muth!
Wanderluſtig fleußt bergunter
Grames frei ihr Blut.

Grames frei? — ach nein, ihr Lieben,
Hab's ihr abgelauſcht —
Was geraubt auch ihr den Frieden,
Was ſie zürnend rauſcht!

Was an Kies-verſchanzter Stelle
Oft ſie mächtig bäumt,
Trüben Blickes, Well' an Welle
Zornesmüthig ſchäumt!

Und was ſie mit ſtummem Harme
Jagt durch Feld und Au,
Fliehend in der Mutter Arme,
Beider Ziel — der Dran.

Doch euch, lieben, klaren, hellen
Fluthen unter mir,
Scheint ein Kummer nicht zu quälen,
Freudig eilet ihr —

Fort mit glatter, heil'rer Stirne,
Thalwärts, gleich dem Lied'
Jener ſchmucken, blonden Dirne,
Die dort heimwärts zieht.

Nun, ſo fahrt denn wohl, ihr Wellen,
Bringt der Schweſter Gruß,
Wanderluſtige Geſellen
Dort — den Bruderkuß! *)

Ign. Rabitſch.

*) Zuſammenfluß des Millſtädter-Seebaches mit der Lieſer in geringer Entfernung von der Brücke.

V.

Im Jahre 1848 beträgt Mittags die mittlere Zeit folgende Minuten und Secunden über 11 Uhr.

Tag	Jänner		Februar		März		April		Mai		Juni		Juli		August		Sept.		Oct.		Nov.		Dez.	
1	63	35	73	50	72	32	63	52	56	55	57	31	63	30	66	0	59	47	49	35	43	44	49	23
2	64	3		58		20		34		48		40		42	65	57		28		17		43		46
3		32	74	5		7		16		42		50		53		52		9	48	58		43	50	10
4		59		11	71	54	62	58		36	58	0	64	4		47	58	49		40		44		35
5	65	27		17		40		41		30		11		14		41		29		22		46	51	0
6		54		22		26		23		25		21		24		35		9		5		49		25
7	66	20		26		11		6		21		32		34		28	57	49	47	48		52		51
8		46		29	70	56	61	49		17		44		44		21		29		31		56	52	17
9	67	12		31		41		32		14		55		53		12		8		15	44	1		44
10		37		32		25		16		11	59	7	65	1		4	56	48	46	59		7	53	12
11	68	1		33		9		0		9		19		9	64	54		27		44		14		39
12		25		33	69	53	60	44		8		31		17		44		6		29		22	54	7
13		48		32		36		28		7		43		24		34	55	45		14		30		36
14	69	11		31		19		13		6		56		31		23		24		1		40	55	4
15		32		28		2	59	58		6	60	8		37		11		2	45	47		50		33
16		53	25	68	45		43			7		21		43	63	59	54	41		35	45	1	56	3
17	70	14		21		27		29		8		34		48		47		20		23		13		32
18		34		17		9		15		10		46		53		34	53	59		11		25	57	2
19		53		11	67	51		1		12		59		57		20		38		0		39		32
20	71	11		5		33	58	48		15	61	12	66	1		6		17	44	50		53	58	1
21		28	73	59		15		35		19		25		4	62	52	52	56		41	46	9		32
22		45		51	66	56		23		23		38		6		37		33		32		25	59	2
23	72	1		43		38		11		27		51		8		22		14		24		42		32
24		16		35		19		0		33	62	4		10		6	51	54		16		9	60	2
25		31		26		1	57	49		38		17		11	61	50		33		10	47	18		32
26		44		16	65	42		39		44		29		11		33		13		4		37	61	2
27		57		6		24		29		51		42		11		16	50	53	43	58		57		31
28	73	9	72	55		5		20		58		54		10	60	59		33		54	48	17	62	1
29		21		44	64	47		11	57	6	63	6		8		42		14		50		39		30
30		31				29		3		14		18		6		24	49	54		47	49	1		59
31		41				10				22				4		5				15			63	28

Solche Zeitgleichungen für 1849; auch für 1853, 1857, 1861 ... nahe geltend.

Tag	I		II		III		IV		V		VI		VII		VIII		IX		X		XI		XII	
1	63	57	73	56	72	35	63	57	56	57	57	28	63	27	66	1	59	51	49	40	43	44	49	18
2	64	25	74	3		23		38		50		38		38	65	57		32		21		44		41
3		53		10		10		20		43		47		49		53		13		3		43	50	5
4	65	20		15	71	57		2		36		57	64	0		58	58	53	48	44		44		29
5		47		20		43	62	45		31	58	7		11		42		34		26		46		54
6	66	14		24		29		27		26		17		21		36		14		9		48	51	19
7		40		27		14		10		21		28		31		29	57	54	47	52		51		45
8	67	5		35	70	59	61	52		17		39		40		21		33		35		56	52	11
9		30		31		44		36		13		51		49		13		13		19	44	1		38
10		54		38		28		19		10	59	2		58		5	56	52		3		6	53	6
11	68	18		32		12		2		8		14	65	6	64	56		32	46	47		13		33
12		41	31	69	56	60	46			6		26		14		46		11		33		21	54	1
13	69	4		30		39		31		5		39		21		36	55	50		18		29		30
14		26		28		22		15		5		51		28		25		29		5		38		59
15		47		25		5		0		5	60	4		35		14		8	45	51		49	55	28
16	70	8		21	68	48	59	45		6		17		41		2	54	47		39	45	0		57
17		28		17		30		31		7		29	66	46	63	50		26		27		13	56	27
18		47		12		13		17		9		42		51		37		5		15		24		56
19	71	6		6	67	55		4		11		56		56		24	53	44		4		37	57	26
20		24		0		37	58	50		14	61	9	66	0		10		23	44	54		52		56
21		41	73	53		19		38		17		22		3	62	56		2		44	46	7	58	26
22		57		45		1		26		21		35		6		41	52	41		35		23		56
23	72	12		37	66	42		14		26		48		8		26		20		27		39	59	26
24		27		28		24		3	31	62		1		10		10		0		19		57		56
25		41		19		6	57	52		37		13		11	61	54	51	39		13	47	15	60	26
26		54		9	65	47		41		43		26		11		38		19		6		34		56
27	73	7	72	58		29		31		49		39		11		21	50	59		1		53	61	25
28		18		47		10		22		56		51		10		4		39	43	56	48	13		55
29		29			64	52		13	57	4	63	3		9	60	46		19		52		34	62	24
30		39				33		5		12		15		7		28	49	59		49		56		53
31		48				15				20				4		10				46			63	22

Mittlerer Zeit heißen Feuerstern, Wettelsheim ꝛc. zeigen. So soll z. B. am 1. April 1848 Mittags eine Sterntafel 63′ 52″ über 11 Uhr, oder 5′ 52″ über 12 Uhr zeigen, und Sonnentafel 2′ 57″ unter 12 Uhr. — Der Gang einer Uhr ist leicht durch ein fest aufgestelltes auf einen hellen Fixstern gerichtetes Fernrohr zu prüfen. Ist aber die Uhr gerichtet, so ist sie nach Zeitgleichungen fähig, mit Möglichkeit der Sternbeobachtungen von Jahr zu Jahr vom Mittag zu Mittag, vom 1. Jänner bis 31. Dezember, richtig zu gehen. Solche Zeitgleichungen lassen sich für jedes gewünschte nach einem Schaltjahre folgende Jahr.

Haupt-Redacteur: Simon Martin Mayer. Schnellpreßdruck des Ferdinand Edlen v. Kleinmayr.

CARINTHIA.

Klagenfurt, Sonnabend den 5. Februar 1818.

№ Acht und dreißigster Jahrgang. 6.

Geschichtliche Tageserinnerungen für Kärnten.

Am 8. Februar (1814) war das blutige Treffen bei Valigio, wo sich die kärntnerischen Grenadiere besonders auszeichneten, aber auch viele Mannschaft verloren. — Am 9. Feb. (1801) wurde der Lüneviller-Friede geschlossen, welcher die schon nahe an Kärntens Marken, bis Unzmarkt und Murau gekommenen Franzosen wieder entfernte. — Am 11. Feb. (1806) verließen die Franzosen das zum zweiten Male von ihnen besetzte Klagenfurt nach einem Aufenthalte von zwei Monaten. — Am 12. Feb. (1251) verurtheilte Bernhard, Herzog von Kärnten, Ulrich und Hermann Schenke von Osterwiz zum Schadenersatz an das Stift Gurk. — Am 13. Feb. (1631) verließ Anna, Tochter K. Philipps III. von Spanien, auf ihrer Reise nach Wien als Braut K. Ferdinands III., das am Tage vorher betretene Kärnten wieder.

I.

Dem Lehrer zum Abschiede.

Sonett.

Es naht des Abschieds wehmuthsvolle Stunde!
Zeigt auch die Zukunft Trauben, Mannahäume,
Die Gegenwart hat süß bekannte Räume,
Der Wand'rer zieht nicht leicht vom Heimathgrunde —

Und zieht er, macht sein thränend Aug' die Runde;
Wer zürnt ihm, daß er weile, daß er säume;
Da ging's ihm wohl, die Heimath seiner Träume,
Der Wünsche Ziel preist er mit warmem Munde.

Die Hände schüttelt er dem Kreis' der Seinen.
Nun steht er, und die Hand küßt er dem Einen,
Und danken will er, und die Augen weinen.

Der Meister ist's — mag sich die Lippe regen,
Das Wort kämpft mit des Herzens lauten Schlägen
Und sieht: „Gedenk' des Scheidenden mit Segen."

— 11 —

II.

Bericht

über das Fortschreiten der Gründung eines naturhistorischen Museums in Klagenfurt.

Das Erstehen des naturhistorischen Museums für Kärnten hat nun seine volle Garantie erhalten. — Herr Gustav Graf von Egger schenkt demselben seine sämmtlichen sehr reichhaltigen Sammlungen, deren Erhaltung und Ergänzung nach des Herrn Grafen eigener Aussage vorzüglich dessen Erzieher, Herrn Doctor Reßmann, zu danken ist, worin alle Zweige der Naturwissenschaften repräsentirt sind, sammt den dazu gehörigen Kästen, und übernimmt auch die Kosten der Verpackung (Emballage) und des Transportes; doch macht er es zur ausdrücklichen Bedingung, daß die von ihm dem naturhistorischen Museum geschenkten Sammlungen nie aus der Provinz Kärnten kommen dürfen, eine Verfügung, die gewiß volle Anerkennung verdient. — Deßhalb wurde in der Monatssitzung der k. k. kärntnerischen Ackerbaugesellschaft von einem Comit-Mitgliede eine Widmungs- und eine Acceptations-Urkunde in Antrag gebracht und einstimmig angenommen. — Somit ist Herr Graf Gustav von Egger als eigentlicher Gründer dieser für Kärnten so wichtigen Anstalt zu betrachten, und obschon er aus zu großer Bescheidenheit jede Veröffentlichung seiner großmüthigen Gabe ablehnen wollte, halten wir es doch für unsere angenehme Pflicht, ihm hier im Namen der ganzen Provinz unseren herzlichsten Dank auszusprechen, damit seine Großmuth die verdiente Anerkennung finde und zur Nachahmung aneifere.

Das kärntnerische Museum erhält dadurch eine so schöne Basis, daß es bei einiger Ergänzung und Vermehrung bald mit den Museen größerer Städte wird wetteifern können; es wird ferner an den Auslagen der Einrichtung so bedeutend erspart, daß wir die zur Gründung subscribirten Beträge größtentheils zur Acquisitirung von Naturalien werden verwenden können.

Gerne hätten wir augenblicklich die Verpackung in St. Georgen und die Aufstellung im Museums-Locale besorgt, allein leider sind die subscribirten Jahresbeiträge noch nicht hinreichend, einen Custos zu besolden, dessen Geschäft dieß wäre, indem das Einpacken von Mineralien und Conchilien u. dgl. nur einer geübten Hand anzuvertrauen ist.

Um aber doch damit nicht eine unbestimmte Zeit warten zu müssen, hat die k. k. Ackerbaugesellschaft von den hohen Herren Ständen Krain's den dortigen Museums-Custos, Herrn Freyer, auf Urlaub erbethen, welchen dieser sicher erhalten, und sodann die genannte Arbeit mit Fleiß und Umsicht besorgen wird, worauf dann das geehrte Publicum selbst die Schönheit und Großmuth der Gabe wird ermessen können.

Herr Appellationsrath Josch verehrt dem Museum höchst werthvolle Mineralien aus Nordamerika, bestehend in vier großen schönen Exemplaren Bleiglanz und zwei großen schönen Anthraciten. — Herr Romuald Holenia, Hauptgewerk in Bleiberg, sandte seinem Versprechen gemäß zwei gelbe Bleispäthe und einen octaëdrischen Bleiglanz, welche Stücke durch

ihre ausgezeichnete Schönheit jedem Cabinete einer Residenz zur Zierde dienen würden.

Herr Sebastian Stroh, Reseglio-Erzeuger hier, verehrte der Anstalt eine sehr interessante naturhistorische Seltenheit: einen Blasenstein von einem Schweine.

Herr Paul Freiherr von Herbert schenkte für die Bibliothek des Museums das erste Heft der naturwissenschaftlichen Abhandlungen von Haidinger, und verspricht, selbe dem Museum fortan zu halten.

Herr David Pacher, Pfarradministrator zu Sagritz, verspricht ein Herbar und Insecten.

Ferner haben wir noch folgende großmüthige Geld-Subscribenten anzuführen, und sagen für alle diese Gaben unsern gebührenden Dank, als:

	Zur Gründung fl.	An Jahresbeitrag. fl.
P. T. Se. Eminenz Fürst z. Schwarzenberg, Cardinal-Erzbischof von Salzburg	—	10
» Hr. Joseph Landgraf v. Fürstenberg, Landrechtspräsident in Salzburg	30	—
» » Franz Ritter von Reyer . . .	50	25
» » Ferd. Graf von Egger . . .	30	10
» » Eugen Freiherr von Dickmann .	30	10
» » Albert Freiherr von Dickmann .	15	5
» » Thomas Ritter von Moro . .	10	10
» » Ernst Ritter von Moro . . .	5	2
» » J. Schlegel, Director von Prevali	10	5
» » Peter Spieß, in Heft . . .	5	1
» » Johann Prettner	2	5
» » Joseph Einspiller, Dechant . .	—	2
» » Jos. Winkler, Capitel-Dechant zu Maria Saal	3	2
» » David Pacher, Pfarradministrator in Sagritz	—	2
» » Ignaz Herbert, Caplan in Sagritz	—	3
	190	92
Dazu der schon angezeigte Betrag mit	640	260⅔
Summe	830	352⅔

Doch hat unser naturhistorisches Museum noch die sichere Hoffnung auf viel größere Unterstützungen, indem uns auf den Subscriptionslisten noch die Namen so mancher der ersten kärntnerischen Familien, so wie fast aller ämtlichen Autoritäten und geistlichen Würdenträger fehlen.

Zugleich sind wir so frei, die P. T. Herren Subscribenten nochmals um Einsendung des zur Gründung bestimmten Betrages und der ersten Jahresrate zu bitten und das verehrte Publicum um Geschenke von naturhistorischen Werken zu ersuchen, da doch die Bibliothek einen der wichtigsten Theile der Anstalt ausmacht, wobei wir bemerken, daß auch ältere Werke mit Dank angenommen werden, indem diese zum Unterrichte selbst zwar weniger geeignet, doch darum höchst interessant sind, weil sie die Geschichte der Naturwissenschaften repräsentiren.

Noch haben wir zu bemerken, daß in der ersten Subscriptionsliste Herr Werzer statt Wierer zu lesen ist.

Das Comité zur Gründung eines naturhistorischen Museums.

Klagenfurt, am 25. Jänner 1848.

III.

Ueber die im vorigen Jahre bei Sonnegg im Jaunthale aufgefundenen antiken Grabstätten.

Mitgetheilt vom Secretär des historischen Vereines für Kärnten, Anton Ritter v. Gallenstein.

Im Herbste des eben verflossenen Jahres wurde mir auf freundschaftlichem Wege die Mittheilung gemacht, daß von einem in der Umgebung von Sonnegg ansäßigen Bauer bei zufälligen Nachgrabungen auf seinen Feldern mehrere, wahrscheinlich aus der Römerzeit herrührende Gegenstände, unter andern zwei Leichname und ein Topf voll Münzen, gefunden worden seyen. Die Erzählungen der Landleute, durch welche diese Nachricht hierher kam, enthielten mitunter so ausführliche Daten, daß an einiger Grundhältigkeit derselben nicht zu zweifeln war und die löbl. Direction des historischen Vereines sich bewogen fand, die beiden Gaucorrespondenten, Herrn Bezirkscommissär Pacher zu Eberndorf und den hochwürdigen Herrn Localcaplan zu St. Philippen bei Pfannstorf, Lorenz Novak, so wie Se. Hochwürden den Herrn Propst und Pfarrer zu Eberndorf, Johann Ilgontz, zu bitten, über diese angeblichen Funde nähere Erkundigungen einzuziehen.

Diesem Ansinnen wurde mit der gütigsten Bereitwilligkeit entsprochen, und mit einem Schreiben des höchst thätigen und umsichtigen Herrn Gaucorrespondenten, Hofrichters Pucher, dd. 8. Jänner 1848, der Vereinsdirection eine mit der dankenswerthesten Genauigkeit und Umständlichkeit abgefaßte Relation des Herrn Vereins-Gaucorrespondenten Novak eingesendet, deren hauptsächlichen Inhalt ich hier mittheile:

Der Bauer Wolbank im Orte Sielach, des Pfarrbezirkes Sittersdorf, ließ im vorigen Jahre einen Wiesenrain von den dort sehr zahlreich vorfindigen Steintrümmern reinigen, um den Rain urbar zu machen.

Der mit der Wegräumung und häufig nöthigen Ausgrabung der mitunter sehr großen Felsstücke beschäftigte Taglöhner ließ bei Aufwühlung des Bodens auf schwarze Modererde, und endlich auf festgekitteten Estrich, wie selber noch jetzt häufig zur Pflasterung der Dachböden gebraucht wird. Wahrscheinlich die Entdeckung eines Schatzes hoffend, setzte er seine Nachgrabungen noch eifriger fort, und traf endlich nach Ausförderung vieler großer und schwerer Steinblöcke auf fünf — jedoch bereits zusammengefallene Gewölbe, auf deren Boden sich überall halb verwitterte Menschengebeine, und in einem derselben nebst den Knochenresten auch kleine Trümmer eines gläsernen Geschirres (wahrscheinlich eines Thränenfläschchens) und eines kleinen Gefäßes aus rothem weichen Thone vorfanden. Eine größere, schwarzthönerne, mit halbverbrannten Gebeinen gefüllte Urne wurde vom Finder — ob zufällig oder absichtlich, ist nicht ermittelt — zerschlagen, und nur die Basis derselben über geäußertes Verlangen an Herrn Curaten Novak abgegeben. — Sie dürfte wahrscheinlich zu dem Gerüchte über einen aufgefundenen Topf voll Münzen (worüber aber durchaus nichts in Erfahrung gebracht werden konnte) Anlaß gegeben haben.

Durch diesen Fund angespornt fuhr der Taglöhner in seinem müherollen Geschäfte noch eifriger fort, und entdeckte endlich zwei noch vollkommen erhaltene Grabgewölbe, in welchen noch die halb in Staub zerfallenen Gerippe lagen. Der Herr Caucorrespondent Noval, welcher sich mit dem Herrn Propste von Eberndorf selbst an Ort und Stelle verfügte, um diese Grabstätten in Augenschein zu nehmen, beschreibt dieselben sammt ihrem Inhalte folgendermaßen:

„Sämmtliche vorgefundene Grabgewölbe waren in „der Richtung von Osten nach Westen; die Lage der „Todten war, wie es die Theile der Gebeine, besonders „in den beiden noch erhaltenen Gewölben, beweisen, mit „dem Kopfe gegen Osten, mit den Füßen gegen Westen „gerichtet. Hart neben dem Kopfe, respective den „Theilen der Hirnschale, lag in den beiden erhaltenen „Grabgewölben eine Kupfermünze (1 Marc. Aurel. Antoninus Verus und 1 Faustina senior) als der dem „Charon bestimmte Obolus, welcher dem Todten als „Fährgeld zur Ueberführung über den Styx in den „Mund gelegt wurde. Beiläufig in der Gegend der „Brusttheile lagen die sogenannten Fibulae, deren 3 „Stück aufgefunden wurden; endlich fand sich im unteren Theile des einen Grabgewölbes, am sogenannten „Grabschlußsteine im inneren Raume, ein anderthalb Zoll „langer noch gut erhaltener Schlüssel aus Bronce vor.“

Diese sämmtlichen Antikaglien wurden von den beiden vorgenannten hochwürdigen Herren als Geschenke dem historischen Vereine übergeben, welcher bereits mehrere in verschiedenen Gegenden des Jaunthales aufgefundene antike Gegenstände besitzt. Nicht uninteressant dürfte es seyn, daß die antiken Münzen, welche sich bisher im Jaunthale vorfanden (auch dem historischen Vereine sind in den letztabgewichenen drei Jahren mehrere zugekommen), sämmtlich der Zeit der beiden Antonine — des Antoninus Pius und des Marcus Aurelius Antoninus Verus, von 138—180 nach Christi Geburt — angehören.

IV.

Vom Kuckuck.

Das ist des Teufels Argliſt,
Das ist des Teufels Witz:
Der Kuckuck ist ein Habicht
Mit Krallen, scharf und spitz.

Der zarte Lenzprophete,
Der uns im Frühling neckt,
Der sich im Waldesdunkel
So mystisch scheu versteckt;

Im Herbst', da sinkt der Schleier,
Da sitzt er auf dem Zaun,
Die eckle Würmernahrung
Behaglich zu verdau'n.

Das ist des Teufels Argliſt,
Das ist sein Witz, so fein:
Im Lenzgefolge schmuggelt
Er seine Kinder ein.

X.

Notizenblatt.

(Nebelbilder.) Hierüber liefert die „Allgemeine Zeitung“ aus Augsburg Folgendes: Seit mehreren Jahren hat sich, von England ausgehend, eine optische Erscheinung gelteud zu machen gesucht, die unter dem Namen dissolving views (Nebelbilder) Aufsehen und Verwunderung durch ihre Eigenthümlichkeit erregte. Es war die alte Laterna magica, die gleichsam aus der Kinderstube heraustretend, ihre Tauglichkeit für höhere Zwecke darlegen wollte. Daß diese Zwecke künstlerischer Natur seyen, war nicht zu verkennen, doch fehlte bis jetzt der belebende Hauch, um etwas zu gestalten, was der Kunst mit Recht als ein Angehöriges zugeschrieben werden konnte, und der Gegenstand schien, nach dem uns von Zeit zu Zeit Vorgeführten, eher Rückschritte als Fortschritte zu machen. Freilich konnten wir nicht wissen, daß im Verborgenen seit Jahren ein Mann sich desselben bemächtiget hatte, und ihn zu entwickeln suchte, der durch andere Leistungen auf dem Gebiethe der Optik sich bereits einen Namen erworben. Es ist Dr. Carl Schuh, von dem wir sprechen, der uns aus früheren Wiener Mittheilungen wegen seiner Verdienste um Vervollkommnung der Daguerreotypie rühmlich bekannt ist. Er befindet sich eben in unserer Stadt, um uns die Resultate seiner vieljährigen Bestrebungen in der angedeuteten Richtung vor die Augen zu führen, Bestrebungen, die dem Beschauer eine neue Art ästhetischen Genusses gewähren. Dem Maler ist es nicht vergönnt, mehr als einen Moment einer Handlung darzustellen; Hrn. Schuh schwebte die Möglichkeit vor, das Nacheinanderseyn verschiedener Momente in die Erscheinung zu bringen; es kam nur auf eine künstlerische Lösung dieser Aufgabe an. Sie gelang in zwei verschiedene Theile: zunächst kam es darauf an, künstlerische Kräfte für das Darzustellende zu gewinnen, dann aber mußte der optisch-mechanische Theil des hier zur Anwendung kommenden Mittels zu einer solchen Höhe der Leistung gesteigert werden, daß das Werk des Künstlers gleichsam unverfälscht wiedergegeben werden konnte. Beide Aufgaben sehen wir glücklich bewältigt. Der Apparat, mit dem der Erfinder gewandt experimentirt, und den wir durch seine Gefälligkeit genau in seinen einzelnen Theilen kennen lernten, besteht aus einem großen Tische, der auf einer Eisenbahn horizontal beweglich ist, und einer der Bahn senkrecht gegenüberstehenden eigenthümlich präparirten homogenen Wand genähert und von ihr entfernt werden kann. Auf diesem Tische erhebt sich ein 7 Fuß hohes Gerüst, in welchem vier einzelne Laternen so aufgehängt sind, daß jede für sich mit der größten Präcision nach Bedürfniß bewegt werden kann. Eine dieser Laternen, die den Zweck hat, den erscheinenden Bildern einen Rahmen zu geben, ist wieder horizontal auf einer kleineren Eisenbahn so genau verschiebbar, daß die optische Achse dieses Instrumentes nach keiner Richtung hin von dem an der Wand bezeichneten Puncte abweicht. Unter der Tischplatte, auf welcher der Experimentator steht, befinden sich zwei Behältnisse, in denen im comprimirten Zustande Hydrogen und Oxygen eingeschlossen sind; durch ein System von Röhren strömen die Gase nach vier verschiedenen metallenen Behältern, von wo aus nach dem Willen des Experimentirenden je zwei Gase zu einer metallenen Spitze gehen, die sich im Innern jedes einzelnen Instrumentes befindet. Gemischt tritt das unter dem Namen Knallgas bekannte Gemenge aus der Spitze heraus, und trifft, nachdem es entzündet wurde, auf einen Kalkcylinder, der von einem Uhrwerke in angemessener Bewegung gehalten wird. Es entsteht die unter dem Namen Drummond'sches Licht bekannte Erscheinung. Der zum Weißglühen gebrachte Kalk strömt ein außerordentlich intensives Licht aus, welches von einem Metallspiegel zurückgeworfen, mehrere Linsen und das auf Glas gemalte Bild durchdringt, und so zu der achromatischen Linsencombination gelangt, die ein vollkommen von prismatischen Farben freies, in der Mitte wie am Rande gleich scharfes Bild gibt.

Die Ruhe und gleichmäßige Vertheilung des Lichtes ist so groß, daß wir im Bilde selbst nicht das geringste Schwanken, keine besonders leuchtende Mitte wahrnehmen, ja ganz und gar die Entstehungsweise des Bildes vergessen konnten. Diese sinnreiche Combination mechanischer und optischer Mittel würde eine reine Verschwendung genannt werden müssen, wenn nicht die vorzuführenden Gemälde von Künstlerhand gefertigt wären. Die Bilder haben in der Wirklichkeit eine Größe von 8" Durchmesser, sie erscheinen dem Zuschauer in verschiedener ihnen angemessener Vergrößerung, die durch Verschiedung des ganzen Apparates bewirkt wird, begegnet von einem so geschmackvollen Goldrahmen, wie er in der Wirklichkeit wohl nicht ausführbar wäre; der Name des Bildes und des Künstlers, der es geschaffen, erscheint in deutlicher Goldschrift darüber, was eine dankenswerthe Zugabe ist. Was die Verwandlung und die einzelnen interessanten Erscheinungen betrifft, bei denen Bild im Bild sichtbar wird, so vermissen wir nirgends die künstlerische Intention. Die Reihe der Bilder, die uns vorgeführt wurden, bestand aus Copien klassischer Gemälde und aus Originalien für diesen Zweck gemalt. Begleitet wurde jedes Bild von einer sinnig gewählten, charakteristischen Musik, was zur Erhöhung des Genusses, den das Ganze gewährt, wesentlich beitrug. Hr. Karl Schuh zeigt, wie ein nach ästhetischen Prinzipien begonnenes Unternehmen dieser Art aller Spielerei entbehren könne, und wir begrüßen in seinen Leistungen einen neuen höchst interessanten Kunstzweig. Dem modernen Theater, das alles an Vervollkommnung der Maschinerie und Scenerie setzt, ist hier ein bisher ungeahntes Mittel des Fortschrittes geboten. Fernsichten, Mondlandschaften, Sonneneffekte, Seescenen, Traumbilder, feenhafte Darstellungen lassen sich mit Hilfe dieser Lichtgemälde auf eine Weise herstellen, gegen welche die bisherigen Versuche wie hölzerne Anfänge erscheinen.

(Einfluß der Waldungen auf die Fruchtbarkeit des Ackerlandes, auch für Kärnten zu beherzigen.) Die Carlsruher Zeitung bemerkt in dieser Beziehung unter Anderem: „Das Städtchen Sinsheim ist ringsum von Hügeln begrenzt, die bis auf eine Stelle mit Buchenwaldungen besetzt sind. Seit Menschengedenken hat kein Hagelwetter die Felder jenes Thales verwüstet, und die Bewohner fürchten nur ein Ungewitter, wenn es von der entblößten Seite herkommt, ein offenbarer Beweis für den Einfluß der Waldungen. Die Austrottung der Waldungen darf nur bis zu einer Grenze hin getrieben werden; über diese erhält man nicht bloß kein weiteres fruchtbares Land, sondern das schon vorhandene verliert an Ertrag. Die ganze gleiche Erfahrung hat man in Südfrankreich gemacht, als die Revolution mit den Waldungen aufräumte. Die Folgen waren, daß es entweder gar nicht regnete, wenn auch Wolken am Himmel sich zeigten, oder daß der Regen in verheerenden Strömen herabstürzte. Eine wohlthätige Vertheilung des Regens auf den ganzen Sommer ist ohne den Einfluß der Wälder nicht zu erwarten. Dürre und dann plötzliches Uebertreten der Ströme in Folge verheerender Regengüsse sind die allernächsten Ergebnisse einer voraussichtslosen Bewirthschaftung der Wälder. Auch fängt man im Süden Frankreichs wieder an, die dürren Höhen zu bewalden. Die gleiche Erscheinung zeigen Palästina und die Gegenden am Euphrat, die ehedem Paradiese waren. Mit den Wäldern ist all die Herrlichkeit jener Gegenden geschwunden, und eine unermeßliche Wüste nimmt ihre Stelle ein. Auch in Egypten zeigt sich die gleiche Erscheinung. Das wasserreiche und darum so äußerst fruchtbare Mississippithal in Nordamerika, aus dem jährlich unermeßliche Strecken Urwaldes verschwinden, wird die Wirkung dieses Verschwindens in der Abnahme des Wasserreichthums bemerken. Es ist daher sehr zu wünschen, daß in Gegenden, die von Waldungen entblößt sind, und in denen sich weniger fruchtbare Strecken Landes befinden, diese so viel als möglich mit Wald bepflanzt werden. Auch entsteht die Frage, ob nicht schon durch zahlreiche Obstbäume, wenigstens einigermaßen Waldungen könnten ersetzt werden, besonders in solchen Gegenden, die nicht allzu entfernt von Waldungen sind. Es wäre dadurch ein doppelter Vortheil erlangt."

(Neu erfundener Webestoff.) Unter der Leipziger Handelswelt, namentlich bei den zur Messe anwesenden Manufacturisten macht ein neu erfundener Webestoff großes Aufsehen. Die Bereitung dieses Stoffes ist zur Zeit noch ein Geheimniß seines Erfinders. Der Stoff ist glänzend weiß, langfaserig, äußerst zart, weit zarter noch als die feinste Seide, fühlt sich eben so wie diese an, und dürfte jedenfalls, wenn er sich beim Spinnen als dauerhaft bewährt, der Seide großen Abbruch thun. Das Pfund dieses unbekannten Rohstoffes kommt etwa auf zwei Thaler. Der Erfinder, dem bereits 20,000 Pf. St. für Bekanntmachung des Geheimnisses geboten worden seyn sollen, behauptet, der Stoff selbst sey etwas sehr Gewöhnliches und die Herstellung desselben leicht. Versuche, ihn zu färben, sind sehr befriedigend ausgefallen.

Meteorologische Beobachtungen zu Klagenfurt.

Jänner u. Febr. 1848.	Luftdruck in P. Linien auf 0° reducirt.			Lufttemperatur in Reaumur's Graden.			Dunstdruck in P. Lin. nach dem Pfychrometer.			Winde.			Witterung.			Reg. u. Schnee P. Zoll hoch.
	Größter	Kleinster	Mittlerer	Größte	Kleinste	Mittlere	Größter	Kleinster	Mittlerer	Morgens	Mittag	Abend	Morgens	Mittag	Abend	
20.	317·5	316·5	317·0	— 5·0	— 8·1	— 7·0	1·0	1·0	1·0	W	SW	W	Schnee	Schnee	Schnee	0·23
21.	319·6	318·2	318·7	+ 0·2	— 7·0	— 4·0	1·4	1·0	1·2	W	W	W	neblig	neblig	detto	0·18
22.	319·8	319·4	319·6	+ 1·0	— 5·1	— 2·2	1·6	1·2	1·4	W	W	W	detto	detto	trüb	—
23.	319·1	318·9	319·0	0·2	— 2·8	— 1·9	1·5	1·2	1·4	W	W	W	Schnee	Schnee	detto	0·11
24.	320·6	319·8	320·1	+ 2·7	— 4·0	— 2·2	2·0	1·2	1·5	W	SO	SO	neblig	⊙u.W.	detto	—
25.	322·6	321·1	321·6	+ 0·2	— 5·1	— 3·4	1·7	1·2	1·3	☉	☉	☉	trüb	trüb	detto	—
26.	322·9	322·7	322·8	— 2·2	— 6·5	— 5·2	1·3	0·7	1·0	☉	☉	☉	detto	⊙u.W.	Wolken	—
27.	324·9	322·6	323·4	— 7·5	— 12·2	— 10·5	0·8	0·6	0·7	☉	☉	☉	detto	trüb	trüb	—
28.	326·2	325·5	325·8	— 9·5	— 17·2	— 14·3	0·8	0·2	0·4	SO	W	SO	⊙u.W.	heiter	heiter	—
29.	326·2	326·0	326·1	— 12·0	— 4·8	— 12·0	1·0	0·6	0·8	SO	SO	SW	Nebel	trüb	trüb	—
30.	325·8	314·5	325·2	— 2·5	— 11·5	— 8·0	1·4	0·6	0·9	SW	SW	SW	⊙u.N.	heiter	heiter	—
31.	322·1	319·1	320·5	— 6·0	— 13·8	— 8·3	1·0	0·4	0·8	O	SO	O	detto	detto	detto	—
1.	316·9	316·2	616·6	+ 3·0	— 5·0	— 1·5	1·9	1·2	1·5	O	SO	O	⊙u.W.	detto	trüb	—
2.	323·2	320·2	321·6	+ 4·1	— 3·8	— 1·2	1·9	1·3	1·5	O	SO	O	detto	detto	heiter	—
Mitt.	321·9	320·7	321·2	— 2·3	— 7·6	— 2·8	1·4	0·9	1·1	Herrschende Winde: W. u. SO.						0·53
Im Jänner	326·2	317·5	319·3	+ 2·7	— 17·2	— 5·1	2·0	0·1	1·1	Mittlere Windrichtung: SO.						1·25

Haupt-Redacteur: Simon Martin Mayer. Schnellpreßdruck des Ferdinand Edlen v. Kleinmayr.

CARINTHIA.

Klagenfurt, Sonnabend den 12. Februar 1848.

№ Acht und dreißigster Jahrgang. 7.

Geſchichtliche Tageserinnerungen für Kärnten.

Am 14. Februar (1819) verließ Kaiſer Franz I. nach einem zweitägigen Aufenthalt Klagenfurt wieder. — Am 15. Feb. (1297) nahm Herzog Heinrich von Kärnten, Graf von Tirol, das Gotteshaus Wertſe (Maria Werd) in ſeinen Schirm, und befreite es von dem Vogteigerichte des Otto von Winkenſtein. — Am 16. Feb. (1806) wurde in der Cathedralkirche zu Klagenfurt ein feierliches Dankamt nach dem Abzug der Franzoſen abgehalten. — Am 17. Feb. (1834) fand die feierliche Einſegnung des zwei Tage vorher verſtorbenen allgemein geachteten und geliebten Landeshauptmanns und Oberſt-Erblandjägermeiſters in Kärnten, Maria Hieronimus Grafen von Platz, zu Klagenfurt Statt. — Am 19. Feb. (1308) wurde der Streit zwiſchen Walſing Biſchof von Bamberg und Rudolf von Rab wegen der Burg Pregrad durch Schiedsrichters-Spruch beigelegt. — Am 20. Feb. (1560) belehnte K. Ferdinand den Bernhart Adam von Lind und ſeine Brüder mit 18 Tag-Mahd bei Sachſenburg.

I.

Feierliche Eröffnung der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Wien.

Am 2. Februar 1848 hielt die kaiſerliche Akademie der Wiſſenſchaften unter der Leitung ihres hohen Curators, Sr. kaiſerl. Hoheit des durchlauchtigſten Herrn Erzherzogs Johann Baptiſt im großen Sitzungsſaale der niederöſterr. Herren Landſtände ihre feierliche Eröffnungs-Sitzung, welche durch die Gegenwart Ihrer kaiſerlichen Hoheiten der durchlauchtigſten Herren Erzherzoge Franz Carl, Franz, Ferdinand, Ludwig, Albrecht, Carl Ferdinand, Wilhelm, Leopold, Ihrer königl. Hoheiten der Herren Erzherzoge Ferdinand und Maximilian von Eſte und des Prinzen Guſtav von Waſa verherrlicht wurde, vor einem eben ſo glänzenden als zahlreichen Zuhörerkreiſe, an deſſen Spitze ſich das diplomatiſche Corps und die höchſten k. k. Hof- und Staatswürdenträger befanden.

Zu dieſer denkwürdigen Feſtlichkeit waren auch die nicht in Wien wohnhaften, bei der Gründung der Akademie von Sr. Majeſtät allergnädigſt ernannten Mitglieder einberufen worden, und es haben der rauhen Jahreszeit ungeachtet deren zwölf der Einladung Folge geleiſtet, nämlich die HH. Labus und Carlini aus Mailand, Baldi aus Venedig, Beda Weber aus Meran, Jäger aus Innsbruck, Zippe, Presl, Schafarik, Kreil, Palacky, Redtenbacher aus Prag, und Unger aus Gratz.

Se. kaiſerl. Hoheit der durchlauchtigſte Herr Erzherzog Johann Baptiſt eröffneten als Curator der Akademie die Sitzung mit nachſtehenden Worten:

„Seine Majeſtät haben bei der Stiftung einer kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften in dem Patente vom 14. Mai 1847 Höchſtihre Geneigtheit auszuſprechen geruht: „nach dem Beiſpiele glorreicher Vorfahren in der Förderung der Wiſſenſchaften und in der Verbreitung gediegener Kenntniſſe eines der vorzüglichſten Mittel zum „Wohle der bürgerlichen Geſellſchaft und zur Erreichung der Zwecke der Regierung zu erkennen, und „das Streben der Männer, welche ſich durch ein erfolgreiches Wirken in dieſer Richtung hervorthun, mit „höchſtem Wohlwollen zu ermuntern und zu unterſtützen.“ — In dieſen Worten liegt das Weſen des großartigen Geſchenkes ausgeſprochen, — im Einklange mit jenen Geſinnungen, womit Se. Majeſtät gewohnt ſind, die auf dem geregelten Wege vorgebrachten gerechten Wünſche Ihrer Unterthanen allergnädigſt zu gewähren; in dieſen Worten iſt aber auch die ſchöne und erhabene Aufgabe des Strebens der Akademie bezeichnet. — Laſſen Sie vor Allem mich, welchen das Vertrauen des Kaiſers berufen hat, Ihre Wünſche, Bitten und Leiſtungen an die Stufen des Thrones zu bringen, Höchſtdemſelben heute, bei unſerer erſten feierlichen Zuſammenkunft den Dank für die Gründung, Beſtätigung und großmüthige Ausſtattung der Akademie darbringen. — Meine Herren Akademiker! Groß iſt die Erwartung von Ihrem gemeinſamen Wirken, groß die Forderung der Zeit, bedeutend ſind die Leiſtungen älterer und neuerer wiſſenſchaftlicher Vereine; mit dieſen treten Sie als die Vertreter der wiſſenſchaftlichen Kräfte eines mächtigen Staates in die Schranken. An Ihnen iſt es nun, die Aufgabe mit Ernſt, Beharrlichkeit und einträchtigem Zuſammenwirken zu löſen. Die Mittel, welche Ihnen zu Gebothe ſtehen, ſind Ihnen bekannt; die Formen, in welchen Sie ſich bewegen werden, ſind durch Ihre ſelbſtgegebene Geſchäftsordnung geregelt, die Wege, welche Sie einſchlagen können, nach Möglichkeit geebnet. — Die Nationalitäten unſerer Monarchie ſind in Ihrer Mitte vertreten, und wenn Sie ſich begeiſtert für Ihren Zweck zuſammenfinden, Eines Herzens, Eines Sinnes, ſo werden aus Ihrem Streben und dem innigen Verkehre gute Früchte erwachſen. — Neue Bande werden ſich knüpfen, manche Vorurtheile ſchwinden, die nützlichen Kenntniſſe, Fortſchritte und Entdeckungen ſchnell Gemeingut aller Völkerſtämme Oeſterreichs werden. — Anerkennung und Dank wird dann auf dieſer Akademie und Ruhm auf jenen Mitgliedern ruhen, welche ihre Beſtimmung klar erfaſſend, mit Aufopferung und Hingebung die erſten Schritte des Inſtitutes lenkten. Sie wird durch den aus ihr erſprießenden Nutzen den Völkern Oeſterreichs lieb — ihr Stolz werden, durch ihre Leiſtungen die allgemeine Achtung des In- und

Auslandes erwerbend, einen neuen Beweis liefern, welche geistigen Kräfte im österreichischen Kaiserstaate liegen und durch Erfüllung ihres Berufes die Zufriedenheit ihres Kaisers, dem sie Alles verdanket, — verdienen."

Hierauf hielt der Präsident der Akademie, Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall, eine Rede, worin derselbe die früheren Bestrebungen, eine Akademie der Wissenschaften in Wien zu Stande zu bringen, die Wichtigkeit und den Nutzen einer solchen Anstalt, das hohe Verdienst der Staatsmänner, welche zu ihrer Zustandebringung mitgewirkt, die sämmtliche Nationalitäten des österreichischen Kaiserstaates berücksichtigende Eigenthümlichkeit der neu gegründeten Akademie, das Ebenmaß ihrer beiden Classen und den ihrer Wirksamkeit offen stehenden Spielraum auf dem Gebiethe der Wissenschaften schilderte. *)

Den Beschluß machte ein Vortrag des Generalsecretärs Andreas von Ettingshausen über die gegenwärtige Wirksamkeit und Gestaltung der Akademie. Dieser enthielt: den Bericht über die Vorarbeiten zur Herstellung der Geschäftsordnung, dann über die Erlasse des durchlauchtigsten Herrn Curators bezüglich verschiedener Verwaltungsgegenstände; die Verkündigung der am 26. Jänner von der Akademie zu ihrer Ergänzung vorgenommenen und von Sr. k. k. Majestät mit Allerhöchster Entschließung vom 1. Februar allergnädigst bestätigten Wahlen der inländischen Ehren-, wirklichen und correspondirenden, dann der ausländischen Ehren- und correspondirenden Mitglieder, wobei der mit Tode abgegangenen wirklichen Mitglieder, des großen Orientalisten Professor Johann Georg Wenrich und des gefeierten Dichters, des hochwürdigsten Patriarchen-Erzbischofs Ladislaus v. Pyrker, gedacht wurde; die Veröffentlichung der von der Akademie zur Ausschreibung gewählten Preisaufgaben, nämlich der historischen, bestehend aus einem Cyklus von 5 Preisaufgaben zur Zustandebringung einer entsprechenden Geschichte König Rudolf's I. von Habsburg; der philologischen, die Herstellung einer vergleichenden Lautlehre der slavischen Sprache betreffend; der physikalischen, über die Theorie der geleiteten Wärme; der physiologischen, über den Antheil des Pollen der phanerogamischen Gewächse an der Bildung des Embryo; endlich wurden die vorläufig unternommenen und die Aussicht auf die künftigen wissenschaftlichen Arbeiten der Akademie angedeutet.

Verzeichniß

der von der kais. Akademie der Wissenschaften in ihrer Gesammtsitzung am 26. Jänner 1848 erwählten und von Sr. Majestät mit Allerhöchster Entschließung vom 1. Februar l. J. allergnädigst bestätigten Mitglieder:

Inländische Ehrenmitglieder:

Se. kais. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Franz Carl. Se. kais. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Ludwig. Se. Durchlaucht Herr Clemens Fürst von Metternich, k. k. Haus-, Hof- und Staatskanzler. Se. Excellenz Herr Franz Anton Graf von Kolowrat-Liebsteinsky, k. k. Staats- und Conferenzminister. Se. Excellenz Herr Joachim Eduard Graf von Münch-Bellinghausen, k. k. Staatsminister. Se. Excellenz Herr Carl Graf von Inzaghi, k. k. oberster Kanzler. Se. Excellenz Herr Carl Friedrich Freiherr Kübeck von Kübau, Präsident der k. k. allgemeinen Hofkammer. Se. Excellenz Herr Franz Freiherr von Pillersdorff, k. k. Hofkanzler.

Wirkliche in Wien wohnhafte Mitglieder:

In der historisch-philologischen Classe:

(In alphabetischer Ordnung.)

Bergmann Joseph, Custos des k. k. Münz- und Antiken-Cabinets. Karajan Theodor Georg, Scriptor der k. k. Hofbibliothek. Pfizmaier August, Dr. der Medicin, Docent der chinesischen, türkischen, arabischen und persischen Sprache an der k. k. Universität.

In der mathematisch-physikalischen Classe:

Burg Adam, k. k. Regierungsrath und Professor am polytechnischen Institute. Fenzl Eduard, Doctor der Medicin, Custos der botanischen Abtheilung des k. k. Naturalien-Hofcabinets. Kollar Vincenz, zweiter Custos des k. k. zoologischen Hofcabinets. Koller Marian, k. k. wirklicher Regierungsrath und Director der philosophischen Studien.

Wirkliche auswärtige Mitglieder.

In der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe:

Doppler Christian, k. k. Bergrath und Professor zu Schemnitz. Reuss August, Doctor der Medicin, Brunnenarzt zu Bilin in Böhmen. Ruscони Maurus, Doctor der Medicin, Mitglied des k. k. Instituts zu Mailand.

Inländische correspondirende Mitglieder.

Für die historisch-philologische Classe:

Freiherr von Ankershofen Gottlieb, k. k. Appellationsgerichts-Secretär, Director des historischen Vereines in Kärnten. Boller Anton, Docent der Sanscritsprache an der k. k. Universität zu Wien. Blumberger Friedrich, Capitular, Stiftskämmerer und Kanzleidirector zu Göttweig. Cicogna Emmanuel, k. k. Appellationsgerichts-Secretär, Mitglied der Akademie der bildenden Künste zu Venedig. Diemer Joseph, Scriptor der k. k. Universitätsbibliothek. Filz Michael, Prior des Benedictinerstiftes Michelbeuern. v. Frast Johann, Cistercienserscapitular von Zwettl und Pfarrer zu Zistersdorf. Gar Thomas, Bibliothekar zu Padua. Goldenthal Jakob, Doctor der Philologie in Wien. Hanka Wenzel, Bibliothekar des vaterländischen Museums in Böhmen, ordentliches Mitglied der k. Gesellschaft der Wissenschaften in Prag. v. Jászay Paul, k. ungarischer Hofsecretär, ordentliches Mitglied der ungarischen Akademie der Wissenschaften. Keiblinger Ignaz, Capitular von Melk und Pfarrer zu Maßleinsdorf. Miklosich Franz, Doctor der Phil. und der Rechte, Amanuensis. Seidl Johann Gabriel, Custos des k. k. Münz- und

*) Die Mittheilung dieser Rede geschieht in den folgenden Blättern der „Carinthia."

Antiken-Hofcabinets. Toldy (vormals Schedel) Franz, Secretär der ungarischen gelehrten Gesellschaft zu Pesth. Wartinger Joseph, ständ. Archivar zu Gratz. Wolny Gregor, Capitular der Benedictinerabtei Raigern, emeritirter Professor der Geschichte an der philosophischen Lehranstalt zu Brünn.

Für die mathematisch-naturwissenschaftliche Classe:

Belli Joseph, Professor der Physik an der k. k. Universität zu Pavia. Boué Ami, Privat zu Wöslau nächst Baden. Corda August Joseph, Custos des böhmischen Museums zu Prag. Diesing Carl Moriz, Dr. der Medicin, Custos-Adjunct des k. k. zoologischen Hofcabinets. Fitzinger Leopold, Custos-Adjunct des k. k. zoologischen Hofcabinets. Ritter v. Hauer Franz jun., k. k. Bergwesens-Practikant. Edler von Hauslab Franz, k. k. Oberst. Hechel Jakob, Präparator im k. k. Naturalien-Hofcabinet. Heßler Ferdinand, Professor der Physik am k. k. polytechnischen Institut. Kunzek August, Professor der Physik an der k. k. Universität zu Wien. Edler v. Littrow Carl Ludwig, Director der k. k. Universitäts-Sternwarte in Wien. Ritter v. Panizza Bartholomäus, Professor der Anatomie an der k. k. Universität zu Pavia. Petrina Franz, Professor der Physik an der k. k. Universität zu Prag. Petzval Joseph, Professor der höheren Mathematik an der k. k. Universität in Wien. Presl Carl, Professor der Naturgeschichte an der k. k. Universität zu Prag. Redtenbacher Ludwig, Dr. der Medicin in Wien. Rußegger Joseph, k. k. Gubernialrath und Salinenadministrator zu Wieliczka. Schott Heinrich, k. k. Hofgärten- und Menageriedirector.

Ausländische Ehrenmitglieder.

Für die historisch-philologische Classe:

Grimm Jakob, zu Berlin. Guizot Franz Peter Wilhelm, zu Paris. Hermann Gottfried, zu Leipzig. Mai Angelo, Cardinal zu Rom. Pertz Georg Heinrich, zu Berlin. Renaud Joseph, Conservator der orientalischen Manuscripte zu Paris. Ritter Carl, zu Berlin. Wilson Horaz, zu Oxford.

Für die mathematisch-naturwissenschaftliche Classe:

Brown Robert, zu London. Freiherr v. Berzelius Johann Jakob, zu Stockholm. v. Buch Leopold, zu Berlin. Faraday Michael, zu London. Gauß Friedrich, zu Göttingen. Freiherr v. Humboldt Alexander, zu Berlin. Freiherr von Liebig Justus, zu Gießen. Müller Johann, zu Berlin.

Ausländische correspondirende Mitglieder.

Für die historisch-philologische Classe:

Salvá y Baranda Pedro, Mitglied und Bibliothekar der Akademie der Geschichte zu Madrid. Böhmer Friedrich, Stadtbibliothekar zu Frankfurt am M. Bournouf Eugen, Conservator an der k. Bibliothek, Mitglied der Akademie der Inschriften zu Paris. Cibrario, kön. Historiograph zu Turin. Dahlmann Friedrich, Professor zu Bonn. Diez Friedrich, Professor zu Bonn. Flügel Gustav, Professor am kön. sächsischen Gymnasium zu Meißen. Gfrörer, Bibliothekar zu Stuttgart. Haupt Moriz, Professor der Philologie zu Leipzig. Letronne Anton Johann, Conservator des k. Münz- und Antikencabinets zu Paris. Van der Maelen, Eigenthümer und Director des geographischen Instituts zu Brüssel. Michel Francisque, Professor der ausländischen Literatur zu Bordeaux. Mohl Julius, zu Paris. Orelli Caspar, Professor zu Zürich. Schmeller Andreas, Custos der k. Hofbibliothek zu München. Stenzel Heinrich, Professor und Archivar zu Breslau. Thiersch Friedrich zu München. Vuk-Stephanovich, Privat zu Wien.

Für die mathematisch-naturwissenschaftliche Classe:

Bunsen R., Professor der Chemie zu Marburg. Dumas Johann Bapt., Professor der Chemie zu Paris. Eliede Beaumont, Professor der Geognosie zu Paris. Enke C. F., Astronom zu Berlin. Jacobi Carl Gustav Jakob, zu Berlin. Martius, Director des botanischen Gartens zu München. Melloni, zu Neapel. v. Meyer Hermann, zu Frankfurt a. M. Mitscherlich E., zu Berlin. Poggendorff J. E., Professor zu Berlin. Purkinje, Professor zu Breslau. Quetelet A., Director der Sternwarte, Secretär der Akademie zu Brüssel. Rose Heinrich, Professor der Chemie zu Berlin. Tschudi, Privatgelehrter gegenwärtig in Wien. Steinheil C. A., zu München. Weber Ernst und Weber Wilhelm, Professoren zu Leipzig. Wöhler Friedrich, Professor der Chemie zu Göttingen.

II.

Albumblätter.

1.

Es naht das Glück uns auf verschied'nen Wegen:
Dem wird das Glück vom Winde zugeweht,
Der freundlich ihm des Schiffes Segel bläht,
Und Jenem wird's durch Wasserfluth und Regen.

Dem bringt die Feder Glück, und dem der Degen,
Dem bringt's der Acker, der in Blüthe steht,
Und dem der Berg, durch den der Stollen geht,
Dem kömmt das Glück als holde Frau entgegen.

Dem gab's der Schlaf, des Zufalls reicher Segen,
Dem ward's, als in der Wiege er gelegen,
Der ward im Alter noch ein froher Erbe.

Es führen tausend Wege hin zum Ziele,
Gewinnen kann man in so manchem Spiele;
D'rum geh' und wähl', sey thätig, klug, erwerbe!

2.

Was auch der Vater spricht mit seinem Kinde,
Es ist der Liebe Wort, der Liebe Segen.
Und grollt er auch, und tritt er ihm entgegen,
Auf eine Wunde nur legt er die Binde.

Wohin es zieht, es zieht mit gutem Winde,
Der Segen zieht mit ihm auf allen Wegen;
Und kehrt es heim gepeitscht vom Sturm und Regen,
Sein Gruß ist Heil, ein Kissen warm und linde.

Was es beginnt, beginnt mit seinem Segen,
Was es vollbringt, an ihm war es gelegen,
Es ließ sich Gott durch sein Gebeth bewegen.

Für all die Lieb' kann frei das Kind sich wähnen?
Soll um's Verlorne sich der Vater sehnen?
Soll folgen er des Kindes Spur mit Thränen?

3.

„Wenn ihr nicht also werdet wie die Kleinen,
So könnt in's Himmelreich ihr nicht eingehen!"
So sagt das Buch, wo auch die Worte stehen:
„Ihr Kleinen kommt, laßt sie vor mir erscheinen."

O bleib ein Kind, verlasse nicht die Deinen,
Dräng' nicht hinaus, die große Welt zu sehen;
Ich seh' sie, wie sie kommen, schmeicheln, flehen,
Sich müh'n, dn sollst mit ihnen dich vereinen.

O hör' nicht ihre Weisheit, ihre Lehren,
Beginne nicht des Tages Götter zu verehren,
O bleib ein Kind, bleib einfach, wahr und rein —

Damit dereinst an jenem großen Tage
Zu dir der Freund und Hort der Kleinen sage:
„Mein Kind, geh' in des Vaters Wohnung ein."

— 11 —

Notizenblatt.

(Bestätigung.) Die in unserem ersten Blatte l. J. aus Stall in Oberkärnten mitgetheilte Nachricht wird nun im „Bothen von Tirol" dd 3. d. bestätiget, indem auch der Stamserwirth in Hötting, Jakob Berktold, auf dem Solstein während der Jagd die nämliche akustische Wahrnehmung wie der Jäger Simon Bäer auf dem Sadnigkopfe in Oberkärnten gemacht hatte.

(Eisenbahnbrücke über den Niagara.) Der schon mehrerwähnte Plan, heißt es in der „allgemeinen Zeitung", eine Eisenbahnbrücke über den Stromfällen des Niagara zu erbauen, ist in der Ausführung begriffen. Ein Berichterstatter im „New-York-Inquirer" sagt darüber: „Wenn noch irgend etwas die Reize der vielbesuchten Niagara-Ufer erhöhen kann, so wird es durch diese Brücke geschehen, welche das Gebieth der Königin von England mit den vereinigten Staaten in Verbindung bringen soll. Ihre Tausende von Tonnen schweren Eisenketten werden einen entsprechend festen Halt finden in den 100 Fuß tief in das unten liegende Felsgestein eingetriebenen Ankern von geschmiedetem Eisen, so daß, ehe diese Stütze wiche, erst der Felsengrund der Erde selbst wanken müßte. Auf diese riesenhafte Kettenunterlage soll ein Holzgerüste so fest aufgestellt werden, daß man in der Mitte unter dem darüber wegrollenden Wagenzuge nicht die mindeste Bebung verspüren wird. Die Eisenbahn wird in der Mitte laufen, daneben zwei Fahrgeleise für gewöhnliche Wagen und zwei Fußwege. So wird im vollen Anblick der Stromfälle, tief unter sich die tobenden Strudel und ringsumher die sturmgepeitschten Felsen, die Locomotive mit ihrem Wagenschlepp pfeilschnell über den gähnenden Abgrund wegrollen. Dieses glorreiche Werk ist bereits im Werden begriffen, das Geld ist eingezahlt, und die Ausgrabungen sind begonnen. Welch ein prächtiges Schauspiel wird dieser Weg in seiner vollen Benützung gewähren! Die kühne Brücke über die Menaistraße in England ist berühmt, die Niagara-Brücke wird ein Weltwunder werden. Eine der ersten Fragen, die sich aufdrängen, ist: wie sollen die eisernen Ketten über den breiten Strom geworfen werden? Das Dampfboot, das jetzt unterhalb der Fälle hereüber und hinüberfährt, wird zwei Kabel mitnehmen, an welche Eisendrähte befestiget sind. Wenn dann zwei Eisenstränge liegen, wird ein zeitweiliges Werkgerüste darauf aufgelegt, auf welchem die Arbeiter schaffen werden. Auf meine Frage, wo man Arbeiter finden werde, die hinlänglich nervenstark seyen, um unter den hier gegebenen Umständen mit Erfolg zu arbeiten, wurde mir die charakteristische Antwort: „O, es gibt Yankees genug, die Muth und Geschick dazu haben!" Auch die Eisenbahn in Canada, die sich an diese Brücke knüpft, wird ein wunderbares Werk. Sie wird in weiten Strecken theils auf Bogen, theils unter Tunnels hingehen, so daß die großen Fahrstraßen des Landes theils darüber, theils darunter wegziehen werden. In das westliche Canada wird durch diese große Völkerstraße mehr Leben kommen, als bisher je darin gesehen worden ist."

Meteorologische Beobachtungen zu Klagenfurt.

Februar. 1848.	Luftdruck in P. Linien auf 0° reducirt.			Lufttemperatur in Reaumur's Graden.			Dunstdruck in P. Liu. nach dem Psychrometer.			Winde.			Witterung.			Reg. u. Schnee P. Zoll hoch.
	Größter	Kleinster	Mittlerer	Größte	Kleinste	Mittlere	Größter	Kleinster	Mittlerer	Morgens	Mittag	Abend	Morgens	Mittag	Abend	
3.	327·1	325·6	326·2	— 0·7	— 10·8	— 7·1	1·8	0·7	1·0	NW	NW	NW	heiter	heiter	heiter	—
4.	328·5	328·2	328·3	— 4·0	— 13·4	— 9·0	0·9	0·5	0·7	W	SW	SW	Nebel	detto	detto	—
5.	328·3	326·5	327·3	— 4·0	— 15·6	— 10·3	0·9	0·3	0·6	W	SW	SW	heiter	heiter	detto	—
6.	324·8	322·2	323·3	— 4·0	— 14·5	— 6·9	1·1	0·5	0·7	W	NW	NW	⊙u.W.	neblig	neblig	—
7.	322·3	321·1	321·7	+ 2·5	— 0·2	— 1·7	1·6	1·0	1·4	NW	NO	N	detto	⊙u.W.	heiter	—
8.	319·4	318·6	318·9	+ 2·5	— 3·8	— 1·6	2·2	1·2	1·5	SW	SW	SW	trüb	heiter	detto	0·02
9.	319·7	316·9	318·7	+ 2·5	— 7·8	— 2·0	1·8	0·9	1·2	W	SO	SW	Nebel	⊙u.W	trüb	—
	328·5	316·9	323·3	+ 2·5	— 15·6	— 5·7	2·2	0·3	1·0	Herrschende Winde: NW.						0·02

Haupt-Redacteur: Simon Martin Mayer. Schnellpressdruck des Ferdinand Edlen v. Kleinmayr.

CARINTHIA.

Klagenfurt, Sonnabend den 19. Februar 1848.

№ Acht und dreißigster Jahrgang. 8.

Geschichtliche Tageserinnerungen für Kärnten.

Am 21. Februar (1825) von 1 Uhr bis 7 Uhr Morgens verspürte man zu St. Veit und in seiner Umgebung drei Erstöße, denen am 24. zwei neue Erderschütterungen nachfolgten. — Am 22. Febr. (1701) ertheilte K. Leopold I. Bamberg bei den in Kärnten liegenden Herrschaften das Jus gladii und die Vollmacht, einen eigenen Freimann zu halten. — Am 23. Febr. (1582) verkauften Wilhelm und Balthasar Kirchpuecher zu Hardegg an Georg Sigmund von Neuhaus zu Greifenfels und Ehrenhausen, salzburgischen Rath und Vicedom zu Friesach, ihren Edelmannssitz Kollegth. — Am 24. Febr. (1469) erließ die kaiserl. Landeshauptmannschaft den Befehl, Unterkärnten durch Verhaue und Verschanzungen gegen die Turken zu sichern. — Am 26. Febr. (1520) verkauften Christoph Hagen zu Niederdorf und seine Mutter Agnes dem Propste Johann und Dechante Mathesen von Oberndorf ihren Antheil an der Mühle zu Kappel. — Am 27. Febr. (1284) wurde das Haus „unter den Linden" in Villach vom Bischofe Berthold von Bamberg dem Stifte Millstatt zugesprochen. — Am 28. Febr. (1839) reiste der gegenwärtige Thronfolger von Rußland, Großfürst Alexander, von Tarvis kommend, durch Klagenfurt, und hielt zu Friesach das Nachtlager.

I.

Illyrien
Seinem neuen Gouverneur,

Seiner Excellenz dem Herrn Herrn

Leopold Grafen von Welsersheimb,

k. k. wirklichen Kämmerer, geheimen Rathe ꝛc. ꝛc.

(Nach dem Slovenischen, aus der Zeitschrift Kmetijske in rokodelske Novice.)

Verstumme Boreas mit deinem Wüthen,
Leg' Erde ab dein kaltes Schneegewand,
Schon nah't der holde Lenz, mit neuen Blüthen
Zu schmücken Berg und Hain im Vaterland —
Ihm, das der Drau und Save Wellen tränken,
Will er der Himmelsgaben schönste schenken.

Für mich auch tagen soll ein neuer Morgen,
Da nun beschämt die irre Sage schweigt,
Ich treue Mutter darf nicht ferner sorgen,
Daß man mein Laibach als verwaistes zeigt,
Ich kann nun stolz und freudig mich erheben,
Mir ward ein neues, liebes Haupt gegeben.

Ich weiß, daß trauernd seine mächt'gen Fluthen
Der Donau-Strom zum fernen Meere trug,
Als bei der Trennung von **Dir**, huldvoll Guten!
Für Linz die trübe Abschiedsstunde schlug —
Es flossen reichlich der Verlaß'nen Thränen,
In Wehmuth hüllte sich ihr heißes Sehnen.

Doch so, wie dort sie schmerzlich **Dich** vermissen,
Betrauernd schwer zu tragenden Verlust,
So seh' ich jubelnd Laibach **Dich** begrüßen,
Ein Freudenruf ertönt aus jeder Brust,
Dem Krainer, wie dem Kärntner wohl bekannt,
Erschallt **Dein** Name jetzt durch Beider Land.

Ein festes Denkmal hast **Du Dir** begründet
In Laibach, hoher Herr, das dauernd blieb,
Des treuen Kärntens Dankgefühl entzündet,
Das es mit Flammenschrift ins Herz sich schrieb.
Auch **Du** wirst huldvoll uns Erinn'rung schenken,
Uns, die **Du** nun berufen bist zu lenken.

Zwei Wurzeln hat mein alter Stamm getrieben,
Gleich Beide fest an Willenskraft und Muth,
Noch sind sie stark und unverletzt geblieben,
Sie opfern gern für Oest'reich Gut und Blut;
Der Slave wird den Deutschen Bruder nennen,
Wenn sie als milde Mutter mich erkennen.

Wie ihre Alpen, die g'en Himmel ragen,
Steht Beider Treue fest und unverrückt,
Und würd' die Stunde der Entscheidung schlagen —
Für's Heimathland ist hoch ihr Schwert gezückt,
Für Gott und Kaiser gilt's zu jeder Frist,
Und **Dich**, der **Du** Sein Stellvertreter bist.

Beharrlichkeit, der Hände fleißig Streben,
Den Durst nach jeder schönen Wissenschaft
Hat Beiden reichlich die Natur gegeben,
Es blüht in frischer Jugend ihre Kraft:
So schließ' ich sie in meine Arme ein —
Wie schön ist's, solcher Kinder Vater seyn!

O edler Herr, **Dir** ward ein Herz beschieden,
Wie man's hienieden selten finden kann,
Mit diesem lenke uns im heitern Frieden,
Sey uns ein Stern auf dieses Lebens Bahn;
Gott, laß den theuren Herrscher lange leben,
Der **Dich** zum Stellvertreter uns gegeben.

Carl Melzer.

II.

Wirken des historischen Vereines für Kärnten.

Um die Materialien, welche die Bibliothek des historischen Vereines für Kärnten bereits für die Geschichte der älteren und neueren Malerei, Sculptur und Architectur biethet, zu vervollständigen, hat die Vereins-Direction nun auch auf die mit dem Jahre 1847 von der k. baierischen priv. Kunstanstalt von Piloty und Löhle in München begonnene Ausgabe „verkleinerter lithographischer Abbildungen der vorzüglichsten Gemälde älterer Meister aus der kön. baierischen Pinakothek zu München und neuerer Meister aus der Privatgallerie Seiner Majestät des Königs Ludwig I. von Baiern" subscribirt. Die erste, aus sechs herrlichen Blättern bestehende Lieferung liegt den P. T. verehrlichen Vereinsmitgliedern zu gefälliger Besichtigung in der Vereinsbibliothek offen, und wird denenselben das Erscheinen einer neuen Lieferung jedes Mal angezeigt werden.

Die Direction des histor. Vereines für Kärnten.
Klagenfurt, am 15. Februar 1848.

III.

Rede zur feierlichen Eröffnung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, am 2. Febr. 1848,

gesprochen von deren Präsidenten

Joseph Freiherrn von Hammer-Purgstall.

Quod felix, faustumque sit!

Glücklich und günstig, mit Gott! beginne die Eröffnung unserer, durch Se. Majestät des Kaisers Allerhöchste Gnade, dem Zeitbedürfnisse gemäß, errichteten Akademie der Wissenschaften! Ihre Gründung bezeichnet in Oesterreich eine Epoche des Lichts, nicht minder glanzvoll und Segen bringend, als die so vieler anderer Anstalten, welche das Glück der Völker durch die Belebung des Kunst- und Gewerbfleißes befördern; eine Einrichtung, welche so, wie durch Eisenbahnen und Dampfschiffe der Verkehr des Handels und Wandels beflügelt wird, den Studien und wissenschaftlichen Arbeiten Oesterreichs Schwingen heilsamer Thätigkeit und ruhigen Fortschrittes verleihen soll.

Das Reich der Wissenschaften ist ein stilles und friedliches, in welchem keine gewaltsame Ruhestörung Statt finden kann; die Umwälzungen desselben sind wie die des gestirnten Himmels, ruhig und leuchtend und fortschreitend in die Unendlichkeit. Wodurch hat sich von Reichen, welche in der Geschichte ganz oder größtentheils verschollen sind, das Andenken erhalten, als durch Denkmale, deren Daseyn von dem vormaligen hohen Flore der Wissenschaften und Künste spricht? Pyramiden, Tempel und Pallaste bezeugen den hohen Culturgrad der Baukunst und Mechanik, und ohne großen Fortschritt in den philologischen Wissenschaften wäre das Daseyn einer dreifachen Schrift in Egypten, Assyrien und Persien nicht denkbar; in den Reichen aber, von deren Schicksalen die Kunde durch die Geschichte bis auf uns überliefert worden, sind die Glanzperioden eben durch den Flor der Künste und Wissenschaften bezeichnet, deren Licht auf Jahrtausende fortwirkt.

Die Gesetze der Bewegung sind dieselben im Reiche der Geister wie der Körper. Wenn eine elastische Kugel an eine Reihe gleich praller anstößt, so springt die letzte mit gleicher Schnellkraft ab, wenn gleich die mittleren ruhig bleibend die Bewegung verlängnen. So hat sich geistige Bewegung von den frühesten Jahrhunderten der Cultur bis in die spätesten fortgepflanzt, wenn gleich ihre Spur in den dazwischenliegenden Jahrhunderten der Finsterniß und Barbarei verloren schien.

Das Licht braucht Jahrtausende, um von den entferntesten Fixsternen zur Erde zu gelangen, indessen verbreitet es sich rundumher im Weltraume durch strahlende Schwingungen und leuchtende Brandungen, bis es die Finsterniß aufrüttelnd zu seinem Ziele gelangt. Ueber den Nutzen des Lichtes, womit die Wissenschaften wohlthätig und veredelnd auf die Menschheit einwirken, in unseren Zeiten und vor dieser erleuchteten Versamm-

lung lobpreisend zu sprechen, wäre eben so überflüssig, als eine Lobrede auf die Sonne; aber dieser Festrede steht es als Eröffnerin zu, nach kurzer Erinnerung an die akademischen Bestrebungen Oesterreichs in verflossenen Jahrhunderten, bei ihrem dermaligen glücklichen Gedeihen, erst über das Wesen und die Gemeinnützigkeit der allerhuldreichst gewährten kaiserlichen Akademie, dann über die eigenthümliche Einrichtung derselben sich auszusprechen, und durch die Beleuchtung der Idee, aus welcher die Gründung der kaiserlichen Akademie hervorgegangen, die Bürgschaft für die gehörige Auffassung des hohen Zweckes zu leisten.

Die Wichtigkeit des Gegenstandes, der Glanz der Versammlung, die Liebe derselben für Bildung und Wissenschaft verbürgt dem Redner geneigtes Gehör.

Es sind in diesem Jahre deren vierthalbhundert verflossen, seit Kaiser Maximilian I., der letzte Ritter, der geniale Fürst, der gebildete Herrscher durch Conrad Celtes, den vielseitigen Gelehrten, die gelehrte Donaugesellschaft zu Wien gründen ließ, und sie drei Jahre später selbst in Schutz nahm. Erst unter Leopold's I. Regierung sammelten sich die durch so lange innere und äußere Wirren zerstreuten wissenschaftlichen Kräfte in den Brennpuncten dreier Vereine, unter dem Namen des Collegiums der Naturkundigen (naturae curiosorum), der Geschichtsforscher (historiorum) und der Kunstliebhaber (artis consultorum), von welchen das erste noch heute in Deutschland zum Ruhme des Kaisers, der es gestiftet, fortlebt. Vor hundert vierundbreißig Jahren erschien unter Carl VI. zu Wien der allumfassendste Gelehrte neuerer Zeiten, der große Leibnitz. Auf das Günstigste bei Hofe aufgenommen, erreichte er doch das gewünschte akademische Ziel nicht. Als unter der großen Maria Theresia die allgemeine Reform der Studien zu Stande kam, erklärte sich die damit beauftragte Commission für die Gründung einer Akademie. Die Ausführung scheiterte an den damit verbundenen Schwierigkeiten. Klopstock hoffte Kaiser Joseph II. zur Gründung einer deutschen Akademie zu bewegen, aber er hatte wie Leibnitz vergebens gehofft, und der große Minister, der Fürst von Kaunitz, unter dessen besonderem Schutze die Akademie der bildenden Künste und die Akademie der orientalischen Sprachen in's Leben getreten, vervollständigte seinen akademischen Ruhm nicht durch die Gründung einer Akademie der Wissenschaften.

Vierthalbhundert Jahre sind also unter so vielfachen Bemühungen zur Gründung einer vom Staate zu unterstützenden Akademie der Wissenschaften erfolglos verflossen, bis, was unter Leopold's I., Carl's VI., Maria Theresia's und Joseph's II. glorreichen Regierungen, unter den Ministerien von Eugen und Kaunitz, durch Leibnitz und Klopstock fruchtlos versucht worden, eine Akademie der Wissenschaften unter der Regierung Ferdinand's I., im zweihundertsten Jahre nach des großen Leibnitz Geburt, zu Stande gebracht, und durch diese Säcularfeier der Geburt des größten wissenschaftlichen Genius der Deutschen, nicht nur allen Oesterreichern, sondern auch allen Deutschen ein laut sprechendes Unterpfand von Oesterreichs gerechter Würdigung wissenschaftlichen Verdienstes gegeben worden.

Es ist hier nicht der Ort, die akademischen Bestrebungen Deutschlands oder anderer Länder von der ältesten bis in die neueste Zeit im geschichtlichen Umrisse darzustellen, aber doch sey es erlaubt, der ältesten aller Akademien des Mittelalters zu erwähnen, weil die Angabe neu, in keinem der bisherigen Werke über Gründung von Akademien zu finden. Nicht Italien, das bisher in der Literaturgeschichte durch die im fünfzehnten Jahrhunderte zu Neapel, Florenz und Rom gegründeten Gelehrtenvereine, für das Mutterland der Akademien gegolten, kann diese Ehre länger behaupten; nicht die Italiener, sondern die Araber haben die älteste Universität und die älteste Akademie gestiftet. Schon zu Ende des zehnten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung *) forderte ein Wesir, der Beni Buje zu Bagdad, Bericht über den Verein der Brüder der Reinheit, deren vierzig sich zur Herausgabe wissenschaftlicher Abhandlungen vereiniat hatten; ihre Zahl war vierzig, weil nach den Begriffen des Morgenländers vierzig Menschen, deren jeder Besitzer einer Tugend oder Wissenschaft, einen vollkommenen Menschen bilden; also siebenhundert Jahre früher, als die Akademie der Vierziger in Frankreich gestiftet worden, bestand schon der Kern einer solchen in dem Vereine der reinen Brüder und treuen Freunde **), wie sie sich nannten. Die Sammlung der von dieser ältesten arabischen Akademie zu Tage geförderten fünfzig wissenschaftlichen Abhandlungen bildet einen Folisband, der sich außer Constantinopel auf keiner anderen europäischen Bibliothek befindet, als auf der Hofbibliothek zu Wien.

Lassen Sie uns nun den Zweck und Nutzen einer Akademie der Wissenschaften näher betrachten. Eine Akademie der Wissenschaften ist ein Verein geistiger Kräfte zur Förderung der Wissenschaft in ihrer höchsten Entwicklung und Macht. Der Zweck derselben ist nicht der von Universitäten oder anderen Lehranstalten, ihr liegen die an den Universitäten gelehrten Facultätswissenschaften, die Philosophie, Theologie, Jurisprudenz und Medicin bei Seiten; sie beschäftige sich nicht mit dem Unterrichte der Jugend, sondern mit der Unterstützung von Gelehrten, nicht mit den Elementen und Anfängen der Wissenschaft, sondern mit ihren höchsten und letzten Ergebnissen; sie ist keine Schule, sondern ein Richterstuhl wissenschaftlicher Leistungen in letzter Behörde; als solche beantwortet sie wissenschaftliche Fragen, welche ihr die Staatsverwaltung vorlegt, hilft keimenden Talenten zu ihrer Entwicklung und reifenden zu ihrer Vollendung; sie sendet Reisende zur Erforschung der Natur oder der Geschichte in wenig bekannte Länder und Archive aus, prüft die von schöpferischen Geistern gemachten Versuche und stellt in Entdeckungen mit anderen Anstalten dieser Art rühmlichen Wettlauf an.

Einige Schriftsteller, welche, ohne Gelehrte zu seyn, den Verein der letzten in Akademien zum Gedeihen und Flor der Wissenschaften für überflüssig halten, gründen ihre, den Akademien ungünstige Meinung darauf, daß der Genius zu seinen Entdeckungen und Schöpfungen eben so

*) Am J. 373 d. H. 983 n. Chr. Abul Feradsch S. 217.
**) Das Umständlichere im XCVIII B. S. 69 u. f. der Jahrbücher der Literatur.

wenig eines akademischen Diploms, als des Doctorhutes bedürfe, und daß viele der größten Gelehrten keine Akademiker gewesen. Dieser Einwurf ist nur zum Theile wahr; vor dem Bestehen der Akademien konnten große Gelehrte unmöglich Akademiker gewesen seyn, und seitdem jene bestehen, sind die Fälle, daß diese ihnen nicht angehörten, nur Ausnahmen von der Regel.

Die Mathematik, die Physik, die Geschichte und Alterthumskunde schulden Akademien großen Dank für den wohlthätigen Einfluß, welche diese seit ihrem Daseyn auf jene Wissenschaften insbesonders, so wie auf alle Fächer des menschlichen Wissens überhaupt ausgeübt. Ohne die Akademien von Wien und Paris wären die zahlreichen Abhandlungen Lagrange's, Legendre's, Poissons und Anderer nie gedruckt, ja nie geschrieben worden. Euler, der eben so scharfsinnige, als fruchtbare Mathematiker, hat mehr als siebenhundert Abhandlungen geschrieben, wovon ein halbes Tausend in den Sammlungen der Petersburger Akademie; von zwei und dreißig anderen großen Werken, die er außerdem verfaßt, wäre die Hälfte ohne akademische Unterstützung ungedruckt geblieben. Alle diese Abhandlungen sind noch heute ein reicher Born mathematischen Wissens. Ohne die Pariser Akademie wären Laplace's unsterbliche Abhandlungen, aus welchen später la mecanique celeste hervorgegangen, nie an's Licht getreten.

Die fünfzig Bände von Denkschriften der académie des inscriptions sind durch die Arbeiten von Caylus, Barthelemy, D'Anville, Anquetil du Perron eine Fundgrube für den Geographen, Alterthumskundigen, Sprach- und Geschichtsforscher. Wesentlich haben die Preise, welche von den Akademien auf die Lösung aller großen Fragen der Wissenschaft ausgesetzt worden, denselben genützt; Fragen, durch deren Lösung die theoretische Astronomie gefördert und Kämpen ersten Ranges auf den Kampfplatz gerufen worden. Der wesentlichste Nutzen, den Akademien je gestiftet, liegt vielleicht in der Anregung und Unterstützung wissenschaftlicher Kräfte. Akademische Preise und Lehrstühle waren die Sporen, wodurch Fourier, Ampère, Biot, Cauchy und Andere in der Bahn der Wissenschaft muthig vorwärts getrieben worden. In unserer Zeit sind die größten Gelehrten, Förderer der Wissenschaft durch Erfindungen und Entdeckungen, auch Mitglieder von Akademien gewesen, oder sind es noch. Lavoisier und Berthollet, die beiden ersten Leuchtthürme der neueren Chemie; Cuvier, der Entdecker vorsluthiger Thierwelt; Silvestre de Sacy, der Entzifferer der Pehlewi-Inschriften; Fresnel, der Lynceus des Lichts; Leverrier, der Colombo des himmlischen Weltmeeres, der vorausgesehenes und berechnetes Land fand, und an dem äußersten Rande unseres Planeten-Systems das Sternenland des Neptun entdeckte, sind Alle Mitglieder einer einzigen Akademie, der französischen.

Wer könnte nach der Nennung solcher Namen es noch wagen, den Nutzen der Akademien für die Wissenschaften zu bestreiten! Wie? in unserer Zeit, wo so vieles Große und Nützliche nur durch Vereine gedeiht, sollten die geistigen, den Wissenschaften zugewandten Kräfte eines solchen Vereines entbehren können? Wer wagt es noch von Akademien als veralteten Instituten zu sprechen, die durch das brausende Getriebe der Zeitschriften ersetzbar? Eben so schön als wahr ist das Bild des arabischen Dichters von den Flügeln des Vogels, deren Schwungfedern nur mitsammen verbunden und vereint das Werkzeug seines Fluges bilden, wozu die vereinzelten nie dienen könnten; aber auch die Schwingen würden den Aar nicht der Sonne entgegentragen, wenn ihn nicht die angeborne Schwungkraft beseelte; diese angeborne Schwungkraft des Aars ist hier die den Herrschern und Prinzen des Kaiserhauses angestammte Liebe zu den Wissenschaften, die sich vom ersten bis auf den zweiten Maximilian, von Ferdinand als römischer Kaiser dem Ersten bis auf Ferdinand den Ersten als österreichischer Kaiser fegenbringend, und neuerdings in der höchsten Person des durchlauchtigsten Herrn Curators der Akademie bewähret.

(Die Fortsetzung folgt.)

(Berichtigung.) In unserem Blatte vom 29. Jänner l. J. Nr. 5 ist in den Zeitgleichungen für 1849 am 8. Februar die Zahl 30 statt 35 zu setzen.

Meteorologische Beobachtungen zu Klagenfurt.

Februar. 1848.	Luftdruck in P. Linien auf 0° reduciert.			Lufttemperatur in Reaumur's Graden.			Dunstdruck in P. Lin. nach dem Psychrometer.			Winde.			Witterung.			Reg. u. Schnee P. Zoll hoch.
	Größter	Kleinster	Mittlerer	Größte	Kleinste	Mittlere	Größter	Kleinster	Mittlerer	Morgens	Mittag	Abend	Morgens	Mittag	Abend	
10.	316·1	313·8	314·6	+ 4·0	— 1·7	+ 1·8	2·0	1·6	1·9	SW	SW	SW	heiter	trüb	Regen	0·30
11.	315·1	312·8	313·8	2·5	+ 0·5	+ 1·0	2·2	2·0	2·1	SW	S	SW	Nebel	Regen	detto	0·33
12.	322·3	318·5	320·2	3·2	+ 0·5	+ 1·3	2·2	2·0	2·1	W	NW	SW	neblig	neblig	neblig	—
13.	325·6	324·2	324·9	4·0	— 0·1	+ 0·1	2·0	1·3	1·6	SW	SW	NW	detto	heiter	heiter	—
14.	325·6	323·8	323·4	2·5	— 3·4	— 2·6	2·0	1·0	1·3	NW	S	W	Nebel	detto	detto	—
15.	323·0	321·1	322·1	2·2	— 7·0	— 2·7	1·7	0·9	1·3	W	S	S	detto	detto	detto	—
16.	321·1	320·6	320·9	1·9	— 7·0	— 3·0	1·6	0·9	1·3	S	S	S	detto	detto	detto	—
	325·6	312·8	320·0	+ 4·0	— 7·0	— 0·8	2·2	0·9	1·7	Herrschende Winde: SW. u. S.						0·63

Haupt-Redacteur: Simon Martin Mayer. Schnellpreßdruck des Ferdinand Edlen v. Kleinmayr.

CARINTHIA.

Klagenfurt, Sonnabend den 26. Februar 1848.

№ Acht und dreißigster Jahrgang. 9.

Geſchichtliche Tageserinnerungen für Kärnten.

Am 1. März (1805) wurde von den Muſikfreunden in Klagenfurt Haydn's Oratorium „Die Jahreszeiten" im ſtändiſchen Saale aufgeführt. — Am 2. März (1835), Morgens gegen 1 Uhr, ſtarb nach einer prüfungsvollen 43jährigen Regierung der als väterlicher Regent allgemein geliebte und unvergeßliche erſte öſterreichiſche Kaiſer Franz. — Am 3. März (1170) beſtätigte K. Friedrich I. zu Frieſach die Gründung und die Privilegien des Stiftes St. Lambrecht. — Am 4. März (1481) überſiel Georg Ernauer, ſalzburgiſcher Pfleger zu Stall im Möllthale, mit einer Schaar kaiſerlicher Söldner verrätheriſch Gaſtein, wurde aber, da ſich dort ſeine Leute bezechten, geſchlagen. — Am 5. März (1160) befahl Papſt Alexander dem Abte zu Viktring, die Streitigkeiten des Kloſters St. Georgen mit Heinrich von Wolfsberg zu entſcheiden.

I.

Joſeph Holzer.

(Nekrolog.)

Von Dr. Rudolf Puff, Profeſſor in Marburg.

Gehen wir um zehn kurze flüchtige Jahre zurück, ſo finden wir ein reges poetiſches Leben und Treiben in Kärntens freundlicher Hauptſtadt, ein Leben, deſſen literariſcher Mittelpunct der Redacteur der „Carinthia," deſſen geſelliger der damalige Finanzwach-Obercommiſſär Joſeph Holzer — als Menſch, Dichter und Naturforſcher, als kühner Reiter und lebensfroher Touriſt gleich liebenswürdig — geweſen. Da eilte Vater Budik munter an ſeinen Dramen und Stanzen; da wölbte Gallenſtein der Vater ſich aus ehrwürdigen Trümmern der Vorzeit Kärntens die eigene Ruhmeshalle; Eduard v. Lanner ſchimmerte im echten Glanze eines reichen Hoffnungsbaues; Dr. Kumpf wußte Hygeia recht glücklich in die Trias der Grazien einzuflechten, und Uffo Horn, der fahrende Sänger der Minne und des freien Herzens zugleich, ſang und tollte ſich trotz der kalten Oppoſition des ruhigen Verſtandes in die glühenden Herzen. So war es, und mit ſtolzem Hochgefühle erinnere ich mich desjenigen Tages, an welchem ich, ſelbſt Wanderer, der ſich nach Klagenfurt an gleichgeſinnten Herzen wärmen ging, den luſtigen Pilgern nach der „Paſterze" Holzer's Worte nachrufen konnte:

„Zum Gletſcher geht des Schrittes Lauf,
Zu Gottes freier Sonne,
Es wächſt der Muth, das Herz thaut auf
In andachtsvoller Wonne."

Viel hat ſich geändert; die Welt brauſte vorwärts im Geleiſe der Neuzeit, — ob aber Alles beſſer geworden, darüber behält der Verſtand ſein Urtheil zurück, — ob ſchöner, — dazu ſagt das Herz — wenigſtens des Dichters — offenbar „nein." Denn wenn Blume an Blume welkt und manche ſterbend abfällt aus dem einſt ſo reichen Kranze, da in der That kennt das Herz kein Schöner- und Beſſerfühlen, als die Vergangenheit war. — Allein ich vergeſſe, daß meine Aufſchrift den Leſern Holzer's „Nekrolog", alſo ſein Leben, Wirken und Streben, mithin keine elegiſche Dichtung verſpricht. Und doch, wenn ich von dem Tode eines Biedermannes rede, wenn meine Worte dem zu frühen Grabe eines Dichters gelten, glaube ich jede Manie entſchuldigen zu können.

Hat doch der Tod des beſſeren Menſchen in jeder Form mehr Poetiſches, als das Leben der Alltags-Leute in der geſtünſtelten Mannigfaltigkeit ihrer Genüſſe, und über Holzer's Schriften läßt ſich nicht leicht ein treffenderes Wort geben, als gerade ſeine eigenen Verſe:

„Freigegeb'ne Wogen finden
Ihren Weg durch's Eiſenthor,
Und des Friedens Feſt zu künden,
Bricht das Edelweiß hervor."

In kaum drei Vierteljahren raffte der Tod drei der edelſten Menſchen, drei der genüthlichſten Dichter in der Blüthe ihrer Kraft und ihres Alters, in ziemlich naher Nachbarſchaft, hinweg: Johann V. Sonntag im Mai zu Seckau in Oberſteier, Joſeph Fiſcher am 1. Juli 1847 zu Traunkirchen am Gmundnerſee, und Joſeph Holzer am 9. Jänner 1848 zu Bruck an der Mur.

Nur der Troſt, daß ihr Wirken und Schaffen länger währt und gilt im Vaterlande, als bloß für ein Menſchenleben, dämpft den ſchmerzlichen Nachhall: „Sie ſind nicht mehr!" Von allen Dreien war Holzer vielleicht von der froſtig gaffenden Menge am wenigſten begriffen und erfaßt worden, aber deſto inniger liebte ihn der nähere Kreis ſeiner Freunde; und nahm mancher nürriſche Geſelle es ihm krumm, daß er Verſe machte, ſo ſtimmten ſeine wahren Freunde deſto lauter in ſeine Worte:

„Wo die Roſen blüh'n und Nelken,
Wo die Lilie ſteht in Pracht,
Kann Geſanges Luſt nicht welken,
Die ans jeder Blume lacht."

Den Gegnern ſeiner Muſe aber empfehlen wir die Strophen aus ſeiner Dichtung: „Der Krauskopf":

„Wenn der Zephyr Herbstes Blumen
Noch mit Wehmuth zart umfließt,
Und in freundlich offnen Bluthen
Noch die Biene emsig wühlt:
Bleibt der Kraukkopf, fest sich schließend,
Selbst vom Sturme unbewegt,
Wie beim Sünder, fest verstrickt,
Nimmer sich Gewissen regt."

Doch halt, daß doch bei mir die nüchternen Fascikeln des Factischen gar so leicht vom flüchtigen Renner der Dichtung entführt werden, daß ich gar so leicht vergesse, der muntere Schöpfer jener dichterischen Klänge sey nicht mehr und mir das Geschäft geworden, sein Grab mit den Bretern des eben zerbrochenen Lebensrahmens einzufassen. — Also zur Sache.

Joseph Holzer, geboren am 10. Februar 1801 in Wien, erhielt als ältester Sohn des Hofkriegsrathes-Advocaten Joseph Holzer eine sorgfältige, das feurige Temperament des munteren Knaben oft beengende Erziehung, in welcher die Grundlage zu jener wissenschaftlichen Vielseitigkeit gelegt wurde, durch welche Holzer sich so wunderbar auszeichnete, daß man von ihm sagen konnte, gerade das Fach, auf welches er sich eben zu verlegen für gut fand, sey das ihm am meisten zusagende, sey dasjenige, für welches er ausschließend geboren sey.

Mit regem Eifer sich ganz den schönen Wissenschaften weihend, machte er die Universitätsstudien in seiner Vaterstadt Wien, vollendete dort die juridisch-politischen Lehrcurse, und wurde am 25. Jänner 1826 als k. k. Cameral-Concepts-Practikant durch Hofdecret nach Gratz bestimmt. Er zögerte nicht, das Mädchen seiner Wahl, seine erste und einzige Liebe, an welcher er bis zum letzten Athemzuge mit gleicher Innigkeit und Treue hing, Fräulein Francisca Wessely aus Rosov als Gattin auf den nahen Schauplatz seines Wirkens mitzunehmen, und verheirathete sich bereits am 22. Februar desselben Jahres. Holzer war sehr glücklich als Gatte und Vater, und seine gutmüthige, den rasch aufbrausenden Sinn des feurigen Temperaments so richtig verstehende, das edle Gemüth des thatkräftigen Gatten in so weicher Bescheidenheit würdigende Gemahlin war allein im Stande, dem später über den Tod seiner ersten Kinder trostlosen Hausvater mit Lust und Liebe an das Leben zu fesseln. Holzer erhielt 1830 die zweite Officialstelle bei dem provisorischen Zollgefällen-Inspectorate in Triest. Hier begann seine Thätigkeit als Forscher in allen Zweigen der Naturkunde, vor allen aber in der Entomologie; hier wurde der Grund zu der Käfer-, Schmetterling- und Muschelsammlung gelegt, die nun zu den reichsten, gewähltesten und in Bezug auf Ordnung, Zusammenstellung und Erhaltung sehenswerthesten eines Privaten gehören. 1833 zum ersten Officialen nach Laibach befördert, wurde er am 6. December 1834 Concipist bei der k. k. illirischen Cameralgefällen-Verwaltung, im Jahre später aber Inspector bei der neu errichteten Gefällenwache in Laibach. Seine Dienstreisen gaben ihm, wenn auch oft nicht unter den angenehmsten Verhältnissen, zeitweise der freien Natur wieder; er forschte ihrem Schaffen und bildete sein eigenes Schaffen zur Dichtung aus, die eines Theils innig und warm zum Herzen spricht, anderen Theils mit männlicher Kraft des Geistes heiligste Forderungen offen und wahr vertritt, wofür er sich selbst die Devise gibt:

„Dem Weisen magst du Wahrheit sagen,
Er zürnet nicht:
Nur mußt du Lüge
Niemals zu Strohbehältern tragen."

Nie ließ sich Holzer zur butterweichen sentimentalen Mondschein-Verwebungsdichtung herbei; derb ruft er solchen Jammerlieder-Gesellen zu:

„Du Freund von Milch und Molken!
Dein Schwindel in den Wolken
Ist Jammerpoesie."

Mit seiner Beförderung zum Obercommissär nach Klagenfurt beginnt die schönste, wärmste, herrlichste Periode seines Lebens, die ganze Entfaltung seines poetischen Blumengartens, den treue Freunde bewachten, echte Menschen gerne mitgenossen. In Klagenfurt hatte sich Holzer's ein solcher Hang zum Dichten, ein solcher Liedertrieb bemeistert, daß seine schönsten poetischen Blumen — „Bild der Liebe", „An meine Braut", „Demantlied", „Die Priorei bei Rouen" — so zu sagen zugleich sich entfalteten, und die schmeichelhaftesten Anträge den kerngesunden Sänger beinahe versuchten, Amt und Dienst aufzugeben und seinen Wissenschaften und seiner Familie allein zu leben. Aber in rascher Ueberlegung ermannte er sich von diesen Träumen, und meinte launig und richtig:

Am Parnaß und Helikon
Wachsen keine Rüben:
Dichter sind — dieß ist ihr Lohn —
Hungrig oft geblieben."

In den meisten seiner späteren Dichtungen herrscht eine gewisse practische Richtung vor, so im „Fluch des Bösen":

„Wer dem Bösen Ohren leiht,
Ist des Bösen Raub,
Böses, weil's zum Himmel schreit,
Macht für Gutes taub."

oder in der „Deutung":

„Salz und Zucker, staubumwandelt,
Macht sie für das Auge gleich.
Mancher Gute, schlecht behandelt,
Scheint am Ende Bösen gleich."

S. M. Mayer, Anton Ritter v. Gallenstein, Dr. Kumpf und so manche andere gemüthliche Freunde machten Holzer das liebe Klagenfurt recht heimisch und traulich, und seine Ausflüge waren eben so viele poetische Bienensammeltage. Wie er das Musenpferd im kühnen Fluge trieb, so war Holzer zu Klagenfurt auch einer der festesten und muthigsten Reiter und gab manche wackere Probe von seiner Kunst, das edelste Thier zu beherrschen.

Im Herbste 1841 traf ihn die dienstliche Uebersetzung nach Marburg; neue Verhältnisse, neue Mühen

und Plagen, einige harte Täuschungen dort, wo Holzer mit ganzer Seele auf echte Freundschaft rechnete, bestimmten ihn, Marburg 1843 mit Bruck zu vertauschen, wo er aber bald nach dem Tode seiner Mutter an einem hartnäckigen Leberleiden zu kränkeln begann. Der Rath der Aerzte vermochte ihn, einen Theil des Sommers 1847 in Carlsbad zuzubringen, was ihm aber so übel zu bekommen schien, daß er auf das Aeußerste entkräftet am 13. October nach Wien zurückkam, wo ihn seit 1. September seine Gattin und sein ältester Sohn Adolf bei seiner Schwester Rosine, Witwe des Advocaten Mayer, erwarteten.

Mit Allgewalt trieb es ihn zu seinen noch übrigen Lieben, seinen Kindern Eduard, Marie und Emil, nach Bruck, mit der steten Ueberzeugung, daß nur dort, im ganzen Kreise der Seinigen, für ihn Genesung und Leben seyn könne.

Alle Beredsamkeit der Aerzte, alle Versuche, ihn zurückzuhalten in Wien waren vergebens; am 2. November reiste er nach Bruck ab, und kam daselbst in Folge des Einflusses der Reise und der Krankheit, die indeß in eine beschleunigte Auszehrung übergegangen war, in einem solchen Zustande der Erschöpfung aller Kräfte an, daß selbst die nahesten Freunde ihn bei seiner Ankunft im Bahnhofe kaum mehr erkannten. Aber erst vom 6. Jänner an hüthete er ununterbrochen das Bett, blieb sanft und ergeben und bis zum letzten Athemzuge in der vollsten Hoffnung baldiger gänzlicher Genesung. Am 9. Jänner Abends um 11 Uhr verschied er, stark im Glauben, reich an guten Hoffnungen bis zum letzten Augenblicke, von der Liebe der Seinigen aufrecht erhalten.

Was Holzer seiner Familie und seinen Freunden gewesen, das kann nur die innigste Liebe und Freundschaft beurtheilen. Was er als Dichter geleistet, beurkundet seit dem 1840 erschienenen Bande seiner Gedichte wenigstens ein Vierteljahrhundert in- und ausländischer Zeitschriften, von denen es Holzer einen besonderen Spaß machte, oft die heterogensten zusammenzustellen, und sich so über die Einheit journalistischer Kritik zu brüstigen. Lange Jahre entzog er darauf seine poetischen Leistungen der Welt, und es schien ihm fast Ernst mit seinen Worten in der Wahrsagerei:

„Muß doch einen Anstoß haben
Mit der edlen Poesie,
Werde meine Kunst begraben,
Ergo pereat Genie!“

Erst im vergangenen Jahre faßte er den Entschluß, seine Muse wieder öffentlich begrüßen zu lassen, und stand eben in Unterhandlung mit Brockhaus in Leipzig über die Herausgabe seiner neuesten und ausgewählten älteren Dichtungen, als ihn der Tod in seinem herrlichsten Streben ereilte. Wir hoffen, daß vielleicht 200 Exemplare seiner neuesten Arbeiten, seinem eigenen Wunsche gemäß, hereinkommen dürften, und machen die zahlreichen Freunde des Verstorbenen und seiner Muse auf das Werk seiner besonderen Sorgfalt aufmerksam.

Wer aber auf dem Wege von Bruck nach Kärnten außer der Murbrücke an den Friedhofmauern von St. Ruprecht vorüberzieht, der wünsche die Erde leicht und kühl dem ehrlichen und feurigen Dichter, und weihe ihm den Gruß, den er in seiner Dichtung: „Zu spät“ (an Freund S. M. Mayer) richtete:

„Doch, wenn für That der Wille gilt,
Und Nachsicht Freundes Herz erfüllt,
Wenn Nichterfolg um Gnade fleht,
So ist es nicht zu spät.“

Wir aber hier im Steierlande, wir ehren den Sänger, dessen leibliche Heimath Oesterreich, dessen geistige Kärnten war, in seinem Ruhebette auf unserem Boden mit seinen Worten:

„Das Eisen stirbt, die Kette bricht,
Von Menschenhand gebrecht,
Doch solches Band, das Liebe flicht,
In Ewigkeit besteht.“

II.

Rede zur feierlichen Eröffnung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, am 2. Febr. 1848,

gesprochen von deren Präsidenten

Joseph Freiherrn von Hammer-Purgstall,

(Fortsetzung.)

Die glänzenden Zeitalter des Perikles und Augustus in der alten Zeit, die der Mediceer und Ludwig's XIV. in der neuen sind durch den Flor der Wissenschaften und Künste auf immer verherrlicht, aber die Literaturgeschichte ist bei der Erzählung glänzender wissenschaftlicher Ergebnisse in anderen Zeiten und Ländern nicht immer dankbar genug gegen die Fürsten und Staatsmänner, ohne deren Liebe zu den Wissenschaften und zur Kunst viele herrliche Werke derselben nie an's Licht getreten wären. Das Zusammentreffen der Blüthenzeit der Literatur eines Volkes mit dem Flore seiner Macht und seiner Größe ist keineswegs ein zufälliges: viele der schönsten Blüthen wären im Keime erstickt, die nützlichsten Forschungen und wissenschaftlichen Unternehmungen unausgeführt geblieben, wenn sie nicht von wissenschaftliebenden Fürsten und ihren Ministern durch Herbeischaffung der nöthigen Mittel mit Liebe begünstigt in's Leben gerufen worden wären. Der Flor der Wissenschaften und Künste geht mit dem Schutze, welchen denselben die Regierungen gewähren, Hand in Hand. Diesen ist es zwar nicht gegeben, das prometheische Feuer des Geistes vom Himmel herunter zu beschwören, um damit bloße Thongebilde zu beseelen, aber wohl den im rohen Kiesel verborgenen Funken hervorzurufen und denselben zur erleuchtenden und wärmenden Flamme auszubilden. Unter Ludwig XIV. wären weder die französische Akademie der Sprache, noch die der Wissenschaften ohne Richelieu und Colbert entstanden.

Laßt uns also, ihr Wissenschaftsgenossen, für die von Seiner Majestät des Kaisers Allerhöchster Huld gewährte Gnade dieser neuen und höchsten wissenschaftlichen Anstalt, mit dem lebendigsten Dankgefühle durchdrungen, zugleich den erleuchteten Staatsmännern, welche den Plan vorgezeichnet und die Mittel zur Ausführung herbeigeschafft haben, auf das Innigste dankbar verbunden seyn. Dank ihnen erhebt sich von heute an der im alten österreichischen Wappen so lange irrig für eine Lerche gehaltene Adler oder Falke in der neuegründeten kaiserlichen Akademie, deren Flügel ihre zwei Classen, die der mathematischen und naturwissenschaftlichen und der historisch-philologischen sind.

Die philologischen Wissenschaften, die ersten Erzieherinen des Menschengeschlechts, die Pförtnerinen des Tempels der Bildung, durch den Namen der humanen geadelt, weil sie die Humanität entwickeln und das Thier zum Menschen veredeln, müßten, wenn bloß die Ordnung des Unterrichts beachtet würde, den ersten Platz behaupten, sie nehmen aber auch nicht den letzten ein, weil hier von keiner Rangordnung die Rede, weil in der Akademie alle Wissenschaften wie alle Akademiker gleich, keine der beiden Classen einen Vorzug vor der anderen hat, keine der andern nachsteht. Die beiden Classen sind die zwei Flügel, mit denen sich der Aar oder der Habicht, welcher den alten Egyptern ihre heiligen Schriften vom Himmel gebracht, zur Sonne erhebt, ohne daß dem einen Flügel vor dem andern ein Vorzug gebührt. Nur vereint bilden sie das Ganze der gesammten Akademie, welcher die Bestimmung der Wahlen, die Ausschreibung und Zuerkennung von Preisen zukommt. Das Urtheil über das Verdienst gelehrter Arbeiten und der für dieselben zu bemessenden Entschädigung maßt sich kein Körper von Beamten, kein englischer Clubb, keine französische Cotterie, keine spanische Camerilla an, die Gelehrten werden von ihres Gleichen, von ebenbürtigen Genossen beurtheilt und gerichtet, von der höchsten Behörde der Wissenschaft im Staate. Die Regierung hat das schöne Vorrecht, wissenschaftliches Verdienst auszuzeichnen und zu belohnen, in die Hände der Akademie gelegt, und derselben das Jus cujusmi, die Gerichtsbarkeit der Feder, anvertraut.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizenblatt.

(Aufruf und Bitte.) Bald dürfte ein Jahr verflossen seyn, seit den thätigsten unserer steierischen Schriftsteller, Johann Vincenz Sonntag, in Seckau die kühle Erde deckt. Die herzliche Beziehung, in welcher ich zu dem Verblichenen stand, und die fast einstimmige Aufforderung unserer heimischen Literaten veranlassen mich, nun ernstlich zur Verwirklichung des Planes zu schreiten, durch ein einfaches Denkmal die Ruhestätte unseres würdigen Landsmannes zu bezeichnen. Beiträge dafür und — wenn selbe scheinbar noch so gering — mit dem Namen des Gebers bezeichnet, übernimmt bis Ende Mai d. J. Herr Buchhändler Dirnböck in der Herrengasse zu Gratz. — Sonntag's bedeutender Nachlaß an noch zum Theile unedirten Schriften, die vaterländische Genealogie, Topographie, Geschichte ꝛc. betreffend, wurde mir dieser Tage von seiner löblichen Abhandlungsbehörde eingeantwortet. Ich halte es für meine heiligste Pflicht, das edle Vertrauen der wackeren Behörde zu rechtfertigen und durch gewissenhafte Verwerthung des Nachlasses nach Kräften die Ansprüche Jener zu befriedigen, die an den Verstorbenen und seine Leistungen wohlverworbene Rechte haben dürften. Sobald meine gedrängten Geschäfte mir die vollständige Sichtung von Sonntag's Schriften erlauben, werde ich zur thätigeren Herausgabe derselben schreiten, und rechne dabei, da Bitte und Aufforderung dem Andenken eines werthen Todten gelten, auf die rege Theilnahme meiner ehrenhaften Landsleute.

Marburg, am 26. Jänner 1848.

Dr. Rudolf Puff,
Professor und Ehrenbürger.

Meteorologische Beobachtungen zu Klagenfurt.

Februar 1848.	Luftdruck in P. Linien auf 0° reducirt.			Lufttemperatur in Reaumur's Graden.			Dunstdruck in P. Lin. nach dem Psychrometer.			Winde.			Witterung.			Reg. u. Schnee P. Zoll hoch.
	Größter	Kleinster	Mittlerer	Größte	Kleinste	Mittlere	Größter	Kleinster	Mittlerer	Morgens	Mittag	Abend	Morgens	Mittag	Abend	
17.	320·7	320·1	320·5	— 0·5	— 4·6	— 3·3	1·7	1·2	1·4	S	SO	SO	Nebel	heiter	heiter	—
18.	321·2	320·8	321·0	+ 1·0	— 2·4	— 0·8	2·0	1·5	1·8	S	SO	SO	Schnee	trüb	trüb	0·03
19.	320·1	319·5	319·8	4·5	— 1·4	+ 0·6	2·0	1·7	1·8	SW	SO	SO	Nebel	Wolken	detto	—
20.	319·1	315·9	317·7	3·8	— 2·5	— 0·8	2·0	1·5	1·6	S	S	S	trüb	trüb	detto	—
21.	317·5	315·6	316·4	1·6	— 0·2	+ 0·4	2·0	1·8	1·9	SW	SW	SW	Schnee	Schnee	detto	0·23
22.	318·7	318·2	318·3	3·6	— 3·8	— 0·4	2·0	1·5	1·8	SO	SO	SO	☽n. N.	heiter	rein	—
23.	317·1	316·0	316·5	0·5	— 4·8	— 2·1	1·9	1·2	1·5	SO	SO	SO	heiter	detto	detto	—
	320·7	315·7	318·6	+ 4·5	— 4·8	— 0·9	2·0	1·2	1·7	Herrschende Winde: SO.						0·31

Haupt-Redacteur: Simon Martin Mayer. Schnellpreßdruck des Ferdinand Edlen v. Kleinmayr.

CARINTHIA.

Klagenfurt, Sonnabend den 4. März 1848.

№ Acht und dreißigster Jahrgang. 10.

Geſchichtliche Tageserinnerungen für Kärnten.

Am 6. März (1347) bezeugten Wultz, Bürger zu Villach, und ſeine Hausfrau Cäcilia, daß der Biſchof Friedrich von Bamberg ihnen eine Mühlſtatt auf der Drau, von dem Rotenhof bis an die Brücke bei Villach, verliehen habe. — Am 7. März (1366) ſtiftete Michael, Abt zu Oſſiach, durch den Verkauf eines Gutes das ewige Licht. — Am 8. März (1286) belehnte Friedrich Graf von Ortenburg den Wölfing, Bürger von Laibach, mit einem Zehent von 11½ Huben. — Am 9. März (1835) rückte das erſte Feldbataillon unſers vaterländiſchen Regimentes Nr. 7, damals Baron Lattermann, nach einer Abweſenheit von fünfthalb Jahren in Italien, wieder in Klagenfurt ein. — Am 10. März (1534) wurde der Stadtgraben um Klagenfurt angefangen. — Am 11. März (1360) beſtätigte Erzherzog Rudolph IV. dem Stifte Oſſiach die Privilegien der Herzoge Ludwig und Heinrich von Kärnten vom Jahre 1295. — Am 12. März (1378) ſchenkten Elbel und Hermann, Hermanns Kind von Dubelsdorf und ihre Geſchwiſter und Erben dem Gotteshauſe Viktring zwei Männer, Namens Mathey und deſſen Sohn Niclas, die ihnen eigen waren, auf dem Frauenaltar zu Viktring mit allen Eigenſchaften, mit denen ſie dieſe zwei Mann ſelbſt beſeſſen hatten.

I.

Ein Cypreſſenzweig auf das Grab des Freundes.

Ich liebte dich, wie eine Mutter ihren einzigen Sohn liebt. 2. Kön. 1, 11.

Die zwei jüngſt verfloſſenen Jahre hindurch hat der freundliche Leſer der „Carinthia“ in den Blättern derſelben meinen Freund und mich auf unſerer Reiſe nach dem Süden im claſſiſchen Italien, dem an Kunſt und mitunter auch an Naturſchätzen reichſten Lande Europa's Schritt für Schritt begleitet; und ob das geſchäftige Trieſt mit ſeinen lieben, unvergeßlichen Freunden, die ſtolze Lagunen-Stadt, die majeſtätiſchen blauen Apenninen, das an Schatz- und Kunſtgallerien ſo reiche und liebliche Florenz, ob der größte Dom der Erde, St. Peters gefeierte Baſilica, der impoſante Vatican, oder das ewig lärmende Neapel mit ſeiner paradieſiſchen Umgebung, ob die trügeriſche See oder die romantiſche Trinacria (Inſel Sicilien) mit ihrem azurblauen Meere, ihren ewig blühenden und duftenden Orangen-, Citronen- und Oleanderhainen den Gegenſtand der Beſchreibung bildete — überall, als von Bewunderung und Betrachtung all dieſer Herrlichkeiten die Rede war — hieß es: „mein Freund“ und ich. Und nie — nie war in dieſem, an wechſelvollen Ereigniſſen ſo ziemlich reichhaltigen Tagebuche dieſer edle Freund mit Namen angeführt? — Seine Beſcheidenheit ließ es nicht zu, und nur ſein ausdrücklicher, wiederholt ausgeſprochener Wunſch bewog mich, ſo oft es mich auch zum Gegentheil drängte, dieß zu unterlaſſen. Das Verſprechen galt jedoch nur ſo lange, als er lebte — der Tod löſte das Siegel — der edle, treue, hochherzige Freund, mit dem ich ſo innig verbunden, in ſo vielen Stunden Freud und Leid, ja faſt jeden Athemzug brüderlich theilte — er iſt nicht mehr!

Durch den langen Cyklus meiner Reiſeſkizzen iſt mein lieber dahingeſchiedener Freund, der das ſchöne Kärnten wohl kannte, und zu deſſen Lieblingsfantaſien es einſt gehörte, nach Veräußerung ſeines Geſchäftes ſich irgendwo in einem milderen Clima anzukaufen, den Sommer aber in meiner Nähe in den kärntneriſchen Gauen zu verleben — gleichſam ein moraliſch Bekannter ſo vieler biederer und gebildeter Kärntner geworden, und ich halte es für eine Art dem Verblichenen ſchuldiger Liebespflicht, ſeiner und ſeines in vollſter Kraft erloſchenen Lebens in dieſen Blättern mit einigen Zeilen zu erwähnen.

Der Selige: Anton Mayrhofer, war der Sohn vermöglicher, ein großes und bedeutendes Handlungshaus beſitzender Eltern, die es ſich aus allen Kräften angelegen ſeyn ließen, ihm, mit noch zweien ſeiner Brüder, einem älteren und einem jüngeren, eine an Geiſt und Herz gleich reiche Bildung zu geben, wo namentlich die liebenswürdige Mutter, eine Dame voll Seelenhoheit und unausſprechlicher Milde, es verſtand, den Samen echter Frömmigkeit und Religioſität (die kein Lehrer zu lehren vermag, und die des Lebens Lagen und Verhältniſſe wohl auf Augenblicke beugen, aber nie völlig entwurzeln können) in die Herzen ihrer Kinder zu ſäen. Der Mutter und der verſchiedenen Meiſter Saat ging prachtvoll auf. Anton widmete ſich mit ſeinem älteren Bruder der mercantiliſchen Laufbahn, während der jüngſte (nunmehr der Rechte Doctor) das juridiſche Fach wählte.

Um ſeinem Berufe jeden möglichen Grad der Vollkommenheit zu geben und ſich in den fremden Sprachen zu perfectioniren, wurde der bereits kräftige Jüngling nach Hamburg geſandt, wo er, ſo wie ſpäterhin in London und Paris, ſich längere Zeit aufhielt.

In einem großen, in den ſchönſten Verhältniſſen gebauten Körper wohnte ein ungemein talentirter, einen hohen Grad von Bildung beſitzender Geiſt, ſein Umgang war ungemein lieblich, in einer noch ſo zahlreichen Geſellſchaft, ohne je die entfernteſte Abſicht hiezu zu haben, war er durch ſeine geiſtreiche Converſation alsbald der Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit, und was über Alles ging, er — ein wahrhaft ſchöner Mann, eben darum vielen Gefahren preisgegeben, erzogen und

gebildet in und für die Welt — glich jedoch ihren heutigen Zöglingen nicht, denn er vergaß nie auf seinen Gott. Von so vielen schönen Zügen dieser Art erwähne ich nur, daß nie ein Abend verging, an dem er nicht, wenn auch noch so ermüdet und angegriffen von der Reise, sein französisches Gebetbüchlein zur Hand nahm und seine Seele dem empfahl, dessen Auge ewig wacht, eben so konnte ich ihn mit nichts mehr erfreuen, als wenn ich ihm Stellen oder Begehnisse der heiligen Schriften näher erklärte und auslegte, womit wir viele Stunden zubrachten.

Die Folgen einer Erhitzung zogen ihm sein Leiden (Bluthusten und die daraus entsprießende Zerstörung der Lunge) zu. An ärztlicher Hilfe fehlte es gewiß nicht, und dieselbe rieth ihm, das für Brustleiden so ausgezeichnete Bad „Gleichenberg" in Steiermark zu gebrauchen. Daselbst fanden wir uns in den Sommern von 1844 und 1845, — zwei ganz Fremde, und wurden, wie bereits die erste Nummer meiner Reiseerinnerungen erzählt, die innigsten Freunde.

Mittlerweile erlebte er den harten Schlag des Verlustes seines älteren Bruders Wilhelm, welchem, mit ihm in Verbindung, der bereits sehr betagte Vater, ein ehrwürdiger Greis von 80 Jahren, die Leitung des ganzen Hauses übergeben hatte. Durch diesen Tod war er somit der Erbe und Chef des Hauses, in einem Alter von 26 Jahren. Jung, schön, talentirt, vermöglich, was fehlte ihm?! — Die Gesundheit, ein unerkaufbares Gut auf Erden! Der bittere Keim des Todes hatte schon ungeachtet eines fortwährend blühend aussehenden Aeußern seine unvertilgbare Wurzel geschlagen.

Wir sahen und lebten alsdann in Italien eine Zeitlang mitsammen. Nach unserer Rückkehr blieb Mayrhofer der milderen Luft wegen in Laibach bei guten Bekannten, wo ich ihn am 17. Mai 1846 beim Abschiede zum letzten Male auf Erden sah! O, es war eine düstere, ahnungsschwere Trennung.

In Laibach erholte er sich scheinbar fast ganz, und dieß verleitete ihn im September des verflossenen Jahres, in welchem er auch den Verlust seines guten Vaters zu betrauern hatte, wieder persönlich die Leitung seines Geschäftes zu übernehmen. Die Wiener Atmosphäre gab der ohnehin in ihren innersten Fugen schon längst zerstörten Lunge den letzten Stoß. Ein heftiger Bluthusten warf den unglücklichen Freund im heurigen Winter darnieder, von dem er sich nicht wieder erholte. Am 4. Februar des Morgens um 2 Uhr entrang sich im 29. Lebensjahre sein Geist, gestärkt durch die heiligen Tröstungen unserer Religion, mit vollster Resignation, und unter unausgesetztem Gebethe seiner irdischen Hülle, um einzugehen in ein besseres, von Leiden nicht getrübtes Daseyn!

Als mein seliger lieber Freund und ich vor 23 Monaten auf dem Friedhofe (campo santo) Neapel's, dem schönsten Todtenacker auf Gottes weiter Erde, Arm in Arm an einem prachtvollen Morgen unter einer Cypresse standen, verloren in's Anschauen des entzückendsten Gemäldes, das unserem trunkenen Auge sich entrollte, da sprach ich zu ihm: „Für Lebenszeit seyn in „Italien, das möchte ich nicht, und doch — obschon „es, sollte man denken, einerlei ist, wo man begraben „liegt — möchte ich wünschen, mein moderndes Gebein „fände hier seinen letzten Schlaf, harrend da der wekkenden Posaune, und über den flachen Hügel, genetzt von den Thautränen der nie alternden Natur zöge „der Duft der tausend und tausend Blumen, die immer blühen auf diesem schönsten aller Höfe des Friedens und der ewigen Ruhe." — Er aber antwortete: „Ach, lieber Freund, ich möchte wohl nirgends anders„wo sterben und begraben seyn, als in meiner Vaterstadt, und von dieser Cypresse reiße ich ein Sträußchen „und lege es in meine Brieftasche, und so oft ich es „gewahr werde, soll es mich erinnern, daß ich nie vergesse, Gott um die Gewährung dieser Gnade wenigstens zu bitten, da mein Leben ohnehin, wie mir ahnt, „von keiner langen Dauer mehr seyn wird."

Und diesen deinen traurigen Wunsch wenigstens hat der Himmel erhört, lieber unvergeßlicher Freund! Dir ist wohl!

Deiner hochbejahrten, aber vielgeprüften Mutter, Deinem theuren Bruder und dem zahlreichen Kreise Derer, die Dich kannten und liebten, so wie mir Armen, Deinem Schmerzens- und Leidensgenossen, rufe ich zu mit christlich gläubigem Sinne:

Tröstet euch, was sich geliebt und gekannt
hat auf Erden,
Wird sich dort finden und wieder vereiniget
werden!

Villach, am 14. Februar 1848.

Moriz Schadek.

II.

Wirken des historischen Vereines für Kärnten.

(29.) Fortsetzung des in Nr. 29 (Jahrg. 1844) begonnenen Verzeichnisses der dem Vereine neuerlich gemachten gütigen Geschenke:

A. Für die Bibliothek und das Archiv.

(In alphabetischer Ordnung.)

Vom Herrn Dr. Johann Burger, k. k. Reglementsarzte ꝛc.: a) Eine gedruckte Kärnt. ständ. Verordnung vom Jahre 1680. — b) Die Relation des Hanns Reinhardt, Wundarztes zu Wolfsberg, über den Verlauf der Pest zu Preitenegg, vom J. 1681.

Vom Herrn Franz Edlen von Emperger, k. k. Landrathe in Görz, empfing der historische Verein einen sehr dankeswerthen Beitrag in der von Herrn Joseph Edlen von Emperger, k. k. innerösterr. küstenländ. Appellationsrathe († 1818) im Jahre 1800 eigenhändig aufgenommenen und äußerst sorgfältig ausgearbeiteten Karte von Oberkärnten.

Vom Herrn Franz Lorenz Hohenauer, Propste zu St. Bartlmä, Dechant und Stadtpfarrer zu Friesach, Vereins-Gaucorrespondenten: Ein Manuscript, betitelt: Extrakt der Salzburgischen Chroniken von Anno Christi 537 bis 1560 Jahrs.

Vom Herrn Jakob Reberniag, Dechant und Pfarrer zu Berg, Vereins-Gaucorrespondenten ꝛc.: Die Briefe des Georg Stobäus von

Palmburg, Bischofes von Lavant (in lateinischer Sprache).

Vom Herrn Albert Toniz, Pfleger zu Eberstein: Eine Anzahl von 84 Stück gedruckten Currenden ꝛc., unter denen viele auf die Zeit der französischen Invasion bezügliche dem historischen Vereine besonders willkommen sind.

Vom Herrn Carl Wittmann, Bezirkscommissär zu Feutschach: Den handschriftlichen Nachlaß des am 4. April 1826 zu Klagenfurt verstorbenen vaterländischen Schriftstellers, Doctors der Chirurgie und k. k. öffentlichen Professors der Anatomie, Michael Wittmann, nämlich das von selbem verfaßte anatomische Werk: Osteologie, Lehre über den Knochenbau des menschlichen Körpers (bereits mit dem Imprimatur versehen); dann die der „Carinthia" entnommene Biographie des rühmlichst bekannten Anatomen.

Von Ungenannten: a) Ein Manuscript: die physisch-chemische Untersuchung des Mineralwassers zu St. Veit; von Joh. Hollenschwag. — b) Die dem neuesten Reichsstyle gemäße Briefverfassungs-Kunst (Nürnberg 1688). — c) Oesterreichischer Staats- und Standeskalender vom J. 1772. — d) Ein schriftreicher in sechs und dreißig Fragstuck verfaßter Traktat vom Standt der klösterlichen Jungkfrawen (Gratz 1607). e) Ein geschriebenes Titulaturbuch vom Jahre 1687.

B. Für die Münz- und Medaillen-Sammlung.

Vom Herrn Johann Bartl, Handelsmann zu Friesach: 4 Stück silberne Solidi.

Vom Herrn Jakob Bleiweis, Gerichtsbedienten beim k. k. Bezirksgerichte Gradisca: 95 Stück antike Kupfer- und Bronzemünzen; 9 antike Silbermünzen; 11 Silber- und 40 Kupfermünzen aus neuerer Zeit.

Vom Herrn Alois Dessary, k. k. Hofkammer-Concipisten in Wien: Eine sehr schöne silberne Denkmünze in Thalergröße auf Carl XII., König von Schweden.

Vom Herrn Ritter von Fradeneck, k. k. Straßen-Commissär: 1 große und 4 kleine türkische Silbermünzen; dann 1 Silber- und 3 Kupfermünzen des Herzogthums Parma vom J. 1795.

C. Für die Antiken-, Kunst- und Waffen-Sammlung.

Vom Fräulein Emma Freiin von Herbert zu Reifnitz erhielt der historische Verein ein sehr interessantes Geschenk, nämlich: einen alterthümlich geformten, aus hartem Holze verfertigten, mit Schnitzwerk verzierten Stuhl, welcher die Jahrzahl 1633 und das Wappen der alten kärntnerischen Familie von Ernau trägt und aus dem Nachlasse des Wolf Dietrich Grafen von Ernau, Herrn auf Welzeneck, gewesenen Capitulars zu Maria Wörth, herrühret.

Vom Herrn Franz Lorenz Hohenauer, Propste zu St. Bartlmä, Dechant und Stadtpfarrer ꝛc. zu Friesach: Ein Paar chinesische Schuhe aus Reisstroh künstlich geflochten, schon gebraucht, aber völlig gut erhalten. Von bewundernswerther Zartheit und Schönheit ist besonders das obere Vordertheil dieser Schuhe, welches fast einem feinen Spitzengewebe gleichkömmt. Diese Schuhe gelangten vor ungefähr 40—50 Jahren an den damaligen kais. österreichischen Gesandten zu Constantinopel, welcher dieselben dem verstorbenen Appellationspräsidenten zu Klagenfurt Grafen von Enzenberg verehrte, von dem sie in den Besitz des hochseligen Cardinal-Fürstbischofs von Gurk, Altgrafen von Salm-Reifferscheid übergingen, aus dessen Verlasse der Herr Geschenkgeber sie erkaufte.

Vom Herrn Anton Hohl v. Stahlberg, Privatier: Ein Hochgerichtsrad von Tarvis.

Wofür den P. T. Herren Geschenkgebern auf das Wärmste gedankt wird.

Von der Direction des histor. Vereines für Kärnten.

Klagenfurt, am 1. März 1848.

III.

Theater-Notiz.

Im Laufe der kommenden Woche soll die von der Theater-Direction dem Regisseur Herrn Kurt überlassene Einnahme Statt finden. Wir glauben aus mehrfacher Hinsicht dieselbe im Voraus besprechen zu müssen. Hr. Kurt hat schon bei seinem ersten Hiersein einen Stoff aus Kärntens Vorzeit glücklich für die Bühne bearbeitet und bei jeder Wiederholung dadurch verdienten Beifall errungen. Eben so versuchte er gegenwärtig, gleichsam als Huldigung dem ihm so lieb gewordenen Lande, mehrere Epochen aus der früheren Vergangenheit desselben zu dramatisiren, und sie unter dem Namen: **„Drei Bilder aus Kärntens Vorzeit"** zu seiner Benefice vorzuführen. Als Quellen benützte er Arbeiten des uns zu früh entrissenen Dichters J. G. Fellinger und unsers allgemein geachteten und geschätzten, leider auch schon verblichenen Novellisten Kärntens, Johann R. v. Gallenstein, und nach Durchsiesung des Manuscriptes möchte es nicht gewagt sepn, zu behaupten, daß es ihm auch diesmal gelingen wird, bei einer fleißigen Darstellung, wofür uns die hohe Achtung des Hrn. Verfassers für Klagenfurt Bürge ist, den Beifall der, billige Forderungen stellenden Theaterfreunde zu gewinnen. Die gewählten Perioden aus unserer heimathlichen Geschichte sind für jeden Vaterlandsfreund gewiß eben so wichtig als interessant. Die erste Abtheilung: „Inguo, oder: das Kreuz auf Kärntens Alpen" zeigt eine hochwichtige Entwicklungs-Phase Kärntens durch die Annahme des Christenthums; die zweite Abtheilung: „Herzog Bernhard der Sponheimer und sein Hof" den Höhepunct unserer Heimath als selbstständiges Land, und ihre Glanzepoche unter der Herrschaft des ritterlichen Sponheimer Herzogs, — und endlich die dritte Abtheilung: „Die Türkenschlacht bei Villach" die letzte ruhmvolle Selbstanstrengung Kärntens im Mittelalter unter Habsburgs mildem Scepter.

Wir glauben, daß für alle mit der innigsten Liebe an ihre Heimath hängenden Kärntner, so wie für alle Theaterfreunde diese kurzen Andeutungen hinreichen werden, dem Bearbeiter diese Verehrung für unser Alpenland auch mit thätigem Danke zu erwiedern.

IV.

Oeffentliche Rechnung

des hiesigen Armen- und Krankenversorgungs-Vereines, zusammengestellt von den Jahren 1846 und 1847, wobei bemerkt wird, daß die Rechnung vom Jahre 1846 von dem löbl. k. k. Kreisamte unterm 30. März 1847, Zahl 2218, richtig befunden worden ist.

Nr. der Rubr.	Einnahmen.	Im Jahre 1846. fl.	kr.	Im Jahre 1847. fl.	kr.
1.	Cassarest, vom löbl. k. k. Kreisamte richtig befunden	765	8	678	52¼
2.	Interessen von Activ-Capitalien	2041	11	2079	23
3.	Gefälle. a. Musiklicenzen	69	50	113	13
	b. Strafgelder	87	—	152	—
	c. Lizitationspercente	37	59	92	58
	d. Thorsperr-Relution	192	—	192	—
4.	Vermächtniße und Geschenke. a. Fromme Vermächtniße	103	10	165	42
	b. Geschenke	72	45½	400	—
5.	Sammlungs- und Subscriptionsgelder. a. Subscribirte Beiträge	3640	37½	3815	57½
	b. Büchsensammlungen	109	4	95	41½
	c. Opferstöcke	—	—	14	14½
	d. Neujahrsbilleten	397	29	462	—
	e. Namenstagsbilleten	37	2	—	—
	f. Ball zu Gunsten der Armen	116	2	168	—
	g. Theater detto detto	70	57	103	48½
6.	Naturalien. a. Armenbrod der Bäcker	60	—	60	—
	b. Holz und Erdäpfel	80	—	60	—
7.	Besondere Aushilfe	2502	48	2593	24
8.	Verschiedene Empfänge	—	—	—	—
9.	Rückersätze von Verpflegskosten für Fremde	18	24	15	34½
	Zusammen	10401	27½	11262	49
	Ausgaben.				
1.	Pfründnerbetheilung	5979	48	5782	24
2.	Heilmittel. a. Arzneien	681	47	830	1½
	b. Blutwürmer	79	45	64	48
3.	Besondere Aushilfe an Arme	2577	5½	2965	37
4.	Naturalienbetheilung	140	—	120	—
5.	Gestiftete Beiträge und Fruchtgenußlegate	224	21	232	41
6.	Geschenkvertheilungen	—	—	262	17½
7.	Regieauslagen, als Druckkosten ꝛc.	39	48	127	48
	Zusammen	9722	34½	10385	37½
	Werden von den Empfängen pr.	10401	27½	11262	49
	die Auslagen abgezogen mit	9722	34½	10385	37½
	so bleiben Cassereste	678	52¼	877	11¼

Armen- und Krankenversorgungs-Verein in Klagenfurt, am 21. Jänner 1848.

Meteorologische Beobachtungen zu Klagenfurt.

Febr. u. März 1848.	Luftdruck in P. Linien auf 0° reducirt. Größter	Kleinster	Mittlerer	Lufttemperatur in Reaumur's Graden. Größte	Kleinste	Mittlere	Dunstdruck in P. Lin. nach dem Psychrometer. Größter	Kleinster	Mittlerer	Winde. Morgens	Mittag	Abend	Witterung. Morgens	Mittag	Abend	Reg. u. Schnee P. Zoll hoch.
24.	316·8	316·0	316·4	+ 4·9	— 5·5	— 1·4	2·0	1·2	1·6	SW	S	S	heiter	heiter	heiter	—
25.	318·2	317·6	318·0	8·2	— 4·4	+ 3·0	1·9	1·1	1·6	SW	W³	W¹	detto	⊙n.W.	trüb	—
26.	317·0	316·0	316·8	7·5	+ 0·6	2·6	3·7	2·0	2·6	SW	NW²	W	trüb	trüb	Regen	0·45
27.	319·0	318·2	318·6	6·8	1·0	2·4	3·6	2·2	2·6	SO	SO	W	detto	⊙u.W.	trüb	—
28.	318·6	318·2	318·4	4·8	0·8	2·6	2·5	2·2	2·4	NW	SO	SW	⊙u.W.	trüb	detto	0·69
29.	318·7	317·5	318·2	1·5	0·0	0·6	2·3	2·0	2·1	SW	SO	O	Regen	Schnee	detto	0·94
1.	316·2	314·0	315·1	4·0	— 0·2	1·2	2·5	2·0	2·2	SW	W	SW	trüb	⊙n.W.	Regen	0·37
	319·0	314·0	317·3	+ 8·2	— 5·5	+ 1·6	3·7	1·1	2·1	Herrschende Winde: SO. u. SW.						2·45
Im Februar	328·3	312·8	320·0	+ 8·2	— 15·6	— 1·2	3·7	0·3	1·6	Mittlere Windrichtung: SW.						3·02

Haupt-Redacteur: Simon Martin Mayer. Schnellpreßdruck des Ferdinand Edlen v. Kleinmayr.

CARINTHIA.

Klagenfurt, Sonnabend den 11. März 1848.

№ 11.

Acht und dreißigster Jahrgang.

Geschichtliche Tageserinnerungen für Kärnten.

Am 13. März (1286) verlieh Abt Dietrich von St. Paul dem Sigfrid von Alpe ein Lehen in Gornsveld mit 3 Mark Einkünften. — Am 14. März (1360) erließ Herzog Rudolph zu Oesterreich einen Schirmbrief für das Frauenstift zu St. Georgen. — Am 15. März (1280) übergab Bischof Berthold von Bamberg das verarmte Katharinen-Spital zu Villach an das Stift Griffen. — Am 16. März (1816) brach in der ältesten Stadt Kärntens, Friesach, Feuer aus, und legte 60 Häuser sammt Stallungen und Scheuern in Asche. — Am 17. März (1320) übergab Offo von Straßburg den Thurm sammt Garten zu Straßburg dem Propste Gottfried und den Chorherren zu Gurk, zur Stiftung eines Jahrtages. — Am 18. März (1804) starb in Klagenfurt die Vorsteherin des Frauenconventes der h. Elisabeth, Frau Marie Xaveria Gasser, Verfasserin einer Geschichte dieses Conventes und die innigste Freundin der unvergeßlichen Erzherzogin Marianna. — Am 19. März (1331) verpfändeten Otto und Wittige die Schrampaumer dem Hermann Scodel von Osterwitz ein Gut zu Oberndorf am Pach.

I.

An meine Mutter.

1.

Ich hört' Dich oft mit leisem milden Tone
Der Jugend Uebermuth, den blinden, zügeln,
Wenn er dahinbraust, schlotternd in den Bügeln,
Und Mutterangst Dich faßte ob dem Sohne.

Doch locktest Du mich nie mit niederm Lohne
In's sichre Thal von der Begeist'rung Hügeln,
Nie hört' ich Dich das Edelste beklügeln,
Und nie ein Wort dem Heiligen zum Hohne.

Die Jahre kamen, und Erfahrungsmassen
Wie leicht sind sie, wenn theuer auch, erworben,
Doch hat Erfahrung nicht mein Herz verdorben.

Der Alte bin ich noch im Lieben, Hassen,
Noch nenn' ich Gutes gut, und Schlechtes schlecht! —
Nicht wahr, mein Mütterchen, so ist es recht.

2.

Du knietest betend, ich stand am Altare,
Der Opfer heiligstes Gott darzubringen,
Es flog mein Herz auf heißer Andacht Schwingen
Zu Gott empor: daß er dem greisen Haare

Der Mutter sende milde schöne Jahre,
Daß er nach ihres Tagwerks heißem Ringen
Den Abend lasse milde Kühlung bringen,
Daß er Dich mir zu meinem Heil bewahre.

Und Dein Gebet? — Es lebt im Mutterherzen
Nur ein Gebet, ein Wunsch nur und ein Flehen:
Des Kindes Heil, das sie gebar mit Schmerzen!

Du sahst mich opfernd am Altare stehen, —
Weh' mir, wenn rein nicht Herz und Hände sind,
O Mutter, Mutter, bete für Dein Kind!

Vincenz Rizzi.

II.

Wirken des historischen Vereines für Kärnten.

(30.) Fortsetzung des in Nr. 29 (Jahrg. 1844) begonnenen Verzeichnißes der dem Vereine neuerlich gemachten gütigen Geschenke.

A. Für die Bibliothek und das Archiv.

(In alphabetischer Ordnung.)

Vom Herrn Joseph Bianchi, Gymnasial-Präfecten zu Udine, Ehrenmitgliede des historischen Vereins für Kärnten ꝛc.: a) Die vom Herrn Geschenkgeber herausgegebenen „Documenti per la storia de Friuli dal 1317 al 1325; in 17 Heften. — b) Thesaurus ecclesiae Aquilegensis, opus saeculi XIV., quod typis mandari jussit civitas Utini.

Vom Herrn Jakob Bleiweis, Amtsdiener beim k. k. Bezirksgerichte zu Gradisca: a) 19 Stück gedruckte Verordnungen und Patente aus dem 18. und 19. Jahrhunderte. — b) Copie der von der Stadt Gradisca im J. 1844 Allerhöchstihren k. k. Majestäten überreichten Denkschrift wegen fernerer Belassung des k. k. Bezirkscommissariates in jener Stadt. — c. Stammbaum der Familie Salamanca (Manuscript). — d) Copie des Diploms, wodurch K. Ferdinand II. im Jahre 1621 der Stadt Gradisca ihr gegenwärtiges Wappen verlieh.

Vom Herrn Dr. Peter Kandler, Oberaufseher der akatholischen Schulen zu Triest, Ehrenmitglied des historischen Vereines für Kärnten: Den Jahrgang 1847 der Zeitschrift „Istria".

Vom Herrn Carl Kumpf, Studirendem hier: Pompeji. (Ausführliche Schilderung dieser Römerstadt, welche im Jahre 79 nach Ch. Geb. durch einen Ausbruch des Vesuv verschüttet, im Jahre 1750 u. f. wieder ausgegraben wurde.) Nach Gell, Wilkins, Locke, Donaldson, Mazois und Anderen. Zwei Bände, mit 367 Abbildungen. Leipzig 1834.

Vom Herrn Thaddäus v. Lanner, Gutsbesitzer ꝛc. zu Krumpendorf: Statuta inclytae Civitatis Tergesti. 1625. 1. Band, Folio.

Vom Herrn Ferdinand Lautner hier: Einen Kalender vom Jahre 1618.

Vom Herrn Thomas Mitterndorfer, Prälaten des Benedictinerstiftes Kremsmünster ꝛc., Ehrenmitgliede des histor. Vereins für Kärnten, nachstehende dem historischen Vereine sehr willkommene Werke: a) Kremsmünster aus seinen Jahrbüchern. Von P. Gabriel Strasser. — b) Etymologisches Wörterbuch der in Oberdeutschland, vorzüglich aber in Oesterreich üblichen Mundart. Von P. Mathias Höfer; in 3 Bänden. — c) Historico-chronologica series Abbatum et Religiosorum monasterii Cremifanensis. Von P. Marianus Pachmayer; in 4 Theilen. — d) Selecta historiae Cremifanensis, sive compendiosa descriptio Abbatum, qui ab anno 777 usque ad annum 1777 Cremifanum gubernarunt, auxerunt, ornarunt et illustrarunt

Vom Herrn Ritter v. Raiser, k. baier. Regierungsdirector ꝛc., Ehrenmitglied des historischen Vereines für Kärnten: a) Gunia, das römische Antiquarium zu Augsburg und neue Funde von Alterthümern. 1823. 1 Heft. — b) Die Wappen der Städte, Märkte und marktberechtigten Orte im Ober-Donaukreise des Königreiches Baiern; mit den Orts- und Districtsgeschichten derselben. 1834. 1 Heft. — c) Die Geschichte der Auffindung einer uralten Grabstätte bei Nordendorf im Landgerichte Wertingen des Königreichs Baiern; 3 Hefte mit Kupfertafeln. — d) Beschreibung und Erklärung einer Sammlung geschichtlicher Medaillen von Kaiser Napoleon (Eigenthum des histor. Vereines für Schwaben und Neuburg). — e) Schilderung der Funde an römischen und anderen Alterthümern auf dem Rosenau-Berge bei Augsburg in den Jahren 1844 und 1845.

Vom Herrn Anton Edlen von Scheuchenstuel, k. k. Appell. Rathsprotokollisten hier: Die große Floriantschitsch'sche Karte von Krain, auf Leinwand aufgezogen.

Vom Herrn Standeisky, pens. k. k. Hauptmanne: a) Pölzel's „Geschichte der Böhmen" in 2 elegant gebundenen Bänden. — b) Eine große Karte des Königreichs Ungarn.

Vom Herrn Doctor Stricker, Secretär der ethnographischen Gesellschaft zu Frankfurt a. M.: Das erste Beilage-Heft zur „neuesten Weltkunde" von Dr. Malten (1847).

Von Ungenannten: a) Eine Sammlung von Generalien von den Jahren 1512 bis 1569 (Handschrift). — b) Kataloge über die in den Jahren 1834 bis 1847 neu erschienenen Bücher und Landkarten in 21 Bändchen. — c) Jurende's „Vaterländischen Pilger" auf das Jahr 1848. — d) Meißnische Land- und Berg-Chronica. Dresden 1589.

B. Für die Münz- und Medaillen-Sammlung.

Vom Herrn Viktor Gretschnigg, Hörer der Theologie hier: Das sehr dankenswerthe Geschenk von 23 Silbermünzen (darunter 1 vergoldete in Guldengröße vom Erzherzog Leopold von Oesterreich; 1632). — 1 Medaille auf die Versammlung der Naturforscher im J. 1832 zu Wien (Zinkabguß), und 3 Kupfermünzen.

Vom Herrn Carl Gußmann, k. k. Oberbergamts- und Berggerichts-Assessor hier: 7 Silberkreuzer und 1 englische Kupfermünze.

Vom Herrn Huber, Studirendem: 1 antike Silbermünze (Legions-Münze) und 2 antike Kupfermünzen (Tit. Claudius und Faustina junior).

Vom Herrn Carl Kumpf, Studirendem hier: 6 Stück auf dem Zollfelde aufgefundene antike Bronze-Münzen, worunter besonders 1 Antoninus pius, 1 Marcus Aurel. Verus und 1 der Münzsammlung des histor. Vereines neue Sabina Hadriani durch Schönheit der patina ausgezeichnet sind.

Vom Herrn Jakob Luzzatto, Agenten der k. k. priv. Feuer-Assecuranz zu Gradisca: 1 antike Silbermünze (Fam. Vibia).

Vom Herrn Franz Mayer, bürgerl. Seifensiedermeister hier: 2 silberne Denkmünzen auf Karl, Herzog von Lothringen, und eine Silbermünze des Erzherzogs Leopold von Oesterreich, v. J. 1630.

Vom Herrn Thomas Pucher, Bezirkscommissär und Hofrichter zu Ebernbors, Vereinsgaucorrespondenten: 1 silbernen Solidus.

Vom Herrn Joseph Reiner, Gewerksbuchhalter zu St. Veit: 1 Silbergulden (Bernhard Erich, Herzog zu Sachsen-Meiningen, 1830) und 1 Silberstück (Fried. Aug. Dux Saxon. Elector et Vicarius imperii, 1790).

Vom Herrn Franz Schoberschell, Verwalter der Herrschaft Möchling: 1 österr. Silberpfennig vom Jahre 1730.

Vom Herrn Ignaz Tankel, k. k. Cameralbeamten zu Arnoldstein: 1 silberne Denkmünze auf Mar. Caroline, Gemahlin Ferdinand IV., Königs beider Sicilien, und 1 Silberkreuzer (Schlesien 1669).

Von Ungenannten: a) 3 Silbermünzen aus neuerer Zeit. — b) 1 kupfernen Christuspfennig. — c) 10 Stück venetianische Kupfermünzen.

C. Für die Antiken-, Kunst- und Waffen-Sammlung.

Vom Herrn Johann Khull, ständischem Beamten hier: Das Portrait weiland Franz Xav. Altgrafen von Salm-Reifferscheid, als Fürstbischof von Gurk (nach einem Originale von F. Linder zu Wien in Kupfer gestochen im J. 1794).

Vom Herrn Thomas Mitterndorfer, Prälaten des Stiftes Kremsmünster ꝛc. ꝛc.: Das lithographirte Portrait des Herrn Geschenkgebers.

Vom Herrn Moriz Schiffermüller, k. k. Bezirkscommissär zu Spittal, Gaucorrespondenten des histor. Vereines ꝛc.: Ein großes doppelhändiges Schwert und eine eiserne Pfeilspitze; beide Gegenstände aus der Ruine Feldsperg bei Pusarnitz.

Vom Herrn Standeisky, pens. k. k. Hauptmanne: 7 Stück kleine egyptische Talismane und Götzenbilder aus Mumienfärgen.

Von Ungenannten: a) Einen antiken Adlerkopf aus Marmor; aus Verona. — b) Eine mit Graveur-

Arbeit schön verzierte steinerne Sonnuhr mit dem kärnt. Wappen und der Jahreszahl 1741. — c) Ein Paar griechische Frauenschuhe aus gelbem Saffianleder.

Wofür den P. T.-Herren Geschenkgebern auf das Wärmste gedankt wird.

Von der Direction des histor. Vereines für Kärnten.

Klagenfurt, am 8. März 1848.

III.

Rede zur feierlichen Eröffnung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, am 2. Febr. 1848,

gesprochen von deren Präsidenten

Joseph Freiherrn von Hammer-Purgstall.

(Fortsetzung zu Nr. 9.)

Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften unterscheidet sich von allen übrigen, nicht nur des Kaiserstaates, sondern ganz Europa's, durch die Eigenthümlichkeit ihrer Einrichtung, welche von der Idee des Vereins aller Nationen des österreichischen Kaiserthums zu einem hohen wissenschaftlichen Zwecke gebothen wird. Die böhmische, ungarische, italienische Zunge sind der deutschen durch den Verein wissenschaftlicher Kräfte und Größen, durch die Gründung der böhmischen Akademie, der ungarischen wissenschaftlichen Gesellschaft und der Institute von Mailand und Venedig, mit gutem Beispiele vorausgegangen; es fehlte aber bisher nicht nur an gleichem wissenschaftlichen Vereine für die Erbländer deutscher Zunge, sondern auch an einem, der alle wissenschaftlichen Strahlen des weiten Kaiserreiches in Einem Brennpuncte sammle, alle Kämpen seiner Gelehrsamkeit unter Eine Fahne schaare, alle Priester der Wissenschaft um Einen Altar vereinige. Dieser Brennpunct, dieses Lichtwanier, dieser Feueraltar ist die kais. Akademie der Wissenschaften; sie ist keiner der zahlreichen Nationen des großen österreichischen Kaiserthums verschlossen; allen steht die Pforte ihrer Verhandlungen offen; die sieben Sprachen und Literaturen der österr. Monarchie — die deutsche, italienische böhmische, polnische, illyrische, ungarische und walachische, sind sieben Farbenschattirungen eben so vieler Lichtstrahlen, welche durch die Linse wieder in einen einzigen gesammelt werden. Die kaiserliche Akademie wird die Resultate ihrer eigenen Arbeiten und die fremder Gelehrten in ihren Denkschriften niederlegen, und dem Geiste getreu, in welchem sie als ein alle Nationen des Kaiserthums umschlingendes Band gegründet worden, wissenschaftliche Abhandlungen in allen Sprachen des Kaiserstaates aufnehmen und drucken. Wie die Mauern persischer und assyrischer Paläste den Namen und die Thaten der Könige, ihrer Erbauer, den verschiedenen Völkern des großen Reiches in den verschiedenen Sprachen und Alphabeten derselben kündeten, werden die Denkschriften der kaiserlichen Akademie die wissenschaftlichen Fortschritte aller Völker des Kaiserreiches, in ihren eigenen Sprachen kundthun. Derselbe Grundsatz, welcher mit der Erhaltung und Entwicklung ihrer eigenthümlichen Nationalität die verschiedenen Völker des Kaiserthums zu dem Einen hohen Zwecke des Staates, zur Aufrechthaltung des Rechtes (indem die Gerechtigkeit die Grundlage der Reiche) und zur Entwicklung aller geistigen und sittlichen Anlagen (wodurch allein die Erhaltung und der Fortschritt von Reichen verbürgt wird) vereinigt, derselbe Grundsatz verbindet in der kaiserlichen Akademie die wissenschaftlichen Kräfte aller Völker des Kaiserthums zum hohen Zwecke geistiger Einheit. Auch die einzelnen Sonnenstrahlen leuchten und erwärmen, aber nur im Brennpuncte des Hohlspiegels gesammelt, brennen und entzünden sie; so verbreiten auch einzelne wissenschaftliche Bemühungen Licht und Wärme, aber im Brennpuncte der Akademie gesammelt, flammen sie, andere Geister durch edlen Wetteifer entzündend, als heilige Lohe der Wissenschaft auf; ein treffendes Sinnbild der vereinten Bemühungen der Akademie. Ein anderes liegt den Bewohnern der Kaiserstadt noch näher. Der Deutsche, der Slave, der Ungar, der Italiener sind die vier Säulen des Thronhimmels des österreichischen Kaiserthums; hier sind nicht nur Akademiker der Kaiserstadt, sondern auch vom Norden und Süden, aus fünf Hauptstädten der Länder des großen Kaiserthums zur Eröffnungsfeier versammelt: vom Norden aus Prag; vom Süden aus Venedig und aus Mailand; aus Innsbruck und aus Grag. — Die Donau, die Elbe, die Weichsel und der Po durchströmen segnend die fruchtbaren Gefilde Oesterreichs, Ungarns, Böhmens und Polens, des Venetianischen und der Lombardie. Ein großer deutscher Künstler von österreichischer Abkunft hat die Statuen der vier genannten Flüsse zum Kunstgebilde um den Quell vereint, der sich auf dem uns hier nächsten Platze der Kaiserstadt unter dem schirmenden Schilde Austria's ergießt. Wie dort des Wassers Quell, von dem, wie der Araber sagt, alles Leben hell aus vier Urnen in's gemeinsame Wasserbecken niederstürzt, so soll der Quell geistigen Lebens durch Oesterreich, Ungarn, Böhmen, Polen und das lombardisch-venetianische Königreich segenreich zusammenströmen in der kaiserlichen Akademie und die Bewohner des ganzen Kaiserthums tränken mit der Wissenschaft lebendigen Springfluth. Schwanthaler's Kunstgebilde auf der Freiung ist ein schönes Sinnbild des vereinten freien Wirkens der Akademie; sie zählt auf ihrer Mitglieder freien Eifer zur Arbeit, indem sie ihnen nicht wie andere Akademien die Pflicht, jährlich ein Paar Abhandlungen zu liefern, auferlegt.

Lassen Sie uns nun die Eintheilung der kaiserlichen Akademie in zwei Classen und die jeder derselben zunächst angewiesenen Wissenschaften näher in's Auge fassen.

In zwei Classen getheilt (deren eine die mathematisch-naturwissenschaftliche, die andere die historisch-philologische), umfaßt sie, mit Ausschluß der Facultätswissenschaften, alle Stämme und Zweige des menschlichen Wissens, und trägt die Keime in sich, welche sich anderswo in besonderen schönwissenschaftlichen Akademien, in geschichtlichen oder sprachlichen Vereinen, in geographischen oder asiatischen Gesellschaften entwickelt haben; sie schließt die Dichter nicht aus, indem dieselben die Meister des Worts und der Sprache; sie nimmt die Orientalisten auf, weil durch sie die heiligen Pforten des Orients, von welchem die erste

Bildung des Menschengeschlechts ausging, erschlossen werden. Wien, wo Widmanstedt der Erste in Deutschland syrisch druckte, und Erpenius arabisch sprechen lernte, wo der Italiener Podesta an der Universität türkisch, arabisch und persisch lehrte, und der Pole Meninski das Riesenwerk des Wörterbuches der drei vorderasiatischen Sprachen unternahm und ausführte, Wien, wo unter der großen Maria Theresia durch Kaunitz die Lehranstalt der orientalischen Akademie gestiftet ward, Wien, so reich durch die morgenländischen Schätze der Hofbibliothek und morgenländischen Alphabete der Staatsbuchdruckerei, deren unentgeldliche Benützung durch allerhöchste Großmuth nicht nur zum Drucke der Verhandlungen der Akademie, sondern auch zu dem nützlicher Werke eingeräumt ist, Wien, von jeher und für immer die Vorhut Europa's gegen den Osten, ist vorzüglich zur Pflege der orientalischen Sprachen berufen, und die kais. Akademie wird denselben durch Herausgabe orientalischer Texte und ihrer Uebersetzungen besondere Sorgfalt schenken; mit den alten und neuen Sprachen, mit denen des Westens und Ostens und vorzüglich (den Statuten gemäß) mit den vaterländischen sich beschäftigend, wird sie auch mit den Gelehrtenvereinen, welche seit einem Vierteljahrhunderte zu Frankfurt, Berlin und Leipzig so Vieles für die Reinigkeit und Richtigkeit der deutschen Sprache geleistet, wetteifern bestissen seyn.

In der Ernennung von Orientalisten und Dichtern liegen die Keime einer Akademie der schönen Wissenschaften und einer asiatischen Gesellschaft, die sich vielleicht künftighin, wie ein historischer und ein geographischer Verein, selbstständig entwickeln werden.

Akademien haben sich bald Eine, bald mehrere Wissenschaften zum Zwecke ihrer Arbeiten vorgesetzt; theils die Sprache allein, wie die Crusca und die Académie française, theils die Geschichte, wie die zu Madrid, einige die Philosophie allein, wie schon vor vierthalbhundert Jahren die älteste platonische zu Florenz und in unseren Tagen die philosophische zu Philadelphia, andere nur die Alterthümer, wie die k. Gesellschaften derselben in London, Kopenhagen, Brüssel und Caen; manche haben sich bloß die mathematischen und Naturwissenschaften, wie zu Paris die Académie des sciences exactes, das Institut zu Bologna und die k. Gesellschaft der Wissenschaften zu London zum Ziele vorgesteckt, manche bloß die Naturwissenschaften, wie die Leopoldinische kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher, oder nur die moralischen und politischen Wissenschaften, wie die jüngste der fünf Akademien des französischen Instituts. Mit Ausschluß der politischen und der Facultätswissenschaften umfaßt die kaiserl. Akademie alle anderen des weiten Kreises menschlicher Kenntnisse, die Gegenstände derselben theilen sich in die beiden Fächer der großen und kleinen Welt, das ist der Natur und des Menschen.

An der Spitze steht die Mathematik, welcher Viele vorzugsweise den Namen der Wissenschaft zuerkennen, weil sie allein auf selbstgesetzten unerschütterlichen Grundfesten beruht, und ihre Formen zugleich die richtigsten des Denkens verbürgen. Der Philosophie des Pythagoras lag das System der Zahlen zu Grunde, und nach entzifferten Hieroglyphen zu urtheilen, war die Schrift der Egypter und ihr ganzes wissenschaftliches System nur angewandte Mathematik.

Die mathematischen und Naturwissenschaften, welche die eine Classe der Akademie bilden, sind also die eine Schwinge derselben zum höchsten Ziele der Geister, die andere die Classe der geschichtlichen und sprachlichen Wissenschaften, deren Gegenstand die kleine Welt (der Mensch) im Gegensatze der großen (der Natur). Die Sprache ist der getreue Ausdruck des Menschen selbst, und die Geschichte die Erzählung seiner Schicksale; die Sprachwissenschaften und die Geschichte sind also eben so innig zusammenverbunden, als die Mathematik und die Naturwissenschaften. Die Mathematik ist die Grundfeste, auf welcher sich die Pyramide der Naturwissenschaften von der Erde zum Himmel erhebt, und ihren Gipfelpunct in Gott findet: die Sprachen- und Alterthumskunde und die Unterlage der Geschichte, welche, von ihren Hilfswissenschaften getragen, wieder zur Erkenntniß des ewigen Geistes führt, der auf dem Strome der Zeiten weht. Auf diesen Wegen führen den Aar der Wissenschaft seine beiden Schwingen zur ewigen Sonne, zu Gott empor.

(Der Beschluß folgt.)

Meteorologische Beobachtungen zu Klagenfurt.

März 1848.	Luftdruck in P. Linien auf 0° reducirt.			Lufttemperatur in Reaumur's Graden.			Dunstdruck in P. Lin. nach dem Psychrometer.			Winde.			Witterung.			Reg. m. Schnee P. Zoll Wass.
	Größter	Kleinster	Mittlerer	Größte	Kleinste	Mittlere	Größter	Kleinster	Mittlerer	Morgens	Mittag	Abend	Morgens	Mittag	Abend	
2.	315·1	314·4	314·7	+ 6·1	— 0·3	+ 1·4	2·6	1·8	2·1	SW	W	SW	☉u.W.	☉u.W.	heiter	
3.	319·1	316·6	317·7	+ 5·8	— 3·1	+ 0·4	2·4	1·6	1·9	SW¹	SO	SO	heiter	heiter	detto	
4.	320·5	319·4	320·0	+ 3·2	— 4·1	+ 0·4	2·0	1·5	1·8	SO	SO¹	SW	detto	Wolken	Wolken	
5.	318·4	317·4	317·8	+ 4·2	— 0·5	+ 1·0	2·0	1·2	1·5	SW	NW¹	NW²	trüb	heiter	heiter	
6.	319·4	318·4	319·0	+ 5·6	— 1·6	— 0·4	2·4	1·3	1·6	SW	SW	SW	heiter	detto	detto	
7.	319·7	318·4	319·1	+ 4·6	— 0·3	— 0·3	1·6	1·5	1·6	W	O¹	NW	trüb	detto	detto	
8.	321·3	321·1	321·5	+ 4·3	— 3·5	+ 0·2	1·9	1·2	1·5	NW	N²	N²	heiter	detto	detto	
	321·3	314·4	318·5	+ 6·1	— 4·1	+ 0·4	2·6	1·2	1·7	Herrschende Winde: SO., NW. u. SW.						

Haupt-Redacteur: Simon Martin Mayer. Schnellpreßdruck des Ferdinand Edlen v. Kleinmayr.

CARINTHIA.

Klagenfurt, Sonnabend den 18. März 1848.

№ 12.

Acht und dreißigster Jahrgang.

Geschichtliche Tageserinnerungen für Kärnten.

Am 20. März (1822) reiste der damals viel gefeierte Opern-Compositeur Joachim Rossini durch Klagenfurt. — Am 21. März (1384) schlichteten Hanns Schenk von Osterwitz, Reinher der Gradeneker und Konrad von Tentschach den Streit zwischen Niklas Abt von Viktring und Wölfel von Obdach über die Gemeindeweide am Moos zwischen Erbndorf und Mederdorf. — Am 22. März (1311) versetzte Wulfing von Stubenberg, Bischof von Bamberg, seine kärntnerischen Besitzungen an Herzog Heinrich von Kärnten und König von Böhmen. — Am 23. März (1345) verkaufte Haidenreich von Haillegkh dem Abte Johann von Viktring für immer die zwei Bruderschuh, welche er von Viktring jährlich erhalten, um 4 Pfund. — Am 24. März (1478) gelobten Bischof Lorenz von Gurk und das Capitel dem Kaiser Friedrich als Landesfürsten mit ihren bisthumlichen Schlössern gehorsam zu seyn. — Am 25. März 1357 erließ Bischof Paul von Gurk dem Mertel von Albek das Lehen zu Oberdorf.

I.

Stimmen der Zeit.

1.

Was bedeutet die weiße Cocarde?

Eine Hut- oder Bandschleife von bestimmter Farbe, die in Muschel- oder Rosen- oder welch' immer einer Form auf dem Hute, an der Brust oder an einer Fahne getragen wird, ist der allgemein anerkannte bestimmte und charakteristische Ausdruck des Gemüthes und der Gesinnung des Trägers derselben. — So schmücken sich Nationen, Stände, Individuen. — Auch wir tragen jetzt, bisher ungewohnt, eine solche Bandschleife, Cocarde genannt. Sie ist von weißer Farbe, der reinsten von allen. Sie ist in Wien zuerst erschienen; dort tragen sie jetzt alle Stände. **Auch unser geliebter Kaiser** trägt sie am Kopfe und an der Brust, seine Gesinnung und sein Gefühl dadurch verkündend. **Er** zeigt sich damit seinem treuen Volke. — Was bedeutet aber dieses Zeichen, diese Farbe? — Es bedeutet den festen und klaren Sinn für Freiheit im Rechte und im Gesetze, den festen Vorsatz: Recht, Gerechtigkeit, Ruhe, Ordnung und Sitte überall und mit jeder moralischen Kraft, die Jedem gegeben ist, zu bewahren, zu beschützen und aufrecht zu erhalten, in jeder Zeit, auch in unserer stürmisch bewegten, an jedem Orte, auch in unserem Hause, in unserer Stadt, in unserem Lande. —

Dieß bedeutet die weiße Cocarde.

2.

Was bedeutet die Preßfreiheit?

Preßfreiheit! — Ein großes, ein gewichtiges, ein erhabenes und vielumfassendes Wort! — Freiheit der Buchdruckerpresse und aller Gedanken, die sich ihr anvertrauen wollen, von jeder Presse, jedem Zwange, jeder Hinderniß! Der Kaiser hat sie gegeben! Ein unschätzbares, ein wahrhaft großes und kaiserliches Geschenk. — So sind denn endlich die Schranken gefallen, welche den freien Gedankenverkehr zwischen den schönen Stammsitzen deutscher Väter, deutschen Sinnes und Wortes und den blühenden Gauen des herrlichen Oesterreich hemmten! Das Hinderniß ist von dem deutschen Gesammtvaterlande genommen, das Wort seiner größten und weltverehrten Denker, Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen nur verstümmelt oder verborgen lesen und vernehmen zu dürfen.

Fortan wird jeder wahrhafte, edle, treusinnige, und vaterlandsliebende Gedanke aus den entflammten Herzen deutscher Brüder, mögen sie an der Donau oder Spree, an der Elbe oder Isar, am Rhein oder am Main und Neckar wohnen, ihre Geister bewegen, und an den Ufern ihrer Ströme zollfrei landen dürfen! — Herrliche Zeit! — Der Kaiser hat sie begründet! —

Große Freiheit! Großes Recht! — Aber auch welch' große Pflicht! — Denn keine Freiheit und kein Recht, ohne eben so große und entsprechende Pflicht! — Vor Allem die Pflicht der Achtung vor dem Geiste der Ordnung und des Moralgesetzes, welches der Finger des Lenkers aller Dinge ober den Sternen in die Bücher der Staaten wie in unsere Herzen geschrieben, und von dessen flammenden Liebesaltare Jeder, der da zu denken und zu schreiben sich anschickt, einen Funken göttlicher Wahrheit und Nächstenliebe sich erflehen und holen muß, wenn er eben so leuchtend als segnend und erquickend, weil gesegnet von Oben, Herz, Gemüth und Geist anzusprechen geeignet seyn soll. — Dann die Pflicht der Achtung gegen jede ehrenhafte und pflichttreue Gesinnung, gegen jeden Stand, jedes Recht und jede Sitte, gegen die heilige Ordnung der Gesellschaft, ohne welche weder diese selbst noch irgend ein Recht dauernd bestehen kann; eingeschlossen die Pflicht der Achtung und Schonung vor Jedermann's gutem Leumund, unverletzend wie unverletzt. Denn, wie der größte deutsche Dichter sagt: „Wir sind nur zu achten, in wie weit wir zu schätzen wissen." —

Dieß bedeutet die Preßfreiheit.

Klagenfurt, am 17. März 1848.

Dr K.

II.

Bekanntmachung

an die P. T. Mitglieder des histor. Vereines für Kärnten.

Laut der vom löbl. Central-Ausschusse der historischen Vereine für Steiermark, Kärnten und Krain unterm 3/10. d. M., Zahl 192, an die gefertigte Direction gelangten Mittheilung wird die erste General-Versammlung dieser drei Vereine zu Gratz am 4. April d. J., Vormittags um 9 Uhr, Statt finden, zu welcher die P. T. verehrlichen Mitglieder des historischen Vereines für Kärnten hiemit eingeladen werden.

Von der Direction des histor. Vereines für Kärnten.

Klagenfurt, am 13. März 1848.

III.

Die Blechfabrik Gößering.

Als Beitrag zur Geschichte der Entwicklung der Montan-Industrie in Kärnten.

Am Fuße des Reißkoffels, dieses gewaltigen Felsstockes und Grenzwächters zwischen dem Drau- und Gailthale, entspringen mehrere Quellen, die sich vereint zur Bedeutung eines Baches erheben, welcher bald laut tosend über Felsabhänge stürzend, bald abgerollte Felstrümmer schäumend durchbrechend, in der Nähe des Dorfes Weißpriach seinen Lauf durch das anmuthige Gitschthal nimmt, von wo er unweit des Marktes Hermagor unter dem Namen Gößeringbach der Gail zueilt. Der unermeßliche Holzreichthum, den die finstern Urwälder auf dem breiten Rücken des Gebirgszuges zwischen dem Drau- und Gailthale in sich schlossen, so wie der nie versiegende Gößeringbach, bothen die Grundelemente zum Betriebe eines Hammerwerkes in reichlichem Maße. Diese Idee brachte auch der Bürger Mathias Filzmayer im Markte Hermagor zur Ausführung. Er erwirkte nämlich im Jahre 1790 die Concession zum Betriebe eines Eisenhammers mit einem Grobschlage und zwei Zerrenfeuern, und schritt im nächstfolgenden Jahre zur Grundlegung dieses Werkes, wozu er die weiteste Oeffnung der von Weißpriach bis zum Reißkoffel sich hinziehenden, dicht bewaldeten Gebirgsschlucht, nicht ferne vom Ursprunge des Gößeringbaches wählte. Technische und commercielle Unkenntniß des Erbauers hinderten jedoch die günstige Entwicklung dieses, wegen des nahen und strotzenden Holzreichthums so viel versprechenden Unternehmens, und schon im Jahre 1800 sehen wir den Hof- und Gerichtsadvocaten Dr. Bartlmä Wodley in dem sich durch Kauf angeeigneten Besitze dieses kleinen montanistischen Körpers.

Unablässig war nun der neue Eigenthümer mit dem Gedanken der Erweiterung dieses unbedeutenden Etablissements, wozu die reichen Schätze an Brennstoffen die Hand bothen, beschäftiget, und die Errichtung eines Blechwalzwerkes war seine Lieblingsidee, welche durch den blühenden Ertrag des kaum geschaffenen und ersten Walzwerkes in der österr. Monarchie — zu Lipizbach — noch mehr genährt wurde. Große Schwierigkeiten waren jedoch zu überwinden, um diesen Plan zur Ausführung zu bringen. Lipizbach wurde von Technikern aus England erbaut; ein gleicher Vorgang erheischte große Fonds; Niemand in der Heimath war mit der Construction dieser neuen in England gemachten Erfindung vertraut, der Eintritt in das Walzwerk zu Lipizbach aber Jedermann verschlossen. Da fand Dr. B. Wodley als Berggerichts-Advocat öfters Gelegenheit, die innere Einrichtung dieses Walzwerkes kennen zu lernen, und diese seine eigene Anschauung war die Basis zur Nachbildung des von ihm im Jahre 1801 gegründeten Walzwerkes in Gößering. — Schwach und mit entstellten Zügen wurde zwar die Tochter in Gößering geboren, aber unablässige Pflege, verbunden mit großen und vielen Opfern, machte sie erstarken und dem Vorbilde ihrer Mutter in Lipizbach immer ähnlicher werden, so daß sie sich ihr als zweites Walzwerk der österr. Monarchie bald zur Seite stellen konnte, denn schon binnen wenigen Jahren war das Walzwerk in Gößering so in Stand gebracht, daß es alle Sorten der damals gesuchten Schwarzbleche liefern konnte. — Nicht ohne Früchte blieben die großen Anstrengungen des Gründers. Die gewalzten Bleche machten die Blechhämmer allmählig verstummen, und bei dem Mangel an Concurrenz ließen die hochgestellten Preise dieses Fabrikates reichliche Zinsen in die Säckel der Fabriksherren fallen. Durch die von Zeit zu Zeit, sowohl in technischer Beziehung, als wie auch im Manipulationsfache eingeleiteten Verbesserungen stannte sich die Productionskraft des Walzwerkes in Gößering immer höher; im gleichen Maße erweiterten sich die administrativen und mercantilischen Geschäfte, so zwar, daß Dr. B. Wodley die Ausübung der Advocatur aufgab, und sich von nun an mit voller Thatkraft seiner Lieblingsneigung zur Montan-Industrie widmete. Im Jahre 1832 erbaute derselbe mit großem Kostenaufwande das Hammerwerk in Grünburg, unweit des Marktes Hermagor, mit 3 Schlägen, 3 Zerrenfeuern und 1 Wärmefeuer, und während er seitdem rastlos bemüht war, mit der immer größeren Entwicklung der Montan-Industrie gleichen Schritt zu halten und alles Practisch-Nützliche bei seinen Werkern einzuführen, überraschte ihn im Jahre 1841 plötzlich der Tod.

Der Complex der Blechfabrik Gößering besteht aus 2 Walzwerken, 3 Scherren, 1 Drehwerk, 3 Glühöfen, 1 Grobschlag mit 2 Frisch- und 1 Bratfeuer, 1 Ziehhammer und 1 Bretterſäge. Durch den Aufwand bedeutender Capitalien, welche die Erben des Dr. B. Wodley und gegenwärtigen Besitzer der Fabrik für zeitgemäße Verbesserungen und Neubauten verwenden, hat der Betrieb derselben einen solchen Aufschwung genommen, daß das vorige Jahr schon eine Production von mehr als 8000 Centnern aller Sorten Schwarz-

bleche, von den feinſten Spenglerblechen bis zu den maſſiven Keſſel- und Schiffblechen, nachgewieſen hat, welche nach Tirol, Oberitalien und Trieſt ſehr lebhaften Abſatz finden, und ſo den ſprechendſten Beweis von der Güte des Fabrikates liefern. Zur Erzeugung dieſer Bleche liefert der Grobſchlag mit 2 Friſchfeuern in der Göſſering, bei der dort eingeführten Schwall-Manipulation und bei einem ununterbrochenen Betriebe, jährlich 7000 Centner Flammen, der Mehrbedarf für das Walzwerk wird aber durch die Gewerkſchaft Grünburg gedeckt. Da der Blechfabrik Göſſering noch ein bedeutender Fond an Brennſtoffen durch Waldabſtockungsverträge geſichert iſt, ſo laſſen ſich die ſchönſten Hoffnungen für das immer größere Emporblühen dieſes Körpers für die Zukunft ausſprechen.

Wenn der Wanderer vom Drauthale die Verbindungsſtraße mit dem Gailthale über den Kreuzberg einſchlägt, ſo werden ihn auf der Höhe dieſes Berges die lieblichen Dorfſchaften am Geſtade des ſtillen Weißenſee's die übertragenden, meiſt ſchneebedeckten Spitzen des zerklüfteten Reißkoffels und Sattelnocks, ſo wie der weite Kranz der Drauthaler Alpen, dieſer Rieſenbau der Natur, gewiß recht freudig überraſchen; erſtaunen wird er aber, wenn er von dieſer Straße nach wenigen Schritten rechts in einen gut befahrenen Gebirgsweg einlenkt, und ſich ihm in kurzer Zeit, knapp unter der Waiſcacher Alpe, der Anblick einer weiten Werksanlage öffnet, wo reger Betrieb und raſtloſe Thätigkeit überall den friſchen Keim des Wachsthums und Gedeihens wahrnehmen läßt. Setzt er endlich ſeinen Weg auf der breiten, in das Gitſchthal ausmündenden Werksſtraße fort, ſo wird er langen Zügen von Holz-, Kohl- und Roheiſen-Transporten begegnen, und das Schaffen und Wirken des Mannes preiſen, welcher den Grund zu ſo vielen Segnungen für die Thalbewohner legte. Daher ſey es mir erlaubt, eine kleine biographiſche Skizze des Gründers, den wir, obſchon jenſeits der Caravanken geboren, mit Recht zu den biederen Kärntnern zählen dürfen, da er den größten und thätigſten Theil ſeines Lebens dem Wohle unſeres Vaterlandes widmete, — dieſem Aufſatze anzuknüpfen.

Dr. B. Wodley wurde im Jahre 1759 zu Krainburg in der Nachbarprovinz Krain geboren, widmete ſich in ſeiner Jugend der Rechtswiſſenſchaft, und betrat nach zurückgelegten Studien das Feld der Advocatur in Klagenfurt. Tiefe Rechtskenntniſſe, ſtrenge Rechtlichkeit und unermüdeter Fleiß erwarben ihm bald den Ruf eines ausgezeichneten Advocaten. Beſonders that er ſich als Rechtsanwalt in bergrechtlichen Streitſachen hervor, welche Praxis ihn mit den meiſten Gewerkſchaften Kärntens in Berührung brachte, und woraus ſich ſeine ſpäter genommene Richtung, ſo wie ſeine Vorliebe für die Montan-Induſtrie erklären läßt.

Wohlberechnender Unternehmungsgeiſt, ſeiner Scharfblick, Unverzagtheit in den ſchwierigſten Zeit-Kriſen, Uneigennützigkeit bis zur Aufopferung ſeines eigenen Intereſſes und eine edle Humanität gegen ſeine Untergebenen, ſelbſt gegen den niedrigſten ſeiner Fabriksarbeiter, waren die Grundzüge ſeines Charakters als Induſtrieller. Kernige Frömmigkeit, Herzensgüte und beſcheidene Herablaſſung gewannen ihm aber die Achtung von Jedermann.

Ein tüchtiger Körper und einfache Lebensweiſe ließen ihn das ſeltene Alter von 82 Jahren erreichen, wo ein Schlagfluß am 4. Feb. 1841 plötzlich das Ende ſeines wirkſamen Lebens herbeiführte.

Friede ſeiner Aſche!

K. S.

IV.

Rede zur feierlichen Eröffnung der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Wien, am 2. Febr. 1848,

geſprochen von deren Präſidenten

Joſeph Freiherrn von Hammer-Purgſtall.

(Beſchluß.)

Das Lob der Wiſſenſchaften, der humanen ſowohl als der ſtrengen, iſt von Cicero's Rede für den Dichter Archias bis zur Vorrede der franzöſiſchen Encyclopädie in ſo großer Wohlredenheit weit und breit erſchollen, daß die Wiederholung deſſelben hier eben ſo unnöthig, als die Ueberſicht deſſen, was die Wiſſenſchaft bis auf unſere Zeit Großes und Staunenswerthes geleiſtet hat. Aber ſo glänzend auch die Erfolge der wettrennenden Siegesgeſpanne auf der Rennbahn der Wiſſenſchaft, ſo ſind die Thore noch nicht geſchloſſen, und das vorgeſteckte Ziel bleibt, wie das der menſchlichen Vervollkommnung, ein unendliches. Nur mit ein Paar Worten ſey es erlaubt anzudeuten, was in den der Akademie zugewieſenen Wiſſenſchaften an künftigen Leiſtungen zunächſt liegt.

Auſſerdem, daß der Mathematik auf ihrem eigenen Felde genug der Aehren zu leſen, genug der Schwierigkeiten zu löſen übrig, fordert die Phyſik von ihr unaufhörlich neue Methoden zur Beantwortung neuer Fragen über Beziehungen der durch die Erſcheinungen gegebenen Größen. Die Theorien des Lichtes, der Elektricität, des Magnetismus ſtehen großentheils noch nicht unerſchütterlich feſt, nicht einmal der in neuerer Zeit zuerſt gepfleate Zweig der Naturerkenntniß, die Mechanik des Himmels iſt, unerachtet der Arbeiten von Newton, Laplace und Gauß vollendet. Ueber die Verknüpfung der Wirkungen, welche unwägbaren Stoffen zugeſchrieben werden, zu einem harmoniſchen Ganzen wiſſen wir noch wenig, und ahnen nur unvollkommen ihren Urſprung aus einem gemeinſchaftlichen Quell.

Noch erwartet Deutſchland eine vollendete vergleichende Grammatik ſeiner Sprache von der älteſten Zeit an bis in die neueſte, in allen Hauptäſten und Nebenzweigen, in allen Hauptſtämmen und Mundarten, und das öſterreichiſche Kaiſerthum erwartet noch die akademiſche Polyglotte ſeiner Sprachen; noch ſind die Räthſel der hieroglyphiſchen Keilinſchriften großentheils ungelöſt; noch liegen todt im Schooße der Erde Schätze des Alterthums und in Archiven Schätze von Kunden, harrend, daß der Forſcher des Alterthums und der Geſchichte ſie belebend an's Licht fördere.

Noch sind die Fundgruben des Orients nicht ausgebeutet, sie laden zu bergmännischem Wettstreit mit den morgenländischen Gesellschaften Asiens, Europa's und Amerika's ein. Noch sind von Constantinopel kaum die ausserhalb den Moscheen gelegenen Bibliotheken, die von Kairo, Damaskus und Jsfahan nicht einmal den Namen nach bekannt. Noch darren viele in eherne Töpfe gebannte Genien des Salomonischen Spruches, der sie aus demselben erlöse.

Die Geschichte wie die Sprachkunde, die Naturwissenschaft wie die Mathematik sind alle nur Glieder des grossen encyclopädischen Leibes der Wissenschaft, welcher ohne Zusammenwirkung und gegenseitige Hilfe und Unterstützung der einzelnen Glieder nicht grossgezogen werden und nicht gedeihen kann. Der akademische Verein der Männer der Wissenschaft aus verschiedenen Fächern zu einem und demselben schönen Zwecke geeinigter Entwicklung in ihrer höchsten Stufe tritt aller Einseitigkeit, womit die Vereinzelung specieller Studien die denselben Obliegenden bedroht, siegreich entgegen. Mit vereinten Kräften werden die wissenschaftlichen Bergleute von der Feder die grossen Schätze haben, welche in der Hofbibliothek, in den Cabineten der Alterthümer und der Naturwissenschaften und in den Archiven aufzuspeichert sind; sie werden sich die Arbeiten nach den Classen und Sectionen, denen sie angehören, theilen, ohne deshalb in ihren Bemühungen sich einander fremd zu bleiben; sie werden auf diese Weise die Vortheile des Kräftevereines mit denen der Theilung der Arbeit verbinden, und in die Reihe so vieler anderer Körperschaften, die als Räder und Federn in der grossen Staatsmaschine Bewegung und Leben schaffen, würdig eintreten. — Wie im altpersischen Reiche die Minister die Hände, die Feldherren die Füsse des grossen Königs genannt wurden, von dem gesagt ward, daß er viele Ohren und Augen habe, so ist die Akademie das Auge und das Ohr der Regierung, womit sie die wahre Lage wissenschaftlicher Zustände überblicken, die Erfindungen und Entdeckungen vernehmen und die Anwendbarkeit derselben beurtheilen wird.

Wie der Anfang aller Weisheit die Furcht Gottes, so führt auch alle Wissenschaft zu Gott zurück, und die Religion erblickt in der Akademie der Wissenschaften nur eine Beförderin der Erkenntniß Gottes, seiner Allmacht und Gerechtigkeit aus der Natur und der Geschichte. Wenn die kais. Akademie der Wissenschaften von allen edlen und höheren Geistern, welche diesem Aufschwunge verbindender Bildung durch Fortschritt der Kenntnisse lauten Beifall zurufen, als eine Verbündete der Religion und der Regierung, als eine vaterländische Zierde und Stütze der Wissenschaft vom ganzen Kaiserthume Oesterreich nur frohlockend begrüßt werden kann, so kann sie nicht minder des freundlichen Willkomms von ganz Deutschland gewiß seyn. — Der diplomatische Verkehr zwischen Reichen und Höfen wird durch Gesandtschaften, der des Handels und Wandels durch Strassen und Canäle unterhalten. — Die Organe des wissenschaftlichen Verkehrs der Reiche sind die Akademien; die königlichen von Berlin, Göttingen und München sind der kaiserlichen vorausgegangen, die sächsische wurde am Geburtstage des grossen Mannes eröffnet, welcher die Gründung einer Akademie zu Berlin veranlaßt und die einer zu Wien angeregt hat. Möge sein Genius über den Geist der unsern walten! — Fünf deutsche Akademien (die pythagoräische Fünf gesunder geistiger Bildung, die Pentas deutscher wissenschaftlicher Herrschaft) bilden die grosse und mächtige wissenschaftliche Hand des, so Gott will! einigen Deutschlands. Demselben gibt Oesterreich das schönste Unterpfand vereinten brüderlichen Strebens zum hohen Ziele geistiger Herrschaft durch die Stiftung der kaiserlichen Akademie. Se. Majestät Kaiser Ferdinand I. hat dieselbe an Seinem Namenstage gegründet in der Geschichte für immer zum Lebedoch!

V.

Die totale Mondesfinsterniß am 19. März 1848.

Herr Professor Frank in Gratz berichtiget in der „Stiria" die mehrfach falsch angegebenen Zeitpuncte derselben wie folgt: Die Angaben sind in mittlerer Zeit. Der Anfang der Finsterniß ist um 8 Uhr 18 Minuten Abends; der Anfang der totalen um 9 Uhr 23 Minuten. — Das Mittel um 10 Uhr 14 Min. — Das Ende der totalen um 11 Uhr 4 Min., und das Ende der ganzen Finsterniß um 12 Uhr 10 Minuten Morgens am 20. März.

Meteorologische Beobachtungen zu Klagenfurt.

März 1848.	Luftdruck in P. Linien auf 0° reducirt.			Lufttemperatur in Reaumur's Graden.			Dunstdruck in P. Lin. nach dem Psychrometer.			Winde.			Witterung.			Reg. u. Schnee P. Zoll preuß.
	Größter	Kleinster	Mittleer	Größte	Kleinste	Mittleer	Größter	Kleinster	Mittleer	Morgens	Mittag	Abend	Morgens	Mittag	Abend	
9.	322·8	320·3	321·3	+ 6·1	— 5·0	+ 0·4	1·5	1·2	1·4	W	W¹	W	heiter	heiter	heiter	—
10.	319·3	318·0	318·5	+ 6·5	— 3·2	+ 2·1	1·9	1·5	1·8	O	O¹	W	detto	☉u.W.	Schnee	0·26
11.	317·6	315·2	316·7	+ 6·4	+ 0·4	+ 1·8	2·4	2·1	2·2	W	O²	SO	trüb	detto	heiter	—
12.	313·1	311·8	312·6	+ 5·0	— 0·8	+ 2·2	2·4	2·1	2·3	SW	SW	SW	Regen	Regen	Regen	0·83
13.	314·3	313·5	313·9	+ 5·1	+ 0·8	+ 3·2	2·9	2·2	2·6	S	SW	SW	detto	detto	detto	0·38
14.	316·3	314·3	315·1	+ 6·2	+ 2·1	+ 4·4	3·4	2·6	2·8	SW	O²	SW	detto	detto	detto	0·30
15.	317·6	316·9	317·2	+ 9·1	+ 0·0	+ 2·4	2·6	2·1	2·3	NW	SO²	SO	Nebel	☉u.W.	heiter	—
	322·8	311·8	316·5	+ 9·1	— 5·0	+ 2·3	3·4	1·2	2·1	Herrschende Winde: W. u. SO.						1·77

Verantwortlicher Redacteur: Simon Martin Mayer. Schnellpreßdruck des Ferdinand Edlen v. Kleinmayr.

CARINTHIA.

Klagenfurt, Sonnabend den 25. März 1848.

№ Acht und dreißigster Jahrgang. 13.

Geschichtliche Tageserinnerungen für Kärnten.

Am 26. März (1511) richtete ein gewaltiges Erdbeben in mehreren Städten und Schlössern der Herzogthümer Kärnten und Krain nicht geringe Verwüstungen an. — Am 27. März (1444) ertheilte zu St. Veit durch Ernst den Eisernen eine Criminalgesetzgebung für Kärnten. — Am 28. März (1345) bestätigte Friedrich Bischof von Bamberg, daß er den Schneidermeistern zu Villach die Errichtung einer Bruderschaft bewilligt habe. — Am 29. März (1285) gab Herzog Albert von Sachsen seine Einstimmung in die Abtretung Kärntens an Grafen Meinhard von Tirol nach Entsagung der Söhne K. Rudolfs. — Am 31. März (1288) tauschte Ulrich Graf von Heimburg vom Abte Dietrich von St. Paul die Güter in Emielenburg und bei Traberg (Drauburg) gegen das Gut Ahartsdorf ein.

1.

Stimmen der Zeit.

1.

Jauchzt, Brüder! Freude, grünes Frühlingsleben!
Es schied der Frost, die Erd' ist aufgethaut;
Die Quelle spricht, im Wald' wird's wieder laut,
Hört', Sang und Lust von Ost nach Westen schweben.

Wir können wie genesen uns erheben.
Der Nebel fiel, den unser Aug' geschaut,
Es fiel die Last, auf uns're Brust gebaut,
Und Aug' und Ohr und Sprach' ist uns gegeben.

Vertrauen, Wahrheit! süße Segensworte:
Ihr schließt uns auf des Paradieses Pforte;
Kommt Brüder! kommt, laßt an die Brust euch drücken.

Es lockt uns nicht des Uebermuthes Schlange,
Ein Engel, ja, hat uns befreit vom Zwange
Und uns gewährt, von jedem Baum' zu pflücken!

2.

Hoch Oesterreich! Hoch Ferdinand der Gute!
Des Himmels Lichtstrahl hat Dich, Herr, geleitet.
Du hast uns, Dir ein Freudenfest bereitet,
Zeigst, daß Dein Herz in Liebe überfluthe.

Versammelt hast Du uns mit weisem Muthe,
Wir seyen mündig, hast Du uns bedeutet:
Wir steh'n vor Dir, die Arme ausgebreitet,
Dein sind wir, treu mit unserm Gut und Blute.

Laß, Vater! frei mit Dir die Kinder reden,
Und jeden Zwang und kalten Rath entfernen:
Des Vaters Heil ist mit der Kinder Heil vereint —

Des Vaters Gut ist auch der Kinder Eben.
Dein Name tönt hinauf bis an die Sterne,
Du hast es treu mit Deinem Volk gemeint.

Wien, im März 1848.

Dr. Gallisch.

3.

Kaiser Joseph's Standbild in Wien.

Schöner als die schönste Rose
Blüht im Hesperidenland',
Die ein Dichter möchte sehen
In der ew'gen Kaiserhand *),
Prangt in ihr die weiße Fahne,
Und darauf das hehre Wort:
Preßfreiheit, der Weisheit Tochter,
Jeden Fortschritts starker Hort!

Was der Enkel, treu dem Ahne,
Gab dem schönen, treuen Land',
Diese Ostflamme mahne:
Treu zu seyn dem Vaterland'!
Wenn auch nicht Walhalla's Hallen
Schließen Eure Büsten ein,
Schön'res Loos ist Euch gefallen:
Herzbild Eurem Volk zu seyn.

Und der Phalanxbund der Jugend
Mit des Alters Reife ruft:
Des Alters Silberlocke
Ist wie die Fahne weiß,
Das Herzblut unser'r Jugend
Ist wie die Rose roth;
Das sind die Farben Oestreich's —
Ihm Treue bis zum Tod'!

Klagenfurt, 19. März 1848.

Dr. Kumpf.

*) Anereberg's Spaziergänge. XX. 82.

II.

Der Brocknerjak und sein Weib, die schöne Binderin.

Eine Sage vom Ursprunge der Gieß am Klausenkofel.
(Zwischen Stall und Fragant im Bezirke Obervellach.)

Vor einigen hundert Jahren trieb im Mölthale Kärntens und im Pusterthale Tirol's ein arger

Zauberer ſein Unweſen. Unter dem Namen „Brocknerjak“ waren er und als „ſchöne Binderin“ ſein Weib allgemein gefürchtet. Oft ſchon war er in ſeiner Heimath zu Lienz eingezogen worden, immer aber entkam er auf eine oder die andere Art den Händen der Gerechtigkeit; denn er durfte nur ein klein wenig die Erde berühren, und die Freiheit war ihm durch ſeine Zauberkünſte gewiß.

Nur wenn es gelang, ihn unvermuthet zu überfallen und in der Luft gleichſam in der Schwebe zu erhalten, nur dann, ging die Sage, war man im Stande, ihn zu überwältigen.

Wieder verbreitete ſich im Möllthale das Gerücht, der Brocknerjak ſey gefangen und werde auf dem Richtplatze zu Lienz lebendig verbrannt werden. Haufenweiſe ſtrömte am beſtimmten Tage das hierüber erfreute und zugleich neugierige Volk über den Iſelsberg nach Tirol, und wollte ſelbſt Zeuge ſeyn der endlichen Vernichtung ſeines langjährigen Quälgeiſtes. Auf der Höhe des Berges kam den Leuten ein unbekannter alter Mann nachgeeilt, und frug Einen nach dem Andern, wohin es gehe, und auf den Beſcheid: „nach Lienz, um den berüchtigten „Brocknerjak“ verbrennen zu ſehen“ — ſagte der Fremde mit höhniſchem Lächeln, da müſſe er auch dabei ſeyn, denn ohne ihn könne das intereſſante Schauſpiel nicht Statt finden. Und hiemit verdoppelte er ſeine Schritte und überholte nach und nach Alle, welche des Weges zogen. Den guten Möllthalern kam der Fremde mit ſeinem unbegreiflich ſchnellen Schritte und ſeinem faſt geſpenſtiſchen Ausſehen zwar nicht recht geheuer vor, doch ließen ſie ſich dadurch nicht irre machen, und wanderten frohen Muthes weiter.

In Lienz auf dem Richtplatze angekommen, fanden ſie wohl einen ſchönen Scheiterhaufen, doch keinen armen Sünder; die Tiroler ſelbſt aber ſtanden mit langen Geſichtern und offenen Mäulern vor dem Gerichtshauſe, und die Häſcher und Schließer, der Scharfrichter und ſeine Knechte krochen umſonſt aus den tiefſten Kerkern bis auf den Dachboden und in die Rauchfänge. Der Brocknerjak war und blieb verſchwunden.

Mit getäuſchter Hoffnung und von neuer Furcht erfüllt, kehrten die Möllthaler in ihre Heimath zurück, und merkten gar bald, daß der böſe Zauberer ſelbſt ſie auf dem Iſelsberge in der Perſon des Fremden geäfft hatte.

Dem Einen war inzwiſchen ſeine ſchönſte Kuh gefallen, dem Andern hatte eine Feuersbrunſt Haus und Hof verzehrt; dieſem war vom Hagel das üppigſte Weitzenfeld erſchlagen worden, Jenem hatte ein jäh angeſchwollener Bach die fetteſte Wieſe mit Steingerölle hausboch überſchüttet. Ein allgemeines Wehklagen und Jammern erhob ſich im Thale, und von Tag zu Tag trieben der Brocknerjak und ſein Weib, die ſchöne Binderin, ihr Unweſen ärger als je. Zu ihren vorzüglichen Zaubereien gehörte die Kunſt, ſich in beliebige Thiere zu verwandeln, und am liebſten war dem Brocknerjak die Geſtalt eines Bären, unter welcher er den Bauern ihr Vieh raubte und ſie ſelbſt nicht wenig ängſtigte. Eines Tages nun erging er ſich wieder als Bär verwandelt auf dem ſogenannten Grafenberge, an deſſen Fuße der jetzt ſo berüchtigte Klauſenkofel liegt und auf welchem zur damaligen Zeit wohlhabende Bauern, welche man im Lande ihres Reichthums wegen „Grafen“ nannte, ihre großen ſchönen Gehöfte und weit ausgedehnten Wieſen und Aecker hatten. Als ihm unter Weges eine ſchöne Kuh aufſtieß, konnte er dem Gelüſte, ſelbe zu zerreißen, nicht widerſtehen; in dem Augenblicke aber, als er ſeine gewaltigen Tatzen in die Weichen des armen Thieres ſchlug, traf ihn ein von des Eigenthümers ſtarker Hand geſchleuderter mächtiger Stein dergeſtalt in die Hüfte, daß er vor Schmerz laut aufbrüllte, und nach losgelaſſener Kuh in ſeiner wahren Geſtalt vor den kecken Bauer tretend, mit einem gräßlichen Fluche die ſchreckliche Drohung ausſtieß, „daß er den ganzen Grafenberg auf das Land herabſetzen werde.“

Bald darauf fiel ſein Weib, die ſchöne Binderin, der Gerechtigkeit in die Hände, und wurde zu Lienz als Hexe lebendig verbrannt; den Brocknerjak aber, der nun ſchon alt und vielleicht in ſeiner Einſamkeit des Lebens überdrüſſig geworden war, verließ die ſonſt gewohnte Vorſicht, und eines Tages überfielen ihn die Häſcher im Schlafe, riſſen ihn in die Höhe, ſo daß er nicht mehr auf die Erde kam, und ſperrten ihn gleich einem wilden Thiere in einen eiſernen Käfig. In wenigen Tagen ſtrömte eine ungeheure Menge Volkes von nah und fern auf den Richtplatz zu Lienz, wo auf einem mächtigen Holzſtoße in ſeinem eiſernen Käfige der auch jetzt noch fürchterliche Brocknerjak dem ſchrecklichſten Tode entgegenſah. Bald praſſelten die Flammen wild empor, und nach wenigen Minuten war von dem Zauberer, der ſo lange der Schrecken und die Geiſel des Landes geweſen, nur mehr ein Häufchen Aſche übrig, welche der Wind nach allen Richtungen verwehte. Freier athmete nun das Volk; denn wenn auch die und da ein altes Mütterchen als Hexe verſchrieen wurde, ſo war doch keine ſo gefürchtet wie der Brocknerjak und ſein Weib, die ſchöne Binderin.

Am Grafenberge aber wurden die Bauern des Lebens nimmer froh; denn bald nach dem Feuertode des Zauberers begann in den Gräben und Schluchten dieſes Berges ein grauſenhaftes Walten. Die Bäche, welche früher ſanft murmelnd durch herrlich grüne Matten und ſchattige Wälder ihren Weg gefunden, und in wunderlieblichen Cascaden über die Höhen hinab ſich getummelt hatten, fingen auf einmal an, vom leiſeſten Regen mächtig angeſchwollen, als tobende Wildbäche über ihre Ufer zu treten, mit Rieſengewalt Alles mit ſich reißend, was ihnen hemmend in den Weg trat. — In des Berges Eingeweiden ſchien plötzlich ein unheimliches Leben erwacht zu ſeyn, furchtbar erkrachte er in ſeinem Innern, und tiefe Spalten gähnten den erſchrockenen Bewohnern an vielen Stellen entgegen. Ganze Abhänge, früher die üppigſten Wieſen oder ſchattige Wälder löſten ſich ab und ſtürzten mit donnerndem Getöſe in den tiefen Graben, welchen die empörten Gewäſſer bereits in den verhängnißvollen Berg geriſſen hatten.

Die größten Felſenmaſſen wälzten ſich mit Schlamm, Gerölle und entwurzelten Bäumen vermiſcht durch den fürchterlichen Schlund, und überdeckten im Thale angekommen, gleich der Lava eines Vulkans, vielarmig nach allen Seiten ſich ausbreitend, weithin das Land. Die

Möll selbst, in ihrem raschen Laufe gehemmt, staurte zurück und überfluthete als See die ganze Fläche bei Gößnitz, wo früher die herrlichsten Aecker und Wiesen geprangt hatten. Und nicht bloß bei Regen, oder wenn im Frühlinge auf den Gebirgen der Schnee schmolz, sondern beim schönsten, heitersten Sonnenscheine fing es in den Eingeweiden des Berges furchtbar zu krachen an, borst er weit klaffend auseinander, und hinunter stürzte in die Gieß ein Acker nach dem andern, eine Wiese nach der andern, ein Wald nach dem andern.

Jetzt erinnerten sich die Bauern des Grafenberges mit Grausen der schrecklichen Drohung des Brocknerjak und ihr Schrecken und ihre Angst verdoppelten sich, als bald Einer, bald der Andere hoch oben am Berge um die Mitternachtsstunde die Geister des Brockenjak und der schönen Binderin mit feurigen Schaufeln emsig graben gesehen haben wollte.

Von dieser Zeit an schwand auch der Wohlstand der sogenannten „Grafen", und auch ohne an Hexen und Zauberer zu glauben, zweifelt jetzt Niemand mehr daran, daß die schreckliche Drohung des Brocknerjak früher oder später gewiß einmal in Erfüllung gehen werde.

J. F. Z.

III.

Hünenbetten und Römergräber

im deutschen Boden des Marburger Kreises in Steiermark.

Von Dr. Rudolf Puff.

I. Artikel.

Römergräber und Denkmäler im Schlosse Seckau ob der Südbahnstation Leibnitz.

Seckau ob Leibnitz ist durch die Zusammenstellung von mehr als 100 theils plastischen, theils inschriftlichen Römerdenkmälern in neuester Zeit das steirische Pompeji geworden, dem noch vor wenig Jahren viele Hunderte römische Grabhügel von Leibnitz bis Wagna nächst der Mündung der Sulm bis Gralla und Lantscha an der Mur diesen Rang sicherten, die Stelle bezeichnend, auf welcher die römische Stadt Solva, nicht minder groß und wichtig als Celeja und Petovium auf steirischem, Sabaria auf dem benachbarten ungarischen, Carnuntum dem österreichischen und Virunum dem kärntnerischen Boden bis zur Cultur-vertilgenden Fluth der Völkerwanderung sich erhob. — Dem verdienstvollen Numismatiker, Verwalter Caspar Horb, war es vorbehalten, bei der Demolirung des riesigen Thurmes zu Schloß Seckau unzählige römische Denkmäler zu retten, zu reinigen und ihrer hundert durch die Munificenz des Fürstbischofs von Seckau im Schloßhofe aufzustellen, von denen wir als Einleitung und Basis zu einem späteren Artikel über die Römergräber von Solva nur jene hier angeben wollen, die theils durch ihre plastischen Gebilde auffallen, theils durch ihre Inschriften in besonderer Verbindung mit der untergegangenen Römerstadt stehen, sie nach der Ordnungsnummer ihrer Aufstellung herausheben.

Nr. 1. 3′ 2″ hoch, 1′ 4″ breit.

Ein netter gerüsteter Jüngling mit dem Schilde (clipeus), dem Schwerte (parazonium), nebst Helm und Spieß, an den Füßen beschädigt.

Nr. 2. 2′ 5″ hoch, 1′ 1′/₂″ breit.

Eine Vestalin mit dem Opferkruge guttus in der Linken, die Rechte hebt den Schleier. Sie trägt eine stola und palla. Hand und Gesichte sind verstümmelt.

Nr. 3. 2′ 9′/₂″ hoch, 1′ 9″ breit.

Männliche und weibliche Figur zum Kusse sich umschlingend, vielleicht Amor und Psyche, oder Flora und Zefir, eines der schönsten plastischen Gebilde, fast ganz frei aus der Nische hervortretend, mit einer Weichheit und Rundung der Formen, wie sie kaum in Wachs ausführbar wäre.

Nr. 7.

M GAVI . .
MAXIMO . . .
PRAEFECT . .
PRAETOR
L. CAMMIV
SECUND . .
P. P PRAEF. LEG.
PROC. AVG.
AMICO.

(Marco Gavio Maximo Praefecto Praetorii Lucius Cammius Secundus (aut Secundinus) per Provinciam Pannoniam (provinciae pannonicae) Praefectus Legionis Procurator Augusti Amico.)

(Nach Muchar: Dem Gavius Maximus, Vorsteher der illyrischen Präfectur, hat Lucius etc, Präses der Provinz Pannonien, Procurator des Kaisers, aus Freundschaft dieß Denkmal errichten lassen.) Der eingeschnittenen Schrift nach aus dem 2. Jahrhunderte. Der Name Gavius Maximus kommt bei Plinius und Julius Capitolinus vor. Gavius war Präfect der Prätorianer unter den Antoninen; als solcher, deren von Augustus 2 bis 3 bei der Leibwache eingeführt wurden, stand er dem Consul oder Prätor zur Seite. Die Legionspräfecten aber führten seit Augustus Zeiten in Abwesenheit der Legaten den Befehl, und hatten die Aufsicht über Sold und Waffen. Der Procurator oder Rationalis Augusti hatte die Angelegenheiten des Fiscus und der Steuern in den Provinzen zu besorgen.

Nr. 12. 2′ 9″ hoch, 1′ 9″ breit.

Ein nackter Krieger mit dem runden Schilde (parma) und dem kurzen Schwerte (parazonium), links daran ein schöner Satyr mit einer Flöte, eine Gestalt, wie sie öfters an den Bacchus-Altären vorkömmt.

Nr. 16. 3′ 11″ hoch, 3′ 2″ breit, 1′ 1″ dick.

IMP. CAES . .

PIO FELICI INVIC
AVG. PONT. MAX
P. P. TRIB POT COS
PRO COS. ORD
O. SOL.

(Imperatori Caesari — — — — — — — Pio Felici, Invicto Augusto Pontifici Maximo, Patri Patriae Tribunitia potestate Consuli Proconsuli Ordo Solvensis)

Der Name des Imperators ist geflissentlich vertilgt, wie bei manchen Steinen der Imperatoren Domitian und Geta. Wichtiger Denkstein, welchen die Ordo, Gesammt-Obrigkeit von Solva, einem Kaiser, vielleicht Heliogabal, 218 n. Chr. errichtete.

Nr. 23. 3′ 6½″ hoch, 2′ 10″ breit.

Q . CARMINIO . LATINO . ET.
CARMINIO . CVPITO . OPI (oni)
LEG . II . MIN (ervae) CATVLLA
AVN . C . ET . FRAT . ET . C.

Carminius kommt in Cilli vor, eben so wie der häufig erscheinende, an das windische Kupic mahnende Cupitus.

Familien-Denkmal, 2 männliche Figuren, eine mit der Toga, die andere mit dem Sagum bekleidet; ein Carminius Catulla, dem Quintus Carminius Latinus und Carminius Cupito, von der zweiten italienischen Legion, diesen Stein setzten; an den Seiten sind zwei Diener, welche mit dem Griffel die Thaten des Verstorbenen aufzeichnen. Die zweite Legion lag zu Laureacum, später zu Virunum.

Nr. 27. 3′ 9″ hoch, 2′ 9″ breit, 1′ 7″ dick.

L. GAVTIVS
FINITVS . AED
SOL . V . E . SIB . ET
FIRMIDIAE
MVSAE VXOR
OPTIM . AN . L.
ET FINITAE FIL . AN . V.

(Lucius Gautius Finitus Aedilis Solvensis vivus fecit sibi et Firmidiae Musae uxori optimae annorum L. et finitae filiae annorum V.)

Andere Aediles Solvenses finden wir zu Kaindorf und Arriach.

Mit einer allegorischen Seitenfigur nennt uns einen Aedilis von Solva

Nr. 34. 3′ 8′/″ hoch, 2′ 7′/″ breit, 1′ 3′/″ dick.

IMP . CAES . M.
AVR . ANTONI
NO . AVG . P . PONT.
MAX . PROCOS . P. P.
TRIB . P . PARTHICO
BRITANNICO
MAXIMO
C . GASTIVS AVITVS
ET IVIR . SOL OB . HON.
DECVRIONAT . ITA . VT . . . .
NE OBTVLIT

Imperatori Caesari Marco Aurelio Antonino Augusto Pio Pontifici Maximo, Proconsuli Patri patriae Tribunitia Potestate, Parthico Britannico Maximo Cajus Castius Avitus Decurio et Duumvir Solvae ob honorem Decurionatus ita ut novit digne obtulit.)

Dieß Denkmal hat der Duumvir Cajus Castius Avitus dem Kaiser Marc Aurel für die erhaltene Decurionenwürde zwischen 169 und 180 errichtet.

Ein Monument errichtet von Cajus Castius Avitus, Duumvir von Solva, dem Kaiser.

Nr. 35. 4′ hoch, 2′ breit, 1′ 8′/″ dick.

DIVO
IOV.O
MAXIMIANO
ORDO . SOL.

Ordo Solvensis, Jahr 286 bis 305.

Der gesammte Senat von Solva dem Jovius Mariminianus. Hat schon Buchladen aus der schlechteren Zeit. Er hatte nach der Theilung des Reiches vorzüglich über Illyrien geherrscht.

(Wird fortgesetzt.)

IV.

Vaterländisches.

(Ehre, dem Ehre gebührt.) Der Verfasser des Berichtes in der Klagenfurter Zeitung Nr. 24, welcher die letzten hiesigen Tages-Ereignisse schildert, erwähnt auch wiederholt der am 17. und 18. März aufgetretenen improvisirten Musikbande; er vergaß aber, denjenigen zu nennen, dessen energischer Thätigkeit wir die Errichtung dieser braven Bande, deren wohlklingende Weisen an jenen Festabenden so fröhlich mit unserem Jubel sich verbanden, und uns nach langer Zeit wieder durch die belebenden Töne einer gut besetzten türkischen Musik erfreuten, ausschließend zu danken haben. — Es ist Herr Alfred Khom, Chormeister des hiesigen Männer-Gesang-Vereines und Musiklehrer hier, welcher, so wie von ihm der erste Anstoß zur Errichtung dieses Vereines anging, hier abermals im Stillen aber unermüdet wirkte, und dieses neue Vergnügen zu bereiten. Dank und Ehre unserm wackern Khom! Möge er nicht ablassen von seinem Eifer und nicht ermüden in seinem rühmlichen Streben. — Früher oder später wird dem Verdienste die wohlverdiente Krone!

G—ſt—n.

Meteorologische Beobachtungen zu Klagenfurt.

März 1848.	Luftdruck in P. Linien auf 0° reducirt.			Lufttemperatur in Reaumur's Graden.			Tunsdruck in P. Lin. nach dem Psychrometer.			Winde.			Witterung.			Reg. u. Schnee P. Zoll hoch.
	Größter	Kleinster	Mittlerer	Größte	Kleinste	Mittlere	Größter	Kleinster	Mittlerer	Morgens	Mittag	Abend	Morgens	Mittag	Abend	
16.	317·5	316·7	317·0	+ 8·3	— 1·3	+ 4·3	2·8	2·1	2·5	W	W	W	Nebel	☉u.W.	Wolken	—
17.	318·3	318·0	318·1	+ 9·8	+ 1·5	+ 3·7	2·8	2·3	2·4	W	NW	W²	Wolken	detto	heiter	—
18.	318·0	316·5	317·3	+ 9·8	— 0·2	+ 4·3	2·8	2·1	2·5	W	SW	SW	detto	detto	Wolken	—
19.	316·0	314·9	315·4	+ 8·3	+ 0·2	+ 4·2	2·6	2·4	2·5	W²	W²	NW²	Regen	detto	heiter	0·31
20.	317·0	315·3	316·1	+ 8·6	— 0·6	+ 4·3	3·0	2·1	2·3	W	W	W²	Nebel	detto	Regen	0·34
21.	316·2	314·9	315·5	+ 10·1	+ 2·0	+ 5·1	2·9	2·3	2·5	NW	W²	W²	☉u.W.	detto	detto	0·10
22.	319·9	319·0	319·5	+ 11·3	+ 0·5	+ 5·0	2·4	2·1	2·3	NW	SW	NO	Nebel	detto	heiter	—
	319·9	314·9	317·0	+ 11·3	— 0·6	+ 4·4	3·0	2·1	2·4	Herrschende Winde: W.						0·75

Verantwortlicher Redacteur: Simon Martin Mayer. Schnellpreßdruck des Ferdinand Edlen v. Kleinmayr.

CARINTHIA.

Klagenfurt, Sonnabend den 1. April 1848.

№ Acht und dreißigster Jahrgang. 14.

Geschichtliche Tageserinnerungen für Kärnten.

Am 1. April (1248) bekräftigte Herzog Bernhard von Sponheim die Urkunde Heinrichs von Truchsen, womit dieser dem Stifte Viktring das Holzschlagerecht im Walde Riaiuz ertheilte, durch Beisetzung seines und seines Sohnes Ulrichs Siegel. — Am 2. April (1797) reiste Napoleon Bonaparte von Klagenfurt wieder ab; ihm folgte die ganze Armee und nur 400 Mann blieben zurück. — Am 3. April (1797) wurde der Befehl ertheilt, Klagenfurt in Belagerungszustand zu setzen, die Häuser auf den Bastein niederzureißen und den Stadtgraben mit Wasser zu füllen. — Am 4. April (1256) trat Ulrich II. von Sponheim seinem Bruder Philipp Himmelberg und Wernberg ab. — Am 5. April (1236) begünterte Bischof Ekbert von Bamberg die Canonici zu Griffen. — Am 6. April (1178) bestätigte Papst Alexander das Stift St. Paul im Besitze der St. Ruperterkirche zu Völkermarkt. — Am 7. April (1797) wurde zu Judenburg ein Waffenstillstand geschlossen, dem am 18. der Präliminarfriede zu Leoben folgte, und unsere Hoffnung belebte, daß der Tag der Erlösung nicht mehr ferne sey.

I.

Stimmen der Zeit.

1. Constitutionslied.

Gedichtet vom Verweser Ign. Rabitsch,

und unter Voraustragung der Mühldorfer Gewerkschaftsfahne zum ersten Male gesungen bei der öffentlichen Constitutionsfeier im Markte Sachsenburg den 20. März 1848.

Losung: Einer für Alle, und Alle für Einen!

Brüder, Glück auf!
Blicket hinauf!
Dort, wo aus nebelnder Ferne
Freiheit, der schönste der Sterne,
In uns nahm den Lauf;
Brüder, Glück auf!

Brüder, Glück auf!
Handschlag darauf!
Daß wir uns Brüder stets bleiben,
Brüder in Leid und in Freuden;
Im Leben und Tod:
Vaterland hoch!

Brüder, Glück auf!
Handschlag darauf!
Laßt uns dem Kaiser treu bleiben,
Gut und Blut ihm nur verschreiben,
Im Leben und Tod:
Ferdinand hoch!

Brüder, Glück auf!
Handschlag darauf!
Daß mit dem Stahl in der Rechten
Wir für das Vaterland fechten;
Auf Leben und Tod!
Vaterland hoch!

Vaterland hoch!
Süß ist dein Joch!
Wenn über feilschende Knechte
Siegen geheiligte Rechte,
Im Leben und Tod:
Vaterland hoch!

Vaterland hoch!
Tausendmal noch!
Allen Getreuen und Braven,
Brüdern vom Pflug' oder Waffen;
Im Leben und Tod:
Vaterland hoch!

2. Das freie Wort.

Oest'reich! Oest'reich! o wie freudig
Nenn' ich, Vaterland, dich mein,
Wie so blühender und schöner
Scheinest du mir jetzt zu seyn.
Was dein Sänger sonst gesungen,
War ein welkes Blatt im Buch,
Und das Festkleid des Gedankens
Glich vielmehr dem Leichentuch.

Auf des Kaisers Wort verschwanden,
Die so lange feindlich dir,
Jene düstern, harten Richter
Mit geschlossenem Visir,
Jene Wehme, die gewaltig
Uebt' im Dunkeln ihre Macht,
Und vom Schrecken ward ergriffen,
Zuckt' ein Lichtstrahl durch die Nacht.

Wie die Sonne, allbelebend,
Jedem Fröhlichen zur Lust,
Treibt des Geistes freie Regung
Frische Blumen aus der Brust;
Werden muß es, was dein Joseph
Schon erstrebt: „Es werde Licht!"
Und wird dieses Licht zur Flamme,
Löschet selbst der Sturm es nicht.

3. An den Kaiser.

Zähl' auf uns in allen Stürmen,
Mildes Vaterherz! — Gewiß,
Deinen Herrscherthron zu schirmen,
Wird die Pflicht uns heilig, süß.

Unſ're Treu' ſey Deine Wehre,
Unſ're Lieb' und Kraft Dein Schild,
Dir verbürgt mit Blut und Ehre,
Unſer Siegsbanier Dein Bild.

Sieh', Dein Wort, es ward zum Lichte,
Deinem Haupt' zu ew'gen Glanz,
Dankbar reichet der Geſchichte
Muſe Dir dafür den Kranz,
Und bei freudigem Begegnen
Wo Du wandelſt, fort und fort,
Wird Dein Oeſterreich Dich ſegnen
Als des neuen Tages Hort.

Frei ertönen nun die Lieder,
Du ſelbſt gabſt dazu den Muth,
Gabſt dem Geiſt den Adel wieder;
Und ein Phönix aus der Gluth,
Himmelwärts den Flug gewendet,
Hebt ſich Deutſchlands Doppelaar,
Deſſen alter Ruhm verpfändet,
Leicht nicht einzulöſen war.

Was ſie dichten, was ſie ſingen,
Wenn der Ernte Stunden nah'n,
Wird Dein Name hell erklingen,
Er gehört der Nachwelt an.
Und kommt einſt der Tag der Weihe,
Wirſt Du, Herr, es freudig ſeh'n,
Sterben kann der Mann, der freie,
Doch nicht ruhmlos untergeh'n.

P. A. Budik.

II.

Geſpräch
dreier Bauern über die weißen Cocarden.

1.

Hanſel. Hört's, jetzt geht's ſpaßig zu in der Stadt, alle Leut haben weiße Maſchen auf die Hüt, Cocarden haßen ſie's, ſteh'n allewil auf'n Platz unter und diſcuriren; Conſtitution hab'n wir eine kriegt, ſagen's, und Preßfreiheit, deßwegen ſchreien's allewil „Vivat" und deßwegen hat die Maria Thereſia a weiße Fahn; i kenn mi nit recht aus, einige Leut ſagen, die Bauern hab'n jetzt ka Steuer mehr z' zahlen, andere manen aber, das is wieder nur für die Herren und geht die Bauern nix an, wie is es denn eigentlich; i kenn mi nit aus.

Veit. I hab ſchon g'hört, jetzt zahlen wir bloß die kaiſerlichen Steuern, die herrſchaftlichen Giebigkeiten hab'n an End', jetzt is Revolution und alle Schuldigkeiten hören auf!

Bartl. Was nit no! ſelben zahl i dir a meine Schuldigkeit von der Wiesen nit, die i von dir in Pacht hab, wann All's an End hat.

Veit. Das is ganz was anders! Die Wieſen g'hört mir, deßwegen zahlſt mir an Pacht, mein Hueben g'hört aber nit der Herrſchaft, daß i ihr was zahlen ſoll davon.

Bartl. Hat ihr aber a Mal g'hört, bloß daß ſchon länger her is und du's nimmer waßt, daß ſie ſie dein'n Urgroßvater unter der Bedingung geben hat, daß er und ſeine Kinder und Enkel die Giebigkeiten davon zahlen.

Veit. A was, i zahl a Mal nir mehr, der Verwalter derf mir nimmer kummen, warum ſoll i für ihn arbeiten?

Bartl. Grad ſo wer i zu dir ſagen, wenn du um dein Pacht kummſt; z'letzt ſagen deine Knecht a ſo, warum ſoll'n wir für'n Veit uns plagen. Behalten wir lieber ſelber, was wir deracken.

Veit. Du biſt a falſcher Menſch und verſtehſt's nit!

Hanſel. Na der Bartl is nit falſch, aber i verſteh no nit, was die Conſtitution is, wegen der in der Stadt ſo a Gedö is; Bartl! du biſt ſchriftgelehrt und gehſt allewil zum Pfarrer die Zeitung leſen, du mußt gewiß wiſſen, wie's eigentlich is.

Bartl. Sieht du, das is ſo: Bis jetzt hat der Kaiſer regiert, wie er hat woll'n, und hat kan Menſchen g'fragt, jetzt aber will er a ſein Volk, die Herren, die Burger und die Bauern fragen, wie er regieren ſoll, das is Conſtitution!

Hanſel. Geh, wie ſoll denn der Kaiſer uns fragen? So viel Bauern und a Kaiſer!

Bartl. Das geht ſo zu. Von jeder Gemeinde wird von die Bauern der geſcheidteſte gewählt und die Gewählten kummen vom ganzen Land nach Klagenfurt in's Landhaus, alle Jahr a Mal auf einige Wochen zuſammen, ſo werden a von die Burger in der Stadt die brauſten und geſcheidteſten gewählt, und alle die miteinander, die Herren, die Burger und die Bauern kummen alle auf'n Landtag in Klagenfurt z'ſammen, dort kann Jeder ſagen, was nothwendig is für's Land, kann ſagen, wo was nit recht iſt, kann ſagen, was verbeſſert werden ſoll u. ſ. f., und All's das muß nach Wien zum Kaiſer. Alle G'ſetz, die gemacht werden, müſſen z'erſt auf'n Landtag verleſen werden, und nur, wann die Meiſten damit einverſtanden ſeyn, gelten's, ſonſt nit; alle Steuern, die der Kaiſer ausſchreiben will, müſſen früher auf'n Landtag vorkommen, und wann die Alle ſagen: 's is z'viel, wir können's nit derzahlen, ſo müſſen's kleiner gemacht werden; der Kaiſer muß nachher a ſagen, zu was das Geld verbraucht wird.

Hanſel. Schant's, das war freilich toll; Bartl, von unſerer Gemeinde mußt du auf'n Landtag!

Veit. A was! wann a unſer ans was redt, wann's noch ſo geſcheidt is, die Herren laſſen's nit gelten und ſagen's do in Kaiſer nit.

Bartl. Schau deßwegen is die Preßfreiheit: d. h. All's, was die Bauern oder halt Einer auf'n Landtag ſagt, kummt in die Zeitung, und ka Menſch derf verbiethen, daß es gedruckt wird und das ganze Land es leſt. All's was Einer in die Zeitung oder in a Buch geben will, derf man eine geben, ka Menſch derf's mer verbiethen.

Veit. Schau, das Ding war ſauber, nachher is nir mit'n verhamlichen, der Kaiſer d'frag'n wir All's.

Hanſel. Aber i kann nit leſ'n, und hab a ka Zeit zum Zeitung leſen.

Veit. Eh, dei Bua leſt ſie Sonntags unter der Linden oder im Wirthshaus vor, ſo d'rfrag'n wir All's.

Hanſel. I man, es war ja einer von Kaiſer

seine Minister, Metternich, oder wie er heißt, der hat, man i, so Falschheiten g'macht, daß ihm der Kaiser sorg'sagt hat.

Bartl. Der hat vorzüglich nit woll'n hab'n, daß der Kaiser soll Constitution und Preßfreiheit machen; freilich, er hat's ja so viel leichter g'habt, hat gethan, wie er hat wollen, hat g'n Kaiser allewil g'sagt, es is Alles gut, alle Leut' seyn z'frieden, der Kaiser hat nix erfragt, denn ka Landtag war nit, und hat Aner was wollen in a Zeitung drucken lassen, hat er's verbothen, das hat die Censur g'haßen; no der hat g'wirthschaftet, allewil mehr Steuern hat er g'macht und allewil mehr Schulden auf'n Kaiser sein Namen, — das i a Kerl g'wesen, das!

Veit. Aufhenken soll man ihn!

Hansel. Wie is denn das nachher kummen, daß seine Falschheiten aufkummen seyn, und daß All's Anders wird.

Bartl. Das hab'n wir den braven Burgern und den Studenten in Wien z'danken, die seyn mit einander in Wien vor die kaiserliche Burg aufgezogen und haben einige von ihnen wollen zum Kaiser schicken; der Metternich mit seine Leut (leider war a a Prinz dabei) hat aber Soldaten aufg'stellt und hat auf die Burger schießen lassen — es seyn man i einige zwanzig dabei geblieben! — Na, hat der Kaiser g'sagt, schießen laß' i auf meine Burger nit, hat den Metternich fortg'schickt und hat die Constitution und Preßfreiheit geben.

Hansel. Wie is denn das den Wienern eingfallen?

Bartl. Weil sie schon in die meisten Länder is, und grad erster der König von Baiern a geben hat, seyn die Wiener so grantig übern Metternich worden und seyn z'n Kaiser gangen.

Veit. Die Sacramenter, aufs Volk schießen!

Bartl. Ah, die Soldaten hab'n nachher a nit mehr schießen wollen, freilich sollten die Commandanten so was a nit commandiren.

Hansel. G'schieht halt schon a immer a Mal was recht Damisches. Aber wie is denn nachher mit die Giebigkeiten?

Bartl. Die werden z'erst auf'n Landtag vorkommen und werden nachher viel kleiner werden oder ganz aufhören; schaut's in Ungarn, wo schon a Landtag is, seyn schon fast alle aufg'hoben.

Veit. Ja, wann fangt denn der Landtag bei uns an?

Bartl. I glaub, glei wird er anfangen.

Veit. Wenn's aber z'lang hergeht, bis sie den Landtag machen?

Bartl. Nachher machen wir's wie die Wiener-Burger und geh'n zum Kaiser; aber er hat's versprochen und werd's a halten.

Hansel. Oder mir setzen a Schrift auf, lassen's in die Zeitung drucken, daß es der Kaiser liest!

Bartl (lacht). Richtig, das is a wahr! Also waßt jetzt, was die Constitution is?

Hansel. A ja, der Landtag, wo man All's sagen; und die Zeitung, wo man All's drucken lassen derf, is die Preßfreiheit.

Veit. Schau Hansel, bist do no g'scheidt! — Aber Bartl, mit die Giebigkeiten bleibt's so wie's is, bis auf'n Landtag?

Bartl. Ja, a Jeder kann mit machen, wie er will; i wart a Mal a bisl, bis zum Landtag. I bin bei der Constitution, deßwegen trag i a Maschen auf'n Hut.

Hansel. I muß glei a meiner Alten sagen, daß sie mir so a Cocarden macht.

2.

Die drei Bauern über die rothen Cocarden.

(Acht Täg' später.)

Hansel. Bist in verwichenen Pfingstag nit in der Stadt g'wesen, Veit? I und der Bartl wohl.

Veit. Geh, erzähl' a Bißl, wie ist's denn jetzt?

Hansel. Wieder anders; die Herren steh'n wohl auf'n Platz umer, aber schreien nir mehr Vivat, stecken bloß die Köpf z'samm' und discuriren; einige haben nimmer weiße Maschen, sondern rothe auf'm Hut und Gold dabei. Einer, wie er mei Cocarden hat g'seh'n, hat mi ang'redet und g'fragt, was i denk.

Veit. Schau, das is schon von der Constitution, weil die Herren wissen, daß jetzt die Bauern a g'fragt werden vom Kaiser, wie er regieren soll, haben sie glei mehr G'schatz auf uns.

Hansel. Kann seyn; s'haben einige Herren mit mir g'redt und wie i ihnen von der Constitution vorg'redt hab, wie letzthin der Bartl g'sagt hat, da hat Einer g'meint: schaut's, die Bauern seyn g'scheide Kerl.

Veit. Na, was hab' i g'sagt.

Hansel. Aber du Bartl, hast du nit a g'hört reden: in Welschland soll All's rebellisch seyn und Krieg, und einige haben a gar verzählt, die Kaiserlichen hätten Venedig und die Festung Mantua verspielt.

Bartl. Das sag'n bloß Einige, s' is aber no nit g'wiß, in der Zeitung steht a nir davon. — Schau, in Italien haben sie halt a woll'n so a Constitution hab'n, und weil sie sie so lang nit kriegt hab'n, waßt wegen den Schlanggl, den Metternich, seyn die Welschen, die viel hitziger seyn, wie wir und die Wiener, ganz fuchtig und rebellisch worden, und wollen gar vom Kaiser nir mehr wissen; jetzt wollen's gar a Republik hab'n, die Narren!

Hansel. Republik, ja, so hat a Herr g'sagt. Das is was anders, wie a Constitution?

Bartl. Freilich. A Republik is so: da is ka Kaiser und ka König und ka nix; da regieren bloß die Herren auf'n Landtag.

Hansel. Ah das is nir; wir halten fest an unsern Kaiser, besonders jetzt, wo er a die Bauern mitreden laßt; — zu was die Faxen mit der Republik?

Veit. Hm, g'spaßig!

Bartl. I bin mit dir ganz einverstanden, Hansel, und die Karntner alle; der Kaiser wird die Welschen schon zwiefeln.

Veit. I thät sie geh'n lassen, was hab'n wir davon, g'letzt wird a Krieg d'raus und kummen die Franzosen wieder, nachher hab'n wir's.

Bartl. Kannst nit unrecht haben. Gott behüth's! Hansel. Aber sag', warum haben jetzt die Herren rothe Cocarden auf'n Hut?

Bartl. Schau, die Herren denken wie der Veit, es könnt Krieg werden wegen die rebellischen Italiener, die Franzosen könnten kummen, oder gar die Russen, waßt dö seyn auf der andern Seiten von uns, dort hinter die Ungarn und Polen. — Da haben die Herren von die Franzosenkrieg' das g'merkt, daß die Franzosen allewil g'wonnen hab'n, wenn die Deutschen nit alle z'samm' g'halten hab'n.

Hanfel. Was denn all's für eine Deutschen?

Bartl. No waßt, 's seyn ja außer uns Oesterreicher a noch andere deutsche Völker: die Preußen, die Sachsen, die Baiern, die alle hab'n ihren eignen König, und seyn do deutsch wie wir, waßt g'hören zum deutschen Reich.

Veit. Aha, waß schon, im Reich draußen!

Bartl. Schau anno 5 seyn die Franzosen über uns Oesterreicher 'gangen und haben mit die andern Frieden g'habt, und da hab'n wir unsere Schläg' g'habt; anno 6 war mit uns Frieden, und seyn die Preußen g'wichst worden; anno 9 wieder wir, und die andern hab'n no den Franzosen helfen müssen; erst anno 13 seyn wir g'scheidter worden, haben alle z'samm' g'halten, und glei seyn die Franzosen (waßt bei Leipzig) g'haut und hamg'jagt worden. Deßtwegen sagen die Herren, das ganze deutsche Reich muß z'samm' halten, nachher kann uns ka Mensch was machen, und deßwegen haben's die Cocarden, die schwarz, roth und gold'n is.

Hanfel. Ah das is mir z'hoch; i bleib a Mal bei der Constitution und b'halt die weiße Maschen.

Veit. Kannst ja alle zwa hab'n, die weiße im Frieden, die andere für den Krieg.

Bartl. Is a wahr; z'letzt werd unser Kaiser noch über's ganze deutsche Reich Kaiser, wie's schon a Mal war, und die andern, die Ungarn, die Polen und Kraner halten a dazu; nachher fellen die Franzosen, oder gar die Russen nur kummen, die kriegen Schläg.

Hanfel. Da hau' i a no d'rein; aber Constitution muß z'erst seyn, sunst hab' i ka Freud dazu! Werd' mir no von meiner Alten a a rothe Cocarden machen lassen, und wann die Herren in der Stadt von Krieg reden, steck' i sie dazu auf und sag' i bin für's z'samm'halten mit'n Reich. —

III.

Rede,

gesprochen von Professor Anton Füster am Grabe der in den Märztagen in Wien Gefallenen, bei der Bestattung des Humanitätsschülers Carl Konitschek am 19. März 1848.

„Heldenjünglinge Oesterreich's, studirende Jünglinge, Vorkämpfer für Wahrheit, Recht und Freiheit! Sie haben ungeachtet der rauhen Witterung einen Mitschüler zur letzten Ruhestätte geleitet. Das siebzehnte Opfer, das zur Rettung des Vaterlandes gefallen, versenkten wir in das große Grab. Der Jüngling ist zu seinen Mitbrüdern gesellt worden in dem großen Grabe, das den späteſten Zeiten verkünden wird die glorreichen Märztage, an welchen Oesterreich in Freiheit erstand, sich anreihete den freien Staaten der Erde, an welchen Oesterreich das erste freie Reich des Ostens ward; an welchen der neu belebende Schöpfungshauch durch ein großes Reich wehete, damit es seine zahllosen Keime der physischen und moralischen Kräfte zur herrlichen Gottessaat entwickle!"

„Auch du, edler Jüngling, hast am glorreichen 13. März geblutet und starbst nach großen Schmerzen für das Vaterland! Heil dir, du hast unvergänglichen Ruhm errungen!"

„Mutter, dir ward der einzige Sohn, deine Freude, dein höchstes Glück entrissen; deinen guten Sohn, der die Stütze deines Alters seyn sollte, hat dir der Wahn getödtet. Arme Mutter, wer kann deine Schmerzen schildern! Deinen im Studium und in Tugend ausgezeichneten Sohn hat man dir gemordet! Und doch rufe ich dir zu: Weine nicht! Mutter, weine nicht, dein Sohn starb den schönſten Tod, den Tod für's Vaterland! Dein Sohn ist ein Vorbild der Jugend geworden, ein Vorbild der Vaterlandsliebe! Dein Sohn ruher in dem Grabe, das eine Ehrenstätte Oesterreichs bleibt zu jeder Zeit! Dein Sohn starb jung, aber er hat mehr erworben, als Tausende in dem längſten Leben erwerben, den unvergänglichen Ruhm!"

„Studirende Jünglinge! unsere Freude, unser Stolz! Sendbothen der Wahrheit, des Rechtes und der Freiheit! erhalten Sie sich die edle Begeisterung für Ihren hohen Beruf, den Muth für alle Gefahren, die Thätigkeit für das Wohl des Vaterlandes! Blicken Sie auf Ihren gefallenen Mitkämpfer, und geloben Sie sich, keine Gefahr selbst den Tod nicht zu scheuen, wenn Wahrheit, Recht und Freiheit dieses Opfer fordern! Studirende Jugend, du bist der lebensfrische Ausdruck des Zeitgeistes! Drücke aus den Zeitgeist durch unaustilgliche Begeisterung für Wahrheit, Recht und Freiheit!"

„Heldenmänner Wien's! Edle Bürger Wien's! Wie glücklich schätze ich mich, Ihr Mitbürger zu seyn, in Ihrer Mitte zu wohnen, da zu leben, wo so viele dere Herzen schlagen, wo so großer Edelmuth waltet, wo so klare Ansichten herrschen, wo solche Hochherzigkeit flammt! Ein Jüngling aus Ihrer Mitte ist es, den wir in das Grab legten, der für das Vaterland starb. — Tapfere Bürger! Sie haben Ihren Söhnen und Töchtern unschätzbare Güter erfochten. Wahren Sie ihnen diese Güter! Führen Sie Ihre Söhne und Töchter zum Grabe, wo der Jüngling ruhet, der für das Vaterland starb, lehren Sie Ihre Kinder durch Wort und That Vaterlandsliebe!"

„Edle Frauen Wien's! Auch Sie haben in Ihren Herzen mitgekämpft! Ihre Herzen durchdrangen der Sorgen Schwerter, Ihre Herzen bluteten für Ihre Väter, Brüder, Männer, Söhne, für das Vaterland! Ihre Begeisterung entflammte die Kämpfenden! Ihre Freudenthränen im Siegesjubel waren der Kämpfenden schönster Lohn. Verfüßen Sie den Ihrigen das bittere Leben, walten Sie als Engel der Milde, der Liebe in Ihrem Kreise! Frohlocken Sie! Ihre Kinder sind frei geworden! Führen Sie Ihre Kinder zu dem großen Grabe, und begeistern Sie dieselben zur Vaterlandsliebe! Erziehen Sie Ihre Kinder für das Vaterland, für Wahrheit, Recht und Freiheit!"

„Du Erde, empfange wieder ein edles Samenkorn, nähre es, fördere es, daß es bringe hundertfältige Frucht! Jüngling, du hast ausgekämpft, du hast gesiegt! Wir weilen noch auf der Stätte des Kampfes. Herr, verleihe uns dauernden Sieg! Segne die Fruchtkörner, welche wir in die Erde säeten, daß aus ihnen erblühe eine ewige Saat der Vaterlandsliebe! — Ihr für das Vaterland, für Oesterreich Gefallenen, ruhet in Frieden! Und du Oesterreich, bewege dich, schreite vorwärts auf der Bahn der Vervollkommnung im Frieden! Amen."

Verantwortlicher Redacteur: Simon Martin Mayer. Schnellpreßdruck des Ferdinand Edlen v. Kleinmayr.

CARINTHIA.

Klagenfurt, Sonnabend den 8. April 1848.

№ Acht und dreißigster Jahrgang. **15.**

Geschichtliche Tageserinnerungen für Kärnten.

Am 8. April (1510) erließ K. Maximilian Kärnten den vierten Theil der Contribution wider Venedig. — Am 9. April (1818) wurde der vielverdiente Professor der Philosophie und Direktor der Normal-Hauptschule zu Klagenfurt, Heinrich Lenz, mit der großen goldenen Verdienstmedaille feierlich decoriert. — Am 10. April (1335) stiftete Agnes, Witwe des Ott von Hallegk, einen Jahrtag zu Viktring. — Am 11. April (1838) Abends verheerte ein gefahrvoller Brand zu Klagenfurt einen großen Theil der St. Veiter-Vorstadt. — Am 12. April (1142) starb H. Engelbert von Spanheim als Mönch zu St. Paul. — Am 13. April (1243) wies H. Bernhard von Spanheim der Karthause Geprach einen Grund zu einem Hause in Laibach an. — Am 14. April (1206) bestätigte Papst Innocenz III. das Stift Millstatt in seinen Besitzungen.

I.

Stimmen der Zeit.

1. Volkshymne.

(Zum ersten Male abgesungen zu Winklern im Möllthale am 26. März 1848.)

Jubelt Oest'reich's Millionen,
Stimmet an ein freudig: Hoch!
Unser'm Kaiser, dessen Kronen
Strahlen über alle noch.
Was der Väter heilig Streben,
Was uns selbst das Höchste war,
Hat der Kaiser uns gegeben:
Freiheit athmet Oest'reich's Aar.

Hoch und dreimal Hoch dem Kaiser,
Der enthüllt der Wahrheit Licht,
Der in seine Lorbeerreifer
Auch des Friedens Palme flicht.
Segne Gott sein redlich Mühen,
Gib Gedeihen seiner Saat,
Laß den Baum der Freiheit blühen,
Den gepflanzt der Kaiser hat.

Laß für Recht und Wahrheit glühen
Oest'reich's Völker immerdar;
Und wenn Stürme uns umziehen,
Gib uns Muth in der Gefahr,
Daß wir stark wie unſ're Ahnen
Unsers Kaisers Thron umsteh'n,
Und daß Oest'reich's alte Fahnen
Stets voran im Kampfe weh'n.

Einigkeit und Liebe walten
Laß hinfort im Vaterland',
Daß wir fest zusammenhalten
Mit dem milden Ferdinand,
Der von seinem Herrschersthrone
Zu dem Volk' hernieder lieg,
Und mit seines Bruders Sohne
Sich erraug den schönsten Sieg.

Laß, o Gott! in späten Jahren
Ihn noch seyn des Volkes Lust,
Und zum Schutze in Gefahren
Dienen Ihm des Volkes Brust,
Daß mit süßen Freudenthränen
Nach Jahrhunderten das Land
Rufe noch in Jubeltönen:
Hoch für immer Ferdinand!

J. F. J.

2. Die Garde.

Als heut' Du Fürst durch Deine Stadt gezogen,
Sag', welche Garde hat Dich da umgeben?
Ein starker Schild bedeckt Dein theures Leben,
Du steuerst sicher durch der Brandung Wogen.

Bei jedem Schritt' erstand ein Siegesbogen!
Der Liebe Säulen sah'st Du hoch aufstreben,
Und d'auf der Treue blaue Wölbung heben,
Von weißen Tauben war der Bau umflogen.

Und Blumen legten sich zu Deinen Füßen,
Es sind des neuen Frühlings Erstlinge-Blüthen,
Vom Dank' bethaut, von freud'ger Hand gestreut.

Ist's nicht ein schöner Tag, den sie begrüßen?
Du nahmst sie auf und wirst sie freundlich hüthen.
Sie winden Dir den Kranz: Unsterblichkeit.

Wien, am 15. März 1848.

3. Die Gefallenen.

Wenn sinkt die Nacht, und wenn die Sonn' erscheinet,
Geht ihr die Morgenröth' voran als Bothe,
Sie taucht die Welt' in's Gold, in's blutigrothe;
Die dunkle Erde glanzgeblendet weinet.

Und wenn der Lenz sich mit der Erd' vereinet,
Und sie vom Schlaf' erweckt die kalte, todte,
Und pflanzest du, streu'st Korn zum künft'gen Brote,
So wird die Erd' durchfurcht, durchwühlt, entsteinet.

Der Tag erwacht, es sank die dunkle Nacht,
Der Morgen ward in euer Blut getaucht;
Der Winter flieht, der Geistes-Frühling lacht,

Die Erde öffnet sich, und dampft und raucht;
Wir ernten nun der Freiheit reichen Segen,
Und mußten Samen in die Erde legen.

Wien, 17. März 1848.

Dr. Gallisch.

---

4. Der 18. März 1848 in Görz.

Was wälzt das Volk in bunten Massen
Sich durch die tagerhellten Gassen?
Was deuten jene Jubelsänge,
Die aus der Brust der frohen Menge
Jetzt tausendstimmig laut erschallen
Und ringsum donnernd wiederhallen?
Warum ist „Weiß und Roth“ ein Orden
Auf jedem Herzen heut' geworden,
Als sollt' das Auge d'ran erkennen,
Daß treu sich Alle Brüder nennen?
Und warum hält vor jenem Hause
Der Zug jetzt still? — Nach einer Pause
Tritt mild, in Locken silberweiß,
Auf die Altan' heraus ein Priestergreis,
Und segnet unterm Sternendome
Die Menge jetzt, die gläubig-fromme!

O, leih' mir, Sonne, deine Strahlen,
Dieß Fest lebendig treu zu malen,
Daß jede Brust darob erbebe
Und sich im Hochgefühl' erhebe!
Denn nie, so lange Lieder klingen,
Galt's etwas Schön'res zu besingen!
Wohl mag durch ihre Herrlichkeiten
Natur des Dichters Herz oft weiten;
Die Lieb' auf ihren Rosenfaden
Sie zu verkünden, hold ihn laden:
Des Ruhmes blutige Trophäen
Durch seine Saiten stürmisch wehen:
Doch, wenn nach milder Väter Weise
Ein Fürst um sich im trauten Kreise
Millionen Unterthanen schaaret,
Von Lieb' und Eintracht eng' gepaaret;
Wenn ihre Wünsche, Klagen, Bitten
Er nicht vernehmen will von Dritten,
Sie selbst aus ihrem Mund' will hören
Und sie dann väterlich gewähren:
Wenn er den göttlichen Gedanken
Befrei'n von allen niedern Schranken,
Und nur auf Liebe und Vertrauen —
Auf Zwang nicht! — seinen Thron will bauen:
O soll da nicht das Lied sich heben,
Wie Lerchenschlag zum Himmel schweben?
Nicht aus der Seele tiefsten Gründen
Des Volkes namlos Glück verkünden?
Und Ihm, dem Guten, Liebevollen,
Dem Vater! heißen Dank nicht zollen?

Du hast Dein Volk getreu verstanden,
Erhab'ner Kaiser! es mit Demantbanden
Gekettet fest an Deine Throne,
Zum Heile ihm — und Dir zum Lohne!

Jetzt soll, wie in den Schreckensjahren,
Der Feind mit seinen Würgerscharen
Dem Vaterlande finster dräuen:
Du darfst ihn, Kaiser, nimmer schonen!
Auf Dein Geheiß wird, neu geschaffen,
Das Volk ersteh'n in seinen Waffen!
Es weiß sie nicht mit Kunst zu führen,
Doch wehe dem, der zu berühren
Dein stolzes Reich als Feind soll wagen!
Ihn werden andre Waffen schlagen,
Als Schwerter, Flinten und Kanonen;
Die Lieb' und Treu' von Millionen
Wird schneller Dir, als blut'ge Fahnen,
Den Sieg in Feindesreihen bahnen;
Und nicht Ein Herz wird widerstreben,
Wenn Du's verlangest, Gut und Leben
Als Opfer freudig hinzugeben!

M. Behovar.

5.

Deutschland stand auf, als Louis Philipp fiel. Die Säulen des verkappten und offenen Absolutismus erbebten, bis an die Grenzen Rußlands, und brachen zusammen. Die Freiheit des deutschen Geistes ist in's Leben getreten, die Idee hat einen Körper bekommen: Deutschland! Wird der Leib sein Haupt haben, soll es ein vielköpfiger Rattenkönig bleiben oder hauptlos seyn? Nein, groß muß es werden, wie das Cäsarenreich! ein Senat von Königen, ein Volk von Senatoren! — Frankreich experimentirt. Seit mehr als einem halben Jahrhunderte ist es der Adept, der den socialen Stein der Weisen sucht. Alle Elemente wurden zu wiederholten Malen in den republikanischen Schmelztiegel geworfen, um geläutertes Gold zu gewinnen, ach sie geben nicht mehr Gold, als sie eben enthalten, und der Proceß kostet mehr, als er einträgt, er kostet dem Alchymisten sein Vermögen. Möchte, wie einst die Chemie aus der Alchymie, und trotz den Alchymisten aus diesen theuren und gefährlichen Versuchen die Wissenschaft der neuen Elemente des Staatslebens hervorgehen. Dafür experimentirt Frankreich. Deutschland, der alte ewige Studiosus, mag in den freien Vorlesungen seinen Theil lernen. Warmes glühendes Herz Europa's, du hörst mit stürmischem Pochen zu! fühle, aber bedenke auch! Der Franzose empört sich, der Deutsche erhebt sich, und du Oesterreich, mein schönes, aus langem Schlafe erwachtes Oesterreich, du hast dich über dich selbst erhoben, du schlugst die Augen auf, staunend das Licht zu sehen, von dem du nur träumtest. Du reckst deine gewaltigen Glieder, fürwahr, sie schmerzen gewaltig. Strecke sie nur, du

wirft ſie tüchtig brauchen! Vielleicht, bevor dein Morgen vollendet iſt. Die Völkertage ſind kürzer geworden, als die Tage der Erde. So lange in Rußland der Abſolutismus herrſcht, ſo lange Frankreichs Geſchick nicht vollendet iſt, iſt die Freiheit Europa's nicht verbürgt. Ueber Dänemark, über Griechenland blicken die nordiſchen raubluſtigen Augen, die im Dunkeln am ſchärfſten ſehen, nach Deutſchland, nach Italien. Ueber Italien, über den Rhein drängt Frankreich ſelbſt unwillkürlich. Nur ein einziges Deutſchland und darin ein ganzes Oeſterreich wird ſie zurückweiſen. Polen, Ungarn, Nord-Italien ſind die Vormauern Deutſchland's, ſollen ſie ſchützen, müſſen ſie unter der Obhuth des Wächters bleiben. Ein freier Hüther ſtehe auf der freien Warte. Frankreich empört ſich, Deutſchland erhebt ſich, Italien verſucht Beides. Würde Italien eine Republik, das gäbe eine franzöſiſche Weltherrſchaft. England und Deutſchland können, dürfen dieß nicht geſtatten. Iſt aber auch Frankreich ſeiner Republik gewiß? Frankreich mit ſeiner natürlichen Königin: Paris, das wie jener König ſtets ſagen wird: l'état c'est moi! Wollte Nord-Italien ſich etwa an Sardinien anſchließen? Das hieße den Brand des Krieges in das innere Italien ſelbſt werfen. Italien kann nicht in Sardinien aufgehen, Sardinien wird nicht in Italien aufgehen wollen. Der Südländer iſt zu vernünftig, zu realiſtiſch, um durch Phraſen ein Blutbad vergeſſen, im romantiſchen oder anderen Taumel eine verlorne Stellung gewinnen zu wollen. Englands Miſſion, die Küſtenvölker Europa's conſtitutionell zu entwickeln, hat in Oeſterreich den natürlichen Bundesgenoſſen für die Binnenländer gewonnen. Dieß iſt die Miſſion des Kaiſerthums: eine durch ſeinen Völkercompler längſt bedingte, leider ſpät, wir hoffen aus vollſtem Herzen nicht zu ſpät übernommene. Davon hängt die Zukunft Europa's ab, darum muß Oeſterreich ganz bleiben. Sein Zerfall, das Mißlingen ſeiner Miſſion ſchlüge Europa in republikaniſch-franzöſiſche oder in abſolutiſtiſch-coſakiſche Feſſeln. Aber die Geſchichte wird Napoleon's Ausſpruch Lügen ſtrafen, Europa wird weder das Eine, noch das Andere ſeyn. Es wird frei werden. An dieſes Wort hat der große Völkerbezwinger nicht gedacht. Die conſtitutionelle Entwicklung iſt für jetzt das einzige Mittel gegen franzöſiſche oder ruſſiſche Herrſchaft. Wenn aber einſt vom ſmaragdgrünen Erin bis in die grauen Steppen Rußlands freie Conſtitutionen herrſchen, wenn die ungeheure Kette von den Pyrenäen bis zum Kaukaſus nur freie Völker mit ihren Fürſten verbindet, dann mögen dieſe ſich Bürger nennen, dann mögen die Bürger ruhig ſich Fürſten dünken. (W. Z.)

6.

Zeitgemäß bringen wir hier das Teſtament Peters des Großen, Kaiſers von Rußland, geſtorben am 8. Februar 1725, in Erinnerung. Es lautet:

„Der Allmächtige, dem Wir Unſer Daſeyn und Unſere Krone zu verdanken haben, und der Uns ſtets mit ſeinem Wiſſen erleuchtet und mit ſeiner göttlichen Kraft unterſtützt hat, geſtattet Uns, in dem ruſſiſchen Volke einen zukünftigen Herrſcher von ganz Europa zu ſehen.“

„Deßhalb hinterlaſſe ich nachſtehende Vorſchriften, und verordne, daß denſelben unaufhörlich Aufmerkſamkeit geſchenkt und ſich nach ihnen ſtets benommen werde. — Erhaltet das ruſſiſche Volk auf dem immerwährenden Kriegsfuße, damit der Soldat fortwährend beſchäftiget werde, und laſſet nur ſo viel Frieden zu, als er euch zur Aufbeſſerung der Finanzen, zur Ergänzung des Heeres und zum Ablauern einer günſtigen Gelegenheit zum Angriffe nothwendig iſt. Es ſey daher euer Beſtreben, damit der Friede dem Kriege und der Krieg dem Frieden dienſtbar werde im Intereſſe der Erweiterung und der Verbeſſerung des Zuſtandes Rußlands. Laßt mit allen euch zu Gebothe ſtehenden Mitteln aus fremden aufgeklärten Ländern zur Zeit des Krieges Feldherren und zur Zeit des Friedens Gelehrte nach Rußland kommen, und ſehet darauf, daß die ruſſiſche Nation ſich alle Vorzüge des Auslandes ſich aneigne, ohne ihm etwas von den eurigen zu Theil werden zu laſſen. Benützet jede Gelegenheit, jeden Streit und jedes Zerwürfniß in Europa, und vorzüglich in Deutſchland, welches, als euch näher gelegen, euch um ſo mehr angehen ſoll. Bezwecket die Theilung Polens durch Nährung des Streites und der Zwietracht, nachdem ihr euch des Adels durch Geldmittel bemächtiget habt, wirket beſtehend auf die Reichstage ein, um als Leiter der Königswahlen die Krone bloß den Zugſamen zugänglich zu machen, bietet ihm euren Schutz an, ſendet ihm häufig ruſſiſche Truppen zu und haltet ſie dort ſo lange, bis ſie daſelbſt feſten Fuß gefaßt haben. — Reißet von Schweden ſo viel als nur möglich an ſich, und überlaſſet ihm den Angriff im Zwecke ſeiner Unterjochung. Demzufolge ſchüret den Zank zwiſchen Dänemark und Schweden fortwährend an, und pfleget ſorgfältig den gegenſeitigen Haß; auch trachtet zwiſchen den ruſſiſchen Großfürſten und den deutſchen Prinzeſſinen eheliche Verbindungen anzuknüpfen, um durch Ausbreitung der Familienverhältniſſe die Deutſchen für uns zu gewinnen und unſeren Einfluß zu ſtärken. Breitet euch unermüdet längs des baltiſchen Meeres und gegen das ſchwarze Meer zu. Rücket ſo weit thunlich immer gegen Conſtantinopel und Indien zu. Wer dort herrſcht, wird die ganze Welt beherrſchen. Demzufolge fachet unaufhörlich Krieg zwiſchen Türkei und Perſien an. Hüthet euch vor wahrhaft freundſchaftlichen Verbindungen mit Oeſterreich, unterſtützet anſcheinlich ihre Anſchläge und Pläne in Abſicht auf die künftige Beherrſchung Deutſchlands, und machet es unter der Hand kleineren Fürſten gedäſſig. Laſſet Den und Jenen ruſſiſche Hilfe anſprechen, und gewähret den Ländern eine Art Schutz, welcher die Grundlage der künftigen Herrſchaft bilden ſoll. Locket an ſich Bekenner der griechiſchen Religion, auch die des nicht unirten Ritus, an, welche in Ungarn, in den türkiſchen Ländern und im ſüdlichen Polen zerſtreut ſind; hebet euch zu ihrem Centralpuncte, ihrem Schirm und Herd empor, und ſchaffet euch unter der Form der Kirchengewalt eine allgemeine Herrſchaft über ſie.“

II.

Hünenbetten und Römergräber

im deutschen Boden des Marburger Kreises in Steiermark.

Von Dr. Rudolf Puff.

(Fortsetzung von Nr. 13.)

Nr. 39. 3′ 8″ hoch, 2′ 9″ breit, 1″ dick.

I CLAVDIO † F
SECVNDINO
II . VIR . I . D .
PRI . IPAL . C . E . FLOR
CL . T . F . LVCIALLO
LGXIII . I . R - - XIII
T . C . L . . TE . . CVND
VV FERIA CRISPA
I . FC.

(Initio Claudio Filio Secundino Duumviro Jurediccundo Principali Coloniae et Floro Claudii Tiberii Filio Lucialio Optioni Legionis XIII. Antonianae Annis XIII. Militanti et Claudio Tiberii filio Secundino uxor Feria Crispa Infelicissima fieri curávit

Julius Claudius Secundinus, Prinzipal-Duumvir von Solva. Die 13. Legion, deren erwähnt wird, hieß Gemina, weil sie August aus 2 zusammengeschmolzenen bildete; sie lag im oberen Germanien, Galba verlegte sie nach Pettau, Severus nach Dacien.

(Wird fortgesetzt.)

III.

Zum Abschiede von der Heimath.

Des Abschieds Stunde naht; — ein hartes Trennen
Von einem Ort', wo ich verweilt mit Lust!
Wohl wird der Schmerz noch lange — lange brennen
In tiefster Tiefe meiner wunden Brust.
So lebt denn wohl, und laßt mein Angedenken
Nicht schnelle, wie der Blume Duft, verweh'n.
Ich kann dafür nur meinen Dank Euch schenken,
Und dieser soll Euch nimmermehr vergeh'n.

Es ist ein armer Dank für reiche Gaben,
Den ich durch schlichte Worte will gesteh'n.
Was kann der Mensch auch Schöneres wohl haben,
Als in der Edlen Achtung sich zu seh'n?
Ward mir doch an des Gastrechts heil'ge Schwelle
Im Vaterland' zu treten nie verwehrt,
Und rügert' ich zu dieser Lebensquelle,
Ward jeder stille Wunsch auch schnell erhört.

Es folget Euer Bild mir, wo auch immer
Das Schicksal mir den künft'gen Wohnsitz schlägt,
Vom frühen Morgen bis zum Abendschimmer
Ist's der Gedank' an Euch, der mich bewegt.
So blickt auch Ihr zuweilen in die Ferne,
Wo dankbar Euch mein Herz soll ewig glüh'n,
Und drücket mich Wehmuth, mögen Eure Sterne
Mit Trost entwöllen mir den trüben Sinn.

Ebenthal bei Klagenfurt am 6. April 1848.

Wurm.

Meteorologische Beobachtungen zu Klagenfurt.

März und April 1848.	Luftdruck in P. Linien auf 0° reducirt.			Lufttemperatur in Reaumur's Graden.			Dunstdruck in P. Lin. nach dem Dinchrometer.			Winde.			Witterung.			Regen u. Schnee P. Zoll hoch.
	Größter	Kleinster	Mittlerer	Größte	Kleinste	Mittlere	Größter	Kleinster	Mittlerer	Morgens	Mittag	Abend	Morgens	Mittag	Abend	
23.	324·4	320·9	321·1	+ 12·5	+ 0·4	+ 6·1	3·5	2·1	2·9	W	SW	W	☉u.W.	☉u.W.	☉u. W.	—
24.	321·6	320·7	321·0	+ 13·0	+ 3·0	+ 6·9	3·0	2·7	2·8	W	NO²	O	detto	detto	detto	—
25.	320·9	320·8	320·8	+ 11·2	+ 3·3	+ 6·4	3·4	2·7	3·0	W	O¹	SO¹	heiter	trüb	trüb	—
26.	321·3	320·9	321·0	+ 8·2	+ 4·5	+ 6·2	3·1	2·9	3·0	SW	W	SW	Regen	☉u.W.	heiter	0·22
27.	322·8	321·9	322·3	+ 8·2	+ 2·2	+ 4·4	2·9	2·3	2·6	NW	O²	O¹	Nebel	detto	Wolken	—
28.	323·5	323·1	323·2	+ 10·2	+ 2·0	+ 4·7	3·4	2·3	2·6	SO	SO²	O²	☉u.W.	detto	detto	—
29.	323·5	322·4	323·0	+ 13·3	+ 1·0	+ 7·5	2·7	2·3	2·6	W	O¹	W²	detto	detto	detto	—
30.	323·0	322·7	322·9	+ 12·4	+ 2·0	+ 7·6	2·9	2·3	2·8	NW	W²	W¹	heiter	heiter	heiter	—
31.	322·8	322·6	322·7	+ 14·2	+ 2·3	+ 7·9	2·8	2·4	2·6	NW	W²	W²	detto	detto	detto	—
1.	322·8	322·5	322·7	+ 16·2	+ 1·0	+ 7·9	3·0	2·4	2·7	NW	O	O	detto	detto	detto	—
2.	323·2	322·7	322·9	+ 16·6	+ 4·3	+ 9·8	3·0	2·6	2·8	SW	SW	W	detto	detto	detto	—
3.	323·1	322·2	322·5	+ 18·0	+ 2·0	+ 10·3	3·5	2·5	3·0	NW	W	W²	detto	detto	detto	—
4.	322·5	322·1	322·3	+ 15·6	+ 3·4	+ 9·2	3·1	2·8	3·0	W	W²	W³	detto	detto	trüb	—
5.	322·1	320·8	321·5	+ 10·1	+ 6·5	+ 7·9	4·1	2·5	3·5	SW	SW	SW	Regen	Regen	Nebel	0·24
	323·5	320·7	322·0	+ 18·0	— 0·4	+ 7·3	4·1	2·1	2·8	Herrschende Winde: SO. u. W.						0·66
Im März	323·5	314·0	318·6	+ 14·2	— 5·0	+ 3·5	3·4	1·2	2·3	Mittlere Windrichtung: NW.						3·11

Verantwortlicher Redacteur: Simon Martin Mayer. Schnellpreßdruck des Ferdinand Edlen v. Kleinmayr.

CARINTHIA.

Klagenfurt, Sonnabend den 15. April 1848.

№ 16.

Acht und dreißigster Jahrgang.

Geschichtliche Tageserinnerungen für Kärnten.

Am 15. April (1336) schenkte Friedrich Erzbischof von Salzburg die Kirche St. Georgen zu Kentschach dem Stifte Viktring. — Am 16. April (1015) schenkte K. Heinrich II. dem Grafen Wilhelm von Friesach 30 Hueben zu Trachenberg. — Am 17. April (1258) schlichtete Ulrich Herzog von Kärnten einen Streit zwischen Heinrich Pfleger zu Tiffen und Albert von Frauenstein wegen 4 Hueben zu Lind an der Wimitz, bei St. Veit gelegen. — Am 18. April (1342) vereinigte Bertrand, Patriarch zu Aquileja, zum bessern Unterhalte der Mönche zu Viktring die Kirche St. Stephan in Zanner mit der Kirche St. Leonhard im Loibl. — Am 19. April (1202) bestätigte Papst Innocenz dem Cuenrad, Abten des Klosters zu Viktring, und dessen Brüdern, den Besitz aller erworbenen Güter, besonders des Ortes Viktring und der Dörfer Huenreberg, Lorech, Schallach, Georgi am Nonenhofen, Domansdorf, Brun, Obernhof, Adrichesdorf, Polan, Sirnich, Cranzlobesdorf und Berdingen. — Am 20. April (1147) schenkte Herzog Bernhard von Spouheim seinen Antheil an der Stadt Völkermarkt dem Kloster St. Paul. — Am 21. April (1212) bezeugte Bischof Conrad von Brixen, daß Hugo von Tüfers und seine gräfliche Gemahlin Atheidis in seiner Gegenwart und vor Zeugen einen Theil ihrer Güter, nämlich 6 Bauernhöfe durch die Hand Chunradi Calp für 100 Marck Friesacher-Währung der Kirche zu Gurk abgetreten, und eben diese Güter vom Bischof Walter von Gurk für sich und ihre Nachkommen beiderlei Geschlechtes zu Lehen empfangen haben.

I.

Stimmen der Zeit.

Zwei Zeitgedichte, hervorgerufen durch die feierliche Aufpflanzung der „deutschen Bundes-Fahne" am Thurme der Stadtpfarrkirche St. Egyden zu Klagenfurt am 6. April 1848.

Allen wackern Kärntnern gewidmet.

1. Die deutsche Bundesfahne.

Vom Thurme weht die Fahne
Des „deutschen Bundes" nieder,
Daß mit dem Ruf' sie mahne:
Eint Euch, Ihr deutschen Brüder!

In diesen droh'nden Zeiten
Bedarf's der Einheit Zeichen,
Daß sich, allsammt zu streiten,
Die Hände alle reichen.

Daß sie sich treu verbinden,
Den deutschen Heerd zu schützen,
Wenn aus den Feuerschlünden
Der Feinde Kugeln blitzen.

Wenn sie heran sich drängen
Die fremden Despotenknechte,
Die Freiheit einzuzwängen,
Zu rütteln an unser'm Rechte.

Dann hebt Euch deutsche Brüder,
Wie Ihr's gethan vor Jahren,
Dann wollet sieghaft wieder
Die Eichenkraft erwahren.

Z. J.

2. Vom hohen Thurme.

Was flattert vom hohen Thurme
Hinaus in's Alpenland? —
Es ist die „deutsche Fahne"
Auf so erhabenem Stand!

Durch ihre Farben ruft es
Vom Rhein, der Donau, dem Belt:
Seyd, deutsche Brüder, in Einheit
Unwandelbar gesellt!

Die Freiheit zu bewahren
Als Euer höchstes Gut,
Eintretet in die Schaaren,
Hinopfernd Gut und Blut.

Und wenn's im Osten drohet,
Und wenn im Westen der Feind,
Soll Muth Euch gewaltiger, fester
Zum Kampfe rufen vereint!

Zeig' werth Dich Deiner Väter,
Du, Kärntens rüstiger Sohn,
Scharf weht vom Prediel der Aether —
Sey Dir ein mahnender Ton.

Halt fest mit Deutschland zusammen,
Mein theures Kärntnerland!
Laß fort durch die Thale flammen
Den lichten Begeisterungsbrand!

Y.

3. Schwarz — Roth — Gold.

Schwarz ist der Adler, der zum Himmel steiget,
Der Aether trinkt, und in die Sonne schauet,
Der seinen Horst hoch auf den Felsen bauet,
Und Wache hält, wenn Alles ruht und schweiget.

Roth ist das Blut, das sich im Kampfe zeiget,
Wenn deutschem Muth die bange Zeit vertrauet,
Der Morgen, der ein Siegesfeld bethauet,
Die Freud' ist roth, die Heldenkinder säuget.

Gold ist die Sonne dort im Sternenkreise,
Gold ist die Freiheit, ist sie stark und weise,
Gold ist das Glück, ward es dem Kampf' zum Preise.

Der Deutsche kann vom Licht' und Recht' nicht weichen,
Ihn führt der Muth, er muß den Sieg erreichen,
Schwarz, Roth und Gold sind ja des Deutschen Zeichen!

Dr. Gallisch.

II.

Gutenstein und das benachbarte Berg- und Hüttenwerk der Herren Gebrüder Edlen von Rosthorn und des Freiherrn Eugen von Dickmann-Secherau

am 25. und 26. März 1848.

Unter den so mächtig rüttelnden Weltbegebenheiten und daher so trübem politischen Horizonte mußte unwillkührlich die bange Sorge um unsere industrielle Existenz erweckt werden, wie freudig war demnach der Morgen des 19. März, an welchem Tage uns die Post das hochwichtige Patent Seiner Majestät unseres gütigen Kaisers brachte.

Eingedenk, daß nur Ruhe, Fleiß und Gehorsam gegen das Bestehende und Eintracht in allen Verhältnissen die neue Verfassung in ihrer Verwirklichung unterstützen können, war es unsere Pflicht, diesen Grundlagen für das Gute gleich nachzukommen, daher mit doppeltem Eifer und mit frohem Gemüthe wir zur Arbeit gingen, und den nächsten Sonntag, als den 26. März, zum Dankfeste für die so wichtigen Gaben unseres gütigen und erhabenen Monarchen bestimmten. Im Verlaufe der Woche waren Frauen und Mädchen emsig damit beschäftigt, Cocarden, Bänder und Fahnen anzufertigen, um jeden Theilnehmenden damit schmücken zu können; und mit Rührung war es zu sehen, wie die fleißigen Hände und Händchen wetteiferten, sich hierin zu überbieten.

Nicht minder waren die Arbeiter während der Woche in den freien Stunden beflissen, Alles hervorzurufen und aufzubieten, um dem Feste den möglichst größten Glanz zu geben. Am Freitage schon schmückten sie mit Immergrün und Bäumchen, welche als Frucht Bänder und Blumen trugen, alle Maschinen, und mit ruhigem Stolze trugen diese mächtigen Motoren ihre zarte und vielbedeutende Bürde.

Zu dem festlichen Tage waren außer der hochw. Geistlichkeit aus der fernen Umgebung der Vorstand der Bezirksobrigkeit Herrschaft Bleiburg, das Hüttenversonale von Schwarzenbach, die Nationalgarde vom Markte Gutenstein *) und die nächsten Nachbarn, so wie die Vorstände der angrenzenden Gemeinden — sechs Bauern — und die Landleute, als ohnedieß an einem Sonntage, geladen, allgemein an dem feierlichen Gottesdienste Theil zu nehmen, was auch in solchem Maße Statt fand, daß das Gotteshaus kaum den zehnten Theil der Versammelten aufnehmen konnte.

Schon am 25., das ist am Vorabende des bevorstehenden Festes, versammelte sich die Nationalgarde des Marktes Gutenstein, durchzog unter Anführung ihres Corpscommandanten Herrn Carl Tschebul mit klingendem Spiele der zwar kleinen, aber kräftigen Musikbande den glänzend beleuchteten Markt, stellte sich sodann vor dem Magistratsgebäude auf, und erfreute durch Vortrag mehrerer abwechselnden Musikpiecen alle Anwesenden, bei welcher Gelegenheit Lebehoch's unserem allgeliebten Kaiser Ferdinand, Sr. Exc. dem Herrn Landesgouverneur, und dem Herrn Gubernialrathe und Kreishauptmanne Freih. v. Spiegelfeld gebracht wurden. Zum Beschlusse wurde die Volkshymne feierlich abgesungen. — So endete dieser Abend ohne die geringste Störung nach 11 Uhr, worauf sich ein bedeutender Regen einstellte, so daß man schon besorgt seyn mußte, die bevorstehende Feierlichkeit des nächstkommenden Tages werde dadurch gestört; allein der Himmel schien beschlossen zu haben, diesen Tag nicht zu trüben, und wir erblickten im Morgenroth die Mutter Sonne am Horizont; Jung und Alt, Groß und Klein versammelten sich, um der bevorstehenden Feierlichkeit beizuwohnen. — Am 26. um 8 Uhr Morgens brach die Gutensteiner Nationalgarde auf, um sich an dem bestimmten Orte der Feierlichkeit einzufinden, welche bei ihrer Ankunft in Prävali mit Pöllerschüssen begrüßt wurde. Nun schloß die ganze Versammlung am großen freien Platze gegenüber der Hütte (bestehend aus den uniformirten Beramännern, seinen Vorstehern und Oberbeamten, aus sämmtlichen Hüttenleuten, dem Vorstande, den Beamten) ein großes Carre von nahe an 1200 Mann, welches die Nationalgarde mit klingendem Spiele ausfüllte. In der Mitte weheten die Fahnen, und lautlos, einer heiligen Stille ähnlich, harrten Alle mit freudig bewegten Herzen der wenigen, aber herzlichen Worte ihres Vorstehers, Herrn Directors Schlegel, welcher mit sichtbarer Bewegung, aber kräftig sprach:

„Wir Alle sind heute versammelt, um unserem erhabenen Monarchen für das zu danken, was Er seinen Völkern zum allgemeinen Wohle so großmüthig geschenkt. Dessen würdig zu seyn, ist nun auch unsere heilige Pflicht, durch Achtung der Religion und der Gesetze. — Gebt mir daher, ihr wackeren Bergmänner, ihr biederen emsigen Hüttenleute die Hände als feierliches Versprechen, daß Fleiß, Ordnung und Einigkeit, Gottesfurcht und volle Hingebung für Kaiser und Vaterland eure Grundpfeiler seyen, worauf ihr dann mit Sicherheit euer und eurer Nachkommen Glück bauen könnet. Zum heutigen Dankesfeste sind eure Fahnen und wir Alle mit Bändern geschmückt; sie deuten die Freude, die Treue und Liebe für unser edelmüthiges, mächtiges Kaiserhaus; sie deuten ferner den Frieden und die Eintracht. Nun mit Gott in die heilige Stätte, um mit Andacht unser Dankgebeth zu verrichten für unseren guten Kaiser Ferdinand, für unsere wackeren Brüder, die alle der guten Sache das Wort gesprochen, und ruft wie ich, mit überschwellendem Herzen: Es lebe hoch und lange, lange unser guter Kaiser Ferdinand!"

Dreimal wiederklang dieser Ruf von mehreren tausend Stimmen, und manches naße Auge blickte gegen Himmel. Pöllerschüsse durchzitterten die Luft, und eine dreimalige Salve der Gutensteiner Nationalgarde gab dem Ganzen eine würdevolle Deutung. Das ganze Carré löste sich dann in geregelter Ordnung auf, und der Zug setzte sich gegen die Pfarrkirche Maria am See in Bewegung. Voran die Nationalgarde mit Fahne und klingendem Spiele; an diese schlossen sich die uniformirten Bergknappen mit ihrer Fahne. Diesen folgte ebenfalls mit der Fahne das Hüttenpersonale, die Frauen und Hunderte von Landleuten. Sowohl Berg- als Hüttenleute formirten am Kirchhofe große Fronten, und querüber stand die Nationalgarde. Nun begann der Gottesdienst mit einer deutschen Predigt, und als hätte es Gottes Fügung gewollt, traf das heilige Evangelium das erbauliche Wort: „Wenn ein

*) Die benannte Nationalgarde bestand früher durch mehr als 50 Jahre unter dem Namen „Uniformirtes Schützencorps."

Reich in sich selbst zerfällt, so wird es sich aufreiben und ein Haus wird über das andere geworfen.“ Dieses Thema wurde von dem Caplan Hrn. Globotschnig auf erhebende Weise durchgeführt, und das sociale Leben mit dem Staatsverhältniße in so manche Analogie der Art gebracht, daß jeder rechtlich fühlende Mensch die Eintracht, die Liebe zum Monarchen und zu seinem Vaterlande, die Achtung und den Gehorsam den Gesetzen und die Religion als höchste Stütze in seiner Herzenstiefe gewiß als festen Grundstein legte. Jeder, wenn auch noch so ernste Mann konnte es nicht verbergen, was in seinem Innern vorging, und in Aller Augen glänzte eine vielbedeutende Thräne. Der würdige Geistliche vergaß auch nicht am Schlusse im Gebethe sich Jener zu erinnern, die kämpfend für Freiheit und Frieden als Opfer gefallen sind.

Das solenne Hochamt wurde von Gewehrsalven und Böllerschüssen begleitet, und zum Schlusse das Tedeum mit dem mächtigen Nachklange des neuen Volksliedes angestimmt.

Aus der Kirche getreten, begrüßte sich Alles ohne Unterschied des Standes mit herzlicher Verbrüderung. Derselbe geregelte Zug ging nun wieder zurück auf den früheren Versammlungsplatz; das Carré wurde abermals formirt, der innere Platz bei den Fahnen war durch Bäume zum Frühling erwacht. Die Sänger traten hervor und das Volkslied ertönte, wie in der Kirche, nun in dem unendlichen Raume göttlicher Schöpfung. Aus den in der Mitte versammelten Beamten und den übrigen geladenen Gästen trat abermals Herr Werksvorsteher Schlegel vor und sprach folgende Abschiedsworte:

„Wir haben unsere Andacht mit Inbrunst, mit herzlichem Dankgefühle und auf das lange Wohlseyn unseres erhabenen Monarchen vollbracht, wir stehen nun unter Gottes freiem Himmel, vor uns die Himmelsgabe, die den Arbeitsamen, wie auch den sonst Entkräfteten und das Alter stärkt, aber nicht zum Uebergenuß bestimmt ist. Ergreifen wir die Gläser, mit Rebensaft gefüllt, und bringen wir nochmals ein Vivat unserem Kaiser und allen unseren Brüdern, welche Sprache sie auch sprechen, welchen Standes sie auch seyn mögen, und vergessen nie — die Einigkeit!“ — dabei erscholl ein dreimaliges Vivat unter dreimaliger Schüßensalve und dem Donner der Böller. — „Auch den uns Zunächststehenden, die unsere fleißigen Hände beschäftigen, die uns ernähren, deren Gabe und Geist so vieles Nützliche verschaffen, nämlich unseren hochgeschätzten Principalen dem edlen Herrn v. Rosthorn und edlen Freiherrn v. Dickmann ein Lebehoch. Sonach ein Lebehoch unserem edlen Grafen von Thurn, zu dessen Bezirke und Herrschaft wir gehören.“

„Nun erquickt euch mit dem Weine und dem kleinen Imbiß, dann aber gehet, ihr stets treu ergeben sich bewiesenen guten Leute, nach Hause an eueren Heerd und zu den lieben Eurigen. Morgen ist ein Tag der Arbeit, und denket an die Pflicht, auch für die zu erwerben, die uns Brot verschaffen, und die sowohl dem Staate, als auch vielen unserer Mitbürger nützlich sind. — Glück auf!“

Es war bereits 2 Uhr Nachmittags. Sämmtliche Beamte und die geladenen Gäste gingen nun, um auch dem Körper sein Recht widerfahren zu lassen. — Am Eingange des Saalgebäudes, erwartet von der hochw. Geistlichkeit, fanden gegenseitige herzliche Begrüßungen Statt. Der Speisesaal war festlich geschmückt, und die Krone des Schmuckes, was konnte es wohl anders seyn, als das Bildniß unseres vielgeliebten guten Kaisers Ferdinand? Lorber und Blumen, nebst unseren treuen Herzen, waren seine Bekränzung. An der Tafel mußten außerdem Theil nehmen unsere lieben Nachbarn, die 6 gewählten Bauern als Vorstände der nächsten Gemeinden und der Kirche, die ältesten Berg- und Hüttenleute, der Schullehrer, und Leute anderer Gewerbe; auch die Frauen und Mädchen durften nicht fehlen. Jedes Gedecke war mit Schleifen aus Bändern versehen, welche Jeder an die Brust heftete. Mit Hindeutung der Eintracht und der gegenseitigen Achtung jedes Standes waren die Plätze ohne besondere Rangordnung vertheilt, in der Kette ohne Ende wechselten dieselben regelmäßig durch Männlich und Weiblich, und den Schluß machte der wackere Nationalgarde-Hauptmann von Gutenstein, als Symbol der Sicherheit und Ordnung, während dessen Compagnie sammt der Musikkapelle ein eigenes Lokale zur Abspeisung inne hatte. Der erste Toast wurde unserem geliebten Monarchen, dem Vater, welcher Millionen seiner Treuen beglückt, ausgebracht; es war des Jubelns kein Ende, und die Luft wiederhallte von den Salven und dem Donner der Böller; hierauf galt es unsern hochgesinnten Akademikern und den wackeren edlen Bürgern in Wien, wie nicht minder Jenen, die sich für uns geopfert. Sonach traf die Reihe die hochw. Geistlichkeit, die erwähnte geliebte Prinzipalität, den löbl. Vorstand der Herrschaft Bleiburg, und mehr den Einmal den Veranstalter des hohen Festes, Hrn. Director Schlegel ꝛc. Symbolisch faßten Alle das Band ohne Ende in der Rundung in die Hände, und hoch betheuerten Alle die Eintracht, die Einigkeit, bei welcher Gelegenheit nicht versäumt wurde, ganz im populären Sinne darzuthun und zu erklären, welch' hohes Geschenk der Monarch seinen Unterthanen gemacht, wie die neue Staatsverfassung zu verstehen sey, wie Jeder den bestehenden Pflichten jetzt um so dringender und gewissenhafter nachkommen soll; wie sehr Ruhe und Geduld erforderlich sind, um Das zur Ausführung und zum Gedeihen zu bringen, was der erhabene Kaiser zum Wohle seiner Völker begonnen! Vielen Dank für alle diese vom Hrn. Director Schlegel ausgeführten Erläuterungen brachten besonders die anwesenden guten Landleute, die sichtlich mit einer gewissen Beruhigung und der Hoffnung, daß auch sie ihres Standes im Staate als nützlich und werth beachtet werden, der Zukunft mit ganzer Ergebenheit in Ruhe und Eintracht entgegen sehen.

Mittlerweile hatten die wackeren Berg- und Hüttenleute auf dem großen Platze das Geschenk des Weines und den Imbiß in Ordnung und Ruhe verzehrt, und konnten nicht umhin, auch insbesonders jedem Anwesenden ein Lebehoch zu bringen. Sie kamen daher vor das Saalgebäude, stellten ihre Fahnen auf und jubelten dem guten Kaiser und Vaterland zu, so wie Jeder, den sie wählten, auch vertraulich in ihre Mitte trat.

Das Bildniß unsers erhabenen Kaisers wurde auf einige Minuten seiner blumenbekränzten Stätte entnommen, und der großen Versammlung hoch emporgehalten und mit dem Rufe gezeigt: „Es lebe hoch un-

ser edler hochherziger Kaiser, der Vater unser Aller; Jeder gebe, wenn es gilt, für Ihn und das Vaterland Blut und Leben; verwahren wir unsere Treue durch Gehorsam, Ruhe und Ordnung, und Jeder sey unser Feind, der Gesetze und Religion nicht achtet, und den inneren Frieden zu stören sucht!" Dem Hrn. Director Schlegel, der diese Worte sprach, gaben alle Umstehenden als heiliges Pfand ihre Hände, und dieß war eine gewiß große, rührende Scene. Hierauf brachte man den Berg- und Hüttenleuten ein Lebehoch mit den Worten: „Auch euch, die ihr mit erwerben helft, und so treu und brav bei jeder Gelegenheit euch gezeigt, ein Lebehoch!"

Nun nahm noch zum Schluß der Hr. Director Schlegel die im Saale anwesenden Bauern mit hinab, ergriff ihre Hände und sprach: „Ein herzliches Lebehoch dem fleißigen Landmanne; er ist es, dessen mühsame emsige Arbeit uns die Nahrungsmittel verschafft; achten wir ihn hoch, unsern Bruder, er ist das große Fundament des Staates. Was wären unsere vielen, ja selbst edlen Metalle ohne das liebe Brot. Alle sind wir uns gegenseitig verpflichtet und nützlich, daher nochmals: Friede und Einigkeit in und unter allen Verhältnissen."

Der Tag neigte sich zu Ende, und der Abend zog den Schleier über die Fluren; doch plötzlich wurde die Nacht mit tausenden von Flämmchen in allen Gebäuden erleuchtet; ein Fackelzug begann, und wir Alle weideten uns an dem ungewohnten Anblick. Besonders brillant nahm sich die lange Hüttenfacade aus, in deren Mitte ein Triumphbogen glänzte, über welchen hoch in der Luft die Fahne wehte; Raketen stiegen himmelan und streuten hoch in der Luft Sterne und aus Füllhörnern Segen und Glück aus; ein griechisches Feuer verbreitete eine liebliche Morgenröthe, ein zweites folgendes gab den Glanz eines sanften Frühlingsgrüns; beide Effekte waren gewiß von hoher Bedeutung, und unaufhörlich erschallte es aus treuer Brust: „Hoch lebe unser guter Kaiser Ferdinand!" und zum Schluß beschlossen den feierlichen Tag die weithin donnernden Böllerschüsse.

So endete die hohe Feierlichkeit, ohne die mindeste Störung, welcher sich jeder Theilnehmer gewiß mit lebhafter Freude und inniger Rührung, vorzüglich der schönen, vielbedeutenden Rede des Herrn Directors Schlegel, welcher sowohl als Vater, Gatte und Philantrop zum Prototyp wahrhaften Männercharakters aufgestellt werden kann, erinnern wird.

Der heiße Wunsch, für die fernere Zukunft ein glückliches Erwachen zu genießen, begleitete uns zur Ruhe, und der erhabene Monarch möge überzeugt seyn, daß wir uns Seiner Liebe und Wohlthaten stets würdig zeigen, so wie Blut und Leben für Ihn aufopfern wollen.

Nicht den bescheidenen und geringen Glanz des Festes, da es uns hier am Lande und im Gebirge an Mitteln gebricht, möge man uns verwerfen, sondern vielmehr das, was treue gute Herzen brachten, als des Dankes Krone betrachten; dieß auch wird mit Liebe erkennen unser guter Vater Ferdinand.

K...n.

III.

Correspondenz.

Innerteichen, am 11. April 1848.

Freitag am 7. April hat sich am Wöllanberge ob Ariach ein Seitenstück zu jener acustischen Beobachtung ergeben, welche am 23. November 1847 ob Stall im Mölltha le sich begab. Am besagten Tage hörte man beim Rauter, dem höchsten Bauer daselbst, Vormittag beiläufig um die zehnte Stunde bei günstigem Winde aus südlicher Richtung ein Hallen ferner Donnerschläge, jedoch vom natürlichen Donner unterscheidbar. Um nicht als ein Prophet post festum zu erscheinen, beeile ich mich, der verehrtesten Redaction diese Thatsache zu berichten. — Da in der Fastenzeit und an einem Freitage keine Hochzeit, auch schwerlich irgendwo ein Constitutionsfest gefeiert worden seyn konnte, wo man an Bleiberg denken möchte, welches in die Richtungslinie des Schalles fällt, so leitet der Faden der Mölltha ler Analogie nach Udine, Palma nova oder Venedig, wo an jenem Tage Vormittag eine Bataille Statt finden mochte. Nun gibt die Karte in gerader Linie von Villach bis Udine 10, bis Palma nova 13, bis Venedig 24 geographische Meilen an. — Nehmen wir als gerade Linie von Villach bis zum Rauter auf dem Wöllan 1 geographische Meile, so hätten wir das Resultat, daß Kanonendonner 22 oder 28, oder gar 50 Stunden weit gehört worden. Möge dieser großartige Telegraph den österreichischen Waffen Sieg verkündiget haben!

L...gg.

Meteorologische Beobachtungen zu Klagenfurt.

April 1848.	Luftdruck in P. Linien auf 0° reducirt.			Lufttemperatur in Reaumur's Graden.			Dunstdruck in P. Lin. nach dem Psychrometer.			Winde.			Witterung.			Reg. u. Schnee P. Zoll hoch.
	Größter	Kleinster	Mittlerer	Größte	Kleinste	Mittlere	Größter	Kleinster	Mittlerer	Morgens	Mittag	Abend	Morgens	Mittag	Abend	
6.	319·7	318·6	319·1	+ 12·6	+ 6·5	+ 9·2	3·8	3·5	3·6	W	S²	SW	Nebel	☉u.W.	Wolken	—
7.	318·2	317·8	318·0	+ 11·0	+ 3·7	+ 8·6	3·9	3·2	3·7	NW	SW¹	SW	☉u.W.	detto	trüb	—
8.	318·0	316·2	316·9	+ 12·0	+ 7·0	+ 8·7	3·8	3·6	3·7	SO	S¹	SW	Regen	detto	Regen	1·20
9.	318·7	318·2	318·4	+ 12·3	+ 7·2	+ 8·7	3·8	3·2	3·1	NW	W¹	W¹	☉u.W.	detto	heiter	—
10.	318·2	317·8	318·0	+ 12·6	+ 2·2	+ 6·8	3·0	2·7	2·8	NW	W⁴	SW	heiter	heiter	Regen	0·31
11.	319·3	318·6	319·0	+ 8·5	+ 1·7	+ 4·1	3·4	2·2	2·7	SW¹	W	NW	Schnee	☉u.W.	detto	0·51
12.	321·5	319·7	320·4	+ 9·7	+ 0·7	+ 5·5	3·0	2·3	2·7	NW	S¹	S¹	heiter	heiter	trüb	—
	321·5	316·2	318·5	+ 12·6	+ 0·7	+ 7·4	3·9	2·2	3·2	Herrschende Winde: W.						2·02

Verantwortlicher Redacteur: Simon Martin Mayer. Schnellpreßdruck des Ferdinand Edlen v. Kleinmayr.

CARINTHIA.

Klagenfurt, Sonnabend den 22. April 1848.

№ Acht und dreißigster Jahrgang. 17.

Geschichtliche Tageserinnerungen für Kärnten.

Am 22. April (1174) bestätigte Papst Alexander III. dem Frauen-Kloster St. Georgen am Längsee alle seine Besitzungen. — Am 23. April (1424) bestätigte Erzherzog Ernst die Privilegien des Hochstiftes Gurk. — Am 24. April (1476) verbrannten die Türken das Kloster Arnoldstein mit 140 Personen. — Am 25. April (1331) übergab Anna, die Witwe Dietmars von Weißenegkh, ihrem Eidam Wernher von Grolzheim das Schloß Leonstein. — Am 26. April (1249) schenkte Wichard von Karlsberg das Gut Redewich und zwei Mansionen in Völach an das Stift Viktring. — Am 28. April (1204) übergab Otto von Trachenberg sein Gut zu Reichenhaus an die Kirche zu Gurk. — Am 29. April (1425) geschah ein Tauschvertrag zwischen Grafen Hermann von Cilli und Friedrich Bischof von Bamberg, wodurch die Schlösser Weißeneck und Hartneidstein an Bamberg, das Schloß Mautenberg an die Grafen von Cilli gekommen sind.

I.

Stimmen der Zeit.

1. Friede.

O süßer Friede, heil'ge Eintracht, weile
In unſ'rer Stadt, im theuren Vaterlande!
Umschling die Herzen fest mit deinem Bande,
Mit Allen, Allen deine Gaben theile.

Was wollt ihr mit dem Schwerte, mit dem Beile,
Mit der Verheerung, mit dem wilden Brande?
Der Krieg iſt Zorn und Haß, iſt schwarz wie Schande,
Der Fried' iſt Liebe, Saat zum künft'gen Heile.

Stürmt nicht hinan ihr Geister, ihr Giganten,
Des Baues Trümmer werden euch begraben.
Das Haus muß Grund und feste Stützen haben,

Ihr ſeyd ſie, ihr, die Schlichten, die Verkannten.
Ihr Großen neigt herab, erhebt euch Kleine,
Ihr Alle ſeyd des weiten Baues Steine.

2. Freiheit.

Es ſteht ein Baum auf weitem deutſchen Grunde.
Hätt' man das freie Wachſen ihm gestattet,
Er hätte ſchützend Länder überſchattet,
Und Völker jauchzten in des Schattens Runde.

Die Gärtner zeigten ihres Handwerks Kunde.
Der ſtolze Gipfel ward ihm abgeplattet,
Der Aſt durch Kettenlast ermattet,
Zur Erd' gebunden ward er bis zur Stunde

Man ſprach: „So muß es ſeyn!“ Doch Seufzer dringen
An's Ohr des Herrn. Er winkt, die Ketten ſpringen,
Und hoch empor ſich froh die Aeſte ſchwingen!

Der Aſt doch trennt ſich, bricht und wird zertreten,
Und der iſt weiſ, die Freiheit wird ihn retten,
Die Liebe iſt ein ſtärker Band, als Ketten!

3. Einigkeit.

Hört, welch ein Schwärmen! welch ein Toben, Brausen?
Es wollen Schwärme ſich vom Schwarme trennen.
Dieß Gähren hört man „ſich befreien“ nennen,
Sie wollen einzeln, ohne Weiſel hausen.

Und unter Kampf und unter Todesgrausen
Sieht man der Zwietracht wilde Fackel brennen.
Wollt ihr den Ruf der Zeit noch nicht erkennen,
Ihr Tauben in der Behme dunklen Klauſen?

Erwacht vom Schlaf, hebt euch vom weichen Kiſſen,
Was werket ihr mit wirrem Kopf beſchließen?
Ja, Eines mögt ihr vorhinein wohl wiſſen:

Mögt ihr das Reich in kleine Theil' zerſpalten,
Des Oeſterreichers Herz wird nie erkalten,
Und warm und treu an ſeinem Kaiſer halten.

Wien. Dr. Gallisch.

4. Tiroler-Lied.

Vorgetragen vom hieſigen Männer-Geſangsvereine bei der Ankunft der Tiroler-Studenten-Freiwilligen in Klagenfurt am 18. April 1848.

Sie ſollen ſie nicht haben,
Des Brenners Scheidewand!
Sie ſollen erſt ſich graben
Ihr Grab in unſerm Land!

So lang' Tiroler Schützen
Am Throne ſchirmend ſteh'n,
So lang' noch Stutzen blitzen,
Und grüne Fahnen weh'n;

So lang' aus deutſchen Zungen
Ein freies Wort erſchallt,
So lang' ein Lied geſungen
Wird im Tiroler-Wald';

So lange deutſche Männer
Tiroler-Feld bebau'n,
So lange ſoll der Brenner
In deutſche Lande ſchau'n;

So lang' in unſern Föhren
Ein Vogellied erklingt,
So lang' aus unſern Röhren
Die heiße Kugel ſingt;

So lang' von unſern Ahnen
Noch ein Gedächtniß lebt,
So lang' um unſ're Fahnen
Der rothe Aar noch ſchwebt;

So lang' noch deutſche Treue
In unſern Bergen gilt,
So lang' noch fromme Weihe
Tiroler Herz erfüllt;

Sie ſollen uns nicht trennen —
Den Süden von dem Nord!
So lang' wir uns noch nennen
Der deutſchen Grenzen Hort.

Sie ſollen ſie nicht haben
Des Brenners Scheidewand!
Sie ſollen erſt ſich graben
Ihr Grab in unſerm Land!!

Dr. Weller.

---

5. Aufruf an die deutſchen Frauen.

(Aus der Abendbeilage zur Wiener Zeitung.)

Unſere gegenwärtige Lage, dieſe ſichtvolle, aber ſchmerzenreiche Uebergangsperiode aus einer düſteren Vergangenheit in eine glücklichere Zukunft, fordert, daß jeder Gutgeſinnte alle ſeine Kräfte dem Dienſte des Gemeinwohles weihe, ſie fordert dringend, daß Jeder ſein Opfer auf den Altar des theuren Vaterlandes freudig lege, ſie fordert unabweislich, daß wir uns Alle, Jung und Alt, Mann oder Weib, innigſt vereinen, um durch kräftiges, energiſches Wollen, gepaart mit raſcher That, die Uebel abzuwenden, welche uns nah und ferne bedrohen. Auch an euch, edle Frauen, geht der ernſte Mahnruf der neuen Zeit. Auch ihr müßt, wenn gleich nur in den Grenzen eures ſtillen häuslichen Wirkens und Schaffens, zum großen Ganzen mitwirken. Und ihr werdet es thun, wir halten uns feſt überzeugt, denn in euch, die ihr „wachſam nähret das ewige Feuer ſchöner Gefühle mit heiliger Hand,“ lebt ſelbſt das Schönſte: der Trieb zum Vaterlande. Ihr habt es in den ewig denkwürdigen drei Märztagen aufs Neue glänzend bethätigt.

Der Patriotismus hat auch heilige Pflichten. Gibt es aber für eine echte deutſche Frau eine heiligere Pflicht, als Thränen zu trocknen, die unverſchuldet fließen werden? Gibt es eine heiligere Pflicht, als bange Sorge, herben Kummer und unſägliches Elend zu verſcheuchen, die uns wie bleiche Schreckensgeſtalten ſchon mit dürrem Finger winken?

Die Induſtrie, dieſe ſchöne junge Blüthe unſeres Fleißes, iſt tief erſchüttert! Alle Gewerbe ſtocken, der Meiſter, der Fabrikant, wie der Handwerker, ſie alle führen die Geſchäfte mit den ſchwerſten Opfern fort, mancher mit dem letzten Blutstropfen ſeiner Herzkammern; alle ſehen mit banger Wehmuth auf ihre braven Arbeiter und können ſich die Frage nicht beantworten: werden wir, und wie lange noch, unſeren Arbeitern Beſchäftigung und Verdienſt, ſomit Brot geben können? Die Arbeiter aber und wir Alle blicken auf euch. Das Einzige, um was wir bitten, iſt Arbeit, gebt uns Arbeit! Ihr könntet dieß!

Es iſt leider eine traurige Thatſache, daß ſo viele Erzeugniſſe unſeres inländiſchen Gewerbfleißes noch immer das allgemeine Vorurtheil gegen ſich haben. Namentlich iſt dieß bei vielen gewebten und gedruckten Stoffen der Fall, trotz der großen Fortſchritte, die unſere Induſtrie in Geſchmack, Farbenwahl, Druck- und Webekunſt unläugbar gemacht hat. Wer kann mit Grund behaupten, daß die öſterreichiſchen Fabrikanten nicht alle Fortſchritte der Technik nach Oeſterreich verpflanzt haben? Wer kann läugnen, daß ſie von der Concurrenz getrieben, in faſt allen Induſtriezweigen einen Grad der Entfaltung erreicht haben, der ſie denen des Auslandes ebenbürtig an die Seite ſtellt. Hat dieß unſere jüngſte Gewerbsausſtellung nicht ſchlagend dargethan? Haben dieß nicht ſelbſt die ausländiſchen Fabrikanten, die dieſe Schauſtellung beſuchten, offen zugeſtanden? Welche großen Fortſchritte wurden in den letzten drei Jahren ſeit jener Ausſtellung abermals gemacht! Ueberdieß ſteht es feſt und kann durch Ziffern nachgewieſen werden, daß die öſterreichiſchen Induſtriellen wohl einer großen Zahl von Arbeitern Erwerb gegeben haben, daß aber nicht viele unter ihnen reiche Zinſen ihrer Mühe und Sorgen, ſo wie ihrer Capitale geerntet, ſondern ſelbſt dieſe in Fabriksgebäuden, Triebwerken, Maſchinen, Werkzeugen, Stoffen und Löhnen liegen haben, deren Werth, wie wohl Jeder einſieht, von jedem Wechſelfalle des launigen Glückes abhängig iſt.

Gar wenige Frauen nun dürften dieſe Verhältniſſe genauer kennen, gar wenige dürften wiſſen, daß wir alljährig dem Auslande mehr als ſechs Millionen Gulden C. M. an Arbeitslohn und Veredlungskoſten bloß auf die vier Induſtrie-Artikel Baumwollen-, Leinen-, Seide- und Schafwollwaaren zahlen. Welch' ungeheurer Betrag entgeht dadurch unſeren Arbeiter-Claſſen! Da nun gerade Ihr, edle Frauen, die Mehrzahl dieſer Gewebe verbraucht und meiſtens im Kleinhandel einkauft, in euren Händen daher das Wohl und Wehe tauſender arbeitsfleißiger Familien liegt, ſo wenden wir uns vertrauensvoll an euer edles patriotiſches Gefühl. Bringt ein Opfer, das, ſo gering auch ſeine Wirkung in jedem einzelnen Falle ſcheinen mag, von der Geſammtheit gebracht, doch im Stande iſt, Arbeit zu verſchaffen, und dadurch mehr Noth und Elend zu ſtillen, als alle Almoſen der Welt! Unſere Arbeiter wollen nicht der öffentlichen Mildthätigkeit anheimfallen, ſie würden aus einem nicht genug zu ehrenden, wenn auch noch ſo traurigen Schamgefühle lieber im tiefſten Elende hungern und darben, als durch Almoſen ihre Exiſtenz zu friſten. Sie wollen Arbeit und nur Arbeit! — Verpflichtet euch daher Frauen, von nun an keine ausländiſchen Waaren mehr anzuſchaffen, ſondern als deutſche Frauen auch deutſche Stoffe zu tragen. Werft die fremden Moden über Bord! Entſchlagt euch der leidigen Sucht, nur das gut und ſchön zu finden, was engliſche und franzöſiſche Zeichen trägt. Unterſucht, ob nicht manche Waare, die mit dieſem Stem-

vel versehen euch vorgelegt wurde, vielleicht inländischen Ursprungs war. Lernt die inländischen Erzeugnisse und ihren Werth erst vollkommen kennen und schätzen, euer Interesse und Geschmack wird sich dann gewiß nicht mehr den ausländischen zuwenden! Das treue deutsche Herz schlägt am wärmsten unter dem deutschen Kleide, der deutsche Hut drückt die deutsche Stirne am wenigsten.

Wir sind nicht so selbstsüchtig, daß wir unser gerechtes und billiges Verlangen für alle Zukunft erfüllet sehen wollen. Nein! Wir wollen nicht alle fremdländischen Waaren für alle Zeiten schroff ausgeschlossen wissen. Nein! Gewährt unsere und die Bitte Tausender unserer Arbeiter nur für die Tage der gegenwärtigen Noth, für die Tage der dringendsten Gefahr! Wir wollen keinen Schutzverein, um eine Industrie künstlich heranzubilden oder zu nähren. Nein! Wir wollen nur die bestehende erhalten, damit nicht das schöne Gebäude mit einem Schlage in Trümmer zerfalle, die in ihrem Schutte uns und unsere Arbeiter unfehlbar begraben würden!

Deutsche Frauen! Verschließt nicht unseren Worten den Eingang zu Eueren deutschen Herzen. Tausende von Arbeitern sind bereits brotlos, abermal Tausenden droht das gleiche Schicksal! — Führt Euch die schreckliche Lage recht lebendig vor Augen, in die wir durch eine allgemeine Arbeitslosigkeit und ihre erschütternden Folgen rettungslos versetzt würden. Gebet Arbeit, nur dadurch könnet Ihr die Möglichkeit herbeiführen, daß sich unsere gegenwärtigen ungeregelten Verhältnisse ruhig entwickeln, ebnen, klären können. Nur dadurch erhaltet und befestiget Ihr die Grundlagen jeder Freiheit, die Ordnung, „die heil'ge segenreiche Himmelstochter, die das Gleiche frei und leicht und freudig bindet.„ Geht mit edlem Beispiele voran, Eure Töchter werden Euch folgen, und auch mancher Mann beschämt sich anschließen. Tausende fleißiger Arbeiterhände aber werden Euch segnen, Tausende Stimmen im Jubelchore rufen: Ehret die deutschen Frauen!

W. S.

6. Antwort.

Vorerst den wärmsten, herzlichsten Dank dem Schreiber obiger Zeilen; hat er es doch bewiesen mit seinem Vertrauen, daß er die deutschen Frauen kennt, denn wie vielen mag es gleich mir ein Gefühl von Trost und Stolz in's Herz gesendet haben, daß wir doch auch etwas leisten können in den Tagen der Gefahr. Jenes Opfer, keine fremden Stoffe zu tragen, ist so unendlich klein im Verhältnisse zu seiner Wichtigkeit, daß es eher eine Pflicht genannt werden sollte, und wenige aus uns dürfen sich so glücklich preisen, durch diese kleine Entbehrung ihre Liebe zum Vaterlande zeigen zu können. Waren es doch ohnedem nur hohe und reiche Frauen, die sich aus fernen Ländern ihren Putz verschaffen konnten. Diese müssen von nun an nur inländische Waaren kaufen, wenn sie würdig seyn wollen, deutsche Frauen genannt zu werden; dann erst kann ihnen der Luxus erlaubt und gegönnt werden, weil er zur Wohlthat für unsere Fabriken wird. — Aber wir, die im Mittelstande, im Bürgerstande leben, und selten oder nie andere Kleidung trugen, als sie das Inland liefert, wir wollen auf andere Art unsere tiefe, treue deutsche Anhänglichkeit beweisen. Wir wollen jene unzähligen Kleinigkeiten, jenen überflüssigen Flitter der Mode, jenes lächerliche Nachahmen des hohen Adels verbannen, wir wollen einfach seyn in Allem, und nur verschwenderisch, wo es sich um das Geben handelt, und wo die Wohlthätigkeit uns ruft.

Wir müssen unsere Welt im Hause suchen, den Männern jede Mühe, jede Sorge erleichtern, damit sie die Bürde ihres Dienstes willig tragen und muthig und froh dem Staate dienen. — Unsere Kinder wollen wir selbst erziehen, sie nicht von fremden Händen an Leib und Seele pflegen lassen, und nicht aus Sucht zu glänzen, ihnen fremde Worte eher lehren, als die liebe schöne deutsche Sprache. Lasset uns der Söhne Herz erschließen, ihre Begeisterung leiten und sie mit edler Hingebung hinaussenden, mitten in die Gefahr, denn sie gehören unserm Kaiser, unserm Vaterlande an. — Unsere Töchter mögen die feinen, künstlichen Arbeiten bei Seite legen in dieser ernsten Zeit, und freudig ihre Hände leihen, um nützliche, brauchbare Wäsche zu schaffen, die nun so oft verlangt, so sehr gesucht seyn muß. Eine kleine Summe, die zu dem winzigsten Bedürfnisse der eleganten Dame nicht hinreichen würde, kann zur großen Wohlthat werden, wenn Leinwand und Zwirn darum gekauft und von fleißigen Händen verarbeitet wird. Und dieß versprechen wir uns noch, deutsche Frauen, darin vereinigen wir uns noch, diejenigen, die unserem Hause dienen, nicht als gezahlte Sclaven, sondern als treue Freunde zu behandeln, ihnen ihr Loos zu verschönern und Zeit zur Ausbildung des Geistes zu gönnen. Jede Seele, die wir gewinnen und veredeln, ist ein Geschenk, das wir dem Staate machen. Deutsche Frauen! so denken wir denn überall, bei Allem was wir thun, an unsern engelsguten Kaiser und an das theuere Vaterland. Dann werden wir in der Grenze zarter Weiblichkeit schaffen, was in unserer Macht ist, und den deutschen Namen ehren. Dürfen wir auch nicht die Siegespalme erringen und Lorbeeren um unsere Stirne winden, so können wir doch in unserem stillen, heiligen Beruf den ewig grünen Baum der deutschen Eiche besorgen und bewachen.

Wien. Anna.

II.

Hünenbetten und Römergräber

im deutschen Boden des Marburger Kreises in Steiermark. Von Dr. Rudolf Puff.

(Fortsetzung von Nr. 15.)

Nr. 40. 2′ 9″ hoch, 2′ 2″ breit.

IVNIVS . T . VIV . FEC.
CRISPINAE . VX . ET.
QVINI . . . FIL . OPT . MIL.
COH . X . QVINTINI . . . .

(Denkmal des Junius seiner Gattin Crispina und ihres Sohnes Flavius Quintus von der zehnten Cohorte.)

Nr. 52. 2′ 6″ hoch, 3′ 5″ breit.

Ein Feldherr. Die prora deutet auf einen Befehlshaber zur See. Links steht ein gepanzerter Krieger im sagum.

Nr. 55. 3′ 6″ hoch, 2′ 2″ breit, 1′ 2″ dick.

IVLIVS
ALBINVS
AED . SOL.
IVLIAE
. . CVNDINAE
. XOR . OPT.
. T SIBI
. O SABINIANE

(Julius Albinus, Aedilis Solvensis, Juliae Secundinae Uxori optimae et sibi, (ET TIT)o, Sabinianae filio.)

Albinus erscheint auch in Trifail. Ein Schnitter.

Nr. 58. 2′ 4″ hoch, 3′ 2″ breit.

T . CASSIV
SECVNDINVS
LEG . XV . AVG.
DONIS DONAT
CORONA . MVRA

(Titus Cassius Secundinus Centurio Legionis XV. Aug. Donis donatus, corona murata.)

Einem tapferen, mit der Mauerkrone und anderen Auszeichnungen belohnten Krieger.

Die 15. Legion wurde von August errichtet und nach Pannonien verlegt, nach Carnuntum und Windobona, kam dann in den Orient.

Nr. 78. 2′ hoch, 2′ 3″ breit.

. . . . PROCOS.
TRIB POTEST
L. SEPT . . EVERI . PI . PER.
AVGAR . . DIA B PAR.
T HIC . MAX . FIL.
M . TVLLIVS MAXIMVS
OB HONOREM
DECVRIONATVS

(Marco Aurelio Antonio Augusto Pio Proconsuli Pontifici Maximo Tribunitia potestate Lucii Septimi Severi Pii Pertinacis Augusti Arabici Adiabenici Parthici Maximo filio Marcus Tullius Maximus ob honorem Decurionatus.)

Maximus kommt zu Lichtenwald, Laf, Pettau, Cilli und Graz vor; der Name des Imperators ist hier ausgemerzt.

Sehr wichtig, wenn auch verstümmelt, von einem Marcus Tullius Maximus dem Kaiser Caracalla für die Decurionenwürde errichtet (203).

III.

Zeitnotiz.

Das Abendblatt zur „Wiener Zeitung" vom 12. d. bringt folgende ergötzliche Schilderung der Art und Weise, wie die Republik von guten Spießbürgern defecrirt und wieder abdefecrirt wird:

Sonntags den 2. April nach der Messe haben die Bewohner von Scala, einem Ort von 50 bis 60 Häusern, eine Stunde von Capo d'Istria, die Republik ausgerufen und den Podestà gezwungen, dasselbe zu thun. Der Podestà rief also auch die Republik aus, und ließ ein Faß Wein auf den Platz bringen, wo Alles betrunken davon ging. — Den andern Tag ließ er das Volk versammeln, und fragte nochmals, ob sie wirklich die Republik wünschten; ein allgemeines Ja erfolgte.

Dieß ist schön, antwortete der Podestà, übrigens sagt mir Freunde, welche ist die erste Frucht, die ihr verkauft? Grüne Erbsen, war die Antwort. Wo verkauft ihr sie? In Triest. Nun gut: Eviva Trieste! Alles schrie: Eviva Trieste.

Was ist die zweite Frucht, die ihr verkauft? Kirschen war die Antwort. Und wohin verkauft ihr sie? Nach Triest. — Also: Eviva Trieste. Sogleich schrie Alles: Eviva Trieste! und so ging der Podestà alle Früchte durch, welche in Triest verkauft werden.

Als er mit diesen Fragen zu Ende war, sagte er: Ja liebe Leute, nach Triest könnt ihr euere Sachen nicht mehr verkaufen, auch nicht einmal hingehen, da Triest die Republik nicht erkennt; sondern ihr müßt nun nach Venedig. Als dieß die Leute hörten, machten sie lange Gesichter und sahen einander an. Als der Podestà dieß bemerkte, fuhr er fort: Die Triestiner rufen nur Eviva Ferdinando und sie sind getreue Unterthanen. Kaum hatte er dieß ausgesprochen, so schrie das versammelte Volk: Eviva Ferdinando! und so lieber Freund hat bei dieser Gemeinde die Republik ihr Ende gehabt. Es lebe ein so kluger Vorsteher! Aehnliche Vorkehrungen hätten so manches Unheil vom Lande abgewendet.

Meteorologische Beobachtungen zu Klagenfurt.

April 1848.	Luftdruck in P. Linien auf 0° reducirt.			Lufttemperatur in Reaumur's Graden.			Dunstdruck in P. Lin. nach dem Hygrometer.			Winde.			Witterung.			Wasser-Höhe P. Zoll hoch.
	Größter	Kleinster	Mittlerer	Größte	Kleinste	Mittlere	Größter	Kleinster	Mittlerer	Morgens	Mittag	Abend	Morgens	Mittag	Abend	
13.	320·4	319·1	319·8	+ 11·5	+ 1·1	+ 6·7	3·8	2·6	3·1	NW	N³	NW	heiter	heiter	heiter	—
14.	319·1	316·6	317·8	+ 11·4	+ 2·2	+ 6·7	3·8	2·6	3·1	NW	W³	SO	trüb	detto	detto	—
15.	321·1	319·6	320·3	+ 8·0	+ 0·0	+ 3·0	2·4	0·8	1·6	W	N³	N³	heiter	detto	detto	—
16.	321·0	320·7	320·9	+ 10·7	— 2·1	+ 5·8	3·1	1·8	2·9	NW	W	W	rein	detto	detto	—
17.	321·4	320·6	320·9	+ 16·2	+ 2·5	+ 8·4	2·8	1·7	2·5	SW	SW³	SW	heiter	detto	detto	—
18.	320·1	318·7	319·3	+ 16·9	+ 3·4	+ 8·0	2·8	2·7	2·7	W	SO	SW	detto	☉u.W.	trüb	—
19.	318·2	317·4	317·7	+ 13·2	+ 2·8	+ 7·7	3·1	2·5	2·6	NW	SW³	SW	☉u.W.	detto	detto	—
	321·1	316·6	319·5	+ 16·9	— 2·1	+ 6·6	3·8	0·8	2·6	Herrschende Winde: NW. u. SW.						—

Verantwortlicher Redacteur: Simon Martin Mayer. Schnellpreßdruck des Ferdinand Edlen v. Kleinmayr.

CARINTHIA.

Klagenfurt, Sonnabend den 29. April 1848.

№ Acht und dreißigster Jahrgang. 18.

I.

Oesterreich und Deutschland.

Das römische Volk zog sich, den Patriciern grollend, auf den heiligen Berg, entschlossen das Vaterland aufzugeben, und die weltgebietende Roma war im Entstehen erdrückt, wenn nicht ein Mann, großen Geistes, mächtigen Wortes die Haufen zur Besinnung gebracht, zur Rückkehr bewogen hätte. Die einfach kindlichen Zeiten sind vorüber, wo eine schöne Parabel solchen Sinneswandel zu bewirken, einen Staat zu retten vermochte. Einen Ministergößen, stolzer und gewaltsamer als Tarquinius superbus, haben wir gestürzt, die goldene Aera der Freiheit bricht für das große, herrliche Oesterreich an, und stehe da, auf den maßlosen Jubel von gestern folgt heute maßlose Bestürzung, Rath- und Thatlosigkeit, Ungewißheit der nächsten Zukunft. Die vielen Völker ziehen alle auf ihre heiligen Berge, kein Menenius Agrippa erscheint, und wenn er erschiene, würde sein Ruf nach Einigkeit, nach festem, innigen Zusammenhalten im tobenden Sturme der Partheien lautlos verhallen. Ach! das große Herz des Staates im kaiserlichen Wien, die Seele und Lebensbedingung für Millionen krankt, wie einst an Ueberfülle so jetzt am Mangel der Kraft. Und doch, wie kann die Glieder Lebensenergie durchströmen, wenn das Leben im Mittelpunkte des Körpers zu stocken beginnt? Haben wir die Freiheit dazu errungen, um unsere politische Existenz in dem Augenblicke für immer zu vernichten, wo mehr als je sie zu befestigen, auf unerschütterliche Grundlage zu stellen, die heiligste Pflicht, die herrlichste Gelegenheit vorhanden ist? Nun denn, wenn wir Alle, Deutsche, Slaven, Magyaren, Walachen, nur Einen Zweck haben, den der Erhaltung des Staates, der Einheit, so muß es wohl, da solcher Wille mit unermeßlicher Kraft im Bunde des Erfolges sicher ist, ein Mittel der Verständigung geben. Diese herbeizuführen, die Gemüther zu versöhnen und zu nähern, Unverstand und Leidenschaft zurückzuweisen, das sey die Aufgabe der wahren Vaterlandsfreunde aller Zungen. In der politischen Nationalität, in dem Glaubensbekenntnisse des Gesammtstaates werden, müssen alle Völker des constitutionellen Oesterreichs übereinstimmen. Eben weil die Zeit der Parabeln vorüber ist, muß man klar, unverblümt, muthig sprechen, wo es das Vaterland gilt. Wir halten, unbekämmert um manche Empfindlichkeit, gegen die wir dadurch anstoßen, für hochwichtig, die deutsche Frage fern von jeder Selbsttäuschung vor allem und ausschließlich vom österreichischen Standpunkte zu betrachten. Inniger Anschluß Deutschlands an Oesterreich wie Oesterreichs an Deutschland, beider gemeinsame Politik nach Osten und Westen, wie nach Norden und Süden, würdevolle Vertretung des deutschen Oesterreichs mit seiner imposanten Streitmacht im Hintergrunde im Nationalrathe Deutschlands, wer wird diese Postulate nicht stellen, nicht für sie mit Leib und Seele einstehen? So weit ist alles klar, und mit Tausenden rufen auch wir nach Beschleunigung der Wahlen zum bevorstehenden deutschen Parlamente. Aber eines stellen wir oben an, unser Oesterreich, **unsern Staat.** Ihr sprecht und schreibt vom deutschen Gesammtvaterlande, wir kennen kein anderes Gesammtvaterland als das österreichische.

Man kann keine zwei Gesammtvaterländer haben, keinen zwei Staaten zugleich und ganz angehören. Was ihr auch sagen mögt, und ihr seyd euch entweder selbst unklar, oder ihr wollt euer letztes Wort nicht aussprechen, der österreichische Walache und Morlake steht uns staatlich näher als der Meklenburger und Westphale. Ja, wir wollen uns dem neuen Deutschland anschließen, aber nur in so fern dieß mit Wahrung der Staatseinheit, der Souveränität unserer Monarchie vereinbar ist, wir wollen es, in so fern wir dadurch kräftiger, mächtiger, nicht schwächer, getheilter als je werden sollen. Oesterreich darf und soll in Deutschland nicht untergehen, der österreichische neue Staat dem neuen deutschen Staate nicht zum Opfer fallen. Um des Himmels Willen, spielen wir nicht mit Worten, wo es sich um so überaus ernste Sachen handelt. Was ist das Ziel der jetzigen deutschen Bewegung? Kein anderes als den völkerrechtlichen deutschen Bund in einen einzigen deutschen Föderativstaat umzugestalten. Die einzelnen Glieder des in rascher Auflösung begriffenen Bundes sollen ihre gesammte Souveränität nach Außen, und in einem großen Umfange auch die wichtigsten Gegenstände innerer Souveränität, als da sind: Handel, bürgerliche und peinliche Gesetzgebung, Münzwesen u. s. f. an die souveräne Union abgeben. Das ist ausführbar bei den rein deutschen Staaten, und auch Preußen gehört dazu, nachdem es Posen gewissermassen über Bord geworfen, und die Provinz, welche dem Königreiche den Namen gibt, dem deutschen Bunde einverleibt. Kann aber Oesterreich, dessen Staatskörper zum bei weitem größten Theile außerhalb des deutschen Bundes liegt, unter vollkommen gleichen Bedingungen wie Baiern, wie Baden dem neuen, Einen Föderativstaate beitreten? Kann der gesammte österreichische Staat im Auslande stets durch denselben Mann repräsentirt werden, den der deutsche Staat zur Wahrung seiner Interessen nach Paris, nach London absendet? Wie, wenn das österreichische Reichsparlament in Fragen der inneren Gesetzgebung, welche ins Bereich der souveränen Union fallen, mit dem deutschen Parlamente in Widerspruch geriethe, und

sind Collisionen nicht denkbar, sind sie der Natur der Sache nach in vielen Fällen nicht wahrscheinlich? Soll das mächtige Oesterreich in das Schleptau der legislativen Gewalt der deutschen Union genommen werden, deren Majoritäts-Beschlüsse etwa gegen sich selbst vollstrecken? Und ist es etwa möglich die deutschen Bundesländer der Monarchie von dem Staatsrechte Oesterreichs auszuscheiden, sie der Souveränität des deutschen Föderativstaates unbedingt unterzuordnen, ohne die Monarchie selbst vollständig zu vernichten? Wer solches Verlangen hegt, der hat kein Recht über separatistische Tendenzen zu klagen, denn er selbst arbeitet unverständig oder in blinder Leidenschaft auf die Zerstückelung des Staates hin. Er sollte nicht vergessen, daß unter den 12 Millionen Einwohnern der deutschen Bundesländer Oesterreichs über 6½ Million nicht deutsche Oesterreicher leben, daß Böhmen zu ⅓, — Krain seiner ganzen Bevölkerung nach nichtdeutsch ist, daß nur das Stammland Oesterreich und selbst dieses nicht ausschließlich deutsche Bewohner hat.

Wenn die nationale Einheit und ihr Ausdruck im einheitlichen Bundesstaate — statt des bisherigen Staatenbundes — der wahre und alleinige Charakter der jetzigen deutschen Bewegung ist, dann müßte die nichtdeutsche Mehrzahl der österreichischen Bundesländer — denn auch ihre Nationalität ist ihr so theuer, wie den Deutschen die ihrige — vor allen die Frage aufwerfen, ob ihre nationalen Interessen nicht gefährdet sind gegenüber von 35 Millionen Deutschen, ob es gerathen erscheine, den Verband einer Monarchie zu lockern oder gar zu zerreißen, die ihnen Freiheit, Selbstständigkeit und Theilnahme an einem großen Staatswesen gewährt. Wenn Oesterreich als Gesammtstaat und vollkommen gleich berechtigt mit der deutschen Union in Verbindung treten könnte, wäre das Problem freilich leichter zu lösen. Mit einem Theile dieses Gesammtstaates kann Oesterreich nur unbedachet der Einheit und Souveränität der Monarchie in diese Union eintreten. Ist einmal die Grundbedingung klar geworden, unter welcher allein, wenn nicht namenlose Verwirrungen entstehen sollen, Oesterreichs politisches Zusammenleben mit Deutschland möglich ist, dann werden sich die Modalitäten desselben schon auffinden lassen. Aber halten wir uns ja nur Täuschungen ferne. So lange die neue deutsche Staatsbildung nicht zum Gegenstande der Sympathie für alle Völker Oesterreichs, ohne Unterschied für die deutschen Bundesländer wie für das große herrliche Ungarn, geworden ist, so lange kein Band für die Ewigkeit die gesammte österr. Monarchie an den deutschen Staat knüpft, und Wien der Mittelpunct zweier großer Staatensysteme geworden ist, wird diese große Residenzstadt, an Deutschlands Grenze excentrisch gelegen, von nichtdeutschen Stämmen hart berührt, nimmer zum Schwerpuncte eines ausschließlich deutschen Staatswesens werden können, sondern, wenn die Träume unserer österreichischen Teutomanen verwirklicht werden sollten, höchstens zu einer deutschen, unbedeutenden Provinzialstadt herabsinken, und Oesterreich über dem Bestreben, in einem gewissen particulären Sinne deutsch zu werden, seine Stellung als Großmacht, seine welthistorische Bedeutung für immer aufgeben. Es ist natürlich und löblich, daß die deutschen Oesterreicher die dreifarbige Fahne, die von der Spitze des ehrwürdigen Stephan-Domes herabweht, freudig begrüßen; für 30 Millionen nichtdeutsche Oesterreicher hat diese Fahne keine nationale, keine politische Bedeutung. Ihnen muß die schwarzgelbe glorreiche Fahne näher und theurer seyn, die Fahne unserer gemeinschaftlichen hohen Dynastie, die Fahne des gütigsten Monarchen, dessen Name unsterblich an die Acte des 15. März geknüpft ist, die Fahne, unter der Oesterreichs Heldenschaaren bei Zenda, Peterwardein, Turin, Marengo, Aspern und Leipzig gefochten haben.

Kennt ihr keine anderen Farben als die deutschen, nun denn um so mehr werden, durch euren Separatismus herausgefordert, die zahllosen Provincialfarben sich hervordrängen, und ach! den Sonnenglanz des Einen Staates verdüstern, in dem sich alle harmonisch vereinigen sollen. Euch ist der Eine nationale deutsche Staat das Höchste, uns steht der Staat über der Nation, uns gelten freie, brüderlich verschlungene Nationen in dem freien Gesammtstaate, uns gilt das theure, große, mächtige, Eine Oesterreich über Alles. Die schwarzgelbe Fahne — wenn Symbole nothwendig sind, ist keines nothwendiger als das der Vereinigung — wollen wir Alle hoch emporheben, neben ihr, sie stützend, von ihr gestützt, pflanzt die deutsche Fahne auf, und alle Völker werden das Gleiche thun, und die Bruderfehde, schon jetzt im Beginne so schrecklich, wird in der Liebe zu unserem Gesammtvaterlande untergehen.

Ein Neubau ist es, den Deutschland, den Oesterreich unternehmen muß; wohlan denn, als Nachbarn, als politisch durch Natur, Geschichte und gemeinsame Weltstellung von vornhinein verbündet, wechselseitig sich unentbehrlich, mögen Beide einträchtig zu Werke gehen, auf daß ein Bau für die Jahrhunderte zu Stande komme, und nicht ein Thurmbau wie der von Babel, den der Zorn Gottes durch die Hand des Franken und Moskowiten zerschmettern würde. Keiner Feuermauern wird es bedürfen, als den gemeinschaftlichen nachbarlichen Frieden gegenüber, aber fest und dauerhaft sollen die Grundvesten gelegt werden. Und ist es unmöglich, die mächtigen zwei Gebäude mit demselben schirmenden Dache zu überbauen, so müssen die Staatbaumeister, da neben einander friedlich und freundschaftlich zu wohnen Pflicht und Interesse den Inwohnern gebietet, sich über das, was beiden frommt, verständigen. — Ohne Bild gesprochen, der innige politische Anschluß Oesterreichs an Deutschland ist unser höchster Wunsch, Niemand wird dabei mehr als Deutschland selbst gewinnen; der Beitritt Oesterreichs zum neuen deutschen Bundesstaate kann nur unter solchen Bedingungen erfolgen, welche die Vereinigung der politischen Umgestaltung Deutschlands mit der Staatseinheit, der Souveränität, der Integrität und Unabhängigkeit der österreichischen Monarchie möglich machen.

Wenn unsere Vertreter am deutschen Parlamente von anderen Grundsätzen ausgehen, wenn sie nicht zunächst und vor Allem Oesterreich vor Augen haben, wenn sie über dem Einen Deutschland das Eine Oesterreich vergessen sollten, dann mag der Genius Oesterreichs sein Haupt verhüllen und Fiat Austriae! ausrufen.

Ein österreichischer Patriot.

II.

Wohlgemeinter Vorschlag zur allmähligen gänzlichen Ablösung aller Unterthans- und Zehentlasten.

Es ist angeordnet worden, daß sämmtliche Natural-Leistungen, welche bisher den Dominien ihre Unterthanen, und die Zehentholden ihren Zehentherren zu geben oder zu verrichten verpflichtet waren, vom 1. Jänner 1849 angefangen in Geld zu reluiren seyen, nach einem Maßstabe, der von den Ständen unter Zuziehung von nicht landständischen Gutsbesitzern, und von Grundbesitzern aus dem Bauernstande in Vorschlag zu bringen ist. Zwar erkenne ich dankbarst die treffliche Absicht dieser Anordnung an, doch glaube ich, daß es mehr dem Zeitgeiste und einer constitutionellen Verfassung gemäß wäre, auch für die Besitzer unterthäniger und zehentpflichtiger Realitäten zu ihrem Besten förderlicher, wenn gleichsam gleich das Thor zur Ablösung aller Giebigkeiten von Unterthanen an Dominien, oder von Zehentholden an Zehentherren geöffnet würde, was meines Erachtens auf folgende Art leicht geschehen, und dann allmählig zu Stande gebracht werden könnte. Man capitalisire sämmtliche solche Giebigkeiten nach zehnjährigem Durchschnitte, indem man die so berechneten Erträgnisse mit Zwanzig multiplicire. Ein jeder Unterthan, ein jeder Zehentholden würde sonach anstatt der Erfüllung jener Leistungen diese Capitalien dem bisherigen Bezieher schuldig, mit dem, daß diese Schuldposten allen übrigen grundbüchlich haftenden Schulden vorzugehen hätten, und mit Vier von Hundert jährlich zu verinteressiren wären. Da es aber den Unterthanen oder Zehentholden zu schwer fallen würde, nach geschehener Aufkündung an die Dominien diese Passiven rückzubezahlen, so wäre zu bestimmen, daß die Dominien oder Zehentherren nicht berechtiget seyen, diese Capitalien aufzukünden, wohl aber die Unterthanen oder Zehentholden, und zwar vierteljährig vorhinein, so viel oder so wenig sie wollen, welche Rückzahlungen dann die Gläubiger anzunehmen und in Abschreibung zu bringen verpflichtet wären. — Durch diesen Vorgang würde erzielt, daß alle den Namen Unterthanslasten und Zehentlasten tragenden Giebigkeiten gänzlich aufgehoben würden, beide Partheien in die Stellung von Gläubigern und Schuldnern kämen, mit großem Vortheile für Letztere, und zwar: a) weil sie nur 4% zu bezahlen brauchten, denn zum Beispiele: die Giebigkeit habe jährlich fünf Gulden betragen, so würde das Capital auf 100 fl. berechnet und der Schuldner wäre nur gehalten, jährlich 4 fl. als Zins zu bezahlen; — b) zu keiner Rückzahlung gezwungen werden könnten, während es ihnen frei stände, nach Belieben und Bequemlichkeit rückzuzahlen oder nicht; c) weil, wie gesagt, dadurch das dem jetzigen Verhältnisse so widerstrebende Unterthansband gelöst würde. Es wäre dagegen billig, daß die durch dieses Verfahren zu Gläubiger Gewordenen, um nicht vielen langwierigen Justiz-Prozessen ausgesetzt zu seyn, das Recht behielten, ihre dießfälligen Zinsen im politischen Wege einbringen zu dürfen, wogegen jedoch andererseits das, gegenwärtig die Dominical-Steuer vertretende Abzugsfünftel ganz und für immer wegzufallen hätte. F. F. R.

III.

Die Tiroler-Studenten in Klagenfurt.

Wir theilen hier aus der „Theaterzeitung" folgendes Schreiben an den Herrn Redacteur derselben mit, da es größtentheils die Aufnahme dieser Tiroler-Freischaar von Seite der Bewohner unserer Stadt in schöner Anerkennung ausspricht.

„Diese Zeilen erhalten Sie aus Klagenfurt. Meine Schützen-Compagnie hat sich seit den fünf Tagen, daß ich auf dem Marsche bin, bedeutend vermehrt, wäre meine Vollmacht eine ausgedehntere, so würde ich mit einer Schaar von 4000 — 5000 waffenfähigen Leuten nach Tirol kommen. Sie werden wohl bereits von dem Empfange gehört haben, mit welchem uns die wackeren Grätzer beehrten, da ich aber nicht weiß, ob sie in Klagenfurt einen Correspondenten haben, so will ich Ihnen einiges mittheilen. Ich muß wohl den Enthusiasmus, mit dem überall unsere schwarz-roth-goldene Fahne begrüßt wird, der Theilnahme an der Idee, die zu erfechten wir uns getrieben fühlen, zuschreiben. Wie herzlich war der Abschied von Wien! Wie feierlich in Grätz! Die begeisterten Jünglinge ließen sich's nicht wehren, mich nach meiner Rede durch den Saal und von da in meine Wohnung zur Hofburg auf den Schultern fortzutragen. Die liebenswürdige Gräfin Hoyos schmückte am nächsten Morgen unsere Fahne mit Blumen; alle sagten mir zu, wenn die Gefahr wachse, so würden sie nach Tirol gehen, um diese deutsche Felsenburg zu retten. Wenn es nur recht drunter und drüber ginge, wie sehr würde es mich freuen, mit den edlen Steirerschützen als Waffenbrüder im Felde zu stehen! Doch jetzt nach Klagenfurt. Es war schon Nacht geworden, als wir einzogen. Hoch und klar stand der Mond am Himmel, die Stille des Lenzabends wurde nur durch das Klirren der Waffen meiner Krieger unterbrochen. Da strömte uns am Thore der Stadt die Menge des Volkes entgegen, überall lautes Vivatrufen, die Nationalgarde, deren vortreffliche Einrichtung ich am nächsten Tage bemerken konnte, erwartete uns mit ihrem Musik-Corps. Wir wurden von dem Herrn Commandanten, Baron Dickmann, auf den Hauptplatz geführt, auf welchem uns die vollstimmige Liedertafel mit einem Gedichte begrüßte, das ich hier beifüge." *)

„Wirklich rührend war die Liebe, mit der uns die vornehmsten Bürger der Stadt als Ehrengäste in ihre Häuser luden! Es war nicht anders, als ob Väter ihre Söhne begrüßten! Am nächsten Morgen las uns der alte Rothbart Haspinger eine Feldmesse. Der alte Tirolerheld zieht mit uns, um neuerdings in Schlachten unseres Vaterlandes mitzuschlagen. Ein Veteran, der am Berge Isel vier Kanonen nahm, und ein Enkel Hofer's befinden sich auch in meinen Schaaren. Nachmittag wurden wir von den Bürgern zu einer Parthie ins Freie geladen; hier hatte ich auch das Vergnügen, die liebenswürdigen Klagenfurterinen näher kennen zu lernen. Wenn ich nicht als Hauptmann der Compagnie vorwärts müßte, möchte ich fast als Marodeur zurückbleiben! Besonders Eine! die junge Gräfin —;

*) Wurde bereits in der „Carinthia" Nr. 17 mitgetheilt.

ich habe noch nie ein so feines Gesicht und so tiefe blaue Augen gesehen!! Alle wollten den Rothbart kennen lernen; er wurde auf einen Tisch gehoben, und sprach hier erhebende Worte; der Schluß seiner Rede war: „Und wenn's halt seyn muß, was liegt d'ran, wenn mich eine Kugel trifft, besser so, als auf dem Bette sterben!“ — Heute Abends erhielt ich die Nachricht, daß die Wälschen Pontafel bedrohen; meine Waffenbrüder gießen Kugeln, ich werde morgen zu Villach Patronen austheilen lassen; kommt es zu etwas, so sind wir Alle bereit, tüchtig d'rein zu schlagen, wie es Tirolern ziemt! Meinen nächsten Brief aus dem Feldlager.

Dr. Adolf Pichler,
Schützenhauptmann.

IV.

Albumblätter.

4.

Gefährlich ist die Lebensfahrt, die lange!
Wer sich entfernet von dem rechten Wege,
Geräth in Sümpf', in dichte Waldgehäge,
Und dunkel wird's, die Sohle schleichet bange.

Ersterulich ist ein Führer auf dem Gange,
Der schon gegangen all die Weg' und Stege,
Der gern besorgt des Wand'rers Schutz und Pflege
Und ihm gewogen scheint aus inner'm Drange.

Wen möchtest du zu deinem Führer wählen,
Wenn Zweifel deinen Blick, dein Herz verwirren?
Der Mutter folg', und sich'rer wirst du gehen.

Glaub' allklug nicht, es könne nimmer fehlen,
Das Ziel, dein Aug' sey klar, du könnst nicht irren.
Den Vater hör', und klarer wirst du sehen.

5.

Du ziehst hinaus in's ernste wirre Leben.
Wähl' gut den Weg, es gibt derselben viele;
Steck' dir ein Ziel, es gibt gar manche Ziele.
Das höchste sey der nächste Weg, dein Streben.

Laß nie vom g'raden Weg', und läg' daneben
Ein Blüthenfeld, ein Thal im Eden-Style,
Und lockten Sänge dich dahin und Spiele,
Ein Schritt vom Weg', du hast ihn aufgegeben.

Das Höchste will, und kannst du's nicht erreichen:
Du hast gestrebt, du bist hinauf gekommen,
Ein hohes Ziel hast dennoch du erreicht.

Dem Kühnen muß stets der Bescheid'ne weichen,
Wer wenig will, wird oft dieß nicht bekommen,
Und unten bleibt, wer träg nach Niedern schleicht.

6.

Was für ein Wunsch soll sich für dich erfüllen?
Sag, willst du Gold? Es ächzt am Krankenbette.
Willst Ehr' und Ruhm? Der trägt die gold'ne Kette,
Und senkt, obwohl ihn Weihrauchwolken hüllen.

Gesundheit willst du, und im Schlamme wühlen,
Und keuchen mit dem Pferde um die Wette;
Du willst ein Weib, und eine eign'e Stätte —
Mit glüh'nder Sorg' die heiße Stirne kühlen.

Willst Kinder du, die siech und ungerathen,
Willst einsam steh'n, wenn deine Schritt' ermatten,
Wenn du gebeugt hinschleichst durch Nacht und Schatten?

Du willst ein Weib, Gesundheit, Reichthum, Ehre!
Vereint trifft nicht das Glück auf un'rer Sphäre,
Bescheide dich, sey glücklich und entbehre.

7.

Du trittst hinaus in's Morgenroth des Maien,
Still ist's und festlich, wie in Domes Hallen.
Wer kömmt, dem möchtest um den Hals du fallen,
Und weinen und mit ihm dich freuen.

Sieh' wie es glänzt und perlt! Frische Blumen streuen
Dir Weihrauch, die ersten Sonnenstrahlen
Beginnen golden Berg und Baum zu malen,
Der Himmel will auf Erden sich erneuen.

Vertrauen streust du aus nach allen Winden,
Du glaubst dein Herz in jeder Brust zu finden,
Du legst es ja in jede Brust hinein.

Der Tag wird mündig, ernst und rauh sein Treiben;
Es kommt der Sturm und trübe Wolken bleiben,
Was Morgenroth, ist, ach, am Abend Schein!

— 11 —

Meteorologische Beobachtungen zu Klagenfurt.

April 1848.	Luftdruck in P. Linien auf 0° reducirt.			Lufttemperatur in Reaumur's Graden.			Dunstdruck in P. Lin. nach dem Psychrometer.			Winde.			Witterung.			Reg. u. Schnee P. Zoll hoch.
	Größter	Kleinster	Mittlerer	Größte	Kleinste	Mittlere	Größter	Kleinster	Mittlerer	Morgens	Mittag	Abend	Morgens	Mittag	Abend	
20.	316·9	316·3	316·5	+ 10·2	+ 6·2	+ 8·6	3·8	2·9	3·5	SW	SW¹	SW¹	☉u.W.	Wolken	Regen	0·58
21.	316·3	316·0	316·2	+ 16·0	+ 5·1	+ 8·8	3·6	2·7	3·0	SW	SW¹	SW¹	detto	☉u.W.	heiter	—
22.	317·0	316·4	316·6	+ 15·5	+ 2·4	+ 7·8	3·4	2·6	3·0	SW	SW²	NW	detto	detto	detto	—
23.	316·5	316·2	316·4	+ 16·4	+ 5·0	+ 10·6	3·0	2·7	2·8	NW	SW²	NW	detto	detto	Wolken	—
24.	317·5	317·1	317·3	+ 13·5	+ 5·0	+ 9·0	3·7	3·4	3·6	O	NW	SW	detto	detto	heiter	—
25.	317·5	317·2	317·4	+ 13·8	+ 1·1	+ 8·0	3·5	2·1	3·2	W	SW²	O	detto	detto	Wolken	—
26.	318·0	317·4	317·7	+ 14·0	+ 5·0	+ 8·3	3·5	3·0	3·4	NO	NO¹	O¹	trüb	trüb	detto	—
	318·0	316·2	316·8	+ 16·4	+ 1·1	+ 8·7	3·8	2·1	3·2	Herrschende Winde: SW.						0·58

Verantwortlicher Redacteur: Simon Martin Mayer. Schnellpreßdruck des Ferdinand Colen v. Kleinmayr.

CARINTHIA.

Klagenfurt, Sonnabend den 6. Mai 1848.

№ Acht und dreißigster Jahrgang. 19.

Ein Wort über das Schreiben mehrerer Kärntner in Wien vom 13. April 1848.

Die gegenwärtige Zeit überschüttet uns mit Flugschriften, deren Mehrzahl häufig nur dahin zielt, in der freigegebenen Presse theils lange zurückgehaltene, und eben deßhalb oft veraltete Ideen zu Markte zu bringen, theils an mancher persona ingrata das Müthchen zu kühlen. Wir wollen in diese Kategorie das „Schreiben mehrerer Kärntner in Wien an ihre geliebten Brüder im Vaterlande“ vom 13. April 1848 wenigstens in seinem späteren Verlaufe durchaus nicht zählen; können aber nicht umhin, die Einleitung desselben in die Reihe der allergewöhnlichsten Plänkeleien literarischer Kriegshelden zu setzen. — Die Persönlichkeiten, die sich der Herr Verfasser im Eingange seiner Schrift erlaubt, sind so derber Art, daß wir unmöglich glauben können, sie seyen der Ausdruck aller biedern Kärntner in Wien; abgesehen davon, daß sie ganz unpassend sind; denn was hat die Jagd- und Pferde-Liebhaberei des Einen, die belletristische Schriftstellerei des Andern und der Patuanen Doctorhut des Dritten mit der politischen Stellung dieser Männer als Deputirte Kärntens zu schaffen? Auch hat der Herr Verfasser Gelegenheit gehabt, unseren Deputirten seine Ansichten mündlich vorzutragen, falls ihm nicht der Muth fehlte, statt durch derlei Schmähungen die freie Presse herabzuwürdigen, was immer geschehen muß, sobald es jedem gestattet ist, sie zum Tummelplatze seiner Ausfälle und zur chronique scandaleuse zu machen. Gebrechen, welche dem Gesammtwohle und dem öffentlichen Leben nachtheilig sind, mögen furchtlos und offen gerügt werden; das besser; aber das Privatleben des Höchsten wie des Geringsten muß uns heilig seyn. Selbst die Satyre, soll sie Gutes wirken, darf wohl mit dem Stachel stechen, sie muß aber nicht mit dem Dreschflegel drein schlagen. — Schade um das im Verlaufe des besagten Schreibens gegebene Wahre und Gute, daß es seine Wirkung durch den eckten Schild zerstört. — Klingt doch schon die Ueberschrift wie „meine lieben Berliner,“ indem der Herr Verfasser seine Landsleute später mit Worten kaum glimpflicher behandelt, als der Verfasser des bekannten Proklams seine Berliner. — Traurig, wenn diese Flugschrift, die zu einer Zeit, wo Oesterreichs politische Maskerade zu Ende ist, so ganz anonym auftritt, daß ihr selbst der Name des Druckers fehlt, aus Kopf und Herzen unserer wackern Kärntner kam, die sich ja in Wien nicht besser dünken sollen, als hier am heimathlichen Herde; sie hat für diesmal ihren gewiß guten Zweck verfehlt.

M.

National-Garde.

Endlich ist das provisorische Gesetz über Organisirung der Nationalgarde erschienen. Ohne mich in eine detaillirte Kritik desselben einzulassen, wozu ich mich nicht für berufen erachte, mache ich bloß auf den §. 7 aufmerksam, welcher bestimmt, daß die Nationalgarde vorläufig nur in Ortschaften, welche mehr als 1000 Einwohner zählen, errichtet werden könne. Diese Bestimmung steht mit dem Begriffe einer Nationalgarde in offenbarem Widerspruche. Bilden nur die Ortschaften mit mehr als 1000 Einwohnern die Nation? Mit welchem Rechte schließt man einen nicht unbedeutenden Theil der Bevölkerung von der Volksbewaffnung aus? Oder glaubt man, daß die Nationalgarde nur in größern Orten nothwendig sey? Die ersten zwei Fragen beantworten sich von sich selbst, die letzte aber will ich in Bezug auf unser Heimathland in nähere Betrachtung ziehen.

Wie viele Ortschaften gibt es in Kärnten, welche mehr als 1000 Einwohner haben? Ihre Zahl ist sehr gering. Für alle übrigen Orte also, für ganze Bezirke und Thäler, soll das erhabene Wort des Kaisers, welcher die Nationalgarde allen seinen Unterthanen ohne Ausnahme und ohne Beschränkung bewilligte, ein leerer Schall seyn? Jetzt, wo an den Marken unserer Heimath ein empörtes von Nationalhaß erfülltes Volk steht, wo unsere Grenzen nur schwach oder gar nicht militärisch besetzt sind. — Zwanzig Soldaten nur halten dem Vernehmen nach den wichtigen Paß über die Plöcken besetzt, außer diesem aber sind in den Bezirken Kötschach und Hermagor noch mehrere Gebirgsübergänge, welche wie es scheint, ganz ohne alle Vertheidigung gelassen sind. Und die nächsten Nachbarn in italienischen Carnien sind arme Teufel, wie es nur wenige gibt, von welchen die Meisten bisher in Kärnten ihr Brot gefunden haben. — Nun hat man sie bei uns — ob mit Recht oder Unrecht bleibe dahingestellt — aus dem Lande getrieben, in ihrer Heimath finden sie keine Arbeit, und ihre zahllosen Kinder schreien nach Brot. Ist es zu wundern, wenn sie über ihre Austreibung erbittert, vom Nationalhasse und von der Noth getrieben als Räuber und Mordbrenner zu uns zurückkehren? — Halte dieß Niemand für unmöglich. — So lange aber die an Italien grenzenden Thäler unserer Heimath nicht durch Militär hinreichend geschützt sind, soll den armen Bewohnern deßwegen, weil sie keine Ortschaften mit mehr als 1000 Einwohnern haben, nicht verwehrt seyn, sich selbst zu schützen, und wie können sie es, wenn sie keine Nationalgarde errichten dürfen?

In demselben Falle befinden sich auch noch andere Distrikte Kärntens. Wer bürgt uns dafür, daß solche

Räuberhorden nicht auch das Drauthal, ja ſelbſt das zwar mit mächtigen natürlichen Bollwerken verſehene aber doch eben von der gefährlichſten Seite leicht zugängliche Möllthal heimſuchen? Alle Wege und Stege ſind unſern italieniſchen Nachbarn wohl bekannt und vor der Hand würden ſie noch auf wenig Widerſtand ſtoſſen.

Im ganzen Möllthale iſt kein Ort mit 1000 Seelen eben ſo wenig im Drauthale, Spittal etwa ausgenommen. Werden uns die Villacher und Bleiberger im Falle der Noth mit ihrer Nationalgarde zu Hilfe kommen? Ich glaube kaum. Bei dem beſten Willen würden ſie es nicht können, und kämen ſie auch, ſo würden die Räuber ſie ſchwerlich erwarten, ſondern ſich bei Zeiten mit dem geraubten Gute aus dem Staube machen.

Alſo allgemeine Volksbewaffnung ohne beſchränkende Ausnahme überall, wo es Noth thut, denn um das bloße Soldatenſpielen iſt es jetzt wohl ohnehin Niemanden zu thun. Wende man nicht ein, das Geſetz ſey nur ein proviſoriſches und der §. 7 ſpreche nur von einer vorläufigen Errichtung der Nationalgarde. Gerade hier ſoll es nichts vorläufiges geben, denn ſchwerlich wird uns die allgemeine Volksbewaffnung je nothwendiger ſeyn, als gerade im gegenwärtigen Augenblicke. Bis zur definitiven Organiſirung der Nationalgarde können wir leicht wenig oder nichts mehr zu vertheidigen haben, alſo noch einmal keine vorläufige Nationalgarde, ſondern das gleiche Waffenrecht für Alle; keine Privilegien, welche noch nach dem alten Syſteme riechen und nur den Gemeinſinn erſticken, ſonſt könnte der verhängnißvolle Ruf: „zu ſpät!“ auch in Kärnten bei der gefährlichen Nachbarſchaft, welche wir haben, leicht zu einer für uns traurigen Bedeutung gelangen.

Erinnerung an den 15. März.

Wo iſt ein Land auf Erden, das meiner Heimath gleich,
Wo iſt ein Volk ſo edel, an Tugenden ſo reich;
Doch welches hat gelitten ſo viel auch und ſo hart,
Und welches hat ſo lange Geduld mit Muth gepaart?

Wie lag in ſchweren Banden gefeſſelt lang das Wort,
Wie ferne war dem Volke der ſüßen Freiheit Port!
Wie mußte es ſich ſchmiegen und drücken in das Joch,
Und glücklich ſich noch preiſen, wenn es im Staube kroch.

Doch endlich iſt gekommen für uns die Stunde auch,
Wo hoch das Haupt wir heben nach unſrer Väter Brauch;
Zerbrochen ſind die Bande durch Volkes Wort und That,
Und freudig keimt im Lande der gold'nen Freiheit Saat.

Die Stunde iſt gekommen, aufflammte hell das Licht
Der Wahrheit, wie die Sonne durch dunkle Wolken bricht:
Ein Oeſterreich, ein freies, iſt keine Fabel mehr,
Es iſt zur That geworden, zur Wahrheit groß und hehr.

Doch nicht allein dem Volke gebührt des Landes Dank,
Daß in den Staub getreten der Knechtſchaft Kette ſank:
Des Kaiſers Wille war es, Er liebte noch ſein Land,
Durch Ihn iſt's frei geworden, hoch lebe Ferdinand!

J. F. J.

Randglossen zu Zeitfragen.

(Aus der conſtitutionellen Donau-Zeitung)

Von Franz Gernerth.

I. Werden wir noch nicht bald Ruhe haben?

Es reden und träumen die Menſchen viel.
Schiller.

Gott im Himmel! Man möchte ſich die Ohren verſtopfen! Da gibt es Leute mit niedergeſchlagenen Augen und Herzen, denen die Aufgeregtheit und Bewegung der Gegenwart ſchon zu lange dauert! Sie haben gemeint, mit den drei Tagen ſey ſchon Alles vorüber, und jetzt ſollte doch wieder einmal Ruhe werden. Ja, ſie ſtehen auch nicht an, zu ſagen, was ich auch öfters Gelegenheit zu hören hatte: „Die frühere Ruhe ſey nun dahin und werde niemals wiederkehren.“

Ja, da haben ſie recht; die frühere Ruhe kehrt niemals wieder; aber ich frage, was war das für eine Ruhe? Glaubtet ihr der Löwe ſchliefe, weil er nicht brüllte? Ein unterdrücktes Volk, welches den Druck fühlt, iſt niemals ruhig. Das Schweigen des Mundes, wenn das Herz grollt, iſt keine Ruhe; das Kniſchen des Geiſtes, weil man ihn in Haft hält, iſt keine Ruhe; die unterdrückten Seufzer und Klagen von Millionen Bürgern können wohl auch nicht Ruhe genannt werden. Man könnte hier auch die bedeutungsvollen Worte wiederholen, die der Marquis Poſa zum König Philipp ſprach, als dieſer der „Ruhe“ Flanderns erwähnte: „Ja, die Ruhe eines Kirchhofs herrſcht dort.“

Das iſt das rechte Wort! — Die Ruhe unſerer Monarchie glich in der That einem Kirchhofe; all' unſere Hoffnungen und Wünſche lagen da begraben, des großen Auferſtehungstages harrend; die Trauerweiden patriotiſcher Herzen hingen über die ſtillen Gräber und klagten den Lüften ihr Leid; aber über der Aſche unſerer verweilen Inſtitutionen trieb der Frühling die Saat empor! die Jugend hat den Tod beſiegt. Denen aber, die da glauben, daß mit den drei Märztagen Alles vorüber ſey, rufe ich zu: Seyd ihr denn blind und taub? Habt ihr nicht Geſchichte geleſen, gehört und gelebt?

Wohl haben die drei Märztage eine neue Sonne über Oeſterreich heraufbeſchworen; aber was beſcheint dieſe Sonne? Ein weites, unabſehbares Feld, das ſeit 70 Jahren der liebenden Hand harrt, die es zu Ehren bringen ſoll; wie ſollen wir da ruhig ſeyn? — Brauchen wir nicht tauſend Köpfe und Hände, um die ungeheure Arbeit nur zu beginnen, geſchweige zu vollenden?

Euch, die ihr alſo Ruhe wollt, kann ich ſagen, daß ihr ſie nimmer finden werdet; es gibt keine Rückkehr mehr zu den Fleiſchtöpfen Egyptens, der Sumpf, der ſtille ſteht, der ſich gemächlich von der Sonne beſcheinen läßt und endlich verſchlammt, iſt freilich nicht zu vergleichen mit einem Strome, der unaufhörlich dahin ſtrömt, bis ihn das Meer aufnimmt.

Die Ruhe, die ihr wollt, iſt der Quietismus; und daß dieſer nicht conſervativ ſey, hat ſich ſchon in einem ganzen Welttheile gezeigt. Das Bewußtſeyn hat uns aus dem Traume geholfen; möge es uns auch hinfort leiten. Wo Leben iſt, herrſcht Bewegung,

nur das Todte ist starr. Wehe euch Quietisten! euer paradiesischer Sumpf ist mit der Asche des ausgebrochenen Vulkans überschüttet worden.

II. Bureaukratie.

Warum man das Kind nicht beim rechten Namen nennt? Beamtenherrschaft ist doch ein recht verständliches Wort, und Oesterreichs Volk hat lange genug Zeit gehabt, sich diesen Begriff eigen zu machen. Wer im Staatslexikon das Wort „Bureaukratie" nachschlägt, der wird lesen: „Siehe Polizeistaat." Wie diese beiden Begriffe also zusammenhängen, wird Jedem ohne Commentar einleuchten.

Was Oesterreich seinem bureaucratischen Systeme verdanke, hat das Jahr 1848 zur Genüge gelehrt. Blickt hin, wohin ihr wollt, in keinem Verwaltungszweige liegt auch nur Ein Keim vor, der als Grundlage für die neue Ordnung der Dinge dienen könnte.

In der ganzen Geschichte von 1815 bis jetzt hat nur Ein System den Regierungen vorgeleuchtet: Hemmung der politischen Entwicklung der Völker — zwei Arme haben diesen unglückseligen Gedanken in seinem Scheinleben unterstützt — die Herrschaft der Beamten und die stehenden Heere. Aber der ewig fortbildende Geist reifte indeß im Stillen heran und Ideen, an welche die Regierungen nicht einmal dachten, waren in den weitesten Kreisen verbreitet, und hatten feste Wurzel gefaßt. Die stehenden Heere haben ein Gegengewicht in der allgemeinen Volksbewaffnung gefunden und die Beamtenherrschaft wird ihren Tod in einer freisinnigen Gemeindeverfassung finden.

Unsere Beamtenwelt — besonders die höheren — hatte, um gelinde zu sprechen, das ungeheure Unglück, das Leben und die Entwicklung des Volkes nur aus den Acten kennen zu lernen. Was nicht actenmäßig vorlag, hatte für sie kein Daseyn. Autopsie und Menschenkenntniß hatten für sie keinen Werth, jene zwei Dinge, mit welchen Kaiser Joseph in einem Jahrzehend mehr geschaffen hatte, als seine Vorgänger in Jahrhunderten.

Hat man es denn nicht auf den ersten Blick weg, was für diesen großen Kaiser von unermeßlichem Belange war? Sein edles Herz — eines der edelsten, die je unter Herrschern zu finden — rastete nicht, bevor er nicht die Bedürfnisse seines Volkes bis zu den untersten Schichten kennen gelernt hatte. Wo Er Zeit und Gelegenheit fand, unterzog er sich dem mühsamen und aufopfernden Geschäfte des Selbstuntersuchens und Selbstprüfens; daher sein wunderschnelles Auffassen und Verbessern, wo immer er Mängel in der Verwaltung antraf. Aber, wohl gemerkt, Joseph war ein Volksfreund; das Glück seines Volkes war ihm das höchste, und in dieser Tugend haben ihn Wenige erreicht, Keiner aber übertroffen.

Unter den mit Schweiße des Volkes bezahlten höchsten Staatsbeamten, die während der langen Friedensepoche am Ruder waren, fanden sich aber Wenige, denen es Ernst war, die Bedürfnisse des Volkes kennen zu lernen. — Dünkel hielt ihren Blick — Egoismus ihr Herz befangen; und wir haben es erfahren, wie weit uns ihre Weisheit gelenkt hat. Haben sie den nahenden Sturm nicht gesehen, oder haben sie ihn nicht sehen wollen?

Die Geburtsstunde der Selbstständigkeit des Volkes ist die Todesstunde für die Bureaukratie; der Beamte von Beruf wird einsehen, daß er gegenwärtig nichts Heiligeres auf sich habe, als seine wahre Stellung zum Volke zu begreifen. Nicht als eine dem Volke feindliche Gewalt darf er ihm gegenüberstehen; er muß wissen, daß er nur für dasselbe und wegen demselben da ist; je volksthümlicher der Beamte zu wirken versteht, desto ehrenvoller wird er seine Sendung erfüllen. Er steht nicht mehr im Dienste eines Brotherrn, sondern schafft zum Wohle der Gesammtheit.

Wehe Jedem, der in seiner Stellung nur die Bürgschaft einer sorgenfreien Zukunft erblickt; er hat seinen Beruf nicht erkannt, und trift wie eine Schlingpflanze am Marke des Baumes, der ihn erhält; wehe auch Jedem, der sich mit seinem Anstellungsdecrete zufriedenstellt und seine weitere Bildung um seinen Sold preisgibt; jetzt heißt es gerüstet mit den Waffen des Wissens und der Erfahrung den Ereignissen gegenüber stehen. Die geheimen Sitzungen werden aufhören und das Volk wird eure Berathungen prüfen; statt Acten wird es Acte verlangen, statt Federkünsten — das beredte Wort. Es greife daher Jeder in sein Brust und frage sich, was habe ich für meine politische Bildung bisher gethan und was bleibt mir noch zu thun übrig?

(Schluß folgt.)

Notizenblatt.

Oesterreichs neue Gestaltung. In der Flugschrift: „Unsere Stellung, unsere Richtung" von A. F. Drarler (bei L. Grund), einer politischen Abhandlung, die viele beachtungswerthe Ansichten enthält, heißt es am Schlusse:

„Oesterreich ringt jetzt mit den Wehen seiner politischen Neugestaltung. Eine gefahrliche Krisis ist für den alten Kaiserstaat eingetreten; denn in allen Gliedern zuckt es konvulsivisch von Fieberschauern, während der ganze Körper, von plötzlicher Lähmung ergriffen, in momentaner Erstarrung darniederliegt. Oesterreich wird die Krisis überstehen. Es ist noch so viel gesundes Mark in seinen Knochen, es pulsirt noch so viel unverdorbenes Blut in seinen Adern, daß wir mit Vertrauen seiner Wiedergenesung entgegen sehen dürfen. Sind nur erst die kranken Glieder abgetrennt, dann wird der fieberisch bewegte Körper bald wieder zur Ruhe, also auch zu seinen verlornen Kräften gelangen. Haltet deswegen um so fester zusammen, ihr gesunden Glieder! Halte fest, ungarisches Brudervolk im Osten! Halte fest, illyrisches Brudervolk im Süden! Halte fest, czecho-germanisches Brudervolk im Norden! Halte fest, deutsches Brudervolk im Westen! Haltet Alle fest an unserem theuern, gemeinsamen Vaterlande! Versammelt euch von neuem um den österreichischen Doppeladler, der sich bald mit mächtigem Flügelschlag zum Kampf wird erheben müssen. Auch der deutsche Kaiseradler hat sich von seinem vierzigjährigen Schlum-

mer aufgerafft; schon flattert das schwarz-roth-goldne Banner in den deutschen Bundesreichen, schon sammeln sich die deutschen Stämme um ihre tausendjährige Reichsstandarte zur neuen, innigen, unzertrennlichen Vereinigung. Aber ohne Oesterreich gibt es kein deutsches Kaiserreich; ein solches kann nur bestehen mit Oesterreich zur Seite, oder mit Oesterreich an der Spitze. So sey denn Oesterreich Deutschlands Schwert! Deutschland Oesterreichs Schild! England, unser alter Bundesgenosse wird uns das Banner tragen. Wir haben keinen Soldatenkrieg vor uns, aber einen Völkerkrieg.“

Deutschland und das Ister-Reich! Mit dem Drucke des gelürzten Systemes, sagt man, sey auch der Kitt zerbröckelt, der die in Sprache und Abstammung so verschiedenen Völker Oesterreichs zusammen hielt. — Vielfach hat man sich um einen neuen — besseren umgesehen. Laßt uns einen Beitrag hiezu liefern. O du herrlicher Donaustrom! Nicht Menschensatzung! Nein! du, du bist das ewige Band, das die Völker des Ister-Reichs verbinden soll, verbinden wird! In den Alpen ruht Oesterreichs Haupt, die Adria's Küste weithin beherrschen; mit seinen Riesenarmen, dem Balkan und den Karpaten, umfängt es sein natürliches Gebieth, seine wahre Gottessendung. Frei muß die Donau seyn, frei bis in's Meer! Frei auch für Deutschland bis in's Meer! Die Völker, die dein Gebiet bewohnen, mächtige Donau, sollen — müssen — werden einen Staatenbund bilden. Oesterreich! das ist dein Erbe, deine Sendung, deine Pflicht. Die freie Donau, Adria's Meer, dein Triest sind die Morgengabe, die du nach Frankfurt trägst! Deutschland wird das begreifen; es braucht die freie Donau, es braucht Adria's freien Strand gleichwie die Freiheit des Rheins! Deutschlands Herz und Schwerpunkt liegt in Wien. Wir selbst aber, die wir, gesegneter Ister, an deinen Ufern, in deinem Quellengebiete wohnen, wir wollen es auch begreifen. Brüder in Ungarn! Kein Volksstamm darf die freie Donau sperren können! Wer fühlt nicht diese Wahrheit? Wer fühlt nicht, daß wir alle ein Staatenbund seyn müssen? Wem entzückt nicht das prophetische Gebilde eines mächtigen Staatenbundes mit der Metropole Wien und mit seinen freien Handelsthoren an Adria's Meere, an den Mündungen der Donau, der Weichsel, der Oder, der Elbe, der Weser, des Rheins? Laßt uns, wenn wir in Frankfurt mit dem deutschen Bundesstaate fertig sind, in Wien um diesen großen Staatenbund tagen, der uns allein volle Freiheit, ewige Sicherheit gegen Ost und West, und die Segnungen eines nachhaltigen Friedens verbürgen kann. Nicht die Sprache, wenn wir auch durch sie die süße Milch der Wissenschaft einsogen, nein! der Boden in dem wir Wurzel schlugen, muß für unseren neuen Band maßgebend werden. Nicht die wechselnden ethnographischen, die ewigen, die geographischen Grenzen, die gemeinschaftlichen Interessen lassen den Kitt unseres großen Bundes seyn.

(Const. Donau-Zeit.)

Ueber das alte deutsche Wappen und die deutschen Farben. Das Wappen des deutschen Reiches bestand seit Karl V. aus einem schwarzen Adler mit zwei Hälsen und Köpfen und aufrecht ausgebreiteten Flügeln in goldenem Schilde. Die Köpfe des Adlers, von denen der eine rechts, der andere links sieht, sind von einer goldenen Glorie umgeben. Roth kommt in den Wappen nicht vor. Schon hiernach ist also klar, daß die Farben des deutschen Reiches nicht schwarz-roth-gold, sondern Gold (Gelb) und Schwarz waren. So erscheint auch das Reichsbanner bereits im Jahre 1488 und so ist es bis ans Ende des Reiches geblieben. Die kaiserlichen Diener trugen Gold als Grundfarbe und schwarze Aufschläge und diese Uniform erstreckte sich herab bis auf die Ritterboten, Reichspostillons und Livreebedienten. Auch an dem Original der deutschen Bundesakte sind nur diese Farben angebracht. Diese ist nämlich auf Pergament geschrieben, in rothen Sammet gebunden und kann mittels vier seidener Bänder zugeknüpft werden, die schwarz und gelb sind. Woher also das Roth, das jetzt Jedermann trägt, das der deutsche Bund selbst angenommen hat? Ist das Roth bloß durch die Burschenschaft aufgekommen oder aus der sogenannten Reichsfahne entlehnt? Die alte Reichsfahne selbst muß doch noch existiren und es leben jedenfalls auch noch Leute, die sie gesehen haben.

Das Urtheil der englischen Presse über Metternich ist ein sehr strenges Todtengericht. Die „Times“ sagen in einem langen Artikel voll der bittersten Wahrheiten unter andern: „Fürst Metternich, der in Pfennigen weise und in Pfunden thörichte Staatsmann, hat alle Maschinen seiner Macht im völligen Zerfall zurückgelassen, und wer unser Urtheil über ihn zu hart findet, dem deuten wir auf das schauerliche Wirrsal und auf den drohenden Ruin eines von den edelsten Reichen des europäischen Festlands. Das ist Metternich's Werk!“

Deutschthum. Deutschland ist innerhalb zweitausend Jahre nur ein einziges Mal auf sechs Jahre unterjocht gewesen und hat dann in seiner Erhebung gezeigt, daß die alte Freiheit nur schlummerte. — Welches Volk kann sich dessen außer uns rühmen? — Frankreich war über ein Menschenalter lang den Engländern unterthan, und viele Menschenalter lang den Römern. England ist dreimal erobert und die Eroberer sind Herren geblieben. Italien und Spanien sind fast kein Menschenalter von Fremden frei geblieben. Rußland hat 200 Jahre lang fremdes Joch getragen und wir dagegen in Germania magna sind noch in gerader Linie die Nachkommen einheimischer Urväter und sprechen die wahre Sprache, die kein Fremder lernt, weil sie eingeboren aus dem Herzen kommt. — Und dann: „Wie kommt es denn, daß im Auslande, in England, Schweden, Rußland, Amerika der Deutsche meist ein geachteter, ja angesehener Mann wird, während der Franzose meist als Perückenmacher, Laki, Koch, Maitre oder Gelegenheitsmacher sein Unterkommen findet? — Das erzählen einstimmig viele europäische Reisende verschiedener Nationen. Das scheint denn doch auf deutscher Seite mehr Persönlichkeit und Selbstgefühl zu verrathen, als die Schimpfliederdichter (die Wettermichelschimpfer) in sich und ihren Landsleuten finden.“ — Wahrlich solche Anregung des Nationalstolzes thut einem wohler, als die schnöden Verunglimpfungen, die, meist unverdient, der erbärmlichsten Selbstschändung nachgeben. (Domino.)

Verantwortlicher Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

CARINTHIA.

Klagenfurt, Sonnabend den 13. Mai 1848.

№ Acht und dreißigster Jahrgang. 20.

Oesterreichische Stellung zur deutschen Nationalversammlung.

(Aus dem Journ. d. österr. Lloyd ddo. Triest, 4. Mai.).

Seit etwa vierzehn Tagen begannen politische Parthein sich in Oesterreich zu bilden, ein erfreuliches Zeichen, daß die politische Saat über dem Boden zu sprießen anfängt. Bald werden wir den Werth der jungen Pflanzen zu beurtheilen im Stande seyn. Die Worte Staatenbund und Bundesstaat beginnen die markirten Linien zu ziehen, hinter welchen sich die Staatsbürger in geordneten Reihen aufstellen werden. — Schon hat die eine Parthei einen kleinen Vortheil über die andere errungen. Es wird ihr jenseits der Grenze Oesterreichs auf die energischste Weise Beifall geklascht, während die Worte ihrer Gegner durch Zischen und Stampfen fast erstickt und übertäubt werden. Indessen geht auf den Hustings der Candidat nicht selten siegreich aus dem Kampfe hervor, welcher am ehrlichen mit verrotteten Aepfeln und faulen Eiern beworfen worden ist.

Heut über vierzehn Tage, so vermuthen wir, wird die Nationalversammlung in Frankfurt zusammentreten, und es ist hohe Zeit, einige Fragen anzuregen, welche dort am allerersten zur Entscheidung kommen müssen. Der alte Compact, den Oesterreich vor mehr als dreißig Jahren mit mehr als dreißig anderen deutschen Staaten geschlossen hat, soll aufgelöst werden; und es wird vorgeschlagen, einen neuen Vertrag zu schließen, der auf einer ganz andern Basis, als der alte ruhen soll, der in seinen Bedingungen und Consequenzen von demselben gänzlich verschieden ist. Als Oesterreich dem noch bestehenden deutschen Bunde beitrat, waren seine Verhältnisse in einem sehr wesentlichen Puncte von seinen jetzigen verschieden. Es hatte damals keine, und jetzt hat es eine Constitution.

Die ersten beiden Paragraphen der Verfassungs-Urkunde des österreichischen Kaiserstaates besagen, daß sammtliche, zum Kaiserstaat gehörige Länder eine untrennbare constitutionelle Monarchie bilden, und ferner, daß die Verfassungsurkunde außer Ländern, welche jetzt zum deutschen Bunde gehören, auch auf Galizien, Lodomerien, Dalmatien u. s. w. Anwendung haben soll. Die unter den Bestimmungen dieser Verfassung ins Leben tretende Legislatur soll allein das Recht haben, Gesetze für diese untrennbaren Länder ergehen zu lassen.

Nehmen wir an, daß die Nationalversammlung in Frankfurt sich für den Bundesstaat erklärt, und daß für die Länder des neuen Staates, wie es mit seltener Einstimmigkeit vorgeschlagen wird, eine gleiche Handels-, Zoll-, Post- und Eisenbahngesetzgebung beliebt, ein gemeinsames Heer, eine gemeinsame Flotte geschaffen wird. Dann sollen sich im Anfange des Monates Juli die Vertreter der österreichischen Völker unter der neuen Constitution zum ersten Male in Wien versammeln. Ein Reichstagmitglied von Galizien wird dann einen neuen Zolltarif für die Monarchie vorschlagen, worauf ein Mitglied von Tirol benachrichtigen wird, daß in seiner Provinz vor einigen Wochen bereits das neue deutsche Zollgesetz eingeführt worden; ein Mitglied von Dalmatien wird einen Gesetzentwurf über Handelsschiffe vor das Haus bringen, aber der Abgeordnete von Triest wird erklären, wie die Schiffe seiner Stadt unter einer ganz andern Flagge als die dalmatinischen Fahrzeuge segeln, mit dem Auslande durch Tractate in ganz verschiedenen Beziehungen stehen, in fremden Häfen Schutz bei anderen Consulaten suchen, und durch die, von einer andern Macht erlassenen Gesetze längst gebunden sind; ein Mitglied von Lodomerien wird einen Antrag stellen, das Briefporto herabzusetzen, und ein anderes Mitglied für Wien wird ihn benachrichtigen, daß soweit die deutschen Landestheile betroffen sind, bereits die allerzufriedenheitendsten Reformen in Frankfurt vorgenommen worden; ein außerdeutsches Mitglied beantragt, das Ministerium zu veranlassen, einen vortheilhaften Handelsvertrag mit Rußland zu schließen und wird von einem deutschen dahin beschieden, daß Deutschlands Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Frankfurt am Main vor Kurzem erst einen Vertrag mit jener Macht abgeschlossen, mit welchem es sich vollkommen zufrieden gebe. Es könnte auch der Fall vorkommen, daß Rußland sich rüstet, um Eroberungen in der Türkei vorzunehmen, daß der österreichische Reichstag die Regierung veranlassen will, die Gebietsvergrößerung des übermächtigen Nachbars, nöthigenfalls durch den Abschluß eines Bündnisses zu Schutz und Trutz mit der hohen Pforte, zu verhindern; daß die Regierung zu diesem Schritte willig, aber leider unmächtig ist, weil das deutsche Parlament in Frankfurt am Main die freundlichen Verhältnisse mit der moscowitischen Macht aufrecht zu halten wünscht, und den deutschen Soldaten von Böhmen, Oesterreich, Mähren und Tirol nicht erlauben will, die deutschen Grenzfestungen am Rhein zu verlassen, und nach der türkischen Grenze zu ziehen.

Der Galizier und Dalmatiner würde dann bereits bei dem ersten Reichstage zu der Erkenntniß gelangen, daß die „untrennbare constitutionelle Monarchie" factisch getrennt sey, daß sie zwei Schwerpunkte der Macht, zwei Häupter, zwei Parlamente besitze. Ein sehr wichtiger und nicht sehr erfreulicher Unterschied zwischen ihnen und ihren deutschen Constitutionsgenossen würde zu gleicher Zeit ans Licht treten. Während Galizien und Dalmatien gar keinen Einfluß auf die Zoll- und Handelsverhältnisse, auf die Heerverfassung, auf die Beziehungen zu auswärtigen Mächten von dem Erzherzogthum, von Böhmen, Mähren, Schlesien u. s. w. hätten, könnten diese Länder durch ihre überwiegenden Stim-

men auf dem österreichischen Reichstage nach ihrem eigenen Belieben Geſetze für die außerdeutſchen Theile der unter einer Conſtitution vereinigten Monarchie ergehen laſſen. Die deutſchen Provinzen würden zuerſt das Frankfurter Parlament beſchicken, um Geſetze für ſich ſelbſt, dann das Wiener Parlament, um Geſetze für Andere zu machen. Die außerdeutſchen Provinzen könnten natürlich keine Abgeordneten nach Frankfurt abgehen laſſen, und es würde ſich kaum die Mühe lohnen, ſolche nach Wien zu ſenden, da ſie ſtets den Delegationen der deutſchen Provinzen gegenüber, welche ein von ihnen getrenntes Intereſſe haben, in einer hoffnungsloſen Minorität wären. Der Compact, welchen dann die deutſchen Provinzen der Monarchie kraft der Conſtitution mit den außerdeutſchen ſchlöſſen, wäre eine Variation auf das berüchtigte Thema: Was dein iſt, iſt mein, und was mein iſt, bleibt mein.

Kein unpartheiiſch forſchender Mann kann ſich verhehlen, daß der Anſchluß der deutſchen Provinzen Oeſterreichs an einen deutſchen Bundesſtaat einer Vernichtung der am 25. April erlaſſenen öſterreichiſchen Conſtitution gleichkommt. Die geſetzgebende Gewalt über die wichtigſten Dinge und für die wichtigſten Länder, welche jene Verfaſſung umſchließen ſoll, ruhte dann nicht mehr in dem Reichstage Oeſterreichs, noch die executive Gewalt in jenen Hauptſachen, in jenen Hauptländern, in dem Kaiſer Oeſterreichs. Das Staunen, mit welchem Viele die Erklärung des Miniſteriums zu Wien zu vernehmen ſchienen, daß Oeſterreich ſich die Ratification der Beſchlüſſe der deutſchen Nationalverſammlung vorbehalte, war entweder ſehr thöricht, oder was wir eher glauben, ſehr affectirt. Oder hat man ſich wirklich eingebildet, daß die Heftigkeit, der Lärm, ja der Rauſch einer großen Bewegung kühle Staatsmänner eben ſo berauben und überrumpeln würde, wie einzelne hitzige Köpfe, welche ein Ganzes nicht überſehen können, oder wenn es in ihren Kram nicht paßt, es nicht überſehen wollen?

Man wird behaupten, daß vor der Verkündigung der Conſtitution Oeſterreichs ein Verhältniß einzelner ſeiner Landestheile zu Deutſchland erdirt hat, welches die neue Verfaſſungsurkunde nicht umfaſſen kann. Zugegeben. Aber eben dieſes Verhältniß beabſichtigt eine zahlreiche Parthei jetzt umzuſtoßen, um auf deſſen Trümmern ein ganz neues, in ſeinen Grundfeſten, in ſeinem Ueberbau, in ſeiner Bedachung durchaus von dem alten verſchiedenes Gebäude aufzuführen. Das alte Verhältniß zum übrigen Deutſchland mögen die deutſch öſterreichiſchen Provinzen aufrecht erhalten, ja wenn möglich, veredeln und verbeſſern, aber in ein ganz neues und verſchiedenes zu treten, kann nicht ohne Zuſtimmung der andern Landestheile, welche durch die Conſtitution mit jenen zu einem untrennbaren Ganzen verbunden ſind, zuläſſig ſeyn. Was wäre die Meinung einer untrennbaren Monarchie, wenn jeder Theil deſſelben ohne Erlaubniß des Ganzen ſich von demſelben abſondern könnte? Was Tirol und Steiermark gerecht iſt, wäre das nicht Galizien und Dalmatien billig? Könnte das eine denn nicht aus eigener Machtvollkommenheit ſich einer ruſſiſchen oder polniſchen, das andere ſich einem italieniſchen Zollverband u. ſ. w. anſchließen? Kann die Antwort auf ſolche analoge Fragen zweifelhaft ſeyn?

Wir ſind tief überzeugt von dem Nutzen, ja von der Nothwendigkeit eines engen Anſchluſſes des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates an das ſich neu conſtituirende Deutſchland, und gerade deßwegen betrachten wir mit einem Vorgefühl künftigen Unheils die projectirte Verbindung einzelner öſterreichiſcher Provinzen mit jenem Lande in der Form eines Bundesſtaates. Es will uns bedünken, daß es kein ſichereres Mittel, als eben dieſes gäbe, um zwei Drittheile des Kaiſerſtaates von Deutſchland zu entfremden und die Monarchie ſelbſt in zwei geſchiedene, wir fürchten ſehr, in zwei feindliche Theile zu ſpalten. — Oeſterreich muß in Allem getheilt und getrennt ſeyn, in Zöllen, in Handelsſtagen, in Tractaten mit fremden Mächten, in Wehrverfaſſung u. ſ. w, damit der deutſche Bundesſtaat in allen dieſen Dingen Eins ſeyn könne. Sollte das Opfer, welches verlangt wird, nicht zu ſchwer ſeyn, als daß die außerdeutſchen Landestheile es freudig bringen könnten? Wir ſind zu Gunſten der Einheit Deutſchlands, aber ſie darf die Einheit Oeſterreichs, wie ſie durch die Conſtitution hergeſtellt werden ſoll, nicht zerſtören.

Ein ſchweres Problem iſt zu löſen. Aber wenn die einhundert und neunzig öſterreichiſchen Männer, welche dieſer Tage nach Frankfurt ziehen werden, dorthin gehen, nicht um öſterreichiſche Länder in Deutſchland zu abſorbiren, ſondern um den erſten Anſchluß von Deutſchland an das ungetheilte und nicht zu theilende Kaiſerthum Oeſterreich anzubahnen — nicht zu vollenden, denn das muß von ganz Oeſterreich geſchehen — ſo kann es gelöſt werden.

R. S.

Randglossen zu Zeitfragen.

(Aus der conſtitutionellen Donau-Zeitung.)

Von Franz Gernerth.

(Schluß.)

III. Was haben die Miniſter zu thun?

Schuſelka hat es ausgeſprochen und er hat ein wahres Wort geſprochen: Wir brauchen jetzt eine Regierung mit genialem Gedanken- und Thatenſchwunge, eine Regierung, die offen und unverzagt zu Werke geht und ſich vor dem Verderben der jungen Saat — vor halben Maßregeln in Acht nimmt.

Genial, das iſt das rechte Wort; wir haben nichts, worauf wir fortbauen könnten; wir müſſen, wie die unterſten Schüler ganz von vorne anfangen; und dazu bedarf es einer genialen, d. h. erzeugenden Kraft. Ja jedem Zweige muß Neues geſchaffen werden. Keine Reſtauration, keine Reviſion, keine Reorganiſirung. Laßt uns mit dieſen lateiniſchen Brocken in Ruhe. Unſer ganzer früherer Staatsorganismus iſt nachgerade ſo morſch geworden, daß gegenwärtig kein Stein zu dem neuen Gebäude verwendet werden kann. Fragen wir aber nach den Kräften, welche in Oeſterreich dieſes Feſt der Wiedergeburt bereiten ſollen, da wendet ſich unſer Blick traurig weg. Die Zahl der Berufenen iſt allzu gering. Der Wille allein reicht nicht mehr aus, es muß auch die Kraft vorhanden ſeyn, und die öffentliche Meinung iſt gegenwärtig ſo kräftig ins Leben getreten, daß ſie jeden Schritt der Regierung beleuchtet und richtet. Gäbe es doch nur immer Gutes zu beleuchten, Unzerſtörbares zu richten!

Man ſehe unſere Finanzeinrichtungen, unſer Caſſe- und Rechnungswesen an, wer lichtet hier die Finſterniß? Die beiden Strafgeſetzbücher werden ſeit 20 oder noch mehr Jahren revidirt; was iſt von dieſer Reviſion zum Vorſchein gekommen? Wie viel Zeit wird es brauchen, um die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit einzuführen, Inſtitutionen, die in den erſten Staaten der Welt ſchon längſt ins Daſeyn getreten ſind? Was haben wir im Gefängnißweſen für Reformen zu erwarten? Man ſieht, wie unermeßlich das Feld iſt, das nur der Juſtizminiſter allein zu bearbeiten hat; geht dann zum Miniſter des Krieges, und fragt ihn, ob ihm nicht der Kopf vor den ungeheuern Arbeiten ſchwindelt, die da vorzunehmen ſind.

Der Kriegsminiſter muß übrigens ein allerorts Vertrauen erweckender Mann ſeyn, der, um ſicher zu gehen, ſich mit den Männern der Erfahrung umgeben ſoll, damit er ſeinem großen Wirkungskreiſe tüchtig vorſtehen könne, denn die Theorie muß mit der Praxis Hand in Hand gehen. Der erleuchtete Mann beſtimme das Prinzip, die weiteren Ausführungen finden ſich dann leicht. Daß der Geiſt unſeres ganzen Heeres verjüngt und erweckt werden muß, leuchtet Jedem Unbefangenen von ferne ein. Das Stockprügel-, Gaſſenlaufſyſtem mit den peinlichen Thereſianiſchen Geſetzen muß mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden, und es iſt nur in einem Staate wie Oeſterreich möglich geweſen, daß ſich dieſe barbariſche Menſchenbehandlung — vulgo Aufrechthaltung der militäriſchen Disciplin — ſo lange erhalten hat.

Das Militär hat aufgehört eine Zuchtruthe in der Hand der Gewalt für ungehorſame Unterthanen zu ſeyn; ein zeitgemäßes Recrutirungsſyſtem mit allgemeiner Wehrverpflichtung und entſprechender Dienſtzeit, nebſt Aufhebung der privilegirten und gekauften Chargen werden würdige Aufgaben des neuen Miniſteriums bilden.

Unabſehbar aber ſind die Aufgaben des Miniſters des Innern. Da treten von allen Seiten Hinderniſſe entgegen, die vermög des alten Syſtems zur Thurmhöhe angeſtiegen ſind; und es iſt nur in dem Miniſterium des Unterrichtes eine Theilung der Arbeit eingetreten. Noch iſt die Gewerbs- und Handelsfrage, die Frage der öffentlichen Arbeiten keiner eigenen Leitung zur Löſung übergeben; Freiherr von Somaruga ſcheint den richtigen Weg zur Hebung unſeres anarchiſch-bureaukratiſch-jeſuitiſchen Unterrichtsſyſtems einſchlagen zu wollen, er fängt den Unterricht ganz von unten zu heben an. Das thut uns auch Noth; das Volk im Großen und Ganzen zu bilden iſt der würdige Beginn eines Unterrichtsminiſteriums.

Iſt einmal ein tüchtiger Grund gelegt, ſo geht das Andere leicht. Ueber die auswärtigen Angelegenheiten ſchweben wir aber noch ganz im Dunkeln, und es iſt die dringendſte Zeit, daß die Regierung ſich ein Organ ihrer Arbeiten ſchaffe. Vor Allem thut es auch Noth mit Hintanſetzung aller kleinlichen Altersrückſichten jene Männer an die Spitze der Geſchäfte zu rufen, die mit der neuen Bahn vertraut und ihr zugethan ſind. Man binde ihnen aber nicht die Hände, und hemme nicht ihre Schritte, ſonſt geht das unwiederbringlichſte Gut — die Zeit — verloren; und eine Minute gilt jetzt wie ein Jahr. Daß Oeſterreich in allen Schichten der Geſellſchaft Talente, ja auch große Talente beſitze, iſt kein Zweifel; aber Niemand iſt hochherzig genug, ſeine eigene Schwäche einzuſehen und dafür eine fremde Kraft wirken zu laſſen.

Aufopferung heißt das große Wort, das jetzt allein zum Ziele führen kann, Aufopferung nach allen Richtungen hin; aber der Egoismus und der Dünkel ſtrecken noch mächtig ihre Krallen empor und ziehen das Gute, das im Werden iſt, wieder in das Nichts zurück.

Stimmen der Zeit.

(März-Sonette.)

1.

Wenn nach der Nacht die Sonn' den Tag geleitet,
Strahlt ſie nicht ſtets im vollen klaren Lichte,
Es kommt der Nebel, ohne Wolkenſchichte, —
Ein Schattentuch liegt weithin ausgebreitet.
Wenn nach dem Froſt der Lenz ſein Reich erweitert,
So trotzt der Winter oft dem Bannzerſtöre,
Er deckt das Grün mit ſchwerem Schneegewichte,
Und ſengt die Blüthe, die der Knoſp' entgleitet.
Was nützt's! ein Wächter iſt dem Licht gegeben,
Ein Schutz dem Lenz'; er zieht durch alle Lande,
Mit Blüth' und Duft die frohe Welt zu zieren.
Ein friſcher Weſt, ein Geiſt voll Muth und Leben
Verjagt die Wolk' und löst des Froſtes Bande;
Die Nacht, der Winter kann nicht mehr regieren!

2.

Lagt man den muntern Bach mit Schlußen, Dämmen,
Treib, mühſam wird er durch das Thal hin ſchleichen.
Ein Regenguß, die flachen Ufer weichen,
Die Fluth wird Saat und Wieſen überſchwemmen.
Läßt freien Lauf den jungen Fluß du nehmen,
Er wird mit Muth dein Gut, dein Haus erretten,
Wird hier und dort dein üpplg Feld durchſtreichen,
Und Gräben ziehn und deine Schritte hemmen.
Ihr gabt ein neues Beet dem Strom der Zeiten,
Gar ſtolz und frei zieht er durch Deutſchlands Gauen
Doch ſoll er nicht die Ufer überſchreiten,
Noch ſich die Bahn ins alte Rinnſal bauen,
Ihr müßt den Gang des Stroms gar wachſam leiten.
Auf jedes Leck, auf jedes Steinchen ſchauen.

3.

Ein Recht muß ſeyn, und feſt beſteh's hienieden,
Die Stimme iſt's, die durch die Wellen wehet,
Die jede Bruſt und jedes Volk verbindet,
Denn ohne Recht gibt's weder Glück noch Frieden.
Und Ordnung muß ſeyn, überall. Geſchieden
Gereicht ſey, was am einen Punkt ſich dreht;
Wer Zeit und Ort, und Zahl und Maß verſchmähet,
Der ſchöpft ſein Glück ins Faß der Danaiden.
Ein Herr muß ſeyn, ein Herr, der oben waltet,
Auf deſſen Wink das Weltall ſich geſtaltet,
In dem der Menſch die Hände betend faltet.
Ein Herr muß ſeyn, nicht jeder kann befehlen.
Es wird das Schiff am Felſenriff zerſchellen,
Führt's nicht ein Steuermann durch Nacht und Wellen.

4.

Stellt ſich ein Kranker klaglich an die Straſſen.
Da wird ihm Rath gewiß von tauſend Leuten.
Sie ſeufzen zwar, das hat nichts zu bedeuten,
Sie ſpenden Rath, der wohlfeil abzulaſſen.
Der Staat iſt krank, er ſey, heißt's im Erblaſſen,
Schnell kommen Aerzte her von allen Seiten,
Um ihr Gehirn, das ſchwache, auszubeuten,
Das Uebel wird der da, der dort erfaſſen.

Der Staat ist krank, er fiebert, gährt von innen.
Wo ist der Arzt mit Muth, mit klaren Sinnen?
Ihr habt her zu des Kranken Bettes Stufen
Schon ein Consilium, sagt man, berufen,
Das soll des Kranken Heil, er stirbt indessen,
Nach Mondenfrist berathen und ermessen.

5.

Ich möchte schlafen jetzt in fernen Gauen,
Möcht' hören nichts von all dem Drängen, Sträuben,
Möcht' dann erwachen, wir die Augen reiben,
Und Oesterreich im Siegesglanze schauen!

Mehrer des Glück in dieser Zeit, der rauhen!
Wen Eben, wo noch wüste Wellen treiben,
Die nicht im Licht, im Lenzesbauch zerstäuben,
Wo Rath und Kraft noch mangelt und Vertrauen!
Kommt Glück von unten, wo die Willkühr tobet!
Vom Süden, wo der wilde Aufruhr sieget,
Vom Norden, wo man Nacht und Nebel lobet,
Vom Westen, wo man prahlt, und träumend krieget!
Mein Oesterreich, wer wird das Glück dir schaffen?
Ich träume bang, ich möchte fest entschlafen!

Wien. —11—

Notizenblatt.

Schwarz, Roth, Gold. Die Gratzer Zeitung bringt mit dieser Aufschrift Folgendes: Mit Betrübniß habe ich wahrgenommen, daß man hier in unserer deutschen Stadt den Versuch macht, die deutschen Farben zu entfernen; daß Viele die deutsche Cocarde ablegen und die kaiserliche an ihre Stelle setzen; daß Mancher die deutsche Tricolore einzieht und die schwarze und gelbe Fahne aufpflanzt. Mit Betrübniß, sage ich, habe ich diese Umänderung bemerkt. Bedenkt wohl Jeder, der sich hiemit von den deutschen Farben trennt, was er durch diesen Schritt seinen Mitbürgern kund geben wolle? Ist sich Jeder auch des Bekenntnisses bewußt, das er dadurch vor der Welt stillschweigend ablegt? — Nein, nein! gewiß nicht! — Wie könnte sonst ein deutscher Oesterreicher seine Abstammung so offen verläugnen, wie seinen Brüdern im Westen kalt den Rücken kehren, um seine Schritte dem feindlichen Osten zuzuwenden? Der Deutsche in Oesterreich, der die deutsche Cocarde ablegt, thut es wohl nur deßhalb, weil er fürchtet, die neuesten Bestrebungen könnten unsere alte Monarchie, sie, die einst so mächtige und geachtete, zerfallen machen; er will erst Oesterreicher, dann Deutscher seyn; er will seinem Kaiserhause nicht treulos werden. Achtung vor solchen Beweggründen! Aber glaubt der Deutsche in Oesterreich nicht, daß diese seine Aenderung der Farben eine noch viel tiefere Bedeutung habe? — Weiß er nicht, daß er dadurch Deutschland von sich stößt und das alte Oesterreich sich dennoch nicht erhält? Die Farben an Hut und Rock, die Farben an den Fahnen sind kein Spielzeug, sie sind kein Ausdruck allgemeiner Sympathien mehr, sind ein strenges Partheizeichen geworden. Als in den ersten Tagen der goldenen Freiheit, in die uns das Blut unserer Brüder aus der Nacht der Sklaverei emporgerissen hatte, wir freudig die schwarz-roth-goldene Fahne ergriffen, da sagten wir: Wir wollen durch Einigkeit größer und mächtiger werden als je; das ganze einige Deutschland soll unser starkes Vaterland seyn, und so biethen wir kühn die Stirne dem Westen und dem Osten. — Wollten wir damals unserm Kaiserhause untreu werden? — Wollten wir deßhalb keine Oesterreicher mehr bleiben? — Nein, bei Gott nicht! Das will der Preuße nicht und nicht der Baier! Sie wollen Alle bleiben, was sie waren; aber einig wollen sie seyn, die Einigkeit wollten sie sich sichern, sie sollte nicht, wie bisher, von den Fürsten, sondern von den Völkern abhängen. — Das wollen die Deutschen dort, — und wer ist ein deutscher Oesterreicher und will das nicht? — Also bleibt bei den deutschen Farben, Ihr Deutschen; sie sind kein Verrath an der österreichischen Sache! — Ich bin ein deutscher Oesterreicher und nenne mit Stolz die beiden Namen.

Aber unsere Brüder in Oesterreich, die Slaven, setzen sich schroff dem deutschen Bunde entgegen; sie waren es, die zuerst die deutschen Farben ablegten und die kaiserlichen oder die slavischen Abzeichen aufpflanzten. Sie verläugnen jede Sympathie mit Deutschland und betheuern nur ihre Anhänglichkeit an Oesterreich. — Deutsche! Was verliert der Slave durch den Anschluß Oesterreichs an Deutschland? — Seine Behauptung, Oesterreich wolle seine Selbstständigkeit aufgeben, ist unrichtig; seine Behauptung, man wolle den Slaven ihre Nationalität rauben, ist unrichtig; seine Behauptung, man wolle sie am deutschen Bundestage nicht vertreten lassen, ist abermals unrichtig! Dessenungeachtet will der Slave sich von Deutschland, dem er Jahrhunderte hindurch angehört, trennen; er will nur Oesterreicher seyn. Ich frage: Hängt der Slave auch wirklich an Oesterreich, am deutschen Oesterreich? — Nein! — Er will ein starkes Oesterreich, ja! — aber ein slavisches Oesterreich. Er trägt uns an, Deutschland aufzugeben, und biethet uns dafür Serbien, Bosnien die Moldau und Wallachei, die Donaumündungen. Allerdings ein großes Ländergebieth! Eine schöne Hoffnung auf ein mächtiges Reich, auf ein gebiethendes Oesterreich! Aber — wird dieß ein Vaterland seyn für uns Deutsche; wird es uns so lieb und werth seyn wie unser Oesterreich? Es ist ein slavisches Oesterreich. — Dieß ist die ferne Hoffnung der Slaven; sie hängen an dem Kaiserthrone, sie hängen am Vaterlaute, aber nur am slavischen Throne, an der slavischen Großmacht. Deßhalb verwerfen sie die deutschen Farben; deßhalb sehen wir sie die schwarze und gelbe Kokarde aufpflanzen; deßhalb flattern über ihren kaiserlichen Fahnen die slavischen Bänder. — Deutsche Brüder! Wollt Ihr Euer Vaterland verlassen, verlassen die gemeinsame Mutter, um Euch am fremden Herde anzusiedeln? Wollt Ihr keine Deutschen mehr bleiben? Wollt Ihr im Laute der Zeiten Slaven werden? Wollt Ihr mit den schwarz und gelben Farben mehr Sympathie für das Slavenreich als für Deutschland an den Tag legen? — Darum haltet fest an der deutschen Tricolore! Tragt sie am Hut und an der vaterlandsliebenden Brust, laßt sie fröhlich flattern von den Zinnen Eurer Häuser; Ihr beweist dadurch, daß Ihr Euer Oesterreich erhalten wollt, das deutsche und slavische Oesterreich im innigen Bunde mit dem großen einigen Deutschland.

Moriz Schreiner.

Verantwortlicher Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

CARINTHIA.

Klagenfurt, Sonnabend den 20. Mai 1848.

№ Acht und dreißigster Jahrgang. 21.

Beiträge zur Frage über die Zusammenstellung der Provinzial-Stände.

Im §. 54 unserer Verfassungsurkunde vom 25. April l. J. wird ausgesprochen:

„In den einzelnen Ländern haben Provinzialstände „zur Wahrnehmung der Provinzialinteressen und zur „Besorgung der für diese Interessen sich ergebenden „Erfordernisse, in so weit solche nicht unter den all„gemeinen Staatserfordernissen begriffen sind, zu be„stehen."

Hier ist demnach sowohl die Bestimmung, als der Wirkungskreis der Provinzialstände bezeichnet, — auch liegt darin zugleich die Erklärung, daß die Vertretung in den Provinzialständen nach Interessen zu geschehen habe.

Es muß mir zugegeben werden, daß die Provinzialinteressen durch jene der Bewohner der betreffenden Provinz bedingt sind, ist aber dieses der Fall, so ergibt es sich von selbst, daß die Interessen der Provinz nur durch die Interessenten selbst wahrgenommen und auch nur von diesen die denselben entsprechenden Wege und Mittel zu ihrer größtmöglichsten Beförderung und Hintanhaltung von Nachtheilen mit Wirkung berathen, beschlossen und zur Ausführung gebracht werden können.

Die Interessen der Einzelnen ergeben sich aber aus ihren verschiedenen Berufsbeschäftigungen, wir haben daher: Fabrikanten, Gewerken, Handelsleute, Gewerbtreibende, Haus- und Grundbesitzer, Beamte, Geistliche, Rentiers und die Intelligenz, zu welch Letzterer alle unabhängigen Männer von höherer wissenschaftlicher Bildung gehören. In diese eilf Classen dürften alle selbstständigen Einwohner einer Provinz eingereiht werden, — der Adel als solcher, dann die Herrschaftsinhaber und Zehentberechtigten sollen bei der Frage über die Zusammenstellung der Provinzialstände durchaus keine abgesonderte Classe von Interessenten bilden; denn was den Adel betrifft, so kann derselbe außer dem Rechte auf seinen Namen in einem constitutionellen Staate überhaupt, insbesondere aber bei uns, keine ausnahmsweisen politischen Rechte ansprechen, nachdem ihm in der Verfassungs-Urkunde keine solchen vorbehalten worden sind; er gehört demnach, wenn er selbstständig ist, als gewöhnlicher Provinzialbewohner in eine der vorangeführten Classen.

Das gleiche Bewandtniß hat es mit den Herrschaftsinhabern und Zehentherren, nachdem die den Ersteren gegen ihre Unterthanen aus dem Unterthansverbande zustehenden Rechte auf die wie immer Namen habenden Geld- und Naturalleistungen sammt dem Unterthansverbande gegen die zwischen den Interessenten, oder vom Reichstage festzusetzende Entschädigung, so wie alle Zehente, in möglichster Kürze bestimmt werden aufgehoben werden. Diese beiden Gattungen von Berechtigten hören demnach als solche ganz auf, und dieselben fallen in eine der besagten Kathegorien zurück.

Sollen nun die Provinzialstände der ihnen durch die Verfassung gesetzten Bestimmung, nämlich der Wahrnehmung der Provinzialinteressen und Besorgung der für die Letzteren sich ergebenden Erfordernisse ganz entsprechen, so wäre es wünschenswerth, daß in dieselben Vertreter aller Provinzialinteressen berufen und zu diesem Ende von jeder der vorangeführten eilf Classen mehrere Abgeordnete gewählt würden.

So gut sich indessen dieser Satz in der Theorie vertheidigen und bei Gemeinden von einigen Tausend Seelen auch wirklich ausführen läßt, eben so stellt sich derselbe bei einer größeren Bevölkerung, besonders wenn die Zahl dieser mehrere Hunderttausende ausmacht, die noch überdieß in einer Provinz viele Meilen entfernt von einander wohnen, aus mehr als einem Grunde als unpraktisch und unausführbar dar; es erübrigt demnach zur Wahrnehmung und Wahrung der Provinzialinteressen kein anderes Auskunftsmittel, als die Wahl der Abgeordneten in die Provinzialstände aus der gesammten Bevölkerung einer Provinz durch alle selbstständigen volljährigen Männer, die keine Armenversorgung genießen, nicht zur dienenden Classe gehören, und in der Provinz ihren ordentlichen Wohnsitz haben, durch mittelbare Wahlen, und zwar bei den Urwahlen nach relativer, bei jenen der Abgeordneten aber nach absoluter Stimmenmehrheit der Erschienenen, wobei als Abgeordneter jeder Wähler nach zurückgelegtem 30. Jahre wählbar seyn dürfte. Zum Behuf der Wahl soll die Provinz in mehrere Ur- und Wahlbezirke eingetheilt und in jedem mit Rücksicht auf die dahin gehörige Zahl der Bevölkerung bestimmt werden, wie viel Wahlmänner und von diesen Abgeordnete zu wählen sind. Kärnten z. B. hat nach der für den Reichstag erlassenen Wahlordnung eine Bevölkerung von 318,308 Seelen; wenn nun z. B. 75 Abgeordnete zu wählen kämen, so entfiele, mit Hinweglassung des Bruchtheils, auf 4243 Seelen Ein Abgeordneter. Dem hier aufgestellten Grundsatze über die Wahl der Abgeordneten steht der Schlußsatz des §. 54 der Verfassungs-Urkunde, welcher sagt: „Den bisherigen Provinzialständen wird, in so ferne die Verfassungs-Urkunde keine Aenderung enthält, ihre Einrichtung und Wirksamkeit erhalten," nicht entgegen, sondern er bestätiget vielmehr denselben; denn dieser §. unterscheidet selbst zwischen den künftigen und den bisherigen Provinzialständen, somit hat er zwei Gattungen derselben zum Gegenstande, und bestimmt zugleich den Wirkungskreis für jede einzelne Gattung. — Wenn nun jede Gattung der im obigen §. besprochenen Provinzialstände einen besonderen Wirkungskreis

hat, ſo können die künftigen und bisherigen Provinzialſtände nicht ein und dieſelben ſeyn, ſondern die künftigen müſſen aus anderen Elementen, als die bisherigen Provinzialſtände ſind, zuſammengeſetzt werden; — da es aber auſſer der Bevölkerung einer Provinz Niemanden gibt, der die Provinzialintereſſen mit Wirkung wahrnehmen und wahren könnte, und ein Volk Repräſentanten bedarf, ſo können dieſe nur durch das Volk und aus dem Volke gewählt werden.

Eben ſo wenig thut der §. 55 der Verfaſſungs-Urkunde meiner Behauptung Abbruch, nachdem dort nur erklärt wird, daß die Prüfung und Würdigung der von den Provinzialſtänden vorzulegenden zeitgemäßen Aenderungen ihrer bisherigen Verfaſſungen eine der erſten Aufgaben des Reichstags ſeyn wird.

Nach den bisherigen Verfaſſungen beſtand aber der Wirkungskreis der Provinzialſtände:

1. In Vorſtellungen und Bitten.

2. In der Berathſchlagung und Annahme der jährlich poſtulirten Grundſteuer und Reparirung dieſer nach dem Kataſter und den hierüber erlaſſenen Normalien.

3. In einigen Provinzen und namentlich im Klagenfurter Kreiſe Kärntens, in der Uebernahme der von den Bezirksobrigkeiten eingehobenen Grundſteuer.

Ferner hatten die Provinzialſtände in der Regel noch nachſtehende Rechte und Verbindlichkeiten, als:

a) Die Evidenzhaltung des Rectificatoriums.
b) Die Wahl der Mitglieder der bleibenden Stände-Collegien und Ausſchüſſe, dann die Ernennung ihrer Beamten und Diener.
c) Die Verwaltung des ſtändiſchen Vermögens.
d) Die Beſorgung des Provinzial-Credits-Weſens bei vorhandenen ſtändiſchen Domeſtical- und auf die Provinz angewieſenen Aerarial-Schulden.
e) Die Verwaltung und Leitung der ſtändiſchen Kunſt- und ſonſtigen Anſtalten.
f) Das Vorſchlags- und öfters Beſetzungsrecht zu den ſtändiſchen Präbenden und Stiftungsplätzen ihrer Provinz.
g) Die Führung und Evidenzhaltung der ſtändiſchen Matrikel.
h) Die Ertheilung des Indigenats an adelige Perſonen.

Betrachtet man nun den Wirkungskreis der bisherigen Stände, ſo hat ihr Petitionsrecht für die Provinz dermalen keine beſondere Bedeutung mehr, weil daſſelbe nach dem §. 21 der Verfaſſungs-Urkunde jedem einzelnen Staatsbürger, daher auch den in Gemäßheit der §§. 56 und 57 der Verfaſſungs-Urkunde ſich bildenden Municipien und Communen zukommt — zu was daher einen Gegenſtand erſt durch einen Dritten anregen, wenn man es ſelbſt thun kann?

Was aber die Bewilligung zur Erhebung der Steuern und Abgaben betrifft, ſo iſt dieſelbe im §. 47 der Verfaſſungs-Urkunde ausſchließlich dem Reichstage übertragen, ſomit den Herren Ständen ganz benommen, übrigens haben ſie dieſes Recht ſelbſt ſchon lange aufgegeben; denn ſeit Menſchengedenken iſt der Fall erſt ein paar Mal vorgekommen, daß von dem ſtändiſchen Landtage die durch die Regierung verlangte Steuerſumme verweigert wurde, die Herren Stände zeigten ſich als willfährige Werkzeuge der Regierung und ſprachen ſogleich ihr Ja aus, ſobald der Herr Landtags-Commiſſär die Poſtulate abgeleſen gehabt hatte.

Die Uebernahme der von den Bezirksobrigkeiten eingehobenen Grundſteuer erſcheint als das überflüſſigſte Geſchäft von der Welt, da die Stände dieſelbe wieder an die k. k. Cameralkaſſe abführen müſſen, was eben ſo gut durch die Bezirksobrigkeiten ſelbſt geſchehen kann, da es dieſen einerlei iſt, ob ſie die Steuergelder beim ſtändiſchen General-Einnehmer-Amte, oder bei der Cameralkaſſe abgeben, — dieſe Steuerübernahme von Seite der Stände ſtellt ſich daher wegen der damit verbundenen Anſtellung mehrerer Beamten als eine nicht zu rechtfertigende Unwirthſchaft dar.

Das Rectificatorium über die landtäflichen Realitäten kann von dem k. k. Landtafelamte eben ſo gut, als von einem ſtändiſchen Beamten in der Evidenz erhalten werden, ja dieſes Geſchäft paßt bei weitem mehr für das Landtafelamt, als für die Stände, weil der Kataſter nach dem §. 2 des Patentes vom 22. April 1794 Nr. 171 einen Beſtandtheil der Landtafel bildet, und nur aus demſelben erſichtlich iſt, aus welchen Theilen die in der Landtafel der Benennung nach eingetragene Realität beſteht; — durch die Uebertragung des Kataſters an das Landtafelamt würde auch das Um- und Abſchreibungs-Geſchäft bezüglich der landtäflichen Realitäten befördert, und den Intereſſenten die Erleichterung verſchafft, daß ſie die Beſtandtheile und Belaſtung derſelben, überhaupt jede die Realitäten betreffende Aufklärung in einem und demſelben Amte erhalten könnten, ohne mit großem Zeitverluſte öfters von einem in das andere ſich verfügen zu müſſen.

Das Provinzial-Creditweſen endlich eignet ſich eben ſo gut zur Beſorgung durch das k. k. Provinzial-Cameral-Zahlamt, nachdem die Kriegsdarlehen und ſtändiſchen Aerarial-Obligationen ohnehin ſchon urſprünglich Staatsſchulden waren, die Domeſtical-Obligationen des Villacher Kreiſes bei dem Rückfalle dieſer Provinz, die Domeſtical-Obligationen in W. W. aber durch die Einreihung derſelben in die Verloſung vom Staate übernommen worden ſind, was bei den meiſten Ständen, namentlich aber bei denen Kärntens, der Fall iſt.

Schließlich kann von der Leitung und Verwaltung von Kunſt- und ſonſtigen Anſtalten hier bei uns, wo keine ſolchen beſtehen, wohl keine Rede ſeyn, auſſer man wollte unſer baufälliges Theater eine Kunſtanſtalt nennen, oder die Reitſchule zu einer ſolchen erheben.

Nach Ausſcheidung dieſer Geſchäfte bleiben von den vorangeführten nur mehr die unter den Buchſtaben b, c, f, g und h vorkommenden übrig, welche jedoch keine Provinzialintereſſen betreffen, ſondern rein privatrechtlicher Natur der ſtändiſchen Corporation ſind, und von dieſer, wenn ſie die gegenwärtigen Stände für ſich und ihre Nachfolger als ein Privatverein mit eigenem Vermögen, jedoch ohne irgend einem Einfluße auf die Provinzial-Angelegenheiten, noch aufrecht erhalten wollen, durch ihre eigene Organe beſorgt und verwaltet werden können, ohne daß ihnen Jemand ihre Rechte, oder ihr Vermögen antaſten wird.

Betrachtet man nun den Wirkungskreis der bisherigen Provinzialſtände, der, in ſo weit er durch den §. 54 der Verfaſſungs-Urkunde aufrecht erhalten wurde, nach dieſer Darſtellung weſentliche Aenderungen nothwendig macht, ſo wird es klar, daß den bisherigen Provinzialſtänden durch die Verfaſſungs-Urkunde kein Antheil an der Vertretung in den künfti-

gen Provinzialständen eingeräumt werden wollte, nachdem im §. 55 nur von der Aenderung ihrer bisherigen Verfassungen, keineswegs aber von der Verleihung neuer Rechte die Rede ist, was offenbar seyn müßte, wenn sie bei der durch die Verfassungs-Urkunde bereits ausgesprochenen Aufhebung ihres Steuerbewilligungsrechtes und allen Staatsbürgern zugestandenen Petitionsrechte, auf einmal andere ihnen bisher nicht zugestandene staatsbürgerliche und politische Rechte ausüben sollten, — die Aenderung von bestimmten Rechten hat aber nur diese allein zum Gegenstande und schließt die Verleihung neuer nicht in sich, sondern vielmehr aus.

Da die bisherigen Provinzialstände wohl einsehen, daß sie sich als Corporation bei den künftigen Provinzialständen nicht erhalten können, so trachten dieselben, wenigstens jene Kärntens, dem Vernehmen nach aus dem Schiffbruche so viel als möglich von ihren vermeintlichen Rechten zu retten, um wenigstens einem Theile aus ihnen das Recht der Provinzialvertretung zu erhalten; dieses kann jedoch auf keinen Fall angehen, denn dem Adel als solchen und sonstigen Landständen wurden durch die Verfassungs-Urkunde keine besondern politischen Rechte vorbehalten, dieselbe kennt nur Staatseinwohner und erklärt letztere im §. 25 bezüglich der staatsbürgerlichen und politischen Rechte für gleich, — wie können sich demnach Einzelne besondere Rechte auf Grund ihrer Geburt herausnehmen? Dieses widerspricht der Verfassungs-Urkunde.

Dann frage ich, auf welche Art würde die Sichtung der sogenannten bevorzugten Abgeordneten vor sich gehen, nachdem alle bisher Landtagfähigen das gleiche Vorrecht anzusprechen möchten? sollen sie von den bisher Landtagfähigen allein gewählt werden?

Würde die Geburt und bisherige Landtagfähigkeit allein entscheiden, und die bisherigen Stände ein Drittel der Abgeordneten, die ich beispielweise zusammen auf 75 angeschlagen, für sich in Anspruch nehmen, so wählte die höchstens aus 200 bestehende Zahl der sogestaltig Bevorzugten (diese existirt jedoch nicht) aus ihrer Mitte allein 25 Abgeordnete in den Provinzial-Landtag, während die ganze übrige Bevölkerung von Kärnten, bestehend in mehr als 315000 Einwohnern (die landtagfähigen Familien bestehen nicht aus 3000 Seelen) nur 50 Abgeordnete zu bestimmen hätte, — wo wäre hier ein Verhältniß der Wähler zu den Gewählten, da bei den ersteren auf 8 Wähler, bei den Letzteren aber auf 6300 Seelen Ein Abgeordneter käme; — die Geburt allein kann in einem constitutionellen Staate, wenn nicht die Constitution selbst dießfalls eine Ausnahme macht, was bei uns jedoch nicht der Fall ist, nichts entscheiden, sie gründet sich auf Zufall, mit dem nach der Vernunft keine öffentlichen Rechte verbunden seyn können; worin läge demnach der Grund zu solch einem Vorzuge? In besonderer Intelligenz, oder im großen Vermögen ist er nicht zu finden; denn wir sehen Schwachköpfe und Arme von allen Klassen, und man wird sich hier noch mancher ständischen Wahl von Verordneten und zu andern Diensten erinnern, wo Leute mitstimmten, denen man die Landtagfähigkeit weder in der einen, noch andern Beziehung auch nur entfernt ansehen konnte.

Soll die Stimme jedes Einzelnen der bisher Landtagfähigen, die übrigens recht ehrenwerth sind, bei Wahlen zu den Provinzialständen wohl für mehr als 787 Seelen zählen, und sollen 8 solcher Herren, deren oft eine Familie noch mehrere hat, wohl ein sonst nur 6300 Seelen gebührendes Recht ausüben dürfen? — solch ein Antrag verletzt jedes Rechtsgefühl.

Eben so wenig läßt sich aber die Wahl der bisher Landtagfähigen durch diese selbst aus der Mitte ihrer Realitätenbesitzer zu den künftigen Provinzialständen rechtfertigen; denn hierdurch würde das Prinzip der Geburts- und Geld-Aristokratie vereinigt, wozu abermals in der Verfassungs-Urkunde kein Anhaltspunkt zu finden ist, nachdem sogar die im §. 35 derselben vom Kaiser vorbehaltene Ernennung der Senatoren ohne Rücksicht auf Stand und Geburt geschehen wird, und die bedeutendsten Grundbesitzer in den Senat als wählbar erscheinen, ohne Rücksicht, ob sie bisher landtagfähig waren, oder nicht.

Uebrigens ist jetzt durchaus kein Grund vorhanden, einem Besitzer vor dem andern, besonders in Kärnten, einen Vorzug zu geben, nachdem die Herrschaften hier ohnehin keine so ausgedehnten Flächen von urbaren Grund und Boden haben, und manchen derselben das Flächenmaß anderer Realitätenbesitzer, besonders wenn Letztere mehrere Realitäten haben, gleichkommt; — die Forderungen aus dem Unterthansverbande ordinen aber bei dem Bevorstehen ihrer gänzlichen Ablösung, bei der Frage über die Constituirung der Stände keine Berücksichtigung; es entbehrt demnach auch diese Art der Rettung vermeintlicher landständischer Vorrechte jedes Anhaltspunktes.

Nachdem nun die den bisherigen Provinzial-Ständen nach Maßgabe der Verfassungs-Urkunde erhaltene Einrichtung und Wirksamkeit, in so ferne sie nicht nach derselben selbst zeitgemäßen Abänderungen unterliegt, durchaus nicht die Wahrnehmung der Provinzial-Interessen, sondern ausschließlich die Privatzwecke der bisherigen ständischen Corporation zum Gegenstande hat, übrigens die Verfassungs-Urkunde selbst bezüglich der bisher Landtagfähigen, mögen diese einen Realitätenbesitz haben, oder nicht, keine besondere Ausnahme wegen der Betheiligung an den künftigen Provinzialständen festsetzt, auch sich solch eine Bevorzugung in einem constitutionellen Staate durchaus nicht vertheidigen läßt, so ergibt es sich von selbst, daß die bisherigen Landtagfähigen, wenn sie an den Berathungen der künftigen Provinzialstände theilnehmen wollen, sich wie jeder andere selbstständige Bürger unter die allgemeine Wahl stellen müssen, und sie überzeugt seyn können, daß dadurch, wenn Niemand einen Vorzug vor Andern anspricht, die Provinzial-Interessen am besten werden wahrgenommen und gewahrt werden; denn nichts befördert das allgemeine Interesse mehr, als einiges gleichmäßiges Zusammenwirken, nichts stört es mehr, als unnatürliche und vernunftwidrige Vorzüge; daher rufe ich allen gegenwärtig bei den bisherigen Ständen zur Lösung der in der Klagenfurter Zeitung vom 10. d. M. Nr. 43 angekündeten Fragen Versammelten, insbesondere aber den Abgeordneten des Bürger- und Bauernstandes aus reinem Patriotismus und im Provinzial-Interesse zu: „Habt acht, daß die Provinz keinen Schaden leide."

Klagenfurt den 18. Mai 1848.

Dr. Rutitz, Advocat.

Durch die so eben eingegangenen Nachrichten über die neuesten Ereignisse in Wien erhält die im obigen Aufsatze ausgesprochene Ansicht ihre volle Geltung.

Ueber Aufhebung der Gutsunterthänigkeit.

Die den Völkern Oesterreichs zu Theil gewordenen bürgerlichen Freiheiten, welche als ein zeitgemäßer Fortschritt Jedermann mit lebhaftem Danke und wahrer Freude erfüllen müssen, stellen der politischen Gestaltung des inneren Staatslebens die in ihrer Lösung unverkennbar höchst schwierige Aufgabe, vorzugsweise und mit allem Eifer auf eine möglichst entsprechende und die verschiedenartigen Interessen vermittelnde Reform in den persönlichen und Besitzverhältnissen des Bauernstandes hinzuwirken. Schon der große Ludwig XV. von Frankreich hielt nach dem bekannten Wahlspruche: „pauvre paysan pauvre royaume“ eine gute Landwirthschaft und somit die Kräftigung und Hebung des Bauernstandes für die Grundbedingung der Wohlfahrt und des Emporkommens seiner Staaten, und wenn auch das auf diesem Principe geschaffene physiokratische System durch die industriellen Fortschritte Englands in seiner exclusiven Geltung Widerlegung fand, so ist es doch unläugbar, daß der Landbau die Elemente aller physischen und geistigen Entwickelung in sich schließe, daß daher Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften in demselben ihre wesentliche Stütze finden.

Es ist ein beklagenswerther Nachlaß aus der Zeit der mittelalterlichen Kämpfe, daß noch jetzt in den meisten Provinzen der österreichischen Monarchie der Druck des Feudalwesens, wenn gleich in theilweise veränderter Form, auf dem Rusticalbesitzthum lastet — ein Verhältniß, welches abgesehen davon, daß es in volkswirthschaftlicher Beziehung an und für sich verwerflich erscheint und jeder freieren Entwickelung hemmend entgegentritt, bei der gegenwärtigen allgemeinen Bewegung und dem sich offenbarenden Streben nach vernunftmäßigen Reformen die volle Aufmerksamkeit der Regierung und eine möglichst beförderliche Abhilfe dringend erheischt.

Den feudalen Lasten ist allerdings ihre historische und rechtliche Basis im Allgemeinen nicht abzusprechen. Es ist bekannt, wie nach dem Sturze der Römerherrschaft die langjährigen Kämpfe mit den eingebrochenen fremden Völkerschaften die Entwickelung einer Kriegsverfassung zur Folge hatten, in welcher geleistete Kriegsdienste durch Ueberlassung der eroberten Ländereien belohnt wurden, es ist bekannt, daß die Heerführer solche größere Länderbesitze wieder an ihre Untergebenen vertheilten, welche von diesen sogenannten Oden (Gütern) Odelings, Adelige genannt wurden, und dafür die Verpflichtung hatten, mit ihren Hörigen und Knappen zum Heerbanne zu stoßen. Das unter den Franken schon nach bestimmteren Grundzügen entwickelte Feudalwesen wurde zu Ende des VIII. Jahrhunderts auf deutschen Boden verpflanzt, und als in der Folge durch die Einführung der stehenden Heere in der ursprünglichen Dienstpflicht eine Aenderung eintrat, wurden von den größern Gutsbesitzern die Grundstücke gegen Stipulirung verschiedenartiger Leistungen miethweise verliehen. Der arme Leibeigene musste ohne eigenthümlichen Besitz für den Genuß des ihm überlassenen Grundes seinem Grundherrn willkürliche Frohndienste leisten, und an Gaben so viel entrichten, daß ihm nur der kümmerlichste Unterhalt für sich und die Seinen verblieb.

In diese Zeitperioden fällt also der historische Ursprung der verschiedenen auf dem Rusticalbesitze haftenden Lasten; die Herrengüter (Dominicalgründe) mußten zur Frohne gebaut werden; die Weiber der Leibeigenen wurden in den Schlössern der Grundherren zum Spinnen, Weben und zu andern Beschäftigungen verhalten, woraus die Spinnroboth und später die Gespunstgelder und die sogenannten Heerzählingkleinrechte entstanden; wegen Mangel an barem Gelde wurden die Geldzinsungen meistens in geringen Beträgen stipulirt, dagegen aber Abschüttungen an Getreide, Wein und andere Naturalgaben bedungen; aus dem Herrenrechte über Jagden und Forste leiten sich noch die gegenwärtig vorkommenden Jagdrobothen, der Hundefutterhaber, die Forstgaben u. s. w. ab; die damalige Rechtsunsicherheit nöthigte die Schwächern sich ihres Schutzes wegen an Mächtigere zu schließen, deren Vogtei durch persönliche Leistungen und Gaben erkauft werden mußte; der Adel hatte ferner in seinen Gauen die Gerichtsbarkeit und Polizeiaufsicht, und was ursprünglich nur ein Amt war, daraus erwuchs in der Folge ein eigenes Dominikalrecht, die Patrimonialgerichtsbarkeit; auch diese wurde eine Quelle des Einkommens, welches vorzugsweise in dem Bezuge des sogenannten Sterbhauptes, späterhin Todfallsfreigeld, Todtenvfundgeld, Mortuar genannt, dann der besonderen Gebühren für die gerichtlichen Amtshandlungen bestand.

Im Erzherzogthume Oesterreich unter der Enns erhielten die Dominikalrechte die erste gesetzliche Bestimmung unter Kaiser Leopold I. in den bekannten tractatus de juribus incorporalibus; allein erst in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts in den Regierungsperioden der Kaiserin Maria Theresia und Joseph II. wurden die Verhältnisse des Bauernstandes einer größern Aufmerksamkeit gewürdiget und zur Verbesserung derselben durch greifendere Maßregeln festgesetzt.

Das eingeführte Steuersystem nöthigte die Grundobrigkeiten sich mit ihren Unterthanen und den sämmtlichen Urbarialbezügen, zum Behufe der Steuerumlegung zu fatiren; die auf diese Art zu Stande gebrachten sogenannten Rectificatorien dienen noch heute als Kriterium der grundobrigkeitlichen Bezugsrechte, indem der Grundsatz aufgestellt wurde, daß nur das gefordert werden könne, was rectificirt erscheint; die Robothleistung wurde auf bestimmte Maßstäbe reducirt und in den verschiedenen Provinzen durch eigene Robothpatente normirt; die Vortheile aus der schon früher nicht selten vorgekommenen Ueberlassung der Bauerngründe in das Nutzeigenthum veranlasste die Staatsverwaltung in den Jahren 1766—1770 eine solche Umänderung durch Aufnunterung und Vorbild zu befördern und dafür zu sorgen, daß Bauerngründe, welche einmal zur Dotation überlassen waren, im Steuerkataster evident gemacht und fortan ungeschmälert erhalten werden; die Einziehung derselben von Seite der Grundherrschaften, so wie die freikäufliche Verleihung von Dominikalgründen wurde eingestellt, das obrigkeitliche Heimfallsrecht beschränkt und die Verpflichtung ausgesprochen, die heimgefallenen Gründe in der Folge nur erbeigenthümlich zu verleihen, wofür aber die Veränderungsgebühren bedungen wurden, die noch gegenwärtig in verschiedenen Bestimmungen als Kauffreigelder, Ehrungen, Laudemien, eine der empfindlichsten Belastungen des Rusticalbesitzes sind. (Schluß folgt.)

Verantwortlicher Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

CARINTHIA.

Klagenfurt, Sonnabend den 27. Mai 1848.

№ Acht und dreißigster Jahrgang. 22.

Das Salz und sein Preis in Bezug auf Kärnten.

Mit wahrer Freude wird jeder kärntnerische Landwirth vernehmen, daß unsere Landwirthschafts-Gesellschaft in ihrer Sitzung am 6. v. M. beschlossen hat, wiederholt ein Gesuch um Herabsetzung der Salzpreise durch die Herren Stände an die hohe Staats-Verwaltung einzureichen. Gewiß wird diese Bitte gehörig begründet, auch nachgewiesen worden seyn, wie nachtheilig hohe Salzpreise nicht bloß auf die gesammte Landwirthschaft lasten, sondern auch die unterste Schichte der Bevölkerung empfindlich berühren, indem das Salz für diese oft die einzige Würze für ihre einfache Nahrung ausmacht, zur Erhaltung der Gesundheit unumgänglich nothwendig ist.

Das Journal des österreichischen Lloyd, welchem das Verdienst gebührt, das System der Staatsgeheimnißkrämerei gebrochen, Mängel und Wünsche veröffentlicht, und Zeitfragen beantwortet zu haben, sagt uns, daß an sämmtlichen österreichischen Salzwerken

3,013,500 Zentner Steinsalz,
2,011,000 „ Sudsalz,
9,000 „ Meersalz durchschnittlich erzeugt werden, und die Gestehungskosten sich

beim Gmundner Fudersalz auf 1 fl. — kr. 3 7/11 dn.
„ „ Fasselsalz „ 1 „ 13 „ 2 6/11 „ „
„ „ Küffelsalz „ 2 „ 9 „ 3 1/11 „ „

belaufen, so daß im großen Durchschnitte auf 100 fl. Aufwand der Gewinn, der bei dem im Inlande abgesetzten Salze 410 fl., bei dem im Auslande verkauften aber 205 fl. beträgt.

Außer der angegebenen auf Staatskosten erzeugten Salzquantität, werden auch in den Privat-Salzgärten zu Pirano und Capodistria im Küstenlande, so wie auf den Inseln Pago und Arbre in Dalmatien Meersalz erzeugt, dessen Gewinnung aber auf 680- bis 690,000 Ztn. beschränkt ist, und der Zentner mit 20 kr. 1 1/11 dn. mit einer Gratisaufgabe von 10 pCt. dem Staate überlassen wird.

Hieraus ist ersichtlich, wie reich unser Staat an diesem unentbehrlichen Naturprodukte ist, mit welchem großen Gewinn das Salzmonopol betrieben wird, und man berechtigt ist, es der Regierung unumwunden zu sagen, daß sie eine Gabe Gottes, worauf der Mensch, so wie die Thiere und Pflanzen zu ihrer Ernährung angewiesen sind, mit dem Preise so beschränkt, daß sie weit unter dem Bedarfe genossen werden kann. Hatte die Regierung die Absicht, durch Freigebung des Salzhandels die Salzpreise zu ermäßigen, so war sie irrig, oder ist höchstens nur für jene Zeit, wo die Güterfrachten niederer standen, und jene Gegenden, welche den Salzwerken näher liegen, als wahr anzunehmen. Allein wie sehr haben sich seither die Verhältnisse in Kärnten dadurch geändert, daß die Güterzüge eine andere Richtung genommen haben, der Salzfuhrmann von Aussee und Hallein auf keine sichere Rückfracht mehr rechnen kann, und somit den Frachtlohn auf eine Höhe setzen muß, daß dadurch der Salzpreis hier in St. Veit auf 7 fl. 40 kr. bis 8 fl. — in weiterer Entfernung und mehr abgelegenen Gegenden sogar auf 9 fl. pr. Zentner, und im Kleinverschleiße, wo das Salz nicht nach dem Gewichte, sondern nach Stücken verkauft wird, noch weit höher gesteigen ist. Dieser Preis ist nicht bloß für den Viehzüchter, sondern auch für den gemeinen Arbeiter unerschwinglich, er gibt überdieß, wie z. B. in Dalmatien, wo die Selbstkosten des Meersalzes 18 kr 2 1/2 dn. pr. Zentner betragen, der Zentner Salz um 2 fl. 7 kr. in das Ausland verkauft, im Inlande aber um 4 fl 30 kr. abgesetzt wird, zu Veruntreuungen, Contrabande, Gefallsübertretungen und deren Bestrafung vielseitigen Anlaß.

Schon im Jahre 1845 habe ich in der „Carinthia" Nr. 12. aus der Zeit, als der Salzverkauf noch in öffentlicher Regie stand, nachgewiesen, daß im Jahre 1795 das von Hallein und Aussee nach Kärnten eingeführte Salz 42,137 Zentner, somit auf die damalige Bevölkerung pr. 294,433 Seelen durchschnittlich pr. Kopf 14 3/10 Pfd. betragen habe. Wiewohl man seit dem Jahre 1822, wo der Salzhandel freigegeben wurde, diese Quantitäten nicht mehr angeben kann, so ist es doch für gewiß anzunehmen, daß bei der jetzigen größeren Bevölkerung, beim vermehrten Viehstande, und da der Viehzüchter durch Erfahrung belehrt wurde, welche wichtige Rolle das Salz mittel- und unmittelbar auf die Viehzucht und bessere Verwerthung der Futterstoffe wirkt, der Salzverbrauch sich bedeutend vermehrt haben muß. Nach einer Berechnung im „österr. Lloyd" beträgt der durchschnittliche Salzverbrauch auf den Kopf in der Lombardei 10 1/2 Pfd.

für Venedig . 10 „
„ Dalmatien 12 1/4 „
für die deutschen und slavischen Provinzen 13 1/4 „
für Ungarn . 12 1/4 „

Dieser für deutsche Landestheile angegebene Salzverbrauch steht aber weit unter dem wirklichen Salzbedarf, und dieser ist in Kärnten um so größer, da die Bevölkerung sich vorzüglich mit der Viehzucht befaßt. Für Menschen rechnet Raimund Veit in

der Gegend um Augsburg 20 Pfd.; in Mähren erhalten die Dienstleute an Deputat 14 Pfd.; in Rußland erhält jeder Soldat seit 13. Jänner 1848 20 Pfd. unentgeldlich.

Dem Viehe soll so viel Salz gereicht werden, als es lecken will, was ungefähr pr. Zentner lebenden Gewichtes des Thieres täglich ein halbes Loth beträgt; daher ein Stück von 4 Zentner pr. Tag 2 Loth oder jährlich 24 Pfd. erhalten soll.

We viel aber bei geregelten Wirthschaften an Salz auf den Menschen mit Einschluß des verhältnißmäßigen Viehstandes gerechnet werden kann, habe ich im vorigen Jahre bei nachfolgenden Meierhöfen den jährlichen Salzverbrauch erhoben und gefunden, daß dieser auf die Person mit 47 Pfund angenommen werden kann, und wenn der Zentner Salz nur 7 fl. 30 kr. kostet, die Auslage auf Salz 64 pCt. von der Grundsteuer beträgt, und zwar:

Bei der Meierei	Werden Personen verpflegt	Viehstand				Jährlicher Salzverbrauch				Grundsteuer-Schuldigkeit	
		Ochsen	Kühe	Jungvieh	Schafe	im Ganzen	pr. Kopf	in Geld zu 7 fl. 30 kr. pr. Zentner			
		Stück				Pfund		fl.	kr.	fl.	kr.
Karlsberg	27	10	10	4	576	1235	47	92	41	173	15
Hunnenbrun	29	8	12	42	—	1900	42	142	30	232	55
Grafenhof	16	6	6	16	144						
Weiher bei St. Veit	32	14	12	26	—	2000	62	150	—	300	—
Wörnhof	14	6	6	8	50	600	42	45	—	75	—
Propstei Kreuz	25	10	9	25	60	1200	48	90	—	103	4
Pfarrhof Meifelding	17	8	6	—	40	800	47	60	—	73	—
Friesnegger	11	4	4	12	30	550	50	38	30	47	—
Tanzenberg	16	10	8	10	—	930	52	69	45	170	16
Bei 11 Bauernwirthschaften im Bezirke Tanzenberg	86	28	36	47	—	3959	46	296	45	369	—
Zusammen	273	104	109	190	900	13174	47	985	11	1543	30

Aus dieser Zusammenstellung ist ferners ersichtlich, daß, wenn von dem jährlichen Salzverbrauche pr. 13174 Pfd. für die ausgewiesenen 273 verpflegten Personen mit dem wahrscheinlichen Bedarfe zu 20 Pfund pr. Kopf mit 5460 „

in Abzug gebracht werden, für den ausgewiesenen Viehstand verbleiben . 7714 „

Werden nun diese 7714 Pfund Salz getheilt

durch Ochsen . . . . 104 Stück,

„ Kühe . . . . 109 „

„ 190 Stück Jungvieh gleich . 90 „

„ 900 „ Schafe „ . 90 „

zusammen mit . 393 Stück,

so entfallen pr. Stück auf Großvieh reducirt 19 Pfd.

In einem geregelten Staate sollen alle Lasten möglichst gleichartig vertheilt seyn. Dieser Grundsatz des Rechtes und der Billigkeit erscheint aber in Kärnten gegenüber von den Provinzen Tirol und Salzburg ganz außer Acht gelassen; in beiden Ländern bezieht der Bauer für ein Stück Großvieh 15 — Pfd.

„ „ „ Kleinvieh 7½ „

und bezahlt es mit einem Limitopreis zu 3 fl. 47 kr. pr. Zentner, während in unserem Lande, welches eben so, wie dort, auf Viehzucht angewiesen ist, nur der Bezirk Obervellach und das Lesachthal theilweise diesen Vortheil genießen. Noch mehr erscheint die Billigkeit und Gleichstellung verletzt, daß die Orte nahe an Salzwerken durch Ersparung der Fracht wohlfeileres Salz genießen als entlegene Gegenden, ein Gebrechen, welches erst seit der Einführung des freien Salzhandels entstanden ist, und nur durch Legstätte, wohin das Salz so wie der Tabak auf Staatskosten verführt wird, abgeholfen werden kann.

In der gegenwärtig bewegten Zeit wird die Herabsetzung der Salzpreise gewiß ihre guten Folgen haben; nicht bloß der Grundbesitzer, Viehzüchter, auch die unterste Schichte der Bevölkerung, der gemeine Arbeiter, wird sie als einen Gnadenakt, als Belohnung für die ruhige und besonnene Haltung, welche er bei der gegenwärtigen Aufregung beobachtet, mit Dank annehmen. Frankreich, Sachsen, Belgien, Preußen hat die Salzpreise ermäßigt, sogar die neuentstandene Republik Venedig hat es verstanden die Bevölkerung dadurch zu gewinnen, daß sie die Salzpreise um ein Drittel herabgesetzt hat. Hoffen wir demnach auch von unserer Regierung, daß das eingereichte Ansuchen der Landwirthschaft berücksichtigt werde, geben die Hoffnung auch für den entgegengesetzten Fall nicht auf, — wir haben den Reichstag vor uns, und genug Männer im Lande, welche das Land und seine Bedürfnisse kennen, die Zeit begreifen, in welcher wir seit dem 24. März des glorreichen Jahres 1848 stehen, es auch verstehen, begründete Wünsche auf geeignetem Wege zu erreichen.

Thomas Khachl,
Landwirth.

Ueber Aufhebung der Gutsunterthänigkeit.

(Schluß.)

Auch in den persönlichen Verhältnissen des Bauernstandes erfolgte erst in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts eine durchgreifendere Maßregel, nämlich durch die von Kaiser Joseph II. verfügte Aufhebung der bisher bestandenen Leibeigenschaft (in Kärnten mit dem Patente vom 12. Juli 1782), an deren Stelle das noch gegenwärtig bestehende Unterthansverhältniß, der nexus subditicius substituirt wurde. Damit war allerdings ein wichtiger Schritt geschehen, und bei den damaligen Verhältnissen, bei der großen Macht, welche der güterbesitzende Adel namentlich in Böhmen und Galizien noch besaß, war es ein großer Sieg der absoluten Monarchie, althergebrachten feudalen Herrlichkeiten mit einem Male schroff entgegen zu treten, und durch gesetzliche Bestimmungen, wie durch die das Unterthans-, Klage- und Strafverfahren normirenden Patente vom 1. September 1781, die Verhältnisse zwischen Herrn und Unterthan der besondern Leitung und Controlle der Staatsbehörden zu unterwerfen.

Wäre es dem hochherzigen Kaiser Joseph vom Schicksale gegönnt gewesen, in einer längeren Regierungszeit das zu vollenden, was er mit mächtigem Willen angebahnt, so ist es kaum zu bezweifeln, daß er in der Reform der Urbarialverhältnisse noch einen Schritt weiter gethan, den zwitterhaften, halb öffentlichen, halb privatrechtlichen Unterthansverband auf die Grundlagen eines reinen Privatrechtverhältnisses gebracht, und somit die Gutsunterthänigkeit förmlich aufgehoben hätte.

Mit Bedauern muß man aber auf eine Periode von mehr als dreißig Friedensjahren zurücksehen, in welcher zur Erleichterung des unterthänigen Grundbesitzers und zur Verbesserung der bäuerlichen Verhältnisse überhaupt nichts Wesentliches geschehen ist, so daß man jetzt in einer so vielfach bewegten Zeit gedrängt ist, auch in dieser Beziehung zu innern Reformen zu schreiten, welche in den früheren ruhigen Tagen ohne Ueberstürzung und mit besonnener Erwägung aller Verhältnisse hätten erzielt werden können.

Die vormals französischen Gebietstheile Illyriens genießen wenigstens den Vortheil, daß die von der französischen Regierung abgestellte Patrimonial-Gerichtsbarkeit nicht mehr eingeführt wurde, indem nach der Reoccupation dieses Dominicalrecht der Dominien nicht restituirt, sondern delegirte Bezirksherrschaften und in neuerer Zeit landesfürstliche Bezirkskommissariate und Gerichte organisirt worden sind. Dagegen wurde auch in diesen Gebietstheilen der Unterthansverband mit wenigen Abweichungen auf die früheren Normen zurückgeführt, so wie auch in den übrigen deutschen, böhmischen und galizischen Ländern das Feudalwesen ununterbrochen aufrecht erhalten wurde.

Bei dem beliebten Stabilitätsprincipe suchte man Neuerungen jeder Art möglichst hintanzuhalten: die scheinbare Ruhe, der theilweise auch zunehmende Wohlstand des Landmannes, die Möglichkeit, die Urbarialgaben durch Militärexecution einzutreiben, und bei der in jedem Kreise zu Gebothe stehenden Militärmacht auch größere Renitenzen sogleich niederzudrücken, endlich die stets getreue Hütherin des Conservatismus, die Censur, welche meisterlich die Scheere zu handhaben wußte, wenn es sich irgend eine Feder herausnahm, Krankheitssymptome im Staatsorganismus vor die Oeffentlichkeit zu bringen, ließen die Nothwendigkeit einer allgemeinen Reform gar nicht in das rechte Licht treten. Zudem war es für die Regierung immerhin schwierig, hier, wo es sich nicht um die Durchführung einer bloßen Verwaltungsmaßregel handelt, sondern ein hilterisch überkommenes Institut gestürzt und in Privatrechte eingegriffen werden soll, die Initiative zu ergreifen und dieß mag auch zum Theil der Grund gewesen seyn, daß man nur die Bande allmählig zu lockern suchte, um die Berechtigten selbst zur Beantragung geeigneter Maßregeln zu vermögen

Dem schon lange gegebenen Beispiele der deutschen Nachbarstaaten folgend haben in neuerer Zeit die Stände mehrerer Provinzen, namentlich in Böhmen und Niederösterreich, die Urbarialverhältnisse in nähere Berathung zu ziehen und sich mit Ablösungsplänen zu befassen begonnen. Wie sich aber die dießfälligen liberalen Tendenzen der Stände insbesondere der böhmischen mit den Petitionirungen um die Wiedererlangung ihrer alten verfassungsmäßigen Rechte vereinbaren lassen, darüber liefern die sibillinischen Bücher keinen deutlichen Aufschluß. So viel ist gewiß, daß die Stände in ihren früheren Anträgen zwar die Ablösung einzelner Kathegorien von Urbarialleistungen zu bewerkstelligen beabsichtigten, von einer förmlichen Aufhebung des Unterthanverhältnisses aber niemals die Rede war, und es scheint wohl, daß es den Begünterten mehr darum zu thun war, nur einzelne auf dem Rustikalbesitze haftende Lasten, als namentlich die Roboth und den Zehent, welche nicht nur anerkannt sehr drückend sind, sondern auch in ihrer Realisirung die meisten Anstände, und häufigere Renitenzfälle erzeugten, durch leichter einbringliche Relutionsbeträge oder durch fructificirliche Ablösungscapitalien zu substituiren, übrigens aber die feudalen Rechte und das grundobrigkeitliche Ansehen ungeschmälert aufrecht zu erhalten.

In Folge der dießfälligen Vorschläge hat die Regierung mit dem Patente vom 18. December 1846 eine allgemeine Bestimmung über die freiwillige Ablösung der Naturalfrohnen und Naturalzehente erlassen. Allein die Halbheit dieser Maßregel konnte eine durchgreifende Wirkung unmöglich hervorbringen, denn im Wesentlichen wurde damit nichts Neues bestimmt, sondern dem freiwilligen Ablösungsgeschäfte nur durch Beseitigung einiger hemmenden Vorschriften und Zugestehung von Begünstigungen ein leichterer Weg gebahnt. Die nächste Folge davon war auch, daß die Grund- und Zehentherren sich das Ablösungsgeschäft wenig angelegen seyn ließen, die Verpflichteten aber, in ihren Erwartungen getäuscht und häufig auch übel berichtet, der ganzen Maßregel mißtrauten, was nicht nur das Ablösungsgeschäft unmöglich machte, sondern auch häufige und bedenklichere Renitenzen erzeugte. Diese Unzulänglichkeit haben die Stände in den

Provinzen selbst eingesehen und in dieser Beziehung den Willen an den Tag gelegt, das Ablösungsgeschäft möglichst zu fördern und nach einem besseren Regulativ in Ausführung zu bringen. Namentlich haben auch die Stände von Kärnten für die damaligen Umstände eine anerkennenswerthe Thätigkeit entwickelt und zu den diesfälligen Verarbeiten ein aus Berechtigten und Verpflichteten zusammengesetztes Comit- gebildet.

Die in den Märztagen d. J. eingetretenen politischen Ereignisse haben nun der Sache eine beschleunigende Wendung gegeben und die erlangten constitutionellen Freiheiten müssen auch in ihrer Anwendung auf den Bauernstand zu Resultaten führen, welche weiter reichen, als es in den anfänglichen Concessionen gelegen seyn mag.

Es versteht sich von selbst, daß eine völlige Aufhebung der bestehenden Verpflichtungen ohne Entschädigung der Berechtigten nicht ausgesprochen werden kann, denn dieß wäre eine Gewaltmaßregel, welche sich mit der constitutionellen Freiheit, die Jedermann gleichmäßig zukommen muß, nicht vereinbaren ließe. Die Folge davon wäre nicht nur der Ruin vieler güterbesitzenden Familien, sondern auch für andere Private, für Stiftungen, öffentliche Anstalten, Sparkassen u. s. w. würden daraus offenbar große Verluste entstehen müssen, indem die intabulirten Kapitalien bei dem verminderten Hypothekenwerthe in executiven Verkaufsfällen häufig keine oder eine nur theilweise Befriedigung finden würden; ja selbst die sogleiche Einstellung der Leistungen vor der Ermittelung und Zuweisung einer angemessenen Entschädigung würde die obigen Nachwirkungen hervorbringen, wenn nicht gleichzeitig eine moratorische Maßregel bezüglich der intabulirten Gläubiger getroffen und dadurch wirklicher oder möglicher Weise selbst fingirten Executionen für einen bestimmten Zeitraum vorgebeugt wird. Eine besondere Fürsorge müßte auch sogleich für jene Dominien getroffen werden, welche das Eigenthum von Pfründen, Kirchen, geistlichen Corporationen und öffentlichen Instituten bilden, deren Dotation zum Theile lediglich in den Urbarialeinkünften besteht — in Kärnten allein gibt es über 400 dergleichen täfliche Güter.

Daß dem Grund- und Zehentherrn eine Entschädigung gebühre, dieß findet der rechtlich denkende Landmann selbst ein; seine Wünsche sind aber hauptsächlich dahin gerichtet, daß man ihn von der herrschaftlichen Gerichtsbarkeit und von dem unterthänigen Verhältnisse überhaupt frei mache, daß man seine Verpflichtungen nach einem billigen Maßstabe und mit einem angemessenen Nachlasse in einem Ablösungskapitale veranschlage und es ihm zugleich möglich mache, dieses Ablösungskapital in beliebigen Ratenzahlungen nach und nach tilgen zu können. Unter solchen Concessionen wird sich der Bauer gewiß willig finden, nebst der ordentlichen Grundsteuer auch die Interessen des auf seiner Realität haftenden Urbarialgabenablösungscapitales, sey es nun an die Staatsverwaltung selbst, oder an ein Provinzialcreditinstitut zu entrichten; mit der ihm freigestellten ratenweisen Rückzahlung des Ablösungskapitals würden sich auch die jährlichen Interessen verhältnißmäßig vermindern und die Creditsoperation bestünde lediglich darin, daß von den an die Berechtigten ausgefertigten Obligationen nach Maßgabe der jährlich eingehenden Kapitalsrückzahlungen in bestimmten Zeiträumen eine entsprechende Anzahl zur baren Auszahlung verlost würde.

Was nun die Aufhebung des Unterthansverbandes anbelangt, so ist dieselbe in den bisher über die von den verschiedenen Provinzialständen gemachten Petitionen erfolgten Rescripten noch nicht bestimmt ausgesprochen worden, selbst das die Ablösung der aus dem Urbarialverhältnisse entspringenden Leistungen im weitesten Sinne umfassende Rescript für Galizien läßt die Frage noch in Zweifel gestellt, ob mit der völligen Ablösung der Unterthansverband selbst erlösche oder dennoch es fortbestehend zu betrachten sey.

Die Stände von Kärnten scheinen die Ersten gewesen zu seyn, welche sich geradezu für die völlige Aufhebung des Unterthansverbandes ausgesprochen haben, und in dieser Tendenz ist auch ihre neueste Petition an den constitutionellen Monarchen gerichtet. Mag nun hierüber eine unmittelbare Entscheidung gewärtiget oder dieselbe, was wahrscheinlicher ist, der Reichsversammlung zur Berathung und Beschließung vorbehalten werden, so unterliegt es doch kaum einem Zweifel, daß dem freisinnigen Antrage der Stände volle Gewährung zu Theil werden wird.

Der Unterthansverband hat seine materielle Grundlage im getheilten Eigenthum, und das Wesentlichste aus dem Obereigenthum für die Dominien entspringende Recht besteht in dem Bezuge der Veränderungsgebühren. Wenn nun die Ablösung für den unterthänigen Grundbesitzer von wahren Vortheile seyn soll, so muß sie sich nicht bloß auf die rectificirten Schuldigkeiten überhaupt, sondern auch auf das Obereigenthum und insbesondere auf die bemerkten Veränderungsgebühren beziehen, damit der Landmann in der Folge der freie und vollständige Eigenthümer seines Grundbesitzes werde. Bei der Ermittelung des Ablösungsbetrages wird es übrigens nicht schwer fallen, einen billigen Maßstab anzuwenden, und in dieser Beziehung kann somit die Aufhebung des Unterthansverbandes keinem Anstande unterliegen.

Der Unterthansverband hat aber auch eine formelle Grundlage, nämlich in seiner politischen Bedeutung als ein Verhältniß der persönlichen Abhängigkeit, in welcher Beziehung er vorzugsweise durch die bereits besprochenen beiden Unterthanspatente normirt erscheint. — In diesem Sinne wird man aber wohl um so weniger dem Fortbestande desselben das Wort sprechen wollen, als es mit den obersten Grundsätzen der constitutionellen Freiheit, nämlich der politischen Gleichstellung aller Staatsangehörigen, in offenbarem Widerspruch stünde, wenn der Landmann, die größere Masse des Volkes, außer den constitutionellen Gesetzen noch wie bisher einer Privatgewalt untergeordnet bleiben sollte. Die Aufhebung dieser nach dem geschichtlichen Entwickelungsgange ohnehin, wie gezeigt wurde, bedeutend modificirten Form erscheint daher als eine nothwendige Folge des geänderten Systems und als ein Postulat der Zeit, in welcher das Veraltete weichen und neuen auf den Fortschritten der Intelligenz geschaffenen Institutionen die Bahn gebrochen werden muß.

L.

Verantwortlicher Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

CARINTHIA.

Klagenfurt, Sonnabend den 3. Juni 1848.

№ Acht und dreißigster Jahrgang. 23.

Betrachtungen eines Kärntners über den 15. Mai. *)

Hüthet euch vor den Wölfen im Schafskleide.

Welche Ereignisse Wien am 15. Mai bewegten, weiß Jedermann, welche Folgen diese Ereignisse nach sich ziehen werden, vermag Niemand vorher zu sehen.

So viel steht fest, Jeder, der die Dinge mit kaltem Verstande betrachtet, der es mit dem Wohle des Vaterlandes ehrlich meint, — mag nun seine politische Ansicht über die Forderungen des 15. Mai seyn, welche sie will, — muß zugestehen, daß in einem constitutionellen Staate der erste Versuch, Verfügungen der Regierung mit gewaffneter Hand zu erzwingen, auch zugleich der erste Mordversuch gegen die constitutionelle Freiheit ist. Wenn sich eine bewaffnete Macht einmal daran gewöhnt, ihre Forderungen nach eigenem Ermessen mit dem Bayonnete zu erzwingen, so ist die Freiheit der Reichsversammlung so gut wie der Regierung verloren. — Den ehrgeizigen, oder vielleicht von noch schlimmeren Motiven geleiteten Führern einer kleinen, aber klugen und energischen Parthei wird es möglich, den Millionen der übrigen Staatseinwohner nach Gutdünken Gesetze zu dictiren.

Daß ein solcher Zustand nicht constitutionelle Freiheit heißen könne, ist so ziemlich klar. Dieß erkennen die Bewohner Wiens selbst, die meisten ihrer öffentlichen Blätter sprachen unverholen das tiefste Bedauern über die Art und Weise aus, wie man am 15. Mai seine Forderungen geltend machte.

Bei dem klaren nüchternen Sinne der Bewohner Wiens ist es um so auffallender, wie sie sich zu jenem — gelinde bezeichnet — höchst unüberlegten Vorgange hinreißen lassen konnten.

Der Eine bezeichnet die reactionäre, der Andere die republikanische Parthei als die Ursache; Dieser will polnisches, Jener französisches, der Dritte italienisches Geld im Spiele wissen, — für alle diese Behauptungen werden Thatumstände als Belege angeführt. Namentlich sprechen für die Annahme, daß fremder Einfluß im Spiele war, die erwiesenen Thatsachen, daß gerade der 15. Mai der Tag war, an welchem zu Paris die Angelegenheiten Italiens und Polens zur Verhandlung kommen sollten, daß am nämlichen Tage in Frankfurt und Berlin Versuche gemacht wurden, die Republik zu proclamiren, — daß verläßliche Privatcorrespondenzen aus Krakau, Tarnow und Udine vorliegen, nach denen man an allen diesen Orten die Ereignisse, welche Wien am 15. Mai erschüttern sollten, mit Bestimmtheit vorher wußte.

Wir stehen jedenfalls zu ferne, sind trotz aller Zeitungsartikel zu wenig mit den einzelnen Umständen jener Ereignisse vertraut, um uns ein richtiges Urtheil über die eigentlichen verborgenen Triebfedern derselben bilden zu können. Nur so viel ist gewiß, Menschen, welche entweder ohne allen practischen Ueberblick chimärischen, nicht ausführbaren Hirngespinnsten nachjagen, oder Leute, die durch schmutzige, selbstsüchtige Nebeninteressen bewegt wurden, Menschen, die beim Umsturze des Bestehenden nichts verlieren, wohl aber gewinnen konnten, hatten durch eine Reihe planmäßig angelegter Bestrebungen, durch Schrift und Wort, die Gemüther aufzuregen, und vor Allem sich der leicht entzündlichen Jugend zu bemächtigen gewußt. Die öffentliche Meinung hat einige der Schuldigen gerichtet, nur mit genauer Noth entgingen sie den Händen einer grausamen, aber vielleicht nicht unverdienten Volksjustiz.

Eine große — beherzigenswerthe Lehre können wir aus den Ereignissen jenes Tages ziehen: Seyen wir vorsichtig gegen Jene, die sich uns als Führer, als Leiter der öffentlichen Meinung aufdrängen wollen. Das Volk hat seine bösen Räthe, hat seine Schmeichler so gut wie die Fürsten. So wie man von jeher den Königen zurief: „Mißtraue den Einflüsterungen deiner Höflinge", so kann man auch freie Völker nie genug warnen: „Hüthet euch vor Denen, die stets euren Lieblingsneigungen das Wort reden, die unter dem Vorwande, für eure Freiheit, euer Recht zu sprechen, die Leidenschaften aufwühlen, — aber nie den Muth haben, euch eure Fehler ins Angesicht zu sagen;" — ein Volk kann so gut fehlen, als ein Monarch.

Derjenige, den sein Charakter, seine Fähigkeiten wirklich zum Führer des Volkes, zum Leiter der öffentlichen Meinung stempeln, wird von dieser selbst emporgetragen; sie appellirt an seinen Ausspruch, sie stellt ihn an die Spitze der Partheien, ohne daß er sich darum zu bewerben braucht, ohne daß er nöthig hat, niedrige Mittel anzuwenden, um sich die Volksgunst zu sichern.

Wer sich aber unberufen der öffentlichen Meinung zum Rathgeber und Leiter aufdrängt, ist schon in Vorhinein verdächtig. Wo Deputirten- und vielleicht Ministerstellen der Lohn der Volksgunst sind, da ist es allerdings anlockend, darum zu buhlen und doppelt anlockend für Jene, die im gewöhnlichen Laufe der Dinge keine Aussicht hätten, über die Mittelmäßigkeit emporzuleigen.

Bisher haben meine Landsleute in der Wahl ihrer Vertrauensmänner ohne Zweifel glücklichen Tact bewie-

*) Geschrieben vor dem 26. Mai.

ſen, die Wahlen der Deputirten für Frankfurt geben einen Beleg hierzu. — Kärntner, erhaltet dieſen geſunden und richtigen Sinn auch im künftigen öffentlichen Leben, und ihr werdet euer Land vor unheilvollen Erſchütterungen bewahren, wie ſie vielleicht anderen, minder glücklichen Gegenden in der nächſten Zeit ſchon drohen.

Der ſechs und zwanzigſte Mai in Wien.

(A. d. Wiener „Sonntagsblättern“ vom 28. Mai.)

Wir konnten geſtern und vorgeſtern kein Abendblatt bringen. Die Setzer ſind bei der typographiſchen Legion im Dienſte des Vaterlandes. Es wurde vorgeſtern eine andere Zeitſchrift ausgegeben: Die Straßen waren Setzkaſten und die prächtigen Granitſteine die Lettern, welche das in dergleichen ungeübte Volk mit ſtaunenswürdiger Behendigkeit zu ſteinerne, ſchutz- und trutzige Sätze, zu Barrikaden zuſammenſetzte, auf denen Musketen und Fahnen als Ausrufungszeichen drohten. Man zählt an hundert Barrikaden in der Stadt, und in den Fenſtern ſind hunderttauſend Granitſteine, wie ſonſt Blumentöpfe, aufgeſtellt, zwiſchen denen ſich die Sturmblume an blanken eiſernen Röhren rankt. Auch Waſſer ſiedete in Keſſeln in verſchiedenen Häuſern, während Kinder, Frauen in ſeidenen Gewändern, unzählige Arbeiter und Arbeiterinen den Sturmbau der Barrikaden betrieben. Wer die Geſchehniſſe alle überblicken könnte, die Zügel alle in Händen hätte, die das wilde Geſpann beherrſchten. Selbſt diejenigen, die im Mittelpuncte des Sturmes waren, kennen nicht alle Radien, die aus demſelben in eine bewegte Peripherie auslaufen. Alle Bewohner Wiens müßten zuſammentreten, jeder Einzelne ſeine Erlebniſſe mittheilen, damit ſich endlich ein Ganzes forme. Um den geſtrigen Tag zu begreifen, müßte man eine Broſchüre und nicht ein fliegendes Blatt ſchreiben; er iſt herausgewachſen aus vielen miniſteriellen und Volkshandlungen, aus Unterlaſſungen und Unbegreiflichkeiten und mit bewegtem Herzen, mit banger Sorge ſchreiben wir es nieder, daß wir dem Untergange zuſtürmen, wenn die Miniſter — Doch wir wollen es verſuchen, dem den Ereigniſſen fernen Leſer, die hervorſpringendſten Urſachen zu bezeichnen, welche den geſtrigen Tag mit ſeinem Schrecken, mit ſeinem unblutigen Ende hervorgerufen haben. Am 25., dem Monatstage der Conſtitution, erſchien das kaiſerliche von Innsbruck datirte Manifeſt, welches, wenn auch nicht mit ausdrücklichen Worten, doch den 15 Mai abwies. Wir ſind nicht von denen, welche der Art der Errungenſchaft dieſes Tages entgegenjubeln, wir ſahen in ihr kein Heil für unſere Gegenwart, wir mußten das gewaltſame — Petitioniren als inconſtitutionell beklagen. Aber der Kaiſer gab ſein Wort, das ungeſtüme, mit Flintenläufen belegte Bittgeſuch ſeiner Reſidenzbewohner wurde dem Miniſterrathe, der zufällig in der Burg verſammelt war, übergeben. Die Perſon des geliebten Kaiſers war allen heilig und heilig ſein Haus. Er durfte mit ſeinen Miniſtern ſagen: Das, was Ihr wollt, kann ich nicht als Ausdruck des Willens meiner Nation betrachten. Es iſt gegen meine Ueberzeugung, Euch Euere Bitte zu erfüllen. Aber der Kaiſer gab ſein Wort, und das iſt ihm heilig, wie uns ſeine Perſon, und wir können das Manifeſt nur von ſeiner Umgebung ausgehend betrachten, wenn wir auch ſonſt ihm eine größere Wichtigkeit als der eines Privatſchreibens des Kaiſers an die Völker beilegen könnten. Denn wo ſind die gegenzeichnenden Miniſter? ohne welche in einem conſtitutionellen Staate das Wort des Fürſten keine ausübende Gewalt hat. Die Flucht des Kaiſers, welche die Gemüther anfangs erſchrocken und zittern machte, fing an ruhiger betrachtet, ſtrenger geprüft zu werden, und ſo bereitete ſich eine kritiſche Stimme vor, die den Durchbruch mit jeder Stunde erwarten ließ. Des Grafen Colloredo-Mannsfeld Proclamation an die akademiſche Legion am ſelben Tage, ſie möge ſich auflöſen, wurde natürlich, in Beziehung mit der Rüge über die Univerſität im kaiſerlichen Manifeſte, als eine feige, augendieneriſche Handlung aufgegriffen, und weil der Commandant theatraliſch von der Ablegung des deutſchen Hutes ſprach, auf der Aula humoriſtiſch eine Sammlung von ſchlechten Kreuzern veranſtaltet, um den Werth des Hutes den Commandanten zuzuſenden. Unerhört war die Aufregung, als am 26. Morgens die Aufforderung des Miniſteriums kam, die akademiſche Legion müſſe ſich auflöſen! Welcher böſe Geiſt hat dem Miniſterium dieſe Geiſtloſigkeit eingegeben? Seit der Flucht des Kaiſers nach wieder hergeſtellter Ruhe und Sicherheit beräth die Legion von Wien abzuziehen, bereits ⅓ der Studenten iſt fort, ein anderes hätte ſich für die Ferienzeit zerſtreut. Man ließ aber der Univerſität inſinuiren, ſich nicht aufzulöſen, man fürchtete die Arbeiter, welche den Studenten auf den Wink folgen würden. Man glaubte ihnen nicht, daß es ihnen mit dem Abziehen Ernſt, und daß das Ganze nur ein Theatercoup ſey, um glories in Wien feſtgehalten zu werden. Dem war aber nicht ſo, es war den Studenten in ihrer gedrückten Stimmung, bei dem Bewußtſeyn der gegen ſie aufgetauchten Antipathien wahrhaftiger Ernſt, ihre politiſche Rolle, die ſie ſelbſt als ausgeſpielt betrachten, aufzugeben. — Graf Colloredo erſchien Morgens auf der Aula, und forderte wiederholt mit gezogenem Säbel auf, ihm zu folgen und die Waffen abzugeben. „Sie ſind ſeit ihrem geſtrigen Manifeſte nicht mehr unſer Kommandant“, wird ihm geantwortet. Er zieht allein ab. Endlich erſcheint Militärmacht und umzingelt die Univerſität. Man ſtellt vor, daß die Studenten vom Dache, aus den Fenſtern aufs Militär herabſchießen werden, auch dieſes maſchirte wieder ab. Es kommt die Nachricht, ein Geiſtlicher habe 27000 fl. unter die Arbeiter vertheilen wollen, um ſie gegen die Studenten zu bewaffnen. Die Wuth erreicht ihren höchſten Punct, als am rothen Thurmthor ein Bürger, von einem Soldaten hingeſtreckt, fällt. Es wird Sturm geläutet, Generalmarſch geſchlagen, und die Nationalgarde und die ganze Bevölkerung Wiens ſpringt auf die Seite der Studenten, die nichts weniger als große Sympathie mehr hatten. Es war ein Trieb der Selbſterhaltung, der ſie belebte, denn löſt man heute willkührlich die akademiſche Legion mit Waffengewalt auf, wer bürgt uns dafür, daß man in acht Tagen die Nationalgarde nicht auch zwingt, die Waffen niederzulegen. Dieß iſt die bewegende Achſe des

Zusammenhaltes aller Partheien. Hätte das Ministerium gestern, (wir preisen Gott, daß es so schwach war) schießen und tausend Leben opfern lassen, wir müßten ihm wenigstens eine, wenn auch, empörte Huldigung darbringen, das Zurücknehmen des Befehles, das lindische Drohen, die völlige Unthätigkeit, namentlich des Ministeriums des Innern, konnte es nicht sieghafter darthun, als an vielen frühern schon und als am — 26. Mai des Jahres des Heils 1848.

In den Nachmittagsstunden wurde durch Plakat gefordert: Abzug des Militärs auf vier Stunden im Umkreise; Rückkehr des Kaisers innerhalb 14 Tagen oder Ernennung eines Stellvertreters; Geißel aus dem Adel für die Aufrechthaltung des 15. Mai. Früher soll keine Barrikade abgetragen, keinerlei Waffe aus der Hand gelegt werden. Graf Hoyos wurde auf die Universität als Geißel gebracht, die Grafen Colloredo und Montecuccoli waren nicht zu finden. In der Wohnung des Letzteren wurde sein Porträt von der Wand genommen, angespuckt und zerrissen. Alles blieb sonst verschont. Graf Bombelles Bild wurde erhenkt durch die Straßen getragen. An den geschlossenen Kaufmannsläden war überall mit Kreide aufgeschrieben: „Heilig das Eigenthum!" Wir lasen an mehreren Stellen darunter: „Wir Arbeiter sind keine Räuber." Die rothe Thurmstraße führt bereits die Aufschrift: „Barrikadenstraße."

Die Stadt gewährte in der Nacht einen wild-phantastischen Anblick; Lagerfeuer hinter den Barrikaden, ab- und zuwogende Menschenmassen, Lieder und Jubelrufe, beleuchtete Fenster und unerleuchtete Finsterlinge bangend und zagend. Um 12 Uhr wurde die Ruhe in Furcht erregender Art gestört. Sturmglocken ertönten, Feuer- und Allarmsignale, Toben und Schreien. Es hieß plötzlich, es rücke eine unberufene Militärmacht ein. Als man sich von der Falschheit des Gerüchtes überzeugt hatte, beruhigte sich Alles wieder. Am 27., Samstag Vormittag, wurden alle Forderungen der Residenz vom gesammten Ministerium bewilligt und angeordnet, daß sich ein Comité aus Bürgern, Nationalgardisten und Mitgliedern der akademischen Legion, je drei aus jedem Corps, durch Wahl zusammensetze und mit dem Ministerium eine, wenn auch nicht dem Namen doch der Sache nach provisorische Regierung bilde. Die Professoren Hye und Endlicher, Graf Breuner und Baron Pereira, welche die Militärrückung gegen die akademische Legion veranlaßt haben sollen, sind einem uns eben zukommenden Gerüchte zu Folge verhaftet. Oberstlieutenant Pannasch ist als Commandant der Nationalgarde ernannt. Es ist dieß ein gußeiserner, ehrenhafter Charakter, ein vielfach erfahrener, tapferer, strenger Soldat, als rühmlicher Schriftsteller zugleich vor Vielen berufen, auch Commandant der akademischen Legion zu seyn. In diesem Momente, vier Uhr Nachmittag, schallt von der Biberbastei türkische Musik. Der „Rakoczy" und „Gott erhalte" wechseln ab. Man macht die Barrikaden gangbar und es wäre zu wünschen, daß sie es auch für Wägen gemacht würden; wenn Feuer ausbräche, wäre die halbe Stadt verloren, da keine Spritzen nahen können. In einer Stunde finden die Wahlen der akademischen Legion für den Ausschuß Statt. Wünschenswerth wäre es dann, wenn die Aula nur der akademischen Legion zugänglich wäre, wenn namentlich den vielen unberufenen Frauenzimmern der Zugang nicht gestattet würde; man bemerkte am 26. eines, das mit der Muskete Wache hielt, und die Arbeiterinnen erhalten sich's als Auszeichnung, mit Hacken und Spaten durch die Aula ziehen zu dürfen. Wenn wir das ganze Ereigniß überblicken, so ist es als eine vom Ministerium ohne Blick in die Folgen wachgerufene Revolution zu betrachten. Es herrschte Ruhe und Ordnung wieder, da schlug der unbesonnene Befehl Montecuccoli's wie eine Bombe in die friedliche, eher niedergedrückte, als aufgeregte Stadt! Auch war es diesmal keine „Fraktion," keine „irregeleitete Körperschaft," es war das ganze Volk von Wien, das wie Ein Mann aufstand, weil — das Ministerium es wollte, wir hegen die Ueberzeugung, aus Rathlosigkeit so wollte. Und die Folgen? Das Ende? Wer jene überschauen, dieses berechnen könnte! Wir sind nicht Paris, das tongebend für einen ganzen Staat ist. Müssen sich die Slaven nicht freuen, wenn ihr Kaiser die deutsche Residenz aufgibt? Werden seine Rathgeber nicht die Thatsache zur Rechtfertigung ihres Rathes ausbeuten? Werden die Provinzen uns nicht ignoriren? Werden wir uns nicht außerhalb der allgemeinen Strömung befinden? „Mögen die Residenzbewohner ihre Wünsche, ihren Willen unter sich ausmachen!" Ist dieser Ausspruch nicht zu fürchten? den Zeitungen wird, und vielfach mit Recht nicht geglaubt. Wäre es nicht dringend, in die Provinzen glaubwürdige Deputationen zu schicken, die den wahren Sachverhalt erzählen? Uns aber, Bürger! Freunde! uns lasset Ordnung und Sicherheit des Eigenthums wahren. Ein Verräther am Vaterlande, der nicht mit Kraft und Blut einsteht, für die heiligsten Güter des Lebens. Der Geist, der Alle bewegt, ist ein guter; eine weise Lenkung und wir bringen, so Gott will, als muthige, entschlossene Lootsen das Schiff zwischen den Klippen durch! Muth und Einigkeit.

Historisch = politische Rapsodien.

(Mitgetheilt von Dr. E. L.)

Die Geschichte mit ihren materiellen und geistigen Denkmälern, mit den Stimmen der Völker, mit den Handlungen einzelner genialer Menschen, lehrt uns eine ewige Entwickelung, eine sittliche Freiheit, die einen jeden Denker mit dem reinen Enthusiasmus für das Wahre, Schöne, Rechte und Höhere begeistert; sie lehrt uns eine Reform, ein intellectuelles Fortschreiten zum Bessern, welches sich im Leben der Völker und der Staaten fortwährend geltend macht, eine Reform, welche das Untaugliche, Unpraktische, Stagnirende und Stabile bekämpft und zu beseitigen strebt, dabei aber das Erprobte, Wahre und Nützliche anerkennt, ehrt und zu erhalten sucht. Dieß ist der wahre Geist der Reform, und dieser bricht sich die Bahn selbst über Bajonnette und Barrikaden!

Wahrer Patriotismus ist die einzige Garantie des fortdauernden Glückes der Völker. Wenn jeder Unterthan des Staates mit physischen und moralischen Banden am Vaterlande hängt; wenn jeder dessen Verfassung, Gesetze und deren Verwaltung aus Ueberzeugung achtet; wenn jeder im heiligen Eifer für dieselben dem allgemeinen Besten jegliches Opfer zu bringen bereit ist; wenn jeder sein Streben dahin concentrirt, den Wohlstand des Landes zu fördern, seine geistige und sittliche Cultur zu heben; wenn jeder die Wohlfahrt des Staates seinem Interesse vorzieht; wenn Einheit in allen Bestrebungen zu dem gemeinschaftlichen hohen Ziele vorhanden ist — dann ist auch echter Patriotismus vorhanden, und durch diesen Einheit und Kraft im Innern, nach Außen aber ein sicherer Wall gegen jede ungerechte Macht.

Die Krönung Napoleons war das letzte Signal zum Verfalle des deutschen Reiches. Um den Flecken der Usurpation bei der Masse zu tilgen, mußte die Kirche der neugeschaffenen Majestät den Charakter der Heiligkeit verleihen. Der Papst Pius VII. kam nach erhaltener Aufforderung nach Paris, die Krönungs- und Salbungsfeier fand mit verschwenderischer Pracht am 2. Dez. 1804 in der Kirche Notre-Dame Statt. Feste aller Art riefen das Volk zur Freude auf, über das Ende des Freiheitstraumes. Außer England, Rußland, Schweden und der Pforte beeilten sich die auswärtigen Fürsten, besonders die deutschen, die Kaiserwürde Napoleons anzuerkennen. Auch der deutsche Kaiser, Franz II., that es; allein das Erbleichen der deutschen Reichskrone noch zu rechter Zeit wahrnehmend, suchte er das Heil seiner Erbstaaten und den Glanz seines Hauses zu wahren, indem er sich selbst am 10. April 1804 zum Erbkaiser von Oesterreich erklärte, und in solcher Eigenschaft am 7. Dezember desselben Jahres durch den Erzbischof von Wien krönen ließ. Neben Frankreich, als absolute Monarchie stoßt sich das deutsche Reich auf, — wird neben Frankreich als Republik ein neues deutsches Reich erstehen?

In der constitutionellen Monarchie sind drei Prinzipe in fortwährendem Kampfe: der Absolutismus in der geheiligten Person des Monarchen, der Conservatismus, gewöhnlich in der ersten Kammer, und der Radikalismus, als Prinzip des raschen Fortschrittes. Man könnte das Reagiren dieser verschiedenen Elemente einen politisch-chemischen Prozeß nennen, aus welchem die geläuterte Flamme des wahren Völkerglückes hervorgeht. Das radicale Princip wird stets das durchdringende seyn, sobald es ein Princip der Humanität ist, nicht ein Princip der Demokratie, welche tobt, schreit, lärmt, und dem Volke schmeichelt, sondern jene wahre Demokratie, welche höher steht als die Könige, und auch höher als das Volk, dessen Souveränetät man proklamirt.

(Werden fortgesetzt.)

An meine ehemaligen Collegen in Kärnten.

Wenn die Interessen jeden Standes in unserer ereignißvollen Zeit besprochen und gerechte Wünsche durch das freie Wort kühn und wahr dargelegt werden können, warum hört und liest man nichts von den für die Menschheit gewiß wichtigen — Volksschullehrern?

Aus Erfahrung weiß ich, daß Sie, meine ehemaligen, verehrten Herren Collegen! der gerechten Wünsche viele fühlen erfüllt sehen, und besonders jetzt, in dieser Zeit allgemeiner Reformen, können und dürfen Sie der öffentlichen Theilnahme nicht fremd bleiben.

Sollte denn die Constitution, das freie Wort, die unbeschränkte Presse auf Sie keinen Einfluß haben?

Sollte man auch lüntigbin bloß von Forderungen an Lehrer, oder wohl auch von Forderungen der Lehrer wißen?

Werden immer noch bloß jene Verordnungen der politischen Schulverfassung gelten, die den Lehrer betreffen, oder wohl auch jene, welche Andere verpflichten und für den Lehrer günstig sind?

Wird jene hochwürdigste Verordnung vom Jahre 1845 stets gelten, nach welcher bei Besetzung von Lehrerstellen bloß auf ausgezeichnet moralisches Betragen zu sehen war, damit ja aus den demüthigst kriechenden Schafen die allergehorsamsten Diener der Finsterniß bezweckt würden? — oder werden offen denkende, intelligente Männer von tüchtiger Fachbildung (die freilich bisher dem allgemeinen Verdummungssysteme gefährlich waren) endlich auch gerechte Anerkennung finden?

Wird der Lehrer immer noch zum größten Nachtheile des Schulunterrichts als Meßner ein Knecht, Taglöhner und Stiefelputzer ꝛc. ꝛc. bleiben müssen?

Wird mein geliebtes, biederes Kärnten lange noch jeder Bildungsanstalt für Lehrer entbehren müssen, wie bisher, wo die Armen, die sich diesem aufopfernden Fache widmeten, um ein Jahr ihres kostbaren Jugendlebens und noch um manches andere betrogen wurden.

Diese und der freffenden Motten noch manche müssen beim neuen Baue des Völkerglücks vertilgt werden. Es wird und muß im Sinne der neuen Regierung liegen, endlich auch an die Männer ernstlich zu denken, welche aus der jungen Saat freie, intelligente Staats-Bürger zu erziehen haben, die frei von Vorurtheilen, frei von jedem Zopfthume erst das werden können, wovon uns nur ein Ideal vorzuschweben vermag, weil die Knute, das allmächtig regierende Scepter — Habt Acht! — der Herr Haslinger!! — uns noch zu viel Nachwehen beklagen läßt.

Die gegenwärtigen Reformen gehen alle von unten aus, und damit Sie, meine geehrten Freunde! nicht ein Bischen zu lang warten müssen, bis sie von oben kommen, so thun Sie selbst schon das Möglichste im Erstreben des Lichtes und der Wahrheit: nur muthig vorwärts, und das freie Volk, das Sie gebildet, wird Ihnen seine Anerkennung nicht versagen.

Gratz, am 14. Mai 1848.

Thomas Arbeiter,
Techniker und Garde des Freicorps.

Verantwortlicher Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

CARINTHIA.

Klagenfurt, Sonnabend den 10. Juni 1848.

№ Acht und dreißigster Jahrgang. 24.

An das tapfere Regiment J. Freiherr von Prohaska.

Des Feldherrn Aufruf, der Euch dauernd ehret:
„Soldaten, denkt, daß Schröder's Fahn' Ihr führt!" *)
Ihr habt ihn herrlich wieder jetzt bewähret,
Mit neuem Ruhme Euer Haupt geziert.

Und dieser Ruhm, er glänzt in ew'ger Schöne
Im reinsten Heiligthum', — im Vaterland,
Es blickt mit edlem Stolz' auf seine Söhne,
Und drückt im Geist' Euch liebevoll die Hand.

Ja, brave Kärntner, fest habt Ihr gestritten
Für Gott und Fürst — für Eurer Brüder Herd,
Fest ausgeharrt, entbehret und gelitten —
Doch dieser Kampf ist seines Preises werth.

Ruhm Allen, die für's Vaterland geblieben,
Auf deren Hügel fremde Sonne scheint! —
Laßt uns Ihr Angedenken ehren, lieben,
Doch nur im Stillen werd' Ihr Tod beweint.

Ward ja ein ruhmvoll Schicksal Ihnen allen!
Denn wahrhaft groß, erhaben ist die Pflicht,
Die Ehrenwaffe in der Hand, zu fallen
Für's Vaterland, für Freiheit, Recht und Licht!

Budik.

*) Worte des Erzherzogs Carl in der Schlacht bei Caldiero am 30. Okt. 1806, in welcher das Regiment Carl Schröder (jetzt Prohaska) sich besonders auszeichnete.

Einige Worte eines Landsmannes an die lieben Kärntner bei der Wahl ihrer Vertreter zum kommenden Landtage.

Der wichtigste Augenblick, so wie für die Monarchie überhaupt, ist auch für die Zukunft unseres theueren Kärntens gekommen, die Constituirung unseres ersten Reichstages nämlich, welcher berufen ist die Verfassung zu ordnen, die uns und unseren Enkeln Glück und Segen bringen wird, oder namenloses Unheil für alle Zukunft herbeiführen kann. Groß ist unsere Verantwortung, und so sey es auch die Vaterlandsliebe, der Eifer und die Besonnenheit, womit wir bei der Wahl der Männer unseres Vertrauens zur gesetzgebenden Versammlung vorzugehen haben.

Die Zeiten sind bewegt und stürmisch; der unvorbereitete Uebergang von einer rein monarchischen Regierung zur constitutionellen hat noch nicht die gehörige Reife und Klarheit eintreten lassen; die drängende Art und Weise, wie die Verfassung in's Leben gerufen worden, hat die Gemüther erhitzt, Leidenschaften erweckt, und unter ihrem Einflusse stehen eben sowohl Diejenigen, welche dem Geschenke der Freiheit mißtrauen und es wieder verkümmern möchten, als Solche, die in überstürzter Hast nach einem Abgrunde eilen, den ihre Verblendung nicht sieht, oder welchen sie in ihrer Böswilligkeit dem Auge des Unerfahrenen zu verdecken suchen.

Seit Jahren im Herzen der Monarchie lebend, und an der Quelle so manchen Ausflusses wichtiger Ereignisse unsere Zeitumstände beobachtend, Zeuge auch der jüngsten Ereignisse in Wien, und nicht ganz unbekannt mit ihren Ursachen und Triebfedern, halte ich es in diesem entscheidenden Augenblicke für eine Pflicht gegen mein Vaterland, in Betreff der Wahl der Vertreter beim nächsten Reichstage, so weit meine Wissenschaft und Erfahrung reicht, zu rathen und zu warnen.

Der errungene constitutionelle Boden muß bepflanzt werden mit fruchtbringender Saat, ausarrotet das Schlingkraut aller Mißbräuche und der böse Same, welchen große Umwälzungen, so wie das schleichende Verderbniß der Zeit unter den Segen der Ernte streuen. Mit der Freiheit muß die Ordnung befestigt, dem geistigen Aufschwunge der Zeit Religion und Glaube zu Leitsternen, dem materiellen Gedeihen die Sittlichkeit zur Grundlage erhalten werden. Liebe und Verehrung für unseren constitutionellen Monarchen bilde den Schlußstein unserer Verfassung, Versöhnung aller Stände und Nationalitäten ihre breite Grundlage, und das Panier der Vaterlandsliebe für ein gemeinsames, großes, unzertrennliches Oesterreich leuchte allen unseren Bestrebungen voran, damit sein Gedeihen und seine Kraft nach Innen, so wie seine Größe und sein Ruhm gegenüber den Völkern der Erde befestiget bleibe.

Wählet daher, liebe Landsleute, keine Solchen zu euren Volksvertretern, welche die uns vom Kaiser geschenkte Freiheit wieder untergraben, und das Gewesene zurückführen möchten. Sie sind entweder selbstsüchtige oder geistesträge Menschen, und unbekannt mit den Anforderungen der Zeit. Nie wird und kann der alte Zustand der Dinge wieder zurückkehren.

Wählet aber Männer, welche auch nicht dem Freiheitsschwindel ohne Maß und Ziel ergeben sind, die dort aufzubauen wissen, wo sie niederreißen zu sollen glauben, die mit dem Unkraute nicht auch die gute Saat entwurzeln, und Freiheit mit Zügellosigkeit verwechseln. Recht und Gerechtigkeit werde in Allem als die Grundlage des gesellschaftlichen Glückes anerkannt.

Wählet nicht solche Apostel der Volksaufklärung, welche Religion und Glauben mit Füßen treten; diese bleiben der feste Anker jedes Staatslebens, gleich wie des inneren Glückes der Menschen. Schenkt auch nicht solchen Volksbeglückern euer Vertrauen, welche bloß auf das materielle Gedeihen hinarbeiten, ohne Berücksichtigung der Sittlichkeit und Gemüthsbildung; denn wenn diese untergraben sind, so stürzt Alles zusammen ohne Halt und Ende.

Wählet keine Männer, welche irgend Haß gegen einzelne Stände zeigen, oder Eifersucht und Zwiespalt unter Volksstämme verschiedener Zunge säen möchten. Jeder Stand werde zwar der Wohlfahrt des Ganzen untergeordnet, aber Adel, Geistlichkeit, Bürger, Bauer haben ihre historische Berechtigung und ihren Beruf, und sollen in ihrem Kreise gleichmäßig geschützt und erhalten werden. Wer das Glück eines Theiles der Staatsbürger durch Vernichtung der anderen begründen will, ist kein wahrer Vaterlandsfreund.

Wählet, liebe Landsleute, Männer im Geiste der Versöhnung, welche die so verschiedenen Völker Oesterreich's in Gegenliebe und Verbrüderung sich näher zu bringen suchen. Welche auch ihre Abstammung und Sprache sey, wir haben ja Alle Einen Monarchen, und dieselbe gesetzliche Freiheit. So wird Oesterreich zu einem großen Familienhause werden, worin Einigkeit und Liebe herrscht.

Wählet keine demokratischen Wühler, welche, indem sie für die Rechte des Volkes zu arbeiten vorgeben, das Ansehen der Krone zernichten wollen. Diese ist der Schlußstein des staatlichen Baues, und wenn derselbe schwach, so kann das Gebäude nicht von Dauer seyn.

Wählet dagegen auch echte Freunde des Volkes, die seine Rechte beschützen, seine Fähigkeiten entwickeln helfen, und der heiligen Stimme seines Instinktes zu horchen wissen, worin oft tiefere Weisheit ruht, als Wissenschaft und künstliche Systeme zu erklügeln im Stande sind.

Wählet Niemanden aus der modernen politischen Schule, die glauben machen will, die Staaten könnten nur nach Volksstämmen bestehen, und die so an einer Auflösung unser Monarchie zu Gunsten des Republikanismus arbeitet. Diese Wölfe im Schafspelze predigen von der Losgebung Italiens, Galiziens u. s. w., bloß um das geschwächte Oesterreich desto leichter verschlingen zu können. Nein! ein monarchisches, ein unzertrennliches, ein großes Oesterreich!

Wählet, theure Landsleute, nicht nur Männer von gereifter Einsicht, sondern auch von festem unbeugsamem Charakter. Der erste Reichstag wird eine große Prüfung seyn. Noch unvertraut mit den parlamentarischen Formen, und inmitten einer großen bewegten Stadt Verlockungen und Einschüchterungen aller Art preisgegeben, kann nur Muth und kräftiger Wille selbst den Einsichtsvollen auf dem rechten Pfade erhalten.

Wählet endlich, was sich von selbst versteht, Vaterlandsfreunde, welche Euch und das biedere schöne Kärnten wahrhaft lieben. Es hat Vieles zu wünschen, Manches zu verlangen. Das Volk muß in politischer Rührigkeit neu erstehen, es fordere den gebührenden commerciellen Verband mittelst der Eisenbahnen und der Flußschifffahrt, so wie Schutz und Förderung seiner so wichtigen gewerbthätigen Interessen im Bergbaue und der Eisenindustrie. So zum Besten unseres Vaterlandes und der Monarchie unter den lieben Landsleuten zu wählen, räth Euch ein Mann, dessen Herz, wie aller Gebirgssöhne, ewig warm für seine Heimath schlägt, und so beschütze Gott Euch und mein theures Kärnten!

Wien, am 2. Juni 1848.

Franz Pießnigg,
herzogl. Anhalt'scher Rath, wohnh.
am Spittelberg Nr. 134.

Auch ein Wort zur Verständigung an die Slovenen in Wien.

(Von Georg Levizhnik; aus der Laibacher Zeitung.)

Ihr habet am 29. März d. J. eine Adresse an die Stände Krains gerichtet, in welcher Ihr gebeten habt, den Wunsch für Sicherstellung der slovenischen Nationalität bei Sr. Majestät dem Kaiser zu bevorworten. Ihr wünschet die Größe und den Ruhm des österreichischen Kaiserstaates durch Entwicklung und Kräftigung der einzelnen Nationen, insbesondere die Entwicklung und Kräftigung Eurer Nation ist Euer Streben. Ein glühendes Gefühl durchwebt Eure Sprache; es ist ein Zeichen, wie heilig Euch Oesterreichs Ruhm und Größe ist, und wie innig Ihr in Oesterreich Eure Nation liebt. Zur Erreichung Eueres edlen Zweckes habet Ihr in Antrag gebracht, das slovenische Volk möge Seine Majestät den Kaiser bitten: 1) daß die Nation der Slovenen in Krain, Steiermark, im Küstenlande und in Kärnten als eine Nation in ein Königreich, Namens „Slovenija" vereiniget werde, und für sich einen eigenen Reichstag halte, und 2) daß die slovenische Sprache im Königreiche Slovenija vollkommen dieselben Rechte habe, welche die deutsche Sprache in Deutschland hat, und daß sie in Schule und Amt eingeführt werde. Es ist natürlich, daß die Herstellung eines Königreiches Slovenija und die Einführung der slovenischen Sprache in Schule und Amt die höchste Entwickelung der slovenischen Nationalität bewirken müßte. Aber Ihr wisset auch, daß bei der Constituirung eines neuen Reiches die erste entscheidende Frage die Rechtsfrage ist; alle anderen sind ihr untergeordnet. Lasset uns daher prüfen, wie die Herstellung des Königreiches Slovenija rechtlich geschehen könne? Das Staatsrecht lehret, daß der Staat auf einem bürgerlichen Vereinigungsvertrage beruhe. Wir wissen, daß ein solcher Vertrag nicht mit ausdrücklichen Worten gemacht zu werden braucht; er kann stillschweigend geschehen, wenn die Menschen einer oder mehrerer Nationen nach hergebrachter Gewohnheit in der Form eines Staates leben. Oesterreich ist aus mehreren kleineren Staaten gebildet. Diese kleineren Staaten gründen sich nach der obigen Lehre auf den bürgerlichen Vereinigungsvertrag. Aus den kleineren Staaten ist vermöge eines zweiten bürgerlichen Vereinigungsvertrages das große Oesterreich hervorgegangen. Durch die Vereiniqung in einen großen Staat sind für die Bürger der kleineren Staaten ihre wechselseitigen Rechte und Verbindlichkeiten aus dem ersten Vereinigungsvertrage nicht erloschen. Die Slovenen in Kärnten und Steiermark haben noch ihre Rechte und ihre Verbindlichkeiten gegen die deutschen Bürger dieser Herzogthümer aus dem ersten Vereinigungsvertrage. Und da Verbindlichkeiten nicht einseitig aufgehoben werden dürfen, so können sich die Slovenen in Kärnten und Steiermark von diesen Provinzen nur mit Zustimmung der deutschen Nationen trennen und dem Königreiche Slovenija einverleiben. Ich rathe nun, die deutschen Nationen um diese Zustimmung gar nicht anzugehen, weil wir nur innig vereiniget mit den deutschen Nationen von Oesterreich den wesentlichen Staatszweck der Sicherheit erreichen können. Eine innige Vereinigung mit den deutschen

Nationen ist aber dann nicht denkbar, wenn wir ein eigenes Königreich Slovenija, einen eigenen Reichstag und demnach eine eigene Gesetzgebung haben sollten. Wir scheiden auf dem vorgeschlagenen Wege von dem deutschen Theile Oesterreich's in der schönen Absicht, um als entwickelte, als gekräftigte Nationalität zu demselben wieder zurückzukehren; aber wir werden unsere Absicht nicht erreichen, wir werden uns mit dem deutschen Oesterreich nie wieder vereinigen, weil wir uns des Bindungsmittels entäußern. Dieses Bindungsmittel ist die deutsche Sprache. Ich rathe daher, daß wir gegen die deutsche Sprache, als Schul- und Amtssprache, nicht ankämpfen, daß wir aber dabei auf allen verfassungsmäßigen Wegen dahin streben, daß in den slovenischen Ländern die slovenische Sprache neben der deutschen in die Volksschulen allgemein eingeführt und Lehrkanzeln für slovenische wie slavische Sprache und Literatur errichtet werden. Nur dieses war auch Euer Wunsch, den Ihr wegen der Schulsprache in der obgenannten Adresse vom 4. Mai d. J. ausgedrückt habet. Eben so ist die Petition gegründet und es ist nothwendig, daß mit Rücksicht auf die Nationalität alle Beamten, welche mit dem Volke verkehren, der Landessprache vollkommen kündig seyn müssen. Wenn wir erwägen, daß uns übrigens das Recht der Vereine durch den Willen Sr. Majestät des Kaisers garantirt, und daß der Gedankenverkehr im Lande und über seine Grenzen entfesselt ist, so können wir mit Beruhigung der Entwickelung unserer Nationalität entgegensehen. Lasset uns nicht vergessen, daß wir zuerst Oesterreicher und dann Slovenen sind!

Historisch = politische Rapsodien.

(Mitgetheilt von Dr. E. L.)

(Fortsetzung.)

Der Krieg gehört zu jenen Uebeln der Menschheit, welche im Ganzen heilsam sind, wie die Gewittererscheinungen in der Natur. Zwar ist es ein tiefniederbeugender Gedanke, den Plinius in seiner Naturgeschichte des Menschen mit so vieler Bitterkeit ausspricht, daß kein Thiergeschlecht, nur der Mensch allein gegen Seinesgleichen wüthe — und doch ist aus diesem Misverhältnisse so viel Hohes hervorgegangen: die Staatsvereine, der Gemeinsinn, der Heroismus und alle die zahllosen Tugenden der Selbstverläugnung und der Aufopferung für das allgemeine Wohl! Wem verdankt Europa seine Cultur, England seine Seeherrschaft, Deutschland und Spanien seine Selbstständigkeit, Rußland seine Macht, Oesterreich und Preußen seinen Ruhm, Amerika seine Freiheit, als den blutigsten Kriegen! Der Krieg weckt verweichlichte Völker aus dem Todesschlummer träger Erschlaffung zum glorreichen Leben, erregt die feinsten Triebfedern des menschlichen Geistes, entwickelt das Genie, erhebt das Herz zu Großthaten; im Kriege waltet die Hand der ewigen Vorsehung, welche die Geschicke der Völker leitet und der unaufhaltsam fortschreitenden Geschichte ihren Pfad bezeichnet.

Der platonische Freistaat und Kant's Entwurf zum ewigen Frieden gehören in das Gebiet der Träume, und wenn man an eine Verwirklichung derselben denken wollte, so wäre dieß nur dann annehmbar, wenn die Fürsten und Völker den Sonderinteressen des Reichthums, des Ansehens und der Macht entsagen, und sich zu einem internationalen Communismus verständigen wollten. Einen Beleg für den Bestand kleiner Staaten gibt uns S. Marino, die kleine, seit mehr als 1400 Jahren bestehende Republik im römischen Gebiethe. In der Hauptkirche des kleinen Städtchens zeigt man die Reliquien und die Bildsäule des Stifters. — Er war kein Brutus, kein Solon, kein Epaminondas, sondern ein verständiger, frommer Glaubenshelb, ein dalmatinischer Maurermeister, der in seinen alten Tagen sich in die Einöde dieses unbewohnten Berges begab. Statt eines Klosters stiftete er eine Republik, und dieß geschah in derselben Zeit, als das römische Reich unterging, und die Heruler den letzten der römischen Cäsaren vom Throne stießen. Also statt Rom's ein S. Marino, damit der Name der Freiheit nicht ganz von der Halbinsel der Scipionen verschwinde. Die später entstandenen italienischen Staaten sahen mit vornehmen Achselzucken auf diese Republichetta, auf diesen politischen Nanerottolo herab, und das stolze Venedig lächelte mitleidig, wenn es von S. Marino als carissima sorella angesprochen wurde, — und doch, was ist aus Venedig, was aus Genua und den übrigen italienischen Freistaaten geworden, welchen Schicksalsschlägen mußten sie unterliegen, welchen Wechsel ertragen, während S. Marino unverändert fortbestand — ein demüthiges Veilchen, das sich beugt, wenn der Orkan darüber weht, während die Eiche und die Zeder der Sturm am liebsten bricht, dem sie ihrer Natur nach trotzen soll!

Napoleon war der natürliche Erbe der Revolution, der Umschwung des Rades brachte den besten Soldaten zu oberst, und in dem Augenblicke des Ueberganges nahm man seine Diktatur an, um den Verbrechen und Thorheiten ein Ende zu machen, die man im Namen der Freiheit begangen. Napoleons Größe war rein persönlich, und hing von dem Zauber ununterbrochenen Erfolges ab, sie war auch nie über die Grenzen militärischer Popularität hinaus volksthümlich, Napoleon bekümmerte sich wenig darum volksthümlich zu seyn, und er hatte es auch nicht nothwendig, denn eine starke Hand war das passiven Gehorsams einer Nation sicher, welche so eben aus den Schrecken der Anarchie hervorgegangen. Erst als seine unmäßigen Conscriptionen so unerträglich wurden, wie die Proscriptionen der gewesenen republikanischen Regierung, begann seine Macht zu wanken. — Frankreich hat seitdem eine neue Schule der staatlichen Rechtsentwicklung durchgemacht und in seiner politischen Heranbildung, in seiner so.tgeschrittenen Civilisation wird es vielleicht die Kraft und die Mittel finden, sich in seiner neu gegebenen Verfassung zu konsolidiren.

(Werden fortgesetzt.)

Brief eines Cadeten

vom k. k. Gustav Wocher Inf. Reg. Nr. 25.

Verona, 27. Mai 2 Uhr Morgens,
auf der Thorwache an der Porta Vescova.

Theurer Bruder! Meinen Brief von Conegliano dd. 17. Mai wirst Du wohl bereits bekommen haben? Wie ich Dir damals schrieb, war ich beordert, einige Verwundete in das dortige Feldspital zu führen; das Regiment stand dazumal vor Treviso. In Conegliano wollte ich den Regen abwarten, um dann zum Regimente zurückzukehren. Der starke Regen hörte aber nicht auf, und ich mußte also den Marsch nach Malengo, wo wir im Bivouak waren, im Regen den 18. um 8 Uhr Morgens antreten. Als ich um 6 Uhr Abends einrückte, erfuhr ich, daß wir noch denselben Abend vorrücken müßten, um Treviso zu umgehen, und nur eine Division sollte zurückbleiben, um uns den Rücken zu decken. — Wir marschirten also die ganze Nacht unter fortwährendem sehr heftigen Regen und trafen auf Stellen von Wasser, wo wir bis an die Kniee durchwaten mußten. Des Morgens kamen wir nach Castelfranco, dann nach Citadella, gegen Mittag an die Brenta und um 3 Uhr, nachdem die Brücke über die Brenta glücklich passirt war, ins Bivouak. Der Regen hatte die ganze Zeit über nicht nachgelassen. Die Brentabrücke — 111 Schritte lang, — war von den Piemontesen mit Pechkränzen versehen und zum Abbrechen bestimmt. Der Weg, den ich, also beinahe ohne zu rasten, zurückgelegt hatte, betrug 31 Stunden. — Dieser forcirte Marsch und das ungünstige Wetter waren aber unser Glück, da wir Treviso, ohne vom Feinde bemerkt zu werden, umgehen konnten, die Brentabrücke erreichten, ehe sie abgebrannt war und uns hierdurch ein bitziges Gefecht erspharten, wie ein solches an der Piave Statt gefunden hatte, deren Brücke bereits abgebrannt war und wo der Uebergang so vieles Blut gekostet hatte. — Nach diesem Marsche legten wir uns am Felde nieder; die ganze Nacht regnete es fort. Auf der Strasse vor Citadella, am 19., bekam ich Deinen Brief. — Am 20. um 10 Uhr Morgens brachen wir nach Vicenza auf; dieser Tag war für uns ein sehr heißer. Unsere Brigade nämlich mußte allein vor. Wir löstten uns in Plänkler auf, schlugen die Feinde in die Stadt, und kamen an die Vorstädte, wo aber, so wie auf eine Viertelstunde vorwärts, auf der von uns früher geräumten Strasse Alles verbarricadirt war. Die Geschütze, 6 Stück, waren aufgefahren und feuerten mit Racketen und Kugeln in die Stadt, welche gegen uns dasselbe that. So standen wir von 3 Uhr Nachmittags bis Abends 8 Uhr im Feuer. Vicenza aber ergab sich nicht; wir zogen uns zurück, umgingen die Stadt, bis wir um halb 2 Uhr Nachts 1½ Stunde seitwärts von Vicenza uns wieder aufs Feld legen konnten. Das Regiment hatte 25 Bleessirte beiläufig, darunter 2 Offiziere, und 4 Todte. — Am 21. Früh 6 Uhr brachen wir wieder auf, umgingen Vicenza und kamen um 5 Uhr Abends bei Alta villa, 2 Stunden hinter Vicenza, in's Bivouak auf der Hauptstraße. Kaum lagen wir, so hörten wir, daß die Bagage sammt der Bedeckung, welche uns auf einem andern Wege nachkam, im Rücken angegriffen sey. Gleich machten die Batterien rechtsum, eine Brigade rückte vor, und wir blieben in Bereitschaft. Die ganze Bagage nahmen wir den Feinden ab, welche auch viele Leute verloren und großen Schaden erlitten. — Am 22. um 10 Uhr Früh brachen wir wieder auf, und kamen um 4 Uhr nach Caldiero, 1 Post vor Verona, wo wir bivouakirten. Tags darauf sollten wir in Verona einrücken, da kam auf einmal am 23. der Gegenbefehl, daß das ganze 3. Armeecorps nach Vicenza zurück müsse. Wir marschirten also den 23. Vormittags bei großer Hitze wieder zurück und mußten in Einem Marsche bis Vicenza, 12—14 Stunden Weges. Um 9 Uhr überfiel uns ein sehr heftiger Gewitterregen und um 11 Uhr Nachts machte die Brigade Halt. Auf die Haut durchnäßt, warf sich Alles ganz ermattet im größten Kothe nieder. Plötzlich weckte mich ein Kanonenschuß auf. Um Mitternacht begann nämlich die Kanonade; 4 Brigaden waren rings um Vicenza, während wir als Reserve waren. Die Kanonade aus 60 Geschützen dauerte fort; um halb 3 Uhr rückte auch unsere Brigade vor und kam eine halbe Stunde vor Vicenza aufs Feld zu liegen. Die Stadt brannte stellenweise lichterloh. Da der Befehl aber nur dahin lautete, bloß die Geschütze wirken zu lassen, Menschenleben aber unsererseits zu schonen und keinen Sturmangriff zu machen, so wurde das Feuer auf Vicenza um halb 8 Uhr Morgens eingestellt, und Truppen und Batterien mußten wieder abrücken. Am 24. 5 Uhr Abends zogen wir ab und kamen um 4 Uhr des anderen Morgens, von einem Gewitterregen abermals ganz durchnäßt, in die alte Bivouak von Caldiero. Du hättest sehen sollen, wie die Leute in der Nacht auf der Strasse, zu Tod ermattet, niederfielen und im Kothe liegen bleiben mußten! Es ging nur fort und fort! Zwei Tage und zwei Nächte in einer Tour zu marschiren, schwer zu tragen, nicht zu schlafen, schlecht und wenig zu essen, und dazu noch das schlechte Wetter. Den Grenzern blieben von einem Bataillon beim Einrücken ins Bivouak nur 150 Mann übrig; erst des anderen Tags kamen sie nach. Am 25. um 2 Uhr Nachmittags brachen wir aus dem Bivouak auf, und kamen einige hundert Schritte vor Verona ins Bivouak. Auf dieser Strecke defilirten wir vor dem greisen Radetzky und unzähligen Generalen, worunter auch Erzherzoge waren. Gestern, 26., 11 Uhr, rückte das Armeecorps in Verona ein. Unsere Compagnie löste sogleich Kaiser Infanterie von der Wache in der Porta Vescova ab, wo ich Dir auch diese Zeilen schreibe.

So wären wir endlich beim Radetzky'schen Armeecorps; aber unter welchen Beschwerden! Seit 17. April, wo wir von Sagrado gegen Palma rückten, waren wir unter keinem Dache, haben Hunger, Durst, Kälte und Hitze gelitten, Alles ist so theuer und überdieß auch kein Tabak! Heute freue ich mich, wieder einmal unter Dach auf einem Strohsacke zu schlafen! Alle meine Wäsche und die Kleidung ist von Schweiß und Nässe natürlich ganz untragbar geworden; Du kannst Dir mein Aussehen denken, Alles ganz zerrissen! Vor der Hand bleiben wir als Besatzung in Verona; ob Tage, Wochen oder Monate, das wissen die Götter. Was weiter mit uns geschieht, sollst du so bald als möglich erfahren. — Graf Nugent commandirt seit 18. nicht mehr; er hat sich marode gemeldet; statt seiner commandirt jetzt FML. Graf Thurn. — Den nächsten Brief adressire nur nach Verona über Tirol. (Stiria.)

Verantwortlicher Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

CARINTHIA.

Klagenfurt, Sonnabend den 17. Juni 1848.

№ Acht und dreißigster Jahrgang. 25.

Welche wesentlichen Vortheile

stehen dem Besitzer einer unterthänigen Realität (Huben- Keuschen-Besitzer u. s. w.), überhaupt dem ganzen Bauernstande bei der Entwickelung der Constitution bevor?

Um diese Vortheile anschaulich machen zu können, ist die Darstellung der bisher bestandenen Rechtsverhältnisse der unterthänigen Realitätenbesitzer nothwendig.

Der Besitzer einer solchen Realität, auf der er zugleich wohnt, untersteht in und außer Streitsachen der Gerichtsbarkeit seines Grundherrn, der dieselbe entweder selbst ausübt, oder durch einen Beamten verwalten läßt; da ereignete es sich bei manchem Ortsgerichte, daß die Partheien durch Taxen, besonders aber durch die Zustellungsgebühren überbürdet, ja diese in Fällen abgenommen wurden, in denen nach dem Gesetze keine zu bezahlen waren. Eben so bilden die Mortuarien, welche als Vergütung für die Abhandlungspflege abzunehmen sind, ein nicht unbedeutendes Einkommen für die Herrschaften, und die Diäten bei Realitäten- und sonstigen Schätzungen in Sterbfällen, deren häufig mehrere an einem Wege vorgenommen, doch oft schon jeder einzelnen Parthei, ohne sie auf alle unterzutheilen, ganz aufgerechnet wurden, hatten Manchen bereichert.

Der Unterthan muß sich nach dem Unterthanspatente vom 1. September 1781, im Falle er eine gerechte Forderung an seine Grundobrigkeit zu stellen, oder durch eine von der Obrigkeit, oder ihren Beamten, oder Diener an ihn gestellte Forderung gekränkt zu seyn vermeint, vor allem bei seiner Obrigkeit an einem Amtstage melden, und von selber gütliche Abhilfe ansuchen, widrigenfalls er von der höhern Behörde nicht gehört und auf die Befolgung dieses Gesetzes gewiesen wird; ja die Obrigkeit ist nicht einmal schuldig, ihn mit einer solchen Beschwerde außer einem Amtstage zu hören.

Ist nun der Unterthan oft nach vielen Gängen so glücklich, für seine Beschwerde bei der Obrigkeit Gehör gefunden und dieselbe zu Protokoll gegeben zu haben, so muß er nach dem Gesetze durch volle 30 Tage auf das Erkenntniß warten, welches die Herrschaft selbst als Richter in eigener Sache gegen ihn fällt, — daß der Bescheid beinahe immer gegen den Unterthan ergeht, versteht sich von selbst, besonders, nachdem die Herrschaft das Protokoll auch selbst aufnimmt, in welches, weil die wenigsten Unterthanen des Lesens und Schreibens, überhaupt der Geschäftsformen kündig sind, sich bisweilen Manches einschleicht, was der Unterthan nie zugestanden haben wollte.

Hat der Unterthan den Bescheid, der nicht selten mehrere Mahle fruchtlos betrieben werden muß, und ist er mit selbem nicht zufrieden, so bringt er gegen ihn seine Beschwerde erst beim Kreisamte an; — da wird eine Commission um die andere gehalten, und weil es bei dieser Behörde in mehreren Provinzen viele unbesoldete und überzählige Beamte gibt, so sind mehrere dessen eingedenk und überlassen das Arbeiten den besoldeten Kreiscommissären oder ergrauten Conceptsbeamten, welche als eigentliche Lastenträger mit Geschäften der Regel nach so überhäuft sind, daß sie damit nicht fertig werden, auch denselben die gehörige Aufmerksamkeit nicht schenken können.

Bis der Gegenstand vom Kreisamte und im weitern Zuge vom Gubernium und der Hofkanzlei, welche letztere nun aufgehoben und mit dem Ministerium des Innern vereinigt wurde, entschieden ist, vergehen oft sehr viele Jahre und das Resultat ist größtentheils, daß die Herrschaft, meist aber der Unterthan, auf den Rechtsweg gewiesen wird; er kann demnach erst jetzt dort anfangen, wohin er ohne diesem harten Gesetze schon vor vielen Jahren gehört und den Prozeß bereits entschieden erhalten hätte, dessen ungeachtet muß er aber bis zur Entscheidung des Prozesses im Rechtswege den obrigkeitlichen Auftrag befolgen, das heißt, dasjenige leisten, was die Herrschaft von ihm gefordert, gestatten, was sie thun wollte, unterlassen, was sie ihm verbothen hatte, und es steht ihm dann nach behauptetem Prozesse frei, seine Entschädigung am nämlichen langwierigen Wege gegen dieselbe zu suchen.

Außer dem ist der Unterthan nach dem Unterthansstrafpatente vom 1. September 1781 den Verfügungen und Anordnungen seiner Grundobrigkeit und ihrer Beamten Gehorsam und Unterwürfigkeit schuldig, und er kann, wenn er nicht Folge leistet, mit Arrest, allenfalls bei Wasser und Brot, Strafarbeit, oder mit der Abstiftung von Haus und Hof bestraft, auch der Arrest und die Strafarbeit mit Anlegung der Fußeisen verschärft werden.

Nach dem Hofdekrete vom 19. Mai 1788 ist es keinem Unterthane erlaubt, mehr als ein Bauerngut zu besitzen, hat er bereits eines und erwirbt er ein zweites, so muß er sein voriges vertauschen oder einem Andern verkaufen, weil jedes mit Rücken besessen werden muß; — auch dürfen nach den Hofentschließungen vom 18. Februar 1790 und 16. Dezember 1791 mehrere Bauerngüter nicht zusammengezogen und als Ueberländе behandelt werden.

Der Unterthan ist nicht berechtiget, sein Gut einem Jeden, welchem er will, zu verkaufen, sondern der Käufer muß der Herrschaft genehm seyn, und von ihr angenommen werden, ja ohne den Beweis hierüber kann die Umschreibung der Realität auf Namen des Käufers nach dem Hofdekrete vom 27. März 1819, Z. 1552,

von dem Civilgerichte gar nicht bewilligt werden, und der abgeschlossene Kauf ist, im Falle die Herrschaft gegründete Einwendungen gegen den Käufer hat, nach dem Patente vom 26. Dezember 1790 ungültig.

Der Unterthan darf seine Grundstücke nicht nach seinem Ermessen zerstücken, oder gegen andere eintauschen, und auf diese Art sein Besitzthum arrondiren, wodurch der Betrieb seiner Wirthschaft sehr erleichtert würde, sondern dazu wird die grundherrschaftliche und politische Bewilligung erfordert, welche überdieß, wenn alle Erfordernisse mit der Einwilligung der Tabulargläubiger eintreffen, damals gar nicht zu erlangen ist, wenn die in Frage stehenden Grundstücke zu verschiedenen Grundherrschaften gehören.

Die Ehrungen, Laudemien und Kauffreigelder nöthigen manchen Besitzantreter gleich eine Schuldenlast zu contrahiren, oder den letzten Rest seines Vermögens heraus zu geben, was nicht anders, als nachtheilig auf seine Wirthschaft gleich im Beginne derselben einwirken muß, und wovon er sich oft gar nie mehr erholt, besonders, wenn er übernommene Erben oder sonstige Gläubiger auszubezahlen hat.

Die drückendste aller Gaben ist aber der Zehent, habe er was immer für einen Namen, dann das Zins- und Abschüttgetreide, weil sich der Klaubzehent mit der bessern Cultur des Grundes und Bodens, dann mit dem vom Besitzer darauf verwendeten größern Kapitale und erhöhten Kraftaufwande vervielfältiget, und daher von dem fleißigen Hauswirthe sogar von seinem besonders angewendeten Kapitale und dem vermehrten Kraftaufwande abgegeben werden muß; — endlich entgeht dem Landmanne auch das Stroh und überhaupt das Viehfutter, wodurch er in der Haltung von Vieh, und wegen Abgang von Dünger in der Bodenkultur zurückgesetzt wird.

Der Sackzehent, dann das Zins- und Abschüttgetreide ist aber, wenn gleich jährlich dasselbe Maß abgegeben wird, eine höchst ungleiche Abgabe, weil das Getreide nach Verschiedenheit der Jahre einen verschiedenen Werth hat, und der Besitzer in einem Mißjahre, in welchem er der Regel nach wenig erntet, im gleichen Maße ungleich mehr im Werthe, als in guten Jahren gibt.

Das nämliche Bewandtniß hat es mit der Collectur an Pfarrer, Schullehrer und Mesner, dann mit den übrigen Naturalgiebigkeiten, an wen diese immer entrichtet werden.

Die Natural Zug-, Spinn-, Schnitt-, Jagd-, überhaupt alle wie immer Namen habenden Robothen entziehen dem Landmanne die Menschen- und Zugkräfte, und nöthigen ihn nicht selten das ganze Jahr hindurch einen, oft auch mehrere Menschen zu halten, zu verköstigen und zu besolden, ja manchmahl wird ihr Vieh, besonders im Gebirge wegen Mangel an Aufsicht über das dabei verwendete Dienstpersonale ganz zu Grunde gerichtet.

Die übrigen an die Herrschaften zu entrichtenden Geldgaben erreichen bei mancher Realität den Betrag der Grundsteuer, und dem Landmanne fällt ihre Entrichtung, besonders in Mißjahren, wo der ohnehin geringe Ertrag seiner Wirthschaft über Abzug des Zehents, Zins- und Abschüttgetreides, dann der Collectur sehr selten zur Hausnothdurft, und in wenigen Fällen zum Samen für das künftige Jahr zureicht, sehr schwer, da der gewöhnliche Bauer in solchen Jahren beinahe kein Getreide zu verkaufen hat, wohl aber solches unter Loschlaaung des oft nothwendigsten Viehstandes zu seiner Familie- und der Dienstbothen-Erhaltung, dann zum Samen einkaufen muß.

Endlich mußte der Landmann mit dem Bürger bis jetzt beinahe ausschließlich das Militär stellen; man fragte, so lange er selbst zur Arbeit nur etwas fähig war, gar nicht darnach, wie viele Knechte oder Gehilfen er zum Betriebe seiner Wirthschaft oder seines Gewerbes aufnehmen und bezahlen mußte; oft wurde von mehreren Söhnen der letzte zu den Waffen gerufen, weil man die natur- und vernunftwidrigen Ausnahmen von bevorzugten Klassen aus den Zeiten des Feudalsystems aufrecht bestehen ließ; — und dann, wenn der Sohn als Soldat auch seine Pflichten im vollsten Maße erfüllt hatte, und sehr geschickt war, so brachte er es doch nur höchst selten zu einer Offiziersstelle, sondern der Fähigste mußte sich glücklich schätzen, nach ausgedienter Kapitulation als verabschiedeter Feldwebel eine k. k. Gerichtsbedienstenstelle, oder einen Invalidengehalt á 10 kr. täglich zu erhalten; dieses waren die Belohnungen für brave Krieger. —

Beinahe das nämliche Verhältniß hatte es mit den Bürger- und Bauern-Söhnen bei Civildiensten, mit Ausnahme der Justizstellen, zu welchen sich eine gewisse Klasse deßhalb weniger drängte, weil sie einerseits die Widersprüche am Rathstische, dann die Beschwerden und Rekurse gegen die Entscheidungen, anderen Theils aber auch das trockene und ernste Studium der Justizgesetze scheute.

Bei den politischen Stellen kam einer, der nicht vom hohen Adel war, gar nicht fort; um jedoch auch hier einander den Vorrang abzulaufen, traten die doppelten Aristokraten, nämlich jene, die nebst dem höhern Adel auch Geld hatten, als unbesoldet und überzählig in die Dienste, und stiegen als solche in sehr kurzer Zeit von einer Stufe zur andern über die durch Geburt und Glücksgüter weniger oder gar nicht Begünstigten hin, wurden in kurzer Zeit Gubernial- und Hofräthe, worauf sich jedoch beinahe Alle sogleich in die Klasse der Besoldeten einreihen ließen, wodurch sie bei dem baldigen Genusse der hohen Besoldung nicht nur allein das früher ausgelegte Kapital, sondern mit diesem auch wucherische Zinsen einbrachten; denn die durch Geburt und Glücksgüter nicht so Begünstigten sind bis auf sehr seltene Ausnahmen kaum zu einer Kreiscommissärs- oder Gubernialsecretärsstelle gelangt.

Was hatte indessen der Bauer für alles Dieses für Vortheile? Diese waren bis nun wegen der auf dem Grunde und Boden haftenden Lasten wohl sehr geringe, und derselbe erübrigte, sehr wenige Gegenden ausgenommen, an Orten, wo er sich durch Kohl-, Erz- und sonstige Gewerkschafts-Fuhren nichts verdienen konnte, mit Ende des Jahres selten so viel, als der von ihm aufgenommene Dienstbothe, sondern er mußte froh seyn, sein Leben, ohne Schulden gemacht zu haben, durchzubringen; für ihn geschah von der Regierung nichts, auf seine Bildung wurde nicht gedacht; — man errichtete zwar Schulen, besoldete jedoch die Schullehrer so schlecht, daß ihnen oft der nothdürftigste Unterhalt mangelte, — natürlich daß sich sehr wenige taugliche Individuen dem Lehramte widmeten; — nicht einmahl für die öffentliche Sicherheit wurde gesorgt, sondern diese den politischen Obrigkeiten und Landgerichten überlassen, welche mit Ausnahme sehr weniger Länder

durchaus die Patrimonialherrschaften sind; da jedoch der Grundherr die eingebrachten Inquisiten während der Untersuchung und Strafzeit verpflegen mußte, so ist es natürlich, daß ihm solche Kostgänger nicht willkommen waren, die Beamten mancher Herrschaften mußten daher, um die Gunst ihrer Dienstgeber und den Dienst nicht zu verlieren, trachten, die Arreste möglichst leer zu erhalten, was nur dadurch bewirkt werden konnte, daß man es mit der Aufgreifung von Verdächtigen nicht besonders strenge nahm, — patrouillirt wurde höchst selten, und wenn die Landesstreifung angeordnet war, so wußten es die Spitzbuben zuerst, — daß sie daher Sorge trugen, nicht gefangen zu werden, versteht sich von selbst, weßhalb auch die Landesstreifungen selten das gehörige Resultat hatten.

Diese und viele andere Uebelstände und Gebrechen, die sich hier aus Mangel an Raum nicht alle aufführen lassen, werden, sobald die zu erwartende Constitution in's Leben getreten seyn wird, bestimmt beseitiget werden; denn es ist gewiß, daß die gutsherrliche Gerichtsbarkeit mit allen ihren verschiedenen Auswüchsen aufgehoben, und die Gerichtsbarkeit vom Staate aufgestellten und besoldeten, daher selbstständigen Beamten unter ganz anderen Bestimmungen übertragen werden wird, bei welchen wegen des zugleich eingeführt werdenden öffentlichen mündlichen Verfahrens und der Preßfreiheit jede Sorge wegen einer Ueberbürdung wegfallen, auch sich das Mortuar von selbst beheben wird.

Eben so muß das Unterthansverband mit allen seinen im Eingange bezeichneten und sonstigen Folgen ganz aufgehoben werden, wozu mit den beiden Patenten vom 25. April und 25. Mai d. J. bezüglich der Geld- und Naturalleistungen bereits der Anfang gemacht wurde; denn es geht durchaus nicht an, daß ein freier Staatsbürger eines constitutionellen Staates Unterthan eines anderen Staatsbürgers und diesem Gehorsam u. s. w. bei sonst zu gewärtigender Strafe schuldig sey, dieses sind Ueberbleibsel des Feudalsystems, welche schon längst aufgehoben zu werden verdient hätten.

Der Zehent, das Zins- und Abschüttgetreide mit allen wie immer Namen habenden an die Herrschaft zu entrichtenden Geld- und Natural-Leistungen, so wie die Ehrung, dann das Laudemium und Kauffreigeld wird gegen die vom Reichstage zu bestimmende billige Entschädigung abgelöst, auch von demselben die Art und Weise der Zahlung der Ablösungsbeträge bestimmt werden, wo es dann der Unterthan bei gehöriger Wirthschaft und Sparsamkeit in seiner Macht haben wird, sich von seiner Schuldigkeit gegen Erlag des Kapitals auf einmahl oder nach und nach zu befreien; wie wird der von allen Lasten freie Grund und Boden im Werthe steigen, besonders, nachdem auch das Eintauschen der Gründe zur Arrondirung der Wirthschaft erlaubt seyn wird.

Da der Unterthan als solcher aufhören und nur freier Staatsbürger, der mit jedem andern unter dem nämlichen Gesetze steht, seyn wird, so wird auch sein Sohn nach Aneignung der erforderlichen Kenntnisse in der Armee und im Staatsdienste alle jene Stellen und Aemter erlangen können, welche bisher nur den bevorzugten Klassen vorbehalten waren; die Oeffentlichkeit und freie Presse wird gegen besondere Protektion schützen, auch die Militärstellung den Landmann und Bürger nicht so hart treffen, weil davon Niemand ausgenommen, und die Armee zur Friedenszeit bei dem Bestehen der Nationalgarde bestimmt bedeutend vermindert werden wird. Aber auch für das Geschäft des Landmannes selbst werden seine Kinder gebildet werden; denn es ist gewiß, daß der Reichstag sein Augenmerk auf den Volksunterricht in jeder Beziehung richten und dafür sorgen wird, daß die Lehrer sowohl in der Landwirthschaft, als auch in den übrigen in das Leben einschlagenden Fächern besser gebildet und besoldet, auch von denselben und den Beamten die gründlichsten Kenntnisse der im Orte der Anstellung bestehenden Sprachen gefordert, und dieselben hierüber vor der Anstellung durch ein Comité geprüft werden; denn es war bisher unverzeihlich, daß an manchen slavischen Orten deutsche Beamte und Lehrer, die oft kein Wort slavisch verstanden, bloß auf ein Zeugniß hin, das sie sich zu verschaffen wußten, angestellt wurden.

Ich selbst bin ein Slovene, und obschon ich an meinem Geburtsorte Ferlach den ersten Schulunterricht erhielt, habe ich doch damals in dieser Sprache das Lesen nicht gelernt, sondern dieses wurde ganz unterlassen, und die Kinder mußten, wenn gleich schlecht, deutsch reden. Nun ist allen in Oesterreich wohnenden Slaven ihre Nationalität, daher ihre Sprache verbürgt; der Slave hat demnach das Recht zu verlangen, daß in slavischen Ortschaften der Schulunterricht in slavischer und deutscher Sprache zugleich ertheilt, auch daselbst slavische Beamte angestellt, endlich an Gymnasien, Lyceen und Universitäten in den slavischen Provinzen Oesterreich's und in Wien eine slavische Lehrkanzel zum Behufe des möglichen Freistudiums errichtet werde. Von einer slavischen Universität, oder Einführung der slavischen Sprache bei Gericht in Protokollen oder Urkunden kann aber so lange keine Rede seyn, bis sich eine allgemeine slavische Schriftsprache, welche alle des Lesens kündigen Slaven in Europa verstehen, gebildet haben wird, wozu noch eine geraume Zeit nothwendig seyn dürfte.

Was endlich die öffentliche und Privatsicherheit betrifft, so wird dieselbe durch Errichtung k. k. Gerichtsbehörden am Lande, denen die ebenfalls einzuführende Landessicherheitswache (Gensdarmerie) beigegeben, welche durch die Gemeindenwachen unterstützt werden wird, vollkommen erreicht, besonders, nachdem diese Sicherheitswachen in der überall entstehenden Nationalgarde die beste Unterstützung finden, und die aufgegriffenen Verdächtigen und Inquisiten auf Staatskosten werden verpflegt werden.

Um aber diese Vortheile möglichst schnell und ganz zu erreichen, ist es nothwendig, daß zu dem künftigen, für Oesterreich wichtigsten Reichstage, Männer erwählt werden, welchen die Verhältnisse des Landmannes und Bürgers genau bekannt sind, einen guten unerschütterlichen Willen, Festigkeit des Charakters, dann Kenntnisse und die Kraft besitzen, was sie als gut und nothwendig erkannt haben, ohne alle Rücksicht auf Stand und Geburt der allfälligen Gegner durchzuführen. Wie wir uns auf diesem Reichstage betten werden, so werden wir liegen; denn derselbe ist ein constituirender, das heißt, er wird über die ihm vorgelegt werdende Verfassungsurkunde zu berathen, die Rechte der Staatsbürger festzustellen, und den Grund zum künftigen Staatsgebäude zu legen haben.

Klagenfurt den 12. Juni 1848.

Dr. Rusitz. Advocat.

Stimmen der Zeit.

(Von Franz v. Moro.)

Ein naher Glockenschlag ruft zur Ausführung des politischen Staatsgebäudes, und noch sind die Grundrisse hiezu nicht alle festgestellt; da nach den bereits bestehenden Fundamenten jeder selbstständige Staatsbürger zur mehr oder weniger Mitwirkung an diesem Entwurfe berufen ist, so liegt es jedem ob, seinen Antheil hiezu in Vollzug zu setzen; zu diesem Ende hier in kurzen Umrissen meine Ansichten.

Nach §. 55 der Verfassungs-Urkunde gehört unter die ersten Aufgaben des Reichstages die Prüfung und Würdigung der von den Provinzial-Ständen vorzulegenden zeitgemäßen Aenderungen ihrer bisherigen Verfassungen, und der Vorschläge über die Art der Ersatzleistung der ablösbar erklärten Grundlasten, über welche beiden Gegenstände, so wie über Munizipal-Einrichtungen und Gemeinde-Verfassungen, von den Provinzialständen bereits Vorschläge zur Einbringung am Reichstage abverlangt wurden; unter diesen Fragen bildet die erstere, nämlich die künftige Constituirung der Provinzialstände, oder im Sinne der Verfassungs-Urkunde besser ausgedrückt, Provinzial-Repräsentation, da von dieser erst die Vorschläge zur Beantwortung der übrigen Fragen erfließen sollen, die Hauptfrage, ohne deren vorherige Beantwortung und gewissermaßen provisorischen Vollzugsetzung die übrigen nicht gründlich beantwortet werden können, welche Frage nach den Kundgebungen aus allen Theilen der Monarchie, die über die politischen Zustände daselbst mit jedem Tage hervortreten, sich zu einer viel bedeutenderen, als es Anfangs den Anschein hatte, gestaltet. Um nun dieser Aufforderung Genüge zu thun, müssen vorerst die Mängel, die sich an diesem Institute gegenüber der in's Leben getretenen Verfassung kund geben, hervorgesucht werden, um an deren Stelle Besseres in Vorschlag bringen zu können; bei dieser Untersuchung zeigt sich nun, daß dieses Institut, sowohl seinem Statute als dessen Anwendung nach, schon beinahe seit einem Jahrhunderte, nämlich seit der Kaiserin Maria Theresia und Kaiser Joseph, als eine in Beziehung auf wahrhafte Repräsentation der Provinzial-Interessen unbrauchbare Einrichtung besteht, die weder den Grundbesitz, noch den Handel und die Industrie, und noch weniger die Intelligenz in voller Wahrheit repräsentirte; den Grundbesitz nicht, weil der kleine Grundparzellen Besitzende sogenannte Bauer, welcher seit jener Epoche Grundeigenthümer geworden ist, und bei weitem den größeren Theil des cultivirten Bodens besitzt, nach dem Statute dieses Institutes gar nicht repräsentirt ist, der Bürger, in dessen Händen sich auch der Handel befindet, im Statute nur dem Namen nach, in der Wirklichkeit nicht repräsentirt wurde, und endlich der Intelligenz ohne Real-Besitz keine Vertretung eingeräumt ist! Bei diesem Statute, welches, während in andern Administrativ-Zweigen Reformen eingeführt wurden, nicht gleichzeitig geändert wurde, und bei der Tendenz der höheren Behörden, nur sich die Befähigung zur wahrhaften Wahrnehmung der dem Lande Noth thuenden und einer Abhilfe bedürfenden Sachbestände zuzuschreiben, konnte sich von diesem Institute auch keine andere Wirksamkeit zeigen, als die wirklich erfolgt ist. Soll nun dieses Institut im Sinne der Verfassung zeitgemäß geändert werden, soll es den wahren Ausdruck der Bedürfnisse der Provinz vorstellen, soll dieser Ausdruck aber auch die ersehnte Wirkung haben, so muß es vorerst ganz neu constituirt werden, und zwar so, daß alle Interessen der Provinz repräsentirt seyn können, repräsentirt seyn sollen, und daß ihm auch Mittel zu Gebote stehen, dem ausgeforschten wahrhaften Bedürfnisse Abhilfe zu verschaffen.

Die wahre Repräsentation der Provinz wäre mit leichter Mühe erzielt, man bestimme z. B. die ganze Repräsentation auf 100, davon wären 25 für den größeren Grundbesitz, 25 für den kleineren Grundbesitz, den Landebauer, 25 für die Real-Industrie und 25 für den Bürgerstand ohne Real-Besitz, aus dem Kaufmannsstande, Doktoren, Professoren ꝛc. ꝛc., der Intelligenz, zu wählen. Daß diese sämmtlichen Repräsentanten durch Wahl, wobei einzig die Befähigung als Grund zu dienen habe, und nicht durch Geburt, oder wegen eines gewissen Real-Besitzes dazu bestimmt werden können, ist bei gehöriger Würdigung der Ereignisse der neuesten Zeit eine unabänderliche Nothwendigkeit geworden, und es ist von dem gesunden Sinne der gegenwärtigen Landesrepräsentanten zu gewärtigen, daß dem abverlangten Gutachten über die an dem gegenwärtigen ständischen Statute vorzunehmenden zeitgemäßen Aenderungen in Betreff der künftigen Repräsentation, die Wahl, nach erkannter Qualifikation als Grundbasis angenommen werden wird; damit aber die Beschlüsse dieser, mit dem wahren Bedürfnisse der Provinz vertrauten Versammlung auch von Wirkung seyen, erscheint es nothwendig, daß diesem Körper gewisse Bezüge zugewiesen werden, womit bestimmte Landeinrichtungen zu bestreiten wären, zu welchem Ende von den Abgeordneten dieser Provinz auf dem nächsten Reichstage der Antrag gestellt werden solle, daß für jede Provinz oder Gouvernement gewisse Procente der directen und indirecten Steuern, die von denselben in den Staatsschatz abgeliefert werden, ausgeschieden, und denselben zu bestimmter Verwendung zugewiesen werden, z. B. zu Straßenbauten, nothwendigen Wasserwerken, Primar-Schulen bis inclusf. der Gymnasien, für Aerzte, Chirurgen ꝛc., denn nur dadurch, daß den Beschlüssen dieser Landesvertretung eine Folge gegeben wird, kann eine Regeneration dieses, in seiner gegenwärtigen Organisation, und insbesondes gegenüber der neuen Verfassung unbrauchbaren Institutes, gerechtfertiget werden, und würde, durch die damit herbeigeführte unmittelbare Theilnahme auch der kleinern Grundbesitzer, Industriellen ꝛc., an der Verwendung eines Theiles der Steuern, bei denselben das Gefühl für Gemeinsinn erweckt, und die zu bestimmten Zwecke ausgeschiedenen Gelder, anstatt daß solche wie gegenwärtig schon durch Commissionirungen bedeutend verringert, der Sache nicht nur nicht ungeschmälerter, sondern auch geschwinder zugeführt werden; und da die Beaufsichtigung über die richtige Verwendung dieser Gelder, eigenen Comités, den Munizipal- und Commune-Vorständen übertragen werden könnte, so würde man bei solcher Einrichtung auch ein Bedeutendes an buchhalterischen Arbeiten ersparen.

(Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

CARINTHIA.

Klagenfurt, Sonnabend den 24. Juni 1848.

№ Acht und dreißigster Jahrgang. 26.

Aufruf
an
Oesterreich's Völker — an seine Edlen, welcher Nation und welchen Standes sie seyn mögen.

(Aus dem österr. Volksblatte.)

Hoch lebe Oesterreich! — das große, herrliche, vor Allem gesegnete, und Allen gemeinsame Vaterland! — Hoch alle seine Provinzen! — Hoch alle Nationen, die Gott seit Jahrhunderten mit einander verbunden hat, damit sie Brüder werden und Brüder bleiben!

Mit diesem Rufe erhebt Euch Alle; Alle, in deren Gemüthe der heilige Funke der Begeisterung für das Edle und Große noch nicht erloschen ist. — Erhebet Euch, denn der böse Dämon giftiger Zwietracht droht unser Vaterland zu zerstücken. Die Stunde der Gefahr ist nahe! Tretet zusammen und einiget Euch. Nicht gewaltsames Einschreiten, nicht staatsmännische Weisheit vermögen mehr zu retten, — wohl aber das einige Zusammenwirken aller Gutgesinnten!

Darum hört mich, Ihr Edlen, ob Ihr in Palästen wohnt oder in Hütten, ob Ihr die Söhne des biederen Bürgers seyd oder des besitzlosen Arbeiters, hört mich um Gotteswillen!

Leget Alles, was Euch feindlich trennt, auf den Altar des Vaterlandes als Opfer nieder; trachtet vor Allem nur nach Einem! Mit Anstrengung aller äußersten Kräfte strebet vorerst nur das Eine zu erreichen, das vor Allem noth thut: „Ordnung, Ruhe und Friede!"

Tretet zusammen, Ihr Männer und Frauen des Adels, und leget die Vorrechte, die, auf den Zufall der Geburt sich stützend, dem Wohle des Ganzen hinderlich sind, als freiwilliges Opfer auf den Altar des Vaterlandes nieder! Zeiget der Zeit, daß Ihr sie begreift, daß Ihr den Vorwurf, den man Euch macht, als könnteet Ihr nichts lernen und nichts vergessen, nicht verdienet, daß ein warmes Herz in Eurer Brust schlägt, das an dem Wohle des Ganzen Theil nimmt! Seyd vor Allem Söhne, Bürger des Staates, begnüget Euch mit den diesem zukommenden Rechten, sie genügen, Euch jenen Einfluß zu sichern, den Ihr durch Verwendung der reichen, Euch zu Gebote stehenden Mittel und Kräfte zu edlen Zwecken auszuüben berufen seyd. Dann werdet Ihr dem Vaterlande eine Stütze seyn, dann wird Euer Name geehrt bleiben, wie es die Thaten der Ahnen verdienen, dann wird Euer Titel die Classe bezeichnen, die hochherzig dem Gemeinwohle Alles opfert, was sie opfern kann. Aber säumet nicht länger, einiget Euch und bietet denen, die Euch angreifen, die Hand zur Versöhnung!

Und Du, feurige Jugend, die mit edler Begeisterung für die heilige Sache der Freiheit kämpft, opfere auch Du Deinen Theil. — Der Begeisterte opfert am leichtesten! — Dir gehöre die Thatreifen, besonnenen Männern das rathende Wort! — Nicht im Sturmschritt, der schonungslos über Leichen und Trümmer hinwegschreitet, nicht im Ueberstürzen liegt das Heilmittel unserer Zustände. — Mäßige Dein allzurasches Streben, Du kannst in dem ruhigen Oesterreich die Entwicklung der Freiheit überwachen — in dem sturmbewegten wirst auch Du in der allgemeinen Zerrüttung aller Kräfte untergehen. Vergeude Deine Kraft nicht im Kampfe gegen Gespenster! Wirke durch das begeisterte Wort; Eintracht, Friede im Innern, die Waffe gegen den Feind nach Außen! Sey auch Dein Losungswort. Diene nicht finstern Gewalten, die Du selbst nicht kennst und, einmal hervorgezaubert, nicht mehr bewältigen kannst! Sucht nicht durch Gewalt zu erzwingen, was dem Geiste der Zeit nicht verweigert werden kann und wird. — Gebet einander — gebet denen, die auf Euch, als den Stolz und die Blüthe des Vaterlandes, ihre Hoffnung setzen, das ernste Manneswort, nur auf gesetzlichem Wege für die heilige Sache der Freiheit zu kämpfen — und ihre Entwicklung durch Friede und Eintracht möglich zu machen!

Auch Ihr Priester, Männer des Wortes Gottes, versteht Eure heilige Sendung in dieser ernsten Zeit. Redet zum Volke, giesst Duldung und Liebe in sein Herz, predigt Ruhe und Friede, damit es möglich werde, der Noth des Armen, dem Bedürfniß des Gedrückten dauernd abzuhelfen. Seyd auch Ihr eingedenk, daß Euer Reich nicht von dieser Welt ist, und bringet Euren Reichthum dem Staate zum Opfer!

Und du treues biederes Volk, welchem Lande du auch angehörest, welche Sprache du redest, gehöre vor Allem zu Oesterreich! — Laß Oesterreich als Ganzes erstarken und vertraue auf Gott! Wirke ruhig, wirke christlich in deinem Berufe — und Alles wird und muß gut werden! Nicht, wenn du Arbeit verweigerst, kann Vertrauen wieder erwachen, und dir die Arbeit geboten werden, die du brauchst. — Erst wenn das Vertrauen zurückgekehrt ist, wenn der Reiche für das, was er besitzt, nicht mehr zu fürchten brauch, wenn er wieder Freude am Genießen hat, wenn Verkehr und Industrie sich wieder beleben, kann dir geholfen werden. Weise Männer werden dein Wohl berathen, edle Freunde für deine heiligen Rechte mit begeistertem Worte sprechen. Jeder wird freudig Opfer bringen, dein Loos zu erleichtern. Aber lasse dich nicht bethören und nicht irreführen durch falsche Propheten, die dir schmeicheln, um dich für ihre eigennützigen Zwe-

cke, welche da nicht kennt, als Mittel zu gebrauchen. Wählt Euch Männer des Vertrauens, die für Euch sprechen, für Euch zu Rathe sitzen, und gelobet Euch Ruhe und Frieden!

Ihr Reichen, Ihr Armen, Ihr Hochgestellten und Ihr, die Ihr im Schweiße des Angesichtes Euer tägliches Brot verdienet, reicht Euch die Hände, schwört Euch Ruhe zu! Feiert die Stunde der allgemeinen Versöhnung, reicht Euch die Hände! Alle, Alle, Ihr Deutschen, Ihr Slaven, Ihr Ungarn! Es rufe Jeder in seiner Sprache Worte der Ruhe, der Ordnung, der Einigung seinem Mitbruder zu. — Kraft gegen jeden Feind von Außen, und Friede im Innern! — Ein Schwur der treuen Vereinigung mache aus Oesterreichs Völkern ein großes, herrliches Ganze!

Und wenn der Friede im Innern hergestellt ist, weil ihn Jeder redlich gewollt, und der Kaiser wieder in der alten Burg seiner Väter, und der Bruder neben dem Bruder am Reichstage sitzt, dann wird Alles bedacht, Alles geordnet und ausgeglichen werden, und Mit- und Nachwelt werden rufen; Heil Dir, du starkes Oesterreich, Heil! Der Engel des Friedens schwebt über deinen Gauen und breitet seinen schirmenden Fittig über deine junge Freiheit aus!

Stimmen der Zeit.

(Beschluß.)

Weiters zeigt es sich zur Wohlfahrt der Provinz Kärnten von Wesenheit, daß die Landesstelle wieder nach Klagenfurt verlegt werde, wo sie war, wo sie vermöge der geographischen Lage Kärntens hin gehört, und deren Entfernung von hier sich schwer rechtfertigen läßt! Die Concentrationen haben nirgend gute Erfolge gezeigt, denn der Geschäftsgang ist dabei langwieriger, nicht besser, und die vom Regierungscentrum entfernten Landestheile immer stiefmütterlicher behandelt; diese Verfügung der Entziehung der Landesstelle könnte daher einzig nur durch eine nachgewiesene sehr bedeutende Ersparung an Geldaufwand gerechtfertiget werden, was aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen sicher nicht mehr der Fall ist, denn mit Aufhebung des Unterthansverbandes, welches Verhältniß nicht mehr bestehen kann, nicht mehr bestehen darf, fallen eine Menge Streitigkeiten, die bis zu den höchsten Stellen gelangten, weg, ferners werden die verantwortlichen Ministerien Gegenstände, die recht gut von Amtsschreibern erledigt werden können, nicht von Hofräthen erledigen lassen, und will man denn von dem Besoldungssatz des gegenwärtigen landständischen Instituts auch eine den Auslagen entsprechende Arbeitsleistung ansprechen, so dürfte sich die Hieherverlegung der Landesstelle bezüglich des Kostenaufwandes ohne vieles Suchen mit einer Ersparniß nachweisen lassen, und dabei, da diese Stelle mit den Ministerien in unmittelbarer Verbindung stände, eine bedeutend schnellere Erledigung der Geschäfte erzielt werden. Zur Realisirung dieser Landesangelegenheiten wäre, wenn gleich die Vollzugsetzung nicht so dringend erscheint, und Ueberstürzungen, die leider an der Tagsordnung sind, sorgfältig zu vermeiden sind, doch die unverzügliche Schlußfassung, daß diese Angelegenheit eifrigst zu erstreben ist, vorzunehmen, weil bei der in Frage stehenden künftigen Organisirung des provinzialständischen Institutes, hierauf schon Rücksicht genommen werden muß! Nach der Verfassungs-Urkunde ist allen Volksstämmen die Unverletzlichkeit ihrer Nationalität und Sprache gewährleistet; vom Reichstage, dessen Wirken vorzüglich dahin gerichtet ist, alle Provinzen zu einer Einheit zu verschmelzen, kann die Pflege von Separatinteressen füglich nicht gewärtiget werden, und es hätte diese überhaupt zur Förderung des Hauptzieles nämlich der immer innigeren Anschließung aller zur österreichischen Monarchie gehörigen Bestandtheile zu einem einigen Oesterreich, in möglichst engen Schranken gehalten zu werden, daher eine solche Besorgung den Provinzialregierungen zu überlassen, am zweckdienlichsten erscheint, wozu ihnen jedoch auch angemessene Mittel zu Gebot stehen müssen; Kärnten hat sich durch seine abgeschlossene Lage und intensiven Gehalt zu einem Herzogthume gestaltet, und hatte auch bis nach der ersten französischen Invasion seine Landesstelle; weder die unmittelbar darauffolgende Vereinigung mit Steiermark, noch die gegenwärtig bestehende mit Krain, hat Kärnten den Verlust, den es durch die Entziehung seiner Landesstelle erlitten, ersetzt! Nun, da die Aufdeckung von zeitgemäßen Reformen gewissermaßen geboten, so ist es an der Zeit auch hier die Stimme zu erheben, und für Kärnten wieder das zu erlangen, was dieser Provinz entzogen wurde, was ihr gebührt! Nicht ungehaltigen separatistischen Bewegründen ist dieß Ersterben zuzuschreiben, darüber ist der verständige, wohlwollende, nachbarliche Sinn der Kärntner hinaus, sondern auf der klaren richtigen Anschauung der Sachlage, auf dem Wunsche zur Erzielung eines Fortschrittes beruht dieß Begehren. Das ständische Präsidium ist erledigt, eine Vereinigung dieses mit dem Präsidium der Landesstelle wie eine solche Vereinigung vor Kurzem auch in Nieder-Oesterreich statt fand, wäre demnach angezeigt, und der Grund zur Erlangung der entzogenen Landesstelle gelegt, und gleichso wie die Präsidien der Stände und der Regierungen in einander verschmolzen werden, und mehrorts verschmolzen sind, können auch die Raths- und übrigen Kanzleitellen verschmolzen werden. Dieß sind die Hauptgrundrisse, die ich als bisheriges Kärntnerisch-ständisches Mitglied zu dem Bau des neuen provinzial-ständischen Gebäudes zu liefern mich verpflichtet halte.

Franz v. Moro.

Einige Worte zum Entwurfe des kärntnerischen Gemeindegesetzes.

Die Grundzüge des Gemeindegesetzes, welches von dem provisorischen kärntnerischen Provinzialausschusse entworfen wurde, lassen sich in Kurzem folgender Art darstellen:

I. Die Gemeinden des Landes werden mit ihrer Zustimmung in Bezirke von 10,000—20,000 Seelen ungefähr eingetheilt, welche Gaue heißen sollen. Ein

solcher Gau zerfällt dann in Einzelgemeinden, welche nach Oertlichkeit und anderen Verhältnissen aus den bestehenden Katastralgemeinden zusammenzusetzen sind. Diese Eintheilung würde dem Provinzial-Landtage zugewiesen.

II. In ökonomischer Beziehung sind die Gemeinden vollkommen selbstständig, und regeln sich durch Gemeindevorstand, Gemeinderath, Gemeindeausschuß und in letzter Instanz durch die Urgemeindeversammlung, welche aber sowohl im Allgemeinen als in einzelnen Fällen für sich einen größeren Ausschuß substituiren kann. Nur Capitalsangriffe jeder Art hängen von der Genehmigung des Provinziallandtages ab. Recurse gehen durch den Gau gleichfalls an den Provinziallandtag.

Auf gleiche Art regelt der Gau sein Oekonomicum, welches sich über gemeinschaftliche Bedürfnisse: Kirchen, Schulen, Straßen ꝛc. erstreckt — durch den Gauvorstand, Gaurath, Gau-Ausschuß, und in letzter Instanz durch eine aus Repräsentanten aller Einzelgemeinden bestehende Gauversammlung. Der Gau ist in gleicher Weise wie die Einzelgemeinde dem Provinzial-Landtage untergeordnet.

III. Den Gemeinden und Gauen soll die gesammte polizeilich-administrative Verwaltung in ihren Bezirken übertragen werden, und zwar soll den Gemeinden die eigentliche Localpolizei, den Gauen aber die höhere Administration, als: Steuerrepartition auf die Gemeinden, Recrutirung ꝛc.

In dieser Hinsicht unterstehen aber Gaue und Gemeinden, wie natürlich, den Staatsbehörden, sowohl was Oberaufsicht, als was die allfälligen Recurse betrifft.

Zur Besorgung solcher Geschäfte sollen die Gaue rechtskundige Referenten bestellen, welche aber nur berathende, nicht entscheidende Stimme haben, und daher sowohl von oben durch die Regierungsbehörden, als von unten durch den Gau und dessen Gemeinden controlirt sind.

Dieß ist das möglichst kurze, und wie ich hoffe, deutliche Schema des vorgeschlagenen Gemeindegesetzes, — nun ein Paar Worte zu dessen Begründung:

Man suchte dem allgemeinen Bedürfnisse der Selbstverwaltung möglichste Berücksichtigung angedeihen zu lassen, ohne jedoch einerseits Unterlassung oder Mißleitung der polizeilichen Wirksamkeit, andererseits aber Verschwendung des Gemeindevermögens eintreten zu lassen. Man wollte auf diese Art in den Gemeinden einen Sinn sowohl für gemeinschaftliche Interessen in ökonomischer Beziehung, als auch für höhere Regierungszwecke wecken, welcher jedenfalls nur zum Wohle des gesammten Vaterlandes ausschlagen kann. Nur dann, wenn die Gemeinden durch ihre selbstgewählten Vertreter jene Gesetze selbst handhaben müssen, welche in Bezug auf das allgemeine Wohl die freie Bewegung des Einzelnen beschränken, werden sie sich von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit dieser Beschränkungen überzeugen, nur dadurch aber kann jene Achtung des Gesetzes entstehen, welche zur Aufrechthaltung der inneren Ordnung und damit der wahren Freiheit unumgänglich nöthig ist. Der Mangel hieran ist es, der in unserer Fortschrittsbewegung die vielen bedenklichen Schwankungen erzeugt, an denen wir Alle leiden.

Man glaubte aber diese Umstaltung des Gemeindeverhältnisses in freisinnigster Richtung auch möglich, indem man volles Vertrauen auf den gesunden Sinn des Volkes und sein Erkenntniß des eigenen Interesses setzte, und man hofft dieses ohne mehrere Belastung der Gemeinden selbst in's Werk zu setzen, wenn der Staat — wie es auch vermöge seines Interesses an der administrativen und polizeilichen Verwaltung dessen Pflicht scheint — jene Kosten beiträgt, welche ihm die unmittelbare Uebernahme dieser Amtszweige machen würde. Auf die Uebernahme dieser Kosten wird aber sowohl der Provinzial-Landtag als auch der Reichstag selbst — wenn er das Gemeindegesetz in der angetragenen Art genehmigt — hinwirken, da ohne diese von der Billigkeit gebotene Erleichterung das Geschenk der Freiheit einen bittern Beigeschmack erhalten würde, welcher vielleicht den Meisten die schöne Gabe selbst verleiden könnte.

Mögen nunmehr alle Bewohner Kärntens den Entwurf des Gesetzes sorgfältig prüfen, damit der aus ihren Vertretern zusammenzusetzende neue Landtag einen bestimmten und durchdachten Beschluß über dessen Zweckmäßigkeit fassen könne.

Klagenfurt, 17. Juni 1848.

Ein Mitglied des Comité's zum Entwurfe eines Gemeindegesetzes für Kärnten.

Die Landschulen und ihre Lehrer in Kärnten.

Unter den Staatsanstalten stehen — der Wichtigkeit nach — jene der Erziehung und des Unterrichtes obenan. Hierüber ist — glaube ich — Jedermann einverstanden. Allein darüber, ob die Lehrer, die eigentlichen Erzieher des Landvolk-s, in ihrer bisherigen erbärmlichen Lage zufrieden waren: höre man die endlosen Klagen, welche namentlich über die geringe Besoldung der Landlehrer — von allen Seiten her erschallen. Man durchwandle die einsamen Pfarrdörfer, die ländlichen Schulhäuser; da wird man sehen, wie die theueren Kinder manches Dorflehrers in Lumpen gehüllt, des Hungers Qualen empfinden, wie der Lehrer selbst eine abgezehrte hagre Leichengestalt in banger Sorge, abhängig von der Freigebigkeit der Bauern, schmeicheln, nachgeben, schonen, mit Strafen zurückhalten, bei Fehlern kleinlaut verstummen — guter Gott — zu wie vielen schmerzlichen Erniedrigungen sich oft bequemen muß, um — existiren zu können. Ich kenne in Ober- und Unterkärnten Schullehrersstellen, die nicht einen einzelnen unverheiratheten Lehrer, geschweige eine Familie ernähren können. Dazu kommt leider noch der Umstand, daß der Lehrer, wenn er sich das ganze liebe Jahr hindurch mit den Kindern abgemartert und abgeplagt hat, noch das Wenige z. B. das Schulgeld, die Collectur ꝛc. gleichsam erbetteln und nicht selten mit Schimpfworten hinnehmen muß. Das ist für einen Jugenderzieher wahrlich traurig, und doppelt traurig, wenn in Zukunft das in Erfüllung gehen sollte, was seit einiger Zeit verlautet und immer vernehmbarer hervortritt, daß man in gegenwärtiger Zeit allgemeiner Reform beabsichtige, die Schulen schlechthin als Gemeindesache zu betrachten, und die Gemeinden anzuhalten, für die Schulen, die ihnen gehören, allein zu

sorgen; — sollte das sich wirklich so verhalten, so sind die armen Landlehrer im höchsten Grade zu beklagen, und die große und wichtige Angelegenheit des deutschen Schulwesens selbst ist alsdann fast für verloren zu betrachten. Daß die Schulen und ihre Lehrer ganz den Gemeinden aufgebürdet würden, davor wolle uns die ewige Vorsehung behüthen; denn das hieße nichts anders, als die Landlehrer auf die Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit der Gemeinden anweisen, was ohne Zweifel unläbliche Uebel zur Folge haben würde.

Welch er Landlehrer wollte läugnen, daß es in Kärnten noch eine Menge Gemeinden gibt, die zu der Einsicht noch nicht gelangt sind, um die Wichtigkeit des Schulwesens ganz zu erkennen und bereit zu seyn, hiefür tüchtige Beiträge zu bringen. Kurz — nach meinen wenigen Erfahrungen würde ich vorziehen, daß die Landlehrer noch weit mehr befreit würden von ihrer Abhängigkeit von den Gemeinden, statt daß sie noch mehr in dieselbe gerathen. Wie jammervoll ist nicht das Loos des Landlehrers oft schon darum, weil er genöthigt ist, das Schulgeld ꝛc. selbst einzubringen, das nur mit Verdruß, so klein und unbedeutend es hie und da auch ist, ihm gereicht wird!

Die Volksschulen sind reine Staatsangelegenheiten, und sie sollen vom Staate nicht nur scharf im Auge behalten, sondern auch aufs Kräftigste unterstützt werden; es ist ja kein Interesse, sein directes Interesse, daß das Schulwesen nach allen Richtungen gefördert werde; denn nur in dem Lande, wo gute Sitten, Religiosität und wahre Aufklärung herrschen, wo Wissenschaften, Künste und Gewerken blühen, wo ein reger Sinn für geordnete Thätigkeit und Betriebsamkeit ein ganzes Volk durchdringt, gedeiht wahrer Wohlstand und wahre Nationalkraft.

„Willst du des Landes Flor und seine Würde mir zeigen,
„Deut' auf Pallästе nicht hin, führ' in die Schule mich ein."
(Riede.)

Deßhalb soll der Staat vor allen anderen Anstalten die Elementarschulen pflegen, ihre Existenz auf sicherem Grunde befestigen, ihre Wirksamkeit möglichst befördern, und sich der Schullehrer, die ihr Daseyn dem Baue der Ewigkeit widmen, weit mehr als bisher annehmen; denn wie bisher die meisten Landlehrer besoldet werden, wahrlich: da müßten Engel, wenn sie als Landlehrer dienen würden, verzweifeln!

Sörg, den 14. Juni 1848.

Johann Tschernuth,
Lehrer.

März-Sonette.

6.

Wer spricht, wer nimmt die Rednerbühne ein?
Der Fuchs ist's, hört, er glüht für Redlichkeit,
Von Freundschaft spricht die Katze lang und breit,
Und über Reinlichkeit docirt das Schwein.
Die Eule schwätzt, glaubt ihr, den Sonnenschein,
Der Bär ist's, der laut über Rohheit schreit,
Das schlaue Kalb, das möcht Minister heut'
Und wenns nicht geht, doch morgen Rector seyn.

Das freie Wort, es ist vom hohen Werthe!
Es gleicht dem Sieger, gleicht dem Richterschwerte,
Ertönt's aus warmer Brust, aus reinem Munde,
Tönt's ohne Scheu, ist's mit dem Recht im Bunde.
Drum eh' ihr glaubt, fragt immer prüfend an:
Wer war, wer ist der Mann, was will der Mann!

7.

Wie herrlich, wie sie flattern diese Fahnen,
Die über Dächer über Thürme ragen,
Die die erwachten deutschen Farben tragen,
Die uns zur Einigung und Einheit mahnen!
Ein Schauspiel seyn dieß Prunken will mir ahnen.
Du Fahnenmensch, darf ich dich ernsthaft fragen;
Woher des Landes? wirst du mir's redlich sagen:
„Ich bin einer dort von Ischheims Unterthanen."
Der gold'ne Süd soll mit der schwarzen Nacht
Zum Morgenroth des Lichtes sich vereinen,
Der Armuth soll des Reichthums Gold und Pracht
Als Engelroth der milden Hilf erscheinen.
Sey Mann, sey Mensch, das Herz zeig' gut und rein,
Du wirst gut deutsch, gut österreichisch seyn.

8.

Weg mit der Axt! Wollt ihr mein Wort nicht hören?
Der alte Garten, soll er untergehen?
Die Plätze seht, die herrlichen Alleen!
Laßt euch von wildem Eifer nicht bethören!
Verjüngen sollt ihr, aber nicht zerstören!
Ruinen könnt ihr bald sich bilden sehen,
Doch lange währet's, bis Städte, Tempel auferstehen,
Nicht über Nacht erstehen alte Föhren.
Den Schattenplatz, den Ruhsitz sollt ihr ehren,
Frei wachs' der Baum, legt weg die kecken Scheeren,
Hier ist's zu dunkel, hier ja könnt ihr leeren;
Zieht einen kürzern Weg hier für den alten —
So wird sich bald das Ganze neu gestalten.
Das gute Alte könnt ihr schon behalten!

9.

Wenn sanft das Meer die kraus Stirne glättet,
Wenn jeder Wind uns jedes Lüftchen schweiget,
Wenn schlaff zum Mast sich jedes Segel neiget,
Da ruht das Schiff als wär's am Grund gekettet.
Kein Schatten lockt, der vor der Sonne rettet,
Der Rabe kommt, der Hai hat sich gezeiget,
Der lüstern nun der dunklen Tief' entsteiget,
Das Ziel bleibt fern, da wird geklagt, gebetet.
Verzweiflung, Jammer, Angst faßt die Gemüther.
„So komm du Sturm, brich aus du Ungewitter,
„Erlöse uns, der träge Tod ist bitter.
„Laßt kämpfen uns mit den empörten Wellen,
„Sie werden uns am fernen Riff zerschellen,
„Vielleicht — uns mitten in den Hafen stellen!"

10.

Die Brust wird eng, es pocht das Herz beklommen,
Der Tag ist bleich und grau und nächtlich stille,
Kein Blättchen fliegt, die Luft ist schwer und schwüle,
Des Himmels heit're Leuchte scheint verglommen.
Du zürnest Herr, laß deine Donner kommen,
Bestraf und Herr, gebeut's dein strenger Wille,
Nur schweige nicht, verscheuch der Sonne Hülle,
Das Wort, das Licht nur kann den Kindern frommen.
Was willst du Mensch, spricht's aus in klarer Rede?
Bist du mir Feind, so künd' mir off'ne Fehde,
Bist du mir gut, reich mir die Hand, mein Schwede.
Die Schwüle drückt, es schreckt das bange Schweigen.
Drum Männer sprecht, ihr müßt herab euch neigen,
Und offen eu're Farb' dem Volke zeigen.

Wien. —11—

Verantwortlicher Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

CARINTHIA.

Klagenfurt, Freitag den 30. Juni 1848.

№ Acht und dreißigster Jahrgang. 27.

Ein Wink für die Bauern über die Preßfreiheit.

Wie die Preßfreiheit aufgekommen iſt, haben die Landleute eben nicht viel davon gehalten; eine Mostpreſſe oder ſteuerfreies Brannteinbrennen ohne Plakereien durch die Aufſeher, wäre Manchem lieber geweſen; dennoch iſt die Preßfreiheit nicht nur für die ganz oder halb gelehrten Leſer, ſondern auch insbeſondere für die Landleute von großem Nutzen. Die Reaktionäre, das heißt Diejenigen, welche den alten Zuſtand der allgemeinen Knechtſchaft (denn nicht bloß die Bauern, ſondern auch die Mittelklaſſe und die unteren Beamten waren ſchmählich geknechtet) zurückwünſchen, und wenn nicht ganz, was Gott ſey Dank unmöglich geworden iſt, doch ſo weit, als ſie es in ihrer Verblendung für ausführbar halten, wieder herſtellen möchten, dieſe Reaktionäre, ſage ich, brauchen oft ſehr feine Mittel, um die Leute auf falſche Meinungen zu bringen, und die Wahrheit zu verhüllen, um im Trüben fiſchen zu können.

Die Preßfreiheit gibt die Mittel an die Hand, die Bauern aufzuklären, da ſie weniger Gelegenheit haben, den wahren Sachverhalt von Dem zu erfahren, was in der Ferne, namentlich in Wien geſchieht, und aufmerkſam zu machen, wenn man ſie auf's Eis führen, und eben gegen Diejenigen hetzen will, welche ſie befreit haben, ihr Beſtes wollen, und bewieſen haben, daß ſie Gut und Blut dafür herzugeben bereit ſind. Aber der Trug und die Lüge wiſſen mitunter den Schein der Wahrheit ſo täuſchend anzunehmen, daß es oft wirklich ſehr ſchwer iſt, die Wahrheit von der Lüge, den falſchen Prieſter des Baal vom wahren Propheten zu unterſcheiden. Die Reaktionäre ſind auch im Stande, in anonymen Schriften über ſich ſelbſt auf das Aergſte, ja viel ärger und derber loszuziehen, als es ihrem offenen und aufrichtigen Gegner einfällt, der es verſchmäht, muthwillige Gaſſenhauer-Poſſen zu treiben, und ſeinen Feinden unerſchrocken und männlich, aber mit Ernſt und Würde entgegen tritt. Die Reaktionäre aber wollen durch maßloſes Schimpfen zuerſt Vertrauen gewinnen, um dann deſto leichter irgend einen verſteckten Zweck zu erreichen.

Es iſt daher nothwendig, zu wiſſen, auf welche Weiſe es den Reaktionären möglich wäre, ihre finſtern Zwecke durchzuſetzen, um beurtheilen zu können, wo ſie hinaus wollen, wenn ſie auch ſcheinbar auf eine andere Scheibe zielen, als auf die, mit der es ihnen Ernſt iſt. Daß ſie mit offener Gewalt dermalen nichts ausrichten können, weiß und fühlt Jeder, der die jetzige allgemeine Stimmung und Geſchichte kennt, und es muß dieß auch dem blödeſten Reaktionär ſchon klar geworden ſeyn. Aber der Herr der Könige, der nun die Fürſten und großen Herren wegen der an den Völkern begangenen Ungerechtigkeiten vor ſein Strafgericht zieht, und mit eiſerner Ruthe geißelt, weiß auch die Völker zu bändigen, und thut dieß, indem er ſie unter ſich uneinig werden, und ſich ſelbſt gegenſeitig verderben läßt. Hierauf bauen die Reaktionäre, und ſuchen Uneinigkeit unter die Menſchen und unter die verſchiedenen Stände zu bringen, das Unkraut der Zwietracht unter den Weizen wahrer Freiheit zu ſäen. Eine ruhige, naturgemäße Entwickelung unſerer neuen Zuſtände kann ihnen keinen Nutzen bringen, denn um ſo ſonnenklarer würden die Wohlthaten der errungenen Freiheit in die Augen ſpringen, um ſo unerſchütterlicher, hingebender und begeiſterter das Volk an ſeinen Rechten halten. Aber lang anbauernde Unruhe erregt Beſorgniß in den Gemüthern, Stockung in den Gewerben, im Handel, in der Induſtrie; Tauſende ſehnen ſich nach dem früheren Abſatze ihrer Produkte, ihrer Waaren, und werden nach und nach mit der neuen Ordnung der Dinge unzufrieden; dann benützen aber Diejenigen, welche mit Schadenfreude den Unfrieden geſchürt haben, die veränderte Stimmung, und rufen: „Sehet, das ſind die Folgen der Conſtitution und der Freiheit!“

Auf dieſe Weiſe, lehrt uns die Geſchichte, ſind Völker, namentlich die Franzoſen und in neueſter Zeit die Spanier, nach den gewaltigſten Revolutionen wieder unter die eiſerne Zuchtruthe militäriſcher Imperatoren und in ärgere Despotie gerathen, als diejenige war, die ſie abgeſchüttelt hatten.

Die Reaktionäre gewinnen alſo durch andauernde Unruhen, durch möglichſte Verwirrung, und befördern dieſe, wenn ſie die Uneinigkeit und das Miſstrauen ſchüren und die einzelnen Stände gegen einander hetzen, zu welchem Zwecke ſie auch zu Verdächtigungen ihre Zuflucht nehmen. Welche Verdächtigung kann aber bei der jetzigen Stimmung ſchneller und ſicherer Glauben gewinnen, als wenn man Jemanden beſchuldigt, er ſey ein Reaktionär und wolle wieder Alles auf das Alte zurückbringen! Mit dieſer fein ausgedachten Beſchuldigung hetzt man nun die vielfach gedrückten und auch oft betrogenen Bauern nicht nur gegen die Beamten, ſondern gegen jeden ſogenannten Herrn, der ſich einigermaßen ſtädtiſch kleidet, einen etwas feineren Rock an hat, und ſich nicht unmittelbar mit dem Ackerbau und den gröbſten Handarbeiten beſchäftigt. Dabei lachen ſich aber die Herren Reaktionäre nur in die Fäuſte, wenn die durch ihr eigenes Miſstrauen irre geführten Landleute ſich ſelbſt der Köpfe berauben, mit deren Hilfe ſie etwas durchſetzen könnten. Mag dieſes viel zu weit gehende Miſstrauen von den Reactionären künſtlich erregt oder genährt worden ſeyn, ſo hat auch

Unverstand und Unerfahrenheit sein gut Theil daran. — So hörte ich von einem Aufsatze in der als Beilage des „Freimüthigen" zu Wien erscheinenden Bauernzeitung, in welcher stehen sollte, daß die Landleute nur einen Bauer und ja keinen Herrn wählen sollten.

Ich verschaffte mir den Aufsatz, und fand darin außer vielen ziemlich derben Wahrheiten, die Aufforderung, daß die Bauern einen Democraten, das ist einen Bauer — einen Volksfreund wählen sollten, allein es stand kein Wort dabei, daß dieser Bauernfreund nothwendig seine ganze Lebenszeit hinterm Pfluge zugebracht haben müsse. Oder glaubt ihr guten Landleute wohl, daß der Verfasser jenes Aufsatzes lederne Beinkleider und eine lodene Joppe trägt? Wenn ihr ihn in Wien aufsuchen wollt, könnt ihr ihn in glänzenden Handschuhen und mit noblerem Anzuge sehen, als die Herren auf dem Lande. Ihr würdet ihn gewiß in große Verlegenheit setzen, wenn ihr ihm eine Korn- oder Weitzenähre hinhieltet, und er die Getreidegattung benennen sollte. Ich getraute mich meinen Kopf zu verwetten, daß er sie nicht zu unterscheiden weiß. Ich will ihm das auch nicht zum Vorwurfe anrechnen, sondern damit nur sagen, daß ein wahrer Bauernfreund auch was Anderes als Pflügen gelernt haben darf, und seine Kenntnisse euch bei Durchfechtung eurer Rechte nützlicher seyn werden, als vielleicht die Eurigen.

Damit will ich nicht gesagt haben, daß nicht auch einfache schlichte Männer aus dem Bauernstande mitunter in den Reihen der Landesvertreter Platz finden sollen. Unter dem groben Rocke so gut wie unter dem feinen, aber auch unter diesem, kann ein edles warmes Herz schlagen, und ein reger klarer Geist wohnen, und einem solchen gebt immerhin vor einem Gelehrten mit verdächtiger oder doch zweifelhafter Gesinnung den Vorzug. Allein bei den letzten Wahlen schien es, daß übertriebenes Mißtrauen ohne Rücksicht auf Gesinnung bloß für oder gegen den Rock stimmte.

Seyd vorsichtig, das ist recht, aber treibt grundloses Mißtrauen nicht so weit, daß es am Ende euch nicht ärger auf den Holzweg führt, als überlegtes Vertrauen. Wer den Teufel zu oft an die Wand malt, dem erscheint er zuletzt.

Dank und Erwiederung.

In Betreff der vom Hrn. Dr. Rulitz in der „Carinthia" vom 17. Juni 1848 angeregten Verbesserung der Dotation für Lehrer auf dem Lande.

Der längst als nothwendig anerkannte Schritt zur Verbesserung der Volksschulen wurde bisher von Denen aufgehalten, die aus der Unwissenheit und Blindheit der Volksklasse ihre unwürdigen Interessen zogen. Wenige gewichtige Stimmen haben sich bisher dagegen erhoben; daher gebührt Ihnen, Herr Doktor, um so mehr der volle Dank sowohl von Seite der Landlehrer als der Gemeinden, daß sie in ihrem beachtenswerthen Aufsatze, den Sie zur Aufklärung der Unterthanen für die Wohlthat der neuen Verfügungen spendeten, auch der Lehrer eingedenk waren. Wenn gleich wohlwollend — doch nicht wohlthätig verhält es sich aber mit der ausgesprochenen Aufhebung der Lehrer- oder Meßner-Collektur. Eben aus der Aufstellung des jährlichen Unterschiedes der Naturalpreise geht die Nothwendigkeit der Naturalbezüge für Landschullehrer so in die Augen fallend hervor, daß dafür keine sicheren Subsistenzmittel geboten werden können. Mit der Collektur hat es ein ganz anderes Bewandtniß, als mit den herrschaftlichen Naturalgiebigkeiten, und kann mit diesen in dem gemachten Antrage von keiner Seite gleichgestellt werden.

Noch hat man sich von keiner Seite gewürdiget, die Lage eines Lehrers und Meßners auf dem Lande in allen seinen Beziehungen und Dienstesverhältnissen näher in's Auge zu fassen. Diesem ist es nicht möglich, seine oft zu gleicher Zeit dreifachen Dienste als Lehrer, Meßner und Organist in Einer Person zu verrichten, und wer diese kennt, oder kennen will, muß es wissen, daß selbst Ein Meßnergehilfe öfters nicht ausreicht. Es darf Nichts versäumt werden, was die Hochachtung für kirchliche Ordnung und Reinlichkeit zu fordern berechtiget ist. Wie Vieles ist oftmals vorzurichten und nachzuräumen, was selbst der Ortsgeistliche zu wenig beachtet! Ein Meßnergehilfe ist überall, und bei größeren Pfarren ununterbrochen nothwendig. Diese Dienstesverhältnisse entbehren auch nicht die dritte Person für weibliche Handarbeiten. Wie wird aber für diese unausweichlichen Auslagen des Lehrers auf dem Lande selbst in noch minder theuern Getreidejahren besser und sicherer gesorgt werden können, als wenn dessen Unterhalt durch Naturalbezüge gedeckt ist. Diese entfallen auf die einzelnen Gemeinde-Insassen in so geringer Quantität, daß sie ihnen selbst in schlechtern Jahren kaum fühlbar sind. Die Lehrers- oder Meßners-Collektur bleibt nach Aufhebung der grundherrlichen Natural-Lasten für die Erleichterung des Grundbesitzers von gar keinem Belange, der Lehrer aber würde sie sehr schwer vermissen. Ist die Collektur auch an vielen Gebirgsorten öfters von geringer Qualität, so wird der Lehrer damit noch immer leichter und sicherer bestehen, als wenn er seinen Bedarf an Lebensmitteln von entfernten Marktplätzen zu 3, 4 und noch mehr Stunden mit großen Kosten herbeischaffen müßte, besonders aber, wenn er nicht in die Lage versetzt wird, sich größere Naturalvorräthe zu verschaffen.

Wer behaupten wollte, daß auf dem Lande Lebensmittel leichter zu kaufen sind, hat unter solchem Verhältnisse auf dem Lande niemals gelebt. Naturalbezüge sind im Durchschnitte auf dem Lande noch um so nothwendiger, da an vielen Pfarren dem Lehrer nicht so viel Realitätengenuß zugewendet wurde, daß er auch nur Eine Kuh halten könne. Ferners verdient zur Sprache gebracht zu werden, daß dem Lehrer für das dringendste Holzbedürfniß an den meisten Orten bisher nicht eine Spanne Waldes zugedacht wurde. Die Holzpreise standen auf einer unerschwinglichen Höhe, weil das Aufkaufen der Höhen und fast sämmtlicher Waldstände den Gewerkschaften rücksichtslos bewilliget wurde. Das Schulholzdeputat von 7 Wiener Klaftern, da in wenigen Gegenden hartes Holz zu haben ist, reicht bei strengerem Winter nirgends, und für größere Schulzimmer niemals aus.

Gehört aber die Aufhebung der Collektur leider zu dem allgemeinen Grundsatze, daß alle Naturalprästa-

tionen der Unterthanen aufzuhören haben, so fordert die Sicherheit der nothwendigsten Lebens-mittel, daß dem Lehrer auf dem Lande wenigstens ein verhältnißmäßiger Antheil an Grundstücken zugewendet werde, was an vielen Orten bei den großen Pfarrhofsmeiereien sich billiger Weise leicht ausgleichen ließe. Daß der Lehrer auf dem Lande auch nähere Kenntnisse von der Landwirthschaft haben müsse, fordert schon der Vortheil für Volksschulen und der Gemeinden.

Gewissenhaftigkeit, Umsicht und Erfahrung gehören dazu, um den Werth einer rücksichtswürdigen Bildung und Behandlung der Landlehrer anzuerkennen, und sind maßgebend zur Regulirung eines anständigen Auskommens für den Lehrer, in seinen Verhältnissen als Lehrer, Mesner und Organist. Gut wird es seyn, wenn man auch seine Umstände als Familienvater nicht außer Acht läßt. Kommt das ganze Schulamt zu einem besseren Ansehen, so können und werden gebildete Lehrersöhne für das allgemeine Wohl künftighin die beste Hoffnung geben.

Dem einsichtsvollen Ermessen einer constituirenden Reichsversammlung ist es nun von der Vorsehung überlassen, für den Fortschritt einer zweckmäßigen, gewissenhaften Volksbildung dergestalt zu sorgen, daß es den Landlehrern an Fähigkeit, Muth und Kraft, und ihren Schulen an Achtung und Leben von Oben nicht mehr fehlen werde.

Von einem ergrauten
Landschullehrer.

Schreiben eines jungen deutschen kärntnerischen Offiziers

von Haugwitz Inf. Reg. aus Vicenza dto. 13. Juni 1848, an seinen Bruder zu Spittal in Oberkärnten.

Obschon ich auf mein letztes Schreiben noch keine Antwort erhalten habe, finde ich mich dennoch veranlaßt, Dir über die Einnahme Vicenza's, der ich beiwohnte, einige Mittheilungen zu machen.

Diese Stadt ist von Hügeln und Bergen umgeben, welche vom Feinde ringsum mit vielen und starken Verschanzungen versehen wurden, und daher äußerst schwer zu nehmen war. Das Gefecht fing am 10. d. M. Vormittag um 10 Uhr an. Ich war während der Zeit des Gefechtes mit meinem Regimente, welches unter dem Commando des Brigadiers Fürst Thurn und Taxis stand, im heftigsten Kugelregen, da wir als Tirailleurs verwendet, auch die Vordersten dem Feuer gegenüber standen. Unser tapferer Commandant Fürst Thurn und Taxis wurde nach zwei Stunden, als das Gefecht begonnen hatte, durch eine feindliche Granate schwer verwundet, und starb zwei Stunden darauf. Die Stärke des aus päpstlichen, piemontesischen und schweizerischen Truppen bestehenden Feindes betrug zwischen 15—20,000 Mann, wir unsererseits hatten zwar einige Tausend Mann mehr; allein bei dem Umstande, als der Feind gut verschanzt und zum Theile durch die Stadt selbst gedeckt war, war er in vierfachem Vortheile gegen uns. Die Anwesenheit des Marschalls Radetzky und seine beseuernden Worte wirkten wie ein Zauber auf unsere Truppen, und so rückten die Massen mit unbeschreiblichem Kampfesmuthe und einer todesverachtenden Unerschrockenheit den feindlichen Verschanzungen entgegen; man konnte es jedem einzelnen Krieger ansehen, daß er entschlossen sey, nicht eher abzulassen, als bis die Stadt sich in unseren Händen befinde. Nach einem dreistündigen heftigen Feuer von unserer Seite, während welcher viele Granaten, Haubitzen und Bomben in die Stadt geworfen worden waren, schien die Stadt capituliren zu wollen, allein wie ich später nach Einnahme derselben hörte, ließ dieß der feindliche Anführer General Durando nicht zu, sondern es wurden zwei rothe Fahnen am Stadtthurme aufgesteckt, und es wurde in der ganzen Stadt Sturm geläutet. Nachdem wir jedoch alle feindlichen Verschanzungen erstürmt hatten, und unser Geschützfeuer große Wirkungen gegen die Stadt hervorgebracht hatte, so schienen die Feinde doch endlich einzusehen, daß ihr Widerstand gegen den eisernen Muth unserer Truppen vergeblich sey, und daß der Marschall nicht früher nachgeben werde, die Stadt entweder in Schutt oder in seinen Händen zu sehen, und so sahen wir um 4 Uhr Nachmittags statt den zwei rothen eine große weiße Fahne am Stadtthurme wehen, worauf sodann das Feuer eingestellt und mit dem feindlichen Anführer die Capitulation abgeschlossen wurde. Später besahen wir die Verschanzungen, und wir mußten erstaunen, wie diese bei ihrem Umfange, ihrer Stärke und Zweckmäßigkeit dennoch genommen werden konnten. Zu gnädig handelte hei dieser Gelegenheit F. M. Radetzky, — man hätte die Einwohner der Stadt und vorzüglich die Nobili, welch' Letztere an der Empörung und an diesem Blutvergießen hauptsächlich schuld sind, empfindlicher strafen sollen. Radetzky ließ die feindlichen Truppen frei, jedoch ohne Waffen abziehen, und selbe wurden von uns bis an die Grenze des Königreiches begleitet, und sie mußten versprechen, drei Monate nicht mehr gegen Oesterreich zu kämpfen. Zur Bürgschaft dieses Versprechens wurde ein feindlicher General, ein Oberst, ein Hauptmann und 5 andere Offiziere als Geisel zurückbehalten. Der Verlust des Feindes betrug gegen 2000 Verwundete und Todte, wir hatten ebenfalls 900—1000 Verwundete und Todte. Ich selbst kam durch ein Wunder Gottes unverletzt davon, da meine zwei Nebenmänner durch Kanonenkugeln entzwei gerissen wurden, und eine Granate in das Zimmer eines von uns eroberten Hauses fiel, wo ich und mehrere von unserem Regimente uns befanden, welche platzte, wodurch sieben von meinen Kameraden um's Leben kamen. Unser Regiment hat 70 Todte und Verwundete, und unter den Letzteren 9 Offiziere.

Lieber Bruder! Ich wünschte Dir mündlich mittheilen zu können, was für Gefühle den Krieger bewegen, wenn große und kleine Kugeln links, rechts und oben ihm pfeifen, und er über Haufen von Todten und klagenden Verwundeten dahin schreitet, o! dann hört alle übrige Welt für ihn auf, und er glaubt selbst aus der Menschheit herausgetreten zu seyn. Jedoch es gilt für das Vaterland, und wenn es auch meine Bestimmung seyn sollte, zu fallen, so ist es mein einziger Trost, als Krieger in der Schlacht ehrenvoll für mein Vaterland zu sterben.

Register

des Wochenblattes „Carinthia" vom 1. Jänner bis letzten Juni 1848.

(Die arabische Ziffer bedeutet die Nummer des Blattes.)

I

Beiträge zur Geschichte, Statistik, Topographie und Geographie, besonders Kärntens.

Geschichtliche Tageserinnerungen für Kärnten; mitgetheilt von S. M. Mayer. 1 — 17. — Heiligenblut; von K. Hinterhuber. 1. — Correspondenz; von J. F. J. 1. — Meteorologische Beobachtungen in Klagenfurt; mitgetheilt von Joh. Prettner. 2 — 20. — Wirken des historischen Vereines für Kärnten. 5, 8, 10, 11, 12 — Bericht und Jahresrechnung der Kleinkinder-Bewahranstalt in Klagenfurt. 5. — Zeitgleichungen; von P. Spach. 5. — Berichte über das Forschreiten der Gründung eines naturhistorischen Museums zu Klagenfurt. 6. — Ueber die i. J. 1847 bei Sonnegg im Jaunthale aufgefundenen antiken Grabstätten; von Anton R. v. Gallenstein. 6. — Feierliche Eröffnung der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien. 7, 8, 9, 11, 12. — Oeffentliche Armenrechnung von Klagenfurt. 10. — a) Was bedeutet die weiße Kokarde? b) Was bedeutet die Preßfreiheit? von Dr. Kumpf. 12. — Die Blechfabrik Göpering; von K. S. 12. — Hünenbetten und Römergräber ꝛc.; von Dr. R. Puff. 13, 15, 17. — Vaterländisches; von G — ß — n. 13. — a) Gespräch dreier Bauern über die weißen Kokarden. b) Die drei Bauern über die rothen Kokarden; von J. P — r. 14. — Grabrede; von Prof. Anton Fäßler. 14. — Zeitstimmen. 15. — Guttenstein und Präval am 25. und 26. März 1848; von K — n. 16. — Correspondenz aus Innerteichen; von L — ze. 16. — Oesterreich und Deutschland. 18. — Wohlgemeinter Vorschlag zur allmähligen gänzlichen Ablösung aller Unterthans- und Zehentlasten; von F. F. R. 18. — Die Tiroler Studenten in Klagenfurt; von Dr. Ad. Pichler. 18. — Ein Wort über das Schreiben mehrerer Kärntner in Wien vom 13. April 1848; von M . . . 19. Nationalgarde. 19. — Randglossen zu Zeitfragen; von Franz Gernerth. 19, 20. — Oesterreich's Stellung zur deutschen Nationalversammlung; von R. S. 20. — Beiträge zur Frage über die Zusammenstellung der Provinzial-Stände; von Dr. Rusch. 21. — Ueber Aufhebung der Gutsunterthänigkeit; von Dr. C. E. — 22, 23. — Das Salz und sein Preis in Beziehung auf Kärnten; von Thomas Khachl. 22. — Betrachtungen eines Kärntners über den 15. Mai; von H—, 23. — Der 26. Mai in Wien. 23. — Historisch-politische Rapsodien; von Dr. C. E. 23, 24. — An meine ehemaligen Kollegen in Kärnten; von Thomas Arbeiter. 23. — Einige Worte eines Landsmannes an die lieben Kärntner bei der Wahl ihrer Vertreter zum kommenden Landtage; von Franz Pietznigg. 24. — Auch ein Wort zur Verständigung an die Slovenen in Wien; von G. Levizhnik. 24. — Brief eines Cadeten. 24. — Welche wesentliche Vortheile stehen dem Besitzer einer unterthänigen Realität, überhaupt dem ganzen Bauernstande, bei der Entwickelung der Constitution bevor; von Dr. Rusch. 25. — Stimmen der Zeit; von Franz v. Moro. 25, 26. — Aufruf an Oesterreich's Völker. 26. — Einige Worte zum Entwurfe des kärntnerischen Gemeindegesetzes. 26. — Die Landschulen und ihre Lehrer in Kärnten; von Johann Tschernuth. 26. Ein Wink für die Bauern über die Preßfreiheit. Von H . . M . . 27. — Dank und Erwiederung. Von N . . 27. — Schreiben eines jungen deutschen kärntnerischen Offiziers aus Vicenza an seinen Bruder zu Spittal in Oberkärnten. 27.

II.

Sagen, Legenden, Mährchen und Erzählungen.

Das Kreuz am Wege; von Carl Kroner. 1 — 4. — Der Brockenjak und sein Weib, die schöne Binderin. Sage; erzählt von J. F. J. 13.

III.

Biographische Notizen.

Joseph Holzer. Nekrolog von Prof. Dr. Rudolf Puff. 9. — Anton Mayrhofer. Nekrolog von Moriz Schadek. 10.

VI.

Gedichte.

Von Budik (Peter Aleant): a) Das freie Wort. b) An den Kaiser. 14. — An das tapfere Regiment Bar. Prohaska. 24.
— F . . . (K.): Die deutsche Bundesfahne. 16.
— Gallisch (Dr. Jos. Osw.): Maria Louise. 1. — Wo schlägt der Schmerz? Ende gut, Alles gut. Mord. 2. — Die Augen. 5. — Dem Lehrer zum Abschiede. 6. — Allumhüllter. 7, 18. — Stimmen der Zeit. Ein Cyklus von März-Sonetten. 13, 15, 16, 17, 20, 26.
— Harnisch (Alois): Des Kärntners Trost. 1.
— Kumpf (Johann Gottfried, Dr. Med.): Kaiser Joseph's Standbild in Wien. 13.
— Maronschnigg (M.): An P. T.' Propst Anton Mitsch. 3. — Nachruf an das Jahr 1847. 4.
— Melzer (Karl): Illyrien seinem neuen Gouverneur ꝛc. 8.
— M . . . (Franz): Vom hohen Thurme. 16.
— Proben Julius (S. M. Mayer): Erinnerungen an Hofgastein. a) Ankunft. 1. — b) Der Morgen. 2. — c) Bei einem Spaziergange. 3. — d) Der Abend. 4.
— Rabitsch (Igna): An der Liserbrücke bei Liseregg. 5. — Constitutionslied. 14.
— Rizzi (Vincenz): Vom Kuckuck. 6. — An meine Mutter. 11.
— Vehovar (M.): Der 18. März 1848 in Görz. 15.
— Weller (Dr.): Tiroler Lied. 17.
— W . . .: Zum Abschiede von der Heimath. 15.
— Z . . (Z. F.): Volkshymne. 15. — Erinnerung an den 15. März. 19.

IV.

Vermischte Aufsätze.

Gutta-Percha. 1. — Tellurium; besprochen von S. M. M. 3. — Correspondenz aus Laibach. 3. — Notizen. 4, 6, 7, 9. — Theater-Notiz; von J. Proben. 10. — Die totale Mondesfinsterniß am 19. März 1848. 12. — Aufruf an die deutschen Frauen. Antwort von Anna. 17. — Zeitnotizen. 17, 19, 20.

Verantwortlicher Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge 1.)

№ 1. Klagenfurt, Mittwoch den 5. Juli 1848.

An S. M. Mayer.

Ueber dreißig Jahre sind es, daß Du die Redaktion der „Carinthia" geführt; durch mehr als dreißig Jahre hast Du im Stillen gehofft und geharrt, daß der Tag kommen möge, den die Herzen der Guten und Verständigen so heiß ersehnten. Der Tag ist erschienen und Du — bist abgetreten. Es liegt darin ein sonderbarer Widerspruch.

Ehe ich, Dein jüngerer Freund, jene Stelle einnehme, die Du bisher mit Ehren behauptet, drängt es mich, mit der Vergangenheit, deren Repräsentant Du bist, mich abzufinden, und ich glaube, auch dem entschiedensten Manne der neuen Zeit stehe dieser Akt der Pietät gut an.

Ich nannte Dich den Repräsentanten der Vergangenheit, und Du weißt es, und ganz Kärnten weiß es, daß ich damit nicht jene Vergangenheit meine, die die mitternächtigen Flügel über unser sonniges schönes Land ausgebreitet hatte. Nicht Alles war schwarz vor des Märzen Idus, dem Lichte der Freiheit schlugen Millionen Herzen entgegen. Jede Generation hat ihre eigene Aufgabe, und jene, die nach den Tagen der großen Völkerkriege zur Geltung kam, hatte die starren Formen des Absolutismus durch eine milde Praxis abzuschleifen. Keine Regierungsgewalt, und wäre sie die mächtigste, kann den Grundzug des Volkes umwandeln, und so kam es, daß selbst die freiheitmörderische Regierung Metternich's hie und da durch ihre Organe paralisirt wurde. Sie genügte nicht, sie drückte, aber sie stachelte das Herz nicht zur Wuth auf; man hatte so sein Abkommen mit ihr gefunden, und harrte im Stillen besserer Tage, in der Erkenntniß, daß die Zeit entschiedenen Handelns noch nicht gekommen. Und so hatte sich denn, da das Leben sein Recht hat, jeder nach seiner Natur, so weit es ihm gegönnt war, seinen Wirkungskreis gezogen, äußerlich gesetzlich, innerlich revolutionär, oft ohne es zu wissen.

Du hattest Dir nach Deiner milden Sinnesart Dein Gärtchen bestellt, wo Du die Blumen der Heimath wartetest. Waren es auch nicht Blumen voll Farbenglanzes und süßberauschenden Duftes, nun wir hatten doch unsere Freude daran, waren es ja heimische Blüthen. Aber manchmal, ich weiß es, wenn Du so unter den Blumen wandeltest, und es fernher herüberklang, geheimnißvoll wie das Rauschen deutscher Wälder, da hobst Du stolzer Dein Haupt — da glühte Dein Auge feuriger, und stürmischer pochte Dein Herz.

In solchen Stunden hast Du oft inniger, wärmer meine Hand gedrückt. Wir Jüngere waren freilich etwas ungeduldiger, wir stiegen auf die Berge, weithin spähend nach den Wolkenzügen auf dem politischen Horizonte.

Und es kam der Tag, wo das Rauschen näher und gewaltiger erscholl; der Sturm war losgebrochen, und die Blüthen Deiner Lieblingskinder geknickt. Der Tag, von Dir so heiß ersehnt, war gekommen; aber Du warst nicht mehr der Mann des Tages, und weil Du es erkannt, und weil Dein Herz edel ist, bist Du abgetreten. In deine Zurückgezogenheit aber folgt Dir die Verehrung der Guten und Verständigen, die Dein eifriges Wirken, wie die Motive Deines ehrenhaften Rücktrittes zu würdigen wissen.

An Deine Stelle bin ich getreten. Ob ich ihr gewachsen bin, das kann nur die Zukunft entscheiden. Eines kann ich Dir und Allen geloben: Dieselbe Vaterlandsliebe, die Dein Herz durchglüht, sie lebt auch in meiner Brust. Ich will nur das Beste für Alle. Wahrheit, so gut ich sie weiß, werde ich schreiben, unbekümmert, ob ich rechts oder links Beifall oder Tadel finde. Ich kenne keine Rücksichten, als die für Wahrheit und Recht.

Weich, mild und versöhnlich ist mein Herz, ja ich habe es sogar schon auf geheimen aristokratischen Neigungen ertappt; aber mein Kopf, mein Kopf, das ist ein arger Radikaler. Der braucht nur ein Wort zu sprechen, und beschämt zieht sich das Herz zurück, und dieß Wort heißt: Consequenz.

Mancher, der mir bisher ein guter Gefährte war,

naht mir jetzt mit scheuer Befremdung, mancher wird in der Zukunft noch an mir irre werden; mich aber soll es nicht wanken machen, unerschütterlich will ich ausharren bei der Fahne, die ich hiemit am Tage der Oeffentlichkeit entfalte. Sie trägt den Wahlspruch: „Der alte Glaube, der neue Staat."

Auch Du wirst vielleicht manchmal zu meinen Worten leise das Haupt schütteln; aber mögen unsere Meinungen getrennt seyn, unsere Herzen sollen es nicht seyn. Möge dereinst, wenn ich, überholt von kräftigeren Naturen, vom Schauplatze abtrete, oder wenn den rüstigen Kämpfer ein höherer Wille abberuft, auch von mir das Wort gelten, das ich Dir jetzt im Namen Vieler zurufe:

— „Wer den Besten seiner Zeit genug
„Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten."

Vinzenz Rizzi.

Die erste Sängerfahrt der Klagenfurter Liedertafel.

Beinahe durch drei Viertel Jahre wirkt in unserer Stadt eine Liedertafel, ein Institut echt deutschen Gemüths und Kunstlebens. Es ist eine Pflicht der deutschen Presse, Alles, was in ihren Kräften liegt, zur Stärkung und Förderung eines Institutes beizutragen, das selbst so viel zur Erhebung des deutschen Geistes und Bewußtseyns in seiner vielfachen Verbreitung über das Gesammtvaterland beigetragen hat.

Es gab eine Zeit, und sie ist kaum erst vorüber, wo selbst draußen im freien Deutschland, wie es damals hieß, kaum andere Vereine geduldet wurden, als die harmlosen Liedertafeln. Aber da, wenn die Liedertafeln Deutschlands ihre Sängerfeste feierten, und sie mit Fahnen, Sang und Klang zusammenströmten aus den Gauen Deutschlands, da schwoll das Herz auf bei Arndt's „Vaterland", es wurde nicht bloß gesungen, es wurde auch manch ein Wort gesprochen. Die Liedertafeln erwiesen sich als ein Einigungsband Deutschlands. Wie die Kehlen zusammenstimmten, schlossen sich auch die Herzen inniger aneinander. Und jetzt, wo der entschiedenste Ernst gewaltsam Jeden erfaßt, wo es sich um die Erhaltung des Theuersten, die Gründung eines großen freien Deutschlands handelt, jetzt in der Zeit der Spannung, der That, jetzt sehnt sich das Herz doppelt nach Freude und Erhebung, und Beides, Freude und Erhebung, liegt in den herzergreifenden Klängen des deutschen Liedes.

Unsere Liedertafel, die ihre tüchtige Ausbildung, die sie besonders der Tüchtigkeit ihres Chormeisters, Hrn. Caspar Harm verdankt, schon früher, am 17. März und 20. Juni, durch zwei eben so gelungene als stark besuchte Concerte entschieden bewährt hatte, ist nun ganz ihrer Natur gemäß, aus dem steifen Concertsaale hinausgetreten in das freie offene Leben, sie hat am 29. Juni ihre erste Sängerfahrt gefeiert, von welcher wir hiemit ausführlichere Meldung erstatten wollen.

Der Ausschuß der Liedertafel beschloß, ermuntert durch die bereitwilligste Zusage unseres Landsmannes, des großherzogl. Schwerin'schen Hofopernsängers, Hubert Ritter v. Rainer, bei dem Unternehmen durch sein ausgezeichnetes Sängertalent mitzuwirken, am bezeichneten Tage ein Sängerfest, nach Art anderer Liedertafeln im Freien zu feiern, und wählte sich den Waldesgrund beim „kalten Keller" zu Ebenthal, da dieser für die Ausführung der Musikstücke nicht ungünstig beschaffen und zur Bequemlichkeit des theilnehmenden Publikums geeignet schien. Die Mitglieder der Liedertafel zogen um 4 Uhr Nachmittag, geschmückt mit den Blättern der deutschen Eiche, unter Vortragung mehrerer deutschen Fahnen und Absingung des deutschen Volksliedes: „Wir halten fest zusammen" vom Musikvereins-Lokale aus. Heiter unter Sang und Klang von Burschenliedern wurde der Weg zurückgelegt. Es hatte sich am Bestimmungsorte bereits eine auserlesene Zahl von Freunden und Damen (leider zu wenig vom Bürgerstande!!!) eingefunden, die zwar von der Schönheit und Heimlichkeit des Plätzchens, auf dem wir unsere Herzen von der unerquicklichen Dürre der Zeit aufthauen lassen wollten, gut angesprochen war, von der vernachlässigten Anstalt der körperlichen Versorgung aber nicht mit gleicher Anerkennung sprach. Allein mit dem Beginne und Fortschreiten der Gesänge milderte sich bald diese kleine Mißstimmung. Der deutsche Gesang griff mit unwiderstehlicher Gewalt in die Gemüther, und die Fröhlichkeit steigerte sich bis zum Enthusiasmus bei dem zweiten Vortrage des deutschen Liedes, dessen Quartett von den Herren Hubert R. v. Rainer, Mar R. v. Moro, Franciszi und Pichler meisterhaft gesungen wurde. Rainer's herrliche Stimme, kräftig und rein aus voller Brust tönend, gestützt durch meisterhaften Vortrag, wirkte begeisternd auf die Gesellschaft. Niemanden blieb die hohe Bedeutung des Liedes, durch das sich Arndt und Reichardt verewigten, unbegriffen, und ein lautes „Hoch" für Deutschland erscholl unter Hut- und Tücherschwenken. Nebst dem „deutschen Vaterlande" gefiel wohl am meisten und mit Recht das liebliche „Ännchen von Tharau," vorgetragen von den obigen Herren, ein Quartett, bereits 200 Jahre alt, und doch noch unvergleichlich wirksam. Uebrigens wechselten ernste Chöre mit heiteren, und schnell vergingen die fröhlichen Stunden im kühlen Schatten des Fichtenwaldes, bis bei einbrechender Nacht der Aufbruch allgemein wurde. Man zog bei Fackelschein heim und ließ noch fröhliche

deutsche Gesänge durch die schweigsame Nachtluft erschallen.

Es war dieß endlich wieder einmal ein Tag der Poesie unter den vielen der traurigen Wirklichkeit, ein Tag echt deutschen Lebens, des reinsten Vergnügens und der Begeisterung. Mögen uns noch viele solche bevorstehen, und — das Leben ist doch schön! *) .—.

*) Die Verbreitung dieser Liedertafeln im ganzen Lande ist eben so wünschenswerth als leicht erzielt. Durch ganz Kärnten sind Städte und Märkte in sehr kurzen Zwischenräumen zerstreut, in jedem derselben finden sich Mehrere, die ebenso Liebe wie Befähigung zur Sache haben. Wie leicht und wie schön wäre es, wenn sich die näher gelegenen vereinigten, und abwechselnd bald hier bald dort ihre Liederfeste feierten. Anmerk. d. Redakt.

Bericht

des Verfassungs-Ausschusses*) der constituirenden National-Versammlung über die Grundrechte des deutschen Volkes.

Begründung des Entwurfes

Die erste Frage, mit welcher der von dieser hohen Versammlung bestellte Verfassungsausschuß sich zu beschäftigen hatte, war die: welcher Theil des Verfassungswerkes von ihm zuerst in Angriff zu nehmen sey. Innere und äußere Gründe, auch in zahlreichen Anträgen von Abgeordneten hervorgehoben, führten zu dem bald gefaßten Beschluß, mit der Feststellung der allgemeinen Rechte, welche die Gesammtverfassung dem deutschen Volke gewährleisten solle, den Anfang zu machen. Der Entwurf, welchen der Ausschuß sich gegenwärtig Ihnen vorzulegen beehrt, ist das Ergebniß der in demselben geführten Verhandlungen. Er ist ein selbstständiges Werk, wenn auch die zum Theil sehr schätzbaren Vorarbeiten Anderer dankbar dabei benützt worden sind. Auf schon bestehende Verfassungsgesetze ist natürlich die gebührende Rücksicht genommen, und namentlich aus der belgischen Verfassung, die sich in schweren Zeiten der Gefahr bewährt hat, Manches entlehnt worden. Ein Bericht des volkswirthschaftlichen Ausschusses über Verhältnisse, welche zum Theil auch vom Verfassungsausschusse behandelt worden sind, ist leider so spät eingegangen, daß er von dem letzteren und selbst von dem Berichterstatter, dem die möglichste Beeilung zur Pflicht gemacht war, nicht mehr benutzt werden konnte.

Im Allgemeinen erkannte der Ausschuß es als seine Aufgabe, diejenigen Grundrechte klar und bestimmt aufzustellen, deren verfassungsmäßige Anerkennung das deutsche Volk zu erwarten befugt ist. Auf leere Theorie und willkührlich ersonnene Systeme durfte dabei freilich keine Rücksicht genommen werden: es kam darauf an, nur das wirklich Erprobte zur Geltung zu bringen, und aus dem reichen Stoff des Möglichen und Wünschenswerthen dasjenige heraus zu finden, welches unserer Volksthümlichkeit, unseren gegenwärtigen Bedürfnissen entspricht, und unserer nationalen Entwickelung die beste Förderung und Sicherung verheißt. Denn nicht bloß auf die nächste Zukunft durfte unsere Sorge gerichtet seyn; das Verfassungswerk, welches jetzt unternommen ist, soll ja die Einheit und Freiheit Deutschlands, das Wohl des Volkes für die Dauer begründen. Es soll einen großen Wendepunkt in der deutschen Geschichte bezeichnen, und auch für späte Geschlechter sich noch segensreich erweisen. Das kann aber nur dann mit Zuversicht erwartet werden, wenn auch jene Volksrechte dem festen Baue eines einheitlichen, nationalen Staatswesens als dessen Bestandtheile eingefügt und jeder einseitigen Einwirkung des Partikularismus und der Sonderinteressen entzogen werden.

Bei dieser Höhe der Aufgabe war es aber unvermeidlich, mit großen Principien in eine Menge von Zuständen und Verhältnissen reformirend einzugreifen, denen altes Recht und Gewöhnung zur Seite stehen, und denen unter gewissen Voraussetzungen und in beschränkten Kreisen auch die innere Begründung nicht unbedingt abgesprochen werden kann. In dieser Hinsicht galt es, mit Mäßigung zu verfahren, und nur dasjenige unerbittlich zu entfernen, was sich dem großen Werke der nationalen und staatlichen Wiederherstellung feindlich entgegenstellt oder gefährlich erweist, — die besondern Einrichtungen und Gebräuche aber, welche sich in ihrer beschränkten Geltung friedlich zum Ganzen fügen, ungefährdet bestehen zu lassen. — Diese Mäßigung hat der Ausschuß in seinen Beschlüssen festzuhalten gesucht, und namentlich, wenn es sich von der Aufhebung rechtlich begründeter Befugnisse der Privatpersonen handelte, hat er ernstlich erwogen, ob und in wie weit sich eine solche ohne den Vorbehalt einer Entschädigung rechtfertigen lasse. Aber auch da, wo es auf die Aufstellung neuer Prinzipien ankam, hat er nicht unterlassen, sich die Frage vorzulegen, ob auch jeder daraus entspringende Folgesatz sicher übersehen werde, und in einigen wichtigen Fällen hat er sich lieber begnügt, nur einzelne Satzungen aufzunehmen, als ein allgemeines Princip, dessen Wirkung nicht zu berechnen schien, auszusprechen.

An eine systematische Vollständigkeit ist aber bei der Ausarbeitung des Entwurfes natürlich nicht gedacht

*) Schreiner. Deuters. M. v. Gagern. Mühlfred. Droysen. Andrian. Schüler. Simon. Mittermaier. v. Beckerath. Dahlmann. Lichnowsky. Pfizer. Detmold. Welcker. Beseler. R. Mohl. Hergenhahn. Römer. Schaller. Lasaulx. Jürgens. Blum. Wigard. Ahrens. Bassermann. Tellkampf. Waitz. Wippermann. v. Soiron.

worden; es kam nur darauf an, das Nothwendige aufzunehmen. Im Einzelnen konnte es freilich in dieser Hinsicht an einer Verschiedenheit der Meinungen nicht fehlen, und manche der eingebrachten Minoritäts-Gutachten sind nicht deßwegen nothwendig geworden, weil die Mehrheit verschiedener Ansicht war, sondern nur weil sie dafür hielt, die betreffende Vorschrift gehöre nicht unter die Grundrechte des Volkes. Einzelnes war der Landes- und Reichs-Gesetzgebung, Anderes wieder späteren Theilen der Gesammtverfassung vorbehalten; zuweilen freilich schien der Gegenstand weniger der Gesetzgebung, als der Thätigkeit der Regierungsgewalt, welche zum unmittelbaren Handeln berufen ist, anzugehören.

In diesem Sinne die ihm gestellte Aufgabe erfassend, ist der Ausschuß stets bemüht gewesen, diejenigen Normen aufzufinden, welche geeignet sind, der freien und kräftigen Entwickelung unseres Volkes ihren Weg zu ebnen und zu sichern. Es wäre in mancher Hinsicht wünschenswerth gewesen, wenn der Ausschuß sich dabei auf die mehr vorschauende Thätigkeit der Gesetzgebung hätte beschränken, sich nur mit dem, was gelten soll, hätte beschäftigen können, ohne so oft genöthiget zu seyn, auch dasjenige zu beachten und mit seiner Verfügungen zu erfassen, was nicht mehr gelten soll. Allein in dieser freien Weise durfte nicht immer verfahren werden; dazu ist der deutsche Rechtsboden noch zu wenig geebnet. Zuweilen war es unerläßlich, einzig und allein die Aufhebung einer Einrichtung oder eines Rechtsverhältnisses auszusprechen, ohne daß etwas Neues an die Stelle zu kommen brauchte; manche Satzung wiederum ist dadurch, daß sie vom Gesetzgeber ausgesprochen worden, noch nicht verwirklicht. Es bedarf der Vorbereitung, der Vermittlung zwischen dem neuen Rechte und dem, was früher gegolten hat.

Durch diese Einflüsse ist der vorgelegte Entwurf in seiner Fassung mannigfach bestimmt und bedingt worden; er ist weniger kurz und klar, als es zu wünschen gewesen wäre. Aber die Bedeutung der Sache mußte mit den formellen Anforderungen vorgehen.

Noch aus einem andern Grunde ist es nothwendig, auf die so eben berührten Umstände besonders aufmerksam zu machen. Mag nämlich später beschlossen werden, die hier zusammen gefaßten Volksrechte nur als Theil der Gesammtverfassung erscheinen, oder sie für sich allein sofort in Wirksamkeit treten zu lassen, — stets wird die Frage sich aufdrängen, in welcher Weise für ihre Vollziehung zu sorgen sey. Dabei wird sich denn die verschiedene Natur der einzelnen Gesetzesvorschriften bemerklich machen: einzelne können sofort in's Leben treten, andere bedürfen dazu einer weiteren Vorbereitung, die wieder, je nachdem die Thätigkeit der Centralgewalt oder der Regierungen der Einzelstaaten dafür in Anspruch zu nehmen ist, eine verschiedene seyn wird. Der Ausschuß hat sich mit dieser Frage beschäftigt, sie aber vorläufig auf sich beruhen lassen. — Denn ehe diese hohe Versammlung über den ganzen Entwurf verhandelt hat, und der Inhalt des künftigen Gesetzes feststeht, läßt sich über das, was zur Vollziehung nöthig ist, noch nichts bestimmen.

Dieses glaubte der Ausschuß einer hohen National-Versammlung bei der Uebergabe des Entwurfes zur Verständigung vortragen zu müssen. In der folgenden Erörterung wird nun der Inhalt desselben näher erwogen werden, und zwar in der Art, daß die einzelnen Vorschriften nach der Reihenfolge der Artikel, so weit es für das richtige Verständniß und zur Vorbereitung der Debatte nützlich erscheint, betrachtet und die Gründe, welche zu ihrer Fassung bestimmt haben, angegeben werden. Abweichende Ansichten einzelner Mitglieder werden theils in den Verhandlungen hervortreten, theils ergeben sie sich aus den mitgetheilten Minoritätsgutachten.

(Die Fortsetzung: Entwurf. Die Grundrechte des deutschen Volkes, im nächsten Blatte.)

Notizen und Glossen.

— Wir bedauern unsern Lesern noch nicht die angenehme Nachricht mittheilen zu können, daß der König von Neapel landesverwiesen sey. Diseite justitiam moniti, nec temnere — populos. —

— In Brünn erscheint noch immer eine „mährisch-ständische Brünner Zeitung.“ Consequenz ist achtungswerth, und löblich ist es, am Sterbebette seiner Freunde zu stehen. Requiescant in pace.

— Es ist merkwürdig, wie der Name: Carl Gutzkow in neuester Zeit so ganz in den Hintergrund getreten ist; wir finden ihn weder in der National-Versammlung noch in der Presse, ehe seine gewaltige Waffe. Und doch war er der Erste, der in seinen Pariser Briefen der allgemeinen verbreiteten Meinung von der überlegenen Klugheit Louis Philipp's entgegentrat, und doch war er der Erste der in seinen Wiener Eindrücken, den vielverlästerten und als unbedeutend ausgeschriennen, die innere Hohlheit Metternichs, den alle Parteien als einen Mann von Superiorität anerkannten, energisch nachwies. Wodurch ist Carl Gutzkow aus dem Vertrauen des Volkes geschwunden? Wir können nicht glauben, daß er, der sonst immer das Zeitgemäße wie wenige erkannte, jetzt die Kraft seines Geistes innerhalb der Coulissen des Dresdner Theaters verschwenden wolle.

— Grillparzer schwieg in neuester Zeit, bis er endlich ein Gedicht an Marschall Radetzky veröffentlichte. Es ist dieß tief gedacht, und wie zu erwarten, meisterhaft ausgesprochen; aber wir hätten gedacht, daß ein Geist wie Grillparzer ein anderes Symbol für Einigkeit und Einheit finden werde, als das militärischer Subordination, wir hätten gehofft, daß der deutsche Dichter Grillparzer sein politisches Stoßgebet mit dem Gesichte gegen Frankfurt gekehrt, verrichten werde.

Verantwortlicher Redakteur: Vinzenz Rizzi. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge I.)

№ 2. Klagenfurt, Freitag den 7. Juli 1848.

Die Stellung des Klerus zur neuen Zeit.

Von V. Rizzi.

Als in den letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts die französische Revolution, vorbereitet durch die in den Encyclopädisten am schärfsten ausgesprochene Zeitbildung und hervorgerufen durch die Erbärmlichkeit der Hof- und Adelswirthschaft, zum schauerlichen Ausbruch kam, da hatte sich alle Wuth der Umsturzpartei gegen die Religion und ihre Priester gekehrt, die sie der großen Mehrzahl nach als Anhänger des ancien regime vorfand. Diderot's Wunsch: „den letzten König mit den Gedärmen des letzten Priesters zu erwürgen", war nur der blutig energische Ausspruch einer wenn auch in blasseren Schattirungen weithin verbreiteten Ansicht.

Die Ursache dieses blutigen Hasses war eine doppelte. Erstens war die Summe der Zeitbildung im schreienden Widerspruche mit der kirchlichen Lehre, und zweitens war die Kirche, gekrechzet zu den Füßen des alten Staates, sein oft freiwillig ergebenes Werkzeug, wenn sie auch in einzelnen Persönlichkeiten, besonders in den großen französischen Kanzelrednern, sich zu der Höhe ihrer Unabhängigkeit erhob. Es liegt eine furchtbare Wahrheit in den Worten Lammenais': „Die Völker sahen die Knechtschaft beim Altare stehen, und sie erschracken vor Gott."

Die Männer der Revolution erkannten es, daß mit der damaligen kirchlichen Lehre, in so ferne sie auf das politische Leben anzuwenden war, durchaus keine Verständigung, kein Vergleich möglich sey, darum entbrannte der Kampf auf Leben und Tod. Die Kirche hatte im tridentinischen Concil im Widerspruche mit der damaligen Bildung ihren Glaubensschatz gerettet, und sie befand sich fortan lediglich in der Defensive gegen die Fortschritte der Aufklärung, ohne aus ihrer Mitte die positiv wissenschaftliche Begründung hervorzubringen; ja es war durch diese ihre Stellung eine Art Gedankenscheu entsprungen, die jeden Versuch einer wissenschaftlichen Begründung schon als wie des Verrathes im eigenen Heerlager verdächtig ansah. Es ist ihr dieß nicht als Schuld anzurechnen, denn der ganze Entwicklungsgang der Wissenschaft war ein dem Glauben entschieden feindlicher.

Wie nun aus den Häuptern der Denkenden das Dogma als leerer gehaltloser Aberglaube verwiesen war, und sich diese Ueberzeugung den oft entsittlichten Massen mittheilte, so war der Klerus der Menge vorzüglich als Anhänger und Repräsentant der alten Ordnung verhaßt, die jener im Bewußtseyn, daß ihm die Wissenschaft feindlich, als seinen letzten Halt ansah.

Wie weit anders, günstiger hat sich in unserer Zeit das Verhältniß für den Klerus gestaltet. Nirgends bricht jene wildblutige Feindschaft gegen denselben, als solchen, hervor, ja wir sind überzeugt, daß die bei den Jesuiten-Verfolgungen oft vorgebrachte Unterscheidung zwischen Jesuitismus und Katholicismus nicht bloß eine scheinbare, sondern bei Vielen wirklich redlich gemeinte ist*).

Wir verkennen nicht, daß sehr viel glaubensfeindliche Elemente in der heutigen Bildung vorhanden sind, und wir sind überzeugt, daß in dieser Beziehung noch ein großer, will's Gott friedlicher, rein wissenschaftlicher Kampf auszufechten sey, aber dennoch glauben wir die obige Bemerkung als eine eben so wahre als tröstliche festhalten zu müssen.

Der Grund dieser glücklicheren Stellung liegt natürlich in der fortgeschritteneren Bildung, aber zunächst haben wir diese zweien welthistorischen Persönlichkeiten zu verdanken: Hegel und Pius IX., so sonderbar auch diese Zusammenstellung klingen mag.

(Fortsetzung folgt.)

*) Es gehört jetzt wahrlich wenig Muth dazu, gegen die verjagten Jesuiten zu Felde zu ziehen, und wenn ich mich gegen dieselben aussspreche, so thue ich es wahrlich nicht, um mir dadurch bei den Liberalen und Radikalen des Tages ein Bildchen einzulegen, und mir dadurch die Zulassung in ihre Reihen zu erbetteln. Ich thue es ohne allen Haß, aus wissenschaftlicher Ueberzeugung, ich thue es gegen ihr System, nicht gegen ihre Person, und sage es ohne Hehl, daß Viele, die das: „Kreuziget sie" geschrieen, nicht werth sind, ihnen die Schuhriemen zu lösen.

Bericht

des Verfassungs-Ausschusses der constituirenden National-Versammlung über die Grundrechte des deutschen Volkes.

Entwurf.

Die Grundrechte des deutschen Volkes.

Dem deutschen Volke sollen die nachstehenden Grundrechte gewährleistet seyn. Sie sollen den Verfassungen der deutschen Einzelstaaten zur Norm dienen, und keine Verfassung oder Gesetzgebung eines deutschen Einzelstaats soll dieselben je aufheben oder beschränken können.

Art. I. §. 1. Jeder Deutsche hat das allgemeine deutsche Staatsbürgerrecht. Die ihm kraft dessen zustehenden Rechte kann er in jedem deutschen Lande ausüben. Das Recht zur deutschen Reichsversammlung zu wählen, übt er da, wo er zur Zeit seinen Wohnsitz hat. — §. 2. Jeder Deutsche darf an jedem Orte eines deutschen Staates Aufenthalt nehmen, sich niederlassen, Grundeigenthum erwerben, Kunst und Gewerbe treiben, das Gemeindebürgerrecht gewinnen, — vorerst unter denselben Bedingungen, wie die Angehörigen des betreffenden Staates, bis ein Reichsgesetz die zwischen den Gesetzen der einzelnen Staaten noch obwaltenden Verschiedenheiten völlig ausgleicht. — §. 3. Die Aufnahme in das Staatsbürgerthum eines deutschen Staates darf keinem unbescholtenen Deutschen verweigert werden. — §. 4. Die Strafe des bürgerlichen Todes soll nicht stattfinden. — §. 5. Die Auswanderungsfreiheit ist von Staats wegen nicht beschränkt. Abzugsgelder dürfen nicht erhoben werden.

Art. II. §. 6. Alle Deutsche sind gleich vor dem Gesetze. Standesprivilegien finden nicht statt. Die öffentlichen Ämter sind für alle dazu Befähigten gleich zugänglich. Die Wehrpflicht ist für Alle gleich. — §. 7. Die Freiheit der Person ist unverletzlich. Niemand darf seinem gesetzlichen Richter entzogen werden. Ausnahmsgerichte sollen nie stattfinden. Die Verhaftung einer Person soll — außer im Falle der Ergreifung auf frischer That — nur geschehen in Kraft eines richterlichen, mit Gründen versehenen Befehles. Dieser Befehl muß im Augenblicke der Verhaftung oder spätestens innerhalb der nächsten 24 Stunden dem Verhafteten vorgewiesen werden. — §. 8. Die Wohnung ist unverletzlich. Eine Hausdurchsuchung darf nur auf Grund eines richterlichen Befehles vorgenommen werden. Dieser Befehl muß sofort oder spätestens innerhalb der nächsten 24 Stunden dem Betheiligten vorgewiesen werden. Für die Verhaftung in einer Wohnung finden keine besonderen Beschränkungen statt. — §. 9. Das Briefgeheimniß ist gewährleistet, die bei strafgerichtlichen Untersuchungen und in Kriegsfällen nothwendigen Beschränkungen sind durch die Gesetzgebung festzustellen. Die Beschlagnahme von Briefen und Papieren darf nur auf Grund eines richterlichen Befehles vorgenommen werden. §. 10. Jeder Deutsche hat das Recht, durch Wort und Schrift seine Meinung frei zu äußern. Die Preßfreiheit darf weder durch Censur, noch durch Concessionen oder Sicherheitsstellung beschränkt werden. — Ueber Preßvergehen wird durch Schwurgerichte geurtheilt.

Art. III. §. 11. Jeder Deutsche hat volle Glaubens- und Gewissensfreiheit. — §. 12. Jeder Deutsche ist unbeschränkt in der gemeinsamen häuslichen und öffentlichen Uebung seiner Religion. Verbrechen und Vergehen, welche bei Ausübung dieser Freiheit begangen werden, sind nach dem Gesetze zu bestrafen. — §. 13. Durch das religiöse Bekenntniß wird der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte weder bedingt noch beschränkt. Den staatsbürgerlichen Pflichten darf dasselbe keinen Abbruch thun. — §. 14. Neue Religionsgesellschaften dürfen sich bilden; einer Anerkennung ihres Bekenntnisses durch den Staat bedarf es nicht. — §. 15. Niemand soll zu einer kirchlichen Handlung oder Feierlichkeit gezwungen werden. — §. 16. Die bürgerliche Giltigkeit der Ehe ist nur von der Vollziehung des Civilaktes abhängig; die kirchliche Trauung kann erst nach der Vollziehung des Civilaktes stattfinden.

Art. IV. §. 17. Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei. — §. 18. Unterricht zu ertheilen und Unterrichtsanstalten zu gründen, steht jedem unbescholtenen Deutschen frei. — §. 19. Für den Unterricht in Volksschulen und niederen Gewerbsschulen wird kein Schulgeld bezahlt. Unbemittelten allein soll auf öffentlichen Bildungsanstalten freier Unterricht gewährt werden. — §. 20. Es steht einem Jeden frei, seinen Beruf zu wählen und sich für denselben auszubilden, wie und wo er will.

Art. V. §. 21. Jeder Deutsche hat das Recht, sich mit Bitten und Beschwerden schriftlich an die Behörden, an die Landstände und in den geeigneten Fällen an die Reichsversammlung zu wenden. Dieß Recht kann sowohl von einzelnen als von mehreren im Vereine ausgeübt werden. — §. 22. Jeder hat das Recht, öffentliche Beamte wegen amtlichen Handlungen gerichtlich zu verfolgen; einer vorgängigen Erlaubniß der Oberbehörden bedarf es dazu nicht. Die Verantwortlichkeit der Minister ist besonderen Bestimmungen vorbehalten.

Art. VI. §. 23. Die Deutschen haben das Recht, sich friedlich und ohne Waffen zu versammeln; einer besondern Erlaubniß dazu bedarf es nicht. Volksversammlungen unter freiem Himmel können bei dringender Gefahr für die öffentliche Ordnung und Sicherheit verboten werden. — Die Deutschen haben das Recht,

Vereine zu bilden. Dieses Recht soll durch keine vorbeugende Maßregel beschränkt werden.

Art. VII. §. 25. Das Eigenthum ist unverletzlich. — §. 26. Eine Enteignung kann nur aus Rücksichten des gemeinen Besten, nur auf Grund eines Gesetzes und nach vorgängiger gerechter Entschädigung vorgenommen werden. — §. 27. Alle guts- und grundherrlichen Grundlasten, Zehenten, ländliche Servituten, so weit diese letzten der freien Benützung und Cultur des Bodens hinderlich sind, sind auf Antrag des Belasteten ablösbar. — §. 28. Ohne Entschädigung aufgehoben sind: a) Die Gerichtsherrlichkeit, die gutsherrliche Polizei, so wie die übrigen einem Grundstücke zustehenden Hoheitsrechte und Privilegien, b) die aus solchen Rechten herstammenden Befugnisse, Exemtionen und Abgaben, c) die aus dem guts- und schutzherrlichen Verbande entspringenden persönlichen Abgaben und Leistungen. Mit diesen Rechten fallen auch die Gegenleistungen und Lasten weg, die dem bisher Berechtigten dafür oblagen. — §. 29. Die Jagdgerechtigkeit auf fremdem Grund und Boden ist ohne Entschädigung aufgehoben. Jedem steht das Jagdrecht auf eigenem Grund und Boden zu. Der Landesgesetzgebung ist es vorbehalten zu bestimmen, wie die Ausübung dieses Rechtes aus Gründen der öffentlichen Sicherheit zu ordnen ist. — §. 30. Die Besteuerung (Staats- und Gemeindelasten) soll so geordnet werden, daß die Bevorzugung einzelner Stände und Güter aufhört. — §. 31. Aller Lehensverband soll gelöst werden, in welcher Art, bestimmt die Landesgesetzgebung. — §. 32. Die Vergrößerung bestehender und Stiftung neuer Familien-Fideicommisse ist untersagt. Die bestehenden können durch Familienbeschluß aufgehoben oder abgeändert werden. — §. 33. Die Strafe der Güterconfiscation soll nicht stattfinden.

Art. VIII. §. 34. Alle Gerichtsbarkeit geht vom Staate aus. Es sollen keine Patrimonialgerichte bestehen. — §. 35. Es soll keinen privilegirten Gerichtsstand der Personen oder Güter geben. — §. 36. Kein Richter darf außer durch Urtheil und Recht von seinem Amte entfernt werden. Kein Richter darf wider seinen Willen versetzt werden. Der Richter darf wider seinen Willen nur auf Grund eines gerichtlichen Beschlusses in den durch das Gesetz bestimmten Fällen und Formen in Ruhestand versetzt werden. — §. 37. Das Gerichtsverfahren soll öffentlich und mündlich seyn. — §. 38. In Strafsachen gilt der Anklageprozeß. Schwurgerichte sollen jedenfalls in schwereren Strafsachen und bei allen politischen Vergehen urtheilen. — §. 39. Die bürgerliche Rechtspflege soll in Sachen besonderer Berufserfahrung durch Männer aus dem Volke geübt oder mitgeübt werden (Handelsgerichte, Fabriksgerichte, Landwirthschaftsgerichte u. s. w). — §. 40. Rechtspflege und Verwaltung sollen getrennt seyn. — §. 41. Die Verwaltungspflege hört auf; über alle Rechtsverletzungen entscheiden die Gerichte. — §. 42. Rechtskräftige Urtheile deutscher Gerichte sind in jedem deutschen Lande gleich den Erkenntnissen der Gerichte dieses Landes vollziehbar.

Art. IX. §. 43. Jede deutsche Gemeinde hat als Grundrechte ihrer Verfassung: a) die Wahl ihrer Vorsteher und Vertreter, b) die selbstständige Verwaltung ihrer Gemeindeangelegenheiten mit Einschluß der Ortspolizei, c) die Veröffentlichung ihres Gemeindehaushaltes, d) Oeffentlichkeit der Verwaltung, soweit die Rücksichten auf besondere Verhältnisse es gestatten, e) allgemeine Bürgerwehr. Die Ordnung der Bürgerwehr und ihr Verhältniß zur allgemeinen Wehrpflicht wird ein Reichsgesetz bestimmen. — §. 44. Jedes Grundstück muß einem Gemeindeverbande angehören. Beschränkungen wegen Waldungen und Wüsteneien sind der Landesgesetzgebung vorbehalten.

Art. X. §. 45. Jeder deutsche Staat muß eine Verfassung mit Volksvertretung haben. — §. 46. Die Volksvertretung hat eine entscheidende Stimme bei der Gesetzgebung und der Besteuerung. Die Minister sind ihr verantwortlich. Die Sitzungen der Ständeversammlungen sind in der Regel öffentlich.

Art. XI. §. 47. Den nicht deutschredenden Volksstämmen Deutschlands ist ihre volksthümliche Entwicklung gewährleistet, namentlich die Gleichberechtigung ihrer Sprachen, soweit deren Gebiete reichen, in dem Kirchenwesen, dem Unterrichte, der Literatur, der inneren Verwaltung und Rechtspflege.

Art. XII. Jeder deutsche Staatsbürger in der Fremde steht unter dem Schutze der deutschen Nation.

Etwas über die Bergfrohne.

Nachdem die aus dem Unterthansverbande entspringenden Giebigkeiten in Kärnten mit 1. Jänner 1849 aufhören, so frägt es sich, ob die Bergfrohne, welche einige Herrschaften in Oberkärnten beziehen, auch darunter gemeint ist?

Obschon die Frohne in Kärnten nur eine landesfürstliche Steuer, und keine Gabe ist, die aus dem Unterthansverbande entspringt, so wird sie doch in Oberkärnten von den Herrschaften darum mit Recht als solche angesehen, weil sie von denselben nur von den auf unterthänigen Gründen bestehenden Bauten abgenommen wird, obwohl auf manchem Ort nicht gänzlich unbestritten.

Von einer Ablösung der Frohne durch die Gewerken kann vernünftiger Weise keine Rede seyn, da dieselbe nicht das ganze frohnpflichtige Gebiet bebauen, der

Bergwerkssegen selbst viele Jahre im Voraus kein Gegenstand einer Schätzung ist, und von den Erzeugnissen der verflossenen Jahre auf die künftigen Erzeugnisse nicht geschlossen werden kann.

Die Frohnsentrichtung an die Privaten wird daher wohl noch fortbestehen müssen; allein nicht mehr darf es der Willkühr der Privaten überlassen bleiben, die Größe der Frohnsentrichtung nach ihrem eigenen Willen zu regeln. Diese Frohnsentrichtung an die Privaten ist nur eine Hemmung der Bergbaulust, da von den frohnberechtigten Privaten ein gänzlicher Nachlaß der Frohne wegen Verban der Grube (wie dieser Nachlaß beim Aerar stattfindet), nie zu erwarten ist, was zur Genüge durch die Vorgänge bei der Herrschaft St. Paternion erwiesen ist.

Die Frohnpflichtigen mögen daher bei Zeiten behufs des allgemeinen Bestens diese Angelegenheit im geeigneten Wege zur Sprache bringen.

Notizen und Glossen.

— Dr. Feuchtersleben wird jetzt sehr häufig als künftiger Unterrichtsminister genannt. Von diesem durch Wissenschaft und Unabhängigkeit ausgezeichneten Manne wurde uns folgender hübscher Zug erzählt: Es war im schönen Salzburgerlande; ein Student auf seiner Ferien-Reise saß düster sinnend im Wirthshause bei einem Kruge Bier; und wenn ein Student düster sinnt, so hat er ganz sicher kein Geld. Auch dießmal war es der Fall, und zwar ein sehr trauriger, indem der Studiosus auf der Ferienreise begriffen, und der Weg nach Hause noch sehr weit war. Da trat ein freundlicher Mann, der den Armen beobachtet hatte, zu demselben:

„Sie sind Student?"

„Ja.""

„Sie haben kein Geld?"

„Wie? — ja — ich — ich habe etwas leichtsinnig auf der Reise gewirthschaftet.""

„Reisen sie ruhig und heiter nach Hause."

Mit diesen Worten gab er ihm eine Zehngulden-Note. — Nun das wäre ein liberaler Unterrichtsminister.

— In Laibach wird am 8. Juli das im Jahre 1790 zum ersten Male gegebene Lienhart'sche Lustspiel: „Shupanova Mizka" durch Veranstaltung des slovenischen Vereines dargestellt werden.

— Das „Illyrische Blatt" bringt in seinen letzten zwei Nummern einen Aufsatz, der es sich zur Aufgabe gemacht, russisches Glück den Bewohnern des civilisirten Europa annehmlich zu machen. Es sind derlei Uebertreibungen nur der eigenen Sache schädlich, und wenn sich Jemand hätte vornehmen wollen, den Slovenen zu schaden, so wäre es auf diesem Wege zu erzielen gewesen. Der Aufsatz ist so verzweifelt naiv, daß er beinahe wie Ironie klingt. Dennoch können auch wir etwas daraus lernen: Mit freien Institutionen ködert man kein Volk mehr, jedes Volk will auf eigene Weise frei seyn.

— Die Abendbeilage zur Wiener Zeitung enthält in einem Artikel aus Innsbruck folgende beherzigenswerthe Worte, die zwar zunächst gegen den Grafen Brandis gerichtet sind, jedoch sehr viel allgemein Wahres enthalten: Das alte System ist gestürzt, die neue Zeit für Oesterreich hat begonnen. Das Ministerium selbst ist ein Kind der neuen Zeit. Das Ministerium braucht in den Provinzen Organe, welche in seinem Sinne wirken, welche den Anordnungen der Minister die rasche und im Sinne der Neuzeit nöthige, unverklammerte Ausführung geben. Darf es dulden, daß die Organe widerstreben und einen andern Gedanken durchzusetzen arbeiten; und wenn ein Organ den Anordnungen der verantwortlichen Central-Gewalt dennoch widerstrebt, ja ihnen auch nur eine zögernde, eine mäkelnde Folgeleistung widmet, ist dieß nicht Empörung wider den Geist des Staates, der dessen Bewegung zu lenken hat? Darf das Ministerium einen Mann aus dem alten Systeme an seiner wichtigen Stelle lassen, welcher durch eine Reihe von Thatsachen gezeigt hat, daß er des großherzigen Kaisers Zugeständnisse einer engherzigen, maulwurfsäugigen Censur zu unterwerfen und sie allenthalben zu beschränken wagt? Darf es sich selbst die Hände binden und den Schwung der großartigen Neugestaltung durch das Gewicht der bornirten Rückschrittselemente lähmen? Videant consules, ne quid detrimenti capiat respublica. Wenn doch nicht immer die Warnungen taube Ohren fänden! Wer sich hier am Orte umsieht, muß einsehen, daß sich ein Knoten zu schürzen beginnt, den man endlich mit dem Schwerte wird zerhauen müssen, wenn man nicht mit vorschauendem Geiste sich zu ganzen Maßregeln entschließt. Dem constitutionellen Leben aufrichtig ergebene Männer sind nothwendig, nicht solche, die mit verbissenem Ingrimm das Verständniß der Zeit und seine Bedürfnisse heucheln. Versöhnende Charaktere sind an den Spitzen der Verwaltung nothwendig, nicht Häupter der extremen Parteien. Neue Menschen thun noth, und verderblich sind die Erbstücke des gestürzten Systems.

— Die in Prag erschossene Gemahlin des Fürsten Windischgrätz ist eine Nichte des berühmten Feldmarschalls, Carl Fürsten von Schwarzenberg, und dasselbe Kind, zu deren Rettung die edle Fürstin Pauline Schwarzenberg bei dem napoleonischen Vermählungsfeste in Paris sich in die Flamme stürzte und umkam.

— Kaum nöthig konnte es geschienen haben, daß in dem provisorischen Wahlgesetze ein ausdrücklicher Paragraph verordnete, jeder Deputirte müsse der deutschen Sprache mächtig seyn. — Wenn in einer deutschen Hauptstadt, gegenüber einer deutschen Bevölkerung von 400,000 Menschen und einer deutschen Presse von einem halben Hundert Journalen ein Reichstag gehalten wird, so versteht sich so etwas wohl von selbst. Wer aber kann genug auf seiner Huth seyn? Man sehe die Consequenzen dieses Versäumnisses! Ein guter Theil der Deputirten aus Galizien ist der deutschen Sprache nicht mächtig. Ja, noch mehr! Anstatt daß sich diese Männer für unmöglich hielten, machen sie nun die Forderung, daß der Reichstag deutsch, polnisch, slavisch, slovenisch und Gott weiß, wie sonst noch abgehalten werden sollte. Da zeigt es sich denn leider, daß eine Verordnung, welche die deutsche Sprache ausdrücklich zur herrschenden erklärt hätte, doch kein Pleonasmus gewesen wäre. (W. Abd. Z.)

Verantwortlicher Redakteur: Vinzenz Rizzi. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge I.)

№ 3. Klagenfurt, Mittwoch den 12. Juli 1848.

Zum 29. Junius 1848*).

Durch die deutschen Gauen schallt es von der Donau bis zur Weser:
Hoch das alte Reich, und dreimal hoch der neue Reichsverweser!
Was der Taunus ausgerufen: dieser ist der rechte Mann,
Klingt zurück von allen Bergen: Heil dem Erzherzog Johann!

Name guter Vorbedeutung! War's nicht ein Johannes weiland,
Welcher predigend vorausging dem ersehnten Weltenheiland?
Der im Sturme von Lepanto seine Wimpel siegen sah,
War es nicht, der kühne Feldherr, auch ein Juan d'Austria?

Sey gegrüßt aus jeder Hütte, sey gegrüßt von allen Thronen!
Fahnen flattern, Glocken läuten, lustig donnern die Kanonen,
Selt'ne Freudenthränen perlen, leichter schlägt das volle Herz:
Denn das Heer fand seinen Herzog, und die Form der Zeit ihr Erz!

Komm herab von deiner Alpen schneebedeckter Riesenkuppe,
Tausche mit dem Fürstenmantel die bequeme graue Juppe,
Steig' empor zu höh'rem Fluge, sag' der Felsenburg Tirol
Und dem jungen Horst von Schönna,**) deutscher Adler, Lebewohl!

Ja, das Schicksal übt Vergeltung, den einst von des Thrones Stufen,
Gust aus seines Lagers Mitte Neid und Argwohn abgerufen,
Den die alte Zeit verbannte: diesen hat die neue Zeit,
Hat des freien Volks Vertrauen, heut zum Führer eingeweiht.

Aus dem Schatten seiner Wälder holen sie im Feierzuge,
Ihn auf jene Römerhöhe, ihren Cincinnat vom Pfluge,
Und die Krone, die zerbrochen auf dem Haupt des Bruders Franz,
Fügt in seiner Hand sich wieder neu und zu erneutem Glanz.

Komm, Erzherzog, ohne Säumen! Laß daheim dich nimmer halten,
Laß des Geist's gewalt'ge Flammen, seinen Fluß laß nicht erkalten;
Dich erküren wir zum Meister! Sorge daß der Guß gelingt,
Daß die Massen nicht vergahren, daß die neue Form nicht springt;

Und wenn dir die fremden Zungen — Wälsche, Slaven oder Tschechen —
Warnend, schmeichelnd in die Ohren: „Hamel, bleibe bei uns", sprechen,
Dann, Erzherzog, ruf noch einmal, wie vor Jahren schon am Rhein:
Nein! Kein Oesterreich, kein Preußen! Deutschland, Deutschland soll es seyn!

Sieh, ein Volk, wie kein's auf Erden, es bedarf und wartet deiner,
So wie du von ihm gestellt bist, stand noch seiner Fürsten keiner,
Eine Zeit, wie nie gewesen, fordert dich mit lautem Ton:
Zeig' dich als des Volkes Vater, als der Zeit getreuen Sohn!

Darf ein Dichter an die Sage deines kaiserlichen Ahnen,
An den letzten Ritter Deutschlands, dich an unsern Max gemahnen,
Wie, auf heißer Jagd verstiegen, von der schlimmen Martinswand
Den Verlorenen herabzog eines Landmanns treue Hand?

Du bist der Tiroler Bauer, Kaiser ist das Volk geworden:
Schwindelnd steht es auf der Klippe, Wetter droh'n von Süd und Norden,
Ihm zu Füßen braust entfesselt die empörte Leidenschaft,
Links und rechts auf wüstem Abgrund schwebt die Lüge nebelhaft.

Führ' uns auf die feste Höhe, droben die im Freiheitsstrahle,
Führ' uns die gebahnten Wege in des Friedens grüne Thale,
An der Zukunft goldne Ziele führ' uns von der Martinswand;
Max, dein Kaiser ruft: Tiroler Hans, gib ihm dir treue Hand!

*) Aus dem Stuttgarter Morgenblatt.

**) So heißt die für den Grafen von Meran, des Erzherzogs Sohn, angekaufte und hergestellte Burg im Passeyer Thale.

Land- und forstwirthschaftliche Zeitfragen.

Die mittelalterlichen Bande des drückenden Feudalismus hat des Kaisers Wort zerrissen, und jubelnd begrüßt der Landmann diese neue Zeit, in deren Getriebe die Landwirthschaft so mächtig eingreift. Nichts darf fortan mehr stören den freien Wirthschaftsbetrieb des frei gewordenen Grundbesitzes und der freien Betriebskräfte, nichts mehr schmälern den vollen Genuß der erlangten Frucht. Dem Rustikalgrundeigenthümer sind die auf seinem Besitzthume wie ein schwerer Alp bisher gehafteten Lasten gegen noch auszumittelnde billige Entschädigung der betreffenden Dominien von Seiten der bisherigen Unterthanen größtentheils schon abgenommen.

Das, was vom Feudalismus hiernach noch übrig geblieben, muß den Forderungen der Zeit nicht minder auch alsbald weichen, u. z. die Jagdgerechtigkeit auf nicht eigenthümlichem Grund und Boden, und die auch

nicht mehr zeitgemäße Patrimonialgerichtsbarkeit, die ihrer Auflösung auch schon nahe ist. Der freie Landmann findet eben hierin die ernsteste Aufforderung für sich, alle seine Kräfte zum Emporblühen seines Hauses anzuwenden, und jene Glückseligkeit wirklich zu gründen, zu welcher ihm durch die Freiheit unter dem Schutze des Staates der Weg gebahnt ist.

Bis nun aber ist nur der Rustikalgrundbesitz von den Lasten künftig frei. Im Entgegenhalte zu demselben ist auch der bisherige Dominikalgrundbesitz nicht minder in dem Falle, mehrfach belastet zu seyn. Gleichfalls sehr drückend stört diese Belastung die freie und zweckmäßige Benützung, die thunlichste Verbesserung des Dominikalbesitzes. Diese Belastung besteht in den mannigfaltigen Rechten der bisherigen Unterthanen, die ihnen in ihrem Landwirthschaftsbetriebe auf dem Dominikalgrundbesitze hie und da durch die Landesverfassung und durch besondere Gesetze oder Urkunden und Titel gewährleistet sind, und in dem Rechte der Behölzung zur Haus- und Wirthschaftsnothdurft, der Viehweide oder Blumfuch in Dominikalwaldungen oder auf anderem Dominikalgrundbesitzthume u. dergl. m. bestehen.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß solche Belastungen des Dominikalgrundbesitzthums mit Unterthans- oder Rustikalrechten nunmehr ebenso unstatthaft geworden sind, als die Belastung des Bauernstandes mit Dominikalrechten. Dann erst, wenn auch dieses nicht minder dem Feudalismus angehörige Verhältniß gelöst seyn wird, kann der Name „Dominium" entbehrlich werden und ruhig zu Grabe gehen.

Indem hiefür die Freiheit des Volkes selbst ihr dringendes Wort einlegt, erscheint die künftige Freiheit und beziehungsweise Selbstständigkeit der Landbauwirthschaften (auch Alpenwirthschaften) nur dann ermöglicht und garantirt, wenn eine solche Ausgleichung getroffen wird, bei welcher der Berechtigte an der Naturalnutzung nicht verliert. Eine Ablösung im Gelde ist daher hierfalls unmöglich. Nichts weniger aber muß rasch die Hand der Reform auch in dieser Frage angelegt werden. Es dürfte dabei nicht der Willkühr jedes Einzelnen überlassen werden können, wann mit der Ausgleichung begonnen, und wann sonach selbe zu Ende geführt werden soll. Eben so wenig dürfte der Zweck allseitig befriedigend und bald erreicht werden können, wenn für die respektive Ausgleichung nicht ein Maßstab festgestellt wird, an den sich als Norm gehalten werden muß, und falls eine Norm nicht allgemein gegeben werden könnte, zur Vermeidung von mißliebigen Streitigkeiten nicht ordentliche mit gehöriger Landesvollmacht ausgerüstete Commissionen ausgesendet werden, welche die wahren Bedürfnisse und Rechte der Bauernwirthschaften und beziehungsweise Verpflichtungen der Dominien Fall für Fall an Ort und Stelle untersuchen und ausmitteln, und bei deren Ausspruche der Ausgleichung es sein unabänderliches Bewenden haben müßte.

Was die Feststellung einer Norm von obiger Wirkung betrifft, so dürfte die große Verschiedenheit der wahren Erfordernisse einer oder der andern Wirthschaft vorzüglich in Gebirgsgegenden (nach deren Höhen- oder Tiefenlage, sonn- oder schattseitig, in den Thälern oder den sogenannten Gräben, wenn diese eine Richtung haben, in welcher mit Rücksicht auf etwa schützende Gebirgszüge, oder den Mangel an solchen, warme oder kalte Winde vorherrschend, Stürme etwa nicht selten sind, kurz mit allseitiger Rücksicht der Lokalverhältnisse) eine solche kaum mit der gehörigen Schärfe zulässig machen, wenn sich hierin auch an die Operate des neuen allgemeinen Grundsteuer-Katasters gehalten werden wollte — mit einer Schärfe, nach welcher eine Ausgleichung ohne besondere commissionelle Intervention erfolgreich erwartet werden könnte. Da für das Dominium und für die betreffende Landbauwirthschaft (etwa auch Alpenwirthschaft) ohne Ingerenz der Landesrepräsentation die Frage: welche Strecke von dem Dominikalgrundbesitzthume — ob der für den einen oder den andern Interessenten mehr oder minder günstig situirte Theil von denselben — getrennt und der Landbau- oder Alpenwirthschaft als ein freies Besitzthum zugewendet werden soll, gewiß nicht selten offen verbleiben müßte, und oft eine Vereinbarung in den Forderungen des Berechtigten und des Belasteten nicht abzusehen wäre, so dürfte eine ordentliche Commission kaum zu umgehen seyn. Dabei können aber immerhin frühere Ausgleichungen zwischen beiden Interessenten, oder dem Belasteteten und mehreren Berechtigten, und beziehungsweise einer Gemeinde oder Nachbarschaft, was nur erwünscht seyn kann, ohne diese Commission gepflogen werden.

Es dürfte der möglichst schnellen Lösung der vorstehenden Frage, und um sich zugleich vor einer schädlichen Uebereilung zu verwahren, nach meinem Dafürhalten durch die Aussendung bloß Einer oder zweier Commissionen im Lande wenig gedient seyn; es erscheint vielmehr angemessen, für jeden Bezirk, jeden Gau oder jede Pfarre, je nachdem man die Eintheilung hiefür zu treffen beabsichtigen wollte, eine abgesonderte solche Commission aufzustellen.

Jene Dominien und Unterthanen oder sonstige Parteien, welche in dem Falle sich befinden, die besprochenen Ausgleichungen treffen lassen zu müssen, hätten sich hiefür bei der betreffenden Bezirksobrigkeit zu melden.

Eine Commission zu obigem Zwecke wäre aus drei Vertrauensmännern durch Wahl von Seite der sämmtlichen Interessenten je eines Commissionsbezirkes in der

Art aufzustellen, daß ein Oekonom und ein Forstmann als Kunstverständige zu bestimmen, ein Rechtskundiger aber denselben als Obmann beizugeben wäre. Für die Aufstellung dieser Commissionen wäre nun von der hiezu berufenen Landesbehörde, sobald allerhöchsten Orts im Prinzipe entschieden seyn wird, die Einleitung zu treffen, worauf die Commissionsglieder selbst ihre höhere Bestätigung erhalten müßten. Die Obliegenheit der erwähnten Commissionen müßte nun darin bestehen, die bestehenden Rechte und Lasten unter Beiziehung der betreffenden Interessenten nach den von den letztern beizubringenden Urkunden oder sonstigen Titeln mit Rücksicht auf den faktischen Nutzungszustand und die Resultate der Grundsteuer, Katastralerhebungen streng und unparteiisch zu prüfen und die Ausgleichungen sogleich zu treffen, die Demarkationslinien kenntlich und dauernd zu bezeichnen, und darüber gehörig sichernde Urkunden aufzunehmen. Von den letzteren hätte jede Partei ein Pare zu erhalten, eines aber wäre der betreffenden Katastralbehörde zur Verwahrung zuzuwenden. Die Kosten und Arbeiten bei der Flächenausscheidung und Grenzbezeichnung wären von den Interessenten gemeinschaftlich zu leisten. Es wäre übrigens dem Landeskataster selbst vorzubehalten, die sowohl commissionell als auch außer diesem Wege ausgeschiedenen Grundflächen und Parzellentheile alsbald geometrisch zu vermessen, und in den Mappen und Büchern des Katasters als Berichtigung der Eigenthumsanschreibung ersichtlich zu machen, wornach auch die Repartition der landesfürstlichen Grundsteuer erfolgen könnte. Den Ausgleichungs-Commissionen wäre ausdrücklich zur Pflicht zu machen, die ihnen übertragen werdenden Arbeiten bis Ende Dezember 1849 zu Ende zu führen. Von dem Zeitpunkte der Zutheilung von Grundparzellen oder Theilen davon in das wirkliche Eigenthum der bisher Berechtigten, wäre ferner den bisherigen Dominien bis zur Berichtigung des Grundsteuer-Katasters, die nach gepflogener Flächenermittlung unverweilt eingeleitet werden könnte, die Vergütung der entsprechenden Grundsteuerquoten zu leisten.

Die Commissionskosten selbst dürften von den Interessenten selbst zu übernehmen seyn. Es scheint in der Billigkeit zu liegen, dem Staate damit nicht zur Last zu fallen, weil einerseits die Dominien in Zukunft ein servitutfreies Grundeigenthum, wenn auch von geringerer Ausdehnung, erhalten, die Berechtigten hingegen ohne Entrichtung irgend einer Gebühr in den Besitz neuer eigenthümlichen Grundflächen gelangen. Letztere sollten daher auch die größte Quote jener Kosten tragen. Nur handelt es sich noch um die Bildung eines Fondes hiefür, was aber mit der Erledigung der ähnlichen Angelegenheit für die Ablösung der bäuerlichen Grundlasten zusammenfällt.

Sollten andere Mittel zu dem erwünschten Ziele der baldigen Befreiung des sämmtlichen Dominikal-Grundeigenthumes von Servitutslasten, und beziehungsweise zur Befreiung der Berechtigten von dem Abhängigkeits-Verhältnisse zu Dominien führen können, so wäre es gewiß Manchem sehr erwünscht, selbe rechtzeitig öffentlich zu vernehmen. K.

Die Stellung des Klerus zur neuen Zeit.

(Fortsetzung.)

Die Bedeutung Hegels, der die Philosophie der Neuzeit zum Abschlusse brachte, liegt für den Glauben, und nur in dieser Beziehung betrachten wir sein System, vorzüglich darin, daß er im Gegensatze zu seinen Vorgängern, die den Glauben entweder als etwas willkührlich Erdachtes betrachteten, oder ihn bloß von der moralischen Seite auffaßten, nun den Gedankengehalt des Glaubens als identisch mit jenem des Wissens nachwies, nur mit dem Unterschiede, daß er im Glauben in der Form der Vorstellung, im Wissen aber in der Form des Begriffes auftrete. Und darin liegt der große Fortschritt der Philosophie, wobei freilich im Auge behalten werden muß, daß Hegel in der Consequenz seines auf mangelhafter Grundlage fußenden Systems dem Glauben in seiner Durchbildung zum Wissen Gewalt anthat, was natürlich geschehen mußte, um den Glauben mit seinem Wissen congruent darzustellen. Wohin übrigens die Hegel'sche Philosophie, wenn sie auf den Gehalt des Glaubens angewendet wird, führe, dieß liegt in Strauß, in den Gebrüdern Bauer, offen dar. Aber dieß ist lediglich ein Fehler, der verbessert werden kann; gerettet bleibt die große Wahrheit, daß Glaube und Wissen sich nicht feindlich entgegen stehen.

Und hier müssen wir der großen Verdienste eines österreichischen Philosophen, von dem Oesterreich wenig weiß, mit Bewunderung erwähnen, wir meinen: Günther, der, auf Hegel fußend, und seinen Grundirrthum nachweisend, die Riesenaufgabe, der Hegel unterlegen, auf seine Schultern nahm, nämlich: den Inhalt des Glaubens, ohne ihn zu gefährden, in das Wissen zu umsetzen. Günther steht zwar dermal mit seinen Ansichten noch in der Minorität, aber er gewinnt immer mehr an Terrain, und seine Anhänger bilden eine kräftige siegesgewisse Schaar. Es hat uns zu großer Freude und Beruhigung gedient, daß die bedeutendsten österreichischen Kirchenzeitungen neuer Zeit sich entschieden zur Günther'schen Doctrin be-

kannt haben, indem wir darin die Bürgschaft erblicken, daß sie die Kirche vertheidigen wollen, und können.

Es wird Manchem etwas sonderbar, vielleicht auch lächerlich scheinen, daß wir so großes Gewicht darauf legen, was so ein unverständlicher Philosoph in seiner Studierstube sinnt und denkt. Was kümmert sich das Leben, das aus dem Kampfe ganz anderer Interessen besteht, um die Hirngespinnste und Philosopheme überspannter Denker. Nur ganz ruhig ihr lieben Leutchen, ihr tanzt, ohne es zu wissen, an dem Seile, das in einsamer abgeschiedener Stube gelenkt wird. Es braucht freilich etwas lange Zeit, bis Ansichten aus dem dicken schwerverständlichen Buche in das heitere leichtverständliche Leben hinaustreten, es braucht lange Zeit, aber, — um ein bekanntes Witzwort anzuwenden — weiter auch nichts, als — lange Zeit.

Und darin, daß *Hegel's* den Glauben anerkennende Ansicht, wenn auch oft in wunderlicher Schattirung und Verdünnung bereits in die Köpfe und Herzen der Menge überzugehen begonnen hatte, dadurch aber auch die flache Aufklärung, die den Glauben wie Spinnengewebe mit dem Besen abkehrte, in die Köpfe der „Zurückgebliebenen" sich zurückzog, darin liegt die Ursache, daß wir zum Schrecken „guter Christen und schlechter Denker" *Hegel* mit *Pius* IX. in einem Athem zu nennen und in einem Zuge zu schreiben wagten.

(Fortsetzung folgt.)

Brittische Freiheit.

In der Magna charta, die im Jahre 1215 dem König Johann abgenöthigt, am 12. Februar 1224 von dessen Sohne und Nachfolger Heinrich III. erweitert und im Jahre 1300 von Eduard I. bestätigt worden war, heißt es im Artikel 29:

„Kein Fremder soll verhaftet, eingekerkert, seines Lehngutes, seiner Freiheit oder hergebrachten Rechte beraubt, in die Acht erklärt, aus dem Lande gewiesen, oder auf irgend eine Art in's Verderben gestürzt werden; wir wollen unsere Macht nicht gegen ihn brauchen, noch brauchen lassen (nec super eum ibimus, nec super eum mittimus), als nach gesetzmäßigem Urtheil seiner Standesgenossen oder nach dem Gesetze des Landes."

Auf diesen Paragraphen stützt sich die Habeas-Corpus-Akte, das wirksamste Schutzmittel der persönlichen Freiheit des Engländers gegen ungesetzliche Verhaftung.

In der Erklärung des Parlaments vom 7. März 1627 — in der Petition of rigths — welche die allgemeinen Rechte der Engländer rechtskräftig feststellt, wird der Grundsatz ausgesprochen, daß kein freier Mann verhaftet werden dürfe, ohne Angabe der Ursache, die vor dessen Verhaftung vom Ankläger beschworen werden muß.

Die Willkührherrschaft Carl II., dessen Despotismus die persönliche Freiheit der Engländer mehrfach gefährdet hatte, machte im Jahre 1679 eine Erneuerung der alten Habeas-Corpus-Akte nothwendig. Nach dieser muß jeder Verhaftete sofort mit der Ursache seiner Verhaftung bekannt gemacht, binnen 24 Stunden nach derselben verhört, und wenn er unschuldig befunden wird, augenblicklich, und selbst im entgegengesetzten Falle, außer wenn das Verbrechen des Hochverrathes vorliegt, gegen Bürgschaft entlassen werden. — Gegen alle Richter, Beamte und Gefängnißaufseher, welche den Vorschriften dieser Habeas-Corpus-Akte zuwider handelten, sind die härtesten Strafen verhängt, gegen die selbst der König keinen seiner Diener zu schützen vermag.

In diesem Schutze, den in England der Bettler mit dem Reichsten theilt, den der Vagabund gemeinschaftlich mit dem Pair genießt, in dieser Achtung vor der Freiheit jedes Einzelnen liegt der von allen Fremden angestaunte Nationalstolz der Engländer und ihre Ehrfurcht, ihre heilige Scheu vor dem Gesetze. Der Britte darf mit Recht stolz seyn auf sein Land, indem er keine andere Macht als die der Gesetze zu fürchten braucht.

Notizen und Glossen.

— Am 12. Juni fand in Frankfurt a. M. eine Versammlung von Männern der Wissenschaft Statt, die sich über die Gründung einer freien Hochschule nebst damit zu verbindender Akademie der Wissenschaften besprachen. Diese Versammlung übertrug einem aus ihrer Mitte gewählten Ausschusse die Entwerfung einer Denkschrift und die Berufung eines „Allgemeinen Congresses auf Ende August. Die Unterzeichneten sind bereit, auf portofreie Anfragen jegliche wünschenswerthe Auskunft zu ertheilen. Frankfurt, den 15. Juni 1848. — Der Vorstand des Ausschusses. Dr. C. Grün (Schneegasse Nr. 3), Dr. Raumer, Abgeordneter zur Nationalversammlung (Kettenhofweg bei Winterstein.).

— Eine neue Karrikatur macht einiges Aufsehen. Ueber den Thürmen von Paris begegnen sich in der Luft Joinville auf einem Hahne, Louis Napoleon auf einem Adler reitend. Joinville schreit: „Ich bin der Onkel meines Neffen!" (des Grafen von Paris.) Louis Napoleon antwortet: „Und ich bin der Neffe meines Onkels!"

Verantwortlicher Redakteur: Vinzenz Rizzi. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge I.)

№. 4. Klagenfurt, Freitag den 14. Juli 1848.

Materialien

für die Organisirung landesfürstlicher Bezirks-Behörden.

Das Unterthansverband löst sich in Kärnten mit erstem Jänner 1849 auf, mit ihm müssen auch die Patrimonialgerichtsbarkeit im Klagenfurter-Kreise und die delegirten landesfürstlichen Bezirksämter im Villacher Kreise ihr Ende erreichen. Die Organisirung definitiv-landesfürstlicher Bezirksbehörden steht uns also in Kürze bevor. Woran bei der Lethargie des alten, Gottlob ohne Aussicht auf ein Wiedererwachen zu Grabe gegangenen Systems seit mehr als zwanzig Jahren gearbeitet wurde, das soll jetzt binnen wenigen Monaten in's Leben treten. Manchem dürfte es unmöglich scheinen, doch kann es geschehen und wird geschehen müssen. Damit aber, was geschieht, zum Nutzen und Frommen des Vaterlandes geschehe, ist es höchst nothwendig, daß Alles, was darauf Bezug hat, öffentlich zur Sprache gebracht werde.

Die Zeit ist zu kurz, um eine erschöpfende Abhandlung zu schreiben, einzelne Materialien aber zu liefern ist Jeder, der mit den erforderlichen Kenntnissen und Erfahrungen ausgerüstet ist, nicht nur im Stande, sondern, wenn er es redlich mit seinem Vaterlande meint, auch verpflichtet.

Auf einige nicht unwichtige Punkte die öffentliche Aufmerksamkeit zu lenken, ist der Zweck dieser Zeilen. Möchten Viele meinem Beispiele folgen; denn nur durch den freien Austausch der mannigfaltigsten Ansichten und Vorschläge gelangt man zum Erkennen der Wahrheit.

Daß die Justiz von der politischen Verwaltung getrennt werden müsse, hat jeder in den Geschäftsgang Eingeweihte schon längst erkannt; die Trennung aber überall durchzuführen, war bisher ein vergebliches Streben. Die neue Zeit wird hoffentlich rascher zu Werke gehen und sich nicht mehr mit halben Maßregeln begnügen. Also getrennte, von einander unabhängige, landesfürstliche Gerichte und politische Obrigkeiten sollen mit 1. Jänner 1849 ihre Wirksamkeit beginnen.

Möge man nun diese Behörden organisiren wie man wolle, jedenfalls muß gewissenhaft dafür gesorgt werden, daß dieselben nur mit tüchtigen, ihrem Geschäfte ganz gewachsenen Männern von erprobter Rechtschaffenheit und Freisinnigkeit besetzt werden. Man fordere von ihnen die strengste Erfüllung ihrer Pflichten, aber — man bezahle sie auch darnach.

Das war bei den l. f. Bezirksbeamten Kärntens bisher leider nicht der Fall. Sie waren die hinter die Thüre gestellten Stiefkinder der Regierung Metternich's, die am meisten geplagten und am schlechtesten bezahlten Handlanger des alten Systems. Oder sind etwa die jährlichen 600 Gulden eines Bezirks-Commissärs, zugleich Bezirksrichters, nebst dem freien Quartiere ein entsprechender Lohn für die ihm zugewiesene Arbeit und auf ihm lastende Verantwortlichkeit? Braucht z. B. ein Einreichungsprotokolls-, Registraturs- oder Expedits-Direktor bei dem Appellations-Gerichte oder bei der Landesstelle etwa mehr Fähigkeiten und Kenntnisse, als ein Bez.-Commissär, oder sind seine mechanischen Arbeiten vielleicht um so viel wichtiger für den Staat, als die Leistungen des Letzteren, daß die Staatsverwaltung ihm den doppelten Gehalt mit 12,00 fl. zu geben sich für verpflichtet hält. Ein Bezirksamtsschreiber zweiter Klasse hat jährlich 250 fl., und muß dafür nicht bloß abschreiben können, sondern auch im Conceptfache bewandert seyn; Kanzelisten bei den Justiz- und höhern politischen Behörden aber, welche in ihrem Leben selten etwas anders gethan, als abgeschrieben haben, beziehen dafür jährlich 6—800 fl. Wo ist hier ein gerechtes, oder wenigstens nur billiges Verhältniß? Oder sind etwa die Aktuare und Steuereinnehmer mit ihren 4- bis 500 fl. besser besoldet? Können sie damit, wenn sie Familie haben, ohne Noth und Sorgen leben? Sollen sie etwa nicht heirathen? Soll auch auf sie das Cölibat ausgedehnt werden? Soll die Moralität, die ohnehin schon auf schwachen Füßen steht, ganz aus dem Lande gejagt werden?

Die Beſoldungen, wie ſie für die Bezirksbeamten gegenwärtig noch beſtehen, haben eine frappante Aehnlichkeit mit der ehemaligen Fähnrichsgage, von welcher die groſſe Maria Thereſia ſagte: „Man gebe dem Fähnrich monatlich 19 Gulden, auf daß er ſeinem Stande gemäß leben könne.“

Man wird vielleicht einwenden, daß die Bezirks-Beamten außer ihren Beſoldungen noch allerlei Nebenbezüge genieſſen und mithin ſo gar ſchlecht nicht ſtehen. Hin und wieder erſpart ſich allerdings Mancher auf Commiſſionen ein Paar Gulden, oder verdient da und dort eine Kleinigkeit durch außeramtliche Schreibereien; aber das ſind gröſtentheils nur ſehr unbedeutende Zuflüſſe, welche rein vom Zufalle abhängen, ſo daß im Allgemeinen darauf durchaus keine Rückſicht genommen werden darf.

Alſo eine den geforderten Kenntniſſen und zu leiſtenden Arbeiten entſprechende Bemeſſung der Gehalte iſt, was man bei der Organiſirung der landesfürſtlichen Gerichte und Obrigkeiten von der neuen Staatsverwaltung mit Recht erwarten kann.

Damit will aber keineswegs geſagt ſeyn, daß man den Direktoren der mechaniſchen Hilfsämter und den Hof-, Appellations-, Gubernial- und anderen bisher wohlbedachten Kanzeliſten ihre Gehalte ſchmälern ſolle, ſondern die Gehalte der Bezirksbeamten ſollen verhältnißmäßig erhöht werden.

Wenn ſo ein Direktor, der oft aus der vierten Normalklaſſe in die Kanzlei übertrat, für das mechaniſche, lediglich ein gutes Gedächtniß und eine fertige Hand verlangende Erbibiren, Erpediren oder Regiſtriren jährlich 1200 fl. hat, ſo dürfte ein Bezirkskommiſſär oder Richter, der nach zwölfjährigen Studien und aus allen Fächern abgelegten Prüfungen oft noch einige Jahre unentgeldlich prakticiren mußte, und jetzt nicht bloß mit der Hand, ſondern mit dem Kopfe arbeitet, und die ſeit den Märztagen doppelt ſchwere Verantwortlichkeit ſeines Amtes trägt, doch wohl wenigſtens den gleichen Gehalt anzuſprechen das volle Recht haben.

Freilich hieß es bisher: „Wenn dir der Gehalt zu klein iſt, ſo laß' ihn fahren, Niemand hat dich gezwungen, Beamter zu werden, und wenn du nicht bleiben willſt, ſo ſind zehn Andere da, welche froh ſind, wenn du geh'ſt.“ Leider liegt viel Wahres in dieſer Sprache. Die Behörden waren und ſind mit Leuten überfüllt, welche jahrelang unentgeldlich dienen und froh ſind, wenn ſie endlich eine wenn auch noch ſo kleine Beſoldung erhalten. Aber ob ſolche Beamte mit Liebe und Eifer dem Staate dienen, und ob ſie ſo Nutzen ſchaffen, iſt eine leicht zu beantwortende Frage. Ein einziger, von der wahren Bedeutung ſeines Amtes durchdrungener, ſtets von regem Dienſteifer geſpornter, dabei aber auch entſprechend bezahlter Beamte leiſtet in einem Tage mehr, als zehn von Nahrungsſorgen gebeugte, gezen ihren Dienſt mit Widerwillen erfüllte Kanzleiunterſclaven in einer ganzen Woche.

Und man kann die obige Rede auch leicht umkehren. Unſere verantwortlichen Miniſter haben dem Vernehmen nach jährlich nicht mehr als 8000 fl. Das iſt wirklich nicht viel für die Dienſte, welche ſie leiſten, aber doch genug in einem Staate, der 900 Millionen Schulden hat. Warum aber gibt es noch Beamte mit höheren Gehalten und Penſionen, als ſelbſt die Miniſter haben? Hier ſoll geſpart werden, und nicht bei den armen Bezirks-Beamten; und iſt einem groſſen Herrn ein Gehalt von 4 — 8000 zu wenig, nun ſo laſſe er ihn fahren, Niemand zwingt ihn zur Annahme der Bagatelle, und will er nicht bleiben, ſo ſind zehn, ja hundert Andere da, welche ſeine Stelle ſo gut wie er ausfüllen, und vielleicht mit einem noch geringeren Gehalte zufrieden ſeyn werden.

Ein zweites Erbübel, an welchem die landesfürſtlichen Bezirksbeamten bisher zu leiden verurtheilt waren, iſt die Unmöglichkeit, in andere Zweige der öffentlichen Verwaltung zu gelangen, um ſo durch Vorrückung in die höheren Gehalte ihre Lage zu verbeſſern. Die verſchiedenen Branchen waren bisher von einander weit ängſtlicher geſchieden, als China von der Mongoley durch ſeine weltberühmte Mauer, und beſonders für einen Bezirksbeamten war und blieb jeder andere Weg verſchloſſen.

Wohin kann aber ein ſolches Abſonderungsſyſtem führen? Dahin, daß Derjenige, welcher das Höchſte, was er erreichen konnte, erreicht hat, nach und nach in ſeinem Dienſteifer erkaltet, und am Ende oft nicht mehr thut, als was nothwendig iſt, um ſich in ſeiner Stelle zu erhalten. Denn wozu ſollte man ſich auch auszuzeichnen ſuchen, wenn man dadurch nichts Beſſeres erſtreben kann, als jeder Andere, der die Geſchäfte eben gehen läßt, wie ſie gerne wollen. Der Ehrgeiz, welcher eine der Haupttriebfedern des menſchlichen Handelns iſt, fand bisher bei den Bezirksbeamten wenig oder gar keine Nahrung; das bloße Pflichtgefühl aber, wenn man dabei kaum Brot für ſich und ſeine Kinder hat, nimmt ſich wohl recht ſchön in einem Romane, aber im wirklichen Leben höchſt traurig aus.

Man fordere alſo, ich wiederhole es, von den landesfürſtlichen Bezirksbeamten volle Tüchtigkeit und die ſtrengſte Erfüllung ihrer Pflichten, aber man öffne ihnen dafür auch den Weg zu den höheren Juſtiz- und politiſchen Aemtern, welchen ſie gewiß keine Unehre machen werden.

Ich habe dießmal gröſtentheils nur für die Beamten geſprochen, es dürfte alſo ſcheinen, als ob nicht Liebe zum Vaterlande, ſondern nackter Egoismus mir

die Feder geführt hätte; allein, wenn nicht ein Beamter für seine Mitbrüder das Wort nähme, wer thäte es sonst? Wer kennt übrigens besser, als der Beamte selbst, die Mängel des alten Systems, und wer würde bessere Rathschläge für das wahre Volkswohl zu ertheilen wissen, als gerade der Bezirksbeamte, der im stetem Verkehre mit dem Volke lebt, wenn nicht das allgemeine Mißtrauen ihm den Mund verschlösse. Gott gebe, daß dieser unnatürliche Zustand bald sein Ende erreiche, denn nur im gegenseitigen Vertrauen, in brüderlicher Liebe und Eintracht kann ein freies Volk für die Dauer sein wahres Glück begründen. B. St.

Ueber Volksschulwesen.

Seit einiger Zeit begegnen wir immer häufiger leitenden Artikeln über Verbesserung des Volksschulwesens und der traurigen Lage der Volkslehrer unserer Provinzen, selbst in Provinz-Journalen. Die vielfache Anregung dieses Gegenstandes des inneren Staatslebens von sehr verschiedenen Kräften beweist deutlich, daß es sich nicht um eine Parteisache handle, sondern daß eine Reform des Volks-Unterrichtswesens zur Volkssache geworden ist, und als solche die ungetheilteste Aufmerksamkeit aller Staatsbürger erheische. Indifferentismus und Abneigung dagegen muß daher nothwendig als ein Beweis von unfreisinnigen Prinzipien oder tiefster Unwissenheit von Jedermann entschieden abgelehnt werden. Es entging uns bei Verfassung dieses Aufsatzes keineswegs, daß bei der gegenwärtigen inneren und äußeren Bedrängniß unseres neugebornen Staates dem Reichstage viele wichtigere Fragen zur Entscheidung vorliegen, doch wollen wir damit unsere Hoffnung nicht aufgegeben haben, daß die Frage für die Verbesserung des Volks-Erziehungs- und Unterrichtswesens eine der vordersten seyn werde. Wir stellen daher für diese heilige Sache der Humanität und des Fortschrittes die dringende Bitte an das Unterrichts-Ministerium und die Deputirten des Reichstages, folgende Punkte einer ernsten Berathung zu unterziehen:

1. Trennung des Schulwesens von der geistlichen Oberbehörde (Consistorium) und Unterstellung desselben einer eigenen;

2. Trennung der mit der Lehrersstelle auf dem Lande gewöhnlich verbundenen Meßner- und Organistenbedienstung nach vorausgegangener Gehalts-Erhöhung;

3. Verbesserung der drückenden Lage der Lehrgehilfen, und Sicherung der leichteren Einbringung des Unterrichtsgeldes;

4. wenigstens eine theilweise Reform des Volksunterrichtswesens durch Einführung besserer Lehrbücher und neuer Lehrgegenstände, und einer längeren Dauer des pädagogischen Lehrkurses, oder

5. Errichtung von Schullehrer-Seminarien, als Pflanzschulen tüchtig gebildeter Schulmänner, so wie Errichtung einer größeren Zahl von Real- oder Bürgerschulen.

Zu 1. Ist zur Oberleitung des Schulwesens in jeder Provinz ein eigenes Comité von fachkundigen Männern zusammengesetzt, die alle für die Hebung der Volksbildung mit regem Eifer erfüllt sind, so läßt es sich erwarten, daß künftig bei Besetzung der Lehrersstellen auf mehr als auf bloße Beweise guter Sitten gesehen, und dabei jedem Protektionswesen durch die Anerkennung und Würdigung des wahren Verdienstes ein Ende gemacht werde. Wird auf diese Weise dem Idioten der Zutritt zum Lehrfache erschwert oder unmöglich gemacht, so muß eine Trennung des Schulwesens von der geistlichen Oberbehörde schon wegen der so nothwendigen schärferen Controlle, die ebenfalls im Wirkungskreise dieses Comité's liegen wird, eingerathen werden; denn unmöglich kann das einmalige Erscheinen des Schuldistrikts-Ober- oder Unteraufsehers im Laufe eines ganzen Jahres in den seiner Controlle zugewiesenen Dorfschulen genügen, und es hat sich schon der Fall ereignet, daß selbst da ein solcher geistlicher Schulen-Oberaufseher (bei uns gewöhnlich in der Person eines Decans), aus zu warmer Liebe für's Lehrfach die Zeit der jährlichen Schulprüfung mit der Revision der Tauf- und Trauungsbücher der Pfarrsgemeinde zubrachte, statt seine so nöthige ganze Aufmerksamkeit auf die Leistungen des Lehrers und der Schulkinder zu richten.

Zu 2. Auf Trennung der mit der Lehrersstelle auf dem Lande gewöhnlich verbundenen Meßner- und Organistenbedienstung dringen zu wollen, ohne eine Gehaltserhöhung vorauszusetzen, hieße mit andern Worten: den guten Schulmännern den Gebrauch des Wassers und Feuers untersagen, was selbst der schlechteste unter ihnen um den Staat nicht verdient hätte; denn bisher können den armen Landlehrer und dessen Familie nur die Nebengenüsse als Organist und Meßner, oder die Betreibung der Landwirthschaft, nicht ohne Kosten seiner Berufspflichten, vor dem äußersten Mangel schützen, ja der Gehalt ist bei vielen so niedrig gestellt, daß er damit kaum sein eigenes Leben ehrenhaft zu fristen vermag.

Er, der Mann, dessen Geist zunächst berufen ist, auf die Veredlung freier Landbürger hinzuarbeiten, sollte noch länger in einer solchen erniedrigenden Stellung, der Armuth und der Willkühr Vieler preisgegeben, verharren müssen? Soll man noch länger den

schmerzlichen, unser Ehrgefühl tief verletzenden Anblick ertragen, den Lehrer des Volkes mit einem Sacke in der Hand wie einen Straßenbettler von Haus zu Haus wandeln zu sehen, um seine Deputate in Natura einzuheben, oder einen solchen Paria des Schulfaches, mit schmutzigem Hemde angethan, den Dünger auf seinen Acker führen zu sehen. Gegen die künftige Einhebung der Natural-Deputate ist bereits durch Aufhebung aller Natural-Giebigkeiten höheren Ortes gesorgt, und auf eine Gegen-Einwendung einzelner Lehrer, „sey es aus Mangel des Bewußtseyns ihrer ehrenhaften Stellung, oder aus zu großer Sorge für einigen materiellen Vortheil, der bei dergleichen Erhebungen ihnen zufließt, darf keine Rücksicht genommen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen und Glossen.

— Wir theilen aus einem Prager Briefe der Augsb. Allg. Zeitung folgende der größten Beherzigung würdige Stelle mit: Eine große Partei, und darunter viele Denkende, hegt die scheinbar nicht überflüssige Besorgniß, der im Kampf für eine gute Sache errungene Sieg könne nun für eine nicht ebenso lobenswerthe mißbraucht werden. Wir müssen gestehen, daß wir Uebergriffe nicht aus unlauterer Absicht, wohl aber darum fürchten, weil unsere Hochtories das Wesen constitutioneller Freiheit noch immer nicht begreifen. Schaden kann es nicht, wenn sich auch unsere Wühler wieder an ein Bischen gesetzliche Ordnung gewöhnen, von denen sie ihrerseits noch weniger verstehen. Darin aber scheint mir die Regierung einen großen und schweren Fehler, der ein unbesiegbares, lange fortwucherndes Mißtrauen erzeugen muß, zu begehen, daß die Untersuchung über hochverrätherische Pläne nicht vor einem Gericht geschieht, das im Sinne der neuen Verfassung zusammengesetzt ist. Oeffentlichkeit ist freilich so lange nicht thunlich, als die Fäden des Processes nicht alle offen daliegen, aber von Parteilichkeit muß selbst der kleinste Schein vermieden werden, und daran liegt unendlich viel, ja die ganze Zukunft des Landes. Unsere bisherigen Militärcommissionen und Criminalgerichte stehen in Sachen des Hochverrathes im schlechtesten Rufe, so sehr man im allgemeinen ihre Gerechtigkeit rühmt, was schon daher rührt, weil in unserm sonst vortrefflichen Criminalgesetzbuch die Paragraphen über Hochverrath wegen ihrer zweideutigen Fassung, worunter sich alles subsumiren läßt, anerkannt die schlechtesten sind, und der Willkühr freien Spielraum lassen, weil die Richter in Hinsicht weiter zu hoffender Beförderung noch immer als abhängig erscheinen. Auch bei der gerechtesten und unparteiischsten Untersuchung in dem vorliegenden Proceß wird es mit einem solchen Gericht nie gelingen, den Glauben des Volkes, namentlich czechischen Stammes, an die Wahrheit der Sache für sich zu gewinnen, man wird über Unterdrückung der Partei schreien, die Wühler werden es nicht fehlen lassen, diese Meinung zur herrschenden zu machen, und neuer Same der Zwietracht wird unausrottbar Wurzel fassen. Es können die gleichen Folgen des gleichen Fehlers, der in Galizien und Italien begangen worden, auch hier eintreten.

— Die Augsburger Allgemeine bringt folgende Charakteristik der Deputirtengruppirungen im bevorstehenden Reichstage: Wien, 1. Julius. Allmählich treffen die Deputirten aus den Provinzen hier ein, und füllen Gasthäuser und — Casernen. Zweiundreißig galizische Bauern z. B. haben sich vereinigt, und zwei Zimmer in einer der letztern genommen, vollkommen befriedigt mit dem Stroh, welches als Lagerstätte dient. Ein merkwürdigeres Bild einer constituirenden Versammlung war wohl nie noch zu sehen, als wir sie hier zu erwarten haben. Was man in Berlin bei der Reichsversammlung erlebt hat, wiederholt sich hier. — Nach vorläufiger Analyse scheiden sich folgende Elemente: Deputirte, die lesen und schreiben können oder nicht, Deputirte, die deutsch verstehen oder nicht, Deputirte, die wegen der 200 fl. monatlich, und solche, die wegen der Gesetzgebung kommen. Was die politische Parteiung betrifft, so zeigt sich bis jetzt eine große Zahl, die zufrieden ist, wenn es der Kaiser will. In diese Cathegorie gehören alle diejenigen, an welchen auf Kosten der Gutsherren im Namen des Kaisers die Roboten geschenkt worden sind, diejenigen, welche nicht lesen und schreiben, und beinahe alle, die nicht deutsch können. Franz Stadion — der Mann, welchen wir einst als einen Freund des Fortschrittes verehrten — wird als der Führer dieses großen Centrums der Rechten bezeichnet. Die äußerste Rechte, die Alles umstoßen will, was der März und der Mai errungen, besteht nur aus einigen Jesuiten und Stockaristokraten, und wird — sich lächerlich machen. Das eigentliche Centrum, mit Pillersdorf als Firma, mag als die österreichische, die schwarz-gelbe Partei gelten. Gegenüber dem rechten Centrum erblicken wir das linke mit Wessenberg und den Anhängern des Erzherzogs Johann. Diese Partei wird nach der Stadions die zahlreichste seyn. Die äußere Linke, vermuthlich von Schwarzer geleitet, besteht meistens aus Literaten, wird jedoch in Fragen, wo es sich nicht um Nationalitäten handelt, von Gutsbesitzern aus Polen und Böhmen verstärkt werden. Durch Pillersdorff's Austritt erleiden diese Gruppen allerdings eine Verschiebung, aber die Grundzüge bleiben doch dieselben.

— (Die Verehrung der Zöpfe in Pecking.) Wenn ein chinesischer Soldat fern von der Heimat stirbt, so wird sein Zopf auf Kosten der Regierung abgeschnitten und nach der Heimath geschickt, wo man ihn mit aller Ehrfurcht und Ceremonie begräbt. Es wird ihm sein unsterbliches Lob zum Beispiel und zur Nachahmung für die Lebenden nachgesagt, dann senkt man ihn in die kühle Gruft. Die Verwandten des Verstorbenen wandern häufig zum Grabe des hingeschiedenen Zopfes und vergießen dort ihre Thränen, und nicht selten liest man auf Grabsteinen die Inschriften: „Er war ein barmherziger Zopf; sein Wandel war der eines wahren Zopfes; dieser Zopf wurde in der Blüthe der Jugend geknickt“ ꝛc. Glückliche Chinesen! bei euch wird der Zopf begraben, bei uns Deutschen ist er unsterblich.

Verantwortlicher Redakteur: Vinzenz Rizzi. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge I.)

№. 5. Klagenfurt, Mittwoch den 19. Juli 1848.

Einige Worte über den Entwurf einer Gemeindeordnung für Kärnten*).

Der Entwurf einer Gemeinde-Ordnung für Kärnten liegt in 69 Paragraphen vor. Der nächste provisorische Landtag wird denselben zu prüfen, der Reichstag in Wien darüber vielleicht zu beschließen haben.

Es handelt sich um eine radikale Umstaltung des ganzen bisherigen politischen Verwaltungs-Systems; bevor also in einer Sache von so hoher Wichtigkeit ein Beschluß gefaßt wird, ist es unerläßlich, daß der vorliegende Entwurf im Allgemeinen und in seinen einzelnen Theilen von allen Seiten beleuchtet, und jeder Grund pro oder contra wohl erwogen werde.

Jeder Staatsbürger ist berechtigt, seine Ansichten und Gedanken auszusprechen, und je mehr Stimmen sich über einen Gegenstand vernehmen lassen, desto leichter wird man zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen. Darum möge es auch mir vergönnt seyn, meine vielleicht von Vielen getheilte Ansicht über die vorgeschlagene Gemeinde-Ordnung der Oeffentlichkeit zu übergeben. Um jedoch Denjenigen, welche aus diesen Zeilen gerne eine Parteilichkeit herauswittern möchten, im Vorhinein eine wirksame Waffe gegen mich in die Hand zu geben, erkläre ich gleich jetzt ohne Scheu, daß ich ein landesfürstlicher Bezirksbeamter bin. Nichtsdestoweniger und obgleich die beantragte Gemeindeordnung den landesfürstlichen Bezirks-Commissariaten ohne weiters den Stab bricht, hege ich doch die volle Ueberzeugung, daß ich eben in meiner Stellung als l. f. Bezirksbeamter zu einem competenten Urtheile über diesen Entwurf nicht nur befähigt, sondern auch berechtigt bin.

Vortrefflich und sehr freisinnig ist die vorgeschlagene Gemeinde-Ordnung; ihr Verfasser steht, das leidet keinen Widerspruch, auf der Höhe politischer Bildung, die Theorie läßt nichts zu wünschen übrig; aber ein gewaltiger Zweifel dringt sich nicht nur mir, sondern Vielen, welche ich darüber zu sprechen Zeit und Gelegenheit hatte, in Bezug auf die Ausführbarkeit des Entwurfes auf. In Städten, aber auch nur in größeren, dürfte die Verwirklichung dieser Gemeindeordnung keinem Anstande unterliegen, ich maße mir diesfalls durchaus kein Urtheil an, allein, wie man damit auch auf dem flachen Lande fortkommen will, das ist mir vor der Hand noch ein Räthsel.

Ich lebe seit beinahe zehn Jahren unter dem kärntnerischen Landvolke, und kenne sowohl die Stufe seiner politischen Bildung, als auch seine Wünsche und Bedürfnisse. Wir, die wir uns die Gebildeten des Volkes nennen, sind noch alle Kinder in der Politik, vor wenigen Monaten erst der Fallhaube und des Gängelbandes entledigt, haben wir noch keinen festen Schritt, Mancher wird noch straucheln, Mancher fallen, bis wir als Bürger eines constitutionellen Staates sicher zu gehen gelernt haben werden. Welche politische Selbstständigkeit kann man nun vom schlichten Landmanne erwarten, vom Landmanne, für dessen geistige Bildung bisher so wenig gethan worden? Ich glaube um die Antwort hierauf wird Keiner, der das kärntnerische Landvolk aus eigener Anschauung genau kennt, verlegen seyn.

Oder braucht es um die neue Gemeinde-Ordnung in das Leben rufen zu können, im Volke etwa keiner höhern Bildung, als der gegenwärtigen? Warum ist das, was jetzt geschehen soll, nicht schon längst geschehen? Man gebe sich diesfalls keinen zu sanguinischen Vorstellungen hin, der verständige Bauer gesteht selbst unverholen seine politische Schwäche, und es ist durchaus nicht sein Wunsch, daß er in Allem und Jedem, was jetzt die Bezirksobrigkeiten besorgen, sich selbst überlassen werde. Er wünscht nichts anderes, als Befreiung vom lästigen Unterthansverbande und von der Patrimonialgerichtsbarkeit, er wünscht und erwartet eine billige Ablösung aller Zehent- und herr-

*) Es ist im hohen Grade wünschenswerth, daß über diesen so hochwichtigen Gegenstand, der den prov. Landtag bald beschäftigen wird, sich mehrere sachkundige Stimmen aussprechen, und ihn von verschiedenen Seiten beleuchten möchten. Anmerk. d. Red.

ſchaftlichen Giebigkeiten; wenn man ihm aber dafür die Laſt der politiſchen Verwaltung aufbürden wollte, ſo würde er ſich gar ſehr bedanken. Man frage nur die jetzigen Gemeinderichter und Ausſchüſſe, wie gerne ſie in ihren Stellen ſind, und man wird ſich leicht vorſtellen können, welche Freude man den Landgemeinden mit einem ſolchen Geſchenke, wie die vorgeſchlagene Gemeinde-Ordnung iſt, machen würde. Man gebe ihnen zuerſt das, was ſie wünſchen und verlangen, ſorge dann für ihre politiſche Heranbildung, und erſt dann, wenn das Volk für die angetragene Gemeinde-Ordnung vollkommen reif iſt, laſſe man dieſe, aber auch nicht auf einmal, ſondern nach und nach in's Leben treten.

Der Entwurf kommt mir vor, wie ein meiſterhaft ausgearbeiteter Plan zu einem herrlichen Pallaſte. Ein ſolcher Plan gereicht wohl dem Baumeiſter zur Ehre; allein um ihn auszuführen, braucht es noch Geld, Arbeiter und Materialien. Die Vortrefflichkeit einer Idee begreift noch keineswegs die Möglichkeit der Ausführung in ſich; denn ſonſt würde ich ohne weiters vorſchlagen, das Himmelreich auf Erden einzuführen, was doch gewiß nicht nur die beſte, ſondern auch unſtreitig die wohlfeilſte Form der menſchlichen Geſellſchaft wäre.

Ich behaupte alſo nichts Anderes, als daß das kärntneriſche Landvolk für die in Antrag gebrachte Gemeinde-Verfaſſung noch nicht die erforderliche Bildungsſtufe erreicht hat; es würde mich jedoch vom Herzen freuen, wenn ich mich dießfalls irren und von meinem Irrthume überzeugt werden ſollte.

Dieß im Allgemeinen meine Anſicht über den fraglichen Entwurf; denſelben im Detail §. für §. erſchöpfend zu beurtheilen, dazu fehlt es an Zeit; doch erlaube ich mir, auf einige Punkte aufmerkſam zu machen, deren reifliche Erwägung mir höchſt nothwendig zu ſeyn ſcheint.

Im §. 3 des Entwurfes würde es nicht überflüſſig geweſen ſeyn, wenn die beiläufige Größe der zu bildenden Gemeinden und Hauptgemeinden nach dem Flächenmaße und der Seelenzahl angegeben worden wäre, man würde ſich dann eher ein deutliches Bild einer nach dem Entwurfe eingerichteten Gemeinde, und auch in Bezug auf die Verwaltungskoſten annähерungsweiſe einen Voranſchlag machen können.

Aus den §§. 3 und 6 geht hervor, daß es außer den Gemeinden und Hauptgemeinden auch noch Kataſtral- und Unter- oder Dorfgemeinden geben ſoll. Ob in der Gemeindeverwaltung drei oder gar vier Inſtanzen nothwendig ſind, und ob man dadurch die Geſchäfte zu vereinfachen hoffen darf, iſt eine wohl zu erwägende Frage.

Hinſichtlich der Gemeindeverſammlungen und des Gemeindeausſchuſſes glaube ich bemerken zu müſſen, daß ſchon die bisherigen Nachbarſchafts- oder Gemeindeverſammlungen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, und ſelten etwas anders als polniſche Landtäge waren: was ſoll man erſt von den Verſammlungen der angetragenen größern und der Hauptgemeinden, oder ſelbſt der Ausſchüſſe erwarten, ſo lange das Volk nicht auf die erforderliche Bildungsſtufe gehoben iſt? Und wird der Bauer, der jetzt ſchon an den Wahlen zum deutſchen Parlamente, zum Reichstage in Wien und zum Landtage in Klagenfurt mehr als genug hat, ſich glücklich preiſen, wenn er in Zukunft bald einer bald der andern Verſammlung beiwohnen, dabei Zeit und Geld verſchwenden, und über Dinge urtheilen ſoll, die er groſſentheils gar nicht verſteht?

(Beſchluß folgt.)

Ueber Volksſchulweſen.

(Beſchluß).

Der öſterreichiſche Kaiſerſtaat, mit Ausnahme Ungarns und deſſen Nebenländer, zählt gegenwärtig bei 16,000 Schulen, und unter ſeinen Volkslehrern verhältnißmäßig zu ihrer großen Anzahl nur ſehr wenige, die als Schriftſteller ihres Faches rühmlich aufgetreten wären, ein klarer Beweis, wie prekär es in Hinſicht der wiſſenſchaftlichen Bildung bei ſo vielen Stadt- und Landlehrern ſtehen muß; denn wir halten denjenigen Lehrer nicht als vollkommen Meiſter ſeines Faches, der nicht im Stande iſt, mit der Summe ſeines praktiſchen Wiſſens frei in die Oeffentlichkeit zu treten, und die Gründlichkeit ſeiner ſubjektiven Anſchauung einer allgemeinen Beurtheilung vorzulegen, ein Grund mehr, um bei einer beſſern Beſoldung des Landſchullehrers und deſſen Gehilfen auch eine größere Bildung in humaniſtiſcher und wiſſenſchaftlicher Beziehung von dieſem fordern zu können. Wir bitten, dieſe unſere ausgeſprochene Meinung ja nicht etwa dahin zu deuten, daß jeder Volkslehrer auch zugleich ein Schriftſteller ſeyn müſſe. Wer wollte uns einer ſolchen Ungereimtheit fähig halten? Wir wollen nur zum allgemeinen Beſten den Grundſatz aufſtellen, daß derjenige ſelbſt früher richtig und vorurtheilsfrei denken könne, und wohlunterrichtet ſey, der einen Andern zum freiſinnigen denkenden Menſchen heranbilden will, was von einem Lehrer doch vorauszuſetzen iſt. Dieſem Mangel an wiſſenſchaftlich gebildeten Volkslehrern könnte ſchon jetzt zum Theil abgeholfen werden, wenn nicht vielen der Muſik Unkündigen jeder Conpetenz-Verſuch

auf dem Lande als Lehrer unterzukommen, wegen der Klausel des Orgelspielens abgeschnitten würde. Man findet Viele solcher Pädagogen in Städten, die als nicht ungeschickte Privatlehrer im mühevollen Unterrichten Einzelner ergrauen, statt das die Fülle ihrer geistigen Kraft segensreich dem Gemeinwesen wäre gewidmet worden. Eine theilweise Beschränkung der Trennung der Organisten-Bedienstung von der Lehrerstelle könnte höchstens in Pfarrs-Gemeinden stattfinden, deren Armuth die Besoldung eines eigenen Organisten nicht zuläßt. Diesem könnte in der Folge bei einer größeren Ausbreitung musikalischer Kenntnisse am Lande, als die zweckdienlichsten Mittel zur Verfeinerung rauher Gemüther, wohl leicht abgeholfen werden. Gegen unsern Vorschlag und den vieler Anderen: den Schullehrer vom Lande durch eine erkleckliche Gehalts-Erhöhung zum selbstständigen Manne zu erheben, der weder durch so zahllose Rücksichten noch auch die mit seinem Fache nicht vereinbarlichen Nebenbedienstungen von der eifrigen und unparteiischen Ausübung seines Lehramtes und seiner weitern Fortbildung in demselben abgehalten würde, könnte man vielleicht einwenden, daß dem Staate durch eine Gehalts-Erhöhung so vieler Tausend Volksschullehrer eine ungehenere Auslage aufgebürdet werde, ein Umstand, der bei der gegenwärtigen finanziellen Krisis keine Hoffnung auf die baldige Realisirung unseres obigen Antrages zuläßt. Wenn man aber bedenkt, daß nicht alle Lehrer vom Lande einer bedeutenden Gehalts-Verbesserung bedürftig, und im Staatshaushalte nothwendige Ersparungen in Aussicht gestellt sind, so wird auch diese Summe für die Gehalts-Verbesserung der Volkslehrer flüssig zu machen seyn; denn des Lehrers Hauptzweck darf nicht länger mehr Mesner oder Orgeltreter seyn! Oder will man wirklich Ersparungen da eingeführt wissen, wo sie am wenigsten anzubringen wären, wir meinen beim Volksunterrichts-Wesen, nun so greife diese Idee Platz*): Man dotire den Klerus nach Einziehung der geistlichen Güter aus Staatskassen, und mache ihm dann besonders auf dem Lande nebst der Seelsorge auch das Lehrfach zur Pflicht, und man ersvart drei Viertheile der Schulmänner. Ein Blick auf das französische Volksschulwesen wird dem gebildeten Schulfreunde das Praktische oder Unpraktische dieser Idee einleuchtend machen, wir enthalten uns für jetzt jeden Urtheils.

Zu 3. Nicht selten ist gegenwärtig der Volkslehrer genöthigt, zur Einbringung des rückständigen Unterrichtsgeldes obrigkeitliche Hilfe anzusuchen. Welche Unannehmlichkeiten ladet er sich nicht dadurch auf den Hals, ja er verzichtet lieber auf sein sauer Erworbenes gänzlich, als den pöbelhaftesten Beschimpfungen und einer thätlichen Roheit sich auszusetzen; denn leider gibt es unter dem Landvolke noch so rohe Naturen, daß sie den Werth des Unterrichtes nicht einmal einsehen, ja wohl gar ihre Kinder demselben entziehen wollen. Und doch soll er mit Jedermann seiner Gemeinde in Freundschaft leben, geschätzt und geachtet seyn! Wahrlich, das ist ihm auf diese Art unmöglich. Könnte die Einzahlung von Schulgeldern nicht directe von den betreffenden Parteien schon jetzt in öffentliche Kassen geschehen, und der Lehrer ohne vieles Warten sein Einkommen leichter beziehen? Man wolle bedenken, daß nur bei einer sorgenfreien Existenz jene heitere Laune denkbar ist, die jeden Unterricht beseelt, und dessen Samen fruchtbringend macht. Der Volkslehrer wird dann mit Lust sein so mühevolles, Geist und Leib gleich anstrengendes Amt erfüllen; er wird auch seine Gesinnung leichter frei von Schmutz und Parteilichkeit bewahren, Fehler, die gegenwärtig nicht mit Unrecht dem Lehrfache zur Last gelegt werden.

Bezüglich der traurigen Lage der Lehrgehilfen wäre es für die allgemeine Verständigung wirklich lohnend, ihre Leiden und Freuden zur Beherzigung für viele reich dotirte Müssiggänger mit mehr Muse zu beleuchten. Genug wenn wir sagen: Es hat sie noch Niemand um ihr glückliches Loos beneidet.

Zu 4 und 5. Soll man wirklich im Ernste entschlossen seyn, den Volksunterricht unserer österreichischen Provinzen zu heben, und nicht fromme Wünsche die Stelle energischer Handlungen vertreten lassen, so ist eine wenigstens theilweise Verbesserung der bestehenden Schulbücher, so wie die Einführung neuer Lehrgegenstände durch's Erste absolut bedingt. Unmöglich kann in Zukunft die Bildung des Landvolkes darin nur bestehen, daß man es höchstens lesen und nothdürftig schreiben lehrt, und zum Maßstabe seiner religiösen und politischen Begriffe dessen Stellung in der Gesellschaft als miscra contribuens plebs annimmt. Dieser himmelschreienden Ungerechtigkeit des alten Systems gegen die allgemeinen Menschenrechte darf nicht länger mit gleichgiltigem Blicke in freien Staaten zugesehen werden.

Die Volksbildung muß mit Macht gehoben werden; denn so lange noch natürliche Erscheinungen als große Wunder oder als Geisterspuck, Hagel und Wetterschäden als Hexenwerke, und wochenlange Wallfahrten nach weitentlegenen Gnadenbildern als Gott höchst wohlgefällige und für die ewige Seligkeit unumgänglich nothwendige Werke angesehen und geduldet werden, ist es in der That noch jämmerlich um die Aufklärung im Landvolke bestellt, eben so jämmerlich um die Erziehungskunde, wo wir die Kinder des Landmannes mit dessen Viehe beinahe dieselbe Entwicklungs-

*) Siehe allg. österr. Ztg. Nro. 95.

Freiheit genießen sehen, oder wo eine haarsträubende Rohheit die Zuchtruthe führt. — Sollte daher die Einführung einer populären kurzgefaßten Erziehungs-Kunde, einer gleichen Naturgeschichte und Naturlehre, so wie eines gedrängten leicht faßlichen Auszuges von landwirthschaftlichen und geographischen Kenntnissen wenigstens für Semtagsschüler auf dem Lande, und erstere Wissenschaft wohl auch in Städten nicht nothwendig und wünschenswerth erscheinen? Sollte vielleicht die Einführung politischer Katechismen minder praktisch erscheinen, um das Landvolk über seine Stellung im Staate, so wie über seine erlangten Rechte und Freiheiten aufzuklären, und dasselbe zu freien selbstständigen Staatsbürgern heranzuziehen? Kann man sonst auf eine andere Art dem Aberglauben, der Unwissenheit und dem halsstärrigem Anklammern an Mißbräuche beim Landvolke begegnen, und eine Ausrottung dieser Uebelstände hoffen, wenn man das Uebel nicht bei der Wurzel erfasset? Welch' ein schöner Wirkungskreis ist nicht dem Lehrer zugewiesen, und wie wurde der Präparande bis jetzt zum Lehrer herangebildet? Wir sind Willens, über diese Frage in Kürze eine weitläufigere Abhandlung zu pflegen, und sprechen uns hier entschieden dahin aus, daß weder die gegenwärtige vorgeschriebene Dauer des pädagogischen Lehrkurses, noch Beutl's Methodik genügen, den Lehramts-Candidaten zum Schulmanne so zu bilden, wie er seyn soll. Ja, dieses Methodenbuch zitirt nicht einmal einen einzigen pädagogischen Autor, dessen Werk sich der angehende Schulmann zu seiner weiteren Ausbildung anschaffen könnte! So lange nicht Schullehrer-Seminarien als Pflanzschulen tüchtig gebildeter Schullehrer errichtet werden, sind alle Verbesserungen im Schulwesen nur halb, und wir haben wenig Hoffnung auf ein Aufblühen der Volksbildung, weil die Bildner früher gebildet seyn müssen, und sehen wir selbst in jenen Ländern, wo dergleichen Institute bereits bestehen, die Volksbildung nicht auf jener gewünschten Stufe, so liegt die Schuld wohl zunächst darin, daß man sich nicht entschieden der Verbesserung des Schulwesens annehmen wollte. Darum rufen wir für diese heilige Sache der Humanität und des Fortschrittes aus voller Brust: Minister des Unterrichtes, Vertreter des Vaterlandes, nehmt euch um die Volksbildung mit edler Begeisterung thatkräftig an, wir haben unser ganzes Vertrauen in euch gesetzt, und sind dießmal keiner Täuschung mehr gewärtig!

C. K — r.

Beiträge zur Zehent und Robotfrage.

Mit 1. Jänner 1849 sollen in Kärnten Zehente und Roboten, so wie überhaupt alle Unterthansleistungen gegen eine bei dem Reichstage zu ermittelnde Entschädigung aufhören.

Es frägt sich nun, ob die in einigen Gegenden Kärntens von einzelnen Dominien bisher bezogenen Kohl- und Kalkzehente, die also auch aufhören müssen, auch der Gegenstand einer Vergütung seyn können?

Da in dem bestehenden alten kärntnerischen Zehentpatente der Kohl- und Kalkzehent nicht vorkommt, übrigens auch keine öffentlich bekannt gemachte Verordnung besteht, welche zum Bezug eines derlei Zehents berechtigen würde, so muß man behaupten, diese Gattung von Zehent sey bis jetzt unbefugt eingehoben worden; von einer Entschädigung für die Auflassung dieser Abgabe kann daher keine Rede seyn. Merkwürdig ist es übrigens noch, daß eine Herrschaft in Oberkärnten nicht nur die Unverschämtheit hatte, diese Abgabe ohne allen Rechtsgrund zu fordern, sondern die Unterthanen auch noch zwang, den abgenommenen Natural-Kalkzehent ohne alle Entschädigung zum Sitze der Herrschaft zu führen.

In Oberkärnten besteht ferners factisch bei einigen Dominien die sogenannte Jagdrobot. Nachdem aber der Entstehungsgrund dieser Robot nur ein polizeilicher war; indem jene Dominien, welchen die Landgerichtspflege anvertraut war, aus öffentlichen Rücksichten die Anhäufung des Raubwildes zu verhindern hatten, und dazu der Unterthanen benöthigten (wodurch also diese Robot entstand), dieser Grund aber jetzt in Oberkärnten aufgehört hat, da kein Dominium eine Landgerichtspflege auf sich hat, und von einer Anhäufung des Raubwildes bei den jetzigen Verhältnissen ohnehin nichts zu befürchten ist, so ist es auch klar, daß diese Jagdrobot in Oberkärnten nicht mehr zu Recht besteht, und eine Entschädigung für die Aufhebung derselben kann daher nicht stattfinden.

Uebrigens aber wird das merkwürdigste von allem wohl seyn, daß eine Herrschaft in Oberkärnten von denjenigen ihrer Unterthanen, welche in ihren eigenen Wäldern Holz abstocken, dasselbe auf ihren eigenen Sägen schneiden lassen, in dem Falle, wenn sie dasselbe behufs des Verkaufs auf der Drau verflößen, einen Zins dafür abfordert. Wo um's Himmelswillen mag wohl die Berechtigung dafür liegen. Diese angedeuteten Mißbräuche wären wohl am besten beim jetzigen Landtage besprochen und berathen.

Verantwortlicher Redakteur: Vinzenz Rizzi. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge 1.)

№ 6. Klagenfurt, Freitag den 21. Juli 1848.

Einige Worte über den Entwurf einer Gemeindeordnung für Kärnten.

(Beschluß)

Wo aber wird man erst auf dem Lande solche Gemeinde-Vorstände und Räthe, wie sie der Entwurf fordert, hernehmen? Es gibt Bezirke von sechs und mehr Tausend Seelen, wo, da Staatsdiener, Ortsgeistliche, Medicinalpersonen und Schullehrer nach §. 28. von der Wahl ausgeschlossen sind, kaum drei oder vier taugliche Individuen vorhanden sind, und es ist noch eine große Frage, ob selbst diese sehr darnach geizen würden, Gemeinderäthe oder Vorstände zu werden. Bei Verweigerung der Annahme der Wahl aber Geldstrafen zu diktiren, würde ein trauriges Beförderungsmittel der Freiheit seyn, und der Gemeinde-Ordnung schwerlich gute Früchte tragen.

Der §. 47 hebt zum Theil einige der den früheren Paragraphen entgegenstehenden Bedenken. Jede Gemeinde soll einen besoldeten Rathsschreiber, und jede Hauptgemeinde einen besoldeten, geschäfts- und gesetzkundigen Referenten und ebenfalls einen Rathsschreiber haben. Diese besoldeten Beamten werden also die eigentlichen Arbeiter im Weinberge der Gemeinde-Verwaltung seyn, und dafür nach dem Entwurfe in gleicher Kathegorie mit den Nachtwächtern, Gemeindehirten und dergleichen Bediensteten stehen. Rathsschreiber mögen sich allenfalls noch finden, aber die gesetz- und geschäftskundigen Referenten dürften mit der Zeit ausgehen, denn wer würde in Zukunft sich noch den zeitraubendenden kostspieligen Rechtsstudien widmen, wenn er, statt dadurch für sich und seine Familie eine feste Existenz zu begründen, nichts Besseres erreichen könnte, als gleich den Knechten Dienstverträge schließen zu müssen, und nach Ablauf der bestimmten Jahre nicht zu wissen, ob und wo er sein weiteres Brod finden wird.

Und erst die Stellung eines solchen Referenten, den in der Bildung oft weit unter ihm stehenden Gemeindevorständen, Räthen und Ausschüssen gegenüber. Kann ein so unnatürliches Verhältniß wohl zum Guten führen? Hat man die Uebelstände, welche die Einrichtung der meisten Magistrate in Unterkärnten, wo über dem rechtskundigen Syndiker als Bürgermeister in früheren Zeiten oft ein höchst simpler Gewürzkrämer, oder ein aufgeblasener Bräuer stand, häufig nach sich zog, schon vergessen? Doch ich will hierüber nicht mehr Worte verlieren, denn ich merke, daß nachgerade der Jurist in mir rege wird, und ich habe mir vorgenommen, bei der Beurtheilung des Entwurfes einer Gemeinde-Ordnung jedes persönliche Interesse schweigen zu lassen. Die Zukunft wird vielleicht lehren, ob ich zu viel oder zu wenig gesagt habe.

Gehen wir daher auf die §§. 55 und 56 über, in welchen der Wirkungskreis der Gemeinden und Hauptgemeinden angegeben ist. Glaubt man wohl mit der Aufbürdung aller dieser Geschäfte von a bis u und von a bis p den Gemeinden auf dem Lande eine Wohlthat zu erweisen? Ich enthalte mich darüber jeder Antwort, aber ich mache ganz einfach einen Vorschlag. Man lasse sämmtliche Landgemeinden — denn die Stadtgemeinden liegen außer dem Bereiche meines Urtheils — über die beantragte Gemeindeordnung einvernehmen, setze ihnen dabei die §§. 55 und 56 wohl auseinander, und erwarte dann, was die Meisten dazu für Gesichter machen werden.

Die Bauern hoffen Erleichterung ihrer Lage, und sie haben vor der Hand bloß diese Hoffnung; denn seit den Märztagen wurde für sie wohl viel geschrieben, aber noch nichts gethan. Sorgt also, ihr Vertreter und Sprecher des Volkes, daß diese Hoffnung endlich in Erfüllung gehe, und daß dießfalls sobald als möglich Alles in Ordnung gestellt werde; dann erst möget ihr wieder auf neue Belastungen des Bauers denken. Oder glaubt ihr, daß die beantragte Gemeinde-Ordnung für das Landvolk, wie es jetzt ist, keine Last seyn würde? Fraget sie selbst, die Bauern, und ihr werdet die Antwort hören. Den Herrschaften soll die

Last der politischen Verwaltung abgenommen und nun den Gemeinden, wahrscheinlich als Ersatz für den aufgehobenen Unterthansverband, aufgebürdet werden. Diese würden dadurch aus der Scylla in die Charybdis gerathen, und wer weiß, ob mancher Bauer nicht lieber die alten Giebigkeiten doppelt bezahlen würde, statt an der Gemeinde-Verwaltung, wie sie vorgeschlagen ist, Antheil nehmen zu müssen.

Die §§. 59 bis inclusive 64 stellen dem Landmanne fürwahr schöne pekuniäre Vortheile in Aussicht. Von den herrschaftlichen Lasten durch eine Ablösung, deren Modalität erst erwartet werden muß, befreit, soll er den Herrschaften nun die Last der politischen Verwaltung abnehmen, und eine theilweise Entschädigung dafür werden nicht etwa die Herrschaften, sondern soll der Staat ihm leisten. Der Bauer hat schon jetzt Gemeinde- und Bezirks-Umlagen zu zahlen, diese werden größtentheils bleiben, und neue müssen hinzukommen, wenn die fragliche Gemeinde-Ordnung in's Leben tritt. Wie hoch sich nun die Gemeinde-Verwaltungskosten belaufen werden, läßt sich annäherungsweise leicht berechnen.

Eine andere Gemeinde-Eintheilung, als nach Pfarren, kann aus vielen Rücksichten gar nicht gedacht werden; denn sonst würden zu den Dorf- und Katastralgemeinden, zu den eigentlichen Gemeinden und Hauptgemeinden noch die Pfarrs-Gemeinden kommen, und die Bauern am Ende vor lauter Gemeinden gar nicht wissen, wo sie hingehören. Mache man nun zum Beispiele aus einem jetzigen Bezirke von 7—8000 Seelen eine Hauptgemeinde und sechs Gemeinden, so werden an Beamten und Dienern nach den §§. 47 und 57 ein Referent, sechs Rathsschreiber und sechs Gemeindediener erfordert, welche nach §. 48 an Besoldungen zusammen 3350 fl. beziehen würden. Jetzt sind in dem gleichen Bezirke 4 oder höchstens 5 Beamte und 2 Diener angestellt, deren Gehalte zusammen 2150 bis 2500 fl. betragen. Diese Beamten besorgen aber auch zugleich die Justizverwaltung, für welche man, wenn die beantragte Gemeinde-Ordnung verwirklicht werden soll, jedenfalls eigene Gerichte wird in's Leben rufen müssen. Man sieht aus diesem einfachen Rechnungs-Exempel, daß durch die in Rede stehende Gemeinde-Verwaltung weder die Zahl der Beamten vermindert, noch der Betrag der Verwaltungskosten verringert würde, wobei Niemand mehr in's Mitleiden gezogen werden müßte, als eben die Gemeinden selbst.

Das wären die Hauptbedenken, welche der Ausführung der vorgeschlagenen Gemeinde-Ordnung auf dem Lande entgegenstehen. In den Städten verhält sich die Sache anders. Hier bestreite ich die Möglichkeit der Ausführung nicht; denn es braucht, insbesondere in Unterkärnten, bloß einige Modifizirung der Magistrate, und die Gemeinde-Verwaltungen sind nach dem Antrage organisirt. Aber auf dem Lande würde, ich sage es unverholen, die Einführung einer solchen Gemeindeverfassung zu einer heillosen Verwirrung, dadurch zur völligen Anarchie und zum Beschlusse in die Arme der Reaktion führen, was gewiß kein nur halbwegs freisinnig denkender Staatsbürger wünschen wird. Auch die Freiheit hat ihre Grenzen, sunt certi denique fines, und mit politischen Experimenten zu spielen ist in einem freien Lande weit gefährlicher, als in einem Staate mit absolutistischer Regierungsform. Das lehrt die Geschichte aller Zeiten, das lehrt uns insbesondere das heutige Frankreich.

Soll es also beim Alten bleiben? werden Manche fragen. Nein, es soll und darf nicht beim Alten bleiben. Das Gemeindewesen muß geordnet, die politische Verwaltung muß umstaltet werden; aber nicht durch völligen Umsturz alles Alten, sondern durch zeitgemäße, den Ortsverhältnissen und der Bildungsstufe des Volkes sich anschmiegende besonnene Reformen der bestehenden Einrichtungen.

Man behalte deßhalb in Oberkärnten die bisherige Bezirkseintheilung bei, und errichte auch in Unterkärnten verhältnißmäßige Bezirke. Man trenne die Justiz von der politischen Verwaltung, diese aber belasse man den Bezirksobrigkeiten mit der Beschränkung, daß sie in allen Angelegenheiten, wo es sich um das Vermögen der Gemeinden, um Leistungen in Geld oder in natura zu Gemeinde- oder Bezirkszwecken, kurz um Anordnungen handelt, welche das Interesse der Gemeinden unmittelbar berühren, an die Beschlüsse eines aus allen Gemeinden des Bezirkes durch freie Wahl zu bildenden Gemeinderathes gebunden seyn, und von diesem, so wie von den Oberbehörden strenge controllirt werden sollen.

Dadurch glaube ich, würde man einerseits der mit vollem Rechte angefochtenen Bureaucratie ein Ende machen, und anderseits den Wünschen und Bedürfnissen des Landvolkes vollkommen Genüge leisten, zugleich aber auch den Gemeinden Gelegenheit verschaffen, sich nach und nach mit den verschiedenen Zweigen der politischen Verwaltung vertraut zu machen, um selbe dereinst, wenn sie es wünschen, selbst übernehmen zu können.

Man sorge für die Bildung des Volkes durch zeitgemäße Hebung des Schulwesens, man rotte Aberglauben und Vorurtheile aus, man gehe in allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung offen und redlich zu Werken; dann wird der Bauer zu sich selbst Vertrauen gewinnen, und seine politische Würde zu fühlen angefangen, und das, was jetzt nur noch ein frommer Wunsch seyn kann, wird sich dann von selbst machen. Nur keine plötzlichen Ueberstürzungen, diese kön-

nen nie zum Guten führen, und so wenig es einem vernünftigen Vater einfallen wird, sein Kind, das kaum gehen gelernt, auf ein wildes Pferd zu setzen, und sich selbst zu überlassen, eben so wenig soll man mit den Landgemeinden jetzt schon einen so gewagten Versuch machen, der Versuch könnte theuer zu stehen kommen.

B. St.

Katzenmusik*).

Es ist jammerschade, daß der mit Recht der chronique scandaleuse angehörige Name des genialen Erfinders der Katzenmusik noch nicht ermittelt ist. Wir wollen aber hoffen, daß die Gönner und Protektoren dieser Blasphemie gegen die göttliche Euterpe es an gründlichen Forschungen nicht werden ermangeln lassen, das Geheimniß zu lüften und so die Culturgeschichte mit einem erhabenen Namen zu bereichern, eine sonst bedauerliche Lücke darin auszufüllen, und so als wahre Aleiden dieses höhere Bildungs - Institut auch scientifisch zu fördern. Inzwischen können wir die Meinung Jener nicht theilen, die da glauben, ein Deutscher müsse der Erfinder oder doch wenigstens Entdecker dieser Kunstanstalt seyn, weil ihr Name ein deutscher Ausdruck ist. Wir wissen nicht, ob die Sache nicht, wie Manche glauben, russischer Abstammung sey, ob sie nicht in fremden Sprachen ihr eigenthümliches Wort habe, glauben aber vor der Hand, die Palme der Erfindung oder Entdeckung den Deutschen nicht zueignen zu können, weil das Schlagwort dieses Aufsatzes eine von Katzen gemachte Musik bezeichnet, und der biedere Deutsche mit dem Begriffe Katze keine so ehrende Vorstellung verbindet, daß er zu dieser herabzusteigen Lust haben könnte. Die Cultivateurs dieses Parnasses sind auch von dem Gedanken gewiß weit entfernt, sich dadurch dem Katzengeschlechte einzuverleiben, obschon ihnen einige Züge des diesfälligen Charakters allerdings zukommen, indem auch sie die von der guten Mutter Natur zur Ruhe bestimmte Nachtzeit für ihr lichtscheues Geschäft in Anspruch nehmen, um in menschenfreundlicher Zartheit für die Gesundheit ihrer Mitmenschen vorzusorgen, daß ihnen der Kopf durch zu vielen Schlaf nicht wüste werde.

Man wirft den Deutschen Sucht zur Nachäfferei vor. Mag seyn, es spricht ja Manches dafür. Eben deßwegen noch wollen wir einstweilen glauben, daß auch dieses Kunststückchen nur eingeschmuggelt sey. In dieser Voraussetzung nun können wir die Nachäfferei unserer Landsleute nur bedauern und wahrhaft beklagen.

Es leuchtet wohl von selbst ein, daß ein Gegenstand nicht schon deßwegen eine Medaille verdiene, weil er ein Certifikat fremden Ursprungs für sich hat, möge der Ort seines Ursprungs auch sonst von Bedeutung seyn, und möge er auch dort noch so viele Liebhaber aus einem größeren oder kleineren Kreise gefunden haben.

Wenn es einem Namenlosen gefiele, um einen Namen zu erlangen, auf den Händen zu gehen und statt den Kopf die Füße, in die Höhe gehoben, mit dem Hute zu bedecken, so würde dieß doch wohl kein Gegenstand allgemeiner Nachahmung seyn, wenn auch das Beispiel aus dem ernsten London ausginge. Die Verwendung der Bibliothek in Alexandrien zur Erwärmung der Bäder für die siegenden Araber wird wohl nicht maßgebend für andere Badeanstalten seyn.

Als eine unschuldige Geschmacksache kann eine einfache Katzenmusik auch von einem Geschmacklosen nicht angesehen werden, weil sie zu leicht in einen kraß pöbelhaften Excesß übergeht, wenn sie nicht, wie ein loser Spaßvogel bemerkt haben soll, nach vorläufiger Anzeige unter den Schutz der sie circumvallirenden Nationalgarde gestellt wird.

Ein ganz unbedeutender Schneeballen kann eine Lawine erzeugen, die Gebäude von der Erde rasirt, und ein kleiner nicht beachteter Funke hat Scheunen und Häuser in Asche verwandelt.

Haben wir nicht schon traurige Fälle, wo Menschen in Folge von Katzenmusiken vom Schlage berührt, ein Opfer des Todes waren, und wo Menschen, und zwar nicht bloß wirkende Mitglieder, sondern auch solche, die nur ihre Neugierde zu beklagen hatten, und wohl gar auch solche, die in edler Absicht, Scandale zu beseitigen, und Zwietracht unter den Ortsbewohnern hintanzuhalten, zum Lohne ihrer Bemühungen vom Troße mißhandelt und übel zugerichtet wurden. Muß der Genius der Menschheit bei solchen Erscheinungen nicht trauernd seinen Blick von einer Zeit abwenden, welche die Geburtsstunde der Constitution, der Verbürgung eines gesicherten Rechtszustandes ist, welche, dem Reste des Feudalismus entgegen tretend, die Wahrerin der staatsbürgerlichen Bildung seyn soll, aber damit im ärgsten Widerspruche, als Beschützerin des tollen Faustrechtes gebrandmarkt werden will. Kann man also wohl eine so grobe Sünde gegen die

*) Wir haben keinen Anstand genommen, diesen Aufsatz, obgleich er in halb verdeckter Wendung unsern diesfälligen Aufsatz angreift, aufzunehmen, wir gestehen aber, daß wir eine offene Polemik für würdiger halten. Was den Punkt der Katzenmusik betrifft, die wir als politische Demonstration für Geschmacksache erklärten, so ist unsere Meinung diese: Man verbiethe mit offenen dürren ehrlichen Worten auf constitutionellem Wege alle solche Demonstrationen, und wir werden, was an uns ist, dem Gesetze Achtung zu verschaffen suchen; Gesetze aber, die so unbestimmt lauten, daß man nicht weiß, was erlaubt, was verbothen ist, können an uns keine begeisterten Lobredner finden. Anmerk. d. Redakt.

Cultur als eine nicht ganz angemessene, nur nervöse Leute aufregende Manifestation der Redefreiheit ansehen, und sie mit dem Mantel der christlichen Liebe bedecken . . . . . .

Hat denn das nervenschwache Weib, das furchtsame Kind keinen billigen Anspruch auf humane Schonung seines natürlichen Zustandes? Hat denn der im menschlichen Herzen keimende Grundsatz: „Was du nicht willst, daß dir geschehe, das thue auch einem Andern nicht," durch die Constitution, also durch die Garantie eines Rechtszustandes, seine Geltung ganz und gar verloren, oder hat sie diesen Grundsatz für sogenannte mißliebige Personen doch durchlöchert?

Es gehört eine wahre Begriffsverwirrung dazu, derlei Akte als Kinder der durch die Constitution gesicherten Freiheit zu erklären. Dieses himmlische Wort wird wahrhaft in den Koth getreten, wenn man darunter nur die thierische Freiheit, das Vermögen der willkührlichen Bewegung des Körpers verstehen will, in welchem Sinne freilich der die zarte Jungfrau niederstoßende Ochs, die den ruhigen Wanderer zerreissende Hyäne und der kraftüberlegene Straßenräuber nur von ihrer Freiheit Gebrauch machen.

Montesquieu sagt: „Die Freiheit ist das Recht, Alles das zu thun, was die Gesetze verstatten, und könnte ein Bürger das thun, was sie untersagen, so würde er keine Freiheit mehr besitzen, weil die übrigen auf gleiche Weise eben die Macht haben würden."

Ohne Gesetz besteht kein gesicherter Rechtszustand, ohne diesen kein Vertrauen, keine Ruhe, keine Ordnung, wo diese wahren Schildhüther der Freiheit der Anarchie Platz machen, da versiegt der Wohlstand, der Besitz wird entwerthet, Künste und Wissenschaften ergreifen den Wanderstab, Handel und Wandel erlahmt und verschwindet, die Thüren des Gewerbsfleißes verschließen sich, und Armuth und Elend schlagen ihr grauenhaftes Lager auf. Soll das Gesetz das starke Band der Gesellschaft seyn, so muß ihm Befolgung und Handhabung zur Seite stehen, so, daß es nicht von dem einen oder andern Mitgliede willkührlich gelockert werde.

Die Selbsthilfe ist daher in jedem Staate, was immer für einer Regierungsform, auf die Nothwehre vernünftig beschränkt. Als eine gerechtfertigte Nothwehre können Katzenmusiken gewiß nicht in Schutz genommen werden. Haben sie eine oder die andere Makel im Privatleben zum Gegenstande, wie kann man sich's beifallen lassen, sich zum Sittenrichter des Mitbürgers zu erheben und ihn durch Injurien zu bessern, die von der ehrenwerthen Presse als ein verächtlicher Mißbrauch abgewiesen werden. Mißgriffe, Vergehen im öffentlichen Leben, wenn sie wirkliche, und nicht, wie es doch oft der Fall, bloß scheinbare sind, finden ihre zureichende Abhilfe in den constitutionsmäßigen Wegen der Beschwerdeführung, der Presse und Petition, wobei dem etwa unschuldig Angegriffenen das natürliche Recht der Vertheidigung durch Aufklärung, Entgegnung, Rechtfertigung oder Widerlegung nicht benommen wird, ein Recht, das Niemandem in einem despotischen Staate, um so minder in einem constitutionellen geraubt seyn solle.

Dieß ist es, worauf wir die Freunde der Katzenmusiken in ihrem eigenen Interesse und im Interesse der Eintracht und der Geselligkeit, also in bestgemeinter Absicht aufmerksam zu machen uns erlauben.

Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn,
Doch der schrecklichste der Schrecken
Ist — der Mensch in seinem Wahn'!

Notizen und Glossen.

— Wir kommen als verspätete Leichenbitter. In Aarau starb ein edler Mann: Heinrich Zschokke. Er gehörte zu jenen seltenen deutschen Schriftstellern zweiten Ranges, die ihre Popularität nicht durch Verzichtleisten auf geistigen Gehalt erkauften. Sein Einfluß auf die Bildung der Mittelclassen war ein Gewaltiger. Noch jetzt gibt es Leute, nicht ununterrichtete Leute, die auf „Alamontade" schwören, denen die „Stunden der Andacht" das höchste in diesem Fache sind, während Andere, die schon Anspruch auf gründlichere Bildung machen, in seiner „Welt und Selbstschau" den bequemsten Ausdruck ihrer Ansichten finden werden. Wolfgang Menzel nannte in seiner scharfen aber einseitigen Weise Zschokke's Stunden der Andacht: die bequemste Eselsbrücke, die je von der Erde zum Himmel geschlagen wurde. Es haben diese Stunden jedenfalls das große Verdienst, in weiten Kreisen das Bedürfniß nach Religion wachgerufen zu haben, wenn sie den reelen Hunger auch nicht mit reeler Kost zu stillen wußten. Zschokke's Bemerkung, daß es viel „Heimlichkranke" gebe, ist eine sehr richtige, er meint jene Leute, die sich in einer aufgeklärten Welt des unerlöschlichen religiösen Gefühles schämen und so im traurigsten Zwiespalte mit sich selbst leben. Es gibt jetzt überhaupt mehr scheinbar Ungläubige als scheinbar Gläubige. — In seinen kleineren Erzählungen spricht sich ein durchaus edler Sinn und eine köstliche Darstellungsgabe besonders in komischen Parthien aus. Friede und Ehre der Asche des Biedermanns!

— Tieck's Briefwechsel, womit sich gewissermaßen die Annalen der romantischen Schule schließen, soll mit Nächsten erscheinen. Sowohl seine eigenen, als auch die Briefe seiner bedeutendsten Freunde und Zeitgenossen werden in dieser Sammlung erscheinen, darunter auch mehrere Briefe der Rahel an Tieck.

(Juvavia).

Verantwortlicher Redakteur: Vinzenz Rizzi. Verleger: Ferdinand Oder v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge 1.)

№ 7. Klagenfurt, Mittwoch den 26. Juli 1848.

Die National = Bank.

Wir entlehnen dem „Journal des österr. Lloyd" folgenden klar und eindringend geschriebenen Artikel, und bemerken, daß der am Schlusse desselben berührte Antrag von der Nationalversammlung zu Frankfurt bereits angenommen wurde. —

In der Allg. Zeitung vom 13. Juli wird uns für nächsten Monatsschluß ein günstigerer Bankstand versprochen, und die Bank gelobt, daß sie 6 Millionen Silber im Auslande angekauft; zugleich wird aber anerkannt, daß das Geldausfuhrverbot wie ein drückender Alp auf unsern Handelsverhältnissen lastet, und die Hauptaufgabe die sey, das gestörte Vertrauen wiederherzustellen.

Wie das Vertrauen sich wiederfinden soll, so lange die Bank nicht jeder Anforderung zur Einwechselung ihrer Noten entspricht, so lange die Noten vom Geldwechsler gegen das dem Ausfuhrverbot unterliegende österreichische Silbergeld nur mit 7 Procent, gegen fremdes Silbergeld gar nur mit 12 bis 15 Procent Verlust genommen werden, und man nicht weiß, wo die Grenze des Uebels seyn wird, das sehen wir nicht wohl ein. Mit den vom Auslande angeschafften 6 Millionen Silber ist gar nichts gethan, nicht einmal ein Anfang gemacht, die Bank in den Stand zu setzen, ihre Obliegenheit zu erfüllen. Um jene 6 Millionen Silber zu bekommen, hat die Direction über 7 Millionen Banknoten ausgegeben, denn sie kaufte, um jene zu bezahlen, Wechsel auf's Ausland zu Cursen, welche bis 20 Percent über Pari standen. Sie nahm, um die 6 Millionen Silber zu bekommen, 7 Millionen aus dem Wechselmarkte, und entzog sie folglich der Verwendung zur Deckung eines gleichen Betrages anderer Schulden gegen das Ausland. Für jene 6 Millionen entstand also das Bedürfniß, 7 Millionen mehr hinauszuschaffen. Und da die dafür von der Bank in Umlauf gesetzten Banknoten nicht gebraucht werden können, jene Summe im Ausland zu bezahlen, die Ausgleichung des Mißverhältnisses der Gesammtsumme unserer Forderungen zur Gesammtsumme unserer Schulden gegen das Ausland auch nicht so schnell durch Verminderung der Einfuhr fremder Waaren, oder Vermehrung der Ausfuhr inländischer Erzeugnisse geschehen kann, so wurde gerade durch jene Operation der Bank der Reiz zur Ausfuhr von Silbergeld noch vermehrt. Jene Operation war also kein Schritt, die Rückkehr zu normalen Verhältnissen, zur Aufhebung des Ausfuhrverbots, zu unbeschränkter Einwechselung der Banknoten, und zum ungezwungenen Umlauf dieser neben dem Silbergelde, anzubahnen. Die Bank scheint endlich auch selbst zu dieser Ansicht gekommen zu seyn. Wie wir hören, hat sie den Ankauf von Wechseln auf das Ausland, um dagegen Silber kommen zu lassen, eingestellt. Sie macht dagegen ein anderes Manöver. Sie läßt jetzt unter der Hand im Inlande Silbergeld aufkaufen, indem sie für 100 Gulden Silber 105—107 Gulden Banknoten hergibt. Diese Maßregel ist weniger tadelnswerth als die frühere. Und da sie von dem auf diese Art zusammengebrachten Silber wenig wieder ausgibt, indem wenigstens ihre Noteneinwechslungen sich auf die kleinsten Beträge beschränken, so kann allerdings ihr Silbervorrath sich etwas vergrößern. Allein die Summe der Noten im Umlauf wird vermehrt, und dem Wucher in den Verwechslungen durch die Bank selbst Vorschub gegeben. Unsere Valuta bleibt entwerthet und das Mißtrauen wird nicht gehoben!

Es ist traurig zu sehen, wie die Direction der Bank in der schlechten Lage, in die sie durch ihre fehlerhafte Leitung sich selbst und uns alle gebracht, sich nicht zu Schritten ermannen kann, welche ihr Interesse und ihre Pflicht gebieterisch fordern. Diese Schritte sind angegeben und begründet worden. Sie sind durch Verminderung der Banknoten im Umlauf, und Erhöhung des Zinsfußes, Geld bei uns rar und theuer zu machen, damit das Ausland für sein Geld bei uns vortheilhafte Verwendung finde, und es uns hereinsende, nicht das unsrige begehre. Ein auswärtiges Anlehen zum Behuf der Vermehrung ihrer Silbervorräthe, auf Si-

cherheit der Unterpfänder, welche der Staat der Bank gegeben hat, oder geben muß für die ganz übermäßigen Vorschüsse, welche er von ihr erhalten. Verdoppelungen des Bankfonds durch Ausgabe neuer Actien. Ausgabe größerer, zinstragender Banknoten gegen Einziehung einer ähnlichen Summe der jetzt in Umlauf befindlichen, indem jene weniger schnell zur Einwechslung werden präsentirt werden. Und endlich Einstellung jeder Dividendenzahlung an die Actionäre, so lange die Bank im Zustande der Zahlungssuspension ist, indem jede Entfremdung eines Theils der Masse, welche für die Erfüllung der Obliegenheiten der Gesellschaft haften soll, eine Unredlichkeit gegen ihre Gläubiger, gegen das die Banknoten besitzende Publicum ist.

In einem Berichte des Ausschusses für Volkswirthschaft wird der Nationalversammlung zu Frankfurt vorgeschlagen: „die österreichische Regierung solle angegangen werden, das bis Ende Juli verlängerte Geldausfuhrverbot (welches sich übrigens nur auf österreichisches Silbergeld erstreckt) aufzuheben.“ Es wird in jenem Berichte manches Treffende über das Ungerechte und Zwecklose jener Maßregel gesagt. Wir selbst stimmen unbedingt für die Aufhebung des Ausfuhrverbots. Aber zugleich muß die Bank ihre Pflicht thun, und sich in Lage setzen, auf die Zahlungssuspension verzichten zu können.

Entwurf der Grundzüge des öffentlichen Unterrichtswesens in Oesterreich *).

Vorbemerkungen.

Die Verbesserung des Unterrichtswesens ist ein tief gefühltes Bedürfniß; es ist endlich möglich geworden, sie mit Entschiedenheit zu beginnen. Dieß von Staatswegen zu thun, zwingt eben so sehr die Wichtigkeit des Gegenstandes für die ganze bürgerliche Gesellschaft, als die Pflicht: Jedermann, auch dem Aermsten, die Wege der Bildung zu eröffnen.

Indem aber der Staat die Kraft und den Willen der Einzelnen in Bezug auf Unterricht und Bildung zu ergänzen bestrebt ist, muß ihm zugleich die Freiheit seiner Bürger und insbesonders das Recht der Familie heilig seyn; er darf sie nirgends ohne Noth beschränken.

Große Schwierigkeiten sind zu besiegen. Die Zustände und Bedürfnisse der österreichischen Länder sind sehr verschieden, und erschweren die Feststellung und Ausführung allgemeiner Maßregeln; die Mängel der bestehenden Einrichtungen gegenüber den dringenden Anforderungen der Gegenwart machen hie und da Sprünge fast unvermeidlich, deren Erfolge nicht durch vorausgehende stufenweise Erfahrungen völlig sicher gestellt werden können; die genügende Zahl tüchtiger Lehrer ist zum Theile erst heranzubilden; bedeutende Geldopfer sind zu bringen. Die durch die Freiheit erstarkende Kraft des Volkes, das Gefühl der Nothwendigkeit, die Begeisterung für die Würde und das Glück des Vaterlandes werden diese Hindernisse überwinden.

Um die Gefahren, welche in der raschen Umgestaltung eines für Millionen bestimmten Unterrichtswesens ohnehin liegen, nicht in das völlig unbestimmte zu steigern, ist es räthlich, mit Hintansetzung mancher glänzender Vorschläge nur solche neue Haupteinrichtungen zu treffen, deren Wirksamkeit sich anderwärts unter Verhältnissen, welche den unsrigen ähnlich sind, schon durch die Erfahrung erprobt hat.

Der vorliegende Entwurf enthält nur die Grundzüge des Systems des öffentlichen Unterrichtes; sie sind durch ausführliche Lehrpläne, Amts-Instruktionen und Verordnungen zu vervollständigen. Diese Vervollständigung ist es, welche vorzüglich die Beachtung der besonderen Zustände und Bedürfnisse der verschiedenen Staatstheile fordert, und deßhalb zwar ohne Zögern, aber doch nur allmählig eintreten kann. Die allerseits erwachende kräftige Thätigkeit des Lehrstandes wird hiemit die kräftigste Hilfe seyn.

Die Einrichtungen des Unterrichtswesens hängen an vielen Stellen mit andern staatlichen Einrichtungen und Anordnungen zusammen, so z. B. mit der Competenz der Provinzial-Landtage, den Kreis- und Gemeinde-Ordnungen, dem Steuer-Systeme, den Staatsdiener-Gesetzen; manche in dem Entwurfe enthaltenen Bestimmungen sind daher nur als rein hypothetische zu betrachten.

Im Systeme des öffentlichen Unterrichtes bilden die Volksschulen das erste und zugleich das wichtigste Glied; sie haben diejenige Summe von Kenntnissen und Fertigkeiten zu lehren, welche künftig keinem Staatsbürger mangeln soll. Wo das ganze Volk zur Theilnahme an der Gesetzgebung berechtigt ist, da darf keine Anstrengung und kein Opfer gescheut werden, um Allen den Unterricht zu gewähren, ohne welchen jenes Recht ein Widerspruch wäre. Vermehrung der Schulen und ihres bisherigen allzuärmlichen Lehrstoffes

*) Das bisher interimistisch geführte Ministerium des öffentlichen Unterrichtes übergibt über Berathung mit sachverständigen Fachmännern, und in Prüfung mehrseitig ihm zugekommener Vorschläge, zur Anbahnung gründlicher Reformen im Unterrichtswesen, deren Durchführung jedoch durch legislative Bestimmungen in anderen Administrationszweigen bedingt ist, einen Entwurf von Grundzügen des öffentlichen Unterrichtswesens in Oesterreich, wie ihres Erachtens solches für die Zukunft eingerichtet werden dürfte, zur öffentlichen Beurtheilung aller derjenigen, welche durch Kenntnisse, Erfahrungen und Begeisterung für die Fortschritte in gründlicher Bildung die Bemühungen der Regierung in dieser Richtung zu unterstützen vermögen. (Wr. Ztg.)

höhere Bildung der Lehrer, eine günstigere äußere Stellung derselben, endlich eine solche Leitung des Volksschulwesens, welche alle Interessen derselben mit gleichem Eifer und gründlicher Einsicht verfolgt, sind dasjenige, was hier vorzüglich Noth thut.

Das zweite Glied des Unterrichtssystems bilden die mittleren Schulen. Sie sind theils Specialschulen, welche unmittelbar für einzelne Lebensbeschäftigungen vorbereiten, theils haben sie eine höhere allgemeine Bildung zu gewähren. Die letzteren zerfallen in zwei Reihen, deren erste durch die lateinische Schule (Unter-Gymnasium) und durch das Lyceum (Ober-Gymnasium), die zweite aber durch die Bürgerschule und die Realschule gebildet wird. Der Hauptunterschied beider Reihen liegt darin, daß die erste die alten klassischen Sprachen und ihre Literatur als ein wesentliches Bildungs-Element in sich aufnimmt, welches in der zweiten durch moderne Sprachen und ihre Literatur, vorzüglich durch die der Muttersprache ersetzt wird. — Die Nothwendigkeit dieser Scheidung ist durch den gegenwärtigen Zustand und die Bildungs-Geschichte der europäischen Cultur gegeben. Jener erlaubt einen großen Theil der Staatsbürger auf Grundlage der modernen Literatur zu höherer Bildung hinanzuleiten; diese gebiethet, für einen eben so großen Theil die alte Literatur als Grundlage beizubehalten, um unserer Bildung nicht die Wurzel abzuschneiden, aus der sie erwuchs, auf der sie feststeht, und woraus sie fortwährend unersetzbare Nahrung zieht.

Eine zweckmäßige Behandlung dieses Unterrichts-Gegenstandes, fern von Einseitigkeit und Pedanterie, welche schon in der Schule über das bloße Sprach-Studium hinaus zu reichlicher Lectüre der klassischen Werke gelangt, wird die hie und da erwachte Abneigung gegen ihn rasch besiegen.

Die leitenden Grundsätze bei Anordnung beider Reihen waren:

1) Sie haben beide eine wahrhaft allgemeine Bildung zu gewähren, daher nebst den Sprachstudien in fruchtbarer Ausdehnung die übrigen allgemeinen Wissenschaften, Mathematik, Naturwissenschaften und Geschichte zu behandeln;

2) durch die Allgemeinheit der Unterrichtsgegenstände soll insbesondere die Bildung der Schüler, welche aus der zweiten Reihe von Schulen (Bürger- und Real-Schulen) hervorgehen, von der bisherigen Einseitigkeit der technischen Richtung befreit, und die Kluft entfernt werden, welche die höher gebildeten Stände rücksichtlich der Art ihrer Bildung in zwei getrennte Klassen scheidet;

3) beide Reihen von Schulen haben zugleich zu den ihnen entsprechenden hohen Schulen vorzubereiten;

4) jede Reihe und jedes Glied derselben soll aber auch ein möglichst abgeschlossenes Ganzes von Bildung gewähren, welches die Schüler befähigt, mit reellen Kenntnissen ausgerüstet in das practische Leben überzutreten;

5) ein Uebertritt aus einer Reihe von Schulen in die andere soll so viel als möglich offen seyn.

Die hohen Schulen, d. i. die Universitäten und die technischen Institute, bilden das letzte Glied des Systems der Unterrichts-Anstalten. Ihre Scheidung beruht auf der Verschiedenheit, welche in den zwei Hauptreihen der Mittelschulen, als ihren Vorbereitungsstufen, liegt.

Für eine Vereinigung beider, insofern es sich um vollständige Universitäten und vollständige technische Institute handelt, spricht kein wichtiges praktisches Bedürfniß. Werden an beiden zum Theile gleiche Gegenstände behandelt, so ist doch die Behandlung selbst wesentlich verschieden; und da eine Vereinigung in den nämlichen Lokalitäten nicht möglich wäre, so ergäbe sich auch keine Erleichterung für Solche, welche beide Anstalten zugleich zu benützen wünschen. Wohl aber dürften zwei so große Körperschaften durch Vereinigung leicht jene Freiheit der Bewegung verlieren, deren eine jede von ihnen im Interesse ihrer eigenthümlichen Zwecke bedarf.

Den Einrichtungen der Universitäten, welche der nachfolgende Entwurf enthält, haben die nicht österreichischen deutschen Universitäten zum Vorbilde gedient, sowohl weil sie die bewährtesten sind, als auch weil der künftige Wechselverkehr zwischen ihnen und den österreichischen Universitäten es fordern.

Die Universitäten sind vor Allem Lehranstalten. Es ist von großer Wichtigkeit, ihnen keine Stellung aufzunöthigen, wodurch ihr Hauptzweck gefährdet werden könnte.

Die zweckmäßige Leitung einer Lehranstalt fordert so genaue specielle Kenntnisse, daß sie mit Beruhigung nur in die Hände vollkommen sachverständiger Männer gelegt werden kann. Die unmittelbare Leitung solcher Lehranstalten, welche ihrer Natur nach einen höher gebildeten und zahlreicheren Lehrkörper haben, wird nach dem Zeugnisse der Erfahrung am sichersten durch den Lehrkörper selbst geführt, unter Controle einer übergeordneten sachverständigen Behörde und der öffentlichen Meinung.

Wenn gleich die Sorge für Unterricht und Bildung der Staatsbürger dem Staate obliegt, und ihm nur zum großen Schaden des Ganzen abgenommen werden könnte, so ist doch die innige und kräftige Betheiligung der einzelnen Individuen und Korporationen besonders bei den Volksschulen von größter Bedeutung. Obschon daher die Dotirung aller öffentlichen Lehrer aus der Staatskasse durch die Einfachheit des Ver-

fahrens sich empfiehlt, so scheint es doch dienlicher zu seyn, zur Erweckung jener Theilnahme, daß die Volks- und Bürgerschulen für Gemeinde-, die übrigen mittleren Schulen vorherrschend für Provinzial-, die hohen Schulen vorherrschend für Staatsanstalten erklärt werden, so jedoch, daß den mangelnden Kräften einzelner Gemeinden die Provinzial-Kassen, dieser aber die allgemeine Staatskasse zu Hilfe zu kommen hätten. Hierdurch sollte den Gemeinden und Provinzen keineswegs gestattet seyn, weniger, wohl aber mehr als das streng Nothwendige zu thun; die Aufforderung dazu würde in der Ueberzeugung liegen, daß die hiefür gebrachten Opfer unmittelbar im eigenen Interesse gebracht worden. Dieß könnte einen glücklichen Wetteifer der Gemeinden und Provinzen erzeugen und die gegenseitige Hilfeleistung dürfte das Gefühl des allseitigen Zusammengehörens in nicht geringem Maße erhöhen.

Der Einfluß der Gemeinden auf die Lehrer und die Leitung der Volksschulen muß sich richten nach dem Bildungszustande des Volkes; er wird allmählig steigen können und sollen.

Während die Volksschulen, die Gymnasien und Universitäten einer wesentlichen Umgestaltung benöthigen, bedürfen die übrigen Schulen nur einer Fortbildung auf der schon bestehenden Grundlage; der vorliegende Entwurf, indem er eben die Grundlagen zu bezeichnen hat, behandelt daher nur die ersteren mit größerer Ausführlichkeit.

Das Ministerium des öffentlichen Unterrichtes übergibt diesen Entwurf, das einstweilige Resultat mehrseitig ihm zugekommener Vorschläge, der Oeffentlichkeit, damit er die Sachverständigen zur Entwicklung ihrer Ansichten veranlasse, und als Faden dienen könne, woran zu leichterer Erzielung eines praktischen Erfolges die öffentliche Meinung ihre Urtheile und Wünsche bequem und in leicht übersichtlicher Weise zu knüpfen vermag. Denn eine öffentliche Maßregel kann nur dann von großer und segensvoller Wirkung seyn, wenn sie aus dem Geiste des Volkes hervorgegangen ist, und mit der Meinung der Einsichtsvollsten in ihm im Einklange steht.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen und Glossen.

— Heinrich Kern, der Redakteur der „österreichisch Deutschen Zeitung," meldet in dem Blatte vom 19. Juli, daß er von der Redaktion abtrete. Bei dieser Gelegenheit schreibt er folgende Worte, die uns aus der Seele geschrieben sind: „Die Partei, der ich angehöre, ist leider unter uns noch klein, und ich war deßhalb zuweilen gezwungen, der öffentlichen Meinung entgegen zu treten. Aber ihr gehört die Zukunft, vielleicht auch schon eine nahe Zukunft. Denn es ist die Partei der wahren Deutschen, die es bereits einsieht, daß Deutschland nicht durch die Unterdrückung irgend einer fremden Nationalität, sondern allein durch sich selbst und durch die Freiheit groß und mächtig werden kann. — Die Verhältnisse der Deutschen in Oesterreich sind höchst beunruhigend. Während den slavischen Nationalitäten, deren keine für sich allein bestehen kann, an einem modifizirten Fortbestehen der gegenwärtigen Verhältnisse so lange gelegen ist, bis sie entweder stark genug sind, auf eigenen Füßen zu stehen, oder bis sie die ihnen wünschenswerthen Bundesgenossen gefunden, sind es die Deutschen allein, welche es bisher leider noch immer nicht tief genug fühlen, daß sie durch die Lockspeise eines starken Oesterreichs, das ihnen gewiß bei seinem prekären Bestande selbst die materiellen Vortheile, die sie sich davon versprechen, nicht lange sichern wird, von dem Aufgehen in einen natürlichen Mutterstaat sich abhalten lassen, welcher durch innere und äußere Macht jene Vortheile weit besser zu sichern vermöchte. — Ich weiß und wußte wohl, daß diese Gesinnungen noch wenig Anklang finden, weil Viele sich noch immer einbilden, in jenem Oesterreich eine Hegemonie zu behaupten, ebenso weiß ich es, daß über kurz oder lang die Deutschen in Oesterreich zur Einsicht gelangen werden. Aber leider haben sich bis jetzt selbst in der Presse noch wenige Stimmen für diese Ideen erhoben, welche doch allein einer wahren Begeisterung würdig sind, weil sie mit dem Wohle des Volkes Hand in Hand gehen."

— Es gibt eine Strophe des Arndt'schen Volksliedes vom „deutschen Vaterland", die von unseren Liedertafeln u. s. w. gewöhnlich nicht mitgesungen wird; sie lautet:

„Ist's was der Fürsten Trug zerklaubt,
Vom Kaiser und vom Reich geraubt?"

An dieses Distichon (welches übrigens, der letzten vom Verfasser besorgten Ausgabe der Arndt'schen Gedichte zufolge, von fremder Hand eingefügt zu seyn scheint) knüpft Daily News für ihre englischen Leser einen Abriß der deutschen Fürsten- und Hofgeschichte in den letzten drei bis vier Jahrhunderten, welcher nicht kläglicher lauten könnte, und leider nur allzugenau der Wahrheit entspricht. Daily News schließt mit der Bemerkung: Nachdem durch die Einsetzung eines Reichs-Verwesers die neue Reichseinigung unter Einem Oberhaupte auf legalem Wege erfolgt, seyen die etlichen dreißig deutschen Fürsten rechtlich in den Stand zurückversetzt, aus dem ihre Häuser ursprünglich nur durch Usurpation herausgetreten, nämlich in den Vasallenstand. Dem Reichsoberhaupte und dem deutschen Parlamente komme es nun zu, mit aller Strenge, und erforderlichen Falls mit Anwendung der äußersten Exekutionsmittel, darüber zu wachen, daß dieser Rechtszustand faktisch gehandhabt werde. (Allg. Ztg.)

— Dr. del Cott schreibt in der Laibacher Zeitung: „Der lästigste Censor ist der Provinzialgeist. In jedem Staatshämorrhoidarius und in jeder Beschwester *) hat er einen Adjunkten, und so wird die Preßfreiheit für viele Provinzen geradezu nur Ironie; es ist, als würde man zu einem Engbrüstigen sprechen: „Mein Herr, Sie dürfen frei Athem holen!" Der Kaiser kann hundert Mal sagen: „Schreibt und sprecht, wie's euch um's Herz ist." Der besonnene Provinzialgeist kömmt, stülpt seinen Zopf auf und sagt: „Veto!" und dann hat auch der Kaiser sein Recht verloren!

*) Das Verzeichniß ist nicht erschöpfend. A. d. R.

Verantwortlicher Redakteur: Vinzenz Rizzi. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge I.)

№ 8. Klagenfurt, Freitag den 28. Juli 1848.

Entwurf der Grundzüge des öffentlichen Unterrichtswesens in Oesterreich.

(Fortsetzung.)

Allgemeine Bestimmungen.

§. 1. Der Staat erkennt es als sein Recht und als seine heilige Pflicht, für den Unterricht der Jugend beiderlei Geschlechtes zu sorgen, und diesen Unterricht sowohl selbst durch öffentliche Lehrer zu ertheilen, als auch, so weit er durch Privatpersonen ertheilt wird, ohne Verletzung des Familienrechtes zu beaufsichtigen.

§. 2. Alle Ältern und Vormünder sind verpflichtet, ihren Kindern und Mündeln wenigstens so viel Unterricht zu ertheilen und ertheilen zu lassen, als künftig in den öffentlichen Volksschulen gegeben wird.

§. 3. Der Unterricht wird ertheilt, 1) in der Familie, 2) in Privatschulen, 3) in öffentlichen Schulen.

§. 4. Der Unterricht kann in der Familie für alle Unterrichtsstufen gegeben werden. Die in den Familien Unterrichteten haben,

1) spätestens bis zum vollendeten zwölften Jahre durch eine Prüfung an einer öffentlichen Schule zu beweisen, daß sie den für öffentliche Volksschulen vorgeschriebenen Unterricht mit ausreichendem Erfolge genossen haben. Zeigt sich, daß der Erfolg nicht ausreichend ist, so können die Aeltern und Vormünder zur Fortsetzung des Privatunterrichtes oder die Kinder zum Behufe einer öffentlichen Sonntags- oder Wiederholungsschule bis zur Ergänzung des Fehlenden angehalten werden;

2) um in eine öffentliche Schule aufgenommen zu werden, haben sie den Besitz der für dieselbe nöthigen Vorbildung durch den Erfolg einer Prüfung zu erweisen;

3) um zu strengen Prüfungen an hohen Schulen oder zu Staatsprüfungen, welche sich auf die Lehrgegenstände der hohen Schulen erstrecken, zugelassen zu werden, haben sie durch Prüfungen oder öffentliche Zeugnisse den Besitz derjenigen Vorbildung nachzuweisen, welche auf den Vorbereitungsschulen zu den hohen Schulen ertheilt wird.

§. 5. Zur Errichtung einer Privatschule ist Jedermann berechtigt, der 1) volljährig, 2) nicht eines entehrenden Vergehens überwiesen, oder von einer Lehrerstelle durch die öffentlichen Behörden entfernt worden ist, 3) die gesetzlichen Eigenschaften besitzt, um als Lehrer in der zu errichtenden Schule, falls sie eine öffentliche wäre, angestellt werden zu können, 4) einen Lehrplan vorlegt, welcher die Billigung der zur Bewilligung berechtigten Behörde erhält, 5) den Besitz der nöthigen Lehrmittel nachweist. Die Bewilligung zur Eröffnung von Privat-Volksschulen ertheilt der Landes-Schulrath, zur Eröffnung höherer Schulen das Ministerium des öffentlichen Unterrichtes.

§. 6. Die Privatschulen sind: 1) in Betreff der Qualification der Lehrer an die Vorschriften gebunden, welche für die öffentlichen Lehrer gelten, 2) die Unternehmer sind verantwortlich für den Zustand derselben, 3) sie unterstehen der Aufsicht der öffentlichen Schulbehörden gleich den öffentlichen Schulen.

§. 7. Die öffentlichen Schulen zerfallen in niedere oder Volksschulen, in mittlere und in hohe Schulen. Die Volksschulen lehren, was zu wissen und zu können künftig jedem österreichischen Staatsbürger nothwendig ist. Die hohen Schulen geben den höchsten streng wissenschaftlichen Unterricht, der überhaupt auf Schulen ertheilt werden kann; sie sind die Universitäten und die technischen Institute. Die mittleren Schulen bereiten theils zu den hohen Schulen, theils zu solchen besonderen Lebens-Beschäftigungen vor, welche mehr Bildung fordern, als die Volksschule gewährt, ohne doch des Unterrichtes der hohen Schule zu bedürfen. Sie sind die Gymnasien, die Bürger-, und Real- und andere Special-Schulen.

§. 8. Der öffentliche Unterricht wird in den Volksschulen allen Dürftigen, in den mittleren und hohen Schulen, allen Dürftigen, welche in den vorangehenden Schulen bewiesen haben, daß sie ein gutes Talent und Neigung zum Lernen besitzen, unentgeldlich ertheilt.

§. 9. Die hohen Schulen stehen künftig unmittelbar, die übrigen mittelbar unter dem Ministerium des öffentlichen Unterrichtes. Zur Leitung der Volks- und

mittleren Schulen unter der Oberleitung des Ministeriums wird in jeder Provinzial-Hauptstadt ein Landes-Schulrath zusammengesetzt werden, bestehend aus vier Direktoren, einem für die Volksschulen, einem zweiten für die Gymnasien, einem dritten für die übrigen mittleren Schulen, einem vierten auf Vorschlag des bischöflichen Consistoriums zu ernennenden, für den Religionsunterricht und die Leitung der religiösen Bildung der Jugend.

Diese Directeren sind für den Zustand der ihnen anvertrauten Unterrichtszweige verantwortlich. Sie sind nur mit Rücksicht auf ihre Tüchtigkeit zu dem zu besorgenden Geschäfte und vorzüglich aus dem Stande der erfahrenen Schulmänner zu wählen. Der Landesschulrath bildet eine Abtheilung der Provinzial-Regierungsbehörde.

II. Abtheilung.

Die niederen oder die Volksschulen.

§. 10. Die Volksschule hat dasjenige Maß von Kenntnissen und Fertigkeiten, welche künftig bei jedem mündigen Bewohner des österreichischen Staates vorausgesetzt werden müssen, damit er durch redlichen Erwerb sein Bestehen zu sichern, die Rechte und Pflichten, welche aus den neuen Staatseinrichtungen ihm erwachsen, zum Wohle des Ganzen und seiner selbst auszuüben, und ein menschenwürdiges Leben zu führen im Stande sey.

§. 11. Die Erhaltung der Volksschulen und ihrer Lehrer ist künftig eine Gemeinde-Angelegenheit. Die Gemeinden sind berechtiget, zu diesem Zwecke eigene Gemeinde-Umlagen auszuschreiben. Die Personen oder Corporationen, welche bisher zu Beiträgen zur Erhaltung der Schulen und Lehrer verpflichtet waren, bleiben dieß auch künftig, in so weit nicht etwa der Grund, woraus diese Verpflichtung erwächst, künftig wegfällt. Sie haben aber diejenigen Beiträge, welche in Geld bestehen, an die Gemeinde-Kassen abzuliefern. Wo die Kräfte der Gemeinden nicht ausreichen, treten die Provinzialmittel, und für die Provinzen die Staatsmittel mit ihrer Aushilfe ein, über deren Größe die Provinzial-Land- und Reichstage entscheiden.

§. 12. In den Landschulen wird künftig kein Schulgeld bezahlt, in den Stadtschulen steht die Erhebung desselben von den Zahlungsfähigen den Gemeinden frei, ist aber nirgends durch die Lehrer, sondern, wo sie stattfindet, durch die Gemeinden selbst vorzunehmen.

§. 13. Die Unterrichtsgegenstände derselben sind:

1) Religion und Moral;

2) Lesen, Schreiben und Rechnen;

3) die Muttersprache bis zum fertigen mündlichen und schriftlichen Ausdrucke;

4) populäre Natur-, Menschen- und insbesondere Vaterlandskunde, daher

a) die Grundlinien der Welt- und Vaterlandsgeschichte, der einheimischen Staatsverfassung und Verwaltung, in Verbindung mit Geographie,

b) geometrische Anschauungslehre mit Zeichnen,

c) solche Theile der populären Naturgeschichte, Naturlehre und Technologie, welche praktische Anwendung auf die häufigsten und wichtigsten ländlichen oder städtischen Gewerbe finden, in Verbindung mit den für diese Zwecke wichtigsten statistischen Kenntnissen;

5) praktische Anweisungen zu nützlichen Beschäftigungen (Baumzucht, weibliche Arbeiten u. dgl.).

6) Gesang, Leibesübungen, worunter auch das Exerciren.

§. 14. Damit die Volksschule ihren Zweck zu erfüllen vermöge, soll die Schulpflichtigkeit der Kinder, welche keine höhere, als diese Schule besuchen werden, vom beendeten 6. bis 12. Jahre, und für die nachfolgende Sonntagsschule bis zum beendeten 15. Jahre bestehen, und es soll allmählig und sobald als möglich dafür gesorgt werden, daß 1) in jeder Gemeinde, wo sich wenigstens 60 schulpflichtige Kinder befinden, welche der Entfernung wegen eine andere Schule nicht besuchen können, eine selbstständige Schule errichtet werde; 2) daß jeder Trivialschule eine 3. Klasse beigegeben werde; 3) daß an jeder Volksschule die nach Zahl und Art der Klassen und Schüler nothwendige Anzahl von Lehrern, Lehrerinen und Lehrzimmern nebst einem Spielplatze, und bei den Landschulen auch ein Garten vorhanden sey; 4) daß auf dem Lande zur Unterstützung der Lehrer, wo eine solche sich als wünschenswerth darstellt, die Pfarrgeistlichkeit, so weit die Geschäfte der Seelsorge es gestatten, außer dem Religions-Unterrichte noch einen anderen Theil des Volks-Unterrichtes übernehme; 5) daß das Institut der Mutter- oder Kleinkinderschulen die größtmögliche Ausdehnung erhalte; 6) daß der Unterricht der eigentlichen Volksschulen, gleich wie er durch die Mutterschule vorbereitet wird, so durch zweckmäßige Sonntagsschulen seine Fortsetzung und Vollendung erhalte.

§. 15. Die dritte Klasse der Volksschulen und die Sonntagsschulen haben vorzüglich die Unterschiede zu berücksichtigen, welche zwischen den Stadt- und Land-Beschäftigungen, ihren verschiedenen Arten nach den örtlichen und Landesverhältnissen, ferner zwischen den beiden Geschlechtern und endlich zwischen denjenigen Schülern stattfinden, welche ihre Schulbildung in der Volksschule abschließen, und welche sie in einer höheren Schule fortsetzen werden.

§. 16. Der Unterricht in der Volksschule wird ausschließlich in der Muttersprache ertheilt; es hängt von den Gemeinden ab, ob und wie sie für die gleichzeitige Erlernung einer zweiten Landessprache Vorsorge treffen wollen.

§. 17. Um für die nöthige Bildung der künftig anzustellenden Lehrer zu sorgen, ist sogleich in jeder Provinzial-Hauptstadt ein für jetzt zweijähriger, später dreijähriger Candidaten-Lehrkurs einzurichten, welcher allmählig zu einem vollständigen Lehrer-Seminarium auszubilden ist. Aufgenommen in diesen Lehrkurs sollen nur solche Schüler werden, welche sich über die Erlernung derjenigen Unterrichts-Gegenstände, die gegenwärtig in den zwei Jahrgängen der 4. Normalklasse künftig in der Bürgerschule, oder in den vier ersten Klassen der Gymnasien gelehrt werden, durch giltige Zeugnisse oder eine Aufnahmsprüfung ausweisen können. An der Spitze eines jeden dieser pädagodischen Lehrkurse steht ein praktischer Schulmann als Direktor, der zugleich erster Lehrer ist, und diesem Geschäfte gegen einen anständigen Gehalt sich ganz zu widmen hat. Die übrigen Lehrer werden vor der Hand aus den in der Stadt vorhandenen ausgezeichnetsten Lehrkräften zu Hilfe genommen, und können für diesen Zuwachs ihrer Geschäfte durch Remunerationen entschädiget werden. Nur wer ein auf Grundlage einer theoretischen und praktischen Prüfung von einer solchen Anstalt ertheiltes Lehrfähigkeits-Zeugniß besitzt, kann künftig zu einer Lehrerstelle vorgeschlagen werden.

§. 18. Die sämmtlichen Lehrer und Unterlehrer (Gehilfen) auf dem Lande haben sich künftig nach Schulbezirken, entsprechend den gegenwärtigen Decanaten oder Vicariaten, jährlich wenigstens zwei Mal, jedes Mal auf zwei bis 3 Tage, zu versammeln, um ihre pädagogischen Erfahrungen auszutauschen, neue Methoden und Mittel des Unterrichtes kennen zu lernen und so fortwährend sich zu vervollkommnen. Zur Leitung dieser Lehrer-Versammlung wird der Schul-Inspektor eines jeden Kreises für jeden Schulbezirk von Zeit zu Zeit einen in demselben wohnenden vorzüglichen Schulmann bezeichnen. — In gleicher Weise werden die Lehrer in jeder Stadt mehrere Male des Jahres in eine, oder in größeren Städten nach Stadtbezirken, in mehreren Versammlungen zusammentreten. Die Pfarrgeistlichkeit soll aufgemuntert werden, sich bei diesen Versammlungen nach Möglichkeit zu betheiligen.

§. 19. Für jede Provinz, oder auch für mehrere Provinzen zusammen, wird unter der Aufsicht der obersten Schulbehörden das Erscheinen einer wohlfeilen Schulzeitung veranlaßt werden, und jede Schule soll verpflichtet seyn, eine derselben zu halten. Die Lehrer haben auch zu sorgen, daß an jeder Schule eine kleine Naturalien-, Bücher- und Liedersammlung u. dergl. angelegt werde.

§. 20. Um auch den gegenwärtig schon angestellten Lehrern Gelegenheit zur nöthigen Ausbildung zu geben, sollen die Lehrerversammlungen in den nächsten Jahren so häufig als möglich abgehalten, und es sollen die tauglichsten Individuen aus ihnen und aus den Bewohnern des Versammlungsortes aufgemuntert werden, ihnen den wünschenswerthen Unterricht zu ertheilen.

§. 21. Die Lehrer beziehen künftig fixe Gehalte, welche ihnen aus der Gemeinde-Kasse verabreicht werden. Eine Umwandlung eines Theiles des Gehaltes in ein Deputat hängt von dem freien Uebereinkommen beider Theile ab. Das Deputat wird aber durch den Gemeindevorstand eingehoben und an den Lehrer abgeliefert.

§. 22. Der Gehalt der nach dem neuen Systeme vorgebildeten Lehrer ist so festzustellen, daß es ihnen möglich ist, ihre ganze Kraft frei von hemmenden Nebengeschäften dem öffentlichen Unterrichte und dem Chordienste zu widmen, und dabei sich, und wenn sie eine Reihe von Jahren mit gutem Erfolge Dienste geleistet, auch eine Familie den örtlichen Verhältnissen gemäß ohne drückende Nahrungssorgen und unabhängig von der Willkühr der einzelnen Gemeindeglieder zu erhalten. Sie sind aber dann auch verpflichtet, sich ganz ihrem Dienste zu widmen; namentlich sind sie von den Mesnerdiensten zu entheben. Die Feststellung des Minimums der Gehalte nach diesem Maßstabe geschieht durch die Provinzial-Landtage. Die bereits angestellten Lehrer, welche ihre Tüchtigkeit für das verbesserte System der Volksschulen erweisen, erhalten auch die verbesserten Gehalte.

§. 23. Um den gegenwärtigen Lehrern sogleich eine Erleichterung ihrer drückenden Lage zu gewähren, und Muth und Kraft zu weiterer Ausbildung in ihnen zu erwecken, soll ihre Congrua vom künftigen Rechnungsjahre an, für Landschullehrer auf 200 fl., für ihre Unterlehrer (Gehilfen) auf 100 fl. erhöht werden; und es soll von da an kein Unterlehrer (Gehilfe) in einer Stadt einen geringeren Gehalt als 200 fl. jährlich beziehen.

§. 24. Zur Unterstützung der im Dienste untauglich gewordenen Schullehrer, ihrer Witwen und Waisen, wird in jeder Provinz ein Schullehrer-Pensions-Institut errichtet, welches auf jährliche Beiträge aller Schullehrer zu gründen ist. Jeder Lehrer ist zur Theilnahme an demselben verpflichtet. Die bisher bestandenen Unterstützungen der Witwen und Waisen aus den Armen-Instituten und durch die Gemeinden sollen hiedurch nicht geschmälert werden, und überhaupt soll die Verpflichtung der Gemeinden zu Pensionsbeiträgen künftig bestehen, deren Größe ebenfalls durch die Provinzial-Landtage festzustellen ist.

§. 25. Die geprüften Lehrer der Mutter- oder Kleinkinder-Schulen werden den übrigen Lehrern der Volksschule gleichgestellt.

§. 26. Ist eine Lehrerstelle erledigt, so wird sie in der Provinzial-Zeitung ausgeschrieben. Der Kreis- oder Stadt-Schulinspektor versammelt dann die Vorsteher der Gemeinde, wo die Stelle zu besetzen ist, sammt denjenigen, welche ein auf specielle Leistungen für die Schule gegründetes Präsentationsrecht haben, oder deren Stellvertreter an einem vorher bestimmten Tage am Orte der Gemeinde, legt ihnen die Eingaben der Competenten vor, informirt sie über deren Tauglichkeit, und gibt ihnen seinen Rath in Bezug auf die zu treffende Wahl. Es werden 3 Candidaten vorgeschlagen (von jedem der außer der Gemeinde zur Präsentation Berechtigten, wenn solche vorhanden sind, einen), und über den Vorgang wird ein Protokoll aufgenommen. Der Vorschlag geht mit einem Gutachten des Kreisschul-Inspektors an den Landesschulrath, welcher einen Candidaten ernennt. — Es ist besonders darauf zu sehen, daß bei den Lehrern die Hoffnung, durch ihre Verdienste auf besser dotirte Stellen vorzurücken, lebendig erhalten werde.

§. 27. Jede erste Anstellung eines Lehrers ist für 3 Jahre provisorisch. Definitiv angestellte Lehrer können nur wegen eines groben Vergehens oder fortgesetzter Nachlässigkeit in Folge einer förmlich geführten Untersuchung durch einen Spruch des Landschulrathes entlassen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stellung des Klerus zur neuen Zeit.

(Fortsetzung von Nro. 3.)

Die von Hegel anerkannte wissenschaftliche Berechtigung des Glaubens machte sich nun bald auch in politischer Beziehung geltend. Es liegt eine merkwürdige Ironie in dem Zufalle, daß der erste Conflikt im größeren Maßstabe zwischen dem alten Polizeistaate und der autonomen Kirche in jenem Staate vor sich ging, der sich den wissenschaftlichen Staat par excellence zu nennen liebte. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß wir die Kölner Irrung im Sinne haben. Sie fand eine Ausgleichung, aber nur eine halbe und entschiedene, weil sie nur durch versöhnliche Persönlichkeiten herbeigeführt wurde, die den eigentlichen Streitpunkt umgingen, ohne den Muth zu haben, die höhere Lösung der gemünzten Gegensätze auch nur zu versuchen. Die Kirche aber kam dadurch und durch ähnliche Vorfälle, selbst in Staaten, die wie Oesterreich den Katholicismus in die Vorderreihe stellten, immer mehr und mehr zur Ueberzeugung, daß für sie in den Zuständen der politischen Knechtschaft kein Heil zu finden sey; sie machte die Bemerkung, daß in Staaten, wo die katholische Religion keinen politischen Vorzug genoß, der Katholicismus mit siegenderer Kraft auftrat, und so wandte die Kirche ihr Herz von dem alten Staate ab, und blickte mit freudiger Hoffnung der jungen Freiheit, auch ihrer Erlöserin, entgegen.

Und es war in Mitten des schönen Italiens ein Land unter der Herrschaft des Herrschers der Gläubigen, — mit Kanonen und Bajonnetten mußte sein Thron gestützt werden, der im Absolutismus sein Heil suchte. Es saß ein edler glaubensmuthiger Mann auf dem Throne, der in Sachen der Kirche sein unerschrockenes Wort an die Gewaltigen der Erde richtete: Es war Gregor XVI., unvergeßlich und ruhmwürdig durch seinen Muth, dem Preußenkönige und dem Czaare gegenüber. Er verstand, wie Wenige, die Freiheit der Kirche, aber die Freiheit der Völker begriff er nicht, und mit dem besten Willen machte er sein Volk unglücklich.

Ungebeugt sank er in die Grube, und da trat an seine Stelle ein Mann, dem die Herzen des jungen Europa entgegenschlugen, der mit einem Jubel ohne gleichen begrüßt wurde, der, ein wahrer Mann der Zeit, in seinem Lande die Rechte des Volkes und der Zeit anerkannte. Durch Pius IX. hat die Kirche den Bund mit der neuen Zeit geschlossen.

Aber der allgemeine Jubel wurde bald gedämpft, als man sah, daß die junge Freiheit im alten Europa sich nicht wie eine schöne Braut in das Brautgemach einführen lasse, daß die Freiheit erkämpft werden müsse. Da traf Hohn, Spott, Verdächtigung das edle Haupt des Kirchenfürsten, dessen Unglück nur darin besteht, daß er zugleich weltlicher und geistlicher Fürst. Es erfaßt uns eine tiefe Trauer, wenn wir diese großartige Persönlichkeit, diesen reinen Charakter sich abmühen sehen in der unseligen Zwitterstellung, die ihm das Schicksal auferlegte. Der Papst im Conclave mit den Friedensworten des Evangeliums, der Fürst vor der Volksversammlung, die den Krieg will! Wer kann ihn verdammen, wer kann ihn rechtfertigen? Jetzt ist im grellsten Lichte das Unhaltbare der ganzen Stellung des kirchlichen Pontifikats, wenn es mit weltlicher Macht vereint ist, hervorgetreten; was der Friede mit milden Formen verhüllt hat, ist im Kriege vor Aller Augen offen, als Lehre für alle Zukunft. Das unselige Räthsel ist gelöst in den einfachen Worten: Ein Kirchenstaat ist so wenig mehr möglich, wie eine Staatskirche.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Vinzenz Rizzi. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge I.)

№ 9. Klagenfurt, Mittwoch den 2. August 1848.

Entgegnung

an den Gegner des Gemeindeordnung-Entwurfes für Kärnten.

(Nr. 5 u. 6 der „Carinthia.")

Während ich diese Zeilen schreibe, hat der Landtag über unsere künftige Gemeindeordnung vielleicht schon entschieden. Doch da der Endbeschluß hierüber dem gesetzgebenden Reichstage zusteht, und jetzt erst der constituirende Reichstag begann, ist es immerhin noch Zeit, die verschiedenen Ansichten über jenen hochwichtigen Gegenstand durch die Presse zu veröffentlichen und dadurch den kärntnerischen Mitgliedern des erst zu eröffnenden gesetzgebenden Reichstages Daten zu reiflicher Erwägung zu liefern.

Wie meinen Freunden und meinen politischen Gegnern bekannt ist, gehöre ich von jeher zur Fortschrittspartei und behaupte, daß meine Landsleute, wie die Haltung Kärntens seit den Marztagen beweist, gar wohl für das constitutionelle Leben reif seyen. Der schnelle Uebergang aus dem Traumleben einer unseligen Bevormundung in den Sonnentag der Freiheit, entschuldigt zur Genüge die wenigen Extravaganzen so wie die Unzweckmäßigkeit unserer meisten, aus Mißtrauen gegen die gebildeten Klassen und unter dem Einflusse der Wühler und Heuler hervorgegangenen Deputirtenwahlen. Doch in dem Maße, wie unsere Presse sich erweitern und heben und ein größerer Theil der Intelligenzen sich den Landesinteressen öffentlich widmen wird, wird auch die politische Reife steigen.

Mein Berufsgenosse, Herr B. St., ist in Nr. 5 u. 6 dieser Blätter der Meinung, daß neben der wie zu erwarten demokratisch-monarchischen Constitution eine bureaukratische Organisirung der Staats- und Gemeindeverwaltung gar wohl bestehen könne, und als Uebergang bestehen müsse. Ich muß aber dieser Ansicht widersprechen, obschon dieselbe die Interessen aller jetzigen Landbeamten, und somit auch die meinen bevorwortet und schützen will.

Wie bei einem Baue die Grundmauern, bei der Erziehung des Menschen die Elementarkenntnisse das Wesentliche sind, und nirgends in der Natur und in der naturgemäßen Entwickelung des Staatslebens insbesondere ein Sprung stattfindet, eben so wenig kann eine liberale Constitution gute Früchte bringen, wenn sie im Widerspruche mit ihren einzelnen Institutionen steht, und sich nicht auf eine im gleichen Grade freisinnige Gemeindeverfassung stützt.

Wie ich überhaupt seit den Marztagen in meinem kleinen Amts-Wirkungskreise das Möglichste that, um trotz manchen Gegnern politische Belehrung zu verbreiten, besprach ich auch mit Landleuten den Gemeindeordnungsentwurf, und hatte die Freude, daß derselbe ihren vollen Beifall fand, ob zwar manche Aenderung desselben unbedingt nöthig ist.

Eben so wenig als Herr B. St. kann ich in das Einzelne des Entwurfes eingehen, und beschränke mich auf möglichste Hebung der Bedeuken des Herrn B. St.

Der Landmann wünscht nicht bloß Aufhebung des Unterthansverbandes und seiner Lasten, sondern auch einen gerechten Antheil an der Gesetzgebung und Staatsverwaltung, und mit vollem Rechte, da er nicht hinter seinen deutschen Brüdern rückbleiben darf. Allerdings versah bisher der kärntnerische Landmann, wie Herr B. St. mit Recht behauptet, gar nicht gerne die Stelle eines Gemeinderichters oder Ausschusses, aber aus guten Gründen. Er war als solcher der fast willenlose Untergebene des Bezirksamtes und hatte, wenigstens in Unterkärnten und Steiermark, wenig Anderes zu thun, als gleich den bisherigen Ständen ein gehorsames „Ja" zu den Geldforderungen zu sagen, Rekruten zu fangen und zu patrouilliren, wofür er wenige Gulden Jahresgehalt oder gar nichts bezog. Frage doch Herr B. St. alle Kanzleibeamten und selbst manche Amtsvorsteher in Stadt und Land, ob sie aus Liebe zur Sache, oder aus Liebe zu ihrem Gehalte arbeiten! Wie kann auch bei einer unbeschränkt monarchischen Regierung und bureaukratisch-aristokratischen Einrichtung — einige als rührende Muster geltende echtvollblutige Staatshämorrhoidare abgerechnet — ir-

gend eine Luft zum Geſchäfte entſtehen, welches ſich ſtrenge nach den Befehlen der Vorgeſetzten und nach mangelhaften Geſetzen in ewig gleicher Weiſe abhaſpeln muß!

Wegen drängender Zeit konnte §. 3 des Entwurfes um ſo weniger ſich über die Größe der künftigen Gemeinden ausſprechen, da hiezu die lokalen Einvernehmungen durchaus nöthig ſind. Die §§. 3 und 6 konſtituiren 1) Hauptgemeinden und 2) Untergemeinden, welch' letztere (je nach Land oder Stadt Dorf- und Viertelgemeinden genannt) aus den jetzigen Kataſtralgemeinden mit Beibehaltung der Grenzen der Letzteren zu bilden ſind. Der Entwurf ſpricht ſich hierüber gar nicht konfus, ſondern ſehr klar aus. Pfarrgemeinden aber ſind nur Gegenſtand der klerikalen Einrichtung und Baſis der Umlagen für Kirche und Klerus, überdieß auch jetzt nicht mit den Grenzen der politiſchen und Kataſtral-Gemeinden zuſammenfallend, und müſſen bei zu erwartender Klerusdotation oder Beſoldung durch den Staat jedenfalls regulirt werden.

Herr B. St. hat ganz überflüſſige Sorge, wenn er 3 — 4 Gemeindeverwaltungs-Inſtanzen zu erblicken glaubt; denn der Untergemeindeverſtand ſoll nur Exekutivbeamter des Hauptgemeinde-Verwaltungsrathes ſeyn, und es ſollen in der That nach dem Entwurfe nur 3 Inſtanzen beſtehen: 1. Hauptgemeinde-Verwaltungsrath, 2. Landesſtelle und Landtag, 3. Miniſterium und Reichstag, beide Letzteren je nach den Gegenſtänden.

Da jede Entwickelung folgerecht und ſtufenweiſe ſtattfinden muß, ſtimme auch ich wie Herr B. St. für eine Uebergangseinrichtung, für ein Proviſorium in der Inſtitution des Gemeindelebens, nur in liberalerer Art, obgleich mit der nöthigen Rückſicht für die jetzigen Beamten.

Etwa für zehn Jahre mögen bei jedem Gemeinde-Verwaltungsrathe zwei geſetzkundige Referenten beſtehen, und zwar jeder mit beſchließender, drei Viril- (Manns-) Stimmen gleich geltender Stimme, wegegen den zwölf Gemeindeverwaltungsräthen (ausſchließlich des bei Stimmengleichheit entſcheidenden bürgerlichen Vorſitzenden) nur 6 Curiat-(Geſammt-) Stimmen zuſtänden. Hiedurch wäre einerſeits ein geſetzmäßiger Vorgang bei den Rathsverhandlungen, andererſeits die Freiheit der Gemeinden gewährleiſtet.

Die Stellung der geſetzkundigen Referenten, ſo wie der ebenfalls Vorſtudien benöthigenden Rathsſchreiber muß freilich geſcherter und anſtändiger werden, als es der Entwurf verlangt, da ſich ſonſt wohl nach etwa zehn Jahren kaum fähige Competenten melden dürften. Jene Beamten ſeyen anſtändig beſoldet, penſionsfähig und nur durch gerichtlichen Spruch ab- oder überſetzbar. Dieß ſind gerechte Forderungen im Intereſſe der Gemeinden, der Staatsverwaltung und der Humanität, da wenigſtens die jetzt dienenden Beamten anderenfalls Proletarier würden, unglücklichere als unſere Bettler, und da dieſelben durch ihre großen Vorbereitungsauslagen und die vom Staate indirekt garantirten Amtsverhältniſſe wohl berechtigt ſind zu fordern, daß für ihre Exiſtenz Sorge getragen werde. Das Mindeſte, was der Staat, beſonders bei prekärer Stellung der künftigen Gemeindebeamten, für die jetzigen Land- und Munizipalbeamten thun kann und thun muß, iſt wohl die Einführung der franzöſiſchen Notar-Inſtitution, Aufhebung des Zunftzwanges des Doktorhutes und der Advokatur, kurz, die Anſtellung der geprüften Land- und Munizipal-Beamten als Notare und Advokaten. Dieſen Vorſchlag, welcher der Staatskaſſe nichts koſtet und nur das dem Gemeinwohle ſchädliche Privilegium der ohnedieß desorganiſirten Advokatenkaſte bricht, hat nicht nur bureaukratiſche Antezedentien, wie im Hofdekrete vom 22. September 1821, ſondern gewährt auch Mittel zur Verſorgung der Landkanzleibeamten, und würde überdieß dem nun wichtig und unentbehrlich werdenden Advokatenſtande, abgeſehen von der dem Publikum nöthigen Concurrenz, die für das öffentliche mündliche Gerichtsverfahren unbedingt nöthigen Elemente ſchaffen und den Advokatenſtand zu ſeinem und des Publikums Nutzen verjüngen.

Das Bedenken des Herrn B. St. über Bereitwilligkeit der Landgemeinden zur Uebernahme der Laſten der §§. 55, 56 entfällt gewiß, wenn in ſämmtlichen Gemeinden nach genügender Belehrung hierüber abgeſtimmt würde, wobei ich bemerke, daß ſich viele Oberkärntner noch mit Freude der freien Gemeinde- und Gerichtsverfaſſung während der franzöſiſchen Occupation und ihrer wohlthätigen unbeſtreitbaren Folgen erinnern, und daß ſich eine allgemeiner-zweckmäßige politiſche Verwaltung gewiß erwarten laſſe, wenn ſie nicht mehr vom Aktentiſche aus, ſondern unmittelbar von den Betheiligten ſelbſt, ſomit eifrig, lebens- und thatkräftig ausgeübt würde, und ich fordere auch jeden Collegen auf, ehrlich zu ſagen: welche großen Vortheile für Volkswohlfahrt aus der unſeligen Tintenklexerei bisher entſtanden.

Herr B. St. will nur bei Geldgeſchäften den Gemeinden eine Stimme zugeſtehen; doch nicht nur dieſe, ſondern alle Geſchäfte nach den §§. 55, 56 berühren, ſelbſt mehr oder minder pekuniär, ſo tief daß Gemeinde-Intereſſe, daß keines derſelben dem Beſchluſſe des Gemeinderathes entzogen werden darf.

Der Punkt der Verwaltungskoſten kann aber noch weniger hemmend auf freiſinnige Geſtaltung der Gemeindeordnung einwirken, da durch dieſe den Gemeinden keineswegs größere Laſten als die jetzigen aufgebürdet werden. Jetzt betragen in Unterkärnten die

Verwaltungskosten auf 1000 Seelen durchschnittlich mindestens 1000 fl. C. M., und werden im Grunde allein von den unterthänigen Gemeinde-Insassen bestritten, da die Herrschaften mehr oder minder große Beträge reinen Gewinnes aus der Verwaltung beziehen, während für das Gemeindewohl wenig geschah. Höher können sich die Auslagen der freien Gemeindeverwaltung durchaus nicht belaufen, müssen sich vielmehr bedeutend vermindern. Außer den jetzigen Bezirks-, Gemeinde- und Vorspanns-Kassen-Umlagen kämen künftig den Gemeinden noch die Zuschüsse aus der Staats- (oder Landes-) Kasse zu Guten, ohne daß deßhalb die Steuern des Landmannes erhöht werden müßten, und die Gemeinden werden gewiß gerne nöthigenfalls größere Gemeindeauslagen decken, da sie ja künftig der Unterthansgaben, der Taxen und des Mortuars entboben sind, während die Staatskasse durch zweckmäßige Luxus- und Einkommensteuern, so wie durch Einziehung der überflüssig großen geistlichen Güter sehr leicht besser zu fundiren seyn wird.

Indem ich nächstens einen Beitrag zur Gemeinde-Eintheilung, so wie beispielsweise ein Gemeindebudget zu liefern hoffe, schließe ich heute mit dem Wunsche, daß der Landtag (und einst der Reichstag) im wahren Interesse des Landes, jedoch mit billiger Berücksichtigung der jetzigen Beamten, eine freisinnige Gemeinde-Ordnung schaffen, und hiedurch den unentbehrlichen Grund zu erfreulichem constitutionellem Leben legen möge.

Albert Tonitz.

Entwurf der Grundzüge des öffentlichen Unterrichtswesens in Oesterreich.

(Fortsetzung.)

§. 28. Die unmittelbare Leitung einer jeden Schule steht bei der Schul-Commission. Diese besteht aus den geistlichen und weltlichen mit dem Unterrichte betheiligten Lehrern der Schule und eben so viel Gemeindegliedern, welche nach der Gemeindeordnung für mehrere Jahre gewählt werden. Vorsitzender ist in den Landschulen der erste dabei betheiligte Geistliche; in den Stadtschulen der Pfarrer, falls er selbst den Religions-Unterricht ertheilt, außerdem aber einer der weltlichen Lehrer, welcher den Titel Oberlehrer führt. Die Commission versammelt sich zu festgesetzten Zeiten, berath und beschließt über die zur Ausführung der bestehenden Schulgesetze nöthigen Anordnungen und führt ein von allen Beisitzern zu unterzeichnendes Protokoll. Die Protokolle sind an den Kreis- oder Stadtschul-Inspektor einzusenden. Der Vorsitzende ist zunächst für den Zustand der Schule verantwortlich, er hat das Recht, provisorische Anordnungen zu treffen, welche, wenn sie die nachträgliche Zustimmung der Commission nicht erhalten, zur Entscheidung dem Kreis- oder Stadtschul-Inspektor vorzulegen sind.

§. 29. In jedem Kreise besteht ein Kreisschul-Inspector. Er muß ein erfahrener Schulmann seyn, der sich ausschließlich der Leitung der Kreisschulen widmet. Er hat durch die Schul-Commissions-Protokolle, durch die Protokolle der Schullehrer-Versammlungen, besonders aber durch fortgesetzte Bereisungen sich in genauer Kenntniß der Lehrer und Schulen zu erhalten, und unausgesetzt zu deren Verbesserung zu wirken. — Er leitet mittelbar auch die Schullehrer-Versammlungen. Er ist berechtiget, vorzügliche Lehrer zu ihrer Auszeichnung und zu seiner Unterstützung auf bestimmte Zeit und mit Vorwissen des Landesschulrathes als Bezirks-Inspectoren zu bestellen. Für die Schulen der Hauptstädte tritt an die Stelle des Kreisschul-Inspectors ein Stadtschul-Inspector. Die Kreis- und Stadtschul-Inspectoren werden auf den Vorschlag des Landschulrathes von dem Ministerium ernannt.

§. 30. Jedem Kreis- und Stadt-Schul-Inspector werden wenigstens 3 Mitglieder beigegeben, welche aus den Kreis- und Stadtbewohnern nach Anleitung der künftigen Kreis- und Gemeindeordnung für mehrere Jahre gewählt werden. Sie haben das Recht, die Schulen ihres Bereiches zu inspiciren, halten mit dem Inspector unter dessen Vorsitze regelmäßige Sitzungen, gehen ihm mit ihrem Rathe an die Hand, und machen Vorschläge, welche er entweder ausführt, oder mit seinem Gutachten dem Landesschulrathe vorlegt.

§. 31. Die Regulirung der Volksschulen der Akatholiken nach dem Grundsatze der gleichen politischen Berechtigung der christlichen Confessionen, dann die Regulirung der Volksschulen der Juden, nach Maßgabe der ihnen einzuräumenden politischen Rechte, wird durch besondere Gesetze erfolgen.

§. 32. Es ist die Aufgabe des Ministeriums des öffentlichen Unterrichtes und der Landesschulräthe durch zweckmäßige Volksbücher für Unterricht und Aufklärung der Heranwachsenen fortdauernde Sorge zu tragen.

II. Abtheilung.

Die mittleren Schulen.

A. Die Gymnasien.

§. 33. Die Gymnasien sollen 1) eine höhere allgemeine Bildung gewähren, 2) hiebei als wesentlichen Bestandtheil die alten klassischen Sprachen und ihre Literatur benützen, 3) durch beides zugleich zur Universität vorbereiten.

§. 34. Sie werden künftig aus den Mitteln einer jeden Provinz erhalten. Die Provinzial-Landtage sind

berechtigt, zu diesem Zwecke besondere Steuern auszuschreiben. Bei Unzulänglichkeit der Provinzialmittel treten die Staatsmittel aushilfsweise ein, worüber der Reichstag zu bestimmen hat.

§. 35. Sie bestehen künftig aus 8 Klassen und zerfallen in ein Unter- und Ober-Gymnasium, jedes zu 4 Klassen. Das Ober-Gymnasium führt auch den Namen Lyceum, das Unter-Gymnasium den Namen Lateinische Schule. Aus dem Gymnasium können die Schüler unmittelbar in jedes Fakultäts-Studium der Universität übertreten.

§. 36. Die Unterrichts-Gegenstände des Gymnasiums sind:

1) Religion; sie nimmt im Ober-Gymnasium die theilweise Lectüre der schriftlichen Quellen des Christenthums sammt den Hauptmomenten der Religions- und Kirchengeschichte, und eine rationelle Begründung der Moral in sich auf.

2) Sprach-Wissenschaften und Literatur.

a) Lateinische und griechische Sprache mit ausgebreiteter Lectüre der alten Klassiker;

b) die Muttersprache und ihre Literatur mit mündlichen und schriftlichen stylistischen Uebungen, den Hauptmomenten der Geschichte der vaterländischen Literatur, Poetik, Rethorik und den Grundbegriffen der Aesthetik, Logik und empirischen Psychelogie.

c) eine zweite Landessprache, in so weit das Bedürfniß dafür vorhanden ist;

d) für künftige Theologen in der obersten Klasse die Anfangsgründe des Hebräischen;

e) als freie Gegenstände können das Französische, Italienische, Englische u. s. w. gelehrt werden.

3) Geschichte und Geographie.

4) Elementar-Mathematik; die Geometrie im Untergymnasium in Verbindung mit Zeichnen.

5) Naturgeschichte mit den Elementen der Physiologie; Exverimental-Physik.

6) Gesang; Gymnastik, wobei das Exercieren.

7) Kalligraphie, Tachygraphie, Zeichnen als freie Gegenstände.

Diese Gegenstände werden mit Ausnahme des Griechischen und Hebräischen von der untersten Klasse an gelehrt.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen und Glossen.

— Ludwig Eugen Cavaignac, zweiter Sohn des Conventsmitgliedes dieses Namens, ward am 15. Dez. 1802 geboren, und, nachdem er die polytechnische Schule und die Militärschule zu Metz verlassen, 1827 zum Oberlieutenant im zweiten Geniregiment ernannt. Nach dem Feldzug in Griechenland, den er mitmachte, erhielt er Hauptmannsrang. Als einer der ersten Unterzeichner des bekannten Entwurfs zu einem patriotischen Nationalverein 1831 ward er des Dienstes entlassen, im folgenden Jahre aber wieder einberufen und nach Afrika geschickt, wo er die Aufmerksamkeit des Marschalls Clauzel auf sich zog, und an der Spitze von 300 Freiwilligen aller Waffengattungen auf einem ihm anvertrauten Zuge mit geringen Mitteln Ausgezeichnetes leistete. Seine fernere glänzende Laufbahn ist bekannt. Er ward Divisionsgeneral, Gouverneur von Algier, Kriegsminister, und endlich der Retter der Republik, die in den Gefahren der Juniustage die executive Gewalt seinen Händen anvertraute. Als am Sonnabend den 24. Juni die Insurgenten übermächtig vordrangen, und die Meldung eintraf, daß einerseits das Stadthaus hart bedrängt und andererseits die Boulevards im Rücken der Truppen sich mit Schaaren von Blousenmännern anfüllten, die vermuthlich nur den günstigen Augenblick abwarteten, um mit den Insurgenten gemeinschaftliche Sache zu machen, entschloß sich Cavaignac, um die drohende Gefahr zu beschwören und sich den Rücken freizuhalten, unverzüglich Paris in Belagerungsstand zu erklären, und die Strenge des Standrechtes eintreten zu lassen. Diese Maßregel war für den Sieg der Sache der Ordnung entscheidend. Der Belagerungszustand dauert noch immer fort, und ist der Bevölkerung, die darin eine Bürgschaft der Ruhe erblickt, ein willkommener. Cavaignac ist als redlicher Mann, als tüchtiger Soldat, als echter Republikaner im Sinne des „National" bekannt, zu dessen talentvollsten Redactoren einst des Generals verstorbener Bruder gehörte, Godefroi Cavaignac, ein Freund und Mitstreibender des edlen Armand Carrel; sein Charakter bürgt für die Aufrechthaltung der gegenwärtigen Staatsform, der Kleinbürgerrepublik, wie man sie in Rücksicht auf den etwas beschränkten Standpunkt, den diese Partei Lamartine's Anschauung gegenüber einnimmt, bezeichnen kann, und der sich in diesem Augenblicke nicht allein die wirklichen Republikaner, sondern, aus Bedürfniß einer einigen kräftigen Regierung, eines festen Haltpunktes in bewegter Zeit, vorderhand auch die Nicht- und Rothrepublikaner anschließen.

— Die Regierung der franz. Republik beabsichtigt eine Regierungspresse im großen Styl zu gründen. Ein Regierungsjeurnal, das vom 1. August an in allen Gemeinden, in den ärmeren auf Staatskosten, gehalten wird; ein Regierungsblatt für die Arbeiter und Landleute, das den Lehrern zugeschickt wird, die jeden Abend dem, der will, daraus vorlesen sollen; sonntägliche Wochenübersichten, populäre Blätter aller Art, welche die Lehren der wahren Demokratie verbreiten; Einführung von Gemeinde-Bibliotheken, welche die Einrichtungen der Regierungspresse vervollständigen; die Redaction der populären Schriften wird von der Regierung und einem Nationalversammlungs-Ausschuß geleitet. Das sind die Grundzüge des neuen Planes.

Verantwortlicher Redakteur: Vinzenz Rizzi. Verleger: Ferdinand Erler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge 1.)

№ 10. Klagenfurt, Freitag den 4. August 1848.

Ueber die Verfassung Norwegens *).

Es gab eine Zeit, wo der deutsche Wanderer, wenn er über die Brücke von Kehl schritt und zum ersten Male die Trikolore wehen sah, seinen Fuß in's Land der Freiheit zu setzen meinte. Die Trikolore hat ihren Flug durch die Welt gemacht, und sie hat die Freiheit einst mit auf ihre Schwingen genommen.

Hoch oben im Norden aber, im felsigen meerumbrausten Norwegen, da flattert von den ungeheuren Felsenriffen, an denen das Meer schäumt und brandet, von den Dampfern, die sich den Weg bahnen durch diese Meeresbuchten, die von schneebedeckten Bergen eingeschlossen sich tief ins Land hineinziehen, von den Fischerbooten, auf denen die Menschen sich ihre Nahrung holen und den Tod — wieder die Trikolore.

Ein eigenes Zusammentreffen, und doch welche ungeheure Verschiedenheit! Es gab eine Zeit, wo die französische Verfassung ein Vorbild politischer Glückseligkeit für die übrigen Völker war, und sich ein jedes gerne seine Freiheit nach französischer Mode wollte zuschneiden lassen. Die Ideen einer solchen Adels- oder Geld-Aristokratie, wie sie in Frankreich und England herrschte, haben für die blanke Freiheit gegolten, und die Völker strebten nach solcher Münze. Frankreich war der politische Schulmeister der Völker.

Das hat aufgehört, dieses System hat sich überlebt, und ist in seinen Trägern gerichtet worden, die Demokratie ist der Heiland der Völker. Frankreich geht jetzt selbst bei andern Völkern in die Schule. Nun hat Norwegen, die andere Trikolore-Trägerin, die Propaganda übernommen. Schon blickt Schweden, sein Nachbarland, das bisher unter der entschiedensten Ständeregierung, die Europa kennt, gestanden, auf ihre freiere Nachbarin, und wird trotz der vorherrschenden National-Eifersucht gegen Norwegen, dessen Verfassung zu der seinigen machen. Dänemark, das bisher das eigenthümliche Beispiel einer absoluten Monarchie mit Preßfreiheit bot, wird gleichfalls bei ihrer scandinavischen Schwester die Freiheit geborgt nehmen. Und eben so wie man früher nach dem Westen, als dem Lande der Freiheit, blickte, so werden jetzt die sehnsüchtigen Völkerangen nach dem Norden gerichtet seyn.

Nichts desto weniger dürfte es vielleicht keine Verfassung geben, die bisher so unbekannt und wenig gewürdigt war. Das Land, von allen Seiten von gewaltigen Felsenriffen umgeben, hoch im Norden gelegen, schloß sich selbst von den übrigen Völkern ab, die nur hin und wieder mit ihren Schiffen kamen, und sich Fische, Holz und Erz dort holten, dafür aber Korn für seine armen Bewohner und den Luxus des Reichthumes für die Bemittelten mitbrachten.

Norwegen ist eine eingeschränkte Demokratie. Schon hierin liegt der Unterschied zwischen demselben und andern constitutionellen Ländern, welche eingeschränkte Monarchieen sind. Das Volk ist der Souverän; um aber kein absoluter Herrscher zu werden, gab es sich einen König. Die Macht des Königs liegt in seinem aufschiebenden Veto.

In allen übrigen constitutionellen Ländern war das absolute Veto nicht von der Bedeutung, wie es hier das aufschiebende ist. In jenen war der König selten in die Nothwendigkeit versetzt, von demselben Gebrauch zu machen, weil in dem Zweikammersystemе selbst schon das Gegengewicht gegen die Uebergriffe des demokratischen Elementes lag. Es war die erste und einzige Kunst des Königs, sich eine Kammermajorität zu sichern, die in seinem Sinne regierte. Daher die fluchwürdige Demoralisation Frankreich's, daher die egoistische Kälte der englischen Geld- und Adelsaristokratie dem Volke gegenüber. In solchen Ländern, wo die Volksrepräsentation kein eigentlicher Ausdruck des

*) Wir entnehmen diesen Aufsatz dem Wiener Journale: „Die Presse." Was uns veranlaßte, diesen anscheinend etwas ferne liegenden Gegenstand in den Kreis unserer Mittheilungen zu ziehen, wird dem denkenden Leser aus dem Aufsatze selbst bald klar werden. Wir bemerken nur noch, daß „die Presse" unter den Wiener Journalen, die zählen, eines der besonnensten, der Dynastie ergebensten ist. A. d. R.

Volkswillens ist, ist es die Aufgabe der Regierung, der herrschenden Aristokratie zu zeigen, daß ihre Interessen mit denen des Königs zusammenfallen, und daß, wenn sie beide sich gegenseitig unterstützen und kräftigen, das Volk selbst von der Regierung ausgeschlossen bleibt.

In Norwegen aber herrscht das Volk. Jeder, der irgend eine Gerechtigkeit besitzt oder seit fünf Jahren gepachtet hat, Jeder, der ein Beamter ist, oder in Städten das Bürgerrecht hat, und 25 Jahre alt ist, — ist Wähler, und wenn er das dreißigste Jahr zurückgelegt hat, — wählbar. In Norwegen, wo jeder Bauer frei ist und sein Grundstück hat, wo jeder Bürger sein eigenes Haus hat, wo Jeder, der dem Vaterlande dienen will, seinen Wirkungskreis findet, wo die Industrie und die Sclaverei, die sie mit sich bringt, beinahe noch auf der Stufe der Kindheit steht — gibt es weder ein physisches noch geistiges Proletariat. Es ist somit beinahe auch jeder Staatsbürger zur Wahl zugelassen und dadurch der Grundsatz der vollkommenen Demokratie ausgesprochen. Das ganze Volk wählt seine Vertreter, den Storthing. In der Art und Weise, wie sich dieser behufs seiner Wirksamkeit constituirt, liegt eine der merkwürdigsten und eigenthümlichsten Erfindungen moderner Staatskunst. Wir werden später darauf näher eingehen.

Dieser Demokratie gegenüber steht der König, das Volk fürchtete sich vor seiner eigenen Despotie, vor Willkühr, die es sich im Gefühle seiner Machtvollkommenheit erlauben könnte, vor der Schrankenlosigkeit seines eigenen Willens.

Es gab sich somit einen Regulator seiner Kraft, einen Hemmschuh seiner eigenen Bewegung — den König. Der König hat das Recht, auf zwei Storthingen nach einander, die jedes dritte Jahr abgehalten werden, einem Gesetzentwurf des Storthings seine Sanktion zu verweigern, und erst beim dritten Storthing erhält dasselbe auch ohne diese Sanction volle Gesetzeskraft. Er kann somit sechs Jahre hindurch die Wirksamkeit eines Volksbeschlusses aufschieben, dadurch werden einerseits überstürzte Beschlüsse auf das Wirksamste, viel wirksamer als durch das Gegengewicht einer Adelskammer, zurückgehalten, weil der König weiß, daß er gegen den entschiedenen Willen des Volkes nicht durchdringen kann, und nur da Widerstand leistet, wo er auf Aenderung des Beschlusses hoffen darf, oder für den gegenwärtigen Augenblick die Wirksamkeit desselben als gefährlich erachtet. Andererseits wird aber auch dadurch viel leichter eine Vermittlung der entgegenstehenden Parteien erzielt. Auf die Dauer hinaus wird keine Partei dem Volkswillen widerstehen können, und wenn sie auch vom Throne aus Gesetze diktiren wollte.

Der Storthing kann aber auch nicht aufgelöst werden, wie in anderen constitutionellen Ländern, sondern nur vertagt; und auch dieß kann nicht geschehen, wenn er nicht früher drei Monate lang beisammen gewesen ist. Dadurch wird das Wesen der Volkssouveränetät aufrecht erhalten. Die Volksvertretung ist nicht da, weil sie der König braucht, weil er ohne sie kein Geld hätte, weil er durch sie seine Gesetze sanctionirt wissen will, weil er in ihr willfährige Werkzeuge seines Willens hat, — sondern sie ist um ihrer selbst willen da, sie ist unabhängig von der Laune eines Königs, sie ist kein Werkzeug in seinen Händen, das er zerbrechen kann im kindischen Trotze, wenn es ihm mißfällt! — Durch diese beiden Grundprinzipien ist die legislative Gewalt regulirt.

(Beschluß folgt.)

Entwurf der Grundzüge des öffentlichen Unterrichtswesens in Oesterreich.

(Fortsetzung.)

§. 37. Das Unter-Gymnasium bereitet zwar auf das Ober-Gymnasium vor, es bildet aber insofern ein von diesem unabhängiges Ganzes, als es die obigen Gegenstände in vorherrschend populärer und praktischer Weise behandelnd, ein in sich abgeschlossenes Ganzes von allgemeiner Bildung ertheilt, welches für eine größere Zahl von Lebensverhältnissen erwünschlich ist, und zugleich als Vorbereitung für die Realschulen und weiter für die technischen Institute zu dienen vermag. Das Ober-Gymnasium setzt dieselben Unterrichts-Gegenstände in mehr wissenschaftlicher Weise fort, und bildet das specielle Vorbereitungs-Studium für die Universitäten. Hier haben sich Disciplin und Unterrichts-Methode, besonders in den letzten Klassen, mehr und mehr der an Universitäten üblichen Disciplin und Methode zu nähern, um jedem schädlichen Sprunge vorzubeugen.

§. 38. Die Ober-Gymnasien oder Lyceen werden in bedeutend geringerer Zahl vorhanden seyn, als die Unter-Gymnasien; es sollen in einer Klasse des Untergymnasiums sich nicht mehr als 80, in einer Klasse des Ober-Gymnasiums nicht mehr als 120 Schüler befinden. Ueber Errichtung und Auflassung der Gymnasien bestimmen die Provinzial-Landtage nach den speciellen Bedürfnissen der Länder.

§. 39. Die neuen Ober-Gymnasien oder Lyceen werden gebildet durch Vereinigung der bisherigen 2 Humanitätsklassen mit den 2 Obligat-Lehrkursen der

philosophischen Studien-Abtheilungen. Die gegenwärtigen Professoren der philosophischen Studien-Abtheilungen werden künftig entweder an den philosophischen Fakultäten oder an den neuen Lyceen verwendet. Im letzteren Falle sollen sie für ihre Personen keinerlei Nachtheil weder am Range, noch an den bisher genossenen Bezügen erleiden.

§. 40. Im Unter-Gymnasium herrscht das System der Klassen-, im Ober-Gymnasium das der Fachlehrer vor.

§. 41. Kein Lehrer soll wochentlich mehr als 20 Lehr-, kein Schüler mehr als 30 Lern- und Uebungsstunden zu übernehmen haben.

§. 42. Es steht jedem Schüler frei, in jede Klasse des Gymnasiums einzutreten, wenn er die nöthige Vorbildung dazu durch eine Aufnahmsprüfung erweiset, und auch als ausserordentlicher Schüler nur einzelne Gegenstände des Gymnasiums zu erlernen.

Im letzten Semester der letzten Lyceal-Klasse haben die Schüler, welche als ordentliche Hörer eines Fakultäts-Studiums an eine Universität übertreten wollen, sich einer besondern Maturitäts-Prüfung zu unterziehen.

§. 43. Der Unterricht an den Gymnasien wird den wahrhaft dürftigen und gut talentirten Schülern unentgeltlich ertheilt. Im Uebrigen hängt es von den Provinzial-Landtagen ab, ob sie ein Schulgeld, und von welchem Betrage festsetzen werden.

§. 44. Um künftig als Gymnasial-Lehrer angestellt werden zu können, muß der Candidat den vollständigen Gymnasial-Lehrkurs (nach der bisherigen Einrichtung das philos. Studium) absolvirt, hierauf durch 2 Jahre an einer philos. Fakultät dem weiteren Studium der allgemeinen Wissenschaften sich gewidmet, und dann der theoretischen Prüfung seiner Lehrfähigkeit von einer eigenen Prüfungs-Commission sich mit genügendem Erfolge unterzogen haben. Hierauf hat er ein Jahr lang an einem öffentlichen Gymnasium sich zu verwenden, worauf dieses ihm ein Zeugniß über seine praktische Lehrfähigkeit ausstellt. Nur wer in theoretischer und praktischer Beziehung als lehrfähig anerkannt ist, kann zu einer Lehrerstelle vorgeschlagen werden. Die Prüfungen über theoretische Lehrfähigkeit sind verschieden, je nachdem ein Candidat sich dem Unter- oder Ober-Gymnasium, und in beiden Fällen einer oder der andern Hauptgruppe von Lehrgegenständen zu widmen beabsichtigte.

§. 45. Die erste Anstellung eines Lehrers ist für 3 Jahre provisorisch. Definitiv angestellte Lehrer können nur wegen eines groben Vergehens oder fortgesetzter Nachlässigkeit nach ordentlich geführter Untersuchung auf Antrag des Provinzial-Schulrathes durch das Ministerium entfernt werden.

§. 46. Die Lehrer der Ober-Gymnasien sollen künftig nur mit Rücksicht auf ihre Tüchtigkeit, abgesehen davon, welchem Stande oder welcher Corporation sie sonst angehören mögen, angestellt werden. Derselbe Grundsatz findet auch auf die Lehrer der Unter-Gymnasien Anwendung, sobald und insoweit die Rücksicht auf die dadurch erwachsenden Mehrauslagen es gestattet.

§. 47. Der Gehalt der Gymnasial-Lehrer ist mit Abstufungen, welche eine allmählige Verbesserung der Lage nach bestimmten Zeiträumen für jeden in Aussicht stellen, so zu bestimmen, daß er je nach den örtlichen Verhältnissen ausreiche, um sie über die Nothwendigkeit, kraft- und zeitraubenden Nebenerwerbes (wozu auch die sogenannten Nachstunden gehören) hinwegzusetzen, und ihnen sammt ihren Familien eine anständige Existenz zu sichern. Die Lehrer des Unter-Gymnasiums haben den Rang der bisherigen Gymnasial-Professoren, die des Ober-Gymnasiums den Rang der bisherigen Lyceal-Professoren.

§. 48. Die unmittelbare Leitung eines jeden Gymnasiums steht bei der Lehrer-Versammlung unter dem Vorsitze eines Directors, welcher stets einer der bewährtesten Männer unter den Lehrern selbst ist.

Wo ein Unter- und Ober-Gymnasium zusammen sind, bilden ihre Lehrer für gemeinsame Angelegenheiten eine einzige Lehrer-Versammlung. Der Director der ganzen Anstalt ist ein Lehrer des Ober-Gymnasiums; das Unter-Gymnasium hat überdieß einen aus der Zahl seiner Lehrer genommenen Subdirector.

§. 49. Jeder Lehrkörper eines Gymnasiums ist verantwortlich für den Zustand der Lehranstalt. Er hat deßhalb das Recht, die Lehrgegenstände innerhalb der von einem Jeden nachgewiesenen Lehrfähigkeit unter sich, nach den individuellen Kräften und Neigungen zu vertheilen, so wie das Recht des ersten Vorschlages zur Wiederbesetzung einer an der Anstalt erledigten Stelle.

§. 50. Die sämmtlichen Gymnasien einer Provinz stehen unter dem Landes-Gymnasial-Director, der ein Mitglied des Landes-Schulrathes ist, und in der Regel aus der Zahl der bewährtesten Gymnasial-Lehrer genommen wird. Dieser leitet das gesammte Gymnasial-Wesen der Provinz, schlägt die Directoren und Vice-Directoren der einzelnen Gymnasien dem Ministerium vor, begutachtet die Vorschläge der Lehranstalten zur Wiederbesetzung erledigter Stellen, und bestellt in den größten Provinzen mit Verwissen des Ministeriums aus der Zahl der Gymnasial-Directoren zu seiner Unterstützung und zur Auszeichnung einzelne Männer als Inspektoren für mehrere Gymnasien und auf eine beschränkte Zeit. Die Ernennung der Gymnasial-Lehrer, Vice-Directoren und Directoren steht beim Ministerium.

§. 51. Das Ministerium des öffentlichen Unterrichtes wird für eine den Bedürfnissen der sämmtlichen Provinzen entsprechende Anzahl von Gymnasial-Zeitungen sorgen.

B. Die Bürger- und Real-Schulen.

§. 52. Die Bürger- und Real-Schulen stehen zwischen den Volksschulen und den technischen Instituten, wie die Unter- und Ober-Gymnasien zwischen den Volksschulen und den Universitäten.

Sie sind

1. Die Vorbereitungs-Schulen für die technischen Institute;

2. sie haben zugleich eine selbstständige Bildung für die niedrigeren Kreise der ländlichen und städtischen Gewerbe zu ertheilen;

3. für allgemeine humane Bildung auf Grundlage der modernen, zunächst der vaterländischen Literatur zu sorgen, und somit alle Lehrgegenstände der Volksschule fortzusetzen, und mehr ins Einzelne zu verfolgen.

4. Dieß thut die Bürgerschule in vorherrschend populärer und unmittelbar praktischer, die Real-Schule in vorherrschend wissenschaftlicher Weise, so, daß die letztere die specielle Vorbereitung für die technischen Studien besorgt.

5. Der Eintritt in die Real-Schule kann aber sowohl von der Bürgerschule als von dem Unter-Gymnasium her geschehen.

§. 53. Die Bürgerschulen bestehen aus 3 Jahrgängen. Sie haben sich aus den bisherigen zwei Jahrgängen der 4. Klasse der Volksschule zu entwickeln, durch Hinzufügung eines 3. Jahrganges und durch Anordnung von Lehrgegenständen, wie sie durch die neue Einrichtung der Volksschulen und die obigen Zwecke der Bürger-Schulen geboten ist.

§. 54. Es ist dahin zu wirken, daß allmälig in jeder Stadt wenigstens eine Bürgerschule bestehe.

§. 55. Aehnlich den Bürgerschulen sind für die weibliche Jugend höhere Töchterschulen mit einer den lokalen Bedürfnissen entsprechenden Zahl von Jahrgängen zu errichten, und entweder selbstständig hinzustellen, oder mit den weiblichen Volksschulen, als deren Ergänzung, unmittelbar zu verbinden.

§. 56. Die Realschulen bestehen ebenfalls aus drei Jahrgängen. Ihre Zahl hat sich nach den Bedürfnissen der einzelnen Provinzen zu richten, doch soll wenigstens in jeder Provinzial-Hauptstadt eine derselben vorhanden seyn.

§. 57. Im Uebrigen haben die Grundsätze, welche für die Unter- und Ober-Gymnasien aufgestellt worden sind, dem Wesen nach auch von den Bürger- und Real-Schulen zu gelten. Doch sind die Bürgerschulen vorherrschend als Angelegenheiten der städtischen Gemeinden, die Realschulen aber als Provinzial-Angelegenheiten zu behandeln.

C. Andere mittlere Schulen.

§. 58. Außer den Gymnasien, Bürger- und Realschulen, welche alle eine ausschließliche Widmung der Schüler für die Schule, und eine Reihe von Jahren für den Schulbesuch in Anspruch nehmen, sind Anstalten nöthig, wo solche, welche die Volksschule verlassen, und bereits gewerbliche Beschäftigungen begonnen haben, oder baldigst beginnen müssen, den Kreis der Volksschule überschreitenden populären Unterricht in für sie wichtigen speciellen Kenntnissen oder Fertigkeiten empfangen. Die Art (Gewerbe-, Zeichen-, Spinn-, Fabrik-, Sonntags-, Abend-Schulen u. s. w.) und die Zahl dieser Schulen, hat sich ganz nach den Localbedürfnissen zu richten.

§. 59. Locale Bedürfnisse können auch noch eine andere Art von Mittelschulen nöthig machen, welche über den Bürgerschulen stehend, doch weniger allgemein, als die Realschulen, ausschließlich eine specielle Fachbildung bezwecken. Hieher gehören Ackerbau-, Handels-, Navigations-, Militärschulen u. dgl.

§. 60. Die Mittelschulen dieser Abtheilung sind nach Umständen entweder vorherrschend Gemeinde- oder Provinzial-Angelegenheiten.

§. 61. Bei der Einrichtung aller mittleren Schulen ist der Mehrheit der Landessprachen, wo sie besteht, gemäß dem Grundsatze der gleichen Berechtigung aller Nationalitäten, und nach den Bedürfnissen der einzelnen Länder und Gegenden, die gebührende Rechnung zu tragen.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen und Glossen.

— In einer der letzten Nummern der „Oberpostamts-Zeitung" hieß es von Paris, daß man durch Maueranschläge bekannt gemacht habe: es seyen Pferde und Equipage des Grafen von Paris und der Herzogin von Orleans zu verkaufen. Hier in Eisenach, wo die unglückliche Fürstin sich ein Asyl gewählt hat, konnte man schon seit dem Anfange ihres Aufenthaltes die Bemerkung machen, daß sie sich jedes fürstlichen Aufwandes freiwillig begeben. Da ihre Söhne katholisch sind, so besuchen sie die kleine katholische Kirche. Der Pfarrer wollte den Fürstenkindern einen besondern Platz anweisen; auch schickte er, weil die Kirche selbst zu einfach ausgestattet ist, zu der Herzogin, um sie um einige Teppiche und Kissen zur Bequemlichkeit der Söhne zu bitten; allein die nun schon seit dem Tode ihres Gemahls an Trauer und Entbehrung gewöhnte Dame erwiderte dem Geistlichen: „daß ihre Kinder durchaus keine Auszeichnung erhalten dürften." Sie selbst lebt in größter Einfachheit und Stille, und erhält nur von Zeit zu Zeit Besuch von diesem oder jenem Gliede der großherzoglichen Familie.

Verantwortlicher Redakteur: Vinzenz Rizzi. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge I.)

№ 11. Klagenfurt, Mittwoch den 9. August 1848.

Entwurf der Grundzüge des öffentlichen Unterrichtswesens in Oesterreich.

(Fortsetzung.)

III. Abtheilung.

Die hohen Schulen.

A. Die Universitäten.

§. 62. Die Universitäten haben die gelehrte Bildung in den allgemeinen Wissenschaften zu gewähren, sie haben ferner für jene öffentlichen Dienste vorzubereiten, welche eine Vorbildung durch specielle Fachwissenschaften auf Grundlage der Gymnasial-Bildung erfordern, und die gelehrte Bildung in diesen Fachwissenschaften zu pflegen; sie haben endlich in den Jünglingen durch Lehr- und Lernfreiheit die kräftige Entwicklung, durch Wissenschaft und angemessene Disciplin die Veredlung des Charakters zu bewirken.

§. 63. Die Universitäten bestehen für jetzt aus vier Studienabtheilungen, Fakultäten, und zwar aus der theologischen, rechts- und staatswissenschaftlichen, medizinischen und philosophischen. Der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät gehören auch jene speziellen Studien an, welche zur Vorbildung für die diplomatische und höhere militärische Laufbahn künftig an den Universitäten werden eingerichtet werden. Das protestantisch-theologische Studium zu Wien bildet die zweite Abtheilung der theologischen Fakultät.

Die Fakultäten haben alle gleichen Rang; die Ordnung ihrer Aufeinanderfolge ist die bisher übliche; den Vortritt hat stets die Fakultät, welcher der jeweilige Rector angehört.

§. 64. Jedermann ist berechtigt, als Lehrer an den Universitäten aufzutreten, wenn er Unbescholtenheit des Charakters und die nöthige wissenschaftliche Befähigung besitzt.

Die Lehrer sind entweder ordentliche Professoren, oder außerordentliche Professoren, Privat-Docenten, oder Lehrer in engerer Bedeutung dieses Wortes.

§. 65. Die Hauptwissenschaften, welche der Universität anheimfallen, und nach Umständen auch Hauptzweige derselben, werden durch ordentliche Professoren besorgt. Ihre Anzahl ist veränderlich nach den wissenschaftlichen Bedürfnissen, nach der Zahl der Hörer, und nach den sich darbietenden Gelegenheiten zur Erwerbung ausgezeichneter Lehrkräfte.

§. 66. Die Anstellung der ordentlichen Professoren geschieht mittelst Berufung durch das Ministerium des öffentlichen Unterrichtes, nach Einholung des Vorschlages der Fakultät, an welcher die Stelle erledigt ist. Das Ministerium kann nach Umständen einen zweiten Vorschlag von der gleichnamigen Fakultät einer anderen Universität abverlangen.

Die Berufung von Ausländern ist nirgends ausgeschlossen, auch soll das religiöse Glaubensbekenntniß, ausgenommen bei den Professuren der theologischen Fakultät, kein Hinderniß der Berufung seyn.

§. 67. Die ordentlichen Professoren beziehen, in so fern nicht andere Uebereinkünfte mit den Berufenen abgeschlossen werden, Gehalte mit Vorrückungsstufen nach bestimmten Zwischenräumen, die ihnen eine den Lokal-Verhältnissen entsprechende anständige Existenz sichern. Nach 25 Dienstjahren erhalten sie ihren vollen Gehalt als Pension, und es bleibt ihnen das Recht, als emeritirte Professoren an jeder Universität Vorlesungen zu geben. Außerordentliche wissenschaftliche Leistungen geben ihnen Anspruch auf besondere Gehaltszulagen.

§. 68. Den Lehrkanzeln, welche einer solchen Beihilfe bedürfen, werden Assistenten beigegeben, welche vom Staate bezahlt sind. Die Wahl derselben steht den Professoren, welchen sie zugetheilt sind, frei. Sie werden stets nur für eine bestimmte Frist ernannt, nach deren Ablauf sie stets wieder gewählt werden können.

Ihre Entlassung im Laufe der festgesetzten Frist kann nur auf Antrag des Professors durch die Fakultät verfügt werden.

§. 69. Die außerordentlichen Professuren sind Vorstufen für die ordentlichen. Zu außerordentlichen Pro-

feſſoren werden mit Rückſicht auf die Bedürfniſſe der Lehranſtalten jüngere Männer zu ihrer Aufmunterung befördert, welche ſich bereits durch vorzügliche Leiſtungen hervorgethan, ohne doch ſchon zu ordentlichen Profeſſuren befördert werden zu können. Sie werden dadurch zu Staatsbeamten, und können nach Umſtänden einen Gehalt oder eine Remuneration oder keines von beiden beziehen. Der Vorgang bei ihrer Ernennung iſt derſelbe, wie bei den ordentlichen Profeſſoren.

§. 70. Als Privatdocent iſt berechtigt aufzutreten, wer das Alter von 24 Jahren erreicht hat, dazu Unbeſcholtenheit des Charakters beſitzt, und ſeine wiſſenſchaftliche Befähigung durch frühere wiſſenſchaftliche Leiſtungen oder durch einen Habilitationsakt, das iſt durch ein Colloquium darthut, welches die Fakultät, an der er zu lehren beabſichtigt, auf Grundlage einer gedruckten oder geſchriebenen wiſſenſchaftlichen Abhandlung mit ihm vornimmt. Die Fakultät entſcheidet über die Zulaſſungsfähigkeit, uud holt die Genehmigung des Miniſteriums ein. Den von der Fakultät Zurückgewieſenen ſteht der Rekurs an das Miniſterium offen. Privatdocenten ſind nicht Staatsbeamte und beziehen keinen Gehalt.

§. 71. Die Benützung öffentlicher Sammlungen und Lehrmittel iſt den Privatdocenten nur in ſo weit geſtattet, als ſie mit der nöthigen Schonung derſelben und mit der Verantwortlichkeit der mit ihrer Beaufſichtigung betrauten Perſonen verträglich iſt.

§. 72. Das Lehrbefugniß der Privatdocenten erliſcht: 1) durch freiwillige Verzichtleiſtung; 2) wenn der Privatdocent durch 2 aufeinander folgende Jahre keine Vorleſungen hält; 3) durch Mißbrauch des Befugniſſes bezüglich der Zwecke der Univerſität. Hierüber entſcheidet das Miniſterium nach Anhörung oder auf Antrag der Fakultät.

§. 73. Lehrer, in engerer Bedeutung dieſes Wortes, ſind Perſonen, welche Unterricht nicht in einer Wiſſenſchaft, ſondern in einer praktiſchen Fertigkeit ertheilen, z. B. in Kalligraphie, Gymnaſtik, in modernen Sprachen für den unmittelbaren Gebrauch u. dgl. Sie ſind nur dann Staatsbeamte, wenn ihre Stellen ſiſtemiſirt und mit einem Gehalte verbunden ſind.

§. 74. Die Mitglieder der k. k. Akademie der Wiſſenſchaften zu Wien ſind als ſolche zu Vorleſungen an den Univerſitäten berechtigt. Anerkannte wiſſenſchaftliche Notabilitäten, welche nicht dem Univerſitäts-Lehrkörper angehören, können von den Fakultäten unter Vorwiſſen des Miniſteriums eingeladen werden, ſich von Zeit zu Zeit durch eine Reihe von Vorleſungen an dem wiſſenſchaftlichen Wirken der Univerſitäten zu betheiligen.

§. 75. Die ordentlichen Profeſſoren und diejenigen außerordentlichen, welche einen Gehalt beziehen, ſind verpflichtet, in jedem Semeſter über die Wiſſenſchaft, für welche ſie beſtellt ſind, und zwar nach den Anordnungen ihrer Fakultät über die ganze Wiſſenſchaft, oder über einen Theil derſelben Vorleſungen zu halten. Solche Collegien heißen öffentliche. Ordentliche und außerordentliche Profeſſoren ſind überdieß berechtigt, über ihre und jede andere ihrer Fakultät zuſtehende Wiſſenſchaft auch von ihrer Fakultät nicht geforderte Vorträge zu halten. Wollen ſie dieß in Bezug auf eine Wiſſenſchaft thun, welche in das Gebiet einer andern Fakultät gehört, ſo haben ſie vorläufig die Zuſtimmung der letzteren zu erwirken. Privatdocenten können nur über ſolche Gegenſtände leſen, für welche ſie als befähigt erkannt worden ſind. Alle dieſe Collegien heißen Privat-Collegien.

§. 76. Für die öffentlichen Collegien ſind keine Honorare zu bezahlen. Dieſe Collegien haben in beſtimmter Weiſe (§. 87) alle Wiſſenſchaften zu umfaſſen, welche und in ſo weit ſie Gegenſtände der Prüfungen für akademiſche Grade oder der Staatsprüfungen ſind. Für die Privatcollegien können Honorare gefordert werden. Die bisherigen Unterrichtsgelder ſind von ordentlichen Hörern auch künftig ganz, von außerordentlichen Hörern, welche unentgeltliche Vorleſungen beſuchen, zur Hälfte zu entrichten. Die bisherigen Befreiungen mittelloſer Studirender von der Entrichtung des Unterrichtsgeldes haben auch künftig einzutreten.

(Beſchluß folgt.)

Ueber die Verfaſſung Norwegens.

(Beſchluß.)

Der zweite Grundzug der norwegiſchen Verfaſſung liegt in dem eigenthümlichen Verhältniß der Regierung zu den Beamten; die Beamten ſind nicht vom Könige angeſtellt, ſondern vom Volke. Der König hat nicht das Recht, einen Beamten zu entfernen, dieß kann nur durch Richterſpruch geſchehen. Die wenigen Beamten, Miniſter, Regimentschefs, Geſandte, Schiff- und Feſtungscommandanten, die der König ſelbſt entlaſſen kann, behalten zwei Drittheile ihrer Bezüge, bis der Storthing darüber entſcheidet. Die eigentlichen Hofbeamten, die an die Perſon des Königs gekettet ſind, können nie Volksvertreter werden. Durch dieſe Maßregeln iſt die exekutive Macht in der Hand des Volkes, der König nur der Spitzpunkt dieſer feſtgebauten Pyramide. Andererſeits wird dadurch aber auch der Bauernherrſchaft, welche ſo leicht das Uebergewicht im Storthing erhalten könnte, ein Damm entgegengeſtellt, und durch die Beamten ein geiſtiges Element in den Storthing gebracht. Dieſe ſind gänz-

ſich unabhängig, die Regierung hat keinen Einfluß auf ſie, weil ſie dieſelben nicht abſetzen kan. Es liegt ſogar im Intereſſe der Regierung ſelbſt, die Unabhängigkeit der Beamten zu wahren, weil ſie die übertriebene Sparſamkeit der Bauern, das ewige Beſtreben derſelben, die Steuern zu ermäßigen, fürchtet. In dem Momente, wo der freie Norweger wüßte, daß ein Beamter unter dem Einfluſſe der Regierung ſteht, würde er und Keiner im Lande ihm mehr ſeine Stimme geben. Das ſchändliche Corruptionsſyſtem der conſtitutionellen Regierungen iſt ſomit in Norwegen eine Unmöglichkeit. Endlich erhalten die Beamten dadurch eine feſte, ſichere Stellung, ſie fühlen ſich nicht im Solde der Regierung, ſondern der Nation, das Volk allein richtet ihre Wirkſamkeit, das Volk allein kann ſie von derſelben entfernen.

Auf dieſen beiden Grundſätzen beruht das ganze conſtitutionelle Leben Norwegens. Wir werden in den folgenden Artikeln auf mehrere daraus hervorgehende Eigenthümlichkeiten und Vorzüge desſelben hinweiſen.

Was gibt uns aber das Recht, den Leſer, der in dieſem Augenblicke mit der Conſtituirung ſeines eigenen Vaterlandes beſchäftigt iſt, auf ein fernes Felſenland und ſeine Inſtitutionen hinzuweiſen?

Norwegen iſt in dieſem Augenblicke die einzige Demokratie Europas. Im Bewußtſeyn des öſterreichiſchen Volkes aber hat das Weſen der Demokratie ſo tief Wurzel gefaßt, — daß derjenige, der Oeſterreich eine andere als eine demokratiſche Verfaſſung geben wollte, ſich erſt auch ein anderes Volk ſchaffen müßte. Darum weiſen wir auf Norwegen hin.

Man hat uns oft entgegengehalten, daß die Verfaſſung, die für Norwegen paßt, für kein anderes Land der Welt anwendbar ſeyn könne. Norwegen ſey ein Felſenland, ohne Induſtrie, ohne bedeutenden Handel, es ſey abgeſchloſſen von den übrigen Völkern, es ſtehe auf der unterſten Stufe geſelliger Entwicklung, ſeine Bedürfniſſe ſeyen gering, es ſey arm und von allen innern Hilfsmitteln entblößt.

Wir antworten darauf: Eben weil das Land ſo arm iſt, weil es Nichts hat als ſeine Fiſche an ſeinen Felſenküſten, die mächtigen Bäume auf ſeinen Höhen und die wenigen Erzminen in ſeinen Bergen, eben darum verdankt es das, was es geworden iſt, ſeiner freien Verfaſſung.

Als es im Jahre 1814 die abſolute Regierung verabſchiedete, war das Land mit der für ſeine Verhältniſſe rieſenmäßigen Maſſe von 25 Millionen Zetteln überſchwemmt, das Silber beinahe aus dem Verkehr verſchwunden; indeß die ganze Maſſe des Grund-Eigenthums nur 4 ½ Millionen Species werth war.

In dieſem Augenblicke hat es ſeine ganze Staatsſchuld abgetragen.

Im Jahre 1814 war das Land auf das Aeußerſte verwahrloſt, die däniſche Regierung ſaugte ſeine Kräfte aus, ohne auch nur das Mindeſte für ſein Wohl zu thun.

In dieſem Augenblicke iſt die Armee vortrefflich equipirt; eine Flotte aus dem Nichts hervorgerufen; es ſind gute Straßen über ſeine hohen, zerklüfteten, wilden Gebirge gezogen; Dampfſchiffe ziehen an den Meeresküſten bis an das Nordcap; vortreffliche Schulen ſind eingerichtet, den dürftigen Landbewohnern hat die Regierung unter die Arme gegriffen, die Induſtrie hebt ſich von Tag zu Tag, man projektirt in dieſem Augenblicke ſogar Eiſenbahnen in dieſem wenig bevölkerten, zerklüfteten Lande. Directe Steuern gibt es nicht, nur aus mäßigen Zöllen, den Einkünften der Bergwerke und einigen wenigen indirecten Steuern beſtreitet der Staatt ſeine Bedürfniſſe.

In keinem Lande iſt das politiſche Bewußtſeyn in 34 Jahren ſo tief in die unterſten Maſſen des Volkes gedrungen und hat ſeine geiſtige und ſittliche Erhebung in dem Maße bewerkſtelliget, — wie in Norwegen.

Ja, das Land iſt arm und dürftig, — aber es hat ſich durch die Demokratie aus dem Elend emporgearbeitet, in das es der Abſolutismus geſtürzt.

Ja, das Land iſt arm und dürftig, — aber es birgt reiche Schätze in ſeinem Innern, die der Handel wird auszubeuten wiſſen, es iſt noch ein Staat in ſeiner Jugend, der eher ſeine geiſtigen Intereſſen beſorgte, bevor er an ſeine materiellen dachte.

Aber auf der unterſten Stufe geſelliger und geiſtiger Entwicklung ſteht nicht ein Volk, das ſich eine ſolche Verfaſſung gegeben und zu wahren wußte — der ränkeſchmiedenden Diplomatie des Wiener-Congreſſes, einem ausländiſchen Könige, einem eiferſüchtigen Nachbarſtaat gegenüber.

Norwegens Geſchichte ſeit dem Jahre 1814 iſt der glänzendſte Sieg der Demokratie, und wer auf ſeinen Bergen und Höhen wanderte, wer in die Hütten und Herzen ſeiner Bürger ſah — muß Demokrat werden.

T.

Selbſthilfe.

Wer, dem Immermann's trefflicher Roman: „Münchhauſen" bekannt, erinnert ſich nicht mit inniger Freude an die hervorragende Geſtalt des Dorfſchulzen, eines der herrlichſten Charaktere, ſo die deutſche Romanliteratur aufzuweiſen hat. Dieſer hatte, anknüpfend an alte Traditionen, wie ſie in Weſtphalen gang und gäbe, ein heimliches Bauerngericht zur Schlichtung al-

les Streites errichtet; darüber vor Gericht zu Rede geſtellt, ſprach er in ſeiner Vertheidigung unter andern folgende einfache, aber beſonders bei uns in dieſer Zeit nicht genug zu beherzigende Worte:

„Seitdem ich in die Jahre gekommen war, wo das Menſchenkind anfängt zu denken, ſah ich, daß hin und her die Herren kamen, die ſich auf die Schreiberei verſtehen und auf das Beſſerwiſſen als die Leute, welche die Sache angeht, und ſie guckten nach, wenn Alles geſchehen war, das Korn niedergetreten und das Vieh in den letzten Zügen lag, und die Wäſſer wieder im Ablaufen ſich befanden. Hatte aber gar der Feind geplündert und fouragirt, da kamen ſie vollends erſt lange darnach und notirten ſich's auf; denn während der Gefahr war meiſtens keiner der Herren zu finden. Die Herren thaten dann ordiniren, wie Alles wieder in Richtigkeit zu bringen ſey, mehreren Theils aber ſagten ſie Sachen des Sinnes und des Verſtandes, daß wenn der Hagel nicht gefallen wäre, ſo hätte ſich das Korn nicht umgelegt, und ohne die Lungenfäule müßten die Kühe noch am Leben ſeyn. Unterweilen wurde auch einiges Geld geſchickt, es kam aber ſelten an den Rechten, und im Ganzen rappelten ſich diejenigen am Beſten wieder heraus, welche nicht auf die Hilfe der Herren da draußen warteten, ſondern ſich ſelber halfen, wohingegen ich manche Menſchen habe ganz herunter kommen ſehen, die immerdar bei jeden Umfall meinten, es müſſe nun von da draußen ihnen das Malheur gut gemacht werden. Erſtaunlich abſonderlich iſt aber eine Sache. Mitunter machte ein Herr von der Schreiberei unter uns Bauern Dinge, worüber wir lachen mußten und dann traf es ſich wohl, daß ein ſolcher Herr ein Paar Jahre darauf von weither mit vier Pferden durch die Bauernſchaft gefahren kam und hatte eine Miene, als habe er bei Erſchaffung der Welt mitgeholfen und allerhand bunte Bänder vorne am Rocke. Dieß alles nun in meinen einfältigen Gedanken betrachtend vermeinte ich letzlich, daß die Herren von der Schreiberei da draußen uns Bauern eigentlich wenig helfen und dieß eigentlich auch nicht wollten, ſondern nur ſchreiben und ſich nach und nach in den Wagen mit vier Pferden hinein ſchreiben. Und Gott verzeihe mir die ſchwere Sünde, einſtmalen, als ich bei einem Rübenfelde vorbeiging, worinnen die Pfeifer waren (Wachtelkönige), ſo fielen mir die Herren ein und wußte nicht, wie das geſchah. Nun auf der andern Seite hatte ich meine Reflexion, wie das Weſen in der Welt ſo eigentlich beſtellt ſey. Da dachte ich, daß ein ordentlicher Menſch ſchon durchkommt, der auf Wind und Wetter achtet und auf ſeine Füße ſchaut und in ſeine Hände, und ſich mit ſeinen Nachbarn getreulich zuſammenhält. Sehet ihr Herren, darauf kommt es mehrentheils nur an. Und nach dieſem gewöhnte ich mir ſelbſt zuerſt die Gedanken von Hilfe von draußen ab, zahlte meine Steuern und trug meine Laſten, im Uebrigen aber hielt ich mich vor mich und ließ es mir lieber, wenn ein Malheur paſſirte, etwas ſauer werden, als daß ich die Herren da draußen um Beiſtand angeſprochen hätte. Hernacher gewöhnte ich es auch den Leuten um mich herum ab. Sie nahmen an mir ein Exempel, und thaten wir Nachbarn uns allmählig zuſammen, ſprangen einander bei, ordinirten unſer Weſen für uns, ſo kam es von vielen Sachen, um die ſie anderen Ortes großes Halloh erheben, nichts über die Gemarkung hinaus. Wenn wir ſo unſer Weſen für uns allein in's Geſchick brachten, ſo waren wir darum keine Unruheſtifter oder Tumultuanten. Wenn der Menſch bei ſich fertig iſt, ſo gehen ſeine Gedanken wandern mit den Wolken, die da ziehen, und mit den Laſtwagen, die vorbeifahren über den Hellweg. Und ſo gingen die meinigen auch mitunter hinaus, und ich dachte, wenn nur da draußen ſich auch Jedermann ſo lernte auf ſich verlaſſen, und ſtellte ſich zuſammen mit ſeines Gleichen und machten ihre Sachen mehrentheils unter einander ab, ohne die Herren von der Schreiberei draußen, ſo wären die Pfeifer aus der Rübſaat gethan, und es müßte eine ganz herrliche koſtbare Wirthſchaft geben; denn die Menſchen wären da nicht wie dumme Kinder, die immer: Vater, Mutter! ſchreien, wenn ſie einen Augenblick allein ſind, ſondern gleichſam ein Fürſt wäre Jeder bei ſich zu Hauſe und mit ſeines Gleichen.“

Notizen und Gloſſen.

— Man hatte angefangen den Philoſophen Arnold Ruge, ein ſelbſtſtändiges Glied der Frankfurter äußerſten Linken, ſehr vornehm als gänzlich unpraktiſch und innerlich unbedeutend zu bezeichnen; uns erſchien dieſe Vornehmthuerei immer ſehr verdächtig, denn wir hatten vor Ruge's durchdringendem Scharfblicke immer die größte Achtung. Wir freuen uns, daß unſere Meinung ſich in den neueſten Verhandlungen der National-Verſammlung beſtätigt findet, in welcher er eine hervorragende, wenn auch vielfach angefeindete Stellung einnahm. Ruge befindet ſich in der Minorität, aber wie herrlich faßte er ſeine Stellung in folgenden Worten auf: „Wir unterwerfen uns der Majorität und anerkennen ihr Recht; aber auch die Minorität hat ihr Recht: zu agitiren und künftige Majoritäten zu bilden.“ In dieſen wenigen Worten iſt der Grundzug des freien öffentlichen Lebens ausgeſprochen; denn jede Minorität, wenn ſie nicht ein abſterbender Reſt veralteter Anſichten iſt, iſt nichts anderes, als die keimende Majorität der Zukunft. Immer mehr werden ihre Anſichten gereinigt, berichtigt, immer mehr gehen dieſe in die Köpfe der Menge über, bis ſie endlich in ihrer Zeit als die einzig Berechtigten auftreten. Inzwiſchen aber bildet ſich wieder eine neue Minorität, und das iſt Bewegung, das iſt Leben.

Verantwortlicher Redakteur: Vinzenz Rizzi. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge 1.)

№ 12. Klagenfurt, Freitag den 11. August 1848.

Entwurf der Grundzüge des öffentlichen Unterrichtswesens in Oesterreich.

(Beschluß.)

§. 77. Die Hörer an den Universitäten müssen das 16. Lebensjahr zurückgelegt haben. Sie sind entweder ordentliche Hörer, welche nach absolvirtem Gymnasium und mit einem Maturitätszeugnisse versehen, zur Universität übergetreten, um daselbst ein Fakultätsstudium zu absolviren, oder außerordentliche Hörer d. i. solche, welche jene Vorbedingungen nicht erfüllt haben, und nur einzelne Gegenstände zu hören beabsichtigen. Die ersten werden in die Universitäts- und Fakultätsmatrikel eingetragen, und bilden die Körperschaft der eigentlichen Studenten; über die zweiten wird bei jeder Fakultät ein besonderes Verzeichniß geführt. Jedermann darf überdieß den öffentlichen und Privatcollegien, in so weit sie unentgeltlich gegeben werden, auch ohne förmlich eingeschrieben zu seyn, beiwohnen, ist jedoch, wenn es zur Aufrechthaltung der Ordnung für nöthig erachtet wird, verpflichtet, vorher bei dem Docenten sich zu melden.

§. 78. Die bisherigen Semestral- und Annual-Prüfungen haben aufzuhören, so daß künftig nur Prüfungen zur Erlangung akademischer Grade und Staats-Prüfungen zum Eintritte in öffentliche Dienste bestehen werden. Ueber die gehörten Vorlesungen werden bloß Frequentations-Zeugnisse ausgestellt.

§. 79. Die Prüfungen zur Erlangung akademischer Würden, welchen jeder Doctor und Studirende beizuwohnen berechtigt ist, sind von ordentlichen Professoren, die Staatsprüfungen aber von Prüfungs-Commissionen vorzunehmen, welche wenigstens zur Hälfte aus ordentlichen Professoren, und übrigens aus erfahrenen von den Vorständen der öffentlichen Dienstzweige zu bestimmenden Geschäfts- oder wissenschaftlich gebildeten anderen Männern zusammengesetzt sind. Das letzte Rigorosum der absolvirten Mediciner und die Prüfung der absolvirten Theologen sind Staats-Prüfungen, für die Prüfung der Theologen bestimmt das bischöfliche Consistorium die zweite Hälfte der Examinatoren. Die Examinatoren erhalten eine Taxe, die für jeden derselben — fl. C. M. beträgt.

§. 80. Von den bisherigen öffentlichen Disputationen der Doctoranden hat es abzukommen, die Abfassung und Drucklegung einer Dissertation ist ihrer Willkühr anheimgestellt. Der Promotionsakt der Doctoranden besteht entweder bloß in einem Fakultäts-Beschlusse auf Grundlage der strengen Prüfungen, welcher Beschluß durch das Doctors-Diplom dem neuen Doctor bezeugt, und durch einen gedruckten Anschlag im Universitätsgebäude promulgirt wird; oder er ist ein öffentlicher Promotionsakt in den üblichen Formen, dem jedoch eine würdige und die wissenschaftlichen Zwecke der Universität fördernde Einrichtung zu geben ist. Die Candidaten haben die Promotions-Form zu wählen, und bei den ersten die Kosten des Diploms und der gedruckten Kundmachung, bei der zweiten die üblichen Taxen zu erlegen.

§. 81. Die Studirenden genießen der Lern- oder Hörfreiheit, d. i., es bleibt ihrer Wahl überlassen, welche Docenten sie, und in welcher Reihenfolge hören wollen. Eine Anleitung zur zweckmäßigsten Vornahme dieser Wahl wird ihnen im Anfange eines jeden Semesters gegeben. Es sind aber diejenigen Hörer, welche sich den strengen oder Staats-Prüfungen unterziehen wollen, gehalten, ein Minimum von Jahren, und zwar für jetzt die Candidaten der Gymnasial-Lehrämter 2 Jahre auf der philosophischen Fakultät, die Theologen 4, die Juristen 4, die Mediciner aber 5 Jahre auf der Universität zuzubringen, und die für jene Prüfungen vorgezeichneten Gegenstände zu hören.

§. 82. Die Studirenden der Theologie werden künftig an den Orten, wo eine Universität besteht, 3 Jahre ihres Studiums außerhalb der geistlichen Seminarien leben. Sie erhalten für diese Zeit Stipendien, die ihnen von den Seminarien ausbezahlt wer-

den, und deren Höhe dem bisher in den Seminarien für sie gemachten Aufwande gleichkommt. Das letzte Studienjahr haben sie in einem Seminar zuzubringen.

§. 83. Der Besuch der auswärtigen Universitäten ist den österreichischen Studirenden gestattet; damit ihnen die dort zugebrachte Zeit in die für die öffentlichen Prüfungen vorbestimmte Zahl von Universitäts-Jahren eingerechnet werden könne, haben sie sich durch Frequentationszeugnisse über die daselbst gehörten Vorlesungen auszuweisen. Ebenso ist den Nicht-Oesterreichern der Besuch der österreichischen Universitäten gestattet; sie haben, wenn sie nicht volljährig sind, die Erlaubniß ihrer Eltern oder Vormünder, und jedenfalls, um in die Zahl der ordentlichen Hörer aufgenommen zu werden, ein Maturitätszeugniß vorzulegen.

§. 84. Die ordentlichen Hörer einer jeden Fakultät wählen am Anfange eines jeden Studienjahres 2 Senioren und 2 Stellvertreter derselben aus ihrer Mitte, welche die speciellen Interessen der Studirenden bei den Fakultäten und dem akademischen Senate in den unten (§. 92) bezeichneten Fällen zu vertreten haben.

§. 85. Es ist den Studirenden gestattet, besondere Verbindungen zu Zwecken der Wissenschaft oder des geselligen Vergnügens unter sich einzugehen. Sie sind verpflichtet, Namen und Zweck derselben, so wie deren Vorstände und Mitgliederzahl zur Kenntniß des akademischen Senates zu bringen.

§. 86. Die Fakultät im weitern Sinne umfaßt sämmtliche Lehrer und Hörer einer jeden der 4 Studienabtheilungen, aus welchen die Universitäten bestehen. Als Fakultät im engeren Sinne ist sie die leitende Behörde jeder dieser Abtheilungen, und besteht als solche aus den sämmtlichen ordentlichen und außerordentlichen Professoren, nebst 2 Vertretern der Privat-Docenten einer Studienabtheilung, zu denen für gewisse Geschäfte noch die beiden Senioren der Studirenden kommen. Die Vertreter der Privat-Docenten werden von diesen aus ihrer Mitte gewählt, müssen aber bereits wenigstens 3 Jahre an der Universität docirt haben.

§. 87. Die Fakultät (als Behörde) ist berechtigt und verpflichtet: 1) Zu sorgen, daß die Wissenschaften, welche in ihr Gebiet fallen, ausreichend und den Zwecken der Universität gemäß gelehrt werden. Sie ist hiefür verantwortlich, hat deßhalb die nöthigen Anträge an das Ministerium des öffentlichen Unterrichtes zu stellen und kann nur, in so fern sie dieß gethan, für einzelne Gegenstände wegen Mangels an Lehrkräften oder Lehrmitteln sich außer Verantwortlichkeit erklären. 2) Für jeden Semester einen solchen Cyclus von Vorträgen anzuordnen, daß es jedem Hörer, der die gesetzliche Zeit an der Universität verweilt, möglich ist, die für sein Studium nöthigen Gegenstände alle, und in zweckmäßiger Ordnung zu hören. 3) Die Lehrer zur Erfüllung ihrer Pflichten anzuhalten, und insbesondere den Privat-Docenten mit ihrem Rathe und ihren Weisungen an die Hand zu gehen. Sie ist verantwortlich für jeden Mißbrauch, der im Widerspruche mit den Zwecken der Universität von der Lehrfreiheit gemacht wird. 4) Die durch die Zwecke der Universität geborene Disciplin bei den ihr angehörigen Studirenden aufrecht zu halten. 5) Die zur Erlangung akademischer Würden nöthigen Prüfungen anzuordnen und abzuhalten. 6) Im Auftrage der öffentlichen Behörden wissenschaftliche Gutachten abzugeben, oder bei den dafür aufzustellenden Commissionen durch aus ihrer Mitte Gewählte sich zu betheiligen.

§. 88. Vorstand der Fakultät ist der Decan, welcher alljährlich aus der Zahl der ordentlichen Professoren von der Fakultät im engeren Sinne gewählt wird.

§. 89. Die Leitung der ganzen Universität steht bei dem akademischen Senate. Dieser besteht aus dem Rector Magnificus als Vorstand, aus dem nächst früheren Rector als Prorector, aus den 4 Decanen und aus 8 Beisitzern.

§. 90. Der Rector wird von den vereinigten 4 Fakultäten aus der Zahl der ordentlichen Professoren u. z. der Reihe nach jährlich aus einer andern Fakultät gewählt. Die Beisitzer werden aus der Zahl der ordentlichen und außerordentlichen Professoren durch die Fakultäten (im engeren Sinne) je zwei Beisitzer durch eine und aus einer Fakultät auf 2 Jahre gewählt werden. Sie treten jährlich zur Hälfte, je einer aus jeder Fakultät aus, und werden durch neue Wahlen ersetzt.

§. 91. Der akademische Senat besorgt die Universitäts-Angelegenheiten, die Disciplinar-Angelegenheiten der Lehrer und Hörer, in so ferne diese mehrere Fakultäten zugleich, oder nach seinem Urtheile oder dem der Fakultäten besonders wichtige Fälle betreffen; er repräsentirt die Universität nach Außen und verkehrt in ihrem Namen mit den Behörden und anderen, auch auswärtigen Universitäten; der Rector unterzeichnet die Diplome und führt den Vorsitz bei feierlichen Promotionen.

§. 92. Die gewählten Senioren der Studirenden haben das Recht, in den Fakultäten, welchen sie angehören, bei allen Wahlen der Mitglieder des akademischen Senates zu erscheinen und mitzustimmen; sie sind ferner berechtigt; jeder Disciplinar-Verhandlung, welche gegen einen Studirenden in ihrer Fakultät oder beim akademischen Senate geführt wird, als Zeugen beizuwohnen.

§. 93. Es ist dahin zu wirken, daß künftig nur vollständige Universitäten bestehen. Sie sind so zu errichten und einzurichten, daß den Bedürfnissen der verschiedenen Nationalitäten Genüge gethan werde.

§. 94. So lange vereinzelte Studien, juridische oder theologische, fortbestehen, sollen neben ihnen wenigstens die für sie nöthigsten Gegenstände aus dem Gebiete der philosophischen Fakultät gelehrt werden.

§. 95. Den Corporationen von Doctoren, welche bisher unter dem Namen von Fakultäten bestanden, bleibt es überlassen, als Doctoren-Collegien fortzubestehen, und sich so zu organisiren, daß sie die ihnen eigenthümlichen Interessen zu verfolgen, bei Staatsprüfungen und wissenschaftlichen Begutachtungs-Commissionen nach Aufforderung der öffentlichen Behörden durch ihre Mitglieder sich zu betheiligen, und zur Förderung der Wissenschaften und des Gemeinwohles in ihrer Weise beizutragen in der Lage sind.

B. Die technischen Institute.

§. 96. Die technischen Institute haben den höchsten Grad wissenschaftlicher und praktischer Ausbildung für die technischen Künste und Gewerbe zu besorgen, der auf Schulen gegeben werden kann. Sie sollen dadurch für jene Bildung des höheren Gewerbstandes sorgen, welche eine nothwendige Bedingung der Blüthe der Gewerbe ist, und zugleich dem Staate für viele und wichtige Zweige des öffentlichen Dienstes taugliche Individuen liefern.

§. 97. Sie haben daher ihre Einrichtungen so zu vervollständigen, daß sie nebst den vorherrschend chemischen und mechanischen Zweigen auch den Handel, die Landwirthschaft, den Bergbau, die Forstkunde u. s. w. gleichmäßig berücksichtigen.

§. 98. Die praktischen Curse, welche besondere Lokalitäts-Verhältnisse voraussetzen, z. B. im Bergbau, sind rücksichtlich ihrer inneren Einrichtung in zweckmäßigem Zusammenhang mit den technischen Instituten als ihren Voraussetzungen zu bringen.

§. 99. Die vollständigen technischen Institute haben den Rang der Universitäten. In Bezug auf ihre Lehrer und Hörer gelten dem Wesen nach dieselben Grundsätze, welche für die Lehrer und Hörer an den Universitäten in Kraft sind. Die unmittelbare Leitung steht beim Lehrkörper, der aus seiner Mitte seinen Director auf 2 Jahre wählt, und sich nach Bedürfniß in mehrere Sectionen theilt.

§. 100. Die technischen Institute sind berechtigt, über die Hauptzweige der gewerblichen Ausbildung strenge Prüfungen vorzunehmen und auf Grund derselben öffentliche Zeugnisse auszustellen, welche den Grad der Befähigung zu höheren gewerblichen Beschäftigungen dem Staate und den Privatpersonen ersichtlich machen. Ebenso haben sie sich bei den Staatsprüfungen (§. 79) zu betheiligen, welche und in so fern solche künftig zu dem Zwecke vorgeschrieben werden, um von ihnen die Ertheilung der Berechtigung zu gewissen höheren gewerblichen Beschäftigungen abhängig zu machen.

Einige Worte
zur Berücksichtigung für den Provinzial-Landtag *).

Es ist bereits ausgesprochen, daß sich das Unterthansband mit 1. Jänner 1849 auflösen soll, oder, was dasselbe ist, daß alle aus dem Unterthansverhältnisse herrührenden Abgaben mit diesem Zeitpunkte aufzuhören haben, wogegen den Bezugsberechtigten die dafür erst auszumittelnde Entschädigung zugesichert ist. Nachdem aber die Gebühr der Urbarial-Gaben sich nach dem Militärjahr richtet, so ist dieser Abschnitt in so vielfacher Beziehung sehr unpassend und unbequem. Bei diesem Umstande muß die Gebühr aller unterthänigen Leistungen sowohl an Geld- als auch an Naturalgaben und Frohnen für die Monate November und Dezember 1848 berechnet, und von den Unterthanen hereingebracht werden. Noch verwickelter ist das in Kärnten ganz eigene Verhältniß mit dem Zinsgetreide. Zur Berichtigung der Schuldigkeit des Jahres 1848 in Natura hat der Unterthan bis Georgi 1849 Zeit, wo sich dann, wenn das Getreide nicht in Natura abgeschüttet worden, die Naturalschuldigkeit in die im Laufe des Jahres 1849 zu berichtigende Geldschuldigkeit umwandelt.

Der Unterthan will schon, in der Meinung der aufgehobenen Verpflichtung, heuer nichts mehr leisten, um so viel weniger wird er sich zur Bezahlung der Gebühr für die zwei Monate November und Dezember, und zur Natural-Leistung oder Reluition des Zinsgetreides vom Jahre 1848 herbeilassen.

Welche Wirrnisse und Streitigkeiten zwischen den Berechtigten und den Verpflichteten, zum Nachtheile des Einen oder des Andern, daraus entstehen werden, kann nur der beurtheilen, der damit betheiliget oder mit diesen Geschäften vertraut ist.

Weit zweckmäßiger wäre es gewesen, den Abschnitt mit Ende des Verwaltungsjahres 1848, d. i. mit Schluß Oktober zu machen, für das bis dahin in Natura nicht abgeschüttete Zinsgetreid einen Reluitionspreis auszumitteln, und diese Reluition mit den übrigen liquidirten etwa noch bestehenden Rückständen der übrigen Urbarial-Gaben entweder in der Folge hereinzubringen, oder der ausgemittelten Ablösungssumme zuzurechnen. Diese Angelegenheit wird sich nun gegenwärtig zur Vermeidung aller Conflikte zwischen den

*) Wir theilen hiemit die Schlußbemerkungen eines uns eingesendeten größeren Aufsatzes, wofür wir dem Verfasser unsern Dank aussprechen, mit. Wir sind zwar zur Kürzung des Aufsatzes nicht ausdrücklich ermächtigt, glauben aber, der Hr. Verfasser wird unser Verfahren billigen, da das Wenige, das in unserm Blatte schon von mehreren Seiten besprochenen Gegenstand betrifft.

A. d. R.

Berechtigten und Verpflichteten auch nicht anders als durch eine förmliche protokollmäßige Liquidirung der beiderseitigen Ansprüche ausgleichen lassen, bei welcher die von den Verpflichteten als richtig anerkannten Rückstände der Vorjahre, das Zinsgetreid-Relutum des Jahres 1848 und das ratum temporis der Monate November und Dezember aus dem Verwaltungsjahre 1849 als Grundlage zu dienen haben.

Mit dem Zeitpunkte, als die Entrichtung der Urbarial-Gaben aufhört, ist zugleich der Unterthausverband gelöst, und die Patrimonial-Gerichtsbarkeit an und für sich schon aufgehoben, und man kann es den ehemaligen Grundherrschaften nicht mehr aufbürden, und die wenigsten aus ihnen dürften sich dazu auch herbeilassen, die Gerichtspflege weiter fortzuführen. Eine derartige provisorische Maßregel ist auch nicht wohl denkbar und ausführbar; soll also nicht ein gesetz- und rechtsloser Zustand hervorgerufen werden, so ist es unbedingt nothwendig, daß die Vorsicht getroffen werde, daß mit dem Aufhören der Patrimonial-Gerichte schon eine Behörde bestehe, welche die Fortführung der Geschäfte von demselben übernähme. Dasselbe Verhältniß tritt beziehungsweise, mehr oder minder, auch bei der politischen Verwaltung ein; denn die mit der Bezirks-Verwaltung betheiligten Herrschaften werden, nachdem sie einen großen Theil der Revenüen durch das Aufhören der Unterthansgaben verlieren, ihre Verwaltungsregie einschränken, und ihr Amtspersonale entweder auf den nur höchst nöthigen Stand reduciren, oder ganz entlassen. Es kann ihnen nicht zugemuthet oder aufgebürdet werden, dasselbe zum Nachtheile ihres ohnehin verkürzten Einkommens, der politischen Bezirks-Verwaltung wegen, länger beizubehalten. Da die Natural- und anderen Bezüge, welche die Herrschaften als Entschädigung für die Landgerichts-Verwaltung bisher von den Landgerichtsinsassen, und die Vogtherrschaften von den Vogtholden unter verschiedenen Titeln bezogen haben, mit den Urbarial-Gaben der Grundherrschaften gleiches Schicksal haben, so ist es unerläßlich nöthig, auch in Beziehung dieser beiden öffentlichen Verwaltungszweige geeignete Vorsichten zu treffen.

Die Einkünfte der Kirchen und des Kurat-Klerus, welche oft großen Theils auf Urbarial-Bezüge und Collekturen beschränkt sind, werden durch das Aufhören dieser Gaben mächtig geschmälert. Soll hier nicht der Gottesdienst und die Seelsorge darunter leiden, oder das Stammvermögen der Kirchen und Pfründen angegriffen werden, so muß hier augenblickliche Hilfe geschafft werden, man kann sie hier nicht auf die noch in weiter Ferne liegende Entschädigung hinweisen.

Wenn man nun bedenkt, welche Masse von Vorarbeiten die dießfällige Geschäftsübergabe von den bisherigen an die künftigen Behörden in jeder Beziehung nothwendig macht, so wird man von Schauder ergriffen, daß bisher deßhalb noch gar nichts geschehen ist, und daß hiezu nur mehr fünf Monate erübrigen, und welche, für das Allgemeine sowohl, als auch für Private gleich nachtheilige Geschäfts-Verwirrungen und Stockungen unausweichlich daraus entstehen müssen, und daß es beinahe an das Unmögliche grenzt, alle diese Aufgaben in so kurzer Zeit befriedigend zu lösen. Es dürfte daher darin eine ernste Aufforderung liegen, diesem Uebel, weil es noch an der Zeit ist, durch geeignete Maßregeln kräftigst zu begegnen, und dadurch wenigstens die bedeutendsten Hindernisse zu beseitigen.

L.

Notizen und Glossen.

— Manche Zeitschriften gefallen sich dermal darin, die Gemahlin des deutschen Reichsverwesers, Erzherzog Johann, Erzherzogin zu nennen, und meinen, Gott weiß wie demokratisch das klinge. Wir aber meinen, daß der einfache Titel: Frau des deutschen Reichsverwesers, weithinaus über alle Herzoginen und Erzherzoginen rage.

— In den beiden Sitzungen des deutschen Handwerker- und Gewerbe-Congresses zu Frankfurt am 21. u. 22. Juli wurden zuerst in der Frage der Grundprincipien nachstehende zwei Artikel nach langen und stürmischen Debatten provisorisch angenommen: 1) Der Betrieb eines Handwerkes oder technischen Gewerbes ist bedingt durch Gewinnung des Meister- und Ortsbürgerrechtes. 2) Alle Handwerke und technischen Gewerbe vereinigen sich zu Innungen. Als hierauf von einem Mitgliede abermals die Gesellenfrage gegen die Tagesordnung zur Besprechung gebracht wurde, entstand eine außerordentliche Aufregung. Nach langem und heftigem Kampfe werden mehrere Anträge gestellt, deren erster: sollen Abgeordnete der Gesellen im Congreß mit Sitz und Stimme zugelassen werden? mit einer Majorität von 9 Stimmen verworfen, dagegen der zweite: „es solle eine Commission zur Entgegennahme der Beschwerden der Gesellen ernannt werden, welche Commission diese Beschwerden zu untersuchen und zu begutachten, und wobei die Gesellen Sitz und Stimme haben, diese auch befugt seyn sollen, 10 Abgeordnete in den Congreß zu senden, ohne Stimme" fast einstimmig angenommen wurde. Endlich wurden nach erschöpfenden Erläuterungen noch nachstehende zwei Artikel provisorisch angenommen: 3) Das Meisterrecht ist bedingt von dem innungsmäßigen Erlernen des Handwerks oder technischen Gewerbes, der nachgewiesenen Befähigung und dem zurückgelegten 25. Lebensjahre. 4) Es kann einem Meister das Recht zur Ausübung nur Eines Handwerkes oder technischen Gewerbes ertheilt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Vinzenz Rizzi. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge 1.)

№ 13. Klagenfurt, Mittwoch den 16. August 1848.

Fahnenweihe

der National-Garde in Völkermarkt.

Ein schöner Abend begann sich auf die Erde zu lagern als ich in unser Städtchen einfuhr, und Alt und Jung beschäftigt fand, Häuser und Fenster zu dem morgenden Feste zu schmücken. Denn morgen, als am Feste der heil. Dreieinigkeit, sollte ja unsere Nationalgarde die Fahne geweiht erhalten, welche derselben durch die hochherzige Handelsfrau H., die, wo es sich um das Wohl ihrer Mitbürger handelt, kein Opfer zu groß findet, verehrt worden war.

Schon Nachmittags war die durch den Fleiß und die Umsicht des braven Musiklehrers in's Leben getretene Feldkapelle nach Lippizbach gefahren, um den Hrn. Grafen und Frau Gräfin v. Egger, welche mit Freundlichkeit die Pathenstelle angenommen hatten, eine Serenade zu bringen, von wo sie Abends zurückgekehrt, mit Zapfenstreich durch die Stadt ziehend, vor dem Rathhause, dem Hrn. Garde-Commandanten und der Fahnenspenderin ein Ständchen brachten, während Böllerschüsse und aufsteigende Racketen von der Bürgerlust, so wie griechisches Feuer bei der heil. Dreifaltigkeits-Säule es auch der Umgegend verkünden sollten, welch seltenes Fest Völkermarkt's Bewohnern zu Theil werden soll.

Mit anbrechenden Morgen ward wieder Tagsreveille mit klingendem Spiele gemacht, und lustig ertönte dazwischen das Krachen der Böller.

Aus allen Fenstern sah man Fahnen wehen; Guirlanden schwebten über vielen recht sinnigen Inschriften, und jedes noch so kleine Häuschen beurkundete die Theilnahme des Besitzers an dem allgemeinen Feste, durch zierliches Blumen- oder Laubgewinde.

Um 8 Uhr rückte die Garde ein, und stellte sich im Kreise um die durch grüne Guirlanden zum Zelte verwandelte heil. Dreifaltigkeitsstatue, unter deren luftigem Dache der Altar errichtet war, an welchem der infulirte Herr Propst von Völkermarkt mit zahlreicher Assistenz der Geistlichkeit seinen Platz einnahm. — Nun trugen zwei Mädchen aus dem Hause der Geberin die schöne weiß-rothe Fahne, in welcher der Denkspruch: Einigkeit! Freiheit! und Recht! und in einem Band-Ende das Wappen Völkermarkt's mit gothischer Einfassung, in der andern die Namens-Chiffer der hohen gräfl. Spenderin mit Gold gestickt ist, zum Altare, gefolgt von zehn Gefährtinen, welche sie bis zum Anfange der Weihe umgaben; nach der Fahne kam der gräfl. Pathe, die Spenderin, zugleich Pathin am Arme führend.

Nun begann die heil. Messe mit Harmoniebegleitung der National-Garde-Musik, nach deren Beendigung der hochwürdige Herr Propst eine ergreifende Rede hielt, bei welcher kein Auge trocken blieb und welche in den Herzen der Zuhörer noch lange nachhallen wird. Hierauf folgte die Weihe selbst und die feierliche Einschlagung der Nägel in gewohnter Ordnung, an welcher auch die von Wolfsberg angelangten Herren Offiziere der löbl. Bürgergarde mit ihrem Herrn Commandanten, welche uns mit ihrer Gegenwart erfreuten, Theil nahmen.

Mittags fand ein Festmahl vom Herrn Bürgermeister und von dem Herrn Garde-Commandanten veranlaßt, Statt, wozu die Herren Grafen v. Egger und v. Christallnigg, der Herr Propst nebst der Geistlichkeit, die Frau Pathin, die Herren Offiziere der löbl. Wolfsberger-Bürgergarde, dann sämmtliche Chargen der löbl. Nationalgarde nebst mehreren Honoratioren geladen wurden.

Nachmittags wurde auf der Schießstätte zur Verherrlichung des Festes ein Bestschießen veranstaltet, während in dem Garten „zum Stern" die ganze Garde mit der Musik durch ihren Hauptmann und ihrem gemüthlichen Rottenführer Waldner bewirthet wurde, wobei es an Toasten nicht fehlte, dargebracht Sr. Majestät, unserm gütigen Kaiser, dann der Geberin der Fahne, der National-Garde ꝛc. Auch fanden sich die uns so lieb gewordenen Wolfsberger Gäste dabei ein, welche in begeisterter Rede ihre Theilnahme

an Völkermarkt kund gaben, und als treue Verbündete in jeder Gefahr zu Hilfe zu eilen gelobten.

So schwand im Hochgenusse geistiger Freude ein Tag dahin, der Tag unserer Fahnenweihe, welcher in großen Städten wohl prachtvoller gefeiert, doch an Eintracht und Herzlichkeit gewiß nicht überboten werden dürfte und dessen Erinnerung noch in unsern Enkeln fortleben wird.

Völkermarkt. M. L. P.

Beitrag zur künftigen Gau-Eintheilung Kärntens.

Der amendirte Entwurf der kärntnerischen Gemeinde-Ordnung theilt Kärnten in Gemeinden (zusammengesetzt aus den jetzigen Katastral-Gemeinden) und Gaue, und stellt als leitende Grundsätze zur Bestimmung des Umfanges der Letztern in den §§. 3 und 4 auf:

1) Vereinbarung guter Verwaltung mit möglichster Bequemlichkeit und wenigster Belastung der Gemeindebürger, 2) Fähigkeit der Gemeinde zur Bestreitung der Verwaltungsauslagen.

Als Folgesätze behufs der Landeseintheilung in Gaue ergeben sich demnach etwa folgende Punkte:

1) das Gaugebiet soll sich wo möglich der Kreisform nähern, Flußgebiete zur Grundlage, Gebirge zu Grenzen, und eine Bevölkerung von 6000 bis 18,000 Seelen haben.

2) Der Gau soll im Stande seyn, jährlich mindestens 2000 fl. für die Verwaltungsauslagen beizusteuern.

3) Der Gau-Hauptort soll wegen größerer Auswahl von Intelligenzen für die Gaubehörde eine Stadt oder wo möglich wenigstens ein Markt oder größerer Ort seyn und in leichter Verbindung mit den einzelnen Gemeinden des Gaues stehen.

4) die bisherigen Grenzen zwischen Ober- und Unterkärnten müssen, wo es nöthig, geändert werden.

Nach diesen leitenden Sätzen dürften folgende Orte Kärntens als Hauptorte der künftigen Gaue am zweckmäßigsten seyn.

Unterkärnten:

Gau	Hauptort	Beiläufige Bevölker.
Klagenfurt	Klagenfurt	18,000
Unter-Glanthal	St. Veit	18,000
Mittel-Gurkthal	Gurk	12,000
Metnitzthal	Friesach	12,000
Görtschitzthal	Eberstein	12,000
Unter-Drauthal	Völkermarkt	18,000
Bleiburg	Bleiburg	10,000
Fellachthal	Kappel	11,000
Miſtthal	Unterdrauburg	12,000
Unter-Lavantthal	St. Paul	12,000
Mittel-Lavantthal	Wolfsberg	13,000
Ober-Lavantthal	St. Leonhard	11,000
Rosenthal	Ferlach	17,000
Ober-Glanthal	Feldkirchen	13,000

Oberkärnten:

Villach	Villach	16,000
Ober-Gurkthal	Himmelberg	10,000
Reichenau	Kleinkirchheim	8,000
Lieserthal	Gmünd	8,000
Mittel-Drauthal	Spittal	12,000
Ober-Drauthal	Greifenburg	9,000
Unter-Möllthal	Obervellach	6,000
Ober-Möllthal	Winklern	8,000
Ober-Gailthal	Mauthen	8,000
Unter-Gailthal	Hermagor	9,000
Kanalthal	Tarvis	13,000
Bleiberg	Bleiberg	6,000

Die Existenz der Gaue Bleiberg und Görtschitzthal und die Wahl ihrer Hauptorte läßt sich gegen widersprechende Ansichten gar wohl rechtfertigen.

Bleiberg ist einer der wichtigsten, reichsten Orte, kann sonach leicht die Gau-Auslagen bestreiten; die Menge der Bergarbeiter erheischt eine nahe starke Sicherheitsbehörde, und das voraussichtliche Aufhören der Bergbuchsämter erheischt in Bleiberg das Bestehen eines eigenen Bergbuchsamtes.

Das Görtschitzthal, begrenzt durch die Gau-Alpe und die von der obersteierischen Grenze bis gegen Osterwitz sich hinziehende Hügelkette, erfordert wegen schwerer Verbindung mit Althofen (dem von einer Seite vorgeschlagenen Hauptorte), wegen trefflicher Kommunikation seiner einzelnen Theile, und wegen der bedeutenden Gewerkschaften dringlich die Kreirung als eigenen Gau, und da zu diesem nach Lokalbegründung die Katastral-Gemeinden Silberberg (St. Martin), Unterwald, Baierberg, Waitschach, Berlesnig, Guttaring, Deinsberg, Hollersberg, Hüttenberg, Zosen, St. Johann am Pressen, Knappenberg, Lölling, Hinterberg, Mannsberg, St. Johann am Brückl, Schmiedorf, Johannserberg, Diererberg, so wie die jetzigen Bezirke Wieting, Grünburg und Eberstein zugeschlagen werden müssen, so ergibt sich bei Berücksichtigung der Oertlichkeit ohne weiters, daß nur Eberstein der Hauptort des Gaues Görtschitzthal seyn könne.

A. Tonitz.

Ueber die Verfaſſung Norwegens.

Zweiter Artikel.

In keinem Lande Europa's kämpft der Menſch ſo mit der Natur, wie in Norwegen. Sein Leben iſt ein Ringen ohne Sieg. Der Fiſcher holt ſich für die Fiſche, die er dem reichen Kaufmanne in Bergen abliefern muß, den Ausſatz und den Tod. Der Ausſatz iſt an dieſen hohen Felſenküſten des Nordens ebenſo einheimiſch, wie den glühenden Steppen des Südens. Der Tod aber iſt auf dieſen wildbewegten Meeren, auf die ſich der Norweger während der Winterſtürme auf leichtem Kahne hinauswagt, wohl zu holen. Der glückſichere Gebirgsbewohner lebt dafür einſam zwiſchen Felſenwänden in ſeiner armſeligen Hütte. An die ungeheuren Berge hat er ſich ein Stückchen Land angeklebt, und auf einen Felſenvorſprung hat er ſeine Hütte hingeſetzt; — wenn er ſeine wenigen Rinder und Schafe auf die Weide treiben will, muß er hoch in's Gebirge hinauf, auf die Hochplateaur, Fjellen genannt, wo ſich weithin oben in der Höhe die Ebenen erſtrecken, Moräſte, See'n, reißende Gebirgsbäche, mooſiges Hügelland! — Es gibt keine breiten ſchönen Thäler mit prächtigen Matten, üppigen Feldern und herrlichen Weingeländen im Süden, — wie in Tirol. Es bezahlt ihm kein Fremder die Natur in klingender Münze, und er handelt nicht mit den Reizen ſeines Vaterlandes, wie in der Schweiz! Keine reichen Grundbeſitzer, keine Dörfer gibt's in Norwegen, der Wanderer muß oft ſtundenweit gehen, bis er eine Hütte findet. Denn nur da, wo Ackerland iſt, hat ſich der Menſch angeſiedelt, und der fruchtbare Boden iſt ſelten in Norwegen.

Daraus ergeben ſich für die Verfaſſung Norwegens zwei Folgereihen, indirecte Wahlen und der ſchärfſte Gegenſatz zwiſchen Stadt- und Landbewohnern.

In einem Lande, wo die einzelnen Hütten ſtundenweit von einander ſtehen, können ſich die Bewohner nur in den Kirchſpielen zur Wahl zuſammen finden; um ſelbſt einen Vertreter zu wählen, müßte jeder Bauer eine Reiſe machen, bis er an den Hauptort des Wahlbezirkes gelangen würde. Auch kennen ſich nur die allernächſten Nachbarn; indeß einzelne unter den Bauern ſchon weiter umher gekommen ſind, und auch ihre entfernten Brüder geſprochen haben, und ſchon den Tüchtigen unter ihnen herauszuſuchen wiſſen. Somit iſt Norwegen auf indirekte Wahlen hingewieſen.

In einem Lande, wo ſich die Menſchen nur an den Felſenküſten oder an den Abhängen der Gebirge anſiedeln können, iſt wenig Platz, um Städte zu bauen. Nur wenige gibt es Städte im ganzen Lande, und in dieſen ſammelt ſich Alles, was irgend wie durch Beſchäftigung und Lebensweiſe Intelligenz und Bildung beſitzt. Indeß der Bauer, mit ſeinem Boden beſchäftigt, eiferſüchtig iſt auf ſeine Freiheit, ſchroff und ſtreng dem reichen Städter gegenüber, ſparſam und beinahe geizig in Bewilligung der Geldmittel — vertritt der Städter die Intelligenz, will er den Fortſchritt, ſucht er die Erhebung ſeines Vaterlandes durch Cultur und die Künſte des Südens, iſt aber auch ſchon deßhalb geſchmeidiger den Anforderungen des Hofes gegenüber, der wenigſtens ſcheinbar dasſelbe Ziel verfolgt.

Dadurch entſteht ein höchſt wohlthätiges Gegengewicht gegen die Beſtrebungen jeder einzelnen Klaſſe in der Volksrepräſentation ſelbſt, eine ſehr gelungene Mechanik, um die Wage des Staates im Gleichgewicht zu erhalten durch den Antagonismus der Gewichte ſelbſt.

Um aber dieſes Gleichgewicht hervorzubringen und dieſe Ueberzahl der Bauern über die Städter anderweitig zu verſetzen, mußten die Städte eine Bevorzugung in der Anzahl der Deputirten erhalten, die ſie zu wählen haben. Dieß ſahen die Bauern ſelbſt ein, die den Verfaſſungsentwurf beriethen und widerſprachen nicht. Indeß auf 100 Bauern ein Wahlmann kommt, ſenden ſchon 50 Städter einen. Dieſe Wahlmänner der Bauern wählen das Zehntel ihrer Anzahl in den Storthing, die der Städter hingegen ein Viertel. Somit ſind die Bauern, obgleich ohne Cenſus, eben ſo gut wie die Städter erwählt, dennoch in der eben erwähnten Beziehung gegen dieſe im Nachtheil. Wäre das nicht, ſo würde Norwegen ein Bauernſtaat ſeyn, ein freies Land, wie kein anderes, — aber es würde immerfort auf derſelben Stufe ſtehen bleiben, eine Fortbewegung auf der Bahn der Freiheit, ein Anſchluß an das civiliſirte Europa wäre eine Unmöglichkeit. Norwegen hat durch jenen Paragraph der Verfaſſung ſich zu einem civiliſirten Lande gemacht, ſeine eigene Fortbildung decretirt.

Dieſe Repräſentanten bilden den Storthing. Sie treten in eine Kammer zuſammen. Andere Länder würden vielleicht aus jenen beiden Elementen zwei verſchiedene Kammern gemacht und dadurch einen Kampf auf Leben und Tod zwiſchen dieſen hervorgerufen haben. Denn in den wichtigſten Lebensfragen oft würden die beiden Kammern einander bekämpft haben, und der Sieg der einen Partei hätte die Niederlage der andern herbeigeführt. So wäre Norwegen entweder eine Bauern-Republik, oder eine Geiſtes-Ariſtokratie geworden. Das geſchah nicht. Die beiden Elemente vereinigten ſich in eine Kammer, eine Partei mäßigt die Uebergriffe der andern, eine ſieht die andere gleich berechtigt an, weil Beide aus dem Volkswillen ohne Cenſus durch indirekte Wahlen hervorgegangen ſind, beide ſomit auf dieſelbe Grundlage gewählt wurden, indeß bei zwei verſchiedenen Kamm

die eine ohne Census, die andere auf der Grundlage eines geistigen Census gewählt gewesen wäre. Ein Mittelglied zwischen den Bauern auf der einen Seite und den Beamten, die, wie wir in dem ersten Artikel bemerkt haben, als Träger der Intelligenz im Vertrauen auf ihre Unabhängigkeit gewählt werden, bildet der Kaufmannsstand, der, wenn auch nur schwach vertreten, doch immerhin sehr oft den Ausschlag geben kann, und verschönend, vermittelnd zwischen die Parteien tritt. Derjenige, der die Wohlthätigkeit dieses Antagonismus in der einen Kammer selbst, und die Gefährlichkeit zweier Kammern, auf diesen Antagonismus gegründet, nicht einsieht, dem wollen wir ein Bild dafür geben. In dem eigenen Kopfe des Menschen können zwei entgegenstrebende Ansichten sehr gut neben einander bestehen, er wird sie wägen und prüfen, und einmal die, ein anderesmal jene zur Geltung bringen. Wenn aber zwei Menschen, zu demselben Werke berufen, mit feindlichen und widerstrebenden Gedanken darüber einander Hand in Hand gehen sollen, so wird Einer von beiden siegen, und der andere davon entfernt werden müssen, oder das Werk bleibt unberührt dem Zufall oder der Laune eines Fremden überlassen.

(Beschluß folgt.)

Notizen und Glossen.

— (Ein Abend nach der Schlacht.) Nach dem blutigen Treffen am 26. Juli hatte sich der Marschall mit seinen siegreichen Truppen bei Volta gelagert. Es war Abend und die Sonne im Scheiden. Kein Kriegslaut unterbrach die Ruhe, die sich über das abgemattete, ja todtmüde Heer ausgegossen hatte; Stabsoffiziere jeden Ranges lagerten neben den Gemeinen ihrer Bataillone auf der Erde, und eine tiefe, ja unaussprechliche Schwermuth schien sich eines jeden Einzelnen bemächtigt zu haben. Wahrscheinlich zog der Gott der Schlachten an ihrer Aller Seele vorüber, der so viele der besten Freunde an diesem furchtbaren Tage getrennt oder ihnen auf ewig entrissen hatte, und deren letztes Lebewohl im Rosenlichte des Himmels noch einmal geschrieben schien. Der Marschall stand auf einem Hügel; sein Auge schien, wie auf einem regungslosen Riesenblatte lesend, die Gefühle seiner Braven zu theilen. Plötzlich wendet er sich halblaut zum nächststehenden Adjutanten: „Schicken Sie mir in aller Stille das Jäger Musik-Corps herauf.“ Nach Ablauf wenigen Minuten hatte sich dieses am Fusse des Hügels aufgestellt, und feierlich ertönte wie aus fernen Regionen die Volkshymne: „Gott erhalte ꝛc.“ Was wir Alle in diesem großen Augenblicke empfunden haben, kann ich ihnen nicht mittheilen. Die Soldaten, diese kampfesmüden Helden, erhoben sich einzeln von ihrem Lager; bald nahm das ganze Heer eine betende Stellung an. Einzelne erhoben sich nicht von den Knieen, oder weinten in die Hände, andere erhoben diese gefaltet oder sanken sich in sprachloser Verzückung in die Arme. — Die Macht dieses Augenblickes hatte Alle gleich stark ergriffen, kein Auge blieb trocken, und auch dem greisen Marschall rollten Thränenperlen über die Wange. Radetzky hatte gleich groß die fremden Waffen und den eigenen Kopfkind seiner Soldaten an einem Tage besiegt. Gott sey noch lange mit ihm!

— Die geehrten Leser dieses Blattes werden es mir zu Gute halten, wenn ich inmittcn ernster und verdrießlicher Geschäfte mir auch einmal einen Privatspaß erlaube. Schon ein paarmal erhielt ich anonyme Schreiben unter dem Postzeichen: „Willach,“ von schöner? oder rauher? Hand. Das letzte möge hier in lieblicher Originalität eine Stelle finden:

Memento mori! — certe. —

„Sie seyn aus einen Gottesworf- ein Weltprediger „geworden: und dieses noch in zweifachen Sinn ein „sehr übler; und zwar verderben Sie es auf zwo „Seiten: lassen wir die Eine, die sie wahrscheinlich bald fühlen werden, die andere aber die schlimmere kann „Sie später treffen, obgleich Sie trotz Ihres noch jungen Alters auch keine Stunde davon sicher seyn. Ihre „ganze Redactions-Tendenz schmeckt ultra-liberal, oder „roh demokratisch *) so wie vergessen Sie den edlen „Mittelweg **)! besonders aber werden Sie durch „Ihre Anmerkungen und Notizen gebrandmarket, Sie „zeigen sich als einen schlechten Katholiken ***) und „noch schlechteren — — — —.“

„Durch Ihre eben erwähnten üblen Anmerkungen „und Notizen in der K. Zeitung kömmt unter andern „auch etwas über H. Tschekke vor! wähnen Sie sich „allein gelehrt und Heilseher zu seyn? überhaupt gehören in eine Zeitung keine Selbstanschauungen, keine „Parteilichkeiten, keine Vormündungen, jeder wird selbst „wissen, wo er zu eilen oder zu weilen hat †).“

„O wären Sie doch bei Ihrem elenden Bureaux-Ziffer-Amt ††) geblieben, wie weit weniger Rechenschaft würden sie einst zu geben haben, wenn Sie „doch noch auf einen jenseitigen Richter glauben, glauben, sage ich, einen ganz reinen Atheisten, kann es „nie geben, die höchste Stufe ist zweifeln — und solche Menschen nennt Milton den Pöbel der Teufel — „wählen Sie das Sichere, was durch Millionen Zeugen bewährt ist: Der Zweifler hat keinen. Fernerts „hüthen sie sich auch, nicht gegründete ja reine Lügen-Siegesnachrichten in ihre Zeitung aufzunehmen, die „von Geld-Aristokraten ausgesprengt werden, um anders dadurch zu prellen †††: revertes Jerusalem.“

„Ein wahrer Freund.“

*) Guter Geselle, dein Hieb ist flach.

**) Das ist so eine beliebte Phrase: Der edle Mittelweg, die goldene Mittelstraße. Nur Schade, daß darin eigentlich der Kern des Streites liegt: wo die rechte Mitte sey? Was man so gewöhnlich die rechte Mitte nennt, ist nichts anderes, als die wahre Mittelmäßigkeit, nicht kalt und nicht warm, nicht Fisch und nicht Vogel. Ein ehrlicher Mann steht für seine Ueberzeugung ein, und steht und fällt mit ihr. So halte ich es.

***) Das wird sich zeigen.

†) Was hier in wahrscheinlich gestiftentlicher Vermirrung ausgesprochen ist, ist eine weithin vertretene Ansicht. Man übersieht, daß so jedes sogenannte Raisonnement auch nur der Beurtheilung der Leser vorgelegt wird, und die Entschiedenheit des Tones darin ist nur der Ausdruck der entschiedenen Ansicht des Schreibers. Eine Zeitung, die blos Thatsachen brächte, ist in unserer Zeit ein Unding, ja sie könnte trotzdem parteiischer seyn, als ein raisonnirendes Blatt, die Parteilichkeit wäre nur verdeckter, gefährlicher.

††) Grausamer! oder Grausame! du berührst eine alte Wunde!

†††) Mit der Jungfrau von Orleans spreche ich: „Ach es war nicht meine Wahl!“ V. R.

Verantwortlicher Redakteur: Vinzenz Rizzi. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge 1.)

№ 14. Klagenfurt, Freitag den 18. August 1848.

Entweder, Oder! *)

Einer jeden Nation steht unstreitig das Recht zu, unter gewissen Umständen Reformen in ihren inneren Zuständen, selbst durch gewaltsame Mittel, das heißt auf dem Wege der Revolution vorzunehmen. — Welches diese Umstände sind, oder wann der Zeitpunct eintritt, wo eine Nation von solchem Rechte Gebrauch machen soll, oder darf, ist zu erörtern nicht der Gegenstand dieser Zeilen, eben so wenig ob jene Umstände und jener Zeitpunct für Deutschland eingetreten waren, als es vor Kurzem von diesem Rechte Gebrauch machte. Hier genügt die Thatsache, daß es wirklich geschehen ist. Der Zweck der deutschen Revolution war Begründung bürgerlicher und religiöser Freiheit, dann Herstellung eines einigen Deutschlands. Nachdem die Nation in ihrer großen Majorität diesen ihren Willen auf das Unzweideutigste durch theilweisen oder gänzlichen Umsturz des Bestehenden kund gegeben hatte, war und mußte der zweite Schritt seyn: das Errungene zu ordnen und zu befestigen, und, so weit es lediglich noch Theorie oder Idee war, in die Wirklichkeit einzuführen. So wie die Revolution ein Ausbruch des Gesammtwillens der Nation war, so mußte consequenter Weise dieselbe sich auch ausschließlich die Herstellung der neuen Ordnung der Dinge vorbehalten. Die Nation übertrug daher einer durch sie gewählten National-Versammlung hierzu die Vollmacht. Indem die Regierungen der einzelnen Staaten, d. h. die Fürsten mit ihren Ständen, die Wahl zu diesem constituirenden Reichstage auf bisher gesetzlichem Wege vornehmen ließen, haben dieselben thatsächlich die Revolution anerkannt. Die Aufgabe der so gewählten Reichsversammlung war es nun, den Willen der Nation in Vollzug zu setzen, d. h. Freiheit und Einheit in einer neuen Ordnung der Dinge zu begründen. Der bereits etwas ungeduldig werdende Mandatar sah endlich am 28. Juni die erste Frucht reifen. Die Reichs-Versammlung ernannte, und zwar wiederum ganz consequenter Weise, aus eigener Machtvollkommenheit den provisorischen Reichsverweser, sammt einer Central-Regierung; der deutsche Bund löste sich auf und legte seine Gewalt in die Hände der Reichsgewalt nieder. Ein großes Ereigniß! — Nicht nur, daß statt des bisherigen Staatenbundes ein deutsches Reich decretirt worden war, sondern die deutsche Nation wird nun hierdurch auch in die Lage versetzt, durch die That zu zeigen, ob sie wirklich wahre Freiheit will, oder ob sie sich lediglich von einer Anzahl Demagogen hat leiten lassen, in trauriger Nachäffung dessen, was im Nachbarstaate vor sich gegangen ist. — Ferner, und ganz vorzüglich, wird die Nation darüber aber sich entscheiden müssen, ob sie wirklich ein einiges und mächtiges Deutschland haben will. Es ist von der allergrößten Wichtigkeit, daß sie über diese Frage mit sich selbst ins Klare komme und dann ihren Willen feststelle. — So wie es nur eine wahre Freiheit gibt, welche auf Gesetz und Ordnung beruht, so gibt es auch nur eine Einheit, eine thatsächliche Vereinigung aller Theile eines Ganzen, und zwar auf eine solche Weise, daß ein Streit oder ein Kampf zwischen dem Ganzen und den Theilen nicht mehr stattfinden kann. Verfährt man anders, so wird nicht Einheit und Einigkeit, sondern Trennung und Zwietracht begründet werden. Will also die deutsche Nation Einheit, dann muß sie nicht nur die Mittel hierzu wollen, sondern auch die Consequenzen davon adoptiren. Von baierischen, preußischen, sächsischen und anderen Interessen im Gegensatze zu deutschen kann keine Rede mehr seyn; denn erstere müßten in letzteren ihre Erledigung finden. Eifersucht zwischen einzelnen Staaten, oder gar Schmähungen des Südens gegen den Norden, oder umgekehrt, sind alsdann frevelhafte

*) Die Salzburger Zeitung, der wir diesen Aufsatz entlehnen, begleitet ihn mit folgender Redactionsnote: Diesen trefflichen Artikel bringen einige der besten deutschen Zeitungen zugleich, und wir glauben ihn unsern Lesern um so weniger vorenthalten zu dürfen, als darin die klare Erkenntniß der Zustände ausgesprochen ist, welche wie Gewitterschwüle auf uns lasten, und es dem Verfasser, den Fürsten von Leiningen, der in schlimmen Tagen für die Entfaltung unseres National-Interessen die Wege gewiesen hat, wohl ziemt, auch dießmal den Zustand der Unbehaglichkeit und der Besorgniß, von welchem die Welt ergriffen, mit dem wahren Namen zu benennen.

Abſurditäten. Widerſpruch oder Ungehorſam gegen die Reichsgewalt oder die National-Verſammlung aber, ein Verbrechen gegen die Nation ſelbſt; Verrath am Vaterlande, welchem die Strafe auf dem Fuße folgen müßte. Die dynaſtiſchen Intereſſen, ſoweit ſolche ſich auf die Regierungsgewalt beziehen, können, ſo die Nation Einigkeit will, nicht in Betracht kommen; denn die Fürſten haben dieſem Willen ſich eben ſo gut zu fügen, wie jeder andere Deutſche. Will alſo die Nation das Wort zur That werden laſſen, ſo muß ſie die Reichsgewalt, d. h. National-Verſammlung und Central-Regierung anhalten, ohne Nebenrückſichten, raſch und entſchieden alle jene Maßregeln zu ergreifen, welche dem Zwecke, ein freies und einiges Deutſchland herzuſtellen, entſprechen, und ſie aber auch in dieſer Arbeit kräftig unterſtützen. — Das Zuſammenberufen von Bevollmächtigten der einzelnen Regierungen, wenn ihr Zweck ein anderer wäre, als etwa den geſchäftlichen Uebergang vom Alten zum Neuen zu erleichtern, wäre höchſt überflüſſig und ſchädlich. Sollen dieſelben vielleicht mit der Reichsgewalt negociren? Dann müßte die National-Verſammlung ihre eigenen Beſchlüſſe wieder ſchlucken, und die Kraft und das Anſehen der Reichs-Regierung wäre in der Geburt erſtickt. Fühlt jedoch die Nation jetzt, wo ſie ſich entſcheiden muß, daß ihre baieriſchen, oder hannoveriſchen, oder preußiſchen, oder andere Reminiscenzen und Sympathien, ſo wie manche damit zuſammenhängende Intereſſen zu vorwiegend ſind, um dieſelben deutſcher Einheit zum Opfer zu bringen; regt ſich der alte Geiſt der Zwietracht und der Abſonderung noch zu lebhaft; fühlt ſich die Eiferſucht zwiſchen den Stämmen, zwiſchen Norden und Süden noch zu kräftig — wohlan, dann überzeuge die Nation ſich ſelbſt davon, kehre zurück zum Staatenbunde, überlaſſe es den einzelnen Staaten ſich zu conſtituiren, rufe die allgemeine conſtituirende Verſammlung zurück und verabſchiede ebenſo Reichsverweſer als Reichs-Regierung. — Ein ſolcher Staatenbund an und für ſich, ſchließt die Möglichkeit nicht aus, wenn auch nicht ein freies und einiges Deutſchland, doch frei, in ihrem Bunde, nach außen Anſehen gebietende deutſche Länder herzuſtellen. Allein ein neues Reich zu conſtruiren und gleichzeitig unvermeidlichen Kampf um die Herrſchaft mit den Einzelſtaaten, Uneinigkeit ſtatt Einigkeit, Schwäche ſtatt Macht förmlich zu organiſiren; ein Reich zu gründen, welches alle die Mängel des Alten in erhöhtem Maße in ſich ſchlöſſe, weil nun, nicht nur wie ehedem, Fürſten mit dem Kaiſer und Fürſten unter ſich ſtreiten und kämpfen würden, ſondern auch Stände-Verſammlungen mit dem Reichsparlament, Stände-Verſammlungen mit Stände-Verſammlungen, Aſſociationen mit Aſſociationen, Volks-Verſammlungen mit Volks-Verſammlungen, Clubbs mit Clubbs: das wäre denn doch ein zu unerhörtes Reſultat einer Revolution, welche mit großen Opfern und Gefahren unternommen worden iſt, um ein freies und einiges Deutſchland herzuſtellen! — Die Nation muß um ſo ernſtlicher dieſe Frage erwägen, weil ſie ſonſt leicht in den Fall kommen könnte, ſich für immer lächerlich zu machen, indem ſie deutſche Einheit und Macht in die Welt poſaunt, und in der That bloß das Gegentheil darſtellen würde. Es iſt eine Pflicht der Nation, ſich beſtimmt darüber klar zu werden, was ſie will. Sie allein hat zu entſcheiden! Da indeß heutzutage Jedermann, berufen oder unberufen, ſeine Anſicht ausſprechen zu dürfen glaubt, ſo wird dieß wohl auch dem Verfaſſer dieſer Zeilen vergönnt ſeyn? Derſelbe iſt der Ueberzeugung, daß die deutſche Nation nunmehr auf dem betretenen Wege vorwärtſchreiten muß, um ein einiges, ſtarkes Deutſchland im vollſten Gegenſatze zu einem uneinigen, ſchwachen Bundesſtaate herzuſtellen. Es iſt Pflicht und Ehrenſache; Intereſſe und Klugheit erheiſchen es. Der Rückſchritt zum Staatenbunde, oder die Gründung eines ſchwachen Bundesſtaates durch ſtarke ausgeprägte Selbſtſtändigkeit der Einzelſtaaten, würde nur eine traurige Uebergangs-Periode zu neuen Kataſtrophen und neuen Revolutionen bilden. Große Ideen, wie jetzt ſich der Deutſchen bemächtigt haben, können wohl für einige Zeit wieder ſchlummern, kommen aber demohngeachtet wieder von neuem und mit erneuter Kraft zum Durchbruch. Die Gefahr, revolutionäre Zuſtände oder vielleicht Bürgerkrieg in Deutſchland für eine Reihe von Jahren einheimiſch zu machen, iſt für dieſes, für ganz Europa, ja ſelbſt für die Civiliſation zu groß, als daß nicht Alles aufgeboten werden müßte, um ſie abzuwenden.

Für die Reichsgewalt, d. h. Reichsregierung und Nationalverſammlung, wird es, getragen von dem Willen der Nation, zur erſten Pflicht, mit Muth und Entſchiedenheit die große Aufgabe zu löſen. Die Reichsgewalt muß, ſoweit es hierzu nöthig iſt, die Souveränetät der einzelnen Staaten an ſich ziehen; ſie muß die hierzu nöthige Organiſation Deutſchlands ungeſäumt vornehmen; ſie muß, indem ſie den Reichs-Regierungs-Organismus einrichtet, jenen der einzelnen Staaten reduciren. Eine vollſtändig eingerichtete Centralgewalt in einem Staate, in welchem wiederum eben ſo vollſtändig eingerichtete größere und kleinere Staaten eingeſchachtelt werden, wäre wirklich ein Unding, dabei ſo koſtſpielig, daß die Nation es nicht ertragen würde. Auch dürfte die Erfahrung bald lehren, daß die Souveränetät ſich nicht theilen läßt. Die Reichsgewalt muß namentlich den diplomatiſchen Verkehr der Einzelſtaaten nach Außen und im Innern alsbald aufheben und in ihren Händen concentriren.

Es iſt dieß eine Lebensfrage! Sie wird und muß die Intereſſen eines jeden Theiles von Deutſchland gleich würdigen und vertreten. Sie muß ſich die unbedingte Dispoſition der Streitkräfte aneignen und nach Gutdünken darüber verfügen. Sie muß die Zollinie an Deutſchlands Grenze rücken. Sie darf nicht dulden, daß neben ihr Regierungen oder conſtituirende Stände-Verſammlungen in einzelnen Staaten ſich mit dem beſchäftigen, was der National-Verſammlung allein obliegt. Wird aber der Gehorſam verſagt, dann müßte ſie die Strafe auf dem Fuße folgen laſſen. Sie müßte ungehorſame Miniſter, Generäle oder ſonſtige Beamte vor ihre Schranken fordern und zur Rechenſchaft ziehen. Sie müßte Stände-Verſammlungen und Truppencorps auflöſen, wo ſich dieſelben ihren Befehlen widerſetzten. Nur ſo allein wird die Reichsgewalt den Willen der Nation, ein freies und einiges Deutſchland herzuſtellen, vollziehen, vorausgeſetzt, daß dieſes wirklich der Wille der letztern auch iſt. Nur ſo wird ſie die Kraft erlangen, um im Innern Ordnung und Ruhe, und damit den Wohlſtand wieder einzuführen; nur ſo und hiedurch die Möglichkeit finden, jene ſocialen Fragen befriedigend zu löſen, welche weder Worte noch der Donner der Kanonen für immer zu beſeitigen mehr im Stande ſind. So endlich würde Deutſchland dem Auslande gegenüber eine Achtung gebietende Haltung einnehmen können, ohne, wie bis jetzt, nur mit leeren Drohungen zu reizen. Jeder andere Weg, welchen die neue Reichsgewalt einſchlagen würde, müßte entweder zu einem uneinigen ſchwachen Deutſchland führen (weil man den Samen der Zwietracht von vornherein wieder in den Boden legte), oder ſie wird allmählig Deutſchland zu dem alten Staatenbund zurückbringen. Es wäre wirklich einer großen Nation und ihrer Vertreter nicht würdig, wollte ſie ſich ſelbſt täuſchen, das Eine ausſprechen, das Andere wollen. Alſo: Entweder, Oder!

Frankfurt a. M., im Juli 1848.

F. Carl Fürſt Leiningen*).

*) Bekanntlich iſt Fürſt Leiningen, ein Stiefbruder der kleinen Königin des großen Englands, mittlerweile Miniſterpräſident des deutſchen Reichsminiſteriums geworden.
D. Red.

Ueber die Verfaſſung Norwegens.

(Beſchluß.)

Norwegen hat ſomit das Einkammerſyſtem als Baſis ſeiner Vertretung ſich erwählt. Um aber alle die Nachtheile, die aus dieſem erwachſen und die es zur Genüge würdigte, zu vermeiden, conſtituirte es dieſe eine Kammer auf folgende Weiſe: Der Storthing wählt nämlich ein Viertheil ſeiner Mitglieder, und dieſe bilden das Lagthing, der Ueberreſt den Adelsthing. Die Geſetzentwürfe gehen durchaus vom Adelsthing aus, nur dieſer und der König haben die Initiative, alle Geſetze werden zuerſt von dieſem berathen, der Adelsthing revidirt die Staatsprotokolle und übt die Controlle aus über die Räthe der Krone und über das höchſte Gericht, der Adelsthing allein beſchließt und urtheilt über die Staatsrechnungen, er führt die Anklage gegen die Mitglieder der Regierung oder des höchſten Gerichts. Der Lagthing iſt es, der mit dem höchſten Gerichte zuſammen über dieſe Anklagen urtheilt, es iſt das Reichsgericht. Der Lagthing nimmt die Geſetzentwürfe, die ihm der Adelsthing zuſchickt, zur reiflichen Prüfung vor, und wenn er daran Ausſtellungen macht oder ſie verwirft, ſo muß ſie der Adelsthing noch einmal debattiren, und erſt wenn dann der Lagthing bei ſeiner Meinung beharrt, treten beide zuſammen und beſchließen als vereinigter Storthing über den Geſetzentwurf.

Man ſieht zur Genüge, daß der Lagthing durchaus keine erſte Kammer iſt, denn er wird auf derſelben Grundlage wie der Storthing erwählt und nicht vom Volke, ſondern von dieſem ſelbſt. Er iſt ſomit eigentlich nur ein Comité, ein Ausſchuß des Storthing, der aber in ſeiner Thätigkeit durchaus keine Souveränitätsrechte ausübt, ſondern bloß prüft und berathet, der weder einen Geſetzentwurf vorlegt noch ihn beſchließen kann. Ich möchte den Lagthing zum Storthing in eben dasſelbe Verhältniß ſetzen, wie den Miniſter zum König. Der Miniſter kann nur rathen, ſeine Meinung ausſprechen, und iſt für dieſe verantwortlich, aber er muß nach norwegiſchen Geſetzen, nachdem er ſeine widerſprechende Anſicht zu Protokoll gegeben, contraſigniren. Wir kommen ſpäter auf dieſe eigenthümliche Stellung der norwegiſchen Miniſter und ihre Vorzüge zurück. Alſo der Storthing iſt der Miniſter des ſouveränen Adelsthing. Hieraus folgt wohl ſchon, daß die älteren, ruhigeren, bedächtigeren Köpfe, die adminiſtrativen Talente in den Lagthing, hingegen die glühender begeiſterten Redner, die eiſernen conſequenten Volksfreunde, die Männer der Thatkraft in den Adelsthing gehören. Somit zerfällt gleich von vornhinein jener gewöhnliche Vorwurf, den man der norwegiſchen Verfaſſung macht, daß ſie ihre beſten und tüchtigſten Köpfe aus ihrer eigenen Mitte ausſcheidet, und daß dem Ueberreſt die Gewalt bleibt, in Nichts. Im Gegentheile, ſie weiß ganz richtig jedem Talente, jedem Geiſte, jeder Kraft jene Stelle an, wo ſie zu wirken haben zum Heile des Vaterlandes.

Daß dieſe ruhige bedächtige Erwägung vor allen ähnlichen Hemmſchuhen, die ſich eine Volksrepräſentation anlegt, um ihre eigene Macht zu zügeln, den Vorzug hat, ſieht Jeder ein. Denn eine zweite Kammer, die auf anderer Grundlage gewählt wird, hat

andere Interessen, und ohne gerade privilegirt zu seyn, ist sie dennoch nicht der Ausdruck des Volkswillens, sondern der Ausdruck ihres eigenen Willens, weil jede Beschränkung in der Wahl des Volkes eine Antastung des Volkswillens ist. Eine jede zweite Kammer ist in einem demokratischen Staate unmöglich, das dreimalige Verlesen eines Gesetzentwurfes wird die von Leidenschaft oder Begeisterung erhitzten Gemüther beruhigen. Aber es ist dennoch dieselbe Versammlung, welche jedes der drei Male beschließt, sie steht unter denselben Einflüssen, ein ausgezeichneter Redner kann das zweite Mal ebenso sein Talent und sein Wort in die Wagschale werfen, wie das erste Mal, sie hat keine außer ihr stehende Stimme, keinen außer ihr sich erhebenden Mann der Erfahrung — wenigstens nicht auf dem Wege der Verfassung und des Gesetzes. Hier aber muß sie noch einmal sich selbst die Gründe aus dem Wege räumen, die ihre eigenen Männer des Vertrauens ihr vorlegen, sie muß die Wichtigkeit derselben sich und dem Volke beweisen — oder jenen Rath, den Geist, Wissen, Erfahrung und Vaterlandsliebe achtbar und heilig machen, berücksichtigen und ihren Entschluß ändern. Man denke sich obendrein den langweiligen schleppenden Gang jener dreimaligen Beschlußfassung, ohne äußere Ursache und immer von derselben Versammlung, und die daraus entstehende Ermüdung und Gleichgültigkeit der Gesetzgeber, wie wir dieß an England sehen, — und man wird die Vorzüge des norwegischen Systems anerkennen müssen.

Der Lagthing urtheilt zugleich über die Verbrechen, die gegen das Volk verübt worden, denn die Mitglieder des höchsten Gerichtes, die dazugezogen werden, sind in der Minderzahl. Man erinnere sich an die Pairskammern, wo eine Aristokratie, eine bevorzugte Kaste über die Verbrechen urtheilt, die man gegen das Volk verschuldete, vergleiche damit Norwegen, wo nicht einmal ganz unabhängige Beamte darüber urtheilen dürfen.

Dem Norweger geht seine Freiheit, seine Selbstständigkeit über Alles. Jeder Bauer ist souverän, und seine würdige, ernste, entschiedene Haltung, sein ruhiger Stolz dem Fremden gegenüber, sein Bewußtseyn, daß er mit sein Vaterland regiert und seine Geschicke mit tragen hilft, macht aus jedem Familienvater einen König. Darin zunächst liegt das Patriarchalische der norwegischen Sitten, das zum großen Theil wohl auch in der Weise aller Gebirgsbewohner liegt, dennoch aber nirgends so in den Vordergrund tritt, wie in Norwegen. Der Norweger ist stolz, aber nicht eigensinnig; er ist fromm, aber nicht bigott, er läßt sich von Niemanden regieren, auch nicht von seinem Pfarrer. Er ist sehr sparsam, weil sein Land arm ist; und mancher Höfling murrte darüber und ballte dabei die Faust, wenn er mir erzählte, daß sein König, als er nach Trondhjem zur Krönung sollte, in dem alten Stiftshause wohnen sollte, — und ohne Parquetten, selbst ohne neue Oefen und Luxus das diplomatische Corps der eleganten Höfe empfangen mußte. Dafür aber decretirten diese Bauern ohne Anstand Summen, um ihr Land emporzubringen, und sie haben es emporgebracht.

Ich erinnere an die pfäffischen, bigotten, verdummten und fanatischen Bewohner anderer Gebirgsländer, die jeden Strahl der Freiheit fürchten, die in ihren wundervollen Bergen der Finsterniß dem Absolutismus Ritterburgen errichten und wie ein Mann sich erheben und eine Landes-Insurrection aufbieten würden, wenn man ihre geliebten Zöpfe abzuschneiden versuchte. — Tritt in die Wohnung eines Norwegers, er wird dir sein Köstlichstes auf den Tisch setzen und dich ohne Geld zu nehmen entlassen, dein Gastfreundlichkeit ist sein Stolz; du wirst keine Unwürdigkeit, keine Niedrigkeit der Gesinnung an ihm bemerken: er kriecht nicht vor dir, wie andere Völker vor dem Fremden, er tritt dir als der Herr auf seinem Grund und Boden entgegen. Er wird über seines Vaterlandes Freiheit sprechen mit einer Beredtsamkeit, wie wenige Redner sie ihm nachmachen könnten, und wird stolz und glücklich seyn, wenn du seine Freiheit preisest. Ich werde nie in meinem Leben vergessen der Thränen, die ein gewöhnlicher armer Bauer in Norwegen weinte, als ich ihm sagte: Ich sey ein Oesterreicher. „Da bist du ja nicht frei, sondern ein Sclave. Und Ihr bleibt in einem solchen Lande!“

Das ist norwegische Volkssouveränetät.

Notizen und Glossen.

— Friedrich Bodenstedt schildert in dem Morgenblatte eine Frühlingsfahrt auf dem schwarzem Meere. Dem schönen Bilde entheben wir folgenden Zug: Die Häuptlinge der Tscherkessen ergehen sich in ihren Reden gewöhnlich in blumigen und bilderreichen Ausdrücken, und ihre Antworten sind oft voll Schärfe und Witz. — Ergebt euch! lautete einst General Rosens Aufruf an Hamsad-Bey, den Vorgänger von Schamyl, ergebt euch! aller Widerstand ist vergeblich; die Heere, welche ich gegen euch führe, sind zahllos wie der Sand am Meere! — Meine Heere aber, entgegnete Hamsad-Bey, sind wie die Wellen des Meeres, die den Sand wegspülen werden. — Eine ähnliche Antwort gibt Schamyl, der Prophet von Hinri, als ihn der russische Oberbefehlshaber zur Unterwerfung auffordern läßt und ihm droht, im Falle der Weigerung seinen Sohn zu tödten, welcher sich in den Händen der Russen befindet. — Tödtet meinen Sohn, erwiederte Schamyl; ich habe Weiber genug, einen andern zu zeugen. — Liegt dir, fragten die Russen, das Schicksal deines Sohnes so wenig am Herzen? — Weniger, antwortete Schamyl, als das Schicksal meines Volkes. (Volksfr. aus Steierm.)

Verantwortlicher Redakteur: Vinzenz Rizzi. Verleger: Ferdinand Oder v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge I.)

№ 15. Klagenfurt, Mittwoch den 23. August 1848.

Beiträge

zur Lösung der Frage über die Art der Ablösung der Grundlasten.

Die Befreiung der auf Grund und Boden gewälzten Lasten aller Art, als worunter das Grund-Obrigkeits-, das Unterthänigkeits-Verhältniß zwischen dem Nützungs- und Obereigenthümer des Grund und Bodens, unter dem Ausdrucke Herrschaft bezeichnet, besteht, der für die überlassenen Grundstücke von Seite der Grundherren sich bedungenen Arbeitsleistungen durch Hand und Zug, durch jährliche Ablieferungen an Getreide, Geld, Lebensmittel ꝛc; endlich die Abgabe des Natural-Zehentes, welches alles auf Grund und Boden gewälzt, und zur richtigen Einbringung derselben besondere Privilegien eingeräumt wurden, bilden nun bei der durch die März- und Mai-Concessionen herbeigeführten Eröffnung zu Reformen, einen der Hauptgegenstände der Berathung, welcher den Provinzial-Ständen, dem Reichstage zur Schlichtung und Ordnung aufgegeben ist. Diese Belästigungen, die ihren Ursprung in manigfachen Beweggründen, die in der alten und neuen Zeit zu suchen sind, haben, werden, was den Beweggrund erworbenes Vermögen auf Grund und Boden fruchtbringend anzulegen anbelangt, auch in Zukunft, jedoch unter ganz andern Bedingungen bestehen, es handelt sich nur darum, solche Einrichtungen zu treffen, daß diese Anlagen dem Fortschritte in der Cultur des Bodens keine Hindernisse entgegensetzen, und daß die Bedingungen dieser Anlagen in einem Sinne verfaßt seyen, daß sie dem Civilisations-Zustande der Staatsgesellschaft entsprechen. Die in letzterer Zeit bestandenen dießfälligen Staatseinrichtungen, die seit dem Tode des in dieser Beziehung humanen und verständigten Gesetzgebers, nämlich Kaiser Josef des II., der Grund und Boden in den Händen eines freien, künftigen Bauernstandes wissen wollte, einen immerwährenden Rückschritt befolgt haben, verfließen sich sowohl gegen die eine als andere dieser Grundrücksichten in dem Maße, daß nun ein Ordnen derselben nur durch große Umsicht von Seite der Gesetzgebung, zu der nun alle erleuchteten Staatsangehörigen berufen sind, und großmüthige freiwillige Anerbietungen von Nachlassen seitens der Berechtigten, statt haben kann. Die Aufhebung des bisherigen Verhältnisses zwischen den Grund-Obereigenthümern den Berechtigten, und den Grund-Nutznießern der Grundpflichtigen auch den Zehent-Holden, beruht auf 3 Haupt-Momenten: 1. den beiderseitigen Willen oder dem Gebote, daß dieß bestehende Verhältniß in ein anderes, beiden, und auch dem Gemeinwohle zusagendes umwandelt werde; 2. in der Festsetzung der Schuldigkeit, die der eine zu fordern, der andere zu leisten hat, und 3. in der Art, wie die Abstattung zu geschehen habe. Der erste Moment ist im Sinne der früher bestandenen Gesetze, als auch der durch die neue Gesetzgebung zu gewärtigenden Norm in Ordnung gebracht geworden, nämlich durch den gegenseitig einverständlichen Willen des Aufhörens des Alten und Umstaltung in ein anderes zusagenderes Verhältniß; der 2. Moment befindet sich in Frage, und ebenso der 3.; nichts desto weniger ist das Aufhören des alten Verhältnisses in naher Zukunft, nämlich mit Ende dieses Jahres bereits ausgesprochen geworden, ohne mit dem Umwandlungs-Geschäfte der früheren Schuldigkeit in eine geläuterte und gemilderte neue begonnen zu haben, welcher Beginn von Seite des provisorischen Provinzial-Landtages durch Propositionen, die von Seite der Berechtigten gemacht werden, und auch bereits schon veröffentlicht worden, erst in naher Aussicht steht. Da nun aus diesem vom ständisch-provisorisch verstärkten Ausschusse veröffentlichten Entwurfe über die Norm zur Umwandlung sämmtlicher Naturäl-Prästationen der Unterthanen oder sonstigen Pflichtezten in fixe Gaben und Kapitalisirung derselben zur sofortigen Tilgung hervorgeht, daß diese Angelegenheit, welche in jeder Beziehung nur dem Gemeinrechte angehört, in Bezug der Befriedigung der aus dieser Umwandlung für die Berechtigten entspringenden Entschädigungssumme auf einen ganz fremden, in dieser Sache nicht im Geringsten betheiligten Körper, nämlich die Staatskasse,

gewälzt werden will, welche Kasse in Betreff ihrer Füllung die eines jeden Staats-Angehörigen ist, so steht es auch Jedwedem zu, und wird ihm sogar zur Pflicht gemacht, der Wächter dieser Gesammtkasse zu seyn, und jedes ungerechte, dieser und dem Gemeinwohle zum Schaden gereichende Ansinnen an dieselbe nach seinen Kräften hintanzuhalten. In Anbetracht nun, daß diese Forderungen der Grundobereigenthümer, der Herrschaften, an ihre Grundnutzungs-Eigenthümer, an ihre Unterthanen, Dienst- und Zinspflichtige, die Staatskasse nicht im Geringsten angeht; in Anbetracht, daß diese Kasse ohnedem nur mit der größten Anstrengung die ihr zustehenden Verbindlichkeiten erfüllen kann; in Anbetracht, daß wegen der großen Masse von Schuldverschreibungen, die bereits von dieser Kasse erflossen und im Umlauf sind, der Werth derselben nur mit einem sehr großen Verluste realisirt werden kann; in Anbetracht, daß, wenn die Grundberechtigten laut dem in Rede stehenden Antrage für ihre Forderungen mit Staatsschuldverschreibungen befriedigt werden sollen, dadurch eine solche Last von neuen Staatsschuldverschreibungen entstehen würden, daß deren Werth unausbleiblich noch mehr fallen müsse, und wenn man diese letztern gleichwohl als Grundrenten bezeichnen würde, wodurch ihnen ein größerer Werth verschafft werden könnte, so müßten beim Erscheinen dieser auf den Geldmärkten unvermeidlich die älteren Staatsschuldverschreibungen, da sie keine so guten Garantien haben, im Werthe noch mehr sinken, weil sich die flüssigen Kapitalien auf die besseren Papiere werfen würden; in Anbetracht endlich, daß gegenwärtig die Forderungen der Staatskasse, die Kaisergabe vom Landmanne willig geleistet wird, das Begehren des Kaisers, zu Ehre und Ruhm sey es gesagt, bereitwillige Aufopferung findet, im Kaiser Hoffnung und Vertrauen ruht, so kann man nicht zugeben, daß die anerkannt schützende oberste Staatsgewalt durch irgend eine nicht zu rechtfertigende Maßregel, die zugleich von materiellen Nachtheilen begleitet wäre, geschwächt werde, und dieß um so weniger, als am Ende Niemanden damit geholfen wäre, an eine Kasse, in der sich nichts befindet, und die überdieß die größte Schonung ihres Kredites bedarf, die Ausbezahlung der Kapitalien für an dieselbe überlassenen Grundrenten zuzuweisen, dieser damit Verlegenheiten zuzuziehen durch Mißkreditirung ihrer ältern Schuldverschreibungen, durch die Eintreibung der ihr überlassenen Grundrenten, dabei die gefüllten Kassen, nämlich die der gegenwärtigen Besitzer der Grundrenten, der Ersparnisse in den minder vermöglichen Klassen unbeachtet zu lassen.

(Beschluß folgt.)

Entgegnung.

Mein Artikel in Nr. 5 und 6 der „Carinthia" über den Entwurf einer Gemeinde-Ordnung für Kärnten hat so viele Erwiderungen hervorgerufen, daß es mir, um nicht nach dem alten juridischen Grundsatze: „Qui tacet, consentire videtur" verurtheilt zu werden, wohl erlaubt seyn wird, Einiges zu meiner Vertheidigung vorzubringen.

Ich bin zwar unter dem alten Systeme Beamter geworden, jedoch selbst noch keineswegs so alt, um ein verknöcherter Bureaukrat zu seyn; zu einem Staatshämorrhoidarius aber fehlen mir, Gott sey Dank! die physischen sowohl als psychischen Erfordernisse. Auch habe ich es in meiner bisher nichts weniger als mit Rosen bestreut gewesenen Laufbahn noch lange nicht so weit gebracht, um aus Eigennutz den Fortbestand des alten Systems zu wünschen, und würde als Plebejer auch in Zukunft es schwerlich je viel weiter haben bringen können.

Ich bin aus dem Volke und liebe das Volk aus dem Grunde meines Herzens. Ich glühte schon als Jüngling für die Freiheit desselben, und habe meine politische Gesinnung als Mann wahrlich nicht geändert. Die Errungenschaften der ewig glorreichen Märztage begrüßte ich mit jenem unaussprechlichen Jubel, wie er nur aus der Seele eines unschuldig zur Galeere Verurtheilten nach erlangter Freiheit dringen kann. Ich gehöre mit Herz und Sinn, mit Gut und Blut zur liberalen Partei, und doch glaube ich, daß die beantragte Gemeinde-Ordnung weder für mein Heimatland Kärnten, noch für die übrigen Bestandtheile des österreichischen Ländergonglomerats vollkommen passe. Ich beschränkte aber meinen diesfälligen Ausspruch auf das kärntnerische Landvolk, weil ich nur dieses so genau kenne, um mir ein Urtheil darüber zu erlauben, und weil auch nur von einer Gemeinde-Ordnung für Kärnten die Rede war. Ich war und bin noch der Meinung, daß die Landgemeinden, gehörig aufgeklärt, selbst nicht sehr geneigt seyn werden, die ganze politische Verwaltung zu übernehmen, und schlage bei der von andern Seiten schon oft zur Sprache gebrachten mangelhaften Vertretung des Volkes im provisorischen Landtage wiederholt vor, die Gemeinden selbst über den fraglichen Entwurf einvernehmen zu lassen.

Ich bin durchaus kein Gegner einer freien Gemeinde-Verfassung, wie mein Amtsgenosse und werther Freund, Herr Albert Toniz meint, sondern beschränke nur den Begriff einer solchen strenge auf die eigentlichen Gemeindeangelegenheiten und glaube, daß manche Verwaltungszweige, als z. B. die Evidenzhaltung und

Richtigſtellung des Katasters, die Einhebung der Steuern, die Vernahme der Conſcription und Rekrutirung, die Handhabung der Polizeigeſetze, als Anſtalten des ganzen Staates, in dieſe Kathegorie nicht gehören, und daher auch den Gemeinden nicht aufgebürdet werden ſollten. Dagegen bin ich mit Hrn. H. M. vollkommen einverſtanden, wenn er ſagt, daß die vorgeſchlagene Gemeinde-Ordnung das alte Bevormundungsſyſtem im eigentlichen Sinne nicht aufhebe, ſondern unter einem andern Namen fortbeſtehen laſſe; denn was ſind in der That die dem Provinzial-Landtage im §. 71 des Entwurfes eingeräumten Rechte anderes, als die alte Vormundſchaft der Kreisämter und Länderſtellen?

Der §. 68 zieht ſelbſt eine ziemlich ſcharfe Grenzlinie zwiſchen den Gemeinde- und Staatsangelegenheiten. Für erſtere ſoll und muß eine möglichſt freie Gemeindeverfaſſung, welche aber mit dem §. 71 des Entwurfes nicht beſtehen kann, in das Leben treten; letztere jedoch dürften nach meiner Meinung am beſten durch verantwortliche Staatsorgane beſorgt werden.

Wenn es übrigens einerſeits auch lächerlich wäre, dem Volke die Freiheit in homöopathiſchen Gaben beibringen zu wollen, ſo würde es auf der andern Seite, um bei dem Gleichniſſe zu bleiben, auch ſchwerlich gerathen ſeyn, das wenn gleich als vollkommenes Specifikum erkannte Heilmittel den Kranken nach allopathiſcher Vorſchrift in Maßſtaſchen oder in ſechspfündigen Pülverchen nehmen zu laſſen; und Derjenige, welcher ſchwimmen lernen will, wird allerdings früher in's Waſſer gehen müſſen, bevor er ein perfekter Schwimmer iſt; aber er wird, wenn er ſchon die Gurte und die Stange einer Schwimmſchule verſchmäht, doch gewiß zuerſt nur in ein ſolches Waſſer gehen und zwar behutſam gehen, in welchem er mit den Füßen den Grund noch erreichen kann, und nicht kopfüber in's bodenloſe Meer ſich ſtürzen.

Darum bleibe ich bei meinem Ausſpruche: Nur beſonnene, den Ortsverhältniſſen und der Bildungsſtufe des Volkes angemeſſene Reformen führen zum Guten, und eine freie Gemeindeverfaſſung gebe den Gemeinden Freiheit in Gemeindeſachen, und bürde ihnen nicht Geſchäfte auf, deren Beſorgung eine Pflicht des Staates iſt.

Weit entfernt, meine Meinung für ein Evangelium zu halten, überlaſſe ich der Zukunft, zwiſchen mir und meinen Gegnern, in deren redliche Geſinnung ich nicht den mindeſten Zweifel ſetze, und welche die Discuſſion mit jener Ehrenhaftigkeit geführt haben, welche ſo manchem Scribler der Neuzeit zu wünſchen wäre, das Urtheil zu fällen. Wenn die freie Preſſe dazu benützt wird, um die verſchiedenen Anſichten über die Fragen des Tages leidenſchaftslos und ferne von jeder Perſönlichkeit öffentlich zu beſprechen, dann iſt ſie das, was ſie ſeyn ſoll, ein Geſchenk des Himmels, die beſte Garantie der Freiheit, — und ich blicke mit freudigem Stolze auf mein theures Heimatland, welches ſich bisher auch nicht den kleinſten Mißbrauch derſelben noch hat zu Schulden kommen laſſen. B. St.

Wohlthätigkeits-Concert.

Zum Beſten der im Juli d. J. durch Ueberſchwemmung verunglückten Oberkärntner hatte am 19. Auguſt Abends im Saale „zur Kaiſerkrone“ eine muſikaliſche Akademie mit einer humoriſtiſchen Vorleſung Statt. Die bekannteſten Kunſtalente unſerer Stadt einigten ſich im edlen Mitgefühl der harten Lage unſerer Brüder, um von der göttlichen Kunſt der Muſik den ſchönſten Gebrauch zu machen; es galt ja die Thränen der Armuth zu trocknen. Obwohl das Unternehmen nicht frühzeitig genug bekannt worden war, ſo hatte ſich doch eine ziemlich zahlreiche Geſellſchaft eingefunden, und ergötzte ſich an der Kunſtfertigkeit der Mitwirkenden. Es wurden größtentheils nur klaſſiſche Muſikſtücke ausgeführt, und zwar mit vielem Geſchicke. Die Kunſtfertigkeit der wirkenden Damen und Herren iſt übrigens von anderen Gelegenheiten her ſchon mit vollem Rechte ſo ſehr anerkannt, daß ihnen die vollſtändigſte Würdigung nicht erſt in einer Wohlthätigkeitsakademie zuerkannt werden muß; und wir haben hier nur der edlen Bereitwilligkeit der Mitwirkung zum edlen Zwecke die wärmſte Anerkennung aus vollem Herzen zu zollen.

Den Schluß bildete eine humoriſtiſche Vorleſung von Herrn Schwarz. Unſere Zeit bietet ſo viele die Satyre unwillkührlich herausfordernde Seiten, und dem Vorleſer mußten ſie ſich natürlich als paſſendſten Vorwurf für ſeinen Zweck aufdrängen; er beſitzt aber auch Geiſt und Witz, um den Stoff gehörig auszubeuten. Recht angenehm wechſelten heitere Stellen mit lyriſchen Anflügen, ergötzliche Scenen mit treffenden Wortſpielen, drollige Laune mit beißender Satyre. Es freute uns ſehr, der ſeltenen Geiſtesgewandtheit des Herrn Schwarz den größten Beifall gezollt zu ſehen, er hat den bedeutendſten Theil des Verdienſtes um das Ganze ſich erworben. Es wurde eine nicht unbedeutende Summe erzielt, wenn auch nur ein Tropfen Balſam der Linderung in das Meer des Unglückes. Der Dank der Unglücklichen iſt die beſte Anerkennung den edlen Damen und Herren, die ihre Kräfte ſo bereitwillig dem menſchenfreundlichen Zwecke gewidmet. Dr. T—r.

Notizen und Gloſſen.

— Die Prager Zeitung ſpricht über das bekannte Gedicht: „Eine Warnungsſtimme aus Italien,“ das auch unter uns ſeine Verbreitung und Lobredner gefunden, folgende beſonnene und treffende Anſicht aus: Ein Gedicht, unter der Ueberſchrift: „Eine Warnungsſtimme aus Italien,“ cirkulirt ſeit einigen Tagen unter uns. Es ſpricht im Namen der italieniſchen Armee, und legt in ſeiner erſten und zweiten Abtheilung die Thaten und Leiden derſelben für König und Vaterland mit gerechtem Selbſtgefühle dar. — In der dritten Abtheilung dagegen betritt es einen ſtrittigeren Boden, es vindicirt, und gewiß mit Recht, auch der Armee

ein Urtheil über die politische Lage des Vaterlandes, und spricht dieses Urtheil sogleich im Wesentlichen dahin aus: Das Gut der Freiheit sey in unrechten Händen (seit der Reichstag verbandelt, kann dieß nicht mehr gelten), der Kaiser, der uns Alles gegeben, sey durch ungesetzliche Behandlung aus Wien vertrieben, ihm so der Scepter gestohlen worden. Vor Allem geht daraus ein bitterer Tadel gegen die Sturmpetition vom 15. Mai, gegen das Treiben der Aula überhaupt, so wie dagegen hervor, daß die Jugend unbefugt ein Scepter führt, das gebrochen werden muß. Dieß sagen klar die letzten Worte:

„Drum sorgt, daß sich Niemand entferne
Von der Bahn, die bestimmt ihm zu wandeln,
Daß die Jugend schweige und lerne
Und die Männer reden und handeln!"

Abgesehen von der mangelhaften Form des Gedichtes, können wir, so manche Wahrheit es enthält, doch auch nicht in Abrede stellen, daß es in seinen Ausdrücken zu allgemein ist, um nicht zu vielfachen Mißdeutungen Anlaß zu geben. Zwar heißt die Freiheit darin ein Gut, zwar ist es das Vaterland nicht minder, als der König, denen gehuldigt wird. Da es aber einmal gegen die Pseudoliberalität ankämpft, so sollte, falls das Gedicht nicht eine keineswegs wünschenswerthe Wirkung machen soll, auch ein Vertrauen erweckendes Zeichen von wärmerer Freiheitsliebe darin nicht vermißt werden; der Dichter, der im Namen der italienischen Armee spricht, hätte es nicht verschmähen sollen, ein Wort einzuweben, das, ohne eine bloße Tirade zu seyn, doch unzweideutig gezeigt hätte, daß König und Vaterland ihm als Geber und Träger eines durch Freiheit höher gehobenen Menschendaseyns vor Allem heilig seyen. Wer heutzutage einem Anderen vorhält, daß er das Ritterthum der Freiheit sich bloß anmaße, keineswegs aber dazu berufen sey, der muß, ob er gleich hierin vollkommen Recht habe, doch sich selbst als würdigen Verfechter der Freiheit darstellen, damit es nicht den Anschein bekomme, er negire nebst der unechten Person auch die echte Sache. Wir bedauern um so mehr, diesen Charakter in dem Gedichte nicht zu finden, als wir wissen, wie sehr man es auf das Uebelste zu interpretiren allen Scharfsinn aufbieten wird, als wir vollkommen überzeugt sind, annehmen zu können, unsere gesammte Armee sey der constitutionellen Freiheit nicht minder Freund, als dem Rechte überhaupt. Gleichwohl kann man eine Stelle, wie die:

„Ihr aber in Wien nach kurzem Streit,
Wo dem Wehrmann verboten zu schlagen"

doch gar zu leicht so deuten, daß der Wehrmann gerne geschlagen hätte, um das Resultat der drei wichtigen (März-) Tage zu hintertreiben. Solche Worte, welche wohl auch hier nicht diesen Sinn haben sollen, sondern nur das Freiheitsheldenthum mit dem Heldenthum des Kriegers verglichen wissen wollten, in dem übleren Sinne des Wortes aber gewiß nie die Gesinnung unserer Armee bezeichnen können, sollte man nicht in einer Zeit in's Publikum werfen, wo die boshafteste Gehässigkeit Alles aufbietet, um die Kluft zwischen Militär und Civil zu erweitern, und dann an einem mißglückten Gedicht willkommenste Nahrung findet, — zu wahrem Verderben, zu unendlichem Streite, dessen Uebel ein würdiges Selbstbewußtseyn nicht aufhebt. Wir freuen uns herzlich des Umstandes, daß in letzter Zeit unsere Armee öfter das Mittel der Presse gebraucht, und auch ihr Wort auf dem politischen Felde, und zwar öfter sehr würdig und glücklich gesprochen hat. Es bleibt ihr wohl auch endlich nichts Anderes übrig, da man sie auf diesem Felde angreift, sie, welche dafür, daß es ihr Lebensberuf ist, für das Vaterland das Letzte zu wagen, das erhabenste Opfer, das des Lebens selbst, nicht zu scheuen, sie, welche dafür nicht mit Genuß des Lebens, sondern mit der, so hohem Berufe gebührenden Anerkennung allein belohnt wird, sie ist in letzter Zeit nur gar zu häufig, und wahrlich nicht von Helden des Vaterlandes, als dessen Feind bezeichnet worden. Die Thaten der Armee in Italien sichern ihr den glänzendsten Anspruch auf Ehre, auf Dank der Nation. Möge denn auch ihr Wort, möge das unserer tapfern Soldaten, wie uns ihre That befreite, auch stets das Wort der Freiheit seyn, an deren Thron in ihrem Herzen wir nicht zweifeln, wenn auch das Wort des Dichters, dessen Legitimation durch die italienische Armee übrigens nicht darlieget, nicht gut gewählt war.

— Die Hängebrücke über den Niagarafällen für Fußgänger ist jetzt fertig, und am 4. Julius für den Gebrauch eröffnet worden. Das Albany Journal sagt darüber: „Diese Hängebrücke ist das erhabenste Kunstwerk auf unserm Continent. Ihr Anblick erregt Schwindel, und doch geht man darüber so sicher wie über eine andere Brücke der Art. Wir sahen es mit an wie die Arbeiter die Planken über den furchtbaren Abgrund legten. Es sah gefährlich aus, aber von dem Augenblick an, da der erste Drahtstrang am Schweif eines Drachen über den Fluß geschafft wurde, bis zur Vollendung des Baues ereignete sich kein einziger Unfall. Von der Großheit des Werks läßt sich dem Leser schwer eine Vorstellung geben. Man denke sich eine 800 Fuß lange Gehbrücke, 250 Fuß hoch in der Luft schwebend, über einer ungeheuren Wassermasse, die mit einer Schnelle von 10 engl. Meilen die Stunde durch eine enge Schlucht stürzt. Steht man unten, so sieht die Brücke wie ein an einer Spinnenwebe hängender Papierstreif aus. Weht ein starker Wind, so schwankt der dünne, sommerfädenähnliche Bau hin und her, als wollte er aus seinen Fugen fahren, und unter dem festen Tritte des Fußgängers schüttert er vom äußersten Ende bis zum Mittelpunkt. Aber da ist keine Gefahr. Die Menschen schreiten darüber mit vollkommener Sicherheit, während dem furchtsamen Zuschauer vor Angst der Kopf schwindelt. Hr. Ellet, der Baumeister, war der erste, der darüber ging, und bald darauf folgte ihm sein muthiges Weib. Diese Brücke allein ist der Ausflug an die Stromfälle werth, obgleich wohl unter zwanzig kaum Einer nervenstark genug ist, den Uebergang zu machen. Denn, wie unglaublich das auch klingt, mancher wagte es in einem Korb auf einem einzigen Drahtseil über die furchtbare Kluft zu rutschen, der sich jetzt nicht dazu bewegen läßt, über die Brücke zu gehen. Und doch liegt in dieser Luftfahrt über den Niagara, der 250 Fuß tief unten braust und kocht, eine schauderliche Aufregung, die durchaus nicht unangenehm ist. Ein anderer neuer Anziehungspunkt der Stromfälle ist das kleine Dampfboot „Maid of the Mist (Tochter des Nebels)," in welchem man von der Kettenbrücke aus bis auf wenigen Ruthen von den Hufeisen-Fällen fährt. Auf keine andere Weise kann man den Anblick des Kataraks in seiner ganzen Größe genießen. Jedermann macht diesen Ausflug, der gleichfalls ohne alle Gefahr ist."

Verantwortlicher Redakteur: Vinzenz Rizzi. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge 1.)

№ 16. Klagenfurt, Freitag den 25. August 1848.

Was geht uns Deutschland an?

So weit die Geschichte des deutschen Volkes zurückreicht, alles Unheil, das wir in dem großen Gemälde derselben erblicken, entsprang mehr oder minder aus dem Mangel jenes Gefühles, das uns über die engherzigen Zwecke der Selbstsucht und des Eigennutzes erhebt, und uns dagegen fähig macht, unsere Kräfte dem Allgemeinen zu widmen und ihm selbst Opfer zu bringen. Nimmermehr wäre es der römischen Zwingherrschaft gelungen, das Volk der Germanen, dessen einzelne Stämme alle Länder, vom schwarzen Meere angefangen längs der Donau und des Rheins, an den Ufern der Weichsel, der Ost- und Nordsee, so wie im Innern bewohnten, auch nur theilweise zu unterjochen, wenn dieses mächtige Volk nicht schon damals an dem Erbübel seiner Zersplitterungssucht gelitten hätte. Mag Rom immerhin durch die consequente Verfolgung seiner treulosen und argllistigen Politik einen großen Theil der Schuld an dem allmähligen Verderbniß des germanischen Volkscharakters zu tragen haben, den ungleich größeren hat das deutsche Volk selbst zu verantworten, weil es, fern von allem Gemeinsinne, im verderblichen Gefühle für seine Sonder-Interessen, den unkräftigen Geist, mit dem die Natur es ausgestattet hatte, verkannte, und eben dadurch dem knechtischen Sinne der Unterwürfigkeit die Thore öffnete.

Bei so bewandten Umständen dürfte es uns wahrlich nicht befremden, wenn zuletzt selbst der Name eines deutschen Volkes aus der Geschichte verschwunden wäre. Und vielleicht wäre es auch geschehen; aber es lebte Armin (Hermann), der Cheruskер. Die tiefgefühlte Scham über die Schmach seines Vaterlandes, so wie seine begeisternde Liebe für dasselbe, rüttelten seine Stammgenossen aus ihrem lethargischen Schlafe; ein kühneres Bewußtseyn trat an die Stelle der frühеren Entartung; Rom's Riesenmacht ward in ihren tiefsten Grundpfeilern erschüttert, und durch die Befreiung von Norddeutschland die Aussicht auf die spätere Unabhängigkeit des ganzen Reiches festgestellt. Sein Nationalsinn hatte Deutschlands Namen gerettet, aber das hellstrahlende Licht des Patriotismus, das er angezündet, erlosch nur allzubald in Germaniens Gauen, über denen der kaum verscheuchte Gifthauch der Trennungsgelüste von Neuem sich lagerte.

Es kann nicht meine Absicht seyn, den Faden der deutschen Geschichte, von jenem fernen Zeitpunkte angefangen, bis in unsere Tage, hier abzuspinnen. Den Meisten meiner Leser würde ich dadurch nur Wohlbekanntes vor Augen führen. Betrachten wir jedoch den Gang derselben mit einiger Aufmerksamkeit, und wir werden nicht ohne Betrübniß wahrnehmen, daß zwischen Einst und Jetzt nur ein geringer Unterschied obwaltet, und daß jenes oben erwähnte Erbübel der Zersplitterungssucht, ungeachtet der vorgeschrittenen Gesittung, unter den deutschen Völkerstämmen noch immer nicht mit der Wurzel ausgerottet ist. Nur einen Trost haben wir, nämlich den, daß die Ursache desselben jetzt weniger in dem Willen und Geiste der Völker selbst, als vielmehr in der zähen Beharrlichkeit derjenigen zu suchen ist, die, seit Jahrhunderten im Besitze der Macht, auch nicht entfernt die Neigung zeigten, sich gesicherter und daher auch glücklicher in der Beherrschung eines freien Volkes zu fühlen, sondern statt dessen es vorzogen, den aufstrebenden Geist desselben durch despotische Willkühr zu knechten.

Den vollgültigsten Beweis dafür liefert das Jahr 1813, wo nach unendlich langem Zeitraume der deutsche Nationalgeist zum ersten Male wieder in seiner Riesengröße erwachte. Was er vermag, das zeigt der Sturz Napoleon's. Wer will zweifeln daran, daß schon damals Deutschlands Völker ihre Freiheit errungen haben würden, und daß schon damals die Idee eines einigen Deutschlands verwirklicht worden wäre, wenn die Kraft des Bundes, den sie geschlossen, nachhaltig für die große Sache eines gemeinsamen Vaterlandes in's Innerste ihres Bewußtseyns gedrungen

wäre? So aber gerüstet, jenes erhebende Aufathmen nur allzubald in dem verächtlichen Gefühle der gewohnten Furcht vor den Machthabern, und die Fürsten Deutschlands dachten nicht edel genug, Großes mit Großem zu lohnen, ja, sie scheuten sich sogar nicht, das fürstliche Wort, das sie Angesichts der Welt gegeben, an ihren Völkern, die für sie verblutet sind, treulos zu brechen.

Ein solcher Verrath an einem großen Theile der Menschheit konnte jedoch nicht ungeächt bleiben. Was sie auch immer thun mochten, um die allmächtige Fluth der rasch hereinströmenden Geistes-Entwicklung selbst in schmachvoller Weise einzudämmen, sie brach sich dessungeachtet durch tausend und abermals tausend tief verborgene Kanäle Eingang in die empfänglichen Gemüther des deutschen Volkes, und bedurfte nachfolgend nur eines heftigen Stoßes, um das allenthalben bereits durchlöcherte Schutzmittel gegen die Freiheit desselben zu zertrümmern, und das wankende Kunstgebäude der absoluten Monarchie vollends zu stürzen. Dieser Stoß kam im Februar dieses Jahres von Frankreich her, und wenige Wochen darauf jubelten Deutschlands Völker über den endlich errungenen Besitz ihrer so lange vorenthaltenen Unabhängigkeit von fürstlicher Machtvollkommenheit.

Ich rufe sie zurück die herrlichen Tage des März, und frage: Gab es jemals für uns ein schöneres Entzücken, eine höhere Begeisterung, als in den Stunden, in denen wir die Gewißheit erhielten, daß auch wir frei geworden? Dünkten uns jene heiligen Momente nicht der glorreiche Anfangspunkt einer glänzenden Zukunft? Fühlten wir uns nicht erhoben durch das Bewußtseyn, in den vollen ungeschmälerten Gebrauch unserer edleren Menschenrechte wieder versetzt zu seyn? — Ich kann und will nicht glauben, daß jene Gefühle das flüchtige Produkt des Augenblickes der Aufregung waren. Würden sie es seyn, wahrlich, dann trügen wir den Keim der Zerstörung all' des Guten und Großen, das die Gegenwart enthält, schon jetzt in unserer Brust. Dieß aber müßte die Folge seyn, wenn wir uns nicht bestrebten, aus jeder wie immer gearteten selbstsüchtigen Empfindung herauszutreten, und den Sinn für etwas Allgemeines zu beleben und zu stärken. *Dieses Allgemeine ist aber der Gedanke an ein einiges Deutschland.* Ihn in seiner vollen, wichtigen Bedeutung für alle spätern Zeiten klar zu erfassen, gibt es nur Ein Gefühl, es heißt: *Gemeinsinn oder Patriotismus.*

Daß uns diese Regung unseres Innern bisher fehlte, liegt außer allem Zweifel. Aber eben so gewiß ist, daß wir daran schuldlos sind. Doch jetzt noch, wo die Schranken gefallen sind; wo die Idee eines großen Vaterlandes keine Chimäre mehr ist; wo der bisher gefesselte Geist sich frei entfalten darf, wo endlich nichts mehr uns hindert, selbst den Gedanken an das Allgemeinste in uns zu entwickeln, — jetzt noch an die Schelle zu denken, an die wir fast Jahrhunderte hindurch gebunden blieben, — jetzt noch die beengenden Rücksichen der vereinzelten Provinz, ja selbst der österreichischen Monarchie höher zu achten, als die Interessen eines einigen Deutschland, das hieße offenbaren Treubruch an einer großen gemeinsamen Sache begehen, der wir, wenn wir anders unsern Standpunkt richtig erkennen wollen, von nun an und für alle Zukunft angehören müssen.

Ich weiß es, daß Vielen meiner Leser diese Andeutungen allzuwenig praktisch in die Ohren klingen werden. Materielle und politische Rücksichten behaupten hie und da noch immer vorherrschend ihre alten Rechte; ja selbst der früher so oft gebrauchte und doch so häufig mißverstandene Ausdruck „Vaterlandsliebe" hält Viele von uns noch in gewisse enge Grenzen eingeschlossen; aber ich halte dafür, daß es vor Allem Noth thut, so viel als möglich mit dem Streben nach dem Höchsten nicht mehr zu zaudern, da, wenn wir es einmal erreicht haben, die kleinlichen Bekümmernisse des Lebens ohnedieß fortdauernd wirksam sind, uns aus der edleren Sphäre desselben nur allzu gerne in den niedern Kreis des Staubes herabzuziehen.

Josef Wagner.

Beiträge

zur Lösung der Frage über die Art der Ablösung der Grundlasten.

(Beschluß.)

Die Grundberechtigten mögen sich mit den Pflichtigen über die Schuldigkeit des Einen und die richtige Forderung des Andern verständigen, wie es Ihnen gut dünkt, und dazu den Rath des Provinzial-Landtages als auch des Reichstages benützen, denn schwerlich wird sich der Reichstag entscheidend in etwas anderes einlassen, als in die Bestimmung, daß die Angelegenheit geordnet werde, und hiezu einen Zeitraum bestimme, binnen welchem diese Anordnung in Vollzug gesetzt seyn müsse; der Umstand der Forderung und Leistung jedoch nur zwischen den betheiligten Parteien wird entweder durch freiwilliges gegenseitiges Einverständniß, oder durch richterlichen Spruch, wozu der Reichstag Normen geben kann, bestimmt werden müssen, und dieß um so mehr, als nicht nur von Provinz zu Provinz, sondern sogar Kreis gegen Kreis andere Werthe für die abzulösenden Gegenstände bestehen; mögen also

die Berechtigten im ihren Forderungen großmüthig seyn, worin allein in Bezug der Umwandlung der auf Grund und Boden lastenden Dienste und Zinse in bestimmte Kapitals-Summen, zur ferneren Tilgung derselben ein erwünschter Erfolg zu gewärtigen ist.

Nach erfolgter Berichtigung dieses zweiten Momentes über Forderung und Schuldigkeit zwischen den beiden Parteien, folgt dann erst der dritte Moment, nämlich die Abstattung der Schuldigkeit, welche Angelegenheit aus den oben angegebenen Gründen auf dem Rechtsboden zu belassen ist, auf dem sie gehört, nämlich auf dem Gemeinerechtsboden, und hiebei die Staats-Kassa hinsichtlich einer Uebernahme der Entschädigung der Grundherren, und dadurch erlangten Rechte gegen die Grundpflichtigen, außer aller Berührung zu lassen, weil die ganze Sache dieselbe nichts angeht, und sie auch außer Stande ist, ein solches Obligo der Entschädigung der Grundberechtigten auf sich zu nehmen. Wenn also der Akt der Liquidirung der Forderung zwischen den Berechtigten und Pflichtigen vor sich gegangen, so überlasse man auch den weiteren Akt der Abstattung dem Verständnisse der Betheiligten, wobei wohl auch allgemeine Regeln, die durch die Beschlüsse der Provinzial-Landtage und des Reichstages aufgestellt wurden, in Anwendung gebracht werden können und zum Theil auch in Anwendung gebracht werden müssen, unter welchen als allgemeine Regel angenommen werden könnte, daß der Pflichtige für seine schuldige Kapitals-Summe jährlich 5 pCt. Zinsen bezahle, davon dem Berechtigten jedoch nur 4 pCt. zu Gute kommen sollen, und das 5. pCt. zur Tilgung seiner Kapitalschuld verwendet werde, überdieß wie es sich von selbst versteht, dem Pflichtigen ganz frei stehen solle, das schuldige Kapital entweder ganz oder theilweise nach Belieben abzustellen.

Ist nun auch der Akt in Ordnung gebracht, so wird das ganze Verständniß der Umwandlung des früheren Pflichtigkeits-Verhältnisses in das neue, in das Stock-Urbar eingetragen, dann jedem der betheiligten Pflichtigen und Berechtigten eine Abschrift davon in Büchsln, gleich den Steuer- oder Sparkasse-Büchsln, eingetragen und übergeben, woraus ersichtlich seyn wird, zu welcher Verpflichtung in Specie sich der Pflichtige bekannt hat, und nach welchem Modus dieselbe in eine fix Geldgabe festgestellt wurde, von welchem Verständnisse auch allsogleich eine Abschrift an die Landtafel eingesandt zu werden hätte. Nach Verlauf eines Jahres verfügt sich dann der Eigenthümer des Büchels, der Berechtigte, in die Amtskanzlei, wohin man das Stock-Urbar gegeben, und wohin dieser schon früher das Büchel zur Einkassirung eingesandt, und der Pflichtige zur Zahlung eingeladen wurde, um die Interessen zu beheben; sind diese wirklich eingeflossen, so hebebt er diese, und vergütet der Kanzlei die bedungene Einkassirungs-Provision; sind diese nicht eingeflossen, so wird der Pflichtige bei Gericht um die Zahlung belangt; daß diesen Forderungen die Sag-Priorität, die sie gegenwärtig, laut Patent vom Monat Dezember 1846, genießen, eingeräumt bleiben, versteht sich ohnedem. Hinsichtlich der Manipulation bei der Einhebung der Interessen und Abstattung an der Kapitalsschuld von Seite der Pflichtigen erscheint es wünschenswerth, daß über den richtig erlegten Betrag derselben, außer dem Kassier auch ein Gemeinde-Ausschuß-Mitglied oder sonstige accreditirte Person sich im Büchel sowohl des Berechtigten als Pflichtigen mit unterfertige, und daß sich in diesen Büchsln auch eine Abtheilung befinde, in welcher die Abstattungen an der Kapitalsschuld aufgeführt sind, als wodurch man sich augenblicklich von dem Status dieser Satzpost wird die Ueberzeugung verschaffen können, in wie weit sie belästiget oder schon befreit ist. Diese Büchel der Berechtigten, die gewöhnliche Schuldbriefe vorstellen, und durch Cession an wen immer abgetreten werden können, sind mehr als andere dertel Effekte geeignet, Ersparnisse, die sich in den minder vermöglichen Klassen befinden, durch Ankauf solcher Renten in Circulation zu bringen, da derlei Geldanlagen unter die besten, sichersten gezählt werden können. Auf diese Weise verbleibt diese Angelegenheit auf dem Boden, dem sie entwachsen, und auf dem sie aus rechtlichen, politischen und staatsökonomischen Gründen gehört, und zu verbleiben hat.

Viktring den 11. August 1848.

Franz Ritter v. Moro.

Von der Flachsbrechung.

Der Flachsbau ist in unserem Alpenlande Kärnten noch immer ein sehr geringer, da doch diese Pflanze, wenn sie geräth, einen nicht unbedeutenden Nutzen abwirft.

Unter den Hindernissen, welche der Flachs-Cultur sehr in den Weg treten, scheint mir wohl von allen beschwerlichen Arbeiten das langsame und kostspielige Brechen des Flachses mittelst der gewöhnlichen Brechel das Gewichtigste zu seyn, und manchen Landmann von einem größeren Flachsbaue, als zum nöthigen Hausbedarf, völlig abzuschrecken.

Bei der gewöhnlichen Flachsbrechel, welche aus einem untern und aus einem obern Theile besteht, ist sowohl der untere als der obere Theil eingeschnitten, so viel als gezahnt, in welchen Zahneinschnitten der Flachs durch das Hin- und Herbewegen und Daraufschlagen mit dem obern Theile gebrochen wird.

Um diesen Zweck auf eine schnellere, viel Zeit und Geld ersparende Art zu erreichen, dachte ich vielfältig nach, und erfand hiezu nachstehend beschriebene

Flachsbrech-Maschine.

An ein Paar hölzerne, 6—8″ dicke und 12″ lange glatte Walzen von hartem Holze, wo die untere längere Zapfen bekommt, um beiderseitig an dieselbe eine Trommel zu befestigen, worüber die Zugriemen laufen, werden mehrere z. B. 8—9 Paar kleinere gezahnte Walzen von 4—5″ Dicke und 12″ Länge angebracht, welche mittelst an jeder untern und obern Walze angebrachtem Räderwerk und einer Riemenscheibe mit Zugriemen, die auch über die Trommel laufen, in Bewegung gesetzt werden.

Die Bewegung dieser Maschine geschieht durch Ankupplung der ersten glatten Walzen an ein Wasserrad, wodurch dann alle übrigen zur Brechung des Flachses erforderlichen kleineren gezahnten Walzen, wie schon gesagt, mittelst Riemen in Bewegung kommen.

Bei den ersten glatten Walzen wird der Flachs hineingegeben, durch die er gequetscht durchkommt, und passirt dann durch die andern, in horizontaler Lage der Reihe nach angebrachten 8—9 Paar gezahnten Walzen, wo der Flachs in der Schnelligkeit vollkommen gebrochen durchkommt, und nur noch einer Ausbeutelung von kleinen Abfällen (Oger) bedarf.

Zur Bedienung dieser Maschine wären meiner Ansicht nicht mehr als drei Menschen erforderlich, wovon einer den gedörrten Flachs zuträgt, der andere ihn der Maschine übergibt, und der dritte den gebrochenen Flachs, wenn solcher die Walzen passirt, abnimmt, ausbeutelt und ihn an die Seite legt.

Diese Maschine, obschon aus so vielen Theilen zusammengesetzt, ist doch so einfach, daß solche von Jedermann nach dieser meiner Beschreibung leicht aufgefaßt und verstanden werden kann, und es wäre zu hoffen, daß, wenn eine solche Maschine zu Stande kommen würde, der Flachsbau in Kärnten wegen der leichtern Bearbeitung beim Brechen einen größern Aufschwung erhalten werde, als dieß bis nun geschah, da das Brechen des Flachses durch Menschenhände so vielen Unkosten unterliegt.

Ich behaupte noch nicht, daß diese Maschine nach dieser meiner Beschreibung schon vollkommen ausgearbeitet sey; dabei wird noch manches zu bekämpfen seyn, zweifle aber nicht im Geringsten, daß solche zu Stande gebracht werden könnte, und erkläre mich zugleich bereit, Falls Jemand eine solche Maschine entweder im Kleinen oder im Großen aufstellen wollte, nach meinen geringen mechanischen Fähigkeiten beizutragen.

Feistritz im Gailthale am 16. Juli 1848.

And. Schwenner.

Notizen und Glossen.

— Hebel, das größte dramatische Talent der Gegenwart, der Verfasser von „Genovefa,“ „Judith,“ „Magdalena,“ schreibt in der Augsb. Allg. Zeitung über die in Deutschland auftauchenden schmählichen Sondergelüste unter Andern Folgendes: „Man täusche sich nicht, die gegenwärtige Krisis Europa's, allumfassend, wie sie sich mehr und mehr darstellt, hatte noch nicht ihres Gleichen, und wenn wir uns nicht vollständig regeneriren, so sind wir auch verloren. Es kommt zuweilen für ein ganzes Volk, wie für ein Individuum, ein Moment, wo es mit den Sünden seiner Vergangenheit brechen und ein neues Leben beginnen kann; das ist dann aber immer ein Moment, den die Nemesis überwacht, wie ihn die Gnade herbeiführt und an den sich der Untergang knüpft, wenn nicht unmittelbar die Auferstehung. Für Deutschland ist er seit den Märztagen da, und man hat jetzt schon mehr Grund zur Furcht als zur Hoffnung. Fangen sie doch schon alle lustig wieder an sich zu regen, unsere alten Eingeweidwürmer, die wir endlich einmal mit dem Kopf abgetrieben zu haben glaubten; wird doch jedes Band, das sich zwischen Glied und Glied bilden und einen Organismus zu Stande bringen helfen will, schon wieder aufgefressen und zernagt!“ Nachdem er die Gefahren, die aus einem zerflossenen Kosmovelitismus für Deutschland drohen, besprochen, wendet er sich zur Gegenseite, wo der stumpfe Partikularismus sein Haupt erhebt: „Preußen will, wie man aller Orten liest und hört, nicht mehr in Deutschland aufgehen, weil das „in Oesterreich“ aufgehen heiße. Hat das einen Sinn? Hat überhaupt ein Volksstamm von einem andern etwas zu besorgen, so lange sie alle gleichmäßig im Parlament vertreten sind? Und hat Preußen namentlich das mindeste von Oesterreich zu fürchten? Der Vorwand zerfällt in sich selbst, denn mehr als ein Vorwand kann es nicht seyn! Aber einerlei, die üble separatistische Stimmung ist vorhanden und kann die schlimmsten Folgen haben. Ob sie wirklich, wie manche meinen, durch die Zügellosigkeiten der süddeutschen Presse hervorgerufen wurde, bleibt dahingestellt; es ist mir bei der in Preußen so weit verbreiteten Intelligenz kaum glaublich, da diese Zügellosigkeiten fast alle von Leuten herrühren, die lieber einen Tag rasen als ein ganzes Menschenleben hindurch der wahren Freiheit genießen wollten, und da solche Leute doch wohl zu erkennen sind. Freilich läßt es sich hoffen, fährt er fort, daß der gesunde Sinn des Volks, als der Moment der Entscheidung kam, über eine unmotivirte und krankhafte Stimmung Herr geworden ist. Es ist nicht zu bezweifeln, daß Preußen die Einheit Deutschlands hintertreiben und Deutschland vernichten helfen kann, wenn ihm wider alles Vermuthen und Verhoffen dieses Gelüst kommen sollte. Aber es ist noch weniger zu bezweifeln, daß es dann mit untergehen mußte. Der Arm kann freilich das Herz durchbohren, aber das ist auch sicher seine letzte That.“ So weit Hebel, wir aber fügen aus tiefbekümmerter Seele hinzu: Die deutschen Oesterreicher werden einst, wenn es so weit kommen soll, der Stunde fluchen, wo sie verlockt von Sirenentönen dem deutschen Vaterlande nur die halbe Hand zur Einigung reichten; sie werden es einsehen, daß sie dadurch Deutschland geschwächt ohne selbst stärker zu werden.

Verantwortlicher Redakteur: Vinzenz Rizzi. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge 1.)

№ 17. Klagenfurt, Mittwoch den 30. August 1848.

Humoristische Vorlesung

von

Heinrich Schwartz

(Vorgetragen in der am 19. August 1848 zum Besten der durch Wasserverheerungen beschädigten Oberkärntner abgehaltenen Akademie.)

Freies Wort! gewalt'ge Scheere,
Schneid' ab, wurzweg, jeden Zopf,
Der der Menschheit zur Unehre
Hängt an manchem starren Kopf.

Wir sind frei! — Dies benützend nehme ich mir die Freiheit, mit Ihnen, Verehrungswürdige, einen Spaziergang in's Censurfreie zu machen, wo wir uns auf einem grünen lachenden Plätzchen niederlassen, und dem munteren Spiele der von mir angelegten humoristischen Wasserkünste zusehen wollen.

„Humoristischen Wasserkünste? — O weh" — So seufzen Viele unter Ihnen, ahnend, was sie zu erwarten haben.

„Wenn Der die enormen Wassermassen seines Surrogat-Humors auf unsere armen Häupter niederfluthen läßt, so sind wir nicht viel besser daran, als die bedauernswerthen Ueberschwemmten, zu deren Unterstützung wir hier zusammengekommen!" —

Sachte, sachte, meine Herrschaften. Ich habe vor der Hand nur dies Eine zu sagen:

So lange ich die Ehre habe, hier vor Ihnen zu sitzen, bin ich einigermaßen Ihr Vorgesetzter, und muß, als solcher, bitten, sich von mir zu denken, was man von einem dummen Vorgesetzten zu denken gewohnt ist, aber mir es ja nicht zu sagen, daß ich ein „dummer Kerl" bin, denn so etwas verträgt der zehnte dumme Vorgesetzte nicht. —

Meine Herren und Damen! Das Motiv, das Sie hieher geführt, Ausübung der Mildthätigkeit, ist ein christliches. Ich will Ihnen, da Sie schon einmal da sind, die Gelegenheit geben, sich während meiner Vorlesung noch in einigen christlichen Tugenden zu üben, so da sind: Geduld, Ergebenheit und Ausdauer im Unglück! — Ich werde mich befleißen, Sie nicht lange leiden zu lassen; ich werde hier nur kurz weilen, und so die Langeweile möglichst unmöglich machen.

Damit Sie den Ihnen bevorstehenden Genuß meines Vortrages schmerzlos überdauern, werde ich Sie sogleich, durch den Vortrag selbst, in eine angenehme Narcose versetzen, aus der sie erst, wenn die Sache zu Ende, erwachen sollen. Sie werden mir dann zugeben müssen, daß Sie bei meiner Vorlesung Alle — außer sich waren! — —

Die Weltgeschichte hat Kurierstiefel angezogen, und im Laufe einiger Monate eine Strecke zurückgelegt, wozu sie sonst Jahrhunderte bedurfte.

Auch in unserem schönen Vaterlande kam endlich der Zeitpunkt heran, wo das Volk etwas für sich zu fischen bekam, wo es von der Tafel des allgemeinen Menschenrechtes sich entschlossen solche Bissen zueignete, die bisher nur für vornehme Mäuler bestimmt waren.

Das Volk tauchte todesmuthig in das mächtig aufbrausende, wogengewaltige Zeitmeer, und holte sich daraus die köstlichste Perle — die Freiheit! —

Der Haifisch: Absolutismus schnappte zwar mit offenem Kanonenrachen, und geschliffenen Bajonet-Zähnen verschlingerisch nach den kecken Tauchern, doch vergebens! Sie brachten den Schatz an's Tageslicht, und verjagten die Ungethüme der Finsterniß! — —

Die Kämpfer für die Freiheit verdienen das Kanonenkreuz; sie hatten ihr Kreuz mit den Kanonen! —

Das Volk bleibe dumm, war bisher ein excellentes Prinzip der Excellenzen. Aus Volk und dumm bildeten sie das Volkthum, und volksdümmlich hielten sie für volksthümlich.

Und ein Lichtschirm, undurchdringlich,
Ward gespannt dem Volk um Stirn',
Daß kein Strahl, durchzuckend, fahre
In die Brust ihm durch's Gehirn! — —

Doch nun ist's damit vorüber,
Finsterniß auf immer fort,
Und das Wunder ist geschehen
Durch ein großes Kaiserwort!

Des Stillstandes alt' Gemäuer
Stürzte unter Weltapplaus,
Aus den Trümmern lichtscheu flüchten
Käuze sich und Fledermaus!

Geistesfrühling ist gekommen,
All' die Keime, ohne Zahl,
Die bisher, gelähmet, schliefen,
Wecket auf des Lichtes Strahl!

Oest'reich's Aar, der schwingenkräft'ge,
Reckt sich froh, weil's um ihn licht,
Mächt'gen Dranges voll, blickt er der
Sonne: Wahrheit in's Gesicht!

Wir haben die Weinlese der Freiheit schon im Monate März, wo die ersten Veilchen blüh'n, abgehalten. Daher das Aroma, das unser Freiheits-Heuriger hat. Das Volk war so frei, die Trauben selbst zu pressen; zur Erinnerung daran blieb uns die Preßfreiheit!! —

Das Getränk ist zwar noch sehr jung, es gährt und arbeitet noch stark durcheinander, doch schadet es einem unverdorbenen gesunden Magen gar nicht.

Der Himmel erhalte unsere gesunde Constitution, und gebe dem Volksgeiste sowohl, als auch dem jungen Freiheitsweine die nöthige Klärung.

Den hohen Herren schmeckt unser Heuriger nicht, sie sagen, sie hätten schon ohnedieß ihren Riß! —

Es gibt volkszuwidere Freiheitspantscher, die dem dürstenden Volke keinen reinen Wein einschenken, und ihm das edle Getränk mit dem Rattengift des alten Systems gemengt, beibringen wollen.

So was bringt in den Volksmägen Katzenjammer, und dieser — Katzenmusiken hervor.

Was ist Katzenmusik? — Katzenmusik ist eine wildromantisch-teuflische, ohr- und gedärmzerschneidende, constitutionserrungenschaftliche, im Wege der öffentlichen Mitjauerei dargebrachte, durch und durch schmeichelhafte, moralisch-durchdringende Anerkennung der politisch-sozialen, oder bureaukratisch-hämorrhoidalen volkszuwiderlichen Gesinnung eines unangenehmen Individuums, bei der Nacht wenn's finster ist.

Durch eine Katzenmusik gibt man dem Benefizianten auf eine melodiös verblümte Weise zu verstehen: sein Benehmen gehöre der — Katz!

Die Saaten der Freiheit sind, den Göttern sey es gedankt, bei uns im besten Gedeihen, überall voller üppiger Wachsthum, der sich sogar über unsere Gesichter siegend erstreckt.

Unsere Bärte gehören zu den ersten handgreiflichen Beweisen, daß uns durch die Umgestaltung der Dinge etwas erwachsen.

Junge blühende Freiheit, — alte graue Schnurbärte! —

Das constitutionelle Bewußtseyn läßt beinahe aus jeder noch so alten Gesichtsepidermis Borsten der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit herauswachsen.

Mit patriotischem Wohlgefallen präsentiren die alten Herren ihre unternasigen Bürsten-Anlagen, und freuen sich des struppigen Segens, den sie dem sterilen Haarboden abgetrotzt haben.

Es war eine schöne Zeit, wo sich die hohen Verordnungen selbst in unseren Gesichtern etwas zu schaffen machten; wo man nicht Herr der eigenen Gesichtsfechsung war, und von seinem Bart, nach Maßgabe der Größe desselben, den Zehent oder noch mehr, an die Bureauherrschaft entrichten, ja selbst den ganzen Bart, als einen demagogischen Auswuchs, der Seelenruhe des Herrn Amtschefs demüthigst und wehmüthigst zum Opfer bringen mußte!

Schade, daß die ämtlichen Conduit-Tabellen keine Kolonnen für „Bartbemerkungen" enthielten. Wie schauerlich wäre es gewesen, da zu lesen: N. N. geheimer Oberkanzelist, trägt einen mordionisch gespitzten Bart! — Prr! —

Wo seyd ihr vorschriftmäßigen, kipfelgebogenen, zollstabausgemessenen, das Gesicht durch beiderseitige Haarhenkel suppentöpfig gestaltenden Feldwebel-Backenbärte, die sich um kein Haar übernehmen durften?! —

Ein starker Bartwuchs ist für ein nichtssagendes Gesicht eine erwünschte Erfindung. Ein solches Antlitz zieht sich hinter die beedseitigen Waldcoulissen zurück, und läßt stillschweigend den Bart für sich reden.

Ein tüchtiger Bart ist in Liebessachen ein gewaltiger Redner, ein wirksamer Sympathie-Aufbürster. Wie viele Parthenien haben sich in dem Bartnetz eines wildromantischen Ingomar verfangen?

Am Hofe Heinrich IV. in Frankreich ließen sich die Herren Ritter lange, ansehnliche Bärte wachsen, die sie mit großem Kunstaufwande pflegten, und es galt als besondere Auszeichnung, wenn weiche, zarte Damenhände sich herbeiließen, besagte Bärte zu kämmen, zu bürsten und mit duftenden Oelen einzureiben.

So hatte sich manche Schöne die Liebe eines tapfern Ritters erbürstet, und ihn durch die Oelungs-Manipulation zu ihrem Herzkönig gesalbt, was natürlich ein öliches Verhältniß zwischen Beiden begründete.

Liebhaber mit schön bebrämten Gesichtern sind, besonders bei den Orientalen, ein gesuchter Lebens-

artikel. Wir machen es ihnen in Bartsachen nach. Warum nicht? Sind wir ja einigermaßen auch Orientalen; ist doch bei uns erst kürzlich die Sonne der Freiheit aufgegangen.

Der Bart ist ein Attribut des Mannes, des Kriegers. Weil wir nun, als National-Gardisten, auch Krieger sind, so gebührt uns diese Auszeichnung. — Wenn unsere Gardisten-Courage so scharf ist, wie unsere meisten Bärte, so werden wir den Feind gehörig bürsten! —

Ehemänner brauchen für den Gardedienst nicht viel exerciert zu werden, sie sind von Haus aus an das Commandowort und nicht minder an das Feuer-Exercitium gewohnt, auch kennen die meisten die Regel, wenn sie mit der Frau ausmarschiren, sich links an sie anzuschließen, und rechts auf andere saubere Frauenzimmer zu schauen.

Das Ausrücken ist für einen Ehemann, der daheim in einem fort herausrücken muß, per se nichts Neues.

Das Auflösen in Reihen ist ihm auch nicht fremd. Wie sich die lieben Zwanziger aus „doppelten" in „einfache Reihen," und bald darauf in „Nichts" auflösen, davon besitzt ein Familienvater mehr Kenntniß als er wünscht.

Was bedeutet das Wort Ehemann? — Ehemann bedeutet, daß man ehe ein Mann war, bevor man nämlich geheirathet hat.

Nach der Heirath büßt so mancher Mann seine Männlichkeit und Herrlichkeit in alle Ewigkeit und wird ein armes gepudeltes Wesen auf Lebenszeit.

Jede Frau trachtet, daß ihr Mann durch sie ein Mandl werde, daher die Simandlerei.

Die Liebe ist eine angenehme, durch die Normalien erlaubte Nebenbeschäftigung; das Heirathen ist eine üble Gewohnheit.

Es steht zu erwarten, daß die Menschheit sich, bei fortschreitender Bildung, diese Unart abgewöhnen werde. Die Zeit ist nicht mehr ferne, wo nur die lieben Bauern, in ihrer patriarchalischen Ursprünglichkeit, heirathen werden.

Die Wohlthat, so den Ehemännern durch den Gardedienst erwachsen, kann von denselben nicht anders, als höchst dankbar anerkannt werden. Wie viele Ehemänner gibt es nicht, die von ihren Frauen aus verschiedenen Rücksichten, aus überströmender Zärtlichkeit, Eifersucht, oder in Folge eingetretener Pantoffelrechte, nie aus den Augen gelassen werden; Männer, die sich einen Urlaub zum Alleinspaziergang auf ein kurzes Stündchen, nur mit Beibringung eines ärztlichen Zeugnisses, nur höchst selten und stehentlich von ihrer Theuersten erwirken können.

Mit welcher Anpreisung der waltenden Geschicke begrüßt ein solcher Ehemann den göttlichen Gardedienst, der es ihm nicht nur möglich, sondern sogar zur angenehmen Pflicht macht, seiner zärtlichen Ehehälfte auf einige Zeit zu entkommen.

„Wohin denn schon wieder, und so spät?" frägt die besorgte Gattin ihren Mann, als er um 9 Uhr Abends den Schleppsäbel umgürtet.

— „Zum Exerciren!"

„Aber Mann, jetzt bei der Nacht —"

— „Ja so, es ist schon Nacht. Wir haben eigentlich eine wichtige Zusammentretung, eine Ausschuß-Sitzung in Betreff dessen, was eigentlich hinsichtlich der Vorschrift wegen dem Dings da — mit einem Wort: Der Dienst ruft, also leb' wohl Louise! — Wenn wir uns heute nicht mehr sehen sollten."

„Auch das noch? Mann, wo soll das hinaus?"

— „Für dieß Mal bei der Zimmerthüre. Adieu, Gattin! ich patrouillire die ganze Nacht!" — Und er geht fort, und preiset die Freiheit; die Frau geht ebenfalls, aber schlafen, und verwünscht die Freiheit! —

(Schluß folgt.)

Auch ein Wort
über die gegenwärtigen Jagdverhältnisse in Kärnten.

Eine bekannte Anekdote erzählt uns, daß ein Richter, als ihm die Entscheidung eines Falles vorgetragen wurde, beiden Theilen Recht gab. Deßhalb von seiner Frau gefragt, wie er denn dieß thun könne, beruhigte er sie mit den Worten: „Sey still, mein Schatz, auch du hast recht." —

Eine der wichtigsten Erscheinungen der jüngsten Zeit sind die plötzlichen Störungen der bisher bestandenen Jagdverhältnisse und die daraus bereits hervorgegangenen, höchst bedauernswerthen Folgen derselben. Ich will mich nicht darauf einlassen, den Grund des Jagdrechtes zu untersuchen, noch weniger aber die Frage zu erörtern, ob und unter welchen Bedingungen die Jagden, statt den bisherigen Inhabern, künftig den Gemeinden zur ausschließlichen Benützung und Aufsicht überlassen werden sollen. Ich beschränke mich blos auf das, was gegenwärtig ist, und was der Beurtheilung eines Jeden von uns frei gestellt bleibt. Wir wollen dann sehen, in wie fern der vorliegende Streit über Mein und Dein, so wie das, was ich hierüber sage, auf den Inhalt der oben angeführten Anekdote Anwendung findet.

Hören wir zunächst die Jagdberechtigten. Sie sagen: „Viele von uns sind seit Jahrhunderten im kaufrechtlichen Besitze der Jagd; Andere hingegen auf gewisse Zeit durch Pachtverträge dazu berechtigt. Die Gesetze selbst schützen uns Beide in der Ausübung unserer wohlerworbenen Rechte, und Diejenigen, die da-

von ausgeschlossen waren, haben, wenige Fälle ausgenommen, die Kraft derselben stets anerkannt. Nur der Regierung allein steht es zu, ein Verhältniß zu ändern, oder gänzlich aufzuheben, das auf einer rechtlichen Grundlage beruht; nur sie allein kann über die Modalitäten entscheiden, unter denen wir für den Verlust unserer Rechte billig entschädigt werden können. Jede freventliche und gewaltsame Störung derselben von Seite unserer Gegenpartei ist daher eine gesetzwidrige, mithin eine strafbare. Wie konnte sich demnach der provisorische kärntnerische Landtag herbeilassen, einen Beschluß zu fassen, der uns unser unbestreitbares Recht unbedingt entziehen soll, um es denen zuzuweisen, die sich auf eine höchst gröbliche Art gegen die wohlbegründete Ausübung desselben versündiget haben? Wer trägt jetzt die Schuld an all' dem Unheil, das aus einem solchen Antrage bereits hervorgegangen ist, und, Gott möge es verhüthen! vielleicht noch daraus hervorgehen wird? Wäre es nicht naturgemäßer gewesen, früher auf eine rechtskräftige Abänderung des bestehenden Verhältnisses anzutragen, als auf die unbedingte Zuweisung unseres Rechtes auf unsere Gegner, ohne alle weitere Motivirung? und dergl."

Wenn wir sie so reden hören, so müssen wir gestehen, sie haben Recht. Doch, hören wir nun auch die Nichtberechtigten. Sie sagen:

„Ihr waret bisher ohne Anstand im rechtlichen Besitze der Jagden; ob durch Kauf- oder Pachtverträge, das haben wir nicht untersucht. Eben so wenig haben wir darüber gegrübelt, ob und in wie ferne wir uns den Druck, der durch das Jagdrecht auf uns lastet, dulden sollen, oder nicht. Die Gesetze haben Euch in der Ausübung Euerer Rechte geschützt, und wir haben im Allgemeinen uns achtungsvoll vor ihnen gebeugt. Aber diese Gesetze haben auch uns gegen möglichen Mißbrauch geschützt. Wir fragen Euch nun, habt Ihr sie stets beobachtet? Wir antworten: Nein! Viele von Euch haben in unsern Feldern und Wiesen zu einer Zeit gejagt, die gesetzlich noch nicht erlaubt war. Unsere Saaten und Früchte sind von Euern Hunden zertreten und verwüstet worden, und Ihr habt nicht gefragt, welchen Schweiß sie kosten. Euere Hirschen haben sich in unserem Eigenthume fett genährt, und Ihr habt nur mit Widerstreben, ja selbst oft gar nicht auch nur die billigste Entschädigung für den uns zugefügten Schaden geleistet. Worte der gütlichen Ermahnung habt Ihr mit Grobheiten erwidert; ja, es hat Fälle gegeben, wo Ihr Euere Hunde höher geachtet habt, als das Leben eines Menschen, u. dergl."

Ich frage nun, wenn wir sie so reden hören, haben die Nichtberechtigten nicht ebenfalls Recht?

Beurtheilen wir hingegen die hier angeführten Gründe unbefangen, so ergibt sich alsogleich, daß beide Theile in ihrer Rechtfertigung nur bis zu jener Grenze gegangen sind, innerhalb welcher es ihrem Vortheile entsprach, und daß keiner von ihnen das Geständniß ablegen will, die Linie der Billigkeit und des Rechtes überschritten zu haben. Zur Zeit des Absolutismus, wo dem Gesetze durch die Anwendung der exekutiven Gewalt beinahe unbedingte Achtung verschafft werden konnte, mochten sich die Jagdberechtigten immerhin Uebergriffe der eben erwähnten Art erlauben, ohne gerade jene Folgen derselben empfinden zu müssen, die wir in der jüngsten Zeit auf eine höchst beklagenswerthe Art wahrnehmen mußten; denn, wo es Bevorrechtete gibt, da fehlt es auch nicht an Ungerechtigkeiten. Aber jetzt, wo seit den Wiener Märztagen die staatsbürgerlichen Verhältnisse wie mit einem Zauberschlage sich geändert haben, und wo „Freiheit" das große Losungswort der Zeit geworden ist, darf es uns nicht wundern, wenn das Bewußtseyn des freien Eigenthumes, das sich an den Besitz von Grund und Boden stets innig kettet, greller hervortritt, und jede Verletzung desselben empfindlicher geahndet wird, zumal bei jener Klasse von Menschen, die eben nur allzusehr geneigt ist, den Begriff der Freiheit in der weitesten Bedeutung des Wortes aufzufassen. Rechnen wir hinzu die Einflüsse einer zügellosen Presse, deren verderbliche Lehren das leicht empfängliche Volk ein sehr williges Ohr leiht, und dem zu Gefallen sie so häufig dient; und bringen wir überdieß das heillose Bestreben einzelner Menschen in Erwägung, die, um die Gunst des Volkes zu erbuhlen, kein Bedenken tragen, den entfesselten Geist desselben zur wilden Leidenschaft zu entflammen, den Rechtsboden zu versetzen, und selbst den Grund der Gesetzlichkeit in seinem tiefsten Innern zu erschüttern, so haben wir die Erscheinungen der jüngsten Zeit bei uns mehr als genügend erklärt.

Fassen wir demnach die Ursachen derselben in wenige Worte zusammen, so können wir sagen: Man war nicht vorsichtig genug, jede, auch die leiseste Veranlassung zu vermeiden, um nicht einen Geist heraufzubeschwören, der stets wachend nur auf die erste Gelegenheit lauerte, um in wilder Flamme loszubrechen; und man hat Jemanden voreilig Rechte zugewiesen, ohne vorher zu fragen, ob und in wie ferne er auch im Stande sey, sie zu handhaben, ohne andere zu gefährden. — Ich bin nicht dagegen, das Formelle der bisher bestandenen Jagdrechte in der That aufzuheben, um dem Conflicte vorzubeugen, der aus der Ausübung derselben mit den Grundeigenthümern fast unvermeidlich hervorgehen muß; aber ich kann es nicht billigen, daß man vor ihrer Zuweisung an einen Andern, sich über die Art und Weise nicht verständigt hat, in welcher den bis nun Berechtigten für den Verlust derselben ein Ersatz geleistet werden könne. Indem man jedoch diesen natürlichen Gang der Verhandlung außer Acht ließ, hat man zugleich den Rechtsboden verlassen, und dadurch der gefährlichen Selbsthilfe derjenigen die Thüre geöffnet, die nicht immer berücksichtigen, ja, vielleicht nicht einmal wissen, daß Beschlüsse des prov. Kärntnerischen Landrages wohl Beschlüsse für die Form und den Inhalt eines Gesetz-Entwurfes sind, keineswegs aber die Kraft der Gesetze selbst haben, die nur von der Staatsgewalt allein verliehen werden kann.

Josef Wagner.

Notizen.

— In Wien beginnen sie den Deutsch-Katholizismus zu predigen. Wir hoffen etwas von der Consequenz der Wiener: sie haben den constitutionellen Liberalismus der Dreißiger Jahre verworfen, wir hoffen, sie werden auch den mit jenem auf gleicher Höhe stehenden Deutsch-Katholizismus Ronge's verwerfen. (R.)

— Am 8. Aug. Abends entdeckte Dr. Petersen, der literarisch wohlbekannte Ordner des Bessel'schen Nachlasses, auf der Sternwarte zu Altona einen neuen Kometen.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge I.)

№ 18. Klagenfurt, Sonnabend den 2. September 1848.

Radetzky und sein Heer,

nach der Schlacht bei Volta,

am 26. Juli 1848.

(Im Nachhange zu der in der „Carinthia" Nr. 13, S. 52, mitgetheilten Notiz: „Ein Abend nach der Schlacht," eingesendet von V. Maroušchnig.)

1.

Der Abend bringt den Sturm der Schlacht zum Schweigen.
Schon sind verstummt die Donner der Geschütze,
Und Kühlung athmen ein die eh'rnen Schlünde.
Die Kämpfer noch durchgluht des Tages Hitze,
Denn er war lang' — und ist so spät im Reigen,
Weil Oest'reich's Josua rief: Sta sol! verkünde
Der Welt, ich überwinde.
Doch — blickt auf's Schlachtfeld noch so hold die Sonne,
Und schickt den Siegern schöne Abendgrüße,
Sie sendet Sterbenden auch Abschiedsküsse,
Und zeigt den theuren Sieg als — Dornenkrone!
Das ganze Heer verstimmen Schmerzgefühle —
Die Abendfeier ist — wehmuthvolle Stille!

2.

Warum? In schrecklich ist der Kampf gewesen,
In blutig ist des Tages Abendröthe,
Als daß sie nicht der Krieger Blick' umflorte;
In nah' ist vieler Tapfern letzte Stätte,
In viel der Wunden, nimmer zu genesen!
Welch' Schmerzgefühl den Feldherrn selbst durchbohrte,
Dafür gibt's keine Worte!
Er hört die bangen Schläge all' der Herzen,
Die klnken ob der Braven, die gefallen,
Und sinnen: „Gleiches Loos vielleicht uns Allen!"
Doch Er — der Waffen Herr und Herr der Schmerzen —
Er winkt (wo's fehlt, das sieht sein Blick, der scharfe),
Und jedes Herz wird eine Aeolsharfe.

3.

Denn plötzlich tönt — ein Echo höh'rer Sphären —
Dem Heer zu Ohr' und Herzen: „Gott erhalte" —
Und Weh' und Schmerz verhallt in jeder Seele. —
O daß ein Rafael die Verklärung malte!
Der trübste Blick thau't auf in Wonnezähren,
In jedem Aug' erglänzt in heil'rer Helle
Des Muth's, der Tröstung Quelle;
Ein solcher Zauber waltet in den Tönen!
Das Kriegsheer blickt nach Oben, knie't und betet,
Und während frisch sein Blut die Erde röthet,
Hat's für das Vaterland noch Freudenthränen!
Das sind die Krieger Oest'reich's, die verkannten,
Werth Jeder eines Ordens in Brillanten.

4.

Ein Orden ist's, was der Moment geschaffen,
Und dessen Kron' und Perl' des Feldherrn Zähre,
Von ihm geweint in der erhab'nen Scene:
Sie floß dem Kaiser und dem Volk' zur Ehre,
Und Gott zum Preis', der segnet Oest'reich's Waffen;
Und zeigt euch nicht der Spiegel dieser Thräne
Das Heer in schönster Schöne? —
Ein neues: In hoc signo vinces leuchtet
Ihm vor; und „Gott erhalte" wird zum Psalme
Des Sieg's; dem Sieg entsprießt die Friedenspalme,
Mit Thränenthau von Freud' und Dank besenchtet.
Ihr Allerweltbekrittler, Zweifler, Frager,
Seh't, so ist Oest'reich in Radetzky's Lager *).

*) „Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen,
Und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n." —
Dieser Ausspruch des Dichters hat sich auch da bewährt, daß Grillparzer wegen seiner Worte an Radetzky: „In deinem Lager ist Oesterreich" scharf censurirt worden ist, gleich als wenn's in Zeiten aller denkbaren, somit wohl auch der poetischen Freiheit, einem Vogel nicht erlaubt wäre zu singen, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Sonderbar! Man hält auf Dichter und Poesien heutzutage weniger, als man je darauf gehalten; thut aber ein Poet ein Sprüchlein, — sogleich sind auch Wespen da, die es der Mühe werth finden, daran zu nagen. Doch der Sänger Radetzky's wird sich darüber wohl haben trösten können, zumal es die schlechtesten Früchte nicht sind, wo die Insekten anbeißen. Und der Feldherr? Nun, der wird wahrscheinlich nach Huldigungen wie nach Verunglimpfungen von Dichtern und Kritikern so wenig fragen, wie — beiläufig gesagt — der Mond darnach, ob ein Seladon ihn anlepert, oder ein Philax anbellt. — Rücksichtlich Oesterreich's in Radetzky's Lager dürfte aber die Ansicht gar so verdammt ketzerisch nicht seyn: daß es vielleicht jetzt kein Oesterreich — sondern davon nur „Trümmer„ gäbe, wäre es nicht im Lager gewesen — (nunmehr repräsentirt es bekanntlich der Reichs-

tag). — Sey nun dem aber schon wie ihm wolle, ein Musterstaat ist's einmal dieß Oesterreich im Lager, so daß — wenn man so sagen darf — Oesterreich außer'm Lager — lernen soll von ihm. O so lernet denn, Völker des schönen, weiten Oesterreichs alle, deren Repräsentanten im Felde auf Harmonie, im besten Sinne des Wortes, so viel halten, lernet einig seyn vom Heere! — Männer aller Farben, lasset es gelten, daß das alte kaiserliche Schwarzgelb, dem der Herr der Heerschaaren so viele rühmliche Siege verliehen hat, keine Teufelei ist, die zu verachten wäre; lasset aber auch ihr sieggekrönten Schwarz-Gelben anderen Farben ihre Geltung, und schließet euch namentlich von den Deutschen nicht ab, da ja euer Doppelaar schon vom Haus' aus deutsch ist und mit dem deutschen Reichsadler schier eine und dieselbe Person. Und schließlich ihr theuren, edlen Slaven! Lasset das Tricolor, woran sich in neuester Zeit so schöne und gute Hoffnungen knüpfen, lasset Schwarz-Roth-Gold in dem Regenbogen euerer Farben mitschimmern — gehet mit den Deutschen einen ewigen Bund ein, es wird euer Schade nicht seyn. Sey es, daß zu Frankfurt in der Paulskirche von Vielem die Linke nichts wissen will, was die Rechte thut; — sey es auch, daß bisher der Sport immerhin nicht sinnlos war: deutsche Einheit und Einigkeit gehöre dem Bereiche dessen an, „was sich nie und nirgends hat begeben" — sey's, sag ich; das mag denn aber doch auch Jeder sagen, und denken und glauben: Daß die Idee von einem einigen Deutschland — da man jetzt wohl näher d'ran ist, als man's je gewesen — endlich zur Wirklichkeit werde. Hoffentlich wird der Herr, der den Geist der Neuzeit über die Völker ausgegossen, die Aergernisse, die da kommen müssen, aus dem Wege räumen, und den Versuchungen, die uns läutern, einen guten Ausgang geben. Fiat, fiat!!

Anm. d. Einsend.

Humoristische Vorlesung

von

Heinrich Schwartz

(Schluß)

Die Nationalgarde ist ein Institut für Ordnung und Sicherheit. Nun aber, gesetzt den Fall, es schießt mir mein Hintermann beim Exerciren den Hut vom Kopfe, so frage ich, geschieht dieß wegen der Ordnung oder wegen der Sicherheit?

Jeder Hut has das Recht zu fordern, daß man in seiner Gegenwart behutsam sey. — —

Die für die Menschheit so wichtige, obstetricalpolizeiämtliche Frage, in Betreff unserer Herkunft, woher man komme, ob und wie man geboren wurde, ob hoch-, nieder-, wohl- oder gar nicht geboren wurde, wird heutzutage nicht mehr beachtet.

Es ist, schanderhafter Weise, dahin gekommen, daß man mit Leuten, die beinahe gar nicht geboren wurden, in Reih' und Glied stehen, und sich an sie — o Himmel — fest anschließen muß! — Eine haarsträubende Geschichte für Jeden, dem aus Gram darüber die Haare nicht ausgegangen sind.

Das privilegirte Kasten-, alias Menagerie-System, wo die Menschheit nach Rangfächern eingetheilt, in kasten-, kisten- und verschlagsmäßiger Absonderung sich des Lebens erfreute, wo in etagenmäßiger Abstufung jedem Stande, jeder Diätenklasse eine eigene Hühnersteige zugewiesen war, ist über Einschreiten des Anti-Thierquälerei-Vereines abgeschafft worden.

Als Natur den Granit bildete, schichtete sie die einzelnen Bestandtheile: Quarz, Glimmer und Feldspath, nicht übereinander, sondern mengte sie gewaltig durcheinander, zu einer innigen compakten Masse, zu einem Urgestein, dem die Gewalt von Jahrtausenden nichts anzuhaben vermag.

Will ein Volk fest und stark werden, so dürfen gleichfalls die Bestandtheile, der schimmernde Glimmer: Adel, der feste Quarz: Bürger, und der Feldspath: Bauer, nicht in geschiedenen Schichten übereinander lagern, sie müssen tüchtig untereinander gerührt werden, sie müssen gegenseitig in einander wachsen, um einen Granitfels von physischer und moralischer Volkskraft zu bilden, den kein Sturm der Ereignisse zu erschüttern vermöge, an dem jeder anprallende Feindesschädel sich die blutige Antwort hole: Unüberwindlich! —

Die Zeiten, wo Länder und Personen erobert werden konnten, sind zu Ende, kund und zu wissen allen Frauenzimmern, die sich noch heutzutage beimessen sollten, auf Eroberungen auszugehen. Solche Unternehmungen sind, besonders für die Alten, ganz außer der Zeit. —

Durch die allgemeine politische Freiheit erhielt auch die Freiheit im Lieben einen schöneren, weiteren Wirkungskreis. Man muß auch in der Liebe liberal seyn, und dem Fortschritt huldigen. Man muß lieben auf der breitesten Basis der Volksvertretung, also auch mit Zuziehung des Bauernstandes! —

O große, schöne Zeit der gegenseitigen Verbrüderung und Verschwisterung, der allgemeinen Volks-Verknotigung! — O schöne, Alles umfassende, sich selbst aufopfernde Menschenliebe!

Die Welt wird in Kürze aus nichts anderem bestehen, als aus lauter Busenfreunden und Busenfreundinen! —

Eine Errungenschaft haben die Frauenzimmer mit Applaus begrüßt: das freie Assoziationsrecht. In

jedem Stadtviertel können ſich nun großartige Kaffehſchweſtern-Vereine frei conſtituiren, und, im Geiſte der Zeit, öffentliche Sitzungen halten.

Da die Frauenzimmer ohnedies Alles, was ſie erfahren, unwiderſtehlich unter die Leute bringen müſſen, ſo iſt dieſe Verlautbarung einfacher und ſchneller erreicht, wenn die ganze Stadt gleich bei den Verhandlungen zugegen iſt.

An parlamentariſcher Beredſamkeit dürfte es den Rednerinen, mit Rückſicht auf die groſe Praxis, nicht fehlen, nur dürfte es der Frau Vorſitzenden oft eben ſo ſchwer fallen, eine geſchnatterloſe Stille zu erzielen, als es dem ſchnellſten Stenographen der Welt gelingen würde, das durcheinanderliche Wortgeſchwurbel getreu zu Papier zu bringen.

Das Schwierigſte bei ſolchen Parlamenten wäre die Wahl der Alters-Präſidentin. Jede weiſet die Ehrerbietung, die dem Alter gezollt wird, beſcheiden zurück.

Wenn dem ſchönen Geſchlechte das Petitionsrecht zuſtünde, würden ſie etwa Folgendes zur Sprache bringen:

Aufhebung des Cölibates.
Kaffehzoll- und Zuckerfrage.
Unterſtützung der Seiden-, Shawl- und Watta-Fabriken.
Heirathspflicht für alle Männer von 18 bis 50 Jahren, bei guter Qualifikation auch darüber. —
Schwurgericht, zur Beſtrafung falſcher Männerſchwüre. —
Einführung eines neuen Pantoffelgeſetzes. —
Freies Schaltungsrecht mit des Mannes Brieftaſche. —
Enthebung der Ehemänner vom Nachtpatrouilliren. — ꝛc. ꝛc. ꝛc. — —

Die Welt erſcheint jetzt in einem neuen, für einen Menſchenforſcher ſehr günſtigen Lichte.

Das Sonnenlicht der Freiheit läßt den Brillantſchmuck eines edlen makelloſen Charakters in noch blendenderem, ſchönerem Glanze erſcheinen; eben ſo werden aber auch die Schmierflecke einer ſchmuzigen Geſinnung ſichtbarer, deutlicher.

Heutzutage kann man das lichte Silber der wahren Freimüthigkeit, von dem mausgrauen Pakfong-Liberalismus egoiſtiſcher Filiſterſeelen ſehr leicht unterſcheiden.

Jetzt zeigt es ſich klar, wer es werth iſt, wer nicht, daß ihn die Sonne der Freiheit beſcheint. Die Menſchen ſind durchſichtiger geworden.

Manche Geſichter nehmen ſich in der Nähe, manche entfernt beſſer aus. Garſtige Geſichter betrachtet man am liebſten in einer gewiſſen Entfernung.

Es iſt nicht ſchön, wenn man garſtig iſt.

Manche Geſichter gewinnen, manche verlieren bei guter Beleuchtung.

Der wahren Schönheit ſchadet kein grelles Licht, ſie tritt, je ſtärker das Licht, um ſo ſiegender hervor. Eben ſo geht es der wahren Garſtigkeit, ſie verliert nicht nur nichts bei guter Beleuchtung, im Gegentheil man nimmt ſie viel deutlicher aus.

Schönheit vergeht — Häßlichkeit beſteht; dies ſey unſer Troſt.

Ein ſogenanntes „ſchiches G'ſicht“ iſt das Einzige auf Erden, was uns nicht genommen werden kann.

Die echtfärbigſte Geſinnung kann mit der Zeit abſchießen; der Tugendmantel kann uns zu kurz werden, oder einen Riß bekommen; unſere Kapitalien können ſich auf die Füße machen; kurz Alles: Freund, Geliebte, Hund und Katze kann uns verlaſſen; — nur die angeborne, angeſtammte oder auch aquirirte echte, wirkliche Geſichts-Abſcheulichkeit bleibt uns ewig treu, ſie läßt nicht nur nicht nach, nein, ſie nimmt täglich, je älter man wird, bis in's Wabenhafte zu, ſo lange, bis es mit uns ſelbſt zu iſt.

Artet das Uebel der Garſtigkeit gar zu ſehr aus, ſo wird es ſelbſt lebensgefährlich, und der arme Leidende geht d'rauf.

Von einem ſolchen unglücklichen Opfer heißt es dann: „Er oder ſie iſt an unerträglicher Garſtigkeit geſtorben!“ — Turpitudine insupportabili laborans obiit! — — —

Der Tod iſt das Ende vom Liede. Jedermann, ob ſchön oder garſtig, muß der ewigen Normalvorſchrift zufolge, ſelbſt wenn es keinen Arzt auf der Welt gäbe, in's Gras beißen! Alſo um ſo mehr mit ärztlicher Hilfe! Hiedurch werde ich gemahnt, auch meinem Vortrage, der nichts weniger als unſterblich ſeyn will, ein Ende zu machen. Aus Dankbarkeit aber, daß Sie, meine verehrteſten Beiſitzer und Beiſitzerinen, ſich während meines Referirens nicht einſchlafend in den Ruheſtand begeben haben, will ich Ihnen zum Schluſſe noch einige bunte Gedanken-Bonbons verehren:

Die Göttin der Freiheit iſt ein Frauenzimmer, begnügt ſich daher nicht mit einem Anbeter, ſie hat deren eine Legion, an der Spitze die Studenten-Legion!

Die Frauenzimmer ſind beſtändig unbeſtändig wird uns die Freiheit treu bleiben?

Wird beim großen deutschen Vereinigungsfeste ein Bundsalat oder ein Salatbund aufgetischt werden?

Frauenzimmer lieben die Bescheidenheit bloß darum, weil sie gut kleidet.

Ich kenne einen Mann, der täglich mehrere Stunden auf einem Flecke schweigend sitzt, und sitzend schweigt. Warum ist er kein Deputirter?

Woher hat unsere Sternallee diesen Namen? Weil sie eine lange Zeit mit der Beleuchtung an die Sterne angewiesen war? —

Dem glorreichen Sardenkönige sind die Veroneser-Salami, die er loco Verona zu verspeisen gedachte, theuer zu stehen gekommen, worauf er bekanntlich durchgegangen ist.

Dies geschah im heißen Italien, wo das Schwitzen an der Tagesordnung ist; wir mußten aber in einem „kalten Keller" schwitzen bei einer Salami-Rechnung, die ebenfalls zum durchgehen war.

Was ist das Leben eines Beamten? — Eine staubige Wanderung durch eine öde trockene Streusandwüste, höchst selten ein erquickender Labetrunk, obschon an Kameelen kein Mangel.

Schwarz, gold, roth, sind auch die Farben eines kleinen Beamten. Schwarzer Tintenberuf, goldene Ader, blutiges Auskommen.

Wo wohnt die Bescheidenheit? — Bei'm „Bäcken." Es ist gewiß pure Bescheidenheit, die den Bäckern verbietet, mit ihren Semmeln groß zu thun.

Wer gehört zur Reaction? — Unsere Kaffeehaus-Beleuchtung, sie liebt die — Finsterniß.

Wer gehört zum bedächtigen Fortschritte? — Die Lohnkutscher von der Lend.

Wem wünschen wir ein seliges End'? — Dem Zopfthum und dem Stemwelpatent.

Notizen.

— Der Wienerwitz verläugnete sich sogar im Kampfe nicht. Die Handelslegion stand bei Villafranca im fürchterlichen Handgemenge. Da griff Schmidlechner, der aus zwei leichten Wunden blutete, nach der feindlichen Fahne, und stieß dem Träger mit dem Gewehrkolben vor die Brust. Derselbe sank zu Boden und in dem Augenblicke flohen die Feinde. Eine Viertelstunde später erschien bei Schmidlechner der Feldarzt, um ihn zu verbinden. Allein er rief lachend, und auf die feindliche Fahne, die er erobert, zeigend, dem Arzte zu: „Sö i hab schon a Pflaster, i wart schon, aber der da, der muß an klan Brustfleck hab'n, helfen's dem zuerst." — Bei Volta und Goito, woselbst die feindlichen Truppen geschlagen wurden, und der König von Sardinien um Waffenstillstand bat, war es eine Schanze, welche das Vordringen der Truppen durch Heftigkeit des Kanonenfeuers so sehr hinderte, daß der Sieg einige Zeit zweifelhaft blieb. Zweimal hatten sie die Croaten bestürmt, aber vergebens. Da rückte das Bataillon der Wiener vor, um sie abzulösen. Sie defilirten an Graf Clamm vorüber, welcher sie freundlich grüßte und fragte: Ist Euch heiß? Noch nicht, entgegnete Einer, aber mir scheint, die dort werden uns heiß machen. Da schrie ein Zweiter: Und wir machen's kalt! Als sie an Graf Clamm die Fahne vorbeitrugen, nahm er den Hut ab. Ein lautes „Vivat" tönte aus aller Mund, und mit festem Sturmschritte rückten sie vor. Zweimal wurden auch sie geworfen, und knirschend vor Wuth wollten sie einen neuen Angriff machen, als eine Kugel den geliebten Hauptmann zu Boden warf. Da erhoben sie sich mit furchtbarem Geschrei, und wie wilde Eber stürzten sie sich in das Kanonenfeuer. Plötzlich war die Fahne verschwunden, und man war einen Augenblick bestürzt. Doch Josef Reitmann, Gemeiner, erhob sie und rief dem getödteten Träger sein „B'hüt' di Gott!" zu, und wie der Blitz war er oben auf dem Walle, und schlug mit der Fahne wüthend um sich. Die Piemontesen, wie von einem panischen Schrecken getroffen, verließen die Kanonen und flohen in Verwirrung davon. Josef Reitmann, von einem Kolbenschlage schwer verwundet, sagte zu einem Kameraden: Schau, wir haben's verjagt, und ich bin doch geschlagen. G'M. Clamm, der vorbeiritt, reichte ihm die Hand und sagte: Bravo! Kamerad, du hast dich wacker gehalten, aber jetzt wirst du deine Zeit im Spitale zubringen müssen. Die Entgegnung war: „A wegen dem Bissel Kopfweh wird's a noch nicht aus seyn. Die Füß' seyn ja noch ganz gut. In Mailand werd' ich a Bissel ausrasten.

(Freisinnige.)

— Am 23. August wurde im fürstlich Schwarzenberg'schen Palais in Wien von Seite der dortigen Künstler eine Gemäldeausstellung zu Ehren des hohen Reichstages eröffnet. — Der flüchtige Anblick derselben lenkt die Aufmerksamkeit unter den historischen Gemälden auf die Leistungen von Rahl, Dobyaschofsky, Binder, und die Kartons von Kuppelwieser. Unter den Porträts ziehen, außer dem meisterhaften Bilde von Amerling, auch die Portraite von Neugebauer und Eytel an. Die Landschaft und das Thierstück ist durch den ersten Thiermaler Deutschlands, Gauermann, durch Marko, Steinfeld (Vater), Raffalt und Krichuber, das Genre-Fach durch Waldmüller, Ritter, Treml und Ruß, die Architekturmalerei durch Ernst, und die Blumenmalerei und das Stillleben durch Schuster, Neugebauer, Petter, Schäffer vertreten. — Die erste Woche ist für den allerhöchsten Hof und die Mitglieder der hohen Reichsversammlung bestimmt. — Nach drei Wochen werden die ausgestellten Gemälde durch neue ersetzt. — Es steht zu erwarten, daß die Wahl der aufgestellten Gemälde mit der Umsicht und Achtung vor sich geht, welche der Würde der Versammlung und dem Zwecke der Ausstellung entspricht, die Hebung der Kunst, als eine der wichtigsten Angelegenheiten der Nation, dem Reichstage zu empfehlen.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge I.)

№ 19. Klagenfurt, Dienstag den 5. September 1848.

An den Verfasser

des Gedichts in der Zeitschrift „Carinthia“:

„Radetzky und sein Heer.“

Du hast ein Lied aus voller Brust gesungen
Dem Feldherrn galt und seinem Heer Dein Lied —
Du hast ein Blatt zum Vorberkranz geschlungen,
Der frisch die Stirn nach heißem Kampf umzieht;
Der Ton, der rein dem Saitenspiel entklungen,
Hat nah' und fern des Hörers Herz durchglüht;
Du hast erfaßt den rechten Augenblick,
Zu mahnen an verlor'nes Völkerglück.

D'rum habe Dank! — Mag auch die Schmähsucht toben,
Die selbst das Bild der Tugend frech entstellt;
Der Dichter blickt voll Zuversicht nach oben,
Ob um ihn her auch Alles wankt und fällt;
Und Herz und Aug' und Hände sind erhoben,
Er feiert still, wie dort Gudozza's Held,
Nach Schlacht und Sturm den heil'gen Augenblick
Und opfert sich für seines Volkes Glück.

Bemerkungen

zu dem Entwurfe eines Vorschlages zur künftigen Organisation der Justizpflege in den österreichischen Staaten.

Zur vorläufigen Berathung dem Kärnth. Landtage mitgetheilt.

1. Die einzuführenden Einzelngerichte sollen nicht einen zu ausgedehnten Bezirk umfassen, um die häufigen Klagen der Partheien wegen zu weiter Entfernung des Gerichtsortes zu vermeiden. Besonders bei dem nun eingeführten summarischen Verfahren in geringfügigern Streitsachen ist es den Streittheilen und Zeugen zur Pflicht gemacht, persönlich vor Gericht zur erscheinen, es würde demnach gerade bei unbedeutenden Rechtsangelegenheiten häufig der Fall eintreten, daß sie wiederholte und bedeutende Wege machen müßten, um ihre Streitsache abzuthun, falls sie es nicht etwa vorziehen, einen Bevollmächtigten abzuordnen, wo dann der Ersatz für seine Mühewaltung mit dem Betrage des Rechtsstreites in keinem Verhältnisse steht. Auch tritt bei einem zu großen Umfange des Einzelngerichtes der Umstand ein, daß die Partheien nach Maß ihrer Entlegenheit mit bedeutenden Weggeldern bei Zustellung gerichtlicher Erledigungen beschwert werden.

2. Durch die Einführung von Einzeln- und Collegialgerichten, Aufhebung mancher bisher bestehenden privilegirten Gerichtsstände, und neuen Organisation der Justizpflege werden die Jurisdictions-Normen in vielfacher Beziehung eine Abänderung erleiden. Es wäre daher wünschenswerth, wenn auch hierüber ein Vorschlag erschiene, um beurtheilen zu können, ob derselbe mit dem Entwurfe im Einklange stehe? ob er ausführlich und bestimmt abgefaßt sey, um den Zweifeln über die Competenz der verschiedenen Gerichtsbarkeiten möglichst zu begegnen? Eine scharfe Abgrenzung der Wirksamkeit der Behörden ist künftighin um so nothwendiger, wo die politische Amtswirksamkeit von der ökonomischen und justiziellen hinsichtlich ihrer Organe streng getrennt seyn wird.

3. Dürfte ohne Besorgniß der Amtswirksamkeit des Einzelnrichters die Aufnahme executionsfähiger Vergleiche über alle Rechtsangelegenheiten nach Art der wirthschaftsämtlichen Verträge zugestanden werden, wenn die Streittheile einverständlich der Gerichtsbarkeit des Einzelngerichtes von Fall zu Fall sich unterziehen.

4. Im Entwurfe wird von Einführung des Notariates gesprochen.

Könnten die Amtshandlungen eines Notars, wozu vorzüglich die Aufnahme von Urkunden, Testamenten, Verträgen, Wechselprotesten ꝛc. gehört, nicht füglicher Weise dem Einzelnrichter und den zugetheilten Justizaktuaren zugewiesen, die dießfalls zu entrichtenden Gebühren durch eine Taxnorm geregelt, und es bei der bisherigen Gepflogenheit belassen werden? Der Einzelnrichter, dem die öffentlichen Bücher und die ganze Registratur zur Einsicht offen steht, ist wohl am ersten in der Lage, den Partheien zum Behufe des Abschlußes ihrer Rechtsgeschäfte auf dem kürzesten und billigsten Wege

die erforderlichen Daten zu liefern. Manche Aufschlüsse ist er allein nur im Stande zu ertheilen, wenn die Partheien es nicht vorziehen, weitläufige, zeitraubende und kostspielige Abschriften zu erheben, um die nothwendigen Materialien zur abfassenden Urkunde zu erlangen. Auch dürfte in manchen Bezirken eines Einzelngerichtes, wenn für jeden einer bestellt werden sollte, der Notar nicht immer hinreichende Beschäftigung haben, um nicht in die Versuchung zu gerathen, zur Verbesserung seiner Existenz zum Nachtheile der Partheien die Geschäfte zu vervielfältigen.

5. Der Einzelnrichter ist bei Streitsachen nur in den Fällen des §. 6. lit. a—g einzuschreiten berufen. Werden daher die Vorschriften der Gerichtsordnung des gesetzlich prorogirten Gerichtsstandes, insbesondere der Widerklage, der verbundenen Streitsachen, des Verbotes der Intabulation ꝛc., in Kraft bleiben?

Diese Rechtssachen, wo es sich hie und da um bedeutende Summen handelte, waren bisher ohne Beschränkung den Ortsgerichten zugewiesen, im Entwurfe wird die Amtswirksamkeit der Einzelngerichte auf die im benannten Paragraphe aufgezählten Fälle beschränkt, und doch haben die Vorschriften der Gerichtsordnung bezüglich dieß gesetzlich prorogirten Gerichtsstandes eine zu große praktische Wichtigkeit, als daß sie ohne weiters aufgehoben werden sollten.

6. Bei der gänzlichen Umstaltung der Justizbehörden ist ein neues Stempelgesetz, oder eine durchgreifende Reform der bisher bestandenen Tarnormen unumgänglich nothwendig. Das dießfalls zu erlassende Gesetz soll einerseits die willkührliche Auslegung so viel als möglich beschränken, und anderseits für die verschiedenen Amtshandlungen einen gerechtern Entgelt bieten, als es bei dem bis jetzt bestehenden Targesetze der Fall ist.

7. Wird der Einzelnrichter auch zur Eröffnung eines Concurses und insbesondere zum Verfahren bei Behandlung der Gläubiger befugt seyn; werden ihm vielleicht auch die Untersuchungen der Gefälls-Uebertretungen, wo die Cameral-Bezirks-Verwaltung nicht unmittelbar einschreiten kann, zugewiesen seyn?

Die sonstigen Bestimmungen des Entwurfes, welchen das Ministerium dem kärntnerischen Landtage zur Berathung mitgetheilt hat, entsprechen völlig den Anforderungen einer geordneten Justizpflege, und derselbe wäre den übrigen Vorschlägen, welche zur Organisation der Justizbehörden bisher mir zu Gesicht kamen, auch noch aus dem Grunde vorzuziehen, weil derselbe den Einzelngerichten (denen man wohl den Namen Friedensgerichte geben könnte) einen größern Wirkungskreis zusichert. Ueberhaupt sollte man hier den Grundsatz zur Richtschnur nehmen, den Wirkungskreis der Einzelngerichte lieber auszudehnen, als zu beschränken, denselben eher Amtshandlungen zuweisen, die man für die Collegialgerichte bestimmt hat, als ihnen solche zu entziehen, und damit die Collegialgerichte zu beladen. Wollte man den Einzelnrichtern nur wenige und geringfügige Rechtsangelegenheiten zur Competenz belassen, so müßten sich die Geschäfte für die Collegialgerichte zu sehr vermehren, die Bewohner der entferntsten Orte würden genöthigt seyn, weite, beschwerliche Reisen zu unternehmen, oder am Orte des Spruchgerichtes kostspielige Vertreter aufzustellen, und es würde der eigentliche Zweck der Gesetzgebung, allen Bürgern eine bequeme und billige Rechtspflege zu gewähren, wieder nicht erreicht werden. Die Bedenken, die man allenfalls in die Fähigkeiten des Einzelurichters setzen zu können glaubt, werden durch die Betrachtung beheben, daß ein Rechtsstreit über 100 fl. eben so verwickelt sich gestalten, und die nämliche wissenschaftliche und praktische Bildung erfordern kann, als ein Prozeß über mehrere Tausende. Auch wird die Gesetzgebung, und die mit der Besetzung von Dienstplätzen vertraute Behörde zum Wohle der Staatsbürger nicht unterlassen, sich von Bewerbern um Richterstellen strenge Beweise ihrer Fähigkeiten geben zu lassen. R. B.

Aus dem Privatschreiben eines Korporals vom vaterländ. Regimente Prohaska an seine Eltern in Steiermark.

Mailand am 11. August 1848.

Liebste Eltern!

Am 22. Juli in der Nacht um 11 Uhr marschirten wir aus dem Lager eine Stunde außer Verona ab, und näherten uns dem Feinde. Es regnete so stark, daß wir, durch und durch naß, bis über die Kniee im Koth und Wasser standen, und durch Feldwege langsam unsern Marsch fortsetzten, bis wir den andern Tag vor Somacampagna ankamen, wo sie uns mit Kanonen guten Morgen wünschten; wir antworteten ihnen deßgleichen, und nach einem dreistündigen Bombardement stürmten wir sie mit den Bajonnetten aus dem Dorfe hinaus, wo wir einige Gefangene machten. Wir setzten ihnen nach über die Hügel, und kamen am 24. nach Valleggio, ließen den Feind in Villafranca, wo er sich festhalten wollte, zurück. Am 25. Vormittags rückte der Feind mit großer Macht an, und wollte uns aus den Hügeln und von Valleggio vertreiben; das Gefecht wurde stark, der Feind drängte unsere rückwärtigen Truppen und behauptete einige Hü-

gel, dann rückte unsere Brigade vor; wir stürmten ihn zurück und steckten alle Häuser in Brand, wo er sich festhalten wollte. Ich habe auf keinem Acker so viele Garben gesehen, als wie dort todte und verwundete Soldaten; viel mehr vom Feinde, wie von uns. Ich bekam drei Schüsse — einen durch den Czako, einen durch die Eßschale in dem Tornister und einen durch Mantel und Tornister durch — aber keiner schadete mir etwas. Bei Goito, wo der Feind stark verschanzt war, dauerte das Getümmel Tag und Nacht, eine Stunde weit herum wurde Alles in Brand gesteckt, durch öfteres Stürmen wurde er endlich vertrieben. Das Blut floß schon über die Gassen; viele Hunderte haben dabei ihren Tod gefunden. Da verloren die Feindlichen ihren Muth und wir jagten sie in die Flucht. Wir setzten ihnen nach, und erst am 30. erlangten wir sie wieder, zwei Stunden vor Cremona. Wir grüßten sie freundlich mit Kanonen, und nahmen ihnen eine Kanone und mehrere mit Lebensmittel beladene Wagen weg. Den andern Morgen rückten wir vor Cremona — der Feind war aber schon in der Nacht abgezogen; wir verfolgten ihn, und drei Stunden außer Lodi erreichten wir ihn wieder. Das Gefecht ging wieder an, aber er mußte zurückweichen; es wurde Nacht, und wir lagerten anderthalb Stunden außer der Stadt Lodi. Den andern Morgen, als wir einrückten, war vom Feinde nichts mehr zu sehen. Wir kamen am 3. August zwei Stunden vor Mailand, wo eine förmliche Schlacht anfing. Den ersten Tag verlor das Regiment Prohaska viele Leute — das Kämpfen dauerte zwei Tage und zwei Nächte. Alle Güter und Meierhöfe brannten um die Stadt. Am 5. wurde es still, der Feind verließ die Stadt und die Einwohner ergaben sich, weil sie wohl einsahen, daß sonst ein Schutthaufen aus der so schönen Stadt Mailand werden würde. Wir steckten grüne Zweige auf und marschirten über Stock und Stein und Todte mit klingender Musik in die Stadt, und lagerten uns auf den Schanzen, wo wir uns noch heut befinden; die übrigen Truppen verfolgen den Feind bis an die Grenzen. Wir kommen bald in eine Kaserne, welche erst zubereitet wird; es wird eine Wohlthat für uns seyn, wieder einmal in einem Bette zu schlafen, da wir schon seit dem 18. März immer auf der Erde und Steinen, bei Regen, oft auf Aeckern im Koth uns lagern mußten; wer es nicht versucht hat, der kann es nicht glauben, was ein Soldat im Kriege leiden und ertragen muß. Seligkeit den so vielen Hunderten und Tausenden, welche ihren Tod gefunden! Heil den Verwundeten! Glückliche Tage den noch Lebenden; — denn im Frühjahr war jeder Zug über 80 Mann, wo jetzt kaum 20 mehr sind. Unser Feind, der König Karl Albert, ist mit 60,000 Mann hergekommen, und mit 45,000 Mann, nach seiner eigenen Angabe, abgezogen; also hat er 15,000 verloren. Der Verlust von uns ist mir nicht genau bekannt. Die Stifter der Revolution haben sich alle aus Mailand nach Piemont geflüchtet, und die Stadtbewohner müssen alle Waffen abgeben; es ist unerhört, wie viele Gewehre und andere Geschütze vom Civil schon haufenweise beisammen liegen. In der Stadt war alles Pflaster auf den Gassen aufgegraben, und in die Zimmer und auf die Dächer Steine getragen, um sie auf uns zu werfen, was Alles umsonst war.

Die Frankfurter Versammlung über Kirche und Staat.

Die Grazer Zeitung vom 30. Aug. bringt mit der Chiffer (W. I.) unter obiger Ueberschrift Folgendes:

„Unsere Reichsversammlungen sind zwar keine Versammlungen von Königen, wie sie Horaz im Auge hat, wenn er sagt: Quidquid delirant reges — plectuntur Achivi. Aber als eine Art Fluch scheint es noch aus jenen Zeiten auf ihnen zu ruhen, daß manche Mitglieder, vom Geiste der Verwirrung fortgerissen, Dinge in Antrag stellen, die mit der Umsicht und Ueberlegung einer gesetzgebenden Versammlung sich nicht vereinbaren lassen. Gebe der Himmel, daß die Völker der Gegenwart, nicht wie die armen Achiver, die Folgen schwer büßen müssen. Dieser Gedanke ergriff uns, als wir die Verhandlungen über Artikel III der Grundrechte des deutschen Volkes lasen.“

„Nebst vielen trefflichen und zeitgemäßen erfuhren wir auch ganz wunderliche Dinge. Mehrere Redner, darunter ein gefeierter Mann Deutschlands, sprachen die Ueberzeugung aus, die Kirche müsse ganz fallen, Andere dagegen verlangen: eine vollständige Trennung der Kirche vom Staate, damit erstere als selbstständige Macht endlich einmal in ihrem ganzen Glanze sich zeigen könne. Wir glauben, die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte und wundern uns nur, wie eine so klare Sache so verschieden aufgefaßt werden kann. Wir huldigen auch dem Principe der Freiheit, und fordern einen angemessenen Theil davon auch für die Kirche, jedoch nicht für die Vorsteher allein, sondern für jedes Mitglied derselben; aber dessenungeachtet können wir uns einerseits ein gänzliches Verschwinden der Kirche nicht denken, andererseits sind wir auch nicht im Stande, uns mit den Freunden einer vollständigen Trennung der Kirche vom Staate ein anschauliches Bild davon zu entwerfen; ja, wir müssen sie geradezu als unmög-

lich, und wenn ſie auf unnatürliche Weiſe zu Stande kommt, mit manchen ausgezeichneten Rednern der Fränkfurter Verſammlung als verderblich bezeichnen. Zwei Inſtitute, die, weil denſelben Zweck anſtrebend, zur innigſten Verbindung befähigt und geſchaffen ſind, können ohne Nachtheil ſich nicht trennen und feindlich gegenüberſtehen, denn was ſich trennen will, das liebt ſich nicht. Wir können daher dieſe, alles Maß überſchreitenden Beſtrebungen, hervorgegangen aus dem unlautern Begehren nach Willkühr und Herrſchaft, mögen ſie von was immer für einer Seite kommen, nur auf das tiefſte beklagen, und da es ſich um die Herbeiführung von Zuſtänden handelt, die nie da geweſen, um Veränderungen der koloſſalſten Art, an die Niemand gewohnt iſt, ſo ſind wir im Voraus überzeugt, daß, würde dieſem Begehren Rechnung getragen, der dadurch aufgeſtellte Grundſatz mit all' ſeinen Folgerungen namenloſe Verwirrung herbeiführen würde, und daß ſelbſt die verblendeten Verfechter ſolcher Theorien leider zu ſpät es fühlen würden, wie weit die Wirklichkeit hinter ihren Erwartungen zurückgeblieben iſt."

„Wir geben uns jedoch noch einer beſſeren Hoffnung hin, weil doch eine bedeutende Anzahl die Zeit und ihre Bedürfniſſe richtig erfaßt, weil wir von dem geſunden Sinne des freien deutſchen Volkes erwarten, es werde keine überſtürzten und unnatürlichen Zuſtände ſich aufbürden laſſen, weil wir endlich zu feſt an das Walten einer höheren Macht glauben, die, gleich Waſſerbächen, die Herzen der Könige, alſo auch der Geſetzgeber leitet."

Jagdrecht.

Die allgemein als ſehr liberal anerkannten „Sonntagsblätter" von Dr. A. Frankl enthalten in ihrem Abendblatte vom 28. Auguſt Folgendes: „Daß über das beliebte Jagdrecht irgend ein Geſetz, das ſelbes im Allgemeinen regelt, erfließen müſſe, darüber ſind die meiſten Stimmen einig; es dürfte ſogar wünſchenswerth ſeyn, über deſſen Zuſtändigkeit eine neue Verfügung zu treffen. Als Hoheitsrecht gründet es ſich auf einen ſehr mißliebig gewordenen Titel, als Servitut ſoll es gegen die Freiheit von Grund und Boden verſtoßen. Dieſe Bedenken entſcheiden aber noch keineswegs die Frage, wem es zuzuweiſen ſey. Von der vollen Freiheit des Bodens ausgehend, müßte man es allenthalben deſſen Beſitzern zuſprechen; aber abgeſehen davon, daß bei conſequenter Durchführung der ſich daraus ergebenden Analogie auch das Recht, auf fremdem Grund und Boden nach Mineralien zu graben, abgeſchafft werden müßte, was aus überwiegenden Rückſichten nie geſchehen könnte, ſo würde ein ſolcher Ausſpruch nur eine Begünſtigung der großen Grund- und vorzüglich der Waldbeſitzer ſeyn, indem er den kleineren lediglich ein unpraktiſches Recht zuwieſe. Auch würde, wenn jeder Grundbeſitzer auf ſeinem Terrain das Wild abpaſſen wollte, ſehr viele Zeit und Kraft (bisher Nationalgüter) verloren gehen und ſogenannte todte Arbeit entſtehen. Der letztere Uebelſtand würde auch eintreten, wenn jeder in einer Gemeinde Begüterte in ſeiner das Jagdrecht beſäße; dieſe noble Paſſion würde der Landwirthſchaft viele tüchtige Hände entziehen, und die Verarmung mancher Beſitzer vorbereiten. Wie ſtünde es ferner in beiden Fällen mit dem Erſatze des Wildſchadens und mit den nöthigen größeren Jagden gegen Raubthiere? Will man endlich das Jagdrecht jeder Gemeinde als Körperſchaft innerhalb ihrer Bezirksgrenzen zuweiſen, ſo beſtehe wie bis nun ein Hoheits- oder Servitutsrecht. Die Form deſſelben wäre allerdings etwas milder, aber wenn die vorausgehende Expropriation entgeltlos ſtattfände, würde dieſer Vortheil vielfach durch die damit verbundene Rechtsverletzung aufgehoben. Wo das Jagdrecht Beſtandtheil eines Gutes iſt, iſt es in deſſen Schätzung enthalten, und wurde alſo zugleich mit ſelbem ſeit Jahrhunderten auf Grundlage giltiger Titel erworben; noch einleuchtender iſt der Fall, wo das Jagdrecht als eine eigene Entität in der Landtafel erſcheint, was ziemlich oft vorkömmt. Wenn ein ſolches Jagdrecht entgeltlos geſtrichen würde, ſo würde dadurch nicht nur deſſen Eigenthümer, der es oft erſt in jüngſter Zeit um mehrere tauſend Gulden erkaufte, ſondern auch die darauf intabulirten Gläubiger geradezu beraubt, und das Vertrauen auf die öffentlichen Bücher, das die bisherige Geſetzgebung um jeden Preis zu erwecken bemüht war, würde auf das Ungerechteſte mißbraucht. Da ſomit die Rechtsfragen über die Zuſtändigkeit des Jagdrechtes, ſo wie die weitere über deſſen künftige Zuweiſung noch keineswegs gelöſet ſind, ſo ſcheint es mindeſtens höchſt voreilig, daß der proviſoriſche Landtag in Kärnten vom Miniſterium dringend ein proviſoriſches Geſetz verlangte, wodurch das Jagdrecht den bisherigen Eigenthümern abgenommen und den Gemeinden überantwortet werden ſolle. Ja, dieſe Eile in einer für den Augenblick unwichtigen Angelegenheit beirrt nur den gegenwärtigen Beſitzſtand und kann zu Gewaltthätigkeiten Anlaß geben; jedenfalls erſcheint ſie faſt lächerlich, wenn man bedenkt, wie viele dringende und höchſt bedeutende Fragen der Conſtituirung und der Geſetzgebung gegenwärtig zur Erledigung vorliegen. Es ſcheint ſich darin lediglich ein übler Wille gegen das Junkerthum, oder die Sucht, ſich als liberal zu zeigen, Luft gemacht zu haben."

Verantwortlicher Redakteur: E. M. Mayer. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge I.)

№ 20. Klagenfurt, Sonnabend den 9. September 1848.

Der Traum des letzten Dogen von Venedig.

Einst war das Meer als ewig junge Braut
Dem Dogen von Venedig angetraut,
Der luftberauscht sich ihrem Dienst ergab
Und seinen Ring warf in die Fluth hinab.

Der Thorus war des Bucantaurus Pracht,
Da ward durchschwelgt die erste Hochzeitsnacht;
Doch lange blieb die Falsche seinem hold
Und Glück und Ruh sank mit dem Reif von Gold.

Der Leu, den man auf ihrem Schild gewahrt,
Gehöret doch nur zu der Katzenart,
Und auf dem Markt, wo stand sein ehern Bild,
Sein Rachen sich mit Menschenopfern füllt. *)

Und ein Jahrhundert nach dem andern floh,
Kein Doge ward bei ihr des Lebens froh;
Da sprach der Herr: Bis hieher, weiter nicht!
Und ließ ob ihr ergeh'n sein Strafgericht.

Als Rächer ward gesandt des Schicksals Mann,
Der ihr gar bald die Herrschaft abgewann,
Die Krone und den Zepter ihr zerbrach
Und ihren Ruhm verdunkelt durch die Schmach. **)

Und wie ihr auch die Wogenbrust noch schwoll,
Sich sehnend nach der Liebe gold'nem Zoll:
Sie übte doch Verrath am Bräutigam,
Der freudig sie in seine Arme nahm.

Nur dann erst wird gesühnt des Schicksals Fluch
Und ganz erfüllt sein räthselhafter Spruch,
Bis Einer noch an ihr sein Müthchen kühlt
Und, so wie sie, mit Glück und Ruhe spielt.

Noch falscher muß er als sie selber seyn
Und härter noch als jenes Felsgestein,
An dem sich selbst die Meeresbrandung bricht,
Und schonungslos gleichwie der Zehn Gericht.

*) Der berüchtigte Löwe von St. Markus mit der Inschrift: Heimliche Angaben.
**) Napoleon Buonaparte.

Ein Ritter muß er seyn nach neu'ster Art,
Nicht ohne Furcht und Tadel wie Bayard,
Doch ohne Herz und Adel ganz gewiß
Und überreif für's tiefste Burgverließ. *)

Doch sieh! da naht der Retter in Gefahr,
Denn über ihr schwebt Oest'reichs Doppelaar,
Und dieses soll, gilt's eine Braut zu frei'n,
Doch glücklicher zum zweiten Male seyn! **)

*) Der Sardenkönig.
**) Nach der bekannten Devise: Felix Austria nube.

Es werden Zeichen am Himmel geschehen.

Noch vor kurzer Zeit sagte mir ein Freund: „Du wirst sehen, der Reichstag wird keine Entschädigung für die Aufhebung der Urbarialasten anerkennen wollen, denn er besteht zum größten Theile aus Verpflichteten, von denen Viele durch exaltirte Köpfe leicht irregeführt gern dem Eigennutze huldigend das innere Rechtsgefühl unterdrücken und den Behauptungen der Umsturzpartei Glauben schenken dürften, daß den Herrschaften kein Recht auf Entschädigung gebühre. Ich besitze selbst eine laudemialmäßige und mit einer Dominical-Natural-Abgabe behaftete Realität, mir bringt es alle einen Vortheil, wenn ich keine Ablösung zu zahlen habe, aber mein Gewissen sträubt sich dagegen. Ich mag nicht mit einem belasteten Gewissen in das Jenseits gehen, meine Kinder würden mit dieser Erbschaft kein Glück haben, ich bin daher daran mit meiner Grundherrschaft einen Ablösungsvertrag zu errichten; sie wird billig und ich will gerecht seyn. Bestünde kein Urbariale, so hätte ich meine Realität ja um so viel theurer bezahlen müssen, ich verliere also nichts und habe den Gewinn, daß ich mir Gottes Segen bewahre, und ihn an meine Kinder hoffentlich vererbe."

So ſprach vor Kurzem mein biederer Freund, dem ich — der ich weder ein Verpflichteter noch ein Berechtigter bin — noch erwiderte: Ich erwarte einen ſolchen Ausſpruch vom Reichstage um ſo weniger, weil er zum größern Theile aus Verpflichteten, wenn auch ohne genaue Rechtskenntniß doch vom geſunden Rechts- und Ehrgefühle, beſteht, es ſomit doppelt ſchändlich wäre, dem nicht gehörig vertretenem Gegentheile in Benützung dieſes Umſtandes ein Recht auf billige Entſchädigung abzuſprechen, das ihm vor Gott und der Welt gebührt; für ein Recht, das nun urplötzlich ohne rechtlichen Urſprung ſeyn ſoll, weil man durch Aufſtellung von falſchen Theorien und durch Behauptung von Thatſachen aus der älteſten Zeit, die theils durch die Geſchichte widerlegt, theils durch ſie nicht bewieſen werden können, ſich abmüht, aus weiß ſchwarz zu machen, und weil es beliebt zu erklären, daß ein über jede Verjährung reichender Beſitzſtand gar kein Beſitz ſey. Sollte auch wirklich mit Verhöhnung alles Rechtes, was kaum zu glauben iſt — der Reichstag für die Nichtentſchädigung der Herrſchaften ſich ausſprechen, ſo können die Miniſter, die für Recht und Geſetz beeidet ſind, was leider bei den Deputirten nicht der Fall iſt, einen ſolchen Antrag dem religiöſen und das Recht liebenden Kaiſer nicht zur Beſtätigung vorlegen, und der Regent, deſſen hoher Beruf und Pflicht es iſt, Unrecht abzuwenden, kann einem ſolchen Vorſchlage unmöglich die Sanktion geben. Was würde Europa, was die künftige Geſchichte von einem ſolchen Reichstage, von ſolchen Miniſtern, von einer ſolchen kaiſerlichen Verfügung ſagen?

Die neueſten zuverläßigen Nachrichten beſtätigen nun die Erfüllung meiner Vorausſicht, daß der Reichstag den Grundſatz der Entſchädigung für die Aufhebung des Obereigenthums anerkannt habe. Sie beſtätigen aber auch leider, daß die Anſicht meines Freundes nicht ſo ganz grundlos war; denn wir erfahren, daß wirklich viele Stimmen gegen dieſen Grundſatz waren.

Wir können dieſe Erſcheinung nur wahrhaft beklagen; ſie iſt ein wahrhaft trauriges Zeichen der Zeit, und ein höchſt böſes Omen der Zukunft; denn ein Angriff auf den Beſitz führt ganz leicht zum Umſturze des Beſitzes überhaupt. Den Beſitzſtand über den Haufen werfen, heißt die Grundlage aller ſtaatlichen Ordnung, ſey es Monarchie, ſey es Republik, niederreißen.

Wird der Beſitz beim Obereigenthümer als eine bloße Chimäre erklärt, ſo kann er ja auch beim Nutzeigenthümer ſo getauft werden; denn Prudhon nannte ja in der franzöſiſchen Kammer das Eigenthum überhaupt einen Diebſtahl, und die Worte eines bekannten Revolutionsmannes: „Setzt Schranken der Tyrannei, die den Beſitz über Beſitzloſigkeit ausübt,“ werden in der Maſſe der Beſitzloſen nicht ohne Wirkung ſeyn. Wenn der Beſitz ſo ausgeglichen wird, daß es keine Beſitzloſigkeit mehr gibt, dann iſt wahre Gleichheit im Sinne der Parthei vorhanden, welche das oberſte zu unterſt und das unterſte zu oberſt gekehrt haben will. Der Zuſtand der Knechte und Mägde muß nach Anſicht dieſer Parthei ein Verhältniß der Sclaverei ſeyn, und dieſe kann bei der Freiheit nicht beſtehen. Knechte und Mägde haben auch ein Recht, Verbeſſerung ihres Verhältniſſes gegen den ſclaviſchen Druck ihrer Dienſtherren zu verlangen, vor der Hand höhern Lohn, Entbindung von aller häuslichen Zucht, und die Verwechslung der bisherigen Benennung in die von Arbeiter und Arbeiterinnen.

Dieſe Umtaufung iſt eine ganz unſchuldige durch die Menſchenwürde ſogar gebotene Sache. Somit haben wir dann keine Knechte und Mägde mehr, ſondern Arbeiter und Arbeiterinnen. Kraft des freien Vereinigungsrechtes beſtimmen dann die Arbeiter und Arbeiterinnen die Bedingungen ihrer fernern Dienſtleiſtungen, ſie erkennen den bei den Franzoſen aufgetauchten Grundſatz an, daß der Arbeiter an dem Gewinne des Arbeitgebers Theil zu nehmen habe, daß er ein Geſellſchafter des letztern ſey, als Geſellſchafter wird ihm aber wohl auch ein Antheil an dem Fonde, am Grund und Boden gebühren, den zunächſt doch nur er bearbeitet, und warum ſoll er nicht auch aus der Zeit und den Umſtänden, aus der Kraftüberlegenheit — denn die Zahl der Arbeiter iſt ja noch größer, als die Zahl der Arbeitgeber, ſo viel Nutzen ziehen als er kann. Beiſpiele ſind anlockend und es gibt keine Behauptung, für die ſich nicht ein Scheingrund anführen ließe. Hören die Dienſtbothen auf Dienſtbothen zu ſeyn, ſo werden ſie als Arbeiter wohl auch das Recht zu wählen und gewählt zu werden, wie in Wien erlangen, ſie werden ſich die Stimmen wohl nur gegenſeitig geben und dann der Mehrzahl nach im Gemeinderathe, im Landrage und Reichstage ſitzen, und kaum für ihren frühern Brotgeber ſtimmen. Somit hätten wir alſo eine Theilung des Beſitzes zwiſchen dem frühern Alleinbeſitzer und dem einſtigen Knechte, ſofortigen Arbeiter und nachherigen Mitbeſitzer, und wenn es weitersfort gut geht, ſehen wir den letztern auf einige Zeit Alleinbeſitzer und den frühern oder ſeine Erben als Arbeiter, bis dieſe Geſchichte ihren Kreislauf wieder beginnt, der ſo lange unaufhaltſam ſeinen Weg machen wird, als es einer Parthei gelingt, Moral und Recht durch hohle Darſtellungen aus den Herzen der Menſchen zu vertilgen, die Begriffe zu ver-

wirren und unter der Maske der Demokratie eine Republik einzuschwärzen, wo es viele Regenten gibt, somit so ein Volksmann, der mit vollen Backen nur immer vom Volksglücke spricht, das liebe Ich aber allein im Hintergrunde hat, wohl doch hoffen kann, ein Mitkönigtein zu werden, denn das Kunststückchen, einen Besitzlosen zum Mitbesitzer wenigstens zu machen, verdient doch eine Anerkennung und Auszeichnung von Seite der einst Besitzlosen um so mehr, als der kluge Erfinder dieses Taschenspieles doch offenbar auch ein guter Mann ist, der alles nur für Andere und nichts für sich that. So ein edler, verständiger, rechtlicher Mann verdient ja eine höhere Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft, einen großen Wirkungskreis zum Wohle der Menschheit. Er ist nicht aus der Aristokratie, somit nicht aus jener Kaste, die, wie Abbé Fauchet zur Zeit der französischen Revolution sagte, den Sohn Gottes gekreuzigt hat; er ist ein Mann, den die Aristokratie einen zweideutigen bedenklichen Menschen mit Unrecht schalt, der vor ihr bisher mit Katzenbuckel erschien und doch von ihr zurückgesetzt wurde; er will Alles nur für das Volk und ganz und gar nichts für sich. Seine reine Menschenliebe geht so weit, daß er Plakate unentgeltlich austheilen läßt, worin er auf Ehre und Treue versichert, daß alle unbefangenen Rechtsverständigen darüber einig seyen, daß die Dominien kein Recht haben, lauter Raub und Gewaltthat; ja die Besitzer der bisher unterthänigen Grundstücke wären sogar im Rechte, von den Dominien die Dominikalabgaben, Laudemien ꝛc. durch 50 Jahre zurückzufordern; ja die pure Menschenliebe bestimmt den guten Mann sogar dahin, durch Emissäre und Briefe die Menschen in den Häusern zu belehren, daß sie gar nichts zu bezahlen schuldig seyen. Diese Kosten kann der arme Mann freilich nicht selbst bestreiten, er bekommt die dazu erforderlichen Gelder von einer Gesellschaft, von der Umsturzpartei, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, allen Menschen den Himmel auf Erden zu geben, den blinden Glauben der Religion und an ein Jenseits abzuschaffen, sie zu belehren Alles zu thun, was ihnen beliebt.

Tiefer Schmerz ergriff uns bei der Nachricht, daß bei der Abstimmung über die Ablösungsfrage ein und der andere Deputirte gar nicht mitstimmte, ein und der andere sich der Abstimmung durch Wegbleiben aus der Sitzung entzog. Offenbar waren diese Deputirten der Ansicht, daß eine Entschädigung gebühre; sie meinten aber, sich durch die Bejahung dieser Frage einem Vorwurfe ihrer Wähler auszusetzen. Da aber der Deputirte nur nach seiner Ueberzeugung und nach seinem Gewissen und nicht nach allfälligen ohnehin ungiltigen Instruktionen zu stimmen hat, so kounten sie sich durch solche nicht gebunden finden, glaubten sie aber Instruktionen beachten zu sollen, die mit ihrem Rechtsgefühle im Widerspruche sind, so hätten sie die Wahl nicht annehmen sollen.

Wir glauben aber, zur Ehre wenigstens der größern Mehrzahl der Ablösungspflichtigen sey es gesagt, daß wohl nur wenige Wähler den Wunsch werden ausgesprochen haben, für wirkliche Schuldigkeiten gar keine Ablösung zu geben, der Wunsch der Wähler wird sich wohl dahin beschränkt haben, daß der Ablösungsbetrag ein billiger sey. Gegen diesen Wunsch läßt sich nichts sagen.

Dieser Grundsatz wurde auch in Deutschland, wo derlei Ablösungen schon statt hatten, beobachtet. Wir glauben aber auch, daß Leistungen, die nicht den Grund und Boden betreffen, nicht vom Besitzer des letztern abzulösen seyen, wir finden aber es nicht gerecht, wenn die Entschädigung für die aufgehobenen Lasten von Grund und Boden von andern Personen z. B. von denjenigen, welche bloß eine Erwerbsteuer bezahlen, mitgetragen werden soll.

Diejenigen, die nur aus blindem Haß gegen die Aristokratie gegen alle Entschädigung sind, haben abgesehen von der Widerrechtlichkeit dieses Grundsatzes, und abgesehen von den oben bemerkten Folgen desselben, an denen nicht zu zweifeln ist — denn das ist ja des Bösen Fluch, daß es fort und fort Böses erzeugt — gar nicht bedacht und bedenken nicht, daß jeder Stand, jede Klasse edle und unedle Individuen zählt, daß man für die Fehler des Einen den Andern nicht büßen lassen könne; daß auf den Gütern des wahren Adels weit weniger wirkliche Bedrückungen und mit Wissen und Willen der Innehabung gar nicht statt fanden, als auf andern Gütern, daß viele Herrschaften sich in Händen anderer ehrenwerther Personen befinden, daß Bedrückungen der Beamten wohl ein Ersatzrecht gegen die Gutsinhaber nach sich ziehen, daß die Ueberschreitung eines Rechtes aber nicht seinen Verlust zur Folge haben könne, daß mit dem Grundsatze der Nichtentschädigung eine Masse von Gläubigern, Sparkassen, Versorgungsanstalten, Witwen und Waisen um ihr Pfandrecht und auch um ihre Forderung kommen würden, daß also der aus der Nichtentschädigung der Dominien sich ergebende Gewinn der derzeitigen Besitzer der freigemachten Güter mit dem Fluche der Witwen und Waisen belastet seyn würde, daß selbst die derzeitigen Besitzer mit ihren Miterben, welche nach einem kleinern Werthe entfertigt worden sind, in Zank und Hader gerathen würden; da sich letztere in der geschehenen Entfertigung verkürzt finden dürften.

Also kein Segen, Familienzwist für den gegenwärtigen Besitzer, und der Besitznachfolger gewinnt nichts dabei, weil er die freie Realität um einen höhern Preis übernehmen und die Miterben darnach auszahlen wird. Wäre der Grundsatz der Nichtentschädigung ausgesprochen worden, so wäre dieß eine Quelle des Unheils für die künftigen Besitzer, denn es ist gar nicht zu zweifeln, daß in der Folge, wie es auch in Frankreich geschehen ist, eine Entschädigung ausgesprochen werden würde, die dann einen spätern Besitzer treffen würde, der die Realität schon zu einem höhern Preise in Handen, und die Miterben nach dem höhern Preise bereits entfertigt hat. Also wieder Familienzwiste, wenn der Besitzer vom entfertigten Geschwister eine Rückzahlung fordern sollte.

Ungerechtes Gut, thut nicht gut.

Wir müssen also den Beschluß der Reichsversammlung, daß Entschädigung zu leisten sey, als einen solchen mit Dank ansehen, wodurch dem Rechte und der Wahrheit gehuldigt, die Verführung zu einem Abgrunde hintangewiesen, und der Charakter der österreichischen Nation als ehrenhaft vor den Augen der ganzen Welt erhalten wurde.

Notizen.

— (Ist der Ticino Oesterreichs Rubikon?) Der klassische Glanz des Vergleiches hat Viele getäuscht, ich aber glaube bei nüchterner Ueberlegung, er sey es nicht, und Radetzky möge, wenn der falsche Sardenkönig unsere Kriegskosten nicht bezahlt, oder doch sicherstellt, selben ohne weiters überschreiten. Oesterreich gebe die ehrliche Versicherung, daß es keine Hufe Landes erobern, und sich in die häuslichen Angelegenheiten seines Nachbars nicht mischen wolle, daß es aber auch zu keinen Gebietabtretungen bereit, und von ihm den vollen Ersatz der Kriegskosten einzutreiben fest entschlossen sey. Es gibt kaum eine Forderung gerechter, als diese; hat nicht Carl Albert diesen blutigen und kostspieligen Krieg über uns gebracht, und ihn auf Kosten unserer Länder geführt? Sollte jetzt die von ihm beraubte und ausgesegene Lombardie auch noch die Kosten allein bezahlen, die Oesterreich, um ihn zu vertreiben, verwendete? Carl Albert ist in die österreichischen Länder eingebrochen, er überzog sogar das zum deutschen Bunde gehörige Tirol, und blokirte den deutschen Hafen Triest; nicht etwa der Freiheit, dem Glücke der Völker zu Liebe — so blöd, um dieß zu glauben, dürfte wohl Niemand mehr seyn — sondern lediglich, um für sich die eiserne Krone zu rauben; er that dieß Alles ungehindert von den Mächten Europa's, und da es nun unserer tapferen Armee gelungen ist, diesen verrätherischen Wicht vom österreichischen Boden zu verjagen, nun da der Weg bis Turin, bis Genua offen steht, sollte Oesterreich wie ein Bedienter vor der Thüre warten, ob es ihm vielleicht doch belieben sollte, an Oesterreich irgend eine Entschädigungssumme, ein Almosen, ein Trinkgeld herauszuwerfen? Gezieme ein solcher Entschluß für Oesterreich, soll es auch nach seiner Emanzipation in diplomatisch gebückter Stellung verharren, und erwarten, was die hohen Mächte des europäischen Gleichgewichts ihm zu erlauben belieben werden? Weg mit dieser Unfreiheit; wo Oesterreich so sehr wie diesmal im guten Rechte ist, da laßt uns nicht wieder dort- und da anfragen, sondern eines großen Volkes würdig handeln. Zu Turin werde den treulosen Könige, wenn er die Fordernngen der Billigkeit ablehnt, der Frieden diktirt; wir verwahren uns vor jeder Erobrung, nur als Exekution für Hereinbringung der Gerichtskosten werde seine Hauptstadt besetzt. Fürchtet nicht, daß sich Frankreich einmischen wird, es kann diesen königlichen Wicht nur verachten, sich aber nicht für ihn schlagen; sollte uns aber gleichwohl irgend ein fremder Staat in Verfolgung unseres Rechtes hindern wollen, so zeige das freigewordene Oesterreich gleich bei dieser ersten Gelegenheit, daß es, wo es sich um sein Recht handelt, das Hinhorchen und Leisetreten der alten Politik verschmähe, und die unwürdige Stellung hinter den Stühlen der europäischen Mächte, die es den letzten Jahren seines Nestors verdankt, nicht länger einzunehmen gesonnen sey.

(Sonnt. Bl.)

— (Pflanzen auf dem Meeresgrund). Das Meer hat, wie das Land, seine herrlichen Wiesen und seine ungeheuren Wälder. An den Abhängen seiner Berge und im Schooße seiner Thäler wachsen in unendlicher Menge Pflanzen, von denen jede nur in einer gewissen Gegend gedeiht. Je höher man auf einen Berg hinaufsteigt, um so armseliger wird die Vegetation, bis sie endlich an dem ewigen Schnee gänzlich aufhört; im Meere ist es entgegengesetzt; je tiefer man in die Thäler dessen eindringt, um so mehr verringern sich die Pflanzen. In ihrem ganzen Reichthume entfaltet sich die unterseeische Vegetation in der Südsee und im Mittelmeere: Moose von unbeschreiblicher Zartheit und in den schönsten Farben breiten sich da wie Teppiche aus, deren Farbenpracht man bei ruhigem Meere in einer Tiefe von vielleicht hundert Fuß bewundern kann; an den Hügelabhängen sieht man die seidenartige Anserine, deren geriefter Stengel Seidenflocken gleicht; kleine purpurrothe Algen finden sich in solcher Menge, daß das Wasser ein blutrothes Aussehen von ihnen erhält; in dem Meere unter dem Aequator wachsen Florideen, von denen einige roth- und gelbgefleckte weit in die Ferne kleine Kügelchen schießen, die mit einem Knalle auffspringen; eine der merkwürdigsten Pflanzen aber, die auf dem Meeresgrunde wachsen, ist der Riesenschwamm, der König des Meeres, wie die Ceder die Königin unserer Berge ist. Er steigt aus eine Tiefe von 300 Fuß bis an die Oberfläche herauf und seine riesenhaften Garben, wahre schwimmende Inseln, auf denen in der Sonne die Seehunde und Wasservögel schlafen, bilden von den Seefahrern gefürchtete Klippen. Die Schiffe, welche unter dem Aequator, wenn das Meer ruhig und der Wind schwach ist, in das Dickicht eines Waldes von solchen Riesengewächsen gelangen, müssen unfehlbar liegen bleiben, und so oft Monate lang warten, bis ein scharfer Wind sie endlich befreit.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge 1.)

№ 21. Klagenfurt, Dinstag den 12. September 1848.

Die Freiheit und die Wühler.

In meinem jüngsten Aufsatze über die gegenwärtigen Jagdverhältnisse in Kärnten (Carinthia Nr. 17), hab' ich zur Erklärung derselben unter Andern auch des heillosen Strebens einzelner Menschen gedacht, die, um die Gunst des Volkes zu erbuhlen, kein Bedenken tragen, den Rechtsboden zu verletzen, und selbst den Grund der Gesetzlichkeit in seinem tiefsten Innern zu erschüttern. Dergleichen lichtscheue Feinde der Menschheit — denn nur das sind sie — die im Finstern schleichen, um als charakterlose Werkzeuge in den Händen der sogenannten Volksfreunde ihre fluchwürdige Saat des Mißtrauens in die Gemüther der Menschen auszustreuen, werden unter den politischen Parthien nicht unpassend mit dem Namen der Wühler bezeichnet. In gänzlicher Verachtung Alles dessen, was dem Menschen wahr, recht und heilig erscheinen soll, wenn er das Glück seines Daseyns nicht mit Füssen treten, und seinen Nachkommen nicht auf eine empfindliche Weise verantwortlich seyn will, ist ihnen jedes, auch das schimpflichste Mittel willkommen, um ihre verderblichen Zwecke zu erreichen. Entfremdet jeder edlern Gesinnung, kriechen sie verstohlen selbst in die Hütten des Landvolkes, bethören durch gleisnerische Worte den gesunden Sinn desselben, verpesten dessen Gefühle, bringen es zur Widersetzlichkeit in den gerechtesten Dingen und entweihen auf diese Art das heilige Panier der Freiheit.

Nicht die Wahrheit ist's, die ewige, unveränderliche, nein! der Trug, die Falschheit, die Gesetzlosigkeit sind es, die sie predigen, und denen das Volk ein nur allzu williges Ohr leiht. Der Mann des Rechtes, des Guten und des Wahren, der Mann, dem das Wohl der Menschheit aufrichtig am Herzen liegt, für den es nichts höheres gibt, als die Beförderung desselben, tritt frei und offen hin vor die versammelte Menge, und verkündet laut die wohlbegründeten Rechte der Freiheit, die auf Gesetzlichkeit beruht, und die allein den Menschen glücklich machen kann. Er frägt nicht um den Lohn für den Kampf, den er zum Besten seiner Mitmenschen kämpft. — Nicht so handelt der Wühler. Selbstsucht, Eigennutz, Gewinnsucht, und maßloses Streben nach Erreichung irdischen Vortheiles, das sind die Triebfedern seines verdammungswerthen Handelns. Blicken wir hin auf die Ergebnisse seit den Märztagen, und wir finden die betrübende Bestätigung für die Wahrheit des Gesagten. Die Presse hat nicht nur auf eine höchst entwürdigende Art den Namen der Freiheit besudelt, sie hat, um ihren verbrecherischeren Lehren noch weit verbreiteteren Eingang zu verschaffen, den verächtlichen Sinn der Wühler selbst dazu benützt, ihre Plakate, Pamphlete u. dgl. auf geheimnißvollen Wegen in die Hände derer zu spielen, die sie vorerst bethören müssen, um sie zu entflammen, und durch die Furcht vor dem Aufruhre der Massen zu bewirken, was sie auf dem Pfade der treuen Wahrheit nie zu erreichen vermöchten.

Das Volk für sich zu gewinnen, ist in der Regel keine Kunst. Man spreche ihm zu gefallen, und es folgt unserer Leitung. Aber so wie es ehrenvoll ist, die Lanze für dasselbe einzulegen, wenn es sich darum handelt, es von tyrannischer Knechtschaft zu befreien, und selbst der Tod im offenen Kampfe für seine Freiheit ein ruhmvoller ist; eben so elend und schandvoll bleibt es, die Leichtgläubigkeit des Volkes zu benützen, um seine einfachen Begriffe zu verwirren, seine natürlichen Gefühle für das Bessere zu verletzen, und seine Leidenschaften zu entzünden, um es vom Pfade des Rechtes und der Billigkeit abzulenken. Und ist dieß nicht das Geschäft der Wühler? Wer anders, als nur diese betrügerischen Verräther an der gesetzlichen Freiheit, an Ruhe und Ordnung, sprechen zum Volke:

»Ihr seyd Alle frei: Der Adel hat keine Rechte mehr. Zwischen Herrn und Bauer hat jeder Unter-

schied aufgehört. Was man euch seit Jahrhunderten ungerechter Weise entzogen hat, das muß euch wieder zurückgegeben werden. Ihr habt dem Grundherren nichts mehr zu bezahlen. Die Jagd gehört euch, denn ihr seyd freie Eigenthümer von Grund und Boden. Haltet nur zusammen, und ihr erreicht Alles, was ihr wollt. Der Adel und die Herren sind immer eure Feinde gewesen. Vertraut auf uns, wir werden schon für euch reden; wir sind die Freunde des Volkes; wir lieben das Volk; Tod den Fürsten, u. dgl."

So geartet ist die Sprache der Wühler, und daher auch vollkommen geeignet, ihren beabsichtigten Zweck zu erreichen. Aber ist dieß auch die Sprache, die vor dem Richterstuhle der Gerechtigkeit jemals verantwortet werden kann? Wir verachten den Verführer der Unschuld, und zwar mit vollem Rechte, denn er vernichtet ja das Glück eines Menschen, weil er ihm sein heiligstes Bewußtseyn geraubt hat; und die Wühler, die als scheußliches Gewürm unter der bürgerlichen Gesellschaft herumkriechen, und durch ihre höllischen Lehren die Sitten und Gesinnungen eines ganzen Volkes verderben, diese Furien in Menschengestalt sollten ungestraft bleiben? Diese sollte nicht der Hohn der empfindlichsten Verachtung treffen?

Man trete ihnen entgegen, und wir wollen sehen, ob sie den offenen Blick des Mannes der Wahrheit und der Gerechtigkeit ertragen können: man frage sie: „Welche Freiheit predigt Ihr?" und sie werden bekennen müssen: „Die gesetzlose"; man frage sie was sie eigentlich wollen, und sie werden antworten: „Unsern Nutzen." Diese Knechte des Egoismus leben der Gegenwart und ihrer nächsten Zukunft, aber jene lange Zukunft, wo die Absicht jeder That an's helle Licht der Sonne kömmt, — wo jede unreine Ursache in ihren verderblichen Wirkungen sich selbst rächt, wo jeder Widerruf fruchtlos verhallt im Unglück des Erfolges, — jene lange Zukunft kennen sie nicht, — die hohe Bedeutung derselben verliert sich in dem trennlosen Gefühle ihrer Selbstsucht.

Es gibt eine Ordnung der Dinge, die, wenn wir die Natur selbst nicht aus ihrem Geleise bringen wollen, nimmermehr gestört werden darf. Auch im Staate muß eine solche Ordnung herrschen, wenn er bestehen soll. Sie beruht auf Recht und Gesetzlichkeit. Wo diese Grundpfeiler der staatsbürgerlichen Gesellschaft untergraben werden, da trägt sie den Keim des Verderbens in sich. Wie in der physischen, so auch herrscht in der moralischen Welt ein ewiger Kreislauf. Man gebe die Freiheit entfesselt in den Besitz des Volkes (im engern Sinne des Wortes), und es kennt keine Grenze derselben; man lockere die Bande des Pflichtgefühles, und wir öffnen der frechen Willkühr Thor und Riegel; man lasse auch nur einen Akt der Ungerechtigkeit ungeahndet, und wir sind am Wege zum rechtslosen Zustande: man verletze endlich die Wahrheit, — und die Lüge, der Betrug und der Meineid gewinnen die Oberhand.

Und Alles dieß muß und wird geschehen, wenn wir dem heillosen Treiben der Wühler noch länger ruhig zusehen; wenn nicht alle Tausende der Gutgesinnten wie Ein Mann sich erheben, um furchtlos und mit Kraft ihnen entgegen zu treten. Größer, als je zu erwarten stand, ist das Unglück, das sie bereits erzeugt haben. Auch Kärnten blieb nicht frei von ihren Einflüssen. Als der Ruf der endlich errungenen Freiheit in allen Thälern unsers Landes widerhallte, da war es die reine Freude der höheren Begeisterung, die wir fühlten, und die mehr im Athmen der gewohnten Alpenlüfte, als in den Nebeldünsten der Ebene sich entwickeln kann. Dürfen wir aber wohl sagen, daß jener edlere Aufschwung auch jetzt noch derselbe geblieben ist? — Die jüngsten Blutscenen auf dem heimathlichen Boden würden uns Lügen strafen. Sie verkünden laut die Schuld, der auch wir bereits anheim gefallen sind.

Doch nicht die Wühler allein sollen zur Rechenschaft gezogen werden; auch wir, die wir bisher still geschwiegen, haben hier Rechnung zu tragen. Die Stimme des Einzelnen, er mag sie für die gute Sache noch so kräftig erheben, wird nur allzu gerne als Partheisprache verdächtigt. Wenn aber der Laut nach Wahrheit, Recht und Gesetzlichkeit zum Behufe der Freiheit aus tausend Zungen zugleich ertönt, da erwächst die Kraft Aller zu einer moralischen Macht, die allein geeignet ist, die Wirkungen der Wühler, wenn auch nicht aufzuhehen, ihnen doch ein bedeutendes Gewicht entgegen zu setzen.

Wer an dieser Macht zweifelt, den weise ich auf die Ereignisse in Wien zur Zeit der jüngsten Arbeiter-Unruhen hin. Wer hat sie herbeigeführt? Wer hat sie wieder gedämpft? Wir wissen beides. Man hat freilich über Reaktion und Ungerechtigkeit geschrieen; man hat die Nationalgarde beschuldigt, daß sie Staatsbürgerblut fließen machte u. dgl., aber ich frage: „Waren wir nicht Alle erfreut darüber, endlich einmal ein kräftigeres Zeichen für Handhabung der Ruhe und Ordnung wahrzunehmen? Hat es uns nicht selbst Beruhigung gewährt, das Ministerium endlich einmal furchtlos und consequent handeln zu sehen?"

Josef Wagner.

Einige Worte über die Volksschulen und ihre Trennung von der Aufsicht und Leitung der Geistlichen.

Motto: Nur an der Hand der Kirche kann der Kindesſinn, wie der des Volkes, aus dem Vergänglichen herausgezogen, und zum Geiſtlichen und Göttlichen erhoben werden.

Vater und Mutter ſind nach der liebevollen, weiſen Einrichtung Gottes die erſten Erzieher des zur Welt gebornen Kindes. Das Kind erhält durch ſeine Eltern nicht bloß das leibliche Leben, ſondern vielmehr bekommt es durch dieſelben auch jenes geiſtige Fluidum, in welchem alle Ideen, alle Kunde von Gott und der Welt, alle Kenntniſſe von irdiſchen und himmliſchen Dingen ꝛc. liegen, ohne welches ſich der Menſch von den Thieren bloß durch ſeine Geſtalt unterſcheiden würde.

Außer dieſen Erziehern hat aber Gott dem Kinde noch einen Andern gegeben. „Gehet hin — und taufet und lehret!“ Durch die Wiedergeburt der Taufe wird das Kind — unſerer chriſtkatholiſchen Lehre gemäß — in das himmliſche Reich aufgenommen und wird durch dieſelbe und die Kirche ein Genoſſe derer, welche Chriſtus von dem Fluche, der auf dem Menſchengeſchlechte liegt, erlöſet hat.

Demnach hat der Menſch zwei Erzieher, nämlich die Eltern und die Kirche. Durch verſchiedene Berufsgeſchäfte verhindert — können aber die Eltern die Erziehung und Bildung ihrer Kinder nicht beſorgen; auch mangelt bei weitem dem größten Theile von ihnen die hiezu erforderlichen Kenntniſſe und die Luſt, da vielen das Streben, die materiellen Bedürfniſſe, um Brot und Nahrung — zu befriedigen und das Trachten nach irdiſchen Schätzen die einzige menſchliche Beſtimmung zu ſeyn ſcheint, und die ihnen von Gott geſchenkten Kinder deßhalb, wie die Erfahrung lehrt, nicht ſelten zur Ausnützung, zu Vortheil bringenden Geſchäften gebrauchen, unbekümmert um ihre geiſtige, ſittliche und religiöſe Bildung.

Es ſoll aber dennoch keines von Allen verloren gehen; denn unſer göttlicher Religionslehrer und Heiland hat es ſeiner von ihm geſtifteten Kirche zur heiligen Aufgabe gemacht, für Alle zu ſorgen, Jedem den rechten Weg — der zum Himmel führt — zu zeigen, die Verirrten und Verlornen zu ſuchen und zurückzuführen, und ſich der Bedrängten und Verlaſſenen liebreich und hilfreich anzunehmen.

Daß der Heiland beſonders aber die Jugend der Fürſorge und Pflege ſeiner Kirche anvertraut wiſſen will, zeigen ſein Beiſpiel und ſeine Worte: „Laſſet die Kleinen zu mir kommen, und wehret ihnen nicht, denn ihrer iſt das Himmelreich!“ Dieſem Auftrage gemäß, hat ſich die Kirche auch ſchon durch Jahrhunderte der Jugend treulich angenommen, indem ſie Anſtalten errichtete, wo dieſelbe noch immer in allem Guten und Nützlichen unterrichtet wird. Die meiſten Werke über Pädagogik, viele Schulbücher und Jugendſchriften, zur Belehrung und Herzensveredlung geſchrieben, haben Geiſtliche zu Verfaſſern. Die Kirche — Niemand anderer — ſorgte ſtets für die moraliſche Bildung und Verbreitung von nützlichen Kenntniſſen unter der Jugend, für Verbeſſerung und Beförderung des Schulweſens und beſorgt noch immer, den erſten und wichtigſten Gegenſtand — den Religionsunterricht. Denken wir ein wenig rückwärts oder ſehen wir nach in der Geſchichte der Pädagogik: Wer war es denn, dem allererſt die gänzliche Bildung der Jugend anvertraut war? Welch anderer Stand opferte ſich denn dieſem mühevollen Geſchäfte, als gerade der Geiſtliche? Und haben wir in unſerem biedern Kärnten nicht noch jetzt Kuratien und Pfarren, wo der Geiſtliche noch heut zu Tage zugleich den Schullehrer macht? — Und verdanken nicht viele unſerer wirklichen Lehrer einen großen Theil ihrer Bildung dem Bemühen großmüthiger und edelgeſinnter Geiſtlichen? Die Biſchöfe der Kirche waren es, und ihre geiſtlichen Untergebenen, in deren Händen allein und ausſchließlich die oberſte Leitung und Obhut aller Erziehung ſchon zu der Zeit lag, als das Schreiben ſelbſt unter den höhern Ständen zu den ſeltenen Künſten noch gehörte. Kurz, wir haben keineswegs Urſache die Trennung der Schulen von der Kirche zu verlangen. Wahrlich, nur der ganz Verblendete und in völliger Unkenntniß Befangene iſt im Stande, dieſe Trennung zu wünſchen! — Denn ſo ſehr die Schule, wenn ſie ihre Aufgabe nach allen Seiten gehörig löſt, die Kirche unterſtützt, eben ſo wenig kann ſie auch ohne dieſe ihren Zweck erreichen und glücklich fortbeſtehen.

Kirche und Schule ſtehen in innigſter Verbindung mit einander und müſſen Hand in Hand ihre Zwecke verfolgen. Nur dann, wenn Pfarrer und Lehrer in Harmonie und Einverſtändniß gemeinſam auf ein Ziel hinarbeiten; wenn beide keine Mühe, keine Anſtrengung ſcheuen, und in der That zeigen, wie ſehr ihnen die Schule am Herzen liege, und nicht einen Finger breit weder links noch rechts von ihrer Pflicht weichen, dann kann und wird die Schule leiſten, was ſie leiſten ſoll. „Eifriges Zuſammenwirken führt am ſicherſten zum Ziel.“

Trenne man die Schule von der Kirche und die gute Sache wird dadurch leiden, ja viel leiden müſſen; der Zweck wird dann ſicher nie erreicht werden. Sehr

schön sagt in dieser Beziehung Kelber: „Der Lehrer pflanze und der Geistliche begieße! Das Pflanzen ist nothwendig, das Begießen auch. Wo nichts gepflanzt ist, kann nichts begossen werden, und die Pflanze verdirbt, wenn sie nicht begossen wird. Der Schullehrer muß — und der Pfarrer muß seyn.“ Und welcher vernünftige Lehrer wird sich noch nicht überzeugt haben, daß ein frommer, gewandter, bei seiner Gemeinde in Ansehen stehender und verdienter Priester durch ernstväterliche Ueberwachung der Schule zum Gedeihen derselben, wie zu der Aufmerksamkeit und dem Ansehen des Schullehrers unendlich viel beitragen kann. Machen wir einen Blick in unsere Landschulen — und wir werden uns gewiß überzeugen, daß jene Schulen gewöhnlich die besten sind, in denen Seelsorger und Schullehrer kräftig und liebevoll einander unterstützen, und für den Einen Zweck — christlich religiöse Menschen heranzuziehen, mit einander arbeiten und mit gleicher Thätigkeit und unversiegbarer Geduld wirken. O, glücklich jene Gemeinden, die solche Harmonie zwischen Pfarrer und Lehrer sehen!! — Sollte aber die im Zuge stehende oder doch beabsichtigte Trennung der Schulen von der Kirche zu Stande gebracht werden, so haben wir nicht ohne Grund zu befürchten, daß das Wirken des Lehrers und des Pfarrers auf die Schule und unter sich gar leicht ein entgegengesetztes und feindseliges werden könnte.

Persönliche Mißverhältnisse, die nicht immer zu verhüten sind und welche bei beabsichtigter Einrichtung nur noch leichter möglich wären — würden dann sogar auf die Schule und die unschuldigen Kinder übertragen, und Haß, Neid und ein feindseliges Wesen würde nicht nur tief in die jungen Gemüther der Kinder eindringen, sondern auch darin genährt und unterhalten werden; nicht mehr nach besten Wissen und Gewissen würde dann gehandelt, gesprochen und gewirkt, sondern so wie es den andern Theil ärgern und beeinträchtigen könnte. Welcher Unfug, welch großer Schaden in pädagogischer und moralischer Hinsicht für die Schule hieraus erwachsen müßte, ist kaum zu berechnen, und allem diesem Unheil würde diese neue Einrichtung geradezu Haus und Thüre öffnen.

Wir glauben demnach nicht zu irren, wenn wir behaupten: Man darf der Kirche ihren Antheil an der Jugendbildung nicht entziehen; denn man wird ihr denselben nie ungestraft entziehen. Gewiß ist die Jugendbildung wesentliche Angelegenheit des Staates; unsere gegenwärtige Jugend wird später der Hauptgegenstand des Staates — seine Bürger; wie sie erzogen und gebildet worden, so sind sie. Aber das Schulwesen ist auch wesentliche Angelegenheit der Kirche: die Zöglinge sind Glieder der Kirche. Also Kirche und Staat, beide müssen ihre Hände vereinigen, das Schulwesen zu fördern. Warum auch der Kirche das entziehen, was ihr kraft ihrer Weihe und Sendung von Christo zusteht? Bringt etwa das, was der Kirche frommt, dem Staate Schaden? Gewiß nicht. Warum das der Kirche entziehen, was ihr kraft ihrer Stellung im Staate zukommt? Ist solches nicht Disharmonie in der Staatsverwaltung? Wo jedes Glied im Staate an seiner Stelle ist und wirkt, da ist Harmonie, und aus der Harmonie der gesammten Kräfte im Staate entsprießt der Segen.

Christus, der da ist der König aller Könige, hat nicht zu den weltlichen Machthabern, wohl aber zu seinen Aposteln gesprochen: „Gehet hin und lehret alle Völker!“ Das Lehren ist daher die Mission der Bischöfe, es ist ein natürlicher Ausfluß ihres göttlichen Berufes, und Niemand steht es zu, sie darin zu beschränken und zu hindern. Wir wiederholen es noch einmal und sagen: Den Geistlichen die Aufsicht über die Schulen zu nehmen, hieße in der Wahrheit das Kind sammt dem Bade verschütten.

Sörg, am 6. September 1848.

Johann Tschernuth,
Lehrer.

Notizen.

— „Man muß wissen, wie regiert werden soll“. Es war ein herrlicher Abend. Mit freudigem Gefühle saß ich auf einer der Stadt nahen Anhöhe, gewidmet dem öffentlichen Vergnügen, und betrachtete bewundernd das Gemälde der Natur, das im Abendglanze der sinkenden Sonne vor mir ausgebreitet lag. Da ward' ich plötzlich durch ein Gespräch hinter mir aus meinen Träumen geweckt. Ich wandte mich um, und sah dort an einem Tische einen Herrn mit einer Dame in lebhaftem Gespräche begriffen. Politik war der Stoff desselben. Es drehte sich, wie gewöhnlich, im oft widersprechenden Kreise, und aus dem Gange desselben nahm ich bald wahr, daß von den beiden Eheleuten, denn das waren die streitenden Partheien, die Gattin das Uebergewicht zu behaupten suchte. Dessungeachtet faßte der Gemahl endlich Muth und sprach: „Ich aber bleibe dabei, man muß wissen, wie **regiert** werden soll.“ Kaum jedoch waren dem Unglücklichen diese Worte entflohen, erhob sich mit zornentbrannten Mienen die theure Ehehälfte, und donnerte mit erhöhter Stimme ihrem Gegner zu: „Ich aber bleibe dabei, man muß wissen, wie **gehorcht** werden soll!“ — Es herrschte eine Todesstille, und ich blickte nachdenkend wieder hinüber zu den Bergesgipfeln, die der letzte Strahl der untergegangenen Sonne so eben mit Purpurröthe überzog.

— g —

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge 1.)

№ 22. Klagenfurt, Sonnabend den 16. September 1848.

Die Illumination.

(Nach dem Einzuge des Sardenkönigs in Mailand.)

Mit Rabenflügeln senket hernieder sich die Nacht,
Als wolle sie verhüllen des stolzen Festes Pracht
Und all' die Huldigungen der leichtbethörten Schaar,
Die einen Tagesgötzen hob auf den Prunkaltar.

Doch da erhellet plötzlich die Nacht ein Fackelzug,
Als gält' es einen Wettkampf im Spiel von Lug und Trug,
Und ein Gerüste flimmert von Lampen sonder Zahl,
Vor dem die Menge jauchzet empor zu ihrem Baal.

In selbst die Muse zerret man zu dem Schaugepräng',
Den Abgott zu besingen; doch wird die Brust ihr eng:
Denn er hat sie verachtet als eine nied're Magd
Und sie aus ihrem Tempel mit frevlem Sinn verjagt.

Doch fraget, ist verrauschet des Augenblickes Lust,
Ob noch die Flammen brennen in der enttäuschten Brust,
Ob noch darin die Hymne des Jubels wiederhallt
Und ob nicht statt „Hosanna" der Ruf: „an's Kreuz" erschallt.

Zwar leuchtete als Nimbus um ihn ein Strahlenmeer,
Doch sind die Flammenzeichen gar oft verhängnißschwer:
Es ward daran das Nahen der Nemesis erkannt
Seit Sodom's Feuerregen bis zu des Kremlin's Brand.

Vom jenem Schaugerüste behauptete ein Schall:
Es sey das treue Vorbild von einem Katafalk,
Der für den Tageshelden vielleicht schon steht bereit,
Da ihm und seinem Ruhme fehlt die Unsterblichkeit.

Ob er gleich hochvermessen sich nennt Italiens Schwert,
Noch hat er nicht bewiesen sich solchen Namens werth;
Italiens Dolch zu heißen ständ' ihm viel besser an,
Da er, gleich dem Banditen, auf blut'ge Ränke sann.

Traun, wer sich glaubt berufen, die Völker zu befrei'n,
Der muß ein Gottgesandter und reinen Herzens seyn;
Doch wer sich je belastet mit Treubruch und Verrath,
Der sä't nur Drachenzähne, des Brudermordes Saat. *)

*) Nach der Mythe von Kadmus.

Provisorische Anordnungen für das Schuljahr 1849.

A) Für die Gymnasien.

Der neue Organisationsplan für die Gymnasien läßt sich, wie jeder Einsichtige von selbst begreift, vor dem Beginne des Studienjahres 1850 nicht in Ausführung bringen. Es bestehen aber allgemein erkannte Mängel der bisherigen Einrichtung von solcher Art und Größe, daß eine Entfernung oder Milderung derselben nicht schnell genug vorgenommen werden kann. Sie ist glücklicher Weise in einer Art möglich, welche der künftigen definitiven Organisation nicht hinderlich in den Weg tritt. Mit großer Befriedigung hat das Ministerium des öffentlichen Unterrichtes wahrgenommen, daß einzelne Gymnasial-Lehrkörper und Lehrer, lebhaft bemüht, um die ehrenvolle Lösung der ihnen gestellten hohen Aufgabe, sich mit der Frage beschäftigen, welche provisorischen Verbesserungen sich schon im nächstbeginnenden Schuljahre 1849 einführen ließen, und hierauf bezügliche Vorschläge zur Genehmigung vorlegen.

Zur möglichst schnellen Verbesserung des Zustandes der Gymnasien wurden dem gemäß, um den dringendsten Bedürfnissen zu genügen, und zugleich den Lehrkörpern, von denen zumeist das künftige Gedeihen eines der wichtigsten Zweige des Unterrichtes abhängt, ein Zeichen des Vertrauens zu geben, durch Erlaß an die Ländervorstellen vom 28. August 1848 vom Ministerium des öffentlichen Unterrichts für das Schuljahr 1849 provisorische Anordnungen für die Gymnasien getroffen, welche sich vorzüglich auf folgende Gegenstände beziehen:

1) Die Naturgeschichte, mit Inbegriff der Naturlehre, wird in der ersten Grammatical-Classe in wöchentlichen zwei Stunden gelehrt. Hier wird, dem Zwecke entsprechend, ein populär gehaltenes naturhistorisches Lesebuch zu Grunde gelegt, da es hierbei nicht

wohl auf wiſſenſchaftliche Erkenntniß eines Syſtemes, als auf Anregung eines lebhaften Intereſſes, auf Lenkung und Uebung der Anſchauung ankommt. Solche Bücher werden in der Verordnung namentlich empfohlen, wobei jedoch die Wahl den Lehrern frei überlaſſen bleibt, auf die Nothwendigkeit eines practiſchen Unterrichts durch Anſchauung der Objecte hingewieſen, und die Modalitäten der Einführung dieſes neuen Gegenſtandes entwickelt.

2) Die deutſche Sprachwiſſenſchaft wird an allen Gymnaſien, an welchen die Unterrichtsſprache bisher die deutſche war, als beſonderer Lehrgegenſtand, und zwar durch alle Claſſen des Gymnaſiums, behandelt. Die Wahl der Lehrbücher für dieſen Gegenſtand bleibt vorläufig, bei der in Deutſchland bereits erſchienenen großen Menge ausgezeichneter Werke dieſes Faches dem Lehrkörper jedes Gymnaſiums überlaſſen. In der Methode iſt der leitende Grundſatz feſtzuhalten: daß durchaus die practiſche Richtung vorherrſche, und ſomit mehr auf Lectüre und Aufſatz, als auf das Auswendiglernen der Regeln geſehen werde. Dabei iſt zugleich auf den mündlichen Vortrag Bedacht zu nehmen, und es wird ein richtig betontes Leſen, ein Nacherzählen des eben Gehörten, ein Declamiren eines memorirten Stückes, die Luſt zum Lernen erregen, und vielleicht die Keime des bei der freien Verfaſſung unſeres Vaterlandes ſo wünſchenswerthen Rednertalentes wecken. In demſelben Sinne wird der Unterricht in der deutſchen Styliſtik in der dritten und vierten Claſſe vorgenommen werden. Die Theorie iſt den Schüler bloß mündlich mitzutheilen. Die Hauptſache beſteht im Aufſatze ſelbſt. Die Redeübungen werden fortgeſetzt. Die Theorie der Redekunſt in den Humanitäts-Claſſen wird in deutſcher Sprache vorgetragen, in ihren Umfang aber nicht nur die deutſche, ſondern auch die claſſiſche Literatur aufgenommen.

Die für dieſen Gegenſtand zu verwendende Zeit iſt vorläufig den, für das Latein beſtimmten Stunden abzuziehen.

3) Die Landesſprachen fordern bei dem innigen Zuſammenhange, in welchem ihre Cultur mit der Cultur der Völker ſteht, und bei der nothwendigen Gleichſtellung aller Nationalitäten, ausgedehnte, und, wie allgemein gefühlt wird, ſchwierige Vorkehrungen. Abgeſehen davon, daß in dieſer wichtigen Angelegenheit den Beſchlüſſen des hohen Reichstages nicht vorgegriffen werden kann, erſcheint es, bei dem Umſtande, daß die Fähigkeit einiger Landesſprachen zu gewiſſen wiſſenſchaftlichen Vorträgen, noch nicht ſattſam erprobt iſt; daß hie und da noch vorbereitete Lehrer mangeln, daß die Bedürfniſſe der Länder, Kreiſe und Orte noch nicht überall feſtgeſtellt ſind, als räthlich, das nächſte Schuljahr zu verſuchen, und Einſammlung von Erfahrungen zu benützen, um ſodann, auf Grundlage derſelben, zugleich mit den definitiven Reformen des geſammten Unterrichtsweſens, dieſe Angelegenheit den Intereſſen und Wünſchen der Länder gemäß, mit klarer Einſicht in's Ganze, ordnen zu können. Andererſeits aber iſt es unerläßlich, den dringendſten Bedürfniſſen, die ſich in dieſer Beziehung unzweifelhaft herausſtellen, ohne Verzug entgegen zu kommen. Es wird daher angeordnet, daß an jedem, in einem Landestheile gelegenen Gymnaſium, deſſen Bewohner alle, oder in überwiegender Anzahl, nicht die deutſche Sprache ſprechen, die Mutterſprache desſelben gelehrt werde, und zwar einſtweilen als freier Lehrgegenſtand. Das Miniſterium erkennt mit Vergnügen die hiezu ſchon gemachten Anerbiethungen mehrerer Lehrer an, dies Geſchäft vorläufig unentgeltlich beſorgen zu wollen, und hofft vom Patriotismus der Gebildeten, daß ſo ziemlich für alle Gymnaſien ein ſolches für den Zuſtand des Staatsſchatzes wünſchenswerthes Verhältniß eintreten werde. Wo ein tauglicher unentgeltlicher Lehrer nicht gefunden wird, muß eine entſprechende Remuneration beantragt werden. An denſelben Gymnaſien wird auch der Religions-Unterricht in der Landesſprache ertheilt, und vom Humanitätsprofeſſor, der die Redekünſte lehrt, die Landesſprache in den Kreis ſeiner Unterweiſungen gezogen. Wenn in Einer Stadt mehrere Gymnaſien beſtehen, und zugleich mehrere Landesſprachen in Uebung ſind, wird an dem Einen Gymnaſium der einen, an dem andern der anderen Sprache vorherrſchend Rechnung getragen.

4) Die lateiniſche Sprache iſt in der erſten Claſſe vorwaltend analytiſch zu behandeln, d. i. nicht mit dem Ueberſetzen ins Latein, ſondern aus dem Latein iſt zu beginnen. Die Regeln und Paradigmen ſind nicht ſowohl auswendig zu lernen als nachzuſchlagen. Dem Ueberſetzen werden vom Anbeginn Sprachübungen zur Seite gehen. Auch für die griechiſche Sprache iſt ſowohl beim Unterrichte als beim Ueberſetzen die deutſche Sprache der lateiniſchen zu ſubſtituiren.

5) Der Unterricht in der Mathematik bedarf, um fruchtbar zu werden, einer durchgreifenden Reform. Einſtweilen wird in der 1. Grammatikal-Claſſe Alles, was aus dieſem Fache in der 3. Claſſe der Hauptſchulen gelehrt wird, wiederholt eingeübt, und zu den gemeinen Brüchen werden die Decimal-Brüche hinzugenommen. Auch die Anfänge der geometriſchen Anſchauungslehre ſollen zugleich in jeder der 4 Grammatikal-Claſſen beginnen; in den Humanitäts-Claſſen aber die Anfänge der Planimetrie zuſammenhängend vorgenommen werden.

6) Beim Unterrichte in der Geographie wird beſonders das häufige Zeichen von oro- und hydro-graphiſchen Karten auf Papier und Tafel eingeführt.

7) Für moderne Sprachen, Kalligraphie, Stenographie, Zeichnen, Geſang, Gymnaſtik, werden, unentgeltlich oder gegen mäßige Schüler-Honorare, proviſoriſche Lehrer beſtellt.

8) Für Anlegung von Bücher-, Naturalien-, überhaupt Lehrmittel-Sammlungen, wird möglichſt Sorge getragen werden.

9) Die Claſſen und Lehrfächer werden, um den Uebergang von Claſſen-Lehrern zu Fach-Lehrern zu bereiten, durch die Lehrkörper ſelbſt dergeſtalt unter ſich vertheilt, daß jeder Lehrer die Stellung erhält, in welcher er für das ihm entſprechende Fach und für das Wohl der ganzen Schule am tüchtigſten zu wirken vermag.

10) Den Lehrkörpern iſt es geſtattet (wenn es ihnen im Intereſſe der Schulen gelegen ſcheint), die Zahl der wöchentlichen Lehrſtunden von 18 bis auf 20 zu erhöhen, ſo wie auf die Vormittage 3 Unterrichtsſtunden von den täglichen 4 zu verlegen.

11) Die Präfecte der Gymnaſien werden eingeladen, ſich, wenn es ihre Verhältniſſe geſtatten, am Unterrichte zu betheiligen.

12) Es iſt der Natur der Gymnaſien nicht angemeſſen, daß an ihnen Schluß-Prüfungen zur Feſtſtellung der Claſſen, in der Art der bisherigen Univerſitäts-Prüfungen, beſtehen. Vielmehr iſt es Aufgabe der Lehrer, den ganzen Semeſter hindurch Fleiß und Fortgang der Schüler zu überwachen, und dadurch auch kennen zu lernen und zu claſſificiren, ſo daß weitere Prüfungen nur zur Controle der vom Lehrer zuerkannten Claſſen Statt finden können.

13) Rückſichtlich des Gottesdienſtes der Gymnaſial-Schüler werden, mit Beziehung auf die örtlichen Verhältniſſe und die Landesſitte, Veränderungen des bisherigen Modus mit größerer Freiheit eingeleitet.

Das Miniſterium iſt überzeugt, daß die Gymnaſial-Lehrkörper die Wichtigkeit des gegenwärtigen Momentes in ihrer vollen Bedeutung erfaſſen, und alle Kräfte in Bewegung ſetzen werden, um der Größe ihrer Pflichten, und den Erwartungen des Volkes zu genügen; es erkennt zugleich die Gerechtigkeit der Anſprüche, welche ſie in Bezug auf eine Verbeſſerung ihrer äußern Lage erheben, und wird ſie hiebei kräftig unterſtützen. Es legt mit Vertrauen die gewiſſenhafte Durchführung der getroffenen proviſoriſchen Maßregeln in ihre Hände. Daß dieſelben übrigens weitere thunliche Verbeſſerungen, auch im Laufe des kommenden Jahres nicht ausſchließen, verſteht ſich von ſelbſt.

B) Für die Volksſchulen.

Da die Reorganiſirung der Volksſchulen in ihrem ganzen Umfange ein Gegenſtand iſt, der noch die ſorgfältigſten Vorbereitungen erfordert, ehe er mit gewiſſenhaftem Abſchluſſe in's Leben eingeführt werden kann, ſo hat das Miniſterium des öffentlichen Unterrichtes, nebſt der Abſtellung einzelner Uebelſtände, welche ſogleich möglich war, auch für dieſen Theil des Unterrichts, mit Erlaß an die Länderſtellen vom 2. September l. J. Maßregeln angeordnet, welche ſchon für die nächſte Zwiſchenzeit vorläufig getroffen ſind, wobei man übrigens, wie ſich von ſelbſt ergibt, für die, ſonſt noch im Laufe des kommenden Jahres möglichen Verbeſſerungen, ſich das Weitere vorbehält.

1) In den Volksſchulen, zu welchen hier die unterſten Schulen mit Einſchluß der drei Claſſen der Hauptſchulen gerechnet ſind, wird von nun an der Unterricht den Schülern in ihrer Mutterſprache ertheilt werden. Dieß hat, wo kein Hinderniß von Seite der Lehrer oder Schüler entgegenſteht, ſogleich zu beginnen. Im Gegenfalle werden die nöthigen Einleitungen unverweilt getroffen, daß dieſe Maßregel mit dem Beginne des nächſten Schuljahres 1848 — 49, wo nicht unüberſteigliche Hinderniſſe gegeben ſind, wenigſtens außer den Trivialſchulen noch in der erſten Claſſe der Hauptſchulen in Ausführung komme.

2) Um die Schwierigkeiten zu verringern, welche für den Unterricht aus der Verſchiedenheit der Bildungsſtufen jener Schüler entſpringen, die in Einer Claſſe vereinigt ſind, wird der Eintritt der Kinder in die Schule und der Uebertritt derſelben aus einer Claſſe in eine höhere, jährlich nur Einmal, und zwar im October Statt finden.

3) Um dem Religions-Unterrichte den ſo nothwendigen Erfolg zu ſichern, ſollen die geiſtlichen Lehrer, wo ihnen dieß, nach dem Urtheile der unmittelbar vorgeſetzten Schulaufſichts-Behörde möglich iſt, dieſen Unterricht beſorgen, und allein für die Erfolge desſelben verantwortlich ſeyn. Sie haben aber dabei das gedankenloſe Auswendiglernen ſtrenge zu vermeiden, und ihre Lehren für Herz und Verſtand der Kinder ſo fruchtbar als möglich zu machen.

4) Neue, verbeſſerte Methoden werden für die Lehrer eingeführt, die ihrer mächtig ſind. Namentlich werden ſie aufmerkſam gemacht auf die Anwendung der Lautir-Methode neben der des Buchſtabirens, auf die Verbindung des Leſe- und Schreib-Unterrichtes, des Kopf- und Ziffer-Rechnens, auf die verbeſſerten Methoden in der Sprachlehre und auf die lebendigen Uebungen im Anſchauen, Denken und Sprechen.

5) Es wird, ſo weit es in den Kräften der vor-

handenen Lehrer liegt, außer den gewöhnlichen Schulstunden, auch unentgeltlicher Unterricht im Zeichnen, in der Gymnastik, besonders im Exerciren, auf dem Lande in der Obstbaum-, Bienen-, Seidenzucht und in anderen landwirthschaftlichen Beschäftigungen ertheilt.

6) Der kirchliche Gottesdienst wird dem Alter und der Rücksicht auf die Gesundheit der Kinder, so wie der wahrhaft religiösen Ausbildung entsprechend, mit Erwägung der Jahreszeiten, Localverhältnisse und Orts- wie Landessitten eingerichtet.

7) Da die Verbesserung der Schulen besonders durch die Einsicht und Thätigkeit der Lehrer bedingt ist, diese aber anerkanntermaßen durch Lehrer-Versammlungen zumeist gefördert werden, so werden solche Versammlungen durch die Schulbehörden alsogleich eingeleitet.

Der Zweck derselben ist wechselseitige Belehrung der Mitglieder über Lehrfächer der Volksschule, Methoden des Unterrichtes, Disciplin der Schüler; Berathungen über Beischaffung von Lehrbehelfen, Büchern, pädagogischen Zeitschriften, gemeinsame Lectüre, und freie gegenseitige Besprechung aller Volksschul-Interessen. Die untersten Schulbehörden haben demnach die Volksschullehrer, mit Einschluß der Religionslehrer wie der sogenannten Gehilfen zu berufen, um sich über die Organisirung der künftigen Versammlungen zu einigen. In den letzteren hat sodann jede aus ihrer Mitte einen Vorstand zu wählen, der ihre Geschäfte leiten wird.

Alle Mitglieder haben gleiches Stimmrecht. Ueber alle Verhandlungen werden Protokolle geführt, über welche, nach je drei Monaten ein Bericht an die Landes-Behörde zu erstatten ist.

Nebst diesen, nach den Verhältnissen der einzelnen Länder durch die Länderstellen auszuführenden Maßregeln, wurden vom Ministerium noch diejenigen in Angriff genommen, welche, vor der vollständigen Ausbildung von Lehrer-Seminarien, zur unerläßlichen und unaufschieblichen Bildung der sofort anzustellenden Lehrer nothwendig erscheinen. Sie werden demnächst gleichfalls zur öffentlichen Kenntniß gebracht werden.

Taubstummen- und Blinden-Anstalt.

Das Nichtvorhandenseyn dreier der wichtigsten Vermögen zur Entwicklung der geistigen Anlagen des Menschen — Gehör, Sprache und Sehen — schließt die Möglichkeit der sittlichen und intellektuellen Bildung dieser Unglücklichen nicht aus, und menschlicher Scharfsinn hat auch für sie Unterrichtsmittel gefunden. Auch sie sind berufen, brauchbare Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft zu werden, und die im Geiste dieses Prinzips errichteten Taubstummen- und Blinden-Institute haben die günstigsten Resultate geliefert. — Diese schwierigen Aufgaben zu lösen, bemühte sich der Unterzeichnete in den vortrefflichen Instituten Wiens nicht nur theoretisch sondern auch praktisch zu erlernen, und wie weit es ihm gelungen, erhärten seine Zeugnisse, die einen guten Erfolg beurkunden.

Durch die Unterstützung einiger edlen, für das Wohl ihrer Mitmenschen eifrig besorgten Wohlthäter, hat der Unterzeichnete bereits während eines ganzen Jahres an mehreren taubstummen Kindern Proben seiner Kenntnisse hierin, und wie er glaubt, auch mit gutem Erfolge geliefert. Aufgemuntert hiedurch, und da seines Wissens in seinem Vaterlande Kärnten keine ähnliche Anstalt besteht, und es gewiß der Wunsch aller Eltern solcher unglücklichen Kinder ist, selbe zu nützlichen Bürgern des Staates ausgebildet zu sehen, so entschloß er sich, diesen Unterricht fortzusetzen und eine derlei Privat-Lehranstalt mit kommenden October hier zu gründen, und bringt dieses hiermit zur allgemeinen Kunde. Nähere Mittheilungen darüber zu machen, ist der Unterzeichnete in seiner Wohnung allhier, Hofkirchgasse, Haus-Nr. 296, im 2. Stock, bis Ende dieses Monats stets bereit.

Klagenfurt, den 8. Sept. 1848.

Georg Hartl,
geprüfter Lehrer der Taubstummen und Blinden.

Notizen.

— Aus Athen vom 17. August melden öffentliche Blätter folgenden Zug schöner Unterthanstreue. Kaum war Carl Albert in die Lombardei eingebrochen, so forderte der hiesige sardinische Generalconsul Peloso sämmtliche österreichische Unterthanen aus dem lombardisch-venetianischen Königreiche auf, den König Carl Albert als ihren nunmehrigen Souverän anzuerkennen. Er sprach mit solcher Anmaßung und Zuversicht, und drohte mit so üblen Folgen der Weigerung, daß Alle die ihnen vom Generalconsul vorgelegte Erklärung unterzeichneten, bis auf einen einzigen, nämlich Johann Floriani aus Midiussa bei Udine, der hier als Tischler lebt. Dieser erklärte, er sey als Oesterreicher geboren und wolle als Oesterreicher sterben, und verliere er wirklich durch die Macht der Umstände das österreichische Unterthansrecht, was er trotz der Versicherungen des Herrn Peloso nicht glaube, so werde er sich eher zum griechischen Unterthan machen lassen, als sich einem Könige unterwerfen, der an dem Kaiser Verrath geübt und das schöne Italien verwüste. Keine Vorstellung, Schmeichelei oder Drohung machte den braven Mann in seinem Entschlusse irre. Der österreichische Gesandte, Ritter v. Prokesch, hat den braven Tischler zu einem Festmahle zu sich geladen, das er morgen zur Feier der Siege Radetzky's veranstaltet.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge I.)

№. 23. Klagenfurt, Dinstag den 19. September 1848.

Sind wir für die Freiheit reif, oder nicht?

Schon bei Gelegenheit der Abhandlung, die ich bald nach den Ereignissen der Märztage in Wien über Oesterreich's Constitution, Preßfreiheit und Nationalgarde schrieb, hab' ich die Art und Weise zu entwickeln gesucht, in welcher sich im Laufe der Jahrhunderte das Bedürfniß nach Freiheit bei den Völkern allmählig kund gab; wie dasselbe nur durch den fortdauernd mächtigen Druck des Absolutismus niedergedrückt wurde; wie es desungeachtet unter der Asche immer neue Nahrung einsog, und wie es endlich durch die Revolution zur lichterlohen Flamme emporschlug. Der laute Triumph über den endlich errungenen Sieg, das freudige Aufjauchzen der reinsten Begeisterung über den Besitz des höchsten aller Güter, und das feierliche Versprechen, das die Presse damals sich selbst gab, das Heiligthum der Freiheit durch keinen Mißbrauch zu schänden, — diese und viele ähnliche Erscheinungen konnten uns als Bürgschaft dienen, daß wir den Werth des blutig Erkämpften zu schätzen wußten, und es gab damals wohl Keinen unter uns, der den Zweifel ausgesprochen hätte, ob wir für die Freiheit auch reif wären. Jeder von uns, als er die kaiserlichen Zugeständnisse vernahm, hoffte auf eine ruhige und daher auch glückliche Gestaltung der künftigen staatsbürgerlichen Verhältnisse. Es entsprang diese Hoffnung aus einem gewissen Rechtsgefühle, das trotz aller Unterdrückung in uns nie vertilgt werden konnte, ja, das im Gegentheile durch dieselbe sogar geläutert wurde.

Als aber wenige Wochen darauf das Mißtrauen erwachte; die Furcht vor Reaktion ihre Schreckbilder hinstellte; als im raschen Wachsen der Leidenschaften die Kämpfe der politischen Parthein begannen; Ruhe und Ordnung verschwanden; an die Stelle der Gesetzlichkeit zügellose Willkühr trat; als man Aufruhr verkündete, um Massen gegen Massen, Völker gegen Völker aufzuhetzen, kurz, als wir alle empörenden Gräuel einer entfesselten Knechtschaft ohne Halt und Gesinnung losbrechen sahen, da schwand unser schöne Zukunftstraum, und mit ihm drang sich der Gedanke in unser Inneres, daß wir für die Freiheit noch nicht reif geworden, daß die Revolution zu früh gekommen sey. Wer jedoch den Entwickelungsgang der Völker, zumal der deutschen, in den letzten Jahrzehenden einigermaßen mit Aufmerksamkeit verfolgt, der wird bald zu der Ueberzeugung gelangen, daß das Mißverhältniß zwischen den Regierungen und ihren Unterthanen immer klarer in das Bewußtseyn der Letzteren trat, und daß die Revolution der entschiedene Ausdruck eines Bedürfnisses war, das auf keine andere Art mehr zurückgedrängt werden konnte. Wo aber dies der Fall ist, da kann kein Zweifel mehr darüber Statt haben, daß wir für die Freiheit auch reif geworden sind, und daß die zuletzt genannten abschreckenden Erscheinungen derselben nichts anders sind, als die unabweisliche, natürliche Folge der Leidenschaft, mit der gewisse freigewordene Interessen in der Bekämpfung ihrer Hindernisse gewaltsam hervortraten. Sie äußten um so greller und auffallender sich zeigen, je nothwendiger eine gänzliche Reform oder Umstaltung der Staatseinrichtung war, wie namentlich in Oesterreich, und je leichter es in Folge dessen geschehen konnte, daß im Hinblicke auf den künftigen Zustand derselben die bisher bestandenen Gesetze mindestens theilweise an der Kraft ihrer Wirksamkeit verloren.

Indessen, so beklagenswerth in dieser Beziehung manche Ereignisse auch seyn mochten, die hie und da noch immer nicht beendet sind, Niemand wird in Abrede stellen, daß gerade die Revolution in Deutschland, im Gegensatze zu so vielen ähnlichen in andern Ländern, am unblutigsten herbeigeführt wurde; ein Umstand, der einerseits für die Trefflichkeit des deutschen National-Charakters und anderseits für die Klarheit dessen spricht, was dem deutschen Volke Noth gethan. Wir dürfen daher auch mit Zuversicht hoffen, daß Deutschland's Wiedergeburt auch glücklich vollendet werde.

Es frägt ſich demnach nur noch, auf welche Art dieſer hohe Zweck nicht nur ſchnell, ſondern auch am ſicherſten erreicht werden könne? Offenbar dadurch, daß wir uns beſtreben, aus den beengenden Grenzen der Selbſtſucht herauszutreten, und den Gedanken zu faſſen, daß es die unerläßliche Pflicht jedes Staatsbürgers ſey, ſich die größtmögliche politiſche Einſicht und Bildung zu verſchaffen, damit die Ueberzeugung klar werde, „daß nur eine freie, thätige, politiſche oder patriotiſche Tendenz derſelben nicht nur weſentlich für ihn, ſondern auch für die geſetzliche Freiheit, ſo wie für die Kraft und Blüthe des Staates wirken könne.“ Daß dieſe Ueberzeugung bisher bei den Wenigſten aus uns tiefere Wurzel gefaßt habe, kann nicht in Abrede geſtellt werden. Noch immer waren Sonder-Intereſſen mehr oder minder vorherrſchend und die Zuſammenſetzung des gegenwärtigen Reichstages, ſo wie der Provinzial-Landtage hat zu Genüge bewieſen, wie man bei der Wahl der Abgeordneten größtentheils nur auf die Befriedigung einſeitiger Intereſſen bedacht war. Es iſt dieſe Thatſache für den Beginn unſerer Reform allerdings erklärbar, und ſie iſt darum nicht allzuſtrenge zu rügen; wollte man aber von denſelben Grundſätzen auch in Zukunft ausgehen, ſo würde ſich der Nachtheil, der dadurch für das Geſammtwohl des Staates, oder der einzelnen Provinz unfehlbar hervorgehen müßte, bald herausſtellen, denn jede gleichgiltige Geringſchätzung des Ganzen rächt ſich ohne Widerrede auch an ſeinen Theilen.

Niemand von uns wird läugnen, daß diejenige Haushaltung die geordnetſte und zugleich glücklichſte iſt, wo jedes Mitglied derſelben ohne despotiſchen Zwang des Herrn freithätig den Kreis der Pflichten erfüllt, der ihm angewieſen iſt. Jeder Staat iſt eine Haushaltung im Großen, und jeder Bürger ein Mitglied derſelben. So wie nun dort im Kleinen der gemeinſame Zweck des Hauſes gefährdet würde, wenn jeder einzelne Bewohner desſelben nach ſelbſtſüchtigen Zwecken handeln wollte; eben ſo würde hier im Großen das allgemeine Staatswohl beeinträchtiget, wenn einzelne Körperſchaften ſtets nur ihre beſonderen Intereſſen im Auge behalten wollten. Es wäre daher ein ſehr gröblicher Irrthum, wenn wir dafür hielten, die ſtaatsbürgerliche Freiheit bedinge nicht auch eben ſo große Pflichten für uns, die wir zu erfüllen haben. Und dieſe Pflichten können wieder keine anderen ſeyn, als ſolche, die mit dem großen Zwecke des Staates im innigſten Einklange ſtehen.

Daß die umfaſſende Kenntniß derſelben nicht für jeden von uns ſchon jetzt geläufig ſeyn könne, unterliegt keinem Zweifel, denn wir ſtehen ja am Anfangspunkte unſerer politiſchen Bildung; aber jene Kenntniß kann und wird uns geläufig werden, wenn alle diejenigen, die durch ihre Fähigkeiten oder durch ihren Beruf ſich dazu geeignet fühlen, zur Verbreitung derſelben das Ihrige beitragen. Je größer jedoch der Umfang deſſen iſt, was uns Allen zu wiſſen Noth thut, um ſo zahlreicher müſſen die Kräfte ſeyn, die da wirken; und je langſamer die Bildung eines Volkes vorwärtsſchreitet, um ſo beharrlicher müſſen diejenigen in ihrer Ausdauer ſeyn, die da Hand an das große Werk des Geſammtwohles legen.

Belehrung iſt's demnach, deren wir jetzt vor Allem bedürfen, und zwar ſowohl der unmittelbaren, als der mittelbaren. Indem ich mich begnüge, die Nothwendigkeit derſelben hier bloß angedeutet zu haben, behalt' ich die nähere Erörterung der Art und Weiſe, wie ſie eingeleitet werden könnte, einem ſpäteren Aufſatze bevor, und ſchließe dieſe Zeilen mit der Bemerkung, daß, je mehr die Ueberzeugung dieſes Bedürfniſſes die Oberhand gewinnt, und je bereitwilliger wir uns zeigen, durch wechſelſeitige Mittheilung uns die möglichſt allſeitige politiſche Ausbildung zu verſchaffen, wir um ſo gewiſſer den Beweis liefern, daß wir für die Freiheit reif geworden ſind, und daß die Revolution nicht zu früh gekommen iſt. Joſef Wagner.

Berathungen über eine akademiſche Univerſität.

Die Allg. Zeitung berichtet hierüber aus Frankfurt a. M. vom 1. Sept. Folgendes: Die Berathungen, welche hier an den Geburtstagen Hegels und Göthe's über die Gründung einer neuen und höchſten Bildungsanſtalt gepflogen wurden, löſten einige Widerſprüche der Einladungsſchrift und zerſtörten den Schein, als ob hier ein einſeitiger Philoſophismus nur den Schaum der allgemeinen Idee bieten und die Subſtanz und den Körper der concreten Wirklichkeit hinter ſich laſſen wolle; vielmehr drang die Debatte, welche Viſcher und Grün eröffneten, auf das Gegentheil, und nach vielſeitiger Erörterung über die Verſchmelzung von Speculation und Empirie zu einem ebenſo vernunft- und erfahrungsmäßigen Erkennen formulirte Carriere den betreffenden Paragraphen in folgender Weiſe: „Die akademiſche Univerſität ſcheidet die Wiſſenſchaft nicht in Facultäten, wie die ſeitherigen Hochſchulen in äußerlicher Rückſicht auf Staats- und Kirchendienſt gethan, ſondern ſie ſucht das Leben in ſeiner ganzen Wirklichkeit zu erkennen, das Poſitive im Lichte des Gedankens darzuſtellen, und da-

durch die Jugend zu einem ſelbſtbewußten Wirken in der Geſellſchaft nach deren ſämmtlichen Thätigkeitszweigen zu befähigen. Sie überläßt die feitherigen Hochſchulen dem Schickſal ihrer bevorſtehenden Reform, und ſtellt ſich ſelber im voraus als das hin, was jene in längerer Entwicklung endlich werden ſollen." In Bezug auf die Organiſation ward das Prinzip aufgeſtellt, daß alle Lehrer gleiche Rechte haben, und ſich nur in ſolche unterſcheiden, welche für die beſondern Zweige der Wiſſenſchaft ernannt und beſoldet werden, und in ſolche, die ohne Beſoldung zu erhalten zugelaſſen ſind, und zwar nach der Erfüllung von einzig wiſſenſchaftlichen Bedingungen. Die erſte Ernennung der Lehrer ſoll durch einen dazu berufenen Congreß erfolgen, erledigte Stellen dann ſpäter nach eröffneter Concurrenz durch den Verwaltungsrath beſetzt werden. Derſelbe beſteht aus den vereinigten Ausſchüſſen der beſoldeten und unbeſoldeten Lehrer und der Studeutenſchaft. Er beſorgt die innern und äußern Angelegenheiten der Univerſität und theilt ſich dafür in beſondere Commiſſionen. Die ernannten Lehrer ſind zugleich die Akademiker; auch andere bedeutende Männer der Wiſſenſchaft werden ihnen durch die Congreſſe zugeſellt, zu welchen die Abgeordneten der einzelnen provinziellen wiſſenſchaftlichen Vereine, die ſich frei zu bilden haben, alljährlich zuſammentreten. Dieſe Congreſſe ſind zugleich für die Univerſitätsangelegenheiten eine höchſte Inſtanz, an welche von den Beſchlüſſen des Verwaltungsraths appellirt werden kann. Ertheilungen von Graden und Würden finden nicht ſtatt, eben ſo wenig Examina, die als eine Sache des Staats oder einzelner Geſellſchaften dieſen überlaſſen bleiben; der Eintritt als Zuhörer zu den akademiſchen Vorleſungen iſt unbeſchränkt. Als nun die Frage nach dem Ort aufgeworfen wurde, ward von Dr. Deutſch in begeiſterter Rede Wien genannt. Dort ſey die alte Univerſität ſammt andern Metternich'ſchen Bildungsanſtalten aufgelöſt, dort die Nothwendigkeit einer Neuſchöpfung vorhanden; dort fänden ſich im reichen Maße alle Mittel, alle Inſtitute, dort ſey eine bildungsluſtige Jugend. In Wien ſey das Schickſal Deutſchlands entſchieden worden, Wien müſſe durch Verwirklichung der Idee einer freien deutſchen Univerſität den anderen Ländern vorangehen. Es ſey Pflicht der Deutſchen, einen Herd der Intelligenz dort zu gründen, und in der allgemeinen Wiſſenſchaft ein Band für die verſchiedenen Stämme und dadurch dem deutſchen Geiſt einen Sieg zu bereiten. Die Rede ward mit lautem Beifall aufgenommen, und was noch andere Mitglieder für Frankfurt und Nürnberg ſprachen, dieſe Städte wurden doch in die zweite Reihe geſtellt, und der Ausſchuß ermächtigt, ſofort mit Wien in Unterhandlung zu treten. Dies iſt auch bereits geſchehen, an den Reichstag, das Miniſterium und die Aula ſind Schreiben abgegangen. Der Ausſchuß wird gern auf einzelne Modificationen eingehen, ſobald nur die Idee des Ganzen bewahrt bleibt, und dieſe iſt keine andere als das urſprüngliche Weſen, als das Princip der Univerſität, das die Gegenwart wieder ergreift.

Notizen.

— (Der Staat iſt ein weit höherer Begriff als die Nation.) — Eine Nation iſt ein Conglomerat von Menſchen, die dieſelbe Sprache ſprechen und höchſtens dieſelben Sympathien und Antipathien für andere Nationalitäten haben. — Aber die höchſte Entwicklung und Organiſirung der Civiliſation, die Herſtellung des Gleichgewichtes zwiſchen den Rechten und Pflichten eines jeden Individuums — die Garantien zu einer wahren Freiheit — genug, Alles, was das Zuſammenleben eigentlich möglich macht, gibt nur der Staat. — Ein Staat, welcher dem andern gegenüber nichts als ſeine Nationalität geltend zu machen vermag, kann überhaupt nur als auf der unterſten Stufe des politiſchen Lebens ſtehend, angeſehen werden. Die Nationalität iſt nur der Boden, auf welchem die höhere Lebensentwicklung ſtattfindet, und als ſolcher freilich die unerläßliche Bedingung dieſes Lebens. Wo aber nichts als dieſer Boden vorhanden iſt, kann die Entwicklung höchſtens als im Beginnen begriffen, angeſehen — und es müſſen ihre Früchte erſt abgewartet werden. — Dieſer großen Wahrheit ſind leider die meiſten Nationen und Völker heut zu Tage nicht bewußt. Je weniger politiſch gebildet ſie ſind, deſto höher ſtellen ſie ihre Nationalität mit Allem, was damit zuſammenhängt: Sprache, Kleidung, Sitten u. ſ. w., und deſto größer und rückſichtsloſer iſt auch ihr Egoismus und ihr Hochmuth. Für die Ungarn z. B. iſt die Nationalität das Höchſte im Staate. Ihr Hochmuth und ihre Rückſichtsloſigkeit gegen andere Nationen iſt daher auch unerträglich. — Nach den Ungarn werden wohl die Slaven (namentlich einzelne Stämme von ihnen) die Nation ſeyn, die am leidenſchaftlichſten in Europa dieſem Götzen huldigen. — Daß nun die Deutſchen, dieſe philoſophiſche Nation, wie ſie ſich gerne nennen, in unſeren Tagen auch in dieſe Selbſtabgötterung verfallen ſind, darüber muß man ſich ſehr wundern. — Die Deutſchen, die welthiſtoriſch ſind durch ihre kosmopolitiſchen Tendenzen, ihre Leichtigkeit, ſich an andere Nationalitäten anzuſchmiegen, eine Gabe, die zur Bildung von Colonien ihnen ſo zu Statten gekommen iſt;

ſie, deren Sprache ſelbſt (wie keine andere) geeignet iſt, den Geiſt der fremden Sprachen in der ihrigen wieder zu geben; die Deutſchen, die beinahe nie eine eigene Tracht hatten, ſondern meiſt die ihrer Nachbarn annahmen — und oft deren Sitten dazu — ſie, die nie viel auf äußere Zeichen hielten — dieſelbe Nation ſehen wir heute einen beinahe lächerlichen Mißbrauch mit deutſchen Farben, deutſchen Liedern, deutſchen Feſten machen. Dieſes ungeheuere Selbſtgefühl oder beſſer dieſer Enthuſiasmus über ſich ſelbſt, der mit Einemmal erwacht iſt, mag wohl aus dem Bewußtſeyn hervorgegangen ſeyn, daß es mit der deutſchen Einheit von jeher ſehr mißlich ausſah, — daß ſie darin allen andern Nationen (der italieniſchen ausgenommen) immer nachſtanden — und daß daher dieſes Gefühl mit aller Macht geweckt werden mußte. — Die Hoffnung, die ſo lang erſehnte Einigkeit endlich zu erreichen, entſtand zu gleicher Zeit mit dem allgemeinen Wahn, daß Nationalität und Freiheit identiſch ſeyen, zwei Worte für denſelben Begriff, ein Wahn, der ſich, wie ſo viele falſche Ideen, die der Einbildungskraft ſchmeicheln, mit unglaublicher Schnelligkeit beinahe aller Köpfe bemeiſtert hat, und ſelbſt gewöhnlich nüchterner und nichts weniger als poetiſcher Menſchen. — Dieſer allgemeine Rauſch iſt eine Epidemie wie eine andere. Aber ein Rauſch kann nicht immer dauern. Es gibt etwas Poſitiveres, etwas das unvergänglicher iſt — ich meine den Charakter der Völker, der wohl noch ſchwerer zu ändern iſt als der Charakter eines einzelnen Menſchen. — Nun gehört es aber zum Charakter der Deutſchen, daß gerade ihre ſchönen oben erwähnten Eigenſchaften ſie — ich fürchte es — auf die Dauer unfähig machen, einen ſo großen einigen Staat, wie den geträumten zu bilden, deſſen Baſis das reine Deutſchthum ſeyn ſoll. Und wenn auch in 100 Vereinen täglich dem einigen Deutſchland ein Hoch gebracht wird, dadurch wird es noch nicht einig. Es fehlt den Deutſchen dazu die Energie, ſelbſt der Egoismus, welche wieder andere Nationalitäten charakteriſiren, aber die ihrige gerade nicht. — Die Deutſchen haben, wie mir ſcheint, einen ſchönern Beruf, der jedes edle deutſche Herz befriedigen könnte, nämlich den der Vermittlung aller andern Völker durch ihre Intelligenz, durch Induſtrie und Wiſſenſchaft. Beſonders in Oeſterreich iſt dem deutſchen Element dieſer Beruf wirklich geworden. (P. Z.)

— (Statiſtik des Wiener Reichstages.) Nach dem Inhalte der Verhandlungsprotokolle des Reichstages ſind zwar auf die Geſammtzahl von 383 erſt 367 Abgeordnete eingetroffen, aber die Sitzungsordnung zählt nur 356 auf, und darunter ſind:

Doktoren der Rechte und Advokaten 38, Zeitungsredakteure 2, Gutsbeſitzer und Grundherren 40, Profeſſoren und Lehrer 12, Studenten und abſolvirte Juriſten 6, Staatsbeamte 40, Medicinä Doktoren 19, Schriftſteller 9, Buchhändler 1, Freiſaſſen 3, Fabrikanten 7, Wirthſchaftsbeſitzer, Oekonomie- und Bauerngrundbeſitzer 87 (größtentheils Galizier), Privatbeamte und Syndici 20, ohne beſtimmten Charakter 5, Privatiers 3, Bürgermeiſter und Bürger 16, Gewerbsinhaber 12, Handelsleute 6, Militär-Offiziere und Penſioniſten 4, Großhändler 2, Biſchöfe (aus Galizien) 2, Prieſter (katholiſche) 13, Paſtor 1, Prediger (jüdiſcher) 1, Doktoren überhaupt 2, Hofrath 1, geweſener Miniſter 1, Gouverneur 1, ſtändiſcher Beamte 1. — Um nun Jedermann in den Stand zu ſetzen, zu berechnen, wie viel — abgeſehen vom Gegenſtande und nur in Bezug auf Zeit — jede Interpellation für das Allgemeine, den Staatsſchatz nämlich, werth ſey, folge nachſtehende Berechnung. — Der Reichstag zählt 383 Abgeordnete, von welchen jeder monatlich 200 fl. C. M. bezieht. — Der Reichstag koſtet demnach, ohne Rückſicht auf Reiſekoſten, Lokalitäten, Druckſpeſen, Kanzlei-Perſonale u. ſ. w. monatlich 76,600 fl. — Hiervon entfallen, wenn der Reichstag monatlich 30 mal, und täglich durch 6 Stunden ſäße, auf einen Tag 2553 fl. 20 kr., auf eine Stunde 425 fl. 34 kr., auf eine Minute 7 fl. 5 kr. Die nichts ſagendſte Interpellation, wenn ſie auch vorausſichtlich mit der Höflichkeits halber etwas umſchriebenen Antwort: Ich weiß nicht! abgethan werden kann, die daher ſammt dem kleinen Anlaufe am Anfange und einem kurzen Bravo! am Ende kaum 10 Minuten Zeit erfordert, iſt demnach für den Staatsſchatz 70 bis 80 fl. werth. — Man erzählt ſich in Wien eine äußerſt intereſſante Anekdote, auf Schönbrunn bezüglich, die von mehreren Nationalgarden als wahr verbürgt wird. Der Kaiſer, der jetzt ausſchließlich in Schönbrunn ſich befindet, beſucht täglich einige Male den großen herrlichen Garten. Vor einigen Tagen, als Er eben darin promenirte, kamen Ihm ein Nationalgarde und ein Soldat entgegen, die Arm in Arm im freundlichen Diſcurſe ſich unterhielten. Als ſie dem Kaiſer nahe waren und pflichtgemäß ſalutirten, ſoll Derſelbe ihnen die Hand gereicht haben mit den Worten: „Dieſer deutliche Beweis der Einigkeit freut mich, und ich bin überzeugt, wenn Alle dieſem Beiſpiele folgen, daß Ruhe und Sicherheit in meinem lieben Wien herrſchen werden.“

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge 1.)

№. 24. Klagenfurt, Sonnabend den 23. September 1848.

Ueber den Einfluß der Lehranstalten auf unsere politische Bildung.

Mit den Reichstagsbeschlüssen vom 30. und 31. August d. J., in Folge dessen die Unterthänigkeit und das schutzobrigkeitliche Verhältniß sammt allen, diese Verhältnisse normirenden Gesetzen aufgehoben sind, wurde in Verbindung mit den übrigen Rechten, die aus der constitutionellen Verfassung für uns hervorgehen, der letzte und zugleich wirksamste Schritt gethan, um in uns das Bewußtseyn der staatsbürgerlichen Freiheit und Gleichheit lebhaft anzuregen.

Der Unterthan kennt von nun an nur eine Rücksicht, nämlich die gegen den Staat. An uns ist es daher, jenes Bewußtseyn zu beleben, zu stärken und für alle Zukunft zu befestigen, um allmählich den patriotischen Gemeingeist hervorzurufen, der uns bisher so sehr gefehlt hat. Daß dieß auf keine andere Art geschehen könne, als durch Belehrung, bedarf keines Beweises, und in so ferne bin ich unwillkührlich auf den Punkt gekommen, ein Versprechen zu lösen, das ich bei Gelegenheit meines Aufsatzes in diesen Blättern: „ob wir für die Freiheit reif sind oder nicht," gegeben habe, und wo ich bereits andeutete, daß die politische Belehrung sowohl eine unmittelbare als auch mittelbare sey. Ohne mich jedoch in eine nähere Begründung der Nothwendigkeit, ja selbst der Pflicht einer solchen Belehrung einzulassen, geh' ich auf die Erörterung der Mittel selbst über, durch deren allseitige Anwendung dieselbe am sichersten erreicht werden könnte. Was nun zunächst die unmittelbare Belehrung betrifft, so kann sie zum Behufe für unsere politische Bildung von mehreren Punkten ausgehen. Ich fasse für den Zweck dieser Zeilen zunächst in's Auge

die Lehranstalten.

Als diejenigen Institute, welche dazu bestimmt sind, den Geist des Menschen in seinen empfänglichsten Perioden für alles Schöne, Gute und Nützliche zu entwickeln, sind sie vorzugsweise geeignet, Gefühle, Anschauungen, Begriffe und Ideen zu wecken, ohne welche die künftige Wirksamkeit für etwas Großes und Allgemeines nie gedeihen kann. Daß die früher bestandene Einrichtung unsers Studienplanes für die Erreichung dieses edleren und höheren Zweckes nicht geeignet war, und auch nicht seyn konnte, lag in der Natur der damaligen politischen Gestaltung Oesterreich's, die, wie wir Alle wissen, jeder Aufklärung feindselig gegenüber stand, und besonders jene Lehrgegenstände unter strenge Aufsicht nahm, die auf irgend eine Art über die wahren Zustände des öffentlichen Lebens ein helleres Licht hätten verbreiten können. In der Religion, in der Philosophie, ja selbst in einzelnen Zweigen der Naturwissenschaften übte das Amt der nun aufgehobenen Censur ihre hemmenden und verderblichen Rechte, weil der Absolutismus fürchtete, es könnten Grundsätze Wurzel fassen, die, wie man ganz richtig schloß, für das Fortbestehen desselben eben nicht sehr günstig und förderlich seyn würden.

Vor Allem aber war es die Geschichte, die sich vorzugsweise in Oesterreich die größten und absurdesten Verstümmelungen gefallen lassen mußte. Und doch ist es nur sie allein, die uns, wenn sie die Thatsachen rein und unverfälscht erzählt, nicht nur ein klares und umfassendes, sondern auch ein lehr- und einflußreiches Gemälde des gesammten Völkerlebens vor Augen stellt. Aber eben deßwegen, weil sie durch treue und rücksichtslose Darstellung der Staatsbegebenheiten zugleich „das Weltgericht" ist, besorgten die Regierungen das allermeiste nur von ihren Lehren, und es darf uns daher nicht befremden, wenn wir in den Blättern derselben, insoferne sie in dem unfreiwilligen Zwange der vorgeschriebenen Schranken sich bewegte, größtentheils nur ein Zerrbild der Wahrheit sahen, und daß sie, wie ich bereits bei einer andern Gelegenheit bemerkte, meistens nur mit einer trockenen Nomenklatur

von Regenten und Jahrzahlen ſich befriedigte, oder befriedigen mußte. „Beſonders war es," um ſchon Geſagtes auch hier zu wiederholen, „die öſterreichiſche Geſchichte, welche ſich die vorſchriftmäßigen, oft lächerlichſten Verſtümmlungen dieſer Art gefallen laſſen mußte, weßwegen es gerade dieſes prachtvolle Feld war, das größtentheils unbebaut lag, oder nur von ſolchen Händen bearbeitet wurde, die in feiler Furcht die Begebenheiten ihres menſchlichen Charakters beraubten und die Helden dieſer Geſchichte auf eine naturwidrige Art nur mit dem Glanze des Götterruhmes umzogen. Wagte es auch hie und da ein partheiloſer Vertreter der Wahrheit, offene Sprache zu führen, ſo traf ihn die Strenge des Geſetzes, oder er war gezwungen, einem Lande den Rücken zuzukehren, in welchem die Machthaber nichts mehr zu fürchten hatten, als die Wahrheit."

„Anders iſt es jetzt," heißt es dann weiter, „wo die lang verſchloſſenen Thore derſelben durch die Aufhebung der Cenſur und die Einführung der Preßfreiheit geöffnet ſind. Damit iſt die Zeit gekommen, wo Oeſterreich auch in dieſer Beziehung ſeine Ehre retten kann; wo es ſeine bisher verkannten Talente zeigen, und die Ehrenhaftigkeit ſeines Charakters beweiſen wird, ohne ſie durch kriechende Demuth oder böswillige Zerrbilder zu beſudeln. Von nun angefangen, werden diejenigen; denen es um Licht, Recht und Wahrheit zu thun iſt, nicht mehr nöthig haben, krumme Wege einzuſchlagen, um dieſen höchſten Palladien der Menſchheit Eingang zu verſchaffen; man wird nicht nöthig haben, im Auslande Aufſchlüſſe über dasjenige zu ſuchen, was uns zunächſt berührt; man wird endlich nicht mehr gezwungen ſeyn, die Licht- und Schattenſeiten weit entfernt von einander darzuſtellen, wie es bis jetzt mehr oder minder der Fall ſeyn mußte, ſondern beide werden jetzt, wie es die Natur eines jeden guten Gemäldes erfordert, neben einander ſtehen, und eben dadurch jener Gefahr des Verkanntwerdens vorbeugen, die nothwendig dort ſtatt finden muß, wo man das Irdiſche alles vergänglichen Charakters beraubt."

Alle hier genannten Vortheile nun, welche der Geſchichte zu guten kommen, finden nach den gegenwärtigen Verhältniſſen unſerer neuen Staatseinrichtung auch auf alle übrigen Theile der Wiſſenſchaften ihre volle Anwendung. Die Philoſophie kann ſich unbeirrt in den Tiefen ihrer Forſchungen verlieren; ſie wird uns nicht nur die einfachen Geſetze des Denkens lehren, ſondern wird uns auch über das höhere Gebiet des menſchlichen Geiſtes Aufſchlüſſe geben, und uns die Größe und hohe Bedeutung unſerer Beſtimmung zeigen; die Geologie, als Zweig der Naturwiſſenſchaften, wird nicht mehr beſorgen dürfen, durch ihre Theorien über den Urſprung und Bildungsgang der Erde der Religion gefährlich zu werden, ſobald es uns erlaubt iſt, alle Erſcheinungen in ihrer Geſammtheit zu betrachten und zu beurtheilen; die Jurisprudenz wird unſere Rechtsbegriffe reinigen, und die Religion ſelbſt ſoll und wird dazu dienen, unſere Gefühle zu läutern, wo mißverſtandene Vorurtheile uns auf Abwege führen könnten; kurz, die Bahn für Wahrheit iſt geöffnet, der Strahl des Lichtes darf überall durchdringen.

Von dieſem Geſichtspunkte betrachtet, iſt die neue Ordnung der Dinge in Oeſterreich für alle Lehranſtalten unſers Staates von eben ſo großer, als einflußreicher Wichtigkeit für unſere künftige politiſche Bildung, denn nicht nur, daß ſie, wie bereits erwähnt, den aufſtrebenden Geiſt der Jugend zu leiten haben; ihren Lehrern ſteht außer dem perſönlichen Eindrucke noch die Macht des beredten mündlichen Wortes zu Gebote, die, wie die Erfahrung es lehrt, ſelten ohne nachhaltige Wirkung bleibt, zumal dann, wenn Form und Inhalt desſelben Dinge betrifft, die unſern Geiſt für etwas Großes, Edles und Erhabenes entflammen, und uns, obgleich in weiterer Ferne, ein glänzendes Ziel unſeres jetzigen Strebens erblicken laſſen. Vorzüglich wird dieſer höhere Zweck dann erreicht, wenn die Lehrer dahin wirken, ſchon in der jugendlichen Seele das Bewußtſeyn zu wecken, daß der Menſch in jeder ſtaatsbürgerlichen Geſellſchaft ſich nie als ein vereinzeltes, nur für eigennützige Zwecke thätiges Individuum betrachten dürfe, ſondern daß es ſeine ſchönſte Aufgabe, ja ſeine höchſte Pflicht ſey, ſich als ein untrennbares Glied der großen Kette für die Beförderung des Geſammtwohles zu erkennen. Sie werden hierin ganz beſonders durch die proviſoriſchen Anordnungen für das Schuljahr 1849, rückſichtlich der Gymnaſien ſo wie der Volksſchulen unterſtützt, die durch Erlaß des Miniſterium's des öffentlichen Unterrichts bekannt gegeben wurden, und jenen naturgemäßen Geiſt der freien Entwicklung unſerer Anlagen anordnen, der ſo ſehr geeignet iſt, die keimenden Kräfte für die künftige, höhere Aufgabe des Lebens vorzubereiten.

Man glaube ja nicht, daß ein jugendliches Alter dergleichen Begriffe, wie ſie oben angedeutet wurden, nicht zu faſſen vermöge. Die Natur ſelbſt gab ihr hierin die nöthige Unterſtützung; denn wo anders, als nur bei der Jugend finden wir die Begeiſterung, dieſe edelſte Kraftäußerung unſers Innern, die nur mit dem Alter entflieht, wo der Ernſt der Erfahrungen uns kälter gemacht hat. Befolgen wir hier nur den ſtufenweiſen Gang der Natur, die durchaus keinen Sprung duldet, und ſchreiten wir in unſerer Einwir-

tung auf die Jugend nur allmählig vom Niederen zum Höheren, ſo dürfen wir des Erfolges gewiß ſeyn. Wo man hingegen in eigener pedantiſcher Verknöcherung jedes lebhafteren Geiſtes-Aufſchwunges bar iſt; wo man an dem todten Buchſtaben des Lehrbuches klebt; wo man trockenes Gedächtnißwiſſen höher achtet, als eine ob auch kleine Summe belebender Vorſtellungen und Ideen; wo man endlich weit davon entfernt iſt, das Leben des Menſchen als etwas zuſammenhängendes Ganze zu betrachten und von den ſpäteren Jahren die Früchte erwartet, für die man in der Jugend den Samen zu pflanzen verſäumt hat, da kann freilich nichts anderes gedeihen, als jener blöde Stumpfſinn für alle öffentlichen Angelegenheiten, für jedes Gemeinwohl, den wir bisher zu unſerer eigenen Schande ſo weit verbreitet ſahen, und aus dem am Ende nichts anders hervorſprießen kann, als jenes Unkraut des häßlichſten Egoismus, der alle edleren Kräfte unſers Geiſtes überwuchert und zuletzt völlig erſtickt.

Und damit hab' ich auch wenigſtens annähernd den Wirkungskreis bezeichnet, den alle Lehranſtalten für unſere künftige politiſche Bildung auszufüllen haben. Was die hier angedeuteten Grenzen desſelben in entgegengeſetzter Art überſchreitet, führt offenbar zum Verderben nicht nur des Einzelnen, ſondern auch zu dem des Staates, und verdient, wie jeder Mißbrauch der geſetzlichen Freiheit, die volle Strafe der Gerechtigkeit.

Joſef Wagner.

Ein Beitrag zur Conſtituirung des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates.

In den gegenwärtigen ſo ernſten Zeitverhältniſſen, wo die Zukunft der Reiche und Völker in Frage ſteht, mag es vielleicht einer politiſch ganz und gar unbedeutenden Perſönlichkeit geſtattet ſeyn, ſich in das Gebiet der höheren Politik zu verſteigen, um dort ihre nicht ganz unbegründeten Ideen mitzutheilen.

Was will die unermeßliche Mehrheit der Völker, welche die öſterreichiſche conſtitutionelle Geſammtmonarchie bilden? — Sie will einmächtiges blühendes im Inneren auf die Baſis der neuen Ideen gegründetes, gegen Außen geachtetes und ſtarkes Kaiſerthum!

Wer nicht mit mir auf dieſem Boden ſteht, für den ſind dieſe Zeilen nicht geſchrieben. Nun ſind aber die anerkannten Patrioten über die Mittel keineswegs einig, oberwähnten Zweck zu realiſiren. Als leitender Grundſatz muß hiebei ausgeſprochen werden: Alle Völker der Geſammtmonarchie, möge ihre numeriſche Geſtaltung welche immer ſeyn, ſind zum Genuße der conſtitutionellen Rechte gleich berufen, ſie ſind aber zur Mitwirkung am gemeinſchaftlichen Baue der Verfaſſung und zur Erhaltung derſelben gleich verpflichtet. In dieſer Idee müſſen ſich alle noch ſo verſchiedenen Nationalitäten zuſammen finden, in dieſer Beziehung ſind alle Intereſſen eins, der Name Deutſcher Madjar, Slave, Italiener verſchwindet oder vereinigt ſich in dem großen Begriffe Bürger des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates.

Wie aber dieſer Idee einen Ausdruck geben, das iſt die ſchwierige Frage. — Leicht mag dieß in centraliſirten Staaten z. B. Frankreich, Spanien ſeyn, ſchwieriger in bloß politiſch zerklüfteten wie Deutſchland, Italien; ſehr ſchwer in unſerem von ſo verſchiedenen Nationen bewohnten ſchönen Oſtreiche (welche Benennung ich ſtatt Oeſterreich vorſchlagen würde), aber vielleicht nicht unmöglich. Eine Hauptſchwierigkeit liegt ſchon in der Geſammtvertretung aller Völker zu einem Centralparlamente, was unumgänglich nothwendig erſcheint, damit die von allen gegebenen Geſetze eben dadurch auch alle verpflichten würden. Von vielen Seiten hört man den Vorſchlag: man geſtatte den einzelnen Völkern eigene Parlamente, doch müßten die Miniſter des Aeußern, des Krieges, der Finanzen bloß dem Centralminiſterium in Wien vorbehalten werden. Dieſer Vorſchlag involvirt eine offenbare Ungerechtigkeit, er iſt darum auch nicht haltbar, er bietet keine Garantien der Zukunft. Iſt ſo ein Miniſterium, dem die drei wichtigſten Portefeuilles fehlen, noch ein ſolches! verdient es dieſen Namen? — Das ſind keine Miniſter mehr, das ſind verantwortliche Chefs der einzelnen Verwaltungszweige. Will der ungariſche Deputirte in Budapeſth, der croatiſche in Agram, der italieniſche in Verona z. B. den Miniſter des Aeußeren interpelliren (wozu er das gleiche Recht hat, wie der Deutſche in Wien), an wen ſoll er ſich denn wenden, — ſoll er nach Wien reiſen, oder ſollen die Miniſter an vier Orten zugleich erſcheinen!

Wie können Finanzgeſetze für ihn verbindlich ſeyn, der an ihrer Berathung keinen Antheil nahm. Wahr iſt es, vier Parlamente mit vier Miniſterien (vollſtändigen) bilden vier Staaten, über die man wieder ein Centralminiſterium ſetzen müßte, wodurch wir gar fünf Miniſterien bekämen, was denn doch zu viel des Guten wäre. Wollte man endlich nach Wien ein Centralparlament zuſammenberufen, ſo iſt mit Grund vorauszuſehen, daß die ſieben hundert Mitglieder desſelben aus ſo verſchiedenen Nationen beſtehend, ein harmoni-

sches Ganze unmöglich bilden werden, die Frage allein über die zu erwählende Geschäftssprache würde schon nach wenigen Sitzungen einen solchen allgemeinen Reichstag in einzelne Deputirte auflösen. Als gänzlich unthunlich erscheint es hiebei eine, z. B. die deutsche Sprachkenntniß als Bedingung der Wählbarkeit eines Deputirten aufzustellen, wenn man bedenkt, wie selten dieselbe in Slavonien, den madjarischen Comitaten oder lombardischen Delegationen zu finden ist, ein solcher Census würde zur Folge haben, daß ein sonst durchaus nicht das Vertrauen der Committenten verdienendes Individuum dem bloßen Umstande der Sprachkenntniß zu lieb, das hohe Mandat eines Volksvertreters übernehmen würde, während patriotische das Vertrauen der Wähler im vollem Maße verdienende Männer davon ausgeschlossen würden. Einen solchen linguistischen Census können sich die Völker des österreichischen Kaiserstaates unmöglich gefallen lassen.

Da nun diese bisher angegebenen Vorschläge als unausführbar erscheinen, so wird man mit Recht fragen, welcher jener Plan sey, den der Schreiber dieses Aufsatzes als durchführbar darzustellen wage, denn es ist nicht genug die Schwierigkeiten einer Aufgabe zu beleuchten, man soll auch die Mittel angeben, selbe zu lösen. Indem ich nochmals um Nachsicht bitte, mich auf ein solches Terrain gewagt zu haben, entwickle ich meine Meinung mit folgenden Worten:

Man berufe nach Wien, auf der bei dem jetzigen Reichstage feststehenden Basis Deputirte aus den sämmtlichen Ländern des Kaiserstaates, doch nicht zu regelmäßigen Gesammtsitzungen, sie sollen sich vielmehr in Sektionen nach ihren Nationalitäten versammeln. Jedes dieser Parlamente möge dann von Wien aus als einem neutralen Boden die innere Verfassung ihrer respektiven Länder feststellen, und durch ein aus ihrer Mitte zu wählendes Comité mit dem einen dirigirenden verantwortlichen Centralministerium in Verbindung stehen. Solcher Sektionen könnten folgende gebildet werden, die deutsche, czechische, polnische, ungarische, südslavische, italienische, jede mit eigenem Präsidenten und zu bestimmender Geschäftsordnung.

Zum Zwecke beabsichtigter Interpellationen würde abwechselnd jede Woche einmal das Gesammtministerium in den einzelnen Sektionen erscheinen, wodurch alle Deputirten die Möglichkeit erhielten, mit den Ministern in direkte Verbindung zu treten. Die Anstände in Beziehung der Sprachen ließen sich hier durch Dolmetscher leicht beseitigen. In Fragen allgemeiner Natur z. B. auswärtiger Angelegenheiten könnten nach vorausgegangenen Separatverhandlungen Plenarsitzungen zur Abstimmung stattfinden. Allenfalls könnte auch jede Nation im Ministerrathe durch einen Staatsmann aus ihrer Mitte vertreten werden.

Dieses wären die Grundzüge der in diesen Zeilen entwickelten Idee, welche durchgeführt der Gesammtmonarchie unermeßliche Vortheile gewähren müßte. So ließe sich dann Einheit der Vertretung, Einheit der Regierung nach Innen und Außen herstellen, so würde jeder Nationalität Rechnung getragen, ohne Zersplitterung zu bewirken, so könnte vielleicht unser Gesammtvaterland unter dem milden Scepter unsers guten constitutionellen Monarchen, einen Grad der Cultur erreichen, einer solchen Fülle der Wohlfahrt genießen, daß die Völker Europas es als ein beneidenswerthes Glück halten würden, dem österreichischen Kaiserstaate anzugehören.

Klagenfurt, im September 1848.

Carl Melzer,
k. k. Bibliotheksamanuensis.

Notizen.

— (Eine gute Lection.) Acht ungarische Officiere machten von Mailand nach Monza einen Ausflug. In Monza wurden sie von der Einwohnerschaft ungastlich aufgenommen und mit einer großartigen Katzenmusik regalirt. Die Officiere fuhren augenblicklich zurück und meldeten ihrem tapfern Führer, Grafen Radetzky den Vorfall. Am andern Morgen bemerkte man gegen Monza hin eine Militärbewegung. Der ausgezeichnete Held schickte vier Bataillons mit einem General nach Monza. Dieser übergab dem Magistratsvorstande ein Schreiben des Grafen Radetzky, worin der Vorfall erwähnt und zugleich bekannt gegeben wurde, daß die Stadt aus Strafe für das hübsche Benehmen binnen einer Stunde dem commandirenden General einmalhunderttausend Lire einzuhändigen habe, widrigenfalls die getroffenen Maßregeln augenblicklich ausgeübt werden. Die Summe wurde schleunigst aufgetrieben und dem Befehlshaber übermittelt, welcher sodann seinen Rückzug wieder antrat. Die Bewohner von Monza werden sich in Zukunft hüten, österr. Militärs zu insultiren. Es könnte die Strafe nicht immer so gelinde ausfallen! Die Katzenmusik war aber gewiß die präzioseste, welche noch in der österreichischen Monarchie stattfand! (Moravia.)

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge 1.)

№ 25. Klagenfurt, Dinstag den 26. September 1848.

Deutsche Briefe.

Von der als lyrischen Dichterin rühmlich bekannten Betty Paoli theilt „die Presse" mehrere zeitgemäße Herzensergießungen unter obiger Aufschrift mit, welche alle Beachtung verdienen; wir geben den zweiten Brief, der von Zerbst, einer Stadt im Fürstenthume Anhalt-Dessau datirt ist, hier als Probe den Lesern unseres Blattes:

„Mir ist als seh' ich von hier aus Dein verwundertes Gesicht und hörte Deinen Ausruf: Was kann man denn um's Himmelswillen in Zerbst wollen?! Uebernimm Dich nicht in Deinem großstädtischen Hochmuth! Es fehlt dem kleinen Zerbst nicht an großen Merkwürdigkeiten; der Roßmärkte, die uns Beide wenig interessiren, gar nicht zu gedenken, kann sich der sinnige Beschauer hier an der Wiege Katharinens von Rußland und der von Schlegel befungenen Butterjungfer erbauen. Doch will ich Dir ehrlich gestehen, daß weder die eine noch die andere dieser Merkwürdigkeiten mich zur Herreise bewog. Und was war es sonst? wirst Du fragen. Es war dasselbe Gefühl, das in gläubigern Tagen die Menschen nach fernen Wallfahrtsorten trieb, um dort den verlornen Frieden ihres Innern wiederzufinden. Ich weiß hier ein Heiligthum, in dem mein Geist sich erhebt, wenn meine Kniee sich beugen, eine Seele, der das Mittleramt zwischen Gott und mir zugefallen, eine Hand, deren magische Berührung meine Dornenkrone frische Rosen treiben macht. Hätte ich eines Freundes bedurft, an wen hätte ich mich mit freudigerer Zuversicht wenden mögen als an Dich? Du hättest mich geleitet und gestützt und den Mantel Deiner Liebe über jeden Stein gebreitet, auf daß er meine Füße nicht verletze. Du hättest meinen Kummer verstanden und getheilt, aber mir that Anderes Noth. Der Mensch, von dem ich Dir spreche, ist nicht mein Freund; er ist mein Gebieter, und eines solchen bedurfte, bedarf ich, um die schmerzvolle Anarchie meines Innern zu schlichten. Wie sonderbar klingt dieß Bekenntniß in einer Zeit, wo kaum mehr Anderes zu vernehmen, als der Ruf nach unbeschränkter Freiheit! Aber laß die Welt nur noch eine Weile hinrollen und sie wird, wie ich, das Bedürfniß empfinden, sich einem Willen zu unterwerfen, der höher, edler, reiner ist, als das Gebot ihrer wilden Leidenschaften und dunkeln Triebe. In welcher Gestalt er sich offenbaren, welchen Ausdruck er annehmen wird, läßt sich jetzt nicht vorhersagen. Ich denke, was uns am dringendsten Noth thäte, wäre eine erhabene Persönlichkeit, in der das Gesetz Mensch würde, um unter uns zu wohnen. Die graue Theorie kann nichts Lebendiges schaffen, denn sie selbst ist todt. —

Weißt Du, wie mir hier zu Muthe ist? Wie einem Menschen, der sich plötzlich aus einem Hochofen in stilles Waldesdunkel versetzt fände; solch ein industrielles Etablissement ist gewiß höchst nützlich; man muß den Arbeitern danken, die im Schweiße ihres Angesichts das Erz von seinen Schlacken zu befreien streben, aber angenehm ist nicht, allen diesen Manipulationen beizuwohnen.

Wie still und sabbathlich ist es dagegen hier in der kleinen Stadt mit ihren Gärten und Anlagen, die sie wie ein grünes Band umgeben. Oft sitze ich draußen, und die Bäume und Pflanzen lesen mir Collegien über Naturrecht und Staatsweisheit. Da will kein Blatt länger leben als der Stamm, der es getrieben, da will aber auch keine Frucht vorwitzig der Blüthe voraneilen; ewigen Gesetzen folgend schreiten die Erscheinungen fort, einfach wie alles Schöne, geregelt wie alle Weisheit, segensreich wie jede echte Kraft. O, daß die Menschen doch in diese Schule gingen! Im grauen Alterthume geschah es wohl, und davon entstand die tiefsinnige Mythe von dem Riesen, dem doppelte Stärke die Adern schwellt, so oft er die mütterliche Erde berührt. Ja, selbst das spiritualistische Judenvolk war von dieser Anschauung so tief durchdrungen, daß es den weisesten seiner Könige, den der

Vögelsprache Kundigen nannte. Nun iſt zwar nicht zu leugnen, daß auch unſere Zeit in gewiſſer Beziehung dieß halbvergeßne Studium wieder hervorgeſucht hat, doch hat ſie ſich leider nur auf einen ſpeciellen Zweig desſelben geworfen; ſtatt den Adlern, Lerchen und Nachtigallen aufhorchend zulauſchend, begnügt ſie ſich mit dem Geſchwätze der Papageien und der politiſchen Weisheit der Staarmätze.

Wenn man es aber auch nicht ſo weit bringt, wie König Salomo, läßt ſich draußen im Freien doch noch immer viel profitiren; vor Allem lernt man den troſtvollen Glauben faſſen, daß der Himmel es noch immer gut und redlich mit der Erde meint. Nie ſchien die Sonne heller, nie grünten die Bäume luſtiger als in dieſem von tauſend Sorgen umdunkelten, von tauſend Stürmen zerriſſenen Jahr. Ja, die Natur iſt treu und ihr dürfen wir immer vertrauen.

Aber wie ſtill und friedlich es hier iſt, und wie ſehr ich mich deſſen freue, ich kann meine Gedanken doch nicht abhalten, zu euch hinzuflattern, um in euere große Werkſtätte zu gucken. An Lärm und Ruß fehlt es darin nicht, die Funken ſprühen in rothglühende Geſichter, der Ambos ſeufzt unter gewichtigen Schlägen, vor Allem ſind aber die Blaſebälge thätig und geſchäftig. Was wird nun das Reſultat dieſes Hämmerns und Schmiedens ſeyn? Wieder nur Kronen und Ketten? Ach, bisher hat die Menſchheit noch wenig Anderes zu Stande gebracht! es wechſelten immer nur die Claſſen, die mit jenen geſchmückt, von dieſen gedrückt waren. Jetzt hat man das Volk zum Herrſcher ausgerufen, es iſt de facto König und hat als ſolcher auch ſchon über einen ganzen Hofſtaat von Schmeichlern zu verfügen, die es mit leichter Mühe überreden, ſeine Sultanslaunen ſeyen als unmittelbare Eingebungen Gottes mehr denn Recht und Geſetz. Es muß in der menſchlichen Natur wirklich ein Bedürfniß liegen, vor irgend einem Götzen zu kriechen! Dem Purpur ward ſein Nimbus nur geraubt, um ihn auf die Blouſe zu übertragen. Ihr ſchreckt vor dem Worte Deſpotismus zurück? In zorniger Empörung macht es euer Blut aufwallen? O mit Recht! Aber ſcheint euch der von den Maſſen ausgeübte Abſolutismus erträglicher? Schreit unſchuldig vergoſſenes Blut darum weniger gegen Himmel, weil des Volkes Hände es verſpritzten? Ihr habt Recht, der Tyrannei die Opfer vorzuzählen, die ihrem Grimm, uud die noch zahlreichern, die ihrem Mißtrauen fielen; nur mögt ihr dabei nicht vergeſſen, daß es kein Deſpot war, der Socrates den Giftbecher reichte und Jeſus von Nazareth an's Kreuz ſchlagen ließ, und ſo fort durch die langen Reihen der Geſchichte, bis zu dem Schaffot, das die Girondiſten wie eine Brücke zur Unſterblichkeit betraten. Ihr wollt die Freiheit? Wohlan, auch mein Herz glüht nach ihr! Aber ihr wollt ſie um jeden Preis und ich weiß, daß ſie nie um den Preis eines Verbrechens erkauft ward. Euch würde es an ihrer dämoniſchen Doppelgängerin, der tauſendmal entweihten Hetäre, genügen; ich hingegen will ſie ſelbſt und liebe ſie zu ſehr, um Blut und Noth auch nur am Saume ihres Gewandes zu dulden. Sie ſey heilig wie ihr Vater im Himmel heilig iſt!

So weit habe ich geſtern geſchrieben, da unterbrach mich Theodor's Kommen. Der Gruß, mit dem er mir entgegen trat, war: Radetzky iſt in Mailand!

O ſieh! ich hatte es erwartet, nie hatte ich Anderes für möglich gehalten, als den Sieg unſeres guten Rechts, unſers glorreichen Heeres; ich hatte zu heiß, zu flehentlich darum gebetet, um es nicht zu hoffen. Aber nun ſchien mir doch, es ſey ein Wunder geſchehen, vor dem ich in Demuth die Kniee beugen müſſe; wie aus dem Abgrunde der tiefſten Hoffnungsloſigkeit fühlte ich mich plötzlich zu der lichten Sonnenhöhe der Erfüllung hinangehoben. Mir war, als hätt' ich mitgefochten, Theil gehabt an den Kampf und Sieg, und ſey nun herrlich belohnt für tauſend Sorgen und Schmerzen. Nein, die Liebe zum Vaterlande iſt nicht Egoismus! Beſter Herr Ruge! verſetzen Sie ſich immerhin auf den Standpunkt der abſoluten Vernunft, decretiren Sie, wie Kotzebue's Sultan Wampum über alle Gefühle, die nicht in Ihr Syſtem paſſen: „Ich befehle, ſie ſollen unmöglich ſeyn.“ Eine Siegesnachricht wie dieſe ſtößt Ihr Syſtem ſelbſt um und ein friſcher Lebensquell wäſcht den Staub Ihrer Abſtraktionen hinweg. Nein, da iſt von keinem Egoismus die Rede! Dachte ich in jenem gedenedeiten Augenblick an mich, an meine Freunde? Und doch habe ich deren in Radetzky's Heer ſehr edle und ſehr theuere! Aber nicht ihrer gedachte ich, nicht des Ruhmes, noch der Wunden, die ihnen zu Theil geworden ſeyn mögen, ich ſah nur mein geliebtes Oeſterreich von neuem Glanz umgeben, den Sieg unſers Doppeladlers über die verrätheriſche Schlange, die Mailand in ſeinem Wappen führt. Laß mich ſchließen, ich bin zu tief bewegt. Bitte Deinen Bruder in meinem Namen, er möge mir ein Blatt des Feldzeichens ſchicken, mit dem er in Mailand einzog; wie eine Reliquie will ich' es verehren. Und gib mir bald Nachricht! Wenn ich nicht immer weiß, was in Oeſterreich vorgeht, fühl' ich mich wie vom Mutterherzen abgeſchnitten.

Die Republik. *)

„Sie gönnten Cäsar'n das Reich nicht
„Und wußten ſich ſelbſt nicht zu regieren."

Battaglia, im September.

Es iſt eine ſchöne Sache um den Fortſchritt, in der Wiſſenſchaft, in der Poeſie, in der Kunſt und auch in der Politik. Dieſer Fortſchritt wird jedoch nie durch die Maſſen, wohl aber durch einzelne hervorragende, den Maſſen vorauseilende Genie's bewirkt, die dann durch Apoſtel und Jünger auf jene wirken und ſie in die progreſſive Bewegung verſetzen. „Jede Menge iſt Pöbel", ſagte der geiſtreiche Pope, „und wäre ſie aus lauter Biſchöfen zuſammengeſetzt." In der That ſehen wir täglich ſehr geiſtreiche Männer in Maſſe zum Pöbel werden. — In der Einſamkeit bildet ſich das Genie, das eine Manifeſtation des Geniuſ der Menſchheit iſt. „Nicht die Deutſchen haben das Pulver erfunden", ſagt der witzige Heine, „aber ein Deutſcher hat das Pulver erfunden und 49,999,999 Deutſche haben das Pulver nicht erfunden." Nur ein Deutſcher hat die Buchdruckerkunſt erfunden, aber Tauſende von Deutſchen laſſen jetzt ihre Gedanken drucken nach Herzensluſt. Nicht die Griechen haben die Iliade geſchrieben, ſondern Homer, der dadurch nicht nur der Vater aller Dichter, ſondern auch vieler Helden bis in die neueſte Zeit, ja ſogar Napoleon's, wenn die Meinung Recht haben ſoll, er wäre ein gar ſo gewaltiger Held geworden, weil ihn ſeine Mutter auf einem Teppiche gebar, auf dem Scenen aus der Iliade abgebildet waren. Columbus hat die neue Welt entdeckt und Millionen nach ihm haben ſie ausgebeutet. Der Fortſchritt wird immer und überall durch das Genie Einzelner bedingt, die den Maſſen vorausgehen, geht aber nie von den Maſſen ſelbſt aus. Auf dieſe wirken, ſie überzeugen, lenken, vorwärts führen, das iſt die Aufgabe des Genies, und um dieſes zu können, muß man ein Genie ſeyn — aber wehe uns, wenn wir mit dem Dichter ſagen müſſen:

Ich ſah des Verdienſtes heil'ge Kronen
Auf der gemeinen Stirn entweiht!

Wehe, wenn der Unberufene ſich zum Propheten zum Genius eines Volkes aufwirft, und es von der geraden Bahn des Fortſchrittes ablenkt auf Irrwege; der Jammer von Millionen und auch ihr Fluch trifft ihn. Wehe den falſchen Propheten! Wehe denen, die nicht höherer Ruf, ſondern Selbſttäuſchung, Eigendünkel, Ehrgeiz oder noch unedlere Motive zu Volksführern macht nnd die bisweilen auch eine kurze Zeit herrſchen, „weil der Einäugige unter den Blinden König wird."

Solcher falſcher Propheten in der Politik gibt es nun heut zu Tage viele. Sie haben ſchon viel Jammer erzeugt. In manchem ſchönen Lande iſt ſchon viel Blut durch ſie gefloſſen, und in manchem ſchönen Lande wird noch viel Blut durch ſie fließen.

Politik — wie ſchön und wie leicht iſt es nicht, zu politiſiren. Alles andere muß man lernen. Als Politiker wird man heut zu Tage geboren. Der Laie, den man vor ein Bild führt, um es zu beurtheilen, wird verlegen und verſtummt, ſchweigt verlegen, wenn ihm Hamlet die Flöte reicht und ihn auffordert darauf zu ſpielen — hätte ſich aber gewiß für fähig gehalten ſein Premierminiſter zu werden.

So iſt es in der Politik, da braucht man kein Studium, keine oder nur ſehr geringe Kenntniſſe. Jeder weiß, wo ihn der Schuh drückt und daher iſt jeder ein Politiker und braucht einen andern Schuh.

Republik, rufen Tauſende und wollen gleich den Schuh der Monarchie wegwerfen, ohne zu bedenken, daß es nur einer Erweiterung desſelben an der Stelle, wo er drückt bedarf, um ihn bequem zu machen. Aber dem Leichtſinnigen iſt das nicht Recht. Er will den ganzen Schuh wegwerfen und einen neuen haben, bis er leider findet, daß der neue am ganzen Fuß wehthut!

Republik, ſagt Herr N., das iſt der bequeme Schuh, der auf alle Füße paßt, und keinen weh thut. Republik ſagt, Herr N., der mit ſeiner geſellſchaftlichen Stellung unzufrieden iſt — und er hat Recht; denn König werden, iſt heut zu Tage ſchwer. Es war eine Zeit, eine ſchöne Zeit, wo Saul einen Eſel ſuchte und eine Krone fand. Nicht jeder iſt ſo glücklich einem Napoleon verwandt zu ſeyn, der jedem Bruder zum Namenstag eine Krone zum Präſent macht. Aber Präſident der Republik — ja das geht ſchon leichter — dazu braucht man keine Ahnen, die ſchon vor Jahrhunderten die Krone getragen, das kann Jeder werden.

Republik, ruft er — ſeht nur Rom, Griechenland, Nordamerika, die Schweiz, meinetwegen auch St. Marino! Nordamerika, auf dieſem Steckenpferd reiten ſie am liebſten herum, denn dieſes Beiſpiel haben wir vor Augen. Aber lieber Herr N., bedenken Sie doch, daß die nordamerikaniſche Republik eigentlich nicht durch die Entthronung eines Monarchen oder einer Dynaſtie entſtanden iſt, ſondern ſich nur von einem entfernten, tyranniſchen Mutterlande losſagte; daß die Nordamerikaner eigentlich nichts verlangten als die Rechte und Freiheiten des Mutterlandes, die ihm dieſes verſagte. Was verlangte O'Connell für Irland? Die Rechte und Freiheiten Englands, die ihm das

*) Aus dem Journal des öſterr. Lloyd.

Parlement, nicht die Königin Victoria vorenthält, die ſie ihm vielleicht von Herzen gönnen würde! Bedenken ſie doch Herr N., daß Lande, die einen an eine Dynaſtie, an ein Vaterland knüpfen, nicht ſo dehnbar ſind, um über den Ocean hinauszureichen, ohne zu reißen; daß der Engländer, Irländer, Franzoſe u. ſ. w. als er jenen Welttheil betrat, ſchon aufgehört hatte, Engländer, Irländer oder Franzoſe zu ſeyn; denn wer ſein Vaterland liebt, mehr liebt als ſich ſelbſt, als ſein größeres oder geringeres Wohlbefinden, der verläßt es nicht. Man wollte ſein Glück machen, reich werden und ging nach Amerika. Man liebte ſich und das Geld, aber nicht das Vaterland, den heiligen Boden, auf dem die Väter gewandelt. Dort auf dem fremden Urboden fand man keine Geſchichte, keine Dynaſtie, da konnte man eine Republik gründen und dieſe Republik konnte beſtehen.

Wie ſah es mit den alten Republiken aus? In jenen Zeiten, wo der Menſch im Bürger aufging, wo Vaterlandsliebe alle andern Gefühle verſchlang, wo der Menſch von der Wiege an nur zum Staatsbürger gehämmert wurde? In Griechenland machte die Republik die Einigung der griechiſchen Städte und Stämme unmöglich, die griechiſchen Republiken lohnten ihren großen Männern mit dem größten Undank zu Gunſten der Freiheit, wie ſie meinten, und wurden nicht ein großes, herrſchendes Volk, ſondern dienſtbar, nachdem ſie ſich in unzähligen Bürgerkriegen verblutet hatten. Die griechiſche Geſchichte bietet wohl glänzende Epiſoden, aber kein ſchönes vollendetes, lehrreiches Ganze aus einem Guſſe. In Rom gingen von den Königen Romulus und Numa Pompilius die Geſetze und Einrichtungen aus, welche die Grundlage der ganzen nachfolgenden Größe des Volkes wurden. Die Republik hingegen war nur eine ſtürmiſche Uebergangsperiode, die ihre Brutuſe, aber auch ihre Marius und Sulla aufzuweiſen hat, und zuletzt im Kaiſerthume aufging, welche wegen der Nichterblichkeit der Dynaſtie und des Mangels an einem geſetzgebenden und beſchränkenden Körper, einer beſtimmten Verfaſſung zu Grunde ging. In der Geſchichte der Schweiz finden wir nur Schönes in ihrem Anfang, in der Gründung der Freiheit, ſpäter ſinkt ſie zu einer unerquicklichen Unbedeutenheit herab; ſie thut ſeit Jahrhunderten, was man nur einigen kleinen deutſchen Tyrannen in den Zeiten tiefſter Erniedrigung Deutſchlands zum Vorwurf machen kann, ſie verkauft ihre Landeskinder an auswärtige Tyrannen und gibt im Innern das Schauſpiel der kleinlichſten, erbärmlichſten Wirren, nach Außen das noch traurigere einer unfruchtbaren Neutralität zum Beſten. — Der Ausgang der erſten franzöſiſchen Republik iſt jedem bekannt, obwohl Viele nichts daraus gelernt haben. — Die jetzige im Gegenſatze zur erſten wird wohl damit enden, daß, nachdem alle Monarchen ſie anerkannt haben werden, ſie ſich aus reinem franzöſiſchen Widerſpruchsgeiſt, ſelbſt nicht anerkennen, ſondern irgend einem guten Prinzen die Krone anbieten wird. Wird noch einer den Muth dazu haben, ſeitdem es in Frankreich nicht mehr heißt: Le roi est mort — Vive le roi! ſondern Le roi est chassé — Vive le roi! —

Ja Herr N., ſo ſieht es mit den Republiken aus, aber ſie wollen Conſul, Triumvir, Dictator oder auch nur ein proſaiſcher Präſident werden? Nun Glück auf! Sie ſagen ſtolz mit Marquis Poſa: „Ich kann nicht Fürſten-Diener ſeyn.“ Bedenken Sie nur, daß der gute Marquis Poſa da eine großartige Lüge begeht, denn er mag nur dem Philipp nicht, aber wohl dem Carlos dienen! Er ſagt auch dem Philipp nicht: Geben Sie die Niederlande, die Nicht-Spaniſchen, die deutſchen Niederlande frei, ſondern nur: „Geben Sie ihnen Gedankenfreiheit“!

Notizen.

— Ein ungenannter aber bekannter Wühler parodirte oder profanirte vielmehr in einem Grazer Blatte Arndt's ſchönes Gedicht alſo:

„Wo iſt des Zopfes Vaterland?
„Es iſt der Kärntner Land!“

Dieſer lächerliche Ausfall veranlaßte zur Entſtehung folgenden Epigramms:

Apologie der Zöpfe.

Auf ſeiner Reiſe durch die Welt
Kam ein moderner Freiheitsheld
In manche Stadt, wo alte Sitte
Noch herrſchte in der Bürger Mitte,
Und Treue noch als Tugend galt,
Und Niemand auf den Fürſten ſchalt;
Da rief der Held entrüſtet aus:
„Bei euch zu leben, iſt ein Graus,
„Wohl ſeyd ihr armſel'ge Tröpfe
„Und habt noch lange, lange Zöpfe.“
„„Das mag wohl ſeyn, verſetzt ein Krieger,
„„Doch du biſt ohne Zopf nicht klüger,
„„Denn um zu tragen einen Zopf,
„„Muß man erſt haben einen — Kopf.““

Nun ſagt, wer iſt ein größ'rer Tropf,
Ein Mann mit oder ohne Zopf?
Wo iſt der Tröpfe Vaterland?
In jedem Land' und jedem Stand.

Verantwortlicher Redakteur: E. M. Mayer. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge 8.)

№ 26. Klagenfurt, Sonnabend den 30. September 1848.

Betrachtungen
über die provisorischen Anordnungen für das Schuljahr 1849.

> Gibts einen andern Weg, freie kräftige Menschen aus Jünglingen zu bilden, als das Anlaandereihen ihrer Seelen, wie sich wechselseitig entflammen für alles Erhabene und Schöne, das eine ältere Hand ihnen nur zeigt, aber nicht auftrug?—
>
> Dya-Na-Sore.

Die öffentlichen Lehr- und Bildungsanstalten sind die natürlichen Träger unser geistigen Entwicklung. Was sie vor den Tagen der Revolution für uns gewesen sind, haben wir leider Alle gesehen. Sie waren Pflanzschulen für den Egoismus, der nie zu dem begeisternden Gedanken an das Glück einer gesetzlichen Freiheit sich erheben kann, unter deren Flügeln allein der Mensch zur Würde seiner eigentlichen Bestimmung im großen Staatsverbande sich emporzuschwingen vermag. Es hieße den ernsten Anforderungen der Zeit, so wie den Bedingungen jedes constitutionellen Lebens Hohn sprechen, wenn wir ihre bisher bestandene Einrichtung beibehalten sehen wollten.

Um so erfreulicher muß demnach für jeden denkenden Vaterlandsfreund der Inhalt der oben genannten prov. Anordnungen für das Schuljahr 1849 seyn, welche die Nummer 22 der „Carinthia" bereits zur Kenntniß gebracht hat. Sie liefern den Beweis, daß das Ministerium des öffentlichen Unterrichts von der klaren Erkenntniß eines veränderten Bedürfnisses nach Maßgabe der Verhältnisse, und zugleich von demjenigen Standpunkte ausgegangen ist, den wir als den einzig wahren betrachten müssen, wenn unsere künftige politische Bildung den Anforderungen eines echt constitutionellen Lebens entsprechen soll. Von der Volksschule angefangen bis hinauf zu jenen Studien, wo sich der Jüngling für irgend eine Wahl und Richtung seines nachfolgenden Berufes entscheiden muß, weht uns ein eben so wohlthuender als auch segenbringender Geist der Freiheit nicht nur für den Lehrer, sondern auch für den Schüler entgegen. Nicht die Menge eines todten Gedächtnißwissens, nein! der Gehalt des Erlernten ist's, der maßgebend für die Zukunft unserer Jugend seyn wird. Die Belebung des Geistes in Verbindung mit der Veredlung des Herzens, das ist der feste und unerschütterliche Grundstein, auf dem das neue Lehrgebäude an unsern öffentlichen Bildungsanstalten aufgeführt werden soll, und dessen naturgemäße Beschaffenheit eine nähere Beleuchtung der erwähnten prov. Anordnungen unwiderlegbar bestätigt.

Das Erste, was uns nun hier in Bezug auf die Volksschulen entgegen tritt, ist die Bestimmung, daß von nun an, wo nicht besondere Hindernisse obwalten, der Unterricht in denselben in der Muttersprache ertheilt werden müsse. Je natürlicher uns dieselbe erscheint, um so unglaublicher muß uns dünken, daß es jemals eine Zeit geben konnte, in der das Gegentheil statt fand. Das Widersinnige der früheren Einrichtung in dieser Hinsicht ist uns so klar, daß es in der That ein nutzloses Bemühen wäre, es an diesem Orte noch deutlicher vor Augen zu stellen. Es haben dieß viele Lehrer auch erkannt, und wir müssen es ihnen nur zu Dank wissen, wenn sie öfter mit Nachdruck darauf drangen, einen Uebelstand zu beseitigen, der das Unmögliche begehrt, weil er dem einfachen Gange der Natur geradezu widerspricht. Nur mögen solche Volksfreunde in ihrem edlen Streben nicht allzu weit gehen, und nicht etwa durch eine vorherrschende Liebe für National-Unabhängigkeit und der daraus hervorgehenden ausschließlichen Pflege der vereinzelnten Sprache, die Theilnahme an dem Gesammtleben der Völker, die in unserm Staate verbunden sind, so wie an den gemeinsamen Pflichten, die sie zu erfüllen haben, schon im Keime ersticken! — Nicht Kärnten, nicht Steiermark, nicht Böhmen oder Ungarn, nicht Krain oder Tirol, sondern Oester-

reich, das schöne, große und herrliche Oesterreich, dessen endlich errungene constitutionelle Freiheit uns Alle mit gleichem Glücke umfaßt, das soll und muß unser Vaterland seyn!

Ist nun schon dieser Theil der genannten prov. Anordnungen so sehr geeignet, die Entwicklung der natürlichen Anlagen der Jugend wesentlich zu befördern, so müssen wir der hohen Einsicht des Ministeriums um so gerechtere Anerkennung zu Theil werden lassen, wenn wir den Inhalt des dritten Punktes derselben vernehmen. Er macht, wo dieß thunlich ist, den Religions-Unterricht den Geistlichen allein nicht nur zur Pflicht, und sie für den Erfolg desselben verantwortlich, sondern sie haben dabei auch das gedankenlose Auswendiglernen strenge zu vermeiden, und ihre Lehren für Herz und Verstand der Kinder so fruchtbar als möglich zu machen. — Wer von uns weiß es nicht, welchen unendlichen Einfluß die Religion in Geist und Herz auf unser irdisches Glück ausübt? Wie trostlos sind manche stolze Grübler, die man Gelehrte nennt, von ihren Forschungen nach Jenseits zurückgekehrt, und haben vergebens den frommen Glauben ersehnt, der den Unglücklichen in den Tagen der Noth und der Verzweiflung aufrecht erhält! Wer zweifelt daran, daß wir mit den Jahren meistens nur klüger, aber nur selten besser werden? Wissenschaft und Kunst, diese holden Begleiterinnen auf dem oft rauhen Pfade des Lebens, sie altern mit uns, und wir stehen in späten Jahren oft verlassen von ihnen. Nur das Heiligthum der Religion allein, wenn wir es von Jugend auf in unserm Innern treu und unverfälscht bewahrt haben, steht tröstend uns zur Seite, wenn wir vor dem letzten Athemzuge zittern; es zeigt uns den einzigen Strahl der Hoffnung, die uns jenseits leuchtet, und reicht uns die Palme des Friedens, der uns dort erwartet. So groß, so überschwenglich reich fließt die Quelle der Wohlthat für uns aus der Religion in Geist und Herz!

Wenn nun dieselbe schon für den Menschen allein, ohne Beziehung zur Außenwelt so wichtig ist, so muß sie um so einflußreicher erscheinen, wenn wir ihn in seiner Wechselwirkung mit Andern, noch mehr aber, wenn wir ihn als Glied im großen Staatsverbande betrachten. Rechte und Pflichten werden durch positive Gesetze geregelt; aber nur allzu gerne sucht der Mensch, verführt durch Leidenschaften aller Art, ihren Aussprüchen sich zu entziehen. Nicht so der Religiöse in der reinen Bedeutung des Wortes. Er spricht nicht bloß von Rechten, er erkennt auch seine Pflichten. Ich frage: hatten Revolutionen in ihrem Gefolge jemals so viel des Bedauernswerthen herbeigeführt, wenn heutzutage eine weit verbreitete Frivolität in religiöser Hinsicht nicht ein trauriges Attribut der Völker wäre? Man nenne diese Aeußerung immerhin jesuitisch, der Name; vielleicht auch der damit verbundene Schimpf beeinträchtigt dessungeachtet die Wahrheit des Gesagten nicht. Der Mensch prahlt mit dem Stolze seines Wissens, aber er ist schwach genug, das offene Bekenntniß seines religiösen Gefühles abzulegen; und hierin liegt der bedauernswerthe Widerspruch mit sich selbst.

In unmittelbarer Verbindung mit der Anordnung rücksichtlich des Religions-Unterrichtes steht die Art und Weise, wie künftig auch der kirchliche Gottesdienst in den Volksschulen eingerichtet seyn soll, und die wir in dem §. 6 bezeichnet finden. Auch hier begegnen wir denselben humanen, naturgemäßen Grundsätzen von Seite des Ministeriums, die wir im Vorhergehenden wahrgenommen haben. Nicht jenes rücksichtslose, jenes starre Festhalten an bestimmte Stunden, in denen ohne Unterschied der Tages- und Jahreszeit die Kirche von der Jugend besucht werden mußte, das bisher beobachtet und, wir dürfen es offen gestehen, in vielen Fällen nicht ohne nachtheilige Folgen für die Gesundheit, ja selbst oft gefährlich für das Leben derselben geworden ist, sehen wir nun als Norm, sondern der Besuch des Gottesdienstes ist von dem Alter, von den Jahreszeiten, Lokalverhältnissen und Orts- wie Landessitten abhängig, und wird durch die bereits gewonnene wahrhaft religiöse Ausbildung der Jugend bedingt. Bedarf es eines Mehreren, um bestätigt zu finden, was oben behauptet wurde? —

Mit den bisher erwähnten prov. Anordnungen für das Schuljahr 1849 ist jedoch der volle Kreis der Gegenstände noch nicht geschlossen, der die jugendlichen Kräfte in den Volksschulen allmählig entwickeln, und sie für ihre künftige politische Bildung vorbereiten soll; denn nebst der Aussicht auf die spätere Einführung verbesserter Lehrmethoden, die sich nur aus den Resultaten einer bereits gemachten praktischen Erfahrung ergeben können, haben die Lehrer derselben, so weit es in ihren Kräften liegt, auch noch die Verbindlichkeit, unentgeltlichen Unterricht in jenen Zweigen des Wissens zu ertheilen, die mehr oder weniger geeignet sind, dereinst eine harmonische Bildung hervorzurufen, und die künftigen Staatsbürger nicht nur in geistiger, sondern auch in körperlicher oder physischer Beziehung brauchbar zu machen. Dahin gehört z. B. das Zeichnen, eine Fähigkeit, die sowohl durch artistische als auch technische Anwendung für uns von großem Vortheile ist; ferner die Gymnastik, besonders im Exerciren, als ein so förderliches Mittel zur Stärkung unsers Leibes, damit die

Seele reifen könne, mehr jedoch als Vorbereitung zur einstigen Erfüllung der allgemeinen Wehrpflicht, die uns durch die constitutionelle Verfassung auferlegt ist; endlich der Beginn des Unterrichtes in der Obstbaum-, Bienen- und Seidenzucht, so wie überhaupt in allen jenen Beschäftigungen, die zur Hebung und Verbesserung der Landwirthschaft dienen, und zur Beförderung des Staatswohles so wesentlich beitragen. Wer erkennt in allen diesen Anordnungen nicht das Gepräge eines wohlgeordneten Planes, der an der untersten Stufe beginnt, um geistig und physisch gestärkt immer höher emporsteigen zu können, auf der Stufenleiter unserer politischen Bildung? —

Was nun hier in Bezug auf die Volksschulen näher beleuchtet wurde, das findet, wie es auch nicht anders zu erwarten stand, in fortschreitendem und erhöhterem Maße auch in den Gymnasien statt. So sehen wir hier die Naturgeschichte mit Inbegriff der Naturlehre als Gegenstände des Unterrichts, und durch sie jene Kenntniß vorbereitet, aus der für uns eine so unendliche Quelle der reichsten Genüsse und Vortheile fließt; ferner die Landessprachen, ohne welche das Band der uns so nothwendigen Sympathien nur locker geknüpft bleibt; eben so die Geographie, dieses unentbehrliche Studium, wenn wir in den beständigen Hinblicke auf den kleinen Punkt, den wir eben bewohnen, in einseitiger Betrachtung der Dinge nicht verkümmern wollen; nicht minder die Sprachen überhaupt, dieses unerläßliche Mittel der allgemeinen Verständigung bei dem jetzt herrschenden großen Völkerverbande; ferner die Mathematik, diese ernste Wissenschaft mit ihrer strengen Logik und unumstößlichen Wahrheit, die mehr als jede andere ihrer Schwestern geeignet ist, unsern Geist zu einem consequenten Denken vorzubereiten; ferner die Stenographie als unentbehrliches Mittel bei allen öffentlichen Verhandlungen, um den Ausdruck des flüchtigen Momentes in der kürzesten Zeit für alle Zukunft festzuhalten, und endlich eben so wie in den Volksschulen, die Fortsetzung des Unterrichtes im Zeichnen, im Gesange, in der Gymnastik u. dgl. Vor Allem aber empfiehlt das Ministerium die Pflege der deutschen Sprachwissenschaft, um, wie es ausdrücklich sagt, die Keime des bei der freien Verfassung unsers Vaterlandes so wünschenswerthen Rednertalentes zu wecken. Kurz, wohin wir blicken, überall begegnen wir jener klaren und umsichtigen Auffassung der jetzigen Umstaltung der Dinge, so wie den hohen und unabweislichen Anforderungen, die die Zukunft zur Erreichung des großen Staatszweckes an uns Alle stellt.

Der Raum dieser Zeilen gestattet es nicht, mich in eine ausführlichere Beurtheilung des prov. Lehrplanes für die genannten Studien-Abtheilungen einzulassen. Einen wesentlichen Bestandtheil desselben darf ich jedoch nicht unerwähnt lassen, nämlich die beinahe unbedingte Freiheit, welche nach allen Richtungen hin in die Hände der Lehrer gelegt ist. So vielfache Schwierigkeiten sie auch hie und da erzeugen mag, sie ist nothwendig, denn ohne sie würde das schöne Werk der Jugendbildung in dem oben angegebenen Geiste des Ministeriums nur bedingt möglich, ja vielleicht unausführbar seyn, weil dort, wo das höhere Maß der eigenen Erkenntniß durch festbestimmte Grenzen beengt ist, jeder freiere Aufschwung des Geistes erstirbt; und wo dieser fehlt, das todte Wort des belebenden Eindruckes entbehrt. Je größer jedoch die Begünstigung und das Vertrauen sind, die das Ministerium in die Lehrer setzt, um so mehr ist es ihre Pflicht, denselben im vollsten Umfange zu entsprechen. Sie allein sind es, die den Samen in den fruchtbaren Boden des jugendlichen Gemüthes zu legen haben, und von ihrer Wahl desselben hängt es ab, ob aus ihm einstens gute Früchte hervorwachsen werden. Sie bleiben daher auch durch die Saat der Gegenwart für die Ernte der Zukunft verantwortlich. Wir wollen demnach mit Zuversicht hoffen, daß sie ihre große Aufgabe im Sinne des Ministeriums zu lösen bemüht seyn werden, ohne sich etwa durch das Bedenken irre leiten zu lassen, daß das hohe Geschenk der Lehrfreiheit nur allzu leicht auch zum Mißbrauche führen könne.

Aber auch an die Jugend sey hier ein ernstes und zugleich wohlmeinendes Wort gerichtet. Unschätzbar sind die Gaben der politischen Freiheit, die wir nun Alle genießen; aber nur ungleich sind die Segnungen vertheilt, die sie erzeugt. Wir Aelteren sehen nur die Keime und vielleicht noch die Blüthen derselben, aber die Früchte, die herrlich und prachtvoll aus ihr hervorsprossen müssen, diese wird einstens nur die jetzige Jugend genießen. Liegt nicht in diesem einzigen Gedanken ein erhebendes Gefühl für sie? Soll sie nicht eine gewisse Mahnung der Pflicht in ihrer Brust fühlen, dem schönen Berufe, der ihrer harrt, schon jetzt entgegen zu streben, um dereinst geistig gerüstet auf der Bahn ihres eigenen Glückes sowohl, als auch dessen ihrer Mitmenschen zu wirken, auf der wir uns jetzt nur mühsam und schwankend zurecht finden? Soll sie auch nicht entfernt daran denken wollen, den ernsten Anforderungen der Zukunft an sie zu genügen?

Sie soll und darf diese Rücksicht um so weniger aus den Augen verlieren, als die Aussicht nach Lohn

dafür jetzt mehr gegründet ist, als damals, wo, wie die Erfahrung es gelehrt hat, dem eigentlichen Verdienste nur selten Anerkennung zu Theil wurde. Ueberall öffnet sich für jugendliche Kräfte ein weites Feld nützlicher und selbst einflußreicher Wirksamkeit, und zahllos sind die Quellen einer reichen und ehrenvollen Thätigkeit. Wie die künftige Einrichtung unsers Staates auch immer beschaffen seyn möge, stets wird er nicht nur gut entwickelter, sondern auch vieler Kräfte bedürfen; und jene werden ihm offenbar die wünschenswerthesten seyn, die mit der nöthigen Einsicht auch zugleich die Lebhaftigkeit des Geistes verbinden, die stets nur ein Attribut des jüngeren Lebensalter ist.

Josef Wagner.

Notizen.

— (Der dreizehnte März.) Drei besondere Momente der Geschichte Oesterreichs, in die Regierungsepochen Marien Theresiens, Franz I. und Ferdinand I. fallend, sind nicht nur für den historischen Denker, sondern auch für den Beobachter coincidirender Jahrstagsbegebenheiten von hohem Interesse.

Am dreizehnten März 1741 hat in Wien ein Fürst das Licht der Welt erblickt, welcher, zum Mannesalter gereift, sich einen Verehrer seiner Mitmenschen aufrichtig genannt, und die geistige Wiedergeburt seines Volkes zum Ziele seiner hochsinnigen Bestrebungen gemacht hatte. Alles was die aufgeklärteste Jurisprudenz von Europa zur allmäligen Ausbildung humaner Staatseinrichtungen von den Zeiten Ludwig XVI. bis auf unsere bewegte Gegenwart mitten unter den Wogen geistiger Kämpfe und materieller Hindernisse erdacht und angestrebt hatte, sprach sich schon in den legislativen Verfügungen und Erlassen des unsterblichen Joseph II. aus. Mit scharfem Blicke und wormem Herzen erfaßte der Genius dieses unvergeßlichen Fürsten die Anforderungen der menschlichen Würde, und brachte der Ausführung seiner philanthropischen Entwürfe die Ruhe und die Gesundheit der letzten Hälfte seines irdischen Daseyns großmüthig zum Opfer. Hatten seitdem die Verirrungen des französischen Volkes die Ideen wahrer Volksbeglückung nicht von der Bahn der ruhigen Ueberlegung auf das Feld des überstürzenden Fanatismus verpflanzt, so würde der von Joseph II. ausgestreute Same, anstatt in Oesterreich unter der Erdkruste der Einschichterung ein Halbjahrhundert lang zu schlummern, schon in den nächsten Jahren nach dem Hintritte dieses philosophischen Monarchen zur herrlichsten Weltsaat aufgegangen seyn.

Am dreizehnten März 1815 ward in Wien, unter dem Vorsitze Metternichs, jene berüchtigte Erklärung unterzeichnet und Europa kundgegeben, worin der Congreß den von der Insel Elba auf das Verlangen eines ganzen Volkes nach Frankreich zurückgekehrten Kaiser Napoleon, unter Rehabilitirung eines mittelalterlichen Gesetzes, als Störer des Weltfriedens für vogelfrei erklärte. So hatte man dem Kaiser Franz I. die Rolle Cäsars gegen seinen Schwiegersohn Pompejus aufgedrungen! Alle Souveräne, in deren Namen damals die Achtserklärung ausgefertigt wurde, ruhen bereits in den Grüften ihrer Ahnen; von den neunzehn Bevollmächtigen, welche der Acte ihre Namensfertigung beifetzten, sind nur neun noch am Leben. Was übrigens bei Betrachtung der benannten Erklärung auffällt, ist der Umstand, daß Oesterreich von zwei Diplomaten dabei vertreten war, deren einer — Metternich — noch gegenwärtig als Flüchtling mitten im freien England seine alten Grundsätze der Nothwendigkeit der Willkür-Regierung bewahrt, indeß der andere — Wessenberg — schon seit dem letzten Freiheitskampfe der Belgier zur Einsicht der Unerläßlichkeit der Vereinbarung von Fürsten und Völkern gelangt, am Staatsruder des neugebornen Oesterreichs obenan sitzt.

Am dreizehnten März 1848 wurde durch das energische Wort einiger Jünglinge in Wien ein Regierungssystem gestürzt, welches 56 Jahre lang jede freisinnige Geistesregung im Lande mit Würgerarmen niedergehalten hatte. Nicht die materielle Kraft der begeisterten kleinen Schaar, sondern das Unvermögen der Gewalthaber, auf der improvisirten Stätte des öffentlichen Wortkampfes ihren Gegnern redlich Rede zu stehen, hat die Träger jenes Princips vernichtet. Ein neuer Kranz von Lorbern deckt seitdem die Schläfe des Standbildes Joseph des Zweiten, mit dessen ehemaligem Mannsrufe: „Keine Finsternis mehr!“ auch der milde Spruch seines erlauchten Großneffen! „Nur kein Blut meines Volkes!“ an jedem österreichischen Staatsmanne fortan zur festen Richtschnur dienen wird. (Oest. Courier.)

Bei der am 29. August d. J. öffentlich statt gehabten Plenarversammlung der österr. kais. Akademie der vereinigten bildenden Künste in Wien wurden folgende von den betreffenden Sectionen vorgeschlagene Künstler zu Kunstmitgliedern der Akademie gewählt: Aus der Section der Architektur: Hr. Anton Barmitius; Hr. Leopold Ernst; Hr. Ferdinand Fellner; Hr. Josef Fuß; Hr. Theofilus Hansen; Hr. Georg Müller; Hr. Leopold Oescher; Hr. Rjumnaß; Hr. Friedrich Stache. — Aus der Section der Bildhauerei: Hr. Josef Lesar; Hr. Anton Dietrich; Hr. Friedrich Koch; Hr. Vincenz Pilz; Hr. Johann Preleithner; Hr. Josef Wandrak. — Aus der Section der Malerei: Hr. Rudolf Alt; Hr. Jos. Binder; Hr. Franz Dobyschofsky; Hr. Leopold Ernst; Hr. Josef Hasselwander; Hr. Anton Hansch; Hr. Josef Kriehuber; Hr. Ferd. Küß; Hr. Fritz L'Allemand; Hr. Gustav Leybold; Hr. Josef Neugebauer; Hr. Johann Passini; Hr. Carl Rahl; Hr. Johann Math. Raufil; Hr. Ignaz Raffalt; Hr. Wilhelm Rieder; Hr. Eduard Ritter; Hr. Leander Ruß; Hr. Heinrich Schweminger; Hr. Josef Schweminger; Hr. Rudolf Swoboda; Hr. Eduard Swoboda; Hr. Johann Carl Swirsch; Hr. Joseph Schönmann; Hr. F. Treml.

Verantwortlicher Redakteur: E. M. Mayer. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge 1.)

№ 27. Klagenfurt, Dinstag den 3. Oktober 1848.

Wien's Septembertage.

Es ist gewiß ein nicht uninteressanter Beitrag für die Geschichte der verhängnißvollen Septembertage, daß sich gerade am 12. und 13. dieses Monats in einem Theile Oberkärntens das Gerücht verbreitete, in Wien sey wieder eine Revolution ausgebrochen, der Kaiser vom Reichstage abgesetzt und hierauf die Republik proklamirt worden. Man sieht hieraus klar, daß die Bewegungen, welche am 12. und 13. September in Wien und gleichzeitig an mehreren anderen Orten stattgefunden haben, nichts anders als das vorbedachte Werk einer im Finstern schleichenden Parthei gewesen seyen, welche das sichere Gelingen ihrer den völligen Umsturz aller gesellschaftlichen Ordnung bezweckenden Pläne mit blinder Zuversicht hofend, die Ausbrüche ihres voreiligen Siegestaumels zurückzuhalten nicht im Stande war. Das aber haben diese Leute nicht bedacht, daß eben ihre Voreiligkeit sie entlarven, und das Volk über die Schändlichkeit ihrer Absichten aufklären werde. Wozu dieß Wühlen im Verborgenen? Nur wer Schlechtes im Schilde führt, hat Ursache, sein Thun in ein geheimnißvolles Dunkel zu hüllen, der ehrliche Mann tritt offen auf, und scheut sich nicht, seine Gesinnungen und Absichten mit jenem Freimuthe zu bekennen, der ein unerläßliches Attribut der Ehrlichkeit ist.

Wir haben einen Reichstag, welcher den Willen des Volkes repräsentirt, und somit allein berufen ist, mit Beistimmung des Kaisers dem ganzen Staate Gesetze zu geben, die exekutive Gewalt wird von einem aus dem Volke hervorgegangenen verantwortlichen Ministerium ausgeübt, und die Sorge für die Angelegenheiten der Stadt Wien ruht in den Händen der bestehenden Localbehörden. Wer hat also das Recht, außer dem Reichstage dem Volke Gesetze zu diktiren, oder ein Ministerium stürzen zu wollen, welches nicht der Hauptstadt allein, sondern dem ganzen Staate angehört? Oder zu welchem vernünftigen und rechtlichen Zwecke bedarf es in Wien nun außer den ordentlichen Localbehörden, noch eines sogenannten Sicherheitsausschusses, dessen Bestehen wohl während des revolutionären Zustandes, keineswegs aber jetzt, wo alle Staatsgewalten gesetzlich repräsentirt, und Wiens Interessen durch seinen Gemeinderath gewahrt sind, gerechtfertigt werden kann. Wer soll denn endlich herrschen in Oesterreich? Das Gesetz als Willensausdruck der freien österreichischen Völker, oder das unlautere Gelüste einer Parthei, welche die Hauptstadt zum Tummelplatze ihrer niedrigen Leidenschaften erkoren zu haben scheint. Wien ist kein Paris, und die Provinzen Oesterreichs sind keine französischen Departements, das mögen die armseligen Nachäffer der Pariser-Hallenweiber und Ohnehosen wohl bedenken.

Mit einem Antlitze, hellstrahlend wie die Morgensonne eines schönen Frühlingstages, betrat die hehre Göttin Freiheit am 15. März den Boden Oesterreichs, alle Völker jubelten freudetrunken ihr entgegen, und eine herrliche Zukunft entrollte ihr entzückendes Bild vor unsern Blicken. Doch nur von kurzer Dauer war das Glück, welches die unvergeßlichen Märztage uns gebracht, nur zu schnell entschwand es wieder wie ein flüchtiger Traum, und räumte seinen Platz einem Zustande, dessen längere Dauer für den Gesammtstaat trauriger seyn würde, als selbst ein die russische Knute schwingender Despotismus. Während die wahre Freiheit trauernd ihr Antlitz verhüllt und kaum mehr an das Tageslicht sich wagen darf, schreitet die feile Metze Gesetzlosigkeit frech umher und bethört im Gewande, welches der Göttin sie gestohlen, selbst manches redliche aber leider mit zu schlichtem Verstande gepaarte Herz. Wehe, und drei Mal Wehe den schändlichen Wühlern und Demagogen,

welchen es nicht um das Glück des Volkes, sondern nur um die Geltendmachung ihrer Persönlichkeit, und um die Erreichung ihrer eigennützigen Zwecke zu thun ist. — Die Republik wollen sie und haben keine Ahnung davon, was eine Republik eigentlich ist; denn wüßten sie es, so würden sie schamverfüllt gestehen müssen, daß sie selbst nichts weniger, als rechte Republikaner sind. In einer Republik herrscht das freie Volk durch die Majorität seiner Repräsentanten, und nicht ein außer dem Gesetze stehender Club selbstsüchtiger Tyrannen; in einer Republik muß sich der Einzelwille dem Gesammtwillen des Volkes, dem Gesetze unterwerfen, und nicht der Einzelne, das Gesetz mit Füssen tretend, seine unreifen Ideen der Gesammtheit mit Gewalt aufdringen wollen; in einer Republik muß Jeder zu den größten Opfern, selbst dem seines Lebens bereit seyn, und nicht verlangen, daß das Volk ein willenloses Werkzeug seiner egoistischen Pläne abgebe; in einer Republik — doch genug der Gegensätze, der wahrhaft Gebildete weiß, was eine Republik ist, und ob sie in Oesterreich zu den Möglichkeiten gehört; der Ungebildete und der Verbildete aber wollen und werden sich nie belehren lassen.

Doch nicht die Wühler allein, auch die redlich gesinnten besonnenen Freunde der wahren Freiheit tragen einen Theil der Schuld an dem jetzigen Zustande der Ungewißheit und des Schwankens aller Grundvesten gesellschaftlicher Ordnung. Ihr Schweigen und ihr passives Verhalten flößen der feindlichen Parthei den verwegenen Muth ein, und geben ihr das Volk, das politisch ungebildete preis. Festes, inniges Zusammenhalten aller Wohlgesinnten, energisches Auftreten den Wühlern gegenüber thut uns jetzt vor Allem Noth, wenn nicht über eine ganze Generation namenloses Unheil hereinbrechen soll. Fürchte sich Niemand vor dem an die Stelle der Censur getretenen Terrorismus gewisser Leute, oder vor der unsere Zeit und unser Volk schändenden Katzenmusikjustiz; die freie Presse werde endlich das, was sie seyn soll, das Organ der Wahrheit und des Rechtes, die Garantie der Freiheit, und erfülle ihren Beruf durch Belehrung des Volkes über seine wahren Interessen, und durch nachsichtslose Entlarvung seiner gleich Wölfen in Schafskleidern im Dunkel der Nacht herumschleichenden Feinde. Nur dann, wenn ein kräftiges, brüderliches Zusammenwirken aller wahren Vaterlandsfreunde in Wort und That dem gewissenlosen Treiben der Parthei des Umsturzes die Wage hält, dann können wir hoffen, dem Tempel der Freiheit vor unserem Tode noch auf festem Grunde erbaut zu sehen. Gott gebe, daß wir uns bald dazu ermannen, der mit rücksichtsloser Wuth hereinstürmenden Anarchie ein unübersteigliches Bollwerk entgegenzusetzen, sonst könnte das dem Absolutismus so oft zugerufene „Zu spät!“ auch leicht das Grabgeläute der Freiheit werden.

B. St.

Auch du mein Sohn!

Daß die März- und Maitage der Menschheit überhaupt durch Errungenschaft einer von der Vernunft geforderten Freiheit wichtige Interessen gebracht und somit wohlthätig gewirkt haben, sieht jeder Unbefangene, die angebornen Rechte der Menschheit Erkennende ein, ob aber wir mitwirkende, die Festsetzung der künftigen Rechtsbasis gründende Menschen durch die gegenwärtigen Zeiten, abgesehen von den äußeren Verhältnissen und dem sogenannten Utile, sondern nur in Rücksicht auf uns als mit Gefühl begabte Wesen mehr gewonnen oder verloren haben, dürfte sich kaum zweifelhaft die Schale zum letztern neigen.

Als Gewinn stellt sich die von der Vernunft geforderte Freiheit, das Bewußtseyn diese Freiheit für uns und die Menschheit errungen und so diese aus der entehrenden Knechtschaft in ihre Rechte eingesetzt zu haben, das Innewerden unserer Kraft und höchstens noch eine Schärfung der Verstandeskräfte, da wir die an unsern früheren Unterdrückern genommene Rache sicher nicht als einen Gewinn betrachten werden. Erwägen wir dagegen die bei diesem Gewinne gemachte Einbuße, und gehen wir bei dieser Betrachtung ja aufrichtig zu Werke, damit unser etwas kategorisch gewordene Verstand nicht Alles a priori läugnet.

Des Menschen ganzer innerer und wahrer Werth ist das Herz, ist dieses edel, so ist der Mensch in allen Umständen edel, und mögen tausend widerwärtige Stürme herauf brausen, sie können es vor Wehmuth brechen, aber den Werth dieser edlen Perle können sie nie verringern, geschweige denn vernichten.

Ist dieses hingegen verhärtet und aus der edlen Perle ein Felsenriff geworden, so bricht sich zwar daran die Brandung jeder wogenden Fluth, aber mit dessen und mit dem Werthe der Menschheit ist es auf ewig aus, und der Mensch mit den herrlichsten Verstandeskräften wird zu einem schimmernden, werthlosen Klumpen.

Das Herz als zarte Quelle jedes Gefühles, als: der Liebe in allen ihren Nuançen, des Mitleids, der Dankbarkeit, der Anhänglichkeit, der Versöhnlich-

tus, der Frömmigkeit, der Güte und Wohlthätigkeit ꝛc. bedingt dieſe edlen Triebe, nährt und pflegt ſie und macht den Menſchen zum Ebenbilde Gottes.

Wie ſteht es aber mit dieſer edlen Perle?

Wollte Gott ſie wäre echt geblieben! Was iſt aus der zarten Liebe, was iſt aus der göttlichen Freundſchaft geworden? Spekulationsartikel, die jeder Hauch, wie Spinnengewebe zerreißt!

Das noch mitunter auftauchende Mitgefühl iſt ein ſchöner Regenbogen, der wohl das Auge, doch ſo ſelten das Herz erquickt.

Die Dankbarkeit ſupplirt eine unverſchämte Zudringlichkeit mit dem kecken Dafürhalten, daß das, was die Menſchheit aus Liebe und Güte gewährt, ſie aus Pflicht gewähren muß; die Anhänglichkeit iſt eine Aeolsharfe, die nur beim Sturme tönt, von der Verſöhnlichkeit, Güte und Frömmigkeit findet man wohl in Lexicis leere Namen, die Blüthe und die Frucht kennt man nicht.

Dafür brachte uns die gegenwärtige Zeit viel Mißgunſt, Neid, Rachegefühl und ein unbegrenztes Mißtrauen, kraft deſſen wir den edelſten Handlungen des Nächſten die ſchändeſten Triebfedern zu unterlegen trachten. Verläumdung iſt unſer Morgen-, Mittag- und Abendgebeth. Wir haben Gedanken- und Wortfreiheit, doch der anders denkt, als wir, den jagen wir fort, der anders ſchreibt, wie wir, der hat das letzte Mal geſchrieben. O herrliche Freiheit! ich muß mit Tiedge ſagen: „Stolze Freiheit, durfteſt du mir rauben meines Lebens Glück. — Nimm was du mir gabſt, den Seelenfrieden gib mir nur zurück!“ Willſt du Menſchheit den durch die Freiheit erlittenen Verluſt erkennen, entziehe dich auf kurze Zeit dem Politiſiren, und blättere einen Klaſſiker, der dich vielleicht in der Jugend ob Unreife deines Verſtandes plagte, durch. Dort findeſt du Sentenzen, die dein Herz erwärmen, entflammen, deſſen wahren Werth rückſtellen, und dich wieder aus einer politiſirenden Maſchine zum edlen Menſchen machen. Wahrlich wurde ich meines Erinnerns nie ſo ergriffen und gerührt, als da ich heute Cäſars „Auch du mein Sohn“ las; allein leider müſſen wir, wie Cäſar am Rubicon, nur vorwärts, nur das nehmen wir uns immer in Allem vor, Menſchen zu ſeyn, und alle Menſchen als unſere Brüder zu betrachten, damit wir den einſt heimkehrenden Frieden genießen können.

Obervellach am 17. September 1848.

Preſchl.

Notizen.

— Aus Betty Paoli's „Deutſchen Briefen“ — ſieh „Carinthia“ Nr. 25.) „Haben ſie jemals bemerkt, wie bei Gewitterluft die Knoſpen ſich raſcher entfalten und ſehnſüchtiger Duft aus den Blumenkelchen dringt? So hat die gewitterſchwüle Atmoſphäre unſerer Tage in meinem Herzen die Liebe zum Vaterland entfaltet. Ich kannte dieß Gefühl früher nicht, oder vielmehr: wir Alle hatten kein Vaterland, denn nur die Freiheit allein kann die Scholle, worauf der Sohn des Staubes geboren wird und ſtirbt, dazu adeln. Von der Heimath, in der keiner unſerer höheren Wünſche ſeine Erfüllung fand, hinweg wandte ſich unſere Sehnſucht der Freiheit zu, der ſich Oeſterreich feindlich entgegengeſtellt hatte. Laſſen Sie uns Gott und dem Göttlichen im Menſchen dafür danken, daß dieſer qualvolle Zwieſpalt nun gelöſt und daß man auf Oeſterreichs Waffen den Sieg herabſtehen darf, ohne ſich darum an der Freiheit zu verſündigen. Es iſt dieß die Roſe, die uns aus tauſend Formen in heißer Gewitternacht erblühte. Sagen ſie das Jenen, die ſich's nicht zu erklären wiſſen, wie ich, in deren Seele Pellico's und der Bandiera tragiſches Loos ein klagendes Echo weckte, mich nun der Siege Radetzky's freuen mag. Hätten ſich im Laufe der Zeit meine Anſichten verändert, ſo würde ich in keinen Augenblick anſtehen dieß zu bekennen. Weit entfernt, etwas Demüthigendes in dem Geſtändniß zu finden, daß ich heute klüger bin, als vor vier Jahren, verachte ich vielmehr jene Art von Conſequenz, die, um vor der Welt treu zu ſcheinen, an der eigenen beſſern Erkenntniß Untreue begeht. — Oeſterreich iſt nicht mehr die alte Hürde, in der wir alle zuſammen gepfercht ſeufzten; es iſt nun ein weites Feld voll edler Zukunftskeime, auf dem ſich die verſchiedenen Stämme je nach ihrer Eigenthümlichkeit entwickeln können in gleicher Berechtigung, nur durch das Band gemeinſchaftlicher Ideen und Intereſſen mit einander verbunden. Oeſterreich kann und wird ſeinen italieniſchen Provinzen eine Freiheit zuſichern, wie ſie keiner ihrer Bruderſtaaten ihnen zu verleihen geneigt iſt, denn keine äußeren Inſtitutionen, keine mit Siegel und Unterſchrift verſehenen Einverleibungsakte können brüderlichen Sinn erſchaffen. Von dieſen war Italien nie trauriger verlaſſen als jetzt, wo Angeſicht der feindlichen Armee Lombarden und Piemonteſen einander in den Haaren lagen, Venedig lavirte, Toskana lieber den öſterreichiſchen Feldmarſchall in Mailand ſehen, als Sardiniens Suprematie dulden wollte, und im Vatican Allocutionen gehalten wurden, die häufig wie ein Variante von Bérangers Vers: Vivent nos amis les ennemis klangen. Hätte Karl Albert geſiegt, ſo wären über Italien alle Gräuel des Bürgerkrieges, über Oeſterreich der Ruin hereingebrochen. Und ich ſollte mich des Sieges unſeres heldenmüthigen Heeres nicht freuen? Die Zeiten ſind vorüber, wo bei uns die Liebe zur Freiheit der Liebe zur Heimath ſchroff gegenüber ſtand; jetzt ergänzten ſich dieſe beiden Gefühle, und wenn ſie ſich erſt ganz durchdrungen haben, dann wird das Bild edel ſchöner Menſchlichkeit zur Anſchauung kommen.

— Der Congreß zur Reform der deutſchen Univerſität wurde zu Jena am 21. Sept. Morgens in der Aula der Univerſität vom Prorector, geh. Hofrath Reinhold eröffnet. Es ſtellte ſich heraus, daß Bonn, Breslau, Freiburg, Gießen, Göttingen, Greifswalde, Heidel-

berg, Jena, Leipzig, Marburg, Rostock, Tübingen je 4, Erlangen und Würzburg je 5, München 7, Wien 9 Abgeordnete (v. Lichtenfels, Scheiner, Häusler, Friese, Lerch, Hye, Tomaschek, Endlicher, v. Holger) gesendet hatte, die auch fast Alle schon eingetroffen waren, aus Halle wie aus Kiel waren je 2 von einzelnen Classen der Universitätslehrer deputirt; Prag hatte die Abordnung von Beauftragten überhaupt, Gratz die von 2, Olmütz die von Einem angekündigt, die jedoch sämmtlich noch nicht erschienen waren; von Berlin, Innsbruck, Königsberg war Niemand abgeordnet. Man schritt zur Wahl des Präsidenten: Kanzler v. Wächter ward fast einstimmig gewählt. Nachmittags nach 4 Uhr begann die erste Hauptversammlung. Es wurden zunächst die Punkte der Lehrfreiheit berathen. Man erklärte sich gegen jede aus politischen oder religiösen Gründen hervorgehende Beschränkung derselben; aus wissenschaftlichen Gründen sollte zwar jedem Docenten gestattet seyn, auch über seinem Fach verwandte Fächer lesen zu dürfen, jedoch so, daß bei entstehendem Zweifel über die Grenzen dieser Verwandtschaft die betreffenden Facultäten hierüber entscheiden. Eine längere Debatte rief die Frage wegen der Honorare und des Gestundungs-Systems, welche hieran angeknüpft ward, hervor. — In der Sitzung vom 22. Sept. gaben zuerst die Herren Sieg (aus Göttingen), Krahmer (aus Halle) und 18 andere Mitglieder in Betreff des gestern gefaßten Beschlusses eine Dissens-Erklärung für unbedingte Lehrfreiheit für jeden Docenten, über alle Gegenstände zu lesen, über die er sich zu lesen fähig erachtet. Ferner gaben Professor Marchand (aus Halle) und Andere eine Dissens-Erklärung gegen Erhöhung der Honorare. Man erklärte sich einstimmig gegen den Zwang, auf einer bestimmten Landes-Universität studiren zu müssen; die Freiheit der Wahl der zu besuchenden Universität wurde gegen Eine Stimme anerkannt. Nach langer Debatte über die Befähigung der Autodidakten wurde mit Namensaufruf über den Antrag abgestimmt; daß man keine Beeinträchtigung der Lehrfreiheit darin finde, wenn der Staat den Besuch einer Universität für die Zulassung zu den Prüfungen, zu denen er jetzt gefordert wird, als Regel auch ferner verlangt, und dieser Antrag mit 39 gegen 34 Stimmen angenommen. Ebenso erklärte man sich fast einstimmig für Wegfall jedes Collegienzwangs und verwarf auch disciplinarische Maßregeln in diesem Betreff. Rücksichtlich der Prüfungen sprach man sich mit großer Majorität dafür aus, daß die Universitätslehrer als solche nicht mit den Staatsprüfungen betraut werden sollen, daß vielmehr die Prüfungen von einer Commission, zusammengesetzt aus der Mitte sämmtlicher Universitätslehrer mit möglichstem Wechsel und für den einzelnen Fall, jedoch unter Zuziehung von Practikern, öffentlich stattfinden sollen. Den Gebrauch der deutschen Sprache bei den Prüfungen anlangend, nahm man den Antrag: Für die Zukunft den einzelnen Universitäts-Facultäten zu überlassen, das Doktorats-Examen ganz oder theilweise in lateinischer Sprache vorzunehmen, mit 39 gegen 33 Stimmen an.

— Auf dem Odonsplatze in München, der monumentreichen Hauptstadt, haben bereits seit Mitte September die Erdarbeiten für den Grundbau zu einem neuen Monumente begonnen. Dasselbe gehört dem Andenken an einen Landesmann, an den in der dramatischen Musik unübertroffenen Christoph Ritter v. Gluck, der in der baierischen Oberpfalz im J. 1717 geboren, in Wien aber im J. 1787 gestorben. Das Monument ist eine äußerst gelungene mehr als lebensgroße Statue des großen Tondichters, welche im Auftrage und aus Privatmitteln des Königs Ludwig von dem jungen talentvollen Künstler Friedrich Brugger erfunden und ausgeführt, vom königl. Inspector Miller in Erz gegossen wurde. Ihm zur Seite wird später auf gegenüber Platze eine von Wiedemann, dem Schwager Bruggers, ausgeführte Statue des berühmten Orlando di Lasso aufgestellt werden, welchen wir insofern zu den Unsrigen rechnen dürfen, als er mehr als die Hälfte seines Lebens, vom J. 1553 bis 1585, als Capellmeister unter den Herzogen Albert und Wilhelm von Bayern in München zubrachte und auch starb. Die feierliche Enthüllung der Statue Gluck's wird kommenden 15. Nov. als dem Todestage des Meisters stattfinden.

— Der Erzherzog-Reichsverweser hat zu Gunsten seines Sohnes des Grafen v. Meran ein Fideikommiß errichtet. Dasselbe besteht aus Realitäten und Herrschaften in Steiermark, im Werthe von 889,015 fl. 52 ½ kr., ferner aus Realitäten im Salzburgerkreise für 6410 fl. und in Tirol für 28,333 fl. 20 kr., dann in österreichischen Fondsobligationen im Betrage von 700,000 fl., zusammen also im Nennwerthe von 1,623,759 fl. 12 ½ kr. Hinsichtlich der Fonds-Obligationen pr. 700,000 fl. ist zugleich festgesetzt, daß sie für den Fall, als der Graf v. Meran ohne ehelichen Nachkommen sterben sollte, dem Kaiserhause vorbehalten bleiben.

— (Auf Stabeisen geschweißtes Gußeisen.) Ich habe, sagt Hr. Ladoupsse, ein Verfahren ermittelt um Gußeisen auf Stabeisen zu schweißen, und zu Achsen für Wagen, Karren und Zapfen und allen Maschinentheilen zu verwenden, welche eine große Reibung auszuhalten haben. Das auf Stabeisen geschweißte Gußeisen ist so hart wie gehärteter Stahl und verliert seine Härte bei größter Reibung nicht. Durch die Verwendung des Herrn Thidant, Mallepost-Unternehmer, brachte ich es dahin, daß an einem der von Toulouse nach Bordeaux gehenden Malleposwagen nach meinem System verfertigte Achsen und Büchsen angebracht wurden, und zwar eine Vorderachse am 5. Juli, eine Hinterachse am 29. Sept. 1847. Trotz der harten Proben, welche diese Achsen und ihre Büchsen bestanden, sind sie bisher (am 20. Dez.) nicht im geringsten beschädigt, obwohl sie immer nur bei der Abfahrt von Toulouse geschmiert wurden. Diese Achsen und Büchsen erhitzen sich, wenn sie trocken laufen, d. h. Schmiere bedürfen, sehr wenig. Es bilden sich niemal Furchen durch abgeriebene Eisentheilchen; die Wärme, die sich entwickelt, ist sehr gering und kann den Rädern nicht schädlich werden, und man merkt den Mangel an Schmiere an der Zugkraft nur wenig, was den großen Vortheil gewährt, daß man auf der Reise gar keinen Aufenthalt erleidet, abgesehen von der erzielten Sicherheit.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitintereſſen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge 1.)

№. 28. Klagenfurt, Sonnabend den 7. Oktober 1848.

Der Reichstag in Wien.

„Ein Flügelſchlag — und hinter uns Aeonen" ſprach der große Dichter, und gewiß — niemals und für kein Volk wurden dieſe Worte ſo zur Wahrheit, als für die Völker Oeſterreich's in den Tagen der Gegenwart.

Seit den ewig denkwürdigen Märztagen wurden ſie auf der politiſchen Rennbahn mit Sturmeseile fortgeriſſen, und es ſind Inſtitutionen und Syſteme gefallen, an denen die Stürme der Zeit ſeit Jahrhunderten ſchadlos abprallten, mit einem Schlage ſind ſie gefallen und bis auf die Grundfeſten zerſtört worden.

Kaum hatte die Märzſonne der Freiheit die Finſterniß der Vergangenheit durchbrochen, kaum waren die Bande der früheren Knechtſchaft gelöſt, ſo erſcholl in dem weiten Oeſterreich nur Ein Ruf nach baldiger Ertheilung des neuen Staatsgrundgeſetzes, um die gefürchtete Reaction unmöglich zu machen, und wirklich — kaum war ein Monat verfloſſen, ſo erſchien die Verfaſſungsurkunde vom 25. April 1848, welche jedoch, als ſie den Wünſchen der Völker nicht entſprach, durch den conſtituirenden Reichstag einer neuerlichen Reviſion unterzogen werden ſollte.

Mit dieſem Mandate der Reviſion der Verfaſſungsurkunde tagen nun die Vertreter Oeſterreichs, als die berufenen Baumeiſter jenes großen Baues, der alle Völker Oeſterreichs umfaſſen ſoll, ſchon ſeit drei Monaten, und wenn das Ausland mit lebhaftem Intereſſe, mit geſpannter Aufmerkſamkeit dem Gange der Verhandlungen folgt, um den Reichthum der politiſchen Volksbildung und die Kraft der verſchiedenen Partheien und ihrer Führer bei dieſem wichtigſten Werke parlamentariſcher Thätigkeit kennen zu lernen, ſo kann ſich Oeſterreich des Gefühls ſchmerzlicher Täuſchung nicht erwehren, wenn es ſieht, daß die ſchönen Träume der Märztage ſich noch immer nicht verwirklichen, daß ſtatt der goldenen Freiheit die Anarchie mit allen ihren Schrecken einzutreten droht, und daß der Reichstag, uneingedenk ſeiner wahren Miſſion, ſtatt die jugendliche Freiheit mit einem neuen, dauerhaften Kleide zu ſchmücken, immer nur an den Fetzen des alten Sklavenwerkes zerrt, und bisher wohl eher den Namen eines interpellirenden als conſtituirenden Reichstages verdient.

Wie viele Zeit hat man nicht mit nutzloſen, oft lächerlichen und doch ſo koſtbaren Interpellationen vergeudet, die häufig durch die ſchuldloſe Unwiſſenheit der Miniſter erledigt wurden; wie weit hat ſich der conſtituirende Reichstag aus ſeiner Rechtsſphäre dadurch entfernt, daß er, ohne zu wiſſen, welche Vertretung das Staatsgrundgeſetz beſtimmen wird, ſich ſchon als geſetzgebend erklärte, und ſo durch die Berathung über die wichtigſten Lebensfragen, einer allfällig veränderten oder erweiterten Vertretung vorgriff, daß er bei manchen Verhandlungen ſchon ſelbſt den Verſuch machen wollte, ſich als die höchſte Adminiſtrationsbehörde zu erklären, und daß er bei der Berathung über die Zulaſſung der ungariſchen Deputation, das von ihm ſelbſt gegebene Geſetz der Geſchäftsordnung auf das Spiel ſetzend, erſt nach einer 12ſtündigen Berathung zu dem Beſchluſſe kam: ihm ſtehen die Rechte der Krone nicht zu, nach welcher ein Theil ſchon lüſtern die Hände auszuſtrecken ſchien.

Wie ſehr es unſerem Reichstage überhaupt an politiſchem Tacte fehle, zeigen ſeine Verhandlungen nur zu deutlich, denn wenn ſich auch bei uns, nach dem Vorbilde Frankreichs und Englands ein Centrum, eine Rechte und eine Linke mit allen Nuancen bildete, ſo iſt dieſe Bezeichnung wohl offenbar nur eine Nachäfferei und keine eigentliche Charakteriſtik der Partheien, weil ſich bei denſelben ein Einſtehen für die ausgeſprochenen Principien und ein Feſthalten an denſelben durchaus nicht zeigt, ſondern nur ein von Privatintereſſen veranlaßtes ewiges Schwanken, ein blindes Herumtappen, ohne zu

wiſſen, wohin man geht. — Insbeſondere hat bei den Berathungen über den Kudlich'ſchen Antrag die Linke, als die erklärte Parthei des Fortſchrittes und der Reformen, das Miniſterium ſeiner politiſchen Farbe, als die Entſchädigungsfrage für eine Cabinetsfrage erklärt wurde, aus ſelbſtſüchtigen Privatrückſichten im Stiche gelaſſen, daher ſelbes nur durch die Majorität der Oppoſition ſiegte — eine unerhörte Erſcheinung im parlamentariſchen Kampfe. — Die Debatten über den Kudlich'ſchen Antrag, der durch die zahlloſen Amendements zu einem wahrhaft gordiſchen Knoten verwickelt wurde, zeigt ein wenig erfreuliches Bild der parlamentariſchen Tüchtigkeit unſeres Reichstages, und man kann ſich kaum eines Gefühls der Entrüſtung enthalten, wenn man aus den Verhandlungen des 31. Aug. die Ueberzeugung erhält, wie wenig manche Abgeordnete von der Wichtigkeit ihrer Aufgabe durchdrungen ſind, wie wenig ſie bedenken, daß ſie nur für und durch die Völker tagen, und als bei der Abſtimmung über den §. 6 des Laſſer'ſchen Antrages: ob eine Entſchädigung für die Urbariallaſten zu leiſten ſey oder nicht, 36 Abgeordnete ſich der Abſtimmung enthielten, da haben ſie gezeigt, daß ſie es nicht wagten, über ihre Grundſätze ſich offen auszuſprechen. Wie ſoll man dieß wohl bezeichnen? Feigheit? oder Verrath an der gerechten Sache der Berechtigten oder Verpflichteten? — Das Volk nimmt wenig Antheil an den Debatten über die §§. der Geſchäftsordnung oder über die zahlloſen Interpellationen, ihm iſt es gleichgiltig, wer für, oder wer dagegen ſtimmte; allein bei der Abſtimmung über eine der wichtigſten Lebensfragen hat ganz Oeſterreich, ja ganz Europa auf die Abſtimmung geharrt, da hunderte von Millionen am Spiele ſtanden, hier mußte der Abgeordnete mit Ja oder Nein antworten, hier mußte der wahre Kämpfer für Freiheit und Recht ſein Viſir öffnen, um ſeinem Gegner offen entgegen zu treten, hier hätte das Volk ſein wahres politiſches Glaubensbekenntniß gehört.

Wie hat eine gewiſſe Parthei gedonnert gegen die Schmach des Feudalſyſtems, gegen die Sclavenketten der Patrimonialherrſchaften, gegen die fluchbeladenen Hochheitsrechte! Man hat geſchrieen: herunter mit dem hiſtoriſchen Herrlichkeitsmantel, herunter ohne alle Entſchädigung, denn eine Entſchädigung wäre nichts Anderes, als mit den Lappen des herunter geriſſenen Herrlichkeitsmantels die leeren Taſchen flicken. Was hat man aber gethan? — Statt des hiſtoriſchen Herrlichkeitsmantels iſt man auf die nicht hiſtoriſchen Taſchen gekommen, und man hat, da die hiſtoriſchen Rechte der Patrimonialgerichtsbarkeit und der politiſchen Verwaltung auf unbeſtimmte Zeit noch zu verbleiben haben, nur den alten Herrlichkeitsmantel mit den leeren Taſchen geflickt, und da der Staat die Koſten trägt, ſelben noch mit einem ſchwarzgelben Kragen verſehen.

Möge doch der Reichstag bedenken, mit welchem Mandate er tagt, und daß die Völker Oeſterreichs mit Ungeduld das Staatsgrundgeſetz ihres Vaterlandes erwarten, überdrüſſig der ewigen Interpellationen, die zu nichts führen, und für welche ſchon ſo viele koſtbare Zeit verloren ging. O. R.

Die Volksſchule im Bezug auf die Mitwirkung der Eltern.

Haus und Schule, Erziehung und Unterricht im Einklange und Zuſammenhange bilden erſt ein Ganzes.

Obgleich der Menſch in der Schule nicht anders als außer derſelben erzogen werden darf, ſo legen doch — wie die traurige Erfahrung lehrt — Abgang der Mittel, der Zeit, der Aufſicht große Hinderniſſe in den Weg. Nur gar zu oft wird der Bemühung des Lehrers durch falſche Meinungen, durch böſe Beiſpiele der Eltern und anderer Umgebungen entgegengearbeitet, wodurch natürlicher Weiſe nicht allein dem Lehrer ſein ohnehin mühſames Werk ſehr erſchwert, ſondern auch der Erfolg des Unterrichts gehemmt wird. Daher kommt es auch, daß unter den Urſachen der heut zu Tage überall mehr überhand nehmenden Sittenloſigkeit nicht ohne Grund die vernachläſſigte häusliche Erziehung zuerſt aufgezählt wird, und ohne Zweifel liegt in derſelben die Hauptquelle der Verſchlimmerung unſerer Zeit, denn von der Ordnung der Familien, von den in denſelben eingeführten und herrſchenden Grundſätzen hängt größtentheils das Verhältniß der Moralität ab.

Eltern ſollen es nie vergeſſen, daß ſie Gottesſtelle an ihren Kindern vertreten und denſelben gleich guten Engeln zur Seite ſtehen ſollen; denn Vater und Mutter — und vorzugsweiſe die Mütter — ſind die erſten natürlichen Erzieher des Kindes, das zwar reicher ausgeſtattet, aber auch hilfsbedürftiger als ein anderes Geſchöpf in die Welt eintritt. O möchten ſie nur auch die erſten ſechs Jahre ihrer Kinder als die wichtigſten und entſcheidendſten für das ganze Leben achten, und wenigſtens eben ſo ſorgen, wie der Gärtner bei dem ſchlafenden und ausbrechenden Keime ſeiner Blumen!

Das würdigſte Geſchäft der häuslichen Erziehung beſteht ſomit in der ſorgſamen Anleitung und Bildung

der Kinderherzen zu einem frommen, chriſtlichen Sinne, denn nur dadurch werden ſie ihrer wahren Beſtimmung entgegengeführt. — Allein wie benehmen ſich hiebei ſo viele Eltern in unſerer Zeit, wo das Materielle immer mehr hervortritt, und für Alles mehr Sorge getragen wird, als für eine gute Kindererziehung? — Faſt ausſchließlich mit dem beſchäftiget, was Brot und Geld einbringt, denken — leider! nur zu viele Eltern ſelten oder niemals daran, daß es auch ihre Schuldigkeit ſey, ihre Kinder in Chriſtenthume zu unterweiſen. Es iſt zwar keineswegs zu verkennen, daß man auch auf dem Lande viele brave Eltern findet, die mit unermüdeter Liebe an der Erziehung ihrer Kinder arbeiten, und gewiß das Möglichſte thun, um ſie zu guten, frommen und möglichſt brauchbaren Menſchen zu erziehen. Allein viele — ſehr viele Eltern vernachläſſigen die Erziehung ihrer Kinder aus Leichtſinn und Mangel an chriſtlichem Sinne, oder legen keinen Werth auf die Erziehung, weil ſie ſelbſt nicht erzogen wurden; es iſt ihnen einerlei, ob ihre Kinder gehorſam oder ungehorſam, gegen andere Menſchen liebreich oder hart, billig oder ungerecht, ſtolz oder beſcheiden ſind. Ja, es gibt ſogar Eltern — es iſt ſchrecklich zu ſagen, — die ſich der Laſter ihrer Kinder freuen, ſich freuen, wenn ſie in ihnen recht berühmte Raufer, geſchickte Spieler und Trinker ſehen. Das wird einmal a Kerl werden — ſchreit oft mancher Vater in der blinden Liebe zu ſeinem Söhnchen! — Wir kennen einen Mann, von dem erzählt wird, daß er im Wirthshauſe laut geweint habe, als ſein allerliebſter Sohn — ein berühmter Ringer — von einem Andern zum erſten Male im Ringen überwunden wurde. Viele Eltern ſagen wieder: Mein Kind iſt noch gar jung, ich mag es unmöglich gar ſo früh mit Beten und Lernen plagen; wird es älter und größer, ſo kann es noch immer etwas lernen. So lauten die Entſchuldigungen ſolcher Eltern, welche vergeſſen haben, daß das alte Sprichwort: „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans gar ſchwer!“ noch immer eintrifft; denn des Kindes einfaches Gemüth — ſagt ein Gelehrter — ſchwebt wie ein zartes Vögelchen leichter zum Hohen empor, als der verwöhnte Erwachſene, den die Liebe zu ſeinen irdiſchen Gütern an die Erde feſſelt, wie den Strauß die Schwere ſeines Körpers.

Kaum aber hat ein Kind ein Alter von 7 bis 8 Jahren erreicht, ſo hat man wieder hundert andere Ausreden. Dann heißt es wieder anders: Ich brauche mein Kind zu Hauſe zur Arbeit; ich kann es unmöglich in die Schule ſchicken; meine Kinder müſſen früh das Arbeiten lernen, damit ſie an Körper nicht verweichlicht und verzärtelt werden. Solche Entſchuldigungen hören wir am Lande Jahr ein Jahr aus, freilich nur von Eltern, welche glauben: der Menſch ſey bloß dazu erſchaffen, um einige Jahre auf Erden zu leben, — zu arbeiten, — zu eſſen, und dann wieder, gleich dem Thiere, der Vernichtung anheim zu fallen; von Eltern, denen unbekannt iſt, daß die Beſtimmung des Menſchen hinaus in die Fernen einer unendlichen Ewigkeit reicht, und daß der Menſch das Erdenleben nur dazu erhielt, Gott, ſeinen Schöpfer, deſſen Ebenbild er in ſich trägt, hienieden zu erkennen, zu lieben, zu verherrlichen, und dadurch einſt ewig ſelig zu werden; von Eltern, welche vergeſſen, daß die Kinder ihnen von Gott anvertraut ſind als ein koſtbares Pfand, das Gott früher oder ſpäter von ihnen zurückfordern wird. Wie werden aber pflichtvergeſſene Eltern dieſes Pfand, das ſie nicht ſorgfältig aufbewahrt haben, zurückgeben können? — Und wie es zu geſchehen pflegt: Gott ſtraft durch das eigene Kind die Pflichtvergeſſenheit und Fahrläſſigkeit der Eltern in der Kinderzucht, wie wir in der Geſchichte Beiſpiele genug finden.

Daher die verrübenden Erſcheinungen einer vernachläſſigten und verwahrloſten Kinderzucht, die den Augen des Kinderfreundes nicht ſelten mitleidsvolle Thränen entlocken. Soll es mit der Jugend beſſer werden, ſo dürfen es Eltern an einer frommen, chriſtlichen Erziehung ihrer Kinder nicht fehlen laſſen, und ſie — ſobald ſie ſchulfähig ſind — ja auch fleißig zum Schulbeſuche anhalten; denn wollen Eltern Freude an ihren Kindern erleben, ſo müſſen ſie auch frühzeitig darauf ſehen, ihrem Gemüthe eine Richtung auf das Göttliche zu geben. Haben ſie früh ihrer Kinder Gemüth auf Gott gerichtet, ſie zu guten Chriſten und zu nützlichen und brauchbaren Menſchen zu bilden ſich bemüht, dann haben ſie das reichſte Vermächtniß und den köſtlichſten Schatz in die Hände derſelben niedergelegt.

Solche Kinder werden ſich ſpäter gewiß in jede Lage des Lebens zu finden wiſſen; ſie werden, wenn ſie auch auf Pfaden mit Blumen wandeln, nicht übermüthig und ausgelaſſen, und in trüben Stunden des Lebens nicht verzagt und verlaſſen ſeyn.

Das Kind reift allmählig ſeinem Berufe und dem geſellſchaftlichen Leben entgegen. Die häusliche Erziehung ſollte ihm daher auch Unterricht im Leſen, Schreiben und Rechnen ertheilen, den ſie ihm aber — theils wegen häuslicher Geſchäfte — theils weil ſie die Art und Weiſe des Unterrichts nicht verſteht — nicht leicht geben kann. In dieſer Abſicht kann dem Staate die mangelhafte elterliche Erziehung nicht gleichgiltig ſeyn, ſo wenig es ihm gleichgiltig ſeyn kann, ob er gute oder ſchlechte Bürger, gehorſame oder ungehorſame Unterthanen habe. Deßwegen

hat der Staat die Hälfte der Erziehungspflicht auch den Geistlichen und Schullehrern übertragen, daß sie theils durch Unterricht, theils durch Liebe und — wo diese nicht hinreicht — durch Ernst das Mangelhafte der häuslichen Erziehung ersetzen, das Fehlerhafte nach Kräften verbessern. Demnach sollte die häusliche Erziehung mit der öffentlichen Hand in Hand gehen. Eltern und Lehrer sollen zu Einem Zwecke vereiniget — auf Ein gemeinsames Ziel hinstreben; allein wie selten wird die Schule durch das Haus, der Lehrer durch die Eltern unterstützt! Wie oft reißen die Eltern durch ihr schlimmes Beispiel bei ihrem Kinde in kürzester Zeit wieder nieder, was in der Kirche und in der Schule nur mit großer Mühe, Geduld, Anstrengung und Ausdauer in den zarten Kinderherzen aufgebaut wurde. Müssen nicht die Kleinen durch ein solches Benehmen ihrer Eltern an den Geistlichen und Schullehrern irre gemacht werden, weil zu Hause das gerade Gegentheil von dem ausgeübt wird, was in der Schule der Lehrer empfiehlt. Wie oft geschieht es nicht, daß Geistliche und Lehrer von blinden Eltern in Gegenwart der Kinder bloß deßwegen hart getadelt werden, weil ihr Kind wegen einer Unsittlichkeit gestraft wurde und es mit weinenden Augen nach Hause kam.

Viele Eltern suchen unter allerlei nichtigen Vorwänden — um einer unbedeutenden kleinen Arbeit wegen — ihre Kinder vom regelmäßigen und pünctlichen Schulbesuche sogar abzuhalten, — statt daß sie sich alle mögliche Mühe geben würden, in ihren Kindern den Sinn für die Schule zu wecken, ihre natürliche Liebe zu derselben zu nähren und zu stärken; denn das Gedeihen der Schule, sagt Gräfe, wird stets durch das häusliche Leben — durch die Eltern bedingt. Diese haben zunächst die Pflicht auf sich: ihren Kindern Achtung vor den Lehrern einzuflößen, und mitzuwirken für die Zwecke der Schule, und sich sorgfältig hüten, dem Kinde vorsätzlich oder durch unbedachte Aeußerungen Mißtrauen gegen Geistliche und Lehrer einzuimpfen; sie sollen sich angelegen seyn lassen, demselben die Wichtigkeit und den Nutzen des Schulunterrichtes immer fühlbarer zu machen. O, wie ungleich mehr würde die Schule leisten können, wenn die häusliche Erziehung ihr freundlich die Hand böthe, ihr vorarbeitete und ihr Wirken unterstützte! — Allein so lange Haus und Schule, Erziehung und Unterricht vielfältig von einander getrennt sind, so lange wird die Schule nicht leisten, was sie sonst leisten könnte. So lange das häusliche Leben niederreißt, was die Schule aufbaut, — was kann da Gutes herauskommen? —

Doch lassen wir uns, meine theuersten Amtsbrüder, durch diese großen Hindernisse nicht abschrecken, aufs Eifrigste an dem Reiche Gottes — an dem wichtigen Werke der Menschenbildung zu arbeiten! um so mehr, da wir, will's Gott, bald bessere Zeiten hinsichtlich unserer Existenz zu hoffen haben; denn wir gucken ja schon in das gelobte Land, wie Moses vom Berge Nebo!

Görz, 24. Sept. 1848.

Johann Tschernuth,
Lehrer.

Notizen.

— Auch in Kärnten hat sich die Sage verbreitet, daß es falsche zweiguldige Banknoten gäbe. — Zur Beruhigung des Publikums theilen wir folgendes ämtliche Actenstück aus der Prager Zeitung mit:

„In dem Blatte Nr. 160 der Zeitschrift „Bohemia" war die Notiz enthalten, daß falsche zweiguldige Banknoten im Umlaufe sind, und daß dieselben von den echten leicht unterschieden werden können, weil sie innerhalb der Züge, welche das obere große Z umgeben, einen Punkt haben, welcher an anderen Zweiguldennoten nicht zu finden ist, und weil an der rechten Seite in dem länglichen Viereckе das Wort „Begünstigung" bei den falschen Banknoten mit einem kleinen b gedruckt erscheint. — Aus Anlaß dieser Notiz sind mehrere mit den eben angegebenen Kennzeichen versehene Banknoten beanständet worden. — Um sich die Ueberzeugung zu verschaffen, ob diese Kennzeichen, welche sich bei vielen, sonst den echten durchaus ähnlichen Zweiguldenbanknoten vorfinden, richtig sind, und ob die gedachte Beanständung mit Grund vorgenommen wurde, hat sich das k. k. Landespräsidium an die Direction der Nationalbank gewendet, welche die beanständeten Banknoten der Fabrikationscommission zur Prüfung übergab. — Die Commission erklärte diese Banknoten für vollkommen echt und bemerkte, daß die daran vorkommenden kleinen Unterschiede keineswegs als Zeichen der Unechtheit angesehen werden können, weil während des Druckes oft hier und da einzelne Stellen im Satze ausbrechen, demnach zuweilen eintretende geringe Abweichungen bei dem aus Schriftzeug bestehenden Materiale und bei der großen Menge von Abdrücken unvermeidlich sind. — Die in der Zeitschrift „Bohemia" angegebenen an manchen Zweigulden banknoten vorkommenden Abweichungen sind daher durchaus nicht als Zeichen der Unechtheit solcher Banknoten anzusehen. — Vom k. k. böhm. Landes-Präsidium. Prag, 29. Sept. 1848."

Verantwortlicher Redakteur: C. M. Mayer. Verleger: Ferdinand Oder v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge 1.)

№ 29. Klagenfurt, Dinstag den 10. Oktober 1848.

Die Farben.

Ja, glücklich ist nur jenes Land,
Wo Alle gehen Hand in Hand,
Wo, wie in jeder Brust Ein Herz,
Sich regt nur Eine Lust, Ein Schmerz.

Wo man nur Eine Farbe trägt
Und ihren Sinn erfaßt und pflegt,
Und man vom Kinde bis zum Greis
Sich kleidet in der Unschuld Weiß.

Und wenn es wandelt sich in Roth,
Bedeut' es ja kein Blutgebot,
Es sey der Liebe Sinnbild nur,
Die weht auf helt'rer Rosenflur.

Und wenn es wandelt sich in Grün,
Mög' es als Stern der Hoffnung glüh'n,
Der euch erfüllt mit Trost und Muth,
Ob rings auch gähren Haß und Wuth.

Und wenn es wandelt sich in Blau,
Stellt es der Treue Pfand zur Schau,
Der Treue, die nicht wankt und fällt,
Ob auch in Trümmer geht die Welt.

Und wenn es wandelt sich in Gold,
Sey euch des Glückes Sonne hold,
Die nur erhellt des Lebens Nacht
Und es verklärt mit ihrer Pracht.

Und wenn es sich in Schwarz verkehrt,
Erkennt ihr erst der Dinge Werth,
Und mahnt es euch als Sterbsymbol,
Der Welt zu sagen Lebewohl.

Doch wenn die Farben ihr vermischt,
Ist auch ihr klarer Sinn verwischt,
Und einer Auge wird nur schau'n
Des Schmutzes dunkle Farbe: Braun.

Die Reaction. *)

Das Land des Fortschrittes ist zum Lande des Rückschritts geworden. Die Reaction herrscht jetzt in Frankreich. Die Früchte der Revolution sind denen zu Gift geworden, welche sich an ihnen laben wollten. In der französischen Republik ist die Zügellosigkeit gebannt worden durch das scharfe Argument des Schwertes, aber ach, auch zu gleicher Zeit die Freiheit. Carl X. vernichtete die Preßfreiheit im Juli 1830, und das Volk stand auf und vernichtete ihn. Ludwig Philipp versuchte im Februar 1848 das Recht der freien Vereinigung aus der Liste der Berechtigungen seines Volkes zu streichen, und das Volk erhob sich und strich seinen Namen aus der Liste der Könige. Hin sind jetzt die Errungenschaften der beiden Revolutionen. Das freie Vereinigungsrecht ist beschränkt durch Grenzen, welche die Willkühr zieht, die der Nothwendigkeit unterthan ist; die Presse ist geknechtet, und die Vertreter des souverainen Volkes berathen die Verfassung des Landes in einer Stadt, wo das Martialgesetz, das Schwert des Damokles, über ihren Häuptern schwebt.

Es verlohnt sich wohl der Mühe, zu untersuchen, wer die Reaction in Frankreich bewirkt hat. Wir wollen uns nach der Camarilla umsehen, welche Cavaignac zum Dictator der Lande machte. Wir wollen die Reactionäre erkennen lernen, welche das Kriegsgesetz proclamirt haben. Wir wollen die Aristokraten aus ihren Schlupfwinkeln hervorziehen, welche in Frankreich den Wenigen die Gewalt über Alle in die Hände spielten.

Ja, es gibt eine Reaction, aber nicht dort, wo man sie zu suchen gewohnt ist. Vielleicht, daß einzelne Männer noch leben, welche den Zustand Europa's, wie er vor den Februar- und Märztagen war, zurück-

*) Aus dem Feierabendlichen „Volksfreund".

ſehnen; gewiß iſt es, daß die Wünſche ihrer engen und unbedeutenden Seelen uns gleichgiltig bleiben können. Sie haben nicht den Muth, ihren Gedanken Worte zu verleihen, viel weniger die Kraft, ihre Worte in Thaten zu verkörpern. Sie mögen noch ſpärlich in dem vaterländiſchen Boden wurzeln, aber nicht um Sproſſen zu treiben, nur um zu verdorren, nicht um zu leben, nur um zu ſterben. Sie können ſich ſelbſt nicht nützen, ſie können Andern nicht ſchaden.

Das Rad der Begebenheiten wälzt ſich jetzt mit einer ſo unvermeßlichen Kraft in die Bahn des Fortſchritts, daß keine Macht ſtark genug iſt, es aufzuhalten. Es iſt nicht zu befürchten, daß es ſein Ziel nicht erreichen, es iſt zu befürchten, daß es daſſelbe überſchießen wird. Dann aber erfolgt die Reaction. Die höchſte menſchliche Kraft kennt ein Maß, das angehalten werden muß, ſoll ſie nicht zur Entkräftung werden, und eine Grenze, die nicht überſchritten werden darf, will ſie nicht in Schwäche ausarten. Jede Action hat eine Spitze, wie ein Berg eine Spitze hat. Wer über dieſelbe hinausgeht, der ſteigt nicht aufwärts, ſondern abwärts, wenn auch auf einer anderen Seite.

Der Staat hatte die Macht, die Freiheit des Individuums zu vernichten, und er benutzte ſie nicht ſelten. Die Revolution brach dieſe Macht des Staates, und ſie that Recht daran. Sie hat ihr Maß. Aber ſie ging weiter. Sie brach auch die Macht des Staates, die Freiheit des Individuums zu vertheidigen. Es kann die Regierung jetzt nicht ihre Befugniſſe mißbrauchen, aber leider auch nicht gebrauchen, ſie hat die Macht verloren, zu ſchaden, aber auch die, zu nützen.

Das legitime Ergebniß der Revolution iſt geweſen, dem Volke die Herrſchaft in die Hände zu geben, das illegitime, ſie dem Volkshaufen zu überantworten. Es iſt der Volkshaufen, welcher in den freigewordenen Ländern Europa's dem Volke die Macht zu nehmen beſtrebt iſt, der die Volksvertreter verhöhnt, beſchimpft und erſchlägt, ihre Autorität bei Seite ſetzt, ihre Erlaſſe mit Füßen tritt.

Es ſind die Repräſentanten des Volkshaufens, welche in Paris, in Frankfurt und in Berlin den Repräſentanten des Volkes den Krieg erklärt haben. Die Volksvertreter ſtehen auf dem Boden, der die Revolution machte, die Volkshaufen-Vertreter auf dem Boden der Contrerevolution.

Und die Contrerevolution ward in Paris verſucht. Die blutige Camarilla, welche an ihrer Spitze ſtand, beſtand aus den Leitern des Volkshaufens. Die Geburtsariſtokratie, welche ſich bei ihr betheiligte, war der Volkshaufen ſelbſt, der, weil er in Paris geboren war, vermeinte, dem ganzen franzöſiſchen Volke Geſetze geben zu können. Die Reactionäre aber waren Diejenigen, welche blind gegen natürliche Hinderniſſe wüthenden Laufes mit dem Kopfe gegen die Mauer rannten und zerſchmettert zurücktaumelten.

Es iſt ein Gewinn, die Herrſchaft eines Deſpoten mit der eines Volkes, es iſt kein Gewinn, ſie mit der Herrſchaft eines Volkshaufens zu vertauſchen. Die Willkühr eines Einzelnen drückt nicht ſo ſchwer, wie die Willkühr Vieler, denn jene kann ſich in ein Syſtem, in eine Ordnung fügen, dieſe niemals. Wo die ſaure Wahl den Menſchen obliegt zwiſchen Ordnung ohne Freiheit und zwiſchen Freiheit ohne Ordnung, da wird er ſich für das Erſtere entſcheiden, denn nur das Thier des Waldes kann die ordnungsloſe Freiheit vertragen.

So wurde das Volk der Franzoſen zur Wahl gedrängt. Der Frevel Einiger hat Allen die Früchte ihrer Revolution geraubt. Die Reaction hat geſiegt und die Revolutionäre der Junitage waren die Reactionäre, welche Frankreich ſeine Freiheit entzogen haben. Wo die äußerſte Rechte zur Macht gelangt, verdankt ſie ihre Thronbeſteigung der äußerſten Linken. Die Extreme berühren ſich. Louis Blanc und ſeine Freunde gaben Cavaignac die Dictatur von Frankreich.

Wir ſehen vor dem Saale der Volksvertreter einen Volkshaufen, der ſtürmiſch ſeine Thüren umdrängt, wir hören die Drohungen, welche ſie gegen die Deputirten ausſtoßen. Das iſt die Ariſtokratie, welche wir fürchten, diejenige, welche, weil ſie in einer Hauptſtadt wohnt, ein Vorrecht vor der großen Maſſe des Volkes in Anſpruch nimmt. Wir ſehen nicht ihre Leiter, welche es vorſichtig halten, aus unbeſcheidener Entfernung die Drähte zu ziehen, welche die Bewegung ihrer Puppen beſtimmen. — Sie bilden die Camarilla, welche ſich gegen die Ordnung und gegen die Freiheit verſchworen haben. — Auf einem Stuhle ſteht ein Redner, der für ſich und ſeinen Haufen das Monopol in Anſpruch nimmt, ganz allein die Freiheit zu lieben und zu erhalten, der die Miniſter und die Volksvertreter als Volksverräther bezeichnet, der keinen achtbaren Namen nennt, ohne ihn mit ſchwarzem Gift zu beſpritzen, deſſen jegliches Wort eine Denuciation gegen ſeine Mitbürger iſt, und deſſen Mund überfließt von Camarilla, Ariſtokratie und Reaction. Sieh' ihn dir an, o Volk! und merke dir: dieſer Mann iſt ein Reactionär und ſeines Gleichen waren es, welche das franzöſiſche Volk um ſeine Freiheit betrogen haben.

Jahn's Schwanenrede. *)

Der alte Jahn ſagt in ſeiner Schwanenrede unter Anderm Folgendes: „Eine Schwanenrede nenne ich meine Zuſchrift mit vollem Rechte. Weiß ich doch wahrlich nicht, ob mir noch je wieder das Wort verſtattet wird, da mich ſchon das wilde, wüthende Heer mit dem Todesreigen umtanzt hat. Männern mit feindlichen Waffen habe ich gegenübergeſtanden im offenen, redlichen Kampfe; kriegeriſchen Schaaren in Gefechten und Treffen, im Befreiungskriege von ausländiſcher Herrſchaft. Da dachte ich nicht anders, als ich hätte mich für Freiheit, Vaterland und Ehre gewappnet. Und noch jetzt halte ich meine damalige Meinung nicht für Thorheit und Wahn. Ich bin ihr treu geblieben, gehe gerade aus, mitten hindurch, blicke nicht links, blinzle nicht rechts, bin keiner Genoſſenſchaft höriger Mann. Das wäre Verbrechen? todeswürdiges Verbrechen für die Acht der neuen Vehmſchöppen! Ein geiſtiger Heerrauch wallt über das deutſche Land und befällt mit giftiger Lohe die zarten Keime der Einheit. Als ich für die Abſchaffung der Todesſtrafe ſtimmte, habe ich deßhalb ſo geſtimmt, weil nach meiner Ueberzeugung öffentliche Hinrichtungen ein Volk verwildern, verrohen, verthieren, vertigern. Aber ich habe nicht darum der Gerechtigkeit Richtbeil und Richtſchwert rauben wollen, um damit eine Rotte von Dünkrichen des Dunkels zu bewaffnen, die dann als ſelbſtbeſtellte Kläger, Zeugen, Geſchworne, Richter und Scharfrichter willkürliches Bandenrecht vollſtrecken. Wer ſich zu ſolchen nächtlichen Frevеln hingibt, wird Meuchelmörder der Freiheit, führt die Freiheit im Munde und bringt ärgere Ketten, als die, ſo wir erſt kürzlich abgeſtreift. Wer frei ſeyn will, muß auch Anderer Freiheit achten. Wer ſeine Meinung für richtig hält, ſeine Ueberzeugung für wahr und die Vorſchrift ſeines Gewiſſens für recht, darf abweichende Meinung und Ueberzeugung nicht zum Verbrechen ſtempeln, nicht den argloſen Andersmeiner in Acht und Bann thun, und ihm den tollen Hund der gräßlichſten Mordbrunſt an Leib und Leben hetzen. Wozu wollen wir Preßfreiheit? Nicht um Todesurtel über Andersdenkende zu fällen! Nicht um Glaubenskriege in's Leben zu rufen! Wir wollen ſie aber nicht, um unſchuldige Menſchen mißliebig zu machen, ſie durch Geſchimpf an den Pranger zu ſtellen, und dann dem edlen freien Geſindel — den Helden von Nebel und Nacht — das ehrenwerthe freie Nachrichteramt zu empfehlen. Aber Deutſchlands Ehre? O armes Deutſchland! O armſelige, verarmte Ehre! Buben rühmen dich mit ehrloſem Munde, und Schufte der Ehrloſigkeit wollen deine Ehrenſache führen. Wäre dieſen Ehrenſchändern doch eher die Zunge verkrümmt, bevor ſie das Wort Ehre ausgeſprochen. Saubere Ehrenwächter von Deutſchlands Ehre, die ſie an alle Völker verkuppeln, die nur ſie zu ſchänden Luſt haben. Sagt doch Bamberger, einſt Mainzer Zeitungsſchreiber und Verſifter auf dem Hanauer Turntage, in einer Druckſchrift: „Im Volke wünſcht man eine franzöſiſche Ueberziehung, die rothen Hoſen müſſen das Land fegen.“ Darum die Wuth gegen die Truppen in einer Reichsveſte, die gutwillig die Thore nicht öffnen. Darum Neckerei, Spott, Hohn bis zu Mord geſteigert, um die Verſetzung der Reichsſchirmer zu erlangen und beim Wechſel andere zu bekommen, mit denen man hoffte, leichter fertig zu werden. Darum die Wuth über den Waffenſtillſtand von Malmö. Der geſammte kriegeriſche Norden von Deutſchland konnte ſich während des Waffenſtillſtandes erholen, kräftigen und verfaſſungsmäßig begründen. Er ward rückenfrei und ward nun in den Stand geſetzt, noch anderen Weltgegenden die Stirn zu biethen. Das war ein Wetterſchlag aus lichter Wolke. Und ſo entſchloß ſich die Verſchwörung gegen Deutſchlands Einheit zum übereilten blutigen Aufruhr. Hier der Plan, den ſie längſt in Malpartus ausgeheckt. Malpartus iſt die Burg des alten Reinecke Fuchs, wo ſich von Zeit zu Zeit die Ränker und Stänker, die Wühler und Wiegler verſammeln. So neulich. Da ward ausgemacht, vor Allem den deutſchen Reichstag hinzuhalten, auf Nebendinge zu führen, daß er die Hauptſache aus den Augen verliere, beim Volke mißliebig erſcheine, als unfähig und böswillig. Die Preſſe ſollte ihn überall ſchlecht machen, ſeine einzelnen Mitglieder verdächtigen, andere mit dem Volke verhetzen, und dieſes durch jegliches Mittel gegen Weiber und Kinder zu Schreckniſſen reizen. So ſollten Abgeordnete verſcheucht werden, die man durch Andersartige zu erſetzen vermeinte. Die Miniſter ſollten überall durch ſtete Angriffe geärgert, durch unzeitige maßloſe Zwiſchenfragen gedrängt, als Nichtsthuer, Nichtskönner, Nichtswoller der Verachtung preisgegeben werden. Würden die Staaten regierungslos — um ſo beſſer. Auf jegliche Art und Weiſe müßte verſucht werden, die Reichsgewalt mit den mäch-

*) Friedrich Ludwig Jahn, Deputirter aus Preußen, der alte Turnvater, der am 18. September in Frankfurt am Main bei dem bekannten Aufſtande kaum dem Tode entgangen iſt, hat dieſe „Schwanenrede“ veröffentlicht, die ſowohl des Verfaſſers, als beſonders des Inhalts wegen in den weiteſten Kreiſen verdient bekannt zu werden.
(Anm. der allg. Zg.)

tigeren Staaten zu entzweien, hier durch Uebergriffe zur Einheit, dort durch Pflege des Sonderthums. Schlüge dieses im Großen fehl, und hielten, wie löblich und recht, Reichsgenossen, Regierungen und Reichsgewalt fest aneinander, so müßte ein europäischer Krieg entzündet werden. Wenn dann das Reichsheer an den Grenzen, so mache man im Innern Kehraus und kurze Wirthschaft, das Heer werde wohl hinterher genehmigen und sich dem neuen Willen fügen. Das ist die Weisheit des Höllengarten, wo der mord- und brandrothe Hahn krähet. Wie ich das erfahren? Ohne Mitwisserschaft! Ohne alle Vertraulichkeit mit den Blutbrüdern, so die Zeit zum blutigen Entscheidungskampfe herausfordern wollen! Ohne Bruch von Siegel, Wort und Eid! Kurz und gut, ich habe das Geheimniß zufällig entdeckt, wie man verlorne Sachen findet. Ich habe darüber pflichtmäßig in der Reichsversammlung angespielt, und ich bin verlacht und mit Zerrbildern beehrt worden. Ich wollte nicht Freunde wie wehrlose Tauben vom Marder würgen sehen, nicht Mitabgeordnete wie Lämmer vom Wolfe zerfleischen lassen. Aber das Schicksal muß sich erfüllen! Das habe ich längst und um so tiefer gefühlt, wie bedeutungslos der unmündigen Menge Freudenruf verhallt, so am Palmsonntage lautes Lebehoch bringt und am Charfreitage Zetergeschrei erhebt. Da schützt nichts! Nichts ist heilig! Kein Alter, kein Geschlecht wird verschont, bis auch bei der Mordlust Ekel und Ueberdruß eintreten. Und solche Mordnächte der Trübsal will man aus der Hölle heraufbeschwören. Wirft doch neulich eine deutsche Zeitung, deren verruchten Namen ich nicht nennen will, die mordspielerische Frage auf: „Ob Robespierre wohl nicht zu wenig Blut vergossen?“ So wird in die Trompete des Bürgerkrieges gestoßen. Bürgerblut brennt mit unauslöschlicher Glut, und unter der Asche glimmt der Rache unseliges Feuer. Davor habe ich zu allen Zeiten gewarnt, und ist meine Lehre nicht von heute.... (Hier folgen Beweise.) Bedenkt! Ich bin nicht von euch abgefallen, ihr seyd es von mir. Noch immer trage ich die deutschen Farben, so ich im Befreiungskriege aufgebracht, nachdem sie seit dem unglücklichen Bauernkriege verschollen gewesen. Nicht ich bin ein Abtrünniger der deutschen Sache, ihr habt sie in schmählicher Heeresflucht verlassen. Noch immer wandle ich als freier Mann, der auch seinen Mitwallern Freiheit gestattet zum hehren Freithum unseres Volkes. Ihr aber habt den rechten Weg verloren, seyd zu weit links gerathen von der Ehrenbahn der Entwickelung, auf des Bürgerkrieges blutige Pfade. Nie habe ich mich zu eueren Versammlungen gedrängt, niemals mich eingeschlichen. Selbst die Einladungen zu scheinlich unschuldigen Festlichkeiten habe ich ausgeschlagen, wo es nur anging. Und wenn ich Ehrenhalber hin mußte, habe ich mich bei Zeiten gedrückt, um euch freies Feld zu lassen. Euer Feind bin ich nicht, wenn ich auch euere Sache nicht billigen kann. Nur von der reiferen Zeit habe ich euere Genesung erwartet, ein Heilmittel wußte ich nicht. Belehrung ist nicht möglich, da ihr nicht auf Gründe hört, und euch mit euch selbst unverständlichen Redensarten zum Freiheitswahnsinn berauscht. Die rothe Freiheitelei, Freithuerei wird vorüberziehen wie Pest und andere Seuchen. Die Irregeführten werden in sich gehen, und die Irren und Verirrer im Stiche lassen. Mit Meuchelmord ist die rothe Fahne geweiht, und zum eigenen schimpflichen Untergange. Die versteckten Häuptlinge meinten es zwar anders. Da sollten Freivelthaten geübt werden, daß keine Umkehr möglich. Darum ward die unverständige Menge gegen Männer gehetzt, die stets zum Volke gestanden. Mein Tod sollte der Anfang des Trauerspieles seyn. Schon am 16. Abends umlauerten und umschlichen mich Mordgesellen, die von Wohlgeliebeten geleitet wurden. Kundschafter schlichen an alle Orte, wo ich zuweilen verkehre. Und als sie mich endlich fanden, besetzten sie das Haus, und mahnten die wilde Jagd auf. Gegenwart des Geistes und Entschlossenheit haben mich gerettet. Doch habe ich vernommen, daß man mir den Tod, und was für einen zugedacht. Es sollte mir ergehen, wie man einst an Cortes auf dem Tempel von Merico versuchte. Vom Balcon eines hohen Hauses, eines befriedeten Hauses, weil es die Abgeordneten zur ausschließen Benützung gemiethet haben, wollte man mich hinabstürzen. Das habe ich mit eigenen Ohren vernommen. Nun bin ich mit dem Leben davon gekommen, mit voller Gesundheit. Es war ein festlicher Abend, es war Erinnerung an das Treffen bei der Göhrde, wo ich vor 35 Jahren dabei gewesen. Aber, wird häufig die Frage aufgeworfen: „wie konnte Jahn mißliebig werden, in Untersuchung gerathen? In verkümmerte Wirksamkeit?“ Die Antwort ist leicht gefunden. Beim Polizeistaate ist Alles möglich so gut wie bei den Rothfedern. Jahn hatte für Verfassung geschrieben und geredet, für Deutschlands Einheit. Ja für diesen Hochgedanken habe ich gelebt und gestrebt, gestritten und gelitten. Anerkannt haben das die Mainzer Untersuchungsbehörde und der Bundestag. Beide haben mir nachgerühmt, „daß ich die höchst gefährliche Lehre von der Einheit Deutschlands zuerst aufgebracht.“ Das sollte meine Grabschrift werden, wenn meinen Gebeinen in Deutschland noch ein Plätzchen vergönnt wird: Deutschlands Einheit war der Traum meines erwachenden Lebens, das Morgenroth meiner Jugend, der Sonnenschein der Manneskraft, und ist jetzt der Abendstern, der mir zur ewigen Ruhe winkt.“

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge I.)

№ 30. Klagenfurt, Sonnabend den 14. Oktober 1848.

Ueber Mißverständnisse und Verwirrung der politischen Begriffe. *)

Eines der größten Uebel, woran wir in Oesterreich, vor Allem aber in Wien leiden, ist die Unklarheit und die Verwirrung der politischen Begriffe. Ein Erbtheil des schlechten Erziehungswesens und des geistigen Druckes der Vergangenheit, taket dieses Uebel nicht allein auf der großen Masse der Gesammtbevölkerung in den Provinzen und der Hauptstadt, sondern auch auf der Classe jener Auserwählten, welche berufen sind, als Staatsmänner und Gesetzgeber in die staatlichen Verhältnisse ordnend und schaffend einzugreifen, oder als Publicisten durch das gedruckte Wort Licht und Klarheit in die Nacht der politischen Finsterniß zu tragen.

Nichts aber ist gefährlicher in Zeiten gewaltiger Aufregung, als eine solche Verwirrung der Begriffe, weil sie vor allen es ist, welche die politische Partheispaltung und Partheikämpfe hervorruft, und so die gährenden Elemente des politischen Lebens nie und nimmer zur ruhigen Scheidung kommen läßt, weil sie es ist, welche jene traurigen „Mißverständnisse" hervorruft, die so oft ganze Bevölkerungen, Staat und Regierung an den Rand des Verderbens bringen; weil sie endlich es ist, welche auch im Private und Familienleben jene beklagenswerthen Spaltungen hervorruft, die den Frieden und die Freuden der Gesellschaft und der Familie stören. Hat nicht Jeder schon mehr als einmal im öffentlichen und privaten Leben die Erfahrung gemacht, daß, wenn zwei Männer, welche zu zwei verschiedenen oder entgegengesetzten Partheien gehören, sich in freundschaftlicher Besprechung ihre politischen Ansichten aufschließen, und ihre Worte mit Ruhe und Klarheit erläutern, beide am Ende sich die Hand reichen und mit dem Bekenntniß schließen, im Grunde derselben politischen Meinung anzugehören, nur in den unwesentlichen Nuancen sich zu unterscheiden, und nur aus „gegenseitigem Mißverständnisse" sich feindlich entgegenzustehen? Wie oft sehen wir es nicht, daß im politischen Gedankenaustausche zwischen einem Conservativen und einem Demokraten fast jeder Abschnitt der Unterhaltung damit schließt, daß Jeder dem Andern das Geständniß macht: „Ja! Freund, wenn Solches die Principien und Ansichten deiner Parthei sind, so bin ich ja vollkommen mit dir einverstanden, und es ist nur ein trauriges Mißverständniß, daß wir und so viele unserer Mitbürger, obgleich im Grunde des Herzens eine und dieselbe Ansicht tragend, uns in feindlichen Partheien gegenüber stehen." Da aber eine solche Verständigung der Einzelnen noch nicht hinreicht zur Verständigung der Partheien, indem Niemand von der Ansicht seines Freundes auf die Gesammtheit der Parthei desselben zurückschließen kann und will, und somit jene Spaltung nicht gehoben wird, welche unsere ganze Bevölkerung, vor Allem aber die Nationalgarde und die akademische Legion in zwei feindliche Lager getheilt hat, die bei jeder Gelegenheit durch die kleinlichsten Mißverständnisse trotz aller Verbrüderungsfeste in blutigen Kampf gerathen könnten, wodurch am Ende Kraft, Sicherheit, Wohlfahrt und Freiheit des ganzen Staates untergehen würde, so ist es vor Allem heilige Pflicht der öffentlichen Organe der Partheien, heilige Pflicht der Presse, nicht allein wie im nimmer ruhenden politischen Turnier wild und blindlings gegen diese oder jene Parthei eine Lanze zu brechen, sondern vielmehr durch eine ruhige, leidenschaftlose, alle Persönlichkeit fernhaltende Entwickelung der politischen Grundsätze im Principe und in der practischen Anwendung ein gegenseitiges Verständniß anzubahnen, und dadurch

*) Aus dem Journal des österr. Lloyd

zu gleicher Zeit die politischen Begriffe zu läutern und dem Volke zum klaren Bewußtſeyn zu bringen — dem Volke, welches in faſt abſoluter Mehrheit die wärmſten Gefühle für die Freiheit und des Vaterlandes Glück hegt, aber aus Miſſverſtändniß und Begriffsverwirrung im Partheikampfe begriffen, ſich ſelbſt bekämpft, wie zwei befreundete Heerhaufen, welche in düſterer Nacht Feinde in ſich zu erkennen glauben und in ein blutiges Handgemenge gerathen. Denn das iſt eine unläugbare Wahrheit, ſo Jeder erkennt, welcher unſere Bevölkerung auch nur halb und oberflächlich kennen gelernt hat: Wir Alle, welcher Parthei wir auch angehören, freuen uns der errungenen Freiheit; wir Alle, wenige Egoiſten ausgenommen, wollen des Vaterlandes Ruhm, Größe, Wohlfahrt und Freiheit; und eben ſo gering die Zahl der wahren Reactionäre iſt, welche die alte Knechtſchaft wieder heraufbeſchwören möchten, eben ſo gering iſt die Zahl der wahren Wühler, die nur deßhalb auf den Umſturz aller Verhältniſſe ſo hinarbeiten, um ihren Egoismus oder ihre dämoniſche Zerſtörungswuth zu befriedigen.

Ludwig von Löhner, Dichter und Politiker.

(Aus der „Preſſe“.)

Wenn die Nachtigall in Bauernfeld's „Republik der Thiere“ Miniſter des Innern wird, — ſo iſt er auch darnach. Er flötet im Bureau wie im Roſenbuſche, er ſieht den Staat wie einen Garten, die Menſchen wie Blumen, das eherne Jahrhundert wie einen verliebten Frühling an, er regiert mit ſentimentalen Thränen und philantropiſchen Herzensergießungen. Der Dichter verdirbt den Politiker. Umgekehrt aber verdarb der Politiker noch häufiger den Dichter in unſeren Tagen, reimte Anträge, flötete Interpellationen, verfiſicirte Geſetze und Decrete, ja ſtieß wohl auch in die Kinder-Trompete zu mörderiſchen Vertilgungskriegen und überzog die Welt mit raſſelnden Sonetten und ſchnaubenden Stanzen. Keines von beiden ſehen wir bei Ludwig v. Löhner in ſeinem antithetiſchen Doppelberufe. Eine der erſten Größen des Reichstags, ſitzt er auf ſeiner Deputirtenbank, wie der Centaur auf ſeinem Roſſe, ſcheint uns mit ihr, von der Natur ſelbſt hingeſtellt, an- und eingeboren dem Elemente der politiſchen Discuſſion und Intelligenz. Ihm iſt die Reitſchule kein Blumenbeet, keine poetiſchen Roſen ſtreut er aus auf dem Boden, der über Roſſeshufen erbaut iſt, heftig und heiß zwar, aber ſtreng, ſcharf, ſchneidend, kurz und präcis iſt ſein Wort, klar wie die Winterluft, penetrant wie Queckſilber ſein Geiſt und ſeine Logik. Politiker ſcheint er durch und durch, Verſtandesmenſch vom erſten Athemzuge ſeines Lebens. Schlagen wir aber ſeine Gedichte auf, die unter dem Namen Lud. Reland und Lud. v. Moraja erſchienen, — welch' verwandelte Geſtalt tritt uns hier entgegen! Tief verhüllt in die dunkelſten Schatten der Einſamkeit, lauſcht ſein menſchenſcheues Ohr den Geheimniſſen des leiſeſten Naturlebens, entfremdet der Zeit und ihren politiſchen Tagesfragen, mit keinem Zuge den getümmelvollen Verſtandes- und Ideenkampf der Gegenwart verrathend, anſcultirt er die Bruſt der Erde, fühlt Bergen und Quellen den Puls, und gibt ſich der poetiſchen Stille des Horchens und Betrachtens mit einem Gemüthe, mit einer Innerlichkeit hin, die aber auch vielleicht keinem Dichter der Genius je dankbarer belohnt hat. Wer im Körper der Natur ihre geheimſten Venen, das leiſeſte Rieſeln ihres Athems will gehen hören, wer den mährchenhaften Geiſt, der im Wehen der Mitternacht, wie in der Glut des Zeniths über das Antlitz der Landſchaft zuckt, in Worten einfangen will, wer alle Dinge der Natur und des Lebens, fern von bizarren Vergleichen und witzigen Metaphern, die oft ſo geiſtreich ſcheinen, aber in der That ſo wohlfeil ſind, in ihrer eigenthümlichſten Selbſtheit von den feinſten bis zu den gewaltigſten Zügen mit homeriſcher Plaſtik gemalt ſehen will, der leſe dieſes Politikers, dieſes ſtrengen Interpellators Gedichte, und er wird finden, daß ihm die Natur einſt eben ſo genau hat antworten müſſen, als jetzt die Miniſter. Und das iſt das Seltene und Reiche in Löhner's Anlage und Charakter. Wer ein Politiker geboren iſt, trägt es in die Poeſie, wer ein Poet geboren iſt, trägt es in die Politik hinein, immer wird Eines vorherrſchen auf Koſten des Andern. Nicht ſo bei Löhner. Er beſitzt zwei Menſchen und beide beſitzt er ganz. Zwei Kreiſe bewegen ſich in ſeinem Mikrokosmus und keiner greift in den andern. Darum glauben wir ihm auch, wenn er ohne weiters hofft, nach vollendeter politiſcher Sendung und nach jahrelanger Entwöhnung zur Poeſie wieder zurückkehren zu können. Löhner iſt eine reiche, tiefe und geheimnißvolle Natur, die noch viele Kräfte zu verzehren hat.

K. F.

Unbefangene Blicke über die gegenwärtige Lage der Landlehrer.

Es ist eine unläugbare Thatsache, daß der erste Unterricht, welcher den Kindern ertheilt, und wobei nebst der Entwickelung der Geistesanlagen hauptsächlich die Erweckung des religiösen Gefühls bezielt wird, jene Grundlage bilde, auf die sich das ganze nachherige Leben des Menschen, sein Glück und Unglück größten Theils zu stützen pflegt. Diese wichtige Wahrheit haben nun alle gutdenkenden Regenten, Fürsten und Regierungen anerkannt, und so soll auch unser Staat, da er seine eigentliche Kraft nur in dem günstigen Resultate einer wohlgeordneten Volksbildung finden kann, sein Hauptaugenmerk dahin richten, Institute nach Kräften zu unterstützen, in welchen die so nöthige Vorbildung durch eigene hiezu berufene Individuen der zarten Jugend gegeben wird. Solche Institute sind die Volksschulen. So Vieles aber über das Schulwesen geschrieben, und — bald dort, bald hier — über den Gehalt der Lehrer gesprochen wurde, so haben wir doch bis jetzt nur Weniges von erfreulichen Resultaten vernommen, und die Beschwerniße eines Standes, der mit so viel Verdrießlichkeiten, Mühen und Sorgen verknüpft ist, sind, obwohl es schon längst hätte geschehen sollen, noch immer nicht gehoben, ja nicht einmal vermindert werden.

Dürftige Besoldung und daraus entspringender Mangel, der öfters bittere Armuth genannt zu werden verdient, ist nun die Quelle aller Uebel, die auf den Stand der Landlehrer einen so drückenden Einfluß äußern; denn diese kärgliche Congrua von 100 fl. CM. ist nicht selten die Grundursache der Erniedrigung und Geringschätzung, die den Schulstand so schmählich belastet, und seinem Wirken so oft hemmend und zerstörend entgegentritt.

Der Lehrstand ist gewiß der mühseligste und verdrießlichste in der bürgerlichen Gesellschaft. Er ist reich mit giftigen Dornen umrankt, an denen nur selten Rosenknospen einladend winken. Eine bedrängte Lage, eine kummervolle Existenz — sind sie geeignet, edle gebildete Jünglinge oder Lehrerstöhne anzulocken? — Müssen nicht vielmehr die traurigsten Aussichten alle Fähigkeiten von einem Berufe, in welchem für die größten Opfer des äußeren Glückes, für Ehre, Rang und Gesundheit, nur Hunger, Noth, Verachtung und Elend einzuernten sind, immer weiter zurückschrecken?

Der Lehrer soll mit freudiger Lebendigkeit und fester Ruhe an seine Arbeit gehen; wie aber wird er diese verrichten, mit welchem Eifer und Erfolge wird er fremden Kindern Geistesnahrung reichen, wenn indeß seine eigenen daheim um leibliches Brot schreien, wenn drückende Nahrungssorgen sein Inneres mit Gram und Kummer füllen, und all seine Energie von Noth und Mangel gelähmt wird.

Die Armuth ist es also, welche die Selbstständigkeit des Schullehrers zernichtet, jede freie Bewegung hindert und ihn nur zu oft in die Abhängigkeit von seinen vermöglicheren Mitbürgern versetzt. Aus diesen drückenden Verhältnissen erwachsen nicht selten Rücksichten, welche die Partheilosigkeit des Lehrers verdächtigen, und dadurch seine Wirkungsfähigkeit bedeutend beeinträchtigen.

Der von häuslicher Noth und drückenden Nahrungssorgen darniedergebeugte Lehrer kann sich nicht mit jener heiteren Gemüthsstimmung und ungetheilten Thätigkeit seinem Berufe widmen, welche einen segensreichen Erfolg so unwidersprechlich bedingen. O möchten alles Dieß Diejenigen bedenken, in deren Macht es liegt, die Beschwerden eines immer noch verkannten Standes zu erleichtern; bedenken, daß die ausgesprochenen 200 fl. noch keine liberale und rühmliche Einrichtung für verehelichte Lehrer seyn können, da es rein unmöglich ist, bei den jetzigen Wechselverhältnissen der Lebensbedürfnisse mit einer solchen Besoldung sich selbst und eine Familie nur kümmerlich zu ernähren, zu bekleiden und zu erziehen.

Sörg, 4. October 1848.

Johann Tschernuth,
Lehrer.

Notizen.

(Ein Pensum von Jellachich; aus der „Moravia“.) Eine Ausarbeitung (Pensum) des Jünglings Jellachich, gegenwärtig Ban von Croatien und Heerführer gegen die Magyaren zur Erwerbung der gleichen Rechte für die Slaven in Ungarn, Croatien und Slavonien, wurde am 10. Sept. 1848 im Theresianum zu Wien, in welchem Jellachich erzogen wurde, bis er im Jahre 1819 aus dem letzten philosophischen Jahrgange austrat, unter den hinterlassenen Schriften eines Piaristen-Geistlichen G. L. gefunden. — Wahrscheinlich ist dieser Ausarbeitung eine andere vorausgegangen, welche zum Gegenstand hatte, den Eltern oder andern Verwandten mitzutheilen, welchem Berufe sich die Verfasser der Ausarbeitung zuwenden wollen. — Jellachich hätte nach dieser Voraussetzung seinen Onkel geschrieben, und verfaßte mittelst des folgenden Aufsatzes an sich selbst die Antwort.

Lieber Neffe!

„So zog denn Dich auch die Zeit in ihr schweres verhängnißvolles Treiben, und Du stehst unschlüssig an dem Standpunkte Deines Beginnens. — Die Stunde ist gekommen, da das uralte Begehren der Völker an ihre eben so alten Rechte, an ihr unverletzbares eigentliches Leben in die Kreise der Alltäglichkeit hinaustritt. — Da scholl die Tendenz des Zeitalters gleich einer ernsten, einst verklungenen Mahnung auch an Deine, dem höheren Weltleben offene Seele, und der rasch ergriffene, lebendige Moment wird zu einem lauten Lebensworte in den Tiefen Deines Gemüthes, und Du lernst nun ernst, klar und lichtvoll die Bedeutung der Gegenwart, und den Wink der Zukunft verstehen. — Deutschland hat Dich geboren, der Schuldbrief Deines Vaterlandes liegt noch unerbrochen, ungelesen in Deiner Hand, denn ringsum ist Stille und Frieden. — Im Süden aber ringt ein verschollenes Volk sich zu gebären, und aus dem Schooße des Gewesenen leuchtet ein ahnungsvolles Werden herauf. — Schon vor Jahren erschallte ringsumher an die Glaubensgenossen das Hilferufen der Hellenen, aber wiederhalllos prallten ihre Schmerzenstöne an den Eisschollen einer engherzigen Politik zurück. — Sie rufen nun wieder, und die umgestaltete Welt gibt ein vernehmbares herzvolles Echo zurück. — Auch in Deinem Herzen klagen verwandte Töne an, und antworteten den Stimmen des Augenblickes. — Da thatest Du mir Deine Seele auf, und die Ahnung gestaltete sich zum Entschlusse. Hier wäre mein Wort leer, und selbst das gute, innige verlöre seine Bedeutung. Die Angelegenheit muß in dieser Sache ganz aus und für sich selbst sprechen, und in Deinem innigsten Leben muß es reifen, ob Du Dich in das verschlingende Walten der Weltgeschike werfen, oder in der gemüthsvollen Stille Deines Vaterlandes, der Mahnung Deiner Jugendkraft nicht achtend, in zweckmäßiger Zurückgezogenheit für das langsame Wenden eines beschränkten Körpers leben wollest. — Ich überlasse Dir die Wahl zwischen dem Hangen am Boden der Altvordern, und dem frischen Weltbürgersinn, der sich kühn hinaustwagt, um auch, wenn er untergienge, die Räder des Weltlaufes zu bewegen. — Die Hoffnung des Vaterlandes ruft Dir, und die Hoffnung der Menschheit! Das Entscheiden liegt noch dämmerungsfern in der Nacht Deines Willens!“ — Die Urschrift dieses Aufsatzes wird im Theresianum aufbewahrt. — Wenn auch der Ideengang in demselben nicht vollkommen klar ist, und die Ausdrücke schwülstig sind, so verräth doch das Ganze, daß in dem damahls vielleicht 16 bis 17 Jahre alt gewesenen Jünglinge ein seltenes Talent lebte, daß ihn damals schon hohe Gedanken beseelten, und daß er für die Befreiung eines geknechteten Volkes glühte.

E. T.

— (Radetzky's Taufschein.) Durch gütige Hand ist uns, schreibt die „Bohemia“, folgender Auszug aus dem Geburts- und Taufbuche der Pfarre Dublowitz (Beraun. Kreis) zugekommen. Er ist in lateinischer Sprache ausgestellt, doch wir geben selben den Lesern hier in's Deutsche übersetzt. — „Am 4. Nov. 1766 wurde in der Hauscapelle des Schlosses Trebnitz von dem hochw. Herrn Joh. Josef Mayer, Dechant von Sedlczan, und Hofcaplan, getauft: Johann Josef Wenzel Anton Franz Carl, ehelicher Sohn des hochgeborenen Herrn H. Peter Eusch Grafen Radetzky von Radetz, Herrn des Gutes Trebnitz, und seiner hochgeb. Gattin Maria Venantia, geb. Baronin Bechinie von Laczan; dessen Pathe war der hochgeborne Herr Herr Wenzel Graf Radetzky von Radetz. Zeuge und Stellvertreter des Pathen: der hochgeb. Herr Herr Franz Graf Getz, Herr auf Sukdol und Kirchleb, und die hochgeb. Frau Frau Franziska Baronin Bechinie, geborne Gräfin Wecznik. — Geboren ward er am 2. November 1766.“ — Das Gut Trebnitz liegt an der Moldau, etwa 2 Stunden oberhalb ihrer Vereinigung mit der Sazawa, und soll das Stammgut der Grafen Radetzky (rectius Hradetzky v. Hradec bei Trebnitz) gewesen seyn.

— In Botzen besteht ein Verein „Radetzky“, dessen Tendenz die Nährung patriotischer Gefühle ist. So oft Krieger der italienischen Armee, besonders verwundete, ihren Weg durch Botzen nehmen, werden sie von diesem Vereine nicht nur freundlich, sondern mit Enthusiasmus aufgenommen, nach Umständen bewirthet, beschenkt, und alle nehmen die erhebendste Erinnerung an die Stunden, die sie im Kreise dieser Patrioten verlebt, mit.

— Wien's altberühmter Kanzelredner, Domherr Veit, hat am 1. Oct. seine fünfte Predigt in der Kirche am Hofe über die Dogmen der katholischen Kirche, und hiemit seinen Cyklus von 5 Reden gegen die sich eindringenden Religionsneuerungen des sogenannten Deutsch-Katholizismus, mit Behauptung seines alten Kanzelruhmes vor einem sehr zahlreichen Publikum beendiget, das tief ergriffen war, und somit dem Ersteren keine Fortschritte in Aussicht stellt. Meisterhaft wußte der Redner die tragischen Ereignisse aus den letzten Tagen zu Frankfurt und Pesth darzustellen und zu beleuchten.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge I.)

№. 31. Klagenfurt, Dinstag den 17. Oktober 1848.

Humanität und Politik. *)

Politik und Humanität stehen in ihrer reinen Begriffsauffassung einander so nahe, — sind so innig mit einander verschlungen, daß es fast unglaublich scheint, daß sie miteinander in Widerspruch kommen können. Und dennoch ist dem so in der Wirklichkeit. — Es ist der Mühe werth, dieses Räthsel der moralischen Weltordnung näher zu beleuchten. Richtig aufgefaßt, ist Politik nichts Anderes, als das Streben, das gesellschaftliche Verhältniß der Menschen zu einander so einzurichten, daß jedem Einzelnen die Erreichung seiner menschlichen Bestimmung materieller, intellectueller und moralischer Vervollkommnung möglichst unbeirrt von der des Nächsten gefördert werde. Da nun die Humanität das Entwickeln der menschlichen Wohlfahrt in jenen drei Richtungen ist, von denen die beiden letzten geistiger Natur sind, so sollte eigentlich Humanität der letzte Zielpunct jeder Politik seyn. Die Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft in ihrem Zusammenleben sollen daher den Zweck haben, die Erreichung der Menschheitszwecke möglichst zu fördern. Leider zeigt aber die Geschichte aller Zeiten, daß fast jeder Versuch einer gesellschaftlichen Reform in nächster Folge gerade das Gegentheil hervorbrachte, und daß die beste sociale Verfassung noch nicht erreicht wurde, und wahrscheinlich so bald nicht erreicht werden wird. Kaum war irgend eine Menschengesellschaft zum Zwecke des Zusammenlebens unter sich in Verbindung getreten, als sie, sey es in Form des Patriarchats, der Stammverfassung, des Staatslebens im eigentlichen Sinne darauf bedacht war, sich Einrichtungen zu geben, welche mehr oder minder als letzten Zweck hatten, die Glückseligkeit oder mindestens die Wohlfahrt der Theilnehmenden zu sichern. Die Mittel dazu waren natürlich nach den Begriffen, die man sich von der wünschenswerthen Wohlfahrt machte, verschieden. Daher auch die Einrichtungen verschiedener Stämme und Völker, die Verfassungen verschiedener Staaten. Nirgends gelang es auf die Dauer, den Zwecke sich anzunähern. Ueberall traten die menschlichen Leidenschaften bald verderblich dazwischen, und Herrschsucht Einzelner oder Zügellosigkeit Aller verdarben und paralisirten die socialen Einrichtungen, mißbrauchten ihre Unvollkommenheiten, oder veränderten sie nach Willkühr und mit Gewalt nach selbsteigenen Zwecken. Hatte die Menschheit sich einige Zeit in solchen verderbten Einrichtungen fortbewegt, waren dieselben in ihrer Depravirung endlich bis zur Unerträglichkeit gesteigert, so rief überall entweder der Drang nach der Rückkehr zur verlornen Wohlfahrt, oder die Gewaltmacht einer noch stärkeren und herrschlustigeren Individualität, Versuche zur Veränderung der politischen Verhältnisse in's Leben, bei denen die Betheiligten stets entweder ihre eigene größere Wohlfahrt, oder die des Ganzen, oft die der ganzen Menschheit vor Augen hatten (Humanität in kleineren oder größeren Kreisen). Weil aber die Wohlfahrt einer oder mehrerer herrschenden, sich besser befindenden Individualitäten oder Körperschaften nur auf Kosten der Wohlfahrt anderer Gleichberechtigter stattfinden kann, Niemand aber gutwillig von dem abläßt, was er vor Andern voraus hat, so ist in der Regel jede solche Veränderung mit einem mehr oder minder heftigen Kampfe der Gewinnenden und Verlierenden verbunden, der alle Leidenschaften aufregt, und während vielleicht — Humanität im Zwecke liegt — zur Erreichung dieses Zweckes sich nicht scheut, alle Humanität mit Füßen zu treten. Das ist in nuce die Geschichte aller Revolutionen! — So tritt die menschliche Leidenschaft verderbenbringend zwischen

*) Aus der Brünner Zeitung.

Politik und Humanität, und ruft den unnatürlichen Widerſtreit zwiſchen Mittel und Zweck hervor. — Die Gräuel der Revolutionen ſind nicht den Revolutionen ſelbſt, ſie ſind den Leidenſchaften der Menſchen überhaupt, ſie ſind insbeſondere den der Revolution vorhergehenden Zuſtänden zuzuſchreiben. — Wenn gleich unter dem Drucke menſchheitsfriedlicher Herrſchaft die materielle Wohlfahrt ganzer Claſſen von Menſchen leidlich gepflegt wird, ſehen wir doch überall, wo Willkührherrſchaft die einzige Politik ausmacht, die geiſtigen, das iſt intellectuellen und moraliſchen Momente der Menſchheitsentwickelung im Sinken oder in gehemmter Fortbildung. Mit der Revolution, die den vorigen Zuſtand über den Haufen wirft, fällt nothwendiger Weiſe das, was dieſer Zuſtand vorzugsweiſe cultiviert hat, wenigſtens für den Augenblick, weil deſſen Stützen fallen; allein kurzſichtige Egoiſten verwechſeln Wirkungen und Urſachen, Saatkorn und Erntekorn, und winſeln über die Nöthen der Zeit, und ſchreien ungeduldig nach den verlaſſenen Fleiſchtöpfen Egyptens! — Es wandelte aber vor faſt zwei Jahrtauſenden Einer auf Erden, der da ſagte: „Der Menſch lebt nicht allein vom Brote!“ und der gegen nichts mehr eiferte, als gegen die Kleingläubigen! —

Und es waltet eine höhere Weltordnung, die das Menſchengeſchlecht durch Wüſten und Sümpfe ſeiner endlichen Beſtimmung zuführt; — die Erreichung verzögern wir ſelbſt, wenn wir unſer Herz allzuſehr an's Materielle hängen, und die Humanität, die ein leibliches und zwei geiſtige Elemente hat, wird nicht gefördert, wenn wir nur dorthin ſehen, wo uns das erſtere winkt. — In ſolchen Kriſen der Menſchheit aber, wie Revolutionen ſie bieten, treten die Selbſtſüchtigen, die Herrſchluſtigen, die Schlauen verſuchend vor die Geängſtigten, und bieten ihnen „materielle Intereſſen“, und die Kleingläubigen gehen in die Falle, verkaufen um der lieben Fleiſchtöpfe willen die ſprießende Saat, die Erſtgeburt um ein Linſengericht, und unter dem Jubel der befriedigten Fanatiker der Ruhe zieht der ſchlaue Friedenbringer ſein Netz über dem Haupte der Getäuſchten zuſammen, die mit ihrem Drittel Menſchheitsintereſſen ſich begnügen, nicht bedenkend, daß, was ſie zu vollenden unterließen, ihren Enkeln neuerdings zur Aufgabe werden wird, und daß mehr Blut und doppeltes Verderben die nur aufgeſchobene, nicht aufgehobene Kataſtrophe begleiten wird.

Als Madame Roland, die tragiſche Heldin der erſten franzöſiſchen Revolution, das Blutgerüſte beſtieg, fiel es ihr nicht ein, die Freiheit ſelbſt der Gräuel anzuklagen, denen ſie ſelber zum Opfer wurde. — „O liberté, o liberté, que de crimes on commet en ton nom!“ (O Freiheit, Freiheit! was für Verbrechen begeht man in deinem Namen). Dieſes Weib beſchämt alle Verzweifelnden, die ſich ſchon jetzt im erſten Anfange einer Revolution, die wohl die größte iſt, die Europa ſeit der Völkerwanderung erlebte, nicht genug entſetzen können. Dieſe Zeit verlangt allerdings keine Memmen, ſondern Männer, die unbeirrt vom Drange des Tages ſich ſelbſt getreu bleiben, an der Sache nicht verzweifeln, weil ſie Opfer koſtet, und nicht zurückbeben, wenn auch ſie ſelbſt die Reihe trifft, dem Weltgeiſte zum Opfer zu fallen. — Die Vorſehung führt die Menſchheit ihrem Ziele zu, — der Einzelne kann den Weg wohl hemmen und mit Blut übergießen, aber armſelig in ſeiner Leidenſchaft ſelbſt vermag er nicht einzugreifen in das ſpeichende Rad der Weltordnung, das vorwärts rollt, und wenn (vielleicht nach Jahren) der Rauch und Staub aus den Trümmern des ſtürzenden Europa's verflogen ſeyn wird, wird über der neuen Ordnung der Dinge ſiegreich wehen: Die Fahne der Humanität!

Hingenau.

Eine ſeltene Regenbogen-Erſcheinung.

Der unſterbliche Newton hat zuerſt die Entſtehung des Regenbogens wiſſenſchaftlich begründet, und dieſe Begründung durch Verſuche beſtätiget. Nach ſeiner Theorie werden die Sonnenſtrahlen in den Regentropfen nach zweimaliger Brechung und einmaliger Spiegelung in ihre farbigen Beſtandtheile zerlegt und gefangen in das Auge des Beobachters, welches Auge an der Spitze eines geraden Kegels, deſſen Grundfläche mit der Ebene des Regenbogens zuſammenfällt, ſteht. Die Achſe des Kegels geht durch das Auge des Beobachters zum Mittelpuncte der Sonne. Wäre die Sonne ein Punct, ſo würde der Beobachter einen rothen Kreisbogen als theilweiſe Begränzung der Grundfläche des Kegels erblicken; an dieſen würden ſich in unmittelbarer Aufeinanderfolge die orangefarbene, gelbe, grüne, blaue und violette anſchließen, deren Farbe von dem Winkel abhängt, welchen der vom Kreiſe zum Auge gelangende Strahl mit der Kegelachſe bildet. — Weil aber die Sonne als Scheibe erſcheint, ſo ſieht das Auge ſtatt der concentriſchen Kreisbögen in der Grund-

fläche des Kegels concentrische Ringstücke, deren Breite von dem scheinbaren Durchmesser der Sonnenscheibe abhängt. Auf solche Art entsteht der Hauptregenbogen, welcher dem Beobachter auf einer weiten Ebene beim Unter- oder Aufgange der Sonne als Halbkreis erscheint; auf einem hohen Berge kann mehr als die Hälfte, im Thale hingegen nie die Hälfte des Kreises übersehen werden. Steht die Sonne höher als 42 Grade über dem Horizont, so fällt der Regenbogen unter den Horizont. Außer diesem lebhaft gefärbten Hauptregenbogen ist oft ein zweiter, oder ihm befindlicher Nebenregenbogen sichtbar, dessen Farben matter und umgekehrt geordnet sind. Seine Entstehung ist der des Hauptregenbogens analog, nur gelangt der Sonnenstrahl nach zweimaliger Brechung und zweimaliger Spiegelung in's Auge des Beobachters.

Von dieser Theorie wich der von mir am 11. Oktober kurz vor und nach 5 Uhr Abends an der Westseite von Klagenfurt (geogr. Breite nach Krell 46° 37′ 11″) beobachtete Regenbogen bedeutend ab. Während ein Nordnordwest niedere Regenwolken über die Stadt trieb, erblickte ich in einer Entfernung von beiläufig 100 Klaftern am Westende des Militärspitals den nördlichen Ast des Hauptregenbogens und bald darauf den ganzen Bogen, welcher das Himmelsgewölbe überspannte, und im höchsten Puncte gegen 40 Grade über den Horizont sich erhob. Eine etwas spätere analoge Ausbildung hatte der Nebenregenbogen, mit welchem sich in einer Höhe von 30 Graden ein vom nördlichen Fuße des Hauptregenbogens ausgehender, den Zwischenraum quer durchfahrender, regenbogenähnlicher Streifen verzweigte. Dieser glich an Farbenordnung und Lebhaftigkeit dem Nebenregenbogen. Unter einem guten, höchsten Drittel des Hauptregenbogens unterschied ich genau ein zweites und drittes, den ersten analoges, mit ihm zusammenhängendes Farbenspectrum, welches jedoch an Breite und Lebhaftigkeit nach unten abnahm. — Einen ähnlichen Querstreifen, wie ich ihn am nördlichen Bogentheile sah, suchte ich vergebens an anderen Stellen. Bald sank die Sonne hinter die niederen Wolken am westlichen Horizonte, und machte der prachtvollen Erscheinung ein Ende.

Die dem Hauptregenbogen angereihten schmäleren, unvollendeten Bögen lassen sich auf die oben angeführte Weise als Ringe der Grundflächen zweier Kegel erklären, deren Achsen mit der Achse des ersten Kegels zusammenfallen, sie jedoch an Länge übertreffen. Die kürzeste Achse gehört dem Hauptregenbogen, die längste dem unteren Regenbogenstücke zu, aus welcher ungleichen Entfernung der Ringe vom Auge auch ihre ungleiche Breite erhellet. Die Erklärung des Querstreifens ist bedeutend schwieriger und ergibt sich einzig aus dem Maximum und Minimum der Lichtstärke und Lichtablenkung.

Klagenfurt, 12. Okt. 1848.

Robida.

Notizen.

— In einem Correspondenz-Artikel der „allg. Ztg." aus Klagenfurt vom 1. d. wird Folgendes berichtet: Bei der täglich weiter greifenden Macht des slavischen Elements in Oesterreich werden einige Andeutungen über die Stimmung der Bewohner slavischen Stammes in den einzelnen Theilen des Kaiserstaates Ihnen vielleicht nicht unwillkommen seyn. — Was ich in dieser Beziehung in Kärnten habe erfahren können, ist für Deutschland höchst erfreulich. Die wendische Bevölkerung dieser wichtigen Provinz ist der Gesinnung nach entschieden deutsch; die deutsche Sprache macht von Jahr zu Jahr neue Eroberungen, die wendischen Burschе, nachdem sie die deutsche Schule als Knaben besucht, verdingen sich, so wie sie nur ein wenig heranwachsen, als Hirten in deutschen Orten, um so deutsch zu lernen, und die Eltern sprechen mit dem meisten Stolze von denjenigen ihrer Kinder, die des Deutschen am mächtigsten sind. So ward mir berichtet. Was aber diesen Angaben eine fast ämtliche Bestätigung gibt, ist der bemerkenswerthe Umstand, daß neulich, als die Rede davon war, die Verwaltung der deutschen und wendischen Bezirke zu trennen, die beglaubigten Vertreter der wendischen Bevölkerung gehörigen Orts die kräftigste Einsprache dagegen erhoben. Auf der anderen Seite lassen es auch die Deutschen den Slaven an einem gewissen Wohlwollen nicht fehlen, und wenn auch diese Zuvorkommenheiten nicht als Bekenntnisse tieferer Sympathie für die Nationalität der Slaven gedeutet werden dürften, so sprechen sie doch für eine momentane Uebereinstimmung der Rücksichten und Wünsche, die in einem so wechselvollen Jahre wie das heurige schon einigen Werth hat.

— (Die Deutschen im Osten.) Die Deutschen in Ungarn und den dazu gehörigen Ländern spielen eine merkwürdige Rolle. Es ist zwar eine längst bekannte Sache, daß sich der Deutsche seiner Nationalität leicht

begibt; aber auffallend wird dieſe Erſcheinung in der deutſchen Preſſe Buda-Peſth's und Agram's. Da ſtehen ſich die, welche eines Stammes ſind, mit rachelüſtiger Feder gegenüber. In Ungarn rufen, ſie: wir ſind Magyaren, und in Agram: wir ſind Kroaten; und auf ſolche Weiſe gelang es deutſcher Weisheit, den mathematiſchen Satz: zwei, die einem dritten gleich ſind, ſind auch unter einander gleich — zu Schanden zu machen: denn betrachtet man die erwähnten Deutſchen, ſo ſtellt ſich der Satz umgekehrt heraus, und man meint, er müſſe lauten: Zwei, die einem dritten gleich, ſind nichtsdeſtoweniger unter einander ſehr ungleich. Fragt man die Vertreter jener Preſſe, warum ſie das, was ſie ſo eifrig zu ſeyn vorgeben, nämlich Magyaren oder Kroaten, nicht wirklich ſind, ſo ſprechen ſie mit der Reſignation eines Märtyrers, der ſeinem Tod entgegen ſieht: Wir warten, bis die Menge, deren Dolmetſch wir ſind, keines Dolmetſch mehr bedarf, bis ſich nämlich unſer Publikum magyariſirt, kroatiſirt, haben wird. Auf dieſe Weiſe ſterben ſie einen zweifachen Tod, üben ſie doppelte Selbſtaufopferung; denn der Nationalität zu Liebe, unter der ſie wohnen, geben ſie den deutſchen Sinn auf, und ihren Deutſchen zu Liebe, für welche ſie Zeitung ſchreiben, geben ſie die Nationalität auf, für welche ſie ſo eifrig kämpfen. Wer denkt da nicht an den Satz: les extremes se touchent? Der Deutſche, dem Humanität über Nationalität geht, ſteckt ſich jede Nationalität auf, ſinkt ſo vom lichtvollen Apoſtel zum farbenbunten Harlekin herab. Doch dieſes tolle, farbenbunte Treiben mag eben der deutſche Humor ſeyn, in welchem die deutſche Weisheit ſteckt. Wir wollen dieſen Glauben feſthalten, um nicht ein Spötter des deutſchen Geiſtes zu werden, denn wir glauben daran als an eine heilige Wahrheit, daß dieſer die Aufgabe hat, in den öſtlichen Ländern Aufklärung und Civiliſation zu verbreiten. Die Deutſchen alſo, der Körper zu dieſem Geiſte, müſſen fortbeſtehen, und können es, ohne ihre neuoaterländiſchen Pflichten im Geringſten zu verletzen. Dieſe werden ſie aber deſto beſſer erfüllen, je mehr ſie ſich beſtreben werden, zu der Vermittlung zwiſchen den blutig ſtreitenden Partheien beizutragen. (B. Z)

— (Schamil.) Moriz Wagner hat in ſeinem „Kaukaſus ꝛc.“ auch den kühnen und talentvollen Führer der kaukaſiſchen Bergvölker geſchildert, welcher die rieſige Macht Rußlands ſo lange in Schach zu halten verſtanden hat: „Der Murſchid (Religionslehrer) Schamil oder Schamuil beſitzt die Gabe der religiöſen Begeiſterung in hohem Grade, ſo, daß es ihm dadurch gelungen iſt, ſeine Landsleute zu fanatiſiren. Er iſt ein rüſtiger Mann in den fünfziger Jahren, von ziemlich kleiner Statur und ſchlankem geſchmeidigem Körperbau, wie die meiſten Kaukaſier. Seine Züge verrathen ganz die wilde Energie, die er bei allen ſeinen Unternehmungen gezeigt; ſein Bart iſt frühzeitig grau geworden, aber ſeine Körperkraft blieb ungeſchwächt und er gilt noch immer für den gewandteſten Bergſteiger und den trefflichſten Reiter im Kaukaſus. An barem Gelde beſitzt er wenig oder gar keine Schätze. Seitdem hat er allerdings die Erhebung einer regelmäßigen Steuer eingeführt, und, um ſeinen Befehlen überall Geltung zu verſchaffen, tritt er nicht ſelten grauſam auf. Seine mit Keulen bewaffneten Scharfrichter begleiten ihn gewöhnlich zu den Rathsverſammlungen und wehe denen, die gegen ſeine Pläne etwas einzuwenden haben. In der größten Gefahr war er, als General Grabbe ſein Felſenneſt Achulco erſtürmte. Als die Ruſſen in dieſe Burg eingedrungen, waren ſie noch immer nicht die Herren des Ganzen, denn an den jähen Abhängen befanden ſich in Felſen gehauene Wohnungen, zu denen man zum Theil nur durch Strickleitern gelangen konnte. Nach einigen Tagen kamen die Inhaber derſelben abgezehrt zu Skeletten von ſelbſt zum Vorſchein, und ſie konnten vor Erſchöpfung keinen Widerſtand leiſten. Aber weder unter den Todten noch unter den Gefangenen befand ſich Schamil. Dem ruſſiſchen General war einige Tage vor der völligen Eroberung der Veſte gemeldet worden: Schamil gedenke an einer gewiſſen Stelle an Stricken ſich herunterzulaſſen und zu entfliehen. Zuverläſſige Männer mußten ſich deßhalb in der Nähe des angegebenen Ortes verſtecken, und gegen Mitternacht hörten ſie wirklich Geräuſch. Ein Mann wurde an einem Stricke angebunden herabgelaſſen; nachdem er ſich los gebunden hatte, ſah er ſich ängſtlich um, und gab ein Zeichen. Der Strick brachte einen zweiten und einen dritten Kaukaſier herab, von denen der eine in weißer Kleidung ganz das Anſehen Schamils hatte. Als ſie entfliehen wollten, brachen die Ruſſen aus ihrem Verſteck hervor, nahmen ſie gefangen und führten ſie jubelnd in das Zelt des Generals, wo es ſich aber ergab, daß man ſich doch getäuſcht hatte. Der wirkliche Schamil war gleich darauf an derſelben Stelle, nachdem alles wieder ruhig geworden, erſchienen und hatte ſich an einem zweiten Stricke in das tiefe Thal herabgelaſſen, von wo er entkam.

Verantwortlicher Redakteur: E. M. Mayer. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge I.)

№ 32. Klagenfurt, Sonnabend den 21. Oktober 1848.

Das Kärntner-Regiment.

Ein bied'res Volk aus Kärnten's Alpenthalen
Schwur seinem guten Kaiser treu zu seyn,
Dem Vaterland mit Blut die Schuld zu zahlen,
Für's Recht zu sterben in der Helden Reih'n.
Hoch schlägt das Herz, wenn man die Tapfern nennt,
Heil dir und Ruhm, du Kärntner-Regiment.

Du hieltest Wort dem alten Herrscherstamme,
Und standest — eine Mauer von Granit,
Umbraust, verklärt von des Geschützes Flamme,
Von Kampfeslust und Thatenruhm durchglüht; —
Wie auch der Feind heran in Massen bricht,
Es bebt das Herz im festen Busen nicht.

Es weht die Fahne — jedes Kriegers Wonne,
„Folgt Kinder ihr!" der brave Oberst ruft,
Ihr folgtet freudig ihr, ob auch die Sonne
Verderblich flammet aus der heißen Luft.
„Stürmt!" tönt es rings — schon stürzt des Feindes Wand,
Schon ist der Weg in seine Reih'n gebahnt.

Und Caldiero's Heldengeister wallen
Bei Montanara glänzend euch voran,
Die Muse reicht den Siegeskranz euch allen,
Und eure That gehört der Nachwelt an,
Denn wer für's Rechte kämpft mit That und Wort,
Der lebt im Mund der späten Enkel fort.

So sey euch Wahlspruch denn in künft'gen Tagen:
„Dem Schlechten Trotz, Verachtung, Spott und Hohn!"
Der Freiheit doch laßt hoch die Herzen schlagen,
Denn Freiheit athmet jeder Alpensohn,
Und wie dem Kaiser ihr geweiht das Blut,
So hütet fürder treu dieß höchste Gut.

Entwurf der Reichsverfassung.

Das Reich und die Reichsgewalt.

Abschnitt I. Das Reich.

Artikel I. §. 1. Das deutsche Reich besteht aus dem Gebiethe des bisherigen deutschen Bundes. Die Verhältnisse des Herzogthums Schleswig und die Grenzbestimmung im Großherzogthume Posen bleiben der definitiven Anordnung vorbehalten.

Art. II. §. 2. Kein Theil des deutschen Reiches darf mit nichtdeutschen Ländern zu einem Staate vereiniget seyn.

(Zu §. 2.) Minoritätserachten. Zusatz. „Insofern die eigenthümlichen Verhältnisse Oesterreichs die Ausführung dieses §. 2 und der daraus abgeleiteten Paragraphen hinsichtlich desselben nicht zulassen, soll die angestrebte Einheit und Macht Deutschlands im größtmöglichen Maße durch den innigsten Anschluß Oesterreichs an Deutschland im Wege des völkerrechtlichen Bündnisses zwischen der Reichsgewalt und der österr. Regierung erzielt werden." (Mühlfeldt. Detmold. Rotenhan. Lasaulx.)

§. 3. Hat ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen Lande dasselbe Staatsoberhaupt, so ist das Verhältniß zwischen beiden Ländern nach den Grundsätzen der reinen Personalunion zu ordnen.

§. 4. Das Staatsoberhaupt eines deutschen Landes, welches mit einem nichtdeutschen Lande in dem Verhältnisse der Personalunion steht, muß entweder in seinem deutschen Lande residiren, oder in demselben eine Regentschaft niedersetzen, zu welcher nur Deutsche berufen werden dürfen.

(Zu §. 4. Minoritätsvotum.) Zusatz. „Das Staatsoberhaupt eines deutschen Landes, welches mit einem nichtdeutschen Lande durch Personalunion verbunden ist, darf nichtdeutsche Truppen in seine Länder nicht verlegen, außer in Veranlassung von Reichskriegen, auf Anordnung der Reichsgewalt." (Schaler. Blum. Wigard.)

§. 5. Abgesehen von den bereits bestehenden Verbindungen deutscher und nichtdeutscher Länder, soll kein Staatsoberhaupt eines nicht deutschen Landes zu-

gleich zur Regierung eines deutschen Landes gelangen, noch darf ein in Deutschland regierender Fürst, ohne seine deutsche Regierung abzutreten, eine fremde Krone annehmen.

(Zu §. 5.) Minoritätserachten. Zusatz. „Kleinere deutsche Staaten können sich zu einem größeren deutschen Staate vereinigen, oder einem bereits bestehenden größeren deutschen Staate einverleiben. Doch darf mit keinem deutschen Lande, welches bereits über 5 Millionen Einwohner hat, ein anderes deutsches Land verbunden werden. Eine Ausnahme von letzterer Bestimmung machen nur solche kleine Staaten, deren Gebiet innerhalb des größeren über 5 Millionen Einwohner zählenden deutschen Staates liegen." (Schüler. Wigard. Blum.)

Art. III. §. 6. Die einzelnen deutschen Staaten behalten ihre Selbstständigkeit, so weit selbe nicht durch die Reichsverfassung beschränkt ist, sie haben alle stattlichen Hoheiten und Rechte, so weit diese nicht der Reichsgewalt ausdrücklich übertragen sind.

Abschnitt II. Die Reichsgewalt.

Art. I. §. 7. Die Reichsgewalt übt dem Auslande gegenüber die völkerrechtliche Vertretung Deutschlands und der einzelnen deutschen Staaten ausschließlich aus. Die Reichsgewalt stellt Gesandte und Consuln an. Sie führt den diplomatischen Verkehr, schließt die Bündnisse und Verträge mit dem Auslande, namentlich auch die Handels- und Schifffahrtsverträge, so wie die Auslieferungsverträge ab. Sie ordnet alle völkerrechtlichen Maßregeln an.

§. 8. Die einzelnen deutschen Regierungen haben nicht das Recht, ständige Gesandte zu empfangen oder solche zu halten, mit Ausnahme ihrer Bevollmächtigten beim Reichsoberhaupte.

(Zu §. 8.) Minoritätserachten. „Die einzelnen deutschen Regierungen haben nicht das Recht, Gesandte zu empfangen, oder solche zu halten. (Ahrens. Blum. Schüler. Wigard.)

§. 9. Die einzelnen deutschen Regierungen sind befugt, Verträge mit anderen deutschen Regierungen abzuschließen. Ihre Befugniß zu Verträgen mit nichtdeutschen Regierungen beschränkt sich auf Gegenstände des Privatrechtes, des nachbarlichen Verkehrs und der Polizei.

(Zu §. 9.) Minoritätserachten. Vor dem Worte „Polizei" im zweiten Satze ist das Wort „niederen" einzuschalten. (Wigard. Blum. Schüler.)

§. 10. Alle nicht rein privatrechtlichen Verträge, welche eine deutsche Regierung mit einer anderen deutschen oder nichtdeutschen abschließt, sind der Reichsgewalt zur Kenntnißnahme, und insofern das Reichsinteresse dabei betheiligt ist, zur Bestätigung vorzulegen.

(Hinter §. 10.) Minoritätserachten. Statt der §§. 9 und 10 heißt es: „Die einzelnen deutschen Regierungen sind befugt, bezüglich der sie betreffenden territorialen und landesherrlichen Angelegenheiten, Verträge mit anderen deutschen oder auswärtigen Regierungen abzuschließen. Solche Verträge sind jedoch der Reichsgewalt zur Kenntnißnahme und, insofern das Reichsinteresse dabei betheiligt ist, zur Bestätigung vorzulegen." (Scheller. Detmold. Mühlfeldt. Rotenhan.)

Art. II. §. 11. Der Reichsgewalt steht ausschließlich das Recht des Krieges und Friedens zu.

Art. III. §. 12. Der Reichsgewalt steht die gesammte bewaffnete Macht Deutschlands zur Verfügung.

(Zu §. 12.) Minoritätserachten. „Den Umfang der Reichsgewalt über die gesammte bewaffnete Macht Deutschlands bestimmt der Abschnitt von der Reichswehr." (Wigard. Schüler. Blum.)

§. 13. Das Reichsheer besteht aus der gesammten zum Zwecke des Krieges bestimmten Landmacht der einzelnen deutschen Staaten. Diejenigen Staaten, deren Contingent weniger als eine Brigade (Division) von 6000 Mann beträgt, werden zu gemeinschaftlichen Ausbildungsverbänden vereint, welche unmittelbar unter der oberen Leitung der Reichsgewalt stehen.

(Hinter §. 13.) Minoritätserachten. An die Stelle der §§. 12 und 13 mögen folgende Vorschriften treten: §. „Der Reichsgewalt steht es zu, die Größe und Beschaffenheit der zum Dienste des Reiches verpflichteten bewaffneten Landmacht im Ganzen und nach ihren von den einzelnen Staaten zu stellenden Theilen (Contingenten) zu bestimmen." §. „Die Heere und Heeresabtheilungen der größeren deutschen Staaten bilden selbstständige Theile." §. „Diejenigen kleineren Staaten, welche als Contingent weniger als 5000 Mann stellen, geben in Bezug auf das Heerwesen ihre Selbstständigkeit auf und werden in dieser Beziehung entweder in sich in größere Ganze verschmolzen, welche dann unter der unmittelbaren Leitung der Reichsgewalt stehen, oder einem angrenzenden größeren Staate angeschlossen. In beiden Fällen haben die Landesregierungen dieser kleineren Staaten keine weitere Einwirkung auf das Heerwesen, als ihnen von der Reichsgewalt oder dem größeren Staate ausdrücklich übertragen wird." §. Die selbstständigen Heere und Heeresabtheilungen stehen in der Regel unter den Befehlen ihrer Regierungen, welche, so weit jene nicht für den Dienst des Reiches in Anspruch genommen werden, die Verfügung darüber haben." §. „Die Reichsgewalt hat im Kriege den unmittelbaren Befehl über die zum Reichsheere bestimmten Truppen. Sie ist berechtigt, auch im Frieden diese Truppen ganz oder theilweise unter ihren unmittelbaren Befehl zu nehmen, wenn sie es zur inneren Sicherheit und Ruhe für erforderlich erachtet." (Scheller. Detmold. Mühlfeldt.)

§. 14. Die Reichsgewalt hat in Betreff des Heerwesens die Gesetzgebung und die Organisation; sie überwacht deren Durchführung in den einzelnen Staaten durch fortdauernde Controle. Den einzelnen Staaten steht die Ausbildung ihres Kriegswesens auf Grund der Gesetze und Anordnungen des Reiches zu. Sie haben die Verfügung über ihre bewaffnete Macht, so weit dieselbe nicht für den Dienst des Reiches in Anspruch genommen wird.

(Zu §. 14.) Minoritätserachten. Statt dieses Paragraphen möge folgende Bestimmung aufgenommen werden: „Der Reichsgewalt steht die Gesetzgebung in Bezug auf die Gleichmäßigkeit der Organisation des Heeres zu. Sie überwacht deren Durchführung in den einzelnen Staaten durch fortdauernde Controle. Den einzelnen Staaten steht die Ausbildung ihres Kriegswesens auf Grund der Gesetze und Anordnungen der Reichsgewalt zu." (Scheller. Detmold. Mühlfeldt. Rotenhan.)

§. 15. In den Fahneneid ist die Verpflichtung zur Treue gegen das Reichsoberhaupt und die Reichsverfassung an erster Stelle aufzunehmen.

§. 16. Die Kosten des Reichsdienstes werden vom Reiche getragen.

§. 17. Das Reichsheerwesen soll in Beziehung auf Feldzeichen, Fahneneid, Commando, Militärgesetzgebung und Gerichtsbarkeit, Dienstzeit, Dienst- und Exercierreglement gleichmäßigen Bestimmungen unterworfen seyn. Gleichmäßigen Bestimmungen unterliegt ferner die Beförderung, Pensionirung und Entlassung von Militärpersonen. Besoldung und Verpflegung sind so zu normiren, daß sie unter Berücksichtigung der Landesverhältnisse für das ganze Reichsheer als gleich zu betrachten sind.

§. 18. Die Ernennung der Generale geschieht auf Vorschlag der Einzelregierungen durch die Reichsgewalt.

(Zu §. 18.) Minoritätserachten. An die Stelle dieses Paragraphen wird folgende Bestimmung in Antrag gebracht: „Die Besetzung der Befehlshaberstellen und die Ernennung der Offiziere jeden Grades ist den betreffenden Landesregierungen überlassen; nur wo die Contingente zweier oder mehrerer Staaten zu größeren Ganzen combinirt sind, ernennt die Reichsgewalt unmittelbar die Befehlshaber dieser größeren Körper. Für den Krieg ernennt die Reichsgewalt die commandirenden Generale der auf den verschiedenen Kriegstheatern operirenden selbstständigen Corps, so wie das Personal der Hauptquartiere dieser Armeen und Corps." (Scheller. Detmold. Mühlfeldt. Lasaulx. Rotenhan.)

§. 19. Der Reichsgewalt steht die Befugniß zu, Reichsfestungen anzulegen, und, insoweit die Sicherheit des Reiches es erfordert, vorhandene Festungen gegen billige Ausgleichungen, namentlich für das übernommene Materiale, zu Reichsfestungen zu erklären. Die Reichsfestungen werden auf Reichskosten unterhalten.

§. 20. Die Seemacht ist ausschließlich Sache des Reichs. Der Reichsgewalt liegt die Sorge für die Ausrüstung, Ausbildung und Unterhaltung der Kriegsflotte, der Kriegshäfen und Seearsenale ob. Die Ernennung der Flottenoffiziere geht allein vom Reiche aus.

(Zu §. 20.) Minoritätserachten I. Statt des ersten Absatzes dieses Paragraphen werde gesagt: „Die Kriegsflotte ist ausschließlich Sache des Reiches." (Scheller. Detmold. Mühlfeldt.)

Minoritätserachten II. Statt der §§. 13—20 schlägt eine Minorität die in Anlage A beigefügten 4 Artikel vor.

Art. IV. §. 21. Die Schifffahrtsanstalten am Meere und in den Mündungen der deutschen Flüsse (Häfen, Seetonnen, Leuchtschiffe, das Lootsenwesen, das Fahrwasser u. s. w.) sind der Fürsorge der einzelnen Uferstaaten überlassen; sie unterhalten dieselben aus eigenen Mitteln.

§. 22. Die Reichsgewalt hat die Oberaufsicht über diese Anstalten und Einrichtungen. Es steht ihr zu, die betreffenden Staaten zu gehöriger Unterhaltung derselben anzuhalten, auch dieselben aus den Mitteln des Reiches zu vermehren und zu erweitern.

§. 23. Die Abgaben, welche durch die Seeuferstaaten von den ihre Schifffahrtsanstalten benutzenden Schiffen und deren Ladungen erhoben werden, dürfen die zur Unterhaltung dieser Anstalten nöthigen Kosten nicht übersteigen. Sie unterliegen der Genehmigung der Reichsgewalt.

§. 24. In Betreff dieser Abgaben sind alle deutschen Schiffe und deren Ladungen gleichzustellen. Eine höhere Belegung fremder Schifffahrt kann nur von der Reichsgewalt ausgehen. Die Mehrabgabe von fremder Schifffahrt fließt in die Reichscasse.

Art. V. §. 25. Die Reichsgewalt hat das Recht der Gesetzgebung und Oberaufsicht über die für Schiffe oder Flösse fahrbaren Flüsse und die Mündungen der in dieselben fallenden Nebenflüsse, über die dem allgemeinen Verkehr dienenden Canäle und Seen, so wie über den Schifffahrtsbetrieb auf diesen Wasserstraßen.

(Zu §. 25) Minoritätserachten. Statt dieses Paragraphen möge folgende Bestimmung aufgenommen werden: „Die Reichsgewalt hat das Recht der Gesetzgebung und Oberaufsicht über den Schifffahrtsbetrieb auf den für Schiffe oder Flösse fahrbaren Flüssen und auf den Mündungen der in dieselben fallenden Nebenflüsse, so wie auf den zum allgemeinen Verkehre dienenden Canälen und Seen. Wie und mit welchen Mitteln für die Erhaltung und Verbesserung der Schiffbarkeit der schiffbaren Gewässer gesorgt werden soll, bestimmt ein Reichsgesetz." (Scheller. Detmold. Mühlfeldt. Rotenhan.)

§. 26. Alle deutschen Flüsse sind für deutsche Schifffahrt und Flößerei frei von Flußzöllen. Bei den mehrere Staaten durchströmenden oder begrenzenden Flüssen tritt für die Aufhebung dieser Flußzölle eine billige Ausgleichung ein. Wie und mit welchen Mitteln für die Erhaltung und Verbesserung der Schiffbarkeit dieser Flüsse gesorgt werden soll, bestimmt ein Reichsgesetz.

(Zu §. 26.) Minoritätserachten I. Dieser Paragraph möge folgendermaßen lauten: „Alle deutschen Flüsse sind für deutsche Schifffahrt und Flößerei frei von Flußzöllen. Die Aufhebung der vorhandenen Flußzölle geschieht gegen eine billige Ausgleichung." (Scheller. Detmold. Mühlfeldt. Rotenhan.)

Minoritätserachten II. Der Wegfall des zweiten Satzes wird beantragt von Blum, Schüler, Wigard.

§. 27. Die Hafen-, Krahn-, Waag-, Lager-, Schleußen und dergleichen Gebühren in den an diesen Flüssen und den Mündungen der Nebenflüsse gelegenen Orten unterliegen der Gesetzgebung und Oberaufsicht des Reiches. Es darf in Betreff dieser Gebühren eine Begünstigung der Angehörigen eines deutschen Staates vor denen anderer deutschen Staaten nicht stattfinden.

§. 28. Flußzölle und Schifffahrtsabgaben dürfen auf fremde Schiffe und deren Ladung nur durch die Reichsgewalt gelegt werden.

Art. VI. § 29. Die Reichsgewalt hat über das gesammte deutsche Eisenbahnwesen das Recht der Gesetzgebung und Oberaufsicht, so weit der Schutz des Reiches oder das Interesse des allgemeinen deutschen Verkehrs es erheischen.

(Zu §. 29.) Minoritätserachten. Der letzte Satz möge so gesetzt werden: „so weit sie es zum Schutze des Reiches und im Interesse des allgemeinen deutschen Verkehrs für nothwendig oder zweckmäßig erachtet." (Zell. Wigard. Rieser. Ahrens.)

§. 30. Unter denselben Voraussetzungen hat die Reichsgewalt das Recht, Eisenbahnen anzulegen oder deren Anlage zu bewilligen, so wie vorhandene Eisenbahnen auf dem Wege der Enteignung zu erwerben. Die Benutzung der Eisenbahnen steht der Reichsgewalt jederzeit gegen Entschädigung frei.

§. 31. Bei der Anlage oder Bewilligung von Eisenbahnen durch die einzelnen Staaten ist die Reichsgewalt befugt, den Schutz des Reiches und das Interesse des allgemeinen deutschen Verkehrs wahrzunehmen.

§. 32. Der Reichsgewalt steht das Recht zu, zum Schutze des Reiches oder im Interesse des allgemeinen deutschen Verkehrs Landstraßen zu bauen, Canäle anzulegen, Flüsse schiffbar zu machen oder deren Schiffbarkeit zu erweitern. Sie hat für die Unterhaltung der so gewonnenen Verkehrswege zu sorgen. Die bei derartigen Fluß- und Canalbauten gewonnenen Vorlandungen gehören dem Reiche.

Art. VII. §. 33. Das deutsche Reich soll Ein Zoll- und Handelsgebieth bilden, mit Wegfall aller Binnengrenzzölle. Der Reichsgewalt bleibt es vorbehalten, auch außerdeutsche Länder und Landestheile mittelst besonderer Verträge dem deutschen Zollgebiethe anzuschließen.

§. 34. Die Reichsgewalt hat die Gesetzgebung über das gesammte Zollwesen.

§. 35. Die Zolleinkünfte werden nach Anordnung der Reichsgewalt erhoben und aus denselben ein bestimmter Theil nach Maßgabe des jährlich festzustellenden Budgets für die Ausgaben des Reiches hinweggenommen. Das Uebrige wird an die einzelnen Staaten vertheilt. Ein besonderes Reichsgesetz wird hierüber das Nähere feststellen.

§. 36. Die einzelnen deutschen Staaten sind nicht befugt, auf Güter, welche über die Reichsgrenze ein- oder ausgehen, Zölle zu legen.

§. 37. Der Reichsgewalt steht es zu, die Productions- und Verbrauchssteuern festzusetzen und zu überwachen, insoweit es sich durch die Aufhebung der Binnengrenzzölle nothwendig zeigt.

(Zu §. 37.) Minoritätserachten I. Die Streichung dieses Paragraphen beantragen Scheller, Detmold, Mühlfeldt, Rotenhan.

Minoritätserachten II. Der Wegfall der Worte: „insoweit es sich durch die Aufhebung der Binnengrenzzölle nothwendig zeigt" wird beantragt von Wigard, Blum, Schüler.

§. 38. Die Reichsgewalt hat die Gesetzgebung über den Handel und die Schifffahrt und überwacht die Ausführung der darüber erlassenen Gesetze.

§. 39. Erfindungspatente, die sich auf das ganze Reich erstrecken, werden von Reichswegen auf Grundlage eines Reichsgesetzes ertheilt.

Art. VIII. §. 40. Die Reichsgewalt hat die Oberaufsicht über das Postwesen im deutschen Reich. Ihr steht die Gesetzgebung über die Organisation des Postwesens, über die Tarife, die Portotheilung und die Verhältnisse zwischen den einzelnen Postverwaltungen zu.

(Zu §. 40.) Minoritätserachten. Statt dieses Paragraphen möge folgende Bestimmung aufgenommen werden: „Der Reichsgewalt steht die Befugniß zu, für das ganze Reich Gleichheit der Organisation des Postwesens und der Posttarife einzuführen und die Portotheilung unter den Einzelstaaten zu ordnen." (Scheller. Detmold. Mühlfeldt. Rotenhan.)

§. 41. Postverträge mit ausländischen Postverwaltungen dürfen nur seitens der Reichsgewalt geschlossen werden. Wo Reichspostverträge geschlossen werden, erlöschen die Verträge mit einzelnen deutschen Postverwaltungen.

(Zu §. 41.) Minoritätserachten. Die Streichung dieses Paragraphen beantragen Scheller, Detmold, Mühlfeldt.

§. 42. Die Reichsgewalt hat die Befugniß, soweit es ihr nöthig scheint, das deutsche Postwesen für Rechnung des Reiches in Gemäßheit eines zu erlassenden Reichsgesetzes zu übernehmen, vorbehaltlich billiger Entschädigung wohlerworbener Privatrechte.

(Zu §. 42.) Minoritätserachten. Die Streichung der Worte „wohlerworbene Privatrechte" beantragen Scheller, Detmold, Mühlfeldt, Basaulx, Rotenhan.

§. 43. Die Reichsgewalt ist befugt, Telegraphen-Linien anzulegen und die vorhandenen zu benützen. Weitere Bestimmungen sind einem Reichsgesetz vorbehalten.

(Zu §. 43.) Minoritätserachten. Der zweite Satz wird dahin zu verändern beantragt: „Weitere Bestimmungen hierüber, sowie über Benutzung von Telegraphen für den Privatverkehr, sind einem Reichsgesetz vorbehalten." (Wigard. Blum. Schüler Ahrens.) (Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. Verleger: Ferdinand Erler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge I.)

№ 33. Klagenfurt, Dinstag den 24. Oktober 1848.

Die Gegenwart und unsere Zukunft.

Die Länder, welche die österreichische Gesammtmonarchie bilden, gewähren dem forschenden Auge des denkenden und gebildeten Beobachters ein Schauspiel, dem an anziehenden Reizen wohl nicht leicht ein Theil unseres Continents Vorzüglicheres entgegen zu stellen im Stande ist. In üppiger Fülle der Fruchtbarkeit prangende Ebenen ziehen sich dahin längs den Ufern unserer majestätisch rollenden Ströme, die erhabenen Alpengegenden Tirols, Salzburgs und der Steiermark, die entzückenden Seen Italiens und jene Oberösterreichs können sich kühn mit den schönsten Gefilden des Erdballs, den gerühmten Ufern des Leman und der gigantischen Schönheit von Helvetiens und Savoyens Hochgebirgen messen. — An Abstammung, Sprache und dem Grade der Bildung zwar sehr verschiedene, aber immer naturkräftige, hochherzige Völker bewohnen Oesterreichs schöne Gauen; wahr ist es, wir haben kein Paris, wir können und werden es auch nie haben, aber wo finden sich in anderen Reichen wieder Städte, die mit Prag, Venedig und Mailand auch nur zu vergleichen wären. Die gütige Natur hat über sie ihr reichstes Füllhorn ausgegossen, der beharrliche Fleiß und die sinnreiche Industrie kann ihren Bewohnern einen solchen Aufschwung des materiellen Wohlstandes gewähren, der Alles, was man auf unserer sublunarischen Welt erstreben kann, auch wirklich erreicht. Zu allen diesen Vorbedingungen der Blüthe eines Staates gewährte der Umschwung der Verhältnisse in den unvergeßlichen Tagen des März die kostbarsten Errungenschaften der Entfeßlung des Geistes, eine so ausgedehnte Rede- und Druckfreiheit, die Theilnahme der Staatsbürger durch ihre Vertreter an Feststellung einer die Krone und das Volk bindenden Verfassung wurde eine so umfassende und liberale, wie sich ihrer kaum die in Europa am meisten vorgeschrittenen Staaten erfreuen konnten. — An der Spitze dieses in der verjüngenden Sonne der Freiheit so herrlich sich neu erhebenden Staates sah die Welt mit liebender Ehrfurcht einen Monarchen, der den Glanz seines Diadems durch kein vergossenes Bürgerblut trübte, der es vorzog, mit der Palme des Friedens in der kaiserlichen Hand die erhabene Rolle des Titus unseres Jahrhunderts zu spielen, Er, der, als des Schicksals Würfel im Begriffe waren, eisern zu fallen, Worte sprach, die unsere Herzen ewig mit Wonne durchzittern sollen: **Auf mein Volk lasse ich nicht schießen**, — Worte, die allein alle Großthaten seines in der Geschichte mit unvergänglichem Ruhme strahlenden Schwagers Napoleon aufwiegen. — Wer hätte nach allen diesen Vorbedingungen sich nicht der süßen Hoffnung hingegeben, diese lieblichen Blüthen enthalten in sich den Keim einer nahen freudenreichen Zukunft, zum Segen für uns und die kommenden Geschlechter. — Doch dem war leider nicht so. Ereignisse traten ein, die wohl nur Wenige im Rausche des ersten Jubels über die errungene Freiheit ahnten; Pandora's Büchse war geöffnet, der entfesselte Geist der Zwietracht warf den zündenden Funken in die erregten Gemüther, ein unheilvoller Dämon trübte die Quelle, aus welcher das gemeinschaftliche Wohl entsprungen sollte. Statt daß die Völker der Monarchie sich um den im Glanze der jungen Freiheit strahlenden Thron geschaart hätten, um unter dem Schutze der kostbaren neuen Einrichtungen den dauernden Grund künftiger Blüthe zu legen, ließen sie sich von schwindelndem Sondergelüste bethören, statt das Banner des jungen Oesterreichs glänzend zu entfalten, wurden theils in offener Empörung, theils im inneren Abfalle die Fahnen der Stammgenossen aufgepflanzt, das sehnende Gefühl zu ihnen bewegte die erregten Gemüther, ein Gefühl, an sich groß, edel und erhaben, eine Quelle aller Tugenden des Bürgers, das aber auf uns Alle angewendet und consequent durchgeführt, den gänzlichen Zerfall der Monarchie

herbeigeführt, und bei der ſo bunt gewürfelten Miſchung der Nationalitäten nur über Blut und Leichen und den Trümmern des Glückes von Millionen ſich hätte realiſiren laſſen. — So ſchien es, als wolle man das Abſchiedswort des gefallenen Großmeiſters der europäiſchen Diplomatie bekräftigen: „Mit mir ſchließt das letzte Blatt der Geſchichte Oeſterreichs.“ — Doch es ſchien nur, der rettende Genius, der in den Tagen Rudolf's, Ferdinand's, Marien Thereſiens und Franzens dem habsburgiſchen Throne ſchützend zur Seite ſtand, weckte in den Herzen der unermeßlichen Majorität der Bürger das heilige, höhere patriotiſche Gefühl, die Geſammtmonarchie um jeden Preis zu retten, und das auf den brandenden Wogen der Zeit den gefährlichſten Klippen nahe Prachtſchiff Auſtria dem ſicheren Hafen zuzuführen. Ehre den Männern, die in ſo ernſten Lagen nicht Anſtand nahmen, den Glanz der Krone ungetrübt zu bewahren und kühnen Muthes dem ungeſtümen Andrange der Partheien die Stirne zu biethen, Ehre den unerſchrockenen Kriegern, die nicht bloß der Lorbeer kühner Helden ſchmückt (denn Muth auf dem Schlachtfelde bewies ſchon manches Heer), die Größeres leiſteten, indem ſie den zerſetzenden Elementen innerer Anarchie unerſchüttert widerſtanden, und ſophiſtiſchen Verdächtigungen zu Troß für Ehre und Pflicht ſo gut wie für die Freiheit ſtritten, freilich für Freiheit nicht im auflöſenden, ſondern im bauenden und ordnenden Sinne; Ehre allen Patrioten, die auch in düſteren Momenten an Oeſterreich's gutem Genius nicht verzweifelten. Noch heulen zwar mit ungebrochener Wuth die entfeſſelten Orkane der nimmer enden wollenden Umwälzung, der Zwietracht und des Haſſes, — wo iſt der Aeolus, der dieſe unheimlichen Mächte in die Felſenhöhle bannt?! Die Männer, die es früher durch diplomatiſche Kunſt verſtanden, auf der Oberfläche ſcheinbar Ruhe zu erhalten, während der kommende Donner unter ihren Füßen rollte, verſchwanden vor dem allmächtigen Hauche der Zeit, der Scepter entfiel ihren unſicheren Händen, ſie mußten fliehen aus den über ihren Häuptern zuſammenſtürzenden Ruinen an den gaſtlichen Herd eines freien Volkes. — In dieſem Chaos widerſtrebender Elemente, in dieſem furchtbaren politiſchen Durcheinander gibt es nur Einen Pharus, der ſein helles Licht auch durch die ſchwärzeſte Nacht trägt, und dieſer iſt: die aufopfernde Hingebung, der ſich ſelbſt verläugnende Gemeinſinn für ein großes öſterreichiſches Geſammtvaterland und das ſchon ſechshundert Jahre ſegenreich waltende habsburgiſche Kaiſerhaus. Wo ſeyd ihr nun, beredte Herolde vergangener Tage, deren Federn ſo geſchäftig waren, die Geburts- und Namensfeſte hoher Perſonen mit officiellem Lobſalm in unerinüdlichem Einerlei zu feiern, deren Lippen voll waren patriotiſcher Ergüſſe, als die gewaltigen jetzt alles bewegenden Dämonen noch den langen feſten Schlummer ſchliefen, aus dem ſie des 15. März Zaubertöne erweckten? Wo ſeyd ihr Dichter, deren poetiſche Ader bei jeder ſich darbietenden Gelegenheit zum Lobe des Hofes überfloß? Warum ſeyd ihr bei ſo bewegter Zeit verſtummt, jetzt hätten eure Loyalitätsverſicherungen einen Werth, weil ſie wahrer Erguß eines frei ſich äußernden Gefühles wären, jetzt wo niemand ſagen kann, die Achtung, die man ſeinem Fürſten, ſeinem Vaterlande zollt, ſey eine gemachte, anbefohlene, unfreie.

In Zeiten wie die unſeren iſt politiſcher Indifferentismus ein Vorſchub des Hochverraths, in dem einen oder dem anderen Lager muß man jeden finden, der Laue, Unentſchiedene iſt beider Feind. Zu unſerer Ehre ſey es geſagt, unermeßlich groß iſt die Anzahl der Gutgeſinnten, klein, ſehr klein an Zahl doch thatkräftig und verwegen der Gegentheil, welcher ſchon längſt in die gebührenden Schranken gewieſen worden wäre, wenn die Conſervativen gegen das zerſetzende Element die Wucht ihrer impoſanten Mehrheit einſetzen würden. Ja wir alle, wir werden, wir müſſen ein großes gemeinſchaftliches Vaterland bekommen, kein deutſches, kein ſlaviſches, aber ein größeres, einiges, blühendes, durch freie Inſtitutionen beglücktes Oeſterreich wird unſere neue Heimath ſeyn, im Schatten des von allen mit gleicher Hingebung getragenen conſtitutionellen Thrones. — Jedes Jahrhundert hat ſeine leitende Idee, die als mächtiger Hebel die Herzen von Millionen bewegt, um ein großes folgenreiches Princip zu realiſiren, ſey es nun auf dem Wege der Ueberzeugung, oder durch die Macht des Schwertes. — So diente einſt die milde Chriſtus-Lehre als Impuls begeiſterter Schaaren, (in die freilich der wahre Geiſt des Evangeliums nicht gedrungen war) um über Trümmern und Leichen das Kreuz, urſprünglich nur ein Zeichen des Friedens und der Verſöhnung aufzupflanzen; ſo bewegte ſpäter das Princip der unbedingten Unterwerfung des allgemeinen Willens unter die von einem einzigen getragene Majeſtät die Franzoſen dahin, daß ſie unter ihrem großen Ludwig vor ganz Europa mit ihren Ketten prahlten; die Franzoſen, welche ſpäter unter dem Banner der Freiheit die waffengeübten Schaaren unumſchränkter Herrſcher beſiegten, um dann ſich und die Freiheit an den mit Siegstrophäen aller Nationen geſchmückten Triumphwagen des mächtigen Imperators zu feſſeln. Auch unſere Zeit hat eine große leitende Idee, es iſt der Trieb, welcher die Ge-

noßen eines Volksstammes, schon durch das Band der süßen Laute ihrer Muttersprache verbunden, anregt, sich als harmonisches, untheilbares Ganze im Gebilde eines Staates zu vereinigen, und dann auf dem Welttheater die entsprechende Rolle zu spielen. Nicht um die Freiheit also wird von den Völkern gerungen, denn diese ist schon errungen, und zwar eine Freiheit, die nur durch das gleiche Recht anderer eine Einschränkung erleidet; die Grundrechte unserer künftigen Verfassung können kühn mit den idealsten Principien einer Republik sich messen, und doch war alles dieses bis jetzt nicht im Stande, die nach nationaler Unabhängigkeit ringenden Gemüther zu beruhigen. So groß und erhaben diese Idee an sich ist, so muß der klare, besonnene Verstand (und dieser, nicht das Gefühl entscheide in der Politik) das unumstößliche Urtheil fällen, daß sie für jetzt sich nicht realisiren lasse, ohne über unsere ganze Generation unsägliches Elend und Gräuel zu verbreiten, die weit alles überbiethen würden, was der dreißigjährige Krieg und die französische Staatsumwälzung Grauenvolles aufzuweisen hat, durch Herbeiführung eines Zustandes, der auf weite Jahre hinaus alles Errungene in Frage stellen, und unser schönes Vaterland mit Leichen, Blut und Trümmern überdecken würde. Ich will hier nicht von der Anwendung des nationalen Principes auf Deutschland und das übrige Europa sprechen, nur dieses ist gewiß: Oesterreich ist der Schlußstein des mitteleuropäischen Staatensystems, wird dieser entrückt, so fällt das ganze Gebäude, und wird unzweifelhaft alle, die es gewagt daran zu rütteln, unter seinen Trümmern begraben; vielleicht werden ihre Nachkommen im Stande seyn, aus dem Schutte ein neues Staatensystem zu gründen, unsere Generation wird über den convulsivischen Zuckungen, die einem solchen Ereigniße unausbleiblich folgen, zu Grunde gehen. Ein flüchtiger Blick auf die Karte lehrt zu genüge, wie wenig geographisch gesondert die Völkergruppen dastehen, wie weit zerstreut in den verschiedenen Ländern fremde Sprachinseln sich vorfinden, welche unabsehbaren Kämpfe würde eine Entnationalisirung unausbleiblich in ihrem Gefolge haben, denn in nichts ist der Mensch zäher als im Aufgeben seiner Sprache; wie sollen sich die daraus entstehenden Staaten zu einander und zu den übrigen europäischen verhalten! Führwahr es entstünde eine Verwirrung der Verhältnisse und eine Nivellirung alles Bestehenden kaum vergleichbar den stürmischen Bewegungen in den Zeiten der Völkerwanderung. — Und dieser chaotische Umschwung geschähe einer Idee zu lieb! so weit kann politische Schwärmerei erregte Gemüther hinreißen; der besonnene Mann muß zurückschrecken vor den Folgen eines solchen Entwurfes. — Schon haben nach und nach fast alle Völkerstämme der Monarchie diese Idee dadurch zu realisiren gesucht, daß sie die Fahne ihrer nationalen Sonderinteressen aufpflanzten, zuerst die Italiener durch offenbaren Abfall, dann die Czechen, in letzter Zeit die Magyaren, und in unseren Tagen die Deutschen, doch diese drei mit dem beruhigenden Umstande, daß hiebei das monarchisch-constitutionelle Princip mit der Regierung des Habsburgischen Hauses unverletzt aufrecht erhalten wurde, und die Männer der Bewegung ihren Einfluß als vorwiegend einzuführen, leider durch gewaltsame Mittel auf ungesetzlichem Wege beabsichtigten.

Nun aber hat die Bewegung ihren Kreislauf vollendet, sie begann im März in Wien, die Ereignisse des Oktobers werden in Wien ihren Schluß herbeiführen, die unermeßliche Mehrheit der Bewohner des Gesammtstaates ist nun fest überzeugt, daß jede einseitige trennende Richtung an dem Willen der Uebrigen scheitert; daß also nur Eines übrig bleibt, eine Idee, die Alle vereinigen muß: vollständige Erhaltung der einen Gesammtmonarchie unter der constitutionell-monarchischen Regierung des Hauses Habsburg-Lothringen, mit wahrer Gleichberechtigung und politischer Gleichstellung aller Nationen, die den staatlichen Begriff Oesterreich bilden. Oesterreich wird nicht zerfallen, weil es nicht zerfallen kann, es wird nach dem gewaltigen Bewegungen dieses Jahres, aus der Asche des alten, ein neuer Phönix, glorreich hervorgehen.

Klagenfurt, 22. Oktober 1848.

Carl Melzer.

Entwurf der Reichsverfassung.

(Fortsetzung von Nr. 32)

Art. IX. §. 44. Die Reichsgewalt hat die Gesetzgebung und Oberaufsicht über das Münzwesen. Es liegt ihr ob für ganz Deutschland dasselbe Münzsystem einzuführen. Sie hat das Recht Reichsmünzen zu prägen.

(Zu §. 44.) Minoritätserachten. An die Stelle dieses Paragraphen möge folgende Bestimmung treten: „Der Reichsgewalt liegt es ob, für ganz Deutschland dasselbe Münzsystem einzuführen. Sie hat das Recht Reichsmünzen zu prägen." (Scheller. Detmold. Mühlfeldt. Rotenhan.)

§. 45. Der Reichsgewalt liegt es ob, in ganz Deutschland dasselbe System für Maß und Gewicht, so wie für den Feingehalt der Gold- und Silberwaaren zu begründen.

§. 46. Die Reichsgewalt hat das Recht der Gesetzgebung und Oberaufsicht über das Zettelbankwesen in Deutschland. Sie ist befugt, Zettelbanken anzulegen und ihre Anlage zu bewilligen.

Art. X. §. 47. Die Ausgaben für alle Maßregeln und Einrichtungen, welche von Reichswegen ausgeführt werden, sind von der Reichsgewalt unmittelbar zu bestreiten.

§. 48. Zur Bestreitung seiner Ausgaben ist das Reich zunächst auf seinen Antheil an den Zolleinkünften angewiesen.

§. 49. Die Reichsgewalt hat das Recht, insoweit die sonstigen Einkünfte nicht ausreichen, Reichssteuern auszuschreiben und zu erheben oder erheben zu lassen, so wie Matricularbeiträge aufzunehmen.

(Zu §. 49.) Minoritätsrachten. Statt dieses Paragraphen heiße es: „Die Reichsgewalt hat das Recht, insoweit die sonstigen Einkünfte nicht ausreichen, Matricularbeiträge von den Einzelstaaten zu erheben." (Scheller. Detmold. Mühlfeldt. Lafaulx Rotenhan.)

§. 50. Die Reichsgewalt ist befugt, in außerordentlichen Fällen Anleihen zu machen oder sonstige Schulden zu contrahiren.

Art. XI. §. 51. Den Umfang der Gerichtsbarkeit des Reiches bestimmt der Abschnitt vom Reichsgericht.

Art. XII. §. 52. Der Reichsgewalt liegt es ob, die kraft der Reichsverfassung allen Deutschen verbürgten Rechte oberaufsehend zu wahren, so wie die gesetzlichen Normen für den Erwerb und Verlust des Reichs- und Staatsbürgerrechtes festzustellen.

(Zu §. 52.) Minoritätsrachten. In diesem Paragraphen mögen die Worte „und Staats" (Bürgerschaft) weggelassen werden. (Scheller. Detmold. Mühlfeldt. Lafaulx und Rotenhan.)

§. 53. Der Reichsgewalt liegt die Wahrung des Reichsfriedens ob. Sie hat die für die Aufrechthaltung der inneren Sicherheit und Ordnung erforderlichen Maßregeln zu treffen: 1) wenn ein deutscher Staat von einem anderen deutschen Staate in seinem Frieden gestört oder gefährdet wird; 2) wenn in einem deutschen Staate die Sicherheit und Ordnung durch Einheimische oder Fremde gestört oder gefährdet wird. Doch soll in diesem Falle von der Reichsgewalt nur dann eingeschritten werden, wenn die betreffende Regierung sie selbst dazu auffordert, es sey denn, daß dieselbe dazu notorisch außer Stande ist, oder der gemeine Reichsfrieden bedroht erscheint; 3) wenn die Regierung eines deutschen Staates die Verfassung desselben eigenmächtig aufhebt oder verändert, und durch das Anrufen des Reichsgerichtes unverzügliche Hilfe nicht zu erwirken ist.

§. 54. Die Maßregeln, welche von der Reichsgewalt zur Wahrung des Reichsfriedens ergriffen werden können, sind: 1) Erlasse, 2) Absendung von Commissarien, 3) Absendung bewaffneter Macht.

(Zu §. 54.) Minoritätsrachten. Zusatz. „Ein Reichsgesetz bestimmt die näheren Normen für die Wahrung des Reichsfriedens." (Schüler. Wigard. Blum.)

§. 55. Der Reichsgewalt steht es zu, allgemeine Gesetze über das Associationswesen zu erlassen.

(Zu §. 55.) Minoritätsrachten. Der Wegfall dieses Paragraphen wird beantragt von Wigard, Blum, Schüler.

§. 56. Die Reichsgewalt ist befugt, im Interesse des Gesammtwohles allgemeine Maßregeln für die Gesundheitspflege zu treffen.

(Zu §. 56.) Minoritätsrachten. Zusatz. „Ein Reichsgesetz bestimmt den Umfang dieser Befugniß." (Wigard. Blum. Schüler.)

Art. XIII. §. 57. Die Reichsgesetzgebung hat für die Aufnahme öffentlicher Urkunden diejenigen Erfordernisse festzustellen, welche ihre Giltigkeit in ganz Deutschland sichern.

§. 58. Der Reichsgewalt stehe das Recht der Gesetzgebung zu, soweit es zur Ausführung der ihr verfassungsmäßig übertragenen Befugnisse und zum Schutze der ihr überwiesenen Anstalten erforderlich ist, so wie in allen Fällen, wo das Gesammtinteresse Deutschlands die Begründung gemeinsamer Einrichtungen und Maßregeln erheischt.

(Zu §. 58.) Minoritätsrachten. Der letzte Satz ist dahin zu ändern: „so wie in allen Fällen, wo sie für das Gesammtinteresse Deutschlands die Begründung gemeinsamer Einrichtungen und Maßregeln nothwendig findet." (Schüler. Blum. Wigard.)

§. 59. Die Reichsgewalt wird Sorge tragen, daß durch die Erlassung allgemeiner Gesetzbücher über bürgerliches Recht, Handels- und Wechselrecht, Strafrecht und gerichtliches Verfahren die Rechtseinheit im deutschen Volke befestiget werde.

§. 60. Alle Gesetze und Verordnungen der Reichsgewalt erhalten durch ihre Verkündigung von Reichswegen verbindliche Kraft.

Art. XIV. §. 61. Die Anstellung der Reichsbeamten geht vom Reiche aus.

Die Dienstpragmatik des Reiches wird ein Reichsgesetz feststellen.

(Zu §. 61.) Minoritätsrachten. Zusatz. „Reichsbeamte dürfen nicht im Dienste eines Einzelstaates stehen." (Schüler. Blum. Wigard.) (Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: E. M. Mayer. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge I.)

№. 34. Klagenfurt, Sonnabend den 28. Oktober 1848.

Erinnerung an den 24. Okt. 1648.

Heute sind es eben 200 Jahre, daß man zu Osnabrück und Münster die Friedens-Instrumente unterzeichnete, welche dem furchtbaren Meinungskriege ein Ziel setzten, der von seiner Dauer den Namen des dreißigjährigen führt.

Möchten doch die großen, mit Strömen deutschen Blutes erkauften Lehren, welche sich aus diesem Kriege und seinen Folgen ergeben, für uns in einem Augenblicke nicht wirkungslos bleiben, wo wir — wenn nicht alle Anzeichen trügen — im Begriffe stehen, uns in einen ähnlichen Meinungskampf zu stürzen, der beinahe unter gleichen Verhältnissen unternommen, von gleichen Leidenschaften und Interessen getragen, wohl auch zu sehr ähnlichen unheilvollen Ergebnissen im Falle des Sieges wie der Niederlage führen dürfte.

Der 30jährige Bruderkrieg der Deutschen, an den uns der heutige Tag so lebhaft erinnert, raffte durch das Schwert, durch Hungersnoth und Seuchen den dritten Theil der Bevölkerung des Reiches hinweg, vernichtete Handel und Gewerbe, überschwemmte das Land mit falschem und schlechtem Gelde, zerstörte den öffentlichen wie den Privatcredit, brachte die Preise der dringendsten Lebensbedürfnisse auf eine unglaubliche Höhe, und hatte, wie jeder Meinungskrieg, Entsittlichung und Verwilderung in seinem Gefolge.

Noch verderblicher für das deutsche Volk, als dieser Krieg mit allen seinen Schrecken, war der von den Feinden der Nation dictirte Friede, der ihn beendigte. Abgesehen davon, daß er das herrliche Elsaß und mit ihm einen kräftigen Stamm an Frankreich gab, übertrug er zugleich den einzelnen Ständen eine Landeshoheit, die nur wenig verschieden war von wirklicher Souverainetät. Hierdurch ward die Einheit Deutschland's vernichtet, und die Gesammtkraft des deutschen Volkes gebrochen. Der dreißigjährige Krieg und der westphälische Friede sind die Quelle aller Erniedrigungen, die Deutschland seit zwei Jahrhunderten erduldete.

Durch das geschilderte Unglück ward keineswegs Religionsfreiheit, das schöne Ziel, das den Urhebern des Kampfes vorschwebte, erreicht; denn nur den Ständen und Reichsrittern räumte der Friedenstractat das Recht der Gewissensfreiheit ein, während bei allen Uebrigen der Zufall des früheren Besitzes oder der landesherrlichen Gnade die Religion bestimmte, zu der sie sich zu bekennen hatten.

Der dreißigjährige Krieg, der Religion wegen unternommen, war nahe daran, alle Religion zu vernichten. Welchen Ausgang können wir von dem Meinungskampfe, der uns gegenwärtig bedroht, bei dem Umstande erwarten, daß die zarte Himmelsblume bürgerlicher Freiheit wildem Kriegssturme weit leichter erliegt, als der Riesenbaum der Religion?

Wie bei dem Beginne des Religionskrieges die streitenden Partheien einander so nahe standen, daß nur Besonnenheit, Mäßigung, Verstand und Menschenliebe von beiden Seiten erforderlich gewesen wäre, um auf unblutigem Wege sich über eine befriedigende, heilbringende Reform der Kirche zu verständigen; eben so sind auch heute die Partheien in Bezug auf die Art und das Maß der zu begründenden bürgerlichen Freiheit so wenig von einander entfernt, daß man zur Bewirkung einer glücklichen Lösung der großen Zeitfrage nur den Entschluß nöthig hätte, auf einige unverbesserliche Factions-Menschen nicht zu hören, und zugleich die Kraft, den Sendlingen des Auslandes und ihren Mitteln zu widerstehen.

Die Fremden haben sich bereits heute wie vormals einen gefährlichen Wirkungskreis in Bezug auf unsere inneren Angelegenheiten geöffnet, der leicht weiter führen und Deutschland neuerdings zu einem mit Blut bedeckten, von Brandtrümmern erfüllten Schlachtfelde Europa's machen kann.

Politischer Fanatismus stürzt eben so sicher wie der religiöse in's Verderben. Nur in heiliger Bewahrung der Eintracht liegt Rettung. Möchten doch die von der Menschheit so theuer erkauften Lehren der Geschichte nicht ewig das Schicksal der Vorhersagungen Kassandra's theilen! Dr. L. H.

Entwurf der Reichsverfassung.

(Beschluß von Nr. 33.)

Anlage A. Als besonderer Abschnitt, mit der Ueberschrift: „Die Reichswehr" werden statt der §§. 13 bis 20 des Entwurfs beantragt:

Art. I. §. 1. Die deutsche Volkswehr umfaßt alle waffenfähigen Deutschen. Sie werden nach Altersclassen in 4 Heerbanner eingetheilt. Alle besonderen Corps, als: Bürgergarde, Bürgerwehr, Nationalgarde, Communalgarde, Schützencorps, akademische Legion u. s. w. sind aufgehoben. §. 2. Nur gänzliche Untauglichkeit befreit von der Wehrpflicht. Die längere Dienstzeit in der Reiterei, Artillerie und den Genietruppen wird nach gesetzlichen Bestimmungen hierüber mit Geld entschädigt. §. 3. Die deutsche Volkswehr bildet so viele Reichsheere, als Reichskreise für militärische Zwecke bestehen. Bei der Bildung dieser Reichskreise ist der geographische Zusammenhang der zu einem Reichskreise zu vereinigenden Länder festzuhalten. §. 4. Die Reichsgesetzgebung erläßt die näheren Bestimmungen über die Wehrpflicht, so wie über die Bildung der Reichskreise. §. 5. Die Reichsgesetzgebung erläßt gleichmäßige Bestimmungen für die gesammte deutsche Volkswehr in Bezug auf Feldzeichen, Commando, Dienst- und Exercierreglements, Dienstzeit, Disciplinar- und Strafvorschriften, ingleichen hinsichtlich des Kriegsmaterials, der Bewaffnung und des Calibers. Die Bekleidung der zu Einem Reichsheere vereinigten Wehrmannschaft muß für die einzelnen Waffengattungen ganz gleichförmig seyn. Ein Unterschied der Bekleidung und Ausrüstung unter den 4 Heerbannern eines jeden Reichsheeres soll nicht stattfinden. §. 6. Besoldung und Verpflegung sind unter Berücksichtigung der Landesverhältnisse und der Verschiedenheit in den Verhältnissen der Heerbanner für das ganze Reichsheer gleich zu stellen. §. 7. Die Ernennung und Beförderung bis zum Oberst einschließlich erfolgt durch die Wahl der Wehrmannschaft aus der Zahl Derjenigen, welche durch abgelegte Prüfung ihre Befähigung dargethan haben. Die Ernennung und Beförderung vom General aufwärts und diesen eingeschlossen, ferner die Ernennung der General-Artillerie-Directeu, des Generalquartiermeisterstabes und der mit ihm verbundenen höheren Adjutantur, so wie der Mitglieder des Geniecorps und der Centralplankammer geht von der Reichsgewalt aus. §. 8. Gleichmäßigen Bestimmungen durch ein Reichsgesetz unterliegt die Pensionirung der Offiziere des ersten Heerbannes, die Entlassung, Belohnung und Auszeichnung der Wehrmänner aller Heerbanner. §. 9. Ein Reichsgesetz normirt die Versorgung der im Waffendienste erwerbsunfähig gewordenen Wehrmänner und die Unterstützung ihrer Familien. §. 10. Besondere militärische Erziehungsanstalten, so wie Medicinalanstalten für Bildung von Militärärzten soll es nicht geben. Unterrichtsanstalten mit Rücksicht auf das Bedürfniß der verschiedenen Waffengattungen sind für diejenigen Wehrmänner, welche sich zu Offizieren ausbilden wollen, durch ein Reichsgesetz zu begründen. Die Aerzte für das Heer werden auf den gewöhnlichen Medicinalanstalten gebildet. §. 11. Die Gerichtsbarkeit der Reichswehr beschränkt sich im Frieden auf Dienstvergehen und Dienstverbrechen; im Kriege erstreckt sich die volle Strafgewalt derselben, bezüglich der im Waffendienste stehenden Wehrmannschaft, auf alle Fälle. Ein Reichsgesetz bestimmt das Verfahren der Reichswehrgerichte nach den Grundsätzen der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit mit Geschwornen.

Art. II. §. 12. Die Reichsgewalt hat die Gesetzgebung, Leitung und Oberaufsicht über die gesammte bewaffnete Macht Deutschlands. §. 13. Die Reichsheere schwören Treue der Verfassung des Reiches. §. 14. Die Reichsgewalt bestimmt die jedesmalige Größe der im Dienste zu haltenden Wehrmannschaft des ersten und beziehentlich des zweiten Heerbannes. Sie ist berechtigt, im Falle des Krieges, zunächst den ersten Heerbann und bei dringender Gefahr des Vaterlandes die gesammten Heerbanner zum Waffendienst zu ziehen. §. 15. Der Reichsgewalt steht das Recht der Vertheilung der bewaffneten Macht zu, soweit dieß der Reichsschutz und die innere Ordnung und Sicherheit fordert. Eine Verlegung des Reichsheeres eines Reichskreises in einen andern soll in Friedenszeiten nicht stattfinden. §. 16. Der Reichsgewalt steht die gesammte bewaffnete Landmacht unmittelbar zur Verfügung. Für die Aufrechterhaltung der innern Ordnung und Sicherheit verfügen jedoch zunächst die zuständigen Civilbehörden über die Anwendung der bewaffneten Macht. Es liegt vorerst dem zweiten Heerbanne des betreffenden Bezirkes oder Reichskreises ob, die gestörte Ordnung und Sicherheit herzustellen. Der erste Heerbann schreitet nur ein, wenn die Wirksamkeit des zweiten Heerbannes unzureichend oder erfolglos ist. Ein Reichsgesetz normirt die Fälle, Form und Art der An-

wendung der bewaffneten Macht zur Herstellung der inneren Ordnung und Sicherheit. §. 17. Die Unterhaltung der Reichsheere ist Sache der Reichsgewalt.

Art. III. §. 18. Das deutsche Festungswesen ist Reichsangelegenheit. Alle deutschen Festungen sind Reichsfestungen, und werden von Reichswegen auf Reichskosten angelegt und unterhalten. In Friedenszeiten besteht ihre Besatzung in der Regel aus Theilen des Reichsheeres desjenigen Reichskreises, in welchem die Festungen liegen.

Art. IV. §. 19. Der Reichsgewalt liegt die Sorge für die Ausrüstung und Unterhaltung der Kriegsflotte, der Kriegshäfen und der Seearsenale unmittelbar ob. Die Ernennung und Beförderung der Flottenoffiziere erfolgt bis zum Schiffscapitän durch Wahl der Mannschaft. Die höheren Grade werden durch Ernennung der Reichsgewalt besetzt. Ein Reichsgesetz ordnet alle Verhältnisse der Seemacht, insbesondere auch die Pensionirung, Entlassung, Belohnung und Auszeichnung der Seemannschaft, so wie die Versorgung der im Seedienste erwerbsunfähig gewordenen Seewehrmänner und die Unterstützung ihrer Familie. (Wigard. Schüler. Blum.)

Aus der Zeit.

Aus Marburg bringt die Gratzer Zeitung folgenden Correspondenz-Artikel über den Durchmarsch der Landsturmtruppen des Banus Jellachich auf ihrem Rückmarsche aus Ungarn in ihre Heimath. — „Am 18. Oktober erreichten die Landsturmtruppen unsere Stadt und übernachteten im Feldlager zwischen der Magdalena-Vorstadt und dem Tegetwalde. Erst Morgens 10 Uhr brachte uns die Ankunft des Brigadegenerals v. Theodorovic und der zur Absteckung des Lagers beauftragten Offiziere die Gewißheit des baldigen Einrückens jener bewaffneten Landleute der Militärgrenze, welche der Banus als für einen regelmäßigen Krieg weder geordnet, noch gehörig gerüstet, trotz ihrer Anhänglichkeit, und man kann sagen: feurigen Stimmung, von den Marken Oesterreichs zurückzusenden für gut befunden. Von Seite der Stadt waren zur Erquickung des hungrigen, durch Wetter und 17 Nachtlager unter freiem Himmel hart hergenommenen Waffenvolkes 18,000 Laib Brot, 9000 Pfund Fleisch, 40 Klafter Holz ꝛc. nach dem Feldlager in der Strassim, welche Oertlichkeit Kreishauptmann Eder im Einverständnisse mit dem Stabsoffiziere der Vorhut mit Rücksicht auf die nahen Brunnenquellen und den Obdach gewährenden Forst gewählt hatte, verfügt worden. — Die schwankenden Gerüchte, welche noch am 18. Früh die Grenzer über Radkersburg ziehen ließen, und die Lese, welche unsere meisten Weingartenbesitzer ferne hielt, waren die Ursache, daß die gewohnte Weinspende, mit welcher seit den Märztagen jede österreichische Kriegerschaar gelabt wird, diesen todtmüden Kämpfern beim Einmarsche nicht gereicht werden konnte, und Abends bei der Lagerung auf den Wunsch der Offiziere unterblieb. Von 3 Uhr bis 6 Uhr Abends bewegten sich in dunklen Gruppen, bunt an Waffen und Tracht, 17,000 Mann vom riesigen Sereſſaner bis zum ärmlichen barfüßigen Hirten, vom stämmigen wettergebräunten Harambaſſa bis zum zitternden Greise und schwachen Knaben durch unsere Stadt. Der völlig lautlose Tritt der Opanken auf dem regenerweichten Boden, das ernste Schweigen, nur in mancher Truppe vom melancholischen Refrain eines alten serbischen Kriegsliedes aus den Tagen des Königs Marco unterbrochen, das Gemenge der Waffen von der zweispitzigen Burkla und der improvisirten Pike der Einen bis zum reichverzierten türkischen Gewehre, den silberfunkelnden Pistolen, dem kostbaren Handjar mit elfenbeinenem Griffe der Anderen standen seltsam zu den 13 Fahnen, von denen einige in hundert Gefechten zerfetzt, nur mehr die Reſte des österreichischen Adlers als wirres Bild unserer Wirren zeigten, andere ohne Embleme aus schwarzem und gelbem Stoffe, wie ihn die Eile gab, um die Stangen sich wanden. Nur 4 Stabs- und 20 Oberoffiziere (aus diesen nur 3 vom Activ-, die übrigen vom Pensionsstande) hielten die ganze — ein Bild der Völkerwanderung, oder durch die leitende Idee richtiger, eine verspätete Episode aus den Kreuzzügen darstellende Volksmenge in Ordnung, und zwar in so musterhafter Ordnung, wie sie kaum bei der regelmäßigsten, aus den besten Elementen eines gebildeten Volkes gezogenen Armee nach so langen Leiden stattfinden kann. — Artig und freundlich gegen Jedermann, jede kleine Gabe, ein Stück Brot, einen Apfel, eine Rübe, ein Glas Wein mit dem innigsten Danke vergeltend, jeden Kaufgegenstand bar und richtig bezahlend, gab die Truppe, welche Hunderte von fleißigen Familienvätern auf Ungarns Boden begrub, die Ueberzeugung, was strenge Ordnung und Zucht, was eine beinahe spartaniſche Lebensweise vermögen. Erweckte die leichte Bekleidung, die elende Beschuhung, das bleiche Antlitz der Meisten das tiefste Mitleid, so konnte man der rüstigen Haltung, dem eisernen Widerstande solcher abgehärteten Naturen, andererseits die gerechte Bewunderung nicht versagen. Diese verrufenen, gefürchteten Annaten ehrten das offene Ver-

trauen, mit welchem hier Jeder unter ihren Augen seinen gewohnten Geschäften oblag, mit welchem die reichen Auslagen unserer Kaufleute und Goldarbeiter unverschlossen und unverdeckt blieben, durch das ruhigste, lobenswertheste Benehmen. Ein fast schauriges, wehmüthiges Bild both das Feldlager, als Abends zwischen der Pettauer Straße und der Drau die Hunderte von Wachfeuern gegen den schwer umwölkten Himmel ihren matten Schimmer warfen, als das von den Wenigsten noch gesehene Schauspiel der Trainfahrten dichte Gruppen mit staunender Miene umdrängten, als unter winddurchwehten Laubdächern an hölzernen Spießen nach Väterſitte Viertheile von Rindern halbgar gebraten und von den Hungerigen in brüderlicher Eintracht verzehrt wurden; endlich, als später über dem Lager rasche Blitze den Wolkenſchleier durchfurchten, dumpf der Donner grollte und der Regen in Strömen goß. S'bogom brummten gutmüthig die Mäden, wickelten ſich, das Feß über die Stirne ziehend, oder den breiten Hut über die Augen drückend in die durchlöcherte Coha und ſchliefen mit dem Bewußtſeyn, wir ſind im ehrlichen Lande der Gaſtfreundſchaft, ſo ſüß und ſanft unter Gottes Wetter, als lägen ſie in den Betten der weichlichſten Großſtädter. Wir verweilten bis tief in die Nacht unter dieſen merkwürdigen Menſchen; kein Laut des Unmuths, höchſtens die Klage: „Unſere Felder blieben zu Hauſe unbeſtellt, denn wir hofften in Peſth zu überwintern, und der Weg über den Bellevit iſt noch weit ins Land der Likaner," oder „ja hätten wir Munition gehabt," und ſo weiter waren die Aeußerungen; bei den Meiſten aber ein Zivijo ihrem Joſef (dem Banus). Ihre Batterie (6 Stück ziemlich gut beſpannte Dreipfünder), eine Menge Wägen und Pferde, ſchmucke Waffen, in Ungarn erbeutet, bringen ſie unverſehrt in ihre Heimath, bis an deren Grenze am 19. d. der Marburger Kreiscommiſſär Hr. v. Arbeſſer ſie begleitete. Der Abzug geſchah von halb 7 bis 8 Uhr Früh ruhig und wohlgemuth nach einer gräßlichen Sturmnacht, welche Viele den Kopf unter den Vordächern der ſtädtiſchen Kaufläden, die Füße im Regen zubrachten, während die zahlreichen, Patrouillen von Kinsky und von der Nationalgarde, welche die Stadt durchzogen, nicht Eine Störung zu ahnden hatten."

Notizen.

— Correſpondenz. (Ein Evangeliſcher an ſeine Glaubensbrüder.) Wie mir berichtet wurde, hat Johannes Ronge am 22. d. ſeine erſte Predigt in Graz unter einer für ihn nicht ganz erfreulichen Willensäußerung Derjenigen abgehalten, die mit ſeinen Lehrſätzen nicht einverſtanden ſind. Dem Vernehmen nach will er auch Kärnten, und wahrſcheinlich hauptſächlich unſer Oberland beſuchen. Ich will meine Glaubensbrüder von dem Beſuche ſeiner allfälligen Vorträge hier nicht abreden; ich erlaube mir aber, Diejenigen, die über Manches in unſerer Lehre keine gründliche Auffaſſung beſitzen, brüderlich zu bitten, bevor ſie einen für ihr Gewiſſen entſcheidenden Schritt thun, ſich vorläufig mit ihrem Herrn Paſtor, oder doch mit einigen älteren, und ſomit an Erfahrung reicheren und beſonneneren Glaubensbrüdern über dieſe neue Lehre zu beſprechen. Beſonnenheit war immer eine Zierde des Mannes, in der Jetztzeit iſt ſie ein unumgängliches Erforderniß.

— Der gewaltige Sturm, welcher ſeit dem Beginne dieſes Jahres verheerend einherbrauſt und die Grundveſten der Staaten und Throne zerſtört oder erſchüttert, hat unter den Großmächten Europa's nur zwei Länder verſchont gelaſſen: England und Rußland. — — In England brach ſich der Strom der Revolution an der politiſchen Reife des Volkes, welches eine ſichere, naturgemäße Entwickelung jedem gewaltſamen Umſturze vorzieht. Der Engländer baut keine Luftſchlöſſer, er ſtrebt nur nach dem wirklich Erreichbaren, und eben weil jeder Einzelne den Werth wahrer Freiheit kennt, weil jeder Einzelne eine ſelbſtſtändige Meinung hat, iſt die Maſſe des Volkes nicht ſo leicht aus der Bahn geſetzlicher Ordnung zu führen, als in anderen, politiſch ungeſchulten Ländern. — In Rußland waren es die eiſernen Bande des conſequenten Despotismus und der ſtarken Macht der Kirche, welche das Volk vor dem Einfluſſe der Freiheitsſtürme dieſes Jahres bewahrten. Die Maſſe des Volkes iſt dort noch zu roh und verknechtet, als nur eine Ahnung von jenen höheren Bedürfniſſen des Menſchen zu haben, welche uns bereits zu Lebensbedingungen geworden ſind. Der gebildete Theil des Volkes, der Adel, würde ſich ebenfalls nur gezwungen dazu entſchließen, ſeine materiellen Vortheile der geiſtigen Hebung des Volkes zum Opfer zu bringen. So geſchah es denn, daß die Wolken, welche gewitterſchwanger über die Länder hinzogen, Rußland, die Völkerwüſte Europa's, unberührt ließen, gleichwie die dürren Wüſten des Orients, welche am meiſten des befruchtenden Regens bedürfen, am ſeltenſten davon erquickt werden. (Lloyd.)

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge I.)

№ 35. Klagenfurt, Dinstag den 31. Oktober 1848.

Aus Kärnten.*)

Seit fünf Jahren hatte ich Oesterreich, von dem mir einige Theile bei früheren Besuchen recht lieb geworden waren, nicht mehr gesehen; ich hatte das Land an mannigfachen Reizen so reich, den Boden, wo die ewigen Hindernisse der Natur nicht entgegentraten, so schön bebaut, die Sitte der Einwohner so gemüthlich, ihren Verstand so hell und unverkünstelt, ihren Sinn im Allgemeinen so froh und ihren Frohsinn so witzig gefunden, daß mir die Erinnerung an das gesegnete Oesterreich auch in den prächtigen Gegenden, die ich durchstreifte, immer gegenwärtig blieb. Nur eigenthümlich war es mir jedesmal vorgekommen, daß einem so klugen, und wie es mir schien, friedfertigen Volke (ich rede nur von den deutschen Oesterreichern) der geistige Verkehr mit dem übrigen Europa so mißtrauisch erschwert wurde, ich söhnte bald jedoch mit diesen Zuständen, ihres Alters wegen, das sie gleichsam ehrwürdig machte, dann weil ich nicht merkte, daß sie das gesellige Leben bedeutend störten und das leibliche Behagen der Menge minderten, als mit etwas Unabänderlichem, endlich halb und halb mich wieder aus.

Seitdem hat nun eine völlige Umkehr der Dinge stattgefunden; von Paris herüber schlug eine Flamme in den langgehäuften Zündstoff, — ein ungeheurer, von Vielen wohl ungeahnter, von dem Sturm- und Thauwind des Frühlings genährter Brand zerstörte Metternich's kunstreich gebaute Veste, und die Mauer, die er um das Reich gezogen, sank in Schutt und Asche. Ich wußte, als ich das Gebieth des Kaiserreiches betrat, daß sich Alles von Grund aus geändert und ein neues Ansehen erhalten habe, und dennoch konnte ich eine Zeitlang, als ob ich durchaus von den Huronen her unvorbereitet gekommen wäre, mich aus der Verwunderung nicht herausarbeiten.

So fiel mir gleich bei den ersten Schritten der früher nie wahrgenommene Mangel an Gründlichkeit in Prüfung meiner Reisepapiere auf; in meinem Koffer, der ohnehin mit einer sehr oberflächlichen Besichtigung durchkam, ward nach verbothenen Büchern nicht im Mindesten gefahndet, und wenn ich auch sonst, was mich persönlich angeht, niemals, oder doch höchst selten über das Benehmen der österreichischen Zoll- und Paßbeamten zu klagen hatte, so nahm ich doch in der Art und Haltung der Personen, welche mir diesmal an der Grenze den amtlichen Willkomm zu biethen hatten, das Streben deutlich wahr, dazu, daß Oesterreich von nun an, in allen Verzweigungen des Staatslebens, recht hervorleuchtend als freier Staat erschiene, nach Kräften beigetragen. Auf den Tischen der öffentlichen Orte in Salzburg sah ich Blätter aufliegen, deren demagogische Heftigkeit mich nach dem zwar, was ich gehört und gelesen hatte, nicht überraschen durfte, deren Gegenwart jedoch in einem Reiche, wo die Fährte Metternich's unmöglich schon ganz verwischt seyn kann, mich einige Momente lang fast wie ein Irrthum meiner Sinne, wie eine Posse meiner Fantasie verwirrte. Ich gewöhnte mich jedoch schnell an diese Erscheinung so wie an die Anklage kecker Spottbilder und das Haustren mit aufregenden Flugschriften; allein in ein neues, ungleich größeres Erstaunen gerieth ich, als bisher, wie ich bei dem Besteigen des Postwagens, der mich in das innere Oesterreich bringen sollte, zwei akademisch aussehende Jünglinge bei dem Conducteur in sehr befehlshaberischem Tone anfragen hörte, ob ihre Säbel gehörig eingepackt seyen, ohne daß diese verwegene Anfrage alle großen und

*) Die allgemeine Zeitung vom 22. Okt. l. J. enthält diesen Aufsatz, der Anfangs Oktober geschrieben wurde, und für unser Alpenland zu viel Schönes und auch Wahres berichtet, als daß wir selben nicht in unser Blatt aufnehmen sollten. A. d. R.

kleinen Behörden in Aufruhr und auf die Beine gebracht hätte.

Im Wagen selbst hatte ich es mit sehr ungefährlichen Wesen zu thun, und wir sprachen von lauter Dingen, die eben so wenig vor drei Jahren als jetzt für verfänglich würden gegolten haben. Nur eine Aeußerung eines mitreisenden Naturforschers hatte auf die Gegenwart einigen Bezug. Es war die Rede von der Cholera, und unser gelehrter Herr Begleiter stellte sich auf die Seite Derjenigen, welche die Wiederkehr und die Fortschritte dieser Krankheit dem, wie sie meinen, zu geringen Vorrath von Elektricität in der Luft beimessen; es sey dieß um so mehr anzunehmen, als hierdurch auch das sonderbare Phänomen sich erklären lasse, daß heuer aus dem Schooße so großer Begebenheiten so blutwenig Verstand geboren werde. — — —

Unter solchen Auspicien und Einflüssen war ich in der Hauptstadt Kärntens, die ein Ziel meiner Reise war, trotz all diesen Einwirkungen ziemlich unbeschädiget angekommen. Kärnten ist ein wunderschönes Land, die ausgedehnten Wälder, die einem Theile desselben das Ansehen eines unabsehbaren Parks verschaffen, die anmuthigen Thäler, die, mit dem römischen Dichter zu reden, Schwestern ähnlich, sich gleich und doch auch wieder nicht gleich sehen; die vielen klaren raschen Wasser, die von den Gletschern oder deren Nachbarschaft herabgestiegen, durch fruchtbare Gründe, an den Dörfern, Flecken, Städten vorüber in mancherlei Windungen freundlich ziehen und das schöne Land Tag und Nacht mit traulicher Musik versorgen, unter ihnen ihre Königin, die weltbekannte Drau, die, nicht mehr wie vor Alters den Kaufleuten von Villach dienstbar, schwere Güter trägt, sondern frei und stolz und zuweilen auch tyrannisch in ihren Anwandlungen in romantischen Ufern nach Südost wandert, dann auf abschüssigen Höhen allenthalben die Schutz- und Trutzwerke einer überwundenen Welt, für uns nur eine müßige Augenweide oder ein Spiel unsrer Wehmuth in poetischen Stunden, zerfallende, zerfallene, verödete Schlösser — das alles hat Kärnten aufzuweisen, und als Hintergrund, und wie als Weihe des Ganzen, der Alpen unerschütterliche Mauer. Dort stehen sie, bald in schwarzes Gewölk, bald in goldenen Staub gehüllt, bald purpurn angeflogen, bald bedeckt von weißem Fließ, in unzähligen Lichtspielen und Gestalten immer dieselben, diese ersten, ehrwürdigen Denkmale der ewig gründenden, ewig bauenden Natur, die nie gewankt und wohl noch lange nicht wanken werden, da stehn sie vergleichbar den unabänderlichen Grundbedingungen der menschlichen Gesellschaft, die nach dem Lauf der Zeiten, nach dem Gang der Ereignisse, wie es sich gibt aus dem Trieb der Völker, oder wie es die Laune der Einzelnen bringt, von Geschlecht zu Geschlecht, von Herbst zu Herbst, von Mond zu Mond, von Tag zu Tag, einen andern Schein gewinnen, doch immer dieselben bleiben, die sie von Anbeginn gewesen.

Sehr zahlreich sind die reizenden Puncte, äußerst mannichfach die Aussichten, und wenn ich von einem Vorsprung des schattigen Hügellandes, das bei Klagenfurt vorbeiläuft, zwischen stattlichen Tannen heraus, eine Strecke des weichen, lauen, von leichten Dünsten in vielen Farben größtentheils umflorten, doch hie und da auch rein blauen oder in ein feines Grün hinüberspielenden Septemberhimmels mir anschaute, dann drunten auf der Erde die noch frische, noch ausgibige Wiese, auf der Kühe und Rinder mit Stuten und Follen zusammen sich wohl seyn ließen, nebendran das röthliche vom Reif leider an vielen Orten geknickte Heidekraut, hiezu im Abendschimmer das braune Saatfeld, wo die Egge ebnend hinfuhr, und viel anderes noch, was im Spätjahr die Flur bedeckt, und in jener und in dieser Ecke ein schmuckes Dorf erblickte, mit gegenüber aber jenseits der belaubten Vorberge in den Lücken des Hochlandes ein schwarzes Gewitter hing, das die Sonne lieblich anfah mit ihren letzten Strahlen — plötzlich aus der Ferne des Grabgeläutes ernster Wohllaut an mein Ohr gelangte — und diese vollkommene Harmonie durch das kaum hörbare Flüstern des Windes in den bebenden Blättern noch erhöht, durch nichts als den Knall eines Jagdgewehres oder höchstens durch den geschwätzigen Frösche chlup in einem nahen Sumpfe gestört ward — da gab ich mich ganz dem erquickenden Eindruck hin, ich dachte nicht mehr an die Zeit in der wir leben, erlöst war ich von ihren Sorgen und Bedrängnissen, befreit von ihren Mühen und ihrem Wahn, ich war Jahrhunderte weit weg von ihr — da ertönte die Trommel der Bürgerwehr zu meinen Füßen, die Uhr schlägt wieder achtzehnhundert achtundvierzig, und der ganze prosaische Troß der „Errungenschaften“ marschirt von neuem auf in meinem Geist.

Auch Kärnten hat den Anbruch der neuen Zeit mit demselben Jubel, wie die übrige Monarchie es that, begrüßt, an den Lasten und Freuden des neuen Oesterreichs hat es sich so eifrig wie nur irgend eine Provinz betheiligt, und wenn auch in diesem Augenblick viele durch die Wendung der Dinge und den nicht sehr geregelten Verlauf des Freiheitsfiebers scheu und bang geworden sind, so ist doch, mit Ausnahme einiger Matronen beiderlei Geschlechts, die ganze Bevölkerung einer Rückkehr in die frühern Zustände durchaus entgegen.

Für eine enge Verbrüderung, ich sage nicht Verschmelzung, mit Deutschland scheint die

Mehrheit gleichfalls geſtimmt. Ich ſah neulich in dem Theater von Klagenfurt ein äußerſt langweiliges aber ſehr ſchwarzroth-goldnes Stück aufführen; nicht eine Sylbe, die auf die Größe und Einheit Deutſchlands ſich im entfernteſten bezog, ging verloren, und patriotiſche Winke, Sprüche, Wallungen, die vielleicht im übrigen Deutſchland, als ſchon tauſendmal dagewesen, wären überhört worden, hier wurden ſie mit der größten Begierde aufgegriffen und mit den betäubendſten Zeichen der Beiſtimmung überfluthet.

Aber neben dieſer Begeiſterung für das größere Vaterland beſteht die Anhänglichkeit an die engere Heimath noch in ihrer vollen Stärke. Sie ſpricht ſich unter den Gebildeten durch einen bei Aeußerungen des Wohlgefallens von Seite fremder Beſucher ſehr vergnügten Stolz auf die Schönheiten Kärntens aus, bei den Landleuten durch Fortübung des Brauchs der Väter, bei den Frauen außerdem durch Bewahrung der Tracht wie ſie die Mutter ihren Töchtern überliefert, bei allen durch eine lebendige Luſt an den Volksliedern, die in dieſen Bergen zur Welt kommen.

Ein Regiment das nach Italien zog kam durch Klagenfurt, es hielt da Raſttag, und auf dem Hauptplatz der Stadt ſpielte ſeine gute Bande Sachen aller Art, die alle, da in Kärnten die Freunde der Muſik nicht ſelten ſind, mit Aufmerkſamkeit, jedoch nicht mit ausdrücklich bezeugter Theilnahme angehört wurden, als endlich auch kärntneriſche Weiſen an die Reihe kamen; da ging es wie eine ſelige Unruhe durch die gedrängte Menge, ein Lächeln der Zufriedenheit glänzte auf jedem Geſicht, der Nachbar wünſchte dem Nachbar Glück zu dem köſtlichen Schmaus, von einem leichten, roſigen Rauſch ſchien Alt und Jung befallen, und als die Herrlichkeit zu Ende war, verkündete lautes Jauchzen und anhaltender Zuſammenſchlag der Hände die allgemeine Befriedigung. *) Dieſe Geſänge ſind meiſt der Ausdruck eines guten und heiteren Gemüths. Aus den Worten ſpricht eine ſpöttiſche Luſtigkeit, welche die bittern Erfahrungen der Liebe auf die leichte Seite nimmt, und auch in den recht anmuthigen Melodien, die zum Theil an Tirol erinnern, herrſcht keineswegs die Schwermuth vor.

*) Hier iſt wohl die Regimentsmuſik von Hrabowsky, welche durch mehr als 2 Monate mit ihrem Herrn Obriſten, der das Brigadecommando in Klagenfurt durch eine Zeit führte, gemeint, deren braver Capellmeiſter Herr Hauſer während ſeines Hierſeyns, unſere ländlichen Weiſen benützend, manche und unvergeßliche Muſikſtücke componirte und durch ihre vortrefflichen Productionen erfreute; beſonders verdient der „Glocknermarſch“ erwähnt zu werden, deſſen Trio die Melodie des Liedes: „Des Kärntners Vaterland“ von weiland Johann v. Gallenſtein trefflich durchführt, und welcher Marſch bereits auch ſchon von der Muſikbande unſerer Nationalgarde bei feſtlichen Aufzügen producirt wird. A. d. Red.

Es iſt freilich gewagt und vielleicht gar ungeziemend dieſe ernſte Zeit mit Liebesliedern zu behelligen, aber ich kann doch nicht umhin zu guter Letzt eines von dieſen kleinen Dingern, eine ganz kurze vierzeilige Strophe unſern Reichstagen und den übrigen politiſchen hohen Herrſchaften in tiefſter Ehrfurcht zu empfehlen:

Dös Apferl is roſenroth,
Inwendig faul,
Die Buama (Buben) ſoan Alle ſo,
S'Beſte is's Maul.

Notizen.

— Als Beitrag zur Geſchichte des Kampfes in Mailand und des Heldenmuthes öſterreichiſcher Krieger theilen wir aus dem Bothen von Tirol folgenden Nekrolog mit: Am 19. Sept. ſtarb zu Verona Aloiſ Eberlin aus Botzen, Lieutenant im k. k. Tiroler-Jäger-Regiment und Inhaber der ſilbernen und goldenen Tapferkeitsmedaille im blühenden, vollkräftigen Jünglingsalter von kaum 25 Jahren, in Folge der bei Volta erhaltenen 22 Wunden. Ueber eine Epoche ſeines Lebens entnehmen wir einem von ihm ſelbſt geſchriebenen Briefe Folgendes, und theilen es im Auszuge mit: Es war am 18. März (er war damals Kadet-Unterjäger), als ich in Mailand mit einer 8 Mann ſtarken Patrouille den Poſten im Stadtbezirke Nr. 4 bezog. Das Volk lief mit Tod drohenden Blicken wie wahnſinnig hin und her, von allen Thürmen tönte das ängſtliche Geläute der Sturmglocke. Bald hörte man das Knallen des Kleingewehrfeuers in mehreren Gaſſen der Stadt, welches ſich gleich mit Kanonendonner vermiſchte. Noch war ich unangefochten; ein Huſar ſprengte mit verhängtem Zügel meinem Poſten zu, fiel aber durch einen Steinwurf getödtet 40 Schritte vor mir zur Erde. Gleich darauf kam eine Patrouille von Reuſſinger und 4 Polizeiſoldaten, von den Inſurgenten mit Steinwürfen gejagt, die ich in Schutz nahm. Nun begann das Feuer auch auf meinen Poſten, wir trieben aber die Angreifer mit großem Verluſte zurück. Während dem brach die Nacht herein, die wir unangefochten zubrachten. Den folgenden Tag Morgens begab ich mich mit einem Stutzenjäger unter das Dach, und ſah von dort mit Schauder die Stein- und Ziegellager auf den Dächern; wir ſchoſſen einen nach dem andern von dieſen Steinaufthürmern vom Dache. Den ganzen Tag über dauerte der Sturm auf unſern Poſten, den wir abermals zurückſchlugen. So ging es auch den dritten und den halben vierten Tag, der Hunger quälte uns ſehr. Frauen winkten uns zu mit weißen Tüchern, und riefen: Pace, pace, bravi Ti-

rolesi, date a noi le Vostre armi, e siete amici; ich erwiederte ihnen aber: Soltanto al Tirolese ucciso potete prender le armi, al vivo giammai. Hierauf begann das Schießen von Neuem, und wir tödteten den Feinden wieder eine bedeutende Anzahl Leute, während nur Einer von uns verwundet wurde. Bis jetzt hatte ich mit meinen Leuten ausgeharrt, immer auf Hilfe oder Befehl wartend, allein wir konnten uns vor Hunger nicht mehr länger halten, und ich beschloß daher am fünften Tage 6 Uhr Früh den Versuch zu machen, mich bis zum Castelle durchzuschlagen, — wir stürzten uns durch die Gassen, Kugeln pfiffen, Steine flogen, siedendes Wasser und Oel wurde von den Dächern geschüttet, 4 Barrikaden mußten wir überschreiten, deren eine unter mir zusammenstürzte und mich beinahe begrub, bei welcher Gelegenheit ich meinen Stutzen verlor. Ich arbeitete mich mit Mühe heraus, da riß mir ein Schuß den Hut vom Kopfe, ich stand wehrlos da, als gerade vor mir ein Infanterist zusammenfiel; ich nahm seine Muskete, und tödtete jenen Wälschen, so daß er von dem Fenster auf die Gasse fiel; ich entriß ihm die Waffe und stürmte unaufhaltsam vorwärts. Endlich gelangten wir nach unsäglichen Mühen und großem Verluste (ich verlor mehrere von Reussinger, 3 Polizeisoldaten und einen meiner braven Jäger, Neumarkтner) in dem Castell an; alle hatten uns todt geglaubt, und empfingen uns mit Freude und Jubel, Generäle und Stabsoffiziere drückten mir die Hände. — So weit sein Brief. Er erhielt darauf die silberne Tapferkeitsmedaille. Er nahm dann an mehreren Gefechten Theil, auch bei dem bei Vicenza, und fand endlich bei Volta das Ende seiner rühmlichen Laufbahn. Er kämpfte heldenmüthig, und fiel nach mehreren Wunden durch einen Hieb auf den Kopf getroffen zur Erde; daliegend muß er sich noch verzweifelt gewehrt haben, wie 3 Wunden an der rechten Hand und 2 an demselben Arme beweisen; er erhielt noch 2 Stiche in die rechte Brust, wovon einer die Lunge verletzte, 2 andere unter dem rechten Arme. Erst nach 18 Stunden wurde er aufgefunden und nach Verona gebracht, wo er nach 2monatlichen unsäglichen Leiden, die er mit beispielloser Geduld und Standhaftigkeit ertrug, trotz der sorgfältigsten Pflege sein junges Leben endete. Er war zum Lohne seiner Tapferkeit zum Lieutenant befördert und mit der goldenen Medaille geschmückt worden. Er war hochgeschätzt von Allen, die ihn kannten, wegen der Liebenswürdigkeit seines Charakters, geliebt von seinen Kameraden als treuer Freund und Bruder; sein Tod wird tief betrauert, und gar manche Thräne mag aus Männer-, aus Soldatenaugen auf sein frühes Grab geflossen seyn, und wahrlich eine solche Thräne hat Werth!

Denn es gleicht des Mannes Thräne
Edlem Harz aus Ostens Flur,
Tief in's Herz des Baum's verschlossen,
Quillt's freiwillig selten nur.

Schneiden mußt du in die Rinde,
Bis zum Kern des Marks hinein,
Und das edle Naß entträufelt
Dann so golden, hell und rein. Anast. Grün.

Ehre seinem Andenken, denn er kämpfte als Held, litt als Held und starb als Held. Friede seiner Asche! — (Aus England) berichtet der österr. Lloyd: Der Prinz und die Prinzessin von Joinville (Sohn und Schwiegertochter Ludwig Philipps) stehen auf dem Punkte, die Reise nach Brasilien anzutreten, wo die Prinzessin ausgedehnte Ländereien besitzt, und bis die Sachen in Frankreich sich anders gestalten, zu leben gedenken. Vor einigen Tagen feierte Ludwig Philipp in seinem Familienkreise sein 75 Lebensjahr. Wenn er auf den Wechsel, welcher seit einem Jahre in seiner Lage eintrat, blickte, wie mag er ausgerufen haben: quantum mutatur ab illo! — Das Gerücht, dem zu Folge der Ex-König der Franzosen bedeutende Summen in der englischen Bank angelegt haben soll, ist eine Verleumdung. Zu stolz, um selbst von seinen eigenen Kindern, z. B. der Königin der Belgier, Geldunterstützungen anzunehmen, führt der entthronte Monarch ein Leben voll Entbehrungen. Für seine gesammte Familie besitzt er nur drei Dienstboten, die ihren Herrn im Unglück nicht verlassen mochten. Auf der Tafel des Ex-Königs werden beim Diné nur zwei Speisen serwirt und während dabei Ludwig Philipp und seine Gemahlin ein wenig Bordeaur trinken, müssen die übrigen Glieder der verbannten Familie mit Bier vorliebnehmen, so sehr sind die Geldressourcen Ludwig Philipp's versiegt. Von Pferden und Wagen ist keine Rede, sondern so oft der Ex-König oder irgend einer aus seiner Familie auszufahren hat um Besuche zurück zu erstatten, wird eine Remise auf einige Stunden gedungen. Meistens fährt Ludwig Philipp und seine Gattin im Wagen der Herzogin von Kent, welche sie von Zeit zu Zeit zu einer Spazierfahrt abholt. Den spärlichen Rest seines verlornen Reichthums verwendet Ludwig Philipp auf die sorgsame Erziehung von mehreren Enkeln, die mit ihm in der Verbannung leben. Auch Herr Guizot, der Ex-Premierminister Ludwig Philipp's hat wenig von seinem Vermögen gerettet. Er unterhält einen einzigen Dienstboten, und seine zwei erwachsenen Töchter, welche die ausgezeichneste Erziehung genossen, sind genöthigt, die Küche ihres Vaters zu besorgen.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Conſtitutionelles Blatt für Zeitintereſſen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge I.)

№. 36. Klagenfurt, Sonnabend den 4. November 1848.

Der Großglockner.

Meyer's belehrendes Bilderwerk „Univerſum" iſt bis zum zwölften Bande gediehen und auch vom letzteren ſind bereits ſechs Hefte erſchienen.

Nachdem dieſes verdienſtvolle und auch äußerſt billige Werk über fünfhundert Abbildungen in Stahlſtich gebracht hatte, fand ſich endlich als DXXXX. Blatt eine Abbildung aus Kärntens großartiger Alpenwelt, nämlich der „Großglockner", aber auch da nur als „aus den Salzburger Alpen" bezeichnet. Wir wollen darüber nicht rechten, ſondern beſcheiden wie immer noch froh ſeyn, daß auch endlich einmal die Reihe auf unſere ſo oft und vielfach beſeitigte Heimath kam.

Die Abbildung zeigt uns dieſen durch ſeine Form einzig daſtehenden Bergrieſen von der kärntneriſchen Seite aus. Ein Waſſerfall (Gößnitzfall?) zeigt ſich zur Linken dem Beſchauer; rechts von ſelbem in der Ferne erblickt man einen Theil des fünf Stunden langen Paſterzengletſchers, im Mittelgrunde, noch mehr rechts, eine Kirche (?) auf einer Bergkuppe, und endlich im Vordergrunde ſieht man die Möll, dieſe Gletſchertochter, über Felſentrümmer daherſtürmen. Der Standpunct, von welchem dieſe Anſicht aufgenommen wurde, läßt ſich nur außer dem Bilde auf einer Anhöhe denken, da es ſonſt unmöglich wäre, alle dieſe Parthien zu ſehen, ſtellt man ſich hier an die Felſenufer der Ache. Unbeſchadet dieſer Bemerkung iſt es ein ſchönes, großartiges Bild.

Die dieſer Anſicht beigegebene Erklärung iſt nach Staubach's Schilderung; und ſo vielfach auch dieſer König unſerer Alpenwelt ſchon in dieſem Blatte beſprochen wurde, ſo ſind wir überzeugt, daß auch dieſe Beſchreibung durch ihre lebhaften Bilder den Leſer angenehm anſprechen wird. Sie lautet:

Die Alpen, „die ſilberne Krone Europa's" ſind nicht eine Gebirgskette, ſie machen eine ganze Gebirgswelt aus, welche in Domen ſich wölbt, in Hörnern emporzackt, aufſtarrt in himmelhohen Wänden, in Nadeln und Thürmen aufſpitzt und aus ſeinen Knotenpuncten ſchmale Gräten und ſcharfe Kämme ausſtreckt, wie ein Polyp ſeine hundert Arme.

In drei großen Abtheilungen rückt das Gebirge aus ſeiner Wurzel, dem Schweizer Alpenlande, nach Oſt durch den deutſchen Süden. Die mittelſte, wo die Rieſen ſtehen, welche Eismeere auf ihren Schultern tragen, wird die Centralkette geheißen, und ſie erreicht öfters eine Breite von 25 Stunden. Dort ſchauſt du die Alpennatur in ihrer vollen Pracht, in ihrer ganzen überwältigenden Größe. Dort iſt's, wo deine Seele den Eindruck empfangen kann, welchen das ewige Schweigen hervorbringt, das um die höchſten Throne der Eiswelt herrſcht. Keine Schneelerche ſchwingt ſich dort hinauf, keine Gemſe läßt ihre Spur zurück, die Waſſerfälle verſtummen, und kein Staubbach ſchüttelt ſein weißes Haar über die Tiefe. Nur ein Leben herrſcht und ſpricht auf dieſen Zinnen: — die Zerſtörung: —, die Lawine mit ihrem Donner, der Bergſturz mit ſeinem Praſſeln, und jene Gewalt, welche die Gletſcher ſprengt und die Felſen ſpaltet.

Derjenige Theil der Centralalpen, von dem der Brenner die tiefſte Kerbe iſt und der höchſte Punct der große Glockner, dieſer König, den die andern Rieſen wie ſo viel dienende Trabanten umſtehen, umfaßt die Quellgebiethe des Ziller-, des Gaſteiner und Möllthales und alle die kürzeren Einſchnitte und Schluchten, welche von der Salzach in einem weiten Bogen zu dem Eismeere aufſtrahlen, das, eine ewig gebärende Mutter der Gewäſſer, dieſe in tauſend Rinnſalen zur

Landſchaft der Tiefe hinabſendet. Der Kern dieſes Hochgebirgs, wie der der Centralalpen überhaupt, iſt granitiſches Geſtein und Gneis, denen ſich die Schiefergebilde mantelförmig anlagern. Große Gangſpalten im Granit ſind mit Quarz gefüllt; es ſind das die Lagerſtätten, auf welchen das köſtlichſte der Metalle ſeit Jahrtauſenden gewonnen wird. Im Labyrinthe dieſes alten, noch immer belebten Bergbaues verlieren ſich die Sagen von unermeßlichen Schätzen, welche Kobolde hüten und Geiſter ſchirmen, und jede Generation der nachfolgenden wieder erzählt.

Eine Beſteigung des Glockner geſchieht am bequemſten von Süden her, durch das große Möllthal, welches bis in die Mitte der herrlichen Gruppe führt. In dem letzten Pfarrdorfe, Heiligenblut, nimmt man einen Führer. Schon nach kurzem Steigen entfaltet die Alpennatur ihre Pracht und verſetzt in eine feierliche Stimmung. Katarakte rauſchen die Thalwände herab, der Gießbach donnert durch die Schluchten, und Einſtürze und Bergrutſchen verrathen die Gewalt der wirkenden Kräfte. Als Gegenſatz erfreuen ſaftige Matten mit den graſenden läutenden Herden, mit Weilern und Gehöften, deren reinliches, wirthliches Aeußere auf ſtilles friedliches Glück im Innern deutet. Wie ſich das Thal verengert, hängt ſich der Blick ſehnſüchtig an ſeine oberſte Spalte; er ſucht den Rieſen, das Ziel der Bergfahrt, und kaum hat ihn der von einer hohen Wand herabhängende Schleier eines Staubbachs, oder der impoſante Sturz der Ache auf kurze Zeit gefeſſelt, ſo fliegt er ſchon wieder hinauf und fragt bei jedem ſich zeigenden Schneehaupt, — ob das der Glockner ſey? Faſt an des Thales Ende ſteht einſam in dem Erlendunkel ein graues gothiſches Kirchlein und ein hoher Felſendamm dahinter ſcheint das Thal zu verriegeln. Steil zieht die gewundene Straße an denſelben hinan unter dem Brüllen des Gießbachs, welcher ſich, wüthend und bäumend, in die Tiefe ſtürzt und mit ſeinem ſchäumenden, aufſprizenden Giſcht die Haut und Kleid netzt. Endlich ſteht du oben auf der hohen Thalſtufe und aufgerollt liegt vor dir eine Alpenwelt, die Alles übertrifft, was du dir Herrliches gedacht haſt. Das iſt er — der Glockner — leibhaftig, und um ihn die Trabanten, die Hörner und Spitzen, wie die Diener eines großen Herrſchers.

Von Thalſtufe zu Thalſtufe, von Felſendamm zu Felſendamm dringſt du nun, vom Anſchauen des Zieles geſtärkt, näher und näher. Krummholzkiefern grünen auf der Matte und das Alpenröschen blüht am Wege: du haſt die Sennerregion erreicht, und die regellos zerſtreuten Hütten mit den weidenden Rindern bringen Leben und Mannigfaltigkeit in die Bilder. — Endlich ſchwindet auch der letzte Strauch aus dem Thale und eine neue Wunderwelt öffnet die Pforte. Der blendende Eispallaſt eines Rieſengletſchers thürmt ſich auf, und quer durch das weite Hochthal ſiehſt du ſchimmernd in vielen Farben eine ungeheure Eismauer aufgerichtet, auf deren Zinnen die bildende Natur Thürme, Pyramiden und Obelisken hingeſtellt hat. Tiefe Spalten und Klüfte trennen das durchſichtige Geſtein bald da, bald dort, und vom lichteſten Aquamarin bis zum dunkelſten Malachitblau ſchimmert's und ſtrahlt's an den Kanten. Staunend hängt dein Blick an dem Niegeſehenen und Unbegreiflichen; — ein hoher Thurm auf der Zinne, der dich eben feſſelte, er beginnt jetzt zu wanken, er neigt ſich, und mit einem Krachen, das dem Donner eines nahen Gewitters gleicht, ſtürzt er hinab, und ſchleudert mächtige Eisſtücke weit im Thale umher. Jenſeits der Mauer iſt eine prächtige Matte mit Sennhütten — eine Oaſe in einer Wüſte von Gletſchern, — denn rundum ſiehſt du ſie zwiſchen den dunkeln Felsmauern herabſteigen, und fort und fort rollen ganze Maſſen von Eis aus den Höhen und beſtreuen die Ränder der Alpe mit ihren Trümmern. Alle Eigenthümlichkeiten des Gletſcherlebens findeſt du hier am Wege: die ſeltſamen Gletſchertiſche; die den Ziehbrunnen gleichenden Löcher mitten im viele Klafter dicken Eiſe mit dem klarſten Waſſer; die gähnenden Spalten, welche, meergrün ſchimmernd, oft in unergründliche Tiefen hinabreichen; das Rauſchen der unſichtbaren Gewäſſer inmitten der Eisſchichten; die Hallen und Dome, funkelnd und ſtrahlend im Sonnenlichte, aus deren geheimnißvollem Innern die Gletſcherbäche hervorbrechen, und dicht daneben die aus Granitblöcken feſt zuſammen gemauerten Sennhütten mit den traulichen Rauchwölkchen über dem Dache, den zwiſchen den Eisblöcken graſenden und kletternden Ziegen, der melkenden Sennerin oder dem Senner, jodelnd, oder die Schalmap blaſend. — Das Krachen des ſpaltenden Eiſes ſchallt wie Freudenſalven drein, die große Natur und ihren Meiſter zu feiern.

Zwiſchen umherliegenden Gletſchertrümmern und Granitblöcken leitet der Führer nun hinan auf das eigentliche Eismeer. Stundenweit dehnt es ſich aus und du glaubſt nicht anders, als daß ein See hier in dem Augenblick erſtarrt ſey, als ein Orkan ſeine Wogen peitſchte. Ueber ihm ragt in ruhiger Majeſtät der 12,000′ hohe Glockner ſelber, angethan mit dem blendend weißen Schneegewand, welches der Firn in den wunderlichſten Falten um ſeinen granitnen Leib gelegt hat. Die völlige Ab geſchloſſenheit von der We

und die Eingeschlossenheit in dem ewigen Winterreiche verleiht dieser Scene einen eigenthümlichen Reiz. Wunderbar reflektirt das Licht des sinkenden Tages an den Eis- und Schneemassen; doch am herrlichsten wird das Alpenbild, wenn die Sonne untertaucht und von ihren letzten Strahlen die weißen Häupter der Berge rosenroth erglühen. Das ganze Eismeer ruht dann schon im blauen Schatten, und während die tieferen Kämme und Gräten sich in mattes Grau einhüllen und ihre Fernen sich in Undeutlichkeit verlieren, vergglimmen die Kerzen der höchsten Spitzen, eine nach der andern, und wie eben die letzte erloschen ist, da legt sich ein todtenblasser eiskalter Ton auf das Gefilde, wie ein Bahrtuch, und der schneidende Wind, welcher über die Eisfelder hinfährt, wirkt erstarrend auf alles Lebendige. Schon willst du, tief in deinen Mantel eingewickelt und von Frost geschüttelt, Schutz suchen in der kleinen Hütte bei der Felswand, welche den Besteigern des Glockner ein nothdürftiges Obdach gibt, als du ein neues Leben erwachen siehst. Die höchsten Bergspitzen, so blaß und todt vor wenigen Sekunden, lichten sich, das Blut tritt auf ihre Wangen, sie röthen sich wieder, die Ränder blitzen und bald glüht der ganze Eispalast in nie gesehener Pracht. Was ist das? fragst du verwundert und weißt es nicht zu fassen. Morgenroth kann es nicht seyn; denn am Abend steht ja der Morgen nicht auf. Indem du noch sinnst — da erlöscht's schon wieder, die Zinnen erblassen und der Nachtwind heult der gestorbenen Natur sein schauerliches Grablied. Es war nur das letzte Auflodern des Sonnenlichts hinter dem Horizonte, der Wiederschein der Abendröthe, — ein Scheinleben, flüchtig wie die fliehende Hoffnung. Wie viele Sterbestunden endigen in gleicher Weise mit einer kurzen, süßen, letzten Täuschung! —

Das Glockner-Eismeer ist das gewöhnliche Ziel der Touristen. Auf den Gipfel zu steigen ist den Meisten zu beschwerlich und es erfordert größere Zurüstungen. Beim Lichtglanze der Schneewelt und dem Scheine des Vollmonds treten denn auch wir unsere Rückwanderung an, begrüßen das erste Sennhüttendach mit seinen Herden und mit seinen Hirten freudig, wie ein Seefahrer ein befreundetes, bevölkertes Land, suchen dort den Schlaf auf weichem Heu, ein wärmendes Feuer und erquickende Milch, und am frühen frischen Morgen wandern wir gestärkt und wohlgemuth das prächtige Thal hinab.

Ueber Schullehrerversammlungen.

Kann der Zweck, welchen die Schullehrerversammlungen herbeiführen sollen, unter den gegenwärtigen Zeitumständen erreicht werden?

So zweckmäßig und wohlgemeint auch immerhin die mit Erlasse des hohen k. k. Unterrichtsministeriums vom 2. Sept. d. J., Z. 5692, angeordneten Schullehrerversammlungen seyn mögen, so werden dieselben ihren Zweck, nämlich: die möglichst vollständige Hebung des Volksschulunterrichtes und die hierzu unumgänglich nothwendige Einsicht und Ausbildung der Lehrer niemals ganz erreichen, so lange es dem Lehrpersonale gänzlich an allen Mitteln fehlt, die nöthigen Hilfsbücher herbeizuschaffen, um sich weiter ausbilden zu können; denn ohne passende Lectüre, ohne Lesung pädagogischer Bücher und Zeitschriften kann eine solche Ausbildung der Lehrer entweder gar nicht, oder doch nur sehr langsam und unvollständig vor sich gehen. Wie ist es aber möglich, solche Bücher und Zeitschriften herbeizuschaffen, so lange nicht auch etwas für die bessere Existenz der Lehrer gethan wird? — Diejenigen, welche etwas genauer über unsere gegenwärtige Lage unterrichtet sind, werden diese Frage gewiß ganz natürlich finden.

An den meisten Schulstationen erreichten die Einkünfte des Lehrers bisher nicht einmal 100 fl., und hier ist Collectur und Schulgeld mit eingerechnet. Da aber für die Hinkunft diese Bezüge aufgehoben, uns Lehrern aber noch keine Entschädigung dafür angewiesen wurde, so sind die Einkünfte an vielen Orten bis auf Null herabgesunken. Von was soll also der Lehrer in Zukunft sich und seine oft zahlreiche Familie erhalten? — Wo soll er Geld hernehmen, um Bücher und Zeitschriften herbeizuschaffen?

Ich kann wirklich keine Quelle hierzu auffinden. Oder sind vielleicht bis zur Ausmittlung einer beantragten Gehaltserhöhung auch unsere Geschäfte und Verpflichtungen vermindert worden? Die Antwort auf diese Frage liegt im 5. Abschnitte des obgenannten hohen Ministerial-Erlasses. Sind also die jetzigen Verhältnisse der Lehrer wohl geeignet, wohlthätig auf den Unterricht einzuwirken?

Unmöglich (dieß wird man mir doch zugeben), unmöglich ist es, auch nur mit erkünsteltem Frohsinne in der Schule zu erscheinen, daselbst mit Lust und Eifer zu arbeiten, wenn Einen der Magen stets an seine Bedürfnisse mahnt, und man nichts hat, dieselben zu be-

friedigen; unmöglich ist es, ordentlich und reinlich gekleidet dazustehen, wenn man nicht einmal so viel besitzt, um sich und seine Familie auch nur mit den schlechtesten Stoffen bedecken zu können; unmöglich ist es endlich, die zur fruchtbringenden Ertheilung des Schulunterrichtes so unumgänglich nothwendige Gesundheit zu erhalten, wenn Mangel und Sorgen gleich fressenden Motten an unserem Herzen nagen, wenn man sich selbst die nothwendigsten Bedürfnisse versagen muß, wenn man nicht die Mittel hat, sich Kleidung anzuschaffen, um sich gegen Erkältung zu schützen. — O! möchten diese unsere traurige Lage doch jene Herren beherzigen, welchen die Mittel zu Gebothe stehen, uns dieselbe zu erleichtern, denn wir bedürfen schnelle Hilfe, wenn wir sammt unseren Familien nicht den bittersten Mangel leiden sollen.

Kellerberg, 27. Oktober 1848.

Josef Tronegger,
Lehrer.

Notizen.

In einer Correspondenz aus Stuttgart heißt es: Feiern thut von allen Künsten im Schwabenland am meisten seine älteste, erste, beste: die Dichtkunst. Während der Hammer des Baumeisters, der Meißel des Bildners, die Stimme der tragischen Muse und des Gesanges, wenn auch minder lebendig als in ruhigen Zeiten, doch immerhin vernehmlich durch den Sturm der Gegenwart klingt, schweigen die Saitenspiele unserer Dichter ganz und gar. Nur von der Aeolsharfe zu Weinsberg schwirrt dann und wann ein kurzer kerniger Ton herüber, kein Geisterwehen wie sonst, sondern ein herber Spott auf die Thorheiten der Zeit, ein zürnender Tadel „gegen die Jungen" — immer ein Zeichen, das der greise Seher dort für unsere Schwächen nicht blind geworden ist. Das andere Haupt der schwäbischen Schule, Uhland, taucht unter im Strom der Politik, und sein Nachwuchs, Pfizer, Kurz ꝛc. schwimmt in dem zerrissenen Wässerlein politischer Vereine hierhin und dorthin auseinander. Natürlich mag dieß Verstummen unserer Poeten seyn, da es auch anderwärts sich wiederholt; erfreulich ist es nicht. Wenn die politische Dichtkunst, die letzte und hervorragendste Erscheinung der literarischen Vergangenheit, in ihrer Bedeutung früher überschätzt und jetzt von der Wirklichkeit überflügelt worden, muß darum alle Dichtkunst auf einmal verschwinden? Sie hat durch die Dämmerungen und die Nacht des Vaterlandes gesungen, und damit ein Recht und eine Pflicht sich erworben, seine Morgenröthe zu grüßen. Nun die schwüle drückende Luft von uns allen genommen ist, in der auch die Singvögel mit ermattetem Flügelschlag und in trauervoller Zerrissenheit sich bewegten, warum erfüllen sie die goldene Freiheit nicht mit frölichem Klang, die neue Zeit mit neuen Weisen, die frostigen Schauspielhäuser mit warmen Tönen, den verwirrten Kampf der Partheien mit Leit- und Mahnrufen, den Schrecken und Wahnsinn entfesselter Leidenschaft mit versöhnlichen Trost- und Warnungsstimmen? Es ist auf dem Parnaß wie in der Paulskirche; die Linke rührt sich, wie in allen Kammern, so auch auf allen Lauten, lebendiger als die Rechte. Ein Beispiel statt vieler. Von den ehemaligen Dioskuren am Rhein singt Freiligrath allein weiter; Geibel schweigt!

— Ein Brief aus Köln vom 22. Okt. in der allg. Zg. berichtet unter andern: Die Zeitereignisse haben unsern Kunstverein nicht abgehalten, auch dieses Jahr eine Ausstellung zu veranlassen. Die Spalten eines politischen Blattes haben in diesen Tagen kaum Raum auf Werke der Kunst Rücksicht zu nehmen; aber ein paar Worte müssen Sie mir zu sagen vergönnen, über eine Schöpfung von so überwiegender Meisterschaft, daß sie Anspruch darauf machen kann, neben jedem andern Ereigniß als ein Ereigniß in ihrer Sphäre anerkannt zu werden. Es ist dieß ein Bild von A. Schroedter: „Faust in Auerbachs Keller", nach der Goethe'schen Dichtung, ein Bild von der genialsten Composition, der vortrefflichsten Technik und jener ursprünglichen Originalität der Auffassung wie eben nur A. Schroedter sie mit seiner gestaltenreichen Fantasie verbindet. Der Maler hat, ohne es zu wissen und zu wollen, eine Allegorie auf das Treiben unserer Tage geschaffen. Was sehen wir anders, als ein trunkenes Schwelgen im Rebensaft der Freiheit, der durch Zauberei so plötzlich den Brandern und ihren Gesellen in die Becher geströmt ist — wo der Wein überströmt, da lohen rothe Flammen empor, und hinter dem ganzen Getümmel steht der Teufel und lächelt fein:

„Den Teufel spürt das Völklein nie,
Und wenn er sie beim Kragen hätte."

— Zeitungsberichten zufolge ist die auch uns als ausgezeichnete Violinspielerin bekannte Maria Millanollo in Paris an den Folgen eines Keuchhustens am 21. Oktober, 16 Jahre alt, gestorben.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge 1.)

№. 37. Klagenfurt, Dinstag den 7. November 1848.

Betrachtungen über die Oktober-Ereignisse.

(Aus der Gratzer Zeitung.)

Revolutionen sind ein Uebel, wie in der physischen Welt Orkane ein Uebel sind; nur ihre Nothwendigkeit kann sie rechtfertigen. Da aber frivole Ursachen den Menschen nicht befriedigen, und ihn mit einem Uebel nicht aussöhnen können, so muß einer Revolution, soll sie vor dem Richterstuhle der Geschichte nicht verurtheilt werden, eine sittliche Nothwendigkeit zu Grunde liegen. Es gibt daher nur Einen Standpunct, von welchem aus Ereignisse wie die des 6. Oktobers beurtheilt werden müssen, und dieser ist die öffentliche Moral, jenes Gesetz, welches den Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, auch im Handeln der Völker verwirft. Von einem sogenannten deutschen oder slavischen Standpuncte aus läßt sich wohl über die Folgen revolutionärer Erhebungen, nie aber über diese selbst ein richtiges Urtheil abgeben. Thut man es dennoch, so wird man einseitig seyn und Gefahr laufen, der Moralität der Völker einen schlechten Dienst zu erweisen. Denn man hat das Resultat vor den Prämissen fertig und thut diesen nur zu leicht Zwang an, um desto sicherer zu Ersterem zu gelangen.

Die Physiognomie Wien's in den letzten Monaten dürfte uns Aufschluß geben, wie es möglich sey, daß eine Bewegung, welche anfangs nichts als eine militärische Meuterei war, durch die Theilnahme der Parteien jene Ausdehnung erlangen konnte, die sie zu einer Revolution gemacht haben würde, wenn ihr irgend ein allgemein anerkanntes Bedürfniß oder ein Princip zu Grunde gelegen wäre, welchem zum Nachtheile des Volkes Geltung verweigert wurde. Revolutionen mögen oft aus anscheinend kleinen Anlässen hervorgegangen seyn, aber sie unterscheiden sich von siegreichen Emeuten dadurch, daß sich das gesammte Volk, Gebildete und Rohe, Reiche und Proletarier, im gegebenen Momente des Einen, zu Erstrebenden erinnerten, daß dieser eine Gedanke dem Streben Sieg und der Bewegung Adel verlieh, weil, was Alle denken, nur etwas Großes seyn kann. Wo eine solche innere große Nothwendigkeit nicht vorhanden, oder wo der Zweck gar ein particulärer ist, da erhebt sich eine Volksbewegung, auch wenn sie siegreich bleibt, nicht über den Charakter eines Aufstandes. Parteien mögen seine Erfolge ausbeuten, und durch Gewaltherrschaft mag er die Stimmen auf einige Zeit verstummen machen, die sich gegen ihn und seine Resultate erheben würden, er ist doch schon gerichtet im Augenblicke seines Entstehens. Und dieß war und ist das Loos der 6. October Emeute.

Regierung ist Gewalt, aber eine nothwendige Gewalt. Es ist immer ein Beweis von trauiger Begriffsverwirrung, wenn man der Regierung gegenüber bloß aus diesem Grunde Opposition macht; es ist aber gefährlich und droht die Gesellschaft ins Verderben zu stürzen, wenn man Opposition, und zumal eine maßlose Opposition einer Regierung gegenüber erhebt, welche durch sich überstürzende Revolutionen, wodurch in hastigen Sprüngen erreicht werden soll, was die Völker den ewigen Gesetzen der Natur gemäß ungestraft nur auf dem Wege allmäliger Entwicklung erreichen könnten, ohnmächtig und gelähmt, aber dennoch bemüht ist, zu erhalten und zu retten, was dem Sturme der Umwälzung bisher widerstanden hat; wenn man ihr Streben, das Errungene zu sichern und gegen neue Stürme zu schützen, ihr Ringen nach Kraft anfeindet und verdächtiget, und sie von dem Augenblicke an als reactionär verschreit, wo sie den verwüstenden Orkanen ihr quos ego! entgegenstellen möchte.

Dieß aber war die Lage des Ministeriums Wessenberg's, dessen ausgezeichnetste Mitglieder verhaßt waren, weil sie jene Eigenschaft hatten, die ihnen in

der Geſchichte unſerer Wirren einſt eine ehrenvolle Stellung ſichern wird: die Kraft und den Willen des Widerſtandes.

Es muß eine düſtere Zerriſſenheit in einer Geſellſchaft herrſchen, in welcher Muth und kräftiges Wollen von den Einen verpehmt, von den Andern ohne Unterſtützung gelaſſen werden, und wo nur Schwäche und Mittelmäßigkeit ſich zu behaupten vermögen. Und doch biethen unſere Zuſtände mehr als Einen Grund für dieſe betrübende Erſcheinung. Denn wenn man nach langer Bevormundung plötzlich in das volle Uebermaß der Freiheit ſich geſtürzt ſieht, und dasſelbe mit vollen Zügen ſchlürft, ſo iſt Ueberſättigung die natürliche Folge. Ueberſättigung aber gibt ſich je nach Temperament oder divergirenden Intereſſen bei den Einen in Abſpannung und Erſchlaffung, im Bedürfniſſe der Ruhe oder auch in Mathloſigkeit kund, in entgegengeſetzter Richtung aber erzeugt ſie jene krankhafte Unzufriedenheit, jenes unbeſtimmte und unklare Streben nach Bewegung und fortdauernder Aufregung, welches die Blaſirtheit unſeres Ultra-Radicalismus charakteriſirt. Zwiſchen dieſen unvermittelten Extremen bewegt ſich die Regierung auf ſchwankendem Boden, ſie wird angefeindet von den Einen und bleibt ununterſtützt von den Andern.

Mehr als das Vorhandenſeyn von Reactionsbeſtrebungen hat uns der Wahnſinn des Radicalismus geſchadet. Er ſieht die Uebel, aus welchen unſere Revolution hervorgegangen, für eine Wucherpflanze an, und will ſie mit allen ihren Wurzeln ausreißen, er überſieht aber, daß Gutes und Schlechtes ſo nahe an einander liegen, und theilweiſe in einander übergehen, daß er, indem er einen Antagoniſmus anzuheben vermeint, einen neuen, gefährlicheren ſchafft, denn er gleicht jenem Arzte, der ſeinem Patienten die Naſe wegſchnitt, um denſelben radical vom Schnupfen zu heilen. Das Dahingleiten des Kahnes auf ruhiger Stromesfläche iſt ihm Stillſtand, Revolution hingegen Bewegung und Aufregung, welche die Geſellſchaft vor Stagnation bewahrt, dabei aber überſieht er, daß das Uebermaß der Bewegung erſchlafft und tödtet. Dieſer ſtoffloſe Radicalismus, deſſen Deviſe iſt: „nur einen Krawall! vielleicht wird eine Revolution daraus“ hat nirgends ſo fruchtbaren Boden gefunden, als in dem politiſch unreifen Wien. Seine Wortführer und Vorkämpfer, früher meiſt unbekannte Namen, mitunter auch Leute von nicht ſehr empfehlenden Antecedentien, halten ihre Abſtractionen für politiſche Bildung, demoraliſiren mit ihren Schlagworten und ihrer knechtiſchen Schmeichelei das Volk, das davon nur wenig verſteht, aber um ſo feſter an ihre Tiraden glaubt, je mehr dieſe mit der Würze der Leidenſchaft ausgeſtattet ſind. Alle Güter der Freiheit werden in ihren Händen zu eben ſo vielen egyptiſchen Plagen: Die Preſſe wird nicht zur Belehrung, deren das Volk ſo ſehr bedürfte, ſondern zur Aufſtachelung ſeiner Leidenſchaften mißbraucht, die Vereine ſind nicht mehr ein Mittel zur Realiſirung intellectueller oder materieller Zwecke im geſetzlichen Wege, ſie werden bloß benützt, um jede Regierung auf kürzeſtem Wege unmöglich zu machen. Die Volksverſammlungen werden zu offenen Verſchwörungen, in welchen den Maſſen Lection im bewaffneten Widerſtande gegeben wird, und die Volksbewaffnung, ſie dient nicht mehr dazu, um Ordnung und Geſetz aufrecht zu erhalten, ſondern um ſie ungeſtraft zu ſtören und zu verletzen. Und doch glauben dieſe Herren für die Freiheit und das Volk zu dulden und zu wirken, wenn ſie jener einen grenzenloſen Horizont abſtecken und den geſunden Sinn des letztern mit unverdaulichen Theorien und ſchädlichen Schmeicheleien verderben.

So iſt Wien, vor Kurzem noch der Sitz ſybaritiſcher Genußſucht, jetzt ein Laboratorium geworden, in welchem politiſche Adepten jeder Sorte: italieniſche, ungariſche, polniſche, deutſche das Gold der Völkerbeglückung und ihrer eigenen zu fabriciren verſuchen. Die Großmeiſter dieſer Kunſt: Schütte, Taufenau, Ronge, Fröbel und nun auch Robert Blum, der Staubigl der Politik, ſetzen dem faden Gebräu das Arkanum ihrer Phraſen zu, und aus dem brodelnden Keſſel ſpringt fix und fertig eine unlautere Demagogie hervor, deren Jünger unter dem berauſchenden Einfluſſe der giftigen Narkoſis Wirrſal, Fanatismus und Barbarei verbreiten. Den Wienern aber geht es wie den weiland Abderiten, welche die Fröſche ſo überhand nehmen ließen, daß ſie von dieſen aus ihrer Stadt verdrängt wurden, bis die Kraniche erſchienen, welche, ſo wünſchen wir, nicht die Fröſchlein aufpicken, ſondern nur ihr eckelhaftes Gequacke verſtummen machen ſollen, zum Heile geſunden Menſchenverſtandes.

Eines aber, was die Glorie unſerer Freiheit hätte werden ſollen, hat mächtigen Antheil an dem traurigen Zuſtande, in welchen wir die Hauptſtadt verſunken ſehen und dieſes eine iſt: der Reichstag; er, der die koſtbare Zeit in Unthätigkeit und Partheigezänk ungenützt verſtreichen ließ, der in ſeiner Majorität der Regierung doch keine hinreichende Stütze war, um gegen die zügelloſe Preſſe und gegen den Mißbrauch des Aſſociationsrechtes mit Erfolg aufzutreten, und deſſen Minorität die Heftigkeit ihrer eigenen Leidenſchaft unwillkührlich auf die Partheien außer dem Hauſe übertrug und — vielleicht unfreiwillig — dem Demagogenthume in die Hände arbeitete.

Nur aus einer Kammer bestehend, in welcher sich so verschiedene Nationalitäten repräsentirt fanden, welche, weil ein mögliches Uebergewicht der einen über die anderen nicht wie in Nordamerika durch eine Staaten- (Provinzen-) Kammer paralisirt werden konnte, sich gegenseitig um so mehr mit Argwohn betrachten, als sich im nationalen Sinne größtentheils Ultra's gegenüber standen, war es erklärlich, daß eine Majorität, sobald sie vorzüglich aus Mitgliedern eines Volksstammes bestand, von der Minorität als einseitig und separatistisch verschrieen und der Haß gegen sie auch außer dem Hause entflammt wurde. Noch war keine eigentlich nationale Frage angeregt worden, und schon war die Rechte und das Centrum ein Gegenstand der gehässigsten Anfeindung, obgleich auch deutsche Abgeordnete, welche sich über der Höhe des Partheigezänkes auf dem Standpuncte des Rechtes und der Zweckmäßigkeit zu halten verstanden, zu diesen Seiten gehörten. Schändliche Artikel, deren Wirksamkeit noch durch pöbelhafte Illustrationen aller Art erhöht ward, setzten die Abgeordneten der Majorität in der Achtung des Publikums herab und ließen sie und mit ihnen die Minister, welche sich doch nur auf diese stützen konnten, als verrätherisch erscheinen.

Während die Majorität Oesterreich auf der Basis der Gleichberechtigung aller Nationalitäten erhalten wissen wollte, arbeiteten die Abgeordneten der Linken, freilich aus verschiedenen Motiven, methodisch auf dessen Verfall hin. Die ultra-deutsche Parthei, welcher es nicht um die Gleichberechtigung der Deutschen, sondern um deren Supremativ zu thun ist, wünschte ihn, damit das deutsche Wrak des österreichischen Staatsschiffes um so leichter in Deutschland aufgehe, und die Fraction der galizischen Edelleute, damit ihr Traum von Wiederherstellung Polens sich auf den Trümmern Österreichs realisire. Andere, weil sie sich auf einen dunklen, humanistischen Standpunct stellen, wollen aus Oesterreich eine Musterkarte so vieler Republiken machen, als sich jetzt Nationalitäten in denselben finden, und die übrigen, meist unwissend und aus Eitelkeit den Führern dieser Partheien folgend, bei denen Leidenschaft und Schlagwort politisches Wissen ersetzen, arbeiten unbewußt mit am Zerstörungswerke; sie haben nichts Anderes fertig, was sie an die Stelle setzen würden, aber sie dünken sich, selbst ein Licht zu seyn, wenn sie ein Dunstatom sind im Schweife des Kometen.

Stets in der Minorität und ohne Aussicht, auf gewöhnlichem Wege zum Siege zu gelangen, vereinigten sich alle Fractionen der Linken in dem einen Streben: das Ministerium und durch dieses die Majorität als volks- und freiheitsfeindlich erscheinen zu lassen. Daher die erbitterten, mitunter lächerlichen Interpellationen, daher die heftigen Proteste, daher die hämischen Angriffe, daher die Leidenschaftlichkeit, womit selbst Fragen des Rechtes und der Nationalehre von dem unwürdigsten Standpunkte der Partheizwecke aus behandelt wurden, daher jenes Streben, die executive Gewalt an sich zu reißen, daher jenes Copiren der französischen Revolution und jener offenen Versuche, sich von einer Constituante in einen Convent zu verwandeln, wodurch die Gewalt in die Hände Derjenigen gelegt wäre, welche glauben, die Clubbs zu beherrschen, aber von diesen beherrscht werden.

Was in der Kammer vorging, mußte außerhalb derselben verstärkten Wiederhall finden. Die Leidenschaften aber, welche im Reichstage durch die Regeln des Hauses eingedämmt werden, sie mußten außerhalb desselben, wo sich ihnen keine Schranken entgegen stellten, in dem Maße zunehmen, als das Urtheil einer erhitzten Menge vorgelegt wurde. Wo es einmal so weit gekommen, da bedurfte es nur eines Anlasses, damit die immer und immer geschürte Gluth in Flammen ausbreche. Welchem Zwecke die Bewegung dann diene, wohin der Strom sich wälzen werde? das wissen Die nicht, welche sich bloß erheben, um einer stoffloſen Unzufriedenheit Luft zu machen; daher sind Anfang und Ende solcher Revolutionen, die keine positive Tendenz haben, so himmelweit aus einander gelegen. Diejenigen, welchen das Resultat zufällt, haben selten die Revolution begonnen.

Und dieß Resultat sollte der Linken des Reichstages zufallen. Es gelingt ihr, die executive Gewalt an sich zu reißen und zur Majorität zu werden, der Traum eines Wohlfahrts-Ausschusses ist erfüllt, und ein Revolutions-Tribunal kann folgen. Aber wie grausam wird sie enttäuscht! Sie glaubt, das Volk steht hinter ihr; sie will Latour retten, das Zeughaus vor Plünderung schützen, und siehe da, sie muß sich überzeugen, daß hinter ihr nur der Pöbel ist. Von außen belagert, im Innern ein bewaffnetes Proletariat und ein schreckgelähmtes Bürgerthum hält sich der Reichstag für frei, und seine Beschlüsse über Amnestie für Meuterei, Mord und Plünderung, die Verweigerung, das Manifest des Kaisers anzuerkennen, in welchem jedes Wort eine Wahrheit und jede Wahrheit eine Anklage ist, seine Adressen, seine Proclamationen, die Erklärungen seiner eigenen Mitglieder strafen ihn Lügen; durch eine Parthei beherrscht, entschwinden ihm die Sympathien der Völker, wie ihm trotz Hingebung und aufopfernder Thätigkeit

die Achtung der Gebildeten entgeht; denn man sieht in Wien nicht den freien Reichstag, sondern nur eine Minorität tagen, die der Zufall einer Emeute zur Herrschaft gebracht.

Man hat die Bewegung des 6. Oktobers für eine deutsche Erhebung zu erklären sich bemühet. Die Hebel sind bekannt, und wir würden Anstand nehmen, auch wenn dieß nicht wäre, die deutsche Sache mit der magyarischen zu identificiren; denn nimmer ist die Sache des Uebermuthes, die Sache der Unterdrückung, die Sache des Verrathes — deutsche Sache. Blicken wir aber auf die Folgen, so sehen wir für diese in der Besiegung des Wiener Aufstandes keine Gefahr; denn gleiches Recht ist die Forderung unserer Zeit, und nur wer mehr fordert, läuft Gefahr der Schmälerung. Aber eine nützliche Lehre dürfte für Völker und Parlamente aus den Ereignissen des 6. Oktobers sich resultiren, und zwar für Erstere, daß der Mißbrauch von Freiheit sich immer räche, für Letztere, daß keine Macht Achtung und Anerkennung findet, wenn sie sich nicht auf sittlichem Grunde erhoben.

B . . , den 26. Okt. 1848. **K.

Notizen.

— (Paris im Monate Oktober.) Man ist jetzt mehr als je bemüht, Paris durch Festlichkeiten aufzuheitern, und im gesellschaftlichen Verkehre den früheren Glanz und Luxus, ohne welche nun einmal Frankreichs Hauptstadt nicht existiren kann, möglichst wieder herzustellen. Der Präsident der Kammer und andere Notabilitäten des Augenblicks wetteifern in dergleichen Bestrebungen miteinander, um Nachahmung zu erwecken, denn nichts ist wirksamer als das Beispiel, wenn es von oben her kommt: die Finanzleute zeigen sich dabei vorzüglich thätig; nächstens wird der König der Banquiers einen glänzenden Ball geben und damit eine Lotterie zum Besten der Armen verbinden. Was den Tempel der Präsidentschaft anlangt, so erweisen sich seine, obgleich in monarchischem Style erbauten Salons doch nicht geräumig genug für alle Getreuen; indeß bemerkte kürzlich einer der Anwesenden: „Gott gebe nur, daß diese Räume stets mit echten Republikanern gefüllt seyen!" Freilich stellen sich Viele republikanisch gesinnt, die im Herzen nichts weniger als Republikaner sind. Unzufriedene behaupten auch, sie könnten in den Salons der Präsidentschaft nichts weiter finden, als durch Wachskerzen erleuchtete Conferenzsäle, worin die Politik der Kammer wiedergekäuet werde; allein dem ist nicht so, ja man kann die Herren Deputirten, welche des Morgens eine so ernste Miene zeigen, so strenge Grundsätze entwickeln, in diesen Repräsentanten einer übersprudelnden Galanterie oft kaum wieder erkennen; auch ist es wohl unmöglich, daß unsere legislativen Schmetterlinge die Streitigkeiten der Tribune unter dem Kreuzfeuer der Diamanten, der schönen Augen und der Cavatinen fortsetzen sollten. M. Z.

— Es hielt durch mehrere Tage eine Equipage mehrere Stunden lang vor dem Portale des Hotels des Generals Cavaignac; zwei ansehnliche Herren saßen in derselben, kaum öffnete sich die Thür, so fuhren beide empor und blickten eifrig hin. Dieses Benehmen wurde mehreren zum Haushalte des Generals gehörenden Personen auffallend und man erkundigte sich nach ihrem Begehren; da erfuhr man denn, daß diese Herren im Wagen zwei Engländer wären, die eigens die Reise von London unternahmen, um den General Cavaignac, den sie hochschätzten, einmal zu sehen. Als derselbe daher eines Tages sein Haus verließ, um zu Fuß einen Besuch abzustatten, blickten die beiden Engländer scharf auf ihn, riefen dann sogleich ihrem Kutscher zu: Nach der Eisenbahn! und reisten sogleich wieder nach England ab. — Nur die Britten sind eines solchen Betragens fähig. G. V.

— Man beginnt die Menagerie im Jardin des plantes, welche bekanntlich während der verhängnißvollen Junitage von der ruhmreichen République rouge zum Theile in Ragout verwandelt und verspeist worden ist, zu ergänzen. Neuerdings ist ihr ein Chimpanse oder Jocko (Pan africanus; homo sylvestris) vom Senegal einverleibt worden. Dieser merkwürdige Affe, den man Jack getauft hat, ist erst 10 Monate alt und mißt ungefähr 18 Zoll in der Länge; er hat einen eigenen Wärter und wird en grand seigneur behandelt. Die Pariser statten ihm tagtäglich Besuche ab und füttern ihn mit Leckerbissen. Anfangs hatte man ihn in das Affenpalais gesperrt, aber da er, unsern Dogmen: Gleichheit und Brüderlichkeit abhold, die Begrüßungen seiner Gattungsverwandten durch Zähnefletschen und Grimassen erwiederte, so sah man sich genöthiget, ihn zu isoliren. Seine Beine stecken in gestreiften Pluderhosen, und der Burnus, welcher seinen Leib umhüllt, soll ihn jedenfalls an Afrika erinnern. Alles, was wir übrigens von diesem jungen Affen sagen können, ist, daß er zu glänzenden Hoffnungen berechtigt. M. Z.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge I.)

№ 38. Klagenfurt, Sonnabend den 11. November 1848.

Kurzgefaßte Antwort

auf die Anfrage des geehrten Herrn Abgeordneten Dr. B. in Frankfurt.

Wenn Völker auf jene Stufe der Cultur gelangt sind, wie sie in Europa beinahe überall herrscht, wo nicht jede Familie sich genügt, sondern in ewiger Wechselwirkung Einer dem Andern zur Befriedigung der vermehrten Bedürfnisse dient, und der Verkehr in tausend Richtungen die Länder durchdringend, die Stütze der zahllosen Existenzen wird, da kann man nicht ohne unheilvolle Gewalt nach theoretischen Principien trennen und zusammenfügen.

Hab' und Gut sind den Menschen im Allgemeinen vom höchsten Werthe, nur bei einem gewissen Grade von Wohlstand kann die Ausbildung des Geistes und Herzens, somit das wahre Lebensglück erreicht werden. Handel und Wandel schaffen Güter, und das Streben der Völker wie der Einzelnen gehet auf Erlangung derselben, folglich auf Entdeckung, Benützung und Festhaltung der Mittel und Wege dazu. Die natürlichen Straßen des Verkehrs sind die Meere und die Flüsse, und keine künstliche ist ihnen bis nun gleichgekommen. Die Meere verbinden ferne Länder mit ihren mannigfaltigen Erzeugnissen, die Flüsse aber die Anwohner, daher jedes Volk, welches auch nur eine Ahnung von seinem Vortheile und den Mitteln zu dessen Erreichung hat, mit aller Macht dahin strebt, den Fluß von der Quelle bis zur Mündung zu erwerben.

Der mächtigste Strom Europa's ist die Donau, und der Besitz ihres Gebiethes berechtiget zur Hoffnung der größten Blüthe. Nach ihr hinab in's schwarze Meer bis an die Küsten des nördlichen Kleinasiens, wohin der kürzeste Weg aus Persien führt, könnten unsere Waaren ziehen, um die Früchte jener Gegenden uns einzutauschen. Der levantische Handel würde auf der freien Donau den Weg nach Europa nehmen, und reichlichen Segen über die Länder Oesterreichs bringen. Die Aristokratie Ungarns ist gefallen, sie war es, welche die Kräfte der misera plebs contribuens für sich ausschließlich in Anspruch nahm und unsere Regierung nöthigte, die Zollschranken zwischen den österreichisch-deutschen Erblanden und Ungarn aufrecht zu erhalten, damit nicht der diesseitige Landmann durch die Concurrenz des steuerfreien Ungarn erdrückt werde. Nun werden diese Schranken fallen können, gerechteres Maß der Freiheit wird von uns ausgehen, und Ungarn gleicher Behandlung zu unterziehen seyn. Zu dieser Knüpfung inniger Bande wird der Deutsche, Slave und Walache den Magyaren nöthigen, denn was die Aristokratie vermochte, wird der weder an Zahl, noch an Bildung überwiegende demokratische Ungar nie im Stande seyn. Und ist diese Vereinigung geschehen, dann wird selbst Rußland nicht die Kraft haben, den Anschluß aller unteren Donauländer bis zur Mündung und zum Balkan zu verwehren. Wenn diesem mächtigen Oesterreich Deutschland als Bruder sich zugeselle, Beide freien Handel, gleiche Münze, gleiches Maß und Gewicht im Innern, gleiche Handelsverträge und vereinte militärische Macht gegen das Ausland verbinden, wenn nach der Donau, dem Po, dem Rhein, der Elbe, der Oder und Weichsel unsere Güter in die vier Meere ziehen, um jenseits derselben in allen Welttheilen Absatz zu finden, dann gehört uns die Macht und das Heil, und das deutsche Element, als das vorwiegende in jeder Beziehung, wird ohne Unterdrückung eines anderen auf dem Wege des Friedens und der Freundschaft allenthalben feste Wurzeln schlagen. — Nicht Heiraths- und Erbverträge allein, sondern auch die Natur hat Oesterreichs Völker eng verknüpft, und nicht darum, weil sie erzählt, sondern weil sie die lebendigen Verhältnisse geboren und groß gezogen hat, ist die Geschichte von Werth für uns

Oeſterreicher. Seit Jahrhunderten, ja ſelbſt ſeit mehr als einem Jahrtauſend ſind auf dem Boden unſeres Kaiſerthums Slaven und Deutſche, Walachen und Magyaren, ja ſelbſt Italiener unter dem nämlichen Fürſten mit uns brüderlich geſtanden, und haben ſich mehr oder weniger durchdrungen. Der Sprachenkampf, künſtlich erzeugt, kann nicht lange dauern, und das, was Völkerglück begründet, wird bald wieder Anerkennung finden. Der Slave wird noch ferners ſeinen Sohn in deutſche Schule ſenden, damit ihm deutſche Bildung zu Theil werde, und wenn er ſie in der Heimath nicht findet, ſelbſt mit Opfern, anderswo ſuchen. Nicht die Fantaſie, ſondern der practiſche Verſtand des Volkes bleibt der Sieger. Der Wälſche, feurig in ſeiner Liebe und ſeinem Haſſe, aber ohne Ausdauer und Muth, wird bald ausgebrauſt haben, und ſich mit allem Eifer wieder dem Dienſte des materiellen Vortheils widmen, der ihm bei Verbindung mit Oeſterreich und Deutſchland unter freien Inſtitutionen am meiſten erwachſen kann.

Geſetz und Ordnung kehren wieder zurück, und die finſtern Mächte der Anarchie entweichen vor dieſen Schutzgeiſtern unſeres Glückes; mögen jene nie wiederkehren, um uns im Baue des heiligen Rechtes zu ſtören, das auf der edlen Freiheit mit dem Gleichmaß ruhet. — Dieſe ſchöne Zukunft würde uns für ein Menſchenalter hinausgerückt, wenn Oeſterreich die in Frage ſtehenden Frankfurter Beſchlüſſe annähme, und die deutſchen Erblande, mit dem deutſchen Reiche zu Einem Körper vereiniget, die übrigen Erblande als Ausland betrachten müßte. Dann würde, vom deutſchen Einfluſſe frei, das ſlaviſche Element in Ungarn die Oberhand um ſo mehr gewinnen, als ihm oben Galizien und unten Serbien zur Seite ſtänden, die Donau mit vielen ihr durch ungariſche Länder zuſtrömenden Flüſſen wäre für uns verſchloſſen, und ſelbſt auf deutſchem Boden ein todtes Waſſer. An die äußerſten Marken geſtellt, müßte unſer Leben wie jenes von Oſtpreußen verkümmern. Rußland könnte Sieger über das Donaugebieth und unſer Nachbar werden. Die Deutſchen und Slaven zum fortdauernden Kampfe geſtachelt, anſtatt brüderlich ſich die Hände zu reichen, würden unſere Gauen zu ihren Schlachtfeldern wählen, und die Millionen ſich bezwungen dünkenden Slaven in unſerer Mitte wären wir ſelbſt in der Heimath unter bleibenden Feinden. Das, was man bei freier Wahl begehrt, haßt man bei Zwang. Italien, Ungarn und Galizien, für uns ungeachtet der unfruchtbaren Perſonalunion entfremdet, würden bald dem Fürſten in ihre Städte rufen, oder auch dieſes Band zerreißen, und würde unſer Landesfürſt in Italien, Ungarn oder Galizien von mächtigen Feinden angegriffen, ſo dürften wir ihm nicht einmal Hilfe bringen, während entgegen unſere Söhne mit Holländern, Dänen und Schweden kämpfen müßten. Und Deutſchland ſelbſt hätte ſeine wunde Seite in ſolcher Verbindung bei uns. Fortdauernd gezwungen zur Niederdrückung der vermengten ſlaviſchen Kräfte, bei deren Ausſcheidung das trennende Meſſer nicht nur über Ackerraine, ſondern ſelbſt mitten durch Tauſende von Familien zu gehen hätte, müßte es im Zuſtande der Ungerechtigkeit verharren, und die Feinde ringsum ſtets thätig ſehen, bis endlich nach vielen Geſchlechtern jede Spur fremder Nationalität vernichtet wäre, während ihm bei dem einigen Oeſterreich ein mächtiger Bundesgenoſſe und Hort gegen eigene Zertrümmerung, ſo wie den Feind von Oſten, und ein dem friedlichen Einfluſſe offenes, in ſeinen unteren Donaugebiethen des deutſchen, mit Bildung und Fleiß gerüſteten Bürgerthums (der lebendigſten Quelle der Macht) harrendes Land geſichert bliebe. Was würde endlich mit unſeren Staatsſchulden werden? Würde Deutſchland uns dieſe große Laſt tragen helfen? Oder ſollen wir Hunderte von Millionen aus dem Schuldbuche ſtreichen und Armuth ſäen, anſtatt, was bei ſolcher Trennung nie ausführbar wäre, die Bürde auf Alle nach den Kräften zu legen? Und wir Kärntner insbeſondere ſollen wohl bedenken, daß uns die Verbindung mit Italien jährlich Millionen in's Land gebracht hat, welche durch alle Hände wandernd, unſere Blüthe gründeten.

Der Deutſche rühmt ſich der Gerechtigkeit und allgemeinen Menſchenliebe; auf welcher Seite iſt ſie wohl mehr? Wir Kärntner in der Mehrzahl ſind Deutſche vom Scheitel bis zur Ferſe, wie irgend Einer, aber zu ſolchen Machtſprüchen, welche auf Zertrümmerung eines viele Völker ſchützenden Baues zielen, könnten wir ſelbſt dann nicht rathen, wenn ſie der deutſchen Sache ſtatt Verderben Vortheil brächten. Das ſlaviſche Element wird uns nicht erdrücken, wenn wir gerecht und brüderlich ſind, mögen auch Ultra-Slaven in ihrer Ueberſchwenglichkeit dieß drohen, oder ahnen laſſen. Wir ſind die Träger ihrer Bildung, und ohne uns führt ſie ihr Gang nur zur Barbarei, zur Zerriſſenheit und Unmacht. Darum Heil unſerem conſtitutionellen Kaiſer, Segen dem innigen Bunde ſeiner Völker! Ein großes, reiches Oeſterreich, möglichſt vereint mit Deutſchland, dieß die Quelle deutſcher Größe!

H.

Heimathliches.

I.

Ein Volksfreund, der Euch, liebe Landleute, zu keinem Landsturm oder so etwas dergleichen aufbiethen will, möchte Euch mit wenigen aber recht gut gemeinten Worten zu etwas ermuntern, das Euern wahren Vortheil befördern soll.

Durch das von unserem gütigsten Kaiser sanctionirte Gesetz der Grundentlastung werdet Ihr in Zukunft frei seyn von jeder Herrschaftsgabe, und dadurch bei einem fleißigen Haushalte in größern Wohlstand kommen; aber auch den Fleißigsten und Wirthschaftlichsten unter Euch drohet bei all' dem noch manche Gefahr, durch welche er zum Theil oder auch gänzlich um sein Vermögen gebracht werden kann.

Unter diesen Gefahren ist keine geringe oder ungewöhnliche jene, welche wir durch verheerende Feuersbrünste zu bestehen haben. Betrachtet einmal die Bauart Eurer Wohnungen und Wirthschaftsgebäude. — Beobachtet das unvorsichtige Umgehen mit Feuer und Licht von Eueren unverständigen Kindern, Knechten und Mägden, und Ihr werdet gestehen müssen, daß von dieser Seite täglich Eurem Besitzstande große Gefahr drohe.

Wenn Ihr selbst in Eurem Hause durch Ordnung und genaue Aufsicht dieser Gefahr zu begegnen glaubet, kann das wohl immer bei dem besten Willen geschehen? Geschieht dieß wohl auch von diesem oder jenem Eurer Nachbarn? — Kann Euch nicht von dort Unglück zukommen? —

Denket oder saget nicht: mich hat Gott so lange von derlei Unglück bewahret, er wird es auch in Zukunft thun. Gott vertrauen ist schön und eines Christen würdig; aber man soll nicht vermessentlich auf Gott vertrauen, nicht von Gott immer Wunderwerke verlangen. Der verständige Mensch soll sich selber helfen wo er helfen kann; denn der gütige Gott hat ihm ja deßwegen die Mittel dazu gegeben.

Solch ein Mittel sich vor Feuerschäden möglichst zu verwahren ist Euch, liebe Landleute, jetzt gerade durch die Euch geschenkte Befreiung von der herrschaftlichen Unterthänigkeit neuerdings gegeben. — Sollte nicht schon einem oder den andern aus Euch der Gedanke beigekommen seyn, ich will jetzt von der mir zu Guten gekommenen Befreiung meines Besitzstandes etwas nehmen und damit auch meine Gebäude und Fahrnisse gegen so leicht möglichen Feuerschaden versichern, es ist ein kleines Geldopfer, das ich bringe, damit jage ich mir aber eine schlimme Sorge vom Halse, und thue dabei etwas Gutes, weil ich mit diesem Opfer einen Andern, der durch Brand verunglücket, unterstütze.

Wem aus Euch, liebe Landleute, dieser Gedanke noch nicht beigekommen ist, der wollte ich wohlmeinend mit diesen wenigen Worten darauf erinnern. Unser gütige Kaiser und alle guten Menschen wollen Euer Bestes — Seyd daher nicht selbst die Feinde des eigenen Wohlstandes.

Tarvis, im November 1848. S. S.

II.

Es hat sich in unserm Maltein-Thale eine Naturerscheinung gezeigt, deren sich die ältesten Leute nicht erinnern, noch je von ihren Vorfahrern etwas davon erzählen gehört haben. Es blüthen nämlich in der Mitte des Oktober in einigen Gärten Birn- und Apfelbäume und zwar die Bergamotte (Herrnbirn), Pfund- und Weinäpfel. Die Blüthe war ganz vollkommen, ja man möchte sagen größer und vollkommener als im Frühjahre, und hielt sich durch 14 Tage auf dem Baume. Nachdem Viele, die das Maltein-Thal nur dem Namen nach kennen, dasselbe für ein Sibirien halten, so dürfte es nicht uninteressant seyn, diese Naturerscheinung zu veröffentlichen.

Maltein, am 2. November 1848. J. L.

Ida Pfeiffer, die Weltumkreiserin.

(Schreiben aus Triest dd. 3. November 1848.)

Das letzte Levantiner-Dampfboot brachte die von ihren früheren Reisen her (Reise nach dem Orient *) und Island) vielen unseren Lesern bekannte Reisende, Frau Ida Pfeiffer, geborne Reyer, mit, welche nach Umkreisung des Erdballs nach zwei und einhalbjähriger Abwesenheit in ihre Heimath Wien zurückkehrt. Wir ersehen aus den ostindischen Zeitschriften „the Britisch Indian Gentleman Gazette" — Bombay 28. März 1848, — daß selbst Engländer, trotz ihres Grundsatzes des nil admirare, bei welchen weite und abentheuerliche Reisen an der Tagesordnung sind, der Ausdauer und dem seltenen Unternehmungsgeiste unserer Reisenden das nachstehende Lob spenden:

„Gegenwärtig befindet sich in Bombay eine muthige „Dame, von welcher man sagen kann, daß sie die „**Meistgereiste** (the most travelled) ihres Geschlechtes sey, welche man auf der Welt finden kann. „Diese kühne, unternehmende Reisende, welche eine „Deutsche von Geburt ist, kam von Deutschland „über Brasilien, Cap Horn, Valparaiso, „Taiti nach China, und nachdem sie Sincapur, „Ceylon, die nordwestlichen Provinzen, Indien „und Delhi besucht hatte, erreichte sie Bombay. „Sie gedenkt nun durch Persien nach Deutschland „zurück zu kehren."

„Wir kennen nicht die Beweggründe ihrer Reise, „jedoch welch' immer sie auch seyn mögen, ob weibliche „Neugierde oder nicht — so verdient dieser Heroismus „die Bewunderung aller Männer, und dürfte den „Neid ihres Geschlechtes erregen."

*) „Reise einer Wienerin nach dem Orient" — welches Buch vier Auflagen erlebte.

„Sie hat viele Abenteuer erlebt; in den Urwäldern „Brasiliens wurde sie von einem Neger angefallen, „welcher ihr zwei tiefe Wunden beibrachte, jedoch ihre „muthige Gegenwehr rettete ihr das Leben."

„Zur Ehre von Britisch Indien sey es gesagt, „daß diese Dame, obgleich ganz allein und ohne Schutz „reisend, nirgends im Mindesten belästiget wurde."

„Sie schiffte sich, wie wir hören nach Buschire „ein, — wir wünschen ihr eine glückliche Reise, besten „Erfolg und frohe Heimkehr."

„Sollte sie einmal ihre Reiseabentheuer „veröffentlichen, so werden selbe gewiß An„klang bei vielen Lesern finden."

So spricht sich eine englische Zeitung aus, und wir sind überzeugt, daß unsere deutschen Leser obiges Urtheil seiner Zeit — da wir hören, daß Frau Ida Pfeiffer ihre Reise-Erlebnisse dem Drucke übergeben wird — vollkommen bestätiget finden werden.

Notizen.

— (Kossuth.) Einige biographisch-politische Nachrichten über diesen Mann, der in seinem Vaterlande eine so hervorragende Rolle spielt, werden den Lesern ohne Zweifel willkommen seyn. Kossuth (der, wie man mich versicherte, eigentlich slavischer Abkunft ist) war vor zehn Jahren noch ein beinahe unbekannter Mann, ein armer Advocat, der im Solde einiger Reichstagsdeputirten allerlei Geschäfte für die Gesandtschaften besorgte und ihre Correspondenzen führte. Als thätiger und einsichtsvoller Mann empfahl er sich einigen Magnaten, die sich mit ihm wegen der Herausgabe eines Journals über die Reichstagssitzungen einigten. Es war in der Zeit, da Fürst Metternich noch Alles galt und Alles beherrschte. Er wollte die Veröffentlichung der Verhandlungen nicht gestatten, und die censirten Blätter durften höchstens die Resultate der Sitzungen in aller Kürze mittheilen. Kossuth (sprich Koschuth) aber gründete sein Blatt, verständigte sich mit mehreren jungen Comitatsschreibern, und kannte mit deren Hilfe eine ziemlich vollständige Uebersicht der Verhandlungen geben. Aber er durfte sein Blatt nicht durch die Buchdruckerpresse veröffentlichen, weil die Censur das nicht gestattet hätte. Es wurde also lithographirt, und so an die einzelnen Gesandtschaften versandt. Die österreichische Regierung ließ es mit Verschlag belegen, weil sie auch lithographischen Druck der Censur unterworfen wissen wollte. Aber Kossuth wankte nicht, er nahm noch mehr Schreiber an, und nun wurden seine geschriebenen Berichte in alle Welt versandt. Auch nach Ablauf der Reichstagssitzung ließ Kossuth sein Blatt nicht fallen; es theilte nun die Berichte der einzelnen Comitate mit, wenn ich so sagen darf, die Verhandlungen der Provinzialstände, in welchen damals die heftigsten und schärfsten Reden gehalten wurden; man verlangte z. B. Trennung von Oesterreich und sprach sogar von Republik. Kossuth wurde wegen Veröffentlichung einer dieser wilden Reden verhaftet und blieb einige Jahre im Gefängnisse, ohne daß ihm eigentlich ein Prozeß gemacht worden wäre. Das steigerte seine Bitterkeit nur noch mehr, und sie verlor sich nicht, als er endlich in Folge einer Amnestie freigelassen wurde. Nun war er ein Märtyrer und wurde in den Reichstag gewählt, auf welchem er seinem Ingrimme gegen eine Regierung, die ihn so schmachvoll behandelt hatte, völlig freien Lauf lassen konnte. Die ungarische Opposition wollte damals eine Verständigung mit der Wiener Staatskanzlei herbeiführen, und nahm dabei die Vermittlung des Palatinus in Anspruch. Der Plan gelang, Kossuth wurde so ziemlich bei Seite geschoben, die Magnaten hatten ihn nicht gern, aber am Ende drang er mit seinem Talente durch, und gewann sich einen Platz unter den Führern der Opposition im Repräsentantenhause. Als die Märzrevolution in Wien ausbrach, hatte er im Lande größere Popularität als Batthyanyi, Szechenyi und selbst Deak. Die Revolution hob ihn an die Spitze des Staates. Seitdem hat er eine wunderbare, stürmische Beredtsamkeit gezeigt, eine unglaubliche Thätigkeit und eine Entschlossenheit, die man richtiger als unbedachtsame Tollkühnheit bezeichnet. Was Rücksichten sind, weiß Kossuth nicht. Kossuth ist nicht etwa ein ungarischer Liberaler, er ist vielmehr durch und durch radical, nach dem neuesten Schlage, zu Allem bereit, vor keinem Extrem zurückschreckend, rücksichtslos bis zur Grausamkeit, und ein wüthender Feind des Adels, dessen er sich eben so entledigen möchte, wie er sich, vorübergehend wenigstens, Oesterreichs entledigt hat. Der Magnatenkammer hat er bereits zu wissen gethan, daß er sie nur bis auf Weiteres dulde, und daß sie später höchstens die Rolle eines Staatsrathes zu spielen habe. Kossuth hat die liberale Bewegung in Ungarn unterbrochen und zu Grunde gerichtet, um seine revolutionäre und demagogische Wühlerei an deren Stelle zu setzen; er hat das ganze Land auf den Kopf gestellt und in wilden Bürgerkrieg verwickelt, um eine scheinbare Gleichheit Aller durchzusetzen, mit der er es nicht einmal ehrlich meint, gegen die er alle Tage sündigt, und die bei den ethnographischen und Culturverhältnissen Ungarns auch gerabezu eine Albernheit wäre. Er ist ein Demagoge von der Art, wie sie auch in Deutschland vorkommen, nur hat er unbestreitbar großes Talent und Begeisterung; er ist ein kalter, berechnender Dialektiker, kein verschwimmender Kosmopolit, sondern ein Patriot, der es in seiner Weise aufrichtig meint. Aber er ist bornirt-magyarisch; die Bornirtheit seines Patriotismus, der noch in der allerniedrigsten und allerrohesten Auffassung steckt, verleitet ihn zur Knechtung seiner nicht-magyarischen Landesgenossen, zu Ungerechtigkeiten und Tyrannei, zu den wahnwitzigsten Maßregeln, wohin das Decretiren von 200,000,000 Gulden Papiergeld zu rechnen ist. Von einem Staatsmanne hat Kossuth auch nicht eine Ader in sich; er ist ein bloßer Revolutionär, dem es schwer fallen wird, etwas Positives zu schaffen. Daß er sein Vaterland in ein Irrsal von Verwirrungen hineingerissen und getrieben hat, ist klar. Die Deutschen in Ungarn, gegen welche er stets höchst gewaltthätig verfuhr, mögen nichts von ihm wissen, die Slaven hassen ihn mit vollem Rechte. Daß er die Wiener jetzt im Stiche läßt, nachdem seine Agenten Geld mit vollen Händen gaben, um die Erhebung Wien's mit herbeizuführen und den Banus von Ungarn abzulenken, ist keinem Zweifel unterworfen. Die Ultra-Magyaren haben ihn bisher vergöttert; was sie nach einigen Monaten thun werden, wenn die Croaten in Pesth sind, werden wir sehen. (Oest. Corresp.)

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge I.)

№ 39. Klagenfurt, Dinstag den 14. November 1848.

Ein Wort für den Frieden und die Versöhnung.

Wenn es je in der Zeitgeschichte wohlthuend und ersprießlich war, einander sich feindselig gegenüber stehende politische Partheien durch eine vermittelnde Rede zu vereinigen, so muß man gestehen, daß gerade in gegenwärtiger Periode jedes Mannes höchste und edelste Aufgabe ist, durch Wort und Schrift, durch Rath und That die entzweiten Gemüther zu versöhnen, eine friedliche Lösung der schwebenden Fragen des Tages anzubahnen, und dadurch die Interessen von Millionen Staatsbürgern zu wahren. — Hätte namentlich die Presse seit ihrer Entfeßlung es sich zur unverrückten Aufgabe gemacht, durch eine zwar freisinnige, aber ruhige, leidenschaftslose und wohlüberdachte Erörterung unserer zu ordnenden Verhältnisse zum Wohle des Ganzen beizutragen; hätten die Redner des Volkes wohl erwogen, daß es nicht allzuschwer ist, durch einigermaßen glänzende Gaben dasselbe zu bewegen, daß es aber oft außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt, die einmal bewegte vielgegliederte Masse zu einem harmonischen Ganzen zu lenken; hätten die Bürger des Staates die so gut im Privat- als im öffentlichen Leben unentbehrliche Tugend der Geduld besessen, und nicht dem Wunsche nachgestrebt, im Frühlinge ihrer politischen Entwicklung ernten zu wollen; hätte man gleich anfangs den am Staatsruder stehenden gewiß von den besten Absichten beseelten Männern das Vertrauen geschenkt, und nicht jedem ihrer Schritte Absichten des Rückschrittes unterlegt, und dadurch ihr gemeinnütziges Wirken gehemmt; wären die schönsten Tugenden des Bürgers Gemeinsinn, Vaterlandsliebe, Achtung vor dem Gesetze, und Gehorsam gegenüber der rechtmäßigen Gewalt mehr geübt worden: so hätte sich in unseren Verhältnissen eine erfreuliche Entwicklung kund gegeben, wir wären auf der Bahn des gemäßigten Fortschrittes eine bedeutende Strecke weiter gerückt, die schöne Inschrift der über unserm Lindwurm-Standbild wehenden Fahne: „Gott segne den Fortschritt des 15. März 1848" wäre eine segenreiche Wahrheit geworden; gewiß hätte er ihn gesegnet mit den unendlichen Gaben seiner Allmacht. — Wohl kann man auf unsere Zustände die inhaltschweren Worte anwenden, die Horaz ad Lollium so wahr über die Helden des trojanischen Krieges ausspricht: „Iliacos intra muros peccatur et extra"; wahr ist, oben ging es nicht, wie es hätte gehen können und sollen, aber hauptsächlich darum nicht, weil von unten aus fast jedem noch so gut gemeinten Streben Hemmnisse in den Weg gelegt wurden. — Es muß doch jeder zugestehen, daß selbst unter gewöhnlichen Verhältnissen die Regierung eines Staates keine leichte Sache sey, da doch oft schon das Lenken einer Familie nicht unerhebliche Schwierigkeiten mit sich bringt, nun erwäge man aber erst die Stellung jener Männer, die seit dem März berufen waren, die Geschicke unserer Monarchie zum Wohle aller darin begriffenen Völker zu lenken, wie unermeßlich groß war die Aufgabe, die ihnen zur Lösung gegeben war; nehmen wir an, sie hätten einen in sich abgeschlossenen, vollkommen-abgerundeten Staat vorgefunden, dessen Verhältnisse zum Ausland schon geregelt gewesen wären, bei welchem aber das absolutmonarchische System in ein constitutionelles übergegangen wäre, und zugleich Reformen in allen Zweigen der Verwaltung hätten vorgenommen werden; müssen welche unermüdete und dabei unbeirrte Thätigkeit wäre von den Ministern der Krone beansprucht worden! — Blicken wir hingegen auf die Lage, in der sich Oesterreich im Monate März d. J. befand, als die Männer, denen die Schicksale des neu sich verjüngenden Staates anvertraut wurden, ans Ruder traten. — Eine großartige Länderverbindung, angewachsen zu verschiedenen Zeitepochen und unter mannigfachen Titeln der Erwerbung, bewohnt von vier Haupt- und mehr

reren Nebenvölkern, die vom Grunde aus einander fremd gegenüber ſtanden, an Abſtammung, Sprache und geſchichtlichen Erinnerungen ganz verſchieden, bildete den Gegenſtand, an welchem die Regierungsformen der Neuzeit ſich erproben ſollten. Früher wurden dieſe Ländermaſſen zuſammengehalten durch die allgemeine Abſpannung, welche nach den welterſchütternden Bewegungen der franzöſiſchen Staatsumwälzung, nach dem Pariſer Frieden vom 20. November 1815 naturgemäß in dem Leben der Völker eintreten mußte; durch das Syſtem der vorigen Regierung, welches bei aller möglichen Beförderung des materiellen Wohles, nach welchem ſchon jetzt ſo Manche ſich zurückſehnen, jede vom Ganzen ſich zu trennen beabſichtigende Nationalentwicklung mit der Kraft des Geſammtſtaates wieder zur Einheit zurückführte, und um hierin beſſer zum Ziele zu gelangen, die freiere Erhebung des Geiſtes in beengende Feſſeln wand; durch die imponirende Haltung und das Gewicht, welches der öſterreichiſchen Diplomatie in den letzten dreißig Jahren bei der Entſcheidung der wichtigſten europäiſchen Fragen im Rathe der Völker den erſten Rang anwies, und endlich durch die innige Anhänglichkeit und feurige Liebe, welche die unermeßliche Mehrheit der öſterreichiſchen Staatsbürger dem ruhmreichen Habsburgiſchen Herrſcherhauſe in guten wie in böſen Tagen mit zum Sprichworte gewordener Hingebung bewieſen hatte. Ueberzeugt iſt jeder, daß zwar nicht alle dieſe Pfeiler der Großmacht Oeſterreich nach den Ereigniſſen des März zu wanken begannen, doch iſt es eben ſo klar, daß Verhältniſſe eintraten, welche es zur allerſchwierigſten Aufgabe machten, ein doppeltes Ziel zu erreichen, einmal dem Streben der Völker nach nationaler Entwickelung und autonomer Verwaltung die möglichſte Rechnung zu tragen, dabei aber Oeſterreich's Stellung als Großmacht im europäiſchen Staatenſyſteme im alten Glanze zu erhalten. Faſſen wir vor der Hand nur die Stellung der italieniſchen und der deutſchen Provinzen feſt ins Auge, ſo zeigt es ſich, daß die Mehrzahl der Bewohner in erſteren ſchon im Laufe des vergangenen Jahres die unzweideutige Abſicht kund gaben, durch eine bewaffnete Erhebung aus dem Staatsverbande zu treten, ohne dem entſchiedenen Bewußtſeyn einer kommenden politiſchen Stellung; ſchwerlich hätten die ausgiebigſten Conceſſionen das verhindert, was im Laufe dieſes Jahres geſchah, eine derartige Losrennung konnte keine Regierung geſtatten, ohne ſich ſelbſt in den Augen ganz Europa's das Vernichtungsurtheil zu ſprechen. — Anders geſtalteten ſich die Verhältniſſe der deutſchen Provinzen, dieſe waren ſchon durch die Acte des Jahres 1815 in den Bund der Deutſchen, beſtehend aus den ſouverainen Regierungen der deutſchen Völker, aufgenommen worden, und hatten ſomit eine doppelte Stellung. — Nun ergriff nach der Februar-Revolution d. J. in Frankreich auch die deutſchen Volksſtämme eine unwiderſtehliche Bewegung, in allen deutſchen Gauen erſcholl der Ruf nach dem einen großen Vaterlande; die ſchönen Träume aus den Zeiten der Befreiungskriege ſchienen in Erfüllung zu gehen, es bildete ſich ein Vorparlament und durch dieſes ein Nationalparlament, als wahrer Ausdruck des deutſchen Volkes. Man hätte erwarten ſollen, daß dieſes ſich zur erſten Aufgabe machen würde, nach Schaffung einer Centralgewalt die Stellung der deutſchen Sonderregierungen ihr gegenüber klar und beſtimmt auszuſprechen, wobei die deutſchen Fürſten das geworden wären, was ſie in den vergangenen Jahrhunderten vor der Erringung ihrer Souverainetät waren — Vaſallen des deutſchen Reiches; man blättere nach in den Jahrbüchern der Geſchichte, und es wird ſich zeigen, mit welchen Titeln des Rechtes ſich Preußen, Baiern, Würtemberg, Hannover die königlichen Kronen erwarben! — Mit Oeſterreich jedoch ſteht es anders. Im Jahre 1804, als, durch die Zeitereigniſſe bedingt, das alte deutſche Reich ſich auflöſte, erklärte Franz ſich im Vollgenuſſe ſeiner ſouverainen Rechte als erſten Monarchen des öſterreichiſchen Erbkaiſerthums, und wurde als ſolcher von allen Mächten feierlich anerkannt, gewiß ein Rechtstitel, deſſen Giltigkeit Niemand beſtreiten wird. Nun kann aber Oeſterreichs Kaiſer nicht in Rückſicht eines Theiles ſeiner Länder irgend einer außerhalb ſeines Staatsgebiethes befindlichen Gewalt untergeordnet, oder auch nur hinſichtlich der Ausübung ſeiner Kronrechte beſchränkt ſeyn; einmal iſt dieß unverein barlich an ſich mit dem Begriffe der Majeſtät, deren auch ein conſtitutioneller Monarch niemals entkleidet werden kann, dann unvereinbarlich mit dem Gange irgend einer geordneten einheitlichen Regierung; eine derartige Beſchränkung würden ſich die übrigen unter der kaiſerlichen Krone ſtehenden Völker nie gefallen laſſen. — Somit bliebe nichts übrig, als die deutſchen Provinzen zur Einverleibung in das deutſche Reich aus dem öſterreichiſchen Staatsverbande zu entlaſſen. — Dagegen aber ſprechen zwei inhaltsſchwere Gründe: einmal iſt es ſchwer, wo nicht unmöglich, die Grenzen zwiſchen den deutſch- und nicht deutſchöſterreichiſchen Provinzen zu ziehen, da wohl nur das Erzherzogthum als rein deutſches Land in Anſchlag gebracht werden kann; dann, nehmen wir auch dieſes als durchgeführt an, würde Oeſterreich ſeinen vorigen Charakter als europäiſche Großmacht gänzlich verlieren, es ſtände dem Reiche der Deutſchen, wenn auch nicht feindlich, ſo doch fremd gegenüber, es wäre

ein Staat bestehend aus slavischen Völkern und dem Stamme der Magyaren, ohne Einheit, ohne Mittelpunct, kurz eine Unmöglichkeit. — Hätten jene unserer Mitbürger, die im Lenze dieses Jahres sich freudejubelnd mit den deutschen Bändern und Cocarden schmückten, und von den Zinnen ihrer Städte die deutschen Farben wehen ließen, es wohl erwogen, daß ihre Fahne, das nationale Princip consequent durchgeführt, den Bestand der österreichischen Monarchie eben so in Frage stellt, wie das Aufpflanzen der italienischen, ungarischen und slavischen Tricolore, — gewiß, sie hätten ihrem Eifer Schranken gegeben, und nicht durch ihren Enthusiasmus den der übrigen Völker erst recht hervorgerufen. — Unerforschlich sind die Geschicke der Staaten, sie entstehen, blühen und zerfallen; im Rathe des Ewigen ist das Bestehen eines tausendjährigen Reiches nur ein Augenblick, vor dem Hauche seiner Allmacht sinkt ein napoleonisches Grosreich in — Nichts. — Es hat Zeiten gegeben, wo es kein Oesterreich gab, es werden Zeiten kommen, wo es wieder keines geben wird, wann? das weiß Er, dem ein Erdball weniger ist als der Tropfen im unermeßlichen Ocean; sollen aber wir muthwillig das Zerstörungswerk beginnen, und nach den Gebilden unserer Fantasie die Ländermassen Oesterreichs vertheilen? Nimmermehr! was kommen muß, wird kommen ohne uns und auch trotz uns; greifen wir nicht ein in die Speichen des Rades der Zeit, es rollt und wird rollen über die kurzsichtigen Milben, welche sich Herren der Erde nennen und Menschen heißen.

Welches ist also, höre ich fragen, die Richtschnur unseres künftigen Benehmens? Darauf antworte ich: Ruhe im öffentlichen Leben, Humanität gegen den politisch auch anders Denkenden; denn Freiheit in seinen Bewegungen spricht der, welcher die Idee einer constitutionellen Freiheit richtig auffaßt, nicht nur für sich und seine politische Ansicht aus, sondern für Jeden, der innerhalb der gesetzlichen Schranken bleibt, keine Verdächtigung seiner Mitbürger, die vielleicht das Nämliche wollen, was ich und meine Gesinnungsfreunde, aber auf anderem Wege; dann aber vor Allem: Gehorsam der gesetzlich bestehenden Gewalt, denn das Gegentheil führt geraden Weges zur Anarchie, der ich selbst einen asiatischen Despotismus unbedingt vorziehe; man greife ja nicht zu physischer Gewalt, um irgend eine politische Idee zu realisiren, denn wer einmal die Entscheidung einer streitigen Frage auf die Spitze des Schwertes stellt, schreibe es sich selbst zu, wenn es dann heißt: vae victis! er wird den ewig wahren Satz neu bekräftigen: „Wer mit dem Schwerte umgeht, wird durch das Schwert umkommen!“ Und endlich Vertrauen, hingebendes Vertrauen zu den Männern der Regierung; ich glaube nicht zu irren, wenn ich ihnen das Programm zuschreibe: Was nur irgend ein Staat seinen Bürgern in jeder Beziehung Gutes und Gedeihliches bieten kann, wird die aufgeklärte, humane, mit dem Geiste der Zeit fortschreitende österreichische Regierung den erwartenden Völkern geben. Damit sie aber Dieses durchzuführen vermöge, muß sie in ihrem schweren Werke Niemand beirren, es muß der Haß der Partheien, die politische Zwietracht verstummen, es muß nicht in jedem Winkel ein neuer Plato Vorlesungen über Staatsweisheit halten, und nicht von Leuten Politik betrieben werden, denen das A B C derselben, ein gründliches und umfassendes Studium der Geschichte, fehlt. Allen Bewohnern aber unseres großen österreichischen Kaiserstaates, die im gänzlichen Mißverstehen ihrer gegenseitigen Interessen, statt in brüderlicher Eintracht zu leben, sich in blutiger Zwietracht gegenseitig unglücklich machen, möchte ich aus voller Seele die Worte des Evangeliums zurufen: „Der Friede sey mit euch!

Klagenfurt, am 9. Nov. 1848.

Carl Melzer.

Notizen.

— Die politische Lüge und Schönfärberei ist bei der Manipulation, die man heut zu Tage zur Unterstützung der Geschichte anwendet, das, was die Maschinen für die Mechanik geworden sind. Wie gering ist die Last, die man mit Menschenkräften wegwälzen kann! selbst mit Hilfe einfacher Hebel noch immer um Weniges geändert! Wie furchtbar wächst die Kraft bei Anwendung von Rädern, Vorgelegen, Dampfmaschinen u. s. w. So ist's mit der politischen Lüge! Die Lüge, ein außerhalb der Menschenwürde stehendes dämonisches Element, ist jener außerweltliche Punkt des Archimedes, mit welchem die Welt — d. i. im ethischen Sinne die Menschheit aus ihren Angeln gehoben werden kann. Die Lüge ist jenes kunstvoll gezackte Rad, dessen Zähne so mächtig zwischen die Vertiefungen des menschlichen Wesens greifen, daß es sich anfangs schwer, dann immer leichter um sich selber dreht — und Werkzeug wird, die verhängnißvollen Kräfte fortzupflanzen bis zu jenem Punkte, über dessen Schneide Etwas — allenfalls ein ganzes Staatsgebäude — umgekippt werden soll! Es ist ein eigenthümlicher Zug in der Geschichte der Maschinen, daß man, als man überhaupt anfing sich mit Maschinenconstruction zu beschäftigen, sein Augenmerk hauptsächlich auf zerstörende Maschinen richtete und diese vorzüglich kultivirte. Ebenso sind jetzt — in der Kindheit politischer Zustände — die zerstörenden politischen Hebel diejenigen Werkzeuge, die mit besonderer Vorliebe behandelt und angewandt werden. Die destruktive Parthei hat in ihrer Mitte

eine Anzahl von Mechanikern dieser Art, die ihr ein großes Uebergewicht vor der constructiven Parthei gibt, die zwar weiß, was sie will und am Gebäude der Zukunft arbeitet, aber noch nicht gelernt hat, sich kunstreiche Werkzeuge hierzu zu erfinden, während sie vor den Machinationen der Gegenpartei — die in ihrem Dienste wohl auch Kraft entwickeln würden — eine moralische Abneigung fühlt. Gestatten Sie mir hier eine kleine Abschweifung auf die neue Partheibenennung zu machen, deren ich mich so eben bediente. Ich nannte die Parthei, welcher wir angehören, die constructive, weil ich keinen andern passenden Ausdruck dafür finde! Ich kann mich nicht entschließen sie die conservative zu nennen; denn unsere alten verrosteten Zustände können es keinem Freunde des Fortschrittes und der Menschheit wünschenswerth machen, zu conserviren. — Conservativ im wörtlichen Sinne halte ich mit ractionär für gleichbedeutend, denn man kann doch nicht jetzige Bildungszustände conserviren wollen — sonst ist aber nichts Vorhandenes da, als die alten Zustände — also wären eigentlich diese das Ziel des Conservatismus. Die jetzigen Zustände conserviren — hieße die Revolution permanent machen, diese ist aber nur Mittel zu dem zu gelangen, was wir wollen, nämlich neue Gestaltung unserer politischen Verhältnisse. Die letztere Art Conservative sind aber die sogenannten Radicalen; ihnen ist es um die Revolution zu thun, nicht um ihr Ende — den neuen bessern Zustand. Während sie daran arbeiten, ein schon verfallenes Haus gänzlich zu demoliren, haben sie am Demoliren solchen Geschmack gefunden, daß sie selbst die schon aus dem Boden aufsteigenden Fundamente des neuen Hauses, an dessen Bau wir uns bethätigen — wieder zu zerstören anfangen, bloß um zu zerstören, oder vielleicht weil wir — nicht sie den neuen Bau betreiben. Haben denn die Herren vergessen, daß bei jedem Bau — der intelligente Theil der Arbeitskräfte dem Aufbau gewidmet wird — und Handlangern, Taglöhnern und beim Neubau unbrauchbaren Subjecten die Wegräumung des Schuttes übertragen wird, wenn nicht die Demolirung etwa an Jene bitt- oder pachtweise übergeht, welche sich aus dem zerpröckelten Material des alten Hauses ein eigenes bauen wollen!! dann freilich ist die Lust am Demoliren begreiflich! — Ich kenne daher nur die zwei Partheien: die destructive und constructive! sie sind nebeneinander möglich, ja nothwendig. Altes Mauerwerk ist da, Schutt gibts allenthalben; der muß weg! — dazu ist jene Parthei da. Dieß ist ihr Beruf; sie bleibe bei ihrem Leisten. Non ex omni trunco fit Mercurio! — Allein sie darf nicht mächtiger werden als die constructive, weil sie sonst den Neubau augreift! dessen Plan den politischen Horizont der „Karrenführer" übersteigt, welche beim Schuttwegführen ganz an ihrem Platze sind. — Zu diesen Demolirungsarbeiten dient besagter Parthei ganz vorzüglich die Maschinerie der politischen Lüge. Wir wollen diese näher besehen. Ein Hauptbestandtheil des Systems der politischen Lüge sind die Schlagwörter und Tagesphrasen. Das Vielbedeutige, Unbestimmte, oft ganz Unklare derselben, die Verwechselung des etymologischen Sinnes mit dem abgeleiteten, oder der sekundären Bedeutung des Wortes begünstigt die Herstellung der als Fundament der Lügenmaschinerie nöthige Begriffsverwirrung, zufolge welcher theils gewisse Begriffe als synonym dargestellt werden, obwohl sie es nicht sind, theils Redensarten geeignet gemacht werden, Gründe und Beweise abzu geben, wo solche fehlen. Es ist z. B. gang und gäbe gemacht worden, „deutsch und radical" für synonym zu halten. Wer radical denkt, hält sich für verpflichtet, sich von Kopf bis zur Ferse schwarz-roth-golden anzustreichen und umgekehrt, wer dem Slavismus oder Romanismus oder sonst einem nichtdeutschen Ismus abheld ist, muß sich „radical" geberden, weil er sonst bei aller Deutschheit für einen Erzcechen und Reactionär gehalten würde, wenn er es wagte, gemäßigt in politischer Beziehung und enthusiastisch in nationaler zu seyn. Mit diesem Begriffsbabylon hängt das Getriebe der Denunciation und Verdächtigung eng zusammen. Scheint ein freisinniger, aber constructiver Mann den dins minorum gentium der destructiven Parthei bedeutend, — oder gefährlich, so muß er bei Seite geschafft werden. Gift, Dolch u. dgl. ist nicht mehr modern, nur im äußersten Nothfalle hetzt man den Pöbel über solche Männer, und läßt Lichnowsky's, Lamberg's und Latour's cannibalisiren, und spricht hinterher eine gelinde „Mißbilligung" des „Formfehlers" aus. In der Regel reicht es hin, den Mann mit ein Paar Worten unmöglich zu machen. Man legt ihm z. B. in den Mund: „Der Mensch fängt erst beim Baron an" — oder man bringt heraus, daß ein Reactionär ihm vor Zeiten einmal die Hand gedrückt hat u. s. w. Geglaubt wird das Alles, und es wirkt auch vielmehr! Man kann wohl aus dem Vorzimmer der Polizei- und Censurbehörde auf die äußerste Linke springen; — das ist wahrscheinlich, denn die eigene Charakterlosigkeit des Publicums für Verläumdung urtheilt von sich auf Andere; daß aber Besonnenheit und Fortschritt ehrlich seyn können, das ist unwahrscheinlich, denn es trägt nichts ein, — und Uneigennützigkeit und aufopfernde Liebe zum Recht und zum Vaterlande — ist sehr unwahrscheinlich, wenigstens denen, die dessen unfähig sind. Darin liegt das Arcanum der Wirkung aller Verleumdungen. — Die psychologische Betrachtung: „Wie der Schelm ist, so denkt er" (von Andern nämlich), ist der oberste Satz, der dieser Berechnung zu Grunde liegt. — Außer der Begriffsverfälschung und der Verdächtigung, mit welchen Mitteln der gebildetere (?) Theil des Alltagspublikums hinter's Licht geführt wird, ist für die gedankenlose Menge (den wohlgekleideten Pöbel nicht ausgeschlossen) die Gerücht-Fabrikation und die handgreifliche Thatsachenlüge in Bereitschaft. Gerüchte spannen, ängstigen, verbreiten den Dunst der Ungewißheit, der, wie alle Dunstkreise, die Strahlenbrechung vermehrt und die Gegenstände vergrößert. „Man sagt", „einem Gerüchte zufolge", „nach glaubwürdigen Augenzeugen", das sind die drei Gradationen dieser Art Machination. Die Gewißheit wird erst aufgestiftet, wenn irgend Jemand den Gerüchten widerspricht. Das hat doppelten Vortheil, erstens hindert es Klarheit, und zweitens reizt es gegen den Widersleger! Die Thatsachenlüge muß handgreiflich seyn. Das auch nur halb Wahrscheinliche packt nicht. Der Mensch hängt wie das Kind am Wunderbaren; der liebste Erzähler des Kindes ist der Mährchenerzähler! Auch für politische Kinder sind Mährchen das Anziehendste. Solche Lügen wirken am meisten! (Oest. Corr.)

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge 1.)

№. 40. Klagenfurt, Sonnabend den 18. November 1848.

Volksschulunterricht.

Welches von Beiden ist für die Volksschulen besser, wenn selbe unter geistlicher oder weltlicher Aufsicht stehen?

Entrichtet Jedem, was ihr ihm schuldig seyd; Ehre dem ihr Ehre, Hochachtung, dem ihr Hochachtung schuldig seyd.

Der vorzüglichste Zweck des Volksschulunterrichtes ist, die Kinder zu brauchbaren, treuen und redlichen Menschen zu bilden und denselben jenen Grad von Kenntnissen beizubringen, welchen sie in ihren künftigen Lebensverhältnissen bedürfen. Unter allen Gegenständen, welche in den Volksschulen gelehrt werden, nimmt doch wohl ganz gewiß die Religionslehre den ersten Platz ein; denn nur die Religion allein erzieht dem Staate treue Bürger, den Vorgesetzten brave Untergebene, die Ehre und Gewissenspflicht auch da noch üben, wo kein Auge eines Beobachters sie sieht, wo weder Lohn zu hoffen, noch Strafe zu fürchten ist.

Wer ist aber der Lehrer dieses ersten und wichtigsten aller Unterrichtszweige? — Es ist der Geistliche, der sich unverdrossen dieser Arbeit unterzieht, der edle Gefühle in den Herzen der Jugend zu wecken und zu befestigen trachtet. Es ist ferner der Geistliche, der den noch ungeübten Lehrer und Gehilfen unterweiset, der auch in anderen Gegenständen Nachhilfe leistet, der da hilft wie und wo er kann, und wo seine Hilfe nothwendig ist.

Eben so verhält es sich mit dem Schulbesuche. Wer kann da am leichtesten etwas Gutes bewirken? Es ist wieder der Geistliche, welcher Gelegenheit hat, die Eltern auf der Kanzel und im Beichtstuhle zum Schulschicken ihrer Kinder anzuspornen, und ihnen dieses als eine heilige Pflicht an das Herz zu legen. Wird nun die Aufsicht über die Schulen an weltliche Behörden übertragen, so wird sich der Geistliche um alles Dieses nicht mehr bekümmern, der weltliche Aufseher aber hat auch selbst bei dem besten Willen nicht die Gelegenheit, so wohlthätig auf den Unterricht einzuwirken, und wird auch niemals so viel ausrichten, als der Geistliche, denn wo die Religion nicht ganz im Verfalle ist, da betrachtet das Volk den Pfarrer als einen Diener Gottes, und ist bereit, seine Ermahnungen willig anzunehmen und zu befolgen. Der Lehrer hat nicht Gelegenheit, die Eltern zum fleißigen Schulschicken der Kinder zu bewegen, und Alles, was er thun kann, ist, daß er die Sache den politischen Behörden übergibt, und diese übereilen sich eben nicht (wenigstens war es hier bisher der Fall), den Lehrer zu unterstützen, und die nachlässigen Eltern zum Schulschicken ihrer Kinder zu verhalten.

Endlich sollen auch die Schulprüfungen in Zukunft von weltlichen Behörden vorgenommen werden. — Man wirft den Herren Schuldistricts-Aufsehern Nachlässigkeit bei der Abhaltung derselben vor. Es können vielleicht einzelne Fälle vorgekommen seyn, wo dieser Vorwurf gegründet ist; allein von dem Einzelnen auf das Ganze zu schließen, wäre doch etwas unüberlegt, und hieße eben so viel, als wenn man sagen wollte: „Weil einzelne Soldaten ihre Pflicht nicht erfüllen, so ist die ganze Armee zu verachten," und hievon hat sich das Gegentheil in den jüngsten Tagen hinlänglich erwiesen.

Diejenigen, welche diese Prüfungen vornehmen wollen, müssen jedenfalls sachkundige, practische Schulmänner seyn, — und wo wird man selbe in hinlänglicher Anzahl finden, um, wie es beantragt wurde, die so zahlreichen Schulen jährlich zweimal visitiren zu können? — Sollte vielleicht, wie es auch schon zur Sprache kam, ein Ortsschulaufseher, wie man selbe

meistens in Dörfern findet, zur Würde eines Visitators erhoben werden? Wahrscheinlich dürfte er diese Rolle etwas lächerlich spielen.

Kellerberg, 8. Nov. 1848.

Josef Tronegger,
Lehrer.

Nach Stürmen Ruhe!

Ruhe war es, die alle wahren Freunde des Vaterlandes seit Monaten so sehnlich wünschten, um die Neugestaltung Oesterreichs mit kräftiger Hand in Angriff nehmen zu können. Werfen wir über die Vergangenheit einen Schleier, überlassen wir die ewigen Vorwürfe Jenen, die wie Ham sich nicht scheuen des Vaters Blöße dem Fremden aufzudecken, denn Wien, das unglückliche Wien war der Vater unserer Freiheit, vergessen wir, daß es wahnbefangen bald auch ihr Mörder geworden wäre.

Wir müssen den Hauptfehler, den unsere Politik bisher begangen, ablegen — wir müssen uns vor Allem mit der Gegenwart beschäftigen. Jene idealistische Schwärmerei, welche die Zukunft näher heranziehen wollte, und dabei den Boden unter den eigenen Füssen verlor, muß aufhören. Als der Reichstag statt der nothwendigen Constituirung, sich vor Allem mit den Unterthänigkeit-Verhältnissen beschäftigte, verzögerte er unsere Freiheit auf Monate hinaus. Jetzt beginnt ein neuer Abschnitt unserer Geschichte, aus dem Scheinleben unserer Freiheit müssen wir endlich zur wahren Freiheit gelangen.

Nie hatte ein Ministerium eine schönere, größere, aber auch schwierigere Aufgabe. Es ist der natürliche Vermittler zwischen Volk und Kaiser, seine Hand hält die Wage der Versöhnung. Und Versöhnung, Vermittlung ist es vor allem, was jetzt Noth thut. Es haben viel Mißtrauen, und wie all die bösen Geister in seinem Gefolge noch heißen, sich auf allen Seiten angesammelt, und das war von je im Staatsleben die böseste Saat. Mißtrauen ist der Vater des Irrthums, und ein Irrthum in der Politik kann zum namenlosen Unglück führen.

Wir wollen vom Reichstage, der in wenig Tagen in Kremsier zusammentreten wird, erwarten, daß er seine Aufgabe vollkommen erfasse, daß er vor Allem die Idee eines österreichischen Reichstages zur Wahrheit werden lasse. So lange er kämpft, ob er ein deutsch-magyarischer oder cechisch-slavischer, kömmt er nicht dazu ein österreichischer zu werden. Und so lange er nicht über diese seine erste Bedingung im Klaren, ist auch nichts von ihm zu erwarten, denn er wird dann immer die Nationalität über die Freiheit setzen, und das war die perfide Waffe, die man bisher gegen die Majorität angewendet. Es gibt keine Freiheit, wo nicht die Nationalität auch frei ist, aber es gibt Nationalitäten, wo es keine Freiheit gibt.

Nie waren, im gewissen Sinne, die Verhältnisse so geeinet wie jetzt. Alle jene Unmöglichkeiten, die man früher der Regierung als Hemmschuh vor ihre Schritte warf, sind vor dem Donner der Kanonen geflohen, aber nun ist es auch die Pflicht der Regierung, diese Unmöglichkeiten auch für immer unmöglich zu machen. Sie kann dieses, indem sie ihnen zuvorkommt. Sie muß den Radikalismus durch Freisinnigkeit, die Revolution durch Gesetze überwinden, sie darf nicht warten, bis eine Maßregel als unabweisbare Nothwendigkeit an ihre Thüre pocht, denn dann muß sie schon unter andern Modalitäten ins Leben eingeführt werden, als so lange sie freiwilliges Entgegenkommen der Regierung ist. Eine Regierung, die sich etwas abzwingen läßt, ist eine verlorne, eine Regierung, die sich zu nichts herbeilassen will, steht auf ebenso schwankendem Boden. Die Gegensätze zu vermitteln, ist die größte Kunst, die Vermittlung durchzuführen, ein unberechenbares Verdienst am Vaterland.

Olmütz, 10. November 1848. O. C.

Notizen.

— Recht, Tugend und Religion sind die Grundsäulen der geselligen Ordnung, ohne sie gibt es kein Heil, keinen Frieden, die Zerstörung der sittlichen Bande hatte zu allen Zeiten eine heimlich um sich fressende, oder offen gewaltthätige, blutige Anarchie zur Folge. Diese Schutzmächte des Lebens sprechen nicht bloß im Privatverkehr Geltung an, sie sind auch die wesentliche Bedingung glücklicher Staatszustände. Mit Recht klagt man die alte Diplomatie der Verhöhnung manches Volksrechtes, der Verdächtigung und Verfolgung manches edlen Patrioten, manche alten Höfe großer und kleiner Fürsten der schandvollsten Laster, der Entäußerung jeder Sittlichkeit an, allein mit gleichem Rechte muß man die revolutionäre Umsturzpartei, welche die Verleumdung unbescheltener Mitbürger, die Massenverblendung durch schändliche Lügen, die Truppenbestechung, den Meuchelmord und das Straßengemetzel zu ihren Mitteln wählt, des Abfalles von der Ehre, vom Rechte und von der Humanität anklagen. Doctor Tausenau, Präsident des demokratischen Clubs, den-

nerte vor den Fenſtern der ungariſchen Deputation im Namen des Volkes, der Freiheit und des ewigen Rechtes gegen die Cabinetsniederträchtigkeiten und die Hyänenpolitik; allein verdienen nicht auch die Clubsniederträchtigkeiten und die Hyänenpolitik der Revolutionäre gerechten Abſcheu, welche die wilden Kräfte des unbezähmbaren Pöbels entfeſſeln, und mit Proſcriptionen, Guillotine und Bürgerkrieg den Staat beglücken wollen? Mitbürger! Prüfet die Männer eueres Vertrauens, zweifelt an der patriotiſchen Begeiſterung und politiſchen Reinheit jener Männer, welche im Privatleben als Betrüger, als Verſchwender, als Taugenichte daſtehen. Der Charakter iſt untheilbar, man kann daher nicht leicht im Privatleben ein Spitzbube und im politiſchen Leben ein Volksfreund ſeyn. Wir verweiſen auf einen Mann, der im Pantheon ruhmvoller Tugend einen der erſten Plätze einnimmt, über deſſen Grabe die Nation das Todtenurtheil fällte: Der Erſte im Frieden, der Erſte im Kriege, der Erſte in den Herzen ſeiner Mitbürger. Dieſer Mann heißt Waſhington, und dieſer tugendhafte Bürger, dieſer große Feldherr und kluge Staatsmann erklärte: Rechtſchaffenheit iſt die beſte Politik. Gr. Z.

— Die deutſche Nationalverſammlung hat in der öſterreichiſchen Frage einen entſcheidenden Schritt gethan. Sie hat Bedingungen geſtellt für den Anſchluß eines Theiles von Oeſterreich an Deutſchland. Um der gemachten Anforderung zur Vereinigung mit Deutſchland zu genügen, wird Deutſch-Oeſterreich zugemuthet, aus dem Staatsverbande zu deſertiren, in dem es ſeit Jahrhunderten geſtanden. Es ſoll in dem Augenblicke der Gefahr Diejenigen verlaſſen, welche in Zeiten der Bedrängniß ihm ſtets treu zur Seite geſtanden ſind. Es ſoll Treue mit Untreue lohnen. Es ſoll ſelbſt den Völkervertrag, die pragmatiſche Sanction, verletzen und brechen, auf deſſen genaue Erfüllung es ſtets bei Anderen gedrungen hatte. Es ſoll demſelben Particularismus huldigen, welchen es in anderen Theilen Oeſterreichs verdammte und bekämpfte. — Deutſchland beabſichtigt, die ſogenannten deutſchen Provinzen Oeſterreichs gänzlich, vollkommen und unvereinbar von dem übrigen Oeſterreich loszureißen. Die Einheit, welche noch fortbeſtehen ſoll, betrifft nur die Dynaſtie, und hat gar keinen Einfluß auf das Volk. Einige Meilen von Wien ſollen Freunde wohnen, welche Bundesgenoſſen, und welche auch Feinde ſeyn können. Ein Theil des jetzigen Oeſterreich mag in Krieg verwickelt ſeyn, während der andere Theil tiefen Frieden genießt. Ein Theil mag der Verbündete Frankreichs oder Rußlands ſeyn, während der andere Theil Frankreich oder Rußland bekämpfen mag. Ein Theil mag dem andern den Krieg erklären. Ein Theil mag andere Geſetze, Zoll- und Poſteinrichtungen haben als der andere. Ein Theil braucht gar nichts mit dem anderen gemein zu haben als die Perſon des Monarchen. Die Auflöſung des öſterreichiſchen Reichstages, welcher Abgeordnete von Ländern vereiniget, die hinfüro getrennt werden ſollen, muß ſogleich ausgeſprochen werden. So will es Frankfurt. Die Vorarbeiten für die Verfaſſung Oeſterreichs, welche bisher gemacht wurden, müſſen als nutzlos bei Seite geworfen werden, denn die deutſchen Abgeordneten haben in der Paulskirche entſchieden, daß kein ſolches Oeſterreich, wie jene Vorarbeiten vorausſetzen, beſtehen ſoll. Die Induſtrie Deutſch-Oeſterreichs muß ſogleich in Concurrenz treten mit der überlegenen Induſtrie Deutſchlands, und ſie muß ſich den Markt entziehen, welcher ſie bisher faſt ausſchließlich ſtützte und erhielt. Der Theil Oeſterreichs, welcher nicht deutſch wird, muß, weil er ſelbſt keine Induſtrie hat, eine Zoll-Linie gegen den Theil ziehen, welcher deutſch werden ſoll. Eine gemeinſame Zoll-Linie kann niemals zwei Staaten umſchließen, von welchen nur der eine induſtriellen Betrieb innerhalb ſeiner Grenzen hegt. Kein Vernünftiger darf den Abſchluß eines Vertrages zwiſchen Partheien vorausſetzen, wenn nach deſſen Bedingungen die eine allen Schaden und die andere allen Vortheil zu tragen hat. — Der größte Theil der öſterreichiſchen Staatspapiere hat ſeine Beſitzer in Deutſch-Oeſterreich, eben ſo der größte Theil der Beſitzer der Noten der öſterreichiſchen Nationalbank, deren Werth von dem Credit des Staates bedingt wird. Die Staatsgläubiger mögen darüber entſcheiden, ob ſie den Werth ihrer Forderungen von den Zwiſtigkeiten abhängig machen wollen, welche bei einer Theilung der Schuld des öſterreichiſchen Staates unter zwei neuen Staaten unabwendbar entſtehen müßten. Jeder der neuen Staaten müßte die Bürger des andern Staates als Fremde behandeln, da Niemand der Bürger zweier Staaten ſeyn kann. In Deutſch-Oeſterreich müßte jeder Nichtdeutſche, im andern Oeſterreich jeder Deutſche das Bürgerrecht, das Heimathsrecht, Amt und Brot verlieren. In der Armee, in der Flotte, im Civildienſte dürfte die Mehrzahl aller Bedienſteten auf ihre Stellen Verzicht zu leiſten haben. Der Kaiſer von Oeſterreich würde genöthiget ſeyn, ſein Hoflager aus den deutſchen Landen zu verlegen. Er muß ſeine Reſidenz dort aufſchlagen, wo er Souverain, nicht wo er Vaſall wäre. Er müßte den Schwerpunct ſeiner Macht aufſuchen, wo ſie dann ruhte in ſeinen außerdeutſchen Ländern. Wien würde ſtatt im Mittelpuncte an dem Endpuncte eines großen Reiches liegen, es

würde aufhören, eine Hauptstadt zu seyn, um eine Grenzstadt zu werden. Von dem Thurme vom St. Stefans-Dome könnte dessen Bewohner die Grenzen des Landes, dem er angehörte, erblicken. Es würde die Extremität, nicht, wie jetzt, das Herz eines großen Körpers bilden. Seine Lage würde es ihm kaum möglich machen, die Hauptstadt von Deutsch-Oesterreich zu bilden, eher könnte es dessen Grenzfestung werden. Wenn aber die Trennung und Zertheilung Oesterreichs vor sich gehen sollte, darf Deutschland erwarten, daß solche Theile des Kaiserstaates, welche, ohne deutsch zu seyn, von Deutschland als Besitz angesprochen werden, sich friedlich von einem verwandten Volke trennen dürften, um sich einem nicht verwandten anzuschließen? Oder sollen dieselben mit Waffengewalt zu einem solchen Anschlusse gezwungen werden? Ist es wahrscheinlich, daß das nicht deutsche Oesterreich bei einem solchen Kampfe neutral bliebe? Und bliebe es nicht neutral, wessen Bundesgenosse dürfte es nach aller Wahrscheinlichkeit werden? — In welches Licht wir auch die Paragraphen der deutschen Verfassung stellen, welche Einfluß auf das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland nehmen sollen, finden wir Nichts, als die unseligste Verblendung, welche sie dictirte. Nur eine vernünftige Erklärung derselben können wir finden: Deutschland will mit Oesterreich brechen, und, indem es diesem Bedingungen zur Einigung biethet, welche nicht nur gegen seinen Vortheil, sondern auch gegen seine Ehre sind, es immer von sich abwendig machen. — Zu wichtig, zu nothwendig ist eine möglichst enge Verbindung Deutschlands mit Oesterreich, als daß nicht der Patriot beider Länder wünschen müßte, daß die Weisheit des österreichischen Reichstages Wege und Mittel zur Herbeiführung jener Einigung entdecken wird, welche die Thorheit der Männer der Paulskirche nicht suchte und nicht fand. O. Ld.

— Ueber die für den Reichstag bestimmten Räume in Kremsier berichten öffentliche Blätter Folgendes: Die Localitäten für die Reichstags-Sitzungen, die Abtheilungen und Ausschüsse, die Appartements der Minister werden im erzbischöflichen Pallaste eingerichtet. Man gelangt über eine breite Treppe in zwei geräumige Vorsäle, wovon der kleinere mit werthvollen Kunstgemälden geziert ist, und die Aussicht über den ausgedehnten geschmackvoll angelegten Schloßpark bietet. Der daranstoßende große Lehensaal wird zum Reichstagssaale eingerichtet. Die Sitze werden nach denselben Abtheilungen wie im Wiener Reichstagssaale geordnet und amphitheatralisch über einander gebaut. Die Gallerie wird auf der dem Präsidentenstuhle gegenüber liegenden Seite des Saales errichtet und geeignet seyn, gegen 300 Personen zu fassen. Auch die Journalistenbänke werden dort aufgestellt werden. Ein kleinerer Saal wird zum Lesezimmer dienen. Das Schloßgebäude, welches über 200 geräumige Zimmer zählt, und von dem Olmützer Erzbischofe bereitwillig zur Disposition des Reichstagsordners Jellen gestellt wurde, ist so ausgedehnt und vortheilhaft gebaut, daß die Reichstagsmitglieder für ihre Berathungen alle Bequemlichkeiten finden werden. Die Ausmittlung der Wohnungen für die Abgeordneten geht mit Erfolg vor sich. Unter Mitwirkung des Gemeindeausschusses werden die Wohnungen nach Stadtvierteln verzeichnet, und dem Reichstagsordner Jellen bekannt gegeben. Dieser ist in seinem Amte unermüdlich und versteht es, mit wohlangebrachter Ironie die mitunter überspannten Anforderungen zurückzuweisen, womit die guten Kremsierer sich die Anwesenheit der Herren Volksvertreter zu Nutzen machen wollen. Es werden so viele Wohnungen angefaßt, daß nicht nur alle Abgeordneten, sondern auch eine hinreichende Anzahl Journalisten und andere Gäste behagliche Wohnungen finden werden. Die Verzeichnisse der Wohnungen, sammt Angabe des Preises derselben werden beim Ordner Jellen zur Ansicht vorbereitet seyn. Aus der Staatsdruckerei sollen 3 Pressen nach Kremsier übertragen werden. Die Stadt Kremsier hat übrigens ein gefälliges Aeußeres und eine mehr politisch gebildete Einwohnerschaft, als man sonst in gewöhnlichen Landstädten findet. Herr Violand mag sich daher über die im Reichstage gemachte Aeußerung beruhigen, daß die Linke in Kremsier wegen der niedrigen Bildungsstufe der Bewohner werde ausgelacht werden. Dieser Grund wird nicht geltend gemacht werden können, und wir hätten ihn am allerwenigsten von einem Demokraten, wie Herr Violand seyn will, erwartet. Ich gestehe es, daß ich in Kremsier alle Bedenken, die ich anfangs wegen der Wahl dieses Ortes hatte, schwinden sah. Wenn man die Einflüsse berücksichtiget, welchen der constituirende Reichstag in Wien ausgesetzt war, so ist es jetzt sehr wünschenswerth, daß er seine große Aufgabe in Kremsier nicht nur fortsetze, sondern vollständig beendige. Nur eine Stadt, wie Kremsier es ist, wo unsere Volksvertreter mit Unbefangenheit und Ruhe des Gemüthes sich ihrer großen Aufgabe widmen können, kann die Berathungen vor unlautern äußern Einflüssen oder gar vor dem Terrorismus einzelner Clubs und eines Straßenparlamentes bewahren. Die willkommenste Erholung werden die Reichstagglieder nach ihren ernsten Beschäftigungen in der Natur, in den großen Parkanlagen des Schlosses, welche auch einen Wintergarten enthalten, finden. Dabei ist natürlich auch auf die irdischen Bedürfnisse vorgedacht, da sowohl in der Nähe der Reichstagslocalitäten im Schlosse, als in der Stadt sich Traiterien vorfinden werden. Die Eisenbahn ist etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, und bereits sind Anstalten getroffen, um diese durch eine Telegraphenlinie mit Wien und Olmütz zu verbinden.

— Green und seine Reisegefährten kehrten am 31. Oktober wohlbehalten von ihrer letzten Luftfahrt nach Paris zurück. Als der Ballon schon ziemlich hoch gestiegen und von Paris entfernt war, entwickelte sich unter ihnen ein fürchterliches Wetter, das sich bald darauf in einem starken Platzregen über das Seine- und Marne-Thal ergoß. Green ließ sich rasch zur Erde nieder. Wenige Minuten später, und die Luftgesellschaft hätte das Vergnügen gehabt, die Nacht in sehr klarer Himmelsluft zuzubringen.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. Verleger: Ferdinand Eder v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge 8.)

№ 41. Klagenfurt, Dinstag den 21. November 1848.

Die Clubs in den vereinigten Staaten Nord-Amerika's. *)

Von Michel Chevalier.

Es ist zwar ein trauriger Erfahrungssatz, daß nur der eigene Schaden klug mache. Sollte dieß uns Deutsche aber abhalten in der Lage, in welcher gegenwärtig unser Vaterland sich befindet, nach den Erfahrungen anderer freier, glücklicher Völker hinzublicken, um ihre Erfahrungen zu nützen, um zu lernen, auf welche Weise sie gleiche Gefahren wie die, welche uns jetzt bedrohen, überwunden haben; um, wie sie, uns der errungenen Freiheit endlich zu freuen? Wollten wir Deutsche, die wir uns so vieler Bildung rühmen, nicht wenigstens so viel Bildung, ja so viel gewöhnlichen Verstand beweisen, um durch fremde Erfahrung, ohne eigenen Schaden klug zu werden? Wir sollten es wenigstens versuchen, besonders, da wir ja des eigenen Schadens nun seit Monaten bereits genug erfahren. Mit diesem Vorsatze geben wir unseren Lesern nachstehend den Auszug einer Vorlesung des Franzosen Michel Chevalier, der die vereinigten Staaten von Nordamerika, die wir uns ja in so vielen Stücken zum Muster nehmen, aus vieljähriger Anschauung kennt und seinen Landsleuten Bericht über die Art und Weise erstattet, wie die Nordamerikaner ihre Freiheitsrechte, und insbesondere das Vereinsrecht, gebrauchen. Seine Darstellung ist fast wörtlich auch auf Deutschland anwendbar, und sollte demnach für uns lehrreich seyn.

„Die amerikanische Verfassung garantirt allen Staatsbürgern die Freiheit des Wortes und der Presse; sie gesteht ihnen das Recht zu, sich zu versammeln und über die öffentlichen Angelegenheiten zu berathen. Erstrecken sich aber etwa diese jedem Einzelnen eingeräumten Rechte so weit, daß er sie anwenden kann, wie er will, ohne eine Ahndung von Seiten des Gesetzes befürchten zu dürfen? Nein. Die Verfasser der Constitution der vereinigten Staaten haben nichts weiter gewollt, als daß kein Bürger sich durch eine vorbeugende Maßregel in dem Rechte, frei zu reden, zu schreiben, sich mit Anderu zur Erwägung der öffentlichen Angelegenheiten zu vereinigen, gehemmt sehen sollte. Allein für den Gebrauch, den er von diesen seinen Rechten macht, ist und bleibt er dem Gesetze verantwortlich. Die einfachst-politische Einsicht lehrt, daß es nicht anders seyn kann. Freiheit und Verantwortlichkeit sind die beiden Schalen einer Wage, die gleich belastet seyn müssen, wenn sie im Gleichgewichte bleiben sollen.

Welchen Gebrauch nun macht man in Amerika von diesen Rechten des freien Mannes?

Was die Freiheit der Presse betrifft, so ist dieß ein Gegenstand, den ich bei meiner heutigen Besprechung nicht näher berühren will. Er verdient eine besondere Abhandlung.

Hinsichtlich des Vereinigungsrechtes war es nöthig, daß sich die Sitten durch die Erfahrung bildeten, um die Grenzen festzustellen, die nicht überschritten werden dürfen.

In den vereinigten Staaten treten die Bürger, so oft eine politische oder Verwaltungsfrage von Bedeutung zur Sprache kömmt, in den größeren Städten und selbst in Dörfern von geringem Umfange zusammen, um zu berathen, die Reden der politischen Notabilitäten zu vernehmen und eine motivirte Billigung oder Mißbilligung unter der Form auszusprechen, welche man Resolutionen (Beschlüsse) nennt.

Ebenso wenn der Augenblick naht, einen Präsidenten zu wählen, oder auch nur den besonderen Gouverneur eines Staates, dann treten Abgeordnete verschiedener Staaten der Union oder verschiedener Grafschaften des Staates in einer Centralstadt zusammen, um die Ansprüche der verschiedenen Candidaten jeder der beiden Partheien zu besprechen.

Diese Versammlungen sind jedoch wesentlich vorübergehender Art, und haben einen besonde-

*) Vom Unterstaatssecretär in Frankfurt am Main, Herrn Baßermann, zur Mittheilung eingesendet.

Anm. d. Red.

ren ausgesprochenen Zweck, von welchem man sich in keiner Weise entfernt. Amerika hat keine Clubs oder Vereine, d. h. organisirte politische Gesellschaften, die sich regelmäßig in oft wiederkehrenden Zeitabschnitten versammeln, um die öffentliche Meinung aufzuregen, die ihre regelmäßigen Verzweigungen haben, eine mit der anderen in Verbindung stehen, Demonstrationen verabreden, die Staatsgewalten wie das Publikum zu beherrschen suchen, und die endlich gar, wie bei uns (in Frankreich) der Jakobiner Club, unseligen Andenkens, einen so großen Einfluß *) erlangen.

Allerdings haben es die Amerikaner auf ihre eigenen Kosten bereits früher erfahren, was dergleichen Gesellschaften, wie unsere Clubs, zu bedeuten haben, und ohne daß jetzt das Gesetz etwas gegen diese gefährlichen Vereine besagt, sind sie durch den Einfluß der Sitte unterdrückt.

Im Jahre 1794 und den folgenden Jahren hätte wenig daran gefehlt, daß auch Nordamerika durch die Clubs in Anarchie und Elend gestürzt worden wäre.

Es war dieß ein trauriges Geschenk, das ihm Frankreich 1793 gemacht hatte.

Die französische Republik war damals bei der Bundesregierung durch Herrn Genet vertreten. In Philadelphia angekommen, fand Herr Genet nichts Dringenderes zu thun, als daselbst einen Verein nach Art der Jakobiner zu begründen, und bald entstanden auch durch seinen Einfluß an anderen Orten des Landes ähnliche Verbindungen. Sie erwarben sich bald einen ähnlichen Ruf, wie der, den in Frankreich zu unserem Unglücke der Jakobiner-Club besaß. In kurzer Zeit war Nordamerika nicht wieder zu erkennen. General Washington hat nicht lange vorher eine Rundreise durch das Land gemacht, um dessen Zustände kennen zu lernen. Ueberall war er mit dankbarer Bewunderung und Liebe aufgenommen worden. Er hatte Alles mit dem ausgezeichneten Urtheil beobachtet, das ihm eigen war, so daß er bei seiner Rückkehr schreiben konnte:

„Ich bin außerordentlich erfreut, diese Reise gemacht zu haben. Das Land scheint außerordentlich zu gedeihen. Arbeitsamkeit und häusliche Tugenden werden immer häufiger; unter dem Volke herrsche Ruhe, verbunden mit einer guten Gesinnung gegen die Centralregierung, welche sie aufrecht erhalten soll. . . . . Der Landmann findet für seine Erzeugnisse leichten Absatz, und der Kaufmann rechnet mit größerer Sicherheit auf seine Zahlungen."

Aber mit Genet, dem Gesandten der französischen Republik, war der schreckliche Wirbelwind in das Land gekommen: der Geist der Unordnung und der Gewalt, der im Jahre 1793 die französische Revolution charakterisirte. Auf dringende Reclamationen des Präsidenten wurde Genet zwar bald nach Frankreich zurückberufen; aber er ließ den Geist der Aufwiegelung zurück, welchen er angefacht, und die Volksvereine, die diesem Geiste als Hebel dienten.

Die amerikanische Nation hatte von dieser Zeit ab in ihrem Schooße eine revolutionäre Parthei, der es darum zu thun war, die Regierung und die gesellschaftlichen Zustände über den Haufen zu stürzen. Alle Mittel waren ihr dazu gut genug. Alle die, welche den General Washington, den Begründer amerikanischer Freiheit, in seinen wohlmeinenden Bestrebungen unterstützten, wurden schmählich verleumdet. Washington hatte es im Interesse der Republik für recht gehalten, seine Person, als die des Präsidenten, mit einigem Ceremoniel zu umgeben, welches ihn vor anderen Bürgern auszeichnete. Er hat gewisse, eben nicht sehr prunkvolle Empfangsfeierlichkeiten eingeführt, welche man seine Levers nannte, ferner einen vier- oder sechsspännigen Staatswagen bei außerordentlichen Gelegenheiten. Mehr bedurfte es nicht, um die Freunde der Regierung als Aristokraten und Monarchisten zu bezeichnen. Verleumderische Uebertreibungen und Lügen waren zu allen Zeiten und sind jetzt noch die logischen Waffen der Factionen. Bald kam es dahin, daß man Washington selbst mit der größten Unverschämtheit angriff.

„Ich hatte es wohl für möglich gehalten," schrieb er damals, „daß, während ich mir die größte Mühe „gab, unser Land vor Kriegsdrangsalen zu bewahren, „alle Handlungen meiner Verwaltung niederträchtig „gemacht, auf die gehässigste Weise entstellt, und in „so übertriebenen und pöbelhaften Aeußerungen angegriffen werden würden, daß man sie kaum auf einen „Nero, auf einen notorischen Uebelthäter und Gauner „anwenden möchte."

Die Vereine waren es, die diese systematischen Verleumdungen in ihren Blättern organisirt und die, nachdem sie das Feuer entzündet hatten, es mit einem Eifer anfachten, wie ihn die Freunde der Ordnung und der Gesetze leider selten zur Beförderung des Guten anwenden. Einen Augenblick ließen die rechtschaffenen Leute, die etwas verblüfft, und außer Fassung gebracht waren, sie gewähren. Von den beiden Häusern des Congresses schien sich sogar das eine, die Volkskammer, von der Bewegung hinreißen zu lassen. Aber Washington ließ sich nicht irre machen, und bei Gelegenheit der Branntwein-Revolte in Pennsylvanien bezeichnete er seinen Mitbürgern in amtlicher Weise die Quelle des Uebels. In seiner Eröffnungsbotschaft drückte er sich folgendermaßen aus: „Das wahre „Volk, welches sich gelegentlich versammelt,

*) Oder wie in Deutschland die demokratischen Vereine.

„um seine Meinung über politische Gegenstände zu erkennen zu geben, hat nichts gemein mit diesen permanenten Vereinen, welche sich anmaßen, die eingesetzten Behörden zu controliren, und sich der öffentlichen Meinung aufzudrängen. Solche Vereine sind mit der Existenz jeder Regierung unvereinbar, und unter ihrem Einflusse sind nur zwei Resultate möglich: entweder sie werden durch den öffentlichen Unwillen beseitigt, oder sie stürzen die bestehende Ordnung."

Der Senat und das Repräsentantenhaus antworteten ihm zustimmend.

In seiner Privat-Correspondenz sprach sich Washington ebenso über die Clubs aus, und mit energischen Worten schilderte er ihre aufwiegelerischen Absichten. „Kann es wohl," schreibt er, „Etwas geben, was mit dem gesunden Menschenverstand mehr in Widerspruch, anmaßlicher und für den öffentlichen Frieden unheilvoller wäre, als jene Vereine, die ihre Vollmachten nur durch sich selbst besitzen, die sich als permanente Censoren aufgeworfen, die sich herausnehmen, Abstimmungen und Beschlüsse von Volksvertretern, nach deren reiflichster Erörterung, zu brandmarken, von Vertretern, welche die einzigen berechtigten Organe der Volksmeinung sind; ja, die alle mögliche Mittel hervorsuchen, um ihre persönliche Laune zum Nationalwillen zu stempeln? Niemand bestreitet dem Volke das Recht, sich gelegentlich zu versammeln, um zu petitioniren und Vorstellungen gegen einen Act der Gesetzgebung zu machen; daraus aber geht keineswegs hervor, daß sich permanente Vereine Vollmachten anmaßen, die sie nur durch sich selbst besitzen, daß sie das Recht haben, zu erklären, dieser oder jener Act des Congresses sey verfassungswidrig, oder dem öffentlichen Interesse nachtheilig, und Jeder, der nicht ihrer Meinung sey, handle aus egoistischen Motiven oder sey ein Diener des Auslandes, ja, was sage ich, ein Vaterlandsverräther! Kann eine solche furchtbare Anmaßung wohl aus einer löblichen Gesinnung hervorgehen?"

(Schluß folgt.)

Der Entwurf zum deutschen Reichsgerichte.

Derselbe, wie er dem Parlamente vorgelegt wurde, lautet also: §. 1. Die dem Reiche zustehende Gerichtsbarkeit wird durch ein Reichsgericht ausgeübt. §. 2. Zur Zuständigkeit des Reichsgerichts gehören:

a) Streitigkeiten zwischen der Reichsgewalt und den Einzelstaaten über den Umfang ihrer Befugnisse.
b) Streitigkeiten aller Art, politische und rechtliche, zwischen den einzelnen deutschen Staaten. Gewillkürte Austräge sind nur zulässig, in soweit durch die Entscheidung der Streitfragen ein Reichsinteresse nicht berührt wird.
c) Streitigkeiten über Thronfolge, Regierungsfähigkeit und Regentschaft in den einzelnen Staaten.
d) Streitigkeiten zwischen der Regierung des Einzelstaates und dessen Volksvertretung über die Giltigkeit oder Auslegung der Landesverfassung.
e) Beschwerden der Angehörigen eines Einzelstaates gegen die Regierung desselben, wegen Aufhebung oder verfassungswidriger Veränderung der Landesverfassung.
f) Klagen gegen den Reichsfiscus.
g) Klagen gegen deutsche Staaten, wenn die Verpflichtung, der Forderung Genüge zu leisten, zwischen mehreren Staaten zweifelhaft oder bestritten ist, desgleichen, wenn die Verpflichtung mehrere Staaten zugleich trifft.
h) Strafgerichtsbarkeit über die Anklagen gegen die Reichsminister wegen Verletzung der Reichsverfassung, sowie wegen aller im Gesetze über die Verantwortlichkeit der Reichsminister genannten Verbrechen.
i) Strafgerichtsbarkeit über die Anklage gegen die Minister der Einzelstaaten wegen Verletzung der Landesverfassung, in so fern nicht ein Gerichtshof des Landes angegangen werden kann.
k) Strafgerichtsbarkeit mit Urtheilsfällung durch Geschworne über die Dienstverbrechen und Vergehen sämmtlicher Reichsbeamten.
l) Strafgerichtsbarkeit mit Urtheilsfällung durch Geschworene in den Fällen des Landes- und Hochverraths gegen das Reich.
m) Beschwerden wegen verweigerter oder gehemmter Rechtspflege, wenn die landesgesetzlichen Mittel der Abhilfe erschöpft sind.
n) Streitigkeiten zwischen dem Staatenhaus, dem Volkshaus und der Reichsregierung, welche die Auslegung der Reichsverfassung betreffen, wenn die streitenden Theile sich vereinigen, die Entscheidung des Reichsgerichtes einzuholen.

§. 3. Ueber die Einsetzung und Organisation des Reichsgerichts, über das Verfahren und die Vollziehung der reichsgerichtlichen Entscheidungen und Verfügungen wird ein besonderes Gesetz ergehen.

In Bezug des Anschlusses Oesterreichs an Deutschland.

Für Deutschland ist ein mächtiges Oesterreich der höchste Gewinn, so wegen Frankreich, so wegen Rußland, so vielleicht selbst wegen Preußen. Oesterreichs Macht

würde aber versiegen, wenn seine Provinzen nicht geeinigt, das ist, von demselben Ministerium regiert wären, weil es dann keine Eintracht geben würde, und nur Eintracht macht Macht, wie Niederland's Wahlspruch so richtig besagt, ein Wahlspruch, der in aller Oesterreicher Herzen geschrieben seyn sollte, diktirt von der Liebe zum Vaterlande, diktirt von der Liebe zu Deutschland. Daher trete ich vollkommen jenen protestirenden, österreichischen Deputirten bei, die in Frankfurt nicht wollten, daß Oesterreichs deutsche Provinzen mit dessen nichtdeutschen Ländern nur durch die höchste Person des Kaisers sich einigten, während dadurch mehrere constitutionelle, getrennte Ministerien entständen, wohl fünf bis sechs, die dann, vorgeben Sie mir diesen Vergleich, das Eine links, das Andere rechts zögen, wodurch unsere Staatskutsche ganz jämmerlich zerrissen würde. Doch ist deßhalb nicht meine Meinung, daß die verschiedenen Länder unseres Staates ganz verschmolzen werden, und, wie es in Frankreich der Fall ist, der Hauptstadt gleich einem Götzen alles opfern, zu solcher wie Pupillen zu ihrem Vormunde sich verhalten sollten, entgegentheil, eine Föderativform wäre für Oesterreich meines Erachtens am zuträglichsten, regiert durch denselben Monarchen, dasselbe Ministerium, mit Beiziehung von Deputirten aus dem Landtage der Provinzen, wie beim letzten Landtage zu Innsbruck Vicepräsident Dr. Schuler in Vorschlag brachte, in welchem Falle aber sämmtliche Stände des Landes in diesen Provinzial-Landtagen angemessen vertreten seyn müßten.

Von einem Mitgliede des constitutionellen Vereins.

Correspondenz.

Gestern Abends hatten wir in unserm Möllthale bei sehr heiterem Wetter die seltene Erscheinung eines schönen Nordlichtes. Der ganze nördliche Himmel schien im Feuer, und bewunderungswürdig traten die mannigfaltigen Veränderungen in dem größtentheils intensiv rothen, von hellweißen, und hochaufsteigenden breiten Radien durchbrochenen Lichtbogen hervor. Letzterer nahm in der Mitte seiner Länge die breiteste Fläche ein, und stieg über den Bergen vom Horizont bis zu 70 Grad empor. Die Gegenstände unther waren vom Nordlichte beleuchtet, was besonders an weißen Gebäuden und am Schnee effektvoll war.

Diese Naturerscheinung dauerte gegen eine Stunde lang, um 10 drei Viertel Uhr verschwand sie.

Obervellach, am 18. November 1848.

K.

Notizen.

— Der Beschluß der Nationalversammlung zu Frankfurt geht auf Aufhebung der Familien-Fidei-Commisse. Betrachten wir diesen Ausspruch beim wahren Lichte, so finden wir, daß eigentlich blos bürgerlicher Partheisinn und weniger volkswirthschaftliche Rücksichten diesen Beschluß herbeiführten; denn ein wahres Volksbedürfniß, gestützt auf erwiesene Nothwendigkeit, ist die Aufhebung der Fidei-Commisse nicht. Ein fideicommissarisch gesichertes Familiengut begünstigt sowohl die Boden-, als die Waldcultur, beschränkt die Bodenzersplitterung und ist für die Nachkommenschaft der Besitzer von Fidei-Commißgütern von unberechenbarem Nutzen. — Hätte man z. B. nach den französischen Kriegen die durch die Kriegslasten so sehr geschwächten und verschuldeten Fidei Commisse aufgehoben, so wären zahlreiche Familien verarmt, während der große Grundbesitz sich in den Händen einiger weniger Geldmänner befinden möchte. Wie es dann mit der wirthschaftlichen Cultur aussähe, ist eine Frage — denn die landwirthschaftliche Wohlhabenheit ist gerade da vorhanden, wo Majorate bestehen. Die Wunde, die man dadurch vermeintlich dem Adel schlägt, träfe doppelt empfindlich den Bauernstand, denn der Adel würde sich bei größerem Besitzthum immer noch erhalten, während der Bauer durch unverhältmäßige Belastung und Zerstückelung seines Grundbesitzes unvermeidlich den Geldwucherern und Speculanten in die Hände fallen möchte. Durch diese Schlußfassung wird ein durch seine Mittel und Verhältnisse auf das Gesammtwohl einflußreicher Stand entfernt, dem Bauernstande kein Nutzen gebracht und dem Proletariate Thür und Thor geöffnet! Man will den Adel auf diese Weise zu Grunde richten, und schafft hiedurch eine neue Aristokratie. Einem wohlgeordneten Staate muß vorzüglich darum zu thun seyn, eine, wenn auch kleine, dafür aber wohlhabende und kräftige Bevölkerung zu besitzen, was aber in einem Lande, wo das Grundeigenthum so zersplittert ist, daß der Landmann einen halben Tag braucht, um von einem zu dem andern Theile seines Bodens zu gelangen, nicht der Fall seyn kann. Diese Gewaltmaßregel dürfte bei dem hohen Adel gerade die umgekehrte Folge haben, denn nimmt man diesen adeligen Familien ihr altes angestammtes Recht, so ist ihre Vermehrung eine unausbleibliche Folge, und in kurzer Zeit wird man statt den wenigen wohlhabenden und reich begüterten Häuptern einen viel zahlreicheren, aber verarmten Adel im Lande haben. Ob hierdurch für das Beste des Staates etwas gewonnen ist, kann jeder vernünftig Denkende leicht beurtheilen. (H. K.)

— Von Jellachich wird in den „Národní nowiny“ folgende Anekdote erzählt: Im Februar heurigen Jahres sollte Jellachich, damals noch Oberst, mit seinem Regimente nach Italien marschiren. Die Truppen standen vor dem Hause des Generals und warteten, bis er sie würde Revue passiren lassen. Es war grimmig kalt. Die Truppen standen schon zwei Stunden unter freiem Himmel. Der General kam nicht und Jellachich commandirte endlich: „Rechts um! Marsch!“ Der General kömmt und führt den verwegenen Oberst an. „Excellenz,“ erwiederte dieser unerschrocken, „auch ich habe eine Verantwortung auf mir, die arme Mannschaft darf nicht so für nichts und wieder nichts unter freiem Himmel frieren.“ Das war ein schweres Subordination-Vergehen, und dessen Ursache — Jellachich's gutes Herz. Sogleich wurde nach Wien geschrieben, der Oberst solle cassirt werden. Der Hofkriegsrath erwiederte, Jellachich werde, da er doch Verdienste habe, nur pensionirt werden. Mittlerweile kamen aber die Märzereignisse, und Jellachich wurde Ban. (Oe. V.)

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge I.)

№ 42. Klagenfurt, Sonnabend den 25. November 1848.

Die Rede Baßermann's über die Wiener Oktober-Ereigniße.

Der ausgezeichnete Vortrag Baßermanns in der 108. Sitzung der Frankfurter Nationalversammlung verdient um so mehr aufmerksame Beachtung, als er den Standpunkt bezeichnet, von welchem Männer, die außerhalb der Bewegung stehen, die Ereigniße in Wien beurtheilen. Hier folgt ein Auszug:

„Ob unser Ansehen, ob das Ansehen der Freiheit erstarken würde, wenn wir die Rathschläge befolgten, die uns von dieser (links deutend) Seite ertheilt werden, das, meine Herren, bezweifle ich. Durch nichts ist das Ansehen der Freiheit mehr gesunken, und ein Halbjahrhundert hindurch in Mißkredit gekommen, als durch das, was im Namen der Freiheit in den 90er Jahren geschehen ist; hätte man damals einen mäßigen Gang eingehalten, wie ihn zu meiner Freude die Mehrheit der Nationalversammlung einhält, die Freiheit wäre nicht bis zum Jahre 1848 begraben geblieben, und ich glaube, diejenigen, welche jenen blutigen Weg nicht abermals einschlagen, sie allein sorgen dafür, daß die Freiheit nicht abermals Jahrzehnte darniederliege. — Nichts ist mir unbegreiflicher, als daß jetzt nach vierzehn Tagen, wo die Wahrheit denn doch durchgedrungen, die Bewegung in Wien immer noch als eine deutsche, als eine freie geschildert werden kann; vor vierzehn Tagen, ja da konnte ich begreifen, daß jene Herren in dem ersten Feuer, welches der Styl der Reden und der Wiener Presse einflößen konnte, in der geschehenen Kunde von jener Erhebung sprachen; aber nun, nachdem doch durch alle Blätter und durch mündliche Nachrichten, durch Augenzeugen die Erhebung in ihrem wahren Lichte uns geschildert wird, nun soll das immer noch dieselbe glorreiche Erhebung seyn! Abgeordnete des Gemeinderathes, also wahrhaftig einer competenten Behörde, welche das Vertrauen ihrer Mitbürger genießt, kommen von Wien hierher, und berichten Ihnen einmüthig, alle drei, daß die Erhebung in Wien weder eine demokratische, noch eine nationale sey, sondern daß sie eine gemachte ist, gemacht durch ungarisches Geld; sie berichten Ihnen, daß in 24 Stunden fünfzig Anmeldungen wegen Plünderung vorkamen. Ist das ein Zustand, den wir ein Interesse haben, als einen für die deutsche Sache oder für die Freiheit glorreichen zu vindiziren? Ich nehme es als einen Beweis großer Fantasie und gutmüthigen Glaubens, wenn Herr Eisenmann in Wien die Ruhe des Kirchhofes erblickt, wie dieß in Warschau im Jahr 1831 der Fall gewesen sey, wenn er alles das für wahr hält, was in den Wiener oder schlesischen Zeitungen steht. Ich frage, hat im Jahre 1831 ein russischer Minister ein Cirkularschreiben erlassen, wie Sie es von Wessenberg lesen? Hat der Kaiser von Rußland damals erklärt, er wolle nur die Anarchie bändigen, aber von irgend einer Freiheitsknechtung soll nie und nimmermehr die Rede seyn? Ist überhaupt in Rußland von Freiheiten, wie sie jetzt Oesterreich besitzt, je die Rede gewesen? Herr Löwe hat gesyettet über den Inhalt der Instruktion, daß sie des Inhalts sey, die Commissäre sollten über die Freiheit und das deutsche Interesse in Oesterreich wachen. Es wurde weiter von dieser Tribüne aus gesagt, das sey nur geschehen, um den Angriffen von dieser (links deutend) Seite zu begegnen. Meine Herren! Wenn wir in die Instruktion nicht hineingesetzt hätten, daß der Sieg nicht möge mißbraucht, daß die Freiheit auch nach dem Siege möge geachtet werden, würden wir dann, meine Herren, von dieser Seite nicht die stärksten Angriffe, und mit Recht erfahren haben? Jetzt aber, nachdem wir dieß nicht unterlassen, soll dieses Verfahren ein Gegenstand des Angriffs seyn? Eine solche Logik flößt mir den Wunsch ein, einmal zur Probe Deutschland auf acht Tage von jener (linken) Seite regiert zu sehen! (Bravo auf allen Seiten). Man verlangt, unsere Reichscommissäre sollen unbedingten Gehorsam finden bei den Be-

fehlshabern der österreichischen Armee; sie sollen mit einem Wort, mit einem feurigen Blicke, mit drohender Stimme Wien auf einmal in eine feindselige Stadt umwandeln, und eine ganze Armee, die erbittert ist durch Ermordung ihres Generals, zu Lämmern umschaffen! Meine Herren! Mögen Sie noch so viel gegen die Reichscommissäre vorbringen, kommen diese Männer erst zurück, dann ist es Zeit, den Abgeordneten Welcker zur Rede zu stellen, dann werden Sie erfahren, daß er eine schwierigere Aufgabe hatte, als die ist, auf diese Tribüne zu treten und ganz gemüthlich in den Tag hinein zu raisonniren. (Heiterkeit in der Versammlung.) Ich möchte wissen, ob der Abgeordnete von Würzburg und der Abgeordnete von Gießen den Fürst Windischgrätz mehr imponirt hätten. (Bravo!) Ich bezweifle das einigermaßen. (Heiterkeit in der Versammlung.)

Meine Herren! Für mich ist die Wiener Bewegung immer noch das, was ich schon vor 14 Tagen aussprach, als wir von den Ereignissen sprachen. Die Wiener Bewegung ist noch immer dasselbe, und wenn ich mir hier von dieser Seite (zur Linken gewendet) eine Regierung dächte, und dächte mir, es lehnte sich eine Stadt auf gegen ihre Befehle, es hörte das Ansehen des Gesetzes, es hörte alle richterliche Thätigkeit auf — wenn ich mir einen Zustand Ihrer Hauptstadt dächte, wie ihn die Mitglieder des Wiener Gemeinderaths schildern; ich sage, wenn das in dem Staate vor sich ginge, in welchem jene Herren das Regiment hätten, so frage ich, ob Sie selbst es dulden würden, daß ein Staat sich Ihrer obersten Staatsgewalt mit den Waffen widersetzt? Ich glaube, Sie würden es eben so wenig dulden, als der Convent geduldet hat, daß sich die rebellische Stadt Lyon dem Befehle des Convents widersetzte. Eine republikanische Regierung hat Lyon auch nicht ganz unblutig vom Boden vertilgt, um den Gehorsam zu erzwingen. (Stimmen auf der Rechten: Sehr gut!) Und nun, wenn Fürst Windischgrätz im Namen seines Kaisers, und mit einem von seinem verantwortlichen Minister unterzeichnetem Befehle vor die rebellische Stadt hinzieht, und wenn er, mit der Gewalt des Gesetzes bekleidet, schonungslos die Stadt umzingelt, und sie täglich und wieder täglich zum Gehorsam auffordert, und wenn er die Frist zweimal verlängert, so frage ich Sie, wie er anders hätte handeln sollen? Aber Herr Vogt sagt ja selbst: „Wer Blut vergießt, über den soll Blut kommen.“ (Stimmen auf der Rechten: Bravo!) Wie kann Jemand, der hier also die Blutrache predigt, es den Reichscommissären, dem Kaiser und dem Fürsten Windischgrätz zum Vorwurf machen, daß sie nicht sofort alle Truppen von der Stadt entfernen, in welcher Latour ermordet worden? Das ist wieder ein Zug der Logik, die ich schon manchmal an Herrn Vogt bewundern mußte. (Bravo auf der Rechten.) Aber wenn die Sache nicht unblutig abgeht, wer trägt die Schuld? Unblutig konnte sie nur dann abgehen, wenn die Stadt sich nicht vertheidigt hätte. (Heiterkeit in der Versammlung.) Dann wäre aber auch kein wahres Wort an dem Heldenmuthe, mit dem man proklamirt, bis zum letzten Blutstropfen werden wir mit euch stehen und fallen. (Bravo auf der Rechten.) Wenn man aber über die Gräuel des Kriegs klagt, so muß man zuerst über die Gräuel klagen, welche es nothwendig gemacht, daß ein ganzes Heer zur Wiederherstellung der gesetzlichen Gewalt aufgeboten werden mußte. Es ist kein Zweifel, daß die Ungarn nicht bloß die pragmatische Sanction aufrecht erhalten wollten, sie wollten sich losreißen vom Kaiserstaat (Stimmen: Beweis! Andere: Ruhe!), keine Truppen stellen, keinen Schuldantheil tragen, am Ende was blieb denn übrig? In diesem Bestreben, meine Herren, ließen sie Geld nach Wien fließen, in diesem Bestreben mußte ein Bataillon den Gehorsam weigern, und nun kommt die glorreiche Bewegung und unterstützt das Bestreben eines Theils der Monarchie, sich vom Ganzen loszureißen, und hier tritt man auf eine deutsche Rednerbühne und preist diese glorreiche That! Ich frage, was würden die Engländer thun, und das englische Parlament sagen, wenn ein englischer Abgeordneter dort auf die Tribüne steigen und den Schritt preisen würde, der dahin zielte, etwa Schottland oder Irland von Großbritannien abzutrennen? (Bravo auf der Rechten.) Jene freien Völker haben freilich noch etwas Besseres zur Hand, als Phrasen, und wenn sie uns von Thaten reden, so sage ich Ihnen, daß die Engländer in solchen Fällen dadurch, daß sie ihre Phrasen unterlassen, die beste That begehen. (Heiterkeit und Bravo auf der Linken.)

Ich möchte noch eine Warnung meinen Worten beifügen: Es ist wieder heute Slavenhaß auf dieser Stelle gepredigt worden. Im Interesse des Vaterlandes bitte ich, das zu unterlassen. (Beifall.) Die Slaven gehören theilweise zu Deutschland, wir haben ihre Nationalität garantirt, und wenn ein slavischer General und eine slavische Gesellschaft erbittert ist gegen die magyarische Herrschaft, welche das Slaventhum im Widerspruche mit unseren eigenen Grundsätzen unterdrückt hat, so wollen wir uns daraus die Lehre nehmen, daß wir eine fremde Nationalität, soweit sie auf unserem Gebiete wohnt, nicht wie die Ungarn anfeinden, damit nicht gegen uns ebenso Mißtrauen und Feindschaft entstehe, wie man glaubt, aus Jellachichs Schreiben Feindschaft gegen das Deutschthum entnehmen zu können. (Beifall.) Meine Herren! Gerade darin, daß der

deutsche Verein zu Prag im Verein mit der dortigen slavischen Gesellschaft einen gemeinschaftlichen Schritt gethan, sollten Sie ersehen, daß noch eine Einigung möglich ist, wenn sie nicht von dieser Seite (nach der Linken deutend) unmöglich gemacht wird, und auf diese Einigung sollten wir lieber hinarbeiten, als daß wir fort und fort die Slaven als Feinde des Deutschthums angreifen. — Ich will den Sieg des Gesetzes und der gesetzlichen Gewalten, und wenn das österreichische Heer eine gesetzliche Gewalt ist, so will ich den Sieg des österreichischen Heeres, und verhehle es hier nicht, daß ich nie etwas Anderes gewünscht habe, als daß die gesetzliche Gewalt, das österreichische Heer, die Wiener Anarchie besiege. (Beifall rechts.) Wenn Sie mir einmal zeigen werden, daß die Preßfreiheit zurückgenommen wird in Oesterreich, oder daß der Reichstag cassirt wurde, dann, meine Herren, werde ich mich durch das Wort Reaktion und Camarilla einigermaßen einschüchtern lassen. Herr Gisera macht den Minister Wessenberg den Vorwurf, daß er davon gelaufen sey, und fragt, warum kam er nicht nach Wien zurück? Er könnte eben so gut fragen, wärum hat sich Bach nicht hängen lassen? (Heiterkeit.) Solche Fragen sind wahrlich mehr als naiv. Nun lassen Sie uns, meine Herren, zum Schlusse noch einen Begriff feststellen. Es ist heute viel von constitutioneller und alleinberechtigter Behörde die Rede gewesen. Ein verantwortlicher Minister war beim Kaiser, und deßhalb konnte der Kaiser Befehle geben, und seine Befehle waren constitutionell. Es kann aber in einem constitutionellen Staate, wo der Begriff der Exekutive noch bei dem Staatsoberhaupt ist, nicht zwei constitutionelle Gewalten geben, die sich einander widersprechen. So wie es nicht zweierlei Freiheit gibt, sondern nur auf der einen Seite die Gewaltherrschaft, welche sich den bloßen Namen annaßt, und auf der andern Seite die wahre Freiheit unter dem Schutze der Gesetze; so gibt es auch nur eine wahre constitutionelle Regierung, welche aber nicht darin besteht, daß ein Minister, der abhängt von der Gnade einer bewaffneten Bevölkerung, ohne seinen Fürsten ununschränkt regiert, während das alleinige gesetzliche Staatsoberhaupt, umgeben von seinen Räthen, gar nicht mit ihm in Verbindung steht. So verstehen wir die constitutionelle Freiheit nicht, und wollen sie auch nicht so verstehen, und wer sie anders versteht, der wird die constitutionelle Freiheit zu Grunde richten. (Anhaltender lebhafter Beifall.)

Die Clubs in den vereinigten Staaten Nord-Amerika's.

Von Michel Chevalier.

(Beschluß von Nr. 41.)

Einige Jahre vorher hatte Washington in seiner umsichtigen Sorgfalt für die Ruhe seines Vaterlandes die Gefahren der Clubs in seinen Briefen an einen Neffen, bei Gelegenheit eines ähnlichen Anlasses in Virginien, darzustellen gesucht. Und als er sich, nachdem er die Ehre einer dritten Candidatur für die Präsidentenwahl abgelehnt hatte, auf sein Gut Mount-Vernon zurückzog, richtete er an seine Mitbürger jenes Abschiedswort, welches zu Nordamerikas Glück das Handbuch aller Staatsmänner dort geblieben, und in welchem ebenfalls einige Rathschläge in der gedachten Beziehung niedergelegt sind. Hören wir ihn selbst:

„Jede Opposition gegen die Ausführung der Gesetze, alle unter irgend einem Vorwande zusammentretenden Verbindungen und Vereine, deren Zweck ist, die regelmäßigen Berathungen der constituirten Gewalten zu dirigiren, zu hindern oder einzuschüchtern, sind dazu geschaffen, das Grundprincip der Verfassung zu zerstören, und haben demzufolge eine unheilschwangere Tendenz. Diese Verbindungen dienen dazu, Factionen zu organisiren, ihnen eine künstliche, außerordentliche Macht zu verleihen, dem Willen der Nation denjenigen einer Parthei unterzuschieben, welche oft nur eine sehr kleine, aber geschickte und dreiste Minderheit repräsentirt, und je nach dem wechselnden Siege der Partheien dienen sie dazu, aus der Staatsverwaltung ein Werkzeug übel berathener und unzusammenhängender Projecte zu machen. Wenn nun auch Verbindungen, wie sie eben beschrieben, zufällig einmal einem Bedürfnisse des Volkes entsprechen können, so ist es doch darum nicht minder wahr, daß es mit der Zeit auch die Bestimmung dieser ist, gefährliche Werkzeuge in den Händen ehrgeiziger und grundsatzloser Intriguanten zu werden, ihnen dazu zu dienen, die vom Volke eingesetzte Macht zu stürzen und sich der Zügel der Regierung zu bemächtigen, um demnächst dieselben Werkzeuge zu zerbrechen, die ihnen zu einer ungerechten Herrschaft verholfen haben."

Als Washington diese Zeilen niederschrieb, gleich einem Weisen, der unter dem Dictate seines Gewissens schreibt, in Gegenwart der Vorsehung, die er als Richterin anruft, und des Vaterlandes, dem alle seine Gedanken angehörten, war er wieder in den Stand des Privatmannes zurückgetreten. Der gesunde Verstand

des Volkes und die Vaterlandsliebe der Amerikaner, die einen Augenblick getrübt waren, machten sich von neuem geltend. Aber unter John Adams, Washington's Nachfolger, fingen die demagogischen Umtriebe wieder an, und die Clubs erlangten auf kurze Zeit ihre Herrschaft wieder.

Ein tugendhafter Mann, ein Bürger voll Hingebung für das Vaterland, hatte doch Adams weder die Autorität Washington's, noch dessen Ruhe. Er verlangte und erhielt vom Congresse im Jahre 1798 zwei Gesetze, die mit Bezug auf das, was unter seinem Vorgänger geschehen war, ein reactionäres Gepräge trugen: es waren dieß das Gesetz über die Fremden (alien law) und das Gesetz gegen die Aufwiegler (sedition law). An Motiven zur Unterstützung des einen wie des andern Gesetzes fehlte es nicht. Ausländer, hauptsächlich Franzosen,*) waren die thätigsten Anstifter der Unordnung; Aufwiegelungen gegen die bestehenden Regierungen lagen unzweideutig vor, und zwar von den Volksgesellschaften angefacht. Jene beiden Gesetze sollten nach der Idee des Präsidenten Adams und des Congresses, der sie votirt hatte, nur provisorisch seyn; sie sollten, wie es darin ausdrücklich hieß, nur bis zum Monat März 1801 in Kraft bleiben. Inzwischen erregten sie gleich anfangs starken Widerwillen, und hinderten die Wiedererwählung von Adams. Jefferson, welcher ihm folgte, regierte im Geiste der äußersten gesetzlichen Freiheit, und bis auf den heutigen Tag sind alle Präsidenten in die Fußtapfen Jefferson's getreten. Man hat niemals mehr daran gedacht, die Vereine zu beschränken. Man hat sich allein an die Sitte gehalten, und die Sitte hat mit richtigem Gefühl, sowie mit dem Abschiedsworte Washington's, dessen man stets eingedenk ist, im Einklange ihre Schuldigkeit gethan. Nichts steht in Amerika der Eröffnung von Clubs im Wege, allein man — (dieses geheimnißvolle Wesen, welches die Sitte personificirt,) — man will sie nicht, und darum gibt es auch dergleichen nicht.

Zu bemerken ist übrigens, daß sich Nordamerika hinsichtlich der Clubs nach den Ueberlieferungen des Mutterlandes richtet, von welchem es seine Sitten, das Geheimniß ihrer gemeinsamen Größe, überkommen. Die Engländer haben ebenfalls keine Clubs nach französischer Art. Das Wort Club stammt allerdings von der andern Seite des Canals (von England) her, aber es hat bei der Ueberfahrt seinen Begriff verändert. Die Gesellschaften, die in Großbritannien diesen Namen tragen, sind keine politischen Vereine. Die Mitglieder der englischen Clubs sind Männer, die sich kennen und schätzen, und die sich zusammenthun, um ein Local zu haben, in welches Jeden einzeln das Bedürfniß, Andere zu sehen, seine Meinungen mit ihnen auszutauschen, sich durch Unterhaltung und Lectüre die Zeit zu vertreiben, hinführt. Die politischen Versammlungen in England und Amerika tragen den Namen Meetings, und da wie dort sind sie vorübergehend und finden nur je nach den Veranlassungen statt.

In jedem Lande wird die Frage, die man rücksichtlich der zu gestattenden Ausdehnung der Clubs zu entscheiden hat, nicht sowohl seyn, ob die Freiheit politischer Manifestationen überhaupt gut, ob sie eines der Attribute der vorgeschrittenen Civilisation sey. Es wird sich vielmehr darum handeln, zu erkennen, bis zu welchem Grade das Land, wie es eben ist, eine solche Ausdehnung verträgt, d. h. ob die Sitte so viel Macht und Wachsamkeit besitzt, als nöthig ist, um Mißbräuche zu verhüten oder sie in gewissen enggezogenen Schranken zu halten. Denn wenn die Sitte nicht die Elastizität besitzt, so wird es einem Häuflein von Intriguanten und Leuten ohne Grundsätze und Gewissen stets möglich seyn, die Gesellschaft zu unterjochen, indem sie sich jener furchtbaren Werkzeuge bemächtigt.

Die Amerikaner sind, nachdem sie sich geprüft, der Ansicht geworden, daß sie selbst nicht im Stande seyen, solche Volksvereine zu ertragen. Sie haben ihnen daher von freien Stücken entsagt. Nicht das Gesetz, sondern die Sitte hat sie verbannt. Wahrlich, es gewährt ein schönes Schauspiel, wenn eine Nation freiwillig, ohne Einmischung des Gesetzgebers, sich des Gebrauches einer Freiheit beraubt, weil sie sie für gefährlich erachtet.

Sollten wir nun uns für stärker halten, jene politischen Verbindungen zu ertragen, als die Amerikaner? Dieß ist eine Frage, die sehr wohl zu erwägen ist.

Die nächste Zukunft muß entscheiden, ob auch in Deutschland eine gute Sitte den Mißbrauch zu besiegen vermag; ob wir Deutsche in dem gesellschaftlichen Zustande, in welchem wir uns befinden, das freie Vereinsrecht ertragen, oder ob bei uns der freie Staat durch andere Bande zusammen gehalten werden muß, als durch die freie Sitte.

*) In Deutschland auch Polen.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. Verleger: Ferdinand Erker v. Kleinmayr.

Carinthia.

Conſtitutionelles Blatt für Zeitintereſſen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge I.)

№. 43. Klagenfurt, Dinſtag den 28. November 1848.

Ueber die Paragraphe 2 und 3 des deutſchen Reichsgeſetzes. *)

„Wohlauf, laſſet uns einen Thurm bauen, deß Spitze bis in den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen.“
Geneſ. 11. 4.

Mythiſche Zuſtände, aus der letzten Abklärung titaniſcher Verhältniſſe, deren Bewußtſeyn nur in dunkler Sage mehr aufklingt, treten aufs neue ins Leben, in aller Proſa eines factiſchen Tages-Erlebniſſes. „Einiges Deutſchland“ iſt der Name des aufzuführenden Thurmbaues, und iſt auch die Sprache noch nicht verwirrt geworden, ſo ſind es um ſo mehr die Begriffe, und das Streben der Partheien, von denen eine kaum weiß, was ſie will, eine andere es wohl weiß, aber klar auszuſprechen nicht für gut findet, während eine dritte wiſſend und ſagend was ſie will, um deßwillen von den andern bekämpft und angefeindet wird, weil ſie ihrem Streben ein beſtimmtes Ziel und Grenzen anweiſt, die zugleich den Damm gegen vollkommenen Umſturz aller Exiſtenzen und Verhältniſſe bilden ſollen.

Bei den Erſten ſollen einer bloßen Abſtraction zu Liebe, alle im Realen fußenden Organismen zertrümmert werden, auf den Zufall hin, daß aus dieſem Brei ſich ein anderer, größerer, vollſtändigerer erzeige, unangeſehen, daß auf dieſem Wege ein ſolcher nimmermehr entſtehen kann. Freiheit wird hier zur verblendenden Loſung gebraucht, damit eine Gemüthserregung über die Riſſe und Mängel in der verſtändigen Conſtruction, hinüberhelfe. Der Zweck ſoll die Mittel heiligen, die Abſicht des Baues ihm den Mangel der Gründung erſetzen.

Die Andern wohl erkennend, daß aus Nichts, Nichts wird, die eine Republik, aber nicht gerade einen Haufen Republikichen wollen, deren beſte Garantie des Beſtehens nur die negative ihrer Ohnmacht wäre, wollen beſtehende Organismen zu einem allgemeinen zuſammen kitten, da auch in ihrem rein mechaniſchen Prozeß, an ein Zuſammen-Erwachſen nicht zu denken iſt; denen iſt das Schibboleth theils die Sprache, theils der alte Reichsumfang; denn in ſeiner Ironie ſchiebt der Weltgeiſt den Läugnern alles Hiſtoriſchen doch immer wieder einen hiſtoriſchen Boden unter, ſoferne ſie überhaupt fußen, und nicht in Lüften ſchweben wollen. Dieſen ſoll die Perſonalunion erhalten, was ſie dem Prinzip zu Liebe gerne wegwürfen, aber nicht miſſen können, ohne die Exiſtenz ſelbſt in Frage zu ſtellen.

Die Dritten ſind diejenigen, denen es am innigſten Ernſt iſt, um ein einiges, ſtarkes Deutſchland, die gerade darum auch erkennen, daß ein ſolches ſich nicht durch Gebote erzwingen läßt, daß es, ſoll, und kann es überhaupt ſeyn, werden muß und nicht gemacht werden kann. Dieſe erkennend, daß es nur aus rein germaniſchen Elementen entſtehen und beſtehen kann, wollen nicht von vorne herein der Volksſouveränität den Vorwurf aufladen, mit dem die alte, ſogenannte dynaſtiſche Politik, obwohl auch mit dieſem Begriff vielfach nur ein falſches Spiel getrieben wird, neuerlich von allen Seiten verfolgt wird, den: daß Völker, ihre Individualitäten und Intereſſen, ohne weiteres, einer politiſchen Anſicht zu Gunſten, herumgewürfelt, zerriſſen und zuſammen gegoſſen werden. Dieſe erkennen, daß ein einiges, mächtiges Deutſchland, nicht ſo ohne weiters, wie eine Minerva bewaffnet und unbedingt aus der Paulskirche ſpringen kann. Dieſe muthen Niemandem ein unbedingtes Aufgeben zu, dieſes Aufgeben des unveräußerlichſten Urrechtes, der Perſönlichkeit. Dieſe wollen ein ſelbſtſtändiges Oeſterreich, trotz ſeiner mannigfachen Zuſammenſetzung, und nur in dieſer ſtark, im innigſten Länderbund mit Deutſchland;

*) Der in Olmütz herauskommende „öſterreichiſche Correſpondent“, dem wir obigen Aufſatz entnehmen, wird nach Beginn des Reichstages daſelbſt als Beilage ein „Reichstagsblatt“ bringen, welches die Verhandlungen deſſelben mit möglichſter Genauigkeit und Schnelle liefern wird, worauf wir die Leſer hiemit aufmerkſam machen.

ein Oeſterreich als kraftvolles Widerlager für das himmelskühne Kugelgewölbe Deutſchland, damit dieſes keine Riſſe bekomme, denn der Oſten iſt bröckliches Land, an welches ſich kein Bau ſtützen kann, wenn dieſes nicht einen feſten Verband ſelbſtſtändig in ſich beſitzt.

Wohl iſt jetzt alte Liebe und Treue zum Spott geworden, Zopf heißt alles, was eine fernere und höhere Berechtigung anſpricht als den Schaumauftrieb des Augenblickes, und ſo wird im übel gewählten Bild die Schur des Galeerenſclaven, des ſeine Selbſtſtändigkeit aufopfernden Mönches, zum Symbol des freien Mannes, während unſere Altvordern gerade im löwenmähnigen Haarwuchs das Vorrecht des freien Mannes, das Sinnbild ſeiner Kraft verehrten, das der Unfreie ablegen mußte und der Freie zum Zopf band oder in Locken pflegte und ordnete, zum Wahrzeichen, daß die Freiheit, ihrer innerſten Natur nach, des geſetzlichen Bandes bedarf; denn Freiheit iſt das zum Willen gewordene Geſetz, was darüber, iſt Willkür, dieſe aber die Sünde gegen den heiligen Geiſt der Natur.

Glaubt man denn, ein einiges mächtiges Deutſchland könne beſtehen, weil es ſo decretirt wird, könne beſtehen ohne Liebe und Treue der Germanen, ſeiner Kinder, dieſe aber werde ſo urplötzlich aufſchießen, wenn man nur jedes andere Band ſo ohne weiteres durchreißt. „Wieder fügt wer einſt gelogen,“ ſagt der Richter, woher ſollen aber Stämme, die man plötzlich aus Jahrhundert altem Staatsverbande reißt, auf einmal die feſte naturwüchſige Treue für den neuen Staat Deutſchland finden? Der täuſcht ſich ſelber, der „dynaſtiſche Politik“ ſo einfeitig auffaßt, als ſey ſie jemals ſo für ſich beſtanden, daß ſie nicht vom Volksbewußtſeyn vielfach getragen, oder wenigſtens durch und durch gefärbt geweſen. Ein Ludwig XIV., ein Napoleon ſind endlich nicht mehr als der Ausdruck ihrer Zeit, das iſt des in demſelben weſenden Volkes; oder warum, wenn ſie nicht den Ausdruck des dem Franzoſen inwohnenden, von Zeit zu Zeit ausbrechenden Eroberungsſinnes waren, zeigte Cromwell nicht ein gleiches um ſich greifendes Streben? Iſt ſeit ihm, den ſein Land nur zum Feſtigen innerer Zuſtände drängte, derſelbe nicht auch in England ſo erwacht, daß dieſes Volk, im Privatleben ſo rechtlich, in ſeinem Staat ſo Freiheit im Geſetz ehrend, jedem Unbefangenen für die Politik verantwortlich wird, die überall um ſich greifend, den fernſten Gegenden die Sclavenfeſſeln ihres Coloniſationsſyſtems aufzwingt, und in Irland das gerade Gegentheil ſeiner ſonſtigen Staatsweisheit, und bei jeder Gelegenheit tönend genug ausgeſprochenen Humanitäts- und Freiheitsgrundſätze übt.

Was Deutſchlands Geſchichte an Ehre und Schmach aufzuweiſen hat, iſt eben ſo ſehr ſeines Volkes als ſeiner Fürſten Verdienſt und Schuld, denn auch in ſeinen unmittelbarſten Vertretern und gerade in jenen, die für die Freiſinnigſten gelten wollten, ſpricht ſich großen Theils nur eine dynaſtiſche Politik, eine Politik des Zwanges nach Conveniengen aus, wenn auch der Name ein anderer geworden. Wahrlich, die neueſte Politik in Frankfurt hat keiner älteren ſonderliche Vorwürfe über Mangel an dieſem Rechtsgefühle zu machen. Was Schleswig wollte, iſt doch einigermaßen etwas anders, als ihm Deutſchland aufzudringen ſuchte.

Erwägt man die Anfänge des deutſchen Parlaments, beachtet man, daß ſo mancher Wahlbezirk gar nicht wählte, daß gegen manchen, trotz der ausgeſprochenen Volksſouveränität Zwang geübt oder verſucht wurde, daß damit in Ländern, die nun einmal gemiſchten Stammes ſind, nationale Eiferſucht bis zum blutigen Kampfe geſtachelt wurde, das Schwarz-roth-gold, wo es nicht allein ſtand, unter fortwährenden argliſtigen Geſchrei gegen Reaction einen förmlichen Terrorismus übte, der unter anderem Wiens Exiſtenz muthwillig aufs Spiel ſetzte, ſo kann man wohl an der reinen Abſicht, am redlichen Freiheitsſtreben zweifeln, ſo wie an der Einſtimmigkeit der Anſicht, wo das wahre neue Wohl zu ſuchen und zu finden.

Kein Frankfurter §. kann machen, daß Oeſterreich nicht ein Staat aus verſchiedenen Stämmen ſey; und keinem Stamme iſt es zuzumuthen, daß er ſich entweder einem anderen unterordne, oder was auf daſſelbe hinausläuft, ſich in eine Trennung füge, die alle Verhältniſſe ſeines Glückes und Standpunctes in Frage ſtellt, ja geradezu zerreißt.

So ſtark und auf Außen ehrfurchtgebietend ein Deutſchland werden kann, welches ein ſelbſtſtändiges Oeſterreich, mit ſeinem jetzigen Länderbeſtand zum Nachbar und Bundesfreund hat; eben ſo ſchwach wird es, wenn Oeſterreich auf eine oder die andere Art in ihm aufginge, ſey es den bloß ſtamm- und ſprachdeutſchen Beſtandtheilen nach, ſey es nach dem Princip der bisherigen Landesgrenze zerriſſen, ſey es endlich im Ganzen, aber die wirkliche Zerreißung durch das Blendwerk der Perſonalunion verſchleiert und täuſchend zugedeckt.

Im erſten Falle, welche Zerfranzung, die den Namen einer Grenze gar nicht mehr verdiente, und ſich gar nicht durchführen ließe, indem jede andere Rückſicht ein praktiſches Uebergewicht über das Stammes- und Sprachenprincip gewinnen würde.

Im anderen Falle wird nichts erreicht, als Nationalitäten unverſöhnlich gegen einander zu hetzen, und gegen Deutſchland einen nicht germaniſchen Völkerbund ins Leben zu zwingen, deſſen Wurzeln bis auf Aſien

in den geheimnißvollen Völkerstock reichten, der einst die den Westen überfluthenden Schwärme entsandte und noch nicht ausgeschwärmt hat. Mit welchem Fug mag man, wenn es sich um Wiederherstellung eines politischen Deutschlands handelt, auch nicht germanische Elemente hineinzwingen wollen, die dem alten Reiche unter ganz anderen Grundbedingungen angehörten; Grundbedingungen, die meist im dynastischen Principe wurzeln, mit ehrlicher Logik nicht geltend gemacht werden können, wo das dynastische Princip von vorne herein nicht mehr als berechtigt anerkannt werden will. Wie zum Hohn stellt man dann die Idee der Personalunion auf, damit sollen die Nationalitäten beschwichtigt, damit der unheilbare Riß überklebt werden, ein Riß, der nur noch tiefer und unheilbringender würde, als er sich schon in der bisher bestandenen Trennung der ungarischen Länder darstellte. Der Verlust der Donau, die dann von Hainburg an ein fremder Strom würde, wäre die ganz nächste Folge, zugleich aber ein Symbol ganz anderer Verluste, nicht blos der Gegenwart, sondern einer ganzen Zukunft.

Noch besteht, nach dem neuaufgestellten Ziele, kein Deutschland, und schon will es mit Oesterreich wie ein Eroberer verfahren, es wie ein Napoleon nach beliebigen Principien zerreißen und durcheinander werfen; will es bevormunden, ohne sich selbst noch klar geworden zu seyn?!

Dies ist ein freches und frevelhaftes Beginnen, bei dem selbst der Mantel der Volkssouveränität viel zu schmal und kurz ist, um den krassesten Despotismus zu verhüllen.

Lasse doch die Paulskirche ein selbstständiges Oesterreich bestehen, denn abgesehen davon, daß dessen Völker sich nicht von Paragraphen und Dekreten werden aufschlürfen lassen, daß der Versuch, jene Abstractionen durchzusetzen, nur zu Menschenalter voll Krieg führen kann, in denen der Despotismus, der das Volk vorschieben will, am Volk selbst erliegen muß und zu keiner Selbsterbauung kommen kann, abgesehen davon, kann Deutschland als politisches Individuum nicht seyn, ohne das Individuum, das selbstständige Individuum Oesterreich neben sich zu haben. —

Nur als selbstständiger Staat kann Oesterreich die Krisen der gegewärtigen Uebergänge zu allgemeinem Heile überstehen und sich so gestalten, daß es seine so verschiedenen Bestandtheile zur Einheit organisiren kann. Nur in einem solchen können die Stichworte von Freiheit und Verfassung ein solches Leben gewinnen, daß es den innerey Separatismus organisch gewältigen kann, ohne Zwang und Tyrannei blos durch die Macht, die ihren Weg der Entwickelung gehenden Zustände. Nur ein solches Oesterreich kann, wird aber und muß auch nach der Natur der Dinge an der Donau so fortschreiten, daß durch seine Vermittelung auf das schwarze Meer, ein den Deutschen freies Meer werde. Ohne sich auch den Zustand so zu denken, wie er unter andern Schaumblasen der Zeit auch aufgestellt wurde, daß Deutschland zwei Schwerpunkte (!) habe, ein Parlament in Frankfurt, und eines in Wien, und ein zwischen beiden hin- und herfegendes Zwischenparlament läßt sich ein solches Bundesverhältniß beider Staaten auffassen, welches ihren beiderseitigen Vortheil so Eins seyn läßt, daß sie gar nicht anders können, als gemeinsam die allgemeine Weltpolitik zu machen. Wie von Deputirten des Wiener Reichstages der Ausdruck gebraucht worden seyn soll, „wenn es kein großes selbstständiges Oesterreich gäbe, müßte man ein solches erfinden," so ist dieß noch vielmehr auf Deutschland anzuwenden, dieses kann als Individuum, stark und geehrt nach Außen und Innen, weder entstehen und bestehen, ohne ein solches Oesterreich, wie es übrigens, Gottlob, es nicht erst zu erfinden braucht, sondern nur seiner eigenen Entwickelung überlassen darf, ohne es mehr und minder klaren, mehr und minder eingestandenen Zwecken zu Liebe, mit täppisch eingreifender Hand zu verstören.

Darum Ehre und Preis jenen Deputirten aus Oesterreich in Frankfurt, die in diesem Sinne sich aussprachen, die nicht von einem §. 2 und 3 sich fangen ließen, sondern dem Prinzip der Selbstständigkeit Oesterreichs treu blieben, das heißt im Allgemeinsten aufgefaßt sich selber treu bleiben, und nicht glaubten, es seyn nach außen sonderliche Ehre zu gewinnen, wenn man mit dem Aufgeben der Haushre beginne.

Wenn es wahr ist, daß „Dekrete nicht trennen, was Jahrhunderte verbunden," daß „Dekrete nicht 12, nicht 7 Millionen Menschen von einem Staatskörper ausscheiden," somit die Aufgabe der Reichsversammlung eine Aufgabe sey, welche eben so wenig eine Selbstverstümmelung Deutschlands, als eine Zertrümmerung Oesterreichs zulasse, so ist die Folge unabweisbar, daß ein selbstständiges Deutschland und ein selbstständiges Oesterreich bestehen müssen, in einem Bunde fest, zart und heilig wie eine Ehe, und es kann nicht der Zweck Deutschlands seyn, ein Reich von 70 oder 80 Millionen, wo möglich von 100 Millionen Menschen zu gründen; denn abgesehen davon, wo solche, innerhalb irgend natürlicher Grenzen, wohl herkommen könnten, wenn nicht durch Jahre jede Geburt wenigstens Drillinge brächte, so kann es doch gerade im Sinne der Freiheit nach der Seite der Volkssouveränität hin, nimmermehr liegen, „Riesenreiche" zu schaffen, die, so weit die Geschichte reicht, nur der Despotismus Ein-

seiner anstrebte und schuf, und gerade den Sinn für Freiheit nur zersetzen konnte.

Nicht ganz im Sinne Gagerns, denn manches Motiv, manches Redezlied zu seinem Antrag, dürfte für ein selbstständiges, starkes Oesterreich denn doch als verfänglich erscheinen, und einerseits wieder vernichten, was andererseits erstrebt werden will, aber im Allgemeinen kann sein Amendements-Antrag als der erkannt werden, um den sich die österreichischen Abgeordneten allein mit gutem Gewissen schaaren könnten und sollten, welchen vor allen obliegen dürfte, innerhalb Oesterreichs keinen Unterschied zwischen „deutsch und nichtdeutsch,“ insofern er staatsrechtliche Folgerungen impliciere, zuzugeben.

Einige Worte über den so schief aufgefaßten Begriff der Freiheit.

Freiheit überhaupt ist das der Wesenheit des Menschen eingeborne Vermögen, sich selbst zu bestimmen, nach seinen Anlagen und Neigungen seine Zwecke zu wählen und zu erstreben. Bürgerliche Freiheit ist die Gestattung, von seiner menschlichen Freiheit unter der Herrschaft vernünftiger Staatsgesetze Gebrauch zu machen, verbunden mit der Pflicht, die durch das Zusammenleben Aller nothwendig gemachten Beschränkungen zu befolgen. Politische Freiheit ist die Befugniß an der gesetzgebenden Gewalt des Staates, vermöge Rechtes, aus dem Grundgesetze desselben mittelbar oder unmittelbar theilzunehmen.

Der Mensch will zunächst bürgerliche Freiheit. Er will möglichst freien Erwerb, er will freies Religionsbekenntniß, er will freie Presse, um seine Gedanken ohne vorläufige Erlaubniß einer gnädigen Censur mittheilen zu können, er will Associationsfreiheit, um sich mit seinem Mitmenschen für mannigfache Zwecke verbinden zu können.

Die politische Freiheit ist unmittelbar häufig eine Last, und wir müssen dieselbe nur deßhalb erstreben und vertheidigen, weil sie uns als Mittel dient, den Staat so einzurichten, daß unsere bürgerliche Freiheit möglichst gewahrt bleibt. Wir wählen unsere Deputirten, damit diese einverständlich mit der Regierung gute Gesetze entwerfen, und über deren Beobachtung wachen. Die politische Freiheit soll Mißbräuchen der Regierung vorbeugen, allein dieser Zweck wird nur unvollkommen erreicht, weil 1. der Mensch unter allen Staatsformen ein von Wahn und Leidenschaft beherrschtes Wesen bleibt, weil 2. die Volksvertreter selbst, welche des Volkes Wohl besorgen sollen, nicht immer redlich und tüchtig sind, weil 3. das gegenannte allgemeine Wohl unmöglich in der vollen Befriedigung aller Wünsche, sondern nur in der Vermittlung, in der annähernden Ausgleichung der vielen sich kreuzenden Interessen bestehen kann. Ihr wollt möglichst wohlfeile Schuhe, und der Schuhmacher will sie Euch möglichst theuer verkaufen. Der Städter möchte die Steuerlast vorzüglich auf den Landmann und dieser auf jenen gewälzt sehen. So geht es in allen Verhältnissen, und deßhalb können die Gesetze unmöglich Allen, immer recht und angenehm seyn.

Liebe Freunde! Die Freiheit für sich allein kann euch nicht glücklich machen; sie gibt euch nicht Brod und Kleider, sie verschafft euch nicht Kenntnisse und Kunstgenüsse, am allerwenigsten kann euch die Freiheit mit Liebe beglücken, denn diese hat es nur mit Gefangenen zu thun. — Die Freiheit stellt euch bloß in einen weiten Kreis hinein und sagt zu euch: Da habt Ihr freien Raum, wendet eure Kräfte und Mittel nun nach eigenem Ermessen an, und macht euch glücklich. Die bürgerliche und politische Freiheit ist daher wohl höchst schätzenswerth, allein, wenn der Mensch nichts lernt, nichts arbeitet, nicht sparsam und mäßig in seinen Genüssen ist, so bleibt er unglücklich und kann, je größer die Freiheit, desto elender werden, gerade wie ein Kind, dem man an einem gefährlichen Orte freie Bewegung einräumt.

Die Freiheit allein kann euch um so weniger beglücken, als es im Staatsleben sehr viele Fragen gibt, deren Lösung, ob auf diese oder jene Art, die bürgerliche Freiheit im Allgemeinen ziemlich gleich beschränkt und doch sehr verschieden in ihren practischen Folgen ist. Es ist sehr wichtig, ob das Unterrichtswesen mehr auf Massenbildung oder auf gelehrte Pflege der Wissenschaft berechnet wird, ob die Strafhäuser künftig nach dem Systeme der Gemeinschaft oder der Einzelhaft eingerichtet werden, ob, in welcher Ausdehnung und nach welchem Maßstabe eine Einkommensteuer eingeführt wird, welche Zollsätze festgesetzt werden. Alle diese Fragen haben mit der größeren oder geringeren Freiheit zunächst nichts zu thun, und sind doch unendlich tiefgreifend in ihrer Beantwortung.

Diese Fragen haben euere Deputirten und Zeitungsschreiber bluwenig gekümmert, sie ritten nur auf dem Zügelreisse ihrer Freiheit herum, und droschen täglich das Streh leerer Phrasen durch. Schwieriger ist es allerdings, in diese Frage tiefer einzugehen, allein eben darum ist auch nicht Jeder zur Kunst des Staatsmannes berufen.

Werft mir deßhalb nicht Gleichgiltigkeit gegen die Freiheit vor, im Gegentheile, ich kehre mein Antlitz nach ihr, und spreche: Genius der Freiheit! Vor deinem Zauberstabe fallen alle Schranken des Unrechtes und der Unnatur, welche der Geburtsdünkel, der Geldstolz, der Zunftgeist aufgeführt hat, alle nutzlosen Ausnahmen und gemeinschädlichen Vorrechte in das Grab einer nimmerkehrenden Vergangenheit. Keiner soll hungern oder frieren, Keiner soll in einfältiger Unwissenheit verdumpfen, und in wüster Rohheit verharren ohne Ahnung der Güter, welche sein Geschlecht sich errang. Nur Ein Recht, Ein Gesetz soll Alle beherrschen, und Ein Vaterland beglücken, welches keine Stiefkinder kennt. — Allein blicke ich um mich und sehe ich die verzerrten Frazenbilder im politischen Leben, dann däucht es mir, als ob nur ein böses Gespenst unter deinem erborgten Namen durch die Länder schritte, und als ob du selbst edler Genius nur mit leisem Flügelschlage zu Nachts, wenn die wilden Kräfte ruhen, an die Thüren deiner Erwählten pochtest, und als ob ich dich da die Worte flüstern hörte: Mein Reich liegt noch in fernen, fernen Zeiten.

Dr. J. G. (Gr. Ztg.)

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge I.)

№. 44. Klagenfurt, Sonnabend den 2. Dezember 1848.

Unser Leben vor und nach den Wiener Märztagen.

Wie im Leben der Einzelnen, so gibt es auch im Leben der Völker gewisse Momente, bei denen wegen ihrer Wichtigkeit für beide gleichsam ein neues Daseyn beginnt. Ein solcher entscheidender Moment für die Völker Oesterreichs war die Revolution der Wiener Märztage; denn von dort angefangen, genießen sie politische Freiheit, mit allen ihren wohlthätigen Folgen, und somit das höchste Gut, das ein Volk nur immer zu erstreben vermag. Es schien auch, als ob man sich des hohen Werthes eines so ungehofften Glückes gleich Anfangs klar bewußt gewesen wäre, denn wahrlich, es dürfte nur Wenige unter den Millionen gegeben haben, die den lauten Jubel, so wie die öffentlichen Dank- und Freudebezeugungen, mit denen die plötzliche Umstaltung der Dinge allenthalben begrüßt wurde, für etwas anders gehalten hätten, als für den reinen unverfälschten Ausdruck der schönsten Hoffnung, die an dieses Ereigniß für unsere Zukunft sich knüpfte.

Und dennoch Kaum waren sieben Monate vorüber, und an die Stelle jener süßen Träume war ein Erwachen getreten, das uns eine starre Wirklichkeit in Entsetzen erregender Art vor Augen hielt. Das Bild der kaum verlassenen Vergangenheit tritt vor uns, wir fühlen die bittere Täuschung unserer Hoffnungen und unwillkürlich drängt sich das Bewußtseyn des grassen Gegensatzes zwischen Einst und Jetzt in unser Inneres. Ich will es versuchen, einige Züge desselben den Lesern hier vorzuführen.

Vor den Märztagen hatten sich nur Wenige von uns um Politik bekümmert. Wozu auch? Was wir zu wissen brauchten, um ein Amt zu erlangen, das lehrten uns die Schulen, und wir waren fromm genug, zu glauben, daß derjenige, dem Gott ein Amt verliehen, damit auch den Verstand empfangen habe. Zudem war man ja auch bescheiden und einsichtsvoll genug, zu wissen, daß zwischen Politik und Kannegießerei ein großer Unterschied sey. Wie ganz anders war dieß nach den Märztagen! Wie einstens Minerva vollständig gerüstet aus dem Haupte Jupiters sprang, so auch floß urplötzlich, wie mit einem Zauberschlage, die höchste politische Weisheit allumfassend aus den Köpfen Aller, und nichts schien leichter, als Staaten lenken und Völker regieren. Weh' dem, der auch nur den leisesten Zweifel dagegen äußerte, oder Bedenken trug, denn doch nicht Alles für absolute Wahrheit hinzunehmen, was Jugend und Unverstand, Keckheit und maßlose Leidenschaftlichkeit uns als bare Münze aufzubürden bemüht war.

Vor den Märztagen war es nicht die politische Meinung, die uns als Maßstab für die Charakter-Beurtheilung eines Menschen diente. Er stieg in seinem Werthe und unserer Achtung, je nachdem er durch sein Gefühl für Recht und Wahrheit, durch sein Handeln nach Gesetzlichkeit, so wie überhaupt durch alle jene Eigenschaften über Andere sich erhob, die ihn als moralisches Wesen im gesellschaftlichen Staatsverbande charakterisiren. — Anders war es nach den Märztagen. Wer nicht dem gewaltigen Strome der herrschenden Parthei folgte, oder wessen politische Ansicht von Freiheit nicht mit dem Begriffe jener Freiheit übereinstimmte, für die man bis zur Stunde noch nicht das passende Wort finden konnte oder wollte, der ward verlacht, bemitleidet und verhöhnt, und er konnte noch von gutem Glücke sagen, wenn er deßwegen, weil er von der Freiheit seines Denkens Gebrauch machte, nicht auch noch mißhandelt wurde.

Vor den Märztagen hieß es und wir glaubten auch: die Geschichte ist das Weltgericht. Wir waren überzeugt, daß nur sie die große Lehrerin für Menschen und Völker sey; denn wo anders her, als nur aus der Geschichte, als der Repräsentantin aller Vergangenheit, schöpfen wir unsere Erfahrung, die uns dann zur Richtschnur unseres Handelns für die Zukunft dienen soll. — Nach den Märztagen hatte sie

mit Einemmale ihren Werth verloren. „Wozu die Geschichte?“ hieß es jetzt; „Wir machen selbst Geschichte! Unsere Thaten stehen einzig da!“ Und dennoch! Was ist unsere Revolution? Allerdings ein bedeutungsvolles Blatt in der Geschichte; aber ein zerrissenes, beschmutztes Blatt, das kein Versuch der Nachwelt zu reinigen vermag. Und fragen wir um das Neue, um das Außerordentliche unserer Thaten: Die Barbarei vergangener Zeiten gibt uns die für uns demüthigende Antwort darauf.

Vor den Märztagen war nichts leichter, als für liberal oder freisinnig zu gelten; aber auch nichts gefährlicher, als dieß. Verbotene Bücher zu lesen; bestehende Staatseinrichtungen zu bekritteln; herrschende Mängel in derselben verbessern zu wollen; über seine Vorgesetzten sich zu erheben, oder sie zu tadeln; oder endlich gar an der Unfehlbarkeit und Heiligkeit des Staatsoberhauptes auch nur mit dem leisesten Worte sich zu versündigen, war hoch verpönt, und kostete dem unzeitig Liberalen seine Freiheit, ja in manchen Fällen selbst das Leben. Wer auch nur entfernt in dem Verdachte eines solchen Liberalismus stand, dessen Umgang wurde sorgfältig vermieden, denn seine Gesinnungen standen in geradem Widerspruche mit dem, was uns zu glauben vorgeschrieben war. — Die Märztage haben bald nach ihrem Erscheinen uns belehrt, daß Alles in der Welt nur relativ wahr sey, Alles nur relative Wichtigkeit besitze. Die Redefreiheit gab uns das ungezwungene Recht der freien Beurtheilung aller Staatsangelegenheiten, und wahrlich, wir müßten uns glücklich preisen, wenn es bei bloßer Beurtheilung geblieben, und dreimal glücklich, wenn diese auch jederzeit gerecht gewesen wäre. So aber artete sie in zügellose Frechheit aus; man vernichtete das Bestehende, ohne an dessen Stelle etwas Anderes, etwas Besseres zu setzen; man brandmarkte auf schamlose Weise Personen und Würden, und trat dadurch jegliches Gefühl der Achtung mit Füssen; man spottete dem Gesetze und brach dadurch der Willkür offene Bahn; man verhöhnte endlich die Person des Kaisers, um ein Prinzip zu zertrümmern, das den Gelüsten der Umsturzpartei stets hemmend im Wege stand. Wer vor den Märztagen im Verdachte der Freisinnigkeit stand, galt jetzt als reaktionär und war in so ferne der Souveränität des Volkes gefährlich.

Vor den Märztagen war man unbestritten der Ansicht, jeder Revolution müsse irgend eine Idee, irgend ein Ziel zu Grunde liegen. Die Niederländer kämpften vierzig Jahre lang mit unsäglichen Opfern gegen die Despotie eines Philipp's II. Glaubensfreiheit war das Ziel ihres Kampfes. Sie blieben ruhig, als sie den Sieg errungen hatten. — Die bürgerlichen Unruhen in Frankreich, in denen Tausende verbluteten, hatten den Sturz des Absolutismus zu ihrem Ziele. Sie fanden in der Republik ihr Ende. — Unabhängigkeit der Kirche von jeder weltlichen Macht war das einzige Ziel, das Papst Gregor VII. zu erreichen strebte. Mit dem Bewußtseyn, es errungen zu haben, schied er aus diesem Leben, das er mit zäher Beharrlichkeit demselben gewidmet hatte; — Nordamerika wollte frei seyn; es zerbrach die Fesseln, die es an das Mutterland ketteten; es ward frei und ist seitdem das glückliche, das beneidete Land. Und so könnten wir noch mehrere Beispiele aus der Geschichte anführen, die uns zeigen, daß jeder gewaltsamen Staatsumwälzung ein fest bestimmtes Ziel zur Basis dienen müsse, wenn wir nicht wollen, daß ihre Folgen in's Unendliche sich verlieren. Mit der Revolution der Märztage war ihr Anfang und zugleich ihr Ziel gegeben. Was nach ihnen geschah, strebte in's Wesenlose. Man suchte mit roher Gewalt zu erstürmen, was man sich unfähig fühlte, durch die siegende Kraft des Geistes zu erreichen. Im Sturme der Leidenschaften ging die ursprüngliche schöne Idee verloren, und vergebens sucht der ruhige Beobachter nach dem leitenden Faden, der ihn aus dem bedauernswerthen Labyrinthe führt, in das die Revolutionsmänner unserer Zeit die Völker zu locken versuchten. Die Einnahme von Wien durch Militärgewalt hat dem verderblichen Strome des Aufruhrs plötzlichen Einhalt gethan. Wird es dem wiedereröffneten Reichstage gelingen, ihn zum Heile Oesterreichs ans sichere Ufer zu leiten? — Wir hoffen es, weil wir es — wünschen. —

Josef Wagner.

Wirken des historischen Vereins für Kärnten.

(32. Fortsetzung des in Nr. 29 des Jahrganges 1844 der „Carinthia“ begonnenen Verzeichnisses, der dem historischen Vereine für Kärnten gütig gewidmeten Geschenke.)

Vom Hrn. Gottlieb Frh. v. Ankershofen, Director des histor. Vereines für Kärnten ꝛc. ꝛc.: Das 1. und 2. Heft der Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften; und das 1. Heft des von derselben herausgegeben werdenden „Archives für Kunde österreichischer Geschichtsquellen.“

Vom historischen Vereine zu Bamberg: Den 11. Jahresbericht über das Bestehen und Wirken dieses Vereines 1848.

Vom Hrn. Joh. Baumgartner, gräfl. Thurn'schen Werksbeamten zu Schwarzenbach: Zwei Actenstüke v. J. 1765, die Hüttenberger-Eisenwerke betreffend.

Vom Hrn. Landrechtspräsidenten Ritter v. Buzzi:

Eine nächst dem Gumichhofe bei Grafenstein aufgefundene antike Bronze-Münze. (Gepräge unkenntlich.)

Vom Hrn. Danjaux, Studirenden hier: a) Eine Hellebard-Spitze; — b) Ein Fläschchen, mit der Angabe, daß derlei Gefäße den zur Rettung Verunglückter auszuziehenden Hunden des Hospitiums auf dem St. Bernhard angehängt werden; — c) Zwei Urkunden.

Vom Hrn. Johann Fastenberger, k. k. Major beim löbl. Baron Prohaska Infanterie-Regimente: Fünf den italienischen Insurgenten abgenommene Hellebarden- und Lanzen-Spitzen.

Vom Hrn. Maximilian Fischer, regul. Chorherrn, Archivar und Bibliothekar des Stiftes Klosterneuburg, Ehrenmitgliede des histor. Vereines für Kärnten ꝛc.: Die Geschichte des Stiftes und der Stadt Klosterneuburg. In zwei Bänden, vom Hrn. Geschenkgeber verfaßt, und auf Kosten des Stiftes Klosterneuburg herausgegeben.

Vom Fräulein Amalie Edlen v. Fradenek: Ein Holzschnitzwerk von hohem Alter. (Scheint die Darstellung eines Heiligen zu seyn.)

Vom Hrn. Helms, k. k. Bergrathe zu Gmunden: a) Eine ausgezeichnet schöne Denkmünze auf den Brand zu Hamburg, (aus dem Metalle der geschmolzenen Thurmgloche geprägt.) — Der Avers zeigt die Peterskirche vor dem Brande, mit der Umschrift: Der Väter frommer Sinn rief Dich ins Leben. 1342 — 1516. — Der Revers weiset die Ruine dieses Gotteshauses nach dem Brande, mit der Umschrift: Vereinte Kraft wird würdig Dich erheben. — Zerstört am 7. Mai 1842. — b) D. Richard Pocoke's klassisches Werk: Beschreibung des Morgenlandes und einiger andern Länder. In drei mit vielen Kupfertafeln gezierten Bänden in gr. 4.

Vom Hrn. Hilbert, bürgl. Glasermeister hier: Das lithographirte Bildniß des verstorbenen k. k. Feldmarschall-Lieutenants, Leonhard Grafen v. Rothkirch und Panthen.

Vom Hrn. Kurzendorfer, k. k. Hauptmann hier: Einen von den Klagenfurter-Freiwilligen im Sommer d. J. zu Ponteba erbeuteten Spieß.

Vom Hrn. Leitner, k. k. Hauptmann beim löbl. Infanterie-Regimente Bar. Prohaska: Eine zu Ossopo erbeutete italienische Fahne. Selbe trägt in Farben aufgetragen die Inschrift: „Comune di Ossopo. Viva l' Italia. Viva Pio IX.", und den Löwen von St. Marcus.

Vom Hrn. Lexer, Studirenden hier, erhielt der Verein das sehr werthvolle willkommene Geschenk von a) 1 schönem silbernen numus barbarus; b) 13 antiken Bronze- und Kupfermünzen; c) 13 kleinen Silbermünzen und 150 Stück Kupfermünzen neuerer Zeit, davon die meisten der Münzsammlung des Vereines neu sind.

Vom Hrn. Josef Lorber, bürgl. Kleidermacher hier: Eine türkische Wasserpfeife und einen türkischen Paß.

Vom histor. Vereine für Oberbaiern zu München: a) Den 9. Jahresbericht dieses Vereines; b) das von demselben herausgegebene Archiv für vaterländische Geschichte, des 9. Bandes 1., 2. und 3. Heft.

Vom Hrn. Johann Prettner, Frh. v. Herbert'schen Fabriksbeamten: 1 türkische Silbermünze, (von der Größe eines Guldenstückes) und 3 kleine silberne Salzburger-Pfennige.

Vom Hrn. Franz Punk, gräfl. Henkel'schen Güter- und Werks-Director zu Wolfsberg: Ein am Fuße des sogenannten Göstlerberges, eines Auslaufers der Choralpe, — beim Steinbrechen 10 Fuß unter der Erdoberfläche am 12. Okt. 1848 aufgefundenes antikes keilartiges Beil aus Bronze.

Vom Hrn. August v. Rainer: Eine alte Münze der Grafschaft Görz.

Vom Hrn. Dr. Franz Xav. Richter, emeritirten Universitäts-Bibliothekar von Olmütz, Ehrenmitglied des historischen Vereines für Kärnten ꝛc.: Das Original-Manuscript eines von ihm verfaßten historischen Aufsatzes, betitelt: Die vier Mosburgen des in Unter-Pannonien, Carantanien und Friaul einst mächtigen Geschlechtes der windischen Wopwoden Privinna, Kozel (Checil oder Hojslo) und Brazlave, und deren Nachkommen, der Grafen Cacellini; ein Beitrag zur Geschichte und Topographie des Mittelalters in Innerösterreich. Dem Kärntner-Vereine für Geschichte gewidmet.

Vom Hrn. Simmettinger, k. k. Fourier beim Kaiser-Jäger-Regimente, zu Innsbruck: a) 1 große viereckige Silbermünze von Wolfgang Theodorich (von Reichenau) Erzbischof zu Salzburg. 1587 — 1612; — b) 1 Siclus Israelis aus Zinn; c) 2 silberne Soldi; — d) 2 antike Kupfermünzen; — e) 15 Kupfermünzen aus neuerer Zeit.

Vom Hrn. Moriz Edlen v. Steffn, k. k. Oberlieutenant: a) 1 Silberstück (5 Lire) der provisorischen Regierung zu Mailand 1848. — Diese Münze von der Größe eines Thalers trägt auf der Avers-Seite die Figur der Italia mit der Umschrift: Italia Libera Dio Lo Vuole; und auf der Revers-Seite zwischen einem Oel- und einem Eichenzweige: 5 Lire itali ane mit der Umschrift: Governo provisorio di Lombardia. Darunter die Jahres-Zahl: 1848. — b) Ein Medaillon aus Bronze (vergoldet), welches auf einer Seite das Bild Pius IX., auf der andern jenes des Sarden-Königs Karl Albert weist.

Vom Hrn. Alois Surgant hier: 33 Kupfermünzen aus neuerer Zeit.

Vom Hrn. Jos. Tobeitz, Gemeinde-Richter und Realitätenbesitzer zu Obermühlbach: a) Ein kleines antikes Postament aus Bronze mit der Inschrift:

NEMNIC
L· BAR· L· L·
FILOCL·D·D

b) Eine eiserne Daumschraube (Torturwerkzeug). — c) 1 antike Bronze-Münze; 1 zerbrochene Silbermünze der alten Grafen von Salluzzo; 1 alten Siclus Israelis, und 1 kleine nicht mehr erkennbare Silbermünze. d) Eine über 1 Klafter tief im Sandboden gefundene Meer-Schnecke.

Vom Hrn. Vigetter, Privat hier: Ein sehr werthvolles Geschenk, bestehend in den zu Brünn erschienenen 129 Bänden der ökonomischen Encyclopädie von Krünitz, — durchgehends im schönen Ledereinbande.

Vom Hrn. Ignaz Zerin, k. k Bezirksaktuar zu Kötschach: Einen im Kloster zu Döllach aufgefundenen Römerstein.

Von vier Ungenannten: A. Das den Aktionären des Salzburger Kunstvereins für das Jahr 1847 gewidmete Vereinsblatt (eine Lithographie: die Sage vom Untersberge darstellend), und den Verlosungsbericht des genannten Kunstvereines für das Jahr 1847. Ferner die vom Hrn. Geschenkgeber als Aktionär des Kunstvereines zu Salzburg gewonnene vom Professor Schaller in München in Gyps modellirte Statue Wieland's (Original).

B. Eine Sammlung von 72 Bildnissen fürstlicher Personen.

C. Den Jahrgang 1847 der Monatblätter zur Augsb. Allg. Zeitung.

D. 3 russische kupferne Kopekenstücke.

Indem der Vereinsausschuß diese patriotischen Gaben dankbarst zur öffentlichen Kenntniß bringt, fühlt er sich erfreulichst verpflichtet, den P. T. verehrten Vereinsmitgliedern für die ungeschwächte edelmüthige Theilnahme an diesem fortwährend kräftig gedeihenden, der Ehre und dem Nutzen des theuren Vaterlandes geweihten und ihm angehörigen Institute, welches auch gegenwärtig den Rücktritt von verhältnißmäßig nur sehr wenigen seiner Mitglieder zu bedauern hat, und insbesondere für die immer gleich bereitwillige großmüthige Leistung der Jahresbeiträge, so wie den geehrten Herren Vereins-Gaucorrespondenten für ihre unermüdete aufopfernde Thätigkeit und Sorgfalt den tiefgefühltem hochachtungsvollsten Dank auszusprechen, und bitter, die bisherige hochherzige Unterstützung und Förderung dem historischen Vereine auch fortan nicht zu versagen.

Vom Ausschusse des historischen Vereines für Kärnten. Klagenfurt am 20. Nov. 1848.

Correspondenz.

In der Nacht vom 17. auf dem 18. November 1848 bemerkten die Arbeiter der gräfl. v. Eggerschen Schmelzwerke zu Traibach am nördlichen Himmel eine ungewöhnliche Röthe, deren Ursache von ihnen einem fernen großen Brande zugeschrieben wurde.

Da in der „Carinthia“ vom 21. Nov. 1848 in einem Artikel aus Obervellach von einem am 17. Nov. 1848 im Möllthale beobachteten Nordlichte Erwähnung geschieht, so ist kein Zweifel, daß die in derselben Nacht zu Traibach beobachtete Erscheinung ein Nordlicht war, welches nach der Aussage der Schmelzarbeiter prachtvoll und großartig gewesen seyn muß.

Dieses Nordlicht ist in Traibach von 10 Uhr Abends bis gegen 3 Uhr Morgens beobachtet worden.

Althofen, am 22. Nov. 1848.

F. M.

Notizen.

Ich bin in der angenehmen Lage (heißt es in einem Artikel des österreich. Corres. aus Triest vom 14. Nov.), Ihnen einen schönen Zug von einem österreichischen Patriotismus zu berichten. Joseph Panz aus Lienz in Tirol gebürtig, Sohn eines Corpsführers unter Andreas Hofer, selbst Brauer von Profession, war im Begriffe über Wien nach Nordamerika zu gehen, wo er sich niederzulassen gedachte. Als er am 26. Oktober vor Wien kam und erfuhr, was da vorging, begab er sich zum Obersten Horwath und sprach in seiner einfachen biedern Weise:

„Ich soll als Brauer nach Nordamerika, da höre ich aber, daß sich unser Kaiser wieder von Wien nach Olmütz flüchten mußte, und bitte um einen Stutzen, um gegen die revolutionären Wiener zu kämpfen.“ Er wurde dem Feldmarsch. Fürsten Windischgrätz vorgestellt, welcher ihn in das 2te Jäger-Bataillon einreihen ließ. Mit demselben kämpfte er nun wacker vom 26. Okt. bis incl. 3. Nov. und zeichnete sich besonders bei der Linie am Währinger Wasserthurme aus, wo er auf einer von seinen Kameraden aus Gewehren gebildeten Leiter der Erste den Wall erstieg und seinen Compagnie-Commandanten Hauptmann Schreiber hinaufhalf, dem er bei dieser Gelegenheit den Arm auskegelte. Eine ihm angetragene Offiziersstelle schlug er aus, „weil er noch nicht gut schreiben könne“ und kehrte nach Triest zurück, von wo er nach Hause gehen will, um gut schreiben zu lernen, dann will er Soldat werden. Er wurde hier dem F. M. L. Giulay vorgestellt, der sehr erfreut war, einen so wackern Patrioten kennen zu lernen und sich eine Stunde lang sehr angelegentlich mit ihm unterhielt. Obige Erzählung wird durch die authentischen Zeugnisse des Obersten Horwath und des Majors Grafen Hoyos vollkommen bestätigt.

Concert-Anzeige.

Wie jährlich, so wird auch heuer der Gesangslehrer des kärntnerischen Musikvereins, Herr Caspar Harm, zu seinem Vortheile ein großes Vocal-Concert und zwar im Vereine mit seinen Schülern und der gefälligen Mitwirkung der hiesigen Liedertafel, veranstalten. Dasselbe ist auf den 15. Dez. l. J. im ständischen Landhaussaale bestimmt, worauf wir die zahlreichen Freunde der Tonkunst unserer Stadt um so mehr aufmerksam zu machen uns veranlaßt sehen, da ausgezeichnete Piecen dazu vorbereitet werden. Unter diesen befindet sich auch das „Lurley-Lied,“ welches von Stürmer für Fanny Lind componirt wurde, — es ist ein Sopran-Solo mit Begleitung eines Männer-Chors. Fräulein Strobl hatte die Güte, davon die Solo-Parthie zu übernehmen.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge I.)

№ 45. Klagenfurt, Dinstag den 5. Dezember 1848.

Politische Streiflichter über Demokratie und Demokraten.

Demokratie, demokratische Verfassung, Volk und Volkssouveränität u. dgl., sind in unsern Tagen sehr beliebte und häufig gebrauchte Ausdrücke geworden. Wer sich auf irgend eine Art bemühte, die Majestät des Volkes zu erhöhen, der hatte — so schien es wenigstens noch vor dem Schlusse der Oktobertage — gewonnenes Spiel, und der Name: „Demokrat“ wurde in eben demselben Maße gepriesen, als der Constitutionell-Gesinnte verlacht, verhöhnt, ja selbst mißhandelt wurde, den man am Ende mit dem Collektivnamen: Schwarzgelb bezeichnete, ohne gerade ängstlich darum besorgt zu seyn, was denn eigentlich darunter zu verstehen sey.

Die Zeiten sind allerdings längst vorüber, wo die Fürsten glauben durften, die Völker seyen ihrerwegen da. Das Fortschreiten des Zeitgeistes konnten sie trotz ihrer absoluten Machtvollkommenheit, die sie früher behaupteten, nicht hemmen, und so mußte wohl geschehen, daß die Völker ihrer unveräußerlichen Rechte sich bewußt wurden, und endlich auch den Muth hatten, das so lange Vorenthaltene selbst mit Ungestüm zurückzufordern. Aber es scheint mit diesen an sich allerdings lobenswerthen demokratischen Bestrebungen dennoch eine größere Sprach- und Begriffsverwirrung eingetreten zu seyn, als gerade zu wünschen ist, und in so ferne dürft' es nicht überflüssig seyn, über diesen Gegenstand auch in diesen Blättern einige Ansichten niederzulegen.

Diejenige Regierungsform ist offenbar der Natur einer Staatsgesellschaft am entsprechendsten, und daher auch die beste, „in welcher jedes Mitglied derselben durch die Gleichberechtigung Aller sich nicht nur seiner Würde als Mensch, sondern auch als integrirender Theil derselben bewußt wird; wo Jeder im Staate fühlen kann, daß die Leitung, welche er von Außen durch die Obrigkeit empfängt, mit dem Gesetze, das er in seinem eigenen Herzen geschrieben findet, übereinstimmt; wo er ferner fühlen muß, daß sein gesetzmäßiges Handeln einen Werth, und die Anstrengung, welche er der Regierung darbringt, ein Verdienst hat, welches nur möglich ist, wenn der Gehorsam nicht ausschließlich erzwungen ist, sondern der bessere Theil derselben auf dem freien Willen beruht; wo endlich, um uns kurz zu fassen, alle jene edleren Eigenschaften in uns geweckt werden, die wir unter dem Namen „Bürgertugend“ begreifen, die allein uns fähig macht, dem Vaterlande, das wir nur dadurch achten und lieben lernen, ein freiwilliges Opfer zu bringen.“

Im Grunde genommen sollte keine Regierungsform von der Gewährung dieser und ähnlicher Vortheile ausgeschlossen seyn, und selbst die monarchische wird nur dann auf der sichersten Grundlage beruhen, wenn sie in weiser Anerkennung seiner Rechte, dem Volke einen Antheil an der Staatsverwaltung gewährt. Alle die genannten Vorzüge schien jedoch bis nun nur die demokratische zu bieten, und so ist es wohl begreiflich, daß die Demokratie in der neuesten Zeit ihre lebhaftesten Vertheidiger fand.

Aber bei der Beurtheilung derselben ging es, wie die Erfahrung gelehrt hat, wie bei vielen anderen Dingen: man betrachtete nur die eine Seite und übersah die andere, und da es im Interesse ihrer Vertreter lag, so stellte man nur die Lichtseite derselben so glänzend als möglich dar, und verhüllte auf sehr künstliche Art ihre Schattenseite. Allerdings gewannen sie durch ein solches Spiel in der Gunst des Volkes, das eben nicht immer geeignet ist, in die Natur eines Gegenstandes tiefer einzudringen; aber früher oder später kame die Täuschung dennoch an's Tageslicht, denn die Nachtheile der Demokratie liegen zu unabweislich in dem Wesen derselben selbst, als daß sie durch irgend ein theoretisches Raisonnement aufgehoben werden könnten. Diese Nachtheile liegen in der Natur

des Menſchen, und ſo lange er dieſe nicht abſtreifen kann, wird es bei aller politiſchen Gleichſtellung keiner Macht auf Erden gelingen, die Folgen abzuwenden, die aus Eitelkeit, Luxus, Herrſchſucht und wie alle andern Leidenſchaften heißen mögen, von denen wir beherrſcht werden, nothwendig hervorgehen müſſen. Dieſe Folgen aber ſind keine andern, als: Partheigeiſt im Innern, Herrſchaft der blinden, veränderlichen Volksgunſt, Herrſchaft des Neides über Verdienſt, Mangel an Einheit und in Folge deſſen Mangel an Schnelligkeit in Ausführung nothwendiger Beſchlüſſe, und daher Schwäche nach Außen u. dergl.

Alle dieſe Nachtheile fließen aus der reinen oder abſoluten Demokratie, wo nämlich die höchſte Gewalt unmittelbar von ſämmtlichen Staatsbürgern ausgeübt wird, im Gegenſatze zur mittelbaren oder repräſentativen durch Stellvertreter, in der jene Mängel zwar gemildert erſcheinen, wo es jedoch weſentlich darauf ankömmt, daß die Regierung der im Volke ſich regenden Kraft innerhalb gewiſſer Grenzen Meiſter bleibe, damit ſie im Stande ſey, über die Leidenſchaften und Vorurtheile deſſelben ſich zu erheben, was bei der abſoluten Demokratie unmöglich iſt, und worin auch der größte Fehler derſelben beſteht.

Beinahe alle Revolutionen der jüngſten Zeit waren mehr oder minder gegen die Souverainitätsrechte der Monarchen gerichtet geweſen, und ſo ſehr man auch bemüht war, die eigentliche Abſicht alles Strebens zu verhüllen, ſo konnte dem Blicke des aufmerkſamen Beobachters doch nicht entgehen, daß daſſelbe, und dieß vorzüglich in Deutſchland, nur darauf gerichtet war, jene Souverainitätsrechte allein auf das Volk zu übertragen. Indem man auf dieſe Art das Recht der Willkürmacht dem Einzelnen in Abrede ſtellte, wollte man es dem Volke zugeſtehen, und beging eben dadurch den ſchreienſten Widerſpruch mit ſich ſelbſt. Niemand wird läugnen wollen, daß dem Volke nach Maßgabe ſeines Wohlſtandes, ſowie ſeiner geiſtigen und ſittlichen Ausbildung in vielen Stücken ſein Antheil an der Conſtituirung der Staatsverfaſſung gewährt werden müſſe; aber es hieße die Ordnung der Dinge geradezu umkehren, wenn wir zweifeln wollten, daß deſſungeachtet das Volk immer dasjenige iſt und bleibt, was beherrſcht werden muß, ſey es nun in Form einer abſoluten, oder conſtitutionellen Monarchie, oder durch Obrigkeiten, die es ſich ſelbſt ſetzt. Ginge man weiter, und würde die Souverainität des Volkes dahin deuten, daß es nach Belieben in jedem Momente einzelne Akte der Staatsgewalt ausüben, daß es die Verfaſſung nach ſeiner ohnedieß ſtets waudelbaren Laune umſtürzen, ſeine Obrigkeiten vertreiben und Andere an ſeine Stelle ſetzen dürfe, ſo würde geſchehen, was ſich in den Oktobertagen in Wien ereignet hat, wo das ſouveraine Volk den ihm mißliebigen Kriegsminister ermordete, welche That der Reichstag kein Bedenken trug, „eine bedauerliche Selbſthilfe“ zu nennen.

Wenn man behauptet, die Fürſten ſeyen der Völker wegen da, ſo muß dieſer Satz doch irgend eine praktiſche Anwendbarkeit haben, ſonſt gehört er in die Reihe jener theoretiſchen Wortſpiele, mit denen man gerne tändelt, um am Ende durch ſie nichts zu ſagen. Welche Anwendung aber kann von ihm in ſtaatsrechtlicher Beziehung gemacht werden? Welche Bedeutung kann in ihm liegen? Offenbar keine andere, als daß das Volk in der Perſon des Monarchen eine oberſte Gewalt beſtellt und anerkennt, und daß es demſelben eine Macht über ſich ſelbſt einräumt. Durch die freiwillige Anerkennung dieſer Gewalt, geſtützt auf die unbeſtrittene Ausübung ſeiner Rechte, wird dieſelbe auch rechtsbeſtändig, und das Volk, von dem dieſe Delegation ausgeht, hat keinen rechtmäßigen Grund mehr, ſich ohne dringende Noth dieſer oberſten Gewalt zu entziehen. Obgleich Quelle und Zweck derſelben, iſt daher, wenn dieſe Anerkennung einmal ſtatt gefunden hat, „jeder fernere einzelne von dem Volke unmittelbar vorgenommene Akt des Regierens, der Rechtspflege und der Geſetzgebung ein Gewaltſtreich, und für diejenigen, die ihn ausüben, in der Regel ein Verbrechen.“ Bleibe demnach ein Volk innerhalb dieſer von ihm ſelbſt gezogenen Grenzen, ſo mag auch in dieſem Sinne immerhin von einer Souverainität deſſelben die Rede ſeyn, und jeder von uns, wenn er auch nicht den Namen eines Demokraten an der Stirne trägt, wird gerne und ungeſcheut einer ſolchen Souverainität ſeine Huldigung darbringen.

Nach dem bisher Geſagten, ſo wenig umfaſſend es auch iſt, leuchtet demnach von ſelbſt ein, daß zwiſchen einer Demokratie in der eben angegebenen Bedeutung und einer conſtitutionellen Verfaſſung, wie ſie den Völkern Oeſterreichs bereits gewährt iſt, und von dem Reichstage zu erwarten ſteht, kein Unterſchied obwaltet. Das Volk hat durch ſeine Stellvertreter ſeinen wohlbegründeten, rechtlichen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten, und indem es ſich ſeine Geſetze ſelbſt vorſchreibt, erkennt es in der Perſon eines Einzigen, mithin in der Perſon ſeines Monarchen, die höchſte Executivgewalt, der es Gehorſam zu leiſten ſchuldig iſt, wenn nicht Alles in Trümmer gehen ſoll.

Man hat demnach von Anbeginn her von Seite derjenigen, die ſich bis nun zu Volksführern aufgeworfen haben, ein großes Unrecht begangen, daß man den Unterſchied zwiſchen Demokraten und Conſtitutionellen ſo ſehr zu verdächtigen, und die Letzteren auf jede mögliche Art zu brandmarken ſuchte. Was ſie auch immer behaupten mögen, es wird ihnen ſtets ſchwer, ja vielleicht unmöglich ſeyn, zu beweiſen, daß

beide im Principe nicht einverstanden waren. Das Abweichende zwischen ihnen lag einzig und allein nur in der Form der Durchführung derselben. Und die Einen darum zu tadeln, und in der öffentlichen Meinung zu erniedrigen, weil sie das Ziel unseres ganzen politischen Strebens, die Reorganisation unseres Staates auf dem sicheren Wege der ruhig fortschreitenden geistigen Entwickelung wünschten und verlangten, ist das zweite große Unrecht der Andern. Die Anarchie, zu der das Gegentheil führte, liefert den Beweis dafür. Noch länger zweifeln wollen, daß Alle das Beste wünschen, wäre Verrath an dem Volke selbst, dessen Rechte sie zu schützen vorgeben!

Josef Wagner.

Die französische Umsturz-Parthei.

In der „Grazer Zeitung“ Nro. 226 l. J. wurde die Bemerkung gemacht: Es sey noch schwer, mit Bestimmtheit zu sagen, welcher der wahre und letzte Zweck jener Gesellschaft sey, die ihren Hauptsitz und ihre größte Macht in Frankreich hat, und ganz Europa aus den Fugen zu bringen droht.

Nun bringt dieselbe Zeitung Nro. 252 mit der Chiffer * * Tr. einen Aufsatz, der diese Bemerkung zu beantworten sich gestellt hat, der des Wahren und Treffenden sehr viel enthält und durch seine klare Darstellung die Irrthümer so mancher Anschauung erhellen dürfte. Wir theilen selben unsern Lesern hier vollständig mit.

„Daß eine solche Gesellschaft wirklich besteht und daß dieselbe Verzweigungen nach Deutschland, Oesterreich und Italien hat, bedarf keines neuen Beweises. Jedermann kennt sie unter dem Namen der französischen Propaganda. Der nächste Zweck dieser Gesellschaft ist der Umsturz des österreichischen und der deutschen Throne, nachdem jener zu Paris ihren Anstrengungen bereits erlag. Niemand wird in Abrede stellen können, daß es für uns von der höchsten Wichtigkeit ist, auch den letzten Zweck der Propaganda zu kennen; denn Jeder, welcher dem Republikanismus huldiget, sey es nun aus Eitelkeit oder Gewinnsucht, oder weil er zu wenig Scharfsinn besitzt, die Nichtigkeit der falschen Lehren, welche man ihm beibringt, zu durchblicken, wird unbewußt ein blindes Werkzeug dieser Gesellschaft, wenn er den endlichen Zweck derselben nicht kennt; ja selbst ganze Völker, durch irgend einen Trug fanatisirt, werden sich mit dem Glauben in's Verderben stürzen, daß sie ihr Blut für eine heilige Sache einsetzen, während sie doch bloß dem Zwecke jener Gesellschaft dienen. Da gegenwärtig ein Moment der Ruhe eingetreten ist, geeignet zur Ueberlegung, so dürfte es an der Zeit seyn, zu versuchen, den letzten Zweck der Propaganda zu enthüllen. — Es ist eine historische Thatsache, daß Frankreich schon seit Jahrhunderten der heftigste und gefährlichste Feind Deutschlands und Oesterreichs ist. Dem unruhigen französischen Blute sind die Grenzen des eigenen Landes viel zu enge. Nun bieten aber die Pyrenäen im Süden nichts Lockendes, auch findet die französische Eroberungslust in der Unbeugsamkeit des stets kampfertigen Spaniers ein zu starkes Gegengewicht, als daß der gallische Hahn noch einen Flug in die iberische Halbinsel wagen möchte. Im Westen und Südosten bildet das Meer die unabänderliche Grenze; der Nord aber und der Nordost locken mit reicher und — wie Deutschland und Italien es bereits bewiesen haben, ja ersteres durch Elsaß und Lothringen es noch beweiset — auch gefügiger Beute; allein hier hält Oesterreich mit Deutschland die Wache, und beide sind daher schon seit Jahrhunderten der Gegenstand des französischen Grimmes gewesen. Bis zum Jahre des Heiles 1848 waren wir uns recht wohl bewußt, daß jeder Wind aus Frankreich kommt, wenn er für uns schlecht bläst; da man uns diese geschichtliche Wahrheit plötzlich vergessen machen will, so ist es nothwendig, sie um so lebhafter ins Gedächtniß zurückzurufen.“

„Jedem Denker muß es auffallen und mit Besorgniß erfüllen, daß die Propaganda sich so große Mühe gibt, Dasjenige auch in Oesterreich und Deutschland zu bewirken, was ihr selbst in Frankreich gelang, nämlich den Umsturz der Throne. Brüderliche Theilnahme an dem Geschicke Deutschlands und Oesterreichs ist es gewiß nicht, daß Paris republikanische Horden nach Deutschland schleudert, damit sie hier den Bürgerkrieg eröffnen, und bewaffnete Banden nach Italien sendet, so oft die Wälschen sich gegen Oesterreich empören. Warum macht die französische Umsturzpartei nicht auch Propaganda in der Türkei? Warum rüttelt sie nicht an den Thronen von Dänemark, Schweden, Holland und selbst Belgien? Würde nicht der freie deutsche Rhein für Frankreich nothwendig seyn, und würde nicht Italien prächtige Provinzen für die französischen Proconsuln bieten, so würden gewiß auch Oesterreich und Deutschland vor der Propaganda Ruhe haben. Zwar müssen Belgien und Holland ihrer Lage nach mit gierigen Blicke von Frankreich betrachtet werden; allein beide schwimmen diesem mit dem freien Rheine von selbst in's Netz, wie der flüchtigste Blick auf die Landkarte uns belehrt, und es ist daher überflüssig, ihnen schon jetzt einige Aufmerksamkeit zuzuwenden.“

„Da die Parthei, welche Propaganda macht, im Februar zu Paris den Thron gestürzt hat, so mußten die hervorragendsten Mitglieder derselben an die Spitze der Regierung gekommen seyn, denn jede politische Parthei setzt ihre Häupter an das Staatsruder, wenn sie

den Sieg erringt. Um daher den wahren Zweck der Propaganda zu ergründen, muß die Politik der nach Ludwig Filipps Flucht in's Leben getretenen provisorischen Regierung beleuchtet werden. Hören wir, was sie selbst darüber zu den Deputirten Frankreichs sagte, als am (6. Mai d. J.) die Nationalversammlung eröffnet wurde. Bei dieser Gelegenheit las nämlich Lamartine eine Rede vor, worin die auswärtige Politik der provisorischen Regierung durch folgende Stelle näher bezeichnet wurde: „Zu dem Auslande sprachen wir „Worte der Freundschaft und Versöhnung, aber wir verfolgen mit Kraft die Politik unserer Ideen. Diese „Politik machte bedeutende Rüstungen nothwendig; wir „bildeten vier große Armeen, unsere Flotte ging unter „Segel. Die Demokratie wird das Princip der Regierung. Alle zufrieden und glücklich zu machen, das ist unser Zweck.“ Bei dem nämlichen Anlasse erfreute Lamartine in einer anderen Rede die Nationalversammlung durch die Versicherung, es sey vorgesorgt worden, daß die französischen Heere nicht mehr aus jenen Stellungen werden verdrängt werden können, welche die Nation ihnen anweisen werde. Kann man deutlicher aussprechen, daß die Versicherungen der Freundschaft, welche dem Auslande gegeben wurden, nichts als blauer Dunst gewesen? Die französischen Ideen sind bekannt, nämlich der Rhein und Italien sammt weiterem vielen Zugehör sollen gute Prisen werden, weil sie für Frankreich weit nützlicher seyn würden, als Algier oder sonst eine kostspielige Eroberung. Das alte Königthum in Frankreich hatte diese Idee, die erste französische Republik ebenfalls, das Kaiserthum wußte sie glänzend zu realisiren, und kann daher Jemand im Ernste glauben, daß die neue Republik bescheidener in ihren Wünschen seyn werde? Gewiß nicht, am allerwenigsten aber darf eine solche Bescheidenheit von der Umsturzpartei in Frankreich erwartet werden; denn wenn nicht, wie es z. B. in Nordamerika der Fall war, die Verletzung der heiligsten Interessen ein Volk zum Aufstande nöthiget, so können nur die Laster der Herrschsucht, Eitelkeit und Habsucht zu Revolutionen verleiten. Daher hat auch die provisorische Regierung in Paris jeder Versicherung der Freundschaft und Versöhnung als conditio sine qua non die Freigebung Italiens angehängt. Das Manöver, welches die hervorragendsten Mitglieder der französischen Umsturzpartei mit Königreichen versorgen sollte, war merkwürdig genug, um noch einmal überblickt zu werden. So lange Rußland nicht der entschiedene Feind von Deutschland und Oesterreich ist, werden die französischen Waffen keine bleibenden Erfolge in Italien und Deutschland erkämpfen. Selbst die Macht eines Napoleon wurde in Rußland gebrochen, und jeder kriegskundige Politiker Frankreichs wird daher unablässig darauf bedacht seyn, zwischen Rußland und Deutschland für ewige Zeiten Feindschaft zu stiften. Und wird nicht in der That schon seit vielen Jahren nach Kräften gearbeitet, diese Feindschaft zu Stande zu bringen? Alle erdenklichen Mittel sind angewendet worden, um ganz Deutschland gegen Rußland zu erbittern. Vorzüglich wurde die deutsche Leichtgläubigkeit durch das Gespenst des Panslavismus ausgebeutet, für welchen Rußlands Emissäre in den slavischen Provinzen Mittel-Europa's in zahlloser Menge thätig seyn sollten. Kaum war daher die Preßfreiheit errungen, so brach der Sturm gegen Rußland auf eine so unbesonnene Weise los, daß jeder deutsche und österreichische Patriot, welcher das gemachte Wüthen gehörig zu würdigen wußte, mit banger Sorge den Wirkungen dieses erbaulichen Concertes entgegensah. Doch glücklicher Weise schien Rußland der Sache auf den Grund zu sehen und entschlossen zu seyn, nur im äußersten Falle seine Waffen gegen ein Volk zu kehren, welches bloß im Fieberwahne die Schlachtfelder vergessen konnte, wo Tausende von Moskowiten verblutet en, um den deutschen Nachbar die fränkische Zwingherrschaft abschütteln zu helfen. — Ich will nicht in Abrede stellen, daß unsere Politik mit jener Rußlands bezüglich der Donaufürstenthümer sich kreuzt; allein durch ein Benehmen, wie Deutschland es nach den Märztagen eingeschlagen hat, werden wir nur um so schneller das Gegentheil von dem herbeiführen, was wir verhüten wollen?“

(Schluß folgt.)

Notizen.

— Am 17. Nov. Nachmittags 4 Uhr wurden in München Schwanthaler's Reste zu ihrer Ruhestätte geleitet. Die Theilnahme der ganzen Einwohnerschaft an dieser traurigen Feier war eine so lebhafte und außergewöhnliche, wie sich bei der allgemeinen Verehrung und Liebe, die der große Künstler genoß, erwarten ließ. Zöglinge der Akademie (Schwanthaler gehörte ihr bekanntlich seit lange als Professor der Bildhauerkunst an) trugen den mit einem Lorberzweig, Kränzen, und zahlreichen Orden-Insignien geschmückten Sarg. Ihm folgten die Professoren der Akademie, Staatsbeamte, Künstler, Gelehrte und Bürger, Leidtragende jeden Ranges und Standes in kaum übersehbarem Zuge nach. Die Beisetzung erfolgte vorläufig bis zur Vollendung der Gruft, die, wie man sagt, König Ludwig für Schwanthaler auf dem neuen Friedhofe herstellen läßt, in dem Gruftgewölbe des Dom-Capitel. Nachdem der Geistliche den kirchlichen Act mit einer kurzen Rede zum Andenken des edlen Todten beschlossen, richtete Hr. Maler Teichlein einige ergreifende, kräftige Worte an die „Freunde und Kunstgenossen“, und mahnte in der ernsten Stunde und in der ernsten Zeit, in der wir leben, zum muthigen Ausharren in dem großen Kampfe des Geistes, den Schwanthaler wie Wenige ausdauernd gekämpft, an den Kampf mit all jenen Hemmnissen, mit denen die trübe irdische Welt vorzugsweise die zur Kunst Berufenen umschließt. Als er geendet, tönten die Trauergesänge der Liedertafeln weit über die stillen Räume des Friedhofes hin; die aufgehäuften Fackeln loderten hoch auf in den dämmernden, winterlichen Abend; in schweigender Rührung zerstreute sich die Menge. Wie wir hören, hat Schwanthaler durch eine letztwillige Anordnung in dem von ihm erbauten Museum, das die Modelle seiner bedeutendsten Arbeiten enthält, der Akademie der bildenden Künste in Baiern ein Vermächtniß hinterlassen, das für die Kunst und München von unschätzbarem Werthe ist.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge I.)

№. 46. Klagenfurt, Sonnabend den 9. Dezember 1848.

Ueber Fideicommisse.

In der „Carinthia“ vom 21. Novemb. d. J. Nr. 41 wird in einem Artikel die Behauptung aufgestellt: der von der Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. gefaßte Beschluß, daß die Familien-Fideicommisse aufgehoben sind, sey eigentlich blos durch bürgerlichen Partheisinn und weniger durch volkswirthschaftliche Rücksichten herbeigeführt worden, indem die Aufhebung derselben nicht nur kein wahres Volksbedürfniß sey, sondern im Gegentheil ein fideicommissarisch gesichertes Familiengut somohl die Boden- als Waldkultur begünstige und die Bodenzersplitterung beschränke, als auch für die Nachkommenschaft der Besitzer von Fideicommißgütern von unberechenbarem Nutzen sey.

Da die Aufhebung der Familienfideicommisse auch in dem Entwurf der Grundrechte für Oesterreich beantragt ist, und selbe vielleicht in Kürze im Reichstage zur Berathung kommen dürften, so möge es uns erlaubt seyn, auch unsere Meinung hierüber auszusprechen. Wir glauben nämlich, ganz im Gegensatze mit den Ansichten des Herrn Verfassers des obigen Artikels den Grundsatz aussprechen zu dürfen: die Aufhebung der Familienfideicommisse werde keineswegs blos durch bürgerlichen Partheisinn herbeigeführt, soudern selbe sey im Interesse der Volkswirthschaft zur Nothwendigkeit geworden. Denn wenn man allgemein dem Grundsatz Rechnung getragen hat, daß alle auf Grund und Boden haftenden Lasten, und die den freien Verkehr mit denselben hemmenden Vorschriften zum Gesammtwohle aufgehoben werden müssen, so hat man andererseits auch anerkannt, daß das Anhäufen großer Grundbesitzungen, welche dem allgemeinen Verkehr entzogen werden, dem Gesammtwohle nur nachtheilig sey, und die meisten Staaten sind schon seit Jahren zur vollen Ueberzeugung gekommen, daß ihre Kraft und Stütze nicht in einem reich begüterten Adel, nicht in den Privilegien einer Kaste, sondern nur allein im Volke liege, daher ihre Gesetze nur das Wohl der Gesammtheit bezwecken sollen.

Zudem glauben wir, daß durch das Institut der Familienfideicommisse der alte Glanz des Adels nicht gerettet und erhalten werden könne, indem durch selbe wohl ein sieches Dahinschleppen, nicht aber ein thatkräftiges Leben des Adels begründet wird, wohl aber lehret die tägliche Erfahrung, daß das Fortbestehen der Familienfideicommisse der Volkswirthschaft, und somit dem Gesammtwohle nur schädlich sey, denn es liegt am Tage, daß gerade bei den Fideicommißgütern die Boden- und insbesondere die Waldkultur statt befördert, größtentheils nur verwahrlost wird. — Wer wird wohl in Abrede stellen können, daß — und zwar besonders bei den größern Familienfideicommissen (um welche es sich wohl vorzugsweise handeln muß, da die kleinern weder den Glanz noch den Einfluß des Adels erhalten können) — die oft ausgedehnten vielen Gebäude nur in soferne und auch nur dann nothdürftig eingehalten werden, wenn sie dem Besitzer entweder nothwendig sind, oder doch einen entsprechenden Nutzen abwerfen? wer wird es widersprechen können, daß die oft sehr ausgedehnten und wegen ihrer großen Entfernung, besonders in Zukunft, wo keine Roboten mehr bestehen, in eigener Regie nicht zu bearbeitenden Grundstücke immer in Pachtung überlassen werden müssen, was bekanntlich die Bodenkultur nicht befördert? wer wird es endlich läugnen wollen, daß insbesondere die Waldungen von dem Fruchtnießer über die Ertragskräfte benützt werden, und dann für die künstlichen, freilich mit großen Auslagen verbundenen Kulturen, wenig oder gar nichts gethan, soudern alles nur der lieben Natur überlassen wird. — Eine solche, der wahren Volkswirthschaft geradezu widersprechende Benützung der Fideicommißgüter liegt aber auch zu sehr im Interesse des jeweiligen Besitzers, als daß er davon abgehen sollte, und sie kann selbst durch die Fideicommißbehörden nur sehr selten, nie aber mit dem gewünschten Erfolg verhindert werden.

Wie soll man wohl von einem Fruchtnießer erwarten, daß er den Ertrag seines, besonders bei Erschöpfung des vererungsfähigen Drittels, ohnehin oft sehr schmalen Fruchtgenusses dazu verwende, Gebäude im guten Stand zu erhalten, die weder für ihn, noch für seine Nachkommen einen Werth haben, weil sie nichts eintragen? daß er die Grundstücke mit Aufopferung eines sichern Ertrages zum eigenen Nachtheil selbst bearbeite, blos um selbe seinen, ihm oft nicht gar besonders am Herzen liegenden, oft auch unbekannten Nachfolgern in gutem Kulturzustande zurückzulassen? — wie soll man endlich erwarten, daß er den Erlös aus den Waldabstockungen dazu verwende, um durch künstliche Kulturen, die bedeutende Auslagen und jahrelang eine verstärkte Waldaufsicht erfordern, seinen Nachfolgern nach 80 bis 100 Jahren wieder einen Ertrag zu sichern?

Dieß gilt insbesondere bei Fideicommißbesitzern, die entweder gar keine, oder doch keine nach dem Fideicommiß-Institute zur Nachfolge berufene eheliche Nachkommenschaft haben.

Wie ganz anders muß es mit der Boden- und Waldkultur dann werden, wenn das Band der Fideicommisse gelöst ist, wenn der Besitzer dieser Güter weiß, daß alles, was er auf die Erhaltung und Verschönerung der Gebäude verwendet, dadurch ihm zu Guten kommt, daß der Werth derselben sich für ihn steigert, daß Gebäude, welche für das Fideicommiß nur einen geringen, oder oft gar keinen Werth haben, für ihn doch verwerthet werden können, — daß er seine Grundstücke, wenn er sie besser bearbeitet, auch höher verwerthen, die entfernteren oder zu sehr zerstreuten entweder verkaufen, oder mit näher gelegenen vertauschen und so seinen Besitzstand besser aronditen kann, — daß er für die auf die Waldungen verwendeten Kulturskosten durch den jährlich sich erhöhenden Werth des jungen Nachwuchses auch entschädigt wird.

Es muß daher auch in Abrede gestellt werden, daß die landwirthschaftliche Wohlhabenheit gerade dort vorhanden sey, wo Majorate bestehen, und der Kulturszustand in jenen Ländern, wo schon lange keine Majorate mehr bestehen, spricht offenbar für unsere Behauptung. Wie durch die Aufhebung der Familien-Fideicommisse dem Bauernstande eine empfindliche Wunde geschlagen werden soll, will uns nicht einleuchten, da dieselbe keine unverhältnißmäßige Belastung oder Zerstückelung seines Grundbesitzes zur Folge haben kann; eben so wenig ist uns klar, wie durch diese Maßregel dem Proletariate Thür und Thor geöffnet und die Vermehrung und Verarmung des Adels herbeigeführt werden soll, man müßte denn annehmen, daß, im Gegensatze zu dem Bauernstande, der nun ganz frei wurde, gerade der Adel eines so strengen Bevormundung oder Einschränkung bedürfe, um nicht alle seine Güter zu versplittern oder zu verkaufen.

Daß, wenn nach den französischen Kriegen die Fideicommisse aufgehoben worden wären, zahlreiche Familien verarmt und der große Grundbesitz in die Hände weniger Geldmänner gekommen wäre, hat die Erfahrung nicht bewiesen, denn hat doch unsere, früher gewiß aristokratische Regierung gerade nach diesen Kriegen, die während derselben von dem Eroberer aufgehobenen Familien-Fideicommisse nirgends mehr hergestellt; so z. B. wurde durch das Hofdekret vom 19. Oktober 1816 erklärt, daß die in Tirol und Vorarlberg, und durch ein späteres Hofdekret, daß die im Salzburger- und Innkreise und endlich, durch das Hofdekret vom 6. September 1819, daß die in der nunmehr wieder zum Görzer Kreise gehörigen, am rechten Isonzo-Ufer gelegenen Gebietstheile, welche dem Königreiche Italien einverleibt waren, unter der früheren Regierung aufgehobenen Familien-Fideicommisse nicht mehr hergestellt werden, und nur für die illyrischen Provinzen und überhaupt jene Gebietstheile, wo das französische Dekret von Antwerpen am 30. Sept. 1811, Artik. 44, — vermöge welcher die Substitutionen jener Art, welche durch den Code Napoleon verboten sind, vom 1. Januar 1812 an aufgehoben wurden, wurde durch das Hofdekret vom 8. August 1817 ausnahmsweise bewilligt, daß selbes nur in so ferne von Wirksamkeit sey, als sich mit dem letzten Besitzer des Fideicommisses bis zur Einführung der österreichischen Gesetzgebung am 1. August 1814 eine Besitzveränderung wirklich ergeben hat. — Doch sind die befürchteten Verarmungen dieser Familien deßhalb nicht eingetreten.

Daß aber gerade der Adel als solcher, und insbesondere im Besitze der Fideicommißgüter für die Landeskultur am besten sorge, müssen wir sehr bezweifeln, so wie es nicht erwiesen seyn dürfte, daß selbe durch die sogenannten Geldmänner verwahrlost werde, da ja doch auch der reich begüterte Adelige zum Geldmanne werden kann.

Wir halten demnach die Aufhebung der Familien-Fideicommisse für eine im Interesse der Volkswirthschaft nothwendige Maßregel, weil nur dadurch die vielen und ausgedehnten Grundbesitzungen der Fideicommißgüter mit wahrem Nutzen bearbeitet und selbe dem allgemeinen Verkehr wieder rückgegeben werden.

O. N.

Die franzöſiſche Umſturz-Parthei.

(Schluß.)

„Während Rußland verdächtiget und gelaſtert wurde, ſuchte man auf alle Weiſe die Sympathien des deutſchen Volkes für die Polen zu erregen, und die Sache gelang wunderbar, es waren wirklich die ſchönſten Hoffnungen vorhanden, daß die gemüthlichen Deutſchen aus Liebe zu den Polen ſich von den Ruſſen decimiren laſſen werden. Ganz Deutſchland öffnete die Arme, um den Polen den Bruderkuß zu geben, doch ſiehe da, man hatte außer Acht gelaſſen, daß der politiſche Katechismus der Letzteren in Paris aufgelegt wird, und ein großes Capitel darin Haß gegen Deutſchland prediget. Der Bruder Pole verſtand dem zu Folge die Sache ganz conträr, und antwortet mit Fauſtſchlägen, welche den Polen-Enthuſiasmus ſchnell wieder ein Ende machten. Vergebens hielt daher Lamartine geiſtreiche Reden, worin er nachwies, daß Polen nur durch Deutſchland frei werden könne, dem deutſchen Michel war durch die polniſchen Freundſchaftsbezeugungen das Gehör gänzlich verſchlagen worden.

Allein nicht blos der Polen wegen kann Deutſchland mit Rußland ſich überwerfen, ſondern auch durch den Umſturz der deutſchen Throne muß es zwiſchen dieſen beiden zum Bruche kommen, und hieraus iſt erklärlich, daß Deutſchland ſich durchaus zur Republik geſtalten ſoll. Die Kraft, mit welcher dieſes Hauptproject der Politik franzöſiſcher Ideen verfolgt wird, iſt in der That erſtaunlich groß, und es ſteht wirklich zu befürchten, daß Deutſchland zu Nutz und Frommen der franzöſiſchen Umſturzparthei einen Selbſtmord verüben werde.

So lange endlich Oeſterreich und Deutſchland feſt zuſammen halten, darf Frankreich ſich noch immer nicht ganz ſichere Hoffnungen machen auf Italien und den freien deutſchen Rhein, wird Oeſterreich zertrümmert, ſo wird auch die bisherige Verbindung mit Deutſchland gelöſet und Frankreich hat gewonnenes Spiel. Zwei Feinden, wie Rußland und Frankreich, kann Deutſchland und das Chaos der Nationalitäten des todten Kaiſerthums nicht mehr widerſtehen. Hieraus erklärt ſich, warum mit ſo beiſpielloſer Wuth auf den Untergang Oeſterreichs hingearbeitet wird.

Werden dieſe Thatſachen mit dem Umſtande in Verbindung gebracht, daß wir in den öffentlichen Verhandlungen der proviſoriſchen Regierung die Revolutionen der Märztage und andere wichtige Momente der deutſchen und öſterreichiſchen Bewegung unzweifelhaft ſchon zu einer Zeit angedeutet fanden, wo die Nachrichten über die betreffenden Thatſachen noch nicht nach Paris gelangt ſeyn konnten, was offenbar eine Verbindung mit unſeren Revolutionsmachern vorausſetzte; wird erwogen, daß Lamartine ſo gerne die Verſicherung im Munde führte, er halte zwar die republikaniſche Regierungsform für die beſte, allein er verſchwähe es, bewaffnete Propaganda zu machen, was deutlich genug verräth, daß die nicht bewaffnete Propaganda der Lieblingsgegenſtand ſeines Denkens und Handelns war; wird bedacht, daß die proviſoriſche Regierung in Paris ungeachtet der Geldnoth, an welcher Frankreich litt, große Kriegsrüſtungen zu einer Zeit machte, wo Oeſterreich und Deutſchland ſo in Ohnmacht verſunken waren, daß ſie dieſe Rüſtungen nur durch die kriegeriſche Haltung motiviren konnte, welche das kleine Belgien (!) angenommen haben ſollte, und wird endlich nicht überſehen, daß die Verſicherung Lamartine's, es ſey vorausgeſagt worden, daß die franzöſiſchen Heere künftig nicht mehr aus den ihnen angewieſenen Stellungen verdrängt werden können, nur dann keine elende Prahlerei war, wenn die proviſoriſche Regierung ſelbſt, oder durch ihre Helfershelfer dergeſtalt an dem Ruine Deutſchlands und Oeſterreichs gearbeitet hatte, daß Lamartine überzeugt war, Oeſterreich und Preußen werden aus der Liſte europäiſcher Großmächte geſtrichen werden, die Politik Frankreichs und Rußlands werde künftig Hand in Hand gehen, und nie mehr eine deutſche Macht ſich zu einer, den franzöſiſchen Heeren imponirenden Bedeutung erheben, ſo ergibt ſich nothwendig der Schluß, daß das letzte Ziel der franzöſiſchen Umſturzparthei kein anderes ſey, als Frankreich in den Genuß jener Güter zu verſetzen, deren Vortrefflichkeit es ſchon einmal verkoſtete, welche es ſeit dem Jahre 1815 ſchmerzlich entbehrte, und durch deren abermaligen Beſitz Alle (nämlich Alle, der Umſturzpartei angehörigen Kinder der großen Nation, nicht aber etwa auch der gute deutſche Michel oder ſonſt eine dritte Perſon) zufrieden und glücklich werden ſollen.

Den franzöſiſchen Herren war dabei eine ziemlich friedliche Miſſion zugedacht; denn während Deutſchland ſich gegen Rußland aufrieb, ſollten die franzöſiſchen Armeen (unter dem Vorwande der Hilfeleiſtung) nicht etwa nach ruhmvollen Kämpfen, ſondern in behaglicher Sicherheit blos jene Stellungen einnehmen, welche ſie nach dem Ermeſſen der proviſoriſchen Regierung nothwendig einnehmen mußten, wenn Alle zufrieden und glücklich werden ſollten. Dieſe Idee entſprach ganz dem Charakter von Individuen, welche ihre eigenen theueren Perſonen zwar der höchſten Stellen im Staate

vollkommen würdig erachten, jedoch keineswegs jene Eigenſchaften in ſich vereinen, durch welche ſie denſelben dauernd erwerben konnten, und für welche daher ein genialer General wie Napoleon ein wahrer Gräuel iſt. Ein ſolch' gefährlicher Menſch durfte gar nicht Gelegenheit erhalten, auf der Oberfläche zu erſcheinen, und den Herren Wählern in Paris die Früchte ihrer weltbeglückenden Thätigkeit zu rauben. Nicht der Armee, ſondern nur der Propaganda ſollte Frankreich die neuen Eroberungen zu verdanken haben.

Gegenwärtig hat die Umſturzparthei allenthalben bedeutende Schläge erlitten. In Frankreich ſelbſt bildet dieſe Parthei weitaus die Minorität, und ſie mußte daher, ſo wie einmal die Nationalverſammlung ins Leben getreten war, die in den Tagen des Februar durch Liſt, Trug und kecke Gewalt uſurpirte Macht um ſo ſchneller wieder verlieren, je größer das Verderben war, in welches ſie das eigene Vaterland dadurch geſtürzt, daß ſie die Regierungs- und Verwaltungsangelegenheiten ganz unfähigen und gewiſſenloſen Beamten in die Hände gegeben, mit dem Staatseinkommen heillos gewirthſchaftet, und die unterſten Volksſchichten in Paris durch ihre hirnverrückten Lehren und unrealiſirbaren Verſprechungen dergeſtalt demoraliſirt hatte, daß ſie dieſelben ſelbſt nicht mehr zu beherrſchen vermochte. Vergebens ſtößt jetzt Ledru-Rollin in die Kriegstrompete, denn die größtentheils monarchiſch geſinnte Majorität Frankreichs denkt in gegenwärtigem Augenblicke an keinen anderen Krieg, als an jenen, welchen ſie mit ihrer eigenen Umſturzparthei zu führen hat. Vergebens wirbt jenes italieniſche Schwert, nicht minder auch das republikaniſche Venedig zu Paris um Hilfe gegen Oeſterreich, denn Frankreich ſcheint nicht geſonnen zu ſeyn, die ſogenannten Brüder ſeiner eigenen inneren Feinde zu unterſtützen. Inzwiſchen iſt dadurch die Gefahr für Oeſterreich und Deutſchland noch keineswegs beſeitigt, wenn ihre verblendeten Söhne hartnäckig die Bahnen verfolgen, welche ihnen von der franzöſiſchen Propaganda vorgezeichnet worden ſind. Frankreich wird in dieſem Falle gewiß, und zwar auf ziemlich ehrenhafte Weiſe, von Deutſchland und Oeſterreich Entſchädigung für das Unheil empfangen, welches ihm von der eigenen Umſturzparthei zugefügt wurde. In dieſem Anbetrachte haben die franzöſiſchen Wähler noch immer einigen Anſpruch auf die politiſche Achtung, weil ihr Beſtreben wenigſtens in Bezug auf die äuſſere Politik wirklich patriotiſch iſt. Was ſollen wir aber von den deutſchen Demagogen ſagen? — Gehen dieſe blind in das ausgeworfene Netz, ſo ſind ſie die bedauerungswürdigen Dupe's ihrer größten politiſchen Feinde; ſie gleichen den betrogenen Trojanern, welche ihre Stadtmauern durchbrachen, um das hölzerne Pferd, jenes verderbenſchwangere Geſchenk ihrer Feinde, mitten unter ſich bringen zu können. Wiſſen ſie aber, welcher furchtbaren Gefahr ſie das Vaterland durch ihr Treiben ausſetzen, ſo ſind ſie die ſchwärzeſten Verräther, welche je ein Land gezeugt, und keine Sprache iſt im Stande, jene Verachtung auszudrücken, welche ihr ſchändliches Beginnen verdient."

Notizen.

In einer Verſammlung von Freunden der Naturwiſſenſchaften am 24. Nov. 1848 in Wien las Bergrath Haidinger einen Brief des Hrn. Franz Melling zu Vordernberg vor, worin ihm dieſer die Reſultate ſeiner Forſchungen über die geſchichteten Porphyre von Raibl bekannt macht. Nach deſſen Anſicht ſind ſelbe in zwei Arten zu unterſcheiden, von denen eine aus der Tiefe der Erde emporbrang, die andern aus Reibungs-Conglomeraten durch ſpätere Schmelzung entſtanden; alle übrigen unter dem Namen Porphyre vorkommenden Geſteine ſeyen nur Conglomerate von Porphyr-Bruchſtücken und veränderten Nebengeſteinen. Letztere ſind wie Alluvial-Gebilde geſchichtet, ſo daß die Eruption noch eine untermeeriſche war. Nächſt dem Porphyr fand er gegen Süden Kalkſteinmaſſen, ferner moſaikartige Conglomerate von Kalkſtein, durch weißen Dolomit verbunden, dann parallel der Eruptionsſpalte eine Reihe von ungeſchichteten, druſigen Dolomitbergen, die jedoch weiter gegen Süden wieder geſchichtet erſcheinen, und zwar immer deutlicher, bis ſie am nördlichen Ende des Quergebirges in geſchichtete Kalkberge übergehen.

Aus ihrer genauen Unterſuchung zieht Melling den Schluß, daß die Dolomitiſirung hier durch Einwirkung der geſchmolzenen Porphyrmaſſen auf die noch unter der Oberfläche des Meeres liegenden Kalkſteinſchichten bewerkſtelligt worden ſey. Alle Einzelheiten der Gebirgsvorkommen laſſen ſich nach ſeiner Unterſuchung durch dieſe Theorie erklären.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge I.)

№. 47. Klagenfurt, Dinstag den 12. Dezember 1848.

Deutsche, habt acht!

Unter die durch die Märzereigniße dieses Jahres herbeigeführten Errungenschaften zählt man allgemein auch das Recht, zu irgend einem gemeinnützigen Zwecke eine Gesellschaft Gleichgesinnter zu versammeln, um durch gemeinschaftliche Mittel die vorgesetzte Absicht besser zu erreichen, das sogenannte Associations- oder Vereinsrecht. Gewiß ist dieses eine nothwendige Folgerung des Verfassungsstaates, und wird uns im gebührenden Umfange zu Theil werden. Das Gesetz, unter welchen Bedingungen Vereine gebildet werden dürfen, wird erwartet. Außer den früher bestandenen Vereinen bildete sich in Klagenfurt ein sogenannter Volksverein, und im Entstehen begriffen, ist ein slovenischer Verein. Als Tendenz des letzteren wird angegeben: Verbreitung slavischer Sprache und Litcratur, damit der Deutsche besser Gelegenheit habe, sich mit beiden bekannt zu machen, eine Absicht die an sich recht verdienstlich und lobenswerth genannt werden muß. Der Deutsche jedoch meint, er verliere durch Verbreitung des Slavischen eben so viel am Umfange seiner Sprache als der Slave gewinnt, ihm wäre zu verzeihen, wenn er hierin ein wenig eifersüchtig wäre, und Kärnten ist ein deutsches Land seit tausend Jahren, an den äußersten Grenzmarken gelegen ist es berufen Slaven wie Italienern gegenüber deutsche Sprache und Sitte fest zu wahren. Es ist recht und billig, daß jeder in seiner Sphäre wirke, und thätig sey, aber außer derselben —? mit welchen Augen würde man z. B. einen etwa jetzt in Laibach sich bildenden deutschen Verein dort ansehen. — Sollen denn die Deutschen bei ihrem unermeßlichen Verdienste für Künste und Wissenschaften, trotz dem sie unbestritten die Träger der Cultur gegen Osten sind, gar überall den Nachbarvölkern weichen, im Süden den Italienern, im Westen den Franzosen, im Osten den Slaven! — Ferne sey es übrigens von dem Zwecke dieser Zeilen Zwietracht zwischen Deutsche und Slovenen zu säen, oder die Absichten Letzterer zu verdächtigen, beide sind Austrias edle und gleich werthe Söhne, beide sollen vor allem dahin streben, des großen Oesterreichs gute Bürger zu seyn, beide soll ein Bruderband umschlingen, dann aber möge in zweiter Linie jeder Stamm sein heiligstes Gut die Muttersprache pflegen und wahren, ohne auf fremdes Gebieth übergreifen. Man kann auch, so bedenklich es seyn mag jetzt dieses zu behaupten, für deutsche Sprache und Gesittung eingenommen, dabei aber doch ein echter treuer Bürger unseres großen Gesammtvaterlandes seyn. Darum, ihr Deutschen, bildet nicht Vereine, aber seyd einig, damit nicht wie vor vielen Rechten die Gerechtigkeit, vor vielen Vereinen die Eintracht verschwinde. Darum, ihr Kärntner seyd gute Oesterreicher, bleibt dabei aber Deutsche.

* — *

Entgegnung

auf den Aufsatz des Herrn Tronegger in der "Carinthia" Nro. 40 "über Volksschulunterricht"

oder

eine bescheidene Antwort auf die etwas umständliche Frage: "Welches von Beiden ist für die Volksschulen besser, wenn selbe unter geistlicher oder weltlicher Aufsicht stehen?"

Rixantur multi saepe de lana caprina.

Bereits vor und nach erfolgtem Eintritte von Feuchtersleben ins Unterrichts-Ministerium war die Presse ungemein thätig für die so dringend nothwendige Hebung des Unterrichtswesens in Oesterreich, insbesondere der Volksschulen.

Der zahlreiche Lehrkörper Wiens und jener der Provinzen vereinte sich, um sowohl die Regierung, als auch den Reichstag mit den mannigfaltigsten Vorschlä-

gen zu diesem Zwecke zu unterstützen. Es erschien eine Fluth von kürzeren und längeren Abhandlungen in gebundenen Heften und in Zeitungsblättern, und unter diesen auch mein Aufsatz in der „Carinthia“ Nro. 4 und 5 am 14. und 19. Juli d. J. Was ich damals schrieb, war nicht das Resultat von einigen Minuten Nachdenkens über einen Gegenstand, dem man gerade einige Zeit widmen will, es war eine jahrelange Aufmerksamkeit und Vorliebe für's Unterrichtswesen, die mich bewog, meine innere Ueberzeugung auszusprechen; doch hätte ich nicht vermuthet, daß diese meine ausgesprochenen Ansichten zur Förderung der Volksschulen, die doch mit den meisten Ansichten bewährter Schulmänner und selbst mit den bald darauf vom Ministerium kundgemachten Grundzügen des öffentlichen Unterrichts der Tendenz nach vollkommen übereinstimmten, daß sie so manche, theils dem Grundprincipe, theils den einzelnen Theilen ihres Umfanges nach entschiedene Gegner hervorrufen würden, oder daß ich auf die Aussage einiger Schulmänner Kärntens zufolge, der Autorität meiner Meinungsgenossen gegenüber ganz unpraktisch gesprochen hätte. Ich wollte anfänglich mit Stillschweigen alle derlei Einwürfe übergehen, weil ich es für überflüssig halte, über eine völlig ausgemachte Sache, wie die bereits in Angriff genommene Verbesserung und Umstaltung des Unterrichtswesens, beruhigt durch den ernstlichen Willen und das thatkräftige Wirken des Unterrichtsministeriums noch weiters ein anderes Wort, als das der Anerkennung zu sprechen, und es jetzt leicht den Anschein haben könnte, entweder für oder wider als maßgebend auftreten zu wollen. Allein, damit es den Lesern dieser Blätter nicht scheine, als sey ich mit meinem damals ausgesprochenen Principe selbst uneinig, so habe ich die Mühe auf mich genommen, einmal einen Einwurf, wie der oben angezeigte nur seiner innern Form nach kritisch zu beleuchten; das unparteiische Urtheil möge dann über dessen Stichhaltigkeit entscheiden!

Der Verfasser widerspricht sich gleich Anfangs seiner Einleitung, woraus er die Begründung seiner Fragen ableitet. In der Aufstellung des Zweckes des Volksunterrichtes gibt er zu, daß den Kindern jener Grad von Kenntnissen (also mehrere Kenntnisse) beigebracht werde, welche sie zu brauchbaren Menschen bilden, und gleich darauf stellt er die Religion als einzige Kenntniß auf, welche seinen genannten Zweck vollkommen erreicht. Es sey ferne von mir, nur Eine Silbe von dem verneinen zu wollen, was der Verfasser vom Nutzen dieser Kenntniß im Allgemeinen gesprochen hat, als ob Jemand an ihrer Nothwendigkeit nur im Mindesten zweifeln könnte! Bin jedoch nicht so gläubig genug, die ganze Bildung der Schuljugend mit Erlernung des Katechismus für abgethan zu wissen; seine künftige Stellung zum Staate, seine staatlichen Pflichten und die ihm ertheilten neuen Rechte als constitutioneller österreichischer Staatsbürger und viele andere nothwendige und nützliche Kenntnisse außer dem mechanischen Lesen und Schreiben braucht das Bauernkind also nicht zu lernen, mit andern Worten: „Der Bauer bleibe da, wo er nur auf den jetzigen Dorfschulunterricht angewiesen ist, auch in der Zukunft dumm, abergläubisch, mit Vorurtheilen befangen, roh, und dem Staate gefährlich, wenn er aufgeschachelt von Wühlern wegen seiner gänzlichen politischen Unwissenheit ihr Werkzeug zu den schändlichsten Zwecken wird, und wie es leider die Geschichte unserer jüngsten Tage zeigte, rohe Gewalt den bestehenden Gesetzen gegenüber stellt! Oder sollte die Religion allein das beste Bollwerk gegen anarchische Bewegungen seyn?

Gehen wir nun auf die Beweisführung seiner beiden Fragen selbst über. Als vorderstes Grund, „warum die Aufsicht über die Schule von der Kirche nicht getrennt werden dürfe,“ führt der Verfasser an, daß der Geistliche, Religionslehrer der Jugend und auch Unterweiser des noch ungeübten Lehrers und des Gehilfen sey, auch in andern Gegenständen die Nachhilfe leiste, und sowohl von der Kanzel, als vom Beichtstuhle aus, die Eltern zum fleißigen Schulschicken der Kinder anspornen könne, und sagt ferner: „Wird nun die Aufsicht über die Schulen an weltliche Behörden übertragen, wird sich der Geistliche um alles Dieses nicht mehr kümmern!“ Bevor ich zur Widerlegung dieses Schlußsatzes schreite, erlaube ich mir hier die Worte eines Fachkundigen*) anzuführen: „Der Ortspfarrer, sagt man, sey seines „Standes wegen geeignet, diese Aufsicht zunächst und „unmittelbar zu pflegen, weil der Religionsunterricht ein „Hauptheil der Belehrung der Volksschulen sey, und der „geistliche Stand, vermöge seines Berufes überhaupt, „dem Lehramte dienen soll. Er hätte demnach über den „ganzen Schulunterricht über das Betragen des Lehrers, über den Fleiß und den sittlichen Fortgang der „Kinder zu wachen, und jedes Gebrechen mit sanftem „Ernste zu verbessern. Wahrlich ein schöner und erhabener Beruf, wenn er in dem Sinne der ausgesprochenen „Worte erfüllt wird, aber ich frage: wird derselbe auch „immer so gehörig erfüllt, und können nicht verschiedene Umstände wider den Willen des Handelnden die „Erfüllung dieses schönen Berufes vereiteln? Ich sage, „wer nicht durch Erziehung, durch Familienband, oder „durch eine innere, fast möchte ich sagen, göttliche Eingebung zu den Kindern hingezogen, die Anhänglichkeit „und Liebe für sie nicht in seinem Busen nährt, dem

*) D. M. Peschka: Das Landschulwesen wie es ist und wie es seyn soll. Wien 1848.

„wird jede Mühe mit denselben zur sauern Pflicht, „und der kann kein guter Aufseher seyn. Da der Orts„seelsorger auch öfter durch irdische Geschäfte, Wirth„schaftsangelegenheiten, ja durch viele andere weltliche „Ereignisse von diesem heiligen Beruf abgehalten wer„den kann, so sieht es mit der unmittelbaren Aufsicht „bei den Landschulen von dieser Seite nicht immer am „erfreulichsten aus. Endlich dürfte bei der künf„tigen gesteigerten Bildung des Lehrerfo„males die von dieser Seite ausgehende Be„aufsichtigung über den Schullehrer nicht „ganz auf ihrem Platze seyn."

Was aber des weitern Grundes im Obersatze dieses Einwurfes, nämlich die Unterweisung des noch ungeübten Lehrers und des Gehilfen betrifft, muß ich meinerseits bemerken, daß es leider nur zu Viele solcher noch ungeübten, obgleich bereits wirklichen Lehrer geben mag, denen der vierjährige eifrige Besuch eines norddeutschen Pädagogiums sehr zu empfehlen wäre, und die sich so einer gründlichen Prüfung eines Schulrathes nicht ohne Herzklopfen unterziehen mögen. — Ich gehe nun zum Schlußsatze über, und frage: Welche Begriffe macht sich wohl der Verfasser von den so wichtigen Pflichten eines Seelsorgers überhaupt, und was glaubt er wohl, daß der Clerus auf dem Lande thun werde, wenn ihm die Oberaufsicht über die Schule sollte entzogen werden? Bleibt der Geistliche nicht noch wie früher Religionslehrer der Kinder und Rathgeber des noch ungeübten Lehrers und Gehilfen? Müssen sie nicht Hand in Hand bei Erfüllung ihres so schönen und wichtigen Amtes gehen, oder sollen sie sich dann feindlich gegenüber stehen? Ich einmal, und mit mir jeder Gutgesinnte begen nicht den geringsten Zweifel, daß der Clerus auch fernerhin mit aller Liebe und vollem Amtseifer für das Gedeihen der Jugend, für Religion und Sittlichkeit sorgen werde, selbst dann, wenn die Aufsicht über die Schule wirklich von der Kirche sollte getrennt werden. Hinsichtlich der vom Verfasser erwähnten etwas lauen Unterstützung der Lehrer von Seite der politischen Behörden wird nur ein Beweis mehr zu meinen Gunsten geliefert, denn es wird dadurch gezeigt, daß auch die geistliche Autorität gegenwärtig nicht immer zureicht, die nachlässigen Eltern zum fleißigen Schulschicken ihrer Kinder zu bewegen, und denn doch auch weltliche Hilfe nachgesucht werden muß. Daß es einzelne Fälle geben mag, wo diese nicht thatkräftig genug gebethen wurde, will ich nicht in Abrede stellen, und erlaube mir hier den Verfasser in Voraussetzung, daß demselben die Denklehre und somit auch deren Grundgesetze nicht unbekannt seyn werden, ebenfalls auf den fehlerhaften Schlußsatz vom Einzelnen aufs Allgemeine aufmerksam zu machen, ohne jedoch mit Kant'schem Scharfsinne ein Beispiel darüber noch anzuführen. Zu seiner Beruhigung muß ich jedoch bemerken, daß bei einer energischen Amtsverwaltung des künftigen Schulrathes, und bei dem durch die neueingeführte Oberleitung bedingten Aufschwung des Unterrichtswesens, es an einem kräftigen Zusammenwirken aller betreffenden Behörden gewiß nicht fehlen werde.

Der letzte Grund endlich für die Nichttrennung der Oberaufsicht der Schule von der Kirche wäre die Vornahme der Schulprüfungen von weltlichen Behörden. Lassen wir den Verfasser selbst sprechen: „Diejenigen, welche diese Prüfungen vornehmen wollen, müssen jedenfalls sachkundige praktische Schulmänner seyn, — und wo wird man selbe in hinlänglicher Anzahl finden, um, wie es beantragt wurde, die so zahlreichen Schulen jährlich zweimal visitiren zu können?" — Um das Irrige dieser ausgesprochenen Besorgniß, möchte ich es nennen, mit pedantischer Genauigkeit zu entrathen, müßte ich zuerst meinen freundlichen Lesern eine de ovo abgeleitete Krankheits-Geschichte des österreichischen Schulwesens vorlegen, und um recht originell zu scheinen, etwas vom Verdummungsprincipe fallen lassen, auch fleißig Stellen aus dem Psalmisten citiren, und am Schlusse zur Erquickung für die Anhörung der ganzen Jeremiade eine glückliche Genesis in Aussicht stellen. — Fürchten Sie Nichts, meine Leser, ich will mich ganz kurz fassen und bei Widerlegung dieses letzten Einwurfes nur das Erfreuliche anführen.

Trotz des gänzlichen Mangels an Schullehrer-Seminarien ist Kärnten doch nicht die ärmste Provinz an fachkundigen practischen Schulmännern, welche die dem Geiste und dem Bedürfnisse unserer Zeit angemessenen Ministerialverfügungen im Schulwesen freudig begrüßten. Wir finden deren nicht nur in der Provinzial-Hauptstadt, sondern auch hier und da im Lande zerstreut, welche sich durch ihre Fachkenntnisse, durch ihr nützliches Wirken bereits einen Namen gemacht haben, oder wohl gar durch ihre schriftstellerischen Werke einen der vorderen Plätze unter den österreichischen Pädagogen einnehmen. Diese ihre Leistungen und ihre emsig erworbene Selbstbildung zu verkennen, hieße ganz gegen das vom Verfasser angeführte Motto seines Aufsatzes fehlen, das da heißt: „Entrichtet Jedem, was ihr ihm schuldig seyd; Ehre, dem ihr Ehre, Hochachtung, dem ihr Hochachtung schuldig seyd." So lange es noch solche Männer gibt, darf es uns vor einem Mangel von practischen fachkundigen Männern nicht bangen, und es wird Sache der Regierung seyn, tauglichen Männer an die Spitze der Schulverwaltung zu stellen. Dieser gefürchtete Mangel kann aber auch in Zukunft nicht eintreten, da es, Dank sey dem Unterrichtsministerium, bereits dafür bis zur Gründung von Schullehrer-Seminarien schon gesorgt ist, daß auch der Lehrer jenen Grad und jenes Maß von Kenntnissen erlange, welche ein Lehrer, soll er ein brauchbarer seyn, zum wenigsten besitzen muß. Es erscheint demnach auch dieser Einwurf des Verfassers völlig ungegründet. Was jedoch des am Ende angebrachten Witzes wegen des künftigen Schulvisitators in der Gestalt eines gegenwärtigen Dorfschulaufsehers betrifft, so zeigt dieses doch wenigstens von der humoristischen Anlage des Verfassers, nur rathen wir ihm menschenfreundlich, sich bei der ungemeinen Anstrengung, welche die Erfindung so einer Absurdität erheischt, vor einer Kefalozeie sehr in Acht zu nehmen; auch den wohlgemeinten Rath des Heiden Horaz nicht zu vergessen, der da spricht: Sumile materiam vestris, qui scribilis, aequam viribus.

Sollte übrigens der Herr Verfasser Willens seyn, über dieses Thema, dessen Verfechtung zunächst weder seine Sache ist noch war, den Streit aus mir unbekannten Gründen noch länger fortzusetzen, so mag dieses immerhin geschehen, ich habe meine Meinung darüber mit diesen Zeilen Ein für alle Mal ausgesprochen.

Klagenfurt am 4. Dezember 1848.

K. Kroner.

Auch eine Interpellation.

A. Da die Interpellationen so sehr an der Tagesordnung sind, wollen auch wir uns dieses constitutionellen Rechtsmittels bedienen, um eine Frage an die Wahlmänner des Wahlbezirks St. Andrä im Lavanthale zu stellen, ob sie es noch nicht an der Zeit finden, ein Mißtrauensvotum ihrem Abgeordneten zu Frankfurt am Main auszusprechen. Wir sind gemeint, daß Pflicht und Gewissen sie dazu auffordern sollten, daß ihre, daß Kärntens Ehre dabei betheiligt sey, daß Schweigen, fortwährendes Schweigen eine schwere Unterlassungssünde ist. Was dadurch erreicht würde: Die Zurücklegung des Mandats? Kaum. Das Zurückkehren auf den früheren Posten? Nach unserem unvorgreiflichen Dafürhalten noch weniger. Es ist allerdings eine arge Unzukömmlichkeit und dem Rechtsbegriffe entgegen, daß ein Bevollmächtigter seinen Mandanten noch vertreten kann, wenn er auch sein Vertrauen verloren hat. In England, wo man das constitutionelle Staatsleben besser versteht und ein zarteres Gewissen hat, bleiben solche Mahnungen nicht ohne Erfolg. Wie dem aber auch sey, Sie werden, meine Herren, sich sagen das: qui tacet, consentire videtur, verwahrt haben, Ihr Mißtrauensvotum, durch öffentliche Blätter kund gemacht, wird eine heilsame moralische Wirkung hervorbringen, und jeder von Ihnen, der bei der Wahl in einem Irrthume befangen war, wird die Mitschuld von sich abgelehnt haben, und sich sagen können: Salvavi animam meam. — Sollte alles dieß nicht der Mühe lohnen, das Schweigen zu brechen? Sollte es Sie nicht bewegen, „den honigschweren Thau des Schlummers“ abzuschütteln?

Notizen.

— Die Grazer Zeitung bringt aus Wien vom 5. d. ein Schreiben, welches also beginnt: „Die Pest, das gelbe Fieber und die Cholera haben durch die Schrecken ihrer Erscheinungen Welttheile erschüttert; sie haben Gegenden in großer Runde zu Kirchhöfen umgestaltet, und weithin Jammer und Unglück gesäet. Wo sie immer mit ihrem vernichtenden Fuße hintraten, schoß grenzenloses Elend, Alles verderbend, empor. Und doch bleibt diese contagiöse Kraft der Vernichtung in ihren Wirkungen weit zurück gegen jene der Neudemocratie, welche sich rings über Europa eraossen hat, und auf gänzliche Entsittlichung des Menschen hinarbeitet. Sie mordet mit ihren demokratisch-socialen Grundsätzen jede bessere Regung der Seele, und entwürdigt den Menschen zur raubgierigsten Bestie. Erst über den Gräbern aller Sittlichkeit, jedes Gesetzes und all' der bestehenden Verhältnisse, welche das Leben jetzt noch umknüpft halten, will sie ihre bluthrothe Fahne mit dem hohnsprechenden Motto: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aufpflanzen, und ihren Staat begründen, in dem der Henker die bedeutendste Rolle zu spielen verspricht. Sie werden staunend fragen: warum ich mein Schreiben von heute mit solch' heftigem Vorworte einleite? Ich bin gewohnt, Fragen, die von rechtlichen Männern kommen könnten, schon im Vorhinein zu begegnen. Es war gestern Morgens, als uns die Kunde von der Abdication Ferdinands des Gütigen erschütternd überraschte, und der neue jugendliche Herrscher mit Worten, in denen sich Kraft und Würde paaren, den Völkern den Antritt der Regierung kündete. — Ich schäme mich nicht des Bekenntnisses, daß mir unwillkührlich Thränen in die Augen traten, denn ich bin mit ganzer Seele stets ein guter Oesterreicher, meinem freien Vaterlande und der Dynastie zugethan gewesen, wie vielleicht Wenige. Aber eben in diesem Momente der Ueberraschung drängte sich meiner Seele die Frage ab: Was konnte den Fürsten, welcher der Sympathien aller Rechtlichdenkenden in seinen Staaten — und Gott sey Dank, deren Zahl ist nicht gering — gewiß seyn konnte, zu diesem Schritte bewegen, welcher das obnedieß so tief erregte Oesterreich nothwendig noch nachhaltender durchzittern mußte? Es war sicher nur die Liebe zu eben diesem Lande, welche jede andere Regung im Herzen des gütigsten aller Fürsten schweigen hieß; es war die Liebe zu diesem Lande, das nur dann sich zur Größe einer Weltmacht erheben kann, wenn es einen Staat bildet, und das Ministerprogramm hierdurch zur Wahrheit wird; es war lunere, tief begründete Frömmigkeit, die eher eine Krone auf den Altar des Vaterlandes legte, als zuließ, daß der Schatten eines gebrochenen Eides das in ungetrübtem Glanze erhaltene Gold derselbun trüben sollte. Wahrlich, mein edler Fürst, setzt Du das höchste aller Geschenke, die Freiheit, in den jüngst verstossenen Frühlingstagen über Dein geliebtes Land herauführtest, war Dein Herz oft und bitter verwundet, verwundet durch Die, denen Du wohl gethan. Nun, dachte ich, würde das Erkennen Deiner großmüthigen, echt patriotischen Handlungsweise allgemein sicher seyn, und mancher von jenen sinnlosen Wühlern reuig mit dem Worten an die Brust schlagen: Pater peccavi. — Aber kein besseres Hoffen soll in diesen Tagen der immer mehr um sich greifenden Entsittlichung wahr werden. Während die eigentlichen Bürger Wiens, tief ergriffen durch die ungeahnete Wirklichkeit, trüben Blickes durch die Straßen schlichen, hörte ich mehrere Apostel aus unserer elenden Zerstörungs-Rotte über ein Weltereigniß leichtsinnig spotten, dessen Motive zu fassen, und dessen erhabene Größe zu würdigen, ihnen Gefühl und Herz mangeln. Selbst aller Größe bar, wollten diese Helden der Neuzeit als Hintergrund, aus welchem sich die große und edle Idee der Resignation erhob, nur dunkle Wolken erkennen, und nichts von dem reinen Golde unentweigter Herzensgüte erblicken, dem der große Gedanke offenbar einzig entstiegen war. Mögen sie immerhin die ihnen entgegentretende Außenseite von tief ernsten Weltereignissen mit dem Geifer ihres innern Seelenschmutzes besudeln, für das innere, noch unentheiligte Leben eines unendlich reinen Herzens bitten wir um Schonung. Man mäckelte über den Kaiser von Gottes Gnaden, und ging wohl mit der Hyperbel schwanger, es soll heißen: von der Demokraten Gnaden. — Als ob wir nicht Alles, was wir sind und was wir haben, durch Gottes Gnaden sind und durch Gottes Gnaden haben! Wollen wir uns dessen schämen? Aber natürlich taugen solche Grundsätze nicht in die Principien der Neudemokratie, welche auf Abschaffung des Glaubens an Gott und auf die tiefste Entsittlichung des Menschen hinarbeiten.“

X.

Verantwortlicher Redakteur: E. M. Mayer. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Conſtitutionelles Blatt für Zeitintereſſen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge 1.)

№. 48. Klagenfurt, Sonnabend den 16. Dezember 1848.

An Herrn Heinrich Hauſer,

k. k. Hauptmann des löbl. Kaiſer-Jäger-Regiments.

(Bei Gelegenheit des ihm von Seiner Majeſtät dem Kaiſer Ferdinand I. verliehenen Maria-Thereſien-Ordens.)

Das Werk des frechen Stolzes brach zuſammen!
Ein neuer Tag voll Siegesglanz erſcheint,
Denn Oeſtreich's Völker wurden Feuerflammen,
Und ſtürzten ſich verheerend auf den Feind.

Heiß iſt der Kampf, — in Maſſen ſieh'n die Schaaren,
Doch immer lichter werden ihre Reih'n;
Ein Mittel gibt es nur, feſt auszuharren,
Die letzte Kraft dem Vaterland' zu weih'n.

Da faßte mächt'ger Dich mit ernſter Mahnung
Der Helden Geiſt, erhab'ner Thaten Bild;
Nichts rückte Dich vom Ziel', — und was die Ahnung
Nur leiſe Dir geweisſagt, iſt erfüllt.

Gewaltſam wird der Sieg dem Glück' entriſſen,
Wie übermüthig auch die Feinde dräu'n; —
Vor Allem doch wird Kärnten Dich begrüßen,
Denn dieſes Werk's ein großer Theil war Dein.

Einſt unter Oeſtreich's ruhmgekrönten Söhnen
Wird zu des Dichters goldenem Saitenſpiel
Verherrlicht, klangvoll auch Dein Name tönen,
Und ſchnell zum Lied wird jegliches Gefühl.

Bei Volta ſteht Dein Denkmal! — Dorthin ſchaue,
Du kannſt mit edlem Stolze Dir geſteh'n,
Daß Du den Stoff ſelbſt gabſt zu ſeinem Baue,
Und freue Dich, es kann nicht untergeh'n.

Klagenfurt im Dezember 1848.

Heiligkeit des Geſetzes.

Der Menſch als ſinnlich vernünftiges Weſen iſt ein Gemiſch von durch Verſtand und Vernunft bedingten guten Eigenſchaften und von durch Sinnlichkeit in Anregung gebrachten Leidenſchaften, ein ſogenanntes Perpetuum mobile, welches durch die inhärirenden Kräfte — moraliſche und ſinnliche — bald durch jene beherrſcht, gut, tugendhaft, edel, ja erhaben handelt, bald von dieſen fortgeriſſen einem wilden Orkan gleichend, das moraliſche Element beſiegt und in ſeinen Leidenſchaften weit unter das vernunftloſe Thier ſinkend keine Grenzen ſeiner Handlungsweiſe, keine fremden Rechte kennt.

Jemehr ſeine moraliſchen oder ſinnlichen Kräfte ausgebildet werden, deſto leichter und öfter iſt er edel, erhaben über die Sinnlichkeit, oder ein Spielball ſeiner Leidenſchaften.

Dieſe integrirenden Kräfte hat jeder Menſch; und wer im Menſchen etwas Höheres als ein aus moraliſchen und ſinnlichen Kräften zuſammengeſetztes Weſen — einen Engel — ſucht, der macht die bitterſte Erfahrung, daß Diogenes noch jetzt, gleich dem ewigen Juden, in der Welt mit ſeiner Laterne reiſen würde, ohne ſeit 2148 Jahren einen Menſchen, erhabener als der Menſch im Allgemeinen, angetroffen zu haben.

Die Menſchheit bleibt ſich mit wenigen Modulationen gleich, ihr edleres oder thieriſcheres Benehmen bedingt die Erziehung und Bildung, die ſelbſt im ewigen Wechſel ſind.

Sowohl die moraliſchen als die ſinnlichen Kräfte zwingen den Menſchen unwillkührlich, in Gemeinſchaft mit ſeines Gleichen zu treten und zu leben.

Der Menſch mit ſeinen Naturanlagen liebt und lebt für die Geſelligkeit und Gemeinſchaft mit ſeines Gleichen; allein er fühlt auch, daß er für ſich und ſeines Gleichen, um in Geſellſchaft leben zu können, Normen ſeiner Handlungsweiſe haben müſſe, welche Normen geſetzt — Geſetze heißen.

Von wem immer dieſe Normen ausgehen mögen, hat ſie die ganze Geſellſchaft in Uebereinſtimmung verfaßt, hat ſie ſolche ſchon verfaßt von einer andern Geſellſchaft angenommen, oder hat ſie ein oder mehrere Individuen aus ihrer Geſellſchaft zu deren Entwurfe erkoren und ſolche dann durch Uebereinſtimmung ſanctionirt, dieſe Normen ſind ein durch unwillkührliches Bedürfniß hervorgerufenes Geſetz, eine aus der Analyſe der Menſchheit abſolut nothwendig gewordene Barriere.

Die Nothwendigkeit des Geſetzes iſt ſonach der Menſchheit angeboren; dieſe Nothwendigkeit in Abrede ſtellen wollen, beweiſet, daß jener weder ſich ſelbſt noch die Menſchheit kennt, und höchſtens auf ſeine momentan überwiegend phyſiſchen Kräfte blindlings pocht, der beim erſten beſten ſtärkern Angriffe am ſchnellſten das Geſetz in Anſpruch nehmen will.

Dieſe abſolute Nothwendigkeit des Geſetzes für den Menſchen bedingt auch deſſen Heiligkeit.

Jedes Geſetz, ſobald es gegeben und ſanctionirt worden iſt, muß uns, ſo lange es beſteht, d. h. ſo lange es nicht durch die zu deſſen Aufhebung berechtigte Macht aufgehoben wird, in jedem Punkte heilig, unantaſtbar, was des Römers Wort sacrosanct nennt, ſeyn; es muß uns heilig, erhaben über uns, die Welt, ja über alles ſeyn.

Mögen auch politiſche Mäuſe an dem Geſetze nagen, mögen es Windwachler mit ihren verſtandloſen Inconſequenzen anbeißen, das Geſetz bleibt ein Diamant für der Menſchheit Daſeyn, und ſicher werden auch die biſſigſten Zähne die Fruchtloſigkeit ihres Nagens einſehend bald davon ablaſſen.

Allerdings haben wir viele Geſetze, die auf unſer conſtitutionelles Leben, unſere conſtitutionelle Freiheit nicht mehr paſſen; allein deßhalb iſt der Reichstag in Wien, deßwegen iſt ein junges kraftvolles Meteor am Throne Oeſterreichs in der Perſon Joſephs erſchienen, deſſen Name allein uns ſchon zu den ſchönſten Hoffnungen berechtiget, abgeſehen davon, daß er einen jugendlichen unverdorbenen Willen und ungeſchwächte Kraft mitbringt; von dort müſſen wir Hilfe erwarten, dorthin gehören gerechte und vernünftige Vorſtellungen für und gegen allfällige Geſetze, im Leben ſelbſt müſſen uns dieſe heiliger und erhabener ſeyn, als daß Geſetzkundige ruhig lächeln, wenn wirrer Verſtand mit ſeinen Inconſequenzen ſolche angreift, weil ſie vom redlichen aber ungebildeten Landmann nicht mehr geachtet werden können.

Obervellach, im Dezember 1848.

Preſchl.

Beitrag

zur Beleuchtung des Unterrichtsweſens auf dem Lande; aus Oberkärnten.

Man kann nicht in Abrede ſtellen, daß die vielen Reformprojecte im Schulweſen, die während dem revolutionsſüchtigen Jahre 1848 auftauchten, aus edler Abſicht niedergeſchrieben und veröffentlicht wurden, allein alle dieſe Projecte — mit ſehr wenigen Ausnahmen — hatten das Unglück, daß ſie das Gepräge ihrer praktiſchen Unausführbarkeit ſchon an ihrer Stirne trugen, denn ſie beruhten auf Anſichten, die zu ideal — ja beim Unterrichtsweſen auf dem Lande — zu idylliſch waren, als daß Schulmänner nicht ſogleich ihre Unhaltbarkeit hätten durchblicken können. — Wollte Gott, das Landvolk wäre ſo idylliſch in dieſer Beziehung — wie es die Romane ſchildern! Allein, ſo wenig man in der praktiſchen Welt überraſcht wird von ſolchen idealen Charakteren, wie ſie die Poeſie im Drama, in der Novelle oder im Romane aufſtellt, ſo wenig idylliſch iſt das Landvolk in ſeiner Anſicht über den Unterricht und ſein Intereſſe für das Schulweſen. — Frage man nur Männer vom Schulfache, die dem Landvolke entſproſſen, unter denſelben gelebt, und ihren Wirkungskreis gehabt haben, ſo werden ihre Mittheilungen nicht ſo rühmlich, und durchaus nicht geeignet ſeyn, die ideale oder idylliſche Anſicht über das Intereſſe des Landvolkes für den Unterricht zu beſtätigen, ſondern aus vieljähriger einhelliger Erfahrung Grundſätze aufſtellen, die da ſonnenklar zeigen, daß der Mangel an Schulbildung auf dem Lande nicht aus dem bisherigen Syſteme, noch aus der wiſſenſchaftlichen Untüchtigkeit des bisherigen Lehrſtandes, ſondern aus natürlicher und durch politiſche Vorſchriften erzeugten Apathie gegen das Schulweſen hervorgegangen iſt.

Solche Erfahrungen — nicht minder ſchätzbar wegen ihrer Einhelligkeit als Reife — enthält eine Petition von 60 Schulmännern aus dem Unterinnthale in Tirol, welche in den katholiſchen Blättern v. Tirol Nr. 53 l. J. aufgeführt — durch die Richtigkeit ihres Inhaltes den ganzen Lehrerſtand des Dekanates Oberdrauthal bei der erſten am 4. Dezember l. J. ſtattgefundenen Verſammlung ſo angenehm überraſchte, daß ſämmtliche Lehrer erklärten, „ſie ſey aus ihrer Seele geſchrieben“, und den löblichen Entſchluß faßten, eine gleiche Petition an das hohe Unterrichtsminiſterium zu verfaſſen, und durch Veröffentlichung derſelben ihre gleichgeſinnten Kollegen in der Diözeſe — zur Unterſchrift oder zur Verfaſſung einer ähnlichen Petition einzuladen. Sie lautet:

„Hochlöbliches k. k. Ministerium des Unterrichts! Die in tiefster Ehrfurcht unterzeichneten Lehrer halten es für eine Verpflichtung ihres Gewissens — dem h. k. k. Ministerium bei der Ordnung des Schulwesens in Oesterreich im Interesse der Landschulen einige, durch langes Leben und Wirken unter den Landgemeinden gemachten Erfahrungen zur Berücksichtigung zu unterbreiten, und erlauben sich — gleich ihren Kollegen vom Unterinnthale in Tirol — zu erklären, daß die Berücksichtigung derselben zum Gedeihen des Unterrichts auf dem Lande unerläßlich nothwendig ist.

Die Petition der Lehrer vom Unterinnthale in Tirol, welcher sich die in tiefster Ehrfurcht Unterzeichneten mit dem ganzen Herzen anschließen, und den Inhalt derselben als aus ihrer Seele geschrieben erklären, besteht in folgenden Punkten:

1. Im Entwurfe §. 2 wird bestimmt, „daß Eltern und Vormünder ihren Kindern und Mündeln wenigstens so viel Unterricht ertheilen, oder ertheilen lassen sollen, als künftig in den Volksschulen gegeben wird.“ Es bleibt also den Eltern und Vormündern freigestellt: a) wie lange, und b) auf welche Weise sie diesen Unterricht ertheilen lassen. Die Erfahrung, welche man auf dem Lande macht, läßt ohne Prophetengabe voraussehen, daß dieses zum Ruin des Schulwesens führen müsse, wenn man diese Freiheit auch auf die Landschulen Ober-Kärntens anwendet. Denn hier hat man es meistens mit Gemeinden zu thun, welche die Schule, etwa das Lesenlernen ausgenommen, als eine unnütze, zeit- und geldraubende Plage ansehen, und daher derselben abhold sind. Steht es nun den Partheien frei, wie lange sie die Kinder in die Schule zu schicken haben, so schicken sie dieselben theils gar nicht, theils mit solcher Unterbrechung, daß der Zweck der Schule durchaus nicht erreicht wird.

Wird aber die Art des Unterrichtes denselben so freigestellt, daß auf dem Lande jeder sein Kind selbst unterrichte oder unterrichten lassen darf, wenn es nur mit dem 12. Lebensjahre die Prüfungen über alle Lehrgegenstände besteht; so ist dieses für nachlässige oder schulfeindliche Eltern das trefflichste Mittel, die Schulpflicht, wo nicht ganz, doch gewiß größtentheils zu umgehen; denn unter dem Vorwande, daß sie ihre Kinder selbst unterrichten oder unterrichten lassen, entziehen sie dieselben der Schule, und vernachlässigen dennoch den häuslichen Unterricht. Man muß unter dem Landvolke gelebt und Landschulen behandelt haben, um zu sehen, daß die meisten Eltern für die Schulbildung nichts thun, und daß jedes, auch noch so unbedeutende Hausgeschäft dem Lernen vorgezogen wird. Man möchte es kaum glauben, mit welcher Verwahrlosung die Anfänger in die Schule treten, ohne alle Vorbildung, daß sie kaum die bekanntesten Gegenstände benennen können. Ueberläßt man nun ihren Unterricht den Eltern selbst, dann werden diese Kinder mit dem zurückgelegten 12. Lebensjahre in Bezug auf Schulunterricht nicht viel besser seyn, als sie mit 6 Jahren waren. Bestehen sie die Prüfung nicht, was ist zu thun? In den Wiederholungsschulen kann man nur das Erlernte wiederholen, aber wenig des Versäumten nachholen; sie zum Besuche der Schule noch verhalten, geht nicht an, denn mit diesem Alter heißt es: „mit den Kindern hinaus in's Leben zur Arbeit.“ Man nehme ja für Landschulen nicht den Maßstab der Städte, wo das Gefühl für die Nothwendigkeit der Schulbildung vor dem Landvolke einen weiten Vorsprung hat.

Man bedenke auch, was man in der frühen Jugend versäumt hat, kann man in spätern Jahren nicht mehr so leicht nachholen. Sollte also das Schulwesen gedeihen, so haben die Kinder eine bestimmte Zahl von Jahren eine öffentliche Schule zu besuchen, oder, wenn sie daß nicht thun, den Unterricht bei einem geprüften Lehrer zu nehmen, und durch das Erscheinen bei jeder Jahresprüfung sich über ihren Fortgang auszuweisen.

2. Laut §. 13 werden sehr viele Gegenstände vorzunehmen vorgeschrieben, die ganz neu sind. Die gehorsamst Unterfertigten erschrecken nicht so fast, diese Gegenstände sich selbst anzueignen, da sie überzeugt sind, daß man ihnen Zeit und Mittel in hinreichender Menge geben werde; wohl aber erschrecken sie bei dem Gedanken, diese Gegenstände in Landschulen den Kindern bis zu einem mittelmäßigen Grade des Wissens mittheilen zu können. Die Erfahrung lehrt, daß man bei einem Schulbesuche von 5 — 6 Jahren es nur mit Mühe dahin bringt, daß die Kinder lesen, schreiben, rechnen und korrekte Aufsätze über Gegenstände der gewöhnlichsten Lebensverhältnisse zu verfassen lernen, und auch das nur, wenn sie den Sommer und Winter hindurch die Schule besuchen. Mehr als dieses können die Kinder bei ihrer geringen Vorbildung und dem beschränkten Anschauungskreise nicht fassen; auch würden die Eltern selbst über diese Zumuthung nur erbittert werden, da einige außer dem Unterrichte im Lesen und in der Religion alles Uebrige schon für unnöthige Plage halten. Und überdies würde die Einführung solcher ganz weltlicher Bücher dem katholisch-religiösen Landvolke als eine Beeinträchtigung des Heiligsten — ihrer Religion — gelten. Man glaubt daher: wenig und gut; das Nothwendigste für das Bedürfniß des Landvolkes, und dieses mit zweckmäßigen Büchern — ist besser, als Vieles, das nicht verdaut werden kann und Widerwillen erregt.

3. Laut §. 26 hat die Gemeinde auf Vorschlag der Kreis- oder Stadt-Schulinspektoren den größten

Einfluß auf die Wahl des Lehrers. Dies muß man nach der Gesinnungsweise der Landgemeinden, wie man sie aus langem Umgang kennt, als schädlich für den Schulzweck erkennen. Wie kann eine Gemeinde, von der ein Theil ihrer Glieder nicht schreiben, oft gar nicht lesen kann, ein Theil der Schule als einer unnöthigen Last abhold ist, der kompetente Richter über die Tauglichkeit des Lehrers seyn? Da wird Gunst oder Verwandschaft, Schmeichelei oder Interesse, nicht aber Kenntniß und Geschicklichkeit den Ausschlag geben. Der schmeichelt, oder ihnen durch Privatdienste mehr Vortheil, oder wegen seiner Familien- und Vermögensverhältnisse weniger Nachtheil verspricht, wird den Vorzug haben vor manchen andern, die bei minder guten häuslichen Verhältnissen im Schulfache das Ihrige leisten.

Nach §. 28 wird die Leitung der Schulangelegenheiten einer Lokal-Schulcommission übergeben, deren überwiegende Mehrheit aus Gemeindegliedern besteht. Was man davon für Beförderung der Schule zu erwarten habe, zeigt die gegenwärtige Einrichtung der Ortsschulaufseher, von denen, wenige ausgenommen, man froh ist, wenn sie in der Schule eben nichts verderben. Jene so gestaltete Lokal-Schulcommission wird bei ihrer geringen Neigung zur Schule gewiß fleißig dahin arbeiten, von der Schule Zeit und Kosten so viel als möglich abzumäkeln, damit sie bei der gleichgesinnten Mehrzahl ihrer Mitbürger sich Ehre einlegt.

Man kann daher nicht anders als offen erklären, daß man in Betreff der Besetzung der Dienste und der Aufsicht über die Lehrer nur den Wunsch hat, es solle dieses, wie bisher, den bischöflichen Consistorien, den Distrikts-Schulenaufsehern und den Ortsseelsorgern belassen werden.

Diese haben die beste Einsicht in die Würdigkeit des ihnen untergeordneten Lehrpersonals, und auch die größte Unabhängigkeit nach Verdienst zu handeln. Sie haben, wir müssen es offen bekennen, bisher an Zeit, Mühe und Geld ungemein mehr für Schulzwecke geleistet, als man von einer weltlichen Schulcommission erwarten kann; sie besitzen bei der Gemeinde das gehörige Ansehen, durch liebreiche Worte für die Schule mehr zu leisten, als der weltliche Arm zu erzwingen vermag; sie sind auch in sehr vielen Orten die vorzüglichsten, wo nicht die einzigen, welche den Zweck der Schule zu würdigen wissen, also auch befördern. Daher sieht man in den Schulen selbst ihren wohlthätigen Einfluß; denn wo die Geistlichkeit, und namentlich der Distrikts-Schulinspector sich um die Schule annimmt, blüht sie, wo nicht, sinkt sie schnell herab. Wo also immer, trotz der geringen Neigung zur Schule, etwas geleistet wird, hat man es größtentheils dem Einflusse der Geistlichkeit zu verdanken. Sie ist auch die beste Stütze gegen die Anmaßungen mancher Gemeindeglieder. Wehe dem Lehrer, dem an dem Wohle der Schule liegt, wenn er dieser Stütze beraubt wird, und in die Hände einer Gemeinde fällt!

4. Laut §§. 21 und 23 soll in Zukunft die Congrua des Lehrpersonals mit Aufhebung des Schulgeldes ferirt, und die Summe aus der Gemeinde-Casse genommen und durch einen Gemeindemann verabreicht werden.

Es erregt allseitige Zufriedenheit, daß auch einmal auf die Verbesserung der Lehrergehalte gesehen wird; denn bei der gegenwärtigen Stellung waren so viele genöthigt, ein Nebengeschäft mit Eifer, und nicht selten zum Schaden der Schule zu treiben, oder — zu darben. Nur über die Art der Verabreichung erlaubt man sich zu bemerken: Wenn die Besoldung aus der Gemeindecasse genommen, und durch ein Gemeindeglied gereicht wird, so schadet dieses sehr dem Ansehen und der Wirksamkeit des Lehrers; denn die Gemeinde wird dann mit Widerwillen auf diesen theuern Gast blicken, und ihm bei vielen Gelegenheiten vorwerfen, was er ihr kostet. Darum erlauben sich die gehorsamst Gefertigten die dringende Bitte zu stellen, daß dem Lehrpersonale die Besoldungen, und zwar, damit man nicht Schulden machen muß, alle Quartale vom Staatsfonde, oder auf eine andere Weise, nur nicht von der Gemeinde unmittelbar ausbezahlt werden wolle. Wir würden es auch als eine Gnade ansehen, wenn der Meßner- und Organistendienst mit dem Schuldienste als eine Zubuße zu dem beantragten Gehalte vereinigt bliebe, wo es doch die Verhältnisse erlauben. Diese zwei Dienste schaden weder dem Ansehen noch dem Zweck der Schule, und können unbeschadet vereinigt bleiben.

5. Der §. 24 endlich bestimmt die Erhaltung der Witwen und Waisen, setzt aber nichts für die allenfallsige Pensionsfähigkeit der Lehrer selbst fest. Wenn auch in der Regel einem untauglichen Lehrer ein Gehilfe beigegeben wird, so kann doch auch der Fall der gänzlichen Pensionirung eintreffen. Da ist es für den Lehrer wahrlich ein trauriges Gefühl, fürchten zu müssen, daß ihm oder seinen Hinterlassenen einmal ein Gnadengehalt zugeworfen wird, den er wie die Armen der Gemeinde vom Gemeindesäckel empfängt. Auch hierin erlauben wir uns die dringendste Bitte, daß auch dieser Gehalt anders woher angewiesen werde — von dem Staate, oder von einem neu zu errichtenden Pensions-Institute gegen jährliche Abzüge an den Besoldungen.

Indem die gehorsamst Unterzeichneten diese Punkte zur Beachtung vorzulegen sich erlauben, geharren sie in tiefster Ehrfurcht ꝛc.

Berg im Oberdrauthale den 4. Dezember 1848.

(Folgen die Unterschriften sämmtlicher Lehrer des Dekanats Oberdrauthal.)

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge I.)

№. 49. Klagenfurt, Dinstag den 19. Dezember 1848.

Oesterreich's Hymne.

Oest'reich hoch! empor die Hände,
Sein erhab'ner Kaiser hoch!
Was die Zeit auch Schweres sende,
Halten wir Ihm Treue doch,
Oest'reich hoch! zum Schwur die Hände,
Sein erhab'ner Kaiser hoch!

In der Länder weitem Kranze
Blühe Kunst und Wissenschaft,
Und im neu verjüngten Glanze
Strahle glorreich ihre Kraft.
Oest'reich hoch! erhebt die Hände,
Sein erhab'ner Kaiser hoch!

Deine Feinde sollen zittern,
Ruhmgekrönte Austria!
Gleich dem Fels in Ungewittern
Steh'st Du unerschüttert da.
Oest'reich hoch! aus vollstem Herzen,
Sein erlauchter Kaiser hoch!

Laßt die alten Fahnen wehen,
Sieg verkündend oder Tod,
Fest soll es im Sturme stehen,
Wenn auch ringe Verderben droht.
Oest'reich hoch! die Schwerter klirren,
Sein geliebter Kaiser hoch!

Sind es Deutsche, sind's Magyaren,
Welsche, Slaven, hier gilt's gleich;
Treue Herzen nur bewahren,
Engvereint das Kaiserreich.
Oest'reich hoch! für alle Zeiten
Sein geliebter Kaiser hoch!

Gott, der über Sternen waltet,
Spend' Ihm seine Gaben aus,
Dessen Hand die Throne haltet,
Segne Habsburgs Herrscherhaus!
Oest'reich hoch! von Mund zu Munde,
Seinem guten Kaiser hoch,

Carl Melzer.

Zwei Kammern für den österreichischen Reichstag.

Der Ausschuß des provisorischen kärntnerischen Landtags beschloß in seiner Sitzung vom 5. Dezember eine Adresse an den Reichstag, in welcher diesem Kärntens Zustimmung zu dem im Programme des Centrums (soll heißen des linken Centrums) enthaltenen Grundsätzen bezeiget wird. Nach diesem Programme aber sollen zwei Kammern für den Reichstag bestehen, von welchen die zweite Kammer (das Unterhaus) aus der Volkswahl wie jetzt hervorzugehen hätte; die erste Kammer (das Oberhaus) aber aus den Provinziallandträgen. Die erste Kammer wäre demnach einem Gebäude zu vergleichen, dessen Fundamente die Provinziallandtage bilden müßten. Um die Dauerhaftigkeit, das Zweckerfüllende eines solchen Gebäudes kennen zu lernen, müßte also zuerst erwiesen werden, ob seine Basis, das Fundament, die Provinziallandtage so beschaffen sind, daß denselben die geeigneten Elemente zu einer ersten Kammer entschöpft werden können, wäre es früher nöthig zu wissen, aus welchen Elementen diese Provinziallandtage bestehen, das ist, wie zu solchen die Wahlart beschaffen seyn wird. Es ist jedoch diese Wahlart noch nicht festgesetzt, also kann man noch nicht bestimmen, wie das Fundament des Gebäudes beschaffen seyn wird, demnach eben so wenig die Beschaffenheit des Gebäudes selbst, welches das besagte linke Centrum des constituirenden Reichstages in Vorschlag bringt, beurtheilen. Wie konnte daher der Ausschuß des kärntnerischen Provinziallandtages seine Zustimmung geben, eine Zustimmung, die der erforderlichen Basis entbehret; es müßte denn schweigend von dem Grundsatze ausgegangen worden seyn, daß man darauf rechne, eine Wahlordnung werde bei den Provinzialständen eingeführt werden, übereinstimmend mit den Beschlüssen des kärntnerischen und des steierischen Landtages, in welchem die Majorität den Wunsch äußerte,

die definitive Wahlart möchte jener der Abgeordneten in den constituirenden Reichstag gleich seyn, also Volkswahl ohne Census. Dieses würde aber die Folge haben, daß die ersten Vertrauensmänner des Volkes, oder vielmehr der die Wahl Leitenden in die zweite Kammer des Reichstages, und die minder Vertrauten derselben Wahlleiter in die Provinziallandtage, dann aus solchen einige der Letztern in die erste Kammer des Reichstages gewählt würden. Zu was dann zwei Kammern, gleichsam von demselben Schrott und Korn, was würde dadurch erreicht? — Zwei Volkskammern, die vermöglichere Klasse demnach gar nicht, oder doch nur durch sehr wenige Individuen vertreten, dem Conservatismus Thor und Thüren verschlossen, die Staatskutsche auf einem steilen Abhange ohne Hemmschuh, an dessen Fuß offene Arme des Proletariates und des Comunismus, welch' Ziel! —

Würde sich aber die Zustimmungsadresse auf die nicht ausgedrückte Voraussetzung gründen, daß die Provinziallandtage nicht nur aus Volkselementen ohne Census, sondern mindestens in gleicher Zahl aus Vermöglichern zu bestehen hätten, daß nämlich der Besitz mit Einfluß in solchem vertreten seyn müßte, so hätte mit Bestimmtheit dafür gesprochen werden sollen, damit der constituirende Reichstag wisse, was eigentlich die Meinung des Ausschusses ist. — Eine so gestaltete Zusammensetzung des Reichstages dürfte dann die Oesterreichs Wohl am meisten zusagende seyn, denn die zu große Beweglichkeit der zweiten Kammer wäre durch den Conservatismus der ersten gemäßigt, und das vielleicht zu sehr Trachten nach Stätigkeit der ersten durch die bewegende Kraft der zweiten unschädlich gemacht. — Der Reichstag gliche so einem grünenden Baume, dessen ausgebreitete Wurzeln sich durch die Provinziallandtage in die Provinzen fest und weit verzweigten, und die Provinzen würden durch das festeste Band ihrer Vertretung im Reichstage eng und dauerhaft verknüpft, alle Vortheile des Föderativsystems und des Systemes der Einheit würden erzielt, und so Oesterreichs Macht mit Berücksichtigung seiner verschiedenen Nationalitäten erhöht und erkräftigt, ohne dem Provinziellen Eintrag zu thun.

R.

Die Denkschrift der katholischen Bischöfe Deutschlands.

Am 4. Dezember wurde durch die Kölnische Zeitung die Denkschrift der in Würzburg versammelten Erzbischöfe und Bischöfe publizirt, für die Katholiken unstreitig ein sehr wichtiges Aktenstück, dessen Grundzüge für die zukünftige Stellung der katholischen Kirche in Deutschland genau gezeichnet und so absolut gehalten sind, daß es sich wohl verlohnen möchte, die wichtigsten Punkte daraus hier mitzutheilen.

In der Einleitung wird der Märzrevolutionen gedacht, welche das auf dem Wiener Congreß vom Jahre 1815 errichtete Gebäude der politischen Gestaltung Deutschlands erschüttert, und die Fürsten gemahnt hätten, der den Völkern verheißenen Freiheit Rechnung zu tragen; und da die Fürsten unter Vermittlung ihrer Völker eine neue Verfassung zu gründen die Absicht hätten: so glaubten die Bischöfe der erleuchteten Einsicht der Regierungen vertrauen zu dürfen, daß dieselben auch der Kirche das volle Maß zuständiger Freiheit nicht würden versagen wollen. Es zeigten achtzehn Jahrhunderte, daß die katholische Kirche die Völker gesittigt und erzogen, daß sie überhaupt es gewesen, welche die Welt in ihren Angeln gehalten habe.

Von diesen Grundzügen ausgehend, bezeichnen die Bischöfe die Stellung, welche die Kirche in Beziehung auf den Staat und zu andern Religionsgenossenschaften einzuhalten habe, und geben die Grundlinien der Rechte der Kirche hinsichtlich des innern Kirchenregiments an.

Wie der Staat der Hüter der nationalen Einheit, so sey die Kirche die Hüterin der aus dem katholischen Glauben hergenommenen Sitte; und weil sich hier Staat und Kirche berühren, so seyen die Bischöfe nicht gesonnen, eine Trennung der Kirche vom Staate herbeizuführen; ja, sollte sich der letztere gegen ihren Willen von der Kirche trennen: so würde dieselbe, wenn es ihre Selbsterhaltung nicht gefährde, die alte Einheit möglichst beizubehalten suchen. Die Kirche nehme, betraut mit der Mission: „Wie mich der Vater gesandt hat, sende ich Euch", für die Durchführung ihrer Sendung nur die vollste Freiheit und Selbstständigkeit in Anspruch. Wo das Verhältniß der freien Lebensäußerung der Kirche zu der öffentlichen Ordnung des Staates durch Concordate oder ähnliche Verträge mit dem heiligen Stuhle normirt, und die unverkümmert getreue Erfüllung dieser Verträge gesichert sey, da werde die Kirche dieselben heilig achten; wo jedoch die Bestimmungen solcher Verträge sich als Hemmnisse des kirchlichen Lebens und der freien episkopalen Wirksamkeit bereits erwiesen, da würden die Bischöfe die Weisheit des Papstes um seine Vermittlung zur Abwendung alles Hemmenden angehen. Sollte der Kirche in Zukunft nur die Stellung eines bloß privatrechtlich gesicherten Vereins verbleiben, so werde dieselbe zu ihrem ursprünglichen Prinzip, dem der vollen Freiheit und Selbstständigkeit in Ordnung und Ver-

waltung ihrer Angelegenheiten zurückkehren. — Den Bekennern unserer Glaubenslehren gegenüber gelte der katholischen Kirche der Grundsatz, daß sie alle Menschen mit gleicher Liebe umfasse, ohne einen allen Bekenntnissen gleich verderblichen Indifferentismus zu begünstigen.

Unter den Rechten der Kirche stehen oben an das göttliche Recht der Lehre und Erziehung; dem Auftrage: „Gehet hin und lehret alle Völker", diesem werde sie immer treu nachkommen. Die Geschichte lege Zeugniß ab von dem unablässigen, mühevollen Wirken derer, welchen die Kirche mit der Erziehungsmission beauftragt habe, sie lege Zeugniß ab, daß die Kirche, im Bewußtseyn des göttlichen Rechtes, die Menschheit zu lehren und zu erziehen, in allen Zweigen des Wissens und der Künste das Herrlichste geleistet habe. Gebe die Kirche dieses Anrecht auf, so würde sie sich selbst aufgeben, und es sey nur eine natürliche Folge dieses Rechtes, daß sie alle zur Ausübung desselben erforderlichen Mittel, die zum Lehren und Erziehen bestimmter Individuen oder Corporationen sowohl, als die Lehrbücher frei zu wählen und zu bestimmen, daß sie insbesondere in der Heranbildung und Reiferklärung der Träger ihres Erziehungswerkes, sowie in deren Verwendung oder Beseitigung vollkommen freie Hand haben, und daß eben so die Bestimmung darüber, welche Vereine und Corporationen etwa hierfür zu erhalten oder zu errichten wären, der Kirche allein zustehen müsse.

Die Bischöfe erkennen es als ihre heilige Pflicht, dahin zu streben, die den Katholiken gehörigen Schulen gegen jedes Verderbniß zu bewahren, alle für katholische Schulen bestimmten Fonds und Einkünfte für dieselben festzuhalten, und dort, wo sie den Katholiken bisher entzogen oder vorenthalten worden, zurückzufordern. Insbesondere erklären die Bischöfe, alle Religionsbücher in ihren Diöcesen auszuwählen und zu bestimmen, den Religionsunterricht an allen öffentlichen Unterrichtsanstalten, wo ein solcher ertheilt wird, zu leiten und zu beaufsichtigen, so wie auch in der Sphäre der höhern theologischen Wissenschaften die Verantwortlichkeit zu wahren, welche mit der göttlichen Vollmacht zu senden, ihnen geworden sey. Sie erklären ferner, daß sowohl die Mitbetheiligung des Staates an den Prüfungen der in den geistlichen Stand Tretenden zur Aufnahme in die von ihnen allein zu errichtenden Seminarien, als auch dessen Mitwirkung zu Pfarr-Konkurs-Prüfungen eine wesentliche Beschränkung der kirchlichen Freiheit und eine Beeinträchtigung der bischöflichen Rechte enthalte. Die Kirche werde nicht aufhören, Wohlthäterin der Armen zu seyn; sie werde sich das Recht nicht nehmen lassen, ihren Cultus frei und selbstständig zu ordnen, sowie alles katholische Kirchen- und Stiftungsvermögen frei und selbstständig zu verwalten und zu verwenden.

Endlich legen die Bischöfe feierlichst Verwahrung ein gegen die Darstellungsweise solcher, die in der katholischen Kirche Inland und Ausland unterscheiden, und deßhalb den lebendigen Verband mit dem heiligen Vater in Rom als Sünde an der Nationalität, als undeutsch und gefährlich zeihen zu können glauben.

Pr.

Erwiederung

auf den in der „Carinthia" Nr. 47 gebrachten Artikel „Deutsche, habt Acht!"

Der slovenische Verein, die neuen Errungenschaften Jedermann vom Herzen aufrichtig gönnend, sie aber auch für sich im vollsten Maße in Anspruch nehmend, will dem Verfasser des besagten Artikels nur Folgendes anempfehlen:

Vor Allem die öffentlich bekannt gegebenen Statuten des slovenischen Vereines noch einmal zur Hand zu nehmen, um seine dargelegten irrigen Ansichten über den Zweck desselben zu berichtigen; — dann die Geschichte und Statistik Kärntens, welche in der Liceal-Bibliothek so leicht herzunehmen sind, aufmerksamer durchzulesen, um doch zu erfahren, daß der feierliche Huldigungsact der einstigen kärntnerischen Herzoge, — wie dieß auch die jetzt noch zu lesende slovenische Inschrift am Herzogstuhle beurkundet, — in slovenischer Sprache vorgenommen wurde, und daß Kärnten laut den heurigen Diözesen-Schematismen 113 rein slovenische Pfarren mit 119,915 Einwohner zählt; dergleichen thatsächliche Beweise dürften am besten darthun, in wie weit Kärnten deutsch war und ist. —

Ferners die Beispiele von Paris, Wien, Graz, deren Bewohner man in gewisser Hinsicht so gerne sich zum Vorbilde nehmen möchte, auch in dem echt liberalen Betragen gegen die dort bestehenden slavischen Vereine nachzuahmen, was um so natürlicher und nothwendiger erscheint, da Klagenfurt eine Stadt ist, welche in ihren eigenen Mauern sehr viele Slaven, ja sogar eine Kirche mit einem beständig angestellten slovenischen Prediger hat, und welche bei allen 4 Stadtthoren in slovenische Pfarren, also auf slovenischen Boden hinausführt, somit der sein Wirken nur auf Slovenen ausdehnende slovenische Verein zu Klagenfurt nicht gar so sehr auf fremdes Gebiet übergreife.

Endlich wegen des Patriotismus der kärntnerischen Slovenen ganz beruhigt zu seyn, nachdem sich in der jüngsten, sturmbewegten Zeit der Patriotismus der österreichischen Slaven mitunter auch als erste Frucht des

edlen Strebens slavischer Vereine auf eine so ausgezeichnete Weise bewährt hat. —

Uebrigens dürfte der gedachte Aufsatz seinen etwaigen Zweck: dem noch jugendlichen, sich jedoch der Achtung aller Unbefangenen und der regsten Theilnahme erfreuenden slovenischen Vereine durch Einschüchterung schwacher, noch unentschlossener Gemüther den Todesstoß zu versetzen, wohl schwerlich erreichen; denn Männer festen Sinnes und offenen Charakters — und solche suchen, solche wollen wir! — werden sich durch schimmernde Phrasen und seichte Gründe eben so wenig, als durch das schmachvolle Beispiel einiger, jetzt noch in den Tagen der freien Meinungsäußerung ihre Nationalität Verläugnenden und durch deren künstlich vorgeschobene Bedenklichkeiten hindern lassen, der gewonnenen Ueberzeugung des Rechtes und dem mächtigen Drange des Herzens zu folgen.

In echter Brüderlichkeit müssen wir daher so rufen: „Ihr Kärntner, seyd gute Oesterreicher; dabei bleibe aber der Deutsche deutsch, und der Slovene slovenisch!“

Klagenfurt den 13. Dezember 1848.

Der Ausschuß des slovenischen Vereines.

Notizen.

Das Ministerium hat ein Gemeindegesetz vorgelegt, doch ist es zu umfassend, als daß wir selbes seinem ganzen Inhalte nach mittheilen sollten; wir beschränkten uns daher vor der Hand auf die Anführungen der „allgemeinen Bestimmungen“ bezüglich der Organisation der Gemeinden. Sie lauten:

1. Die Grundfeste des freien Staates ist die freie Gemeinde.
2. Die freien Gemeinden im Staate sind:
   a) die Orts-,
   b) die Gau-,
   c) die Bezirks-,
   d) die Kreisgemeinden.
3. Der Wirkungskreis der freien Gemeinde ist:
   1. der natürliche,
   2. ein übertragener.
4. Der natürliche umfaßt Alles, was das Interesse der Gemeinde zunächst berührt, und innerhalb ihrer Grenzen vollkommen durchführbar ist.

Er enthält nur mit Rücksicht auf das Gesammtwohl durch das gegenwärtige Gesetz die nothwendige Beschränkung. Der übertragene umfaßt die Besorgung gewisser öffentlicher im Delegationswege vom Staate der Gemeinde zugewiesenen Geschäfte.

5. Die Verwaltung der in den natürlichen Wirkungskreis der Gemeinde gehörenden Angelegenheiten steht der Gemeinde selbst zu, welche sich durch die Majorität ihrer Repräsentanz ausspricht.

6. Der Gemeinde bleibt es anheim gestellt, ihren natürlichen Wirkungskreis innerhalb der von diesem Gesetze gezogenen Grenzen durch eine eigene Gemeindeordnung näher zu regeln.

7. Insoweit die richterliche Gewalt der Gemeinde übertragen ist, wird dieselbe von einem hiezu aus ihrer Mitte bestellten Gerichte ausgeübt.

8. Die vollziehende Gewalt sowohl in Bezug auf den natürlichen als auf den übertragenen Wirkungskreis wird durch den Gemeindevorsteher ausgeübt, und er ist in Betreff des Letzteren der Regierung unter der Haftung der Gemeinde verantwortlich.

Diese acht, gleichsam die Grundrechte des Gemeindewesens bildenden Paragraphe athmen denselben Geist der Freisinnigkeit, von dem auch die darauf folgenden beiden „Hauptstücke, der „Constituirung“ und des „Wirkungskreises der Ortsgemeinden“ in je vier Abschnitte zerfallend, durchweht sind. Daß mit der endlichen gesetzlichen Regelung des Gemeindewesens ein großer Schritt gethan ist auf der Bahn des politischen Fortschrittes, bedarf wohl keiner Erörterung, und jeder Denkende muß daher dem Ministerium verpflichtet seyn für die rasche Angriffsweise, mit der es die schwankenden Massen über das Resumée ihrer Rechte und Pflichten aufzuklären sucht.

— In einer Versammlung von Freunden der Naturwissenschaften am 1. November in Wien gab Herr Bergrath Haidinger aus mehreren kürzlich von Hrn. v. Morlot erhaltenen Briefen die erfreuliche Nachricht, daß sich zu Graz ein naturwissenschaftlicher Verein zu bilden beginne. Herr v. Morlot theilte nämlich seit einigen Wochen einem Kreise von Freunden der Naturwissenschaften die Ergebnisse seiner Forschungen mit. Diese versammelten sich hierauf jede Woche. Professor Unger hielt am 3. Dezember einen Vortrag über einen von Herrn v. Morlot bei Haimburg unweit Graz entdeckten Fundort fossiler Pflanzen. Der Anstoß ist gegeben, und es steht zu hoffen, daß die Freunde der Naturwissenschaften zu Graz sich und der Wissenschaft auch dort manchen angenehmen und wichtigen Erfolg erringen werden.

— Worte Napoleons am 24. Jänner 1814. (Oest. Cour.) „Die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts wird ihre Früchte tragen; ich habe die sociale Zerrüttung aufgehalten, sie wird ihren Lauf wieder antreten. Frankreich und ein Theil Italiens waren schon von ihr verschlungen, sie hatte Belgien und Holland ergriffen, bedrohte den Rest von Europa, und Niemand fand sich, der mit eiserner Faust sich ihrem Fortschritte entgegenstellte, im Gegentheil, man hätschelte sie, man wich vor ihr zurück; nur in der Furcht vor ihr, bestand ihre ganze Kraft: das sah ich auf den ersten Blick. Ich packte das Ungeheuer bei der Kehle, ich hab' es niedergeworfen, mit Füßen getreten — weil ich mich nicht davor fürchtete; aber ich habe es nicht zerstört, es schlummert noch voll Leben. Mit der Zeit hätte ich es auf immer vernichtet; die Welt würde davon befreit worden seyn. Wenn ich falle, wird man das Erwachen der Anarchie erleben; kennen Sie den Namen, unter welchem sie die Völker verführt? Sie nennt sich Republik! — Auch ich war ein Republikaner, ich war es im besten Glauben; aber ich habe kennen gelernt, daß eine Republik nichts ist, als ein offenes Feld für alle Ehrgeizigen, und auf welchem die schlechten Leidenschaften das Gepräge des Patriotismus annehmen.“

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge I.)

№. 50. Klagenfurt, Sonnabend den 23. Dezember 1848.

Ein Moment aus der Sitzung des prov. kärntnerischen Landtages am 17. August 1848.

Alle Blätter Oesterreichs sind erfüllt von Artikeln polemisirenden, wissenschaftlich staatsrechtlichen Inhalts, um den Beweis zu führen, daß Oestereich — der Gesammtstaat — nicht für die französische Centralisation tauge, sondern nur durch ein Föderativband, welches die verschiedenen Stämme der österreichischen Völker und ihre heimathlichen Herde umschlingt, glücklich werden könne.

Das Programm des Centrums des Reichstages, — die slavische Parthei — die Slovenen wie die Ruthenen, — gleich der Mehrzahl der Deutschen, welche ihr Vaterland groß, mächtig und blühend wünschen, streben dieses an.

Von Seite des dermaligen Ministeriums ist der gleiche Grundsatz manifestirt worden.

Es dürfte den Bewohnern Kärntens von Interesse seyn, in Erinnerung zu bringen, daß in diesem kleinen Lande, — reich durch seinen Fleiß und durch die glühende Liebe zum Vaterlande, welche in den Herzen dieses Alpenvolkes lebt, — schon im Aug. d. J. eine öffentliche Darlegung der Grundsätze gemacht wurde, die gegenwärtig als das Glaubensbekenntniß von Millionen österreichischer Staatsbürger aller Zungen laut verkündet werden. Kaum war zur öffentlichen Kunde gekommen, daß das anatomische Seccir-Messer des Reichstags-Abgeordneten Dr. Löhner das Leben der Provinzialselbstständigkeit bedrohe, machte der Landtagsabgeordnete Ritter Jacomini in der Landtags-Sitzung vom 17. August d. J. eine mit einem einstimmigen Beifallssturme aufgenommene Motion, welche in der allgemeinen Erhebung der Gefühle aller Mitglieder der Versammlung den Glanzpunkt des Landtages bildete.

Gegenwärtig bei dieser Sitzung, selbst ergriffen von der Begeisterung, zu welcher die vom Abg. Ritter Jacomini gehaltene Rede alle Anwesenden hinriß, machte ich den — von glücklichem Erfolge gekrönten Versuch, seine Worte mit fast stenographischer Genauigkeit aufzuzeichnen, und glaube einem mehrfach gehegten Wunsche zu begegnen, wenn ich selbe — mit der hiezu von mir erbetenen Gestattung des Herrn Verfassers — hiemit der Oeffentlichkeit übergebe.

Klagenfurt, im Dezember 1848. T. G.

Rede des Abg. Ritter Jacomini in der Landtagssitzung vom 17. August 1848.

„Aus öffentlichen Blättern und aus Mittheilungen unserer Abgeordneten bei dem Reichstage in Wien ist zu ersehen, daß im Constitutionsausschusse mehrere Anträge in Betreff der künftigen politischen Gestaltung und Begrenzung der österreichischen Provinzen in der Verhandlung sind. Der Eine dieser Anträge zielt dahin, die dermaligen Provinzen aufzulösen, und nur die Abrundung der Kreise herzustellen, in demselben Geiste, in welchem die Departements in Frankreich bestehen. Der Andere beabsichtiget, die steierischen und kärntnerischen Slaven mit den Krainern und den übrigen Südslaven zu einem politischen Ganzen zu verbinden, somit das Land Kärnten in zwei Theile nach Sprachgrenzen abzusondern, und dadurch mit Vernichtung der Nationalität Kärntens solches zu zerreißen, und selbst dem Namen nach verschwinden zu machen.

So soll denn also das Werk der Zerstörung unser Land, unser geliebtes, wenn auch kleines, doch in der Geschichte Oesterreichs des ehrenvollsten Andenkens würdiges Land unter den Provinzen auch dem Namen nach vernichten. Der Eine dieser Vorschläge würdiget es zu einem Departement herab, der Andere theilt es mitten entzwei, wie man ein Stück Brod zerschneidet, ohne Rücksicht auf die Innigkeit, auf die Verschlingung aller unserer Verhältnisse, welche keine Trennung gestatten.

Es ist meine innerste Ueberzeugung, daß aus diesem Bestreben der Centralisation kein Heil für Oesterreichs Völker erwachsen könne. Blicken Sie hin auf

Frankreichs Metropole, auf die welterschütternden Zuckungen des Centralisationssystems, auf die schweren Folgen dieser blutigen, so oft erneuten gesellschaftlichen Kämpfe. Wir wollen sie nicht theilen diese Kämpfe in unserem großen Kaiserstaate, der nur dann glücklich seyn, nur dann die begonnene Umstaltung seines Verfassungsbaues zum Wohle Aller vollbringen wird, wenn man die verheißene Garantie der Nationalitäten zur Wahrheit macht, wenn man die Selbstständigkeit der Provinzen in Allem, was sich nicht der Wohlfahrt des Ganzen unterordnen muß, mit der zartesten Schonung behandelt, und wenn man die in Sprache, Sitten und Geschichte verschiedenen Völker der Gesammt-Monarchie ohne Centralisationsgelüsten französischer Probe zu einem mächtigen Bunde vereint.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich sage, diese Vorschläge der Reichsverhandlungen haben im ganzen Lande einstimmig, bei Deutschen und Slaven, den gleichen Schmerzenslaut tiefer Entrüstung hervorgerufen; wir finden uns in unseren heiligsten Gefühlen verletzt. Eine Auflösung der bisherigen Provinz, mit welcher sogar eine Vertilgung unserer historischen für Oesterreich ruhmwürdigen Erinnerungen verbunden seyn möchte, würde alle Bande lösen, welche uns seit Jahrhunderten ohne Rücksicht auf Sprachverschiedenheit im Glücke und Unglücke, im Kampfe und im Frieden zu unserem gemeinsamen Wohle auf das Innigste verbinden, — Bande, die uns Allen theuer und lieb geworden, welche unsere wichtigsten materiellen und politischen Interessen in einander verschlingen, ja verschmelzen. Wir fühlen uns durch den Antrag auf die Trennung dieser uns so werthen Bande in unserer künftigen Existenz bedroht, ja entwürdiget, und erachten, daß beide Vorschläge das Heil nicht nur unseres eigenen Landes, sondern der Monarchie gefährden. Wir vertrauen auf das Wort des Kaisers, welcher uns Aufrechthaltung und Schutz unserer Nationalität, und das Recht der Selbstverwaltung unserer besonderen provinziellen Angelegenheiten feierlich zugesichert hat, und darum erlaube ich mir, Ihnen meinen auf den Tisch des Hauses niedergelegten meiner Ansicht nach dringenden Antrag vorzulesen.

Dr. Löhner hat als Abgeordneter am österreichischen Reichstag in Wien den Antrag gestellt, die Provinzen aufzulösen, und nur die Abrundung der Kreise herzustellen, in demselben Geiste, in welchem die Departements in Frankreich bestehen. Dieser Antrag wurde unterstützt, und liegt nunmehr dem Constitutions-Ausschusse des Reichstags zur Berathung vor. — Demselben Ausschusse wurde aber auch ein anderer Antrag gestellt, der dahin zielt, die dermaligen Provinzen aufzulösen, und deren neue nach einer ethnographischen Eintheilung zu gestalten.

Ueberzeugt, daß die Unterdrückung der gegenwärtigen seit Jahrhunderten bestehenden Nationalitäten die zartesten und heiligsten Gefühle der Bewohner dieses Landes tief verletzen würde, — überzeugt, daß eine solche Auflösung der bisherigen Provinzen dieselben in ihren wichtigsten Interessen gefährden, und ebenso dem Wohle des großen österreichischen Gesammtstaates zum Nachtheile gereichen würde, — überzeugt, daß eine Centralisirung im Sinne der Central-Verwaltung Frankreichs alle jene üblen Folgen nach sich ziehen müßte, die wir in jüngster Zeit in jenem Lande von so vielen Schreckmissen begleitet ausbrechen sahen, — überzeugt, daß eine ethnographische Eintheilung dieses Landes sowohl wegen der ausgebreiteten Sprachvermengung unausführbar, als auch wegen der engen Verschlingung aller seiner volkswirthschaftlichen und politischen Beziehungen verderblich, ja geradezu zerstörend seyn würde, überzeugt endlich, daß die im kais. Patente vom 25. April zugesicherte Aufrechthaltung der Nationalitäten und der Schutz derselben zu einer Wahrheit werden wird, — trage ich darauf an, der kärnt. prov. Landtag möge durch die gewählten Vertreter des Landes unumwunden erklären, daß er in eine wie immer geartete Centralisirung, welche mit der Auflösung der Provinzen, und mit der Verzichtung auf eine Landesvertretung verbunden wäre, eben so wenig als in eine ethnographische Verschmelzung und Eintheilung der Provinzen willigen könnte, sondern die Erfüllung der Verheißung, welche die Aufrechthaltung der Nationalitäten, und Autonomie der Provinzen in ihren eigenthümlichen Interessen gewährleistet, mit beruhigter Zuversicht erwarte.

Meiner unvorgreiflichen Ansicht nach wäre diese Erklärung des Landes, durch seine gesetzlichen Repräsentanten ausgesprochen, dem h. Gesammt-Ministerium mit dem Ansuchen vorzulegen, solche unverweilt zur Kenntniß des Reichstages bringen, und auf der Grundlage des kaiserlichen Wortes, dem die Völker vertrauen, unterstützen zu wollen.

Man wird vielleicht dagegen einwenden, „es sey „dermalen noch nicht an der Zeit, da noch kein Beschluß gefaßt, ja nicht einmal die Debatte im „Reichstag eröffnet sey.“ — Ich erwiedere darauf, daß es mir nicht als klug erscheinen würde, wenn man erst abwarten wollte, daß der Ausspruch bereits geschehen ist. — Eben bevor er geschieht, ist es an der Zeit, sich dagegen zu erklären. Das, was beschlossen, wird schwerer abgeändert, als jenes, was bloß ein Antrag, die Meinung Einzelner ist. — Kaum sollte man glauben, daß die Erklärung eines Landes durch seine gesetzlich bestellten Vertreter ohne Einfluß auf die Ansichten und Beschlüsse der Reichsversammlung bleiben sollte. Einige dürften vielleicht einwenden, daß das

Land Kärnten zu klein sey, um vorantrettend solche Proteste abzugeben; — ich entgegne, daß die Ehre und Würde des Landes gleich wiegt, ob dasselbe groß oder klein, und hoffentlich ist jetzt die Zeit vorüber, in welcher es nur dem Mächtigen gestattet wäre, sich gegen Bedrückungen zu verwahren. — Auch könnte man sagen, es soll abgewartet werden, daß sich Andere dießfalls erklären. Ich halte jedoch dafür, daß die Handlungen der Individuen und der Körperschaften nur durch die Ueberzeugung von Wahrheit und Recht ohne Rücksicht auf das Beispiel Anderer ihre Bestimmung erhalten sollen, und daß die Versammlung der Landes-Repräsentanten verpflichtet sey, jeden Angriff gegen die Ehre und gegen das Wohl des Landes zurückzuweisen, woher er kommen mag. Sie sind die gewählten Vertreter des Landes. Sie werden entscheiden, ob mein Antrag Ihrer Unterstützung würdig ist. Erlauben Sie mir aber zum Schlusse noch einige Worte beizufügen, zu meiner Entschuldigung, warum ich mich zum Vertheidiger in diesem Belange gleichsam aufdringe, — einige Worte, welche meine unbedeutende Persönlichkeit betreffen. Ich bin zwar nicht in diesem Lande geboren, aber seit 40 Jahren gehöre ich demselben mit allen meinen Interessen an. Kärnten ist meine Heimath geworden. Kärnten ist die Heimath meiner Kinder. Kärnten umschließt alles, was ich besitze, alles was mir lieb und theuer ist. Ich fühle mich stolz bewegt, mich einen Kärntner nennen zu dürfen. Wenn auch nur ein Adoptivsohn aus freier Wahl, fühle ich mich doch ein treuer Sohn dieses schönen, dieses herrlichen Landes zu seyn. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, daß selbst der Name dieses Landes, eines Landes ruhmwürdig in der Geschichte Oesterreichs, im Gewühle der Gegenwart untergehen soll."

Dienstbothenwesen.

Wenn irgend etwas einer gründlichen Reform bedarf, so ist es das Dienstbothenwesen, da die ältern darüber bestehenden Gesetze theilweise unbrauchbar, größtentheils aber durch die verschiedenen Gewohnheitsrechte so in Vergessenheit gerathen sind, daß nicht bloß kein Dienstbothe, sondern sehr selten ein Dienstherr von ihnen einen Begriff hat, weßhalb fast an jedem Orte eine andere Observanz, und einige darunter so gesetz- und vernunftwidrig in der Praxis sind, daß der Richter bei vorkommendenden Beschwerden nach Art des Sancho Pansa einen Ausspruch thun muß, da er den Fall unter kein Gesetz subsummiren kann, im Falle der gesetzlichen Entscheidung sicher beiden Theilen unverständlich keines befriedigen würde. Diese mannigfaltige Verschiedenheit der ortsüblichen Observanzen ist eine Hauptquelle der im Dienstwesen vorkommenden Unzufriedenheiten, da der Dienstbothe bei seinem Dienstantritte an die bisher beobachtete Ordnung halten, während der Dienstherr die bei ihm übliche in Vollzug gesetzt wissen will, wodurch es geschieht, daß ein Dienstbothe, sobald er drei Dienstorte probirt hat, gar keine Ordnung mehr kennt oder hält.

Selten werden diese verschiedenartigsten Observanzen bei der Abschließung des Dienstvertrages auseinandergesetzt, dadurch tausend Ausflüchten, als: das geht mich nichts an — das habe ich noch nie gethan, obschon ich bei ordentlicheren Herren war, — das habe ich zu leisten nie versprochen ꝛc. der Weg geöffnet und so der häufige Dienstwechsel herbeigeführt.

In der That würde ich mich mehr wundern, wenn ich sehen würde, daß das Dienstwesen in der Ordnung sey, als ich mich über dessen Unordnung wundere, wenn ich bedenke, daß schon beim Vertragsabschlusse statt gesetzlich ganz willkührlich — nicht selten gesetzwidrig vorgegangen wird.

Fast in jedem Orte muß der verwünschte Leihkauf bei dem Dienstvertrage statt finden; dieser ist so wesentlich geworden, daß, wenn der Dienstbothe auch tausendmal in dem Dienst zu bleiben, oder in den Dienst zu treten versprochen hätte, er aber den Leihkauf nicht voraus erhielt, der Vertrag null und nichtig wird, obschon ausdrückliche Gesetze, als der §. 883 b. Gesetzb., dagegen sprechen.

Der Leihkauf wird nicht selten schon zu Ostern und dann durch den ganzen Sommer und Herbst gegeben, genommen und rückgestellt; dadurch geschieht es, daß, da der Leihkauf öfters den größten Theil des Liehlohnes ausmacht, der Lohn allezeit um ein Jahr voraus verthan wird, statt daß der Dienstbothe an die Sparsamkeit gewöhnt würde.

Liederliche Dienstbothen nehmen auf diese Art 3, 4 und noch mehr Leihkaufe an, haben den Betrug früher manchesmal mit einer Leibesstrafe abgebient, seit aber diese aufhört, würden sie auf Kosten des Staates und zum Schaden des Dienstherrn im Arreste ausrasten und darüber lachen.

Leider muß ich es sagen, daß gerade die Dienstherren, statt diesem so schädlichen Mißbrauch entgegenzusteuern, sie ihn durch Zureden, Aufdringen, Versäumen der Nachbarn und derlei teuflische Kniffe mehr so sehr begünstigen, daß vernünftige Vorstellungen dagegen nichts mehr fruchten, sondern eine strenge unabweichliche, durchaus gleiche Norm erheischt wird.

Bei diesen Verleihkaufungen wird gewöhnlich der Himmel voller Geigen gerade dort am glänzendsten

versprochen, wo dann die schmutzigste Hölle auftaucht, und wäre auch der Dienst nicht so beschwerlich, den Kräften des Dienstbothen ganz angemessen, so ist er doch schwerer, als ihn die süßlockenden Versprechungen darstellten.

Und damit dabei ja noch mehr Unfug getrieben werde, wird das ganze Geschäft den Weibern überlassen, während es doch höchst wünschenswerth erscheint, daß ein auf das Hauswesen so wichtiger Vertrag vom Manne, der doch in der Regel mehr Einsicht hat und sich von süssen Worten weder täuschen läßt, noch Andere täuschen soll, abgeschlossen werde.

Obervellach am 19. Dezember 1848.

Preschl.

Kalender-Literatur.

Eben ist in Leipzig Webers „Illustrirter Kalender für das Jahr 1849“ erschienen, und in den Buchhandlungen Oesterreich's um den äußerst billigen Preis von 1 fl. 18 kr. C. M. zu haben. Dieses Jahrbuch der Ereignisse, Bestrebungen und Fortschritte im Völkerleben und im Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe, welches im Jahre 1848 so allgemeinen Anklang fand, daß 25,000 Exemplare abgesetzt wurden, ist für das Jahr 1849 noch reichhaltiger in seinem Inhalte und liefert dabei dießmal 226 treffliche xylographische Abbildungen. Besonders gelungen ausgeführt ist das Portrait Sr. kais. Hoheit des Erzherzogs Johann, deutschen Reichsverwesers. Wie reichhaltig und belehrend die mit großer Mühe zusammengestellten Uebersichten des Wissenswerthesten sind, bezeigen die 15 Abschnitte, in welche der Inhalt zerfällt. Sie sind überschrieben: 1) Jahres-Kalender, 2) Geschichts-Kalender, (die ungeheuern Begebenheiten und Umwälzungen in Europa im Jahre 1848 erzählend), 3) Fürsten-Kalender, 4) Staats-Kalender, 5) Kirchen- und Schul-Kalender, 6) Militär-Kalender, 7) Landwirthschaftlicher Kalender, 8) Handels- und Gewerbs-Kalender, 9) Versicherungs-Kalender, 10) Haus- und Frauen-Kalender, 11) Reise- und Auswanderungs-Kalender, 12) Kunst- und Musik-Kalender, 13) Unterhaltungs-Kalender, 14) Ball-Kalender und 15) Schach-Kalender.

Wenn man diese einzelnen Abschnitte durchgeht, so ist man verlegen, welchem man mehr Zweckmäßigkeit zusprechen soll, da sie sämmtlich den Anforderungen der Zeit so viel als möglich angepaßt sind und ihre Zwecke erfüllen. Interessant sind die üblichen Volksgesänge der verschiedenen Nationen mit guten deutschen Uebersetzungen, als: „Danebrog“ — „Rule Britania“ — „Marsch der Girondisten“ — „das Volkslied der Russen.“ Sämmtliche Melodien sind mit Pianoforte-Begleitung eingerichtet. Dieser Kalender dürfte einer der reichhaltigsten und zweckmäßigsten unter seinen Brüdern seyn, und ist Jedermann zu empfehlen. M.

Notizen.

— Die „Karls. Ztg.“ berichtet aus Baden-Baden folgende interessante Entdeckung: Die Verfolgung einer zufällig aus dem obern Markte dahier aufgesprungenen, sehr gehaltreichen Therme hat zu zeitweiligen Offenlegung der ehemaligen Caracalla- oder Kaiser-Bäder geführt, von welch' gewaltigem Römerwerke zwar die Ueberlieferung gesprochen, dessen bestimmtere Lage aber bisher nit ihm selbst ungewiß geblieben und nur in Vorandeutungen im 3. Hefte der badischen Alterthums-Vereins-Schriften, Jahrgang 1847, und, wie es sich jetzt gezeigt hat, ganz richtig, hieher an die heutige Fundstelle gewiesen worden. Wir stehen nun heute mit Staunen und Bewunderung vor den Resten eines durchgreifend großartigen Bad-Gebäudes, am offenen Rande mehrerer großen, prächtig gebauten und prächtig ausgerüsteten, längs der Quellenspalte zwischen dem Gasthause zur „Rose“ und der Pfarrkirche hinstreichenden Wasserräume und anderer Gelasse, davon die einen zur Abkühlung der Thermen, die andern, mit Stufen und Sitzbänken versehen, als Baderäume, die dritten als Schweißbäder, die vierten endlich als Gänge, Hallen ꝛc. dienten, die ferner alle unter sich in organischem Zusammenhange und zugleich in entsprechendem Anschlusse an die früher berührten, beim neuen Dampfbad-Bau (1843) zum Vorscheine gekommenen zwei großen Wasserbecken stehen, und die endlich, übersichtlich gefaßt, einen Flächenraum und Umfang — beinahe die ganze obere Markt-Ebene — einnehmen, den nur ein öffentliches Gebäude von solcher Wichtigkeit begehren konnte.

— Eine schwimmende Eisenbahn! Die große Eisenbahnlinie, welche sich bald an der Ostküste Englands von London bis Aberdeen erstrecken wird, hat ein großes Hinderniß in den beiden die Strecke durchschneidenden Meerbusen Forth und Tay zu überwinden. Man suchte lang nach einem Mittel, die Unbequemlichkeiten zu vermeiden, welche immer damit verbunden sind, wenn Reisende und Güter umgepackt werden müssen. Endlich hat der vor nichts zurückweichende Scharfsinn der Britten einen Plan ausgesonnen, die Eisenbahnzüge quer über den Tay zu führen, da wo er etwa 1 eine halbe englische Meile breit ist. Herr R. Napier baut, nach einem Glasgower Blatte, gegenwärtig eine schwimmende Eisenbahn für die Edinburgh- und Nordbahngesellschaft. Sie wird aus Eisen gefertigt, in einer Länge von 180 und in einer Breite von 35 Fuß. Es liegen drei Schienenreihen neben einander, so daß also ein Wagenzug von mehr als 500 Fuß Länge übergesetzt werden kann. Dieses ungeheure Dampfschiff, welches bestimmt ist, Dampfschifffahrt und Eisenbahn in die allerinnigste Verbindung zu bringen, hat eine Maschine von 250 Pferdekraft. Da aber das Niveau der Eisenbahn zu beiden Seiten um ein beträchtliches über der Wasserfläche des Tay liegt, so werden an beiden Ufern zwei stehende Maschinen angebracht, um die Züge hinunterzulassen und heraufzuziehen.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Constitutionelles Blatt für Zeitinteressen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge I.)

№ 51. Klagenfurt, Dinstag den 26. Dezember 1848.

An die Ideologen der Emancipation der Volksschule von der Kirche.

This, this is Thinking – free, a thought that grasps
Beyond a grain, and looks beyond an hour.
Ein Gedanke, der mehr als ein Sandkorn umspannt, und über eine Stunde hinaussieht, das, das heißt — Freidenken.
Young

Im St. Pauls-Dome zu Frankfurt saß auf der äußersten Linken Robert Blum, der Mann liberalster Ideen; und welcher Ideen? „Trennung der Moral von Politik, Nichtachtung der Begriffe von Recht, Sitte und Glauben" — das war des sächsischen Deputirten liberalste Idee im Parlamente zu Frankfurt am Main — jener Ideenfunke, der durch das vorläufige Dafürhalten des österreichischen Ministeriums: „Die Bevormundung der Volksschule muß der Geistlichkeit ganz abgenommen, und für die Bewachung dieser Anstalten eine genügende, volksthümliche Form gefunden werden," — zur Flamme angefacht, einen verheerenden Brand über Europa heraufzuschwören, und uns in die Nacht der Barbarei, in das Zeitalter der rohesten Willkühr rückzuführen droht.

Blum, der Träger solcher Ideen ist zwar vorübergegangen — ein tragisch Geschick ereilte ihn ferne von seinem Sitze in der Kammer; werden aber auch dessen Ideen vorübergehen, müssen wir fragen? —

„Also Politik ohne Moral, ohne Sitte, ohne Glauben" das, das soll der Grundstein seyn, auf welchen die Baumeister zu Frankfurt und Wien jenes Gebäude aufzuführen gedenken, in welchem es den Völkern Europa's einmal wohl werden soll? —

Baumeister! müssen wir rufen, es steht irgendwo geschrieben: Wenn Gott das Haus nicht baut, arbeiten die Leute vergebens." Ps. 126. Und wahrlich!

Umsonst zerbrecht ihr euch die Köpfe, umsonst schreit ihr aus vollen Kehlen euch müde, umsonst vertheuert ihr das Papier durch hingeludelte Entwürfe, um nur Staatsverfassungen zu zimmern, unter deren Obdach den Völkern der Erde wohl werden soll; denn solange die Völker nicht zurückkehren zum Glauben an Gott, und an sein heilig Wort, wird ihnen nimmer wohl.

Eine gewisse Unbehaglichkeit, krampfhafte Zuckungen werden die Tagserscheinungen unseres Welttheiles bleiben; denn ohne Glauben fehlt es jedem Menschenvereine am echten Kitt, dem Frieden an Sicherheit, dem Throne am Grundsteine, dem Handel an Bürgschaft, der Gerechtigkeit selbst am Bürgerrechte; ohne Glauben ist die Begierde die einzig rechtmässige Gebieterin, Eigennutz und Vortheil des Augenblick's die einzige Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe sinken zu leeren Namen herab; ohne Glauben, diesem Polizei-Director des Gewissens, gibt es der Gesetzgeber, der Thron- und Kronprätendenten so viele, als es stolze Köpfe gibt, und an solchen Köpfen hatte die Welt leider zu keiner Zeit, Mangel; „stultorum infinitus est numerus" Eccl. 1. 15., und unsere Zeit um so weniger, wofür fast jedes Zeitungsblatt uns Bürge steht.

Baumeister zu Frankfurt und Wien! die ihr berufen seyd zum Aufbau neuer Ordnungen, zur Verbesserung unserer socialen Zustände, wollet bedenken: ohne das lebhafte Bewußtseyn sittlicher Wahrheit wird es euern Berathungen nie und nimmer gelingen, Heilsames zustande zu fördern.

Ihr sprecher von Philantropie, von Menschenliebe — ja, ihr thut Recht daran; aber wisset ihr auch, worauf sie fußet? Wir können es euch mit Lactantius sagen: „Ipsa humanitas quid est, nisi justitia? Quid est „justitia, nisi pietas? Pietas autem nihil aliud est, „quam dei parentis agnitio" De inst. III. 9.

Wir können es euch mit Young sagen:

„On piety humanity is built,
„And on humanity much happiness;
„And yet still more on piety itself"
Night 8.

Wir müssen mit Paulus reden: Die Hauptsumme des Gebothes ist: Liebe von reinem Herzen, und von gutem Gewissen, und von ungefärbtem Glauben. I. Tim. 1. 15.

Wir müssen mit Johannes sprechen: Dieß Geboth haben wir von ihm, daß, wer Gott liebt, auch seinen Bruder liebe. I. 5. 2.

Ob aber Träger Eingangs erwähnter Ideen und Consorten der vielen Bücherschränke ungeachtet, ähnliche Stellen, ob auch nur den Heiden: „Haud scio, an pietate adversus deos sublata, fides etiam, et societas humani generis, et una excellentissima virtus, justitia, tollatur" gelesen, möchten wir bezweifeln. Cicero nat. d. I. 2.

Die Heiden, sagt Young, buhlten mit brünstigen und aufrichtigen Liebslosungen um die Warheit, als eine geliebte Schöne. Wir, die wir sie erhalten haben, begegnen ihr, wie die meisten Männer eines verdorbenen Zeitalters ihren rechtmäßigen Frauen zu begegnen pflegen mit Ekel und Ueberdruß und mit einer wilden Begierde nach neuen Umarmungen. Und was haben wir umarmt!?

Unser Jahrhundert nennt ihr das „aufgeklärte" ja; uns dünkt aber, ihr sollter es das „geblendete" heißen. — Licht ist freilich da, ohne solches wäre keine Blendung möglich; aber der Verfall der Sitten, welcher mit der Verbreitung der Wissenschaften gleichen Schritt gehalten, macht, daß die Augen der meisten Menschen das Licht nicht ertragen können. Und wohin wird solche Blendung führen?

Darauf möge uns ein ebenso frommer, als talentvoller Mann die Antwort geben, sein Name: Abbé Frayssinous. Unter des Kaisers Napoleon Regierung bekleidete er das Inspectorat bei der Akademie von Paris; und nach der Restauration gab ihm auch König Ludwig vielfache Beweise der Achtung, und ernannte ihn zum Hofprediger. Hören wir also, was dieser gewesene kaiserliche, und dann königliche Inspector des Unterrichtwesens von Frankreich in seiner Conferenz am 4. Februar 1819, über den öffentlichen Unterricht gelehrt hat. Seine Rede zerfällt in drei Theile:

Der erste stellt das Bedürfniß der moralischen (nicht bloß wissenschaftlichen) Erziehung der Jugend dar;

der zweite führt den Beweis, daß diese Erziehung zugleich religiös seyn müsse;

der dritte endlich will darthun, daß sie der Geistlichkeit anvertraut werden sollte.

Die beiden ersten Sätze kann nicht leicht Jemand bezweifeln, und die doppelte Beweisführung konnte darum nicht schwer fallen; auffallend hingegen, und zum Theile auch auffällig mußten die Entwicklungen seyn, welche der Hofprediger von der Lehre einer religiösen Erziehung gibt, wenn er sagt: Es müsse die Jugendbildung religiös und monarchisch zugleich seyn, um die Rückkehr der Ruchlosigkeit und der politischen Verbrechen der Revolution zu hindern; demnach liege es der Regierung ob, und stehe ihr auch zu, in den Unterrichts-Methoden das Gute vom Schlimmen zu sondern, und nicht zuzugeben, daß das, was durch lange Erfahrung bewährt ist, gegen glänzende Verzierungen, die nicht erprobt sind, vertauscht werde.

Wir müssen, rüft er aus, wir müssen billig fürchten, durch neue Methoden nur ein Schwätzervolk (Raisonneurs) zu bilden, das durch sein Halbwissen von der Religion und vom Gehorsam abgezogen wird; wir müssen wohl fürchten, uns durch eine verderbliche Philantropie verleiten zu lassen, statt jener wohlthätigen Leuchten, welche auf der früher befolgten Bahn, in angemessenen Entfernungen (de loin en loin) die Finsternisse der Unwissenheit des gemeinen Volkes erhellten, jetzt allenthalben Fackeln aufzupflanzen, welche zuletzt einen großen Brand anzünden werden.

Man wende uns nicht etwa ein, ruft Herr Frayssinous, aus, daß wir als Priester und als Gegner der liberalen Ideen sprechen. Die liberalen Ideen! Was sind das für neue Worte, die man unserer Sprache aufzwingen will, und deren Sinn auch das Wörterbuch der Academie sogar nicht erklärt?

Versteht man darunter Begriffe, die in allem, was religiös und politisch wohlthätig ist, liberal sind; liberal in Huldigungen für die Gottheit, in Ehrfurcht für den souverainen Herrscher, in Gehorsam gegen die Behörden, in Muth und Vaterlandsliebe, in edlen und großherzigen Gefühlen, mit einem Worte, in allen glücklichen Ergebnissen der Erfüllung jeder öffentlichen und Privattugend? In diesem Sinne, meine Herren, sind wir vom Herzen bereit, jenen Begriffen beizupflichten. —

Ist es hingegen um liberale Ideen zu thun, welche sich ruchlos gegen Gott darstellen, ungehorsam und aufrührisch gegen die rechtmäßige Regierung, welche Verbrechen und Sünden gegen Gott, den Staat und die Menschen begründen: dann stehen wir auch nicht an, mag man es noch so ungerne hören, diese liberalen Ideen für verabscheuungswerth, und für die unselige Frucht unserer Revolution zu erklären.

Wir haben, sagt Hr. Frayssinous weiter, bereits gesagt: die Erziehung müsse nicht allein religiös seyn, sondern sie sollte auch geistlichen Händen anver-

traut werden, weit entfernt, in die Rechte der weltlichen Macht deßhalb Eingriffe thun zu wollen. Den glänzenden Bilde, das der Redner von seinen geistlichen Erziehern macht, stellt er das abschreckende Gemälde eines Lehrer-Collegiums entgegen, welches jetzt schon zum Lohne seiner bösen Werke „die Schulen in Lager umgewandelt, in denen unter einer Schaar zügelloser Jünglinge jede Mannszucht und Ordnung anders nicht, als durch militärische Vorkehrung gehandhabt werden mag" — und das für die Zukunft nur dem scheußlichen Ruhme entgegen sehen könne, eine Pflanzschule ungläubiger und aufrührischer Menschen gebildet zu haben.

Ein Gemälde — an dem wir uns wahrlich seit dem März-Ides 1848 bis in die letzten Oktobertage und nicht etwa in der Residenz nur, auch in den Städtchen der Provinzen, satt genug gesehen haben, ungefähr wie es schon Seneca entworfen: „Inter istos, quos togatos vides, nulla pax est: alter in alterius exilium levi compendio ducitur. Nulli nisi ex alterius damno quaestus est. Non alia, quam in ludo gladiatorio vita est, cum iisdem viventium, pugnantiumque. (De iru ll. . 7. 8.) O Bild der Aula!

Doch, kehren wir nochmals zu unserm Redner zurück! Salbungsvoll schließt sich diese seine Rede mit der Versicherung: es werde der Gott des hl. Ludwigs Frankreich dem Verderbnisse der Irrlehren nicht preis geben, und die wiederhergestellte Religion werde das fürderhin unauflösliche Band zwischen Freiheit und Monarchie heiligen und fester knüpfen, als je zuvor. — Also Abbé Frayßinous am 4. Februar 1819!

Aber es zuckten die liberalen Ideen wie Blitze aus den Kammern von Frankfurt und Wien hinunter zur Aula, und von dort auch herab in die hölzernen Stübchen der Lehrer und ihrer Gehilfen von Volksschulen.

Im September l. J. fanden sich irgendwo (Prag) schon Lehrer an der Zahl bei 500 beisammen, als Träger der Einen Idee, abzuschütteln das Sclavenjoch des starren Dogmatismus. Also der starre Dogmatismus ist der Schmerz dieser Herren!

Uns aber kommen sie vor wie Zwerge, die sich auf den Sarg irgend eines Riesen (z. B. Frayßinous) stellen, und rufen: Seht, seht, wir sind größer, wir sehen weiter als ihr!

Wir wollen sie, da sie neben der Schule mit den spärlichen Kirchendienst wie Sisyphus einen Atlas auf ihren Schultern zu tragen vermeinen, statt allem Sermon, auf den Leopoldsberg nächst Wien führen.

Dort las am 31. August 1683 mit dem ersten Strahl der Morgensonne der Priester Marco d'Aviano die heilige Messe, und der König von Polen Johann Sobiesky diente ihm am Altare. Seltsames Schauspiel für unsere Volkslehrer! Da mußte es aber freilich geschehen, daß Sobiesky's starrer Dogmatismus den weichen Moslimismus besiegte!

Wir meinten aber auch, es wäre dieß ein echt katholischer Moment, der eben so wie Lenau's zufällig durch ein Fensterchen gewahrte Christabendfreude geeignet seyn dürfte, zerfahrende, entgottete Geister mit richtigern Begriffen und veredelten Strebungen wieder in die Arme der Religiosität, dieser alten Pflegmutter der Wissenschaften zurückzubringen.

Wir glauben bemerken zu sollen, daß es ein großes Verdienst sey: die Menschen glücklich; — ein größeres: sie gesund und heiter; — das größte: sie weise zu machen. Der Anfang der Weisheit aber, lehrt das Buch der Bücher, ist die Furcht Gottes.

Weil es aber auch offene Wahrheit ist, was einst so schön und groß Sieyes ausrief: »Ils veulent être libres, et ne savent pas être justes" so hegen wir, da wir dergleichen so Viele kennen, nur Einen Wunsch: daß nicht Raisonneur's, wohl aber Männer von Kopf und Herz in die Kammern, wie in die Schulstuben gewählt werden möchten — Männer, die mit Freiheit, die wir alle glühend umarmen, auch Religion zu vereinen wissen! und schließen mit dem Worte, welches Präsident Dupont im Februar 1848 an den edlen Affre, Erzbischof zu Paris schrieb: La liberté et la religion sont deux soeurs, egalement interessées á bien vivre ensemble.

A. U. . . r.

Correspondenz.

St. Ulrich in Streina bei Bleiburg, 19. Dezember 1848.

Am 26. November l. J. fand an der Pfarre und Commende Rechberg des Dekanates Ebernorf im Jaunthale eine Feierlichkeit statt, welche ihrer Seltenheit wegen verdient, in dem vaterländischen Blatte „Carinthia" erwähnt zu werden.

Der allgemein beliebte, geachtete und verdienstvolle Hochw. Herr Johann Kummer, Pfarrer und Commendator am Rechberge, feierte am 24. Sonntage nach Pfingsten seine Jubiläums-Messe. (Der Herr Jubilant wurde am 28. Mai 1774 zu St. Veit im Jaunthale geboren, und am 29. Sept. 1798 zum Priester geweiht.) Eine ungeheure Menge Volkes von allen Nachbarpfarren des ganzen Jaunthales kam am besagten Sonntage dort zusammen, um Zeuge dieser seltenen Feierlichkeit zu seyn. Um 10 Uhr begann der feierliche Zug aus der Wohnung des Herrn Jubilanten in die Pfarrkirche. Voraus gingen die geladenen Ver-

wandten etwa 70 an der Zahl, dann im priesterlichen Ornate die Herren Pfarrer und Cooperatoren der Nachbarschaft, darunter drei seiner nächsten Verwandtschaft, dann der Herr Jubilant selbst, an seiner Seite als Archidiacon der Hochw. Herr Probst und Dechant zu Eberndorf Johann Illgouz, endlich viele Herren Honoratioren, unter denen sich sein vieljähriger Vogtherr von Eberndorf, die Herren Bezirks-Commissäre von Sonnegg und Kappel, Herr Wundarzt Alois Lenardini, die Beamten der Komposch'schen Bleigewerke ꝛc. ꝛc. befanden.

In der Kirche angelangt, bestieg des Herrn Jubilanten älterer Vetter Herr Anton Miklner, Kanonikus von Völkermarkt und zugleich Pfarrer von St. Stephan bei Niederdrixen, die Kanzel, und hielt eine erbauliche und dieser Feierlichkeit entsprechende festliche Rede. Darauf folgte das feierliche Hochamt mit gut besetzter Musik. Gefühle seltener Art wurden in einem rege, wenn man bedachte, ob und welche von den Anwesenden wohl auch ein so hohes Alter erleben mögen, da ein einziges Jahr, wie das heurige so viele Aenderungen im menschlichen Leben herbeiführen kann.

Nach beendigtem Hochamte ging der Zug wieder in der nämlichen Ordnung in die Commenda zurück. Nachdem bei der festlichen Tafel daselbst, wo zwölf Priester und dreizehn Honoratioren weltlichen Standes zugegen waren, feierlichst ein Lebehoch auf das Wohlseyn und noch lange Leben des Herrn Jubilanten ertönte, erhob sich Derselbe, und brachte zuerst unserem gnädigsten Ordinarius und dessen hochwürdigem Domcapitel, Sr. Majestät unserem gütigen constitutionellen Kaiser, dann seinem Archidiacon, feierliche Toaste aus, welche in den Herzen aller Anwesenden unter dem Schalle der Musik laut wiederklangen. — So wurde diese seltene Feierlichkeit allseitig fröhlich beendiget, welche besonders für Rechberg stets in angenehmer Erinnerung bleiben wird. K.

Notizen.

— Am 18. Dez. Morgens verschied in Prag Dr. Bernard Bolzano. Trotz der wiederholten Krankheitsanfälle, an denen er viele Jahre zu leiden hatte, blieb sein Geist unermüdet regsam und schöpferisch. Seine eigenthümlichen Ansichten über Philosophie und Mathematik hat er in seinen (zum Theile ungedruckten) Schriften niedergelegt. Eine höhere Bedeutung jedoch als Bolzano, dem Philosophen, dem Mathematiker, dessen Lehren nie Eingang in weiteren Kreisen finden wollten, sind wir geneigt dem Menschen Bolzano zuzuerkennen. Bolzano war Mensch in der edelsten Bedeutung des Wortes, darum konnte er sich in die heftigen Partheiungen der Jetztzeit, in die nationalen Reibungen nie hineindenken. Einen Mann, der so hoch über all' dem Tagestreiben stand, dem selbst Empfindlichkeit oder Gereiztheit ganz fremd war, muß man jetzt doppelt schmerzlich vermissen. — Am 21. d. Nachmittags um halb 4 Uhr fand das feierliche Leichenbegängniß Bolzano's statt. Trotz der großen Kälte folgten dem Zuge Tausende von Menschen, und eine große Zahl von Wägen. Vier Züge der akademischen Legion und alle Studentenverbindungen geleiteten die Leiche. Die außerordentliche Theilnahme, welche dem Hinscheiden des trefflichen Mannes auch hiermit neuerdings bezeugt wurde, ist zugleich ein erfreulicher Beweis, wie dankbar das Vaterland der Thaten des Mannes gedenkt, der vor so vielen Jahren für seine geistige Befreiung gestritten und gelitten.

— Napoleon Louis Bonaparte, am 20. d. als Präsident der französischen Republik ausgerufen, ist der dritte Sohn des ehemaligen Königs von Holland und der Königin Hortensia, Neffe Napoleons und Enkel der Kaiserin Josephine. Er wurde den 20. April 1808 zu Paris geboren, aber erst den 4. Nov. getauft. Seine Taufpathen waren der Kaiser und die Kaiserin. Jener sah Louis als siebenjährigen Knaben zum letztenmale zu Malmaison. Nach dem Senatsconsult vom 28. Floreal XII. ist Louis nun, der älteste Sohn der k. Familie, nach dem Beschlusse des Kaisers berechtigt, den Namen Napoleon zu führen. — Die ersten Jahre seiner Verbannung brachte er in Augsburg zu, wo Lebas und der Hellenist Hase seinen Unterricht leiteten. Dort wurde er der deutschen Sprache mächtig. Seine ersten militärischen Studien machte er auf der Militärschule zu Thun unter dem Obersten Dufour. Der Aufstand in der Romagna im Jahre 1831 rief ihn und seinen älteren Bruder, der den 17. März 1831 zu Forli starb, in die Reihen der Insurgenten. Als diese geschlagen, Prinz Louis flüchten mußte, ging er über Frankreich nach England und von da zurück in den Canton Thurgau. Seit der Zeit ist sein öffentliches Leben in Erinnerung aller Zeitungsleser. Seine zahlreichen literarischen Arbeiten sind theils politisch-sozialistischen, theils militärischen Inhalts. Zu seinen früheren Arbeiten gehören seine Reveries politiques und seine Considerations politiques et militaires sur la Suisse. Ein größeres Werk, eine Frucht mehrjähriger Studien ist sein Manuel, sur l'artillerie. Merkwürdig sind die Worte des greisen Chateaubriand, die dieser an Louis Napoleon schrieb, als er ihm für Uebersendung einer seiner Schriften dankte. „Sollte Gott in seinen unerforschlichen Rathschlüssen den Namen des h. Ludwig verwerfen; sollte unser Vaterland eine von ihm nicht sanctionierte Wahl für nichtig erklären, und sollte sein sittlicher Zustand die Republik unmöglich machen, dann Prinz, gibt es keinen Namen, der mehr als der Ihrige mit dem Ruhme Frankreichs im Einklange stünde.“

— Eines der schrecklichsten Tagesereignisse beschäftiget gegenwärtig die Londoner Welt. Zu Londonderry langte am 3. d. M. das gleichnamige Dampfschiff, welches zwischen Sligo und Liverpool fährt, mit 123 todten Passagieren an. Es war am 1. Abends von Sligo mit 146 Personen abgefahren, deren Mehrzahl sich zu Liverpool nach Amerika einschiffen wollte. Der Abend wurde aber so stürmisch, daß außer der Mannschaft Niemand auf dem Verdecke bleiben durfte und die Passagiere demgemäß in den unteren Raum gewiesen wurden. Man schloß darauf die Luken; es fehlte unten aber an hinlänglicher frischer Luft, und 123 Personen erstickten, bevor die Mannschaft durch einen aufs Verdeck gedrungenen Passagier aufmerksam gemacht, die Luken öffnete und die Uebrigen rettete. Bei der Ankunft des Schiffes zu Londonderry schritt man sogleich zur Untersuchung und der Capitän ward nebst der Mannschaft verhaftet.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

Carinthia.

Conſtitutionelles Blatt für Zeitintereſſen.

(38. Jahrgang. — Neue Folge I.)

№ 52. Klagenfurt, Sonnabend den 30. Dezember 1848.

Prolog,

geſprochen auf der ſtändiſchen Bühne zu Klagenfurt am 19. Dezember 1848.

Verſammelt ſind wir in Thaliens Tempel,
Ein hohes Feſt von ſelt'ner Art zu feiern.
Ein Kaiſerſängling, Sohn berühmter Ahnen,
In Schlachten groß, und hoch im Lied gefeiert,
Nahm aus des Oheims Hand, des Gütigen,
Die Krone, glanzvoll, aber ſchwer und drückend,
Begleitet von des edlen Herzens Segen.

Sinnvollen Ernſtes ſchreibt des Jünglings Namen
Die Muſe der Geſchichte auf die Tafel,
Und wendet in dem Buche der Geſchicke
Ein ſchweres Blatt voll heiliger Bedeutung.
Verwirrt und düſter iſt die eine Seite,
Die jetzt hinabſinkt zur Vergangenheit,
Und blut'ge Runen ſieht man d'rauf gezeichnet.
Die and're Seite, die jetzt aufgeſchlagen,
Iſt weiß und makellos und reich an Hoffnung,
Der Freiheit und der Jugend Genien
Umſteh'n die Göttin in der Weihe Stunde,
Und edle Völker harren ſtumm der Zukunft.

Nicht aus den Höhen wie ein Stück des Himmels
Fällt in der Menſchen Schooß die gold'ne Freiheit,
Nur edlem Streben wird ihr Lohn am Ziele.
Geſchlechter kommen, ringen und vergehen,
Und ſahen nie ihr reigend Angeſicht.
D'rum doppelt glücklich wir, an unſrer Bruſt
Liegt ſie als Braut in ſeligem Umfangen.
Des Märzens Veilchen blüh'n in ihren Locken,
Des Sommers Roſen, blutig, dornenvoll, —
Den ſchönſten Kranz jedoch, der nie verwelkt,
Flicht ihr der Kaiſerſängling um das Haupt.

Nicht Leidenſchaft, die raſtlos drängende,
Selbſt nicht Begeiſ'rung mit den Adlerflügeln
Gewinnt allein des Sieges Preis auf Erden,
Das heil'ge Maß nur führt uns zum Gelingen, —
Und wie kein Kunſtwerk ohne weiſe Einſicht
Und ohne einer Regel ſanften Zwang
Vollendet wird zur Freude aller Zeiten,
Kann auch der Freiheit Werk kein Sturm uns bringen,
Der Rhythmus des Geſetzes muß es weihen,
Des Friedens Götter ihm die Stirne küſſen.

D'rum, Völker Oeſt'reichs! haltet treu zuſammen
In ſchöner Eintracht, Eines Schickſals Kinder,
In eure Hände ward ein Werk gelegt,
Das für Jahrhunderte die Zukunft meiſtert.
Schaart euch vertrauend um den jungen Kaiſer,
Ernſt iſt die Stunde', kommenden Geſchlechtern,
Der Weltgeſchichte gebt ihr Rechenſchaft.
Nur reines Wollen und nur edles Streben
Kann euch zum Ziel', zum langerſehnten, führen.
Die Freiheit hoch! Hoch Oeſt'reich! Hoch der Kaiſer.

Paul Renn.

Ueber das Dienſtweſen.

In meinem früheren Aufſatze über dieſen Gegenſtand glaube ich mit vollem Rechte die faſt überall eingeſchlichene auf das Dienſtweſen ſehr verderblich wirkende Obſervanz des Leihkaufsgebens gerügt zu haben; allein es kommen hiebei noch mehrere nicht minder zu rügende Fehler vor.

Außer des Leihkaufes ein halbes oder ein ganzes Jahr voraus, nimmt der Dienſtbothe, wenn nicht vor dem Dienſtantritte, ſicher gleich bei dieſem noch den übrigen Lohn durch verſchiedene Erdichtungen vom Dienſtgeber in Empfang, hat ſonach das ganze Jahr nichts mehr zu hoffen noch zu fürchten, da er dadurch in salvis iſt, daß er ſeinen Verdienſt auf ein Jahr voraus verthan hat. Was liegt ihm nun an der Arbeit, was an dem Fleiße, was an dem Wohle des Dienſtgebers? Iſt er fleißig, ſo kriegt er ohnedieß nichts mehr, ſomit liegt es ihm ja offen daran, recht

faul und liederlich zu seyn, damit ihn der Herr doch endlich jagen möchte, um wieder einen Andern anzuführen.

Die mehr verdorbenen und routinirten Dienstbothen fangen bei so bewandten Umständen, um doch auch unter dem Jahre ein Geld zu erhalten, verschiedene Sachen zu stehlen an, wozu sie leider in jedem Nachbarshause Abnehmer finden, wodurch sie allmählich zu Dieben gebildet am Kastell zu Laibach ihre lebenslängliche Versorgung finden. Viele solcher Fälle habet ihr, meine lieben Dienstgeber! durch zu viele Güte und Nachsicht und durch Unterlassung der erforderlichen strengen aber gerechten Obsorge verschuldet!

Der Dienstbothe, obwohl ein so wichtiger und nothwendiger Theil des Hauswesens, wird doch so selten als zum Hauswesen gehörig behandelt. Ihr gebet ihm seinen Lohn, seine Kost und sonst das Versprochene, und glaubet dann euere Pflichten vollkommen erfüllt zu haben. Nein, der Dienstbothe ist kein Vieh, das dadurch befriedigt werden dürfte, er ist ein Mensch, der Zuneigung nur für Zuneigung, Liebe für Liebe, Fleiß für Anerkennung, und Gehorsam für eine gerechte ordentliche Behandlung gibt. Ein Wort der Zufriedenheit, ein Blick der Zuneigung und des Wohlwollens zur rechten Zeit belohnt den Dienstbothen mehr, als euer Lohn, weil es ihm seine Menschenwürde erkennen läßt; es stimmt ihn fröhlich, gibt ihm Muth, seinen schweren Pflichten nachzukommen, erregt in ihm die Lust, sich durch Fleiß und Ordnung eure fernere Liebe und Zufriedenheit zu erwerben und belebt dessen Thätigkeit, daß er aus einer Maschine ein Mensch wird, der seine ihm obliegenden Arbeiten nicht als ihn erniedrigende Verbindlichkeiten, sondern als Liebespflichten für euch ansieht und mit Freuden vollführt.

Sehet dem Dienstbothen nicht Alles nach; ihr könnet und sollet ihm seine Faulheit, seine Ungeschicklichkeit, seine Unordnung vorhalten; aber dieß geschehe unter vier Augen, nicht in Gegenwart der andern Dienstbothen, am wenigsten in der fremder Leute, weil ihr dadurch das dem Menschen angeborne Ehr- und Schamgefühl tödtet. Besonders hütet euch den allfällig von fremden Elementen in euch aufgeregten Zorn an den unschuldigen Dienstbothen, was leider nicht selten geschieht, auszulassen; der Dienstboth ist ein Mensch; der Mensch verzeiht und vergißt verdiente, wenn auch noch so scharfe Verweise, nie aber unverdiente Kränkungen und Mißhandlungen, und sicher wird er sich an euch durch Trägheit und so an der Menschheit durch Liederlichwerden rächen.

Durch den Umstand, daß der Dienstbothe in seiner Vermögensgebahrung unter gar keiner Controlle steht, und höchst selten einen Ueberverdienst hat, läßt sich auch die so traurige Gewohnheit erklären, daß der erkrankte Dienstbothe statt im Hause seines Dienstherrn behandelt und verpflegt zu werden, wo er sicher bald genesen und euch eure Auslagen mit Liebe und Dank vergelten würde, alsogleich aus dem Hause geschafft und den öffentlichen Anstalten übergeben wird.

Abgesehen davon, daß er bei einem solchen ihn oder einer seiner Mitdienstbothen treffenden Fall für euch nie mehr Liebe und Zuneigung haben kann, wird auch das Gemüth des Betroffenen düster und seine, wenn auch vorübergehende Krankheit gewinnt einen gefährlichen Charakter, wo er auf Staatskosten, somit auch auf eure, lange in der Verpflegung liegt, statt daß er durch eine menschliche liebevolle Behandlung in euerem Hause bald hergestellt, ein nützliches Mitglied des Staates würde.

An euch aber, liebe Dienstbothen! richte ich die wohlmeinende Bitte, seyd fleißig, gehorsam und sparsam, jeder Kreuzer Erparung ist ein Trostpfennig für das traurige Alter; jeder Stand hat seine Sorgen, fast jeder Mensch, der was haben will, muß es durch Fleiß und Sparsamkeit erwerben, jeder schätzt die sammelnde Biene, und verachtet die blos zehrende Drohne. Kraft, Arbeitsamkeit, Fleiß und Sparsamkeit sind beständige, verläßliche Erwerbsquellen, die Glücksgütter von Heut auf Morgen.

Obervellach, am 23. Dezember 1848.

Preschl.

Antwort

auf die Interpellation A in der „Carinthia" Nro. 47.

B. Die Entscheidung, ob gegen den Frankfurter Abgeordneten des Wahlbezirkes St. Andrä ein Mißtrauensvotum auszusprechen sey oder nicht, kömmt doch jedenfalls der Wählerschaft desselben einzig und allein zu, und es erscheint deßhalb die mit jener Interpellation ergangene Aufforderung, ein solches aussprechen zu sollen, als bloße Insinuation eines Wohlvon heute, dem wir bester Meinung rathen [illegible]en, die ohnedem herrschende politische Aufregung, die leider schon alte Freunde getrennt, und früher friedliche Familienzirkel gespalten hat, nicht noch durch so unberufene Thätigkeit vermehren zu wollen.

Wir fühlen uns vor der Hand nicht bewogen, auf dieses unbegründete Ansinnen des Näheren einzugehen, sondern wollen hier nur bemerken, daß, wenn sich etwa doch einige Wahlmänner dieses Wahlbezirkes durch die Schlagwörter: Pflicht, Gewissen, Ehre Kärntens ꝛc., die dabei betheiliget seyn sollen, und deren sich der Interpellant als moralischen Kitzels bedient, verleiten lassen sollten, dieser Aufwieglung Folge zu leisten, ein solches Mißtrauensvotum als von einer bloßen Fraction der Wahlmänner anstatt von der Gesammtheit der Wählerschaft ausgehend für den betreffenden Abgeordneten auch bei dem zartesten Gewissen keinen heirrenden Einfluß auf das Verbleiben in seiner Stelle nehmen kann, und hier um so weniger, als bei einem großen Theile der Wahlmänner es schon sehr zweifelhaft seyn dürfte, ob sie selbst noch das Vertrauen ihrer Wähler genießen.

Von einigen Wählern und Wahlmännern des Wahlbezirkes St. Andrä.

Notizen.

Aus Genf lesen wir im steirischen „Volksfreund" Folgendes: In den Zwanziger- und Dreißigerjahren lebten hier zwei einander sehr befreundete Fremde aus den Südländern, beide an Kenntnissen und Geist reich, durch politische Ereignisse aus ehemaliger großer Thätigkeit gedrängt, hier wie im Exil lebend, aber bald der Stadt innig zugethan und von ihren damaligen Einwohnern hochgeachtet. Der eine war der Graf Capodistrias, der als russischer Staatsminister sehr thätig für die Befreiung und Wiedererhebung Griechenlands gewirkt hatte. Nach seinem Austritt aus dem russischen Staatsdienste verweilte er eine Reihe von Jahren hier; nach der von den hohen Mächten ausgesprochenen Losreißung Griechenlands von der Türkei, ging er als Präsident in sein Vaterland, wirkte da in der kurzen Zeit sehr viel Gutes, wurde aber bekanntlich bald von seinen Landsleuten ermordet. — Der andere Fremde war der Italiener Rossi, der 1821 für eines der thätigsten Häupter des Carbonarismus in Italien galt, aber nach Genf flüchtete, als die Insurrection unterdrückt worden war. Hier wurde er Professer an der Akademie, heirathete die Tochter einer ausgezeichneten Familie, ging als genfischer Deputirter 1832 zur schweizerischen Tagsatzung, verfaßte da einen guten Entwurf zur neuen Bundesverfassung, der jedoch nicht angenommen wurde. Später veranlaßte ihn ein bedeutender Vermögensverlust, das conservative Journal „Le Federal" zu gründen, während seine Freunde in Paris für ihn thätig waren. Bald verließ er auch Genf, um dorthin zu gehen, wo er durch Guizots und des Herzogs von Broglie Protection von einer hohen Stufe im Staatsdienst auf die andere stieg, Pair und dann französischer Gesandter in Rom wurde.

Durch den Februarumsturz verlor er diese Stelle, wurde aber dafür päpstlicher Staatsminister, zog sich durch ein festes staatsmännisches Benehmen den Haß der Römer zu und wurde am 15. Nov. von ihnen ermordet. — Welch' sonderbare Aehnlichkeit in dem traurigen Schicksale im Leben und im Tode beider Männer, die bestimmt waren, durch den Dolch ihrer Landsleute zu fallen, für deren Befreiung und Erhebung sie früher so thätig gewesen.

Register

der zweiten Jahreshälfte der „Carinthia" vom Jahre 1848.

(Die arabische Ziffer bedeutet die Nummer des Blattes.)

I. Reformen, Kärnten betreffend.

Materialien für die Organisirung landesfürstlicher Bezirksbehörden; von B. St. 4. — Einige Worte über den Entwurf einer Gemeindeordnung in Kärnten; von B. St. 5, 6. — Beiträge zur Zehent- und Robotfrage. 5. — Entgegnung an den Gegner des Gemeindeordnung-Entwurfes für Kärnten; von Albert Toniz. 9. — Einige Worte zur Berücksichtigung für den Provinzial-Landtag; von L. 12. — Beitrag zur künftigen Gau-Eintheilung Kärntens; von A. Toniz. 13. — Beiträge zur Lösung der Frage über die Art der Ablösung der Grundlasten; von Franz R. v. Moro. 15, 16. — Entgegnung; von B. St. 15. — Auch ein Wort über die gegenwärtigen Jagdverhältnisse in Kärnten; von Josef Wagner. 17. — Unser Leben vor und nach den Wiener Märztagen; von Demselben. 44. — Politische Streiflichter über Demokratie und Demokraten; von Demselben. 45. — Die französische Umsturzpartei; 45, 46. — Ueber Fideicommisse; von O. N. 46. — Heiligkeit

des Gesetzes; von Preschl. 48. — Zwei Kammern für den österr. Reichstag; von R. 49. — Ein Moment aus der Sitzung des prov. kärntnerischen Landtages am 17. August 1848. 50. — Dienstbothenwesen; von Preschl. 50, 52.

II. Vorkommnisse in Kärnten.

Die erste Sängerfahrt der Klagenfurter Liedertafel. 1. — Fahnenweihe der Nationalgarde in Völkermarkt; von M. L. P. 13. — Wohlthätigkeitsconcert; von Dr. T — r. 15. — Aus dem Privatschreiben eines Korporals vom Regimente Baron Prohaska. 19. — Eine seltene Regenbogenerscheinung; von Robida. 31. — Aus Kärnten. 35. — Der Großglockner. 36. — Aufmunterung zur Feuerschaden-Versicherung; von S. S. 38. — Baumblüthen im Maltathale im Oktober; von J. L. 38. — Nordlicht; von K. 41. — Geschenke an den historischen Verein in Kärnten. 44. — Das Nordlicht gesehen in Treibach; von F. M. 44. — Concert-Anzeige. 44. — Deutsche, habt acht! 47. — Erwiederung auf den Artikel: Deutsche, habt acht! 49. — Auch eine Interpelation. 47. — Antwort darauf. 52. — Jubiläumsmesse. 51.

III. Oesterreichs und Deutschlands Reformen und Ergebnisse.

Bericht des Verfassungs-Ausschusses der constituirenden National-Versammlung über die Grundrechte des deutschen Volkes. 1, 2. — Die National-Bank. 7. — Ueber die Verfassung Norwegens. 10, 11, 13, 14. — Entweder, Oder! von F. E. Fürst Leiningen. 14. — Was geht uns Deutschland an? von Josef Wagner. 16. — Die Freiheit und die Wühler; von Demselben. 21. — Sind wir für die Freiheit reif, oder nicht? von Demselben. 23. — Ein Beitrag zur Constituirung des österreichischen Kaiserstaates; von Carl Melzer. 24. — Bemerkung zu dem Entwurfe eines Vorschlages zur künftigen Organisation der Justizpflege in den österreichischen Staaten; von R. B. 19. — Jagdrecht. 19. — Es werden Zeichen am Himmel geschehen. 20. — Der Reichstag in Wien; von O. M. 28. — Die Reaction. 29. — Johns Schwanenrede. 29. — Ueber Mißverständnisse und Verwirrung der Begriffe. 30. — Humanität und Politik; von Hingenau. 31. — Entwurf der Reichsverfassung. 32, 33, 34. — Die Gegenwart und die Zukunft; von Josef Wagner. 33. — Erinnerung an den 24. Oktober 1848; von Dr. L. H. 34. — Betrachtung über die Oktober-Ereignisse; von * * K. 37. — Kurzgefaßte Antwort auf die Anfrage des Abgeordneten Dr. B. in Frankfurt; von H. 38. — Ein Wort für den Frieden und Versöhnung; von Josef Wagner. 39. — Nach Stürmen Ruhe! 40. — Entwurf zum deutschen Reichsgerichte. 41. — In Bezug des Anschlusses Oesterreichs an Deutschland. 41. — Die Clubs in den vereinigten Staaten Nord-Amerika's; von Michel Chevalier. 41, 42. — Die Rede Bassermanns über die Wiener-Oktober-Ereignisse. 42. — Ueber die §§. 2 und 3 des deutschen Reichsgerichtes. 43. — Einige Worte über den so schief aufgefaßten Begriff der Freiheit; von Dr. J. G. 43.

IV. Kirchliches.

Die Stellung des Klerus zur neuen Zeit; von V. Rizzi. 2, 3, 8. — Die Frankfurter Versammlung über Kirche und Staat. 19. — Denkschrift der katholischen Bischöfe Deutschlands. 49.

V. Schulwesen.

Über Volksschulwesen; von C. Kroner. 4, 5. — Entwurf der Grundzüge des öffentlichen Unterrichtswesens in Oesterreich. 7 bis 12. — Einige Worte über die Volksschulen und ihre Trennung von der Aufsicht und Leitung der Geistlichen; von J. Tschernuth. 21. — Provisorische Anordnungen für das Schuljahr 1849. 22. — Taubstummen- und Blindenanstalt des G. Hartl. 22. — Berathungen über eine akademische Universität. 23. — Ueber den Einfluß der Lehranstalten auf unsere politische Bildung; von Josef Wagner. 24. — Betrachtungen über die provisorischen Anordnungen für das Schuljahr 1849; von Demselben. 26. — Die Volksschule in Bezug auf die Mitwirkung der Eltern; von Tschernuth. 28. — Unbefangene Blicke über die gegenwärtige Lage der Schullehrer; von Demselben. 30. — Ueber Schullehrerversammlungen; von J. Tronegger. 36. — Volksschulunterricht; von Demselben. 40. — Entgegnung auf den Aufsatz des Hrn. Tronegger: über Volksschulunterricht; von C. Kroner. 47. — Beitrag zur Beleuchtung des Unterrichtswesens auf dem Lande, aus Oberkärnten. 48. — An die Ideologen der Emancipation der Volksschule von der Kirche; von A. Ueberfelder. 51.

VI. Oekonomisches.

Land- und forstwirthschaftliche Zeitfragen; von K. 3. — Von der Flachsbrechung; von Ant. Schwenner. 16.

VII. Gedichte.

Von Budik (Peter Alcant.): Das Kärntner Regiment. 32. — An Hrn. Heinr. Hauser, k. k. Hauptmann beim Kaiserjäger-Reg. und Maria Theresien-Ordens-Ritter. 45.

Von Maruschnigg (Bartlmä): Radetzky und sein Heer nach der Schlacht bei Volta. 18.

Von Melzer (Carl): Oesterreichs Hymne. 49.

Von Renn (Paul) Prolog, gesprochen auf der ständ. Bühne zu Klagenfurt am 19. Dezember 1849. 52.

Von S***: An den Verfasser des Gedichtes: Radetzky und sein Heer. 19. — Der Traum des letzten Dogen von Venedig. 20. — Die Illumination. 22. — Apologie der Zöpfe. 25. — Die Farben. 29.

Von einem Ungenannten: Zum 29. Junius 1848. 3.

VIII. Vermischte Aufsätze.

An S. M. Mayer; von V. Rizzi. 1. — Notizen und Glossen. Neu 1 bis 52. — Brittische Freiheit. 3. — Katzenmusik. 6. — Selbsthilfe. 11. — Humoristische Vorlesung von Heinrich Schwartz. 17, 18. — Deutsche Briefe; von Betty Paoli. 25. — Die Republik. 25. — Wiens Septembertage; von V. St. 27. — Ludwig von Löhner, Dichter und Politiker; von K. F. 30. — Aus der Zeit. 34. — Ida Pfeifer, die Weltumseglerin. 38. — Kalender-Literatur; v. M. 50.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. Verleger: Ferdinand Edler v. Kleinmayr.

CARINTHIA.

Zeitschrift

für

Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung.

Von einer Gesellschaft Vaterlandsfreunde.

Redigirt

von

Simon Martin Mayer.

Neun und dreißigster Jahrgang.

1849.

(Beiblatt zur Klagenfurter Zeitung.)

Klagenfurt.

Gedruckt und verlegt bei Ferdinand von Kleinmayr.

Aus 27.3

Harvard College Library
AUG 16 1916
Hohenzollern Collection
Gift of A. C. Coolidge

Register
der Zeitschrift „Carinthia" vom Jahre 1849.

(Die Arabische Ziffer bedeutet die Nummer des Blattes.)

I.

Beiträge zur Geschichte, Statistik, Topographie und Geographie, besonders Kärntens.

Schreiben eines Kärntners aus Italien. 2. — Entgegnung. 2. — Beantwortung des Aufsatzes: Vom Dienstbotenwesen, von Steinberg. 4. — Das naturhistorische Landesmuseum in Klagenfurt betreffend. 6, 56, 92. — Bericht und Jahresrechnung der Kleinkinder-Bewahranstalt in Klagenfurt. 7. — Eine patriotische Feier (Tapferkeitsmedaille an Johann Zöhrer); von M. 10. — Fromme Wünsche eines praktischen Oekonomen, im Interesse der Landwirthschaft; von Franz Rauscher. 11. — Taubstummen- und Blinden-Unterricht; von Georg Hartl. 15. — Geognostische Bemerkungen; von Carl Höfrer. 15. — Bemerkungen über das Eigenthümliche der Unterthans-Verfassung in Kärnten von der frühesten bis in die neueste Zeit; von J. Schleißnigg. 16. — Heldenmuth und Kindesliebe (Lieutenant Johann Fuchs). 24. — Kirchliche Doppelfeier zu Klagenfurt; von S. M. Mayer. 26. — Kärnten ein Krouland; von R**. 26. — Kirchliches vom Unterrosenthale. 28. — Bad Leonhard. 28. — Das steiermärkische Bad Neuhaus. 30. — Zusammengesetzte Walzen, zur Draht- und Stabeisen-Fabrikation; von Andreas Schwenner. 32. — Der Lloyd—aus Kärnten. 35. — Auszeichnung. 36. — Vom Loibl nach Laibach; von Dr. R. Puff. 37, 38. — Einige Worte über die zusammengesetzten Walzen ꝛc.; von Gustav Kazetl. 37. — Das historischen Verein von Kärnten betreffend. 38, 78, 82, 89, 90. — Noch etwas über das Schicksal der Landlehrer in Kärnten; von Johann Tschernuth. 39. — Aus der Heimath 49, 55, 57, 60, 61, 85, 86. — Die schädlichen Einwirkungen der allgemeinen Wirren auf den Volksschulunterricht; von Jos. Tronegger. 50. — Wer sind jetzt die Feinde des Vaterlandes? von B. St. 51. — Die Spiegelfabrik zu Sobeth in Kärnten; von Dr. R. Puff. 54. — Naturwissenschaftliche Skizzen. 58. — In Kärntens Annalen (Tapferkeits-Medaille an den Kärntner Johann Geiger). 60. — Ueber die Ausgleichung der Holz- und Waldstreu-Servitute; von R**. 60. — In Bezug des neuesten Jagdpatentes; von R**. 61. — Das Kentschach-Monument auf der Veste Hohensalzburg; von P. J. G. 66. — Niveauverhältnisse der Miocenformation in den östlichen Alpen. 73. — Marschal Radetzky in Venedig. 74. — Die neue Uniformirung der Staatsbeamten; von B. St. 77. — Ueber die Reforme der Jagdrechte; von Carl Edl. v. Webenau. 78. — Noch einige Worte über das Jagdrecht; von ***. 83, 84. — Reaktionsstimmen der wahren Freiheit. 88. — Ein wohlgemeinter Vorschlag; von Rainer v. Lindenbüchel. 89. — Uebersicht der Nationalitäts-Verhältnisse Kärntens; von And. Einspieler. 93. — Geographische und magnetische Orts-Bestimmungen in Kärnten. 98. — Ein Ehrenblatt in Kärntens Annalen (der mit vier Tapferkeitszeichen decorirte Kärntner: Lieutenant Peter Gruber); von —rr—. 102.

II.

Oesterreichs und Deutschlands Reformen betreffend.

Aus und für die Gegenwart. 1. — Eintracht der gleichberechtigten Völker; die deutsche Sprache ihr Gemeingut. 5. — Die Theoretiker und Praktiker; von ***. 7. — Ein Schwarzgelber an seine schwarzrothgoldenen Brüder; von B. St. 8. — Jagdfreiheit; von S. Z. 8. — Keine Departements-Eintheilung für Oesterreich; von R**. 10. — Ein gut gemeinter Rath an Jene, die es betrifft. 11. — Ein freies Wort über Fideicommiß-Institute; von Carl E. v. Webenau. 12. — Noch einige Worte hinsichtlich der Abschaffung des Adels und Aufhebung der Fideicommisse; von R**. 14. — Das Geschworenengericht; von J. Waser. 17. — Noch ein Sträußchen; von Carl E. v. Webenau. 18. — Ein Wort über die Stellung der Kirche zur Volksschule. 19. — Einiges in Bezug auf das Sträußchen in Nr. 18 d. B.; von R**. 20. — Viribus unitis. 22. — Schlußwort in der Erörterung über die Fideicommiß-Institute; von Carl E. v. Webenau. 24. — Das Ablösungsgesetz vom 4. März 1849. 25, 26, 27, 29. — Oesterreich Ein Staat; von R**. 27. — Diese zum Sträußchen und noch einige Blumen; von R**. 28. — Rückblick auf das Eisenbahnwesen in J. 1848; v. Dr. R. Puff. 30. — Betrachtungen über die gegenwärtige Lage von Europa 41. — Die Ablösung der Naturalbezüge für Landschulen und einige Ansichten für deren Verbesserung. 43, 44. — Zur Tagesfrage. 45. — Ob politische Verbrechen von der passiven Wahlfähigkeit zu den Landtagen ausschließen sollen? von ***. 53. — Ein Privatbrief des Erzherzogs-Reichsverwesers über die Lage Deutschlands. 59. — Der Föderalismus in Oesterreich. 87. — Bemerkungen über die Sprachenfrage in der österreichischen Monarchie; von C. Hock. 87. — Die Muttersprache; von And. Einspieler. 88. — Zur Sprachenfrage in der österreichischen Monarchie; von Demselben. 89. Noch ein Wort über den Föderalismus in Oesterreich. 90. — Frankreich, England und der Weltfriede. 97. — Oesterreich und Deutschland. 99. — Die Gefahren der kleindeutschen Bestrebungen. 101. — Rückblicke und Standpunkte 102.

III.

Sagen, Legenden, Mährchen und Erzählungen.

Die Tante am Rhein; von Felix Alpner. 1—15. — Die Erscheinung nach dem Tode; von Friedrich Reinhard. 18, 19. — Christian Tschuggmall's Kunstreise nach Rußland; von Dr. R. Puff. 20—24. — Die Brieftasche; nacherzählt von Friedr. Reinhard. 29. — Vergeltung, oder die Schlacht bei Santa Lucia; von Franz Hirsch. 33, 34. — Eines Künstlers Jugend. 35. — Ein Orkan auf Antiqua. 36. — Das schwarze Lamm. Legende; von Friedr.

Reinhard. 38, 39. — Ausbald. Erzählung nach einer wahren Begebenheit; von Dr. R. Puff. 40—43. — Indianerliebe. 44. — Eine Szene aus dem mexikanischen Kriege; von J. G. 46. — Das Kleinod aus Egypten. 47. — Die Familie in dem Waldschlosse. Volksmährchen; von Friedrich Reinhard. 48—50. — Der Dragoner; von J. B. Rousseau. 51. — Das Traumleben; von Friedrich Reinhard. 52. — Linnäus. Die Kunst edle Perlen zu machen; von J. G. 55, 56. — Das Festgedicht. Dramatischer Scherz; von Friedrich Reinhard. 57, 58. — Eine Geschichte; von Andersen. 62. — Hanns der Schlankopf. Volksschwank; von Friedr. Reinhard. 63—65. Verleitung zur Hasbucht und ihre Folgen. 67—71. — Der Gemsjäger; von E. Berthet. 76—85. — Andreas Massena. Novelle von Fr. A. Grüner. 86, 87. — Der Riesenfang. Amerikanische Novelle. 91—97. — Anna. Erzählung. 98, 99. — Wie gut, daß der Tod auf der Welt ist! Volksmährchen aus dem Czechischen des K. J. Erben. 100. — Die drei goldenen Federn. Volksmährchen aus dem Czechischen der Bozena Nemec; Beide mitgetheilt von F. R. 101, 103.

IV.

Biographische Notizen.

Franz Grillparzer, Leopoldordenskritter 25. — Nekrolog des k. k. Hofrathes und Professors Sebastian Jenull; von Anton Hye. 31, 32. — Dr. Albert Muchar (Nekrolog.) 47, 50. — Johann Czada, der steirische Held vor Malgthera. 48. — Das Leben und Wirken des Erzherzog Johann von Oesterreich; von Carl August Schimmer, 72, 73. — Ernst Freiherr v. Feuchtersleben (Nekrolog.) 75. — P. Franz Fritz (Nekrolog); von A. v. Gallenstein. 79. —

V.

Gedichte.

Von Arminius: Venit, vidit, vicit. 30.
Von Bndik (Peter Alkant): Auf den Wahlspruch des Kaisers: Viribus unitis. 20 — Kärnten am 13. März 1849. 22. — Der Sohn des Helden, Erzherzog Albrecht. 29. — Die Lerche über einem Schlachtfelde schwebend. 30. — Die Rose auf ihrem Grabe. 52. — Knappenlied. 62.
Von Castelli (J. F.): Der freie Bauer. 68.
Von Czerfas (Adolf): Armeelied. 17.
Von D** (Josef): Chronographicum auf den 18. August. 67.
Von Gärtner (Wilhelm): Die Illumination. 100.
Von Gutperl (Heinrich): Zum 18. August 1849. 66. — Volkshymne für Kärnten. 73.
Von Hempl (Joseph von): Wittekind. 27.
Von Kaltenbrunner (K. A.): Der Kaiser-Adler. 78.
Von K** (Jakob): Zur Doppelfeier am 26. März 1849. 28.
Von Ludwig (König von Baiern): An Oesterreich. 37.
Von Marcuschnig (Bartima): An den Abendstern. 23. — Politische Reminiscenzen. 38. — Wien im Mai 1849. 43. — Allerseelen-Vorabend. 89. — Nachruf an Fräulein Josefine Pauker. 91.
Von Mayer (Simon Martin): Der Feldjäger des zehnten Bataillons am Friedhofe von St. Lucia bei Verona. 42. — Der Kärntner am Morgen des 18. August 1849. 67. — Willkommen in der Heimath. 87.
Von Meyer (Carl): Erzherzog Johann. 59. — Leonidas Hendi. 64. — Kärntens erste Feier des hohen Geburtstages Sr. Maj-stät des Kaisers Franz Joseph I. 66. — Unsterblichkeit. 77. — Der Jugend Lebewohl! 79. — Lebensweisheit. 81. — Die Verlassene. 82.
Von Reinhard (Friedrich): Erdengel. 32. — Die Stimme zum Gemüthe. 45. — Des Liedes Farben. Sonettenkranz. 53. — Drei Sonetten. 75. — Sendung der Poesie. 76.
Von Renn (Paul): Prolog, gesprochen auf der ständischen Bühne zu Klagenfurt am 1. Jänner 1849. 2. — Zur Erinnerungsfeier eines Doppelfestes. 26.
Von R**: Radetzky's Wappen. 30.
Von S* (Franz): An die Heimath. 9. — Am Grabe eines Tagesheldens. 80. — Der Nonne Heimgang. 96.
Von Straube (E.): Opfer. 13.
Von Wenaer (Dr. Leopold): Alt-Oesterreich. 74.
Von Zedlitz (Baron): Curtatone. 15. — Vicenza. 25. — Der Feldkaplan. 34.
Von Z* (J. F.): Kärntens Volksbonne. 28.
Von Ungenannten: Eduard Graf Clam-Gallas. 24. — An die tapfere 23. Compagnie des vaterländischen Regimentes Baron Prohaska Nr. 7, an der Brücke bei Hatzan am 2. April 1849. 33. — Nicht ohne Oesterreich! 37. — Die Alumnen an ihren Hochw. Herrn Direktor. 41. — Erinnerungsblümchen auf das Grab der kleinen Josefine. 70. — Wiedersehen. 94.

VI.

Literarische und Kunst-Anzeigen.

Der österreichische Volksbote. 3. — Lichtbilder; von M. 6. — Das Madonnenbild in der Pfarrkirche zu Wolfsberg; von F. Herbert. 11. — Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie; von —r.— 23. — Ludwig Etter's Concerte. 38, 40, 42. — Gedichte von Hermann Müller; angezeigt von B*. 43. — Gebt Raum der Kunst (Statnetten); Gasser's Atelier; Medaillen.) 46. — Musik-Unterricht in Klagenfurt; von G**. 55. — Kärntnerische Volkslieder. Gesammelt und herausgegeben von Edmund Freih. von Herbert. 60. — L. F. Hohenauers kurze Kirchengeschichte von Kärnten; angezeigt von G**. 87. — Grundzüge der von Bertty und Marie Fröhlich geleiteten Erziehungsanstalt in Wien. 91. — Anzeige eines Kunstblattes mit Text: den Wahlspruch Kaiser Franz Joseph I. darstellend. 94. — Predigten von dem Hochw. Fürstbischofe von Lavant, Anton Slomschek, in slavischer Sprache. 95. — Lee's Grafen von Thun neueste Broschüre; von And. Einspieler. 99, 100.

VII.

Vermischtes.

Californiens Goldreichthum. 3. — Notizen. 4—103. — Ueber Stenographie; von C. Kroner. 21. — Deutsches Theater in Triest; von Dr. L. 44. — Ueber Steinkohlenbrände; von Carl Höfner. 46. — Landwirthe habt Acht! 70. — Die Serezaner. 70, 71. — Mittel gegen die Kartoffelkrankheit. 74. — Sonnenmikroskop; von H*. 76. — Edler Zug eines Wienerbürgers. 98.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge II.)

№ 1. Klagenfurt, Dinstag den 2. Jänner 1849.

Die Tante am Rhein.

1. Lewin Ascher.

„Mein Gang war umsonst," sagte Linden. „Lewin Ascher weicht kein Haar breit. Wenn er bis morgen Abend nicht befriedigt ist, übergibt er die Wechsel dem Handelsgerichte zur Einleitung executiver Maßregeln. Mein schönes, beneidenswerthes, aus dem heißen Kampfe gegen jüdische und christliche Wucherseelen schon oft lorberumkränzt hervorgegangenes Rednertalent scheitert an der eingefleischten Geldgier dieser starren Shyloksnatur. Deinen Ring habe ich zu Baruch Rosenhain getragen. Er tadelte viel an der Fassung, sprach von der Dürftigkeit der Steine und gab mir endlich nach langem Zögern zwei Ducaten, die von ihrem ursprünglichen Gewichte einen guten Theil in den Händen ihres letzten Besitzers zurückgelassen zu haben scheinen. Hier sind sie."

Ich nahm das Geld. Linden hatte vollkommen Recht. Der eine Ducaten war bis auf den Helm des wilden Mannes herab beschnitten, den andern hatte Baruch Rosenhain auf eine eben so kunstlose als haushälterische Art gehenkelt. Er hatte ein Loch durch die Krone des Reichswappens geschlagen. Sie waren beide kaum sechs Thaler werth.

„Und was soll ich nun thun?" fragte ich Linden.

„Bezahlen, oder — die Stadt verlassen," entgegnete mein Freund.

„Und wird mich Lewin Ascher nicht verfolgen? Nein, ich bleibe."

„So befindest Du Dich übermorgen Früh hinter den eisernen Gitterfenstern der Stadtrohnveste."

„Mag es seyn. Lange läßt mich der Jude nicht sitzen. Komm, laß uns zu Servati gehen. Der lahme Hauptmann ist seit gestern von Pyrmont zurück, das Spiel hat jedenfalls schon begonnen. Ich habe diese Nacht von Wally geträumt; dann habe ich immer Glück."

Linden lachte. „Mit zwei leichten Ducaten?" fragte er ironisch.

„Der Hauptmann wiegt sein Gold al marco. Ich habe schon Ducaten zu 55 Aß aus seiner Bank bekommen."

Wir gingen. Es war ein herrlicher Morgen; die Sonne schien mir warm in die leeren Taschen und es wurde mir leichter um's Herz. Ich dachte an Talleyrand, der vor dem Beginn seiner diplomatischen Carriere so manchmal an dem letzten Louisd'or zehrte, und um jene Zeit auf seinen täglichen Spaziergängen um Versailles den Credit einer armen Frau benutzte, die an der Landstraße Südfrüchte und gesalzene Fische feil bot. Talleyrand war glücklicher als ich; es bedurfte bei ihm keiner israelitischen Hilfsmittel, wie denn der schlaue Diplomat überhaupt zu keiner Zeit sich groß mit den Bekennern des mosaischen Gesetzes eingelassen zu haben scheint.

Bei Servati fanden wir bereits zahlreiche Gesellschaft. Rosette, die Tochter des Italieners, das lebhafte, schwarzlockige Kind mit den weitgeschweiften, braunen Augen, in dem das verfängliche Feuer des Südens loderte, hüpfte mir entgegen.

„Wo waren Sie gestern, Herr Baron? Lewin Ascher hat nach Ihnen gefragt? Er war dreimal hier," sagte sie freundlich, und sprang dann eben so schnell wieder fort, um mir meine tägliche Morgenlectüre, den „Constitutionell," zu holen. Der Name Lewin Ascher hatte mich etwas verstimmt; es ärgerte mich, daß mir der fatale Jude auf allen Schritten nachschlich. Ich suchte Zerstreuung in dem französischen Journale und stieß auf einen langen Artikel des jüngern Odry, der die neue spanische, von Rothschild Söhne engagirte Anleihe besprach. Der geistreiche Feuilletonist geißelte mit der beißendsten Satyre und dem unerschöpflichsten Muthwillen, wie er uns nur in den fliegenden Blättern der französischen Presse begegnen kann, die Börsemachinationen der berühmten Banquiers. Selten hat mich ein Artikel des „Constitutionell" so befriedigt, als dieses von Geist und Witz strotzende Pasquill auf die reichen jüdischen Geldfürsten. Mein Haß gegen jüdischen Wuchergeist fand die reichste Nahrung; ich schwelgte förmlich in dieser Lectüre, und vergaß dabei einen Augenblick, daß ich vielleicht zwei mal vier und zwanzig Stunden später durch den Machtspruch eines unbarmherzigen Hebräers hinter die dicken, trostlosen Mauern eines Schuldthurmes verbannt werden sollte.

Rosettchen trat wieder zu mir. Sie deutete

geheimnißvoll auf die Tapetenthür eines Seitenkabinetes und fragte schelmisch:

„Wollen Sie heute nicht, Herr Baron?„

Ich legte den „Constitutionell„ bei Seite und wühlte lange in den Taschen, bis ich in der entsetzlichsten Tiefe einer derselben meine letzten Ducaten entdeckte. Linden hielt mich am Arm zurück, als er aber wahrnahm, daß sein freundschäftlicher Rath wirkungslos blieb, folgte er mir.

„Die letzte Tocille, meine Herren!" rief der lahme Hauptmann, als wir in das Spielzimmer traten. Der grüne Tisch war spärlich besetzt, nur die gewöhnlichen fahlen Alltagsgesichter starrten uns entgegen. Der geübte Banquier ließ die Karten durch die Hand laufen; ich setzte mich neben den Croupier, eine kleine krumme Figur, um deren verzogene Mundwinkel ein stereotypes, fatales Lächeln spielte. Der Kleine schob mir die verhängnißvollen dreieckten Blätter zu, — ich wühlte die Zwei und setzte den in der originellen Manier Baruch Rosenhains gehenkelten Ducaten. Der Croupier warf einen stechenden Blick auf das verdächtige Goldstück und sagte dann beißend: „Legen Sie noch einen Ducaten darauf, mein Herr! der erste möchte fortfliegen, wenn die Thür schnell geöffnet wird."

„Auch das," erwiederte ich mit großer Ruhe, und setzte nun auch den zweiten Ducaten auf die Karte, ohne Linden's bedeutungsvollen Blick zu beachten.

„Tout va!" sagte der Hauptmann und begann. Beim dritten Abzuge gewann ich. Linden stieß mich mit dem Arm, ich aber bog ein paroli.

„König und Sieben," fuhr der Banquier fort; „Achte und Aß — Bube und Drei — Dame und Sieben — Fünf und Zwei — — wollen Sie Geld mein Herr? "

„Nein," rief ich nach einer kleinen Pause, und legte die Dame auf.

Der Hauptmann lachte und zog ruhig weiter. Die Dame blieb lange aus; Linden hatte sich unwillig von mir gewendet — ich selbst bereute mein Wagniß.

„Aß und Dame!" rief der Hauptmann und biß sich in die Lippe. Der Croupier schob mir zwölf Ducaten zu, und ich kehrte dem Spieltische den Rücken. Linden drückte mir freudig die Hand. „Du bist ein verteufelter Spieler," sagte er verwundert: „ich kann es nicht bis zum Six-la-va bringen, und wenn ich mit acht Groschen pointire. Laß uns eine Flasche Burgunder trinken."

„Zwei für eine!" rief ich fröhlich und Rosettchen flog nach dem Keller. Bald perlte der köstliche Trank in den schön geschliffenen Gläsern. Aus zwei Flaschen wurden vier; wir plauderten gemüthlich und ich vergaß Lewin Ascher, Baruch Rosenhain und die ganze alttestamentarische Sippschaft, die mir in meinem vielbewegten Leben schon so unendlich viel böse Stunden verursacht hatte.

„Dieses Glas, Rosettchen!" rief Linden und schlang kühn den Arm um den Nacken des schönen Kindes. Das Mädchen erröthete, nippte zierlich an dem Rande des Glases, und entschlüpfte dann schnell wie eine Gazelle der Umarmung des Dreisten.

„Dieses Glas meiner Wally!" rief ich begeistert und weckte mit dem feurigen Nektar die Erinnerung an selige, paradiesische Stunden, die ich an der Seite eines englisch schönen Wesens verbracht hatte. „Ja, dieses Glas meiner treuen Liebe!" rief ich noch einmal, und es war, als ob ich mit dem würzigen Weine die Seligkeit eines Himmels in meine trunkene Seele hinabschlürfte.

Wir saßen einander lange schweigend gegenüber, bis Linden das Wort wieder nahm, und auf ein drittes volles Glas wies, das schon lange unbeachtet auf dem Tische gestanden hatte. „Und wem dieses Glas?" fragte er scherzend. Ich schwieg.

„Wir vergessen," fuhr er fort: „nicht selten die, die uns am nächsten stehen, und die wir am wenigsten vergessen sollten. Trink die Gesundheit deines Onkels, Hermann."

„Nein," sagte ich, und ergriff das Glas. „Meine Tante am Rhein soll leben!" rief ich stürmisch und goß den Burgunder in raschen Zügen hinab.

Linden sah mich fragend an. Ich lachte, und rückte ihm näher zur Seite. „Ja, meine Tante am Rhein soll leben!" sagte ich noch einmal scherzend, und klopfte ihm traulich auf die Schulter. „Es ist ein närrisches Ding um diese Tante am Rhein," fuhr ich fort: „ich kenne sie kaum, und doch baue ich auf sie meine letzte und kühnste Hoffnung. Du sollst Alles erfahren, mein Bruno; bereite Dich auf eine komische Geschichte vor."

(Fortsetzung folgt).

Aus und für die Gegenwart.

Die „Frankfurter Oberpostamtszeitung" schreibt: „Als die Befreiung Deutschlands, ja Europa's von Napoleons Soldatenherrschaft bei Leipzig errungen wurde, war es Oesterreich, das durch sein Heer die Entscheidung gab. Ebenso legte es das Gewicht seiner ganzen Macht in die Wagschale, als im Jahre 1840 ein Krieg mit Frankreich in Aussicht gestellt war. Damals fiel es Niemanden ein, die Ungarn, Slaven und Croaten aus dem österreichischen Heere streichen zu wollen; kein Mensch würde protestirt haben, wenn Tausende derselben ihr Blut für die Erhaltung des freien deutschen Rheins verspritzt hätten. Wenn wir uns aber gefallen lassen, diese bedeutenden Kräfte Oesterreichs für uns in Anspruch zu nehmen, so müssen wir wohl bedenken, in welche Lage wir gerathen können, wenn dieselben gegen uns verwendet würden. Es

gilt jetzt die Macht, den Einfluß Deutschlands nach außen zu stärken, nicht aber denselben zu vernichten. Würde Jemand einem Engländer die Zumuthung machen, daß England höchst ungerechter Weise seine Gewalt über Irland, Helgoland, Gibraltar, Malta, die jonischen Inseln, Canada, Neuseeland und halb Indien u. s. w. ausgedehnt habe, daß es die betreffenden unterdrückten Nationalitäten ihrer freien Entwickelung überlassen solle u. s. w. — so würde der Engländer den naiven Deutschen wahrscheinlich für einen Narren halten und ihm keine Antwort geben. Macht man aber den Britten aufmerksam darauf, daß England durch seine vielen Besitzungen eben so viele Veranlassungen zu Verwicklungen habe, so antwortet er mit Würde: „Es liegt in der Natur der Sache, und die ganze Weltgeschichte bestätigt es, daß eine Nation, groß durch Intelligenz und Macht, unwillkührlich ihren Einfluß über die eigenen Grenzen ausdehnt. Verwicklungen hat ein großes Volk nicht zu fürchten, sondern zu entscheiden. Allein diese bleiben selbst dann nicht aus, wenn ein Volk auf seine engste Grenze sich zurückzieht. Frankreich hat keine Besitzungen in Italien und Spanien, und seit 25 Jahren sind seine Heere auf dem Sprung nach diesen Ländern.“ Das deutsche Volk ist groß durch seine geistige und materielle Macht. Wo es zur Seite mit störenden Elementen in Berührung kommt, muß es diese zurückweisen oder sich unterordnen. Die Lage Oesterreichs führte vorzugsweise solche Berührungen herbei. Wenn man vom Leopoldsberge bei Wien die Thürme des ungarischen Preßburg erblickt, wenn man einen Blick auf die Karte wirft und sieht, wie nahe der Ungarns Grenze an den deutschen Herzogthümern zieht, so drängt sich die Nothwendigkeit auf, daß Ungarn von Deutschland abhängen muß, daß so nahe am Herzen der größten deutschen Stadt keine feindliche Grenze seyn darf. Gerade die Anerkennung der deutschen Macht führte jenes Gemisch der Donauvölker zum Anschluß und Zusammenhalten am Kaiserreich, und da diese Erwerbungen Oesterreichs in eine Zeit fallen, wo seine Hauptmacht noch gehoben wurde durch den Glanz der deutschen Kaiserkrone, so hat ganz Deutschland auch heute noch ein Interesse diese Länder mit ihren Kräften und Mitteln sich zu erhalten. Es ist dies um so mehr unsere Pflicht, als hier der merkwürdige Fall vorliegt, daß Völkerstämme der verschiedensten Art mit hingebender Anhänglichkeit an einen deutschen Staaum sich anschlossen. Die erste Grundbedingung des festen und einigen Verbands von Deutschland mit Oesterreich ist daher die, daß ersteres jeden Zoll des gegenwärtigen Gebiets des letzteren garantirt, und umgekehrt. Der Einmarsch eines französischen Soldaten in die Lombardei muß das Signal zum Einfall eines deutschen Heeres ins Elsaß seyn. So lange deutsche Zungen und Federn jubeln können, wenn Oesterreichs Macht Siege in Italien erleidet, so lange knabenhafte Politiker mit den Bestrebungen der herrschsüchtigen Adelspartei in der Lombardei, Ungarn und Galizien sympathisiren, so lange kann von einem innigen Anschluß nicht die Rede seyn. Die deutschen Elemente Oesterreichs müssen das ganze übrige Deutschland als Stützpunkt im Rücken haben und mit diesem die Aufgabe ausführen, die Geschichte der Donauländer im Sinne deutscher Humanität zu erfüllen, damit nicht russische Despotie, oder italienische Anarchie, oder französische Frivolität dort die Barbarei verewigt, wo tausend Keime deutscher Bildung nur der gedeihlichen Weiterentwicklung entgegenharren. Die zweite Bedingung des festen Verbandes von Deutschland und Oesterreich ist die möglichste Homogenisirung in der Gesetzgebung und zwar besonders im Handelswesen. Denken wir uns das ganze Staatengebiet als ein Handelsgebiet mit einerlei Handelsrecht, Wechselrecht, Münze, Maß und Gewicht, so wird dies die Volksstämme mehr an einander schließen als alles Uebrige. Der Kaufmann in Triest muß sich für einen Pfefferfack interessiren, der in Hamburg ins Wasser fällt, und umgekehrt. Nicht Liebe für das französische Volk, sondern der Vortheil gewinsamer Gesetze und des großen Marktes knüpft Elsaß so fest an Frankreich. Dasselbe gleiche Band umschlingt in Nordamerika die widerstrebendsten Elemente. Nach Erfüllung dieser Grundbedingungen einer festen und dauernden Vereinigung Deutschlands mit Oesterreich wird auch die gegenseitige politische Stellung sich leichter bestimmen, und zwar dann um so leichter, je mehr man an die Sache sich hält und je weniger ängstlich man hinsichtlich der Form ist. Deutschland thue nicht weniger als seither England und Rußland, ja selbst Frankreich thaten — es garantire Oesterreichs Integrität und es wird Oesterreich haben. Nichts ist in der Politik nachtheiliger, als das Ignoriren wirklich bestehender Verhältnisse, als die Anmaßung daraufhin durch Majoritätsbeschlüsse die Geschicke der Völker bestimmen zu wollen. Das Ignoriren der dänischen Flotte, der Beschädigung des Ostseehandels, der Macht der österreichischen Monarchie selbst im erschütterten Zustande, des Anhangs der preußischen Krone im Volke — dieses alles sind Thatsachen, deren Verkennung Beschlüsse in Versammlungen hervorriefen, welche dem Ansehen dieser die empfindlichsten Stöße zufügten.“

Wir glauben den Wunsch aller unserer Leser nachzukommen, indem wir hier die treffliche Rede G. Schmerlings mittheilen, die er am 27. Dezember an seine Wahlmänner in Wien hielt:

„Meine Herren! Nach der Abwesenheit von acht Monaten aus Frankfurt in die theuere Vaterstadt zurückgekehrt, war ich auf's Freudigste von der Nachricht überrascht, daß ich zum Vertreter dieses Bezirkes erwählt worden sey. Wenn ich in der schweren Zeit, in den so inhaltsvollen letzten acht Monaten Beweise meines Sinnes für Freiheit, aber auch für Recht und Ordnung abgelegt, wenn mir dafür so manche ehrende Anerkennung geworden, so finde ich doch in dieser Wahl meinen schönsten Lohn. Ich bringe Ihnen mit um so tieferer Rührung meinen innigst gefühlten Dank, als es mir durch die Umstände nicht gegönnt war, Ihnen, wie es Recht und Sitte, mein politisches, mein parlamentarisches Glaubensbekenntniß ablegen zu können. So schönes, ehrendes Vertrauen erfordert die offenste dankbarste Erwiederung. Darum spreche ich jetzt freudig zu Ihnen. Die Pflicht eines Reichstags-Deputirten ist jetzt eine doppelte. Ihm liegt einmal ob, die Freiheit, d. h. die innerhalb des Gesetzes gelegene, zu befestigen; seine zweite schwierigere Aufgabe liegt in der Mitwirkung an der Neugestaltung des jetzt so zerrissenen Vaterlandes. Wenn ich in einer frühern Zeit, als solche noch gefährlich gewesen, für Freiheit gesprochen, wenn ich dafür in meiner beschränkt gewesenen Sphäre gewirkt, so muß sie mir jetzt um so theurer seyn, vorausgesetzt, daß sie innerhalb gesetzlicher Grenzen sich bewegt. Die Freiheit muß also mit der Gesetzlichkeit zugleich befestiget werden, sonst geht sie unvermeidlich unter. Von dieser Ansicht ausgehend, habe ich in Frankfurt gewirkt, von gleicher Idee soll mein Thun als Reichstagsdeputirter beseelt seyn. Ungleich schwieriger

erscheint die Aufgabe der Neuconstituirung des so vielfach erschütterten Vaterlandes. Seit 9 Monaten habe ich vielfach den bittersten Schmerz in dieser Hinsicht empfinden müssen. Fast schien es, als ob der altehrwürdige Kaiserstaat aus der Reihe der Großmächte Europa's verschwinden solle. Ich mußte hören, wie ein verrätherischer König und ein aufrührerisches Volk Italiens Grenzen bis an den Brenner und Karst zurückgeschoben wissen wollten. Gleicherweise sprach man in Frankfurt vom Aufgeben Galizien's, und stellte das Ansinnen eines diplomatischen Verkehres mit einem selbstständigen Ungarn. Nie kannte ich an die Realisirung dieser so verlegenden, so schmerzlichen Meinungen glauben. Man hieß mich einen Optimisten, als ich entgegnete, wie Oesterreich schon aus gleich schwierigen Lagen siegreich hervorgegangen, wie der schwer geprüfte Staat also auch diesmal in der alten Herrlichkeit hervorgehen würde. Bald hatte ich Gelegenheit freudigen Stolz über die großartigen, wunderbar schnellen Siege der österreichischen Armee in Italien zu empfinden. Am 6. August, am selben Tage als die deutschen Truppen, theilweise nur, dem Reichsoberwesir ihre Huldigung darbrachten, hat der greise Radetzky in Mailand die österreichischen Farben aufgepflanzt. Als die theuere Vaterstadt, als Wien, der Schauplatz der trübsten Scenen und so vielen Unglückes geworden, war es mir doch freudige Genugthuung, daß in weniger als 14 Tagen neue ansehnliche Heere entstanden, und daß ihr eben so kriegserfahrener als heldenmüthiger Führer, Fürst Windischgrätz, mit bewundernswerther Mäßigung durch seinen Sieg die wahre gesetzliche Freiheit zu befestigen gewußt. Während all' dieser inhaltschweren Zeiten hat mich der mächtige Lauf der Ereignisse fern von dem mir theueren Wien gehalten. Ich war berufen, an die Spitze jenes Bundestages, der durch 30 Jahre das Grab der Freiheit gewesen, zu treten, und ich glaube, während meiner zweimonatlichen Leitung desselben mich nicht unnützlich bewiesen zu haben, da es mir gelang, die anarchischen Tendenzen und die Conventegelüste, welche in Frankfurt rege geworden, zu beseitigen. Stolz fühlte ich mich damals, als Oesterreicher solches bewirkt zu haben. Als mich der Reichsoberwesir in's Ministerium berief, beseelte mich das erhebende Gefühl, ein Deutscher zu seyn; doch vergaß ich hierüber keinen Augenblick, daß ich vor Allem Oesterreicher sey. Als in Frankfurt die Schreckensscenen des 18. Sept. statt hatten, ist es mir, dem Oesterreicher gelungen, das erste Beispiel zu geben, daß Anarchie bekämpft werden müsse, und daß, wenn sie bekämpft werde, sie auch besiegt wird. Als aber im Schooße jener Versammlung Mißtrauen gegen mich, weil ich ein Oesterreicher, rege geworden, da zögerte ich keinen Augenblick, meinen Rücktritt aus dem Ministerium zu nehmen; denn ich war zu stolz, als Oesterreicher um Vertrauen buhlen zu müssen. Ich hielt es dann für meine Pflicht, nach Wien zu eilen, um die hier gegen die künftige Gestaltung der Dinge in Frankfurt rege gewordenen Vorurtheile zu bekämpfen. So wie in den Stürmen des Mai und Juni, so wie immer ist mir die Aufrechthaltung der Integrität des österr. Staates, das höchste und wichtigste im Leben. Oesterreich muß, wie seit tausend Jahren, eine europäische Großmacht bleiben. Kein Zoll von dem durch Verträge erworbenen und durch Siege behaupteten Landen darf verloren gehen. Aber neu gestalten muß es sich, auf den Grundlagen der neuen, gesetzlichen Freiheit. Ich bin fest überzeugt, daß das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland sich klar und befriedigend gestalten wird. Blicke ich zurück auf das abgelaufene, inhaltschwere Jahr, so sehe ich, wie es so manche, völlig unpraktische Weisheit ins Leben gerufen. Auch die Frankfurter Versammlung hat sich keineswegs arm an solchen Ideen gezeigt, die Zeit aber hat die Menschen nüchtern gemacht, hat sie einsehen gelehrt, daß unreife Projecte keine tüchtigen Pläne, daß fortwährender Umsturz nicht Aufbau genannt werden kann. In mir lebt die feste Ueberzeugung, daß die deutsche Verfassung sich noch derartig gestalten wird, daß sie einen innigen Anschluß Oesterreichs an Deutschland zuläßt, wobei vor Allem jedoch die Integrität Oesterreichs gewahrt werden muß. Das österr. Ministerium hat mir die ehrenvolle Stelle eines Bevollmächtigten bei der Centralgewalt übertragen. Mit Dank erkenne ich diese Auszeichnung, zu welcher man mich, wegen meiner früheren Stellung in Frankfurt wegen der genauern Kenntniß der dortigen Verhältnisse, die ich zu erwerben Gelegenheit hatte, geeignet fand. So sehr ich überzeugt bin, daß das Ministerium eine bessere Wahl hätte treffen können, so zwingt mich jedoch mein Pflichtgefühl, diesem Rufe Folge zu leisten. Weil ich so glücklich gewesen, mir vielfaches Vertrauen in Frankfurt und Deutschland zu erwerben, will und muß ich nach Frankfurt zurückgehen, um dort für Oesterreich zu wirken. Ein praktischer Sinn ist in Deutschland erwacht. Es herrscht ein allgemein gefühlter Drang, daß die Dinge bald zur festen Gestaltung gelangen mögen, Darum hege ich die feste Hoffnung, daß dieß freudige Resultat binnen wenigen Wochen in Frankfurt erzielt werden dürfte. Ich frage Sie nun, meine Herren, ob Sie mir gestatten, mich, für diese wenigen Wochen noch, von dem mir zugedachten Ehrenplatze in Kremsier fern zu halten, da ich auch nach Frankfurt nur in der Absicht gehe, für Oesterreich zu streben, zu bewirken, daß auch von Deutschland anerkannt werde, daß Oesterreich das mächtige Reich bleiben müsse, das es ist. Beide Aufgaben sind ihrer Natur nach vollkommen homogen, und man steuert demselben Ziele zu. Noch muß ich bemerken, daß Oesterreichs Reichstag an die organisirte Verfassungsfrage nicht gehen kann, bevor der Kampf in Ungarn nicht völlig entschieden. Für jetzt kann und wird der Reichstag in Kremsier nichts Anderes thun, als die Grundrechte berathen. So sehr nun die Wichtigkeit dieser Berathungen vor Augen liegt, so glaube ich doch dem Patriotismus und der Einsicht meiner Collegen so völliges Vertrauen schenken zu dürfen, daß meine Gegenwart in Kremsier jetzt dort nicht dringend seyn dürfte, während meine Dienste in Frankfurt von ungleich größerem Nutzen seyn können. Sollte indessen, was ich jedoch bezweifle, die um so viel wichtigere Aufgabe der organisirenden Thätigkeit der Gesetzgebung in Kremsier beginnen, so werde ich keinen Augenblick anstehen, auf meinen Sitz zu eilen. Ich appellire daher nochmals an den Ausspruch der hochverehrten Wahlmänner, indem ich Sie nochmals versichere, daß mein Aufenthalt in Frankfurt nur wenige Wochen dauern dürfte, und ich beim Beginne der parlamentarischen Verhandlungen über die eigentliche Verfassungsfrage zurück seyn werde. Sollten Sie es jedoch mit den mir zustehenden Verpflichtungen nicht vereinbar finden, daß ich diesen Urlaub erwirke, so muß ich dann mummenden erklären, daß ich gezwungen wäre, auf die mir zugedachte so ehrenvolle Wahl Verzicht zu leisten. Offen habe ich gesprochen, und darf daher um gleiche Offenheit bitten. Wie immer Ihre Ihre Antwort lauten möge, so bitte ich Sie, sich versichert zu halten, daß die Erinnerung an die so ehrenvolle Wahl mir stets zu den schönsten meines Lebens gehören wird, daß sie mir der mächtigste Sporn zum kräftigen Wirken für mein Vaterland seyn wird."

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 2. Klagenfurt, Sonnabend den 6. Jänner 1849.

Prolog,

gesprochen auf der ständ. Bühne zu Klagenfurt am 1. Jänner 1849.

Ein Jahr zu Ende! — Selbst des Jünglings Stirne,
Die froh und lebensmuthig vorwärts blickt,
Wird ernst bei dem Gedanken, dünne Wolken
Des Zweifels lagern auf der Sorgenlosen.
Uns aber schlug im nun verrauschten Jahre
Die ernste Stunde prüfender Entscheidung.

Die Völkerzwietracht schwang die blut'ge Geißel,
Von Reich zu Reiche wandernd, Oesterreich
Dem alle Götter an der Wiege lachten,
Mein schönes Oesterreich, du Land der Fülle
Erzittertest in deinem tiefsten Grunde.
Was wird die Zukunft, die verhüllte, bringen? —

Du schwere Sorge für das Glück der Völker,
Die einen Kaiser, schön'rer Tage werth,
Vom Throne rief, und in die Hand der Jugend
Des Lenkers Zügel legte, wirst du fruchtlos
Den süßen Schlaf des Kaiserjünglings stören?
Du milde Stimme liebender Versöhnung,
Die wie der Frühlingsodem Blumen weckt,
Wirst du vergebens zu den Völkern klingen,
Die nun, da neuer Freiheit Morgenroth
Aufgeht im Osten, eine Welt erleuchtend,
Sich grollend ansehn und die Hand verweigern.
Soll, was Jahrhunderte in schöner Eintracht
Zusammenhielt, der böse Geist der Zwietracht
Nun lösen, und in alle Winde streuen?

Wohl mögen Feinde, reicher Beute lüstern, —
Und wer ist reicher, als du, Oesterreich?
In deinen Schachten schlafen edle Erze,
Auf deinen Hügeln glühen gold'ne Reben,
Und deine Ebnen decken reiche Saaten, —
Dieß Loos dir wünschen, doch des Himmels Auge,
Das stets dir freundlich, schützend zugelächelt,
Wird auch ob deiner Zukunft segnend wachen,
Die schön emporsteigt aus der Nacht der Prüfung.

Prophetisch Ahnen zieht durch meine Seele,
Der Dichter wird zum Seher, und den Flor,
Er zieht ihn weg von den verhüllten Zeiten:

Ich seh' mein Oest'reich wieder stolz sich heben
Im Rath der Völker, freiheitkräftiger;
Eintracht umschlingt den Deutschen und den Slaven,
Das wäl'sche Wort und das Magyaren Zunge
Fällt jubelnd ein in die vereinte Hymne;
Sie schaffen alle an dem großen Baue,
Des Einen Vaterlands, des mächtigen,
Und weise Lenker ordnen ihre Loose.
Von Bergen zieht's und aus den Thälern wallt es,
Ein glücklich Volk, des Friedens klug genießend,
Doch wenn der Krieg zu blut'gen Schlachten ruft:
Wo Oest'reich kämpft, da ist der Sieg mit ihm!

Paul Renn.

Die Tante am Rhein.

(Fortsetzung.)

„Du weißt, daß ich von Seiten meines Onkels nur noch wenig oder vielmehr gar nichts zu erwarten habe. Der Alte hat sein Wort verpfändet, für mich fortan keinen Pfennig Schulden zu bezahlen, und ich glaube um so mehr an die Unerschütterlichkeit dieses Wortes, als der sparsame Mann auf diese Weise nur seinen eigenen Vortheil bewahren kann. Schon längst habe ich daher auf andere Mittel gesonnen, die stürmischen Aufforderungen meiner Gläubiger zu befriedigen. Vier Stunden von Cöln wohnt eine reiche Anverwandte von mir. Sie ist die Stiefschwester meiner Mutter und die alleinige Erbin der unermeßlichen Schätze, die mein Großvater mütterlicher Seite besaß. Von dieser Frau erzählt man sich in unserer Familie das Abentheuerlichste. Ihre Kühnheit, ihre leidenschaftliche Hitze, die sonderbare, fast an die Despotie des Orientes erinnernde Weise, mit der sie auf ihrem einsamen, aber wunderschön gelegenem Schlosse am Rhein residirt, die ängstliche Abgeschlossenheit, in der sie von allen übrigen Mitgliedern der Familie lebt: all' diese

sonderbaren Eigenthümlichkeiten, die dem Charakter dieser Frau ein originelles Gepräge verleihen, sind zum Sprichworte geworden. Sie ist zweimal verheirathet gewesen. Ihr erster Mann starb sechs Monate nach der Hochzeit am Gallenfieber, von dem zweiten ist sie seit zehn Jahren geschieden. Er hat fünfzehn Jahre hindurch das schwerste Kreuz, das je einem Sterblichen auferlegt wurde, mit eiserner Geduld getragen. Nur in schweren, bangen Stunden, wo der leibhaftige Satan in dem Herzen seines Weibes regierte, floh er — nicht selten bei Nachtzeit — über den Rhein und athmete erst wieder neu auf, wenn er auf französischem Boden festen Fuß gefaßt hatte. Immer aber kehrte er nach einigen Tagen wieder zurück, um von Neuem unter dem eisernen Scepter der Despotie zu schmachten. Ein Glorienschein soll um das Haupt des Märtyrers geschwebt haben, als er nach fünfzehn Jahren von seinem Weibe schied. Ich kann mich aus meinen frühesten Kinderjahren erinnern, diese originelle Frau gesehen zu haben. Monate lange Vorbereitungen gingen damals im Hause meiner Eltern dem Besuche meiner Tante am Rhein voran. Ihre endliche Ankunft rief in uns Kindern die Erinnerung an die alten romantischen Zeiten des deutschen Ritterthums wach. Sie hielt einen förmlichen Einzug in unserem kleinen Provinzialstädtchen, dessen Justiz mein Vater von königlicher Seite aus verwaltete. Ihr voran ritt ein alter Stallmeister in silbergestickter Uniform und mit wehendem Federbusche auf dem goldbetreßten Dreimaster. Ihm folgten vier rüstige Stallknechte, frische kecke Burschc, die sich auf den kleinen Litthauer Pferden weidlich tummelten. Dann kam sie selbst auf einem hohen stattlichen Rappen, aus dessen schäumenden Nüstern die Unbändigkeit in weißen Dampfwolken sprühte. Sie trug ein langes, faltiges, schwarzes Amazonenkleid, auf dem Haupte aber ein seltsames Barett, das in der Mitte durch eine goldene Agraffe befestigt war, von dem aus drei blendendweiße Reiherfedern sich erhoben, und glich in diesem Anzuge überhaupt der Königin Orgeuilleuse aus dem Percival von Wolfram von Eschenbach, oder irgend einer andern minniglichen Maid aus den ritterlichen Heldengedichten der Meistersänger des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts. Den Schluß des Zuges bildete ein großer vierspänniger Wagen mit unterschiedlichem Gepäcke beladen, das meine Neugierde in nicht geringem Grade anregte. Für mich und meinen Bruder Franz, einen kecken, frivolen Jungen, der sich vor nichts als dem hölzernen Scepter des Stadtcantors fürchtete, gab es damals überhaupt köstliche Tage. Wir gingen nicht in die Schule, aßen so viel Kuchen als wir wollten, und ritten, trotz dem väterlichen Gebote, mit den Stallknechten täglich um die Stadt. Bruder Franz ging indeß eines Morgens in seinem kecken Uebermuthe so weit, der arglos ihren Morgeninbiß verzehrenden Tante an die Schleppe des Amazonenkleides ein paar hohle wälsche Nüsse zu befestigen, in die er einige Erbsen gethan, und er wollte dann schier vor Lachen bersten, als die stattliche Frau mit seltsamem Gerassel die schmale Treppe unseres Hauses hinabstieg. Der muthwilligen That folgte die Entdeckung auf dem Fuße, und Bruder Franz bekam von höchsteigener Hand der rheinischen Tante eine so kolossale Ohrfeige, daß er, wie er mir später selbst gestanden, ziemlich deutlich die Engel singen hörte, die, wenn man dem Koran glauben darf, jeden Morgen am heiligen Grabe zu Mekka dem himmlischen Propheten des Orients ein Ständchen bringen. Dieser mir ewig denkwürdigen Ohrfeige hatte übrigens mein Bruder später ein Beneficium zu verdanken, das nicht unbedeutend war. Als er nämlich nach zwölf Jahren Offizier bei der Cavallerie wurde, bei welcher Gelegenheit es ihm an pecuniären Mitteln zu standesgemäßer Einrichtung gänzlich mangelte, sandte er ein Bittgesuch an die Tante, und war kühn genug, auf den fatalen Backenstreich anzuspielen, den er einst von ihrer schönen Hand empfangen. Er erreichte vollkommen seinen Zweck. Sie schickte ihm mit umgehender Post hundert Stück Friedrichsd'or und fügte einen Brief bei, dessen eben so charakteristischer als origineller Inhalt mir noch heute vor dem Gedächtnisse schwebt. Sie schrieb:

„Lieber Neffe!"

„Wenn ich Ihnen vor einer Reihe von Jahren „für einen muthwilligen Knabenstreich die verdiente „Strafe auferlegte, so geschah das nur mit dem Wunsche, daß diese kleine Correktion hinreichenden Einfluß „auf Ihre Sinnesänderung äußern möchte. Ist dieß „geschehen, so werden Sie von der Frivolität und Unart der Knabenjahre gewiß nur äußerst wenig mit „hinüber in das reifere Alter genommen haben, jedenfalls aber die wichtige Deutung ermessen, die in Ihrem künftigen Lebensberufe liegt. Der Offizier ist „der letzte Sprößling des deutschen Ritterthums. In „Zeiten des Friedens soll er im Dienste ehrbarer „Frauen die Feinheit erproben, in ritterlicher Galanterie für die Ehre seiner Damen fechten und keine „Unbill ungerochen lassen, die man dem schwächern „Geschlechte zufügte. Dann erst ist er sich der Aufgabe „seiner erhabenen Mission völlig bewußt. Vergessen „Sie dieß nie!

„Ich entspreche Ihrem Wunsche, durch Ueberseudung der beigehenden Summe. Bei hoffentlich baldigem Avancement haben Sie wiederum auf mich zu „rechnen."

„Ich verbleibe ꝛc. ꝛc.

Ihre Tante Therese v. S."

„Deine Tante ist eine herrliche Frau!“ rief Linden und füllte die Gläser. „Einen so rühmlichen Reichthum an chevaleresker Sitte findet man selten bei den Damen unseres Zeitalters. Ja, sie soll leben, schon um Deines Bruders Franz willen, der für eine längst verschmerzte Ohrfeige das glänzende Aequivalent von hundert Stück Friedrichsd'or empfing!“

Wir stießen an; ich aber fuhr fort:

„Geiz scheint übrigens die letzte der Untugenden zu seyn, die man dieser merkwürdigen Frau zum Vorwurfe macht. Ihre segnende Hand war damals, als sie nach mehrwöchentlicher Anwesenheit wiederum aus dem Hause meines Vaters schied, überall sichtbar. Meine Schwestern trugen Kleider von schwerseidenen Stoffen, die die Tante als Geschenk zurückgelassen hatte, und mein Vater ritt noch Jahre lang eine herrliche lichtbraune Stute, auf deren reichgestickter Schabrake der Namenzug der hohen Geberin sichtbar war. An diese Tante am Rhein nun, mein lieber Bruno, habe ich mich in meiner verzweifelten Lage gewendet. Schon vor vier Tagen ist ein Brief an sie abgegangen, in dem ich ihr offen und rücksichtslos meine kritischen Verhältnisse darstellte. Nur um ein Darlehen von tausend Thalern habe ich gebeten, um zunächst Lewin Aschen und einige andere nichtswürdige Creaturen zu befriedigen, die mir den letzten Tropfen Herzblut auszusaugen drohen, wenn ich nicht Geld schaffe. Täglich, ja stündlich sehe ich der Antwort entgegen; vielleicht, daß das rheinische Geldschiff noch heute in meinem einsamen, anspruchslosen Stübchen die Anker senkt.“

Linden lächelte bedeutungsvoll, Rosettchen aber, die sich unbemerkt hinter meinen Stuhl geschlichen und hier zum großen Theil den Inhalt meiner Erzählung vernommen hatte, sagte nickend: „Ich wünsche Glück, Herr Baron, denn Lewin Aschen sitzt bereits wieder im Nebenzimmer und scheint sehnlichst des Augenblickes zu harren, wo er Sie ohne Zeugen sprechen kann.“

Ich fuhr erschrocken auf und warf einen Blick durch die Glasthür. Richtig, Rosettchen hatte nicht gelogen. Die häßliche Larve des schmutzigen Juden grinste mir so satanisch entgegen, daß der schöne Traum von der Tante am Rhein wie im Nebel zerrann, und in seinem grauenvollen Hintergrunde nur noch das ominöse Bild der drohenden Stadtfrohnveste gewahren ließ, die mir ihre starren granitnen Mauern wie die glühenden Arme der Hölle entgegen streckte. Es ist mir überhaupt nie wieder ein Gesicht vorgekommen, auf dem sich der Typus jüdischer Gemeinheit und Habgier so vollkommen ausgeprägt hätte, als in den scharf markirten Mienen Lewin Aschers. Das weit hervorstehende spitze Kinn, die kleinen, stechenden, ewig beweglichen grauen Augen, die mit einem doppelten Hechtshaken füglich zu vergleichende schmale Nase, vor Allem aber der fettglänzende, wie die Borsten eines amerikanischen Stachelschweines sich eng an die verknöcherten Wangen anschmiegende Backenbart, verliehen diesen Zügen die charakteristischen Attribute einer eben so vollkommenen als abstoßenden Häßlichkeit des Scott'schen Isaaks von York, als auf der andern — wie mein geistreicher Freund Linden sehr richtig bemerkte — an die vollendete Bosheit des Shakespeare'schen Scheilok erinnert, die nur in einem unvertilgbaren, mit der nationalen wie religiösen Individualität des Juden eng verwachsenen Christenhasse wurzelt. Der ganze scheußliche Kerl — ein schroffer Gegensatz zu Bendemans berühmten „Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem“ — hätte ein treffliches Titelkupfer zu Joel Jacobis „Klagen eines Juden“ abgegeben.

Lewin Ascher stand auf, nahte sich langsam der Glasthür und schob dann die häßliche Fratze durch dieselbe. Er hatte einen ungünstigen Moment gewählt für die Wiederholung seiner ungestümen Mahnungen, ich fühlte mich jetzt mehr als zu jeder andern Zeit befähigt, dem zudringlichen Juden Odrys geistreiche Satyren contra Rothschilds Söhne in ein kerniges Deutsch zu übersetzen.

„Was wollt Ihr Lewin?“ fragte ich barsch.

„Was soll ich wollen?“ fragte der Wucherer und seine dürren Finger wühlten in einer schmutzigen Brieftasche zwischen einer Masse kleiner Papiere, die für ihn hohen Werth haben mochten. „Was soll ich wollen?“ fragte er noch einmal; „der Herr Baron wissen's, was ich will. Geld will ich für die Wechsel, die schon vorgestern fällig waren.“

„Ich habe kein Geld,“ versetzte ich kalt.

„Sie haben kein Geld,“ fuhr Lewin fort und deutete mit großer Unverschämtheit auf die frische Flasche, die Rosette so eben gebracht hatte. „Sie haben kein Geld und trinken Burgunder. Was soll ich denken?“

„Soll ich Wasser trinken, weil Ihr es wollt,“ fragte ich ihn beißend.

„Trinken Sie Champagner, Herr Baron, essen Sie Fasanen. Was thu' ich damit? Aber bezahlen Sie mich. Ich bin ein armer geschlagener Mann.“

„Ich habe kein Geld,“ sagte ich ruhig. „Kommt in acht Tagen wieder.“

Er sah mich an und schien eine Weile nachzudenken.

„Herr Baron,“ sagte er dann, und mühte sich vergebens ab, seinem Gesichte die Glätte der Höflichkeit zu verleihen. „Herr Baron, bezahlen Sie die Interessen. Vier Hundert sechs und fünfzig Thaler, sechszehn Gro-

schen und fünf Pfennige — à Klanigkeit für sein großen Herrn."

„In acht Tagen . . . ."

„In acht Tagen," parodirte er grinsend. „Sie hab'n mich bezahlen wollen vor zwei Monaten, Sie hab'n mich bezahlen wollen vor drei Monaten, Sie hab'n mich bezahlen wollen vor vier Monaten, Sie hab'n mich . . ."

„Schweig!" rief ich donnernd und der Jude sprang entsetzt zwei Schritte zurück. „Schweig, oder ich werfe Dich zur Thür' hinaus!"

Lewin Aschers blieb in bescheidener Entfernung stehen, er wußte bereits, daß ich in Ausführung solcher Drohungen pünktlicher war, als in Einlösung meiner Wechsel. Allmählich erst wuchs ihm die Wuth wieder.

„Herr Baron," rief er endlich drohend: „ich gehe auf das Handelsgericht!"

„Gehe zum Satan!" schrie ich zornig und sprang auf. Mit zwei Sätzen war der Hebräer zur Thür hinaus. Linden und Rosette sahen ihm nach.

„Er geht wahrlich auf das Rathhaus," sagte Ersterer besorgt nach einer Pause, während welcher er die eilenden Schritte Lewin Aschers beobachtet hatte.

„Laßt ihn gehen!" sagte ich und spühlte mit einem frischen Glas Wein den Aerger hinab, den mir die erbärmliche Creatur bereitet hatte.

„Aber Du bist hier keinen Augenblick sicher," erinnerte Linden bedenklich. „Dem Schurken ist das Aeußerste zuzutrauen; er ist fähig, den Nuntius sammt den Gerichtsdienern hierher zu senden. Willst Du Dich in einem öffentlichen Weinhause verhaften lassen?"

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Muß der Kärntner auch Jahre lang ferne von seiner Heimath leben, so hängt er doch immer gleich mit kindlicher Liebe an seinem theuren Alpenlande, nimmt an Allem, was in selbem vorgeht, innigen Antheil und wünschet, daß es dort immer besser werden möge.

Dieser aus vollem Herzen gesprochene Wunsch veranlaßt mich, auch aus der Ferne dem biederen Jacomini ein dankbares Hochauf! zuzurufen, und ich bin versichert, daß mein liebes Kärnten mit mir seinem in der Sitzung des prov. Landtages am 17. Aug. l. J. gemachten Antrage freudig beistimmen wird.

Theure Landsleute, versäumt keine Zeit, damit unser Vaterland nicht wieder einem andern Lande zugewiesen oder zerstückelt werde, und so wie bisher ein Stiefkind bleibe, oder gar auch dem Namen nach verschwinde.

Gelingt es Einer oder nur wenigen Stimmen nicht, so wird gewiß Tausenden das Recht nicht versagt werden, daß das treue Kärnten selbstständig werde und seine eigene Landesvertretung gleich andern Provinzen erlange. Hoch Oesterreich! Hoch Kärnten!

An der Etsch, im Dezember 1848.

Ein Kärntner — auch im Namen mehrerer Landsleute.

Entgegnung

auf die Antwort aus dem Wahlbezirke St. Andrä im Blatte der „Carinthia" Nr. 52, Jg. 1848.

A. Kein Zweifel, daß die Entscheidung über die Frage, ob sich ein Abgeordneter noch des Vertrauens seiner Committenten erfreue, einzig seiner Wählerschaft, d. i. seinen Wahlmännern zusteht, darum haben wir auch unsere Interpellation an diese gerichtet, daß aber diese Interpellation eine „unberufene Thätigkeit" bekunden soll, vermögen wir, so lange man uns nicht eines Besseren belehrt, nicht einzusehen. Die Vertretung Kärntens in Frankfurt kann und darf einem Eingebornen und österreichischen Staatsbürger nicht gleichgiltig seyn, wenn er auch auf die Wahl selbst keinen Einfluß nahm, wir wenigstens können uns weder der Gleichgiltigkeit in Dingen von solcher Wichtigkeit rühmen, noch diejenigen beneiden, denen sie eigen seyn mag. So viel auf das „unberufen." Was die Thätigkeit betrifft, so hat es damit, was wir bescheiden gestehen, nicht viel auf sich, da wir bloß einer aus verschiedenen Gegenden unseres Heimathlandes laut und immer lauter gewordenen Stimme den Ausdruck gaben. Aufregung beabsichtigten wir nicht, und glauben auch nicht, daß sie dadurch entstanden oder vermehrt worden; wenn aber auch, sunt certi denique fines, die in gewissen Fällen nicht zu überschreiten das größere Uebel ist.

Wenn die „einigen" Wähler und Wahlmänner unbekannter Zahl, deren Antwort diese Entgegnung gilt, in unser Ansinnen des Näheren einzugehen sich vor der Hand nicht bewogen fühlen und es lieber mit einem „unbegründet" kurzweg abfertigen, so bleibt es natürlich ihnen anheimgestellt, ob sie darauf vielleicht nach der Hand zurückkommen wollen, nur wird man uns erlauben, daß wir bis dahin das „unbegründet" als eine in der Luft hängende Schlußfolge ohne Prämissen zurückweisen. Was uns in dieser Antwort am meisten auffiel, ist das Desavouiren von vornherein, wenn etwa dennoch andere Wahlmänner sich durch die als moralische Kibel angewendeten Schlagwörter: Pflicht, Gewissen, Ehre ꝛc. verleiten lassen könnten, anderer Meinung zu seyn, ist absonderlich der Grund, warum einem großen Theile der Wahlmänner von vornherein die Berechtigung zu einem Mißtrauensvotum abgesprochen wird, weil es nämlich sehr zweifelhaft seyn dürfte, ob sie selbst noch das Vertrauen ihrer Wähler genießen. Sie! Wir verstehen nicht nur, was diese Worte sagen, wir verstehen auch, was sie uns verhüllen, und erachten dadurch unseren Zweck einigermaßen für erreicht.

Ja, werthe Landsleute des Lavanthales, wir kennen Euere Gesinnung besser als derjenige, der sie verdolmetschen will, wir verkennen sie trotz seiner Verdolmetschung nicht, die wir für eine exotische, nicht an den Ufern der Lavant, am Fuße der Choralpe aufgepreßte Pflanze halten. An solchen Gewächsen ist Euer fruchtbares Thal — nicht fruchtbar.

Verantwortlicher Redakteur: E. M. Mayer. Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 3. Klagenfurt, Dinstag den 9. Jänner 1849.

Die Tante am Rhein.

(Fortsetzung.)

Der schlaue Italiener Servati, der seinen eigenen Vortheil selten aus dem Auge ließ, schlug sich ins Mittel. Er schickte Rosettchen nach seiner im ersten Stock befindlichen Privatwohnung, um dort ein Zimmer vorrichten zu lassen. Bald befanden wir uns in einem traulichen Stübchen, dessen Fenster auf die Straße führten. Wir bestellten Cardinal, und ich lauschte während der Bereitung des wärmenden Trankes hinter den dicht verschlossenen rothen Gardinen. Nur zu bald wurde mir die Ueberzeugung, daß die Besorgniß meines Freundes Linden nicht ungegründet war. Um die Ecke eines kleinen Gäßchens bog Lewin Ascher, ihm zur Seite schritt gravitätisch der dicke Nuntius, der muntern Stadtjugend männiglich unter dem bezeichnenden Namen Haschepeter bekannt, und in bescheidener Entfernung folgten zwei bewaffnete Diener. Den ominösen Zug umgab ein Troß muthwilliger und neugieriger Gassenbuben, sehnsüchtig der Dinge harrend, die da kommen sollten. Die executive Macht schritt gerade auf Servati's Glasthür zu und — ich stand wie auf Kohlen. Bald erhob sich im Erdgeschoß des Hauses ein gewaltiger Tumult; der Italiener schrie, daß man es drei Häuser weit hören konnte; gleich darauf klirrten zerbrochene Glasscheiben auf der Straße, der Jude flog, leicht wie ein Federball, zur Thür hinaus und rannte zwei Jungen über den Haufen, die zu voreilig gewesen waren. Die Gerichtspersonen verließen brummend und schimpfend den Laden, schlichen aber noch lange um das Haus herum, bevor sie sich zum gänzlichen Rückzug bequemten. — Mir war wahrlich nicht wohl bei diesen verhängnißvollen Proceduren, die alle darauf hinausliefen, sich meiner werthen Persönlichkeit zu versichern. Selbst der bald darauf erscheinende dampfende Cardinal war nicht im Stande, meinen Trübsinn zu verscheuchen. Ich zählte die Stunden bis zu einbrechender Dämmerung und schlüpfte dann, trotz der Warnungen Lindens und Rosettchens, durch ein Hinterpförtchen des Hauses, das nach einer nur wenig belebten Gasse führte. Servati hatte mir einen Carbonari geliehen; ich schlich scheu wie der Bandit, der um die nächtige Stunde sein Opfer sucht, an den Häusern hin, mehr und mehr meine Schritte hemmend, je näher ich meiner Wohnung kam. Düstre, schweigende Gestalten gingen am Eingange derselben auf und nieder; ich erkannte sie auf den ersten Blick, es war Haschepeter mit seinen Gesellen, die hier, wie die Sbirren der venetianischen Republik auf der Lauer lagen. Entsetzt, wie vom Stich der Tarantel getroffen, wich ich zurück, ich hätte Lewin Ascher in diesem Augenblick erwürgen mögen. Auf einem pechfinsteren Seitenwege wankte ich wieder von dannen und ging dann durch viele Straßen und Gäßchen, bis ich die Vorstadt erreichte, wo ich vor einer niedlichen Sommerwohnung stehen blieb. Hier wohnte sie, sie, um deretwillen ich bisher mein trauriges Geschick mit so stoischer Geduld ertragen.

Schon vor acht Monaten wollte ich L** verlassen, weil sich mir zu jener Zeit die wohlbegründete Aussicht auf eine glänzende Anstellung im Auslande eröffnete. Der Onkel bezahlte noch einmal meine Schulden; schon war der Tag meiner Abreise bestimmt, da lernte ich Wally kennen. Es war ein paradisch schöner Abend, als wir uns auf den Wellen des kleinen Baches schaukelten, der sich wie ein Silberband in hundertfältigen Krümmungen durch die zahlreichen Weinberge schlingt, die von Westen her das reizend gelegene L** begrenzen und so den Hintergrund der herrlichen Landschaft bilden. Wally's Pflegemutter drohte bedenklich mit dem Finger; wir lachten und stiegen dann auf die Berge, um den Scheidegruß der Sonne entgegen zu nehmen, die mit den letzten rosigen Streiflichtern einen goldenen Schleier um die Wipfel der Bäume wob. Wally war in stille Andacht versunken; ich schaute ihr in das große, klare, blaue Auge und trank in langen, langen Zügen die namenlose Seligkeit, die ihr seelenvoller Blick in mein schwelgendes Herz senkte. Am andern Morgen dachte ich nicht mehr an meine Abreise. Es war nicht das erstemal, daß meine soliden Grundsätze um eines schönen Mädchens willen ihre Zahlungen einstellten. Der Onkel drohte umsonst; ich blieb. Die Wechsel waren bezahlt. Grund genug für Lewin Ascher, um mir wieder

bereitwillig seine Casse zu öffnen. Meine Familie zog sich zurück, ich verlebte Wochen und Monate an Wally's Seite. Bald stieg meine Schuld bei Lewin Ascher wieder zu der vorigen schwindelnden Höhe. Die Pflegemutter meiner Geliebten, eine sparsame, stille Frau, mahnte vergeblich, bis sie zuletzt alles erfuhr. Es gab eine Scene, und mir wurde die Bedeutung, fortan das Haus zu meiden. Nur auf unerlaubten, gefährlichen Wegen konnte ich noch zu dem theuren Mädchen gelangen, das mit treuer, herziger Liebe an mir hing. Aber das kritische meiner Lage stieg von Tage zu Tage, und so kam es, daß ich heute, verfolgt von den Häschern der Justiz, wahrlich nicht wußte, wohin in dieser Nacht mein sorgenschweres Haupt ich legen sollte.

Ein Mädchen trat aus dem Hause, eilte schnell an mir vorüber, kehrte aber wieder um und blieb lachend vor mir stehen.

„Sind Sie es, Herr Baron?"

Ich lüftete meinen Carbonari. Es war Lisette, Wally's Stubenmädchen.

„Ist die gnädige Frau zu Hause?" fragte ich.

„Nein," sagte das Mädchen und sprang fort.

Ich trat in das Haus, stieg die matt erleuchteten Stufen hinauf, und stand bald vor Wally's Zimmer. Ich lauschte; es war mir, als hörte ich lautes Schluchzen. Leise öffnete ich, Wally saß vor dem Piano, hatte das Haupt in die Hand gestützt, und weinte bitterlich. Sie konnte mich nicht sehen, da sie der Thüre den Rücken kehrte, ich trat näher und bog mich leise über sie hinweg. „Wally!" hauchte ich. Sie sprang erschrocken auf.

„Um Gottes Willen!" rief sie, und Leichenblässe überzog ihr Antlitz. „Wo kommst Du her? — Die Mutter ist im Nebenzimmer."

„So hat mich Lisette belogen . . . ." stammelte ich.

„Verlaß mich! Schnell! Schnell!" — Sie streckte mir bittend die Arme entgegen. Ich drückte das theure heißgeliebte Mädchen an mein Herz und eilte dann schnell der Thüre wieder zu. Es war zu spät: die Pflegemutter trat mir mit dem brennenden Lichte entgegen. Ihr Schreck war jedenfalls noch größer als der meinige; sie blieb wie angewurzelt stehen. Ich warf ihr einen bittenden Blick zu.

„Mein Herr," sagte sie und Zorn und Wuth spielten in ihren Mienen: „wir wissen Alles. Wenn Sie hier eine Freistatt vor den Verfolgungen der Gerichtsdiener suchen, irren Sie sehr. Entfernen Sie sich augenblicklich!"

Sie trat zurück, um mir Platz zu machen. Eine bittere Antwort schwebte auf meiner Zunge, ich verschluckte sie um Wally's willen und stürmte hinaus in die Nacht. Mein Kopf brannte mir, ich suchte das Weite und war froh, als ich die Stadt hinter mir hatte. Ich rannte an dem Bache hin, dessen plätschernde Wellen uns Beide so oft getragen, ich stieg auf die Berge und klagte dem Himmel mein Leid. Es war eine entsetzliche Nacht! Ich wurde müde und streckte die matten Glieder in das weiche Gras. Schwere beängstigende Träume belasteten meine Sinne. Lewin Ascher wetzte das Messer, um mir mit teuflischer Wollust die berühmten zwei Pfund Fleisch aus dem Leibe zu schneiden. Ringsum standen die Assessoren des Handelsgerichts. Ich appellirte — umsonst. Ein alter Mann zeigte lächelnd nach dem Hintergrunde. Ein goldener Thron erhob sich dort; Rothschild war König von Deutschland geworden. Zu seiner Rechten hielt die rheinische Tante auf dem hohen feurigen Rappen, zu seiner Linken saß mein Onkel, der Criminalrath. Ich sah flehend zu ihm empor; er aber sagte, wie immer: „Von Rechtswegen!" und Lewin schritt mit dem Messer auf mich zu. Entsetzt floh ich, stürzte in einen reißenden Strom und — erwachte. Der Himmel erglänzte in tausend Sternen, ich war bis auf die Haut durchnäßt. Ein wüthender Platzregen hatte während meines Schlafes die Thäler überschwemmt; fünf Schritte von mir brausten die Gewässer des Baches, der aus seinem Bette getreten war. Servati's Carbonari wog, als ich aufstand, ziemlich einen halben Centner. Von furchtbarem Kopfweh geplagt, wankte ich der Stadt zu; jetzt erst fiel mir's ein, daß ich noch im Besitz von neun Ducaten sey. Das brachte mich zur völligen Besinnung zurück. Ich beschloß ein Wirthhaus aufzusuchen, und pochte nun bald hier, bald dort. Alles lag in tiefem Schlafe. Endlich gewahrte ich Licht in einem kleinen Keller, und athmete tief auf. Kaum war ich einige Stufen hinabgestiegen, als mir eine dicke, unförmliche Gestalt entgegen trat, die den Raum des engen Kellerhalses vollkommen ausfüllte. Es war der Stadtchirurg Hayden, der, seiner täglichen Gewohnheit gemäß, im Innern eben so reich befeuchtet war, als ich von Außen.

„Zurück, zurück, Herr Baron!" raunte er mir zu. „Hafchepeter sitzt unten und spielt mit dem alten Sportelcassier Rummel Piquet.

Ich schlug mir mit der Faust an die Stirn — ein verzweifelter Entschluß tauchte in meiner Seele empor. Fünf Minuten später zog ich mit rasender Resignation an der Klingel meiner Wohnung; ich war auf das äußerste, die Stadtfrohnveste, gefaßt. Der alte Hausknecht, der mir öffnete, sah mich lächelnd an.

„Sie sind fort," sagte er beruhigend: „verbergen Sie sich gut, Herr Baron! Ich will Ihnen morgen einen Schlupfwinkel anweisen."

Ich gab der treuen Haut einen Thaler, und kletterte dann, ziemlich unsichern Schrittes, die Treppe hinauf. Meine alte Wirthin war noch munter; sie las bei dem Schimmer eines dürftigen Lämpchens in der alten Hauspostille, und schlug die Hände über den Kopf zusammen, als ich, naß wie eine Ratte, in das Zimmer trat.

„Aber, ich bitte Sie, Herr Baron . . ."

„Wir wissen Alles!" rief ich, den bleischweren Cornonari in den ersten besten Winkel werfend.

„Nein, nicht Alles!" sagte die Matrone freundlich und reichte mir einen Brief hin. Sieben Groschen, sechs Pfennige Porto," setzte sie hinzu.

Mit Hast griff ich nach dem Briefe, ein Stein wälzte sich von meinem Herzen; im Postzeichen stand: „Cöln." Aber das Papier war leicht, und auf der Adresse nichts von der bedeutungsreichen Beilage bemerkt, die ich zuversichtlich erwartet hatte. Vielleicht eine Anweisung, tröstete ich mich selbst und brach das Siegel. Die Tante schrieb:

„Mein Herr!

„Der Inhalt Ihres Briefes vom 13. v. M. muß „mich in der That befremden. Sie haben früher nie „an mich geschrieben, und würden dies zuversichtlich „auch jetzt noch nicht gethan haben, wenn Sie mit „der Abfassung Ihres Schreibens nicht gleichzeitig eine „Speculation auf meine Börse zu verbinden gedachten. „Ich kann mich nicht dahin bestimmen lassen, dem jungen, leichtsinnigen Manne ein Darlehen zu bewilligen, „dessen Handlungsweise es wiederholt bewiesen, daß er „nie ernst an wahre Besserung gedacht hat. Wenn „Sie sich auf die Kleinigkeit beziehen, die Ihr Bruder von mir empfing, so werden Sie sich andererseits „auch erinnern, daß jenem Geschenke eine Ohrfeige „voranging, die — ich bin davon überzeugt — den „segensreichsten Einfluß auf die Sinnesänderung Ihres „Herrn Bruders äußerte. Mein Geschenk stand mit „der Ohrfeige in der innigsten Verbindung. Bevor „ich mich daher zu günstigen Gesinnungen gegen Sie „bequemen kann, muß ich — von Backenstreichen kann „natürlich hier die Rede nicht seyn — eine kleine Züchtigung vorangehen lassen, die hoffentlich ihren Zweck „erreichen wird. Ich werde für Sie sorgen, die Zukunft soll Ihnen lehren, daß es nur gut mit Ihnen „meint

Ihre Tante

Therese v. S."

Der Brief entsank meiner zitternden Hand, der letzte schönste Traum zerrann in Nebel. Das hatte ich nicht erwartet. Ich warf mich in das Sopha meiner Wirthin und erstickte in den weichen Kissen die heißen Thränen. Die alte Frau hatte einiges Mitleiden für mich. Sie trippelte ängstlich hin und her.

„Hier können Sie nicht bleiben, Herr Baron," sagte sie gnemüthig. „Legen Sie sich in mein Bett, dort sucht Sie Haschepeter morgen keinenfalls."

Ich folgte besinnungslos, warf die nassen Kleider von mir und barg meine bebenden Glieder in die reiche schwellende Federfülle des hohen Himmelbettes. Lange konnte ich nicht schlafen. Es überlief mich fiebendheiß, eine ängstliche Beklommenheit lagerte auf meinem Herzen.

Erst mit grauendem Morgen entschlief ich.

(Fortsetzung folgt.)

Californiens Goldreichthum.

Ueber das jetzt so vielbesprochene Goldland Californien theilt die allgemeine Zeitung aus einem Privatschreiben d. d. San Blas 26. Sept. (im Herald) folgendes mit: „In einer Entfernung von der Hauptstadt des brittischen Reichs, die ein Drittel der ganzen Erdperipherie beträgt, hat sich etwas ereignet, vor dessen Wirklichkeit die Fabeln des Alterthums in ein Nichts verschwinden. Der Paktolus hat schon lange aufgehört über Goldsand zu strömen; die Minen Mexico's bezahlen kaum mehr ihre Bearbeitung; aber im Bett und längs den Ufern des Sacramento ist das Golderz in einer Fülle vorhanden, die sich noch gar nicht schätzen läßt, und wartet nur auf das Einsammeln. Klumpen reinen Goldes hat man aufgelesen groß genug ein Diadem davon zu machen. Gegenwärtiger kurzer und nicht übertreibender Bericht beruht auf Augenschein und eigener Erfahrung. Die Bay und Stadt San Francisco liegen im nordwestlichen Theil Ober-Californiens, welches in Folge des Friedensschlusses zwischen Mexico und den Vereinigten Staaten von ersterem an die Union abgetreten ist. Das Land ist so fruchtbar, und besitzt so viele schöne Häfen, daß bis zum heurigen Frühjahr Amerikaner in großer Anzahl über die Felsenberge eingewandert sind, um sich hier bleibend niederzulassen. Schon waren in San Francisco viele Häuser gebaut, und alles deutete auf zunehmende Wohlfahrt, indem ein bisher vernachlässigtes Land nun von einem fleißigen und unternehmenden Geschlechte besiedelt war. So stand es, als ein unerwarteter Fund wie ein Blitzstrahl auf die Colonisten wirkte. Im Frühling waren einige Ansiedler beschäftigt einen Mühlgraben auszuhöhlen in der Nähe des Sacramento, welcher Fluß etwa 30 englische Meilen nördlich von San Francisco strömt, in den californischen Bergen entspringt, und ungefähr 100 englische Meilen weit mit Booten befahren werden kann. Er mündet in das Meer in der Bay von San Pablo, in welche auch der San Joaquin und der Jesus Maria ausströmen. Bei ihrer Arbeit stießen sie auf mehrere schwere Stücke sehr reinen Goldes. Einige Zeit hielten sie ihre Funde geheim, endlich aber überraschte sie ein Indianer bei ihrem Suchen, und wiewohl sie seine Aufmerksamkeit abzulenken suchten, ward er doch die Sache inne, und machte seinen Stamm damit bekannt. Bald flog das Gerücht durch das ganze Land, und nun gab man alle andern Beschäftigungen auf, und alles strömte zum „Goldgraben." Binnen drei Monaten hatten sich 4000 Menschen gesammelt, die gruben und krazten in der Erde früh und spät. Ein Mann las an einem einzigen Tag Gold im Werth von 160 Pf. St.; das mag ein einzelner Fall seyn, aber gewiß ist, daß der gewöhnliche Tagelohn, außer der Nahrung, für einen Menschen, der für einen andern graben will, anstatt auf eigene Rechnung zu speculiren, 3 Pf. 4 Sh. (38 fl. 12 kr.) beträgt; allein dieses Angebot wird fast durchgehends verworfen, und wer weniger als 6 bis 8 Pf. St. täglich auffindet, verfügt sich unzufrieden damit nach einer andern Stelle. Ein Gentleman, der acht Indianer beschäftigte, gewann in 3 Tagen 320 Pf. an Gold und 150 Pf. durch Absatz an Waaren. Alle Lebensbedürfnisse sind nämlich, diesem Metallreichthum gegenüber, unglaublich theuer geworden. Ein Bett-Tuch z. B., das anderwärts 16 Schilling kostet, wird in San Francisco zu 20 Pf.

verkauft, ein Bowie-Messer, 8 bis 12 Shil. im Werth, zu 12 Pf. u. s. w. Der Boden ist in einer gewissen Ausdehnung mit Goldstaub ganz geschwängert, aber dieser wird als der Mühe des Waschens nicht werth gar nicht beachtet. Doch ist in dem Localblatt ein Fall erwähnt, wo fünf Wagenlasten Erde, die für 160 Pf St. verkauft worden, bei der Waschung für 4000 Pf. St. Gold lieferten. Ein gewöhnliches Taschenmesser war anfangs das einzige Werkzeug der Goldgräber, ja man erzählt, daß ein Gentleman mit seinem Federmesser Golderz aus der Erde geschartt. Die Erde ward in Körben und zinnernen Pfannen von dem Metall geschieden, und jetzt braucht man dazu eine Art rohen Trogs der an den beiden Enden eine größere und eine kleinere Oeffnung hat. Das Gold wird in dreierlei Form gefunden: in Körnern so groß wie Schießpulver mittlerer Sorte, und mit Eisen gemischt; in kleinen Plättchen von '/, bis '/, Zoll Durchmesser, und in gediegenen Klumpen von '/,Unze bis 4 Pfd. Gewicht; 4pfündige Klumpen sind die schwersten, die ich selbst gesehen habe, man spricht aber von viel schwereren. Diese Klumpen kommen häufig an den Felsen im Strombett vor, in deren Spalten und Löchern man sie wie Muscheln klebend findet. Die bis Mitte Septembers gesammelte bekannte Quantität hat den Werth von 550,000 Pf. St. (6,600,000 fl.), vieles ist aber aufgefunden, über dessen Betrag gar nichts bekannt geworden. Man glaubt zuversichtlich, daß bis jetzt erst der äußerste Saum der Goldregion berührt ist; wie weit sie in die Breite, und vollends wie weit sie in die Tiefe reichen mag, ist zur Zeit noch ganz unbekannt, doch vermuthet man daß, was den Flächenraum betrifft, 500 engl. Quadratmeilen weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben. Die durch Verfolgung aus ihren frühern Wohnsitzen in den Vereinigten Staaten vertriebenen Mormonen haben beträchtlichen Gewinn gemacht. Die im Land einheimischen Indianer geben für einen Silber-Dollar gerne dessen Gewicht an Gold."

Der österreichische Volksbote.

Seit dem 26. Dezember erscheint in Wien ein Volksblatt, daß in der That den Beifall verdient, denn es seit der kurzen Zeit seines Entstehens gefunden. Kaum sechs Tage in's Leben getreten, war es schon in Aller-Händen und kaum in den Provinzen angekündigt, drängten sich schon die Leselustigen, dasselbe zu besitzen.

Die Ankündigung enthält folgende Namen der Mitarbeiter: Adolf Bäuerle — J. F. Castelli — Raimund Frühauf — Mathias Koch — Dr. Mitrichter — Dr. F. Mosel er — Mosenthal — Dr. Ferd. Neumann — G. Meißer — Adolf Prosniz — J. N. Purschke — Leopold Raubnitz — Johann Gabriel Seidl — Emanuel Straube — Dr. Solinöcker — G. H. Weiß Dr. Wurzbach — F. C. Weidmann und andere, und diese Namen haben einen guten Klang in Oesterreich und im Auslande. —

Wirklich überraschten auch gleich die sechs ersten Nummern. So muß ein Volksblatt gestaltet seyn, so müssen die Mitarbeiter zu schreiben verstehen, um guten Samen in die unteren Klassen zu streuen.

Raimund Frühauf's drei Aufsätze „Ohne Volksbildung keine Freiheit" und „Fabriks-Proletariat" sind ausgezeichnete Schilderungen aus dem Leben des Volks; Kochs „Volkstäuschungen," Straube's „Ein Oktober-Ereigniß" (buchstäblich war); Adolf Bäuerle's „Betrachtungen am Neujahrs-Abend" und sein „Heiteres Allerlei"; Castelli's „Wörterbüchlein aller fremden Ausdrücke" und seine trefflichen Erklärungen von Anarchie, Camarilla, Reaktion, Interpellation u. s. w. dann sein „Bauer, der keinen Zehent darf geben und keine Robot mehr zu leisten braucht" (beides wahre Meisterstücke im Volkston); endlich Raubnitz's „Der Geschiedteste im Orte" haben außerordentlich angesprochen. Dann haben ein Paar Rubriken „Neueste Nachrichten," die alle Tagsereignisse mittheilen und eine tüchtige Auswahl der interessantesten Vorfälle, theils politischen, theils nicht-politischen Inhalts mit lobenswerther Schnelligkeit bringen, und „Was der Dorfbader den Bauern erzählt," endlich „Das Tagebuch von Wien" enthaltend, und „was fort und fort Merkwürdiges und Wissenswerthes in Wien geschieht," den lebhaftesten Beifall gefunden. — Eine Rubrik am Schlusse des Blattes erscheint uns ganz vorzüglich originell; sie hat die Bezeichnung „Freundliche Grüße," enthält allerliebst satyrische, manchmal auch etwas derbe, oft auch ganz gemüthliche Rügen von allerhand Thorheiten aus der Zeit. Der Volksbote belehrt nicht nur, er unterhält auch, und gibt auch manchen kernigen Spaß, manchen Wiener Witz, manches drollige Erlebniß zum Besten, das zum Lachen reizt, aber immer anständig, immer in einem populären, nie gemeinen Style geschrieben.

Dieses Blatt erscheint täglich und im Folioformate mit großen Lettern gedruckt und auf netten Papier.

Es wäre wirklich sehr wünschenswerth, wenn es in allen Städten und überall auf dem Lande Eingang fände. Der ganze Jahrgang kostet nur 8 fl. C. M., daher kommt ein Blatt etwas über einen Kreuzer, d. h. wenn man einen ganzen Jahrgang auf einmal pränumerirt. Wenn ein Wirth z. B., der viele Gäste aus dem Volke besitzt, diese kleine Auslage nicht scheut, so kann er ja für diese nichts Nützlicheres und Angenehmeres schaffen. Halbjährig sind 5 fl., vierteljährig 3 fl. C. M. zu bezahlen. Für 8 fl., oder 5 fl., oder 3 fl. C. M. wird aber Jedermann diese Zeitung bis in die entferntesten Orte der österreichischen Monarchie portofrei zugeschickt; die Pränumeration wird vom neuen Jahr an gerechnet, doch die Blätter, welche im December v. J. erschienen sind, gehen darein.

Bis jetzt haben dieses Blatt am meisten Herrschaften, Güterbesitzer, Amtleute, Verwalter, Pfleger, Rentmeister für sich und ihre Unterthanen, oft in 3, 4 — 6 Exemplaren pränumerirt, dann Kaufleute, Fabrikanten, Postmeister u. s. w. für ihre Leute und Arbeiter, und besonders die geistlichen Herren in den Städten und auf dem Lande. Wer sich eine recht gute und erheiternde, für den Bürger und Bauer sehr nützliche Lektüre verschaffen will, verschmähe nicht den „Volksboten" zu halten.

Herausgeber ist Josef Schrittwießer und die Bestellungen werden gemacht unter seiner Adresse, in seinem Comptoir in Wien, Wipplingerstraße Nr. 387.

Pränumeranten-Sammler, die neun Exemplare auf einmal bei ihm bestellen und den Betrag dafür bar einsenden, erhalten das zehnte gratis.

Es wird ersucht, die Bestellungen recht bald zu machen; es erfolgen so häufige Pränumerationen, daß die Auflage bald vergriffen seyn wird.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№. 4. Klagenfurt, Sonnabend den 13. Jänner 1849.

Die Tante am Rhein.

(Fortsetzung.)

2. Der Richterspruch des Onkels.

Die Sonne leuchtete am andern Morgen hell durch die geblümten Damastvorhänge des Himmelbettes, als ich erwachte. Meine Wirthin stand mit dem Kaffee vor mir und sagte mit einem gewissen Stolze:

„Haschepeter war schon zweimal hier . . . er kommt nicht wieder."

„Warum nicht?" fragte ich eben so freudig, als verwundert.

„Ich sagte ihm, der Herr Baron sind abgereist. Der Tölpel glaubt das."

„Vorsicht ist immer nöthig," bemerkte ich und sah nach der Wanduhr. Es hatte eben zehn geschlagen. Meine Wirthin ging; ich schlüpfte aus den Federn und begann meine Toilette. Da dröhnten schwere Männertritte von der Treppe herauf. Ich flüchtete ängstlich hinter die Damastgardinen, vernahm aber gleich darauf deutlich, wie meine Wirthin öffnete, und den Kommenden nach meinem improvisirten Schlafzimmer geleitete. Die Thür öffnete sich und ich trat befremdet zurück, als ich in den Eintretenden auch eine und zwar eine sehr wohlbekannte Gerichtsperson erblickte, deren Erscheinen ich am wenigsten erwartet hatte. Es war der Amtswachtmeister meines Onkels, des Criminalraths, der das Vertrauen seines Gebieters im hohen Grade genoß.

„Guten Morgen, Herr Baron," sagte er, und reichte mir traulich die Rechte; „ich komme, Sie nach Neuhof abzuholen."

„Mich? Nach Neuhof? Warum?"

Er zuckte die Achsel. „Ich hätte diese Fragen nicht erwartet," erwiederte er. „Sie scheinen sich schon mit dem Gedanken vertraut gemacht zu haben, diese Nacht in der sichern Wohnung meines Amtsbruders Werner, vulgo Haschepeter, zu logiren."

„Weiß der Onkel?"

„Alles; die Juden haben vorgestern seine Wohnung förmlich bestürmt. Ich habe zwei der zudringlichsten ex officio aus der Stadt gebracht."

„Und was sagt der Onkel?" fragte ich tief Athem schöpfend.

In den Mienen des Amtswachtmeisters spielte eine Regung von Mitleid. Er setzte sich vertraulich neben mich, nahm dann eine überaus große Prise und sprach:

„Aufrichtig gestanden, lieber Hermann, die Sachen stehen nicht gut. Ich habe so meine eigenen Merkmale. Als ich gestern Abend dem Herrn Criminalrath die Meerschaumpfeife überreichte, blickte er lange sinnend vor sich nieder. Dann zwickerte er etwas mit dem linken Auge, und warf mir einen seltsamen Blick zu; bei der Abendtafel trank er ungewöhnlich viel Rothwein. Das sind alles böse Zeichen. Ueberdieß sind Briefe eingegangen, die der Herr Criminalrath sorgfältig verschließt, er hat wieder Antworten geschrieben, die, ein höchst seltener Fall, nicht mit dem Gerichtsstempel versiegelt wurden, und er hat diese Briefe, was noch nie da gewesen ist, selbst zur Post getragen. Fräulein Bertha, die in derartigen Angelegenheiten ein geprüftes Auge hat, ist der Meinung, daß zuversichtlich etwas Außerordentliches im Spiele seyn müsse."

So bedenklich diese Nachrichten lauteten, waren sie doch nicht im Stande, mich gänzlich zu entmuthigen, und ich fragte resignirt:

„Wann werden wir abreisen, alter Freund?"

„Jetzt, sofort," sagte er lächelnd; „Eile ist hier sehr nöthig. Sie müßten noch Geschäfte . . . ."

„Nichts! nichts!" unterbrach ich ihn ungeduldig und griff nach dem braunen Frack mit den vergoldeten Knöpfen, dem letzten Reste meiner irdischen Herrlichkeit.

Meine Wirthin weinte; on Thränen hatte sie immer einen unerschöpflichen Vorrath. Dieß war mir zu bekannt, als daß ich mich zu einer sentimentalen Trennungsscene hätte verleiten lassen können. Ein kräftiger Händedruck war das einzige Aequivalent, das ihr für diese innigen Beweise weiblichen Mitgefühls zu Theil wurde. Unten, am Eingange des Hauses, erwartete

mich die erhabene Neuhofer Amts- und Gerichtskutsche, ein altes verblichenes Cabinetsstück aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, das bereits seit geraumer Zeit nur dazu benutzt wurde, Gefangene von einer Behörde zur andern, resp. auch in's Zuchthaus zu fahren. Dieß war mir ein bedenkliches Omen, bedeutungsvoller jedenfalls als die absonderlichen Symptome, die dem Amtswachtmeister während der jüngst vergangenen Tage an dem sonst streng geregelten Benehmen meines Onkels, des Criminalrathes, wahrgenommen haben wollte. Dem Amtswachtmeister schien dieß keineswegs zu entgehen, er kam meiner Frage zuvor und sprach:

„Die Chaise des Herrn Criminalrathes befindet sich beim Sattler. Es waren bedeutende Reparaturen nöthig geworden, da der alte Jakob in dem vertenfelten Seebacher Hohlwege vor vierzehn Tagen umgeworfen hat."

Wir stiegen ein, die Fliegenschimmel zogen an und die antike Carrete polterte so donnernd über das Steinpflaster dahin, daß die Fortsetzung fernerer Zwiesprache rein unmöglich gemacht wurde. Kaum waren wir indeß zwanzig Schritte gefahren, als das kolossale Fuhrwerk wieder still stand, und trotz des Fluchens und Schimpfens des alten Jakob nicht von der Stelle zu bringen war. Der Amtswachtmeister stand auf, klopfte mit dem silbernen Knopfe des gewichtigen spanischen Rohres an das vordere Kutschfenster, der alte Jakob aber wandte sich mit zornrothem Gesicht um und rief erbost:

„Herr Amtswachtmeister, es ist mir ein Kerl in den Zügel gefallen."

„So schlag ihn mit der Peitsche um die Ohren," lautete die gerichtliche Replik, die Jakob im nächsten Augenblicke auch in bester Form vollstreckt haben würde, wenn nicht plötzlich beide Kutschthüren aufgerissen worden wären. Ich erstarrte zu Eis; zur Rechten grinste mir Lewin Ascher's nichtswürdige Fratze, zur Linken das weingedunsene Gesicht Haschepeters entgegen.

„Als mer Gott soll helfen!" schrie der Jude. „Herr Baron, was hab'n Se gethan! Was wollten Se thun? Wir hob'n Se gesucht die ganze Nacht."

„Ruhig," sprach gedachter Haschepeter, indem er mit wichtiger Miene ein Patent entfaltete: „ruhig, Herr Ascher. Wir haben ihn. Herr Baron, ich ersuche Sie im Namen des Handelsgerichtes, als dessen verordneter Diener . . . ."

„Still, laß das, lieber Bruder," warf mein Amtswachtmeister ein: „Du willst den Herrn Baron arretiren — ich weiß das. Ich kenne solche Geschichten, aber ich muß Dir hier bemerken, daß Du mit der Vollstreckung Deines Auftrages zu spät kommst."

Haschepeter hohnlachte. — „Zu spät?" fragte er ungläubig.

„Gewiß zu spät."

„Und warum?"

„Warum? Hm, das sollst Du gleich erfahren," fuhr mein Begleiter fort. Er zog ein Schreiben aus der Brusttasche, das dem ominösen Papiere Haschepeters so ziemlich ähnlich war, und überreichte es dem Letzteren. „Du wirst ersehen," setzte er dann mit einer kleinen Beimischung von Ironie hinzu: „daß das alte Sprichwort: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten," wieder einmal in Anwendung kommt. Der Herr Baron ist bereits mein Arrestant. Lewin Ascher ist nicht der Einzige, in dessen Händen sich Wechsel auf den Baron befinden, auch nicht der Einzige, der deßhalb seine Ansprüche geltend macht, und es ist doch am Ende immer besser, wenn der Herr Baron sich in meinen Händen befindet. Daher halte ich es für das gerathenste . . . ."

„Sich so eilig als nur möglich zu drücken!" rief ich und warf den Juden den Kutschtritt hinab.

„Gott meiner Väter!" rief er jammernd. „Was soll ich thun?" — Ich habe das häßliche Gewürm nie wieder gesehen. Auch Haschepeter zog mit langem Gesicht ab, er war vielleicht selten auf so beißende Weise geprellt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Beantwortung

des Aufsatzes in der „Carinthia" Nro. 50, Jahrgang 1848: „Vom Dienstbothenwesen."

So häufig taucht das Verlangen nach einer neuen Dienstbothenordnung für das Landvolk auf, und die Verurtheilung der bisher über diesen Gegenstand bestehenden Vorschriften, als veraltet und unbrauchbar, ist so laut geworden, daß es mich, der ich über 40 Jahre im Lande unter dem Landvolk wohne, und eben so lang als Dienstgeber mit dem Dienstvolke zu thun hatte, gelüstet, zu untersuchen: In wieferne die bisher bestehenden Dienstbothenvorschriften werth sind, daß denselben der Stab gebrochen, und diese in die Rumpelkammer alter Registraturen verwiesen zu werden verdienen; dann aber auch weiters, zu beurtheilen: Welche neue Vorschriften, dem Zeitgeist und Zeitumständen gemäß, zur Welt gebracht werden sollen, die dem gegenwärtig so sehr eingerissenen Unwesen in den Dienstbothenverhältnissen auf dem Lande auf eine gerechte, billige, aber auch das Uebel sicher hebende Weise zu bewerkstelligen im Stande seyn könnten.

Der Verfasser des obgenannten Aufsatzes stellt die Krankheiten im Dienstbothenwesen in folgenden Sätzen auf:

1) Die darüber bestehenden Gesetze seyen theilweise unbrauchbar, größtentheils aber
2) durch die verschiedenen Gewohnheitsrechte so in Vergessenheit gerathen, daß nicht bloß kein Dienstboth, sondern sehr selten ein Dienstherr von ihnen einen

Begriff hat; weßhalb fast an jedem Orte eine andere Observanz, und einige darunter so gesetz- und vorschriftswidrig in der Praktik sind, daß der Richter bei vorkommenden Beschwerden nach Art des Sancho Pansa einen Ausspruch thun muß, der keinen Theil befriedigen kann; da er den Fall unter kein Gesetz zu subsumiren vermag.

Ich muß gestehen, daß ich dieses, über die Vorschriften des Dienstbothenwesens gefällte Urtheil zu hart, aber auch unrichtig finde. Das Dienstbothenpatent vom 29. Sept. 1787 für das Landgesinde in Inneröstereich gibt die über diesen Gegenstand bergeit bestehende einzige Norm; sie enthält in 66 §§. erschöpfende, und nur mit geringer Ausnahme ganz klar umfassende Vorschriften, die für alle in diesem Gegenstande vorkommenden Fälle zur Entscheidung genügen sollen, so, daß man mit neuen Vorschriften daran nicht wird viel verbessern können; mindestens aber kann das über diese Vorschrift wegen Unbrauchbarkeit gefällte harte Urtheil demselben nicht zukommen. Man lese diese Vorschrift, es wird sich finden, daß sie die dienstrechtlichen Verhältnisse sowohl für den Dienstgeber, als auch für den Dienstnehmer, einfach und deutlich feststellt; daß sie den Dienstbothen gegen die Bedrückungen durch den Dienstherrn, sowie die Beschädigungen des Letzteren durch unbothmäßige Dienstbothen, sicher stellet; daß sie Vorschriften liefert zur Verhüthung der Faulheit und Arbeitsscheue der zum Dienen vom Schicksal bestimmten Menschenclasse sowie gegen die Ausschweifung und Unsittlichkeiten derselben; daß sie den Dienstgeber ermahnt, der Staatsverwaltung in der Herstellung der Ordnung in dem beizustehen, daß derselbe seinem Dienstgesinde stets mit gutem Beispiele vorgehe, und so die moralische Erziehung dieser wie Unkraut aufgewachsenen Menschen bewerken und möglichst beenden helfen möchte. Es finden sich gegen alle Vorschriftsübertretungen, sowohl auf Seiten des Dienstgebers, als auch auf Seite des Dienstbothen die Bestrafungen. Ich sehe sonach nicht ein, warum man dieses Dienstbothenpatent als alt und unbrauchbar verwerfen, und ein Neues zur Welt bringen soll? Nicht alles Alte ist schlecht und unbrauchbar, und es ist nicht gut, wenn man über das Alte, weil es alt ist, sogleich den Stab brechen will. Ich glaube also, daß man dieses bestehende Dienstbothenpatent mit geringer Mühe den gegenwärtigen Zeitumständen anpassen könne, und es nicht nothwendig sey, ein Neues zur Welt zu gebähren, in welchem doch größtentheils das meiste der alten Vorschriften wiederholt werden müßte.

Vollkommen einverstanden aber bin ich mit dem Verfasser des Eingangs genannten Artikels: daß die Vorschriften dieses Dienstbothenpatentes in Vergessenheit gerathen sind, so, daß diese gegenwärtig weder von dem Dienstgeber, noch dem Dienstnehmer mehr beobachtet werden; daß die größte Willkühr, die größten Aus- und Abschweifungen auf beiden Seiten dafür eingeführt, bestehen; daß keine Behörde auf die Handhabung dieser Dienstbothenordnung mehr sieht. Die Krankheit liegt also nicht in der Vorschrift, sondern in der vernachlässigten Befolgung, diese aber durch eine neue Dienstbothenordnung heben, hieße einen Mohren weiß waschen wollen. Alle Gesetzesvorschriften, selbst die zweckmäßigsten, sind unbrauchbar, wenn sie nicht gehalten werden. Geben wir also Ehre, dem sie gebührt; der Gesetzgeber kann nicht mehr thun, als zweckmäßige Vorschriften geben; gestehen wir es nur offen, die Schuld ist an uns, die wir sie nicht befolgen, und an den Behörden, welche darob nicht wachen, daß sie befolgt werden. Wir haben eine Menge und mitunter sehr zweckmäßige Gesetze, aber leider! größtentheils nur auf dem Papiere, und man ist zufrieden, blos zu haben, ob sie aber gehalten werden, darob bekümmern sich wenige. Damit aber bin ich mit dem Verfasser des obgenannten Artikels nicht einverstanden, daß die im Dienstbothenwesen bestehenden üblen Gewohnheiten durch längere Zeit der Dauer zu Gewohnheitsrechten erwachsen können; denn gesetzwidrige Handlungen können kein Recht begründen, sondern haben und können bloß durch die Handhabung der Gesetze beseitigt und unschädlich gemacht zu werden. Auch darüber bin ich nicht einverstanden, daß der Richter wegen Mangel an Gesetzen bei vorkommenden Streitigkeiten den Ausspruch wie Sancho Pansa zu machen gezwungen ist, und damit weder dem einen noch dem andern Theil verständlich seyn wird; denn auf Grundlage der Abschweifungen vom Gesetze darf ein Richter nicht, wohl aber nach den Vorschriften des Dienstbothenpatentes entscheiden, welches nur mit geringer Ausnahme, auch für die gegenwärtigen Zeitverhältnisse hinreichende Vorschriften gibt, die weder dem einen noch dem andern Theil unbekannt seyn können, wenn befolgt wurde, was sowohl das Dienstbothenpatent im §. 65, als auch die Gubernial-Currenden vom 18. April 1795, vom 7. Dezember 1796 und 20. November 1801 vorschreiben, daß nämlich diese Dienstbothenordnung nicht allein in den Amtskanzleien und bei allen Gemeinderichtern aufgehangen, sondern jährlich mehreremal den Dienstgebern, sowie den Dienstnehmern, verlautbart und dieselben zur genauesten Befolgung angehalten werden sollen.

Es wäre hier vielleicht am rechten Orte, das bestehende Dienstbothenpatent paragraphweise durchzugehen und bei jedem derselben dessen Zweckmäßigkeit, oder in wieferne es einer Abäuderung bedarf, darzustellen; allein, dieses würde zu einer Abhandlung führen, wozu hier der Platz nicht ist. Ich beschränke mich also blos auf diejenigen Punkte, welche der Verfasser des Eingangs erwähnten Artikels anstössig findet:

Gegen die Ausflüchte der Dienstbothen in Bezug auf Arbeiten, die sie bei anderen Dienstherren entweder nicht gemacht, oder bei der Verleihkaufung auf sich zu nehmen nicht versprochen haben, gibt das Dienstbothenpatent in den §. §. 1, 2, 3, 4, 5 dann 24 und 26 hinreichende Vorschriften; gegen gesetzwidrige Dienstverträge, zwischen den Dienstherren und Dienstnehmern, und aller sonstigen Willkührlichkeit, welche hierbei obwalten könnte, die §§. 5, 6, 7 und 8 desselben Patentes; gegen die Abgabe des Leihkaufes, und verschiedener Uebertreibungen in diesem Gegenstande, erklärt der §. 16, daß der Leihkauf zum Abschluß des Dienstvertrages nicht wesentlich nothwendig ist, sondern das Wort allein genügt, daß der Leihkauf jederzeit nur ein Theil des versprochenen Lohnes sey, und davon abgezogen werden müsse, und daß derselbe niemals mehr als den 20sten Theil des Lohnes ausmachen dürfe. Befolgt man diese Vorschrift, gibt keinen Leihkauf und läßt die Verabredung über denselben und den jährlichen Lohn nach §. 5 und 6, in das Gesindbuch eintragen, so wird alle bisher gründliche Beschwerde der Dienstgeber über die überspannten Versprechungen eines anderen Dienstgebers; — das betrügliche Annehmen mehrerer Leihkaufe von einem Dienstbothen um so mehr

aufhören, als die §§. 19, 22 und 23, die hinreichenden Vorschriften und Strafen dagegen enthalten.

Weil aber Niemand die Vorschriften hält, jeder Dienstgeber und jeder Dienstnehmer seiner eigenen Willkühr nachgeht, und Niemand da ist, der den aus dem Geleise gekommenen Wagen zurück in's Gleis schieben will, oder zu comod ist um es zu wollen und zu vollbringen, müssen alle die von dem Verfasser des Eingangs genannten Artikels mit Recht gerügten Unordnungen, und noch viel mehrere andere bestehen; aber dazu bedarf man keine andere Dienstbothenordnung zu entwerfen, sondern nur die bestehende halten zu machen. Die weitere Behauptung der Dienstgeber, daß ihnen die Hände dadurch gebunden sind, weil der Mangel an arbeitenden Händen immer steigender und fühlbarer wird, sohin man sich aller Foderungen und Unarten der Dienstnehmer fügen müsse, um dieselben nur erhalten zu können, wird sich größtentheils verlieren, wenn die Vorschriften des bestehenden Dienstbothenpatentes in den §.§. 14, 15, 21, 22, 23, 26, 30, 31 und 35 zur Ausführung gelangten; es würden nicht so viel müssige arbeitsscheue Menschen sich dem Dienst zu entziehen suchen, und entziehen können, daher schnell eine größere Auswahl derselben für den Dienstgeber vorfinden. Es würde nicht möglich seyn, wie es gegenwärtig leider nur zuhäufig der Fall ist, daß größere Landwirthe den entlaufenen Dienstbothen dadurch ein Asyl geben, daß sie alles in Dienst aufnehmen, was ihnen nur vorkommt, ohne auf einen Paß, oder eine Dienstesentlassung zu sehen; daß die Obrigkeiten es gar nicht zu ihrer Dienstespflicht zu zählen scheinen, darüber mit aller Strenge zu wachen, daß die Vorschriften des Dienstbothenpatentes in Vollzug gesetzt werden.

Drei Gegenstände sind, die ich dem bestehenden Dienstbothenpatente für die Neuzeit angehängt zu sehen wünsche, nämlich: die Aufhebung aller Brantweinkneipen im ganzen Lande. Es wäre dieß kein Eingriff in die bürgerliche Gewerbsfreiheit, sondern nur die Beschneidung eines auf die Sitten des Landvolkes so verderblich wirkenden Auswuchses. Man fordert im Staat das Opfer des Einzelnen zum Besten des Allgemeinen als eine Pflicht; soll das Beschneiden eines bösen Auswuchses eine Sünde gegen den einzelnen Staatsbürger seyn? oder soll der Staat einen Theil seines Einkommens auf diesen sittenverderbenden Zweig gründen wollen? —

Das zweite, was ich wünsche, ist: daß statt der Dienstbothen-Entlaßscheine dem Dienstbothen Wanderbücher, nach Art der für die Handwerksgesellen bestehenden, sowohl dem männlichen als weiblichen Dienstgeschlechte, von dem Gemeinderichter und zwei Ortsältesten gefertigt und gestempelt in die Hand gegeben werden möchten; diese sollen nach dem für die Gesellen bestehenden Vorschriften ausgefüllt, und die Verfälschungen derselben nach den darüber bereits bestehenden Vorschriften bestraft werden. Sowohl der Dienstgeber, als der Dienstnehmer sollen verpflichtet seyn, längstens 24 Stunden nach dem Dienstesantritt, dieses Wanderbuch dem Gemeinderichter zu produciren, und derselbe hat den Tag des Dienstesantrittes sowie die Dauer der Dienstzeit selbst, dahin einzuzeichnen und dasselbe dem Dienstbothen zurück zu geben. Beim Austritt aus dem Dienste hat der Gemeinderichter den Austrittstag, und wohin sich der Dienstboth zu begeben glaubt, genau einzuzeichnen, der Dienstgeber aber soll einzeichnen zu lassen verbunden seyn, wie er mit dem Verhalten des Dienstbothen während der Dienstzeit zufrieden gewesen. Unwahre Angaben in diesem Gegenstande soll den Dienstgeber zum Ersatz des etwa für den künftigen Dienstherrn daraus entspringenden Schadens oder zur Strafe, selbst nur bei der einfachen Entdeckung der Unwahrheit, unnachsichtlich verpflichten. Gegen die Aufnahme eines Dienstbothen ohne Wanderbuch sollen die Vorschriften des 35. §. vom Dienstbothenpatente streng und ohne Schonung beobachtet und vollzogen werden.

Wenn ich noch einen Wunsch beifügen dürfte, so ist es der: daß die Staatsverwaltung mit allem Eifer zur Volkserziehung, und zwar, bei den Kindern anfangend — bei den erwachsenen Personen sind alle Mittel nur Palliative — für Religion und Sittlichkeit die zweckmäßigsten Vorschriften erlassen, und die Beamten die Handhabung der Gesetze nicht als Neben-, sondern als Hauptsache sich angelegen seyn lassen, und bedenken möchten, daß sie vom Staate dafür bezahlt sind, und die beschwerlichen Dienstesverrichtungen so gut in den Bereich ihrer Pflichten gehören wie die leichten.

Der dritte Wunsch besteht darin, daß die Verleihkaufzeit der Dienstbothen nicht auf 3 Monat bestehen bleibt, denn diese Zeit zeigt die Erfahrung wirklich zu lange und zu vielen Unordnungen Anlaß gebend, sondern höchstens 6 Wochen vor Auslauf des Dienstjahres bestimmt werden möchte. Die Abgabe von Leihkaufen an die Dienstnehmenden soll ganz aufhören, damit die Gelegenheit mehrere Leihkaufe zu nehmen, und mit denselben davon laufen zu können, auch mehr andere damit verbundene Unordnungen vermieden werden. Es geschieht dem Dienstnehmer dadurch kein Unrecht, da er erst nach dem Eintritte in Dienst und Dienstleistung einen Lohn zu fordern berechtigt seyn kann.

Harbach, am 9. Jäuner 1849.

Steinberg.

Notizen.

— Bekanntlich hat die Pariser Akademie der Wissenschaften einen Preis über die beste Bearbeitung der Fragen ausgesetzt: „Welches sind die charakteristischen Kennzeichen des Scheintodes? Und durch welche Mittel kann man das Lebendigbegrabenwerden verhindern?“ Die von der Akademie in diesem Jahre gekrönte Denkschrift ist von Herrn Bouchet, welcher die Behauptung aufstellt, daß der Herzschlag dasjenige Lebenszeichen sey, welches am letzten den sterbenden Körper verlasse. Auch beim Starrkrampf und ähnlichen Erscheinungen, welche den Körper leblos erscheinen lassen, bewege sich der Pulsschlag des Herzens, wenn auch sehr schwach, fort und fort; daher müsse bei jedem Verstorbenen von einem darin erfahrenen Arzte die sogenannte Auscultation vermittelst des Stethoskops angewendet werden, um den wirklichen Tod zu constatiren.

— In Freiburg wurde am 25. Dezember 1848 das Denkmal Rotteks unter feierlicher Uebergabe von Seiten des Comité's an den Gemeindeverstand enthüllt. Es besteht aus dem aus Bronze gegossenen kolossalen Brustbilde des Verewigten, dessen Piedestal aus vaterländischem geschliffenen Granit erbaut ist.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 5. Klagenfurt, Dinstag den 16. Jänner 1849.

Die Tante am Rhein.

(Fortsetzung.)

Bald hatten wir die Stadt im Rücken. Die breiten Räder der Amtskutsche rollten nun im breiten Gleise dahin, das entsetzliche Gepolter verwandelte sich in eine gleichmäßige Vibration, die nur selten durch merklichere Stöße unterbrochen wurde, und ich versuchte es, den Faden der Unterhaltung wieder anzuknüpfen.

„Der Onkel hat Wechsel von mir gekauft?“ fragte ich, wie hingeworfen, ohne auf die Worte einige Bedeutung zu legen.

Der Amtswachtmeister zögerte.

„Doch wohl,“ sagte er endlich: „er würde mich sonst schwerlich mit so entschiedener Vollmacht versehen haben.“

„Ist das der Fall,“ fuhr ich beruhigter fort: „so stehen auch die Angelegenheiten noch nicht so übel.“

„Ei bewahre,“ rief fast ängstlich mein Begleiter: „überhaupt, lieber Hermann ... Sie wissen ... Sie kennen mich. Ich mag nichts gesagt haben. Verstehen Sie mich, Herr Baron, ich habe nichts gesagt.“

Die Besorglichkeit des Alten stimmte mich heiterer, sie war mir übrigens jedenfalls ein Beweis, daß hier der vertraute Diener seines Gebieters mehr wußte, als er offenbaren durfte. Die Gewissenhaftigkeit des Amtswachtmeisters war mir jedoch von alter Zeit her zu gut bekannt, als daß ich der Hoffnung hätte Raum geben können, durch ein verfängliches Examen Geständnisse hervorzulocken, die für mich von Wichtigkeit seyn konnten. Der Alte setzte bei solchen Gelegenheiten in der Regel jeder verfänglichen Zwischenfrage ein beharrliches Stillschweigen entgegen, und bewies durch diese List, daß er dem jahrelangen Umgange mit verhärteten Spitzbuben und abgefeimten Gaunern für sich die vortheilhafteste Seite abzugewinnen verstanden hatte. Auch legte sich der alte Gerichtsdiener bald in eine Ecke des Wagens und schlief einige Minuten darauf so fest, daß er selbst dann, wenn ich seinem unaufstehlichen Schnarchen einige gelegentliche Rippenstöße entgegensetzte, nie völlig zu erwecken war. Ich zog die Vorhänge des Wagens zurück und erblickte auf beiden Seiten nichts als kahle, trostlose Stoppelfelder, selten einmal einen ehrlichen Landmann, oder ein feistes Bauernmädchen, die dann immer stehen blieben und das wohlbekannte Fuhrwerk mit einem wahrhaft mitleidigen Blick betrachteten, ja ihm sogar nicht selten lange, lange nachblickten, bis sie endlich kopfschüttelnd ihren Weg weiter fortsetzten. Dieß alles stimmte mich bald ernster; ich versank in ein düsteres Sinnen, das mich zuletzt zu einer wahrhaft ernsten Prüfung meiner dermaligen kritischen Lage führte. Die Resultate waren traurig. Offen gestanden, konnte mir kein freundlicher Empfang im Hause meines Onkels bevorstehen; die Langmuth dieses sonst so gütigen Mannes mußte erschöpft seyn. Nicht einmal, nein, vier-, fünfmal hatte er meine Schulden bezahlt, sich mit Christen und Juden herum geärgert, und noch bei weitem öfter meine Bücher, meine Uhr, meine Ringe, kurz alle meine fahrende Habe, waren sie auf kürzere oder längere Zeit dem mosaischen Glaubensbekenntnisse zugethan gewesen, in den Schooß der allein selig machenden Kirche zurück geführt. Tausende und wieder Tausende hatte er für mich geopfert und — vergebens geopfert. Immer und immer wieder hatten sich die Schuldenmassen über meinem Haupte aufgethürmt, und ich war einer besseren, meinen Talenten, meinem Alter angemessenen Stellung im Leben auch nicht um einen Schritt näher getreten. Diese traurige Ueberzeugung lastete jetzt schwer auf meiner Seele, die innere Stimme erhob sich mächtig. Zu dieser moralischen Zerrüttung gesellte sich bald ein physisches Uebel, jene Erschlaffung aller Körperkräfte neben einem erhöhten Uebergewicht geistiger Kraft, jene bis in das Empfindlichste ausartende Reizbarkeit aller einzelnen Glieder. Kurz alle jene Unbehaglichkeiten stellten sich ein, die der Deutsche mit dem sinnreichen Namen „Katzenjammer“ belegt und deren Folgen um so gefährlicher sind, als der Mensch, um momentane Heilung des Uebels herbeizuführen, gewöhnlich zu einer neuen Pflichtvergessenheit schreitet. Ich schämte mich in diesem Augenblicke vor mir selbst. So hoffnungslos war ich noch nie gewesen. Der Brief der rheinischen Tante fiel mir wieder ein, ich hatte ihn trotz

meiner eiligen Abreiſe mitgenommen und zog ihn hervor, um die einzelnen Pillen trotz der herben Admonition wiederzukauen. Auf den doch immer noch tröſtlichen Schluß der bittern Epiſtel hatte ich geſtern nur wenig Rückſicht genommen; beim nochmaligen Durchleſen wurde er mir heute zum Nothanker, hinter dem mir der letzte ſchwache Hoffnungsſchimmer möglicher Rettung entgegen leuchtete. „Ich werde für Sie ſorgen; die Zukunft wird Ihnen lehren, daß es nur gut mit Ihnen meint Ihre Tante Thereſe von S.“ Mit dieſen Worten ſchloß der Brief, der mich von der ſchwindelnden Höhe rieſiger Luftſchlöſſer in den finſtern Abgrund unabſehbaren Verderbens hinabgeſtürzt hatte. „Ich werde für Sie ſorgen!“ War das nicht genug? Ich hatte acht Tage lang täglich und ſtündlich auf die rheiniſchen Louisd'ors gewartet und in dieſem Augenblicke erſt ſah ich ein, daß die Tante am Rhein als eine erfahrene, kluge und umſichtige Dame in einiger Rückſicht auf dieſe rühmlichen Eigenſchaften mir das fragliche Geld nicht ſchicken konnte und durfte. So trägt ſich der Menſch Monden und Jahre lang, ja nicht ſelten für die Dauer einer troſtloſen Lebenszeit mit nichtigen Hoffnungen herum; die Welt iſt ihm zu eng, ſie hat ihm nur kalte, nackte Wirklichkeiten zu bieten. Das genügt ihm nicht, er haſcht nach goldenen Idealen — die Hoffnung trägt ihn fort und läßt ihn oft erſt am Grabe die Binde ſinken, die verrätheriſch ſein Auge umſchloß. Der Traum iſt ausgeträumt, ein Rückblick auf vergangene, ſchönere Zeiten läßt uns den Tag gewahren, der uns immerdar umſtrickte. In ſolcher Wahrheit liegt wenig Ermuthigendes, aber es bleibt denn doch immer Wahrheit.

Gegen Mittag kamen wir nach Neuhof. Als ich das kleine moosbewachſene Thürmchen des alten Amtshauſes erblickte, überfiel mich eine faſt tödtliche Angſt, und ich war mehrmals nahe daran, den alten Jakob dahin zu beſtimmen, daß er die Fliegenſchimmel zu etwas langſamerem Schritte veranlaſſen möchte. Der Amtswachtmeiſter erwachte, als wir durch das ſchmale Thor des Städtchens fuhren, und ich zog die Vorhänge des Wagens zu, um nicht den Kindern ein Schauſpiel zu geben, die ſchaarenweiſe hinter der alten „Zuchthauskutſche“ herrannten. Endlich rollte der Wagen in den Amtshof, ich hörte die Stimme meiner Couſine Bertha und ſah wie der Amtswachtmeiſter beim Ausſteigen den Hut bis zur Erde hinabzog. Mein Onkel ſtand in der Hausflur; ich wagte es nicht meine Blicke zu ihm zu erheben, als ich zitternd und bebend den Kutſchtritt hinabglitt. Beſinnungslos wankte ich auf ihn zu, er aber winkte mit der Hand, und zu dem Amtswachtmeiſter gewendet, ſagte er: „Thue er, was ſeines Amtes iſt, Werner. Ich mag jetzt nicht mit ihm ſprechen.“

Er wollte gehen, ich aber rief flehend: „Onkel, nur ein Wort.“

„Jetzt nicht“, entgegnete er beſtimmt, und ein unheimlicher Ernſt begleitete ſeinen Amtsſpruch. „Morgen mehr“, ſetzte er hinzu und ging in die Amtsſtube.

Ich folgte dem Alten nach der im entgegengeſetzten Flügel des Hofes befindlichen Amtsvogtei; man hätte mich in dieſem Augenblicke ſonſt wohin bringen können.

„Was aber nun?“ fragte ich, als wir uns in der Wohnung des Amtswachtmeiſters befanden.

„Nichts“, entgegnete Werner verlegen: „gar nichts, als daß Sie ſo lange hierbleiben, bis es dem Herrn . . . . .“

„Bis es dem Herrn Criminalrath gefällt, anders zu beſtimmen. Nicht ſo Werner?“

„Gewiß. Ich habe eigentlich den Befehl Sie nach Nr. 7 zu bringen, doch . . .“

„Nun, und warum thun Sie das nicht?“ Mein Stolz erwachte, es ärgerte mich, von den Humanitätsrückſichten eines Menſchen abhängen zu müſſen, der nur der Diener meines Onkels war. „Warum thun Sie das nicht?“ fragte ich noch einmal. „Ich will, daß meines Onkels Befehle auf das pünktlichſte befolgt werden.“

Der Alte trat betroffen zurück.

„Wenn Sie es wollen?“ ſagte er, mit der Rechten nach einem mächtigen Schlüſſelbunde greifend, jedoch immer noch zögernd.

„Allerdings will ich es!“ ſagte ich ſtolz, und ſchritt nun dem Amtswachtmeiſter durch eine Reihe finſterer Gänge voran, die nach dem mir wohlbekannten Kerker führten. Vor zwanzig Jahren hatte ich als Knabe ſo manche Stunde in dieſen Räumen zugebracht. Damals ſaß oft ein alter Invalide in Nummer 7, eine treue gute Haut, die ſich nur vom Betteln erhielt, weil die Stelzfüße und der lahme Arm jede Arbeit, auch die leichteſte unmöglich machten. Die Unterſtützung, die der Alte aus der Kaſſe ſeiner Gemeinde erhielt, reichte nicht halb zu ſeinem Unterhalte hin: er mußte betteln. Dies mochte wahrſcheinlich den damals in der Umgegend ſtationirten Gensd'armes nicht einleuchten, denn ſie brachten den alten Stelzfuß monatlich in der Regel einige Male in das Amt, das „geſtalter Sachen nach“ weiter nichts thun konnte, als den alten gebrechlichen Invaliden einige Tage in der Amtsvogtei auf Koſten der Staatskaſſe zu unterhalten. Man war nach ſeiner jedesmaligen Entlaſſung ſo feſt der baldigen Rückkehr verſichert, daß Nro. 7 fortwährend für ihn in Bereitſchaft gehalten wurde. Hier hatte ſich der Veteran auch förmlich häuslich eingerichtet, Töpfe, Tiegel und andere Geräthſchaften, die an die Wand geklebten Bilder waren ſein Eigenthum. Er wurde im Uebrigen in der Regel beſſer

als andere Gefangene verpflegt und war, mit einem Worte, in der Amtswohnei wie zu Hause.

Das Gefängniß war sein heimathlicher Heerd.

Wenn ich bei Criminalrath auf Besuch war — und dies geschah gewöhnlich während einiger Sommermonate — brachte ich, wie schon erwähnt, einen guten Theil meiner Zeit in Nro. 7 zu, lauschte aufmerksam den Erzählungen des alten Kriegers, der dreizehn heiße Schlachten durchgefochten, mit Enthusiasmus von dem großen Kaiser sprach, und nichts als den Verlust seiner beiden Füße bedauerte, der ihn für ferneren Waffendienst untauglich gemacht hatte. Damals wunderte mich weiter nichts, als daß es der tapfere Mann nicht mindestens bis zum Obersten gebracht.

Als ich das halbdunkle Gemach mit dem kleinen Gitterfenster betrat, fragte ich Werner, was aus dem alten Invaliden geworden sey. Er zögerte anfänglich, dann sagte er: „Er ist gestorben, Herr Baron."

„Wo?" fragte ich weiter.

„In der Amtswohnei . . . . ."

„Und hier, hier, in Nro. 7", ergänzte ich.

„So wissen Sie schon . . . ."

„Es konnte nicht anders kommen. Lassen Sie mich allein, Werner."

Der Alte ging, blieb aber auf der Thürschwelle stehen.

„Wollen Sie nichts essen, Herr Baron?"

„Nein — aber trinken. Hier, holen Sie mir zwei Flaschen Burgunder." — Ich warf ihm einen Ducaten zu.

Er besah das Goldstück lange, gab mir es aber wieder zurück mit den Worten:

„Ich darf nicht, Herr Baron. Dies spricht gegen meine Instruction — ich kann Ihnen höchstens einfaches Stadtbier vorsetzen."

„Ich danke", erwiederte ich bitter, und der Amtswachtmeister verschwand.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

„Eintracht der gleichberechtigten Völker; die deutsche Sprache ihr Gemeingut." Mit dieser Ueberschrift theilt die Grazer Zeitung Folgendes mit: „Die Völker Oesterreichs sehen wir als eine große Völkerfamilie an, die in einer Hausfamme zu leben berufen ist; wir umfassen sie mit aufrichtiger Bruderliebe, und werden jedem Sonderstreben, allem Zwiespalte und jeder Unterdrückung entgegentreten, aber eben so gegen jede den allgemeinen großen Interessen schädliche Auslegung des Grundsatzes der Gleichberechtigung uns erklären. So wäre es ein verderblicher Irrthum, wenn diese von uns so geliebten Brudervölker gegen Wahrheit und Geschichte nicht anerkennen wollten, was die deutsche Sprache und Bildung ihnen bisher war, und sowohl zu ihrem Aufschwunge, als ihrem höheren Berufe und ihrer gegenseitigen Verbindung ferner seyn muß. Sie ist für Alle der Born der höheren Geistung, sie ist ein mächtiges Band der Einigung, sie ist das Mittel der gemeinsamen Verhandlungen und der gegenseitigen Verständigung, also ein unschätzbares Gut für Alle, und die Vernünftigen jeden Volkes werden erkennen, daß es Thorheit wäre, dieselbe anfeinden und dort verdrängen zu wollen, wo sie eine heilsame Nothwendigkeit ist. Darin können wir also keinen Druck und keine Beeinträchtigung des Grundsatzes der Gleichberechtigung finden, vielmehr müßte die blinde Anfeindung des Deutschen nur zu Hemmungen und Spaltungen im Staate führen, welche jeder biedere Oesterreicher als Allen verderblich verdammen muß. Gerade der Abgang einer Staats- und Verständigungssprache würde namentlich in kleineren Bezirken und in den Landschaften zu Unterdrückungen Anlaß geben. Da die deutsche Sprache von den Gebildeteren aller Völker Oesterreichs größtentheils gekannt und gesprochen wird, so ist es irrig, wenn man sie bloß als Sprache eines Volksstammes ansieht; sie ist vielmehr längst schon das Gemeingut aller österreichischen Völker, und von diesem einzig wahren Standpunkte aus besehen liegt in dem Fortbestehen dieses Gemeingutes keine Bevorzugung eines der Völker Oesterreichs; das deutsche Volk genießt nur den zufälligen Vortheil, daß diese Gemeinsprache auch seine Muttersprache ist. Wer immer auf die Vernichtung dieses Gemeingutes hinarbeitet, handelt im Geiste der Absonderung und somit gegen den österreichischen Staatsverband. Dagegen ist den einzelnen Sprachen in allen bloß inneren Angelegenheiten der bezüglichen Völker der unverkümmerte Gebrauch zuständig, und nichts kann für einen deutschen Oesterreicher erwünschlicher seyn, als daß sich alle Völker des Kaiserstaates in der Bildung hoch aufschwingen, so wie wir überzeugt sind, daß, je mehr sie bei sich auch die deutsche Sprache als Gemeingut neben der eigenen pflegen, desto leichter und schneller ihnen der Aufschwung gelingen wird."

— Mit der Chiffer D. S. bringt der „Bote von Tirol" folgende Interpellation, die viel Wahres enthält und Beherzigung verdient. Sie lautet: „Wir haben mit Befremden eine Verfügung des Ministeriums des Unterrichts gelesen, welche den Studirenden des ehemaligen zweiten philosophischen Jahrganges aber der sogenannten Physik frei gibt, sogleich in ein Fachstudium überzutreten, und die Gegenstände dieses philosophischen Kurses nebenher zu hören. Wir gestehen aufrichtig, nicht begreifen zu können, wodurch eine, dem Interesse der wissenschaftlichen Bildung so sehr entgegenstehende Verfügung motivirt werden konnte; denn wir können nicht wohl annehmen, daß der Grundsatz der Universitätslernfreiheit durch eine abstracte Anwendung in den der Unwissenschaftlichkeit und der Nichtslernfreiheit umgewendet werden solle. Wir wer-

den vollends irre in unsern Vermuthungen über Grund- und Nicht dieses Ministerialerlasses, wenn wir in demselben lesen, daß jenen Studirenden, welche zu den theologischen Facultätsstudien übergutreten gedenken, diese Uebergehung des zweiten philosophischen Jahrganges selbst nicht gestattet werden könne, da die theologischen Wissenschaften fast alle in diesem Jahrgange gelehrten Disziplinen unmittelbar voraussetzen."

„Wir erlauben uns, das h. Unterrichtsministerium bescheidenst zu fragen, wodurch die Wissenschaft der Theologie diese Bevorzugung, oder wenn die ertheilte Bewilligung für die Studirenden eine Begünstigung seyn soll, wodurch die Studirenden der Theologie diese sie benachtheiligende Ausnahme verdient haben? Durch den im hohen Ministerialerlasse angegebenen Grund schwerlich; denn es dürfte selbst einem hohen Unterrichtsministerium schwer werden, nachzuweisen, warum das Studium der Physik in der Theologie mehr „unmittelbar vorausgesetzt" werde, als in der Medicin? Wir hätten wenigstens eher das Gegentheil geglaubt. Eben so müssen wir an dem Vorurtheile festhängen, daß Jurisprudenz und Medicin eine gründliche philosophische und humanistische Bildung eben so „voraussetzen," wie die Theologie, und daß das Studium der Geschichte unerläßlich sey zu einer tüchtigen Bildung des Geistes und Charakters für Jeden, der überhaupt auf Beides Anspruch machen will, möge er dann Facultätsstudien verfolgen, welche er wolle. Zwar trägt der h. Ministerialerlaß den Studirenden auf, die nöthigen Fächer des zweiten philosophischen Jahrganges neben den Fachstudien zu hören; allein, wir fragen erstlich, ob es ganz gleichgiltig sey, in welcher Reihenfolge die einzelnen Fächer der wissenschaftlichen Bildung gehört, und ob allgemeine und spezielle willkührlich durcheinander geworfen werden; zweitens, ob nicht mit Grund zu befürchten ist, daß aus Mangel an Zeit beide gleich oberflächlich und unfruchtbar studirt oder überhört werden? Liegt es nicht sehr nahe, daß solche nachzuholende Fächer nicht als Gegenstände wissenschaftlicher Ausbildung, sondern als eine nachzuschleppende Last angesehen werden, die man sich so leicht als möglich vom Halse schaffen müsse, unter dem Vorwande, die Zeit für das wichtigere Fakultätsstudium zu sparen."

„Es ist aber noch eines andern Umstandes zu gedenken, der uns den h. Ministerialerlaß als doppelt unzeitig erscheinen läßt: Wir alle wissen, daß im abgelaufenen Schuljahre nach den Märztagen von Studien auf den österreichischen Universitäten wenig die Rede war; die Begeisterung der Jugend für die eingetretene politische Bewegung ließ die nöthige Gemüthsruhe und Sammlung nicht aufkommen, kriegerische Ereignisse unterbrachen auf vielen Lehranstalten die Vorlesungen ganz. Und dennoch erhielten die Studirenden die Frequentationszeugnisse für dieses, den Studien größtentheils verlorne Jahr. Jene, welche nun im abgelaufenen Studienjahre den ersten philosophischen Kurs hätten hören sollen, aber wegen der Zeitereignisse nicht gehört, oder besser gesagt, studirt haben, sind gerade dieselben, welche der Ministerialerlaß auch über die Schranken des zweiten philosophischen Jahrganges so dienstfertig hinweghebt; wir sehen daher eine ganze Klasse von Studirenden, welche im eigentlichen Sinne ohne alle philosophische Studien in die Facultäten der Jurisprudenz oder Medizin übertreten können. — Kann das Unterrichtsministerium im Ernste glauben, dadurch die wissenschaftliche Ausbildung gefördert, oder auch nur den studirenden Jünglingen eine wahre Wohlthat erwiesen zu haben? Gerade auf der hiesigen Universität sind beinahe zwei Monate seit Eröffnung der Vorlesungen verflossen; der Studirende, der nun erst andere Fächer zu hören beginnt, soll obendrein das Versäumte, oft gerade das Wichtigste für das Verständniß des Nachfolgenden, nachholen; — was kann da herauskommen, als Ueberhudlung und Stümperei? Das ist eine unwürdige und irrthümliche Ansicht von der Aufgabe der Universität, welche nunmehr hinter uns liegen sollte, die da glaubt, ein sogenanntes „erspartes" Jahr sey ein Gewinn. — Die studirenden Jünglinge und ihre Eltern bitten wir, im eigenen Interesse zu bedenken, daß dieser Zeitgewinn ein wirklicher Verlust an Bildung für das ganze Leben seyn könne; und daß die Verhältnisse, gemäß welchen das Studiren nur ein athemloses Rennen nach der möglichst früheren Beendigung im Staatsdienste war, sich gänzlich geändert haben. — Das Dienstalter wird und kann künftig nicht mehr die nächste und, wie früher, beinahe ausschließliche Begründung des Anspruches auf Versorgung und Vorrücken im Staatsdienste seyn; die Oeffentlichkeit aller Verhandlungen entfernt für immer die bloße Kanzleiroutine, welche auch den mittelmäßigsten Talenten und Kenntnissen die Konkurrenz erlaubte. — Fortan wird die persönliche Tüchtigkeit, die Fülle und Tiefe der Kenntnisse, die Gewandheit in Rede und Schrift vor Allem zu berücksichtigen seyn; — und diese Eigenschaften werden zunächst erworben durch eine tiefer gehende allgemein wissenschaftliche Bildung, welche daher für die Zukunft eines jungen Mannes eben so wichtig — in manchen Fällen wichtiger ist, als das bisher schmählich sogenannte „Brodstudium."

— Einem Privatschreiben aus Ungarn entlehnt das österreichische Volksblatt folgende Mittheilung: „Vielleicht gibt es kein Land, das so viele Münzkabinete aufzuweisen hatte, als Ungarn. Bei den meisten adeligen Familien waren, wie ich es selbst gesehen habe, außerordentliche Schätze und Seltenheiten dieser Gattung aufgehäuft; aber ach! alle diese Kabinete sind von der revolutionären Regierung gewaltsam gefordert und zu Geld umgeschmolzen worden. Eben dieses Schicksal hat auch das National-Münzkabinet zu Pesth getroffen. Kossuth hat alle Münzen daraus weggenommen und sie umprägen lassen, und somit sind die größten Seltenheiten vernichtet. Ich darf gar nicht an diese Barbarei denken, denn das Herz blutet mir. Ich hatte selbst diese herrlichen Denkmäler des Alterthums genau gesehen. Diese Leute wußten gar nicht, welche numismatischen Schätze sie besaßen. Seit einer langen Reihe von Jahren pflegten patriotische Familien sie dort als Geschenk niederzulegen, und sie sind nun als bloßes Metall zu einem unglückseligen Kriege verwendet worden."

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№. 6. Klagenfurt, Sonnabend den 20. Jänner **1849.**

Das naturhistorische Landesmuseum in Klagenfurt.

In einer im Februar d. J. 1847 abgehaltenen Sitzung der kärntnerischen Ackerbaugesellschaft wurde der Antrag, ein naturwissenschaftliches Museum zu gründen, gestellt und einstimmig angenommen. An diesen Beschluß der Errichtung reiheten sich sogleich die ersten Schritte der Ausführung. Subscriptionseinladungen wurden nach allen Richtungen der Provinz durch die Gaucorrespondenten der Gesellschaft versendet, in Folge welcher mehrere bedeutende Beiträge hochherziger Beförderer des Unternehmens, vor Allem der Herren Grafen Henkel v. Donnersmark und Gustav v. Egger, der Freiherren Paul und Edmund v. Herbert, des hochwürdigen Herrn Abtes von St. Paul, F. Steinringer, der Herren Franz und Constantin Ritter v. Reyer u. a. m. es bald möglich machten, ein geeignetes Local für das künftige Museum, einmal mit der vorläufigen Bestimmung, die einlaufenden Sendungen von Materialien aufbewahren zu können, in Miethe zu nehmen.

Im Februar 1848 schenkte Herr Graf Gustav v. Egger seine sämmtlichen reichen naturhistorischen Sammlungen an die neugegründete Anstalt, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß dieselben nie aus Kärnten kommen dürfen. Durch dieses großmüthige Geschenk legte Herr Graf Gustav v. Egger den materiellen Grund des künftigen Landesmuseums und hat sich damit den bleibenden Dank aller Kärntner erworben. Gleichzeitig erhielt die Anstalt vom Herrn Baron Paul v. Herbert eine ansehnliche geognostische Sammlung, und im Laufe des Sommers wurden derselben aus dem Salzkammergut reiche Suiten von seltenen, theilweise ganz neuen Versteinerungen mehrerer Formationen, sowie eine vollständige Sammlung aller Mineralien der Salzsöcke mit dem gleichen Vorbehalte zugesendet, daß dieselben nie in ein anderes Museum außerhalb Kärnten übergehen dürfen. Auch von den Herren Baumayer, Holcutia, Gußmann, Kompesch, Morlot, Schwab, Wieland und Andern wurde die Anstalt durch Mittheilungen bereichert. Mehrere werthvolle oryktognostische Stücke wurden derselben vom Herrn Franz v. Rosthorn zu Theil.

Da der Gang der Subscriptionen einen erfreulichen Fortgang erwies, so wurde im Frühling des verflossenen Jahres mit den Anschaffungen der nöthigsten Einrichtungen begonnen, und da sich bereits so viel Material angesammelt hatte, daß nach zweckmäßigem Ordnen die wichtigsten naturwissenschaftlichen Zweige in dem Museum bereits repräsentirt werden konnten, so wurde nach einem in der am 24. Oktober v. J. abgehaltenen Generalsitzung der kärntnerischen Ackerbaugesellschaft gefaßten Beschluß die Aufstellung, fernere Organisation und Ueberwachung des Museums einem definitiv angestellten Kustos übergeben.

Seit dem Verlaufe der letzten drei Monate ist nun die Einrichtung der einzelnen Abtheilungen des Museums, sowie die Aufstellung der bisher noch ordnungslos aufgehäuften Materialien so weit vorgeschritten, daß das Museum dem allgemeinen Besuch eröffnet werden kann.

Jetzt, da das neu gegründete wissenschaftliche Institut in's Leben zu treten beginnt, erscheint es als Pflicht gegen alle Jene, welche sich an der Gründung dieser Anstalt, sowie an ihrer bisherigen Entwickelung betheiligt haben, den Zweck derselben, sowie den Umfang ihres künftigen Wirkens näher zu bezeichnen.

Die erste Aufgabe des Museums ist, das zum Studium der Naturwissenschaften nothwendige Material aus den verschiedenen Reichen der Natur, mit besonderer Berücksichtigung auf die Producte Kärntens zu unmittelbarer Anschauung zu bringen. Zu diesem Zwecke werden die systematisch aufgestellten Sammlungen aus den drei Naturreichen dienen, welche den Inhalt des Museums bilden. Durch diese Sammlungen soll das Mittel geboten werden, alle Besucher der Anstalt mit den verschiedenen Gebilden der organischen und unorganischen Natur, vorzugsweise aber mit dem Reichthum der Naturproducte Kärntens bekannt zu machen, und so das Studium der Naturwissenschaften, welche berufen sind, in der Zukunft einen wesentlichen Zweig der Volksbildung auszumachen, auf die größtmöglichste Weise zu unterstützen.

Als zweite Aufgabe der Anstalt wird betrachtet, Interesse für Naturkenntnisse in allen Kreisen der Gesellschaft geistig anzuregen, zu nähren und möglichst auszubreiten. Populäre Vorträge über einzelne Zweige der Naturwissenschaften sollen diesen Zweck fördern helfen.

Aber nicht bloß Verbreitung der Naturkenntnisse, sondern auch die Erweiterung der Wissenschaft muß Aufgabe der Anstalt werden. Periodische Versammlungen von Freunden der Naturkunde zu Mittheilungen gemachter Forschungen im Bereiche der Naturwissenschaften und verwandter Zweige derselben, insbesondere Mittheilungen solcher Beobachtungsresultate, welche zur Bereicherung der Landeskenntniß beitragen, sollen zur Lösung dieser Aufgabe führen.

Die Wirksamkeit des Instituts darf sich ferner nicht bloß auf die Hauptstadt des Herzogthums beschränken, sie muß nach Möglichkeit sich allmählig über die ganze

Provinz ausdehnen. Da Naturgeschichte, als eines der wesentlichsten sittlichen Bildungselemente, künftig einen Hauptantheil des Unterrichtes auch in den Landschulen bilden soll, so müssen durch das Museum kleine Sammlungen der wichtigsten Naturgegenstände, vorzüglich jener, welche in der Industrie des Landes die erste Rolle spielen, nach und nach durch die ganze Provinz verbreitet werden, damit durch dieselben den Lehrern auch die unerläßliche Grundlage zum Unterricht geboten ist.

Wie die Anstalt eine Aufgabe darin finden soll, in der Provinz den Unterricht in der Naturgeschichte möglichst zu beleben, so muß es anderseits auch ihr Bestreben seyn, alle in Kärnten zerstreuten wissenschaftlichen Kräfte, welche die Erweiterung der Landeskenntniß zu fördern vermögen, zu vereinigen, um die vereinzelnten Resultate oft höchst werthvoller Erfahrungen, die in ihrer Einzelnheit nur zu häufig wieder spurlos verloren gehen, an einander reihen und zu einem Ganzen verbinden zu können. Wechselcorrespondenzen mit jenen Männern, die durch ihre Stellung und Betheiligung an den verschiedenen Quellen der Landesindustrie Gelegenheit finden, schätzbare Beobachtungen zu machen, sowie mit Jenen, welche einzelne Zweige aus Vorliebe betreiben und die terra incognita des herrlichen Kärntens auszubeuten Gelegenheit haben, werden der Lösung dieser Aufgabe den größten Vorschub leisten.

Hiemit ist in Kürze der künftige Wirkungskreis angedeutet, welchen sich das nun in's Leben tretende Institut vorgezeichnet hat. Daß nicht gleich alle Aufgaben genügend gelöst werden können, manche gegenwärtig noch unbeachtet bleiben müssen, wird seine Entschuldigung darin finden, daß die Anstalt erst seit drei Monaten einer ordnenden Hand anvertraut ist, die zweckmäßige Aufstellung des bereits Vorhandenen, die Herbeischaffung des noch Fehlenden, überhaupt die vollständige Organisation des Museums aber noch mindestens für die Dauer von zwei Jahren die ganze Thätigkeit des damit Betheiligten in Anspruch nimmt.

Um dem wißbegierigen Theile des Publikums die Uebersicht dessen, was der Anstalt bereits durch großmüthige Geschenke zu Theil geworden ist, sowie über deren fernere Entwickelung und Bereicherung zu bieten, wird das Museum von nun an alle Sonntage von 9 bis 1 Uhr für den allgemeinen Besuch geöffnet bleiben. Für Studirende wird dasselbe auch an allen Donnerstagen zu den gleichen Stunden zugänglich seyn.

Da Kärntens Reichthum vorzüglich auf dem Bergbau beruht, so erscheint es angemessen, zuerst die möglichste Verbreitung jener Zweige der Naturwissenschaften in's Auge zu fassen, welche der Montanindustrie am nächsten stehen. Zu diesem Zwecke werden an allen Donnerstagen (vom 18. Jänner an) unentgeldliche Vorträge über allgemeine Geologie im Museum gehalten werden, und zwar in zwei verschiedenen Stunden, Vormittags von 11 bis 12 Uhr speziell für Studirende berechnet, Nachmittags von 6 bis 7 Uhr für Freunde der Naturwissenschaften. Diese letztern Abends gehaltenen geologischen Vorlesungen sollen zugleich der Anknüpfungspunkt für eine Reihe wöchentlicher wissenschaftlicher Versammlungen bieten, in welchen außer den erwähnten Vorlesungen gelegentlich auch Vorträge aus andern Zweigen der Naturwissenschaften gehalten, ferner Mittheilungen neuer Beobachtungen und Forschungen, Versuche und Erfahrungen in den verschiedenen Gebieten des Naturwissens und deren verwandten technischen Zweigen, vorzüglich solchen, welche zur physikalischen und technischen Kenntniß des Landes beitragen, gemacht werden sollen.

Da Alterthumsforschungen mannigfach mit ihren Resultaten in das Gebiet der Geologie hinübergreifen, und Kärnten in dieser Beziehung ein sehr reiches Material bietet, so werden auch Mittheilungen über Alterthumsforschung, vorzüglich das Herzogthum betreffend, in den Abendversammlungen der Donnerstage vorkommen.

In den bisher angedeuteten Zweigen ist das Feld des wissenschaftlichen Verkehrs, welcher die beantragten Versammlungen beleben soll, vollständig abgegränzt; jeder andere Zweig des Wissens, jede über diese gesteckten Gränzen hinausschweifende Besprechung bleiben als dem Zwecke der Versammlungen fremd, für immer ausgeschieden.

Endlich ist noch zu erwähnen, daß vom 4. Februar an alle Sonntage von 11 bis 12 Uhr auch unentgeldliche populäre Vorträge aus der allgemeinen Naturgeschichte für Handwerkslente eröffnet werden.

In dem bisher Gesagten ist nun die ganze künftige Aufgabe der neugegründeten Anstalt dargelegt worden. Daß die vollständige Lösung derselben im Laufe der Zeit möglich werde, ist aber nicht allein von dem Leiser des Institutes, sondern auch von der thätigen Mitwirkung aller Derjenigen bedingt, welche in der Lage sind, sich materiell oder geistig an der Entwicklung der Anstalt zu betheiligen.

Vor allen sind es Geldbeiträge zur Einrichtung des Museums, welche es möglich machen, die Sammlungen der verschiedenen Zweige der Naturwissenschaften möglichst bald so vollständig aufzustellen, daß dem Studium der Naturgeschichte nach allen Richtungen hin, das nöthige Material geboten werden kann. Nach einem mäßigen Voranschlag bedarf es einer Summe von mindestens 3500 Gulden zur Anschaffung der nöthigen Einrichtung, zum Ankauf der unentbehrlichsten Naturgegenstände und der wesentlichsten wissenschaftlichen Hilfswerke. Die bisher eingegangenen Subscriptionsbeiträge decken jedoch kaum den dritten Theil der bezeichneten Summe, so wie kaum die Hälfte der bereits verausgabten Kosten.

Eben so wünschenswerth sind jährliche festgestellte Geldbeiträge zur Bestreitung der jährlichen Ausgaben, welche sich auf 1300 Gulden anschlagen lassen, von welcher Summe bisher erst etwa 800 Gulden, theils durch Unterschriften, theils durch die Beiträge der hohen Landesstände und der Ackerbaugesellschaft geschert sind.

Nicht minder werden der raschern Entwicklung der Anstalt: Beiträge an Naturproducten aller Art wesentlichen Vorschub leisten, da die Vervollständigung der verschiedenen Sammlungen durch unmittelbare Aufstellung des Eingesendeten, oder durch Umtausch desselben gegen noch fehlende Gegenstände schnell gefördert wird. In dieser Beziehung mögen vorzüglich die Herren Besitzer und Beamten der zahlreichen Bergwerke Kärntens sich an der Bereicherung der jugendlichen Anstalt betheiligen.

Im hohen Grade wichtig ist aber auch die Mitwirkung möglichst zahlreicher geistiger Kräfte, wenn der ganze Zweck der Anstalt erfüllt werden soll. Es sind daher alle jene Bewohner von Klagenfurt und Kärnten überhaupt, welche im Stande sind, die Kenntniß des Landes durch neue Beobachtungen und Erfahrungen in irgend einem natur-

historischen oder technischen Fache zu bereichern, eingeladen, solche Beobachtungen entweder in den Donnerstags-Versammlungen vorzutragen, oder brieflich an das Museum gelangen zu lassen, welche brieflichen Mittheilungen dann in den erwähnten Versammlungen vorgelesen, und später auch in geeigneter Weise zur Veröffentlichung gebracht werden.

Schließlich möge es nun noch gestattet seyn, den Stand der Geldsubscriptionsbeträge, welche bis zum Schluß des Jahres 1848 eingelaufen sind, der Oeffentlichkeit zu übergeben.

	Zur Gründung. fl.	An Jahresbeitrag. fl.
Frau Marie Freiin v. Herbert .	10	5
Fräul. Marie Freiin v. Herbert .	10	5
Fr. Marie Mayer, geb. v. Moro	—	1
„ Barbara Plajetta zu Paternion	2	—
„ Anna Wodley	—	2
Fräul. Auguste Wodley . . .	—	2
„ Emma Wodley . . .	—	2
Herr J. M. Achatz, inful. Domdechant von Gurk . .	—	2
„ Berger	3	3
„ Johan Breiner, Glasfabrikant zu Tscherniheim und Realitätenbesitzer . . .	5	—
„ J. B. Brückner, Pfarrer zu Friedlach	2	1
„ Ferdinand Bucher . . .	—	1
„ Franz Bunk, Director des Walzwerkes zu Franzschach	10	2
„ Joh. Burger, Med.-Doct. und Prof. am Lyceum zu Klagenfurt	—	10
„ Andreas Ritter v. Buzzi, Präsident des k. k. Landrechtes in Kärnten . .	10	5
„ Albert Freih. v. Dickmann	15	5
„ Eugen Freih. v. Dickmann	30	10
„ Joseph Dietrich . . .	—	1
„ Ferd. Graf v. Egger . .	30	10
„ Gustav Graf v. Egger .	60	40
„ Joseph Einspiller, Dechant	—	2
„ Ph. Einsseldner, Verweser zu Kreuzen	1	—
„ Ferd. Felfernigg	—	1
„ Jos. Landgraf v. Fürstenberg, Landrechts-Präsident in Salzburg . .	30	—
„ J. Gasser, Pfarrer zu Weissenstein	5	—
„ Ant. Graf v. Goëß . .	10	5
„ Pet. Graf v. Goëß . .	5	5
„ Gregoritsch, Pfleger und Bezirksrichter zu Straßburg .	—	1
„ Heinrich Gstyrner, Oberverweser zu Tragin . .	2	—
„ Gusmann, Oberbergamts-Assessor	—	2
„ Sim. Härnisch, Pfarrer in Paternion	1	—
Von einem Ungenannten in Gmünd	5	—

	Zur Gründung. fl.	An Jahresbeitrag. fl.
Herr Hauptmannsberger, Hof- und Gerichts-Advocat in Wien	25	10
„ Gr. Henkel v. Donnersmark	100	30
„ Edmund Frh. v. Herbert	100	30
„ Paul Frh. v. Herbert . .	100	30
„ Janaz Herbert, Kaplan in Sagritz	—	3
„ Alf. Frh. v. Hingenau .	2	2
„ Romuald Holevia . . .	5	—
„ Jak. Holler	—	2
„ Jos. v. Hueber	2	2
„ Albert v. Humlauer . .	10	5
„ Dr. Alois Hussa . . .	—	5
„ M. F. v. Jaboruega, Landrath	5	2
„ Reichsritter v. Jacomini .	25	10
„ J. Janeschitz, Bezirks-Commissär zu Paternion .	3	—
„ Ed. Josch, Appellationsrath	—	10
„ J. Kirchberger, Werks-Direct. zu Paternion . . .	2	—
„ Ferd. Edler v. Kleinmayr	—	4
„ Jgn. Koch, Administrator des Grf. v. Henkel . .	5	5
„ Thad. v. Lanner . . .	—	5
„ Joh. Liebergott, Pfarrer .	1	—
„ Ed. Liegel	10	3
„ Carl Graf v. Lodron . .	30	10
„ Constantin Graf v. Lodron	30	10
„ Carl Löhner	—	1
„ Jos. Mayer	5	2
„ Pet. Mayerhofer . . .	—	1
„ Franz Melling	—	5
„ Herm. Mertlisch, Bezirksrichter zu Paternion . .	2	—
„ Theod. Mitteregger, Steuereinnehmer zu Paternion .	2	—
„ Ernst Ritter v. Moro .	5	2
„ Hermann Ritter v. Moro	8	—
„ Jos. Ritter v. Moro . .	2	—
„ Leop. Ritter v. Moro . .	5	2
„ Theod. Ritter v. Moro .	5	3
„ Thom. Ritter v. Moro .	10	10
„ Spirid. Mühlbacher . .	10	—
„ Jos. Ullschnöger	—	1
„ Dav. Pacher, Pfarr-Administrator in Sagritz . .	—	2
„ Petschka, Verw. zu Tragin	1	—
„ Lukas Pichs, Oberamtmann	5	2
„ Ritter v. Plappart . . .	5	—
„ Joh. Prettner	2	5
„ Raffalt, Verweser zu St. Magdalena	—	— ½
„ Franz Ritter v. Reyer .	50	25
„ Constantin Ritter v. Reyer	50	25
„ Saupper, Hüttenschaffer in Bleiberg	2	2
„ Carl Scheit, Bezirkswundarzt in Paternion	1	—
„ Thom. Scherl, Fabriks-Direct. zu Welsberg . . .	5	5
„ J. Schlegel, Director von Prävali	10	5
„ Franz X. Schiffer . . .	1	1

	Zur Gründung.	An Jahresbeitrag.
	fl.	fl.
Herr Franz Schnerich . . .	10	5
„ Jos. Schnerich . . .	5	2
„ Wilh. Schnerich . . .	5	2
„ J. Schwarz, Bleigewerk in Paternion	1	—
„ Fürst zu Schwarzenberg Cardinal-Erzbischof von Salzburg	—	10
„ Joh. Freih. v. Spiegelfeld .	10	—
„ Pet. Spieß, in Heft . .	5	1
„ G. Spitzer, Fabriks-Direct.	10	5
„ F. Stemringer, Abt des Benediktiner-Stiftes zu St. Paul	50	10
„ Franz Stornigg, Pfarrer zu Kellerberg	1	—
„ J. Truntschnigg, Kaplan zu Feistritz	1	—
„ Theod. Umfahrer, Pfarrer zu Tiaering	3	—
„ Ant. Volleritsch . . .	10	5
„ Ad. Wassertheurer, Pastor zu Pfefferniz	1	—
„ Ant. v. Webern, Bergverwalter in Prävali . . .	—	5
„ Vinz. Graf. v Welsersheimb	5	—
„ Joh. Wieser	—	1
„ J. Wieselberger, Großhändler in Triest	10	5
„ Jos. Winkler, Kapitel-Dechant zu Maria Saal .	3	2
„ Carl Wirrer	—	1
„ Greg. Woschitz	—	1
Summa 1010 fl.	458 1/5 fl.	

Künftige Geldsubscriptions-Beiträge werden in Klagenfurt in dem Baron v. Herbert'schen Comptoir und im Museum selbst, in der Provinz von den Herrn Gau-Correspondenten der Ackerbau-Gesellschaft in Empfang genommen. Am Ablauf eines jeden Vierteljahres werden die Namen der neuen Subscribenten in diesen Blättern verzeichnet, am Schlusse des Jahres der jedesmalige Stand aller Subscriptionsbeträge bekannt gegeben werden. Bei eingesendeten Naturalien wird jedem im Museum aufgestellten Stücke der Name des Gebers beigefügt und auf diese Weise die Schenkungen veröffentlicht.

Sendungen von Mineralien oder andern naturwissenschaftlichen Gegenständen sind an die Baron v. Herbert'sche Bleiweis-Fabrik zu adressiren.

Im Namen des Landes, im Namen der Wissenschaft, in deren Interesse das neue Institut in's Leben gerufen wurde, sey nun Allen, welche sich bisher an der Gründung desselben betheiligt, welche zu dessen Bereicherung mitgewirkt haben, der vollste Dank gebracht. Möge das Beispiel der thätigen Theilnahme, welcher das Museum bereits sein gegenwärtiges Bestehen zu danken hat, anregend auf alle Jene wirken, denen die Möglichkeit geboten ist, durch materielle und geistige Mitwirkung das künftige Fortbestehen der Anstalt zu sichern, seinen Wirkungskreis immer zu erweitern.

Das jüngst abgelaufene Jahr hat Oesterreichs Bewohnern die volle Freiheit geistiger Entwicklung gebracht. Diese Freiheit zu erhalten, für alle Zukunft zu sichern, ist die heiligste Aufgabe der Nationen; sie wird gelöst werden, wenn die allgemeine geistige Ausbildung aller Schichten der Gesellschaft nicht einzig mehr von dem Willen Einzelner abhängig ist, sondern wenn sie in der materiellen und geistigen Theilnahme des ganzen Volkes ihren Haltpunkt findet.

Lichtbilder.

Kaum nachdem die Erfindung Daguerre's in Klagenfurt bekannt, und die ersten so ziemlich gelungenen Versuche durch Herrn Aicholzer gemacht wurden, haben wir selbe in diesen Blättern umständlicher besprochen. Indem wir die verehrten Leser dieses Blattes darauf hinweisen, machen wir gegenwärtig auf Herrn Joseph Stauder, aus Tschars in Tirol gebürtig, aufmerksam, der sich schon seit einigen Monaten hier mit Ausübung dieser vervollkommneten Erfindung beschäftigt, in einigen Wochen aber wieder abzureisen gedenkt. Die von ihm gelieferten Lichtbilder kann man gelungen nennen, besonders glücklich sind jene, welche ganze Familiengruppen darstellen. Wir glauben der Bescheidenheit des Herrn Stauder nicht nahe zu treten, wenn wir hier nebenbei erwähnen, das Herr Stauder sich in der hier durchmarschirten Tiroler-Wiener-Studenten Compagnie befand, und sich am 12. Mai 1848 in dem Gefechte bei ponte lodesco und am 22. desselben Monats in dem bei Cussaro durch beharrlichen Muth rühmlich auszeichnete, wie es die Zeugnisse seiner Vorgesetzten und Cameraden, besonders des Paters Joachim Haspinger bestätigen. M.

Notizen.

Der Militär-Maria-Theresien-Orden zählt gegenwärtig 132 Mitglieder, darunter: Großkreuze: Feldmarschall Erzherzog Johann, Arthur Herzog von Wellington und Joseph Graf v. Radetzky; — Commandeure: Feldmarschall-Lieutenant Max Freiherr von Wimpffen, G. d. C. Ferdinand Herzog zu Sachsen-Coburg, F. Z. M. Laval Graf Nugent, Feldmarsch.-Lieutenant Friedrich Freiherr v. Bianchi und Ludwig Freiherr v. Welden, die Könige von Würtemberg und der Niederlande, der Prinz Wilhelm von Preußen, 1 russischer und 2 großbrittanische Generale; 78 Ritter der k. k. Armee.

— Schon die Weihnachtstage über ward der Kölner Dom durch Gas beleuchtet. An dreibundert Flammen erhellten die hochschwebenden Gewölbe auf zauberische Weise, und brachten eine Wirkung hervor, welche sich durch Worte nicht beschreiben läßt. Wahrscheinlich werden alle Kirchen der Stadt Köln nun auf ähnliche Weise erhellt werden.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 7. Klagenfurt, Dinstag den 23. Jänner 1849.

Bericht und Jahresrechnung
der
Kleinkinder-Bewahranstalt in Klagenfurt.

Wenn selbst in so bewegten Zeiten, in Zeiten allgemein gemäßerten Erwerbes die Theilnahme des Hülfe spendenden Publikum's für ein Institut nicht nur nicht erkaltet, sondern noch im Steigen begriffen ist: so mag dieser Umstand als vollgültiger Beweis dafür gelten, daß der Zweck des Institutes ein großer und edler, und das Institut selbst im Stande ist, diesem Zwecke zu genügen. Mit großer Befriedigung glaubt das gefertigte Comité diesen Satz an die Spitze seines Rechenschafts-Berichtes, den es alljährlich seiner Statuten gemäß öffentlich abzulegen hat, stellen und Menschen- und wahre Volksfreunde zur thätigen Theilnahme an einer Anstalt auffordern zu können, die der reinen Kinderseelen sich annimmt, sie geistig und sittlich zu bilden sucht, und so im Interesse wahrer Humanität dem Haupthinderniße der Volksfreiheit, dem Mangel an Gesittung und Bildung zu begegnen bemüht ist. — Den wärmsten Dank zollt das Comité aber auch den theilnehmenden Stadtbewohnern, die die Anstalt mit so reichlichen Beiträgen unterstützten.

Außer den in unten folgender Rechnung ausgewiesenen regelmäßigen Beiträgen in Geld, wurden auch in dem verflossenen Jahre von Hrn. F. Kerchnawe und mehreren Mitgliedern reiche Gaben dargebracht, so, daß die Kinder am Weinachts-Abend mit verschiedenen Kleidungsstücken beschenkt werden konnten.

Auch in diesem Jahre hatte das beaufsichtigende Comité alle Ursache, mit dem Lehrer Anton Dopoſcheg und der Wärterin Katharina Kiefel, so wie mit dem Lehrer der zweiten entgeltlichen Anstalt Simon Kraßnigg zufrieden zu seyn.

Es besuchten 154 Kinder, darunter 86 Knaben, 68 Mädchen die erste, und 85 Kinder (36 Knaben 49 Mädchen) die zweite Anstalt.

Die Einnahmen und Verwendung derselben war folgende:

An Einnahmen:	in C. M.
An Casserest vom vorigen Jahre .	45 fl. 54 kr.
» subscribirten Beiträgen . . .	683 » 40 »
» Interessen vom Capitale . .	50 » — »
» Schulgelder	56 » 48 »
	836 fl. 22 kr.

An Ausgaben:

An Besoldungen	380 fl.	— kr.
» Remunerationen	125 »	— »
» Wohnung-Zins	120 »	— »
» Brennholz	44 »	— »
» Brod für die Kinder . . .	41 »	— »
» Kleinigkeiten	13 »	42 »
» Einsammlung der Beiträge . .	8 »	— »
» Casserest	104 »	40 »
	836 fl.	22 kr.

Der Vermögenstand der Anstalt am 30. Nov. 1848 war

An Barschaft	104 »	40 »
» Capitalien anliegend	1567 »	20 »
	1672 fl.	— kr.

Nachdem Frau Franziska Freiin v. Sterneck, ihre Stelle als Vorsteherin der Anstalt niedergelegt hatte, wurde bei der am 14. Jänner abgehaltenen Sitzung des Comité's Frau Marie Freiin v. Herbert, als Vorsteherin, und an deren Satt Frau Therese v. Fritsch als Vorsteherin-Stellvertreterin erwählt.

Um die erste, zuförderst den Armen gewidmeten Anstalt ihrer Bestimmung zu erhalten, und anderseits die zweite entgeltliche Anstalt zu befördern, wurde beschlossen, das Schulgeld der ersteren für zahlende Kinder auf 1 fl. pr. Monat zu erhöhen, und diese auch fernerhin mit Holz zu unterstützen.

Zum Schluße werden sämmtliche P. T. Mitglieder ersucht, die statutenmäßig vorzunehmende Wahl des Comité's durch Abgabe der Stimmzettel im Hause der Vorsteherin bis Ende Februar abzugeben, wobei zu bemerken ist, daß zwei Comitentinen neu zu erwählen sind. Zum Behuf der Wahl folgt das Verzeichniß der Mitglieder und des Comité's.

Das aus den Mitgliedern oder deren Gemahlinen gebildete Comité des wohlthätigen Frauenvereines.

Vorsteherin.

P. T. Frau Marie Freiin v. Herbert.

Stellvertreterin.

» Frau Therese v. Fritsch.

Comitentinen.

» Fräulein Marie v Baumgarten.
» Frau Therese Birnbacher.
» » Pauline Burger.
» » Anna Edle v. Buzzi.
» » Ernestine Edelmann.
» » Nothburga Gräfin v. Egger.
» Fräulein Clotilde Edle v. Frabeneck.
» » Susanna Greiptner.

P. T. Frau Anna Holenia.
" " Franziska Jeffernigg.
" " Caroline Josch.
" " Barbara Karner.
" Fräulein Franziska Gräfin v. Labbia.
" Frau Caroline Leon.
" " Magdalena Liegl.
" " Elise Edle v. Lilzelhofen.
" " Barbara Edle v. Moro.
" " Marie Edle v. Moro.
" " Therese Preschern.
" " Caroline Edle v. Rainer.
" Fräulein Therese Freiin v. Ranftelshofen.
" Frau Josephine Scheriau.

Consulenten.

" Hr. Dr. Joh. Gottfried Kumpf, Stadtphysiker.
" " Johann Leon, Buchhändler u. Buchdrucker.
" " Andreas Ritter v. Moro.
" " Alois Zwischenberger, Domscholaster und Schulen-Oberaufseher.

Secretär.

" " Alexander Hermann, Magistratsrath.

Oekonom.

" " Johann Prettner, Fabriksbeamter.

Cassier.

" " Gregor Spitzer, Fabriksdirector.

Verzeichniß sämmtlicher contribuirender Mitglieder der Anstalt:

P. T. Hr. Johann Michael Achatz, inf. Domdechant und Propst.
" " Franz Freiherr v. Aichelburg.
" Frau Anna Freiin v. Ankershofen.
" " Theodora Freiin v. Ankershofen.
" Fräulein Marie v. Baumgarten.
" Hr. Anton Beiniz, Apotheker.
" " Dr. Adam Birnbacher.
" " Alois Bitterl zu Tessenberg, k. k. App. Rath.
" " Dr. Johann Burger, k. k. Professor.
" " Johann Peter Buzi, k. k. App. Rath.
" Frau Anna Edle v. Buzzi.
" " Barbara Chimani.
" " Elisabeth v. Covacevich, Generals-Witwe.
" " Stephanie Freiin v. Dickmann-Secheriau.
" " Ernestine Edelmann.
" Hr. Gustav Graf v. Egger.
" Frau Rothburga Gräfin v. Egger.
" Hr. Peter v. Fladung.
" Fräulein Clotilde v. Fradeneck.
" Frau Therese v. Fritsch.
" Fräulein Therese Edle v. Glaunach.
" " Susanna Greiptner.
" Frau Therese Edle v. Gröller.
" Hr. Joseph Gugitz, Handelsmann.
" " Joseph Haag, k. k. Appellationsrath.
" " Ferdinand Hauser, Apotheker.
" " Joseph Hechenberger, Domcapitular, Stadt-Hauptpfarrer und Kärnt. ständ. Verordneter.
" Frau Marie Freiin v. Herbert.
" Hr. Paul Freiherr v. do.
" " Edmund do. do.
" Fräulein Marie Freiin v. Herbert.
" Hr. Alexander Hermann, Magistratsrath.
" " Joseph Hofstädter, Kupferschmidmeister.

P. T. Frau Anna Holenia.
" Hr. Dr. Alois Huša.
" Hr. Gabriel Jeffernigg, Handelsmann.
" Frau Caroline Josch.
" " Barbara Karner.
" Hr. Ignaz Kendler, k. k. jub. Oberbergamts-Assessor.
" " Ferdinand Edler v. Kleinmayr.
" " Andreas Koller, Doctor der Rechte.
" Frau Fanni Kreß.
" " Philippine Freiin v. Krufft, Excellenz.
" Hr. Dr. Joh. Gottfried Kumpf, Stadtphysiker.
" Fräulein Franziska Gräfin v. Labbia.
" Hr. Joseph Lechleitner, Bäckermeister.
" " Johann Leon, Buchhändler und Buchdrucker.
" Seine Fürstlich Gnaden Hr. Adalbert Lidmansky, Fürstbischof von Gurk.
" Hr. Eduard Liegl, Buchhändler.
" " Franz Ritter v. Lilzelhofen.
" " Felix Freih. v. Longo, k. k. App. Rath.
" " Mathias Ritter v. Millesi.
" " Dr. Franz Mittelberger.
" " Andreas Ritter v. Moro.
" " Anton do. do.
" " Franz do. do.
" " Thomas do. do.
" Frau Katharina v. Moser.
" " Marie Mühlbacher.
" Hrn. Joseph Pessiak's Erben.
" Hr. Dr. Franz Pfandl.
" Frau Franziska Pichler.
" Hr. Pet. Ad. Pichler, Domcapitular.
" " Leop. Ritter v. Plappart, k. k. Oberlieutenant.
" Frau Therese Preschern.
" " Auguste do.
" Hr. Johann Prettner, Fabriksbeamter.
" " Johann Ritter v. Rainer.
" Fräulein Therese Freiin v. Ranftelshofen.
" Hr. Carl Radler.
" " Joseph Raucska, Consistorialrath.
" " Franz Rauscher, Gutsbesitzer in Ehrenthal.
" " Theodor Rauscher, Gutsbesitzer.
" " Vincenz Rauscher, Inspector.
" " Alois Rečicky, Subdirector.
" " Carl Riedinger, gräfl. Egger'scher Buchhalter.
" Se. Durchl. Hr. Ferd. Fürst v. Orsini-Rosenberg.
" Frau Susanna Edle v. Rosthorn.
" Hr. Michael Rothauer, Handelsmann.
" " Martin Scheriau, do.
" Frau Sara Freiin v. Schluga.
" Hr. Johann Freiherr v. Spiegelfeld, k. k. Gubernialrath und Kreishauptmann.
" " Gregor Spitzer, Fabriksdirector.
" Frau Katharina Stauder.
" Hr. Ferdinand Steiuringer, Abt von St. Paul.
" " Anton Stelzich, Domprobst, k. k. Gubernialrath und Studiendirector.
" Frau Franziska Freiin v. Sternecк Excellenz.
" Hr. Anton Suppantschitsch, Domcapitular und Propst.
" Frau Julie v. Tschabuschnigg.
" Hr. Franz Umfahrer, Handelsmann.
" " Anton Vollcritsch, Inspector.
" " Otto Graf v. Welsersheim, k. k. Oberlieutenant.

P. T. Hr. Johann Witzeling, Domcapitular und Stadt-Pfarrer zu St. Peter und Paul.
„ Frau Anna Wodsey.
„ Fräulein Emilie Wodsey.
„ Hr. Alois Zwischenberger, Domscholaster und Schulen-Oberaufseher.

Das Comité des wohlthätigen Frauenvereins zu Klagenfurt, am 22. Jänner 1849.

Die Theoretiker und die Praktiker.

Ein junger Arzt, der es vorzog, seine Zeit der Lectüre in- und ausländischer Lehrbücher über Pathologie und Therapeutik statt der Klinik zu widmen, folgte dem ersten Rufe zum Krankenbette eines alten Mannes, das er von vielen jungen und ein paar alten Leuten besucht fand. Der junge Arzt begann hier sein Amt damit, daß er dem Patienten erzählte, auf welchen Universitäten er den Vorlesungen der berühmtesten Lehrer der Arzneiwissenschaft beigewohnt, — und welche Werke er außerdem zum Lieblingsstudium der verschiedenen Krankheitsformen und ihrer Behandlungsart sich gemacht habe. Der junge Doctor wollte sich dadurch den Schein eines genialen, wissenschaftlichen Arztes geben und damit das Zutrauen des Patienten und der Umstehenden sich gewinnen. Nachdem er eine gute Stunde mit seinem Vortrage an die Anwesenden verbraucht hatte, stellte er einige allgemeine Fragen an den Kranken und empfahl sich für heute. Viele der jungen Anwesenden waren über die Beredsamkeit und Gelehrtheit des Herrn Doctors ganz entzückt. Der Patient aber meinte, das sey nicht der Mann für ihn; er möge wohl allenfalls auf die Kanzel, aber nicht zum Krankenbette taugen, man möge ihm daher einen minder beredten, aber praktischen Arzt holen. — Dieß suchten ihm die jungen Leute auszureden, die älteren pflichteten seinem Wunsche bei, indem der Eine bemerkte: Es sey einmal ein Mann zu ihm gekommen, der ihm gerathen habe, statt der Erdäpfel Saffran anzubauen; indem er behauptete, daß dieser so gut wie jene gedeihen könne; daß der Bau des Saffrans einen weit höhern Ertrag, als der Erdäpfelbau gewähre, übrigens die Erdäpfelkrankheit es räthlich mache, diese Frucht nicht mehr anzubauen, und einen Versuch mit dem Saffran zu machen, der bisher keiner epidemischen Krankheit unterlag. Der Erdäpfelbauer meinte, diese Culturs-veränderung dürfte etwas gewagt seyn, denn obschon er von einer Saffranpflanze nichts verstehe, zweifle er doch, daß bei ihm der Saffran fortkommen werde. Dagegen wurden ihm aber so verschiedene Gründe, von denen er freilich manche gar nicht verstand, vorgebracht, daß er im Vertrauen, der Rathgeber, der so viel über Landwirthschaft gelesen zu haben behauptete, und ihm versicherte, er würde selbst bloß Saffran bauen, wenn er ein Grundstück hätte, müsse es doch besser verstehen, sich entschloß, die Hälfte seines Ackers mit Saffran zu bepflanzen. Leider zeigte ihm aber die Erfahrung, daß er einen schlechten Rath befolgt habe. Er hatte auf dem so bestellten Theile des Ackers gar keine Fechsung und wurde von seinen Nachbarn noch ausgelacht. So geht es häufig den Theoretikern, sie gehen in den Wolken herum, ohne daß ihr Fuß die Erde berührt, und glauben dabei einen festen Standpunkt zu haben.

So scheint es uns mit dem ersten Paragraph unserer Grundrechte der Fall zu seyn. Das Gegebene ist eine constitutionelle Monarchie, deren Elemente sollten bestimmt und gegliedert werden durch eine praktische Verfassungsurkunde. Als man zu dieser schritt, warf man aber den zu bearbeitenden, zu modelnden Stoff weg und berathschlagte, wie ein Stoff erst zu schaffen sey, und die nur zur zweckmäßigeren Vertheilung und Abgrenzung der Staatsgewalten Berufenen machten sich den Baumeister zum Vorbilde, der, während er die Aufgabe hat, die Gemächer des Hauses besser einzutheilen und wohnlicher zu machen, die Sache damit beginnt, das Haus ganz niederzureißen.

Bei Jenen, die dem Kaiser kein Sanctionsrecht rücksichtlich der Feudallasten zugestehen wollten und die dann später ihren Glauben bethätigten, dem Reichstage komme die Executivgewalt zu, wundert uns gar nicht, daß sie den Satz an die Spitze der Verfassungsurkunde stellten: „Alle Gewalt geht von dem Volke aus," denn die physische Gewalt ging in den Oktobertagen nicht von den Völkern, sondern von einem gewissen Volke in Wien aus, daher sagte man auch nicht, die Gewalt geht von den Völkern aus. Bei diesen Deputirten war also jener Satz nur eine strenge Consequenz ihrer Handlungsweise. Die nicht in diese Classe gehörigen Mitarbeiter an den Grundrechten ließen sich sicher zu diesem Paragraph nur durch das Prinzip der Volkssouverainität verleiten, ohne zu gewahren, daß sie damit eine neue Revolution beginnen, während ihre Aufgabe war, einer solchen für die Zukunft zu begegnen, daß sie also damit die früher innegehaltene Bahn und das bisher beachtete Mandat ganz verlassen. Wollten aber diese, wie wir nicht zweifeln, an dem Gegebenen, an der constitutionellen Einheit festhalten, so war Zeit, Mühe und Kosten mit der Bearbeitung und Berathung des Erstlings der Verfassungsurkunde rein verloren. Sie bedachten hiebei auch gar nicht, daß es mit der Volkssouverainität in einem gegebenen Staate sich ungefähr so verhalte, wie zwischen dem Herrn eines dienenden und dem eines herrschenden Gutes. Letzterer leitet allerdings seine Dienstbarkeit von Jenem ab, es wird aber daraus doch nicht folgen, daß dem dienenden Gute oder dessen Besitzer das fragliche Recht der Dienstbarkeit zukomme. — Das Mädchen wird durch Verehelichung an einen Mann eine Frau, dessen ungeachtet wird man nicht behaupten können, die Würde, die Eigenschaft der Frau komme dem Manne oder dem Mädchen zu. Die Chemie und Arzneikunde liefert uns hundert Beispiele, wo durch Vereinigung zweier Körper Wirkungen hervorgebracht werden, die dem einzelnen Körper vor der Vereinigung fremd sind. Auch der natürliche Apfel setzt einen Baum voraus. Wer wird aber behaupten, daß die besondern Eigenschaften des Apfels seinem Baume zukommen? Wann ich einen Wechselprozeß auf Bezahlung einer bestimmten Tratte habe, so will ich, daß das Gericht diesen nach den Gesetzen, unter welchen ich das Geschäft schloß, entscheide. — Wenn nun statt dieser Entscheidung vom Gerichte eine Belehrung ertheilt würde, daß ich und wie ich das Wechselgeschäft hätte zweckmäßiger schließen können und welche Anleitungen hierüber das Hamburger Wechselrecht, als das gegen das einheimische viel vorzüglichere enthalte, so wird mich diese, wenn auch gut

gemeinte Belehrung gewiß nicht befriedigen, ich werde mit Recht erwiedern: Herr Richter, Sie haben das Gegebene nicht aufgefaßt; Ihre Erklärung hat heute für mich keinen praktischen Werth. Der Richter wird sich dann schon bequemen müssen, wenn er sich auch durch meine Bemerkung etwas touchirt und wohl gar etwa zu einem gemeinen Ausfalle hingerissen findet, den praktischen Fall nach den Verhältnissen zu entscheiden, unter welchen er sich ergab; sonst werde ich mich über ihn und seine Wissenschaft eben so gerecht beschweren können, als der obige Patient, wenn ihm sein gelehrter Arzt nach den allgemeinen Fragen und statt etwas zu verordnen, einen umständlichen Rath ertheilt hätte, wie er sich in Zukunft gegen verschiedene Krankheiten verwahren könne.

Wir werden sehen, ob sich unser Reichstag künftighin von unpraktischen Anträgen besser verwahren werde; wir werden dieß bei der Frage über die gänzliche Gleichstellung der Juden und über die unbedingte Freigebung aller Gewerbe, so wie bei der Adelsfrage, sehen. Für die Ideologen wird es Gründe genug für eine totale Aenderung hierin geben, welche im praktischen Leben aber meistens ohne Haltpunkt seyn werden. Wir werden sehen, ob die Deputirten sich zur kleineren Zahl derjenigen, deren Zustand durch eine Verneinung der ersten Frage nicht verschlimmert wird, oder zur größeren Zahl derjenigen halten werden, die durch eine Bejahung sehr gefährdet werden würden; ob philosophische Humanitätsrücksichten für einen kleineren Theil der so erfolgreichen Inhumanität gegen den größeren vorgehen werden, ob man es praktisch zeigen werde, daß man vom Winter mit Beseitigung des Frühjahres gleich in den Sommer übertreten könne.

Auch die gänzliche Freigebung der Gewerbe wird in den bloßen Theoretikern und vorzüglich bei Jenen, die dem Zunftwesen schon bloß deßwegen herzlich gram sind, weil es etwas altes ist, gewaltige Vertheidiger finden. Diejenigen aber, die auf die Erfolge und Wirkungen Rücksicht nehmen und Aristoteles Sag beachten: Es kann nicht die Frage seyn, ob es seyn soll, sondern zunächst, ob es seyn kann, — werden hoffentlich wohl auch den Besitzstand und den Umstand berücksichtigen, daß es eben keine große Kunst sey, viele Bettler zu machen, und daß dieß dem Allgemeinen nichts frommen werde. Timeo Danaos et dona ferentes.

Wenn wir auf die Verhandlungen über das Unterthansverhältniß rückblicken, so können wir über die Ansichten der meisten Deputirten rücksichtlich der dritten Frage kaum im Zweifel seyn. Wenn wir unter dem Schlagwort Gleichheit — nur die Gleichheit vor dem Gesetze verstehen, und diese ist das wahre Bedürfniß, denn eine allgemeine Gleichheit der Glücksgüter, des Verstandes, der Gesundheit, der Rechtlichkeit wird es unter der Sonne wohl nie geben; dann scheint uns die Aufhebung des Adels eine bloße Chikane, eben so wenig ein praktisches Bedürfniß zu seyn, als ein solches wäre, wenn man die Vulgarhausnamen abstellen, oder den Adoptivkindern verbieten wollte, mit dem Familiennamen den ihres Adoptivvaters zu verbinden.

Wenn der Adel vor dem Gesetze, bei Gericht, bei Dienstbewerbungen, bei der Rekrutirung, bei der Besteuerung kein Privilegium hat, und das soll er nicht haben, worin soll dann das rechtliche Bedenken gegen ihn liegen? Er ist dann nichts mehr als ein Familienstück der Erinnerung, das für ihn, sowie der Namenstag eines jeden Menschen, einen Werth haben kann, ohne andern nachtheilig zu seyn. Wollte man ihn als ein Familiendenkmal vertilgen, so müßte und könnte man eben so gut und mit eben so viel Recht ein anderes Familiendenkmal, ein der Familie gehöriges ihre Verhältnisse darstellendes und ihr daher werthes Bild confisciren; Familiengrabsteine abstellen und verfügen, daß Schlösser und Gebäude, die den Namen ihres Erbauers führen, umtaufe oder gar niedergerissen werden. Wäre die Mühe eines solchen, seines Vandalismus wegen echt praktischen, sonst aber bloß theoretischen Gesetzes wohl nur so viel der Diäten werth, als davon auf manche Interpellation entfällt??? Wie kompromittirt würde nicht der gegenwärtige Reichstag seyn, wenn ein späterer die Adelsverleihungen als einen zweckmäßigen unkostspieligen Ausdruck einer öffentlichen Anerkennung von Verdiensten um das Allgemeine ansehen und beantragen würde. Oder sind wir wohl so weit in der stoischen Philosophie, daß eine größere oder kleinere Anerkennung unseres Handelns ganz werthlos wäre? Beruhen die vielen mühsamen Bewerbungen um Deputirtenstellen nicht oft auf den unsautern Behelfen des Ehrgeizes, des Geldgeizes, oder des Geldbedürfnisses? Wäre Tugend und Patriotismus das Gemeingut aller Erdensöhne, wäre Lug und Trug ein Unding, so wären auch keine Strafgesetze nothwendig; so lange diese ein Bedürfniß bleiben, so lange werden auch Anerkennungen und Auszeichnungen für besondere Leistungen um das Allgemeine im Lehr-, Wehr- und Nährstande nie ganz entbehrlich seyn. Strafen oder Belohnungen, oder beide zugleich verwerfen, ist das Bekenntniß der Unkenntniß der menschlichen Natur, der Nichtbefähigung zur Gesetzgebung, die weder die einen noch die andern, so lange Menschen Menschen sind, aufheben, sondern nur zweckmäßiger regeln kann und soll. Alles, was dagegen mit noch so schönen, bethörenden Worten gesagt wird, sind unpraktische Theorien.

Notizen.

(Meierbeer's neue Oper.)

Der „Prophet" von Meyerbeer soll in Paris zur Aufführung kommen! Für die zweite Parthie dieser Oper ist Mad. Castellan „endlich" — sagt Berlioz — engagirt. Roger und Mad. Viardot sind bereits ihrer Parthieen mächtig. Die Kunst lebt hier, sie hat sich von der Politik nicht erdrücken lassen. Man ist noch für Anderes, als Politik empfänglich, ohne für die letztere stumpf zu seyn. Davon zeugen die Feuilletons, die unter der Scheidelinie nach wie vor ihr gutes Recht behalten, wie die Leitartikel über der Scheidelinie. Das Journal des Debats blickt oben nach den Fleischtöpfen in Egypten, nach den halb oder ganz offiziellen Artikeln, die es vor dem Februar 1848 brachte, zurück, und unten schwatzt Jules Janin mit altem rosigen Humor, und Berlioz hat noch Gelegenheit sich in Musikkritiken breit auszulassen. (Ld.)

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 8. Klagenfurt, Sonnabend den 27. Jänner 1849.

Die Tante am Rhein.

(Fortsetzung von Nro. 5.)

Bei näherer Untersuchung, die ich anstellte, sobald sich mein Auge nur einigermassen mit dem Halbdunkel des Kerkers befreundete, fand ich, daß das Gemach seit dem Tode des Veterans nicht die mindeste Veränderung erlitten hatte. Die alten Kriegsbilder klebten noch immer an der Wand, Töpfe und Schüßeln standen umher, ja einzelne Zeichen deuteten darauf hin, daß ich nach dem Tode des Invaliden wohl am Ende gar der erste Bewohner des Gefängnisses war. Es schien, als ob seit einer Reihe von Jahren Niemand hier gehaust habe. Daß unter solchen Umständen von Bequemlichkeiten wenig die Rede seyn konnte, ist klar. Ein alter Strohsack, der einen widerlichen Modergeruch verbreitete, einige Schemel, ein grob gezimmerter eichener Tisch bildeten neben der schon erwähnten irdenen Verlassenschaft des Invaliden das ganze Mobiliar. Vergeblich forschte ich nach einem Buche, es war nichts derart zu entdecken. Verdrießlich setzte ich mich endlich auf einen Schemel, neigte den Kopf in die verschränkten Arme und schlief bis tief in den Nachmittag hinein. Ein lebhaft anklopfender Hunger weckte mich erst wieder auf, als die Sonne schon tief am Horizente stand. Es war Niemand während meines Schlummers hier gewesen, die Thür fand ich noch fest verschlossen. Ich schlug mit der Faust gegen dieselbe, daß das Echo den Schall zehnfach an den Mauern des gewaltigen Gebäudes wiederhallen ließ, aber es dauerte lange, ehe ich den Erfolg meiner Bemühungen verspürte. Eine Viertelstunde verging, bevor der Schlüsselbund des Amtswachtmeisters rasselte, aber als sich endlich die Thüre öffnete, erschien an der Stelle des alten pflichtgestrengen Stoikers zu meiner größten Freude — Bertha, meine hübsche niedliche Cousine. Sie brachte einige wohlgefüllte Teller mit kalter Küche und eine jener berühmten halb schimmeligen ungarischen Flaschen, die mit zu den kostbarsten Schätzen meines Onkels gehörten, und um derentwillen ich selbst in neuerer Zeit manchmal einige Tage über die stipulirte Besuchsfrist in Neuhof verweilte. Ich war im Begriffe meine Cousine zu umarmen, sie aber verstand es, derartige Beweise von Zuneigung mit einem Blicke zurückzuscheuchen. Schweigend setzte sie Speisen und Getränke auf den eichenen Tisch und wollte sich wieder entfernen.

„Aber Bertha!" rief ich und hielt sie am Arme zurück.

Sie legte den Finger an den Mund, lächelte und schwieg.

„Kein Wort?!" rief ich traurig.

„Ich darf nicht sprechen," sagte sie endlich.

„So bringst Du mir keinen Trost."

Bertha schwieg.

„Keinen Trost?!" wiederholte ich. „Bertha, wohin soll das alles deuten? Ich im Kerker — der Onkel wüthend — Du, die einzige menschliche Seele, auf die ich noch gebaut hatte, verschlossen, theilnahmlos."

„Theilnahmlos?" wiederholte sie verletzt. „Wer sagt Dir das? ich bedaure Dich herzlich, obschon Du Mitleid" — hier drohte sie mit dem Finger — „wahrlich nicht verdienst. Hermann, Hermann! Du hast es wieder einmal zu arg gemacht — vorgestern glich meines Vaters Haus einer Judenschule. Pfui, sich mit solchem häßlichen, widerlichen Gesindel abzugeben."

„Aber, liebe Bertha, soll ich mein Sündenregister noch einmal hören?"

„Warum nicht? Noch Hundertmal sollst Du es hören. Der Vater . . . ."

„Was sagt Dein Vater? Bitte, liebe Bertha, laß mich nicht länger in dieser tödtlichen Ungewißheit. Wie stehen die Sachen?"

„Ich weiß gar nichts."

„Gar nichts," rief ich, und wollte mich unwillig wegwenden.

„Nun bleib," sagte sie gutmüthig: „was ich weiß, sollst Du wissen, aber sey stumm wie ein Fisch. Die Tante am Rhein hat geschrieben — was? weiß ich" — sie legte betheuernd die Hand auf den Busen — „wahrlich selbst nicht. Daß der Inhalt ihres Briefes Dich aber zunächst betrifft, vermuthe ich nicht

ohne Grund. Mein Vater ſprach gleich nach Empfang jenes räthſelvollen Schreibens ausſchließlich nur von Dir. Er ſchrieb ſofort wieder, gab dann Befehl zu Deiner Verhaftung, und ich glaube nun, daß er Dir morgen etwas höchſt Wichtiges mittheilen wird."

„Kannſt Du mir weiter nichts ſagen?"

„Iſt das nicht genug?" fragte ſie empfindlich.

„Genug, um mich von Neuem auf die Folter zu ſpannen," entgegnete ich, und entpfropfte den Tokaier. „Mag es kommen, wie es will — den Kopf koſtet es nicht."

„Vielleicht aber die Hand!" rief das muthwillige Mädchen und war mit einem Satze zur Thür hinaus. Ich wollte ihr nacheilen, umſonſt! ſie warf die ſchwere eiſerne Thür in die Riegel, und ein heiteres Lachen war Alles, was ich noch von ihr vernahm. Bertha wußte mehr; dieß verrieth die eine bedeutungsſchwere Aeußerung.

— Vielleicht aber die Hand! wiederholte ich bei mir ſelbſt. Hm! die Strafe wäre nicht übel. Der Onkel mich verheirathen! ich lachte. An wen? an wen? rief ich ſcherzend. Und die Tante dabei im Spiel — die Sache wird bedenklich. Es gingen mir bei dem feurigen Tokaier wunderſame Gedanken durch den Kopf. Aber Wally! Wally! rief ich endlich aufſpringend. Nein! die Sache geht nicht. Gegen ein ſolches Diverſum wird durch alle Inſtanzen appellirt. Es müßte kein Recht im Lande ſeyn! — So fantaſirte ich noch lange fort, bis der Amtswachtmeiſter in das Gefängniß trat.

„Wollen Sie hier ſchlafen, Herr Baron?" fragte er ſehr devot.

„Ja, laſſen Sie ein Bett heraufſchaffen."

„Das darf ich nicht."

„Sie dürfen nicht?"

„Nein."

„Ich verlange ein Bett."

„Lieber Hermann," ſagte der Alte, und ergriff traulich meine Hand: „kommen Sie in mein Zimmer. Dort finden Sie alle Bequemlichkeiten, an die Sie von Jugend auf gewöhnt ſind."

„Aber werden Sie mir auch Burgunder holen?"

„Auch das, wenn Sie mir verſprechen reinen Mund zu halten."

„Mein Ehrenwort. . . ."

„Genug, kommen Sie."

Ich folgte und befand mich bald in dem traulichen Zimmer des alten Stoikers. Frau Werner ging in den Rathskeller, um mir Wein zu holen, und ich verplauderte dann die wenigen Stunden, die wir noch bis zum Abend hatten, mit Bärbchen, der hübſchen Tochter des alten Paſtors, die mir einmal über das andere verſicherte, daß ich höchſtens bis morgen im Arreſt bleiben würde. Zum Abendeſſen ſchickte mir meine Couſine Bertha mein Lieblingseſſen: treffliche Beefſteaks. Dann ſpielte ich mit dem Amtswachtmeiſter Mariage und gewann raſend. In jeder Parthie hatte ich Trumpfmariage, bis ich endlich nach ſo vielen und bedeutungsſchweren Ereigniſſen mein Lager ſuchte. Ich ſchlief wie ein Gott bis zum lichten Morgen, wo mich Frau Werner weckte und mir bedenklich ſagte, daß der Onkel ſchon dreimal nach mir gefragt habe. „Sie kommen in's Verhör," ſetzte ſie lächerlich hinzu: „gewiß wird man ſie dann auf Handſchlag entlaſſen." — Ich mußte lachen; es war von dem ſteifen pedantiſchen und daher oft lächerlichem Gerichtsſtyle des Amtswachtmeiſters überhaupt nicht wenig auf ſeine Ehehälfte übergegangen. Die gute Frau geſiel ſich in den Gemeinplätzen der alt juriſtiſchen Perrückenzeit, die noch immer wie ein böſer Dämon in unſeren Gerichtsſtuben und Dikaſterien ſpukt.

Der Amtswachtmeiſter holte mich ab. Er trug heute alle äußeren Zeichen ſeiner Würde und hatte den mächtigen Pallaſch umgeſchnallt, vor dem ich als Knabe ſchon einen mächtigen Reſpekt hatte. Ich folgte ihm mit einem wahrhaften Arm-Sündergeſicht. Als wir über den Hof gingen, ſtand Bertha am Fenſter des väterlichen Wohnzimmers und drohte mir mit dem Finger, ein Blick von mir ſcheuchte ſie jedoch zurück.

Mein Onkel empfing mich in der ſogenannten ſchwarzen Stube, die von Alters her zu peinlichen Verhören, Publicationen ſchwerer Strafſentenzen und anderer liebenswürdiger Dinge beſtimmt war. Das befremdete mich nicht — ich kannte den Criminalrath und war auf noch ärgere Formalitäten gefaßt. Ich hatte wenigſtens einen Aſſeſſor nebſt zwei Schöppen, wenn auch nicht die „vollbeſetzte Gerichtsbank" vermuthet. Er warf mir einen jener durchbohrenden Blicke zu, die — er war ein ſchlauer und erfahrener Criminaliſt — ſelbſt bei den verhärteſten Verbrechern faſt nie ihre Wirkung verfehlt hatten, und nahm dann einige Briefe zur Hand, die vor ihm auf dem ſchwarzbehangenen Tiſche lagen.

„Hermann," begann er und eine große Ruhe lag in ſeinem Worte: „Hermann, ich habe wieder einmal Deine Wechſel gekauft, habe ſelbſt Lewin Aſcher geſtern zum vierten Male befriedigt. —"

Ein Stein wälzte ſich von meinem Herzen und ich ſtand im Begriff, mich dem gütigen Manne zu Füßen zu werfen. Seine eiſige Ruhe ſchreckte mich jedoch ab. Er fuhr gelaſſen fort:

„Indem ich das nur beiläufig erwähne, ohne der Opfer zu gedenken, die ich früher gebracht, ohne ſelbſt auf das Strafbare, in gewiſſer Beziehung" — hier war er wieder ganz der Criminalrath — „ſogar Verbrecheriſche Deiner Handlungsweiſe eingehen zu wollen,

muß ich Dir doch eröffnen, daß dieſe neuen Ereigniſſe mehr als je mich zu der Ueberzeugung gebracht haben, daß es bei Dir ganz beſonderer außerordentlicher Mittel bedarf, um ſich für die Zukunft einiger Beſſerung verſehen zu können. Ueber dieſe Mittel habe ich lange nachgeſonnen, ohne zu einem feſten Entſchluſſe zu kommen. Jetzt habe ich ſie gefunden, oder vielmehr: ſie werden mir von einer Hand dargeboten, die mir zu achtbar iſt, um nicht auf einen günſtigen Erfolg hoffen zu dürfen. Hermann, kennſt Du dieſen Brief?«

Er legte mir ein entſiegeltes Billet vor, in dem ich ſofort mein an die Rheiniſche Tante gerichtetes Bittgeſuch erkannte. Ich recognoscirte es pflichtmäßig.

»Die Tante hat Dir geantwortet,« ſagte mein Onkel: »ſie hat ſich erboten für Dich zu ſorgen, und ich habe bereits die Beweiſe in den Händen, daß es ihr mit dieſem Verſprechen der vollkommenſte Ernſt iſt. — Sie will Dich verheirathen.«

»Das wird nicht gehen,« entgegnete ich ſchnell und faſt zu voreilig, da ich auf dieſe Nachricht einigermaſſen vorbereitet war.

»Warum nicht?«

»Weil ich . . . .«

»Nur heraus mit der Sprache. Ich will nicht hoffen . . . .«

»Weil ich bereits verlobt bin,« ſagte ich endlich.

»Verlobt?! Mit wem?«

»Beſter Onkel,« ſtammelte ich: »Sie wiſſen, daß ich ſchon ſeit geraumer Zeit mit einem höchſt achtbaren Mädchen aus gutem Stande . . . .«

»Wahrſcheinlich dieſelbe,« unterbrach er mich ſpöttiſch: »um derentwillen der leichte Patron vor acht Monaten das günſtige Engagement verſcherzte, die ziemlich unmittelbar die Urſache zu der Reihe unſinniger Streiche wurde, in deren Verfolg ſich die Schuldenmaſſen abermals häuften, die Juden mir das Haus ſtürmten, bis ich das ziemlich koſtſpielige Vergnügen hatte, den ſauberſten aller Neffen im diſſoluteſten Zuſtande ſelbſt vor mir zu erblicken.«

»Wally trägt hievon keine Schuld,« bemerkte ich ziemlich kleinlaut.

»Wally!? Ich kenne keine Wally — ſchlag Dir die Liaiſon aus dem Kopfe!«

»Aber an wen will mich die Tante verheirathen?« fragte ich, um weitern Erörterungen vorzubeugen.

»An wen? Hm, das iſt ein Räthſel,« ſagte der Criminalrath in abgebrochenen Sätzen, und es war mir einigemal, als ob der ſtrenge Amtston einer freundlichen Rede Platz machen ſollte; »an wen?« ſagte er — »Du wirſt über den Antrag ſtaunen; ich ſelbſt habe den Brief zweimal geleſen, ehe ich an das Ding glaubte. Kurz: die Tante am Rhein bietet Dir ſelbſt ihre Hand an und mit ihr, bedenke! den Beſitz . . . .«

»Wa — was!!?« rief ich wie vom Donner gerührt.

»So iſt es — die Tante will Dich heirathen. Der Antrag lautet entſchieden, Du haſt drei Tage Bedenkzeit.«

»Nie und nimmermehr!« rief ich.

»Hermann!! — —«

»Nimmermehr! Ich bin nicht geſonnen der Sclave einer Frau zu werden . . . .«

»Die es nur gut mit Dir meint,« ſagte mein Onkel und ſtand auf. »Du haſt, wie ſchon erwähnt,« fuhr er im Tone eines Großinquiſitors fort: »drei Tage Bedenkzeit. Nach Ablauf derſelben erwarte ich Deine Entſchließung. Entweder Du heirathſt die Tante, wirſt ein reicher und angeſehener Mann, oder ich mache von allen mir zu Gebote ſtehenden Rechten — hier ſchließe ich die aus dem Beſitze Deiner Wechſel herzuleitenden am allerwenigſten aus — den vollſtändigſten, unumſchränkteſten Gebrauch. Du kommſt dann nie wieder auf freien Fuß.

»Und wenn meine Haare im Kerker erbleichen ſollten!,« rief ich betheuernd: »nimmermehr heirathe ich die Tante.«

Der Criminalrath zog die Klingelſchnur, der Amtswachtmeiſter erſchien — und ich war entlaſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Schwarzgelber an ſeine ſchwarzrothgold'nen Brüder.

Ein einiges Deutſchland, oder ein einiges Oeſterreich, das iſt jetzt die Frage, welche zu beantworten man Hamlets Geiſt heraufbeſchwören ſollte. Fürwahr ſchön und herzerhebend iſt die Idee eines einigen, ſtarken Deutſchland's; aber leider vor der Hand nur eine Idee, denn ferner als je liegt jetzt die Verwirklichung derſelben. Genug ſind der Handlanger, welche alle alten Staatsgebäude niederzureißen bereit ſind; wo aber ſind die Meiſter und Geſellen, welche ein neues, wohnliches, den Stürmen der Zeit trotzendes Gebäude aufzuführen im Stande waren? Wohl tagen und tagen ſie in Frankfurt; noch aber iſt nicht einmal der Plan entworfen, viel weniger der Grund gegraben. Habt ihr, die ihr ein einiges, ſtarkes Deutſchland zur Aufgabe eures Lebens gemacht, habt ihr ſchon von Frankreich Elſaß und Lothringen, von der Schweiz die deutſchen Cantone, von Rußland die Oſtſeeprovinzen

verlangt? So lange ihr das nicht thut, habt ihr nichts gethan, und könnt ihr es nicht thun, nun so fügt euch fein bescheiden in das Gebot der Nothwendigkeit, und seyd nicht gleich dem Kinde, welches vom Mütterchen durchaus den silbernen Mond zum Spielzeuge haben will. Eines aber könnt ihr jetzt schon thun. Statt Nationen gegen Nationen aufzustacheln, statt das jetzt noch Unmögliche anzustreben, könnt ihr Menschen werden; dazu wäre es im neunzehnten Jahrhunderte wohl endlich die Zeit. Ja werdet Menschen, dann können Slaven und Italiener, Deutsche und Magyaren friedlich beisamen leben, dann kann die Blüthe der wahren Humanität zur herrlichsten Frucht sich entfalten. Blickt nach Nordamerika, das ihr so gerne als Muster uns aufstellt, gibt es dort nur eine Nation? Könnt ihr denn nur Deutsche, könnt ihr nicht auch Menschen seyn? Warum soll das großherrliche Oesterreich, Deutschlands Schutz und Schirm seit Jahrhunderten, warum soll es eurer Fantasie zum Opfer fallen? Wollt ihr Rußland zu euerm unmittelbaren Nachbar haben, oder glaubt ihr wohl, das lose Band der Personalunion werde hinreichenden Schutz gegen die Uebergriffe des nordischen Kolosses biethen? Steigt doch endlich herab aus dem Nebelreiche der Ideen, herab auf die Mutter Erde, und opfert nicht das Wohl der Völker, welche durch Jahrhunderte fest verbunden ein Damm den asiatischen Horden entgegenstanden, opfert es nicht einer Idee, welche ganz zu verwirklichen ihr weder die Macht noch den Muth habt. Ja noch einmal sey es gesagt, so lange Elsaß und Lothringen zu Frankreich, die deutschen Cantone zur Schweiz, die Ostseeprovinzen zu Rußland gehören, so lange habt ihr kein einiges, starkes Deutschland; laßt also wenigstens ein großes mächtiges Oesterreich bestehen, das wird euch als treuer Bundesgenosse mehr nützen können, als euch euer Feldzug gegen den kleinen Dänenkönig genützt hat, und die ewigen Interpellationen in der Paulskirche noch gegenwärtig nützen.

B. Sr.

Jagdfreiheit.

Seit Aufhebung des Unterthänigkeits-Verhältnisses verbreitet sich die Meinung, es herrsche nun Jagdfreiheit, man könnte nun Wild aller Art jagen und sich zueignen, wie und wo man wolle. Mit offener Nichtachtung alles Rechtes und der annoch bestehenden Gesetze durchzieht man Wald und Feld, ohne Rücksicht zu nehmen, wessen Eigenthum sie sind, führt einen förmlichen Vertilgungskrieg gegen das Wild, und bedroht kühn die Gerichte, wenn sie es wagen sollten, einen Wilddieb zur gebührenden Verantwortung und Strafe zu ziehen. Vom Standpuncte des Rechtes, wie der Klugheit verdient solches Treiben entschiedene Mißbilligung und Bestrafung. In keinem Staate, der auf Civilisation Anspruch macht, ist der Thierfang unbedingt freigegeben. Auch bei uns bestehen ausdrückliche Gesetze, welche bestimmen, wem das Recht zu jagen und zu fischen gebühre. Diese Gesetze sind bis jetzt in keiner Weise aufgehoben. In so lange aber ein Gesetz besteht, ist es Pflicht jedes Staatsbürgers, es zu achten. Wollte man indeß auch annehmen, es bestehe kein Jagdgesetz, oder dasselbe sey veraltet und außer Wirksamkeit getreten, so würde damit für die vermeintliche Jagdfreiheit nicht viel mehr gewonnen. Es gibt in den österreichischen Erblanden keinen Fleck Erde, welcher nicht dem Staate, einer Gemeinde, oder einen Privaten eigenthümlich gehört. Jeder freie Eigenthümer ist aber, abgesehen von Gesetz und Verträgen, befugt, jeden Andern von seinem Grund und Boden auszuschließen, und die hierauf befindlichen todten oder lebenden Sachen, somit auch das Wild, für sich allein zu nützen. Man würde daher zwar die Ansicht geltend machen können, jeder Grundeigenthümer dürfe auf seinen Grund und Boden Jagdfreiheit üben. Damit wäre aber zugleich der Grundsatz ausgesprochen: daß Jeder, der außer den Grenzen seines Grundeigenthums auf fremdem Grund und Boden jagt oder fischt, ein ehrloser Wilddieb sey. Eine Jagdfreiheit in diesem Sinne, die in dem Eigenthumsrechte auf Grund und Boden ihre natürlichen Grenzen findet, wollten wir vom Standpunkte des Rechtes (abgesehen von positiven Gesetzen) gerne zugeben; auch wir huldigen der Freiheit des Eigenthums. Die allgemeine und gemeinschaftliche Jagbausübung aber, welche Alles, was sich auf Grund und Boden befindet, vernichtet, halten wir für ein bares Unding.

In richtiger Erkenntniß dessen haben sich daher auch in jenen Ländern, wo die Freiheit des Eigenthums im vollsten Maße besteht, die Eigenthümer von Grund und Boden, wohleinsehend, daß ein auf die Grundlagen ihres Eigenthums beschränktes Jagdrecht für die Mehrheit bei der meist geringen Ausdehnung ihres Grundbesitzes illusorisch und ohne Nutzen sey, darüber geeinigt, daß nicht jeder Einzelne das Jagdrecht auf seinem Grund und Boden ausübe, sondern daß sie unter sich eine Gemeinde bilden, bestimmte Bezirke verpachten, aus dem Pachtschillinge den Wildschaden dem aus ihrer Mitte Beschädigten nach unparteiischer Werthschätzung ersetzen und das übrige Einkommen zu Gemeindezwecken verwenden, oder unter sich theilen. Möchten auch unsere Gemeinden solchem wahren, verständigen Fortschritte huldigen, mit aller Macht dem demoralisirenden Einflusse der Wilderei, welche die Knechte und Söhne der Bauern zu arbeitsscheuen Tagdieben macht, Einhalt thun, sich nicht selbst im gesetzlosen Wahne eine in Aussicht auf ihre baldige Organisirung wohlthätige Einkommensquelle für die Zukunft verschließen und ihre sonst vielfach bewährte Achtung vor dem Gesetze wiederholt an den Tag legen, und auf diese Weise die wahre Freiheit anstreben.

S. Z.

Berichtigung. In der Erzählung: „Die Tante am Rhein" soll es in Nro. 5 der „Carinthia," Seite 18, Spalte 2, Zeile 30 von oben heißen: den Trug gewahren u. s. w.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 9. Klagenfurt, Dinstag den 30. Jänner 1849.

An die Heimath.

Sey mir gegrüßt, du heimathliche Erde,
Gesegnet mir, du mütterliche Flur!
Wie am Altar steh' ich an deinem Herde,
Ein Priester in dem Tempel der Natur.

Als flüchter sich mein Geist aus dem Getümmel,
Und meine Brust beginnt zu werden weit,
Als wollte sie umfassen deinen Himmel,
Und schwelgen nur in deiner Seligkeit.

Oft hat es mich zur Fremde hingezogen,
Oft wand ich mich aus deinen Armen los;
Doch wölbte sich erst dann mein Friedensbogen,
Bis wieder mich die heim'sche Luft umfloß.

Der Tod hat mir der Lieben viel entrücket,
An denen ich mit ganzer Seele hing;
Doch mir zum Trost hast du ihr Grab geschmücket
Mit Kreuz und Kranz, mit Schlang' und Schmetterling.

Es hat die Zeit von meinem Lebensbaume
Der Jugend Keim' und Blüthen abgefreßt:
Doch du hast mir im sichern Gartenraume
Des Alters Frucht gepfleget und gereift.

Verzweiflung hat mit ihren Schlangenringen
Umklammert mich in Qual und Todesnoth;
Doch du hast mich auf deinen Adlerschwingen
Getragen aus der Nacht zum Morgenroth.

Dich selber hat tief in den Eingeweiden
Der Söhne Wuth mit frevler Hand verletzt;
Doch als du warst schon nahe dem Verscheiden,
Hab' ich für dich das Leben eingesetzt.

Für dich hab' ich geschwungen Schwert und Fahne,
Umgeben von Verrath und Meuchelmord,
Geächtet von dem tollen Pöbelwahne,
Ermuthigt nur von deinem Segenswort.

Noch trägt und pflegt mich mütterlich dein Boden,
Noch fühl' ich als dein Sohn mich stolz und groß;
Doch zählst du mich dereinst zu deinen Todten,
Dann nimm mich auf in deinen Friedensschooß.

Dann laß hinab die thränenfeuchten Schollen,
Sobald das Grab verschlungen seinen Raub,
Auf meinen Sarg im Mondenschimmer rollen,
Daß mische sich mein Staub mit deinem Staub.

F. S.

Die Tante am Rhein.

(Fortsetzung.)

3. Entsagung.

Der Amtswachtmeister brachte mich nicht wieder in die Amtswohnei, sondern in die Wohnung meines Onkels, wo mich Cousine Bertha lachend empfing.

„Gratuliere! gratuliere!" rief sie mit ausgelassenem Muthwillen. „Du vier Wochen haben wir Hochzeit."

Ich antwortete nicht und warf mich in eine Ottomane. Bertha trat zu mir und fuhr neckend fort: „Aber, lieber Hermann, ich sehe nicht ein, wie Dich der Entschluß der Tante so sehr aufzuregen vermag. Ich hätte darauf wetten wollen, daß Du die Nachricht mit einem Gelächter aufnehmen würdest."

„So hast Du die ganze Geschichte also vorher gewußt?" fragte ich beleidigt.

„Bereits seit vier Tagen," erwiederte sie keck.

„Und hast mich hintergangen. Vielleicht legest Du selbst mit Hand an das verrätherische Spiel? Du hast mir früherhin schon bewiesen, daß Du in solchen Intriguen Meisterin seyn kannst."

„Sehr artig, sehr galant, Herr Baron," bemerkte Bertha boshaft. „Es wird in der That Zeit, daß Dir die rheinische Tante Unterricht im Frauendienst ertheilt. Sie versteht das, wie sie wiederholt bewiesen. Ich glaube, daß Du in der alten Ritterburg ein vollendeter Galan comme werden wirst."

„Schweig," sagte ich unwillig und schürte so das Feuer nur noch mehr an. Das böse Mädchen setzte sich zu meinen Füßen, und erzählte mir mit wahrhaft raffinirter Bosheit alles nur erdenkliche Nachtheilige von der famösen Tante und schloß zuletzt mit den Worten: „Ich behalte mir vor, Dich in den Flitterwochen Deines glorreichen Ehelebens zu besuchen. Es

muß in der That ein ergötzliches Schauspiel abgeben, den ſtolzen, ungebeugten Mann, der jeder warnenden Stimme bisher das Ohr verſchloß, in den Ketten einer Tyrannin ſchmachten zu ſehen."

Unwillkührlich mußte ich lachen. Der beißende Refrain der ſatyriſchen Rede meiner gereizten Couſine hatte nicht den beabſichtigten Erfolg. Ihre Bemühungen, mich zu ärgern, wurden fruchtloſer, je mehr ſie ſich Mühe gab, ihrem Muthwillen die Zügel ſchießen zu laſſen. Ich ſtimmte ein, und ſetzte ſo das erbitterte Mädchen in Gift und Galle.

„Du wirſt wahrlich keinen Burgunder trinken," ſagte ſie ſpöttiſch.

„Aber doch Rheinwein."

„Mit Waſſer gemiſcht."

„Thut nichts — ein blutreinigendes Mittel."

„Ich ſehe Dich im Geiſte, wie Du um mitternächtlicher Stunde über den Rhein ſchifft —"

„Mit zerzauſtem Haare und blauem Rücken —"

„Der franzöſiſchen, freien Erde Dein Leid klagſt —"

„Und? —"

„Nun — und? — die Reihe iſt an Dir, doch meinethalben: und empfindſame Briefe an Wally ſchreibſt."

Das war zu viel, das war ſtatt zweier Tropfen Gift der volle Schierlingsbecher. Wally! In meinem Herzen vibrirte eine Saite, die in dem unglücklichſten Momente angeſchlagen worden war. Sie tönte lange in elegiſchen Klängen fort und die leiſen Schauer der Wehmuth zitterten hintenher. So ſollte denn dieſe reine, engelreine Liebe nur ein ſchöner Traum geweſen ſeyn! Selbſt Bertha fühlte, daß ſie mir unendlich weh gethan. Sie war ein gutes Kind, das für ernſtere Empfindung eben ſo empfänglich war, als für den Rauſch des flüchtigen Augenblickes. In der reichen Gemüthswelt ihres edlen Herzens pulſirte der warme Lebensathem einer treuen ſchweſterlichen Liebe. Ich hatte dieſem guten Mädchen, dem Lieblinge meines Onkels, viel, ſehr viel zu verdanken.

Als ſich tiefe Seufzer meines wunden Herzens entwanden, trat eine perlende Zähre in die Seidenwimper ihres holden blauen Auges.

„Vergib mir, Hermann," ſagte ſie mit milder, weicher Stimme: „wenn ich Dir weh gethan. Ich bin ein thöricht Kind, das leicht mit Worten ſpielt. Ich habe es nicht böſe gemeint."

„Du biſt mein gutes Mädchen!" erwiederte ich, und wiſchte das naſſe Auge; „aber wenn Du mir auch helfen könnteſt!"

„Ja, leider," ſeufzte ſie; „doch eins," fuhr ſie dann fort: „eins will ich Dir verſprechen. Ich ziehe mit Dir an den Rhein zu der böſen Tante. Dein Schutzgeiſt will ich werden; wenn es die Böſe zu arg macht, will ich mit allen Waffen edler Weiblichkeit gegen ſie kämpfen."

„Ach, ſprich noch nicht von meiner Abreiſe. Vielleicht läßt ſich der Onkel noch einmal erweichen," ſagte ich.

„Ich glaube es nicht," verſetzte Bertha; „doch wir wollen hoffen. Du haſt ja drei Tage Zeit."

Sie ließ mich allein, wohl ahnend, daß es der Einſamkeit bedurfte, um den Sturm meiner Seele zu beſchwichtigen. Mein Hirn glühte in Fieberhitze. Ich war keines Entſchluſſes fähig. Im Zimmrr ward mir's zu enge; die kalten Umgebungen erinnerten mich mit höhnender Troſtloſigkeit an das Unvermeidliche meines Geſchickes. Ich ging hinaus in Flur und Wald, um mein ſorgenſchweres Haupt in den Mutterſchooß der freien Natur zu ſenken; ſie war ja immer die Tröſterin für ein armes, in den ſtarren Feſſeln eiſerner Nothwendigkeit ſchmachtendes Herz. Ich legte mich in das hohe Gras, das ſeine nickenden Halme über mir zuſammenſchlug, und blickte hinauf nach dem tiefblauen Himmel, den kein Wölkchen trübte. Die Bienchen ſummten um mich, die Vögel ſangen ihr wunderſames Lied, der Wind trieb mit den Blättern ſein ſäuſelndes Spiel, und all' dieß feierliche, ſanfte Tonleben ſchlich wie ein milder, beſeligender Hauch um meine geängſtete, nach Freiheit dürſtende Seele. Die weichen Klänge hallten in meinem Innern melodiſch nach, die Deutung des Shakeſpeare'ſchen Orakels ward mir wieder einmal klar, daß der Menſch eine innere Muſikwelt in ſich trägt, und wie es nur eines heiligen, himmelgeborenen Augenblicks bedarf, um den Melodienreichthum dieſer inneren, tief im Herzen verſchloſſenen Welt zu wecken. Es war ein ſanftes, ſchmelzendes Spiel, in dem ſich die Wehmuth meines Herzens auflöſte. Die Bilder vergangener, ſchönerer Tage zogen in holder Eintracht an meinem innern Auge vorüber; Wally tauchte wie ein Seraph lichterer Regionen aus dem bunten Farbenſpiele empor.

Leiſe Tritte weckten mich aus dieſen Träumereien. Ich blickte empor und — mein Onkel ſtand vor mir.

„Du hier!" fragte er verwundert. „Ich glaubte Dich auf dem Rathskeller."

Ein ſchmerzliches Lächeln war Alles, was ihm zur Antwort wurde. Ich ſtand auf und wollte mich entfernen. Er hielt mich am Arme zurück.

„Bleib hier," ſagte er mit faſt väterlichem Tone; „Hermann, ſey vernünftig; es kann noch Alles gut werden."

„Alles gut?" fragte ich kalt. „Was nennen Sie gut, Onkel?"

„Die Tante iſt die reichſte Frau in unſerer Familie."

„Mag ſeyn, ich will alle ihre Schätze nicht theilen."

„Hermann, noch einmal: ſey geſcheidt. Die Tante iſt eine hohe Fünfzigerin, Du kaum ein Dreißiger. In wenigen Jahren iſt ſie todt, und Du der alleinige Eigenthümer einer ſchönen Herrſchaft, und nebenbei Beſitzer von beiläufig einer halben Million. Uebrigens iſt die Tante, glaub mir auf's Wort, nicht die böſe Megäre mehr, die uns vor fünfzehn Jahren zurückſchreckte. Der Tribunalrath von Meyen, ihr nächſter Nachbar, ein alter Univerſitätsfreund von mir, den ich im vorigen Jahre in Carlsbad traf, verſicherte mich, daß der gewaltige Zahn der Zeit auch manche böſe Leidenſchaft der einſt berüchtigten Frau abgeglättet habe. Mindeſtens ſoll ſie jetzt eine ſehr gute Geſellſchafterin ſeyn."

„Aber iſt die Idee, mich heirathen zu wollen, nicht der treffendſte Beweis ihrer noch immer herrſchenden Launenhaftigkeit?" warf ich ein.

„Ich kann darin nur einen Beweis ihres Wohlwollens gegen Dich erblicken," ſagte er mit einem feinen Lächeln.

„Eines Wohlwollens, das ſich mit der albernſten Grille paart," fuhr ich fort. „Uebrigens wiſſen Sie, daß ich bereits verſprochen bin."

„Ich möchte dies eher eine alberne Grille nennen."

„Sie kennen Wally nicht," ſagte ich ſtolz.

Ein bitteres Lächeln ſpielte um ſeine Mundwinkel. Er ſann eine Weile, dann nahm er das Wort wieder und ſprach mit einem Anfluge von Jovialität:

„Wir wollen contrahiren, lieber Freund. Ich will Dir eine Hinterthür für Deine ſtädtiſche Liebe offen laſſen. Iſt Deine Angebetete vermöglich?"

„Nein, ſie lebt in der abhängigſten Stellung von einer Anverwandten."

„Gut; Du ſollſt heute noch an Deine Wally ſchreiben. Du wirſt ihr offen und ohne Hehl Deine dermalige Lage darſtellen, der Propoſition der Tante gedenken, und dann die Anfrage ſtellen, ob die Geliebte unter ſolchen Umſtänden noch immer die Deine werden will, oder ob ſie es vorzieht, Dich eines Gelöbniſſes zu entbinden, das einer Dir gebotenen glänzenden Exiſtenz nur allein noch hemmend in dem Wege ſteht. Ich wette, das Mädchen iſt vernünftiger als Du."

„Meinen Sie?" ſagte ich bitter. „Es gilt, ich will in dieſem Sinne ſchreiben."

„Du legſt mir den Brief vor. — "

„Allerdings, Sie ſollen ihn heute Mittag haben. Aber keine Intrigue! — " ſetzte ich ernſt hinzu.

„Mein Ehrenwort! Wenn das Mädchen nicht entſagt, ſenden wir einen zierlichen Korb an den Rhein."

„Wie ſich's gebührt!" rief ich freudig, und drückte dem Onkel warm die Hand.

Ich eilte nach Hauſe, ergriff einen Bogen Velin, und begann mit den Worten: „Meine heißgeliebte Wally! — Wenn, wie Mirabeau ſehr richtig ſagt, das ſtarre Geſetz äußerer Nothwendigkeit die weiſeſte Lehrerin des verderbten Menſchengeſchlechtes iſt ꝛc." Als ich fertig war, las ich den Brief durch, und zerriß ihn. So konnte ungefähr mein Onkel, der Criminalrath, vor vierzig Jahren an eine auf der Univerſität zurückgelaſſene Putzmacherin geſchrieben haben. Ich ſchrieb einen zweiten, einen dritten, ja einen vierten und fünften Brief. Sie alle genügten mir nicht. Der zweite war zu fantaſtiſch, der dritte zweideutig, der vierte zu kurz, der fünfte gegen des Onkels Vorſchrift. Auch der ſechſte gefiel mir nicht, aber er erhielt das Imprimatur, weil ich des Schreibens müde war. Ich beſchloß das Billet an Linden zu ſenden, der ſich zu Beſorgung ſo delicater Commiſſionen vorzugsweiſe qualificirte, und ging dann in die Amtsſtube, um mich mit dem Onkel deßhalb zu beſprechen. Er las den Brief, nickte wohlgefällig mit dem Haupt und ſagte: „Bon! wir wollen ſehen, wie ſich die Sachen geſtalten!"

Meine vorige Heiterkeit war zurückgekehrt; ich ſcherzte und ſpielte mit Couſinchen Bertha, und lachte nun, wenn ſie mir mitten im Strudel der tollſten Freude muthwillig das Bild der rheiniſchen Tante vor das Auge führte. Die gute Frau war mir nur noch der Popanz, mit dem man einem unartigen Kinde droht. Abends ging ich mit dem Onkel auf den Rathskeller. Der Aſſeſſor war dort, und der Senator, alte eingefleiſchte Spießbürger, die ſich ſchier todt wundern wollten, über das gute Vernehmen, das wieder zwiſchen Onkel und Neffen ſtatt fand. Die jüdiſche Belagerung des Amtshauſes hatte vor einigen Tagen der geſchwätzigen Fama reichen Stoff zu abſonderlichen Discuſſionen geboten. Selbſt meine kurze Detention in der Amtsfrohnveſte war kein Geheimniß geblieben. Der Rathskellerwirth zog das Sammetkäppchen, und fragte in tiefſter Ehrerbietung: „Soll ich Burgunder bringen, Herr Baron?"

Ich ſah den Onkel lachend an, er mich wieder. Der Alte war kein Weinverächter. Es wurde nichts aus der täglichen Boſtonpartie; wir tranken und ſchwatzten bis in die Nacht hinein; der Heirathsgeſchichten wurde mit keiner Sylbe gedacht.

Ich hatte Wally um umgehende Antwort gebeten. Mein Herz pochte in lauten Schlägen, als die gelbe Poſtkutſche am andern Morgen unter den Fenſtern des Amtshauſes vorüber fuhr. Nicht, als ob ich Beſorgniſſe gehegt hätte, der Gedanke nur, über das proſaiſche Bedenken des Onkels triumphiren zu können, erregte mein Herz in freudig banger Bewegung. — Nach fünf Minuten ſchritt der Poſtbote über den Hof; ich flog zur Treppe hinab und riß dem erſchrockenen Manne die Briefta ſche von der Schulter.

„Ein Brief an mich?" fragte ich haſtig.

»Ja, ja, Herr Baron; aber so warten Sie doch . . . .«

»Nein, ich warte nicht!«

Meine Hand wühlte schon in den gewaltigen Gerichtspaqueten, hinter denen das rosenrothe Briefchen nur spärlich hervorschimmerte. Richtig! es war ihre Hand. Ich nahm das Billet und eilte in die Amtsstube, den Archivar zur Seite stoßend, der eben mit einem gewaltigen Stoße Acten aus demselben trat.

»Nun, Onkel!« rief ich triumphirend, und gab ihm den Brief. »Ich wußte, daß heute Antwort kommen würde.«

Er nahm das Papier mit all' der Ruhe und Kälte, die er sich immer zu eigen machte, so lange der dumpfe Athem der Gerichtsstube ihn umwehte, las die Adresse und legte es dann zur Seite. Der Postbote war inzwischen in das Zimmer getreten und entledigte sich einer nicht geringen Anzahl größerer und kleinerer Sendungen, die — ihr Format verrieth dieß schon hinreichend — sämmtlich nur amtliche Angelegenheiten betrafen. Der Criminalrath ergriff die Papierscheere, löste die riesigen Siegel und begann sich mit dem Inhalte der Sentenzen, Rescripte, Verordnungen u. dgl. bekannt zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Der am 9. Jänner in Prag erfolgte Tod des Humanitätsprofessors Wenzel Alois Swoboda erregt allgemeine Theilnahme. Der Verstorbene ist durch seine philologischen Arbeiten weit über die Grenzen seines Vaterlandes bekannt; in Prag ist er durch viele Sonderbarkeiten eine von Jedermann gekannte Persönlichkeit geworden. Er war einer der wenigen österr. Philologen, die das Studium der griechischen und römischen Classiker auf eine geistreiche Weise betrieben und nicht auf bloßes grammatikalisches Formenwesen beschränkten. Zu seinen Hauptwerken gehörten eine metrische deutsche Uebersetzung der Aeneide und der Horazischen Oden, mit werthvollen sinn- und worterklärenden Anmerkungen; eine lateinische Chrestomathie, theils Originalarbeiten, theils Uebersetzungen moderner Autoren enthaltend; überhaupt waren Uebersetzungen moderner Schriftsteller ins Lateinische eine Lieblingsbeschäftigung Swoboda's; so übersetzte er Schillers sämmtliche Gedichte im Metrum des Originals mit Beibehaltung der Reime, ebenso Göthe's Iphigenie. Viele seiner Arbeiten gab er sogar in lateinischer, deutscher und czechischer Sprache zugleich heraus. Als lateinischer Dichter hat er einen sehr ehrenvollen Platz eingenommen; außer zahllosen Oden, die er zu verschiedenen Gelegenheiten schrieb, ist vorzüglich seine Bearbeitung der österr. Volkshymne „Serva Deus, serva regem" allgemein bekannt geworden. — Von Geburt Deutschböhme, erlernte er im Mannesalter die czechische Sprache, für die er eine besondere Vorliebe hatte, so daß seine deutsche Absunft wenig bekannt geworden. Er übersetzte mehrere Opern in dieselbe, und gab in den letzten Jahren seines reichen Lebens ein czechisches Lustspiel „Karel Skreta" heraus, welches mehrmal mit Beifall gegeben wurde. Er war ein großer Verehrer des Kirchengesanges und schrieb einen ganzen Band Kirchenlieder und Gebete. Seine Jugend verlebte er in größter Armuth und wie man sagt, höchst abentheuerlich. Er soll, nachdem er in Prag Jura absolvirt, eine Zeitlang Schauspieler im komischen Fache gewesen seyn, und als solcher die Aufmerksamkeit des verstorbenen Kaisers Franz auf sich gerichtet haben, welcher ihn der Bühne entzog und dem Lehrfache zuführte. Sein reicher Witz, welcher nicht immer der schonendste war, seine große Belesenheit und persönliche Liebenswürdigkeit machten ihn zum Liebling der Prager intelligenten Cirkel und seiner Schüler, denen gewiß sein barockes und originelles Wesen noch im spätesten Alter in lebhafter Erinnerung ist. — Durch Bolzano's und Swoboda's Tod ist Prag's Intelligenz um zwei bedeutende Capazitäten ärmer geworden.

(Oest. Corr.)

Der „österreichische Volksbote" (Bürger- und Bauernzeitung) berichtet folgendes: In Kremsier wurde am 18. Jänner ein großes kirchliches Fest gefeiert. Auf diesen Tag fällt nämlich, nach der Zeitrechnung der griechischen Kirche, das Fest der Dreikönige, welches von ihr auf die erhebendste Weise begangen wird. Die Reichstags-Abgeordneten jener galizischen Kreise, welche sich zu der griechischen Kirche bekennen, versammelten sich in der Mauritiuskirche, und feierten den Tag mit allem Pomp des orientalischen Ritus. — Wahrscheinlich zum ersten Mal seit den Zeiten des ehemaligen großmährischen Reiches, seit den Tagen, in welchen Cyrill und Methud daur demselben Boden den Samen des christlichen Glaubens streuten, ertönten hier beim Gottesdienste die Klänge der altslavischen Kirchensprache, und mit Staunen hörte das Volk beim Gottesdienste von den fremden Priestern, die ihm bekannte Sprache. Nach dem Gottesdienste in der Kirche zog man in Procession unter Ehrengeleit der Nationalgarde in den Park, wo das lebendige Wasser der March seit 1000 Jahren wieder zum ersten Mal die Weihe empfing. Zahlreiche Mitglieder des Reichstages, besonders aus den übrigen slavischen Ländern, hatten sich zu der Feier eingefunden, und eine große Menge Volkes war Zeuge der noch nie gesehenen Wasserweihe der griechischen Kirche. Nach beendigten Ceremonien eilte das slavische Volk mit Gefäßen herbei, und nahm von den Wasser, welches ihm nunmehr für geheiliget gilt. Wunderbar war der Eindruck der Landessprache beim Gottesdienste.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 10. Klagenfurt, Sonnabend den 3. Februar 1849.

Die Tante am Rhein.

(Fortsetzung.)

„Aber, Onkel!" flehte ich, wie auf Kohlen stehend.

„Geduld," sagte er ruhig, ohne den Blick von dem dickleibigen Actenstücke zu erheben, das er eben aufgeschlagen. Der Inhalt desselben schien seine ungetheilteste Aufmerksamkeit zu fesseln. Nach einer Pause zog er die Klingelschnur, gab dem eintretenden Actuar die Acten und resolvirte: „Zweites Erkenntniß des Criminalsenates in Untersuchungssachen wider Benjamin Ernst Preller. Es ist Damnificaten sofort zu publiciren, auch mit seiner Abführung in das Zuchthaus kein Anstand zu nehmen."

Der Actuar beugte sein Haupt, entfernte sich und ich schöpfte tief Athem.

Der Onkel nahm ein neues Paquet zur Hand.

„Onkel, ich sterbe vor Ungeduld," rief ich fast verzweifelnd. „Spannen Sie mich nicht auf die Folter . . . ."

„Geduld," sprach er wie vorhin, und las ernsig in einem so eben entfalteten Schreiben. Minute um Minute verging, ehe er zu Ende kam, und als dieß endlich geschah, griff er zum dritten Paquete. Das ertrug ich nicht, ich eilte auf ihn zu, nahm ihm das Paquet aus der Hand und überreichte ihm Wally's Brief zum zweiten Male.

Er lächelte und sprach: „Lies selbst, warum soll ich der Erste seyn, der die Willensmeinung Deiner Schönen erfährt?"

„Nein, lesen Sie," versetzte ich abwehrend; ich wollte dem ungläubigen Manne eine kleine Demüthigung nicht ersparen.

„Nun denn," sprach er ruhig und öffnete den Brief. „Ich will Dir den Bescheid publiciren." Er las:

„Herrn v. S., Hochwohlgeboren in Neuhof. — Diesen Mittag übergab mir Herr Linden Ihren Brief. Offen gestanden, war ich schon längst auf eine derartige Nachricht gefaßt. —"

„Keinen Scherz, lieber Onkel!" warf ich ärgerlich ein.

„Ich scherze nicht," lautete seine Antwort. Er las weiter: „— auf eine derartige Nachricht gefaßt. Wir durften nicht auf große Dauer einer Verbindung rechnen, die von Ihrer Seite zu unüberlegt [illegible] — ich gestehe es — zu leichtsinnig geknüpft wurde. —"

„Das ist Täuschung — Betrug!" rief ich empört.

„Der Onkel fuhr fort: „— zu leichtsinnig geknüpft wurde. Ich glaube nur verständig zu handeln, wenn ich Ihnen volle Freiheit gebe, und auf diese Weise sowohl den Wunsch Ihres braven Onkels, als den meiner guten Pflegemutter befriedige. Mögen Sie recht glücklich seyn in den Armen Ihrer künftigen Gattin. Mit aller Hochachtung Ew. Hochwohlgeboren ergebenste Wally von U — ."

Ich starrte den Onkel an — er ertrug meinen Blick ruhig.

„Das ist Betrug," stammelte ich bebend, fast tonlos: „Betrug, oder ein entsetzlich gräßlicher Scherz."

Er gab mir den Brief. Es war ihre Hand, es blieb ihre Hand und der Inhalt des Briefes war um kein Wort anders, als ich ihn so eben vernommen. Mein Zustand läßt sich nicht beschreiben. Eindrücke dieser Art sind nicht festzuhalten; sie gehen traumhaft an uns vorüber, weil unsere Sinne in den starren Fesseln des Augenblickes liegen, aus denen sich der Schmerz erst später losreißt, um mit der Verzweiflung Hand in Hand so lange an unserm innersten Herzen zu rütteln, bis ein entsetzliches Erwachen dem Traume folgt. Und dieses Erwachen folgte. Ich begegnete dem bedenklichen Blicke unsers alten Hausarztes, als ich wenige Stunden später im Zimmer meiner Cousine die Augen öffnete. Was inzwischen vorgegangen war, wußte ich nicht, nur Wally's Brief, der Treubruch, dem sie herzlose, kalte Worte geliehen, das stand vor meiner Seele.

„Wie befinden Sie sich?" fragte der Doctor.

„Sehr, sehr wohl," entgegnete ich bitter. Bertha trocknete mir die hellen Schweißtropfen von der Stirne.

„Verlassen Sie heute das Zimmer nicht," fuhr der Arzt bedenklich fort: „es weht eine rauhe Luft."

Ich antwortete ihm nicht, ging aber mechanisch nach dem Fenster und öffnete dasselbe, um Luft zu schöpfen. Der Arzt wollte eine neue Bedenklichkeit

äußern, ich aber wehrte ihn ab. Auch Bertha's Blick mochte ihm geſagt haben, daß es räthlich ſey, mich allein zu laſſen.

Was ich in jenen einſamen Stunden gedacht habe, was mein gebrochenes Herz bewegte, ich mag es Niemand verrathen. Selbſt die Blätter eines Tagebuches, das oft zum treueſten Abbilde unſeres Seyns wird, ſind mir nicht heilig genug, ſie zum Zeugen ſolcher Empfindungen zu machen. Sie hatte mich betrogen, ſie, in deren großem Auge ein Himmel gelächelt, der unendliche paradiſiſche Seligkeiten in mein ſchweigendes Herz trug. O, ich hatte dieſen Engel geliebt, ſo heilig geliebt, wie man es nur immer in den Tagen des Frühlings und der Liebe vermag. Und doch betrogen! — Mir fiel Seume's herzlicher Abſchied von Münchhauſen ein. Die ernſten Warnungen, die ich immer nur als den engherzigen Ausfluß barocker Weltanſicht zu betrachten mich geneigt gefühlt hatte, ſtanden rieſengroß vor mir. Es war mir vorbehalten geweſen, die wehmuthsvolle Deutung jener Wahrheit in einem Erlebniſſe zu finden, das mit grellem Hohne die innern Fäden meines Glaubens, meines Hoffens, meine ganze Exiſtenz eines ſchönern Lebens zerſchnitt.

Ich ſollte entſagen. Es iſt ſchwer, ſehr ſchwer, den ganzen ſonnigen, warmathmigen Frühling aus dem Herzen zu werfen, wenn man nicht einmal einen Sommer zum Erſatze hat; es war ja gar nichts da, um die gähnende, endloſe Leere meines Herzens auszufüllen. Aber ich mußte entſagen — und ich that es wie ein Mann. Als ich Abends in die Geſellſchaft des Onkels gehen wollte, warf ich noch einen Blick in den Spiegel. Ich ſah blaß, leidend aus, aber es wollte mir bedünken, als habe ſich die entſchloſſenſte Reſignation meinen Zügen mitgetheilt.

Der Onkel ließ mich Tage lang gehen, bevor er wieder eine Frage an mich richtete, auch Bertha zeigte die äußerſte Delicateſſe. Mir behagte dieſe Stimmung eben ſo wenig, da ſie immer eine beſtimmte Abgeſchloſſenheit bedingte und in ihrem Gefolge den Mangel an Vertraulichkeit, an gegenſeitiger Offenheit gewahren ließ. Ich ſuchte eines Morgens ſelbſt den Onkel auf, gab ihm einen Brief an die Tante am Rhein, und bat um deſſen Beſorgung. Der alte Mann zog ein wunderliches Geſicht, als er das Papier empfing.

„Darf ich leſen?“ fragte er.

„Ei, ja wohl. Ich habe der Tante meine Zuſage ertheilt. Gegen die Mitte des Oktobers gedenke ich am Rhein zu ſeyn.“

„Wie? wär's möglich?! Du biſt ein braver Junge!“ rief der Onkel und umarmte mich. Solche äußere Zeichen ſeines Wohlwollens gab er nur höchſt ſelten; ich nahm ſie ſchweigend entgegen.

(Fortſetzung folgt.)

Keine Departements-Eintheilung für Oſterreich.

„Ich hoffe, die Eintheilung Oeſterreichs wird eine departementale ſeyn,“ ſagte der Herr Abgeordnete Borroſch in der Reichstagsverhandlung vom 26. Jänner 1849, wogegen Herr Klaudi und Herr Neumann ſich verwahren. Dank ſollte dieſen Beiden hiefür von den Provinzen Oeſterreichs gezollt werden, denn wahrlich Frankreichs Glück ſeit Einführung der Departements-Eintheilung hat nicht gewonnen. — Alles iſt dadurch Paris untergeordnet, alles Provinzielle der Einheit, oder vielmehr dem Willen der Metropole Paris zum Opfer gebracht worden; jede Bewegung in dieſer Stadt durchzitterte gleichſam alle Departements. Wie nimmt man den Mund ſo voll von Deutſch, Deutſchheit, Deutſchthum u. dgl., und will in Allem den Franzoſen nachäffen, nachäffen das, was ſie thaten, als ſie ſich bei der Ermordung ihres Königs Ludwig als Republik konſtituirten, ſo den Adel abſchaffen, die verſchiedenen Königreiche, Herzogthümer, Grafſchaften, aus denen die öſterreichiſche Monarchie beſtehet, gleichſam zuſammen ſchmelzen, und daraus Departements gießen mit willkürlichen Begrenzungen durch Flüſſe und Berge. Hieße dieſes Rückſicht nehmen auf die Nationalität, auf die Wünſche der Oeſterreicher, Böhmen, Steierer, Kärntner u. ſ. w. Hieße es ihre Wünſche beachten, wenn man ihnen ihre Landſtände nähme, wenn man ſie gleichſam von Wien aus am Fädchen führte, und haben die letzten Ergebniſſe es als wünſchenswerth gezeigt, daß die Provinzen nach der Pfeife Wiens tanzen; hätten die Provinzen bei einer ſolchen Freiheit gewonnen, bei einer Freiheit, in welcher ſie ihre althergebrachte Selbſtſtändigkeit, das iſt die Selbſtſtändigkeit zur Erzielung ihres provinziellen Beſten verlören, und gleichſam in nationaler Hinſicht zu Grabe getragen würden. Schwerlich würden die Böhmen aufhören wollen, Böhmen zu ſeyn, würden Kärntner lieber Inſaſſen des Departements Judenburg oder des Departements Laibach ſeyn (und wenn auch des Departements Klagenfurt) als Kärntner bleiben, wie ſie es ſeit Jahrhunderten ſind. Würde dadurch die Kraft unſerer Monarchie erhöht? wohl nicht; denn die Kraft ruhet im Nationalgeiſte, und dieſer würde dadurch vernichtet, mindeſtens abgeſtumpft. Wollen wir das hiſtoriſche Wie und ſeit Wann wir dem milden Scepter des

Hauſes Habsburg angehören., aus dem Gedächtniſſe ſtreichen! Treue und Liebe dem Kaiſer und Staate, ein einiges Oeſterreich mit zwei Kammern, in ſolchen das Staatliche, in den Landtagen der Provinzen das Provinzielle vertreten und befördert, mit thätigen Regierungsbehörden in den Provinzen, untergeordnet einem kräftigen Miniſterium, ſo benöthiget es das wahre Wohl Oeſterreichs!

R.

Eine patriotiſche Feier.

Johann Zöhrer, Gefreiter bei der 11. Kompagnie des vaterländiſchen Regimentes Baron Prohaska, wegen vor dem Feinde in Italien durch den rechten Oberarm erhaltenen Schußwunde in ſeine Heimath zu Blasnig des Bezirkes Spittal beurlaubt, erhielt vom k. k. Militär-Commando in Italien die ſilberne Tapferkeitsmedaille II. Claſſe zuerkannt, und es wurde dieſes Ehrenzeichen dem k. k. Bez.-Commiſſariate Spittal zur Uebergabe an dieſen Krieger durch das k. k. Werbbezirks-Commando in Klagenfurt unter Bekanntgebung der Belobung des vorgeſetzten k. k. Regiments-Commando überſendet.

Der Herr Bezirks-Commiſſär Moritz Schiffermüller beſchloß dieſe Uebergabe zum ermunternden Beiſpiele mit einer kirchlichen Feierlichkeit zu begehen, welche auf den 21. Jänner d. J. in der Pfarrkirche zu Lind ob Sachſenburg feſtgeſetzt, und Sonntags vorher in dieſer Kirche den Pfarrinſaſſen auch bekannt gemacht wurde.

Am Vorabende dieſes Tages verfügte ſich der k. k. Bezirks-Commiſſär in Begleitung dreier Herren Bezirks-Beamten nach Lind, um die nöthigen Vorbereitungen zu dieſer Feier zu treffen, und dieſelben wurden bei ihrer Ankunft ſowohl im Orte Kleblach als Lind mit Böllerſchüſſen begrüßt.

Um 4 Uhr des für die Pfarrgemeinde Lind unvergeßlichen Tages ertönten bereits Böllerſchüſſe, welche beim Eintreffen des Decoranden im Pfarrorte Lind ſich wiederholten. Später verſammelten ſich im Gaſthauſe des Weingartner die zu dieſer feierlichen Handlung eingeladenen Gemeinde-Vorſteher von Lind und Blasnig, die Verwandten des Decoranden, die Orts-Geiſtlichkeit und mehrere aus der Umgegend, ſogar aus Spittal und Greifenburg, aus patriotiſchem Antriebe ſich eingefundenen Honoratioren, und der Zug bewegte ſich von hier aus gegen 9 Uhr zur Kirche. An der Spitze des Zuges ging der Decorand, rechts neben ihm der Herr Bezirks-Commiſſär in der Staats-Uniform, und links der aſſiſtirende k. k. Herr Bezirks-Beamte, der auf einer ſilbernen Taſſe die Tapferkeits-Medaille nebſt dem Intimations-Dekrete trug. Dann folgte die Amtsgeiſtlichkeit und die Uebrigen.

In der Kirche angelangt, begann das feierliche Hochamt, deſſen Hauptmomente Böllerſchüſſe bezeichneten. Nach dem Evangelium beſtieg der Herr Ortspfarrer Johann Schmidt die Kanzel, und hielt eine für dieſe Feier anpaſſende Predigt, wobei er die großen Verdienſte der k. k. Armee, ihre Treue für Fürſt und Vaterland, ihren Heldenmuth und bewieſene Ausdauer in einem der gefahrvollſten Feldzüge und endlich auch jene des Decoranden hervor hob. Letzterer hatte ſich in mehreren Gefechten und namentlich am Schlachttage bei Sommacampagna ausgezeichnet, wo er einen k. k. Herrn Offizier ſeines Regimentes gegen mehrere mit gefällten Bajonneten andringende, aus einem Hinterhalte hervorgekommene piemonteſiſche Soldaten heldenmüthig vertheidigte, und nicht nur ſich und dieſen Herrn Offizier vom ſichern Tode befreite, ſondern auch einen der feindlichen Soldaten zum Gefangenen machte, ſpäter aber bei Cuſtozza verwundet und dadurch dienſtuntauglich gemacht wurde.

Nachdem der Herr Ortspfarrer ſeinen Vortrag beendet hatte, erhoben ſich der Herr Bezirkscommiſſär und der aſſiſtirende Beamte, ſowie auch der Decorand von ihren Plätzen, und traten vor die Mitte des Altars, wo der Herr Bezirks-Commiſſär nach einer kurzen Anrede an den Decoranden, worin nicht nur der herzlichſte Glückwunſch zu dieſer ehrenvollen Auszeichnung, ſondern auch der Dank der Gemeinde und ſämmtlicher Bezirksinſaſſen für ſeine vor dem Feinde bewieſene muthvolle Entſchloſſenheit und Tapferkeit mit dem Wunſche ausgedrückt wurde, daß dieſes wohlverdiente Ehrenzeichen zum aufmunternden Beiſpiele und zur eifrigen Nachahmung noch lange die Bruſt dieſes tapfern Kriegers ſchmücken möge — demſelben die Medaille an die Bruſt heftete. Sowohl vor als nach dieſem Act wurde von der Chormuſik die Volkshymne geſpielt. Während dieſes feierlichen Actes herrſchte unter der ungewöhnlich zahlreichen Verſammlung eine lautloſe Stille. Die tiefe Rührung, die ſich auf allen Geſichtern abſpiegelte, und die von den Augen manches ehrenwerthen Mannes herabrollenden Thränen beurkundete die große Theilnahme, mit welcher die ganze Verſammlung dieſer patriotiſchen Feier beiwohnte, deren Sinn und edle Abſicht ſie ſo wohl begriff, und es liefert dieſe herzliche Theilnahme den beſten Beweis, daß das wackere Herz und der patriotiſche Sinn des Kärntners trotz aller Wühlereien und vaterlandsfeindlichen Beſtrebungen der neueſten Zeit immer den lebhafteſten Antheil an dem nimmt, was mit der Ehre und Größe Oeſterreichs und ſeines Landes verknüpft erſcheint.

Nachdem das Hochamt vorüber war, ging der Zug auf ähnliche Weiſe mit der vorigen Muſik-Kapelle

voraus, in das Gasthaus des Weingartner zurück, dessen Thor mittlerweile zu einer Ehrenpforte umstaltet und wie dessen Fenster mit grünen Laubgewinden, Kränzen, kaiserlichen und deutschen Fahnen und andern passenden ähnlichen Emblemen geschmückt waren.

Mittags setzte sich die Versammlung im Gasthaussaale, in welchem das Brustbild Seiner Majestät des Kaisers Franz Joseph I. prangte, zur Tafel, wo der Herr Bezirks-Commissär Toaste auf Seine k. k. Maj. den regierenden Kaiser Franz Joseph I., Se. k. k. Majestät Ferdinand I., Se. k. k. Hoheit Erzherzog Johann, deutschen Reichsverweser und das ganze österreichische Kaiserhaus, sowie auf das Wohl des gefeierten greisen Feldherrn Marschalls Radetzky und seiner tapfern Armee und endlich auch dem Decorirten ausbrachte, welche Toaste mit dem herzlichsten Vivats der Versammlung erwiedert, sowie entlegen von derselben dem Herrn Bezirks-Commissär ebenfalls ein Lebehoch ausgebracht wurde. Diese Toaste wurden jedesmal von dem Donner der Pöller begleitet.

Bei dieser Gelegenheit verehrte der Herr Bezirks-Commissär Schiffermüller dem Decorirten auch eine Denkmünze mit dem Bildnisse des Helden Feldmarschalls Grafen Radetzky und seines Generalstabes zu Pferde als Andenken.

Gegenwärtige einfache Schilderung dieser herzlichen Feier möge im heimischen Blatte „Carinthia“ um so mehr einen Platz finden, weil sie einen der braussten vaterländischen Gebirgssöhne betrifft, der vor kurzem noch in einem feindlichen aufrührerischen Lande mit seinen tapfern Landsleuten an der Aufrechthaltung der Ehre der österreichischen Waffen mit so vieler Hingebung einen so namhaften Antheil genommen hat, und nun nach vielen mitgemachten Gefechten und Schlachten als Invalide in seine Heimath zurückgekehrt ist.

M.

Notizen.

— Der „Lloyd“ berichtet aus Klagenfurt vom 27. Jän. Die Thätigkeit des Ministeriums des Handels findet hier die vollste Anerkennung; zwei Anträge desselben liegen hier zur Begutachtung vor, einer über die Handelskammern und einer über die hier zu errichtende Escomptebank. Um dem so viel in Anspruch genommenen Hrn. Minister nicht unnütz Zeit zu rauben, hat der hiesige Landtagsausschuß beschlossen, alle Behörden und Personen, deren Meinung über den ersteren Gegenstand der Herr Minister in Kärnten zu hören wünscht, zu einer gemeinschaftlichen Sitzung zu laden, um in dieser Weise in einem Operate die Ansichten und Meinungen dieser Provinz vorlegen zu können. Diese Sitzung wird ehestens statt haben. Die Escomptebank betreffend, eröffnete das Ministerium seine Bereitwilligkeit, zu diesem Behufe einen Credit von 200,000 fl. zu bewilligen, um damit die Industrie Kärntens zu unterstützen. Die hiesige Sparcasse äußerte sich bereits dahin, daß sie das bezügliche Geschäft zu übernehmen bereit sey, wenn es anders in solcher Weise eingeleitet wird, daß es sich mit ihren Statuten ohne Gefährdung ihrer Hauptaufgabe vereinen läßt.

— In der Abendsitzung vom 25. Jän. l. J. des niederösterreichischen Gewerbevereines in Wien wurde vom Herrn Ignaz Walland ein Bericht über die vergleichenden Ergebnisse von Eisenbahnschienen aus englischem und kärntnerischem Eisen bei einer Probe auf ihre Widerstandsfähigkeit verlesen, worüber in der „Presse“ folgendes mitgetheilt wird: „Der von Herrn Walland mitgetheilte comparative Versuch über den Widerstand und die Dauerhaftigkeit englischer und kärntnerischer Eisenschienen stellt sich nach vorgenommener Fallprobe, so wie nach Anwendung einer gleichbelasteten Feile in beiden Beziehungen entschieden zu Gunsten der letzteren heraus. Die aus dem Eisenwerk zu Prevali in Unterkärnten hervorgegangene Schiene, zu deren Anfertigung man sich des Löllinger Roheisens bediente, erwies im Vergleich zu einer englischen Schiene von ungefähr gleichem Gewichte, ebenfalls aus Puddlingseisen, eine weit größere Festigkeit, und kann mehr als halb so große Abnutzung durch die Feile, mithin eine fast doppelt so große Dauerhaftigkeit; so daß man die Dauer der englischen Schienen auf 15 Jahre annimmt, die kärntnerischen Schienen unter gleichen Umständen 27 Jahre ausdalten würden. Dieser Vorzug in der Qualität entschädigt allerdings für den höhern Preis des inländischen Eisens gegenüber dem englischen.“

— (Rossini und Mozart.) Als Rossini sich genug Lorbern und eine jährliche Rente von 50,000 Franken ercompenirt hatte, sagte er der Muse Lebewohl, und zog sich auf sein Gut in der Nähe von Bologna zurück. Ganz konnte er sich freilich nicht losreißen aus dem Reiche der Klänge. Was war zu thun? Er warf sich auf's Kritisiren. Das erste Werk, darüber er zu Gericht saß, war Mozart's „Don Juan.“ Längst war er mit sich einig, daß dieses Werk in seiner Wesenheit tadellos und unerreichbar sey, aber an der Technik der Oper hätte er gar zu gern ein klein Bischen gemäkelt. Er legte sich jeden Satz, jeden Tact aufmerksam zurecht, aber es wollte sich durchaus kein Fehler melden. Da nahm er die Partitur, wickelte sie in feines Papier, und ließ mit goldenen Lettern darauf schreiben: „La santa scrittura.“ Wenn er nun einem Gast seine Bibliothek zeigte, und auf die Partitur des Don Juan kam, rief er immer mit Pathos: Das ist Mozart's Don Juan, meine heilige Schrift! Ld.

— Der Entdecker des Goldlagers zu Californien ist ein Schweizer mit Namen Suther. Derselbe stand bis 1830 in französischen Militärdiensten, ging dann, nachdem er als Sergeant entlassen worden, nach Amerika, wo ihn das Schicksal später nach Californien führte. Er leistete dem damaligen mexikanischen Statthalter einige wichtige militärische Dienste, und erhielt als Belohnung dafür eine Strecke Land von 10 spanischen Meilen im Umfange, welches in einer Wildniß gelegen, und von Indianerstämmen umgeben war. Er hatte sich bei den Indianern in Achtung zu setzen gewußt, und sich zu einer Art von Häuptling emporgeschwungen. Als Suther einen Damm in der Nähe des Flusses aufwerfen ließ, wurde das Gold auf seinem Gebiete entdeckt. Die Güte des Californischen Goldes ist die vorzüglichste; es ist zum Theil 23karatig, somit vom Werthe des Dukatengoldes. Suther, dessen Besitzthum von der amerikanischen Regierung anerkannt worden ist, hat die Ausicht binnen einiger Zeit der reichste Privatmann der Welt zu werden.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 11. Klagenfurt, Dinstag den 6. Februar 1849.

Die Tante am Rhein.

(Fortsetzung.)

4. Prüfung — Hochzeit — Lösung.

Es war ein trüber Tag. Der Spätherbst wühlte bereits mit kalter, geschäftiger Hand in den letzten Reizen der mütterlichen Erde, die Natur lag, wie jede Raupe vor ihrer Verpuppung, in matten ersterbenden Zuckungen, und von der reichen, blonden Farbenpracht des sommerlichen Gewandes waren nur noch jene schwachen, halb verblichenen Zierden übrig geblieben, die an der Stelle reicher, vielgestaltiger Abwechselung ein eintöniges, unerquickliches, nur durch seltene Abstufungen unterbrochenes Colorit gewahren lassen. Nicht das Dessin, nur der Faltenwurf des schönen Gewandes war noch sichtbar. Ich schritt auf einer schmalen, hundertfach gekrümmten, kleinen rheinischen Landstraße neben der Kutsche her, welche die todtmüden Fliegenschimmel nur mit Mühe die steilen Hügel hinanzubringen trachteten, und spähte rings umher nach einer menschlichen Seele, die uns nach * * feld zeigen konnte. Lange gewahrte ich nichts, bis endlich ein Winzer aus einer der zahlreichen engen Schluchten trat, die den rheinischen Fahrwegen immer so unendlich viel zu schaffen machten.

„Ist das der rechte Weg nach * * feld?" fragte ich hastig.

„Sie konnten einen nähern und bessern einschlagen," versetzte der Mann freundlich.

„Ist dieß nicht jetzt noch möglich?"

„Nein. Uebrigens haben Sie es ja bald überstanden; es ist ja nur noch ein Stündchen Weges nach * * feld."

„Und wie weit haben wir dann noch bis zum Schlosse der Frau von S."

„Kaum zehn Minuten."

Der Winzer schied mit einem herzlichen Gruße und ich stieg wieder in den Wagen, der inzwischen auf der Höhe des Hügels angelangt war. Cousine Bertha saß neben mir; sie hatte Wort gehalten trotz den eifrigsten Einsprechungen der Familie. Ein Schutz- und Trutzbündniß gegen die Launenhaftigkeit meiner zukünftigen Gemahlin hatten wir geschlossen; Bertha wollte mir zur Seite für die Freiheiten der Ehe fechten. Es lag viel jungdeutsche, viel Gutzkow-Wally'sche Idee in diesem liebenswürdigen Mädchen, nur konnte ich mich, wenn mein Blick an dem zarten, weichen Geschöpfe hing, zeitweilig des frevelnden Gedankens nicht erwehren, daß die mit so vielem Eigensinn durchgeführte, originelle kleine Marotte zum Theil auch in dem Erbfehler aller Töchter Eva's, weiblicher Neugier, wurzeln dürfte. Das bizarre Bild der Tante am Rhein bot für weibliche Studien ein zu reiches Feld, um eine solche Vermuthung nicht einigermaßen zu rechtfertigen. Meine Verdächtigung des lieben herzigen Mädchens ohne alle nähere Indicien verrieth jedoch eine um so größere Undankbarkeit, als ich mir nebenbei noch den harten Vorwurf zu machen hatte, durch ein abgeschlossenes, einsylbiges, ja sogar mürrisches Benehmen Bertha's weiches und empfängliches Herz um den wahren herrlichen Vollgenuß gebracht zu haben, den eine Rheinreise selbst in dieser Jahreszeit noch bot. Wenn ihr trunkenes Auge an den wild romantischen Bildern hing, die wie luftige Dioramen an uns vorüberzogen; wenn ihr Blick über Berg und Thäler schweifte, und hier bald den mächtig dahin brausenden Strom bewunderte, der mit gewaltigem Wogenschlage sich ein Bett durch gigantischer Felsen brach, dort wieder in der entzückendsten Aussicht schwelgte, die der Ueberblick einer meilenweit in den letzten Schimmern abendröthlichen Lichtes verschwimmenden Landschafte gewährt, auf der einen Seite mehr durch den originellen charakteristischen Typus der einzelnen Parthien, auf der andern inniger durch das reiche, vielgestaltige, hundertfältig sich entwickelnde Leben der Umgebungen gefesselt wurde, und wenn sie dann in stummer Andetung versunken dasaß, einer Heiligen gleich, um deren verklärtes Haupt die Engel des Paradieses den Glorienschein himmlischer Weihe gewoben haben, dann sehnte ich kalt und theilnahmslos in einer Ecke des Wagens, nur mit mir und meinem Schmerze beschäftigt. Nur der Todtenvogel meiner einzigen, ach! so treuen Liebe umwehte

mich mit eiſigem Odem. Und doch mußte ich Bertha, das ſonſt ſo lebhafte, leicht zu reizende Kind bewundern, das jetzt mit unverändertem Gleichmuthe meine Launen ertrug. Bertha zürnte mir nicht ob meines Murrſinns. Wir wechſelten oft Stunden ja Tage lang kein Wort: ſie zürnte nicht mehr. Mir war es immer, als ob ihr Herz bei aller Jugend reich genug an innerer Weltanſchauung ſey, um die ganze volle Deutung meines unſeligen Geſchickes ermeſſen zu können.

Der freundliche Winzer erwies ſich als ein des Weges kundiger Mann. Wir erreichten * * feld nach einem kleinen Stündchen. Das anmuthige, faſt nur aus neuerbauten Häuſern beſtehende Dörfchen lehnte ſich an den ſanft anſteigenden Rücken eines Berges, deſſen jenſeitiger jäher Abhang nach dem keſſelförmigen, ſo viel man uns geſagt, wunderſchönen Thale führte, in deſſen Mitte das Schloß unſerer Tante und — meiner Braut lag. * * feld gehörte ſchon unter die Botmäßigkeit der Frau v. S. und ich befand mich ſo gewiſſermaſſen ſchon auf eigenem Grund und Boden.

Dieſen Gedanken, ſo wenig Erfreuliches er für mich bot, hielt ich einige Augenblicke feſt. Der Hang zu Reichthum, das Trachten nach Schätzen, nach recht coloſſalem, unerläßlichem Beſitze, ſo à la Lafitte und Rothſchild, war ſchon in früheſter Jugend in mir vorherrſchend geweſen. Derartige Neigungen gehen mit der Verſchwendungsſucht faſt immer Hand in Hand und beſtimmen in dieſer Verbindung gleichzeitig auf das Trefflichſte die Trennungslinie zwiſchen Habgier und Geiz. Wenn man das Grundeigenthum der Frau von S. in Betracht zog, ſo beſaß ſie ein Vermögen, dem zur Million nur äußerſt wenig fehlte; ich ſollte in wenigen Tagen Beſitzer dieſes Vermögens werden. Wie nichtig, wie unbedeutend, wie ſo ſehr von allem wahren Lebensglück entfernt liegend erſchien mir jetzt dieß Alles.

Der alte Jakob, unſer Kutſcher, zu Rückſicht auf den Beſuch der Wirthshäuſer ein Mann von den conſequenteſten Grundſätzen, hielt an dem neuerbauten Gaſthofe und forderte einen Schoppen Wein. Der Wirth trat an dem Kutſchſchlag, zog ehrerbietig ſein Sammtkäppchen und erwartete jedenfalls einen ähnlichen Befehl von meiner Seite.

„Kann man von hier aus ſchon das Schloß der Frau von S. ſehen?“ fragte Bertha.

„Nein,“ entgegnete der Alte und deutete nach der Höhe: „Sie müſſen noch einige Häuſer weiter fahren. Dort, wo der noch ungetünchte Giebel eines neuen Hauſes hervorragt, erreichen Sie die bedeutendſte Höhe des Berges, von der aus man das ganze Thal überblicken kann. Wollen die Herrſchaften auf das Schloß?“

„Ja, wir haben wohl nur noch wenige Minuten bis dorthin?“ — fragte ich.

„Auf dem nächſten Wege allerdings. Es iſt übrigens ein Leibjäger der gnädigen Frau in der Gaſtſtube, der Ihnen den Weg vielleicht zeigen würde. Wenn Sie befehlen . .“

Er wartete die Antwort nicht ab, und erſchien gleich darauf mit einem reich galonirten Diener, der faſt erſchrocken zurücktrat, als er den Wagen erblickte.

„Gnädiger Herr,“ ſtammelte dieſer und drehte den bundbebänderten Hut zwiſchen den Fingern: „ich habe jedenfalls die Ehre den Herrn Baron v. S. vor mir zu ſehen.“

„So iſt mein Name,“ ſagte ich.

„Hm, hm,“ ſagte er, und eine komiſche Verlegenheit malte ſich in ſeinen Mienen; „da hätte ich beinahe wieder einmal einen ſaubern Streich ausgeführt. Ich war beauftragt, Ihnen entgegen zu reiten, und hätte nun hier im Wirthshauſe beinahe die ganze Geſchichte verſäumt.“

Er eilte nach den Ställen des Gaſthofes, zog einen muntern Fuchs heraus, und paradirte wenige Augenblicke ſpäter an der Spitze unſeres Wagens. Jakobs Stolz erwachte; er bot alle Gewandtheit auf, die letzten Kräfte der Fliegenſchimmel anzufeuern und brachte es endlich mit Hilfe der Peitſche und trotz den ernſten Abmahnungen Bertha's ſo weit, daß die armen Thiere ſich auf kurze Zeit zu einem etwas raſcheren Trotte entſchloſſen.

„Unſere Brautfahrt darf keinem Leichenzuge ähnlich ſehen,“ ſagte er entſchuldigend und ohne zu ahnen, wie ſchmerzlich mir dieß Gleichniß in die Seele drang.

Als wir die von dem Wirthe bezeichnete Höhe erreicht hatten, breitete ſich in der That die herrlichſte Landſchaft in ihrer ganzen Schönheit vor uns aus. Ringsum ſäumten hohe mit Wolken und Himmel ſich vermählende Bergkuppen das Thal, das in ſeinem Schooße die ſchönſten, fruchtbarſten Felder und Wieſenmatten barg. Durch die weſtlich gelegenen Niederungen rauſchte der Rhein zwiſchen rieſigen Eichen und Platanen, nur ſelten dem Auge ſichtbar, bis er ſich den granitenen Fundamenten des altersgrauen Schloſſes näherte, an deſſen feſtem Geſtein vielleicht ein halbes Jahrtauſend hindurch die toſenden Wellen ohnmächtig in ihr unendliches Waſſergrab zurückgeſunken waren. Das Schloß ſelbſt glich ſo ziemlich den zauberiſchen Gebilden meiner Fantaſie, die mir der fabelhafte Wohnſitz meiner Braut während der Herreiſe täglich und ſtündlich vor das Auge geführt hatten. Ich war nur um Weniges in meinen Illuſionen betrogen worden. Die Gründung der alten Burg mochte leicht in jene Zeit fallen, wo Arthurs Ritter von der Tafelrunde für Frauendienſt und Minne die guten Schwer-

ter führten, daß waren die Wälle und sonstigen zahlreichen Befestigungen nebst andern zur Zeit überflüssig gewordenen Baulichkeiten hinreichend Zeuge. Selbst das, was eine nachhelfende Hand in spätern, vielleicht sogar in erst jüngst verwichenen Zeiten gethan, um dem Aeußern einen, wenn auch nicht modernen, doch minder erquicklichen Anstrich zu verleihen, hätte dem ursprünglichen Charakter dieses altehrwürdigen Bauwerkes wenig Ertrag thun können. Ich hätte das Schloß unter Hunderten herauszusuchen wollen; hier und nirgends anders mußte die Tante am Rhein, meine Braut, wohnen.

(Fortsetzung folgt.)

Fromme Wünsche eines praktischen Oekonomen im Interesse der Landwirthschaft.

Nachdem die Wichtigkeit der Landwirthschaft in einem Ackerbau treibenden Staate wie Oesterreich immer mehr hervortritt, und höheren Orts auch immer mehr gewürdigt zu werden scheint, überdieß durch die Entlastung des Bodens das Haupthinderniß einer höheren Cultur beseitigt ist, so bleibt es doch noch immer eine leider nicht zu läugnende Thatsache, daß in ganz Innerösterreich bis jetzt zur Heranbildung tüchtiger, theoretisch-praktisch gebildeter Oekonomen sowohl als auch sogenannter Oberknechte (Meier), denen man die Führung von Wirthschaften mit Beruhigung anvertrauen soll, im Vergleich mit andern, namentlich deutschen Staaten, sehr wenig geschah; mit einem Worte, wir besitzen mit Ausnahme einiger in der Monarchie vereinzelten Privatanstalten, keine mir bewußten öffentlichen praktisch-theoretischen landwirthschaftlichen Lehranstalten, ich möchte sie ökonomische Universitäten nennen, wo junge Leute, die sich zu obgenanntem Zwecke ausbilden wollten, eine vollkommen umfassende Ausbildung erhielten. Der Mangel an solchen Individuen dürfte in der Zukunft immer fühlbarer werden, wenn man die Umstaltung unserer Landgüter in's Auge faßt. Doch kann eine solche universale Ausbildung in allen Haupt- und technischen Nebenzweigen der Landwirthschaft nur durch solche öffentliche Institute, welche plastirt an einen großen Gutskörper, der versehen mit allen Faktoren einer Oekonomie sammt ihren industriellen Nebenzweigen erlangt werden. Einsender dieses hatte vor drei Jahren in Gratz bei Gelegenheit der Versammlung deutscher Landwirthe Gelegenheit, mit jungen Männern des Auslandes zusammen zu treffen, welche theils in Hohenheim, Tharand, Schleißheim, ꝛc. ihre Ausbildung erhielten, und für ihre Jahre staunenswerthe Kenntniße besitzen. Nur derartige Anstalten lassen eine so allseitige praktisch-theoretische Ausbildung hoffen. Einen allfälligen Einwurf, daß in Oesterreich bereits an den meisten Lycäen und Universitäten landwirthschaftliche Kanzeln bestehen, begegne ich im voraus, indem ich mir zu bemerken erlaube, daß derlei Kanzeln, selbe mögen noch so gut besetzt, und nach einem selbst im Auslande anerkannt klassischen Autor vorgetragen werden, was z. B. in Klagenfurt derzeit der Fall ist, doch zu obgenannten Zwecken, vermöge ihrer bloß mehr theoretischen Richtung, die ihnen gegeben ist (denn diese sogenannten Musterhöfe sind doch für die Praxis durchwegs unzulänglich), wenig zu leisten im Stande sind, (ad impossibile nemo tenetur) und sich daher eines sehr spärlichen, meist aus obligaten Zuhörern (Theologen) bestehenden Auditoriums zu erfreuen haben. — Daß aber Landwirthschafts-Gesellschaften sich nicht mit der speciellen Heranbildung junger Leute für diese Zweige befassen können, ist einleuchtend, obwohl selbe in anderer Richtung das Ersprießlichste leisten, eine anerkannte Thatsache, besonders wenn selbe, wie es in Kärnten gegenwärtig der Fall ist, sich einer eben so intelligenten, und für die Sache selbst ungemein thätigen Oberleitung zu erfreuen haben. — Einen andern scheinbar wichtigeren Einwurf nämlich: Wo ist der Fond zu solchen alles umfassenden, öffentlichen landwirthschaftlichen Instituten? deren doch für Innerösterreich allein Eines, vielleicht Zwei nöthig wären, begegne ich dadurch, daß es kaum eines größeren Baarfondes bedürfen würde, wenn der Staat zur Förderung dieses von der Regierung selbst als höchst wichtig anerkannten Zweiges, ein ihm gehöriges Gut, größeren Umfangs und der dazu nöthigen Inventarien abtreten wollte. Der Entgang dieser Revenue könnte unmöglich für den Staat sehr fühlbar seyn, und aus derselben könnte Regie sowohl, und die Besoldung der für die Hauptfächer: Ackerbau, Viehzucht, Forstkunde und technischen landwirthschaftlichen Zweige nöthigen tüchtigen Lehrer wahrscheinlich gedeckt werden.

Die an einem solchen großen Gutskörper befindlichen Inventarien könnten immerhin Staats-Eigenthum bleiben, wie dieß auch bei andern öffentlichen Bildungsanstalten der Fall ist, und könnten verzinst werden. Eben dadurch wäre die Ackerbau-Schule gezwungen, ihre Lehren auch wirklich zur That zu machen, sie practisch zu bewähren und zu bestätigen. Sehr treffend in dieser Beziehung sind die vor Kurzem im „Lloyd" gegebenen Worte, die ich mit hier zu wiederholen erlaube: „Haltet euch an meine Lehren, und nicht an meine Thaten," welche bei einer practischen Ackerbauschule nie zur Wahrheit werden dürfen; die Lehrer eines solchen Instituts müssen auch in der That die besten practischen Landwirthe seyn, ihre Wirthschaft muß auch verhältnißmäßig zu ihrem Umfang die größte Bodenrente abwerfen. — Nur dann wird man vor dieser Lehre wahren Respekt haben, sie sich aneignen und darnach thun, und nur so kann und wird eine Ackerbauschule auch wirklichen und wahren Nutzen bringen.

Sollte dieser fromme Wunsch von mir, welchen ich somit der Oeffentlichkeit übergebe, wie ich zu hoffen wage, Anklang finden, so glaube ich mit Grund voraussetzen zu dürfen, daß unser hochgeehrter Gesellschafts-Ausschuß nicht ermangeln werde, diese gerechten Wünsche als zeitgemäß einem hohen Ministerium des Ackerbaues zu unterbreiten, und es dürften dadurch Anstalten in's Leben treten, die für die Landwirthschaft überhaupt, und insbesondere für das Bedürfniß der Zukunft, genügend durch die Heranbildung der tüchtigsten Individuen abgeholfen werden, und zugleich jungen Leuten eine ehrenvolle, bisher wenig beachtete Bahn ihres weiteren Fortkommens geschaffen werden. Man

denke, was Ungarn allein bei der in Aussicht stehenden Umstaltung brauchen wird.

Ehrenthal, 1. Februar 1849.

Franz Rauscher,
Guts-Besitzer.

Ein gut gemeinter Rath an Jene, die es betrifft.

Das Unterthansverhältniß ist aufgehoben. Ob damit auch das Patent über die Erbfolge in die Bauerngüter aufgehört habe, ist immerhin zweifelhaft. Nach diesem Patente fällt das Bauerngut, wenn sein verwitweter Besitzer ohne letztwillige Verfügung darüber mit Hinterlassung mehrerer Kinder gestorben, in dem durch Schätzung oder Einverständniß der Erben bestimmten Werthe dem ältesten Sohne, in Ermangelung von Söhnen der ältesten Tochter zu. War nebst dem Verstorbenen auch der rückgelassene Ehetheil im Mitbesitze des Gutes, so kann dieser die erledigte Besitzhälfte an sich lösen. Ist, wie Manche glauben, dieses Erbfolgepatent mit der Aufhebung des Unterthansverhältnisses aufgehoben, so haben, wenn der Besitzer des Bauerngutes keinen Besitznachfolger auf eine giltige Art bestimmt hat, dessen rückgelassene Kinder und in deren Ermangelung seine sonstigen nächsten Verwandten einen gleichen Anspruch auf die Besitznachfolge in das Gut, oder in die durch Todtfall erledigte Hälfte desselben. Es würde dadurch eine Gemeinschaft des Eigenthums entstehen. Die Gesellschaft ist aber die Mutter der Zwietracht. Ein Herr und eine Frau im Hause werden die Wirthschaft in guter Ordnung leiten, sie und ihre Kinder werden dabei bestehen; wenn aber das ziemlich beschränkte Wohnhaus mehrere Herren, mehrere Frauen und deren Familien beherbergen soll, dann müssen Reibungen entstehen, die Verfügungen und Anordnungen werden sich kreuzen, Unordnungen müssen sich ergeben, und bei einer größeren Gemeinschaft wird keine Familie ihr Auskommen finden. Wenn nun ein oder das andere Familienglied seinen Antheil am Gute freiwillig oder im Executionswege an einen Fremden abtritt, dann werden diese Mißstände noch vermehrt werden. Eine Folge davon werden seyn: vielfache Prozesse, Theilungen der Güter, Baufährungen neuer Wohngebäude zur Unterbringung der Besitzer und ihrer Familien; durch nach einander folgende Zerstückung zu kleine Besitzungen, die eine Familie nicht mehr ernähren, sohin Verarmung und Unzufriedenheit. Sollte die am Reichstage so viele Anhänger findende Idee der vollkommenen Gleichstellung der Juden mit den Christen durchgehen; dann werden auch Jene nach Grundbesitz, zwar nicht in der Absicht, den Grund zu bearbeiten, sondern ihn zu verpachten streben. Es wird ihnen bei der unter den christlichen Grundbesitzern herrschenden Zwietracht, und bei der Bereitwilligkeit der Juden zu Darlehen und Vorschüssen auf die Ernte nicht schwer fallen, im freiwilligen und zwangsweisen Kaufswege nach und nach große Gütercomplexe an sich zu bringen und so das Pachtsystem auszubreiten, dessen große Nachtheile in andern Ländern tief empfunden werden. Wenn es nun auch keine ausgemachte Sache ist, daß das gedachte Erbfolgepatent in die Bauerngüter durch die Aufhebung des Unterthanspatentes aufgehoben sey; ja vielmehr gewichtige Gründe dafür sprechen, daß es noch wirksam sey und wirksam bleiben möge, so können sich unter besitzsüchtigen Erben doch leicht Streitigkeiten darüber ergeben, welchen leicht vorgebeugt werden kann, wenn jeder Grundbesitzer, der nicht bereits im Heirathsvertrage oder in einer letztwilligen Anordnung über die Besitznachfolge eine Verfügung getroffen hat, und der wünscht, daß seine Erben in Ruhe und Frieden das ihnen Hinterlassene genießen, daß das Gut in seiner Familie bleibe, daß die Entfernten im Nothstande einen Unterstand und Heimgang finden, und daß seine Kinder sich nicht durch Prozesse feindselig gegenübertreten, in Form einer letztwilligen Anordnung eine dem gedachten Patente zusagende Verfügung rücksichtlich der Besitznachfolge sogleich macht, da die Stunde des Todes dem Sterblichen unbekannt ist.

Schreiber dessen hält es für die Pflicht jedes Mannes, der es mit dem Allgemeinen wirklich gut meint, Partheiungen, Streitigkeiten und daraus folgenden Gehässigkeiten vorzubeugen, nicht aber solche herbeizuführen, wie es leider von Vielen unter verdecktem Eigennutze geschieht.

Das Madonnenbild in der Pfarrkirche zu Wolfsberg.

Unsere schöne Pfarrkirche, deren antikes Portale und interessante Grabdenkmale mit Recht von Jedermann bewundert werden, erhielt durch die Großmuth eines wackern Wolfsbergers eine neue Zierde. Dr. Friedrich Burger, Hof- und Gerichts-Advokat zu Triest schenkte derselben in dankbarer Erinnerung an seines unvergeßlichen Vaters, und seine eigene Geburtsstadt ein herrliches Madonnenbild. Dasselbe ist über 200 Jahre alt, und befand sich in einer Kirche zu Miranbola; ich halte es nach der ziemlich deutlich ausgesprochenen Manier für einen echten Sassoferato doch will ich nicht dafür einstehen, indem ich zu wenig Kunstkenner bin, und zu oft gesehen habe, wie häufig sich auch Männer vom Fache in der Bestimmung der Meister irren. Jedenfalls ist es ein Kunstschatz ersten Ranges, wie wenige Kirchen Kärntens solche aufzuweisen haben. Das Bild wurde in der südlichen Kreuzkapelle in guter Beleuchtung sehr passend aufgestellt, am Lichtmeßtage fand die feierliche Einweihung durch unsern Hochw. Hrn. Dechant und Domherrn Andreas Raspottnigg statt. Möge es die Gläubigen stets zu wahrer Andacht erheben! — Mir sey es aber vergönnt, dem großmüthigen Geber, in Namen der Gemeinde, im Namen der Kunst, im Namen von ganz Kärnten tiefgefühlten Dank auszusprechen; er hat sich selbst in seiner Vaterstadt ein schönes Denkmal gegründet.

Wolfsberg, den 3. Februar 1849.

Herbert.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 12. Klagenfurt, Sonnabend den 10. Februar 1849.

Ein freies Wort über Fideicommiß-Institute.

In den gegenwärtigen Reformen Oesterreichs gehört die Frage: „was mit den Familien-Fideicommissen geschehen soll," zu den wichtigsten.

Weil es sich hiebei aber um ein uraltes, mit dem bisherigen Staatsleben enge verbundenes Institut handelt, und weil damit der eitle Dünkel — „die wirkliche oder vermeintliche Größe eines Mannes durch Besitz auf die weitmöglichste Zeit sicherzustellen" — angegriffen wird, so läßt sich vermuthen, daß in dem Kampfe alles Mögliche aufgeboten ist, um nach Verschiedenheit der Ansichten und Interessen entweder den Fortbestand oder die Auflösung der Fideicommisse durchzusetzen.

Wir wollen zu diesem Zwecke einige Waffen vorbereitend in das Feuer legen, und durch eine freisinnige Erörterung versuchen, die vielästige Staatseiche — wenn schon früchtelos, doch durch Alter ehrwürdig — zu untergraben.

Zurückgegangen auf den Ursprung der Fideicommisse, mußte dieses Institut den Landesverfassungen der grauen Vorzeit allerdings angemessen und nützlich seyn.

Schon die Stammverhältnisse als Beginn zum geselligen Leben gaben Einzelnen — durch Verstand und körperliche Gewandtheit — ein Uebergewicht. Diese mußten im natürlichen Wege wünschen, die erlangten Vorrechte auf unmittelbare Nachkommen vorzugsweise zu übertragen. Es bildeten sich bleibende Familiengewalten. Die Erweiterung und Fortbildung des gesellschaftlichen Zustandes begründete später unter vielfachen Gestalten das Feudalreich, und mit diesem angeborne Besitzvorrechte. Der erbliche Besitzer eines Gutes — unumschränkter Herr in seinem Territorialbereiche — war zugleich Führer des dem gemeinsamen Bedürfnisse pflichtigen Wehrcontingentes, — die ganze Kraft des Staates beruhte auf diesen Persönlichkeiten. — Was früher Wunsch war, mußte nun zum Bedürfnisse werden. Die Erhaltung der Namen und Familien, denen die rohe Masse der Hörigen aus Gewohnheit und Furcht unterwürfig oder aus Pflichtmeinung anhänglich war, bedingte Untheilbarkeit der Besitzungen, somit die ausschließende Vererbung an einzelne Familienglieder.

Die ältesten Gesetze beschäftigen sich sorgsam mit dem Schutze dieser den Familien-Interessen wie dem Staatsbande gleich zusagenden Instituten unter dem Namen der „Fideicommisse und Majorate."

Die Einrichtung stehender Heere, und die Ausdehnung der unmittelbaren Staatsgewalt verrückte endlich den Zweck, welcher mit der Untheilbarkeit des höheren Besitzthumes ursprünglich verbunden war.

Die Territorialwehrpflicht erlosch. Mit ihr fielen die meisten Burgen und Vesten der gewaltigen Familien. Die Gerechtigkeitspflege wurde verbessert. Der Gedanke einer vernünftigen Volksthümlichkeit begann zu keimen.

Aber eben hiedurch erlangten die bevorrechteten Familien eine andere — wäre sie stets gehörig gepflogen worden — weit ehrenvollere Wirkung. Sie sollten als ständische Corporation die Interessen des Landes vertreten, den Unterthan und Gewerbsmann schützen, auf die Gesetzgebung kräftigen Einfluß nehmen, die Steuern und öffentlichen Bedürfnisse in Obhut halten, gegen Uebergriffe der Gewalt die rechtmäßige Opposition seyn, den Ackerbau, die Gewerke, die Künste, den Wohlstand befördern, mit einem Worte die Gemeinsamkeit beglücken.

Jahrhunderte sind seit dieser — herzerhebenden — Aufgabe verflossen.

Wenig ist in so langer Zeit geschehen. Wohl aber haben in dieser viele weise Regierungsverfügungen — das lästige Band der Unterthänigkeit fortan lockernd — mit festem Schritt den Untergang aller feudalen Absonderungen vorbereitet.

Und so finden wir nun, bei der Gegenwart angelangt, diesen Hort altgeborner Namen hinfällig und siech, weil mit einem volksthümlichen Staatszwecke nicht mehr übereinstimmend, entartet, weil, ohne die Sorge der Vorfahren fortwirkend zu ehren, die dem Schweiße und der Armuth abgerungenen Renten meist ferne in maßloser Selbstsucht vergeudet werden, endlich gehaßt, weil hierin die einzigen Gegner der — das Wohl der Gemeinheit bezielenden — Reformen vermuthet sind.

Nach dieser kurzen historischen Einleitung sollen nun jene Wirkungen, welche die Fideicommisse in dem gegenwärtigen Staatsleben — fördernd oder hemmend — hervorbringen, einer sorgsamen Prüfung unterworfen werden, was um so nothwendiger erscheint, weil das zukünftige Schicksal dieser Institute gerade aus diesen Combinationen mit der haltbarsten Begründung entschieden werden kann.

Wir fragen daher vor Allem, welche Vortheile gewähren Familien-Fideicommisse heute noch dem staatlichen Gesammtwohle? — Vergebens schweifen die Blicke zur Beantwortung dieser Frage in weite Ferne, und vergebens dringt unser Forschen bis in die Säle der Cabinets-Conferenzen. — Nur zwei Vortheile lassen sich auffinden.

Der Eine, scheinbar und aus dem Staatshaushalte gefolgert, weil für jene höheren Stel-

len, zu deren prunkvollen Repräsentation das gewöhnliche Staatsentgelt nicht hinreicht, (Diplomatik, Hofämter, Gouverneure ꝛc.) Männer mit angestammten Namen und Vermögen nothwendig erachtet werden.

Die zweite, — auf die Volkswirthschaft gegründet, — weil die Erhaltung eines größern Grundbesitzes gesichert seyn soll.

Die Frage, ob große oder kleine Grundbesitzungen dem Staatsinteresse zusagender sind, wurde schon öfters angeregt, doch niemals entschieden.

Wir meinen, daß beide gleich nothwendig sind. — Kleiner Grundbesitz begünstiget die Bevölkerung, erhöht den Bodenwerth, verbindet eine weit fleißigere Bearbeitung und gibt einer großen Masse wenig bemittelter Familien selbstständigen Unterhalt.

Dafür aber schaukelt im kleinen Grundbesitz die Wiege des Proletariates, und jedes einzelne Mißjahr bringt allgemeines Elend, weil die Früchte stets entgegen aufgezehrt werden, die Kornpreise aber (nach Süßmilch göttlicher Ordnung II. Theil pag. 520), wenn die Ernte um die Hälfte zurückschlägt, schon um das Fünffache steigen.

Der große Grundbesitz dagegen gibt der ärmsten Classe: „Dienstboten, Taglöhner ꝛc.“ Unterhalt und Erwerb, er bildet durch Ueberfluß an Produkten die natürlichen Kornkammern des Landes, er sorgt für geregelte Viehzucht, befördert die der Landwirthschaft angeeigneten größeren Unternehmungen, und ist die Zuflucht in bedrängten Zeiten.

Der größte Theil dieses Grundbesitzes ist bis jetzt unveräußerlich in den Händen der Fideicommißherren, und es würde dadurch dem allgemeinen Bedürfnisse allerdings gedient seyn, wenn in der Benutzungsweise nicht die problematische Eigenschaft eines nur zeitweiligen Nutznießers dem Hauptzwecke vielfach in den Weg treten würde.

Man könnte nun noch einwenden, daß Familienfideicommisse nothwendig sind, um den Thron mit dem gehörigen Glanze zu umgeben, und damit Männer, welchen nebst der Weihe einer höheren Erziehung auch Geburt und Vermögen zu statten kömmt, für den Staatsbedarf fortan heran gebildet werden.

Allein, diese Einwürfe finden in der Wirklichkeit keinen Grund.

Nie war ein Thron glanzvoller umgeben, als während den Kaiserzeiten in Frankreich, und doch gab es dort keine Fideicommißherren. Das wahre Verdienst sey dem Throne die höchste Zierde. — Klarer Verstand, biederer Sinn und günstige Umstände bilden zu allen Zeiten große Männer, und es wird leichter seyn, diese in der Gesammtheit, als in einem beschränkten Kreise zu finden.

Wir fragen nun aber auch, welche Nachtheile bringen die Familien-Fideicommisse heute dem Staate, dem allgemeinen Wesen, der Volksthümlichkeit, dem selbsteigenen Familienwohle?

Hier bedarf es keinen Blick in weite Ferne. Die Nachtheile liegen in allen Formen nahe.

In dem Gutachten, welches der verständige Minister D. Gaspar Melchior de Jovelanos zu Madrid über den Entwurf einer landwirthschaftlichen Gesetzgebung im Jahre 1795 an den hohen Rath von Castilien erstattet hat (übersetzt von Heinrich v. Bequelin, Berlin 1816), wird mit großem Scharfsinn die Behauptung durchgeführt, „daß alles Gedeihen im Grundbesitze und dessen Benützung von der Freiheit in Verfolgung der eigenen Interessen abhänge.“

Gerade der Mangel dieser nothwendigen Freiheit tödtet die Fideicommisse.

Die Besitzer, welche fortan nur die Eigenschaft zeitlicher Nutznießer haben, finden kein Interesse, den reellen Werth der Güter durch für die Zukunft berechnete Voraulagen zu erhöhen, sie sind gehindert, den Zustand ihres ihren Grundbesitzes mit Aenderung der Substanz, durch günstige Verträge oder mittelst Arrondirungen zu verbessern, sie vermögen noch weniger den Wirthschaftsbetrieb durch großen Kapitalaufwand mit spekulativen Unternehmungen zu verbinden, weil dem oft gar nicht bekannten Nachfolger hieraus keine Verpflichtung zugelegt werden kann, und sie unterlassen die — dem Landesbedürfnisse so nothwendige — Waldkultur gänzlich, weil sich die großen Auslagen dafür erst nach Verlauf von zwei bis drei Menschenalter vergelten, für die Gegenwart aber dem Besitzer aus dem Fideicommißbande gar keine Melioration zu Guten kommen lassen.

Die Folgen dieser Mißstände fallen auch auf die Gesammtheit des Staates zurück, weil große Strecken Landes bei weitem nicht jenen Ertrag geben, dessen sie im Wege freier Disposition leicht fähig wären.

Wenn in dem Anfordern der neuen Verfassungsprinzipien, „Gleichberechtigung vor Gesetz und dessen Anwendung“ mit Recht obenan steht, so können im geraden Widerspruche dessen die Fideicommisse als offenbare Rechtsexemptionen keinen Bestand haben.

Das bürgerliche Gesetz des Erbrechtes — für alle Staatsbürger gleichwirkend — gibt in Oesterreich den Kindern im Wege gesetzlicher Erbfolge gleichtheilige Ansprüche, und sichert denselben im Falle einer letztwilligen Verfügung wenigstens die Wohlthat des Pflichttheiles mit der Hälfte des reinen Verlasses.

Die jüngeren Kinder der Fideicommiß-Besitzer stehen daher schon jetzt mit offener Verletzung des persönlichen Rechtes außer dem Gesetze, was nach Grundsätzen allgemeiner Gleichberechtigung noch greller hervortreten würde.

Der Umstand, daß alle nachgebornen Söhne der Fideicommiß-Besitzer erblos gestellt werden, hat aber auf die Gesammtheit des Staates noch eine andere sehr schädliche Wirkung, welche bei den gegenwärtigen Revolutionswirren als Hauptanstoß genannt wurde.

Diese Söhne werden durch Vermögenslosigkeit stets veranlaßt, sich in Staatsdienste zu drängen. Und es gelingt diesen Tories durch Namen, Convenienz und Nepotismus — meist ohne Rücksicht auf persönliche Brauchbarkeit und im auffallend schnellen Emporsteigen die vorzüglichen Stellen im Heere, in der Kirche, in Hof- und Provinzial-Aemtern, wie auch in den ständischen Corporationen einzunehmen, während andere Männer von Geltung und Verdienst sich aus diesem einzigen Grunde häufig zurückgesetzt sehen.

Dieser — allgemeinen Unwillen erregende — Uebelstand würde nur selten vorkommen, wenn die jetzt mit dem Fideicommißbande umschlungenen Erb- und Glücksgüter gleiche Theile gewähren, somit den nachgebornen Söhnen durch Besitz und Mittel die Fürwahl anderer Stände und Beschäftigungen ermöglichen würden.

Die Gerechtigkeitspflege soll aller Möglichkeit nach in den ihr zugewiesenen Vorkommnissen klar gestellt

seyn. Sie ist dieß am wenigsten in Fideicommiß-Sachen, wo es sich stets um zweifelhafte Auslegung veralteter undeutlicher Urkunden handelt, und wo die Streitmasse gewöhnlich sehr ausgedehnt ist.

Man kann das Fideicommiß-Institut sicher die böse Mutter der langwierigsten — ja Menschenalter überreichenden — Prozesse nennen, welche sich endlich doch nur durch Machtspruch entscheiden lassen.

Gesetzt den einfachen Fall:

Die Fideicommiß-Stiftung laute auf die Erstgeburt ausschließend und untersage für ewige Zeiten jede Theilung. — Nun wird die Mutter von der Geburt — der berufenen Fideicommiß-Nachfolge — überrascht. Es waren Zwillingssöhne, und es kann in nächster Folge schon nicht mehr angegeben — noch weniger erwiesen — werden, welcher Sohn der Erstgeborne war?

Wie manch andere Fälle betreffen wieder Anfechtungen bei unregelmäßigen Ehevorhältnissen über Rechtswidrigkeit der Succession, deren Gewißheit im bürgerlichen Leben anerkannt, für ein Rechtserkenntniß aus dem Gesetze jedoch nicht zulässig ist.

Selbst im gewöhnlichen Gerichtsverfahren ergeben sich stets Wirren und Hemmnisse, wie dieß bei allen Concursverhandlungen, welche Fideicommisse betreffen, der endlose Fall ist.

Es wurde oben angeregt, daß auch das selbsteigene Familienwohl durch Fideicommisse benachtheiliget sey.

Wer mag hieran zweifeln?

Manche Familie sieht betrübt den bedeutenden Gütercomplex zum offenen Nachtheile an einen schwachsinnigen oder verschwenderischen Sohn als berufenen Fideicommiß-Nachfolger übergehen.

Sie würde aber zum eigenen und Gesammtwohle ganz anders gehandelt haben, wenn ihr das freie Dispositionsrecht zugestanden wäre.

Es kann in solchen Fällen nicht einmal die Enterbung geltend gemacht werden, welche das bürgerliche Gesetz in bestimmten Fällen sonst allen Eltern gegen undankbare oder schlechte Kinder einräumt.

Auf das Familienleben wirkt es weiter auch störend ein, daß im Fideicommiß-Besitze der Privatkredit stets zweifelhaft beurtheilet wird, wie denn — wenn von einem ruhigen Besitze die Rede seyn soll — der fortwährende Einspruch der Instanzen, Fideicommiß- und Posteritäts-Kuratoren sammt allen damit verbundenen Plackereien und Auslagen gewiß zu den unangenehmsten Situationen gehört.

Jetzt am Schlusse über die Aufzählung der vorzüglich nachtheiligen Rückwirkungen, welche die Fideicommiß-Institute auf das Staats-Gesammtwohl haben, wollen wir auch die differirenden Verhältnisse berühren, welche in diesem Augenblicke aus der bereits dekretirten Aufhebung der gesammten Unterthänigkeit — womit sich alle Fideicommißgüter auflösen — entstehen müssen.

Was soll mit den verheißenen Entschädigungssummen geschehen, welche nun den ursprünglichen Güterwerth als bewegliche Kapitalien zu repräsentiren haben? Bleiben die Fideicommiß-Institute, so müssen aus den Entschädigungs-Resultaten langwierige Depositа oder Staatskapitale werden, deren Renten — je nach Ereignissen ungewiß — der Fideicommißbesitzer beziehen wird.

Und was soll mit den Fideicommißgebäuden geschehen, welche sich größtentheils ganz entwerthen?

Die Beamtenwohnungen, die Schüttböden für Getreide-Einbiennungen, die Behältnisse, Scheuern und Keller für Zehende, Bergrechte ꝛc. werden überflüssig.

Und bald werden auch die großen und oft wanderschönen Schlösser — wie einst die Burgen der nämlichen Fideicommißgüter — zu Ruinen werden, weil aus dem gewöhnlichen Bodenerträgnisse staatliche und prunkvolle Gebäude nicht erhalten werden können.

Die sämmtlichen Güter kommen — dem Zeitdrange folgend — zu einfachen Landwirthschaften herab, und wenn andere im freien Verfügungsrechte die Aeußerlichkeit — zur Zierde des Landes — noch retten können, so würde dieß bei den Fideicommissen, wo es sich nur um zeitliche Nutznießung handelt, nie mehr geschehen.

Wir glauben daher, daß bei so großem Begehren und im Einklange mit der im bürgerlichen Rechte ausgedrückten Erbfolgeordnung die Auflösung aller Fideicommiß- und Majorats-Institute wohl nicht in Zweifel gestellt werden kann.

Nach den Gesetzen aller Länder und nach allgemeinen Grundsätzen war zur Errichtung von Fideicommissen stets die Erlaubniß des Staates nöthig, weil man schon von jeher einsehen hat, daß diese Institute besonders wenn sie häufig werden, in alle Verhältnisse des gemeinen Wesens sehr störend eingreifen. — Es muß daher auch dem Staat das Recht zukommen, die bestehenden Fideicommisse aufzulösen und in freies Erbe zu verwandeln, wenn damit die allgemeine Wohlfahrt befördert werden kann.

Andere Staaten sind mit solchen Verfügungen bereits vorausgegangen, und es ist doch nicht abzusehen, warum das Recht der Gegenwart einer weiten und ungewissen Zukunft zum Opfer gebracht werden soll.

Die Kraft, Stärke und Ordnung der Staaten liegt nicht in einem reichen Adel, auch nicht im Volke, wovon doch immer der weit größte Theil dürftig, servil und in der Ausbildung beschränkt bleibt, sondern das Wohl der Staaten liegt allein in einer vernünftigen Freiheit, wenn die Anwendung derselben in den verschiedenen Ständen unter sich und wieder gegen die oberste Staatsleitung mit weisen, allen Interessen billigen Gesetzen, für deren Handhabung aber auch kräftig gesorgt werden muß, verbunden ist.

Mit der Morgenröthe des Frühlings 1848 schallte plötzlich der Ruf „frei seyd ihr, frei“ in allen Thälern Oesterreichs, und von allen Gebirgen hallte es wieder „frei sind wir, frei.“

Es war ein Jubel ohne Ende, denn Jedermann, selbst der Geringste war in diesem Rufe betroffen. Jeder hoffte.

Aber bald ward dieser tobende Jubel schiefen Ansichten und bösem Dünkel zum Opfer.

Widerstand gegen Obrigkeit, Widerstand endlich gegen die höchste Staatsgewalt war die verbrecherische Folge.

Menschen ohne Charakter und Kenntnisse wurden Sprecher und Verführer.

Sie verführten und verführen noch durch beredte Sophistik, mit welcher sie in fluchwürdigen Vereinen den Beschränkten bethören, den Besserdenkenden imponiren.

Solchen Auswürflingen der Staatsgesellschaft ist es leider gelungen, über Werth und Wort „Freiheit“ ganz verkehrte Begriffe, und dadurch unabsehbare Uebel hervorzurufen.

Weg mit diesen Schlangen, welche das Gepräge des frechsten Eigendünkels an der Stirne tragen, denen das Heiligste nicht mehr heilig ist, welche selbst nicht wissen, was sie wollen oder sollen, und durch deren Treiben die erlangten bürgerlichen Güter wieder verloren gehen müssen.

„Frei seyd ihr, frei" war ein Götterruf, aber „frei seyn" heißt im wahren Sinne des höheren Wortes nur:

Den Menschen als solchen in allen Handlungen geehrt sehen.

Vor Thron, Gericht und Obrigkeit gleiches Recht genießen.

So weit es mit Gesetz und geselliger Ordnung übereinstimmt, die persönlichen Interessen unbeschränkt verfolgen können.

Das Grundeigenthum entlastet und ungestört besitzen.

Die Uebung der Religionspflichten — mit Ausschluß aller Proselsten — dem eigenen Gewissen überlassen haben.

Meinung, Rede und Schrift — so weit es mit den staatsbürgerlichen Pflichten, mit der Ehre des Nebenmenschen und mit der schuldigen Achtung gegen Thron, Religion, Obrigkeit und Sittlichkeit verträglich — frei zu üben.

In der Gesetzgebung und Belastung repräsentativ, doch auch bescheiden mitsprechen.

In den öffentlichen Amtsführungen Milde, Schonung, Wahrheit, Billigkeit und Bereitwilligkeit, in dem Geschäftsgange Einfachheit und Klarheit fordern dürfen.

Die jedem zukommende staatsbürgerliche Eigenschaft ohne alle Rücksicht auf Stand, Vorrechte und Geburt ausüben.

Nur dem klaren Verstande und wirklichen Verdienste die Bahn bis hinauf geöffnet sehen.

Die eigenen und zunächst liegenden Angelegenheiten — wie nur möglich — ohne allen fremden Einfluß ordnen dürfen.

Gegen jede widerrechtliche Gewaltanmassung sorgfältig geschützt seyn.

Die Kräfte nur ausschließend dem Kaiser und dem Gesammtwohle widmen.

Die Tage des Lebens in den Annehmlichkeiten, welche nur Ruhe und Eintracht gewähren, mit freiem Sinne und frohem Herzen durchwandeln.

Wir wollen die Aufhebung der Fideicommisse — als Inbegriff dieses Freiseyns — bald erwarten, wir wollen uns freuen, wenn Kinder zu dem ihnen gebührenden Erbe gelangen, wovon sie jetzt widerrechtlich ausgeschlossen sind; wir wollen mit offenen Armen jene altgebornen Namen empfangen, welche dadurch veranlaßt seyn werden, zu den friedlich stillen Beschäftigungen des Landbaues und Gewerbfleißes herabzusteigen, und wir wollen hoffen, daß Gott unter dem jugendlichen Kaiser des wunderschönen Oesterreich's Zukunft zum allgemeinen Glücke segnen werde.

Geschrieben im Dezember 1848.

Karl v. Webenau.

Notizen.

— Das Abendblatt des „Lloyd" vom 5. d. bringt in einem Correspondenzartikel aus Klagenfurt folgendes: „Die Besitzer der sogenannten Herrschaften haben um ein Moratorium ihren Gläubigern gegenüber gebeten; da auch ihre Einnahmen, bis die Ablösung der Grundlasten erfolgt, zum großen Theile suspendirt sind, so scheint diese Maßregel die Billigkeit für sich zu haben, da es für sie von unberechenbarem Schaden wäre, wenn ihre Besitzungen jetzt, wo deren Werth wegen der schwebenden Verhältnisse ein verminderter und unsicherer ist, im Executionswege versteigert würden, nur deßwegen, weil sie in Folge der aus politischen Gründen stockenden Einnahmen für den Augenblick ihren Verpflichtungen nicht nachkommen können. Andererseits können allerdings die Gläubiger den Herrschaftsbesitzern die Einwendung machen, daß das geänderte Verhältniß zwischen diesen ihren vormaligen Unterthanen auf sie als dritte Personen keinen Einfluß haben dürfe; allein in Zeiten allgemeiner Umwälzungen muß jeder Staatsbürger zum allgemeinen Besten sein Scherflein beitragen, und der Egoismus muß der Liebe zum Vaterlande nachgesetzt werden.

— In der Pesther Zeitung wird Folgendes erzählt: Im Treffen bei Czegléd am 25. Jän. war der Fuhrwesensgemeine Schéder bei der Cavallerie-Batterie Nr. 5 in der Brigade Ottinger eingetheilt. Erst als die Batterie ihr Feuer einstellte und zurückfuhr, sprach er mit fester Stimme: „Nun ist's genug! Hebt mich vom Pferd." Und als der Batterie-Commandant ihn um das Warum? befragt, antwortete er: „Weil mir eine Kanonenkugel den Fuß weggerissen hat." Dabei wies er mit festem Blick auf die entsetzliche Verstümmelung. Der rechte Fuß war wirklich unterhalb des Knie's weggerissen. Der tapfere Schéder aber hatte im Bewußtseyn des strengsten Pflichtgefühls eines österreichischen Soldaten, den unsäglichen Schmerz mit bewundernswerther Seelenstärke unterdrückt, weil er von der Ansicht ausging, daß der Krieger im Feuer ausharren müsse, so lange dieß nur immer möglich sey.

— Das Monument Kaiser Karl IV. auf dem Kreuzherrnplatze zu Prag ist ohne Feierlichkeit enthüllt worden. Der Dresdner Bildhauer Prof. J. C. Hähnel, rühmlich bekannt durch seine Haut-Relief-Arbeit an dem Theater zu Dresden „den Zug der Bachanten" besonders durch sein preisgekröntes Beethoven-Monument zu Bonn, zeigte in dieser Statue ein gründliches Studium der betreffenden Geschichtsepoche, so wie eine künstlerische Beachtung aller bestehenden Porträts Karl IV. — D. Burgschmidt zu Nürnberg übernahm den Guß und die Ciselirung derselben in punktirter Manier. Was ihm auch meisterlich gelang. Das Piedestal mit all seinen Nebenfiguren und dem Zierath wurde in den Hüttenwerken des Grafen Einsiedeln zu Lauchhammer nächst Muckendorf in der Provinz Sachsen gegossen. — Die Höhe des Denkmals, seinen Sockel hinweggerechnet, beläuft sich im Ganzen auf 30, das Piedestal nämlich auf 18, die Statue also auf 12 Fuß Wiener Maß. Jede der vier Gestalten der Facultäten mißt 6, die der vier Zeitgenossen 4 Fuß. Für das Monument sammt Granitsockel erhielt der Künstler die Summe von 60,000 fl. C. M.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2)

№ 13. Klagenfurt, Dinstag den 13. Februar 1849.

Opfer.

(Von E. Straube; aus dem „Oesterr. Courier.")

Es sitzt der Kaiserjüngling im däumernden Gemach,
Er denkt wohl Frühlingsträumen der süßen Jugend nach.
Die Zeit hängt voll von Wetter; doch schreckt ihn nicht sein Strahl,
Ihm lächelt morgengolbig ja noch das Ideal!

Da hallen Schritte, dröhnend, wie wenn auf dunklem Pfad
Geheimnißvoll und schaurig sich das Verhängniß naht:
Es pocht, es ruft, es öffnet, und in des Morgens Schein,
Tritt, in der Treuen Mitte, der alte Herrscher ein.

„Die Zeit ist nun gekommen," so spricht er, ernst und hehr:
„Wo meinem greisen Haupte die Krone wird zu schwer;
„Urweltlich braut und gährt es nach neuer Schöpfung hin,
„Mir aber ist gebrochen der alte, frohe Sinn!

„Gewiß nur stets das Beste hab' ich gestrebt, gewollt,
„Für meine Völker hätt' ich mein Herzblut gern gezollt.
„Ich lebte nur in ihnen, ich dachte nur ihr Glück:
„Doch stießen sie mich dankbos von ihrer Brust zurück.

„Mit Spießen und mit Stangen erbrachen sie mein Haus,
„Und trieben mich als Flüchtling in fernes Land hinaus:
„Dann riefen sie mich wieder mit schnöder Forderung heim,
„Und bargen ihre Tücke durch falschen Honigschein.

„O! laß mich nicht erneuern der bittren Täuschung Schmerz,
„Sie haben mir zerrissen recht Schlag auf Schlag das Herz.
„Den treu'sten meiner Treuen traf b'ige Frevelthat,
„Wohin ich sah, da grinste entgegen mir Verrath!

„Zum zweiten Male fliehen mußt' ich in rauher Nacht,
„Mein lauernder Begleiter heißt nun seitdem „Verdacht,"
„Der meinen Schlummer hütet, zu Tische sitzt mit mir,
„Auf meiner Krone haftet als letzte grause Zier!

„Ich kann's nicht länger tragen, mir weicht bereits der Muth;
„Drum leg' ich meine Krone in jüng're, stärk're Huth:
„Der Gegenwart mich opfernd, tret' ich zurück in Ruh,
„Das Werdende, die Zukunft, gehört der Jugend zu!

„So nimm denn Du die Krone, ich biete sie Dir dar,
„Schling' Du den schweren Reifen in's braune Lockenhaar.
„Es haucht mir die Sybille der Zeit den Ruf in's Ohr:
„Vorbei, vorbei, ihr Alten — das Neue muß empor!"

Er sprach's, da faßt den Jüngling ein unbeschreiblich Weh,
Es werden ihm die Augen von heißer Thräne naß,

Er beugt das Haupt und seufzet so schmerzlich und so hohl:
„Du meine schöne Jugend, o Jugend, fahre wohl!

„Wohl aus des Berges Wettern ruft Du, o Herr, mir zu;
„Doch Dein ist ja die Weisheit, und allgerecht bist Du!
„Du schreitest durch das Dunkel, Du herrschest durch den Tag,
„Du bindest Keinem mehr auf als er ertragen mag!

„So nimm denn, Herr im Himmel, nimm mein Gelöbniß an:
„Ich will mit ganzer Seele vollziehen meine Bahn!
„Will mich zum Streite wappnen, will dulden, leiden, steh'n,
„Will in dem heißen Kampfe, wenn's Noth thut, untergeh'n!

„Es gilt ein heilig Endziel, es gilt der Völker Glück,
„Dies stählt mir die Sehnen, dies kräft'ge mir den Blick.
„Und daß ich's ehrlich meine, sey Dieses Dir Gewähr:
„Ich bring' als erstes Opfer Dir meine Jugend her!

„Ein Mann muß seyn, der herrschet in dieser rauhen Zeit,
„So werf' ich denn von hinnen der Jugend Rosen weit;
„Mag auch der Dorn mich drücken, gern' will ich Märt'rer seyn,
„Strahlt nur aus meinem Schmerze den Völkern Glückesschein!" —

— Und also ist's gekommen; — wie wenn auf wilder See
Ein Baum aus bess'ren Zonen steigt blühend in die Höh',
So steht der Kaiserjüngling inmitten einer Zeit,
Wo Völker und wo Kronen ein grauser Feind entzweit.

Nun gilt's zusammenhalten, zu wirken Hand in Hand,
Damit des Weltbau's Säulen dem Sturme halten Stand!
Vertrauen um Vertrauen sey nun das Losungswort,
Kein Opfer sey zu theuer für uns'rer Rettung Hort.

Und wie der Kaiserjüngling sein bestes, schönstes Gut,
Das Opfer seiner Jugend, warf in die wilde Fluth,
So laßt auch uns nicht säumen im würdigen Bereit,
Der Leidenschaft Bezwingung soll unser Opfer seyn;

Solch' Opfer nimmt der Lenker dort Oben gnädig an,
Es steigt, in duft'gen Säulen sich kräuselnd, himmelan,
Und wird zum Regenbogen, zum heil'gen Ackergrund,
Für Gottes und der Völker erneuten Friedensbund.

Ja, Friede thaue nieder in's wilde Wogenspiel,
Er führe unser Schifflein an's heißersehnte Ziel;
Damit des Kaisers Jugend, geopfert dem Geschick,
Zur schönen Ernte werde in seiner Völker Glück!

Die Tante am Rhein.

(Fortſetzung von Nro. 11.)

Als wir das Dörfchen im Rücken hatten, ſprengte der uns führende Leibjäger eine gute Strecke voraus, ritt dann auf den Gipfel eines kleinen, rechts abgelegenen Hügels und ſchwenkte hier ein kleines, rothes Fähnlein dreimal nach dem Schloſſe hin. Dies war augenſcheinlich das verabredete Zeichen unſerer Ankunft, denn gleich darauf dröhnte Kanonendonner weithin durch das Thal. Die Berge warfen den Schall hundertfach zurück, die Erde zitterte und von den Wällen des Schloſſes ringelte ſich der Pulverdampf in mächtigen Wolken über die Wipfel der Eichen und Ulmen hin. Der Wolkenſchleier zerriß und die Sonne warf den freundlichen Blick auf das holde Thal, in dem ſich jetzt ein reiches Leben und Treiben entfaltete. Aus all den größern und kleinern Häuſern, die ringsum auf den Bergen umher zerſtreut lagen, ſelbſt aus ärmlichen Hütten traten Männer, Weiber, Greiſe und Kinder, alle im feſtlichen Putze, und zogen mit Blumen und Kränzen der Landſtraſſe zu, uns ihren Gruß zu bringen. Bertha freute ſich wie ein Kind, und konnte ſich nicht ſatt ſehen an den herrlichen maleriſchen Trachten dieſes friſchen, kernigen, treuherzigen rheiniſchen Menſchenſchlages. Ich gab ihren Bitten nach und ließ das Verdeck des Wagens zurückſchlagen; war ich doch ſelbſt faſt wohlthuend überraſcht worden von dieſen erſten wohlwollenden Beweiſen meiner Braut. Ich dankte freundlich jedem Gruße, winkte manchem hübſchen Geſichte zu und ſammelte ſorgfältig die letzten herbſtlichen Blumen, die man uns in das Innere des Wagens warf. Als wir uns dem Schloſſe näherten, ſteckte der Burgwart (denn einen ſolchen hielt die ritterliche Frau doch jedenfalls noch) eine große himmelblaue Fahne auf dem höchſten der fünf Thürme heraus, die den Hauptſchmuck der Burg bildeten. Feſtliche Muſik, Trompeten und Paukenwirbel ertönten, als uns der Haushofmeiſter an der Schloßbrücke empfing. Er war zu Pferde und trug genau dieſelbe Uniform, wie vor fünfzehn Jahren, als Frau v. S. ihren Einzug in die Wohnung meiner Eltern hielt. Er ſchien es auf einen langen wahrſcheinlich trefflich memorirten Glückwunſch abgeſehen zu haben, und begann mit den Worten: „Hochwohlgeborner, hochzuverehrender, abſonders hochgelehrter Herr Baron! ꝛc.“ Ich enthob ihn der Fortſetzung durch mehrere Querfragen und nahm endlich den goldenen Schlüſſel entgegen, den man mir auf einem Atlasküſſen überreichte. Dies Kleinod konnte eben ſo gut als Symbol meiner nunmehrigen Herrſchaft, als Sclaverei gelten. Am großen Hauptportale des Schloſſes hielt ein Wappenherold, von dem Scheitel bis zur Zehe gerüſtet und mit geſchloſſenem Viſir; er ſtieß dreimal in das ſilberne Horn, als wir das Thor paſſirten. Das Innere des Hofes war im Geſchmacke des dreizehnten Jahrhunderts decorirt; die Schildereien, die uns Wirnt und Growenberg, Lancelot vom See und andere Meiſterſänger in alten romantiſchen Heldengedichten zurückgelaſſen haben, waren hier bis in das kleinſte unbedeutendſte Detail verwirklicht. In der Mitte des Platzes erhob ſich eine hohe Tribüne mit rothem Sammet behangen und mit hundert Fahnen geſchmückt. Echt rheiniſche Bergmuſikanten, gekleidet in das reiche Coſtüm brittaniſcher Troubadours, hatten hier Platz genommen und ſpielten zu unſerm Empfang Variationen zu der Methfeſſelſchen Melodie: „Es zogen drei Burſche wohl über den Rhein ꝛc.“ Fünf Jahre ſpäter würden ſie jedenfalls die Nikolaus Becker'ſche Bolognaiſe geſpielt haben. Ringsum waren Trophäen aus Helmen und Waffen, Harniſchen und Schildern erbaut, wie ſie kaum eine alte fürſtliche Rüſtkammer oder ein königliches Zeughaus in ſo reicher Auswahl zu bieten vermag. Eine Schaar von Rittern und Reiſigen ſchwärmte im Hofe, und manches kecke aber gutmüthige rheinländiſche Bauerngeſicht ſchaute neugierig unter der Sturmhaube hervor, die nur ſchlecht auf den blonden Krauskopf paßte. Aus allen Fenſtern wehten Fahnen, von allen Thürmen bunte Flaggen hinab. Man wurde unwillkührlich an die glänzenden Hoffeſte des Königs Arthur und ſeiner ritterlichen Tafelfreunde erinnert. Ich hatte Aehnliches erwartet und doch machte der originelle Empfang einen wunderſamen Eindruck auf mich. Nur eines fehlte, um dieſer bizarren Spielerei die Krone aufzuſetzen. Ich war jeden Augenblick darauf gefaßt, die rheiniſche Tante, meine ritterliche Braut, in der reichen glänzenden Amazonentracht der Königin Orgenilenſe vor mir zu erblicken. Mein ſpähender Blick glitt ringsumher: es war keine Spur von der hohen Frau zu erblicken.

„Und wo iſt Frau von S.?“ fragte ich endlich einen Edelknaben, einen drollen, feiſten Bauernjungen, der eben damit beſchäftigt war, meine Couſine Bertha aus dem Wagen zu heben und bei dieſer delicaten Aufgabe gerade nicht die meiſte Courtoiſie zeigte.

„Gnädige Frau erwartet Euch im Saale, mein hoher Herr und Gebieter,“ ſtammelte der Junge und athmete tief auf, als die Worte über ſeine Lippen waren. Der Stallmeiſter geleitete mich nach dem hohen Portale des Herrenhauſes. Ich muß hier bemerken, daß es mir ziemlich leicht ums Herz war, als ich die breiten ſteinernen Stufen hinauf ſtieg. Ich fand eine Art von Genugthuung darin, die baroken, ja unſinnigen Feierlichkeiten meines Empfanges belächeln zu können, und war eher zum Spott, als zur Wehmuth aufge-

legt. In dieser Stimmung trat ich vor Frau v. S., die mich, wie eine Herrscherin des Orientes, auf schwellender Ottomane, unter einem Baldachin von Sammt und Seide empfing. Ihre nächsten Umgebungen bildeten einen grellen Contrast zu der theatralischen Ausschmückung des Hofes. Es war hier mehr die Pracht aus »tausend und einer Nacht«, die sich vor meinem trunkenen Auge entfaltete: keine Spur mehr von jenen antiken Attributen eines ritterlichen Waffenwerkes. Der Saal glich dem zauberischen Elfentempel aus König Oberon. Hier war gediegener Reichthum gepaart mit dem äußersten vollendetsten Geschmack sichtbar.

Frau v. S. kam uns einige Schritte entgegen, küßte Bertha auf die Stirn und dann zu mir sich wendend, reichte sie mir die welke Hand zum Kusse dar. Ich beugte mein Haupt und willfahrte, erhob mich aber gleich darauf wieder, um meinen Blick einige Secunden lang auf der hohen Frau ruhen zu lassen. Aus ihrem Auge starrte ein eisiger Ernst, eine unbeugsame Strenge, aber sie war nicht mehr die stattliche Frau, die vor fünfzehn Jahren selbst ein knabenhaftes Interesse anzuregen verstand. Noch thronten Stolz und Kühnheit und ein unverkennbarer Adel auf dieser Stirn, aber es war, als ob die tiefen Furchen, die die Pflugschar der Zeit über die schon grau schattirten Brauen gezogen, die lodernden Leidenschaften denn doch in etwas gemildert hätten. Sie hatte bereits über ihre Jahre gealtert, und suchte diesen Uebelstand hinter einer äußerst gewählten und kunstreichen Toilette zu bergen, in deren Anordnung sie Meister war. Ich habe selten eine Frau gesehen, die mit den letzten winzigen Resten einstiger Schönheit so haushälterisch umgegangen wäre als Frau v. S.

»Schon gestern hatte ich Sie erwartet,« nahm sie das Wort und trat mit mir in eine der hohen Fensterwölbungen, von denen aus man den ganzen Hof übersehen konnte.

»Die Schuld liegt nicht an uns, gnädige Frau,« versetzte ich lächelnd und zeigte nach den hinkenden Fliegenschimmeln, die man gerade unter den Fenstern vorüber nach dem Stalle führte. Sie warf einen forschenden Blick dorthin, und ein Zug von ironischem Mitleid glitt über ihr bleiches Antlitz. Die echte ehrliche norddeutsche Landracе mochte nicht nach ihrem Geschmacke seyn. — »Wir hofften schon vorgestern einzutreffen,« fuhr ich fort: »aber die Wege sind hier zu Lande so schlecht, daß man selbst mit weniger ermüdeten Pferden kaum acht Stunden täglich fahren kann.«

»Ich habe dies schon oft wahrgenommen, lieber Hermann,« versetzte sie. »Lassen Sie es Ihre erste Sorge seyn, die Landstrassen und Fahrwege, die über unser Gebiet führen, bald in bessern Zustand zu bringen.«

Sie sprach diese Worte mit einer gewissen Vertraulichkeit, und berührte so unwillkührlich ein Thema, das bei näherer Erörterung nothwendig zu Erklärungen über unser dermaliges beiderseitiges Verhältniß führen mußte. Ich fühlte mich indeß weder befugt noch gekräftigt hierzu die erste Anregung zu geben, und so entstand eine Pause, die für uns Beide jedenfalls gleich peinlich war. Indeß nahm sie zuerst das Wort wieder.

»Ueberhaupt wünsche ich,« sagte sie: »daß Sie die Verwaltung der Herrschaft sobald als nur immer thunlich übernehmen. Es ist in den letzten Jahren so manches vernachlässigt worden, weil ich durch Kränklichkeit verhindert, nicht überall selbst Hand an's Werk legen konnte. Sie finden hierin einen Grund meiner nochmaligen Verheirathung. Indem ich meinen Unterthanen einen neuen Gebieter gebe, will ich Ihnen nur den Beweis liefern, daß es mir eben so sehr um das Wohl und den Segen derselben, als um die Erhaltung und Bewahrung der altersgrauen Rechte zu thun ist, die sich an den Besitz unserer Herrschaft knüpfen. Der Oekonomieinspektor wird Ihnen morgen die Verwaltungsrechnungen und andere Papiere vorlegen. Den heutigen Tag gönne ich Ihnen zur Ruhe; mein Haushofmeister ist beauftragt, Ihnen die für Sie in Bereitschaft gehaltenen Zimmer anzuweisen.« Sie winkte mit der Hand, und der dicke Haushofmeister stand hinter mir, meiner Befehle gewärtig. Ich verabschiedete mich mit einer leichten Verbeugung. Die jedenfalls absichtliche Kälte, mit der Frau von S. über den delicaten Punkt hinwegging, frappirte mich. Ihr Entschluß, mich zu ehelichen, war sonach nichts anders, als das Resultat kalter, berechnender Spekulation; ich sollte der Administrator ihrer Güter mit dem Titel eines Gemahles werden. Meine Persönlichkeit, mein Aeußeres, meine Jugend, meine Bildung, und all die andern vollklingenden Attribute, auf die ein junger Mann von acht und zwanzig Jahren wohl einiges Gewicht legen darf, ohne der Eitelkeit beschuldigt zu werden, traten hier in den Hintergrund. Dies verletzte mich empfindlich.

Der Haushofmeister führte mich durch lange und hohe Kreuzgänge. Jeder Schritt hallte an den Mauern wieder, eine unheimliche Athmosphäre wehte in diesen Räumen. Hier, meinte ich, könne nur der Schmerz, die Trostlosigkeit wohnen. Riesige Ritterbilder hingen an den Wänden, und schienen sich schier zu verwundern, nach langen, langen Jahren wieder einmal einen Mann im modischen Leibrock, ein getreues Abbild der modernen Welt zu erblicken.*)

Meine Zimmer lagen im entgegengesetzten Ende des Flügels mit der herrlichen Aussicht nach dem Rhein. Die Möbeln waren reich vergoldet, die Tische und Stühle massiv; es gehörte eine kräftige Faust

*) Die folgenden Blätter der Erzählung enthalten nur den fast wörtlichen Abdruck des Tagesbuches. F. R.

dazu, um sie von der Stelle zu rücken. Die Fenster waren gemalt — verblichener rother Sammt wallte über die kleinen runden transparenten Bilder, die die Gemächer immer in zweifacher Beleuchtung erscheinen ließen. Das Ganze hatte viel von den kleinen italienischen Klosterkirchen; mir war sonderlich zu Muthe. Auf dem Gesimse eines hohen Schreibpultes waren zwei Bücherreihen aufgestellt, über denen das lebensgroße Conterfei des ritterlichen Königs Franz hing. Ich wühlte lange zwischen den dicken Bergamentbänden, bevor ich ein Buch von civilisirtem Aeußeren wahrnahm. „Europäische Wappenkunde," „Tennekers Pferdezucht," einige Schriften „über Agricultur und Kleebau," „Pohls landwirthschaftliches Archiv," „der Troubadur, Roman von Ernst v. Brunnow"; dies waren die Schriften, deren Titel ich der Reihe nach las. Eine ältere Uebertragung des Nibelungenliedes nahm mein Interesse noch am meisten in Anspruch. Zur Lektüre war ich ohnedies nicht sonderlich aufgelegt; ich öffnete ein Fenster, das sich knarrend in seinen Angeln drehte, und blickte hinunter in die tosenden Wellen des Rheins. Dicht unter meinem Zimmer war eine alte, leck gewordene Goudel angebunden, wahrscheinlich dieselbe, auf die der unglückliche zweite Gemahl meiner dermaligen Braut bei fahlem Mondenscheine in das Land der Freiheit und Gleichheit zu schiffen pflegte. Nach einer guten Stunde brachte mir ein Knappe den Imbiß: dürftige Sagosuppe, einen noch dürftigern Hammelbraten und ein Glas Wein, der, wie ich bald wahrnahm, wenigstens kein Elfer war. Ich trank das Glas mit einem Zuge aus, und gab es dem Diener zurück mit dem Befehle, eine Flasche einer andern und wo möglich bessern Sorte zu bringen. Er zögerte, ging aber endlich und kehrte kurz darauf mit leeren Händen zurück.

„Nun?" fragte ich befremdet.

„Die gnädige Frau bemerkten mir, daß Rheinwein in größeren Quantitäten genossen nach jeder Strapaze schädlich sey. Man wird Ihnen gleich den Kaffee bringen, Herr Baron."

Ich biß mich in die Lippe und schwieg; das war der erste Streich der Zuchtruthe, die über meinem Haupte schwebte. Nach einer halben Stunde erschien der Kaffee, der stark nach Mohrrüben oder ähnlichen Surrogaten schmeckte. Die Hälfte ließ ich stehen, und zündete dann eine Cigarre an. Ein hübsches Stubenmädchen, die das Geschirr wieder fortrug, warf mir einen bedenklichen Blick zu. Die Kleine hatte jedenfalls etwas auf dem Herzen.

Mit einbrechendem Abend besuchte mich meine Cousine und klagte mir, daß sie sich in der Gesellschaft der Tante sehr langweile. Die wunderliche Frau wisse von nichts anderem als Pferde- und Rindviehzucht und ähnlichen landwirthschaftlichen Beschäftigungen zu sprechen. Jedem Gespräche über Gesellschaft, Literatur, Theater ꝛc. weiche sie aus, dulde überhaupt keinen Widerspruch und führe nur allein das Wort. Uebrigens brachte sie mir die eben nicht tröstliche Nachricht, daß der Oekonomieinspektor bereits einige hundert Rechnungen hervorgesucht habe, die er mir morgen in aller Frühe vorzulegen gedenke.

„Ich werde die Sache ziemlich kurz abmachen," entgegnete ich; „es genügt mein „vidi" unter die Papiere zu setzen. Der alte Inspektor kann jedenfalls besser rechnen als ich."

Bertha gab mir Recht und schied von mir mit dem Versprechen, mich morgen in der Frühe wieder zu besuchen. Ich suchte die Ruhe und fand sie.

Der dicke Oekonomieinspektor jagte mich richtig mit grauendem Morgen aus den Federn. Er erschien mit zwei Unterverwaltern, die unter der Last schwerer Bücher und Paquete seufzeten; in wenigen Minuten schaffte man mehrere Ballen Papier in mein Zimmer.

„Hier sind die Rechnungen," erklärte der Dicke mit großer Höflichkeit: „und hier die Wirthschaftsbücher."

„Aber, mein Gott!" warf ich ein: „haben denn solche Sachen nicht Zeit?"

„Die gnädige Frau will es so," erklärte der Mann achselzuckend und ließ mich allein. Ich blätterte in einigen Rechnungen, die von Getreidelieferungen handelten, und schob dann die ganzen Papiere zur Seite, um einige Gesänge des Nibelungenliedes zu lesen. Kurz nach acht Uhr erschien der Kaffee, dessen Aroma wieder stark von hierländischen Düften geschwängert war, und gleich darauf machte mir meine Braut ihre Morgenvisite. Auch heute war sie äußerst geschmackvoll gekleidet, eine schwerseidene Robe umwallte ihre Glieder. Sie grüßte mich ziemlich ceremoniös und fragte mich dann zunächst, ob ich schon einige der Rechnungen durchgesehen habe. Ich bejahte dies, sie wollte wissen, welche, und ich schob ihr einige zu, die mir am nächsten lagen. Ihr erster Blick entdeckte einen Additionsfehler. Ich entschuldigte mich so gut ich es vermochte, mußte aber demungeachtet eine kleine Admonition vernehmen. Indeß stand mir noch Empfindlicheres bevor. Als Frau von S. in den Papieren blätterte, fand sie eine halb angeraucht Cigarre, die ich vorhin erst aus der Hand gelegt hatte, und trat betroffen einen Schritt zurück.

„Mein Herr," sagte sie, und ihre Miene verkündete nichts Gutes: „mein Herr, ich will nicht hoffen, daß Sie rauchen?"

„Sehr stark, gnädige Frau," erwiederte ich ruhig, ohne mich im Mindesten aus der Ruhe bringen zu lassen.

„Das muß ich Ihnen hiemit streng untersagen. Ich dulde dies in meinem Hause nicht."

Sie sprach diese Worte im strengsten, bestimmtesten Tone, und mit einer Zuversicht, die jeden etwaigen Widerspruch abschneiden zu wollen schien. Und dennoch widersprach ich. Ich sagte ihr so bescheiden, als ich es bei meiner schon etwas gereizten Stimmung nur immer vermochte, daß ich mich wohl hüten würde, in ihrer Gesellschaft oder auch nur öffentlich zu rauchen, auf meinen Zimmern aber und für die Stunden des Tages, die ich für meine Privatinteressen in Anspruch zu nehmen mir erlaube, müsse ich mir diese Freiheit vorbehalten. Sie gab dies nicht zu, es entspann sich eine lebhafte Debatte, zu deren Schluß sie mir ohne Umschweif eröffnete: sie habe ihren früheren Gatten keine gewissen Stunden für Privatinteressen frei gelassen und sie könne sich überhaupt nicht denken, daß in einem ehelichen Verhältnisse ein oder der andere Theil Privatinteressen haben dürfe. Ich solle davon nur abstehen; wenn das priesterliche Wort einmal gesprochen sey, könne auch von solchen Freiheiten nicht mehr die Rede seyn, die man wohl dem Verlobten und auch diesem nur ungern gestatte. Ich mußte mich sehr anstrengen, um nicht jetzt schon das Aeußerste herbeizuführen, und gab endlich nach. Frau v. S. war sichtlich aufgeregt, als sie mich verließ.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 14. Klagenfurt, Sonnabend den 17. Februar 1849.

Die Tante am Rhein.

(Fortsetzung.)

Cousine Bertha kam später und erzählte mir, wie sie einen heftigen Auftritt mit der Tante gehabt habe. Frau v. S. sey eine unausstehliche Frau, mit der kein Mensch auskommen könne. Ich tröstete das arme Mädchen und bedurfte doch selbst weit mehr des Trostes als sie. Die Ketten meiner Sclaverei wurden mir schon unerträglich, und ich trug sie jetzt doch erst zur Hälfte.

Das mir wieder übersendete Mittagsmahl war eben so frugal als das gestrige; mir kam der Wein noch miserabler vor. Ich schickte den mir zur Verfügung gestellten Bedienten zu meiner Braut, und ließ anfragen, ob es ihr nicht gefällig sey, mit mir gemeinschaftlich zu speisen, erhielt aber die Antwort, daß dies in ihrem Hause nicht Gebrauch sey. Sie liebe das nicht. — Den Rest des Tages verbrachte ich mit Durchsicht der Rechnungen. Abends blickte ich nach der Gondel unter meinen Fenstern; ihr baufälliger Zustand bekümmerte mich; mir ward schon ziemlich klar, daß ich sie eines Tages gebrauchen werde.

Am Morgen des dritten Tages besuchte mich ein bereits bejahrter Mann, ein benachbarter Gutsbesitzer, Namens Werner, der sich als der einzige Hausfreund der Frau v. S. zu erkennen gab. Er sprach mit Schonung von ihr und gedachte „ihrer kleinen Schwächen" nur im Vorübergehen. Dem Tabakrauchen war er selbst abheld, und konnte mich daher nicht entschuldigen. Ich bat ihn um einige Bücher und er versprach mir solche. Als ich wieder allein war, schrieb ich einen langen Brief an Linden, den ich zum größten Theil mit einer Charakteristik meiner Braut anfüllte. Odry's Aufsatz im „Constitutionel" schwebte mir vor der Seele, ich machte meinen Herzen Luft und geißelte Frau v. S. und ihre Launenhaftigkeit mit ungezügeltem Muthwillen. Als ich fertig war, mußte ich selbst über das Bild lachen: es war mir Zug um Zug gelungen. Ich gab den Brief dem Oekonomieinspektor zur Besorgung und erwartete nun den Besuch meiner Braut. Sie kam um die zehnte Stunde und kündigte mir an, daß ich den Nachmittag in ihrer Gesellschaft den bereits begonnenen Neubau eines Wirthschaftsgebäudes besichtigen solle, das den jenseitigen Flügel des Schlosses zu ergänzen bestimmt sey. Sie sprach ihre Zufriedenheit über meine Arbeiten aus, erklärte mir aber auch gleichzeitig, daß noch schwierigere meiner harrten. Meinen verzweifelten Blick auf die noch vor mir liegenden Haufen schien sie nicht zu beachten. — Des Mittags war der Wein etwas besser; ich hatte nur in quantitativer Rücksicht noch etwas zu erinnern. Meine Ketten lasteten minder schwer. — Frau v. S. holte mich nach Tische zur Besichtigung des Neubaues ab. Man arbeitete rüstig an dem Werke, und meine Braut sprach mit viel Umsicht über den Plan des Ganzen, wie ich ihr denn überhaupt das Zeugniß einer in landwirthschaftlicher Hinsicht sehr erfahrenen Frau geben mußte. Als wir auf dem Rückweg über den Schloßhof gingen, befremdete es mich, von all den ritterlich romantischen Decorationen war keine Spur mehr vorzufinden; ich hatte erwartet, daß man die Spielereien bis zu den doch jedenfalls nahe bevorstehenden Vermählungs-Feierlichkeiten aufgestellt lassen würde.

Auf mein Zimmer zurückgekehrt, fand ich einige Taschenbücher, die, wie mein Bedienter meldete, der Hausfreund der Frau v. S. überschickt hatte. Eines derselben enthielt eine vortreffliche, mir bereits bekannte Novelle von Blumenhagen, die ich Wally vorgelesen hatte. Die Wehmuthssaite meines Herzens vibrirte wieder.

Der herrlichste Abend folgte dem heiteren Nachmittage. Der Himmel glich einem Feuermeer und vergoldete die Gipfel der Berge mit seiner Flammengluth. Die Abendröthe spiegelte sich in den Wogen des Rheins; ein feenhafter, rosiger Schimmer erfüllte mein Gemach. Ich bog mich weit über die Fensterbrüstung, um die geisterhaft schönen Augenblicke in ihrer ganzen vollen Seligkeit zu genießen. Eine heitere Mädchenstimme störte mich in meinen Betrachtungen. Ich blickte nach der Gegend, von der die Störung kam, und erblickte nur ein himmelblaues Kleid mit

zwei wunderniedlichen Füßchen; das Uebrige verdeckte neidisch der noch ziemlich belaubte Zweig eines Taxusstrauches. Ich bog mich noch weiter hinaus und hustete. Vergebens, das jedenfalls hübsche Kind wollte mich nicht bemerken. Die Thür meines Zimmers knarrte; eben wollte ich mich zurückziehen, als die niedlichen Füßchen sich bewegten — eine zarte Taille wurde sichtbar — noch eine Wendung, Himmel! es war Wally. Wally! rief ich, Wally! umsonst, sie ging langsam fort, ohne den Blick noch einmal nach mir zu kehren. Als ich mich hastig umwendete, stand Frau v. S., meine Braut vor mir.

„Mein Herr", sagte sie, ich aber ließ sie nicht zu Worte kommen, und fragte sie stürmisch..

„Kennen Sie jenes Mädchen, gnädige Frau?" Ich deutete mit dem Finger nach der Taxushecke, hinter der das blaue Kleid längst verschwunden war.

„Welches Mädchen?" rief sie frappirt.

„Sie trug ein blaues Kleid."

„Was kümmert Sie die Tochter meines Gärtners? Mein Herr, ich bin mit ihrem Betragen höchst unzufrieden. Vergessen Sie nicht, was Ihnen bevorsteht. Kennen Sie diesen Brief?" Ich erstarrte. Sie zeigte mir mein Schreiben an Linden, das ich diesen Morgen dem Inspector zur Beförderung anvertraut hatte. Frau v. S. hatte es erbrochen.

„Madame!" rief ich empört, und schüttelte mit einem Male die schweren Ketten ab. „Sie haben es gewagt, meine Briefgeheimnisse zu verletzen?"

Sie trat nahe an mich heran, der Zorn röthete ihr Antlitz und mit einem Hohngelächter, das mir durch die Seele drang, sagte sie:

„Mein Herr, Sie dürfen keine Geheimnisse haben. Oder sollten Sie noch keine Ahnung davon gehabt haben, daß ich in unserer Ehe die altgebräuchliche Formel: „Er soll der Herr seyn!" auf den Kopf zu stellen geneigt bin? Ich will Ihre Herrin werden, und vor der Herrin darf der Diener keine Geheimnisse bergen. Ich bin fortan der Censor Ihrer Correspondenz."

Ich hatte nur noch ein mitleidiges Lächeln für die in wahnsinniger Verblendung befangene Frau.

„Gnädige Frau," sagte ich bitter: „noch ist die Ehe nicht geschlossen, die ich nie gebilligt, die ich — wenn Sie es denn einmal nicht anders wollen — die ich verachtet habe. Noch bin ich frei . . . ."

„Wer sagt Ihnen das? Frei?! Sie haben nur noch die Wahl zwischen meiner Hand und dem Schuldthurm."

„Meine Wechsel sind bezahlt", sagte ich triumphirend.

„Gewiß bezahlt, bis auf den letzten Pfennig, und zwar — von mir bezahlt," sagte sie und zog einige Papiere hervor. Es waren Lewin Aschers Wechsel.

Mir ward es Nacht vor den Augen.

Frau v. S., eröffnete mir der Haushofmeister vier und zwanzig Stunden später, sey entschlossen, am nächsten Morgen in aller Stille unsere Trauung vollziehen zu lassen. Ich sagte weder ja noch nein; der vertraute Diener seiner Gebieterin deutete mein Stillschweigen auf die günstigste Weise. Abends sandte mir meine Braut einen Strauß blühender Monatsrosen. In der That, eine beißende Ironie. Ich schaute nach der Taxushecke, ob das Mädchen mit dem blauen Kleide nicht wieder kommen wollte. Ich war noch sehr ungewiß, ob es nicht Wally gewesen sey. Aber das Mädchen kam, und es war nicht Wally, auch erschienen mir die Füsse bei Weitem nicht so niedlich als gestern. Das Kind war hübsch, aber es hatte denn gestern doch die stärkste Einbildungskraft dazu gehört, um mir eine so liebliche Fantasmagorie vorzuzaubern. Als ich vor dem Schlafengehen noch einmal aus dem Fenster sah, war die Gondel verschwunden, der mächtige Wogendrang des Rheins hatte das morsche Fahrzeug mitgenommen.

(Schluß folgt.)

Noch einige Worte hinsichtlich der Abschaffung des Adels, und Aufhebung der Fideicommisse.

Es ist im Reichstage zu Kremsier der Beschluß gefaßt worden, daß die Adelsbezeichnungen hinfüro vom Staate nicht anerkannt werden sollen, der Staat aber wird repräsentirt durch den Monarchen und den Reichstag, folglich soll der Kaiser auch jenen Beschluß, der jedoch erst durch seine Sanction zum Gesetze erwachsen kann, nämlich „keinen Adel mehr" anerkennen, womit er also gleichsam stillschweigend erklären würde, daß er jene Gnadenverleihungen, jene Anerkennungen zum Theil großer Verdienste um Kaiser und Staat nicht mehr giltig ansehe, alles dießfalls Verheißene, dadurch Gewürdigte zurückgenommen würde. Wäre aber ein solches Vorgehen gerecht, auch nur weise, würde es die vielen getreuen Adeligen aneifern, für Staat und Herrscherhaus zu streiten, welches nun so viele dieser Classe mit solchem Heldenmuthe, solchem Feuereifer thun. — Zu edel, zu weise denkend ist unser Jünglings-Kaiser, mit zu erfahrenen, das Recht liebenden Rathgebern umgeben, zu thatkräftige Minister, zu tapfere Armeen, zu erprobte Feldherren nennt er seyn, um solchen Vorschlägen Gehör zu geben, Vorschlägen, die mit Wegweisern zur Republik verglichen werden können, um seinen ganzen deutschen, fast durchgehends stets so treuen, den Thron stützenden Adel gleichsam wegzuwerfen, (ist doch der Monarch selbst vom altdeutschen Erbadel, und durch sein Erbrecht Kaiser von Oesterreich) sich in die Arme von Menschen zu werfen,

die sich nur darum an die Stelle des Adels setzen wollen, um zu herrschen, — von so Denkenden, wie die Gesinnungen jener waren, welchen in Frankreich so schreckliches Unheil entquollen ist, und noch entquillt. — Wurde doch ganz unverholen im Reichstage dem Adel vorgehalten, daß er in England für Karl den I. kämpfte, also dessen Hinrichtung verhindern wollte. Kann ein solcher Grund dem Monarchen und getreuen Unterthanen einen Beweggrund zur Abschaffung des Adels bieten! — Der Adel habe sich in neuester Zeit wieder etwas emporgeschwungen, was aber nur kurz währen wird, äußerte ein anderer der Reichstags-Deputirten! — Ists Radetzky, ist es Windischgrätz oder Jellachich, sind es die vielen tapferen, adeligen Generäle und Offiziere, welche er gleich Meteore verschwinden lassen will! Soll die Erinnerung an einen Feldmarschall Fürsten Raimund Montecuculi, an einen Grafen Maximilian Trautmannsdorf, an einen Feldmarschall Grafen Ludwig Khevenhüller, an einen Prinzen Eugen von Savoyen, an einen Feldmarschall Grafen Daun, an einen Feldmarschall Freiherrn Loudon, an einen Minister Fürsten Kaunitz, an einen Feldmarschall Grafen Lacy, an einen Grafen Rüdinger Starhemberg, Vertheidiger Wiens im Jahre 1683, an einen Grafen Salm, ebenfalls heldenmüthiger Vertheidiger jener Hauptstadt 1529 — schwinden, das Andenken an noch so viele andere Tapfere und Weise der Adelsclasse! Daß es auch Adelige gab, die ihrem Stande keine Ehre brachten, läßt sich nicht läugnen, doch welcher Stand hat nicht leider unglückliche Charactere aufzuweisen, eben so wenig kann geläugnet werden, daß es höchst wünschenswerth wäre, wenn man nur für wirkliche Verdienste hinfüro den Adelsstand verleihen, keinerlei Tare mit Ertheilung desselben verbinden würde, da solche den Adelswerth bedeutend herabsetzen. An die Verdienste der Vorfahren sollen die Nachkommen zur Nachstrebung erinnert werden, nicht aber an das Geld, welches solche besaßen, da es dem Staate von hohem Nutzen ist, Ehrgefühl und Nacheiferung zu erregen, nicht aber Titel, Rang und Geldsucht. Höchst billig ist es auch, daß der Adel in Bezug auf Recht und Gesetz nicht bevorzugt bleibe, daß er gleiche Lasten mit den übrigen Staatsbürgern trage, unbeschadet seinem socialen Rang. — Kaiser Napoleons Einsicht entging es nicht, wie einer Monarchie der Adelstand erforderlich sey, denn er schuf wieder einen solchen, und zwar einen erblichen in Frankreich, und verband ihn mit Errichtung von Fideicommissen, obschon in Frankreich damals schon von einem Feudum, von Dominien, von Herrschaftsunterthanen, und was dazu gehört, keine Rede mehr war, also die Fideicommisse nur auf Grund- und Gebäude-Besitzungen Bezug nahmen, wohl einsehend, daß Fideicommisse zur Erhaltung des Adels unumgänglich nothwendig sind. Dagegen können nur die streiten, welche die Aufhebung dieser Fideicommisse, wenn sie es auch nicht aussprechen, als Mittel betrachten, den Adel gleichsam zu untergraben, ihm die erforderliche Dotation, und damit das Ansehen zu rauben, denn ohne Fideicommisse kann ein übler Wirth seine Familie an den Bettelstab bringen, und ists nicht besser, ein Nachgeborner besitzt weniger, als der Aelteste, als wenn ein solcher durch die Armuth des Aeltesten sich aller Hoffnung beraubt sieht, von seinem Familien-Chef unterstützt zu werden. Werden die Fideicommisse aufgelöst, so fallen die meisten, großen Grundbesitzungen höchst wahrscheinlich allmählig in Hände von Speculanten; ob dieses insbesondere dem Waldstande gedeihlich seyn wird, möchte man wohl dahin gestellt seyn lassen; die Erfahrung wenigstens hat erwiesen, daß solche Speculanten nicht für die Nachfolger denken, schnellstens den größtmöglichsten Nutzen aus dem Holzertrage zu ziehen trachten, was zerstörend auf die Holzkultur wirken muß, während doch sehr viele Fideicommiß-Besitzer das Wohl ihrer Nachkommen bedenken, auch großentheils durch jene Behörden, die die Integrität der Fideicommisse beaufsichtigen, wenn sie ihre Pflichten erfüllen, verhindert werden, die Forste mehr ins Mitleid zu ziehen, als die Forstkultur gestattet.

Warum also die weise diesfällige, vom Staate seit Jahrhunderten gut geheißene Disposition der Fideicommiß-Stifter umstürzen, warum dadurch in die Rechte der Privaten eingreifen! — Oder soll es etwa für den Staat nützlicher seyn, wenn bald dieser, bald jener in Besitz der großen Grundgüter gelangt, sollen dadurch getreuere, dem allgemeinen Wohle ergebenere, den Kaiser mehr liebende Staatsbürger erzielt werden! oder wäre es nutzbringend, wenn diese größern Grundgüter zerstückt würden, würden die Länder an Aussehen gewinnen, wenn man die Hütten auf Kosten der herrlichen, zur Zierde gereichenden Schlösser vermehrte, wäre damit der Intelligenz, der Kunst, den Handwerken ein Nutzen geschafft. Wäre die hierdurch erzeugte Uebervölkerung nicht genöthiget, den ganzen Boden-Ertrag für sich zu benützen, ohne an die Städtebewohner etwas ablassen zu können, wären diese dann besser daran, ohne Nahrungsmittel, ohne Absatz ihrer Kunst-, Fabrik- und Handwerks-Erzeugnisse?

R.

Notizen.

— Im Hauptquartier des Feldmarschalls Grafen Radetzky zu Mailand (berichtet die Allg. Ztg.) wurden die Kriegsereignisse bei der österreichischen Armee in Italien während des letzten Feldzuges nach authentischen Quellen zusammengestellt. Sie erscheinen nicht der Reihe nach, sondern wie es eben die Umstände während des Waffenstillstandes möglich machten. Zuerst erschien das zweite Heft und in ihm die Uebersicht der Operationen des Heeres nach dem Treffen von St. Lucia, das heißt der Bewegung gegen Curtatone, der Erstürmung der dortigen feindlichen Verschanzungen, des Versuches auf Goito, des Sieges bei Vicenza und der Capitulation der combinirten Streitkräfte Durando's bis zur Rückkehr nach Verona, mithin alle Ereignisse vom 7. Mai bis 13. Juni. Das eben als Fortsetzung erschienene dritte Heft umfaßt die Gesammtbewegungen, Schlachten und Gefechte von Somma Campagna bis zur Einnahme von Mailand, das ist vom 13. Juni bis 9. August. Wie in allen österreichisch officiellen oder halbofficiellen Publicationen ist auch in diesem Berichte die Geschichtserzählung trocken und streng auf die Thatsachen beschränkt, und es ist jeder noch so natürlichen und gebührenden Regung erhöhten Bewußtseyns eben so sorgfältig aus dem Wege gegangen, als sonst gewöhnlich bei militärischen Relationen das Gegentheil wahrgenommen wird, selbst abgesehen von so unverschämter Großsprecherei, als die der italienischen oder Kossuth'schen Rebellen-Bulletins, in denen jede Niederlage als Sieg ausgerufen wird,

und gegen welche die einst so verrufenen Bulletins des Napoleonischen Kaiserreiches heute als Muster der Wahrheit und Bescheidenheit gelten können. Obwohl nun die Geschichte einer solchen Bescheidenheit nicht immer Gerechtigkeit widerfahren läßt und die Beispiele nicht ferne liegen, wie namentlich in Bezug auf die österreichische man sich häufig auf ihre Unkosten mit fremden Federn geschmückt hat, so sind doch hier die Thatsachen so überwältigend, daß sie kaum einer Betonung bedürfen. Die ungeheure Wichtigkeit und die Gewalt der Geschicke, die über die Monarchie hereingebrochen waren, die furchtbare, fast verzweiflungsvolle Lage der Armee treten eben so kolossal hervor, als die moralische Kraft dieses Heeres und seiner Führer. Die Standhaftigkeit, Mannszucht, Ausdauer, Manövrirfähigkeit und Tapferkeit der Truppen, wie die Intelligenz der Offiziere, durch welche allein die Besiegung aller dieser Schwierigkeiten und die errungenen Erfolge möglich wurden — alles das erscheint so unwiderleglich und schlagend selbst in diesen schlichten Berichten, in dieser gänzlich schmucklosen Darstellung, daß sicher Niemand in Europa diesem Heere seine Bewunderung und den Ausdruck seiner Würdigung versagen wird, als etwa die patriotische Linke des Wiener Reichstages, die sich dadurch unsterblich gemacht hat, wenn auch auf minder beneidenswerthe Weise als Radetzky und sein Heer! Für jeden Militär von Fach ist diese nicht für den Buchhandel bestimmte Publication in ihren Umrissen von höchsten Interesse und vollkommen genügenden Uebersichtlichkeit. Ist ein Wunsch erlaubt, so wäre es vielleicht der, daß der Effektivstand der Truppen der Kopfzahl nach bei den verschiedenen Operationen angegeben würde, was hier nur im Allgemeinen nach Bataillonen, Compagnien, Schwadronen geschehen ist. Das noch fehlende erste Heft, mithin der Anfang des Werkes, wird nachgetragen werden, und die Periode vom Anfang des Aufruhrs zu Mailand und dem Ausbruche der Revolution in der Lombardei und dem Venetianischen bis zum Treffen von St. Lucia umfassen. Es lassen sich aus dem Zusammenhange des Ganzen schwer einzelne Partien herausreißen, aber man kann den Eindruck nicht unerwähnt lassen, den das ehrwürdige Heldenbild des alten 84jährigen Feldmarschalls hervorbringt — ein Bild, das in der Geschichte kein ähnliches findet. Uebrigens tritt in diesen Berichten die Individualität des Feldmarschalls nur dann persönlich hervor, wenn sie den Verdiensten Anderer Gerechtigkeit widerfahren läßt. Mit welcher Wärme das geschieht, mag der Eingang seines Berichtes an das Kriegs-Ministerium zeigen: „Es sey hier vor Allem dankbar gefeiert der Name meines geworbenen Waffenbruders, des biedern Kriegsministers Grafen Latour, der mir — wie keiner — eine treue Stütze war, der mir so edel half, die meinem Kaiser und Herrn hinterlistig geraubten Länder wieder unter seinen Scepter zurückzuführen. Haben auch Böswichte seine Hülle geschändet, haben auch seiner unwürdige Waffengenossen erst später mit dem Tode das Verbrechen gebüßt, daß er vor ihren Augen unter der Rotte gedungener Mörder fiel, hat endlich auch Pöbel an Gesinnung — hoch oder niedrig — in der verderbten Hauptstadt des Reiches nicht einmal seine Henker bestraft, weil dieser in seiner Memmenfurcht nicht den Muth hat, zu sterben wie Er — so will doch ich ihm noch im Grabe danken für seine unermüdete Hilfe, für sein Dichten und Trachten, für sein Denken und Sorgen bei Tag und Nacht für die Bedürfnisse des Staates, für die Belohnung meiner Krieger, für die Verstärkung meines tapferen Heeres — wie denn sein warmes Herz für das Wohl des Vaterlandes bis zu jener verhängnißvollen Stunde schlug, wo er unter den Streichen seiner eigenen Mitbürger, ein Muster edler Treue, dahinsank." In nicht minder herzlicher Weise und warmer Anerkennung wird des Generals der Cavallerie, Grafen Wallmoden, und jener Generale, Offiziere und Soldaten erwähnt, die sich besonders auszuzeichnen Gelegenheit fanden. Man sieht, wie es dem Vater seines Heeres eine Angelegenheit des Herzens war, dem Verdienste jedes Einzelnen gerecht zu werden.

— Die Moskauische Zeitung berichtet: Der neue kaiserliche Kreml ist beinahe fertig. Die vergoldeten Kuppeln und der goldene Kamm des ganzen Daches erglänzen schon im Sonnenlicht und erinnern an die goldspitzigen Pallaste der alten russischen Großfürsten. Im Ordenssaale des heiligen Georges sieht man bereits den heiligen zu Pferde mit dem Lindwurm streiten. Achtzehn Standbilder, die Unterwerfung von Gegenden, die jetzt zu Rußland gehören, darstellend, stehen in voller Rüstung da, mit Schilden, auf welchen die Epoche angegeben ist. Der Andreas- oder Thronsaal ist mit prächtigen vergoldeten Reliefs geschmückt; der Alexandersaal aus rosenrothem Marmor ist mit den schönsten architektonischen Ornamenten verziert. Es ist schwer, mit Worten die außerordentliche Größe der Säle, das Geschmackvolle der Arbeit und alle Einzelnheiten des Pallastes würdig zu beschreiben.

— Wer hätte geglaubt, als die Schießbaumwolle erfunden war und die Erde fürchten mußte, durch dieses schreckliche Mittel in die Luft gesprengt zu werden, daß man nach wenigen Monaten in eben dieser Schießbaumwolle das beste Heilmittel für alle Wunden finden würde! Und doch ist es so. Diese Baumwolle bildet, in Aether aufgelöst und auf die ärgste Schnittwunde gelegt, eine dicht anhängende wohlthätige Bedeckung, welche nicht nur die Wunde besser schützt, als Verband, sondern auch die Heilung auf das Wunderbarste beschleunigt. Nach der Heilung läßt sie sich ganz abnehmen. Der Entdecker der Betäubungskraft des Chloroforms, Dr. Simson in Edinburg, benützt in ähnlicher Weise Chloroform und Gutta Percha, den bekannten Stoff, der wie es scheint zu Allem gebraucht werden kann. Die Mischung hat etwa die Dicke flüßigen Honigs, wird in einer Flasche aufbewahrt und daraus auf die Wunde gegossen. Der Chloroform verflüchtet sich sofort, die Gutta Percha aber bleibt als eine schmiegsame zweite Haut über dem verletzten Theile zurück, Wochen lang, wenn es nöthig ist, ohne daß ein neuer Verband angelegt zu werden braucht, bis man sie ganz abenhmen kann. Wenn wir bedenken, wie vielen Menschen dadurch Schmerz erspart werden wird, wie sehr viele chirurgische Operationen vereinfacht werden können, so dürfen wir diese beiden neuen Erfindungen gewiß zu den wohlthätigsten rechnen, die in der neuesten Zeit gemacht worden sind.

Berichtigung. In der „Carinthia" Nro. 10. Seite 39. Spalte 2, Zeile 1 und 2 von oben soll es heißen: Dann folgte die Ortsgeistlichkeit und die Uebrigen.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 15. Klagenfurt, Dinstag den 20. Februar 1849.

Die Tante am Rhein.

(Beschluß.)

Harmonisches Glockengeläute begrüßte die ersten Strahlen des jungen Tages. Frau v. S. wollte es dem Thale in festlicher Weise verkünden, daß der Herrschaft ein neuer Gebieter geschenkt werden solle. Der Gutsbesitzer Werner kam in Begleitung des Landpfarrers zu mir, der uns trauen sollte; sie sagten mir, daß sich, wider Erwarten, einige Gäste zur Hochzeit eingefunden hätten. Auch noch Zeugen meiner Schmach! dachte ich, und zog das hochzeitliche Kleid an, das gestern erst mit einbrechender Nacht aus der Stadt angelangt war.

Frau v. S. empfing mich in einem Zimmer, das dicht neben dem Saale lag. Sie war, gegen ihre Gewohnheit, einfach und ganz schwarz gekleidet. Nichts deutete auf die erhabene Feierlichkeit der nächsten Augenblicke, selbst der bedeutsame Kranz, der das Haar jeder Braut zu schmücken bestimmt ist, fehlte. Und doch lichtete ein Strahl hoher Freude das bleiche Antlitz, und doch zitterten bräutliche Wonneschauer über die sonst so strengen Mienen: es lag ein unbeschreiblicher, unnennbarer Ausdruck von Sanftmuth und Milde in dem ganzen Wesen dieser räthselvollen Frau. Ich fühlte mich unwillkührlich zu ihr hingezogen. Ihr thränenheller Blick weilte lange auf mir; dann aber ergriff sie meine Hand und sprach mit milder, sanfter, mütterlicher Stimme: „Mein Hermann, mein theurer, guter Hermann! die Stunden und Tage der Prüfung sind vorüber. Zürne mir nicht! Verzeihe mir, verzeihe Allen, die die Hand im Spiele hatten — wir haben Dich lange in bitterer Täuschung dahin geführt.“

Ich schwieg, mein fragender Blick begegnete dem ihrigen — ich verstand von dem Allen kein Wort. Sie aber fuhr fort, fast mit schmerzlichem Ausdruck in Wort und Miene:

„Nein, die Liebe kann sich in kein Leichentuch kleiden! Es that mir weh, unendlich weh, Dich mit brechendem Herzen, mit verzweifelnden Blicken vor mir zu sehen, und es wurde mir sehr schwer, eine Kälte, eine Theilnahmlosigkeit gegen Dich zu erheucheln, die meinem Herzen so fern liegen, wie ein großer Theil jener bösen Leidenschaften, die man mir immer verläumderisch andichtete. Aber ich mußte so diese Züchtigung vorausgehen lassen, bevor ich Dich zum Glücklichen machen konnte. Hier die Lösung des Räthsels!“

Die beiden großen Flügelthüren des Saales öffneten sich, sanfte, elegische Klänge verschwammen in den gewaltigen Räumen, ich trat zitternden Schrittes hinein, und — Wally flog in meine Arme. Himmel, welche Seligkeit! Ich glaubte zu träumen, ich rieb mir das Auge, aber der warme, schnell pulsirende Herzschlag des geliebten Mädchens klopfte an meiner Brust, ich umfing sie in meinen Armen, ich schwelgte in ihren, Liebe, Himmel und Seligkeit athmenden Blicken — es war Alles Wahrheit. Bekannte Stimmen brachten mich erst wieder zum klaren, vollen Bewußtseyn. Ich blickte auf: der Onkel, Bertha, Linden, Wally's Pflegemutter — sie alle standen vor mir. Mit freudestrahlendem Blicke, mit bebendem Herzen trat ich vor die Letztere. Sie deutete auf Frau v. S.

„Danken Sie nicht mir. Aus dieser Hand empfangen Sie ihr Glück — hier steht Wally's Mutter.“

Neue Räthsel! Mir war wie einem Kinde, das am strahlenden Ehristmorgen die Hand vor das geblendete Auge hält, kaum begreifend, wie der flimmernde Baum, die goldenen Früchte und all die andern Schönheiten in einer einzigen dunkeln Nacht zum Vorschein kommen konnten. Ich sank auf die Knie vor der hohen Frau. Sie zog mich empor zu sich und sagte lächelnd: „Jetzt nicht, mein Hermann. Nach der Trauung halten wir Abrechnung, jetzt kommt Kinder.“

Und wieder ertönte der Glocken harmonisches Lied, die Orgel rauschte in heiligen Klängen dazwischen, und herein hüpften herrliche, rothwangige Mädchen, die holden Kinder des Thales, die ihre jugendliche schöne Herrin zum Altare führen wollten. Wally reichte mir ihre Hand, Frau v. S. stützte sich auf den

Arm des Hausfreundes Werner, der Onkel nahm die Pflegemutter und langsam bewegte sich der Zug auf einem Teppich von natürlichen Blumen durch die hohen, gewölbten Kreuzgänge, wo jetzt nur die Freude zu wohnen schien. Selbst die alten Ritterbilder schauten gemüthlich herab auf die schöne Urenkelin.

Die kleine Schloßkirche war überfüllt. Das freudige Fest war schon Tage und Wochen lang vorher verkündet worden, nur ich allein hatte keine Ahnung davon gehabt. Der Pfarrer hielt keine lange Rede. Ich war ihm dankbar dafür. Als das zitternde, freudeschauernde „Ja" von unsern Lippen bebte, sangen die Dorfschüler einen einfachen, aber herzerhebenden Choral. Am Ausgang der Kirche stand eine Schaar fröhlicher Winzer, die freundlich die Hüte schwenkten und uns herzlichen Gruß und Glückwunsch boten. Mir kamen die gutmüthigen, fröhlichen Gesichter zum Theil so bekannt vor, bis mir einfiel, daß ich sie vor einigen Tagen unter den stählernen Sturmhauben erblickt hatte. Auch sie hatten an der Carnevalsposse mithelfen müssen, die noch immer so viel Räthselhaftes für mich hatte.

Bei Tische wurde stark Burgunder getrunken, und Linden erinnerte scherzend an den Toast, den ich bei Servati der Tante am Rhein brachte. Allmählig lösten sich die Räthsel. Als wir Nachmittags unter der Tarushecke saßen, hielten wir Abrechnung, wie die Tante es nannte.

Den Entschluß, ein so böses Spiel mit mir zu treiben, hatte zunächst mein Bittgesuch an die Tante hervorgerufen. Der Onkel bot willig die Hand, Cousine Bertha war mindestens nicht die Letzte gewesen, die sich zur Uebernahme einer Rolle bereit erklärt hatte. Auch Linden war nicht von allem Vorwurf frei, ein freundlicher Brief des Onkels hatte ihn zum Theilnehmer an der Intrigue werden lassen.

Wally war die rechte und einzige Tochter der Frau v. S. aus ihrer letzten noch bestehenden Ehe. Ich war wie aus den Wolken gefallen, als man mir in dem vermeintlichen Hausfreunde und Gutsbesitzer Werner den Gemahl meiner Tante, meinen dermaligen Schwiegervater, vorstellte. Das war also der vielbesprochene Gatte, den eine Familiensage zum frommen Märtyrer stempelte, dem verläumderische boshafte Zungen die abentheuerlichen, nächtlichen Fahrten über den Rhein machen ließen, während er mit seiner geliebten Gattin die musterhafteste Ehe führte. Die allerdings etwas baroken Sonderbarkeiten, die Frau v. S. in früheren Jahren gezeigt, und von denen ich selbst ein schlagendes Beispiel erlebt hatte, gaben frühethin Anlaß zu den fabelhaftesten Gerüchten, die durch die Abgeschlossenheit der nur selten von ihrem Stammsitze sich entfernenden Frau mehr Nahrung als Erledigung fanden, und zu denen Neid, Verkleinerungssucht, Schadenfreude und all die bösen Neigungen, die fast immer geweckt werden, wenn ein einzelnes Mitglied einer großen Familie in Bezug auf irdische Glücksgüter bevorzugt vor allen anderen dasteht, von Jahr zu Jahr mehr gefeilten, um endlich die Carricatur zu vollenden, in der mir zuletzt das Bild der rheinischen Tante nur noch erschien. Auch die vermeintliche Trennung von ihrem Gemahl war das Werk boshafter Verläumdung. Die gute Frau wußte das, und mußte sich daher zu jenem burlesken Fastnachtsspiele hergeben, um die Züchtigung fühlbar zu machen, die sie über mich zu verhängen beschlossen hatte. Es waren bedeutende außergewöhnliche Mittel aufgeboten worden, um den ganzen ritterlichen Apparat und die sonstigen Requisiten herbeizuschaffen, die zu der Ausführung der Comödie nöthig waren. Wally hatte einige Jahre in dem Hause einer alten Anverwandten, der Pflegemutter zugebracht, um sich mit dem städtischen Leben zu befreunden, und nie eine Ahnung von dem verwandtschaftlichen Verhältnisse gehabt, das zwischen uns bestand. Sie hatte gleich anfänglich der rechten Mutter ihre Neigung zu mir offen mitgetheilt, und den wohlmeinenden Rath empfangen, vor der Hand über ihre Abkunft zu schweigen. Dies wurde ihr um so leichter, als sie, gleichfalls einem mütterlichen Wunsche zufolge, während ihres Aufenthaltes in L. nur unter den Namen der Pflegemutter von U — ż, bekannt geworden war. Sie befand sich bereits wieder einige Monate im mütterlichen Hause, hatte sich aber nach meiner Ankunft streng verborgen gehalten. Und doch hätte beinahe eine Unvorsichtigkeit die Maske gelüftet, ehe es noch Zeit war. Das herrliche Geschöpf mit dem blauen Kleide hinter der Tarushecke war allerdings Wally gewesen, und man hatte am nächsten Tage für die Tochter des Gärtners nun eine ähnliche Kleidung gewählt, um mich wieder irre zu leiten. — Ich war der glücklichste Gatte.

Der Unterzeichnete wurde während seiner letzten Anwesenheit in Karlsbad zur Veröffentlichung dieser Blätter ermächtigt. Er hatte alle Bedingungen, die an die Herausgabe geknüpft wurden, gewissenhaft erfüllt bis auf eine. Herr Baron v. S. wünschte die Ueberschrift: „Die Liederlichkeit heilbar." Dieser Titel erschien mir zu abschreckend, abgesehen davon, daß er gegen meine bessere Ueberzeugung sprach.

Felix Alpner.

Curtatone.

Aus dem „Soldaten Büchlein", von Zedlitz.

Es hielt der Sonne hellen Schild
Ein Nebelſtreif bedecket,
Und hatte lang' ihr ſtrahlend Bild
Dem blöden Aug' verſtecket.
Ihr meinet weil ſie abgewandt
Und hinter einer Wolke ſtand,
Sey ſie vom Himmelsbogen
Auf immer fortgezogen.

Sie raſtet nur! Seht ihr nicht dort
Den Purpurſtreif ſich trennen,
Und wie er bleich verſchwimmt, am Ort
Sie neu und blutig brennen!
Heut gilt es einen warmen Tag,
Heut gilt es einen tapfern Schlag,
Heut wird ſich's offenbaren,
Weß Geiſtes Oeſt'reichs Schaaren! —

Sieh! Zobel und Lichnowſky ſteh'n
Kühn ſchon dem Feind entgegen,
Weil ungehört und ungeſeh'n
Die Maſſen ſich bewegen!
Indeß es auf den Bergen kracht,
Zieh'n die im Mantel dunkler Nacht
Im Thalgrund fort, verborgen,
Und ſteh'n geſchaart am Morgen. —

O Kriegesſang, o Siegesklang,
Wie ſchallſt du jetzt ſo muthig
Den Mincio, die Etſch entlang,
Wie tönt dein Lied ſo blutig!
Das iſt Radetzky's Heldentritt,
Das iſt Alt-Oeſt'reichs Siegesſchritt,
Vor dem der Boden zittert
Und weit die Luft gewittert.

Von Curtatone dröhnt es laut,
Dort iſt ein kühnes Werben;
Dort gilt es um die Siegesbraut
Auf grünem Grund zu ſterben;
Dort tanzen ſie den Waffentanz,
Dort ſchlingt ſich blut'ger Roſenkranz
Um Stirnen, die erbleichen,
Um junge, ſchöne Leichen.

Held Benedeck und Wohlgemuth
Sind ein Paar ſtolze Werber,
Sie faſſen — wie mit wilder Gluth
Hoch in der Luft der Sperber
Die Taube faßt — mit heißer Gier
Die Braut bei ihres Gürtels Zier,
Die Feindesſchaaren ringen
Umſonſt ſie zu bezwingen.

Clam, Döll, Straſſoldo, Liechtenſtein,
Geſchwärzt vom Schlachtendampfe,
Wie führen ſie die tapfern Reih'n
So todesfroh zum Kampfe!
Sis ſelix Schwarzenberg! Voran! —
Ein Schuß hemmt ſeine Siegesbahn — —
O könnt' ich Alle nennen,
Die Tapferſten erkennen! —

Kein Einzelner gewann den Preis,
Der letzte Mann im Heere
Steckt an den Hut das Lorberreis
Und theilt des Kampfes Ehre!
Es tönt der Ruhm aus Oeſt'reichs Zelt
Weithin durch die erſtaunte Welt,
Und Angſt bebt von Malghere
Bis zum Tirhener Meere.

Taubſtummen- und Blinden-Unterricht.

Der erſte Lehrkurs des von mir im Blatte vom 16. Sept. 1848 kundgemachten Taubſtummen-Unterrichtes iſt ſeiner Beendigung nahe. Es haben mehrere daran Theil genommen, und mein mühevolles Wirken iſt nicht ohne Anerkennung und gütige Unterſtützung geblieben. Ich halte es für meine heilige Pflicht, die Namen der edlen Gönner und Beförderer dieſes Unterrichtsweſens in unſerm Vaterlande bekannt zu geben, und Ihnen den wärmſten Dank auszudrücken. Zugleich mache ich beim Beginne des zweiten Lehrkurſes die Anzeige, daß bis 4. März l. J. täglich Taubſtumme als Schüler aufgenommen werden; mit der Bitte, ſich um die näheren Bedingungen in der Hofkirchgaſſe Nr. 296 im 2. Socke von 2 bis 4 Uhr Nachmittags anzufragen.

Verzeichniß

jener Wohlthäter, welche den Privat-Unterricht der Taubſtummen unterſtützt haben.

Se. Fürſtlich Gnaden Hr. Adalbert Lidmansky, Fürſtbiſchof von Gurk.
P. T. Herr Anton Stelzich, Gubernialrath u. Domprobſt von Gurk
" " Alois Zwiſchenberger, Domſcholaſter.
" " Johann Wizeling, Domkapitular und Stadtpfarrer bei St. Peter und Paul.
" " Joſeph Hechenberger, Domkapitular, Stadthauptpfarrer bei St. Egyden und Verordneter.
" " Peter Pichler, Domkapitular und Prieſterhaus-Direktor.
" " Baron v. Schloißnigg, Gubernialrath und Kreisamtsvorſteher.
" " Andreas Ritter v. Buzzi, Stadt- und Landrechts-Präſident.
" " Graf Ferdinand v. Egger.
" " Eduard Joſch, Appellationsrath.
" " Baron Felix v. Longo.
" " Baron Joſeph v. Seemis.
" " Doctor Burger, Prof. der Landwirthſchaft.
" " Andreas Ritter v. Moro.
" " Umfahrer, senior
" " Mentitſch, Gutsbeſitzer.
" " Dieß, k. k. Major und Commandant der Nationalgarde von Klagenfurt.
" " v. Gröller.
" " Wilh. Rzehachk, k. k. Feldkriegscommiſſär.
" " Inſpektor Rauſcher.
" " detto Gabriel.
" " detto v. Aichenegg.
" " Baron v. Eichelburg, ſtänd. Bauzahlmeiſt.

P. T. Frau Freiin v. Herbert.
» » Anna Truck, Bürgermeistersgattin von Klagenfurt.
» » Gröbner.
» » Rothauer.
Eine Generalsgattin.
Ein Schulfreund von Wolfsberg.
Ein Schullehrer aus der Gurker Diözese.
Ein Bauer aus der Pfarre Pulst.

Klagenfurt, am 15. Februar 1849.

Georg Hartl,
geprüfter Lehrer der Taubstummen und Blinden.

Geognostische Bemerkungen.

Der immer größere Verbrauch von Steinkohlen in Kärnten, bedingt durch den stets wachsenden Holzbedarf und die Unwirthschaft im Forstwesen sowohl, als durch deren Anwendbarkeit im Hüttenbetrieb, dürfte eine Bemerkung darüber vom geognostischen Standpunkt aus, zeitgemäß erscheinen lassen.

Wie bekannt sind nördlich von Klagenfurt und dem Werder-See nur krystallinische Schiefergesteine ausgebehnt, die noch über Augsdorf und Keutschach gegen die Drauseite fortsetzen, (folglich keine kohlenhaltige Formation) und erst dort von Molasse überlagert werden, welche da von einiger Bedeutung, aber in Mächtigkeit und Ausdehnung erst gegen Osten über Maria Rain, Radsberg, Margarethen, durchs Jaunthal, weiter über Eberndorf und Loibach bis Miß auftritt. Dies ist der Hauptsache nach das Feld, worauf der Kohlen-Suchende seine Aufmerksamkeit zu wenden hat; — bis jetzt sind die Kohlen nur am östlichen und westlichen Ausgehenden der Formation aufgeschlossen, nämlich in Ober-Loibach und bei St. Ilgen unter den Bänken des Turiewaldes, — zwischen diesen zwei Punkten ist noch keine Kohle erschlossen, aber auch noch keine gesucht worden. Wer also solche suchen will, suche sie am nördlichen und südlichen Ausgehenden des Molassegebirges, besonders am ersteren, da letzteres meist zertrümmert vorkommt. Noch weiter westlich von St. Ilgen scheint dieselbe Molasse aber mehr zertrümmert vorzukommen, ihre Grenzen sind nördlich Roseck, der Rücken ob St. Martin, südlich Latschach und St. Peter, südöstlich von Latschach, z. B. Malenitzen, Winkl ꝛc. können nur mehr Trümmer vorkommen. —

Es sind in dieser Gegend häufig Schürfe gemacht worden, sowohl mit Bohren als Bauen, nie aber hat man ein günstiges Resultat erhalten, was nach obiger Angabe ganz natürlich erscheinen muß, weil die geognostischen Verhältnisse nicht gehörig berücksichtigt wurden; denn was man für Ausbisse eines Flötzes gehalten, waren Trümmer eines solchen, und Mancher, der auf ein solches Trumm bauend schon das Flötz anzufahren vermeinte, kam auf ein Gestein, welches der Arbeit ein schnelles Ende machte.

Das im westlichen Ausstreichen aufgedeckte Kohlenflötz, lagert auf massigen Kalk, und wird von einem Kalk-Conglomerat mit kalkigem Bindemittel überlagert; — die Kohle läßt die Holztextur noch deutlich erkennen, hat auch theilweise eine lichte Färbung, und ist stark mit Lehm durchzogen, besonders in dem Tagbaue wo sie nur mit 1 — 1½ Dammerde überlagert ist. Ganz anders kommt sie in der Gegend obgenannter Orte (Malenitzen ꝛc.) vor, wo man häufig Stufen von schöner schwarzer Farbe und muschlichen Bruch findet, mit kleinen Parthien prismatischem Schwefelkies gemengt, zwischen Thon und einem Conglomerat mit sehr quarzigem Bindemittel, lagernd (wie ich an Nähen von ein Paar Zoll Durchmesser zu sehen Gelegenheit hatte). Alle diese Findlinge aber liegen ein paar hundert Fuß tiefer als das aufgedeckte Flötz, können also nicht denselben gehören.

Zum Schlusse kann ich nicht umhin den gewiß schon allgemeinen und oft gehegten Wunsch: „Eine gute geognostische Karte für Kärnten zu haben" auszusprechen: ein solches Unternehmen müßte gewiß lohnend seyn. Obwohl ich die Schwierigkeiten nicht verkenne, so glaube ich doch, daß der Gemeinsinn der Herren Gewerken das Unternehmen in's Leben treten lassen könnten, so wie die ausgezeichnete Tüchtigkeit vieler dieser Herren sowohl in geognostischer als montanistischer Hinsicht gegen jeden Fehlgriff in Betreff der Tauglichkeit des zu erwählenden Individuums verhüten wird.

Carl Höfrer.

Notizen.

— In den Jahren 1843 — 45 repräsentirte die Bleiproduktion und Verarbeitung in Kärnten, dem „Centralorgan" zufolge im Durchschnitte jährlich einen Geldwerth von 1,150,000 fl. CM., wovon auf die Bleierzeugung 750,000 fl., auf die Bleiblechfabrikation 5000 fl., auf die Bleiweiß- und Bleizuckerfabrikation 125,000 fl., auf die Bleiglätte und Mennigfabrikation 130,000 fl. und auf die Schrotfabrikation 150,000 fl. entfallen. Fast fünf Sechstel der Gesammtproduction liefert der Villacher Kreis, wo in den Werken zu Bleiberg jährlich bei 40,000 Centner und zu Raibl über 10,000 Ctr. Reinblei gewonnen werden. Im Klagenfurter Kreise liefern die Werke der Schäfter-, Unterschäfter und Grafensteiner-Alpe jährlich bei 5000 Ctr., Mies 2500 Ctr. und Schwarzenbach 2900 Ctr. Von Seite des Aerars werden zu Bleiberg jährlich gegen 8000 Ctr. und zu Raibl über 8500 Ctr. gewonnen. Mehr als die Hälfte des gewonnenen Bleies wird im Lande verarbeitet; in den Jahren 1843 bis 1845 kamen jährlich bei 35,000 Ctr. als Bleiweiß, Bleizucker, Glätte, Mennig, Schrotte u. dgl. in den Handel, und nur ungefähr 25,000 Ctr. wurden in Blöcken ausgeführt.

— Für das Denkmal des Kaisers Napoleon bei den Invaliden in Paris wurden die Steinbrüche von Finnland in Anspruch genommen. Ein Schiff aus Havre, Jeune-Eduard, Cap. Magnier hat die Steine abgeholt, und sie werden gegenwärtig am Quai d'Orsay gelandet. Sie sind von rosenrothem Granit, und darunter ein Monolith von 5 ein halb Meter Länge, 3 Meter Breite und 1 Meter Dicke, gegen 90,000 Pfund schwer und bestimmt, als Grabdenkmal zu dienen. Außerdem befinden sich 21 Blöcke an Bord, alle sehr schön, zum Behuf der Grundmauer, der Säulen ꝛc., zusammen eine Last von 111 Tonnen. Der Transport allein hat gegen 200,000 Fr. gekostet.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 16. Klagenfurt, Sonnabend den 24. Februar 1849.

Bemerkungen

über das Eigenthümliche der Unterthans-Verfassung in Kärnten von der frühesten bis in die neueste Zeit.

(Vom Güter-Inspector J. Schießnigg.)

Das vollkommenste Gedeihen eines constitutionellen Staates setzet das Daseyn freier Staatsbürger voraus; standesherrliche oder grundobrigkeitliche Rechte können in einem solchen nicht mehr bestehen, und wohin die Hartnäckigkeit führt, alte — wenn auch auf Recht und Gesetz basirte Gerechtsamen ungeschmälert erhalten zu wollen, wenn auch die politische Entwicklung ein Einlenken und Nachgeben gebieterisch erheischet, haben die neuesten Vorgänge in den deutschen Gauen, sowie die Bestrebungen der Gewalten, das Versäumte nachzuholen, deutlich genug bewiesen.

Unsere Regierung hat diese Wahrheit erkannt, indem Seine Majestät anzuordnen geruhten, daß vom 1. Jänner 1849 an alle wie immer Namen habenden Natural-Prästationen in eine billige Geldentschädigung umgewandelt werden sollen.

Das weitere Patent vom 7. September 1848 hebet in Uebereinstimmung mit dem constituirenden Reichstage die Unterthänigkeit und das schutzobrigkeitliche Verhältniß sammt allen diese Verhältnisse normirenden Gesetzen auf, und ordnet zugleich an, daß eine aus Abgeordneten aller Provinzen zu bildende Commission über die eigentliche Aufhebung der wechselseitigen Bezüge und Leistungen, über den Maßstab, die Höhe der zu leistenden Entschädigungen und mehreres andere einen Gesetzentwurf auszuarbeiten und der Reichsversammlung vorzulegen habe.

Sehr wohl berechnet ist die Zusammensetzung der Commission, denn die Unterthansverfassung ist in allen Provinzen verschieden, darum ist eine genaue Kenntniß derselben erforderlich, wenn man grundherrliche Rechte richtig beurtheilen will.

Die außerordentliche Wichtigkeit dieser Frage kann wohl Niemand verkennen, aus diesem Grunde wage auch ich es, so wie es Mehrere vor mir gethan, mein Scherflein zur Beleuchtung derselben beizutragen, indem ich die Verhältnisse, wie selbe zwischen Herren und Unterthanen einstens bestanden, und sich in der Folge modificirten, in den wichtigsten Momenten schildere.

Zugleich beabsichtige ich, dadurch einen kleinen Beitrag zur Geschichte unseres Landes zu liefern, vorzüglich aber in dieser aufgeregten Zeit belehrend auf die Rusticalgrundbesitzer einzuwirken; wenn selbe aus dieser Darstellung ersehen, was ihre Realitäten einstens waren, wie viel die Staatsverwaltung in einer langen Reihe von Jahren stets auf Kosten der Herrschaften zu ihrer Erleichterung verfügte, und wie viel sie in Kürze der allergnädigst bewilligten Reichsconstitution zu danken haben werden, so wird der Theil der Besserunterrichteten und Wohldenkenden, und diese bilden bei uns die Mehrzahl, — den Ausspruch des Reichstages und die Sanctionirung derselben durch Se. Majestät unseren gnädigsten Kaiser mit Ruhe erwarten, und sich demselben fügen.

Unterthans-Verfassung.

Aelteste Geschichte.

Als Carl der Große gegen Ende des achten Jahrhunderts die Avaren vertrieben, und die Wenden seiner Herrschaft unterworfen hatte, vertheilte er das Land unter seine deutschen Siegesgefährten.

Der Edle und Mächtige, welcher mit seinen Lehensmännern und Knappen im Felde erschienen war, erhielt große Strecken; der Gemeinfreie, welcher allein mitkämpfte, einzelne Höfe. — Jener nahm die nächste Umgebung um sein bereits gefundenes oder neu erbautes Schloß in eigene Besorgung, und bildete so die eigentlichen Dominical-Meierein: die entfernteren oder zerstreuten Stücke aber ließ er durch seine Hörigen oder Leibeigenen bearbeiten; in der Folge vermiethete er ihnen selbe gegen gewisse jährliche Natural- oder Pecunial-Leistungen; sie hießen mansi serviles, und haben sich nach und nach zu dem ausgebildet, was unsere unterhängigen Bauernrealitäten durch Jahrhunderte waren.

Der Gemeinfreie saß auf seinem Hofe (mansi ingenuiles), war damit Niemanden unterthan; dieß ist der Grund unserer Freihöfe oder sogenannten Eigenthümer, wovon freilich ein großer Theil im Faustrechte, welches ob der vielen Burgen bei uns länger als anders wo dauerte, von dem mächtigeren Nachbar wieder unterjocht, und in mansos serviles umgewandelt, dagegen aber auch durch das Emporkommen der Städte und Märkte, durch Loskauf von der Unterthänigkeit, sowie durch andere Ereignisse mancher mansos serviles in ein freies Eigenthum umgestaltet wurde. Solcher gibt es seit dem Jahre 1444 bei 800, die in der Landtafel einliegen.

Bauern mit erblichem Eigenthum gab es bei uns schon im Jahre 1400, denn das Land war damals reich, weil das Reisen und der Handel nach dem Oriente demselben viele Schätze zuführten.

Im Uebrigen glichen die Unterthanen in dieser finstern Zeit einer Handelswaare; sie wurden vertauscht, verkauft, Kirchen und frommen Stiftungen vermacht, auch verspielt, was der Umstand beweiset, daß es in Kärnten sehr viele und kleine Dominien ohne Wohnsitz (Gülten genannt) gibt, Unterthanen größerer Herrschaften häufig in vielen Bezirken zerstreut sind, und wir 763 Dominien zählen.

Außer den Freihöfen, auch Freisassen genannt, bildeten sich bei uns: Frei eigenthümliche Realitäten oder einzelne Grundstücke, von denen die landesfürstlichen Abgaben an die ständischen Steuerämter abgeführt wurden; Drittlkaufrechter im Lavanthale, und bei einigen früher salzburgischen Herrschaften; ewige Kaufrechter in Oberkärnten; die se-

genannten gegendnerischen Rechte, die im Villacher Kreise schon seit mehreren hundert Jahren bestehen, und schließlich die Bauern-Realitäten „Freistifte" genannt, diese waren ohne Kaufschilling, ohne Veräußerungsrecht, somit auch nicht in Eigenthum, sondern auf „freie Stift", d. i. auf eine jährliche Gabenentrichtung hingegeben, und der willkührlichen Gebahrung ihrer Grundherrschaften bloßgestellt. — Diese konnte den Bauer mit Zurückkellung des Duplums der eingehobenen Ehrung — auch bei Lebzeiten von der Hube jagen, und nach seinem Tode, ohne Rücksicht auf die nachgelassenen Kinder, selbe an wen immer — meistens aber an einen Günstling, oder dem verleihen, der ihnen das größte Laudemium (Ehrung) bot.

Es versteht sich von selbst, daß bei der ersten Bemessung der Zinsgaben viel von der Billigkeit, Menschlichkeit und Genügsamkeit der Vermiether abhing; — der arme Hörige mußte sich alles gefallen lassen. Daher schreibt sich der große Unterschied in der Besteuerung eines Unterthans gegenüber dem Andern; in der Regel forderte man wenig Geld, meist Naturalleistungen, als Roboten, die bei der damaligen geringen Bevölkerung zur Bearbeitung der Dominicalmeiereien unentbehrlich waren; dann Getreide, unter dem Namen „Zinsgetreid" allgemein bekannt, überhaupt das, was man brauchte, und der Bauer am leichtesten zu präsiren und zu geben vermochte.

Characteristisch ist es in Kärnten, daß di ellnterthanen, welche Herrschaften eindienen, die Klöstern oder geistlichen Corporationen gehörten, oder noch gehören, am meisten mit Robot, Zinsgetreid und Kleinrechten belastet sind.

In der Periode, von welcher ich spreche, hatte der Bauer keine Abgaben an den Staat zu entrichten, und selbst seinem Gutsherrn lag keine andere Verpflichtung ob, als auf Anforderung an der Spitze seiner Knappen im Kriege zu erscheinen, und letztere selbst zu erhalten, bis die Erfindung des Pulvers und die häufigen Türkeneinfälle eine andere Kriegsverfassung nothwendig machten.

Die Steuerfrage ist mit der Unterthansverfassung so innig verwebt, daß ich sie nach der Zeitfolge einreihen muß.

Daß Steuern in Kärnten von den Unterthanen schon in sehr alten Zeiten gezahlt wurden, beweist der Lehenbrief E. H. Ernst vom Jahre 1414, mit welchem der Bauer, welcher nach alter Landessitte den Herzog von Kärnten auf dem Stuhl am Zollfelde einsetzte, für sich und seine Erben für immer von aller Steuer befreiet wurde; — im Jahre 1475 führte man eine Art Kopfsteuer ein, und schritt anno 1542 zur Einführung einer förmlichen Grundbesteuerung.

Zu diesem Ende mußten die Grundobrigkeiten ihre Einkünfte mit Ausnahme der selbst benutzten Dominical-Meiereien fatiren, und aus diesem ergab sich der sogenannte Anschlag nach Pfunden zur Vertheilung der Landesanlagen; dieses Brucker-Libel enthielt eine Tarordnung zur Schätzung der Naturalien, und erreichte dieses Einkommen ein Pfund Pfennige, so wurde es mit 1 Pfund Gült angesetzt, welches a 8 Schilling, a 7½ kr., 60 kr. oder 1 fl. machte.

Auf Kärnten fielen 34000 Pf. und auf Zudringen der steierischen Stände neuerliche 2000 Pf. in Folge des Universallandtages zu Bruck an der Mur im Jahre 1578, wornach auf Kärnten 36,000 fl. an landesfürstlichen Steuern entfielen, allein aller Gerechtigkeit entgegen nach Belieben auf die Unterthanen repartirt worden sind. — Später erfolgte die Rusticalbegültung, d. i. die Belegung der unterthänigen Realitäten mit Pfd., Schill. ꝛc. zum Maßstabe der Steuerrepartition.

Im Jahre 1625 wurde das Pfd. mit 18 fl. belegt, später stieg es auf 24 fl., wovon der Herr 8, der Unterthan 16 entrichtete. — Um die Ungleichheit im Steuerverhältnisse zu heben, verfiel man circa 1665 auf eine Beansagung der Bauernhueben, nämlich Unterheilung derselben in Hueben, Zuleyhen und Keuschen, dadurch aber wurde die Verwirrung gesteigert, besonders ob Mangel der Feststellung, wie viele Grundstücke zu einer oder der andern Realität gehören; man hielt sich nur an die Bauernhäuser, und die in selben befindlichen Feuerstätten oder Rauchfänge, indem in dieser Zeit die Herd- oder Rauchsteuer, in der Folge „Rüstgeld" genannt, ins Leben getreten ist.

Zuerst im Jahre 1760 wurde es den Herrschaften unmöglich gemacht, den Unterthanen mehr Gibigkeiten aufzubürden, als sie zu leisten schuldig waren, indem die Absonderung des Dominicals von der Rusticalcontribution erfolgte, und ersteren vom Kreisamte bestätigte Stiftbüchel hinausgegeben werden mußten.

Die damals und noch später bestandenen landesfürstlichen Steuern waren folgende:

a) Rüstgeld vom Jahre 1631 zur Unterhaltung der 30 Gemeinen und 10 adeligen Männer ob der Landesvertheidigung gegen die Türken nach der Beansagung derselben.

b) Rekruten- und Rimontobeitrag von 1746 nach der Beansagung für das stehende Heer.

Ob dem schlechten Bevölkerungsstande mußte Kärnten im J. 1700 — 208 gestattete Kürassiere und 104 Dragonerpferde stellen, die 29,640 fl. kosteten; später 1013 Mann Fußvolk, welche die Dominien nach der Beansagung dergestalt vertheilten, daß 20 Hueben einen ausgerüsteten Mann stellen und durch 3 Monate verpflegen mußten; auch war es gestattet, einen Mann mit 17 fl. 18 kr. zu reluiren. Ein Mann ohne Montur wurde mit 20 — 30 fl. veranschlagt. Durch das neue Werbbezirksystem wurde der Rekrutenbeitrag im Jahre 1791 aufgehoben.

c) Contribution nach der Begültung zuerst im Jahre 1625 ob der ertraordinären Bewilligung von 100,000 fl., Zinsgülden genannt.

d) Ordinäre Steuer, regulirt im Jahre 1625 ob der croatischen Grenzverpflegungskosten.

e) Vicedomsteuer. — Die regierenden Herzoge von Kärnten besaßen ehemals, und namentlich im 15., 16. und noch im Anfange des 17. Jahrhunderts mehrere eigenthümliche Familienherrschaften, deren Oberverwaltung dem im Lande aufgestellten Vicedom-Amte oblag. — Solcher waren 34 an der Zahl, und daß deren Ertrag wenigstens für die damaligen Zeitverhältnisse von ziemlicher Bedeutung war, beweiset der Umstand, daß sie ihren Hofstaat, und so manche Regierungsauslagen ohne ordentliche zu diesem Zwecke ausgeschriebenen Steuern bestreiten konnten.

Die häufigen Kriege und der große Aufwand, als Folge derselben, mögen die Herzoge bewogen haben, diese ansehnlichen Familiengüter nach und nach zu veräußern und auf diese Art durch Aufopferung ihres eigenen Vermögens ihre Unterthanen zu schonen. — Anfangs war der Weg der Anleihen eingeschlagen, reiche Adelige gaben beträchtliche Summen her, und erhielten dafür landesfürstliche Gülten und Güter zum Pfande und Genusse, man nannte solche „Pfandschillingsherrschaften." — Später fand man es für gut, dieselben in freies Eigenthum hintanzugeben; theils die bisherigen Pfandinfassen, theils andere aus den Edlen des Landes standen als Käufer ein.

Unter diesen gelangte zuerst die Grafschaft Hollen-

burg im Jahre 1523 an Herrn Sigmund v. Dietrichstein, 1571 Osterwitz an Herrn Georg Freiherrn von Ehrenhiller, und zuletzt im Jahre 1648 die Herrschaft Ortenburg an die Gebrüder Wittmann.

Die Vicedomsteuer, obgleich man deren Ursprung nicht zu ergründen vermag, gehört unstreitig unter die ältesten des Landes, und gewährte den damit belegten Unterthanen die Erleichterung, daß sie für 1 Pfund nur 1 fl. 30 kr. bezahlten, während die übrigen 2 fl. entrichten mußten.

Ueber den Ertrag des Grund und Bodens in Kärnten gibt es aus den früheren Zeiten keine Schätzungen oder Anschläge, da man die Besitzungen der Unterthanen nie untersucht oder fatirt hat; die Dominical-Rectification vom J. 1750 — 1753 hat sich blos mit Erhebung von Nutzungen der Dominicalmeiereien, und der Urbarialdienste abgegeben.

Nach dem durch besondere Commissäre geleiteten Verfahren wurden von Meierschaftsnutzungen Anfangs 20 pCt., dann 40 pCt., bei den Urbarialgiebigkeiten aber 20 pCt. als Regie in Abzug zu bringen gestattet, und sonach der Ueberrest mit einer Dominical-Contribution von 20 pCt. belegt.

Die vorgeschriebenen Preise der Naturalien waren nach den Gegenden verschieden; im Griffnerthale wurde 1 Viertling Waitzen mit 2 fl. 18 kr., Korn a 1 fl. 18 kr., Gersten a 1 fl. 15 kr., Hafer mit 45 kr. veranschlaget.

In der damaligen Zeit waren an keiner Herrschaft wissenschaftlich ausgebildete Oberbeamte, und es machten oft emeritirte Schullehrer ihr Glück; es mangelte mithin an Kenntnissen, die abgeforderten Fassionen der Vorschrift und Wahrheit getreu zu verfassen; andere verschwiegen Gerechtsamen, um der Steuerzahlung zu entgehen, bitter aber haben es die Herrschaften gefühlt, die sich in einer oder der andern Lage befanden, denn sie haben in der Zeitfolge durch fremdes oder eigenes Verschulden den Verlust mancher Rechte büßen müssen.

Diese Dominical-Rectification auf ziemlich willkührliche Daten gefußt, lieferte folgende Resultate:

Realitäten	Nutzungsbefund. Urbarialie fl.	kr.	dn	Meierschaft fl.	kr.	dn	Rein nach Abzug der Regie und Contribution fl.	kr.	dn	Kaufanschlag à 4 pCt. fl.	kr.	dn
der Geistlichkeit und Stiftungen .	238,258	22	2	52,294	53	3	238,420	—	3	5,960,500	18	3
des Adels	292,671	28	1	85,131	8	1	303,239	37	2	7,580,990	37	2
der Städte und Märkte . . .	114,462	31	2	—	—	—	96,148	47	3	2,403,719	53	3
» gemeinen Partheien . . .	12,742	54	1	88,904	47	1	67,982	22	2	1,699,559	22	2
Summa	658,135	36	2	226,330	49	1	705,790	48	2	17,644,770	12	2
Hammerwerke, wie sie vor Einführung der Frohne fatirt waren	83,340	56	1	—	—	—	70,006	23	1	1,750,159	41	1
Zusammen	741,476	32	3	226,330	49	1	775,797	11	3	19,394,929	53	3

Daß seit dieser Zeit viele Realitäten der Geistlichkeit und der Stiftungen in die Hände des Staates, Adels und auch von Privaten gelangten, und auch insbesondere die sogenannten »gemeinen Partheien« sowohl von diesen Realitäten, wie auch von jenen des Adels einen nicht unbedeutenden Theil an sich gebracht haben, versteht sich von selbst.

Dadurch wurde die Dominical-Contribution geregelt, und es entstand auch die Rustical-Contribution, in welche die früheren Gaben als Contribution, Landesbeitrag und Vorspann a 3 fl. 4 fl. 5 dn. per Pfd., Rüstgeld a 4 fl. von der Huebe, ordinäre Steuern a 2 fl. per Pfund, Rekruten- und Rimontenbeitrag a 2 fl., 1 fl. 22 dn. von einer Huebe, und Fleischkreuzer a 16 kr. per Pfund aufgenommen worden sind.

Durch diese Dominical-Rectification ergab sich gegen die pro 1748 namhaft erhöhte Dominical-Contribution ein Abfall von ungefähr 20,000 fl., welcher durch den Ueberschuß in Krain hätte gedeckt werden sollen, was jedoch nicht erfolgte; aus diesem Grunde, dann ob Entgang oder Verminderung mancher Abministrationsfonde mußte das Mangelnde durch Extraanlagen und Vorschüsse gedeckt werden.

Mit dem Jahre 1767 beginnen die allerhöchsten Verfügungen, die darauf berechnet waren, die Herrschaften in der freien Verfügung über Rusticalrealitäten zu beschränken, den bisherigen Zustand derselben anzubahnen, und zugleich die Unterthanen in den Urbarialgiebigkeiten zu erleichtern; in dieser Zeit war es noch gestattet, Freistiftsgründe noch bei Lebzeiten des Freistifters heimzuziehen, und selbe nach einer dreijährigen Selbstbenützung wieder einem Andern nach Willkühr zu überlassen, was häufig erfolgte, da nach der obigen Rectifikation die Abgaben nicht erhöhet werden durften, man folglich die Einkünfte durch vielfältige Ehrungen vermehren wollte; durch Patent vom 21. Okt. 1766 aber wurde es bei Strafe von 100 Ducaten untersagt, einen Grund als ein Freistift gegen vorbehaltene willkührliche Einziehung, sondern entweder als Kaufrecht, oder ehrungsweise auf ein, zwei oder drei Leiber ohne mündesten Vorbehalt einer Einlösung oder Einziehung auf mannsstämmige Succession hintanzugeben; das fernere vom 18. April 1767 nimmt nur zwei Fälle aus, nämlich wenn eine Realität mit Nutzen verkauft werden konnte, oder sich auf ein Freistift ein Eigenthümer meldete; in letzterer Beziehung hatte der Freistiftler unter gleichen Bedingungen das Vorrecht, sonst mußte selbem die doppelte Ehrung sowie die Auslagen auf erweisliche Verbesserungen vergütet werden.

Das Patent vom 8. August 1767 ordnete sogar die Fixirung und Ablösung der Urbarialgiebigkeiten an, und es ist im Interesse der Berechtigten und Verpflichteten sehr zu bedauern, daß diese wohlberechnete Maßregel aus Mangel der erforderlichen Capitalien scheitern mußte.

Durch Hofverordnung vom 6. Febr. 1768 wurde die Abnahme der Vorhausehrungen untersagt. Indessen genügten alle diese Beschränkungen den Absichten der Staatsverwaltung nicht, die auf die Hebung des Ackerbaues gerichtet waren, und es erschien am 13. Nov. 1772 das entscheidende

Kaufrechts-Patent,

durch welches die Freistiftlichkeit für immer abgestellt, und die in den Händen der Unterthanen befindlichen Rustical-Realitäten ohne irgend einen Kaufschilling ein Eigenthum derselben wurden, was in keiner andern Provinz stattgefunden hat. An herrschaftlichen Gaben hatten sie nicht mehr als früher zu bezahlen, und selbst hinsichtlich der Ehrungen in Veränderungsfällen wurde es ihnen freigestellt,

in Folge der Verordnungen vom 15. Sept. 1784 und 4. März 1785 im Vergleichswege den bisherigen Betrag gelten zu lassen; beim Mangel eines Einverständnisses wurde angeordnet, daß der 7. Theil der Grundschätzung für die Zukunft als Ehrung festzusetzen sey. Die Landleute sollten dieses Verhältniß ja wohl beherzigen und nicht vergessen, daß sie nunmehr bei dem so sehr gestiegenen Werthe des Grund und Bodens die ursprünglich ohne Bezahlung eines Kaufschillinges überkommenen Realitäten der darauf leistenden Abgaben ohngeachtet um Tausende von Gulden verkaufen oder erblich überlassen können.

Das Hofkanzleidecret vom 30. Mai 1781 gestattet die Bestrafung der Unterthanen mit Stockstreichen nur nach einer vorhergegangenen förmlichen Untersuchung in Straffällen, und am 1. September 1781 erschien das Unterthans- und Unterthans-Straf-Patent.

Ersteres bestimmt die Art und Weise, wie Beschwerden und Streitigkeiten der Unterthanen gegen ihre Obrigkeiten behandelt werden sollen, und weiset die unentgeldliche Vertretung der ersteren den k. k Fiscalämtern zu; das letzte Patent aber setzet das eigentliche Strafverfahren fest, um die Unterthanen gegen allen Mißbrauch der obrigkeitlichen Gewalt zu schützen, zugleich aber auch die schuldige Folgeleistung derselben gegen ihre rechtmäßigen Obrigkeiten handzuhaben. Seit dieser Zeit folgten Erleichterungen der Unterthanen auf einander: so setzte das Hofdecret vom 24. Nov. 1781 die täglichen Roboten auf 3 Tage in der Woche herab und machte die Giltigkeit der Robot-Reluitionsverträge von der Ratification der Kreisämter abhängig, und die Gub. Verordnung von 25. August 1784 führte bezüglich der Zugrobot die mildernde Bestimmung ein, daß abwechselnd eine Woche durch 2 Tage mit Zug, einen Tag mit Hand, und die zweite Woche 2 Tage mit Hand und einen Tag mit Zug gearbeitet werden durfte.

Durch Hofresolution vom 10. Februar 1783 wurde selbst die Abolition der Naturalrobot, d. i. die Umwandlung derselben in Natural- oder Geldgaben ersttlich bei den Cameral-Erjesuiten, geistlichen und Fundations-Gütern, dann bischöflichen Kapiteln, Stiftern und Klöstern, geistlichen und landesfürstlichen Städten ausgesprochen, die jedoch nur theilweise zur Ausführung gelangte.

In den Jahren 1783, 1784 wurde die Bestätigung der Stiftregister und Gabenbüchel durch die Kreisämter durchgeführt, das Freigeld bei Verkauf eines unterthänigen Grundes, wo es bestand, durch Hofdecret vom 22. September 1785 auf 10 pCt. firirt, und die Einziehung der Rustical-Gründe gegen Entrichtung der darauf haftenden Steuern und Gaben durch Gub. Currende vom 18. April 1787 untersagt; auch ordnete die weitere dto. 31. März 1788 an, daß kein nach den Verträgen heimgefallenes Gut einem Unterthan mit dem Vorbehalte der Heimfälligkeit überlassen werden durfte, sondern es mußte in Folge Hofdecrets vom 24. Juni 1790 an andere Unterthanen erbeigenthümlich verkauft werden.

Unbestreitbar war das Recht der Herrschaften, aus der Verlassenschaft des Unterthans das beste Rind zu nehmen (Sterbochs genannt), auch dieses fiel zum Wohle derselben, und wurde in ein Ixerct-Motorat für die Abhandlungsbehörde umgewandelt. —

Am entscheidensten wäre wohl die Durchführung des Urbarial-Rectifications-Patentes vom 10. Februar 1789 gewesen, welchem die unterm 20. April 1785 decretirte Ausmessung und Fatirung der Gründe (die sogenannte Josephinische Steuerregulirung) zum Grunde lag.

Vom ermittelten Brutto-Ertrage wurden den Unterthanen 70 pCt. freigelassen, 30 pCt. aber waren zur Deckung der Grundsteuer und Urbarialleistungen in der Art bestimmt, daß erstere von 100 fl. des Brutto-Ertrages nämlich 12 fl. 13 kr., die letzteren aber 17 fl. 46 kr. hätten betragen sollen. — In dieser Summe war alles begriffen, was der Unterthan seiner Grundherrschaft an Geld, Naturalien, Zehenten und Roboten zu leisten hatte, die übrigen Gebühren, als Sterb- und Veränderungsgefälle, in soweit selbe Realitäten und Gewerbe betrafen, hätten nach einem 20 jährigen Durchschnitte in eine beständige Geldgabe verwandelt werden sollen, wodurch der Weg angebahnt wurde, den Bauer durch Umwandlung der Rente in Capital ganz frei zu machen.

Leider scheiterte die Realisirung dieser Verfügung nach dem Tode des menschenfreundlichen Kaisers Joseph II. vorzüglich aus Verschulden derjenigen, zu deren Besten sie erflossen — nämlich der Unterthanen; — sie verweigerten den Grundherrschaften den Gehorsam, — es kam zu ärgerlichen Auftritten, und auch zu körperlichen Züchtigungen, — die in der That sehr beeinträchtigten Dominien schürten das Feuer, was zur Folge hatte, daß dieses System ob der nicht zu überwindenden — durch die Stände angeregten Hindernissen im Jahre 1790 aufgehoben wurde, und die Regierung wieder den früheren Dominical- und Rustical-Steuerfuß einführte. —

Geschichtlich wichtig ist auch das Verhältniß, nach welchem die landesfürstlichen Steuern auf die Erbländer umgelegt worden sind; es ist folgendes: Krain 25, Kärnten 45, Steiermark 79, Oberösterreich 140, Unterösterreich 280, Mähren 300, Böhmen 560. Summe 1429.

Im Verhältnisse, als sich die Staatsbedürfnisse vermehrten, trat die Ungleichheit in der Besteuerung greller hervor, darum wurde nach früherer Berichtigung der Operate durch Patent vom 11. April 1820 provisorisch der Josefinische Steuerfuß eingeführt. In Folge desselben fand die Umlegung der landesfürstlichen Steuern auf den ermittelten Brutto-Ertrag statt, wornach die Dominical- und Rustical-Gründe gleich behandelt worden sind.

Diese Art der Steuererhebung hat mit 1. Nov. 1821 den Anfang genommen, und ist noch dadurch bezeichnend, daß der Antrag unserer Herren Stände, statt einer Urbarial-Steuer 20%, von den Herrnforderungen nachzulassen, höchsten Orts angenommen wurde.

Daß übrigens auch bei dem neuen Catafter die herrschaftlichen und unterthänigen Gründe gleich behandelt werden sind, und ohne Unterschied nach dem Reinertrage besteuert werden, bedarf wohl keiner näheren Aufklärung.

Die Aufgabe, welche ich mir setzte, bestand nicht darin, als Anwalt der Herrschaften oder Verpflichteten aufzutreten, darum habe ich mich lediglich auf das Geschichtliche beschränkt; ich würde es auch überflüßig finden, mich in ersterer Beziehung in Erörterungen einzulassen, da es aus dem allerhöchsten Patente vom 7. September 1848 klar genug hervorgeht, daß der Neubau Oesterreichs unter Beachtung der Billigkeit, aber auch Gerechtigkeit zu Stande kommen soll.

Die Herrschaftsbesitzer treten nun als Mitglieder in die freie Gemeinde ein, und unter dem Volke lebend, wird es ihre Sorge seyn, in Beobachtung der Gesetze, in der Industrie und Bearbeitung des Grund und Bodens als Muster hervor zu leuchten, auf welchem Wege sie sich mehr Achtung und Liebe erwerben werden, als es jetzt im Besitze der Gerichtsbarkeit, dieser Dornenkrone auf dem Haupte, möglich war.

Klagenfurt, am 15. Februar 1849.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 17. Klagenfurt, Dinstag den 27. Februar 1849.

Armeelied.

Gedichtet von Adolf Czerkas, Feldkaplan im k. k. 56. Infanterie-Regimente Baron Fürstenwärther, und in Musik gesetzt von Leopold v. Meyer, k. k. Kammer-Virtuosen.

Auf Brüder, auf! die Trommelwirbel schallen!
Uns ruft zum Kampf das große Vaterland,
Und jene stolzen Siegesfahnen wallen,
Um die des greisen Führers Heldenhand
Des Ruhmes junge Lorbereiser wand!
Auf, auf zum Kampf!
Aus Pulverdampf
Des Ruhmes Licht
Verkläret bricht!

Auf, auf zum Kampf' mit heiligem Vertrauen!
Der uns den Heldenführer hat geschickt
Wird prächt'ge Siegespforten uns erbauen,
Auf Brüder, auf zum Kampf, der Sieg, er glückt,
Mit Zuversicht das Aug' zum Himmel blickt!
Die Erde dröhnt,
Der Donner tönt,
Weckt Kampfesluft
In Kriegesbrust!

Seh't ihr die Sterne an dem Himmelsbogen?
Lucia, Somma glänzt im lichten Schein,
Vicenza, Volta und Custozza wogen
In Siegesstrahlen, sonnenklar und rein, —
Zu Einem Kranze flie den Lichtstrom weih'n
Für's greise Haupt,
Das ruhmumlaubt
Zum Muth uns weckt!
Die Feinde schreckt!

Laßt dieses Feldherrn würdig uns bewähren,
Des jungen Kaisers festes Bollwerk seyn,
Laßt die errung'nen Lorbereiser mehren,
Dem theu'ren Fürsten unser Herzblut weih'n,
Auf daß durch uns're treuergebenen Reih'n
Ein Liebesband
Das Vaterland
Und Fürstenrecht
Mit Kraft umflecht'!

Auf Völkerschaar, die sich am Busen schmieget
Des großen Vaterland's, auf Völkerschaar,
Die auf gewalt'gen Riesenstitt'gen wieget
Der ruhmgekrönte, stolze Doppelaar,
Auf denn, und reich' die Hand zum Bunde dar!
Ein Oesterreich
Verbrüd're euch
Das groß und stark,
Im eig'nen Mark?

Auf Cameraden, schmiedet aus den Waffen
Ein Eisenband um unser'n Völkerstaat,
Laßt uns Ein ein'ges, starkes Oest'reich schaffen,
Und jeder Spaltung gift'ge Buchersaat,
Zertreten durch vereinter Kräfte muth'ge That!
Wer Oest'reich droh't,
Freil' der Tod
Durch unser Schwert
Das siegbewährt!

Franz Joseph, Oesterreichs Hoffnung! Deine Helden,
Radetzky unser Vater, Windischgrätz,
Der edle Fürst, Jelacic und Welden,
Sie weihen Dir ihr Schwert mit Blut und Herz,
Dein Ruhm, Franz Joseph, steige himmelwärts!
Du Morgenlicht!
Mit Zuversicht
Auf beff're Zeit
Dein Volk sich freut!

Das Geschwornen-Gericht.

Eine jede Neuerung ist ein Wagspiel; sie wird aber leichter ausführbar, wenn man sie als eine Sitte der Vorzeit schildert. Ob man in der Debatte über die Grundrechte den Schwurgerichten durch die Behauptung ihres alt germanischen Ursprunges einen sichern Geleitschein ausgestellt hat, läßt sich kaum erwarten. Aengstliche vor Neuerungen wegen der damit verbundenen und noch unbekannten Uebel besorgte Gemüther werden nicht beruhiget, wenn die Gründe, durch welche man für Zeitideen das volksthümliche Element nachweisen will, auf falschen Voraussetzungen beruhen, und sich nur auf Declamationen beschränken, welche der Majestät des Demos die zeitgemäße Huldigung ausspre-

chen; die Freunde des liberalen Fortschrittes werden aber irre geleitet, wenn die gesetzgebende Versammlung, die vom Grunde auf zu reformiren, und den Teufel der Freiheit auf dem Boden des Vernunftrechtes und nicht auf dem des historischen Rechtes zu erbauen versicherte, dennoch „das wichtigste Palladium der Freiheit“ aus historischen Rechtstrümmern renoviren will. Die nur ihrem Gewissen verantwortlichen und daher inappellabeln Richter der Thatfrage (die Geschwornen im modernen Sinne) waren den Volksgerichten der alten germanischen Völker fremd; die Eideshelfer schwuren in der Regel zu Gunsten des Angeklagten und concurrirten im Prozesse überhaupt nur als Zeugen, nicht aber als Richter, und die Schöffen urtheilten unter der Leitung eines rechtsgelehrten Vorstandes mit Hinblick auf das Gesetz und in Würdigung der Beweismaterialien sowohl über die That-, als auch über die Rechtsfrage, und sie können daher eben so wenig als Vorläufer der Geschwornen im heutigen Sinne angesehen werden, wie die Gerichtsbeisitzer, die in der Berathschlagung über schwere Polizei-Uebertretungen über Schuld und Strafe ein entscheidendes Stimmrecht ausüben. Die Jury wurzelt ihrer Entstehung und Ausbildung nach in den eigenthümlichen Verhältnissen Englands, sie ist nicht das Product einer vereinzelten gesetzgebenden Reflexion oder originellen Berathschlagung, sondern dem Ursprunge nach ein Werk der feudalen Verhältnisse hat sie sich dort allmählig mit den Cultur-Zuständen des Volkes ausgebildet; sie ist vom Sinne und Geiste des Volkes durchdrungen, als das Product der Geschichte, eine volksthümliche Anstalt. Eifersüchtig auf die in England bewährte Stütze der Freiheit übertrugen die Franzosen im Jahr 1791 das Institut der Jury auf französischen Boden, hoffend, die große Nation sey für jedes Institut der Freiheit nicht nur empfänglich, sondern auch reif und fähig, dem fremden Buchstaben eigenthümliches Leben zu geben. Es ist gefährlich, einen blüthenreichen Baum in fremdes Erdreich zu versetzen, gewöhnlich stirbt er, seiner weit ausreichenden Wurzeln entledigt, ganz ab, oder seine Früchte sind kraft- und saftlos. Die Geschichte der französischen Jury beweist, daß es leicht ist, Formen, die sich in fremden Staaten einflußreich bewährten, zu copiren, daß aber der Gesetzgeber, bevor er der Copie Kraft gibt, die individuellen Verhältnisse seines Landes unpartheiisch würdigen und die Erfahrung berücksichtigen soll, daß die beste Form leblos bleibt, wenn sie mit der Culturstufe des Volkes, mit seiner politischen Stellung und mit seinem Interesse an öffentlichen Angelegenheiten nicht im Einklange steht, wenn sie vom Volksgeiste nicht gewünscht und daher auch durch ihn nicht belebt und ergänzt wird. Seitdem jedoch Fragen, deren Lösung nur der Wissenschaft und Gesetzgebungskunst angehört, auf den Markt des Lebens gebracht worden sind, seitdem die ruhige und unpartheiische Prüfung dem Kampfe politischer Partheien weichen mußte, seither entscheiden auch nur politische Partheizwecke über den Werth oder Unwerth einer Reform und machen es eben so unnütz als unklug, der siegenden Parthei die eroberten Trophäen durch Rechtsgründe bestreiten zu wollen. Nach der Lehre des Großmeisters Rousseau stammt alle Gewalt vom Volke, welches sich hievon die zur Bewahrung seiner unveräußerlichen Freiheit nöthigen Mittel als Volksrechte reservirt, und dem Fürsten an oberherrlichen Rechten nur so viel anvertraut, als zur Ausübung der untheilbaren Executivgewalt nöthig ist. Fürst und Volk leiten aus diesem Vertrage ganz verschiedene Rechte, Interessen und Hoffnungen ab, sie stehen sich als Partheien gegenüber, die sich mißtrauen müssen, und daher als Wächter ihrer Rechte Organe der eigenen Parthei bestellen. Die Handhabung der Gerechtigkeit, als das wichtigste Palladium der Freiheit, ist ein wesentliches Volksrecht, das sich das Volk, ohne zum Verräther an der eigenen Sache zu werden, aus den Händen nie soll entwinden lassen. Ein mit Bewußtseyn freies Volk „soll nicht bloß Gerechtigkeit lieben, sondern auch Gerechtigkeit üben seyn,“ und den von der Krone abhängigen Richtern nicht mehr anvertrauen, als der Executivgewalt zusteht, nämlich: die Form der Anwendung und den Vollzug des Gesetzes auf die durch Volksgerichte entschiedenen factischen Bedingungen. — Man versteht es aber auch, diese Lehre in volksthümlicher Weise auszubeuten. Es schmeichelt dem Volke, wenn man ihm täglich sagt: Du bist mündig und im Rechtsstaate der geborne Wächter Deiner Rechte; es blendet das Volk, wenn man durch Rede und Schrift deutlich erkennen läßt, daß in der ungetheilten Macht des Richteramtes eine Vormundschaft liege, der sich das souveraine Volk durch Schwurgerichte entschlagen könne und entschlagen müsse, um der Willkühr von oben zu begegnen und Herr der politischen Form des Staates zu bleiben; es erbittert das Volk, wenn man ihm den bisherigen Strafprozeß als ein système de déception und die Staatsrichter als feile Creaturen schildert, die des Avancement oder einer Decoration willen, der echte Patrioten mit geleuktgen Eidbogen aus dem Wege gehen, das Wohl und Wehe ihrer Mitbürger gewissenlos opfern. Wenn endlich die vertrauten Führer des Volks der von Rechtsfragen wenig begreifenden, aber für Freiheit begeisterten Menge die Alternative stellen: entweder Freiheit mit Volksgerichten — oder Despotie mit Staatsrichtern, so kann die Wahl nicht zweifelhaft bleiben. Ein Stand, der so tief gesunken seyn soll, daß er die Heiligkeit seines Berufes dem servilen Fürstendienste geopfert hat, der, ungeachtet er für die Rechtswissenschaft gebildet und im Tempel der Themis erzogen worden ist, dennoch seine Unfähigkeit zur Rechtsfindung bewährt haben soll, verdiente, daß er unter Kuratel gestellt werde, und daß der wichtigste Theil der Rechtswissenschaft, das praktische Criminalrecht, Laien anvertraut werde, die außer dem durch Vorurtheile, Schulweisheit und Afterpolitik verpesteten Dunstkreise lebend, ihre Erkenntnisse aus der ungetrübten Quelle der Vernunft und des Gewissens schöpfen“ und dadurch das Gesetz mit dem Volksleben vermählen. Wahrlich, wenn man die Verdammungsurtheile hört, womit die junge Freiheit den Richterstand der vormärzlichen Periode abfertiget, so sollte man sich fast schämen, diesem Stande anzugehören, man müßte aber auch verzweifeln, sein Leben der Wissenschaft geweiht zu haben, die nun als Täuschung erkannt worden ist, und deren Jünger auf die mechanische Operation der formellen Rechtsanwendung beschränkt werden müssen. Uns gereicht jedoch die Ueberzeugung zum Troste, daß diese Urtheile nicht die Stimme des Volkes, sondern die Leidenschaft der Partheiführer ausspricht, und daß die Urtheile der rechtsgelehrten Richter die Wahrheitsprobe im Vergleiche mit jenen der Volksgerichte ohne Scheu eingehen könnten, wären nicht erstere verpflichtet, ihre Geistesoperation durch Rechtsgründe anschaulich zu machen, während die Volksgerichte das um den

Preis frommer Meineide erworbene Privilegium haben, ihre Erkenntniß-Quelle mit dem undurchdringlichen Mantel des Gewissens zu verhüllen, und die gefällten Urtheile als Orakelsprüche der gläubigen Menge vorzulegen. Unpartheiische Volksfreunde mögen entscheiden, ob der Richterstand in den österreichischen Provinzen, besonders dort, wo ihn der Staat nicht genöthiget hat, das Gebet: Führe uns nicht in Versuchung, stündlich zu erneuern, sich bemüht habe, die Gebrechen des Gesetzes durch Ehrenhaftigkeit des Charakters und durch Pflichtgefühl unschädlich zu machen, und ob das gegen ihn erweckte Mißtrauen ein durch Thatsachen verschuldetes oder ein dem Volke eingeimpftes sey?

Wenige Richter werden die Nothwendigkeit verkennen, der bürgerlichen Freiheit im Gesetze Garantien zu geben, die den Richter verhalten, seinen guten Willen zur That zu bringen; nur solche, »die das Ziel ihres Denkens an der Stelle festsetzen, wo sie des Denkens müde geworden sind,« werden den Verlust der Strafprozeß-Form betrauern, die »zum Schutze der päpstlichen Hierarchie ersonnen und Deutschland im Schlafe aufgepfropft,« schon längst ihr zerrissenes Kleid hätte ablegen müssen, wäre nicht die Gesetzgebungs-Politik des absoluten Willens erfinderisch gewesen, durch angeheftete Lappen der Menge die Schäden des Systems zu verbergen.

Wer der Einsicht fähig ist, daß der Staat kein Mechanismus im Dienste des Fürstenrechtes, sondern die die Menschheitszwecke vermittelnde Anstalt ist, daß das Rechtfinden kein Akt der Gewalt, sondern eine logische Funktion ist, und daß der Strafprozeß einen höhern Zweck als den einer nach Laune und Bedarf biegsamen Form hat — der wird auch vor den Märztagen die Ueberzeugung gewonnen haben, daß nur das Anklageprincip mit Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des Verfahrens dem Richter die naturgemäße Stellung einräumt, die Verfelaung des Verbrechers befördert, die Vertheidigung des Angeklagten zur Wahrheit macht, den Verhandlungen eine bestimmte Richtung gibt, und die Beweismaterialien geordnet und erschöpfend dem Richter in Vorlage bringt.

Daß aber diese Ueberzeugung practische Geltung erhielt, und daß mit dem Prinzipe der Oeffentlichkeit nicht nur die wirklichen Feinde des Lichtes und der Wahrheit, sondern auch die durch die Dunkelheit erzeugten Gespenster der Furcht und des Mißtrauens verjagt worden sind, gehört zu den Segnungen der Neuzeit.

Wer als Priester der Themis nur im finstern Tempel arbeiten will und sich scheut, das edelste der Staatsgeschäfte gleich dem römischen Prätor auf öffentlichem Markte auszuüben, der ist seines Amtes unwürdig; wer in der Finsterniß Leidenschaften fröhnt, deren er sich bei Tage schämen würde, oder der befürchtet, daß die Decoration, nach der er geizt, durch Thränen, Seufzer und Flüche der Angeklagten befleckt wäre, der ist für die Zukunft unmöglich; wer endlich als Richter jede Kontrole unerträglich findet, und zur Bewahrung des Rechtsstillstandes und des Monopoles dem Volke die durch die Oeffentlichkeit begründete Rechtsschule verschließen will, der ist schon für die Gegenwart ein caput mortuum.

Die Erfahrung hat gezeigt, daß das auf Oeffentlichkeit und Mündlichkeit beruhende Anklageverfahren in keiner unzertrennlichen Verbindung mit den Schwurgerichten steht, und daß die Urtheile durch rechtsgelehrte Richter, ohne sie an eine gesetzliche Beweistheorie zu binden, jedoch mit der Verpflichtung, ihre Urtheile zu motiviren, Garantien darbieten, welche die Frage: ob Volksgerichte geeignete Mittel zur Erforschung der Wahrheit seyen, nicht zweifelhaft lassen. — Von der falschen Voraussetzung ausgehend, daß sich in Beurtheilung der Straffälle die Thatfrage von der Rechtsfrage völlig trennen lasse, fand die darauf gebaute Lehre willige Aufnahme, daß zur Beurtheilung, ob eine Thatsache geschehen sey, der gesunde Menschenverstand hinreiche, und daß daher der Bürger nicht nur fähig sey, über die Wahrheit der der Criminal-Anklage zu Grunde liegenden Thatsache zu entscheiden, sondern daß er hiezu auch vorzüglich berufen sey, weil er mit dem Angeklagten auf derselben Stufe steht, und das Faktum in seiner Wirklichkeit (nach der Auffassung des Angeklagten), nicht aber nach vorgefaßten, dem Volke oft fremden Rechtsansichten beurtheilen wird. Es ist eine arge Täuschung, daß sich die Thatfrage von der Rechtsfrage trennen lasse; die Geschwornen haben nicht blos zu beurtheilen, ob ein Faktum (z. B. der Einbruch in gewinnsüchtiger Absicht) geschehen sey, sondern sie haben zu entscheiden, ob das bewiesene Faktum den Thäter als ein bestimmtes Verbrechen (etwa als versuchter Diebstahl am verpfernten Gute, oder als unerlaubte Selbsthilfe) zuzurechnen sey? Kann man annehmen, daß Bürger und Bauern zur Beurtheilung des criminellen Thatbestandes (der Merkmale im Verbrechensbegriffe), der Thäterschaft und der Grade des Verschuldens, des Versuches, der Mitschuld und Theilnahme, der Erschwerungs- und Milderungsgründe), und der Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten geeigneter seyen, als rechtsgelehrte Richter?

Kann man hoffen, der schlichte Bürger werde Tage lang den Verhandlungen mit gespannter Aufmerksamkeit folgen, und unbeirrt von dem Kreuzfeuer, in das ihn die Reden des Anklägers und Vertheidigers bringen, jene Momente zu erfassen im Stande seyn, durch welche die Wahrheit einer der Vergangenheit angehörigen Thatsache zu erkennen ist? Glaubt man, der Eid des Bürgers sey gegen die Eindrücke der herrschenden Meinung, gegen politischen und religiösen Fanatismus, gegen die Furcht vor der Rache des Angeklagten und gegen die Einflüsterungen der nächsten Umgebung eine festere Schutzwehr, als der Eid des rechtsgelehrten Richters, der durch die freie Presse und die Oeffentlichkeit der Verhandlung gegen die Willkühr von Oben kontrolirt in seinen Entscheidungsgründen verantwortlich bleibt? Die Geschwornen werden beeidiget, bei ihrer Entscheidung an die Verfügung des Strafgesetzes nicht zu denken, sie sind berechtiget, ihre Entscheidung auf Motive zu stützen, die außer dem Gesetze liegen, sie können jeden Fall nach einem selbst gebildeten Verbrechensbegriffe subsumiren, und wegen ihrer Unverantwortlichkeit auch das Gesetz willkührlich eludiren — oder »durch ihr Gefühl die Unvernunft des Gesetzes suppliren«: sie sind nicht mehr Organe des Gesetzes und Richter der That, sonderu Inhaber der Justiz-Hoheit und Gesetzgeber der That. Und hierin liegt des Pudels Kern — die politische Seite der Schwurgerichte. Man will durch sie die als Wächter des Gesetzes anklagende Krone unter die Macht der öffentlichen Meinung bringen, und den starren Buchstaben des Gesetzes in eine

nach den herrschenden Begriffen von Freiheit und Volksrechten elastische Form verwandeln!

In der Republik richten die Geschwornen im Namen und Auftrage des Volkes; Schwurgerichte sind eine nothwendige Folge der Volks-Souverainität. In der Monarchie bleibt das Oberhaupt Inhaber der Justizhoheit; das Rechtsprechen, als eine logische Function der ausübenden Gerechtigkeit, kann nur dann Volksgerichten anvertraut werden, wenn der Sinn des Volkes für öffentliche Angelegenheiten nicht nur geweckt, sondern durch die Schule der Oeffentlichkeit auch geläutert und gereift ist, wenn das Rechtfinden durch allgemeine Beweisregeln (nach Art des law of evidence in England und Nordamerika) geleitet und unterstützt wird, und wenn der Gerichtshof das Recht hat, gegen offenbar irrige oder der Beweisgründe entbehrende Verdicte Rechtsmittel in Vollzug zu setzen. Die Meinung, daß ein kaum zum Bewußtseyn gekommenes Volk mit Freiheit auch gleichzeitig die Fähigkeit errungen habe, als Organ der ausübenden Gerechtigkeit zu fungiren, daß es mit verbundenen Augen und sich selbst überlassen, den Weg zum gesetzten Ziele finden werde — ist ein gefährlicher Irrthum des Stolzes unserer Monarchomachen!

J. Waser.

Notizen.

— Der New-Orleans-Courier bringt nachstehende Entdeckung, welche, wenn sie sich bewahrheiten sollte, dem Handel der neuen Welt einen bisher ungeahnten Aufschwung geben würde. Ein französischer Besitzer war eben beschäftigt, einen Canal ausgraben zu lassen, und seine Producte nach der Honduras-Bucht (im 15. Grade nördlicher Breite) in Mittel-Amerika zu bringen, als er am steilen Seeufer die Ausmündung eines mit enormen Steinmassen künstlich gebauten Canals entdeckte. Er verfolgte den 240 englische Schuh weiten Weg nach Westen und erreichte den Fuß des gegenwärtig eben thätigen Vulkans bei Fuego. An dieser Stelle mußte er ungeheure Baumstämme, welche den Eingang in die Grotte verwehrten, beseitigen, und drang hierauf mit seinen Begleitern unter einer bei 335 Schuh hohen Wölbung weiter hinein. Selbst die riesigsten cyclopischen Werke der alten Griechen verschwinden gegen die imposante Bauart dieser Wälle. Der Canal war in der Tiefe von etwa 60 Schuh mit Salzwasser gefüllt. Der muthige Franzose hatte mit einigen Indianern eine dahin gebrachte Piroguе bestiegen und 18 Stunden später gelangte er an das Gestade des stillen Meeres zwischen Guatemala und St. Salvador durch eine unermeßliche natürliche Grotte, welche die Eingebornen den „Teufelsmund“ nennen. Der ganze gewölbte Theil dieses staunenswerthen Baues war durch Lichtlöcher erhellt, welche bis zur Oberfläche im Gestein ausgehauen waren, so wie dergestammte Weg selbst großen Schiffen zugänglich ist. Diese Entdeckung beweist, daß einst Völker hier wohnten, welche einen hohen Grad der Cultur erlangt hatten, und daß die Verbindung zwischen dem atlantischen und dem stillen Meere auf diesem Wege schon vor uralten Zeiten unterhalten worden ist. (Ltd.)

— Der Marineminister in Paris hat an den commandirenden Admiral im Golf von Merico den Befehl gesandt, ein Fahrzeug nach Mouterey abgehen zu lassen zum Schutz der Franzosen, welche sich beim Goldsuchen in Californien betheiligen wollen. Wenn Frankreich seine unruhigen Elemente, Socialisten, Communisten ins Goldland schicken könnte, so würde es sich glücklich schätzen. Das Journal des Debats nimmt daher keinen Anstand, die leckendsten Schilderungen in seine Spalten aufzunehmen. Ein Offizier an Bord der Poursuivante, Herr Carrey, aus Valparaiso, 24. Nov. schreibt: Handlungscommis mit 8000 bis 10,000 Franken Gehalt geben ihre Stellen auf, um Gold zu graben; 175 Meilen von San-Franzisko sey eine unermeßliche Ebene von 100 Lieues mit Goldklumpen und Goldstaub buchstäblich überfäet. Ein französischer Capitän, der unter chilenischer Flagge segle, habe in San-Franzisko eine schlechte halbzerbrochene Schaufel von Holz um 60 Fr. verkauft, und bei seiner Zurückkunft nur noch ein Hemd, Hosen, ein paar Holzschuhe, einen Strohhut, und einen groben wollenen Rock gehabt. Für seine Hosen, die in einem abscheulichen Zustand waren, hatte man ihm 18 harte Piaster (45 fl. rhein.) geboten, eine leere Flasche, worin Kölnisches Wasser war, hatte er um 5 Piaster zum Aufbewahren von Goldstaub verkauft. Er war mit einem Waarenwerth von 14,000 Piastern nach Californien gesegelt, und hatte etliche und achtzigtausend Piaster daran gewonnen. Für die Ueberfahrt von Valparaiso nach Californien wurden 200 Piaster bezahlt, und ein amerikanischer Capitän hatte sich erboten, jeden mitzunehmen, unter der Bedingung, daß das Fahrgeld 3 Monate nach der Ankunft in Gold nach dem Curs vom letzten Julius, d. h. 8 Piaster auf die Unze, bezahlt werde.

— Nach dem Jahresberichte des französischen Kriegsministers, welcher die Anzahl aller Offiziere der Armee angibt, ist Marschall Soult der Einzige dieses Ranges (am 19. Mai 1804 dazu ernannt) aus der Kaiserzeit. Die übrigen Marschälle, während der Restauration und der Juli-Regierung dazu ernannt, sind: Molitor (9. Oktober 1823), Gérard (17. Aug. 1830). Sebastiani (21. Oktober 1840), Bugeaud (31. Juli 1843), Reile und Dode de la Brunerie (17. Sept. 1847). Von den Divisions-Generälen in Activität sind nur 2 aus der Kaiserzeit: Harispe (12. Oktober 1813) und Exelmann (6. September 1812); alle übrigen, mit Ausnahme Cavaignac's (28. Februar 1848), wurden zu diesem Range während der Juli-Regierung erhoben. Die Brigadegenerale gehören sämmtlich der Regierung Louis Philipps an. Die während der letzten Regierung ernannten Generäle sind hier nicht mitgerechnet. Unter den in Ruhestand versetzten Generälen sind 38 Divisionäre und 41 Brigadiers aus der ersten Republik und dem Kaiserreiche, von welchen unter den Ersteren Lapoype (15. Mai 1793) und unter den Letzteren Théodore de Lameth (28. Nov. 1791) die ältesten sind.

— Der erste Regent, dessen die Geschichte unter dem Namen Napoleon Erwähnung thut, war Napoleon de la Torre, der im Jahre 1265 zum Herrscher von Mailand erwählt wurde. (Allg. Ztg.)

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 18. Klagenfurt, Sonnabend den 3. März 1849.

Die Erscheinung nach dem Tode.

Erzählung einer Frau

Wie oft wir in den Augenblicken des harmlosesten Scherzes ganz unbewußt das Samenkorn ausstreuen, das uns später zum riesigen Baume des unheimlichsten Schreckens emporschießt, mag nachfolgende einfache Begebenheit darthun.

Es war zur Zeit des Carnevals, als ich mit meiner Schwester zu einer Abendunterhaltung gebeten wurde. Der Festgeber war ein Jugendfreund meines Vaters und auch seine Frau stand mit unserer Mutter auf einem sehr vertrauten Fuße. Daß unter solchen Verhältnissen die beiden Töchter zu unsern besten Freundinnen gehörten, bedarf wohl keiner Erwähnung. Gerne folgten daher unsere Eltern dieser Einladung, und wir fanden dort eine recht zahlreiche und interessante Gesellschaft. Besonders war es der einzige Sohn des Hauses, der meine Aufmerksamkeit auf sich zog, oder besser gesagt: der mir seine Aufmerksamkeit schenkte, so daß ich selbe artiger Weise nicht anders als erwiedern konnte. Er war ein großer, schlank gewachsener Jüngling, mit einem angenehmen Aeußeren, dessen Erzählungen von seinen bedeutenden Reisen ich gerne zuhörte. Er war zwei Jahre vom Elternhause entfernt gewesen und vor wenigen Tagen aus dem Auslande zurückgekehrt. Ihm galt die heutige Unterhaltung.

Die Mädchen neckten mich mit meiner Eroberung, worüber ich in meinem damaligen Alter von sechszehn Jahren ganz und gar nicht böse war; wußte ich doch, sie seyen mir neidig, daß er mit mir mehr tanzte als mit ihnen und mich überhaupt vor Andern auszeichnete. Allein wiewohl der junge Mann mir gut gefiel, so nahm ich äußerlich doch seine Verehrung nur als gewöhnliche Galanterie auf und suchte dem Ganzen eine scherzhafte Seite abzugewinnen. Ich that, wie überhaupt Frauenzimmer zu thun pflegen, wenn sie einem Mann gerne glauben möchten und dabei doch fürchten, durch Voreiligkeit sich bloß zu geben.

Das Souper war vorüber. Zur Abwechslung brachte man Gesellschaftsspiele an die Reihe, wobei es recht bunt und lustig herging und mancher glückliche Einfall zum Vorschein kam. Unter Anderen sollte ein Herr einer Dame eine Charade aufgeben, welche zugleich eine Liebeserklärung an dieselbe enthalte. Das Loos traf den Sohn des Hauses. Daß man mich zu seiner Dame erwählen würde, wußte ich im Voraus, und hielt mich bereit, meiner muthwilligen Umgebung eine eben so muthwillige Miene entgegen zu stellen; gerne hoffte ich indessen, der junge Mann möchte seine Aufgabe recht artig lösen; zudem war er wirklich Dichter und im Improvisiren sehr glücklich. Er wurde auch, wie ich erwartete, mir gegenüber gestellt, und, nachdem er eine kurze Pause benutzt, während welcher er hastig geschrieben, las er folgende Strophen:

Wem Deine Beiden einst in Liebe glühen,
Dem lächelt aus des Paradieses Sonnen
Ein heit'res Loos, wie nur in reinen Wonnen
Dem Sterblichen des Glückes Rosen blühen.

Ein schöner Preis krönt oft ein redlich Mühen,
D'rum ringe kühn, wer Hohes hat begonnen;
Und säh' ich meine Hoffnung auch zerronnen:
Auf ewig wollt' ich nicht Dein Drittes fliehen.

Für's Ganze gäb' ich gern dies arme Leben,
Belohnte Deine Huld mein heißes Streben
Mit einem Liebeswort aus Deinem Munde;

Und was das Herz im Innersten empfunden,
Dies hat des Sängers Lied zum Kranz gebunden,
Den er Dir weiht in dieser frohen Stunde.

„Bravo!" scholl es von allen Seiten; „ein Augenblick hatte die Dichtung geschaffen, d'rum mußte das Kindlein auch so getauft werden!" — „Nun" wandten sich Einige zu mir: „Du wirst doch solch' heißes Streben nicht unerhört lassen? Oder verlangst Du wirklich ein ganzes Leben für ein einziges Liebeswort?"

Ich fühlte all' mein Blut im Gesichte, die Wangen brannten mir wie in der Fieberhitze. Die Sache war zu öffentlich, ich fürchtete meine Gefühle zu ver-

rathen, darum galt es Verstellung. Ich erhob mich daher lächelnd und begann mit komischer Feierlichkeit: „Wenn Ihr, Herr Ritter und Troubadour, die Burg meines Herzens ernstlich einzunehmen gesonnen seyd, so wappnet Eure Brust mit dem festen Schilde der Geduld, auf daß Euch Euer Eroberungsplan nicht auch mit der Begeisterung des gegenwärtigen Augenblickes verrauche."

„Treue heißt der Schild der wahren Liebe," entgegnete rasch der feurige Ritter, und bevor ich es noch abwehren konnte, hatte er meine Hand ergriffen und mir einen Ring an den Finger gesteckt.

Beifallsklatschen belobte die geschickte Wendung; man erwartete begierig meine Antwort. Es galt nun, die bereits angenommene Rolle weiter zu spielen. Ich besah den Ring. Er war von Gußeisen, auf der innern Seite mit Gold ausgelegt, das Schildchen darauf ebenfalls von Gold, überhaupt recht zierlich und nett gearbeitet.

„Schwarz ist die Farbe des Todes und der Trauer," nahm ich das Wort: „und wird die Art unserer Verlobung sehr richtig deuten. Da ich nämlich in einer plötzlichen Anwandlung bittern Männerhasses einst das unverbrüchliche Gelübde gethan, mich niemals dem drückenden Joche der Ehe beugen zu wollen; so wird bei meiner leider zu spät eingetretenen Sinnesumwandlung für unsere Liebe kein anderer Ausweg übrig bleiben, als einander die Treue im ledigen Stande bis an das Grab zu bewahren; derjenige aber" — fuhr ich mit erhöhter Stimme fort — „der früher stirbt, als der andere, holt sich binnen Jahresfrist den Gegenstand seines treuens Harrens. Hier meine Hand darauf."

Einigen von der Gesellschaft mochte meine leichtfertige Anspielung auf ein ernstes höheres Thema nicht ganz gefallen, denn nicht bei Allen hatte diese Witzelei Anklang gefunden; allein, mein Todesverlobter ergriff meine Hand und drückte einen Kuß darauf, während er meine Finger leise drückte, zum Zeichen, daß er den versteckten Sinn meiner Rede wohl verstanden habe.

„Es gilt," sprach er fest: „sterbe ich früher, so komme ich, und umgekehrt dasselbe;" und den Ring, den ich im Scherze bis zum Nachhausegehen am Finger behalten, wollte er heute nicht zurücknehmen. „Ich hole mir ihn selbst von Ihnen," flüsterte er mir zu: „dann aber tausche ich ihn gegen einen passenderen ein, der uns fester verbinden soll." — Unsere Herzen waren bereits einig. —

Der Schmerz folgt der Freude oft auf dem Fuße. Wer hätte mir in diesem seligen Augenblicke gesagt, daß ich in einer Woche darauf denjenigen zu Grabe geleiten würde, dessen Auge jetzt so lebensfroh bestätigt hatte, was sein Mund als Dolmetscher seines Herzens mir gestanden! Eine Erkältung in dieser Ballnacht zog ihm ein hitziges Fieber zu, dem er, trotz der Bemühungen der geschicktesten Aerzte, zu seiner Eltern tiefstem Schmerze, in acht Tagen erlag. Der Vorfall hatte mich dermaßen angegriffen, daß die Aufregung mich eine Zeitlang an's Krankenbett gefesselt hielt. Allein, was verschmerzt man nicht in seinen Blüthenjahren? Unsere Liebe war zu jung gewesen, um tiefe unausrottbare Wurzeln gefaßt zu haben. Ich genaß allmählich, brachte den Sommer und Herbst bei meiner Tante auf dem Lande zu und im Winter zur Carnevalszeit befand ich mich schon wieder nebst meiner Schwester auf einem Balle.

(Beschluß folgt.)

Noch ein Sträußchen.

Der Aufsatz: „noch einige Worte rücksichtlich der Abschaffung des Adels und Aufhebung der Fideicommisse" in der „Carinthia" Nro. 14 vom 17. v. M. Chiffre R. enthält nach meiner Meinung einige unhaltbare Behauptungen und ich fühle mich dadurch aufgefordert, „noch ein kleines Sträußchen" als Berichtigung beizufügen.

Es heißt im obigen Aufsatze, Napoleon habe in Frankreich die Fideicommisse wieder eingeführt, — dieß ist ganz irrig. — Das Gesetz, welches während der französischen Revolution alle Fideicommisse aufhob, und für alle Zukunft verbot, besteht noch gegenwärtig in voller Kraft. Nur wurden im Jahre 1826 zum Vortheile der Urenkel Substitutionen, doch auch diese nur bis auf den zweiten Grad der Abstammung mit einem Ausnahmsgesetze erlaubt.

Die Herzogsdotationen zur Belohnung verdienter Heerführer und Staatsmänner unter Napoleon waren ganz anderer Natur. Sie geschahen durchweg auf Kosten des Auslandes und Jedermann weiß, wie lange sie dauerten, obschon auch hiebei von einem Fideicommißbande nie eine Rede war.

Daß Fideicommisse zur Erhaltung des Adels unumgänglich nothwendig und daß jene, welche für die Aufhebung der Fideicommisse sprechen, darin nur das Mittel suchen, den Adel zu untergraben, sind nicht minder irrige Behauptungen.

In allen Ländern gibt es Adel ohne Besitzungen, und in allen Ländern findet sich selbst sehr hoher Adel, dem beträchtliche Güter ohne einem Fideicommißbande angehören.

Die nachgebornen Söhne bei Fideicommissen erlangen ihren Adel ebenfalls ohne Vermögen.

Wer kann daher meinen, daß nur das Fideicommißinstitut die Garantie für den Adel enthalte? — und wer — dem die Schattenseiten der menschlichen Zustände nicht unbekannt geblieben sind — kann die

Hoffnung — welche nirgends mehr anstößt, aber auch nirgends bitterer ist, als in einer Subsistenzfrage — auf die gnädige Unterstützung des Familienältesten gegründet sehen.

Warum die großen Grundbesitzungen bei Auflösung der Fideicommisse denen Speculanten anheim fallen, und wie hierdurch der Waldstand leiden soll? läßt sich noch weniger erklären.

Grund und Boden kann überhaupt nie ein Gegenstand der Speculation werden, weil die Benützung, wenn sie vortheilhaft seyn soll, viele Anstrengung, eigenen Fleiß und Vorbereitung erfordert, und weil der Werth einen allgemein anerkannten Maßstab hat.

Wenn aber solche Verhältnisse eintreten, daß große Kapitalien — wie es durch die Auflösung der Unterthänigkeit und der Zehende nun offenbar der Fall seyn wird — dem Grundbesitze sich zuwenden, so kann dieß für die Staats-Gesammtheit nur die besten Folgen haben, indem hierdurch der Bodenwerth gesteigert, der Landbau befördert, und die öffentliche Belastung — worauf doch immer das finanzielle Fundament beruht — gesichert werden.

Zwischen Waldstand und Waldkultur ist übrigens ein großer Unterschied. — Weit weniger bringt es Nachtheil, wenn Hölzer vor gänzlich beendetem Auswuchs abgetrieben werden, als wenn die Forstkultur ganz vernachlässigt wird.

Es ist offenbar besser, einen Wald nach 50jährigem Anwuchse nieder zu stocken, diesen dann sogleich mit Sorgfalt in wahre forstmäßige Kultur zu setzen, und nach weiterem Verlauf von 50 Jahren die Abtreibung zu wiederholen, als wie den nämlichen Wald durch 100 Jahre wild fortwachsen zu lassen, und in dieser langen Zeit die Holzernte nur einmal vorzunehmen.

Die Benützung muß natürlich stets der freien Handlungsweise der Eigenthümer vorbehalten bleiben, weil sich die Ausbeute der Wälder immerhin nach den localen Verhältnissen oder nach zufälliger Nachfrage zu richten pflegt.

Die Waldkultur an sich kann rücksichtlich des damit verbundenen großen Aufwandes wohl niemals von Fideicommiß-, sondern stets nur von speculativen freien Besitzern erwartet werden, denn nur bei den Letzteren verwandelt sich die Voraulage sogleich in disponiblen Kapitalswerth.

Uebrigens werden in den neuen Institutionen jedenfalls kräftige Gesetze dafür sorgen, daß die Integrität der Besitzungen keine der Staats- und Volkswirthschaft schädlichen Willkühr preisgegeben werde, wodurch die Besorgniß von Hütten auf Kosten der respectablen Landgebäude von selbst hinwegfällt.

Da endlich die Fideicommisse nichts anders, als Rechtsexemtionen sind, die unbedingte Gleichheit von Gesetz und dessen Anwendung jedoch in den gegenwärtigen Staatsreformen zur strengen Regel erhoben wurde, so kann bei Aufhebung der Fideicommisse von einem Eingriffe in die Rechte der Privaten — wie der Aufsatz sich ausdrückt — wohl nie eine Rede seyn, denn die gesetzlichen Bestimmungen des Erbrechts müssen nach diesem Grundsatze für alle Staatsbürger gleich wirken.

Jetzt noch einige Worte über Aufhebung des Adels.

Der Adel hat zwei Bestimmungen. Als Institut der Ehre — und als eine durch Gesetz und Rechtsausnahmen bevorzugte Kaste. Gegen die letztere Bestimmung — als dem allgemeinen Staatswesen kränkend und drückend — hat sich noch bei allen Revolutionen — so nun auch in Oesterreich — die laute Stimme des Hasses erhoben.

Werden jedoch dem Adel die Bevorrechtungen im Gerichtsstande, in der Militärwidmung, in dem ausschließenden Anspruche auf mehrere Aemter und öffentliche Unterstützungen, in den Fideicommißsachen und anderen Begünstigungen, — als mit einem volksthümlichen Staatszwecke wirklich unverträglich, — entzogen, so wird es gewiß Niemanden beifallen, die erste und allein wahre Eigenschaft — als Institut der Ehre — anzugreifen, wie man es überhaupt gleichgiltig hinzunehmen pflegt, ob ein Familienname aus einem oder mehreren Theilen bestehe.

Die Feldherren, deren erlauchte Namen obiger Aufsatz berührt, haben ihre Größe ohne Rücksicht auf Adel erlangt.

Sie bleiben der Stolz Oesterreichs und ihr hoher Werth ist in dem goldenen Buch der Geschichte weit sicherer und unvergänglicher bewahrt, als in dem Fideicommißbesitze, der ihnen meistens später zu Theil wurde, als die Dankbarkeit des Staates sie mit den gehörigen Mitteln versah.

Der wahre Soldat ist stets ein Mann der höchsten Ehre. — Nur Ehre — weit größer, als sie der wirkliche Adel gibt — wohnt in seiner Brust. — Nur Ehre ist der Lohn für die mit unsäglichen Mühen und mit Gefahr des Lebens erfüllte Pflicht. — Und nur dann, wenn das Hochgefühl dieser Ehre ein allgemeines Eigenthum der Armee ist, vermag ihrer Kraft nichts zu widerstehen.

Es dürfte daher die Anregung aus den Reichstagsverhandlungen wegen Aufhebung des Adels — „als Institut der Ehre“ — wohl ganz ungegründet seyn.

Karl Edler v. Webenau.

Notizen.

— Ein Olmützer Correspondent der „Deutschen Zeitung“ gibt ein flüchtiges Bild des Hoflebens in Olmütz. „Die altspanische Etikette und Grandezza ist mit der Thronbesteigung Franz Josephs I. wohl für immer aus der Burg der Habsburger verschwunden. Der jugendliche Monarch ist Jedermann leicht zugänglich und hat während seines Aufenthaltes bei Radetzky im vorigen Jahre die Ungezwungenheit des Militärlebens schätzen gelernt. Bei seiner Rückkehr soll die Gewohnheit, zuweilen eine Cigarre zu rauchen, welche er in den Feldlagern der italienischen Armee angenommen hatte, viel Nasenrümpfen am Hofe zu Innsbruck verursacht haben; es war bis dahin unerhört, daß ein kaiserlicher Erzherzog geraucht hatte. Der Monarch steht pünktlich jeden Morgen um 6 Uhr auf, und beschäftigt sich dann einige Stunden sehr ernstlich mit politischen und juridischen Studien. Sind die Minister anwesend, so wohnt er jedesmal ihren Berathungen bei. Zur Tafel werden täglich einige

Gäste geladen, sowohl vom Civil, als vom Militär, und nicht etwa bloß die Honoratioren; der jüngste Lieutenant erhält so gut seine Einladung, als der Festungscommandant, der Bürgerausschußmann so gut, als der Bürgermeister. An der Tafel selbst herrscht ein ungezwungener Ton. Die Mutter des Kaisers, die Erzherzogin Sophie, nimmt selbst häufig an dem Gespräche Theil; namentlich ist die Hauptstadt und die Anstände derselben der Angelpunkt, um welchen sie es zu führen liebt. Immer spricht sie ihr Bedauern über das Unglück aus, das ihre lieben, verführten Wiener betroffen, und daß trotz der strengen, über sie verhängten Maßregeln noch immer keine Ruhe werden wolle, welches den Hof verhindere, dahin zurückzukehren. Abends wird gewöhnlich das Theater besucht, auf welchem jetzt abwechselnd die Mitglieder der beiden Hoftheater in Wien spielen sollen."

— Das „Journal des Debats" vom 21. Februar äußert sich folgendermaßen über die Einführung der Republik von Rom: Die Constituante der römischen Staaten hat dem Papstthum die weltliche Herrschaft entzogen und die Wiederherstellung der Republik decretirt. Die 101 Kanonenschüsse, welche von der Engelsburg dieses Ereigniß der Stadt und der Welt verkündigten, werden Niemanden in Europa überrascht haben. Es war das verhängnißvolle, unvermeidliche Ziel der römischen Revolution; der Kampf zwischen zwei unversöhnlichen Principien, die beide nothwendig bis zu den zwei Extremitäten gehen mußten, dasjenige von beiden, welches Herr des Platzes geblieben ist, setzt sich darin fest, und verschanzt sich darin. Es muß sich nun zeigen, was die neue Republik beginnen wird. Bei den alten Römern votirte man den Triumph nur nach dem Siege. Die Römer unserer Tage machen es besser; sie krönen sich in vorn hinein, und proclamiren die glorreiche Republik, zum Unglück decretirt man nicht so leicht Ruhm und Tugend, wie eine Constitution; und bis jetzt sehen wir nur auf eine einzige Trophäe, welche die römische Revolution der Volks-Ovation zeigen könnte, nämlich den blutigen Dolch, den die Brutusse des neunzehnten Jahrhunderts mit Lorbeern gekrönt haben, und vor welchem die Vorübergehenden das Haupt entblößen müssen. Das unmittelbarste Resultat dieser republikanischen Schilderhebung in Italien wird das Scheitern oder die Vertagung auf unbestimmte Zeit des Unabhängigkeitskrieges seyn. Die innere Frage wird natürlich die äußere ganz verschlingen; diejenigen italienischen Regierungen, welche die Sache der Gebietsbefreiung hätten verfechten können, werden genöthigt seyn, umzukehren, um den Angriffen des innern Feindes die Spitze zu bieten; die Republik tödtet die Ligue und der Bürgerkrieg thut dem heiligen Kriege Einhalt. Während sich in Rom die dünkelhaften Menschen, welche die Revolution entfesselt hatten, bestürzt vor ihren Saturnalien zurückziehen, während das Volk das Capitol besteigt, um dort das Kreuz durch die sacrilegische Krönung mit der rothen Mütze zu bestecken, sieht sich die Regierung, die man den Degen Italiens nannte, und welche die Last des auswärtigen Krieges zu tragen hatte, genöthigt, ihr Werk aufzugeben und einem andern Feinde entgegen zu treten. Das junge Italien kann sich rühmen, die glücklichste Diversion zu Gunsten Oesterreichs gemacht zu haben, und wenn ihrer Seits die Kaiserlichen das Capitol besiegen werden, so müssen sie der Republik dafür danken. Wir müssen daher auf die Eröffnung einer neuen Phase in der Angelegenheit der Halbinsel gefaßt seyn. Indem die revolutionäre Parthei offen zur Einführung einer unitarischen Republik, mit andern Worten zum Umsturz der gegenwärtigen Verfassung der italienischen Staaten auffordert, ergriff sie die Offensive, und zwingt die constitutionelle und liberale Parthei, sich zu vertheidigen. Der Ausgang des Kampfes, der sich unvermeidlich zwischen den italienischen Staaten entspinnen zu müssen scheint, ist übrigens in der römischen Constituante selbst von einem der Haupttheilnehmer an den letzten Ereignissen, Herrn Mamiani, vorausgesagt worden: „Wo sind unsere Armeen? sagte er, wir haben der Menge nichts mehr zu versprechen. Wenn wir Toscana aufwiegeln, werden wir die Anarchie des Mittelalters erneuern. Wenn wir Piemont revolutioniren, so werden wir entweder eine blutige Reaction gegen die republikanischen Ideen hervorrufen, oder wir werden ohnmächtig seyn, die Einheit zu behaupten und abermals in die Anarchie zurückstürzen, und dann wird Oesterreich in Piemont thun, was es in der Lombardie gethan hat, und uns erdrücken. Werden wir versuchen, die Sympathien Frankreichs und die der Völker zu Hilfe zu rufen? Aber in diesem Augenblicke ist der Geist der Erhaltung in Europa vorherrschend." Die zu späte Weisheit des Herrn Mamiani hat kein Gehör gefunden, und die Römer haben das Wort, das ihrer alten Sprache angehört, wiederholt: Alea jacta est. Das Wichtigste von allem aber ist jetzt, daß Italien seine Angelegenheit selbst ausfechte, daß der Kampf, wenn er sich entspinnt, national bleibe. Wir, für unseren Theil, haben uns nicht darein zu mischen: l'Italia fara da se. Die römische Revolution ist in der Welt schlecht aufgetreten; sie hat sich nicht blos durch den Meuchelmord, sondern durch die Verherrlichung des Meuchelmordes inaugurirt und gleich bei ihrem ersten Schritte ist ihr Fuß im Blute ausgeglitten. Am Tage der Eröffnung der Constituante sprach der Minister Armellini zu der Versammlung: „Ihr sitzet zwischen den Gräbern zweier Civilisationen, der des Italiens der Cäsaren und der des Italiens der Päpste. Errichtet auf diesen Gräbern das neue Gebäude." Aber dieses neue Gebäude ist selbst nur ein neues Grab; um eine neue Nation zu schaffen, braucht man vor allem eine Nation, um Rom neu zu schaffen, müßte man erst Römer haben. Rom ist nichts mehr als ein Körper ohne Seele, und mehr als je kann man von ihm mit Childe-Harold sagen: „Die Niobe der Nationen! da steht sie ohne Kinder, ohne Krone, eine leere Urne ist in ihren gebrandmarkten Händen, die heilige Asche ist daraus seit langer Zeit zerstreut. Das Grab der Scipione umschließt nicht mehr ihre Asche, die Gräber selbst haben ihre heldenmüthigen Bewohner verloren. Kannst Du, alte Tiber, noch durch diese Wüste von Marmor fließen? Ach! erhebe Dich mit Deinen gelben Fluthen, um das Elend Roms mit Deinem Mantel zu bedecken!"

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 19. Klagenfurt, Dinstag den 6. März 1849.

Die Erscheinung nach dem Tode.

Erzählung einer Frau.

(Beschluß.)

Ein eigener Zufall wollte es, daß die Tanzunterhaltung in demselben Saale stattfand, wo ich vor einem Jahre mich so glücklich gefühlt. Der Vater des Verstorbenen, dem dieses Haus gehörte, war der Bruder unserer Begleiterin, einer Beamtenswitwe, unter deren Obhut wir hieher gekommen waren, und deren eine Tochter heute ihr Hochzeitsfest feierte; aus welcher Ursache ihr Oheim gerne das Local zu diesem Zwecke überlassen hatte. Mit wehmüthiger Freundlichkeit empfing uns der Alte, er erinnerte sich seines Sohnes, und auch bei mir war dieselbe Empfindung schon früher rege geworden.

„Vor acht Tagen war es ein Jahr," bemerkte er: „daß wir uns zu einem ähnlichen Zwecke zusammen gefunden hatten, und der heutige Tag war ein Tag des Todes für meinen Wilhelm." Thränen traten in seine Augen, und wir mußten dem Gespräche eine andere Wendung geben, um den guten Mann nicht noch trauriger zu sehen.

Aber in meinem Herzen hatten seine Worte einen tiefen Eindruck hinterlassen, den weder die gesellschaftliche Unterhaltung noch die rauschende Musik ganz verwischen konnte. „Heute ist es also ein Jahr, daß sein Geist die irdische Hülle verlassen! — Und an seinem Todestage willst du fröhlich seyn?" So sprach ich zu mir selbst. Bei weiterem Nachdenken fand ich aber, daß dieser Vorwurf es nicht sey, was mich so ernst stimmte. Die wahre Ursache lag mir sehr nahe, und da ich mit meinen Gedanken unwillkührlich immer auf den Ring des Verstorbenen zurückkam, den mir seine Angehörigen zum Angedenken verehrt hatten, so mußte ich mir endlich beschämt gestehen, daß nur jenes Versprechen, vermöge welchem der Todte den Ueberlebenden in jene Gefilde rufen sollte, es sey, was mich drücke.

„Wie können denn Todte wiederkehren?" suchte ich meine gereizte Einbildungskraft zu beschwichtigen: „eine solche Besorgniß streift ja an's Lächerliche, und der Fall ist unerhört. Wie aber," entgegnete ich mir wieder: „wenn die unbegreiflichen Mächte der Geisterwelt dennoch geneigt wären, deine Frevelworte auf die Wagschale der Giltigkeit zu legen, und die Erfüllung wäre schon im Reifen?" So schlug ein Gedanke den andern im fortgesetzten, wenn gleich durch die äußere Anregung oft unterbrochenen Kampfe, bis endlich um zwei Uhr Morgens das Zeichen zum Aufbruche gegeben, und hiemit die Unterhaltung geschlossen ward.

Ich hatte viel getanzt und auch meine Gesellschaft hatte man gesucht, und dennoch war der Frohsinn nicht wie ehedem bei mir eingekehrt; ein gewisser Geist von Verstimmtheit hatte sich wie eine schwere Wolke vor mein Gemüth gelagert, und dem heitern Sonnenstrahle des wahren Vergnügens finster den Eingang verwehrt.

Es war verabredet worden, daß wir bei der Familie, unter deren Schutze wir gekommen, die Nacht zubringen, und erst am Morgen nach Hause kehren sollten. Ihre Wohnung war in derselben Gasse. Allein, schon bei unserer Herfahrt war Thauwetter eingetreten, und nun goß der Regen in Strömen hernieder. „Warum sollen Sie in diesem Unwetter hinaus?" begann, als wir uns verabschiedeten, der freundliche Hausherr: „bleiben Sie bei uns. Nicht wahr liebe Schwester?" wandte er sich zu unserer Begleiterin. „Ja wohl!" fiel seine Frau ihm in die Rede: „Sie sind hier so gut, wie bei Ihren Eltern aufgehoben." Und es blieb dabei.

Ich muß hier bemerken, daß dieses Haus ein Hotel war, und der Saal, worin wir getanzt hatten, sich im zweiten Stockwerke befand. Eine Thür führte auf die Treppe hinaus und vier Thüren befanden sich innerhalb des Saales. Es waren dieß Gastzimmer; jedoch dießmal nur das eine von Fremden besetzt, zwei waren während des Balles zur allgemeinen Bequemlichkeit geöffnet gewesen, das vierte, worin sich zwei

Bettstätten befanden, wurde uns zum Schlafgemache angewiesen.

Als uns die Töchter des Hauses dahin geleiteten, flüsterte mir Anna, die jüngere, mit der ich stets einen vertrauten Umgang gepflogen, heimlich zu: „Nicht wahr, Du hast Dich heute unseres guten Wilhelm erinnert, ich sah es Dir an; er hat Deine Erinnerung verdient, denn er liebte Dich innig. Gleich am Morgen nach jenem Balle hat er es mir gestanden." — Thränen traten mir bei diesen Worten in die Augen, ich vermochte nicht zu sprechen, ich küßte das gute Mädchen herzlich, und wir traten in unser Zimmer.

Beklommen warf ich mich auf einen Stuhl und starrte schweigend vor mich hin; die Wachslichter brannten düster, der Regen schlug an die Fenster, und meine Fantasie begann jetzt noch lebhafter als kurz zuvor rege zu werden. — Aus diesen wachen Träumen weckte mich die Schwester. Sie hatte die Thüre verschließen wollen, und konnte sich mit dem Schlosse nicht zurecht finden; entweder war es verdorben, oder es bedurfte eines gewissen Kunstgriffes, dasselbe zu handhaben, kurz der Schlüssel wollte keine Dienste thun.

„Bei dem besten Willen unserer Freunde," eiferte sie: „können wir uns jetzt nicht einmal vor Zudringlichkeiten schützen, denen wie an diesem fremden Orte bloßgegeben sind, denn drüben sind die beiden Grafen noch wach."

„Nun, und was soll es mit ihnen?" fragte ich zerstreut.

„Sahst Du denn nicht," entgegnete sie etwas gereizt bei meiner Gleichgiltigkeit: „daß sie während des Balles im Saale waren, und mit den Mädchen nach Herzenslust ihre Kurzweil trieben?"

„Da hatten sie ganz recht," antwortete ich: „wenigstens trugen sie redlich ihr Scherflein zu der allgemeinen Unterhaltung bei.

„Wie aber, wenn es ihnen beifiele, sich mit uns einen Scherz zu erlauben," fragte die Bedenkliche weiter: „wie dann?"

„Sie wissen ja nicht, daß wir hier sind," tröstete ich: „und wenn auch, so sind es Leute von feiner Bildung, denen gewiß die Pflichten gegen das schwächere Geschlecht nicht gleichgiltig seyn werden."

Wir hörten jetzt wieder die Stimmen der Fremden von drüben, welche recht laut sprachen und dabei lachten.

„Ich glaube, sie sind weinlustig," bemerkte die Schwester ärgerlich; „mir ist ohnehin der Schlaf verdorben, ich lege mich daher nicht mehr nieder."

„So thue ich es," war meine Antwort, denn ich fühlte mich matt und abgespannt; und angekleidet, wie ich war, warf ich mich auf's Bett, worauf meine Schwester, ebenfalls in vollem Anzuge, sich zu mir setzte. In wenig Minuten hatte mir die Müdigkeit die Augen geschlossen.

Ein Viertelstunde mochte ich geschlafen haben, als mich ein heftiges Rütteln aufweckte. Meine Schwester hatte mich beim Arme gefaßt, und beugte sich zu mir herab. Ich starrte sie schlaftrunken an. „Wir sind nicht allein," flüsterte sie mir zu. Dieß machte mich munter. „Wer? Wo?" fragte ich eben so leise. „Unter dem Bette ist Jemand versteckt," lispelte sie mir in's Ohr: „ich hörte deutlich Athem holen." — Nicht Furcht von einem Zudringling oder Diebe, aber die Erinnerung an den Jahrestag des bewußten Todesfalles trat wieder drohend vor meine Seele. Ich zitterte wie ein Espenlaub am ganzen Körper, während ich in höchster Spannung lauschte. „Hörst Du, hörst Du?" fragte sie mit bebender Stimme. Ich horchte aufmerksam, doch um uns her war Alles still. Da plötzlich aber schlug ganz vernehmbar ein langer, tiefgeholter Seufzer an mein Ohr, und meiner Sinne nicht mehr mächtig, sprang ich mit gleichen Füssen aus dem Bette. Aber in demselben Augenblicke hatte mich schon eine fremde Gewalt von hinten erfaßt, mein Blick umfloß sich und ich sank bewußtlos zu Boden.

Als ich wieder die Besinnung erlangt hatte, fand ich mich im Bette, und um mich herum standen die Hausleute und meine Schwester. „Hier ist der Schreckensstifter," sprach Letztere, indem sie auf den zottigen Haushund wies, der freundlich wedelnd zu mir heran kam und mir die Hand leckte, „er bittet Dich um Verzeihung. Der treue Phylax ist, von uns unbemerkt, hineingeschlüpft, und blieb hier als ein redlicher Hüther, unter dessen Schutze wir sicher waren. Allein, wer hätte es ahnen sollen!"

Beschämt streichelte ich dem guten Thiere den Kopf, und vermochte Anfangs nicht, die eigentliche Ursache meines Schreckens aufzudecken; als aber die theilnehmenden Alten sp wie ihre Töchter sich herzlich besorgt nach meinem Befinden erkundigten, da hielt ich nicht länger mehr zurück, sondern erzählte aufrichtig, wie ein Kind seinen Eltern, wie verschieden meine Angst von der meiner Schwester gewesen, und daß, während diese einen zu lebenslustigen ungebetenen Gast vermuthet, ich dagegen vor einer, durch Wort und Hand verbürgten Erscheinung aus den stillen Grabgefilden gebebt hatte.

Eine kleine Pause folgte meinem Bekenntnisse. Die gutmüthige Anna drückte leise meine Hand, und,

indem ihre Mutter dem Dahingeſchiedenen eine Thräne der Erinnerung weihte, ſprach der Vater gerührt: »Dort hoffen wir unſern Wilhelm wieder zu finden, um uns dann nicht mehr von ihm zu trennen; die aber ſchon jenſeits als Verklärte wandeln, ſehnen ſich gewiß nicht mehr zurück in das ſturmbewegte, wechſelvolle Erdenleben.«

Friedrich Reinhard.

Ein Wort über die Stellung der Kirche zur Volksſchule.

Trennung, war der Ruf, den man von mehreren Seiten hörte, Trennung der Schule von der Kirche! Mögen wohl jene, die dieſen Ruf hören ließen, auch bedacht haben, ob dieſe Trennung möglich, ob ſie nützlich ſey; mögen ſie ihn nicht vielmehr nur in der erſten Aufregung ihres Herzens, und angefacht durch ſchimmernde Hoffnungen angeſtimmt und wiederholt haben. Die Trennung eng verbundener, in ſich verwachſener Theile iſt ſchon an ſich eine miſtliche Sache, iſt oft ſchmerzlich, oft gefährlich, ſchwächt beide Theile. Was zuſammen gehört, ſoll verbunden bleiben. Wir rufen daher: Keine Trennung der Schule von der Kirche, ſondern die innigſte, freundlichſte Verbindung! Nur Verbindung gibt Kraft. Die Verbindung der Schule mit der Kirche beſtand und beſteht, ſie liegt in der Sache ſelbſt, iſt natürlich, unauflöslich. Die Schule hat ſich mit der Kirche gebildet, iſt aus derſelben hervorgegangen. Die Kirche hing in ihren ſchönſten Zeiten, in den Perioden, wo ſie ihre menſchenbeglückende Kraft am freieſten entfaltete, mit unbegränzter Liebe an ihrer Tochter, der Schule, hat für ſie mit der Freudigkeit einer Mutter geſorgt, hat Herrliches für ſie gethan! Sie zieht mit der Liebe ihres göttlichen Stifters die Kleinen an ſich, und kann nicht zulaſſen, daß ſie ihr vom Mutterherzen geriſſen werden. Möchte man der Kirche die Schulen nehmen, ſie würde ſich neue bilden; denn lehren und erziehen die Kleinen wie die Großen iſt ihr Beruf; ohne Erziehungs- und Unterrichtsanſtalten kann ſie ihre göttliche Sendung nicht erfüllen. — Der Staat kann, wenn er weiſe handelt, keine in ſeinem Gebiete vorhandenen Kräfte aufgeben; er kann ſie auch nicht ſo ſtellen, daß ſie, anſtatt einander gegenſeitig zu unterſtützen, einander hindern, oder einander entgegen wirken; er wird auch nicht durch Auslagen neue Kräfte herbeiziehen, wo er ganz geeignete ohne Auslagen zur Verwendung hat. Derſelbe hat an den Geiſtlichen Lehrer und Pfleger der Schulen, die er nicht erſt bezahlen darf, und das iſt eben keine unwichtige Sache; denn dieſe haben ſchon mit ihrem geiſtlichen Amte, was ſie zu ihrem Lebensunterhalte brauchen, und haben nicht Urſache, neue Zuflüſſe von der Schule in Anſpruch zu nehmen. Der Staat hat an ihnen vermög ihrer Bildung und Vorbereitung auch ganz geeignete Lehrer; ſie ſind dazu in ihren zeitlichen Verhältniſſen noch ſo geſtellt, daß ſie ſich der Schulen mit unpartheiiſchem Eifer annehmen können. Der Staat bedarf, wenn wahre dauerhafte Wohlfahrt ſich allenthalben verbreiten ſoll, religiöſittliche und charakterfeſte Menſchen in allen Ständen und Berufsarten; kann er ſonach diejenigen von der Schule ausſchließen, oder ihnen nur einen geringen Antheil an derſelben einräumen, deren ganze Lebensaufgabe darin beſteht, ja die er ſelbſt durch eigene Mitwirkung dazu hat erziehen laſſen, daß ſie durch den Vortrag der ewigen Wahrheiten einer göttlich geoffenbarten Religion, und durch die Kraft göttlicher Anſtalten und Heilsmittel, ſo wie durch die Leuchte ihres eigenen Beiſpieles religiös ſittliche Bildung, und mit derſelben eine edle Charakterſtärke verbreiten? — Und was ſagen die chriſtlichen Gemeinden, dieſe Theile des Staates? Sie begehren, daß die Schule mit der Kirche in Verbindung bleibe; daß die Geiſtlichen in ihren Schulen nicht blos lehren, ſondern dieſelben auch überwachen und leiten, damit der Geiſt chriſtlicher Wahrheit und Zucht durch geſunde Lehre und fromme Uebung genährt und verbreitet werde; ſie erkennen es, daß dieſe, wenn ſie ihrem Berufe gewiſſenhaft entſprechen, hiezu die geeignetſten Männer ſeyen; auch ſind die Gemeinden nicht geneigt, neue Laſten zu übernehmen, um jene zu bezahlen, die an die Stelle der Geiſtlichen treten wollen. Die Geiſtlichkeit wird ihrerſeits dem Zuge der Kirche und ihrem eigenen Herzensantriebe ſowohl als auch dem Rufe des Staates und dem Vertrauen der Gemeinden folgend, ſich der Schule mit neugeſtärkter Lieb' und Sorgfalt zuwenden. Die Beiſpiele und Verdienſte derjenigen, welche in der Vorzeit und in der Gegenwart auf dem Felde der Erziehung mit Segen arbeiteten, werden nicht vergebens vor ihren Augen ſtehen. Der Seelſorger kann die Kleinen nicht laſſen, ſie ſind ein Theil der ihm anvertrauten Heerde, derjenige, der ihm beſonders theuer ſeyn muß; mit ihm bildet er die nachwachſende Gemeinde, mit den Kindern gewinnt und bildet er nicht ſelten die Erwachſenen. Der Seelſorger hat aufgehört es zu ſeyn, ſo wie er die Schule aufgibt und die Kleinen nicht mit aller Liebe pflegt und unterrichtet. Kein anderer Stand hat ein gleiches Intereſſe an der Schule und dem Gedeihen derſelben; kein anderer Stand wird ſeiner Beſtimmung nach ſo ſtark und ſo fortdauernd zu derſelben hingezogen, als der geiſtliche. Er iſt zugleich der beſte Vertreter der Gemeinde in der Schule, und der Schule ſo wie des Lehrers in der Gemeinde. Allein die Geiſtlichkeit, ſagt man, hat in Anſehung der Schule nicht Alles gethan, was man von derſelben mit Recht erwarten konnte. Dem ſtellen wir die Frage entgegen: Ob denn die andern Stände Alles, was ihnen oblag, gethan haben, und wenn man mit „Nein“ antworten muß, ſo fragen wir weiter: ob man auch dieſe aus dem Amts- und Wirkungskreiſe, den ſie bisher inne hatten, entfernen will?

Unthätig war die Geiſtlichkeit im Schulfache nicht, wenn auch zugegeben werden muß, daß ſie noch weit mehr hätte leiſten können. Die blühendſten Volksſchulen ſind zum Theile ihren Bemühungen beizumeſſen. Das Volksſchulweſen iſt in den letzten Jahrzehnten nicht zurück, ſondern — wenn auch langſam — vorwärts gegangen. Wir ſind weit entfernt, einem biedern Lehrer, deren es viele gibt, ſeine Verdienſte abzuläugnen; aber gerade die Biederſten aus dieſen werden auch der Geiſtlichkeit das derſelben zukommende Verdienſt gern zugeſtehen. Und wer kennt die Eigenthüm-

lichkeiten und Bedürfnisse des Volkes besser als die Geistlichkeit, die aus dem Volke hervorging, in derselben wurzelt, und mit so vielen und starken Banden an dasselbe geknüpft ist?

Mag es auch seyn, daß einzelne Geistliche der Volksbildung nicht zugeneigt sind; die Gesammtheit derselben hegt gewiß für diese wichtige Angelegenheit die besten Wünsche; sie wird auch von dem doppelten Drucke, der bisher auf ihr lag, befreit, die neue Zeit zu fassen und was ihr obliegt, zu erkennen und zu thun vermögen. Man bilde den Geistlichen nur noch mehr für die Schule, und er wird der geeignetste Arbeiter in derselben seyn, mit den weltlichen Lehrern freundlich- und friedlich zusammenwirken, und eine besondere Berufsneigung darin finden, der Erziehung der Jugend nach seinen Kräften obliegen zu können.

Uebrigens soll der Weg zur Schule Niemanden, der als Lehrer oder Vorsteher etwas Tüchtiges darin zu leisten vermag, abgeschnitten werden. Die weltlichen Behörden, sowie die Gemeinden sollen nur ein recht aufmerksames Auge dahin richten, und streng beobachten, wer seine Pflicht erfüllt und wer sie vernachlässigt. Man soll es dem Seelsorger, der die Schule nicht kennt, nur bei Zeiten fühlen lassen, daß man ihn nicht brauchen könne; man soll es auch nicht stillschweigend ertragen, wenn nicht die rechten Männer zu Schulaufsehern bestellt werden. Man hebe aber auch den gewissenhaften und unverdrossen thätigen Mann gebührend hervor, der in seiner seelsorglichen Pflicht ein eben so weiser als emsiger Lehrer und Pfleger der Jugend ist, und die Schulen als die herrlichsten Pflanzstätten christlicher Gesittung und ehrenhaft bürgerlicher Gesinnung behandelt. Die allgemein verbreitete Gleichgiltigkeit war wie in vielen andern Beziehungen, so auch hinsichtlich der Volksschule eine Hauptursache der großen Lauigkeit, die Viele sich zur Schuld kommen ließen. Man rede und schweige nicht, wo reden nüzlich ist; man handle und sey nicht säumig, wo das öffentliche Beste Schaden leidet; man bringe aus Licht die Trägheit wie den Fleiß, die gewissenlose Pflichtverletzung wie den redlichen Amtseifer, und — es wird besser werden. Wo das Glück so vieler Menschen, wie in den Schulen, auf dem Spiele steht, da müssen die Gemeinden wachsam seyn. Man rede nicht mehr von einer Trennung in einer Zeit, wo alle Kräfte sich zur allgemeinen Wohlfahrt vereinigen sollen, und trage nicht ferner an, die Volksschule aus einem Bereiche, in dem sie auf ihrem rechten Boden stehend bei angemessener sorgsamer Pflege am besten gedeihen kann, gewaltsam herauszureißen.

Wir wollen mit dem Gesagten keineswegs die Meinung erregen, als ob wir die Absicht hätten, das ausschließliche Aufsichtsrecht über die Volksschulen für die Geistlichkeit in Anspruch zu nehmen; wir wissen, daß Landesschulräthe, denen auch das Volksschulwesen unterstehen wird, eingeführt werden sollen, und wünschen, daß auch der Volksschullehrerstand zur Aufsicht und Leitung der Schulen beigezogen werde, damit derselbe Gelegenheit erhalte, sich an Allem, was für dieselben wahrhaft nüzlich seyn kann, ernstlich zu betheiligen. Diesem Wunsche gemäß halten wir es für angemessen, daß künftighin ein aus den weltlichen Lehrern gewählter erprobter Schulmann den geistlichen Schulaufseher bei Schulinterssuchungen begleite, und in Alles, was die einzelnen Schulen und das Amtsfach der Lehrer betrifft, Einsicht nehme, um sodann dasjenige beantragen zu können, was zur Förderung des Schulwesens überhaupt, sowie zur Verbesserung einzelner Schulen insbesondere als dienlich erkannt wird. Wir nehmen an, daß zwei gebildete Männer, die frei von Privatinteressen das Wahre und Gute redlichen Sinnes suchen, und die beide Lehrer sind, wenn sie auch verschiedenen Ständen angehören (denn auch der Geistliche ist Lehrer), sich nicht nur friedlich einigen, sondern zugleich auch der wichtigen Aufgabe, für wahre Volksbildung durch gut eingerichtete Schulen mit gemeinsamer Anstrengung zu sorgen, zur allseitigen Zufriedenheit entsprechen werden; wir sind versichert, daß diese friedliche Vereinigung auf die Schulgemeinden nur wohlthätig einwirken, und von gesegnetem Erfolge seyn können.

(Morgenbl. z. W. Ztg.)

Notizen.

— Mehrere der ungar. Blätter enthalten nach der Gr. Ztg. eine Schilderung der sehr einfachen Lebensweise des Fürsten Windischgrätz; derselbe hat in seiner Bettstätte nur eine Matratze, worauf er schläft; er steht täglich mit dem grauen Morgen auf, frühstückt und geht sogleich an seine Arbeit, bis die Briefe eintreffen; er liest Alles selbst durch und setzt seine Gedanken und Entscheidungen eigenhändig durch flüchtige Bemerkungen an den Rand eines jeden Briefes. Um 11 Uhr begibt er sich bei ruhigen Tagen auf die Wachtposten, um persönlich von Allem Augenschein zu nehmen. Rückkommend erwartet ihn der Kriegsrath, in dem er täglich mehrere Stunden verweilt, um die nöthigen Anordnungen zu treffen, Ordre's auszufertigen und Befehle zu ertheilen. Während dieser ganzen Zeit genießt der Fürst nichts und geht gewöhnlich erst Abends 6 Uhr zu sehr einfacher Tafel, nach welcher nicht selten eine geheime Kriegsrathssitzung ist, welche oft bis spät in die Nacht dauert. Bei allen größeren Truppenbewegungen ist der Feldmarschall überdieß selbst an der Spitze, leitet und ordnet Alles persönlich.

— Die österreichische Flotte dürfte endlich auf einen Achtung gebietenden Fuß erhöht werden. Bekanntlich besaß Oesterreich bisher keine Linienschiffe, sondern nur einige wenige Fregatten und Corvetten nebst anderen Kriegsfahrzeugen kleinerer Gattung. Nunmehr aber soll dem Vernehmen nach das Ministerium beschlossen haben, eine Flotte, welche wenigstens mit Frankreich rivalisiren kann, aufzubringen. Aus Privatnachrichten will man wissen, daß von dem k. k. österreichischen Internuntius am türkischen Hofe, Grafen Stürmer, bereits 1 Linienschiff, 3 Fregatten und mehrere Dampfer angekauft worden seyen.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 20. Klagenfurt, Sonnabend den 10. März 1849.

Auf den Wahlspruch des Kaisers: „Viribus unitis."

Segne Gott Dir Deinen Wahlspruch:
„In der Einheit nur ist Kraft",
Die im Sturme der Gefahren
Hilfe, Rath und Rettung schafft.

Lös' den Donner auf in seine
Schwächsten Laut', was wird es seyn?
Leicht lullst Du damit die zarten
Kindlein in den Schlummer ein.

Doch vereine sie — und jählings
Werden sie zur Weltenschlacht,
Daß die Erde bebt und nieder
Selbst die stolze Eiche kracht.

Herr! Zu Deiner Jugend Fülle
Gab Dir Gott des Geistes Zier,
Und es grüßt des neuen Frühlings
Sinnbild Oesterreich in Dir.

Wahr' der Freiheit heil'ge Rechte
Deinen Völkern für und für —
Denn wer herrschte über Knechte
Dem ein Herz ward so wie Dir.

P. A. Budik.

Christian Tschuggmalls Kunstreise nach Rußland.

Skizze von Dr. R. P.

Tschuggmall, der Verfertiger der weltberühmten Automaten, jener trefflicher Tiroler, der noch im Gedächtnisse aller Kunstfreunde lebt, ließ sich (wie wir bereits in seiner Biographie — aus seinen eigenen Schriften — erwähnt haben) verleiten, mit seiner Familie nach Rußland zu reisen, um auch dort mit seinem Kunstcabinete sein Glück zu versuchen. Wie es ihm dort erging, haben wir in Kürze in seiner Lebensgeschichte berührt, manche einzelne Züge aber nach seiner eigenen treuherzigen Schilderung wollen wir unsern Lesern ausführlicher mittheilen. Tschuggmall war von traurigen Erinnerungen an Rußland so erfüllt, daß er sich erst spät bei der Heimreise in Linz auf Zureden eines alten Freundes und Landsmannes entschließen konnte, einen Theil seiner Abentheuer, so viel ihm noch erinnerlich war, seinen Töchtern anzudictiren.

Im Dezember 1835 reiste Tschuggmall von Lemberg nach Czolkiew ab, und gab dort seine ersten Vorstellungen im Schlosse, das einst die zeitweise Residenz des großen Königs Johann Sobiesky gewesen. Die Thaten dieses Retters der Christenheit in den großen Oelgemälden der Kirche zu schauen gehörte zu unseres Tirolers höchsten Genüssen. So gut die Einnahmen waren, so übel wurde das Wetter, und das Erkranken seiner Frau nöthigte ihn sechs Wochen in der häßlichen Wohnung eines Juden auszuhalten. Die Stube, für welche täglich ein Gulden Silber zu entrichten war, glich mehr einem Stalle, stank von Unreinlichkeit, und wimmelte von Ungeziefer. Die nothgedrungene Feierzeit benutzte Tschuggmall zur Ausbesserung seiner Maschinen, zum Umgange mit den gebildeten Offizieren des Regimentes Mescery, besonders aber mit einem seiner Landsleute, einem trefflichen Tiroler. Er versorgte sich mit Lebensmitteln und kaufte drei starke Schlitten-Kurven, um seine schweren Wägen darauf fortzubringen. Nachdem mit den Fuhrleuten bis Tomasoff über die russische Grenze ausgehandelt worden, begann die abentheuerliche Fahrt. Das Wetter war so ungünstig, die Wege so grundlos, daß die Wägen statt mit den Kurven wieder mit den Rädern und bald wieder mit den Kurven gebraucht werden mußten. Statt zu Mittag Raaba, eine Post von Czolkiew, zu erreichen, arbeitete man sich kaum eine Meile weit bis zu einer elenden Judenhütte. Wie glänzend und wohnlich dünkten den Tirolern die Stal-

lungen ihrer Heimath gegen diese sogenannte menschliche Wohnung.

Sehr humoristisch schildert Tschuggmall die hier zugebrachte Nacht, die Familiarität der Hausthiere, besonders der Hühner oder den Lagerstätten, den häuslichen Zwist der Judenfamilie, endlich eine militärische Einquartierung mit improvisirtem Hange zum Dudelsack und obligater Arrestantenbewachung, alles in ein und derselben Stube. Erst den nächsten Abend wurde nach unsäglicher Anstrengung das kaum zwei Stunden entfernte Raaba erreicht.

Tschuggmalls arme Frau, die kaum genesen vier Stunden auf dem gefrornen Schnee saß, während die Wagen nicht aus dem Moraste zu bewegen waren, nahm ein vorüberfahrender mitleidiger Geistlicher nebst der jüngsten Tochter in die Kalesche auf, und brachte sie voraus in eine Judenschenke, wo sich die Halberstarrten wenigstens erwärmen, und mit etwas dürftiger Nahrung erquicken konnten. In Raaba mußten die Fuhrleute entschädiget und zurückgesendet werden. Dort hieß es, wieder einige Tage auf Pferde warten, was in der Kneipe des armen, aber ziemlich ehrlichen Juden Ostermann geschah. Die Juden überredeten den Künstler sich ihnen anzuvertrauen, verschafften ihm um vierfachen Preis Pferde, und so begann er mit dreifacher Bespannung die Fortsetzung des Weges gegen Tomasoff. In sechs Stunden kam man nicht ganz eine Meile weit, die Pferde wateten bis zum Bauche im Schnee, und versanken manchmal bis über das Halsgeschirr. Tschuggmall kaufte eine Menge Stricke, um die Wägen auf die Kurven zu befestigen, während sein treuer Diener Anton, ein ehrlicher Bursche aus Graz, auf einer Seite band, entwendeten die diebischen Juden die Stricke auf der andern Seite. „Ich mußte aufhören Mensch zu seyn," erzählt der Künstler in seiner Gutmüthigkeit: „und die Juden bei dem fassen, was ihnen am empfindlichsten, bei der feigen Haut." Er nahm acht Bauern gegen schweres Geld mit Axten und Schaufeln zu Hilfe, um durch die verschneite Wildniß den erbärmlichen Pfad zu bahnen.

Abermals wurde seine Gattin unwohl, und die Nacht überfiel die Verirrten mitten im Walde. Wie lustig waren dagegen die Nächte, erzählt Tschuggmall, die ich 1809 mit meinen Tirolerbuben, den lustigen Schützen meiner Compagnie, in den baierischen Wäldern bei unsern Streifzügen verlebt habe. Erst nach Mitternacht kamen die Verirrten bei Tomasoff an, und erhielten durch die Gefälligkeit des Grenzbeamten Hilfe und Unterstützung. Des andern Tages früh eilf Uhr wurde die russisch-polnische Grenze überschritten; von hier aus fielen die Reisenden aus den Händen betrügerischer Juden in die Hände solcher, die zum Betruge privilegirt waren; von nun an, gesteht Tschuggmall, war es nicht möglich unsere Börse vor den Eingriffen, unsere Kleider vor Einnistung anderer Art zu wahren. Schon eine Viertelstunde über der Grenze wurden die Reisenden von einem Kosacken-Piquet umgeben, und nach dem Mauthhause wie Verbrecher begleitet. Des Russischen so wenig mächtig, als des Polnischen, hieß es einen sogenannten Factor nehmen — einen als Dollmetscher berechtigten Juden. Der Paß wurde visirt, die vier Gulden polnisch, welche Tschuggmall dafür erlegte, trotzig zurückgeworfen, und das doppelte verlangt. Nun erst durfte der Künstler unter Bedeckung in die Mauthhauskanzlei zu seinen Habseligkeiten. Hier ging es bunt zu, trotz dem, daß Tschuggmall fünfzehn Silberrubeln dem Beamten gewissermaßen als Gutlaunegeld erlegen mußte, wurden alle Gegenstände durchwühlt und endlich die kleine Büchersammlung, darunter Gebetbücher, wie das geistliche Baumgärtlein und Meidingers französische Grammatik weggenommen.

Einen Theil derselben brachten am nächsten Morgen die Unterbeamten in den Mänteln versteckt zurück, um sie gegen gutes Geld dem Eigenthümer heimlich auszuliefern. Nun glaubte Tschuggmall auf der Grenze in Ordnung zu seyn, da meldeten sich die Kosacken um ihre Bezahlung, wiesen die gebotenen vier Zwanziger von sich, und gaben sich erst mit der doppelten Summe zufrieden. Nun wollten sie ihn zwingen, mit seinen schweren Wägen die Bahn durch die verschneite Hauptstraße zu brechen, und erlaubten ihm erst nach Erhalt einiger Rubel einen ausgeschaufelten Seitenweg einzuschlagen. Die Juden, das russische System, der furchtbare Winter, die täglich zunehmende Schwäche seiner Frau, alles vereinigte sich, um Tschuggmalls Wunsch, wenigstens nur Lublin zu erreichen, zur größten Sehnsucht zu steigern. Die Gastwirthin in Tomasoff übernahm es, dem Künstler achtzehn Pferde zu verschaffen, für ihre Mühe schob die edle Jüdin nur dreißig Prozente der erlegten Summe ein. In sieben Schlitten mit zwölf Juden setzte sich die Caravane in Zug, und legte den ganzen Tag nur eine Station bis zur nächsten Judenschenke zurück; das ersparte Geld mußte schnell der Sorge für die Familie weichen. Nach vier kummervollen Tagen, völlig ausgesäckelt von der diebischen Begleitung, wurde Lublin erreicht.

(Fortsetzung folgt.)

Einiges
in Bezug auf das Sträußchen

des Herrn Karl Edlen v. Webenau gegen einen Aufsatz rücksichtlich der Abschaffung des Adels und Aufhebung der Fideicommisse.

Es heißt in jenem mit R. unterzeichneten Aufsatze, Napoleon habe in Frankreich die Fideicommisse wieder eingeführt, aber dieses sey ganz irrig, sagt Herr von Webenau, wogegen ich mich auf folgende Werke berufe, nämlich auf die Weltgeschichte von Julius Franz Schneller, welche mehrere Jahre hindurch in Gratz als Lehrbuch der höhern, öffentlichen Schulen diente, dann auf die allgemeine Erdkunde von J. B. Schüz. Im 4. Theile des Erstern, (aufgelegt zu Gratz 1813 bei Franz Ferstl) §. 395 heißt es wörtlich folgendermaßen: „den Erbadel stellte er (Napoleon) wieder sammt den Majoraten (und ein Majorat ist ungezweifelt ein Fideicommiß) völlig her" u. s. w. (1. März 1808.) „Der Titel Herzog ging an den ältesten Sohn über, wenn der Vater für das Majorat 200,000 Francs jährliche Einkünfte stiftete. Den Titel Graf bekamen alle Minister, Senatore, Staatsräthe und Präsidenten der Legislatur, sie konnten ihn ihrem ältesten Sohne hinterlassen, wenn sie ein Majorat von 30,000 Francs jährliche Einkünfte errichteten; das nämliche Recht genossen die Erzbischöfe für sich und ihre Neffen. Der Titel Baron ward dem Präsidenten des Cassationshofes, der Wahl-Collegien, der Appellationsgerichte und der Maires der 37 guten Städte zu Theil; er ging durch Stiftung eines Majorates von 15,000 Francs an den ältesten Sohn über; das Recht des Baronates bekamen auch die Bischöfe für sich und ihre Erben. — Der Titel Chevaliers ward allen Rittern der Ehrenlegion ertheilt, und kömmt auch ihren männlichen Nachkommen zu, welche ein reines Einkommen von 3000 Francs ausweisen. Napoleon fing sogar an für Secundo-Geniturен zu sorgen, denn ein Herzog konnte sie mit der halben Summe des Majorates für einen zweiten Sohn als Grafen, und der Graf konnte sie mit der halben Summe des Majorats für einen zweiten Sohn als Baron errichten, die dritten Söhne waren schon geborne Chevaliers." — Ungefähr dasselbe sagt J. B. Schüz (aufgelegt zu Wien 1808 bei Anton Doll) im 11. Band, Seite 125 und 126. — Leider habe ich keine anderen, diesfälligen Werke bei der Hand, um auch Stellen aus diesen anführen zu können, die bekräftigen, daß Napoleon wirklich die Errichtung von Majoraten gestattete, und sogar diesen förderlich war. Napoleon sah wohl ein, daß der Adel so zu einer Monarchie gehöre, wie der Thron die Stufen, und die Stiege die Mittelkaffeln bedarf; er sah weiter ein, daß, da die Welt von Menschen, nicht von Engeln bewohnt wird, das erforderliche Ansehen des Adels nur durch gesicherten Besitz erhalten wird, und daß solches nur durch Errichtung der Fideicommisse geschehen könne.

„Grund und Boden kann nie ein Gegenstand der Speculation seyn," sagt ferners Herr von Webenau. Auch dieses muß ich verneinen, denn wie oft geschah es in neuester Zeit, daß Grundbesitzungen, z. B. Hueben gekauft wurden, man die Waldtheile gänzlich abstockte und das Uebrige noch um denselben Preis verkaufte, um den man das Ganze zu erhalten wußte. Die meisten Fideicommißgüter in Kärnten enthielten im Verhältnisse des Gesammterrages wenig Grund und Boden; die bedeutendsten Renten flossen aus Unterthanseindienungen; werden diese nur einigermassen ihrem Werthe gemäß abgelöst, so dienen die Zinsen dieser Kapitalien hinlänglich zur Verbesserung der Meiereien und Forste. Die Fideicommißheit besagter Kapitalien werden also keineswegs der Landescultur hemmend in den Weg treten, wie Herr von Webenau meint. Der weiß, daß dieser oder jener Wald an seine Kinder kömmt, wird doch der Natur gemäß mehr auf dessen Cultur sehen, als einer, der einen Forst kauft, um ihn schnell durch Abholzung zu Geld zu bringen, Willens, das Ganze dann wieder so gut es geht, weiter zu verkaufen. Die schönsten Wälder Kärntens befinden sich auf Bergabhängen; da wachsen auch die mächtigen Baumstämme, die zum Land- und Schiffbau am besten verwendbar sind; werden solche Wälder rasirt, so genügen nicht 50 Jahre zum Ersatze des Gestockten, kaum in 80, in 100 Jahren werden die Bäume jene mächtige Höhe und Dicke erreicht haben, insbesondere nicht die Lärche, die Königin des Nadelholzes.

Den Fideicommißstiftern wurde vom Monarchen das Recht zugesagt, dieses zu thun, und dieses Recht wurde seit Jahrhunderten vom Staate anerkannt; nur das Recht des Stärkern vermag dieses Privatrecht zu entziehen. Uebrigens hatten auch Bürgerliche Fideicommisse; so befanden sich derlei Fideicommißhäuser in Gratz.

Die Verdienste des Ahnherrn sollen die Nachkommen aneifern; seinem Beispiele nachzustreben, das ist der Zweck des Adels, soll das emsige Streben eines jeden Adeligen seyn, und zur Belohnung dieser Verdienste des Ahnherrn gewährte man den Nachkommen gewisse Prärogative. Ehre aber soll nicht allein das Ziel des Adels, sondern eines jeden Menschen seyn, der Gefühl für Recht hat, und Gefühl für Recht ist im Vorbeigehen gesagt, auch mit Neid nicht vereinbarlich, und doch leider wird das Gefühl des Neides so oft mit dem Gefühle und der Aeußerung der Freiheit und Gleichheit verwechselt.

Nur um in Erinnerung zu bringen, welche hohe Verdienste sich Adelige um das geliebte Vaterland erworben haben, nannte ich einige der Hervorragendsten, denn der Neid hat es bereits dahin gebracht, daß man die Adeligen nur darum geringer als Andere schätzt, weil sie vom Adel sind, weil ein Monarch, ein Mitglied unseres geliebten Kaiserhauses sie würdig gehalten hat, ihnen den Adelstitel für sich und ihre Nachkommen zu ertheilen, oder weil sich Voreltern durch Tapferkeit und Edelsinn im grauen Alterthume den Adel erwarben.

R.

Notizen.

— Die Allgemeine Zeitung schreibt aus München: Als eine interessante Neuigkeit auf dem Gebiete der bildenden Kunst dürfte die von unserm rühmlichst be-

kannten Schlachtenmaler Alb. Adam dieser Tage dahier erschienene Lithographie gelten, welche uns den Feldmarschall Radetzky, umgeben von seinen Generalen und Generalstabsoffizieren, zu Pferde zeigt. Adam, im Innern angeregt, den alten tapfern Degen von Angesicht zu Angesicht zu schauen, begab sich selbst nach Mailand, und hatte sonach Gelegenheit, alle hervorragenden Persönlichkeiten des Heeres: Schönhals, d'Aspre, Clam, Wratislaw, Heß ꝛc., welche sich in der Umgebung des Feldmarschalls befanden, nach der Natur zu zeichnen und zu malen, so daß ihm möglich war, dieselben mit sprechender Aehnlichkeit wiederzugeben. Die künstlerische Anordnung der Figuren dieser Gruppe und die correcte Zeichnung in all ihren Einzelheiten dürfte nichts zu wünschen übrig lassen. Besonders angenehm berührt uns auf dem Bilde auch noch jene Kunst der Anordnung, wodurch dem Beschauer die militärische und persönliche Beziehung der einzelnen Heerführer zu einander zweifellos in's Auge springt. Gleichzeitig mit vorgenanntem Blatt erscheint die erste Lieferung kleiner Scenen aus dem Kriegsleben der ruhmreichen österreichischen Armee aus dem italienischen Feldzuge, gezeichnet von einem Kunstdilettanten, k. k. österreichischem Offizier, der, wenn wir nicht irren, in dem tapfern Regiment Prohaska mitgefochten, an dessen Spitze sich der Oberst desselben bleibende Lorbeern erwarb. Auch diese verdienen rücksichtlich ihrer charaktervollen Schilderung einer rühmlichen Erwähnung. — In freundlicher Weise reiht sich das der österreichisch-italienischen Armee gewidmete Soldatenbüchlein von Zedlitz au, das kürzlich (Wien bei Gerold) erschienen ist. Die Allg. Ztg. hatte im Voraus einige Proben aus diesem Kranz von Liedern und Gesängen gegeben, welche die Waffenthaten des Heeres hervorriefen, das die Monarchie rettete, als der Reichstag es verläugnete. Die begeisterte Dichtergabe ward, wie wir hören, bei dem Heere überall mit freudigem Willkommen begrüßt.

— Der Engländer glüht für die Freiheit, der Franzose für die Gleichheit; der Franzose gibt auf persönliche Unabhängigkeit eben so wenig, als der Engländer auf Gleichstellung in der Gesellschaft. Der französische Patriot zieht es, wenn auch selbst darunter leidend, vor, daß sein Vaterland ruhmreich und mächtig sey, als daß es sich im Wohlstande befinde; der verständige Engländer dagegen stellt den Wohlstand seines Landes, bei dem er sich persönlich gut steht, höher, als den Ruhm und die Größe desselben, die ihm keinen unmittelbaren Vortheil bringen. Die Franzosen opfern lieber für den Ruhm, als für die Freiheit Frankreichs ihr Leben; während die Engländer eher für die Behauptung der Freiheit Englands, als für die Erweiterung seiner Macht und den Glanz seines Namens ihre Existenz wagen. Von diesen Principien aus wendet sich der Franzose der Centralisation, der Engländer dem selfgouvernement zu. So kommt es auch, daß der Letztere von jeher für die Preßfreiheit gewesen ist, während der Erstere mehr für die Redefreiheit war. Weder durch Strafen noch durch Parlamentsentscheidungen wurde der Engländer abgehalten, zu schreiben, oder der Franzose, zu reden, wie es ihnen um's Herz war. Als man in England gewisse religiöse und politische Grundsätze mit Pranger und Galgen verfolgte, wurden sie mit größerer Hartnäckigkeit und Kühnheit verfochten, als die Presse Frankreichs es jemals unter Ludwig Philipp wagte; und umgekehrt haben das Kaiserreich in der Periode seiner größten Despotie und die Königsherrschaft in den Zeiten ihrer äußersten Bigotterie die Zungen ihrer Unterthanen nicht zu zähmen, oder in der französischen Gesellschaft die mündlichen Kundgebungen politischer oder religiöser Meinung zu unterdrücken vermocht, wie dieselben jetzt in London und Edinburgh der gute Ton verbietet. Gegen das Lächerlichwerden ist der Engländer völlig gleichgiltig, der Franzose wird dadurch fast auf krankhafte Weise gereizt. Mit Witz rottet man darum in England weder einen Mißbrauch aus, noch deckt man dadurch einen Irrthum auf, noch gelingt es, damit einen Thoren zu beschämen. Dagegen bringt ein lachender Narr in Frankreich das Genie um seine Geltung und die Weisheit aus ihrer Bahn. In religiösen Dingen streift der Engländer an den Fanatismus, während der Franzose sich dem Aberglauben nähert; daher wird die Religiösität des Einen nicht selten durch Leichtsinn, die des Andern leicht durch Heuchelei entstellt. Der Engländer will originell seyn, und wie durch diese Willensrichtung dem Genie der Weg zur Erhabenheit offen steht, so dem Thoren die Straße zur völligen Abgeschmacktheit. Dagegen hält die Furcht, sich lächerlich zu machen, den Franzosen innerhalb des Gebietes, das die Regel umgrenzt, und eben so sehr, wie der Engländer die Bemerkung scheut, keine Achtung zu verdienen, scheut der Franzose den Vorwurf, anders zu seyn als andere Leute.

— Die Wiener Freiwilligen-Handelslegion wird zu einem Feldjägerbataillon organisirt, und zur Completirung desselben durch freie Werbung die Stadt Krems als Assentplatz bestimmt. — Die Legion genießt die Auszeichnung, daß jeder Mann mit „Sie“ angesprochen und ehrlose, zur Körperstrafe verurtheilte Verbrecher aus dem Körper ausgestoßen werden. Zu dem bewilligten Handgelde von fünf Gulden hat der F. M. L. Ernst Graf Hoyos-Sprinzenstein weitere fünf Gulden C. M. aus Eigenem angewiesen.

— Der Prinz von Joinville hat sich als Mitgift seiner Frau in Brasilien eine der schönsten Länderstrecken ausgesucht, und wünscht nun beiläufig 3000 deutsche Familien, um dort eine Niederlassung und eine Handelsstadt zu gründen. Das Klima wird als gesund und der Boden als sehr fruchtbar geschildert. Herr Leonce Aube in Hamburg nimmt Anträge an.

Die Münchner Universität ist jetzt die besuchteste in Deutschland. Die Zahl der Studenten ist auf 1700 gestiegen; die Universität Heidelberg zählt 609, Berlin 1182, Königsberg 318 und Halle 697 Studenten.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 21. Klagenfurt, Dinstag den 13. März 1849.

Christian Tschuggmalls Kunstreise nach Rußland.

Skizze von Dr. K. P.

(Fortsetzung.)

In Lublin versammelten sich Hunderte von Juden, um als Factoren oder Commissionäre ihre habsüchtigen Dienste anzubieten, und nur durch feste Tiroler Derbheit gelang es, den größten Theil dieses Geschmeißes zu vertreiben. Die Zudringlichsten ließen sich ihre Gegenwart nur durch Schläge oder Geld abkaufen. Kaum war eine Privatwohnung gemiethet, so erkrankte Tschuggmalls Gattin so, daß an ihrem Aufkommen gezweifelt wurde. Ein theurer jüdischer Arzt fand hier Gelegenheit für seine Kunst und seinen Erwerb. Der Gouverneur, ein sehr ehrlicher Churländer, und der Polizeimeister, ein würdiger Pole, gingen dem armen Tiroler so viel als möglich an die Hand, überließen ihm den schönsten Saal, ohne weiterer Anforderung als einer Vorstellung für die Armen, und führten ihn selbst bei den Generälen und Standespersonen auf, auch hielten sie eine Schauspieler-Truppe, die dem Künstler Hindernisse machen wollte, in Schranken. Zehn Vorstellungen wurden mit stürmischem Beifall des übervollen Hauses gegeben; die Frau ward ziemlich hergestellt, und die Weiterreise nach Warschau beschlossen. Vor Allem wurde ein tüchtiger Dollmetscher besorgt und aufgenommen, Georg Giuliani, derselbe, den wir nach Jahren als Tschuggmalls Eidam in Graz trafen, mit den jüdischen Fuhrleuten vorsichtig unterhandelt, und die Fahrt begonnen. Um den Künstler zu zwingen mehr Pferde zu nehmen, versuchten die Juden unterwegs die Wägen umzuwerfen, und mit dem voraus erhaltenen Lohn davon zu reiten. Tschuggmall miethete einige polnische Bauern, um die stecken gebliebenen Wägen aus Schnee und Koth zu bringen, aber die Juden widersetzten sich der Hilfe der Bauern, und wurden dafür von den Letztern weidlich durchgeprügelt Nun halfen aber weder Bitten noch Versprechungen, sie wollten weiter keine Hand anlegen und nicht länger fahren. Da kam ein Trupp russischer Rekruten, deren Offiziere der Hartnäckigkeit der Juden echt russisch ein Ende machten. So kam man in das nächste fast ganz von Juden bewohnte Städtchen. Hier wiederholte sich die alte Scene. Die Niederträchtigkeit der Juden hatte den höchsten Grad erreicht. Alt und Jung in der ekelhaftesten Tracht verfolgte die Reisenden mit wildem Geschrei, die Männer zeigten die Zungen, die Weiber verdrehten die Gesichter, die Buben trachteten die Radnägel aus den Wägen zu ziehen, alle aber wetteiferten die Fremdlinge mit einem Hagel von Steinwürfen zu überschütten, bis Tschuggmall mit gezogenem Säbel mitten unter sie sprang, und nach Tiroler Sitte sich Ruhe verschaffte. Der Richter aber, ein polnischer Edelmann, schritt so entschieden kräftig ein, daß von da bis Warschau die Reise, kleinere Verdrießlichkeiten abgerechnet, so ziemlich von Statten ging. Das Austreten der Weichsel nöthigte die Reisenden vierzehn Tage in der Vorstadt Praga zu bleiben, wo sie in einem jüdischen Gasthause außer der Belästigung durch die Synagoge ziemlich gut aufgehoben waren. Tschuggmall begab sich mit seinem treuen Dollmetscher Georg zum Kaufmanne Wemmer, einem ehrlichen Galizier, an welchen er von Lemberg aus vielseitig empfohlen war.

Dieser Mann nahm sich des Fremden wie eines Bruders an. Von einem Secretär, an welchen Tschuggmall ebenfalls empfohlen war, wurde er freundlich empfangen, in ein Nebenzimmer geführt, und dort befragt, ob er fünfzig Gulden baares Geld in der Tasche habe. Ich habe diese Woche dringende Zahlungen, lächelte derselbe, geben Sie mir die fünfzig Gulden, so werd' ich Ihnen besorgen und verhelfen, was Sie brauchen. Tschuggmall gab ihm die Baarschaft von zwei Ducaten (vierzig Gulden polnisch) und erhielt dafür die Bewilligung, sein mechanisches Theater wann und wo er wolle, in Warschau aufzuschlagen. Aber der Arme fuhr wohl zwanzigmal über die hochfluthende Weichsel, bis es seinem Freunde Wemmer gelang, die Räumlichkeiten ei-

ner leeren alten Kirche, als einzigen freien Ort zu verschaffen. Auch von dieser durfte er keinen Gebrauch machen, bis er sie nicht auf seine Kosten durch eine Kommission von Maurer- und Zimmermeistern unter Aufsicht des Stadtarchitecten hatte untersuchen lassen, aus dem Grunde, weil wenig Tage vorher die Bude von Schreiers Affentheater eingestürzt war, wobei ein Gensdarm tödtlich verwundet, eine Hofräthin mit ihrer Tochter erschlagen worden waren. Endlich war alles in Ordnung, die Familie übersiedelte nach Warschau, miethete bei einem ehrlichen Juden eine uneingerichtete Wohnung von zwei Zimmern sammt Wagenremise gegen monatlich hundert Gulden polnisch und durfte ihr Automatentheater acht Tage vor Ostern gegen monatliche Vorerlage von sechszig Gulden eröffnen.

Vor Ostern gingen die Geschäfte — weil die Feiertage den Polen ungeheure Auslagen machen, nur sehr mittelmäßig. Nach Ostern machte sich die Sache trefflich, und Tschuggmall hatte in Warschau Einnahmen wie in keiner Residenz. Warschau gehörte zu jenen Orten, an welche sich Tschuggmall vor allen mit Vergnügen erinnerte: in seinem Hause hatte sich ein Künstlerclub vereinigt, als dessen Koriphäen der berühmte Decorationsmaler Sachetti mit seiner liebenswürdigen Frau, der bekannte Professor und Meister der Glasmalerei Klobatzky, der Porträtmaler Romanovsky, der Tiroler Hueber ꝛc. glänzten. Jeden Abend nach der Automatenvorstellung versammelte sich dieses Kränzchen bei Tschuggmall, und es gab Wochen voll häuslichen und geistigen Vergnügens. Aber die nordische Luft begann sich wieder zu trüben, die Kinder erkrankten, und der bekannte Tiroler-Herkulles Rappo bot alles auf, seinen Landsmann zu untergraben; er vertheuerte ihm das Orchester; zog letzteres selbst an sich und suchte durch verschwenderische Ausstattung seines Schauplatzes das Publikum an sich zu locken. Seine Verschwendung aber schadete nur ihm selbst. Wie sehr Tschuggmall aber von allen Großen begünstigt war, darunter vom Theater-Intendanten General Rautenstrauch, dem zweiten Bühnen Director Dmoseſsky ꝛc. nur Einen Beleg für viele andere. In Warschau muß, wer öffentliche Vorstellungen gibt, von jedem derselben sechs Procent dem Theater, dann von jeder Karte zwei polnische Groschen dem Armenfond überlassen.

Die erstere Abgabe wurde Tschuggmall ganz erlassen, die letztere konnte er in Zukunft ohne Controle entrichten, und der Betrag, den er bei der Polizei erlegt hatte, wurde ihm zurückgegeben. Die Folge des außerordentlichen Vertrauens, dessen sich der ehrliche Tiroler erfreute, zeigte sich bald. Er wollte nach Petersburg reisen, und sollte nach damaliger Vorschrift in Petersburg um die Bewilligung einkommen, die oft selbst für die höchstgestellten Personen viele Monate lang warten ließ; auf das bereitwilligste gab Fürst Paskewitsch unsern Künstler aus eigener Machtvollkommenheit die gewünschten Päße. Wie oft hat Tschuggmall, der doch schon Gelegenheit gefunden, die Russen früher kennen zu lernen, den Wunsch und seine schnelle Gewährung bereut. Wie oft zog er schon in Warschau die Pärallele zwischen dem, was bezahlte deutsche Federn günstiges über die Russen schreiben, — und den Russen in der Wirklichkeit. Schon in Warschau ärgerte er sich, wenn er bemerkte, wie kein Russe sich in eine Bank setzen wollte, in der ein Pole saß, wenn sie Stühle verlangten, und ihre Freigebigkeit im Austheilen — von Ohrfeigen zu bethätigen Lust zeigten.

Im Juli 1835 reiste Tschuggmall von Warschau ab, in der schönen Hoffnung, in Rußland so viel zu gewinnen, um sich einen sorgenfreien Lebensabend, seiner Familie eine ruhige Zukunft in der Heimath zu sichern. War schon in Warschau das Elend der Beamten grenzenlos, ihre Gehalte so gering, daß sie die Besoldung von einem Jahr in einem Monate verzehrten, daß sie den Künstler um Freikarten plagten, um selbe zu verkaufen, kurz, daß sie auf Nebenerwerbe gewiesen waren, die nicht viel besser, als offener Diebstahl; so sollte Tschuggmall in Rußland noch grellere Gelegenheiten finden, mit diesem Elende sich bekannt zu machen, und selbst dabei in Anspruch genommen zu werden. Die aufrichtigen Warnungen seiner polnischen Freunde vor einer Reise nach Rußland glaubte er aus Nationalhaß entsprungen. Noch gab er in Warschau zwei Vorstellungen für das Institut der verwaisten und verwahrlosten Kinder und vergoß Thränen, als diese unglücklichen, meist besseren Familien entsprossenen oder entrissenen Waisen, vor ihm ihre Leibesübungen machten, und ihm der Director ganz naiv gestand, daß die kräftigsten und tauglichsten jährlich ausgemustert, und unter russische Regimenter gesteckt werden. Von Warschau zur russischen Grenze hatte Tschuggmall von Juden Pferde gemiethet, erhielt aber wegen der Sabbathfeier christliche Fuhrleute, mit denen er ohne Anstand in Bresletovsky die russische Grenze erreichte. Der Uebertritt mußte, da der Spediteur, an welchen Tschuggmall von Wemmer empfohlen war, abwesend, durch Vermittlung jüdischer Faktoren um einige sechszig Gulden erkauft werden. Die Anweisung auf Extrapost kostete sechs und fünfzig Rubel Assignaten. Nachdem der Postbeamte in Bresletovsky durch einen Silberrubel gewonnen war, wurden zwölf Postpferde vorgespannt, und die Reise begann durch Lithauen, Kurland, Estland und Liefland nach

Petersburg. Hier ging es ziemlich gut, die Posthäuser dienten zugleich zur unentgeldlichen Unterkunft der Reisenden, und sind, wenn nicht bequem, doch wenigstens reinlich. Gegen ein kleines Trinkgeld besorgt die Bedienung dem Reisenden in der Küche das, was er selbst kochbares mit sich bringt. Nur der ortweilige Postbeamte ist auf das Betteln oder Betrügen der Fremden angewiesen. Um sieben Uhr Früh kam Tschuggmall auf der dritten Station an, und verlangte zwölf frische Pferde, die auch sogleich eingespannt wurden. Da erschien ein russischer Feldjäger als Kurier der Fürstin Paskewitsch, die eben auf der Rückreise von Petersburg nach Warschau, befahl die Pferde von Tschugmalls Wägen auszuspannen und sogleich für die Fürstin zu verwenden. Alle Einwendungen des Fremden sind bei solchen Gelegenheiten fruchtlos.

Der Posthalter, ein industriöser Jude, schimpfte in den Bart, denn von zwölf Pferden wurden auf höhern Befehl immer nur vier bezahlt. Unsern Künstler blieb nichts anders übrig, als zwölf Stunden zu warten, und indeß Hühner und Fleisch zu kaufen und zu schmorren. Um vier Uhr ging Tschuggmall in die Stallung und sah dort noch Pferde im Ueberflusse. Auf seine Frage, warum diese nicht eingespannt wurden, versetzte der Posthalter, sie seyen nur zu seinem Privatgebrauch, und würden daher auf Verlangen nur nach einem höheren Tarife für Reisende verwendet. Tschuggmalls Schmollen und Drohen mit Gesetz und Anzeige wurden recht russisch verlacht. Gott ist hoch, und der Czar ist weit! hieß es immer. Mit beständigem Honoriren der Beamten ging es endlich über Wilkomir nach Wilna. Eine Station vor letzterer Stadt kamen die Reisenden in die größte Gefahr. Die vier Pferde an ihrem Wagen, feurige junge Thiere, wurden scheu, schleuderten den Kutscher, einen riesigen Juden, vom Bocke und tobten in vollem Fluge dem nahen See zu. Zum Glück rannten zwei in der Gasse des engen Dorfes an eine Bretterwand, und brachten den Wagen so zum Stehen. Der ganze Weg von fünf und zwanzig Werste wurde auf dieser Station mit schwindelnder Eile in neun und zwanzig Minuten zurückgelegt. In Wilna kostete die einzige elende Stube, die bei einem Juden zu miethen war, für sechs Tage zehn Ducaten, vier Bänke aus einer Kirche geborgt, zwölf Silberrubeln (neunzehn Gulden Convenzionsmünze.)

Eine Schauspielertruppe, unter der Leitung einer verstoßenen und verarmten russischen Fürstin verleidete noch unsern Künstler durch tausend Ränke den Aufenthalt. Der vom Fürst Paskewitsch ausgestellte Paß wurde hier nicht geachtet, sondern es mußte gegen Erlag von fünf Silberrubeln und die herkömmliche Bestechung des Beamten ein neuer gelöst werden. Eine neue Fahrbewilligung bis Riga kostete sieben und fünfzig Rubel. Von dieser Taxe bezahlt die Regierung dem Posthalter für jedes Pferd sieben Kopeken. Zu Mitau handelte der Dollmetsch die Paßtaxe von drei ein halb Rubel auf einen herab. Noch in der letzten Station vor Riga konnten Ducaten nur mit großem Verluste gewechselt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Stenographie.

Unter Steno- oder Tachygraphie versteht man die Kunst, entweder seine eigenen Gedanken oder die Worte eines Andern auf die möglichst kürzeste Art niederzuschreiben. Ihre Erfindung würde aber völlig zwecklos erscheinen, wenn nicht das stenographisch Geschriebene von jenen, welchen diese Kunst eigen ist, in was immer für eine Schrift jederzeit übertragen werden könnte. Den Nutzen sowie die Wichtigkeit der Schnellschrift haben schon die ältesten cultivirten Völker eingesehen. Inder und Perser, sowie die Griechen und Römer hatten ihre Schnellschreiber; letztere bedienten sich der sogenannten tironischen Noten. Alle mögen es jedoch unseres Wissens zu keiner großen Ausbildung der Redezeichenkunst gebracht haben. Mit größerem Glücke haben sich in neuerer Zeit die Franzosen und Engländer und von diesen Dr. Bright und Taylor auf die Erfindung praktischer stenographischer Systeme verlegt, und die Stenographie mit einer größeren Pflege früher betrieben, als dieses in Deutschland der Fall war. In Oesterreich hatte man diese Kunst fast gänzlich unbeachtet gelassen, und es wird ihr erst in der jüngsten Zeit seit Einführung öffentlicher Verhandlungen einige Aufmerksamkeit zugewendet. Uns sind für die deutsche Sprache bei zehn Systeme bekannt, unter denen jedoch das von Noval und Gabelsberger die entsprechendsten sind. Obgleich wir uns von der Brauchbarkeit des Noval'schen Systems bei der Firirung öffentlicher Vorträge überzeugt haben, so verdient doch das Gabelsberger'sche wegen der Regelmäßigkeit der Wortbilder und der ungemeinen Schriftkürzungsfähigkeit vor Allen den Vorzug. Der Theorie nach ist Novals System einfacher, somit leichter zu erlernen, mechanische Fertigkeit aber im Bilden der Redezeichen bei beiden eine Hauptbedingung.

Die deutsche Stenographie ist so zu sagen erst noch im Entstehen, und es lassen sich auf Grundlage der gegebenen Systeme noch vollkommenere erwarten. Je nachdem man die Stenographie entweder zum Privatgebrauche oder zum Nachschreiben öffentlicher Vorträge anwendet, pflegt man auch diese Kunst in die correspondirende und rückgebende einzutheilen.

Im ersten Falle, wo es sich nur darum handelt, seine eigenen Gedanken entweder einem Andern mitzutheilen, oder für sich selbst in einer nicht für Jedermann lesbaren Zeichenschrift anzumerken, oder Excerpte aus größern Werken zu machen, kann der Stenograph allzuhäufige Schrift- und Schreibekürzungen leicht vermeiden, damit sein Geschriebenes jeder Zeit leicht gele-

sen werden kann; im letzteren Falle hingegen, wo man die Worte eines Redners getreu wiedergeben will, reicht die obnehin durch's System festgesetzte Schriftkürzung selbst bei der größten Schnelle im Schreiben nicht aus, und man muß zu grammatikalischen, syntaxischen und logischen Schreibekürzungen seine Zuflucht nehmen, sogenannte Siegel und Monogramme mißen die Stelle eines buchstabenreichen Wortes vertreten. Wie könnte sonst die Hand des Stenographen dem Strome des Vortrages folgen, wenn man bedenkt, daß häufig bei gesteigertem Redeeifer wohl mehr denn hundert und zwanzig Wörter in Einer Minute gesprochen werden, die über die Lippen des Redners kommen. In dem richtigen und schnellen Gebrauche dieser Hilfsmittel zeigt sich der Stenograph von Beruf. Hat er es in seiner so nützlichen Kunst zu einer ziemlichen Vollkommenheit gebracht, so ist er mit dem erlernten Systeme nicht zufrieden. Sein Talent wird ihm die Mittel anweisen, dasselbe seiner geistigen Individualität anzupassen, und neue Verkürzungen zu erfinden, um durch wenige einfache kurze Zeichen das auszudrücken oder zu bezeichnen, was ein Anderer mit der gewöhnlichen Currentschrift im gleichen Maße nie zu leisten im Stande ist.

Es versteht sich übrigens von selbst, daß wegen der absgannenden Geistesanstrengung, und um die möglichst wortgetreue und schnelle Wiedergabe der Debatte zu erzwecken, stets eine größere Anzahl von Stenographen bei einer öffentlichen Verhandlung von längerer Dauer verwendet wird, da in diesem Falle Ein oder Zwei unmöglich genügen können.

K. Kroner.

Notizen.

— Von der venetianischen Grenze vom 4. März bringt die Grazer Zeitung einen Correspondenzartikel, in welchem unter andern auch aus der Stadt Modena Folgendes berichtet wird: „Am herzoglichen Theater sangen nämlich 2 Primadonnen, wovon die eine bedeutend schwächere sich die Gunst des italienischen Publicums dadurch zu erwerben suchte, daß sie sich fleißig mit tricoloren Kleidern prodnzirte; allein dessen ungeachtet wurde doch die andere, die stets neutral blieb und in Kleidung erschien, wie ihre Rolle es sie forderte, stark applaudirt; diese genoß vorzüglich die Anerkennung des Herzogs und des Militärs, eben weil sie zudem so bescheiden sich benahm. Die andere Parthei, aufgestachelt von der Eifersucht der zweiten Sängerin, verabredete sich daher, jene Primadonna am Tage ihrer Einnahme zu insultiren. Dieß war am 25. Februar; das Haus war voll, Alles ging ruhig und unter Applaus bis zum 4. Acte. Das Officerscorps hatte der Beneficiantin ein sehr werthvolles Geschenk gemacht, was inzwischen bekannt geworden war und bei der Gegenparthei noch mehr Aerger erregte. Im 4. Acte wurde bei einer Arie stark applaudirt, und während dessen fing ein junger Mensch, der unmittelbar hinter der Officiersbank war, an zu pfeifen; ein Officier wendete sich um und hieß ihn schweigen, allein dieser antwortete mit Schimpfworten, bloß um Gelegenheit zum Streite zu suchen, und gleichzeitig fingen alle Uebrigen, die zur Parthei gehörten und blos auf die Veranlassung warteten, an, theils mit dem Munde, theils mit den gewissen gellenden Pfeifchen so furchtbar an zu lärmen, daß Alles übertäubt wurde. Gleichzeitig wurde der große Luster in die Höhe gezogen. Die gegen das österreichische Militär ausgestoßenen Schimpfworte veranlaßten die Officiere um so mehr, zu ihren Waffen zu greifen, da die Italiener mit Stöcken, Stiletten ꝛc. bewaffnet waren und eine drohende Stellung eingenommen hatten. Die Officiere kamen jedoch dem verabredeten Angriffe zuvor, sprangen über ihre Bänke und fingen an, unter jene Ruhestörer d'reinzuhauen, so daß Mehrere vom Publicum verwundet wurden; ein Paar sollen auch getödtet worden seyn; von Officieren erhielt einer eine Stichwunde in die Hand. Die Theaterwache, Peterwardeiner Grenzer, hatte indeß Aviso in die Kaserne gegeben, und sogleich waren die modenesischen Truppen zu Hilfe geeilt; die modenesischen Officiere hatten schon früher den Unserigen beigestanden. Es wurden eine Menge Verhaftungen vorgenommen, und so hatte dieser Vorfall geendet. Der Herzog soll gar nicht böse seyn, daß die Hitzköpfe, denen die Ruhe in Modena schon zu langweilig schien, eine derbe Lection erhielten; jetzt wird dort die Ruhe wieder Monate lang nicht gestört werden. Die modenesischen Truppen stehen mit unsern im besten Einvernehmen, auf freundschaftlichstem Fuße; sie sehen ein, wozu die demokratischen Umtriebe der „Volksbeglücker" führten, sie haben Beweise genug erhalten, daß es allen diesen Tollköpfen nur darum zu thun war, Unruhe zu stiften, um im Trüben zu fischen; das Volkswohl lag ihnen gar nicht am Herzen, dieß sahen sie besonders jetzt aus den Zuständen Mittelitaliens ein, wo kein Deutscher, sondern echte „Vollblute" herrschten, und dennoch waren sie nicht zufrieden. Die Ordnung, Pünktlichkeit, Brüderlichkeit, die jetzt unter unsern Truppen in Italien herrscht, hat bei dem verstocktesten Italiener Bewunderung erregt, wenn er es auch nicht ausspricht, und eben so sehr dieß, als die früher gezeigte Tapferkeit hat ihnen Hochachtung eingeflößt, was namentlich von den sardinischen Truppen gilt, die sich bei jeder Gelegenheit auf das Günstigste für unsere Armee ausspricht und gerne mit, nicht gerne gegen uns kämpfen möchte. Der Italiener, Deutsche, Südslave, Pole und Ungar leben so gemüthlich beisammen, als gehörten sie einem Stamme an; da gibt es keinen Sprachenstreit, sie sprechen unter sich in ihrer Muttersprache, mit Andern, so gut es geht, in der bestverstandenen Dienstsprache, der Deutschen, und es fällt Niemanden ein, sich daran zu stoßen. Ich möchte unsere Völker auf einige Tage zur Armee schicken können, damit sie von ihr lernten, wie man verschiedenen Zungen angehören und doch in größter Einheit einem Ziele, der Erhaltung des schönen Oesterreichs, gleichmäßig nachhängen kann, ohne daß eine Zunge der andern materielle und größere Opfer zu bringen hat, als die Erreichung des Hauptzweckes erfordert."

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 22. Klagenfurt, Sonnabend den 17. März 1849.

Kärnten

am 13. März 1849.

Schönes Kärnten! wie so leuchtend
Brach des Märzen Tag dir an!
Still genährt hast du ein Hoffen,
Und es war kein leerer Wahn.

Lange warst du nicht dein eigen,
Doch dir blieb ein frommer Sinn,
Was man über dich verhängte,
Nahmst du mit Ergebung hin.

Denn es ahnte deine Seele
Jenen schaffend mächt'gen Geist,
Der mit Laub die Wälder schmücket,
Und den Frühling kommen heißt.

Und es kam der Frühling wieder,
Aber herrlicher als je —
Nie so schön noch stand die Sonne
Ueber deiner Alpen Höh'!

Denn von Berg zu Berge tönet
Eine Kunde wonniglich:
„Kärnten sey ein freies Eigen,"
Vaterland, Gott segne dich!

P. A. Budik.

Christian Tschuggmalls Kunstreise nach Rußland.

Skizze von Dr. R. P.

(Fortsetzung.)

In Riga wurde in der Petersburger Vorstadt bei ehrlichen Deutschen eine Wohnung bezogen. Leider hieß es unthätig sechs Wochen sitzen, bis der Schauplatz, den zwei Engländer mit Groteskvorstellungen (nach Klischnigg) gemiethet hatten, erledigt wurde. Daß indeß die österreichischen Dukaten unsers ehrlichen Tirolers an der Schwindsucht litten, versteht sich von selbst. Nachdem, trotz der Wohlfeilheit, vierzig derselben ausgegeben waren, begannen bessere Tage durch reichliche Einnahmen, dazu kam das edle liebenswürdige Benehmen, das den deutschen Städtern der Ostsee-Provinzen so eigenthümlich ist.

Es wurde ein gewinnreicher Ausflug nach Mietau gemacht, und endlich mit einem neuen Paße nach Dorpat gefahren, — eine fremdliche Strecke meist durch Deutsche, unbelästigt von Juden und Russen. Im Bürgerclubb zu Dorpat wurde bei immer vollem Hause mit stürmischem Beifall gespielt. Die Bewohner von Dorpat schildert unser Künstler als die edelsten Nordländer, die Professoren der dortigen Universität als die biedersten und würdigsten Menschen, die wohlhabenden Bürger als Muster deutscher Gastfreundschaft. Tschuggmall brachte seine freien Stunden meist auf der Universität, und im physikalischen Kabinete, einem der reichsten in Europa zu. Insbesondere beschäftigten seine Aufmerksamkeit die galvanischen Experimente, und die astronomischen Beobachtungen mit einem der vorzüglichsten Frauenhofer'schen Röhre. Seine innigsten Freunde wurden Struve, Professor der Sternkunde, die Professoren Parrot, Lenz, Engelhard und Pröker, welche ihn mit den wichtigsten Empfehlungen nach Reval und Petersburg versahen. Die Studenten schildert Tschuggmall eben so geistreich als liebenswürdig.

Mit schwerem Herzen sagte er der Stadt und seinen Freunden Lebewohl, und verließ im November unter innigen Segenswünschen die gastfreie Stadt. Durch acht Stationen ging es gut und ohne Ungemach, aber später mußte schon wieder doppelt und dreifach gezahlt werden, um weiter zu kommen. In Reval hatten die Empfehlungen die beste Wirkung, und Tschuggmall wurde beim braven Gouverneur von Benkendorf, dem Freiherrn v. Rösselung ꝛc. wie ein Kind vom Hause aufgenommen. Die Bühne, für

welche Kotzebue gedichtet, auf der seine Lustspiele erheiterten, wurde unserm Künstler eingeräumt; hier machte er in den zwölf Jahren seiner Reisen die bedeutendsten Einnahmen. Die Gastfreundschaft der Revaler überschüttete ihn mit Gefälligkeiten, da gab es keine Spur von Polizei- und Paßneckereien, und so oft Tschuggmall vom Gouverneur heim kam, wiederholte er den alten Spruch: Wie der Abt, so der Convent! Mit einem eigenhändigen Poderosua von Benkendorf reiste er nach Narva, und hatte das Vergnügen, selbe bei allen Posthaltern, die freilich meist Deutsche waren, in voller Geltung zu sehen.

In Narva machte er die Bekanntschaft des gefeierten russischen Dichters Thaddäus Bulgarin, der ihn an den Staatsrath Gretsch in Petersburg empfahl. Mit Kronbauern wurde die Fahrt zurückgelegt, in der letzten Abtheilung der elenden Straße wegen, ziemlich erbärmlich. In der Nacht erreichte man Petersburg; die erste Nacht war gerade kein günstiges Omen, denn für eine elende Stube ohne Betten mußten drei Silberrubeln, für jede Halbportion erbärmlicher Kost für jede Person ein Gulden Conventionsmünze erlegt werden. Bei der Polizei am nächsten Tage mußte ein förmliches Verhör bestanden werden, das wir der Originalität wegen hieher setzen:

Waren Sie schon einmal in Petersburg?

Nein.

Von wo kommen Sie?

Aus Oesterreich über Warschau, Riga, Dorpat, Reval und Narva.

Haben Sie hier Bekannte?

Nein.

Haben Sie Empfehlungsbriefe nach Petersburg?

Ja.

An wen?

An die Staatsräthe Gretsch, Parrot, den Garde-Obristen Helmas ꝛc.

Haben Sie die Briefe bei sich?

Hier sind sie.

Gedenken Sie lange hier zu bleiben?

Nach Umständen, auf jeden Fall über den Winter.

Haben Sie Documente Ihrer Kunst?

Hier das Album meiner Zeugnisse, und hier hundert Recensionen aus deutschen, italienischen, ungarischen und polnischen Zeitungen.

Schön, schön, hieß es, Ihre Zeugnisse, insbesondere die vom österreichischen Hofe unterfertigten empfehlen Sie und Ihre Kunst. Lösen Sie immerhin im auswärtigen Bureaux die Aufenthaltskarte.

Alle kleinen Unannehmlichkeiten lassen sich in Petersburg durch Geschenke vermeiden. Eintritt und Rückkehr bei allen Großen müssen durch Trinkgelder an die Untergebenen gefördert werden. Gegen Erlag von vierzig Rubel wurde die Aufenthaltskarte gegeben mit der Weisung, zum Neu-Jahr wieder zu kommen, und eine neue zu lösen. Die Aufnahme bei allen Großen, an welche Tschuggmall empfohlen war, stellte sich glänzend heraus, besonders beim Staatsrathe Parrot, einem gebornen Württemberger aus Mimpelgard, dem einstigen Liebling Alexanders, v dessen Auftrag er die Universität Dorpat organisirte. Der Director des deutschen Theaters Herr v. Helmas, nahm den Künstler sehr schmeichelhaft auf, nur seine Zettel mußte er in der Theaterdruckerei besorgen lassen, was jedesmal fünf und siebenzig Rubel im Voraus kostete.

Eben so viel kostete die Monatmiethe für die neue Wohnung im armenischen Kirchenhause im Nevsky Prospekte, das Borgen der Möbel aber betrug vier und achtzig Rubel, der Saal im deutschen Clubb an der Polizeibrücke kostete monatlich fünf hundert Rubel Bank-Assignaten. Der Zimmermann erhielt für das Herrichten derselben dreihundert Rubel. Diese Ausgaben und die Menge fremder Künstler in Petersburg machten unserm Tiroler, trotz der günstigen Empfehlungen und der vortheilhaftesten Urtheile in der Staatszeitung ein wenig bange für den Erfolg, um so mehr, als von den anwesenden Künstlern die meisten, weil sie nicht in der Lage, die Kosten voraus zu bestreiten, mit Zimmerleuten sich verständigen mußten, selben gegen Erbauung der Bude in der Butterwoche die halbe Einnahme zu überlassen. Die erste Vorstellung war reich an Volk und Einnahme, die übrigen im ersten Monate blieben unter der Mittelmäßigkeit, denn Sinn für Kunst und Wissenschaft ist noch kein Gemeingut des russischen Volkes geworden, das nur auf sinnliche Genüsse mit Stolz Summen vergeudet, deren sich der Deutsche schämen würde. Einen tiefen Eindruck auf das Herz unsers ehrlichen Tirolers machten die russischen Familienverhältnisse. Er lernte viele deutsche Frauen kennen, welche vornehme Russen in Deutschland geheirathet hatten — und als sie selben hieher nachgereist waren, ihre Männer als längst verheirathete Familienväter fanden. Den Armen mangelte es meistens an Geld — und noch mehr an Dreistigkeit zur Heimkehr, und so waren Arbeit, Schande oder Selbstmord die Folgen solcher Täuschungen. Wieder andere glaubten sich von Leibeigenen und Unterthanen im Besitze großer Güter umgeben — und fanden auf russischem Boden nichts, als Schmach und Schulden ihrer Herren Gatten. Ein ähnlicher Fall hatte sich bei Tschuggmalls Anwesenheit in Petersburg ereignet.

Ein Fürst hatte in Wien ein schönes Mädchen von gutem Adel geheirathet, obschon er längst hier verheirathet war. Er brachte die Wienerin bis vor die Thore von Petersburg, und verkaufte sie dort um

ein Paar hundert Rubeln an den elenden Kunſtreiter Price, für deſſen Gattin ſie von nun an, wollte ſie nicht verhungern, gelten mußte.

Glücklich noch ſolche Opfer, die ſich ſpäter als Erzieherinnen verdingen können.

Von der Butterwoche konnte Tſchuggmall keinen Gebrauch machen; denn da vor einigen Jahren die große Bude des Chriſtian Leman in Brand gerathen war, und einige hundert Menſchen, darunter vielen Generälen und Damen, das Leben gekoſtet hatte, ſo war es ſtrenge unterſagt, heizbare Buden zu errichten. Tſchuggmalls Automaten aber konnten in einer Kälte von zwei und zwanzig Graden mit ihren zarten Maſchinen nicht verwendet werden. Das Erkranken der kaiſerlichen Prinzen verſchob die bewilligte Vorſtellung im Winterpalais und Tſchuggmalls Gattin hüthete in Folge des ungewöhnten Klima's wieder das Bett. Da der Ruſſe erſt das für gut und ſehenswerth hält, was der Czar für gut und ſehenswerth fand, ſo konnte unſer Künſtler nur auf den Beſuch von Deutſchen, Engländern und Franzoſen rechnen. Die Faſten, welche alle Theater ſchließt, half ihm wieder für ſeine Automaten ein wenig aus. Endlich eine Woche vor Oſtern erhielt er den Ruf nach Hof und gab vor drithhalb hundert Perſonen aus der höchſten Geſellſchaft des Reiches im preußiſchen Saale ſeine Vorſtellungen unter einem Beifalle, der gar nicht mehr enden zu wollen ſchien. Bei jeder Wendung einer Figur rief die Kaiſerin den Künſtler, und wollte Erklärung, ſo daß der ehrliche Tiroler ſich mit einer Harthörigkeit entſchuldigte.

Der kleine Prinz Conſtantin wollte um jeden Preis hinter das Theater kommen, und da ihm Tſchuggmall erklärte, das ginge während des Spieles nicht an, ſchmolte er: „aber ich lerne es ja doch nicht ab, ich bin ja noch ein Kind.“ Nach der Vorſtellung mußte er den ganzen Mechanismus erklären, und ſteigerte eben ſo ſehr noch mehr die allgemeine Verwunderung. Tſchuggmall mußte ſeine Kinder im Nationalcoſtüme der Kaiſerin vorſtellen, und da die jüngſte Tochter Caroline etwas ſchüchtern war, ſo liefen die Prinzeſſinen Maria und Olga hinter die Bühne und riefen: „Caroline kommt heraus.“ Die Kaiſerin fand die Tiroler-Tracht ſehr ſchön, und ſtellte ihre Kinder mit den Worten vor, ſeht meine Marie, meine Olga, Alexander, Nikolai, Konſtantin und Michel und dieſer hier, indem ſie auf den Thronfolger deutete, iſt mein großer Bub'! Als Tſchuggmall vorgeſchlagen wurde, ſich eine Geldbelohnung oder ein Geſchenk zum Andenken auszubitten, wählte er das letztere und erhielt einen Brillantring von 1000 Rubeln im Werthe, obſchon er durch das Hin- und Herräumen drei andere Vorſtellungen verſäumt und ein Paar hundert Rubel aus ſeiner Börſe für das Orcheſter verwendet hatte. Die Erlaubniß, für die Oſterwoche eine Bude auf dem Iſaaksplatze zu bauen, koſtete viel Geld, und Architekt, Platzmeiſter und Polizei theilten ſich nur allzu brüderlich in Tſchuggmalls Caſſe. Da nur auf Beſuch aus den höchſten Ständen zu rechnen war, ſo kam die geſchmackvolle Bude auf zwei Tauſend Rubel zu ſtehen.

(Fortſetzung folgt.)

Viribus unitis.

Denn nur durch Eintracht kann der Sieg gelingen,
Vereinte Kraft nur wird den Feind bezwingen —
Und Völker-Einheit trotzet der Gefahr

Harro.

Viribus unitis! „Mit vereinten Kräften!“ — Dieß iſt der auserkorene Wahlſpruch unſeres jugendlichen Kaiſers Franz Joſeph!

Es fällt auf, daß die Polemik unſerer politiſchen Journale, die ſich doch ſonſt ſo rührig zeigt, jedes Vorkommniß der Neuzeit im Sinne ihrer verſchiedenen Tendenz auszubeuten, ſich in dieſer Beziehung gerade ſo ſchweigſam verhält. Gefällt ſich die Journaliſtik wirklich nur im Schmähen, nur in negirender Oppoſition oder höchſtens — im Schweigen, wenn es nichts zu tadeln gibt? Oder — ſollte die Annahme und Kundgebung dieſes ſchönen kaiſerlichen Wahlſpruches denn von ſo untergeordneter Bedeutſamkeit ſeyn, als daß es ſich nicht verlohnte, daran eine weitere öffentliche Beſprechung zu knüpfen?

Wir ſind anderer Meinung. Wäre es auch nur geſchehen, um der althergebrachten Gepflogenheit der Vorfahrer unſeres erlauchten Regentenhauſes nachzukommen, ſo glauben wir doch, daß eben die getroffene Wahl des Spruches hier von größter politiſcher Bedeutung und Wichtigkeit iſt.

Nicht bloß regierende Fürſten, auch andere Männer im öffentlichen und Privatleben nehmen irgend einen Wahlſpruch an, nach welchem ſie ihr ganzes Thun und Laſſen, Handeln und Wandeln einzurichten ſich vorgeſetzt haben. Es ſoll gleichſam der Leitſtern durch die Irrgänge des Lebens, die ſtete unwandelbare Richtſchnur für alle ihre Handlungen ſeyn.

Liegt darin nicht eben die große, folgenſchwere Wichtigkeit eines ſolchen Lebens-Wahlſpruches, der eine um ſo größere Bedeutſamkeit erhält, je höher und einflußreicher die Stellung des Mannes iſt, der den Spruch als Lebensgrundſatz gewählt hat?

Der Wahlſpruch eines Regenten, eines Staats-Oberhauptes aber iſt nothwendigerweiſe zugleich der Ausſpruch ſeiner Regierungs-Maxime, des oberſten Principes für alle ſeine Regenten-Handlungen. Dieſe Anſicht findet auch in der offiziellen Kundmachung der Wiener Zeitung vom 20. Februar ihre volle Beſtätigung.

Während Ludwig XIV. zu ſagen pflegte: L' état c'est moi! und dieſen Satz des Abſolutismus und

der Despotie auch zum Verderben Frankreichs geltend machte — wenn auch nicht als Wahlspruch, doch als Regierungs-Maxime — ruft Franz Joseph vom Throne herab, hinaus in die weiten Lande des großen Kaiserreiches: Viribus unitis!

Was aber will und soll dieser herrliche Spruch bedeuten?

Er enthält nichts weniger, als die feierliche, öffentliche Losagung von aller Autokratie und allem Absolutismus, von jeder Allein- und Willkühr-Herrschaft, — kurz, er ist die offene und bleibende Manifestation des reinen volksthümlichen Constitutionalismus, die volle Anerkennung unseres obersten Staatsgrundprinzipes und unserer Errungenschaften!

Franz Joseph will hinfort Hand in Hand mit seinem treuen Volke gehen; — nicht des Herrschers Wille und Machtgebot allein soll künftig maßgebend seyn im freien, einigen Oesterreich, sondern der durch die Vertreter aller Völker ausgesprochene und von Ihm sanctionirte Gesammt-Wille und ein Band der Liebe, des Vertrauens und der Loyalität soll Fürst und Volk umschlingen! Zunächst aber soll im redlichen Zusammenwirken, im festen Vereine aller staatlichen Elemente und Kräfte, die sichere Bürgschaft für das Gelingen des großen Werkes der Neugestaltung des gemeinsamen Vaterlandes liegen, und dieser innige und unauflösliche Bund zwischen dem Regenten und den Regierten die feste Grundlage des großen Staatshauses bilden, in welchem unter dem schützenden Dache geachteter Gesetze, getragen von freien Institutionen und gestützt durch die Säulen einer kräftigen Executivgewalt die Völker aller Nationalitäten gleichberechtiger, friedlich und brüderlich zusammen wohnen und leben sollen!

Gegenseitiges Vertrauen führt zur Einigkeit und Eintracht, gibt Kraft; vereinte Kraft aber sichert das Gelingen und den Sieg!

An uns also ist es nun, den schönen Wahlspruch unseres Kaisers verwirklichen zu helfen und vertrauensvoll die hohe Hand zu ergreifen, die uns zum einigen kräftigen Bunde vom Throne herab dargeboten wird. Darum rufe ich:

„Auf, auf ihr Völker in Oesterreichs weiten Gauen! Vertrauet dem kaiserlichen Worte, laßt, des blutigen Streites müde, das Schwert ruhen; vergeßt den haßerzeugenden Racenkampf, den Vorrechtsstreit der Sprachen, den vormaligen Druck des Geistes und der Frohnden, die Wehen der zu Grabe getragenen alten Zeit; vergeßt, was ihr auch einst gelitten und still geduldet, denn — mir däucht es, — er hat's nicht verschuldet, der euch als Fürst die Hand zum Friedensbunde reicht; des Jünglings Krone ist rein. Möget ihr alle euch um das Banner schaaren, dessen Losung das einige, starke Oesterreich ist."

P. W. A. B.

Notizen.

— Gegenbild zu Rieger's Sinnbild in der Reichstagsverhandlung, Sitzung vom 27. Febr. 1849.

Der Mutter Christi Bild, gar lieblich gemalt, ward verehret von Gläubigen, die hinströmten zur Beschauung, und nicht erfättigt werden konnten am freundlichen Anblick, so daß man, wollte die stets größere Menge schauen das Höhre, es höher zu stellen sich genöthiget fand. Für so Hohes war jedoch die Farbe zu schwach, darum ein zweiter Maler die Farbe erkräftigt, und weil es die Mutter der Gnaden vorstellt, darum ein dritter Maler die Krone des Glaubens, den Scepter des Hoffens und den Mantel der allumfassenden Liebe zugefügt, denn sie ist ja die Höchste, die Gläubigste, die Hoffnung bietet und Liebe reichet; sie ist die Himmelskönigin! Entreißer den Mantel, nehmet den Scepter und die Krone, löschet die Farbe, und einem entkleideten Schatten gleichet das Bild, dem mehrerer Wünsche gemäß wohl auch unser irdischer Höchster ähnlich seyn sollte, was aber Gott durch Gute, und Weise, und Tapfere, seine Getreuen stets abwehren wolle.

R.

— Nach der Wiener Zeitung hat die bekannte historische Devise Oesterreichs „A E I O U" eine neue Bedeutung erhalten, nämlich: Austria Erit Invincibilis Omnium „Unione; im Deutschen: „Allgemein Einig Ist Oesterreich Unüberwindlich." Seit der Auflösung des ominösen Reichstages und der Verleihung der octroyirten Verfassung läßt sich jene Devise auch also deuten: Abgewendet Endlich Ist Oesterreichs Untergang.

— * —

Der Oesterr. Volksbote berichtet Folgendes: Die Eisenbahn, welche über den Semmering geführt werden soll, ist schon bis zu „Obersdorfers Gasthaus" aufgeschüttet, und bei günstiger Witterung wird die Tracirung der ganzen Strecke beginnen. In fünf Jahren soll der Bau fertig seyn und wird zwischen 7 — 8 Millionen kosten. Die Bahn geht durch die Felsen bei der Ruine Klamm nächst Gloggnitz, wendet sich links in's Reichenauer Thal und wird mittelst eines 25 Fuß hohen Viaduktes über den Altigraben geführt. Beim Durchbruche des Semmerings werden 7 Tunnels, worunter einer 2000 Schritte lang ist, gebaut. Die Bauwerke dieser Bahnstrecke werden an Großartigkeit mit jeder andern Bahn des In- und Auslandes wetteifern können.

— Ein Werk über Nordamerika hebt einen Charakterzug der deutschen Einwanderer hervor; daß nämlich von den vielen Millionen Deutschen, die seit langer Zeit in den Vereinigten Staaten sich angesiedelt und zum Theile die größten Reichthümer sich erworben haben, doch kein einziger bekannt geworden ist, der je mit Sclaven speculirt hätte. Die Deutschen vermeiden die Sclavenstaaten und kaufen nie selber Sclaven.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 23. Klagenfurt, Dinstag den 20. März 1849.

An den Abendstern.

Das gold'ne Saitenspiel erklinge
Mir nimmer von geträumter Pein,
Des Dichters Leiden sind geringe,
Klar muß des Liedes Himmel seyn.
Tegner.

Du schönster Diamant der Sternenkrone,
Du Glanzpunkt auf des Aethers blauem Throne
In heit'rer Nacht, liebholder Aben düeru!
Für deines Anblick's stille Hochgenüsse
Laß, daß dich einmal auch mein Lied begrüße;
Vielleicht hört's mancher deiner Freunde gern.

Ich seh' in dir, brillantes Lichtgebilde,
Des Vaterauges ew'ge Huld und Milde,
Die her in's Thränenthal vom Himmel thaut;
Die von des Empyreum's [1]) höchster Höhe
Durch dich bis in des Menschenherzens Nähe
Herab so liebend, sorgend, ordnend schaut.

An's Glaubenslicht gemahnt dein reiner Schimmer,
Das bleibt, und gäb's von Allem sonst nur Trümmer,
Am Pilgerpfad als Gottes Leuchtthurm steh'n;
D'rum - sey es in des Glückes heiterm Glanze,
Sey's bei der Schicksalsstürme wildem Tanze —
Ich werf' den Hoffnungsanker nach den Höh'n. [2])

Von dorther wirfst du, o der Sterne schönster,
Des hehren Dom's der Schöpfung hellstes Fenster, [3])
Den Wiederschein des ew'gen Lichts herab;
Ich seh' in dir, durch dich den Himmel offen,
Dein Anblick stärkt mein Glauben und mein Hoffen,
Uns strahlt Verklärungsglanz um Tod und Grab.

Unheimlich, wahr ist's, sind des Todes Schrecken,
Die Nacht der „Zukunft, die uns Gräber decken,"
Des Jenseits Fern' — ein unbekanntes Land;
Doch leu't die Flammenschrift am Pergamente
Des Himmels, fest die Stern' am Firmamente,
Als ew'gen Licht's und Lebens Unterpfand.

Denn Er, so jene Lichter angezündet,
Die Wunder jenes Meer's von Glanz gegründet,
Ob uns des Aethers Prachtzelt ausgespannt;
Dem Ströme rauschen und Vulkane glühen,
Eiswüsten starren, Rosenthale blühen,
Der Alles hält in der allmächt'gen Hand:

Er schuf kein Lichtreich ob der Sterne Höhen?
Das All der Allmacht wäre — was wir sehen?
Ein Schöpfungsmarktstein, Abendstern, wärst du?

Und mit dem Vesperlicht' der Sterbekerzen,
Und mit dem letzten Schlag' gebrech'ner Herzen
Wär' Alles — Alles um und ab und zu?!

Und ob du Volksbeglücker, Rechtsverfechter, —
Ob Pöbels-Camarilla-Scherg' — ein Schlächter
Lichnowsky's, Lamberg's, Henker gar Latour's;
Ob Kossuth, ob Radetzky — ob Verräther
Des Vaterland's, ob eines Reiches Retter —
Gält's gleich?! und stünd' auch jenseits gleich im Conex?!

Ach nein! so wahr uns Gottes Sterne leuchten,
Und Thau und Regen Gottes Erde feuchten,
So wahr's der Herr uns schriftlich gab: „Ich bin!"
So wahr bin ich, bist du, o Mensch, kein Affe,
So wahr ist Tugendlohn und Lasterstrafe,
So wahr die Ewigkeit — Vergeltterin

Unsterblich Weh' drob'n Gottes Strafgerichte,
Ein ew'ger Abgrund gähnt für Bösewichte,
Nie löscht ihr Feuer, nimmer stirbst ihr Wurm!
D'rum nicht hinab! nach aufwärts nur! von oben
Erhellt — mag auch der Hölle Windsbraut toben —
Der sich're Port die Fahrt, und stillt den Sturm.

Ja, Abendstern, ob deinem Strahlenkranze,
In höh'rer Himmelssphären hellerm Glanze
Zeigt Glaub' und Hoffnung uns ein bess'res Seyn;
Aus Nacht zum Licht besorgt „Freund Hain" die Brücke,
Nimmt sanft den Pilger ab des Staubes Krücke,
Führt dort den Sterblichen unsterblich ein.

Bin einst erhöht zu jenes Seyns Genüssen,
Und mir der Sterne Goldsand rollt zu Füßen,
Begrüßt mein Lied von oben dich, mein Stern!
Indeß hab' Dank, du Gottes Aug', voll Liebe,
Für jeden Trostblick her in's Weltgetriebe
Auf dein' und meine Freunde nah' und fern!

Ferlach, am 14. März 1849.

Maroschnig.

---

[1]) Empyreum — die Wohnung der Seligen. [2]) Nicht in die Tiefe des Grenzschlammes, sondern hinauf mit dem Anker der Hoffnung in die Höhe des Himmelblaues, wenn man fest ankern will im Sturm — meint Jean Paul. [3]) Wenn — weil man heutzutage auch das Unglaublichste erleben kann — Sonne und Mond, im Bewußtseyn ihres hellern Lichtes dem lieben Abendsterne die „persönliche Befähigung" zu dem Amt und Titel „hellstes Fenster" absprechen wollten — so wird der gute Hesperus der Sonne zu bedeuten wissen, daß sie kein Fenster — nur der Luster des Schöpfungsdomes; dem Monde aber, daß er schon deßhalb des Himmels „hellstes Fenster" nicht sey, weil seine Scheibe zu oft gebrochen ist, und nach unten nur einmal im Monate ganz beleuchtet erscheint.

Christian Tschuggmalls Kunstreise nach Rußland.

Skizze von Dr. R. P.

(Fortsetzung)

Alles war in Ordnung, und ein Theil des Erfolges ließ sich von der schönen Witterung hoffen. — Da traten drei Regentage ein, und die Hoffnung sank gewaltig. Dazu kam noch, daß ein Musiker des Orchesters in der Uniform des Regiments, dem er angehörte, in die Bude ging. Es wurde dem Obersten gemeldet, dieser ließ gleich das ganze Orchesterpersonal verhaften, und trotz allen Bitten und Vorstellungen über die ganze Osterzeit in Eisen sitzen. So konnte Tschuggmall statt der zehn Vorstellungen, auf die gerechnet war, nur zwei geben. Mit diesen schloß sich der Aufenthalt in Petersburg, und nach vielen Beschwerlichkeiten und Unkosten waren die Päße für Moskau, von dem sich unser guter Tiroler goldene Berge versprach, in Ordnung. Als er sich über die grenzenlose Schmuserei und Bestechlichkeit der Petersburger Dienenden beschwerte, erwiederte ihm Staatsrath Parrot lächelnd: Lieber Freund, kommen Sie erst nach Moskau und die übrigen Gouvernements, so werden Sie Petersburg in dieser Beziehung für einen heiligen Ort halten. — Wenigstens in geselliger Beziehung bot Petersburg unserm Reisenden viel Vergnügen durch den geistreichen Umgang mit so vielen Gelehrten und Professoren der Universität, besonders aber durch die Einladungen bei General Schokofsky — Erzieher des Thronfolgers, in dessen Hause sich alle Notabilitäten der Residenz versammelten. „Kommt doch nie anders, als in eurem Tiroler Costüme," rief er immer Tschuggmalls Familie beim Fortgehen nach.

Als einst der Künstler ein befremdetes Warum wagte, versetzte Schokofsky gutmüthig: In dieser Tracht seyd Ihr immer, was man bei uns sagt, nobel, wollt Ihr in einer andern in meinem Hause auftreten, so müßt Ihr bei jedem Erscheinen Euch anderer Kleider und andern Schmuckes bedienen. Tschuggmalls Stellung zu Parrot war eine brüderliche, und manche Notizen, die er vom Letzteren über Rußland, den Hof und die höchste Aristokratie erhielt, eignen sich wohl nicht ohne Indiscretion zur Mittheilung.

Von Petersburg nach Moskau bildet die Fahrt die ersten Scenen eines Dramas, das unstreitig zu den trübsten Episoden im Leben unsers Künstlers gehört. Am 2. Mai 1836 verließ Tschuggmall Petersburg, begleitet von vielen Gelehrten, und insbesondere von jenen Dankbaren, die er sich durch die Spende von Freikarten verpflichtet hatte. Von der Gesammteinnahme von 24,000 Rubel waren ihm nicht mehr als 3360 geblieben. Vor Allem kränkte es Tschuggmall, daß, während alle Gesandten, alle Consule seine Vorstellungen besuchten, und seine Besuche auf das freundlichste annahmen, nur der österreichische Gesandte ihn ein für allemal trocken abweisen ließ, ihm nie gestattete vorzukommen, und keine seiner Vorstellungen eines Besuches würdigte.

Von Petersburg bis Moskau war der alte Jammer mit den Fuhrleuten. Die voraus bezahlten 300 Rubel waren schon in der ersten Station verthan, und so mußte der ganze Fuhrlohn voraus erlegt werden, ohne Bürgschaft, ob die Schelme nicht bei Nacht und Nebel davon reiten. So leicht die Reise in sechs Tagen möglich gewesen wäre, so schleppte sie sich doch noch zehn Tage, da sie durch Dörfer ging, in welchem die Fuhrleute heimisch, also nicht weiter zu bringen waren.

Der Russe ist weder durch Güte, noch durch Drohung von dem abzubringen, was er sich in seinem Eigensinne vorgesetzt hat. Die Alexanderstraße von Petersburg nach Moskau ist eine der schönsten in der Welt, nur muß bei jeder Brücke, bei jeder Mauth der betreffende Offizial bestochen werden, sollten nicht die unangenehmsten Hemmnisse eintreten. Endlich war Moskau erreicht, und in einem der ersten Hotels bei dem getauften Juden Kopp aus Erlangen das Nachtlager in zwei ekelhaften Stuben ohne Betten mit Möbeln voll Ungeziefer genommen, und für selbes, das Speisen und nächste Mittagmahl nebst einigen Glas schlechten Bieres mitgerechnet, hundert und vierzig Rubel bezahlt. Tschuggmall verfügte sich vorerst zu einem seiner Gönner, den er in Petersburg kennen gelernt, den Fürsten Lwof, Redakteur der Kinderzeitung, aber leider war der würdige Mann vor Kurzem gestorben. Nun eilte er zum Secretär des Fürsten Gallizin, ebenfalls einem Bekannten von Petersburg aus, der ihm sogleich zurebete, den Schauplatz in der neu erbauten Vorhalle des General-Senator Waschillof aufzuschlagen, und so das neue Theater einzuweihen, zuletzt aber noch die Warnung hinzufügte: „Allein, nehmen Sie sich in Acht, Waschillof ist der größte Windbeutel von Moskau." Tschuggmall begab sich zu Waschillof, der vollkommen deutsch sprach, und dem Künstler den Vorschlag machte, ihm monatlich drei Tausend Rubel für seine Vorstellungen bezahlen zu wollen, aber Tschuggmall, der dem Rufe des Senators nicht traute, schlug dies Anerbieten aus, und kam dafür überein,

daß ihm der Senator auch alle Theaterkosten trage, und dafür jedesmal die halbe Brutto-Einnahme erhalte. So günstig diese Bedingungen für den Künstler waren, so wurde er doch noch betrogen, weil der Herr Senator seinen Sohn Alexander zur Kasse setzte, der um kein Haar besser war, als alle Uebrigen.

Auf Tschuggmalls Beschwerden wurde der junge Herr von der Kasse entfernt, und Tschuggmalls Dollmetsch Georg Giuliani, sein nachmaliger Schwiegersohn auf den ersten, sein Bedienter Anton aus Gratz auf den zweiten Platz als Kassier gestellt.

Nicht so günstig stand es mit einem Kunstreiter Caſparo, der von Waschilkof mit acht Tausend Rubel für den Sommer aufgenommen war, weil er aber durch Tschuggmalls Anwesenheit keine Leute hatte, mit Schaden und Jammer Moskau verließ, da dem Tiroler die Leute lieber fünf, als dem Kunstreiter einen Rubel Eintritt zahlten. Tschuggmall stand sich in Moskau sehr gut, und sein Glück wäre gemacht gewesen, hätte er den Vertrag mit dem Senator erneuert, statt sich von Generälen und Kaufleuten überreden zu lassen, eine Reise nach Nisnai-Novgorod zu wagen. Tschuggmall bereut mit Thränen diese Unternehmung, und bethenert, er wäre in der Lage ein zweites — ernsteres Werk unter dem Titel „Nur nicht nach Norden" schreiben zu können, ein ernsteres als jenes, das von einem deutschen Grafen erschien.

Eine recht komische Episode erlebte der Künstler in Moskau mit seinem treuen Diener Anton H., einem Trödlerssohn aus der Jakominivorstadt in Gratz, zu dessen vielen Schwachheiten eine starke Neigung für das weibliche Geschlecht gehörte. Trotz der Unkenntniß der Sprache, und der großen Aehnlichkeit mit einem Thersites, machte ihm, oder besser, seinen Paar Rubeln, eine Russin den Hof, und verleitete ihn zur Unordnung und zum Ungehorsam. Plötzlich kam er wie ausgewechselt aus der Kirche. Auf vieles Fragen gestand er unter Schluchzen, seine Anka, die ihm gestern noch ewige Treue geschworen, sey vor einer Stunde mit dem langen Petroff, dem einäugigen Zimmermann, vermählt worden.

(Beſchluß folgt.)

Literarische Anzeige.

Eine neue Aera ist für Kärnten aufgegangen. Am 13. März 1849 feierte unser Vaterland sein Auferstehungsfest, eintretend in den Vollgenuß der Rechte, in denen Oesterreichs hellleuchtender Hoffnungsstern, der edle ritterliche Franz Joseph den Ländern seiner Krone das Erbtheil übergab, das Ferdinand der Gütige ihnen zugedacht hat.

In hellen Flammen, nicht mehr verdüstert durch die Furcht, selbst den Namen der theuren Heimath untergehen zu sehen in den Wirrsalen der Neuzeit, entglühet die Vaterlandsliebe in jedes Kärntners Brust.

Nicht unzeitig scheint es jetzt, wo dem Kärntner die Geschichte seines Alpenlandes doppelt theuer und wichtig wird, die auf mehr als einem Blatte Kärntens einstige Größe, die Bürgertugenden seiner Bewohner erzählt, — auf eine vaterländische Anstalt hinzuweisen, welche seit ihrem Entstehen die Erforschung dieſer Geſchichte zu ihrer Hauptaufgabe gemacht hat, — auf den hiſtoriſchen Verein Kärntens. Eifrig unterstützt von Freunden der edlen Wissenschaft, deren Kärnten so viele zählt, — bereits einen anerkannt ehrenvollen Platz einnehmend unter ähnlichen Institutes des In- und Auslandes, — hat der Verein auch im Verlaufe des verhängnißvollen Jahres 1848, dem Treiben der Politik fremd und ferne bleibend, in unermüdetem stillen Wirken dem schönen hohen Zwecke nachgestrebt, der ihn ins Leben rief, und biethet nun den Vaterlandsfreunden — sey es die Morgengabe einer bessern Zeit! — die Früchte seines Fleißes, seines Sammelns. — Monatblätter, den Namen „Archiv für vaterländiſche Geſchichte und Topographie" führend, sollen uns nach und nach mit den Schätzen bekannt machen, die — theils mit jahrlanger mühevoller Sorgfalt zusammengetragen — dem Forscher heimischer Geschichte reiches Material biethen werden. Schilderungen interessanter Alterthümer, deren der historische Verein so manche besitzt, — Mittheilung der Geschenke, welche demselben fortwährend zufließen, die unverminderte Theilnahme seiner Mitglieder und Gönner verbürgend, — zeitgemäße geschichtliche Aufsätze werden das Angenehme mit dem Nützlichen vereinigen.

Die erſten zwei Bogen (Monate Jänner und Februar 1849) liegen bereits vor uns. Sie enthalten unter Nr. 1 eine geschichtliche Darstellung „über den Urſprung der Verpflichtung der Grundholden zur Leiſtung von Gaben und Dienſten an ihre Grundherren"; — von unserem, auch im Auslande rühmlichst bekannten vaterländischen Geschichtsforscher, dem Direktor des historischen Vereines, Hrn. Gottlieb Freiherrn v. Ankershofen. Er liefert uns einen äußerst sorgfältig nach den besten Quellenwerken bearbeiteten, höchst gediegenen, durch

Klarheit und Einfachheit Jedermann verständlichen Beitrag zu einer der wichtigsten Zeitfragen für Oesterreich, und löst mit gewohnter Meisterschaft die schwierige, aber unläugbar höchst dankenswerthe Aufgabe.

Nr. 2 und 4 geben in der „Original-Abschrift von der Erbauung der Rosalia-Kapelle in der Felsengrotte auf dem Hemmaberge bei Eberndorf in der Pfarre Globasnitz im Jaunthale“ (mitgetheilt vom Hrn. Valentin Kuster, derzeit Localkaplan zu St. Ulrich in Stroina, Decanates Bleiburg), — und in dem, dem fürstbischöflichen Archive zu St. Andrä im Lavantthale entnommenen „Ausweise über die Pfarreien des Archidiaconates Tainach de a. 1777“ — (abschriftlich dem hist. Verein eingesendet vom Hrn. Joseph Schuet, Pfarrer zu Lavamünd) Beiträge zu der noch wenig bearbeiteten kirchlichen Geschichte Kärntens.

Unter Nr. 3 finden wir die „Windische Lehenspflicht (Lehenseid) vom Jahre 1637“ (aus dem schriftlichen Nachlasse des verstorbenen Pfarrers von Moosburg, Urban Jarnik.)

Ein reichhaltiges Verzeichniß von dem historischen Vereine zugekommenen patriotischen Geschenken schließt den Inhalt dieses Bogen-Paares.

Druck und Papier aus der Leon'schen Officin sind gut. Der Preis von 54 kr. CM. für den Jahrgang von 12 Bogen, zu welchen auch noch einige lithographische Beigaben in Aussicht gestellt sind, kann man jedenfalls sehr billig nennen, und daraus die Ueberzeugung nehmen, daß es dem historischen Vereine bei diesem Unternehmen durchaus nicht um pecuniären Vortheil, sondern nur um die Ehre unserer theuern Heimath zu thun ist.

So geleiten wir denn das Erstlingskind dieser unserer vaterländischen Anstalt mit einem herzlichen: Glück auf! zu ihren Mitgliedern und Gönnern, und wünschen ihm um so mehr allenthalben eine freundliche Aufnahme und Unterstützung, da es sich ja um etwas handelt, was uns Allen gleich theuer ist: Um die Ehre unseres lieben Vaterlandes Kärnten. — r —

Notizen.

— Der Oester. Corr. erzählt folgenden Vorfall, der sich in dem drei Meilen von Olmütz entfernten Loschitz zutrug und der uns einen Aufschluß über das Verschwinden unserer Silbermünze aus dem Verkehr gibt. Im Laufe der vergangenen Woche drang daselbst eine Diebsbande nächtlicherweile in den Keller des reichen jüdischen Lederhändlers * * *, ohne Zweifel in der Absicht, Leder zu stehlen. Die Diebe fanden im Keller eine eisenbeschlagene, sehr schwere Kiste; in der Vermuthung, daß selbe Geld enthalte, ließen sie das Leder unberührt, und nahmen anstatt dessen die Kiste. Am Kirchhof müssen sie dieselbe geöffnet haben, dann man fand am andern Morgen einige hundert Stück Zwanziger im Schnee zerstreut. Die Kiste enthielt, laut der eidlichen Ausage des Bestohlenen, 24 Säcke á 500 fl. in Silbergeld, also die enorme Anzahl von „sechs und dreißig tausend Silberzwanzigern!“ Wenn schon in einem einzigen Hause des kleinen Loschitz eine so ungeheuere Silbermasse bis jetzt verborgen war, so ist es wohl nicht zu wundern, daß wir so wenig Silber im Umlauf haben. Ein Bauer aus dem benachbarten Dorfe Nebotein versicherte uns, er habe für ungefähr 3000 fl. Silbergeld gesammelt und sein Bruder besitze eine ähnliche Summe. Hingegen erzählte uns ein Handlungsreisender aus Ratibor, daß gegenwärtig dort mehr österreichisches als preußisches Silbergeld in Umlauf sey, und ersteres sogar mit agio bezahlt werde.

— Zacherias Taylor, der seit 4. März d. J. die Präsidentschaft der vereinigten Staaten Nordamerika's übernommen hat, ist Whig, und stammt aus einer englisch-n Familie, welche im siebenzehnten Jahrhunderte nach Virginien übersiedelte. Sein Vater, Oberst Taylor, diente unter Washington, der ihn hochschätzte. Im Jahre 1790 siedelte der Oberst sich in der Wildniß an, in welcher seitdem der Staat Kentuck sich bildete. Damals war sie noch unbestritten im Besitze der Indianer, gegen welche die Ansiedler harte Strauße zu bestehen hatten. Wer pflügte, mußte das Feuerrohr auf den Rücken tragen. Zacharias wuchs in dieser Wildniß auf, erhielt nothdürftig eine Bildung, und trat 1808 als Lieutenant in die Armee. Im Jahre 1812 wurde er zum Capitän befördert; im Kriege mit den Engländern (1812 und 1815) wurde er Major und Oberst. Im Kriege gegen die Seminolen wurde er Brigade-General; zehn Jahre später, während des mexikanischen Krieges General-Major. Er schlug den Feind bei Palo alto, Resaca und Monterez. Als seine politischen Freunde den Plan faßten, ihn als Candidaten für die Präsidentschaft aufzustellen, erklärte der alte Haudegen, er habe sich eigentlich nie stark mit Politik beschäftigt, und würde die Stelle nur annehmen, wenn man ihn nicht als Mann der Partei hinstellte. Dadurch wurde er noch mehr populär und trug in der Wahlschlacht den Sieg davon. Uebrigens ist Taylor ein Mann von gedrungenem Körperbau. Sein Gesicht hat nichts Ausgezeichnetes, aber das Auge ist scharf und lebhaft. Er spricht wenig und nicht mit Leichtigkeit; aber was er sagt, ist verständig und gediegen. Als Kentuckier vom alten Schlage, „halb Roß, halb Alligator,“ ist er einfach, gutmüthig und ungeziert. Er gilt für einen ausgezeichneten Menschenkenner und einen durch und durch rechtlichen Mann. An Energie übertrifft ihn so leicht Niemand. Man sieht aus dieser kurzen Schilderung, daß die Nordamerikaner den rechten Mann gewählt haben.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2)

№. 24. Klagenfurt, Sonnabend den 24. März 1849.

Eduard Graf Clam-Gallas.*)

Von Valeggio's altem Thurm'
Krachten mächtig die Geschütze,
Und es brauste der Sturm
In Custozza's Kampfeshitze.
Nah' und fern entlang den Straßen
Wirbelte der Staub, der Tag war schwül —
Dicht bewegten sich des Feindes Massen —
Es formirte sich das Kampfgewühl.

Auf Gardoni's Hügelfeld
Flimmerten Musketenblitze,
Todesmuthig stand ein Held
Dort an seiner Braven Spitze.
In dem Thale des Tione
Drohte eine starke Barden-Schaar
Und besetzt war schon die Krone
Des bewald'ten Berges Mamoar.

Wild und wilder ward die Schlacht,
Häuserbrand — ein klarer Himmel
Bildete des Tages Pracht, —
Prächt'ger war das Kampfgetümmel!
Jedes Tapfern Brust erglühte,
Und des Sieg's gewiß war jedes Herz,
Fiel auch manche Männerblüthe,
Blutend, ringend mit dem Wundenschmerz.

Ach, es stand der Waffen Ruhm
Der Armee am Abgrundsrande,
Ach, es galt dem Kaiserthum
Und dem theuren Vaterlande.
Welches Antlitz wird erbleichen,
Wenn Gefahr der Mannesehre droht?
Welche Truppe wird wohl weichen,
Wenn der Thron des Vaterlands in Noth?

Clam gebot uns: Stehet fest —
Stürmet in des Feindes Reihen —
Fällt auch hier der letzte Rest
Nimmer dürft den Tod ihr scheuen!
Und ihr seht, der Tag, der heiße,
War zum schönsten Siege auserwählt!
Und nun seht, das Kreuz, das weiße,
Sagt Euch's klar — er war ein Held.

*) Generalmajor Eduard Graf Clam-Gallas hat in Erinnerung an die glorreichen Erfolge der k. k. Waffen in Italien im Jahre 1848, und besonders im dankbaren Andenken an den Tag der Siegesschlacht von Custozza, auf Lebenszeit seine Militär-Maria-Theresien-Ordens-Pension, jährlicher 600 fl. C. M. zur Vertheilung an die mit Tapferkeits-Medaillen ausgezeichnete, dann an die verwundete Mannschaft jener Truppen überlassen, welche am Tage der Schlacht von Custozza unter seinen Befehlen gefochten haben. Dazu gehörte auch das Kärntnerische Landesregiment Baron Prohaska, woher uns auch dieses Gedicht eingesandt wurde.

Christian Tschuggmalls Kunstreise nach Rußland.

Skizze von Dr. K. P.

(Beschluß.)

Am vierten Juli reiste er von Moskau ab und fand an dem Gebieter seiner Fuhrleute einen braven ausgedienten Unteroffizier, der den Feldzug 1813 mitgemacht und in Paris gewesen war. Die erste Nacht wurde im freien Felde zugebracht.

Am zweiten Tage schwoll dem Künstler der Zorn zum argen Donnerwetter, als er bemerkte, daß die russischen Bauern ihn zur Karavane zählten, die eine Unzahl verworfener Wesen zur Messe nach Nisnai-Novgorod führt. Des Gedränges und elenden Weges wegen wurde die Hauptstraße verlassen, und eine Seitenrichtung eingeschlagen. Hier begegnete den Reisenden ein russischer Reisender, der von Nisnai Novgorod kam, seine ermüdeten Pferde ausspannen ließ, und den Postbauern die ihrigen an seinem Wa-

gen vorzuſpannen befahl. Als dieß nicht geſchah, ſtieg ſein Diener aus, und fuchtelte die Bauern durch. Die Bauern ſpannten nun ihre Pferde vor, und jagten im Carriere davon. Durch Sümpfe und Moräſte ging es mit groſſer Gefahr weiter; da hier keine Tarife beſtehen, ſo waren die Reiſenden jeder Prellerei bloßgeſtellt, beſonders bei den unbilligſten Preiſen für die elendeſten Lebensmittel, dazu kam noch, daß der Ruſſe von den vermeintlichen Ketzern, wenn ſie nur eine Viertelſtunde unter ſeinem ſtinkenden Dache verweilten, von jedem Kopfe zehn Kreutzer Zimmergeld forderte. Wird dieſer Tribut verweigert, ſo ſchreit das Geſindel „Karabul,“ das Gehöfte wird geſperrt und die männliche Bevölkerung des ganzen Neſtes rückt mit Beil und Senſen gegen die Wanderer vor.

Im Dorfe Kuna vor Nisnai-Novgorod nahmen die Reiſenden ihre Wohnung bei einem Ruſſen Namens Manachin, einem kreuzbraven und grundehrlichen Manne, wie ſie deren noch wenige im Czarenreiche gefunden hatten. Seine Reiſen hatten ihn durch ſeine eigene Erfahrung Anſtand und Billigkeit gelehrt, eine Folge davon war, daß er jeden Jahrmarkt unentgeldlich ſein ſchönſtes Zimmer zum katholiſchen Gottesdienſte hergab, alſo ein Ruſſe, toleranter als ſeine Regierung, die allen Confeſſionen in Nisnai Gotteshäuſer gab, nur den Katholiken nicht. Selbſt der polniſche Prieſter, der jährlich hier und in Kaſan die Katholiken beſucht, muß dieß auf ſeine — oder der armen Gemeinde Koſten thun. Der Aufenthalt in Nisnai kam unſern Künſtler blos für die Koſt und Wohnung über 600 Rubel, dazu noch 280 Rubel für die Bewilligung zu ſpielen, 900 dem Zimmermann für die Bude, 500 für das Orcheſter u. ſ. w., und dieß alles in der freilich nicht ungegründeten Hoffnung, bei einem Jahrmarkte, der anderthalb Millionen verſammelt, ſeinen Gewinn zu machen. Was dem ehrlichen Tiroler vor Allem den Aufenthalt verleidete, war der Anblick der unglücklichen polniſchen Kinder, die zu Tauſenden hieher geſchleppt wurden, denen Stock und Knute ſo lange zuſetzten, bis ſelbſt die Klänge ihrer Sprache erſtarben, wobei ihnen täglich ihre Zuchtmeiſter einprägten: ſie müſſten nicht blos ruſſiſch ſprechen, ſondern auch denken lernen. Das Glück iſt, daß die meiſten dem Heimweh und der rauhen Behandlung erliegen. Von zwei Tauſend zwei Hundert im Jahre 1833 wie Schafe nach Nisnai getriebenen lebten 1836 kaum noch ſechs Hundert.

Da man ihnen zuletzt für das ſchwarze Roggenbrod, Haferbrod gab, ſo erſchien eine Commiſſion, deren General dieſe Nahrung gerade zu tödlich fand. Selbſt der katholiſche Gottesdienſt, dem ſie während der Meſſe beiwohnen durften, erinnerte ſie an ihre Heimath, und der Boden war bei ſolchen Gelegenheiten naß von Thränen. Sind dieſe Armen erwachſen, ſo ſteckt man ſie in die ruſſiſchen Regimenter, und nach der Dienſtzeit von fünf und zwanzig Jahren haben ſie die traurige Ausſicht, als Taglöhner zum Straſſen- oder Kanalbau verwendet zu werden. Unter dieſen Leidenden befand ſich auch ein Oeſterreicher, Namens Eduard Thun aus Reichenberg in Böhmen, der 1832 zufällig mit ſeinen Verwandten in Polen von Koſacken aufgegriffen, und in das Innere des nördlichten Czarenreiches geſchleppt worden war; die deutſche Aufſchrift auf Tſchuggmalls Bude hatte ihn zu dieſem biedern Landsmanne gebracht, dem er ſeinen und ſeiner Gefährten Jammer mittheilte.

Der Markt zu Nisnai iſt in ſeiner Art der gröſte und merkwürdigſte in der Welt. Von hundert und hundert Meilen ſenden Völker und Gewerbe dorthin ihre Repräſentanten. Vor Allem treffen ſich da Fabrikanten, Kaufleute, Wirthe, Kaffeeſieder, Schuſter, Schneider, Glaſer, Tiſchler und Klempner, beſonders aber Glockengieſſer mit Hunderten von Glocken, vom Loth- bis zum hundert Zentner-Gewichte. Aerzte, Barbierer, Gaukler, Beutelſchneider, alles ſucht und findet hier ſeine Rechnung. Ein Theil dieſer Leute hat ſeine eigenen Buden, die Mehrzahl aber wohnt in Krongebäuden, unter denen das Kaſtinoitwor eine kleine Stadt für ſich bildet. Es beſteht nämlich aus regelmäßigen Gaſſen, deren Gebäude von rothen Backſteinen mit grün angeſtrichenem Bleche gedeckt, einen allerliebſten Anblick gewähren. Die Eintheilung der Gaſſen beſteht nach Nationen und Waarengattungen, die in einfachen und Doppelgewölben untergebracht ſind. Auſſerdem hat jeder Miether bei ſeinem Laden ein nettes Wohnſtübchen, das er gegen Vorausbezahlung auch lebenslang behalten kann. Am merkwürdigſten, reinlichſten und zierlichſten iſt das Quartier der Chineſen, um einen Tempel des Fo gruppirt. Die übrigen Banten, meiſtens Privateigenthum, ſind gewöhnlich aus Holz; wer nicht jährlich ſeine Taxe erlegt, muß ſeine Bude der Regierung überlaſſen.

Bei der Anweſenheit des Thronfolgers wurde Nisnai beleuchtet, das heißt, jeder ſtellte einige Talglichter vor ſeine Bude auf die Straſſe. Tſchuggmall verfertigte drei Pyramiden von acht Fuß Höhe und ſtellte ſelbe ſowie die Stirnſeite ſeiner Bude in glänzendes Licht — ſo daß ſeine einfache Illumination für die ſchönſte und geſchmackvollſte galt.

Da wir Tſchuggmalls weitere Reiſe nach Kaſan, ſeine Rückkehr über Moskau, und ſeine Heimkehr nach Oeſterreich in ſeiner Biographie ausführlich beſprochen haben, ſo ſchlieſſen wir hier die Epiſode ſeines Aufenthaltes in Rußland.

Das Schlußwort

in der Erörterung über die Fideikommiß-Institute.

Wäre mir der Hr. Verfasser K. des weiteren Wortes über Fideic ommiß-Institute in dem heimathlichen Blatte Nro. 20 v. d. J. bekannt, so würde ich mir erlaubt haben, diesen — zeitgemäß besprochenen — Gegenstand durch Privatmittheilung abzuschließen.

Aber so muß ich — selbst auf die Gefahr des Tadels — wieder den Weg der Oeffentlichkeit wählen, um meinem letzten Sträußchen noch einige Blumen — aus der weiten Flur der Meinungen — beizubinden.

Ist es doch eben der friedliche Austausch der Meinungen, welcher für den großen Markt des Lebens so viel gutes und schönes schafft. Und gebührt doch eben jenen Gegenständen die meiste Aufmerksamkeit, welche in Für und Wider starke Gründe für sich haben.

Die Frage, ob in Frankreich die während der Revolution vor 60 Jahren aufgehobenen und für alle Zukunft verbotenen Fideicommiß-Institute seither wieder eingeführt wurden, kann nicht aus Werken, welche — vielfach unerfüllt geblieben — Projekte Napoleons berühren, sondern nur unmittelbar aus der Gesetzgebung beantwortet werden. — Ich verweise daher auf den Civil-Codex des französischen Reiches (deutsche Auflage, Straßburg 1843) — ursprünglich berühmt als Code Napoleon, — und ich beziehe mich auf dießfällige Auskünfte in der Real-Encyclopädie (Verlag von Brockhaus), — einem Werke, welches eben so anerkannten Werth hat, als auch leicht zugänglich ist.

Die durch Napoleon herbeigeführte Wiedergeltung, ja selbst Erweiterung der Adels-Institutionen ist allgemein als eine sehr staatskluge Verfügung bekannt, weil jede Monarchie und besonders ein militärischer Staat, wie es Frankreich damals in hohem Grade war, Mittel bedarf, um Verdienste zu belohnen, und um dasjenige durch Auszeichnung zu ersetzen, was — wie wohl in den meisten Fällen — durch Geld und Amt nicht vergolten werden kann.

Niemals aber darf zugegeben werden, daß Adel überhaupt und insbesondere der nur auf Sachwerth beruhende Fideicommiß-Adel die wesentlichste Stütze der Monarchie sey, wie der Herr Verfasser in Nro. 20 meint, sondern ein wohlgeordneter lebenskräftiger Staat bedarf im Fundamente gute Gesetze, welche befolgt werden, im weiten Boden eine vernünftige, die persönlichen Interessen verschmelzende Freiheit, und als Stufen zum Throne, treue Hingebung, kluge Thatkraft, richtiges Urtheil, Fähigkeit und Verdienst, welchen allen der Adel nur die auszeichnende und anerkennende Beigabe ist.

Leid thut es mir, einigen Meinungen des Herrn Verfassers wiederholt entgegentreten zu müssen.

Die Gründe, warum ich dafür halte, daß Grund und Boden nie der Speculation anheim fallen kann, habe ich angegeben. — Sie wurden nicht widerlegt. — Daß aber hie und da eine Grundbesitzung angekauft wird, um aus den dazu gehörigen Waldungen Nutzen zu ziehen, kann man füglich wohl als keine den Grund und Boden schädliche Unternehmung, noch weniger als Speculation bezeichnen, weil die angewachsenen Hölzer nichts anders als die gewöhnlichen Früchte sind, auf deren Werth im Ankaufspreise schon gehörige Rücksicht genommen wurde.

Kärnten besitzt gegen andere Länder bekanntlich ein sehr großes Uebergewicht an Waldfläche. — Demnach haben die Wirthschaften, in der Landessprache Hueben genannt — im Allgemeinen und mit wenigen Ausnahmen so kleine eigenthümliche Waldantheilungen, daß kaum der Hausbedarf gedeckt ist, während alle ausgedehnten Waldflächen zu den großen — vorzüglich Fideicommiß-Gütern gehören, wovon ein einzelnes nicht selten mehrere tausend Joche umschließt.

Aber gerade bei diesen Gütern finden wir eine schlechte Waldwirthschaft, weil einestheils — vermöge ihrer Beschränkung — die mit einer regelmäßigen Forstcultur verbundenen großen Voraulagen vermieden werden, anderntheils die vielen lästigen Servituten einen beständigen Kampf gegen Eingriffe und Verwüstungen herbeiführen.

Hier können weder Gesetze noch Repressiven oder Wünsche ein Besseres schaffen. — Nur die Freiheit, in Verfolgung der eigenen Interessen, ist der allein leitende Zauberstab, welcher mit friedlich stillem Wirken nach und nach alles zum Besten umstaltet. — Ein schlechter Wirth vernachlässiget und verkauft. — Ein guter kauft und verbessert. — Die freie Verfügung wird bald Mittel und Wege finden, um schädliche Servituten abzugleichen oder einzulösen, Wälder und Forste zu pflegen, Arrondirungen — der Landwirthschaft so nüglich — zu Stande zu bringen, oder ertraglosen Boden zu veredeln.

Aber freilich dürfen wir nicht denken, daß dieß ohne Kapitalsaufwand geschehen, oder daß der Fideicommiß-Besitz den nachfolgenden Kindern eine größere Gewähr geben kann, als das Herz eines besorgten Vaters.

Selbst die großen schönen Urstämme wird Kärnten durch die freie Bewegung im Güterbesitze so wenig verhäuten, wie jetzt.

Diese Stämme sind keine Frucht der niederen Gegenden und sie finden sich nur auf schwer zugänglichen Hochgebirgen oder in Schluchten, wo der Abbringungsaufwand die Preise des gewöhnlichen Holzvertriebes weit übersteigt, daher eine Veräußerung auch nur über zufällige Merkantil-Anfragen möglich wird.

In Staatsverfügungen gibt es endlich kein Recht des Stärkeren, — Jeder ist schuldig, sein Privatinteresse zu opfern, wenn es sich darum handelt, das allgemeine Wohl zu fördern, — und wie viel wird aus diesem Karen Gesichtspunkte nun an Rechten geändert, welche durch Jahrhunderte vom Staate anerkannt und beschützt waren? — Es ist daher nicht abzusehen, warum gerade die Fideicommiß-Institute — deren mißliche Wirkung auf das gesammte Staatsleben in der „Carinthia" vom 10. Februar d. J. Nro. 12 umständlich erörtert wurde, — einer zeit- und verfassungsgemäßen Reform entzogen bleiben sollen.

Daß übrigens die Familienfideicommisse denn doch nicht so immerhin die Pflanzschule des hohen Adels

garantiren, liegt schon in der gegenwärtig bestehenden Gesetzgebung.

Wenn ein Fideicommiß-Besitzer durch irgend ein Verschulden seinen Adel verwirkt, so trifft dieß auch dem Gesetze auch die nach diesem Falle geborenen Kinder, und befindet sich unter denselben der Nachfolger im Besitze, so wird das Fideicommiß ein bürgerliches. — Oder: die Fideicommiß-Stiftung beruft — was oft vorkömmt — auch weibliche Anwartschaft und wie? — wenn diese das alte Adelsrecht einem glücklichen bürgerlichen Eheverhältnisse zum Opfer gebracht hat.

Ich schließe hiemit die Worte über Fideicommiß-Institute. — Sie enthalten meine Ueberzeugung und meinen guten Willen für das allgemeine Beste.

Dieß möge entschuldigen, wenn Meinungen nicht übereinstimmen.

Wir wandeln jetzt nach langer Ruhe — mit dem Geleitscheine der freien Aeußerung — am Wege eines raschen Fortschrittes, und, wenn wir — wie der Herr Verfasser des bezogenen Aufsatzes sehr richtig bemerkt — an diesem Lebenswege auch vielfach dem Neide, der Scheelsucht, ja selbst dem Hasse in der Freiheitsmaske begegnen, so wollen wir doch niemals zweifeln, daß das hellleuchtende Gestirn, welches jetzt über Oesterreich schwebt, uns durch alle Stürme glücklich an das Ziel führen werde.

Karl Edler v. Webenau.

Heldenmuth und Kindesliebe.

Die Zeitschrift „der Herold" veröffentlicht eine Privatcorrespondenz aus Wolfsberg, welche einen wahrhaft herzerhebenden Charakterzug eines hochherzigen Kriegers, auf den nicht nur seine Vaterstadt und ganz Kärnten, sondern die ganze österreichische Armee stolz seyn darf. Die Correspondenz lautet: „Auch unser Städtchen hat einen Helden zur italienischen Armee gestellt, dem das Herz in jeder Beziehung auf dem rechten Flecke sitzt. Es ist der Sohn einer armen Dienstmagd, die in letzterer Zeit durch die Gicht fast ganz verkrüppelt und erwerbsunfähig geworden und von ihrem braven Sohn erhalten wird. Johann Fuchs heißt dieser edle Krieger, der sich bei seinem Regimente Bacon Prohaska als Feldwebel bei mehreren Gelegenheiten so auszeichnete, daß er mit der goldenen Tapferkeitsmedaille und dem russischen St. Georgsorden vierter Classe geschmückt und in Einem zum Offizier befördert wurde. Erfüllt und diese seltene Auszeichnung unseres heldenherzigen Landsmannes mit freudigem Stolz, so rührt uns dagegen die kindliche Liebe und Fürsorge für seine kranke Mutter zu Thränen. Seit längerer Zeit schickt er dem armen Weibe als Ersparniß seiner Gage monatlich 10 fl. CM., welche der hiesige Bürger Herr Fritz auszuzahlen hat. Als ihm dieser unlängst schrieb, seine Mutter ringe auf dem Todtenbette mit der Herzwassersucht und bedürfe einer außerordentlichen Unterstützung, da schickte er 100 fl. CM. mit der Weisung, alles Mögliche zur Heilung und Pflege der Kranken aufzubieten. Unauslöschlich wird mir die Stelle seines Briefes in's Herz geschrieben bleiben, wo dieser musterhafte Sohn sagt: „All' die Auszeichnungen, die mir zu Theil geworden, der Orden auf meiner Brust, mein Avancement, die schmeichelhaften Lobeserhebungen des ehrwürdigen Marschalls und der übrigen Heldenführer unserer Armee, sind mir nicht so theuer, als das beglückende Bewußtseyn, endlich in der Lage zu seyn, wo ich meiner armen Mutter auf dem Siechbette beistehen und ihr Trost und Hilfe verschaffen kann!" — Hier haben Sie ein herzerhebendes Schauspiel-aus dem Leben, es betitelt sich: „Heldenmuth und Kindesliebe."

Notizen.

— (Die Deutschen und die Russen.) Es fällt der Schnee in großen Flocken, es berinden die Gewässer sich mit dem spiegelgleichen Eise, es stürmen die Nordwinde mit grimmiger Kälte, Alles durchdringend. Das Frankenheer, kaum wankt es fort für Ermattung und Frost und Hunger, umschwirret von der Kosaken leicht berittenen Krieger, gefolgt durch der Russen Heere, geführt von Kutusow, dem tapfern, ehrwürdig greisen Feldmarschall. — Da wollen die Deutschen auch abschütteln das Joch des herrschsüchtigen Corsen, da wollen auch sie eine freie Nation wieder seyn, frei von fremder Gewalt. Da reichen die Russen den Deutschen wie Brüder die Hände, und beide schreiten vereint zum Siege dann hin, den der Eine ohne den Andern wohl schwerlich erlangt, denn gar mächtig ist, gar groß der Franken Führer, und die Deutschen und die Russen sind Sieger, weil ihr Muth sich gegattet, und dem Deutschen wird die Wonne, deutsch wieder zu seyn, befreiet vom fränkischen Aar, beschützt von jenem der Preußen, und unter den Flügeln des doppelten Adlers von Oesterreich. — Und nach Jahren des Friedens wieder rufen Deutsche, die zwar wohnen im entfernten Lande der Magyaren, angefallen vom übermächtigen Feinde ihres Stammes, die wackern Russen um Hilfe, zu schützen die Weiber, die Kinder, während die Männer streiten für Oesterreich; und sie kamen die Russen, ohne Beweggrund anderer Art, als Heimgebliebene zu schirmen, zu hindern Raub und Brand und Mord, bedrohet von magyarischen Horden. Verdient solch' Handel Rüge der Deutschen, ist's nicht Dank, der Rußland's wackeren Kriegern, Rußlands freundnachbarlichem Herrscher, auch aus deutschem Fürstenstamme entsprossen, im hohen Maße gebühret, wären auch die Russen Barbaren, was sie bei weitem nicht mehr sind. R.

— Zur Erinnerung an den 4. März 1849 als dem Tage, an welchem den Völkern Oesterreichs eine Constitution verliehen wurde, soll eine künstlich gravirte Münze geschlagen werden.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 25. Klagenfurt, Dinstag den 27. März 1849.

Vicenza.

Aus Zedlitz „Soldaten-Büchlein."

In Vicenza manchen Tag
Harret schon ein Heer gerüstet,
Dem es sehr nach Kampf gelüstet;
Das gelobt mit einem Schlag
Die Barbaren zu vernichten,
Und St. Marco aufzurichten.

Schwarze Bärte, Heldengang,
Und die Mäntel kühn geschwungen,
Und viel kühner noch die Zungen,
Doch im Gürtel spitz und lang,
Grimme Kalabreser-Hüte, —
Seht da Welschlands stolze Blüthe!

Schweizer, die um guten Sold
Ohne viel „für wen?" zu fragen,
Ihre Haut zu Markte tragen,
Deren Vaterland das Gold,
Wollen Oest'reich's Scepter brechen,
Doch es bleibt bei dem Versprechen.

„Kommt Radetzky, geht's ihm schlecht;"
So die tapfern Welschen prahlen:
„Er soll uns die Zeche zahlen,
Wenn er sich des Kampf's erfrecht
Mit Italiens hohem Muthe,
Der nur lechzt nach deutschem Blute."

„Wißt, Vicenza ist so fest,
Daß der Feind des Himmels Zinnen
Eher möcht' im Kampf gewinnen,
Als er hier sich baut ein Nest;
Mit Gestein und heißem Oehle
Grüßt ihn jede Fensterhöhle."

„Auf den nahen Bergen steh'n
Rings umschanzt mit Bastionen
Batterien; die Kanonen
Hin nach allen Seiten seh'n;
Pfähle, Gräben, Wolfsgehege
Sperren allwärts Weg und Stege."

„Von der Höh' im Blockhaus droht,
Hinter dessen festen Mauern
Unser'e Feuerschlünde lauern
Dem, der naht zum sichern Tod;
Eine grimmige Hyäne
Fletscht es die metall'nen Zähne."

So die Welschen. — Da herein
Athemlos ein Bote dringet,
Der des Angriffs Kunde bringet. —
„Wie, Radetzky sollt' es seyn?
Ei, der müßte Flügel haben,
Liegt bei Mantua begraben." —

„Horcht doch auf, hört Ihr denn nicht,
Wie der Donner der Kanone
Noch erdröhnt von Curzatone?"
Doch war's, wie der Bote spricht:
Oest'reichs scharfe Waffen blinken,
Drohend seine Farben winken.

Hei, Vicenza, aufgemacht!
Nah' heran schon Schützen springen,
Bald wird ihrer Hörner Klingen
Lustig rufen in die Schlacht!
Wie's so frisch mit einem Male
Wimmelt, wogt und glänzt im Thale! —

Und die Welschen werden bleich,
Eben noch so todesmuthig!
„Heute wird der Boden blutig,
Ist die That den Worten gleich.
Heute werden wir erfahren,
Ob der Muth bei Euren Schaaren!"

Seht, schon steht das welsche Heer
Mächtiger Barbarensieger,
Achtzehntausend kühne Krieger,
Hinter hoher Mauer Wehr,
Ueber die hinaus die Spitzen
Kaum der Bajonette blitzen.

Und durch's Thal im Morgenglüh'n
Zieh'n heran mit festem Tritte,
Tapfere Führer in der Mitte,
Oest'reichs Bataillone kühn;
Mit entschloss'nem Muthe schweigend,
Höh' um Höh' im Sturm ersteigend.

Jener Mann von festem Stahl,
Cullo[z]'), führet, die am Morgen
Er dem Feinde klug verborgen,
Jetzt heran mit einem Mal;
Läßt aus Schneiders') Feuerschlünden
Seinen Siegertritt verkünden.

Bald ist er den Berg heran.
„Vorwärts, vorwärts kühne Streiter,
Weicht nicht, frisch, nur immer weiter!
Fest geschlossen Mann an Mann,
Ohne Schuß vom Paravente,
Werft sie mit dem Bajonette!“ —

Stürmend jetzt die Jäger nah'n
Jene „Zehnten,“ die so wacker
Auf Lucia's Todtenacker
Wunder vor dem Heer gethan.
Vor'n Held Kopal, bis die Wellen
Roth aus breiter Wund' ihm quellen.

Doch sein Tod hält sie nicht auf:
Später ist es Zeit zu trauern,
Erst erklommen Wall und Mauern
Immer vor im raschen Lauf!
Lammer[1]) stürmt auf hundert Schritte
Und Jablonsky[2]) vor der Mitte.

Sind die Ersten auf dem Wall[3]).
Alle Höhen sind erklommen,
Und das Blockhaus ist genommen!
Und der Feinde dichten Schwall
Weicht; doch frische Schaaren kommen
Und der Kampf ist neu entglommen.

Noch aus hundert Schlünden kracht
Donner feindlicher Geschütze,
Und die rothen Todesblitze
Flammen durch den Rauch der Schlacht;
Schlagen in die dichten Glieder,
Reißen Reih' um Reihe nieder.

Und manch' tapfrer Führer sinkt;
Kavanagh[4]) schon nah dem Munde
Der Kanon', aus deren Spunde
Eben jetzt die Flamme blinkt,
Ist zerstückt, zerstäubt, verschwunden —
Seine Spur wird kaum gefunden.

Bis der Carantaner-Mark
Flinke Burschе vorwärts dringen,
Sich zur Höh' wie Adler schwingen
Todesmuthig, heldenstark.
Reischach[5]) führt sie. — Sie sind oben!
„Meine Aelpler muß ich loben.“

„Rührt die Trommel, schlaget Sturm!
Frisch heran von allen Seiten
Um den Preis des Siegs zu streiten!
Von Vicenza's höchstem Thurm
Soll man noch vor Abend sehen
Oest'reichs stolze Fahnen wehen!“

Auch der tapfre Taris[6]) fällt,
Und die Todten liegen dichter,
Und die Heldenschaar wird lichter,
Die im Kugelregen hält.
„Von der Ruhmesstrasse blutig
Weiche nicht, mein Oest'reich muthig.“ — —

Sieg! Sieg! Sieg! in wilder Hast
Flieh'n Abbati, Literati,
Possidenti, Avvocati,
Crociati sonder Rast,
Des gesammten Welschlands Wehre,
All' Gesindel ohne Ehre!

Held Durando ruft: Pardon!
Fünfzehn Tausend Feinde legen
Uns zu Füssen ihre Degen,
Zieh'n gesenkten Haupt's davon —
Glücklich, daß sie nur gefangen,
Nicht, wie sie's verdient, gehangen.

---

[1]) Generalmajor und Divisions-Commandant. — [2]) Oberlieutenant vom 4. Artillerie-Regimente. — [3]) Oberlieut. im 19. Jägerbat. — [4]) Hauptmann in bemeldten Jäger-Bataillon. — [5]) Nebst den böhmischen Infanterie-Regimentern Latour Nr. 28 und Reisinger Nr. 81. — [6]) Oberst des ungar. Inf. Reg C. H. Franz Carl Nr. 51. — [7]) Oberst des kärntnerischen Inf.-Regimentes Baron Probaska Nr. 7. — Der geehrte Herr Verfasser dieses trefflichen Gedichtes wird es der Redaction dieses Blattes vergeben, daß dieselbe sich einige Aenderungen in dieser Strophe erlaubte, indem Reischach Oberst des Kärntner-Regimentes Nr. 7 ist, welches mehrals aus drei Viertheilen Kärntnern besteht, und nur der Judenburger Kreis zum Werbbezirke unsers heimathlichen Regimentes seit einiger Zeit gehört. Es wurde statt Steier-, Carantaner-Mark gewählt, nicht etwa unsere braven Nachbarn zu verkürzen, da zu dem einstigen, großen Carantaner-Reiche, wovon das Herzogthum Kärnten als Herz desselben noch jetzt besteht, auch die Steiermark gehörte. — [8]) General-Major Fürst Wilhelm Taris.

Das Ablösungs-Gesetz vom 4. März 1849.

I.

Das Gesetz vom 7. September 1848 hat die Feudalfesseln, welche seit Jahrhunderten auf Grund und Boden in Oesterreich lasteten, mit einem Schlage gelöst. Dieses Gesetz soll durch das Ablösungsgesetz vom 4. März 1849 seinen Vollzug erhalten.

Es frägt sich nun, ob die Bestimmungen dieses letztern der ländlichen Bevölkerung günstig, ob der Maßstab der Ablösung billig und das ganze Gesetz den Zeitverhältnissen angemessen sey.

Wir tragen kein Bedenken, diese Fragen unbedingt zu bejahen, denn die Vortheile, welche dem Bauernstande durch dieses Ablösungsgesetz gesichert werden, sind sehr bedeutend, und die Entschädigung für die Herrschaften ist billig.

Dieses Ablösungsgesetz bildet für die Herrschaften und die ländlichen Grundbesitzer erst den entscheidenden Uebergang aus dem Zustande der Ungewißheit in einen normalen Rechtszustand, und mag den Weg bezeichnen, den das Ministerium gehen will; den Weg der Freiheit und des Fortschrittes, aber auch der Ordnung und des Rechtes. Jeder Versuch, jene herrschaftlichen Giebigkeiten, welche sich auf den Privat-

rechtstitel des Eigenthums gründen, ohne Entschädigung aufzuheben, mußte unbedingt zurückgewiesen werden, denn wir wissen, daß von der Vernichtung des herrschaftlichen Eigenthums nur ein Schritt ist zur Vernichtung jedes Eigenthums. Andererseits kann aber dem Berechtigten für die abzulösenden Rechte und Gefälle nicht mehr geboten werden, als sie nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge werth sind.

In einer Zeit, wo die drückenden Reste der Feudalherrschaft beseitigt werden müssen, wenn man Ruhe und Ordnung im Lande erhalten will, ist auch der Werth der herrschaftlichen Gefälle durch den unsicher gewordenen Besitz bedeutend gesunken. Die Verhältnisse zwischen den Herrschaften und ihren frühern Unterthanen haben sich im Verlaufe eines Jahres so gestaltet, daß es für beide Theile wünschenswerth seyn muß, aus Collisionen herauszukommen, die immer ernster werden, je länger sie dauern. Die unentgeltliche Aufhebung einiger Rechte und die Einlösung anderer nach einem billigen Maßstabe ist demnach kein willkührlicher Eingriff in fremdes Recht, sondern eine höhere Nothwendigkeit.

Unter den unentgeltlich aufgehobenen Leistungen sind im §. 1 des Ablösungsgesetzes vom 4. März d. J. die Robot und Robotgelder der Inleute und der auf unterthänigen Gründen gestifteten Häusler genannt. Auch alle Veränderungsgebühren, die sich auf die Landesverfassung, das Gesetz oder das Unterthansverhältniß gründen, sind für den Landmann unentgeltlich aufgehoben, denn die Entschädigung für diese letztere wird ganz aus dem Staatsschatze geleistet.

Wir haben die neuesten Ablösungsgesetze verschiedener Länder vor uns, und können versichern, daß diese beiden dem Landvolke so günstigen Befreiungen in keinem derselben enthalten sind. Wir haben demnach die lebhafte Ueberzeugung, daß die bäuerliche Bevölkerung diese Erleichterungen mit allgemeiner Freude begrüßen werde.

Außer den genannten unterthänigen Leistungen unterliegen aber auch andere der unentgeltlichen Aufhebung; die Bestimmung derselben ist den in jedem Lande aufgestellten Ablösungs-Commissionen überlassen. (§. 2.) Von diesen Commissionen geht die Auslegung und Anwendung des Gesetzes aus, sie entscheiden über die Natur der Abgabe. Der Wirkungskreis dieser Commissionen ist demnach von hoher Wichtigkeit, und es ist fast überflüssig zu sagen, daß man dafür Sorge tragen wird, sie aus den einsichtsvollsten und ehrenwerthesten Männern des Landes zusammen zu setzen.

Das Ministerium hat sehr wohl begriffen, daß es nicht möglich sey, die mannigfaltigen Unterthansverhältnisse und Giebigkeiten mit einem Gesetze zu umfassen. Einheit wäre hier nur Einseitigkeit gewesen. Die Ablösungs-Commissionen hingegen, die an Ort und Stelle fungiren und den Kern der einsichtsvollen Bevölkerung in sich aufnehmen, werden allerdings in der Lage seyn, die Localverhältnisse und besonderen Umstände des betreffenden Landes genau zu berücksichtigen, so daß das Ablösungsgeschäft unter ihrer Hand gewiß nach den Erfordernissen des Rechtes und der Billigkeit geleitet werden wird.

Aber auch gegen die Entscheidungen der Ablösungs-Commissionen wird bei den Betheiligten die Berufung an das Ministerium offen stehen. Streitigkeiten über das Recht des Bezuges einer Abgabe oder Leistung (gleichviel, ob das Recht überhaupt oder nur dessen Umfang bestritten ist) gehören aber vor die zuständigen Behörden. Wenn demnach eine Unterthans-Giebigkeit von der Commission der Ablösung unterzogen werden wollte, deren Rechtsbeständigkeit der Pflichtige bestreitet; wenn er behauptet, diese Giebigkeit zu leisten und gegenwärtig abzulösen nicht schuldig zu seyn, so hat die betreffende Behörde zu erkennen. Eine von der Ablösungs-Commission begangene Nullität kann gleichfalls angefochten werden, wie sich schon aus allgemeinen Rechtsgrundsätzen ergibt. W. A. B.

Franz Grillparzer.

„Es soll der Sänger mit dem König gehen,
Denn beide wohnen auf der Menschheit Höhen!"

Dieses schöne Wort eines erhabenen Liederfürsten weist die Dichtkunst auf ihr glanzvolles Zeitalter hin, auf jene Zeit sinniger Größe, wo das strahlende Licht der Diademe durch die verbundenen Zweige der Palme und des Lorbeeres, die sie bekränzten, noch herrlicher gehoben ward, wo die Höfe der Könige und ihre stolzen Hallen von den Liedern der Sänger wiedertönten, die den Ruhm, die Weisheit, die Größe und die Freiheit, die Freundschaft und die Liebe besangen. Und wie die Poesie gleichsam die Blumenkrone der Sprache, der Gipfel des geistigen Lebens ist, so ist das Diadem des Herrschers der Gipfel der äußeren, materiellen Welt, die Krone ist der Schlußstein des Staatenbaues, dessen Bausteine das Volk sind So liegt der Gedanke nahe, daß auf der Menschheit Höhen, der geistigen und materiellen, sich der König und der Sänger begegnen. Heil Beiden, wenn ihr Wirken segensreich dem wahren Wohl des Volkes gilt, wenn der König für das äußere Leben rüstig sorgt und schafft, der Sänger aber das geistige Leben seines Volkes veredelt, es hinauf zur Höhe seiner Gottgedanken zieht. Aber wehe dem König, der in den Eingeweiden seines Volkes tyrannisch wühlt und wehe dem Sänger, der die heilige Macht der Kunst mißbraucht, den blutigen Fanatismus auszusäen, wie uns so manches traurige Beispiel in Erinnerung lebt. So hebt sich denn um so freudiger unsere Brust, daß wir in unserem schönen Vaterlande Oesterreich zwei Edle haben, die auf der Menschheit Höhen würdig wohnen.

Unser erhabener Monarch hat seine Fürstenprobe abgelegt durch die dem Volk gegebene Verfassung, er hat das materielle Wohl reichlich versichert, und Heil ihm rufen Millionen Stimmen des in voller Befriedigung glücklichen Volks. Aber Oesterreich nennt auch einen edlen Sänger sein, dessen Lyra stets nur von heiliger Begeisterung tönte, der das geistige Leben der Nation auf eine höhere Stufe hob, der stets nur Liebe zum Vaterlande und Fürsten, heilige Achtung vor dem Gesetz, Weisheit und Tugend in seinen Liedern athmen ließ, niemals die Saiten in wildem Grimme schlug, daß sie Empörung und blutgetränkte Lieder tönten. Heil diesem Sänger, der in einer Zeit, wo es schwer ward, eine Warnungsstimme hinaussandte in die em-

pörten Wogen des Volkes, der vertrauend dem Heere zurief: „Zu deinem Lager ist Oesterreich, Wir Andern sind einzelne Trümmer!“ Sein Sängerwort hat die Zeit bestätigt.

Wie freudig ist nun die Erscheinung, zu sehen, daß König und Sänger wirklich mit einander gehen, in ihrem edlen Sinne sich begegnen. Der jugendliche Kaiser Franz Joseph hat diese Einigung dadurch angezeigt, daß er des gefeierten Dichters Wirken ruhmvoll anerkannte und den Sänger mit dem Ritterkreuz des Leopold-Ordens schmückte. Das ganze österreichische Volk freut sich dieses erhabenen Schauspiels, das dem Kaiser wie dem Dichter gleich zum Ruhme gereicht.

(Oester. Cour.)

Der Herr Minister-Präsident hat dem gefeierten Dichter Grillparzer das ihm von Sr. Majestät verliehene Ritterkreuz des Leopold-Ordens mit folgendem Schreiben übersendet: „Es gereicht mir zu besonderem Vergnügen, Ew. Wohlgeboren benachrichtigen zu können, daß Se. Majestät der Kaiser Ihnen das Ritterkreuz des kaiserlich österreichischen Leopold-Ordens zu verleihen geruht habe. Die Decoration folgt in der Anlage bei. Se. Majestät wollten dem eben so begabten als anspruchslosen Dichter, auf welchen Oesterreich und Deutschland stolz sind, ein Merkmal der allerhöchsten Anerkennung ertheilen. Se. Majestät wollten insbesondere hiezu die Veranlassung nehmen von Ihrem Gedichte: „Glück auf! mein Feldherr, führe den Streich,“ denn diese herrlichen Verse, gedichtet in einer düstern und drangvollen Zeit, wirkten begeisternd auf die damals in Italien kämpfende Armee, sie haben das sinkende Nationalgefühl der Gutsinnten und führten die Hoffnung und Liebe für das gemeinsame Vaterland in manche österreichische Brust zurück. Sie ehren gleichmäßig den Dichter, Vaterlandsfreund und Staatsbürger. Empfangen Sie zu dieser kaiserlichen Auszeichnung meine aufrichtigen Glückwünsche und die Versicherung u. s. w. u. s. w.“

Wien, den 15. März 1849.

Schwarzenberg.

Notizen.

— Der „Herold“ bringt folgende Correspondenz aus Mailand vom 13. März (C. v. J.) Gelobt sey Gott, der Teufel ist wieder los! Der Sardenkönig hat uns den Waffenstillstand aufgekündigt, in acht Tagen geht es auf das Mekka unserer Sehnsucht, auf Turin los. Hören Sie, wie das gekommen! Gestern Mittag erschien hier ein piemontesischer Stabsoffizier und überreichte dem Marschall ein Schreiben von Ihrer königlichen Majestät Carlo Alberto perfido, in welchem dieselbe die heroische Absicht kundzugegen geruht, die schartige spada d' Italia noch einmal vom Leder ziehen und mit dem alten Ehrendegen Oesterreich's messen zu wollen. Von dem Jubel, den diese Nachricht, von dem greisen Feldherrn bis zum letzten Tambour herunter wie ein Lauffeuer sich verbreitend, unter allen Truppengattungen und Chargen hervorrief, können Sie sich keine Vorstellung machen. Generale und Offiziere umarmten sich und wünschten sich mit strahlenden Gesichtern zu dieser Freudenbotschaft Glück. Mehrere Regimenter exerciren gerade auf dem Campo, als sie die Kunde erreichte; da war nun kein Aufmerken und kein Halten mehr, und unter dem lauten Ruf: Der Krieg beginnt, wir ziehen nach Piemont! zogen die Schaaren jubelnd in die Stadt. — Der piemontesische Parlamentär war so verblüfft von der Aufnahme seiner kriegerischen Mittheilung, die nach seiner Meinung wahrscheinlich lange Gesichter hätte machen sollen, daß er die artige Einladung des Marschalls zur Mittagstafel nicht annahm, sondern unverweilt Mailand verließ. Gegen Abend zogen die Musikbanden unter Begleitung einer Menge von Offizieren und Soldaten durch die Stadt in die Villa reale zum Marschall. Von acht Banden wurde hier unisono Oesterreich's herzergreifende Volkshymne: Gott erhalte! angestimmt; aber noch lauter und imposanter als diese massenhafte Instrumentalmusik ertönte der tausendstimmige Chor der Vivatrufer. Vater Radetzky war gerade bei der Tafel, als dieser Besuch ihn überraschte. In seiner Herzensfreude leichtsinnig wie ein Knabe stürzte er ohne Mütze und Mantel in den Hof hinab in die kühle Abendluft; seine Officiere eilten ihm jedoch alsogleich nach, und der jugendliche Greis mußte sich gefallen lassen, im Freien warm angezogen zu werden. Nun ging er unter den Soldaten herum und redete freundlich bald diese bald jene Gruppe an. Wie Radetzky auf das Gemüth seiner Braven zu wirken versteht, zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit wieder auf die ungeschickteste Weise. Zuerst ließ er sich von der Musikbande der Regimenter Piret und Prohaska „Steierische“ aufspielen, dann ging er zu den Böhmen und ließ sich eine Polka, von den Ungarn einen „Ungarischen“ u. s. w. spielen. Dazwischen rief er den Soldaten zu: „Seyd lustig Kinder, ich führe euch nach Turin!“ — So dauerte der Spektakel bis in die Nacht hinein fort, dann zog jede der acht Musikbanden in einer andern Richtung mit klingendem Spiele durch die Stadt den Casernen zu. Die italienische Bevölkerung zeigte sich ernst und stumm, ja theilweise bestürzt bei diesem ungeheueren Jubel der barbari tedeschi, deren wildfreudige Kampflust in voraus den Triumph des sichern Sieges feierte. Die Reichen und Besitzenden zittern bei dem Gedanken an unsern Ausmarsch, der ihnen nur eine kleine Besatzung in den Castellen zur Ueberwachung ihrer Unterwürfigkeit und ein zahlreiches und plünderungslustiges Proletariat in der Stadt zurückläßt. 70,000 Mann ziehen nach Piemont. 25,000 sind zur Cernirung von Venedig und wahrscheinlich zu einem ernstlichen Angriff auf Malghera bestimmt, der Rest der Armee bleibt als Besatzung in den Festungen und Castellen. Am 19. März, dem Namenstage unseres jugendlichen Kaisers und dem 83. Geburtstage unseres greisen Feldherrn, beginnen die Operationen an der Grenze. Kinsky und die „zehnten Jäger“ stehen schon dort, Piret und Prohaska wird morgen abmarschiren. Hurrah! Mein nächstes Schreiben erhalten Sie in 14 Tagen aus Turin.

Verantwortlicher Redakteur: E. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 26. Klagenfurt, Sonnabend den 31. März 1849.

Kirchliche Doppelfeier zu Klagenfurt.

Hundert Jahre sind es, als zu Klagenfurt eine epidemische Krankheit herrschte, die viele Opfer dem Tode überlieferte, und der fromme Sinn der Stadtbewohner, um Abwendung dieses verheerenden Uebels seine Zuflucht besonders zu dem in der hiesigen Stadtpfarrkirche verehrten Gnadenbilde des mit Dornen gekrönten Heilandes nahm — und durch die gnädige Erfüllung dieses gläubigen Vertrauens belohnt wurde. Seit dieser Zeit wurde jährlich diese Andacht durch 9 Tage und zwar vom 4ten Fastensonntage bis einschließig dem ersten Wochentage nach dem Passionssonntage, als dem eigentlichen Feste in dankbarer Erinnerung feierlich begangen. Mit besonderen Vorbereitungen, in Betreff der Ausschmückung des Gotteshauses auf diese Sekularfeier hindeutend, fand nun im laufenden Jahre dieses religiöse Dank- und Vertrauungsfest statt. Am hl. Haupttage, der in diesem Jahre auf den 26. März fiel, wurde diese Feier zu einem Doppelfeste erhoben, das in seiner Ausführung einen unläugbaren Beweis nicht nur für den frommen Sinn unserer Stadt, sondern auch für die gerechte Anerkennung der Verdienste eines Mannes lieferte, der seit dem Jahre 1828 als Hauptpfarrer hier sich mit rastlosem Eifer dem geistlichen Wohle seiner ihm anvertrauten Gläubigen weihte und sich die Liebe Aller im Sinne unseres Erlösers erwarb, nämlich des Hochwürdigen Herrn Domkapitulars und Hauptpfarrers Joseph Hechenberger, — wovon dieser Tag seines Jubelpriesterthums laut zeugt.

Am Vorabende bei der Ertönung der Aveglocke donnerten die Kanonen auf dem Stadtwalle. Um 8 Uhr versammelten sich zahlreiche Schaaren in der Nähe des Pfarrhofes und erwarteten den von der hiesigen Nationalgarde, die ihre Verehrung für ihren geliebten greisen Seelsorger auf die thätigste Weise hiedurch an den Tag legte, veranstalteten Fackelzug, der auch bald mit der Gardemusik daher gezogen kam, und sich im Innern des Gartens aufstellte. Auch der hiesige alter Anerkennung würdige Männergesangs-Verein betheiligte sich auf eine rühmliche Weise bei diesem Feste, und trug einige ausgewählte Piecen vortrefflich vor, mit welchen die Capelle durch lobenswerth exequirte Musikstücke abwechselte. Tief ergriff diese Auszeichnung den greisen Priester, und als er Worte des Dankes dafür aussprach, schallte allgemeines „Lebehoch" mit den Klängen der Musik durch die Lüfte.

Im Pfarrhofe selbst brachten die Stadtpfarrkapläne dem Geliebten ihre Huldigung in einer passenden Decoration dar, an der mit schimmernder Schrift zu lesen war:

HEHENBERGER IOSEPHO S CERDOTI FAVORE
SVPERIORIS QVINQVAGENARIO PIO VOVENT
COOPERATORES EX ANIMO SINCERO.

Beim Ruf der Morgengebetglocke begrüßten Kanonenschüsse den festlichen Tag, der Umgegend die Doppelfeier verkündend.

Nach der neunten Stunde kam unser allverehrter Oberhirt, der Hochwürdigste Herr Fürstbischof von Gurk, Adalbert Liebmanski, mit dem Hochw. Domkapitel und einer zahlreichen Geistlichkeit — worunter sich auch Seelsorger von fernen Gegenden befanden, die einst bei dem Jubelpriester hier Stadtkapläne waren — im Ornate und feierlichem Zuge aus der Kirche in den Pfarrhof, um den Jubilanten zur heiligen Handlung abzuholen. Im Kreise weißgekleideter mit Blumen geschmückter Mädchen, umgeben von seinen vier Cooperatoren empfing der Gefeierte seinen ihn segnenden geliebten Oberhirten, der ihn mit den Worten begrüßte: „Der Herr segne Deinen Ein- und Ausgang!" (die auch auf der äußern Pforte prangten) und Thränen traten in Aller Augen.

Nun ordnete sich unter feierlichem Glockengeläute der Zug in die Kirche, dessen Pforte ein Triumphbogen mit der Inschrift: „Zur fünfzigjährigen Jubelfeier" zierte, durch eine Allee junger Fichten und der aufgestellten Nationalgarde, welche mit ihrer Cavallerie-Abtheilung bis zum Hochaltare auch das Spalier bildete. Dort angekommen, bestiegen Seine

Fürstbischöfliche Gnaden die Kanzel, und hielten, unter ungeheuchelter Rührung einer so zahlreichen Versammlung von Gläubigen, daß die Kirche sie kaum fassen konnte, eine ergreifende, das Doppelfest bezeichnende Rede, worauf das Hochamt vom Jubelpriester unter Assistenz seiner Mit-Domkapitularen und der Pfarrgeistlichkeit folgte. Eine Fahnen-Division der Nationalgarde, welche vor der Kirche mit ihrer türkischen Musik aufgestellt war, gab bei den Hauptmomenten die gewöhnlichen Salven, begleitet von dem Kanonendonner auf dem Walle.

Eben so feierlich und rührend war der Rückzug in den Pfarrhof, wo nun ein Theil der Schulknaben mit ihren Fahnen aufgestellt war. Es mußte Jedermann tief ergreifen, zu sehen, wie unser allverehrter Oberhirt, die Hand des Gefeierten in die seinige festgeschlossen, daher schritt, umdrängt von den Gläubigen, nicht achtend den Regen, der schon beim Einzuge ziemlich dicht herabfiel.

Mittags war beim Jubilanten Tafel, die auch Se. Fürstbischöflich Gnaden mit seiner Gegenwart beehrte und den Toast auf den gefeierten Jubelpriester ausbrachte. Während derselben spielte die Musikkapelle der Nationalgarde unter den Fenstern des Speisesaales und erheiterte durch eine alles Lob verdienende Exequirung ausgesuchter Harmoniestücke die zahlreiche Versammlung.

Diese Doppelfeier beschloß der Jubilant um 4 Uhr Nachmittags nach einer musikalischen Litanei, wobei ihm seine Cooperatoren assistirten, indem er ein „Herr Gott wir loben Dich!“ anstimmte, um dem Geber alles Guten heißen Dank für das Vergangene und Bitte für die Zukunft in seinem und der Gemeinde Namen darzubringen.

So schloß ein Tag der Freude und des Dankes, der in den Annalen unserer Stadt ein Glanzpunkt für viele Zeiten sowohl seiner Seltenheit wegen seyn wird, als auch, weil er zugleich ein redender Beweis ist, daß auch im Jahre Ein tausend achthundert neun und vierzig noch jener religiöse Sinn in derselben herrschte, welcher der Ruhm unserer Väter war.

Indem wir hier des von der Bürgerschaft aus ihrer Mitte erwählten Festes-Anordners, des Herrn Alexander Christl, der seine Aufgabe in sehr entsprechender, alle Anerkennung verdienender Weise löste, erwähnen, — erlauben wir uns auch ein recht gelungenes, mit allgemeinem Beifall aufgenommenes Gedicht auf dieses Doppelfest, von Herrn Paul Renn verfaßt, hier mitzutheilen, welches dem Gefeierten schon am 25. d. von dem Bürgerausschusse überreicht wurde. S. M. M.

Zur Erinnerungsfeier

der hundertjährigen Verehrung des heiligen Hauptes Jesu Christi

in der Stadtpfarrkirche zum heiligen Egidius in Klagenfurt, und des

fünfzigjährigen Priesterthums Sr. Hochw. des Herrn Herrn

Joseph Kochenberger,

Hauptstadtpfarrers und Domkapitulars, am 26. März 1849.

Was künden uns der Glocken Feierklänge,
Die durch die blauen Frühlingslüfte zieh'n?
Was strömt der Gläub'gen andachtsvolle Menge
Zum festlich ausgeschmückten Tempel hin?

Ein Priester in dem silberbleichen Haare,
Von heil'gen Andachtsschauern tief durchweht,
Lenkt seinen Schritt hin zu dem Hochaltare,
Ob dem das Bild des Welterlösers steht.

Ein hohes Doppelfest wird heut' begangen, —
Vor **Hundert Jahren** zog durch diese Gau'n
Der Todesengel mit den blassen Wangen,
Verbreitend Schrecken rings und Angst und Grau'n.

Da lag das Volk hier betend auf den Knieen
Vor des Erlösers dornbekröntem Haupt',
„O Herr, verzeih'!“ — und sieh, er hat verziehen,
Nie steht umsonst, wer an den Höchsten glaubt.

Dieß Fest zu feiern, kniet ergriffen nieder
Ein **Jubelpriester**, der durch **fünfzig** Jahr'
Durch That und Wort erbauend, fromm und bieder
Ein Streiter für die Kirche Gottes war.

Ein Hirt auch war er, der, wenn in der Wüste
Ein Schäflein sich verlor, es suchen ging,
Und das Gefund'ne liebevoll begrüßte,
Und an das Herz es drückend sanft umfing.

Der Tröstung mildes Wort hat er gespendet
An reu'ge Sünder, die Vergebung fleh'n,
Der Rede Donner hat er hingesendet
An Gleißner, die in frecher Demuth steh'n.

D'rum schlagen uns're Herzen ihm entgegen,
Von Ehrfurcht und von Dankbarkeit beseelt,
Und Einen Wunsch, doch Einen heißen, legen
Wir bittend nieder vor dem Herrn der Welt:

„Laß ihn noch lang als Hort der Kirche stehen,
Der Kirche unsers Meisters, der da spricht:
Der Himmel und die Erde wird vergehen,
Nur meine Worte ew'ger Liebe nicht.“

Das Ablösungs-Gesetz vom 4. März 1849.

2.

Zur vollständigen Beseitigung der auf dem Grund und Boden ruhenden Lasten verordnet der §. 3 des Ablösungsgesetzes vom 4. März 1849, daß jeder auf dem Grundbesitze bleibend haftende Zehent ablösbar ist, wenn er auch nicht aus dem Unterthänigkeits-Verhältnisse oder dem grundherrlichen Obereigenthum entspringt. Nach §. 6 dieses Gesetzes sind ferner auch alle Natural-Leistungen, welche nicht in Folge des Zehentrechts als aliquoter Theil von den Grunderträgnissen an Früchten, sondern als unveränderliche Giebigkeit an Kirchen, Schulen und Pfarren zu andern Gemeindezwecken entrichtet werden, ablösbar.

Durch diese beiden, sehr wichtigen Bestimmungen hat das Ministerium zu erkennen gegeben, daß es jedes Verhältniß abzuschaffen entschlossen sey, durch welches eine bleibende Theilung des Bodenertrages zwischen einem Berechtigten und einem Verpflichteten begründet wird. Durch die Ablösbarkeit aller Zehente und aller Naturalleistungen soll die Unabhängigkeit des Landmanns von anderen Staatsbürgern und Corporationen in alle Zukunft gesichert seyn.

Es ist nicht zu läugnen, daß das Zehentrecht und andere Naturalleistungen an Kirchen, Schulen und Pfarren nach ihrer Entstehungsart von den übrigen unterthänigen Schuldigkeiten verschieden sind; allein in ihren Wirkungen sind sie denselben gleichzustellen, und sie beruhen ebenso auf dem, dem jetzigen Rechtsbewußtseyn fremd gewordenen Grundsatze, daß durch die Laune eines Einzelnen dem Boden für ewige Zeiten ein Gesetz auferlegt werden dürfe, das alle nachfolgenden Besitzer bindet.

Das Ministerium hat sich also entschlossen, den Landmann auch von diesen Fesseln zu befreien, und hat durch diese Concessionen nicht nur dem Wunsche der ländlichen Bevölkerung, sondern auch den Forderungen der fortschreitenden Rechtsbildung vollkommen entsprochen. Das Ablösungsgesetz vom 4. März 1849, welches alle bleibenden Naturalleistungen — als mit den heutigen Rechtsansichten des Volkes unvereinbar — für ablösbar erklärt, ist demnach dem Landmanne noch viel günstiger, als das Gesetz vom 7. September 1848, welches mehrere Leistungen dieser Art mit Stillschweigen übergangen hat.

Das Eigenthum der Kirche ist durch dieses Ablösungsgesetz denselben Bedingungen unterworfen worden, wie jedes andere Eigenthum; es versteht sich aber wohl von selbst, daß die Ablösungsmaßregel ohne Verletzung wohlerworbener Rechte der Kirchen- und Schuldiener und ohne Beeinträchtigung wesentlicher Kirchenzwecke durchgeführt werden wird.

Eine andere dem Landmanne nicht minder günstige Bestimmung findet sich, wie bereits bemerkt, im §. 14 des Ablösungsgesetzes vom 4. d. J., die Bestimmung nämlich, daß die Entschädigung für jene Veränderungs-Gebühren, welche sich auf die Landesverfassung, das Gesetz oder das Unterthans-Verhältniß gründen, aus dem Staatsschatze geleistet wird.

Unstreitig gehören die Veränderungs-Gebühren zu den lästigsten unterthänigen Leistungen; jede Melioration des Grundes, jede Culturs-Verbesserung, jeder Zubau erhöht das Laudemium, weil der Werth der Realität dadurch erhöhet wird, und kömmt beinahe mehr dem Grundherrn als dem Grundholden zu Gute. Die Veränderungs-Gebühren sind wahre Industriesteuern, weil sie immer höher steigen, je besser und fleißiger der Boden bewirthschaftet wird. Von diesem Gesichtspunkte aus war es unvermeidlich, die Veränderungsgebühren aufzuheben, und die dafür zu leistende Entschädigung auf den Staatsschatz zu übernehmen. Da durch die Aufhebung der Veränderungsgebühren alle Classen von Staatsbürgern gewinnen, so ist die Bestreitung dieses Aufwandes durch die allgemeine Besteuerung zu bewerkstelligen. Jedermann hat nun für den Fall, daß er einen Grund erwirbt, die Freiheit von einer seine Person und sein Capital in Anspruch nehmenden Last errungen, und die Erhöhung des Grundsteuer-Capitals, welches den wichtigsten Theil des Staatsvermögens bildet und die Ermunterung der Landwirthschaft ist gleichsam ein Gewinn für Alle.

Wie das Ablösungsgesetz vom 4. März d. J. den Landmann von den lästigsten und gehässigsten Abgaben gänzlich befreit hat, so hat es für bloße Hoffnungen, deren Verwirklichung in der ganzen Zukunft liegt, deren Geldwerth daher auf keine zuverlässige Art erhoben werden kann, den Herrschaften auch von Seite des Staates keine Entschädigung zugesichert. Dieses ist der Fall mit dem Neubruchzehent und dem Heimfallsrechte.

Aber auch in Ansehung jener unterthänigen Leistungen, deren Umwandlung in eine jährliche vom Grundbesitzer zu leistende Geldrente gesetzlich ausgesprochen ist, bleibt die gänzliche Ablösung, d. i. die Bezahlung der Ablösungssumme, dem Verpflichteten überlassen. Man will dem ärmeren Pflichtigen die Tilgung seiner Schuld auch in einer sehr langen Reihe von Jahren ermöglichen, ohne daß er nöthig hat, Schulden zu machen. Die Annuitäten bei 25jähriger Tilaunagzeit würden weniger betragen, als die Hälfte dessen, was der Bauer bisher bezahlt hat. Die vollständige Entlastung der Verpflichteten wird übrigens durch Errichtung von Landescreditsanstalten besonders erleichtert werden.

W. A. B.

Kärnten ein Kronland.

Umschwebet sind Kärntens bergige Gaue von der alten Herzogskrone. Wie ein Hoffnungssternlein blicket aus hoben Regionen sie hernieder, gar golden, gar blank, zwar mit Diamanten wie früher, aber nun auch mit Perlen geziert, zur Freude, zur Trauer, denn die freudige Hoffnung nicht versieget, die trübe Gegenwart noch waltet, da die Krone entschwebet dem Herzogthum, zur Provinz das schöne Land gesunken. —

Horch, da rufet die Fama, durch das ganze große Oesterreich schallend: „Mit vereinten Kräften,“ da schwebet hernieder auf Kärntens Herzogsthul die holde Freiheit, von der Gerechtigkeit gestützt, und von beider Schwester, der Ordnung, vereint bringend das höchste irdische Glück, entsendet vom Kaiser-Jüngling, und die Drei, sie legen die Herzogskrone, die Krone der Eppensteiner auf den Huldigungsstz, und zu Diamanten

werden die Perlen der Krone jetzt auch, und im nahen gothischen Dome, Maria der heiligsten Jungfrau geweihet, ertönet lauter Dankesang dem Geber alles Guten, ertönt es: „Gott erhöre unser Flehen, segne Fürst und Vaterland.“ R.

Notizen.

C. M. B. Nach einer frommen Sitte werden die Thüren jährlich mit **C. M. B.** bezeichnet, den Anfangsbuchstaben der drei Könige des Morgenlandes, die dem Sterne des Heiles folgten. Seit dem verhängnißvollen Jahre 1848, wo die Wiener dem Sterne der Freiheit nachjagten, der sich bald in einen Irrwisch verwandelte und sie auf Abwege führte, deutet die Wiener Zeitung diese Buchstaben also:

„Constituirender Reichstag, Militärentfernung, Barrikaden.“

Nach diesem Beispiele läßt sich die Deutung der drei Buchstaben auf die Wiener Zustände erweitern und zwar:

Seit 15. Mai:
Crawall, Ministerschwäche, breiteste Basis.
Clubbs, Militärverführung, Burschenherrschaft.

Seit 6. Oktober:
Cannibalenwuth, Militärmeuterei, Beamtenuntreue.
Chaisés, Messenhauser, Blum.

Seit 28. Oktober:
Cernirung, Militärherrschaft, Belagerungszustand.

Seit 7. März 1849.
Constitutionsurkunde, Ministerriumph, Beendigung der Revolution.

— (St. V.) **Radetzky** ist sowohl durch seine Siege, als durch seine bei der Administration unserer italienischen Provinzen entwickelte Energie und Biederkeit ein wahrer Mann des Volkes geworden. Selbst der radicalen Parthei hat sein Wirken für das Vaterland Achtung abgerungen. Er ist in den Stürmen der Revolution ein Fels geweien, auf welchem die Monarchie feststand. Kein Wunder daher, daß dieser Mann, den das Volk in seinem Herzen trägt, in jüngster Zeit von der Kunst in bildlichen Darstellungen so häufig wiedergegeben wurde. Wir selbst kennen den greisen Feldherrn von Angesicht, wir hatten das Glück, unter ihm zu dienen. Wir sind daher berufen, über jene Statuete, welche Herr Meixner, ein sehr talentirter junger Bildhauer, in Mailand modellirte, und die Brüder **Rospini** in Graz von einem Wiener Künstler in Bronce ausführen ließen, ein Urtheil abzugeben. Die Porträtähnlichkeit ist wirklich frappant, die Stellung des Helden edel gehalten, das Ganze bildet eine der schönsten bildlichen Erinnerungen an jenen Helden, welchem die Monarchie im Jahre 1848 ihre Rettung dankt.

— Aus Linz wird gemeldet, daß das k. k. Marinecommando in Triest bei der dortigen Wollenzeug-Fabrik des Herrn Fr. Henauer 7300 Ellen Flaggenzeug und ungefähr 30,000 Ellen Wollenstoff bestellt hat, trotzdem daß diese Zeuge aus belgischen Fabriken wohlfeiler bezogen werden können. Das Commando wollte aber den vaterländischen Fabriken den ausländischen gegenüber den Vorzug geben. In Betreff der Güte und Haltbarkeit des Stoffes halt übrigens das Fabrikat des Herrn Henauer die Concurrenz mit dem belgischen aus.

— Nachstehender Auszug aus einem Brief von Monterey in Californien vom 2. November 1848 dürfte nicht ohne Interesse seyn: Etwas das einem Gesetze ähnlich wäre, ist gegenwärtig hier unbekannt. Nachdem in Folge des Friedensschlusses das Militär-Gouvernement aufgehört hat, ist das Land ohne Regierung und ohne Gesetz. Das New-Yorker Freiwilligen-Regiment ist entlassen und aufs Goldgraben ausgegangen. Selbst das Naturgesetz von Mein und Dein ist durch den Golddurst abgeschafft. Der Gouverneur und alle seine Offiziere sind nach der Goldregion gegangen. Hier sind nur noch etwa 20 Mann, lahme, kranke und schwächliche Soldaten, und 2 Offiziere in Garnison. Sie können sich keinen Begriff von der Aufregung machen, und wie sich hier die Dinge schnell ändern. Männer, welche vor drei Monaten keinen Dollar werth waren, besitzen jetzt Tausende. Ein Handlungsdiener bekommt hier jährlich 4000 Dollars Solair und ein Aufwärter in einer Taferne täglich 8 Dollars. Ein Pfund Mehl kostet 6 und eine wollene Decke 150 Dollars. Etwa 60 englische Meilen von hier wird auch Gold gefunden, doch die eigentlichen reichen Goldlager sind weiter entfernt. Ein junger Franzose, welcher soeben zurückkehrt, hat in 4 Tagen 40 Pfund Gold gesammelt. Hier in Monterey ist das Klima vortrefflich und gesund, dagegen ist es in der Nähe der Goldminen tödtlich. Mehrere Freunde und ich haben eine Gesellschaft gebildet, acht Maulesel und für einen Monat Proviant gekauft, um in den nächsten Tagen unsere Reise nach der Goldregion anzutreten. Hier kauft man die Unze Gold für 10 Dollars. Die besten Geschäfte machen die Kleinhändler, welche ohne große Anstrengungen ihre Waaren zu den höchsten Preisen verkaufen. In der Goldgegend kostet ein Pfund Ochsenfleisch 10 Dollars, ein Faß Mehl 50 Dollars, eine wollene Decke 80 Dollars, eine Schaufel und eine Axt 20 D., ein abgetragener Rock 20 bis 25 D., ein Faß Branntwein 100 D.» In San Francisco wurde eine Ladung Porzellan für 200,000 D. in Goldsand veräußert. Täglich erhalten wir Nachrichten von Gewaltscenen, Beraubungen und Ermordungen.

— Die sterblichen Ueberreste des Herzogs von Reichsstadt in Paris, an der Seite Napoleons bestattet zu sehen, war schon längst ein sehnlicher Wunsch der Familie Bonaparte. Der Präsident der französischen Republik soll sich neuerdings mit diesem Ansuchen an den österreichischen Hof gewendet haben, und man versichert uns, daß derselbe nicht abgeneigt sey, diesem Wunsche zu entsprechen.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 27. Klagenfurt, Dinstag den 3. April 1849.

Wittekind.

Sind beſiegt die Longobarden, iſt vertilgt ihr ganzes Heer,
Mußt' ihr König auch in's Kloſter, gab es noch der Feinde mehr;
Doch wo Chriſten in Gefahren, Carol-Magnus ſchützend ſteht,
Und die Feinde all' zerſtäuben, wenn des Kreuzes Fahne weht.

So von Cordova Allmanſor, wohl der kühnſte Mauernheld,
So die Hunnen, die Avaren, die das Ungarland gequält,
So Taſſillo, Baierns Herzog und des Kaiſers Leh'nsvaſall,
Der die Eruke ſich gegraben durch Verrath zum eig'nen Fall.

Carol eilet nach Italien, ſchlägt den Herrn von Benevent,
Und gibt Capua dem Papſte, deſſen Recht er anerkennt.
Adalgiſus, des gefang'nen Langobarden-Königs Sohn,
Strebte wieder nach der Krone, nach des Desiderius Thron;

Und beſchützet durch Irene, von Bizanz der Kaiſerin,
Die auf Carol eiferſüchtig, ſegelt er zur Heimath hin.
Doch wer konnte ſich wohl meſſen mit des Weltbezwingers Macht?
Und ſo floh auch Adalgiſus nach der erſten blut'gen Schlacht.

Nur ein Gin'ger trotzt dem Kaiſer, mit verneg'nem Löwenmuth
Wittekind der Sachſenführer, Wittekind ein deutſches Blut.
Dreizehn Male mußt' er weichen Carol-Magnus Uebermacht,
Doch er ſammelt immer wieder ſein zerſtreutes Volk zur Schlacht.

Eresburg war ſchon genommen, und die Irminſul zerſtört,
Bintgetränkt das Thal bei Werden, und das Sachſenland verheert;
Wittekind, ein zweiter Engel, der die Seinen all' begräbt,
Nur die wen'gen letzten Streiter noch zum Todeskampf belebt.

Steht, mit Wuth und Groll im Herzen, gegenüber Carols Heer,
Ohne Furcht, mit Kampfgelüſte, ſtumm, gerüſtet auf ſeinen Speer.
Wie der Leu die Mähne ſchüttelt, ſchüttelt er ſein gold'nes Haar,
Und er blickt mit feſtem Auge auf den Reſt der Krieger-Schaar.

Und er ſpricht: „Es ſchickt uns Männer Dänens König Goterick;
„Doch es leiten durch die Aſen uns're Götter das Geſchick;
„Ymir ſelbſt, der Gott, mußt' ſterben, ward erſchlagen, weil er ſich
„Von der Milch Aumbla's nährte, und den feigen Römern glich.

„Othin ſchüttet Lebensſtoffe aus dem Becher, Nacht, zur Welt,
„Darum bittet den Allvater, daß das Loos uns günſtig fällt.
„Laßt der Barden Chor erſcheinen, daß ihn preiſ' des Liedes Macht,
„Und wir Schwert an Schwerter ſchlagen, wenn der Wannen Geiſt erwacht."

Alſo ſangen denn die Barden ihrer Ahnen Siegesruhm,
Sangen ihrer Götter Ehre, in der Wolken Heiligthum,
Sangen auch, wie Loki's Feuer einſt zerſtören wird die Welt,
Wie Wallhalla ſey für Jeden, der als deutſcher Krieger fällt.

Wie die wundenlos Geſtorb'nen wandernd in die Todesnacht
Seufzen, ohne Schild und Lanze, nach den Tod in blut'ger Schlacht.
Wie ſie bang am Bergesrücken geiſterbleich dem Aug' entflieh'n,
Wie ſie fern als weiße Nebel an des Waldes Säumen zieh'n.

Und die Sachſenoten ſchlagen Schild an Schild und Schwert an Schwert,
Jubelnd, daß die Zahl geringe, die den wilden Kampf begehrt.
Zünden ihrem Gott des Krieges eine Flamme am Altar;
Und ſie ſeh'n von ferne weichen — Carol's ganze Heeresſchaar. —

Staunen faßt ſie — Lob euch Göttern! nur noch glänzt der helle Stahl,
Doch er ſchwindet ihren Blicken, wie der Sonne letzter Strahl.
Was vermochte wohl den Kaiſer zu dem Rückzug ohne Streich?
Wittekind, er ſinnt nicht lange, ſchien es ihm ein Wunder gleich.

Er bedeckt die Kriegerrüſtung mit des Bettlers har'nem Rock,
Legt hinweg den Schild, die Lanze, nimmt den knot'gen Pilgerſtock;
Steigt mit Albrun, ſeinem Vetter, in den losgebund'nen Kahn,
Rudern auf dem Ockerfluſſe, landen dann verborgen an.

Wohin Carol ſich begeben, wo das Heer des Kaiſers ſteht,
Dahin wallen ſie als Bettler, in das Lager Wolfmerſtät;
Doch ſie wandern nicht alleine, viele Arme zieh'n entlang,
Heitern Sinnes, frohen Herzens tönt ein lieblicher Geſang.

Und ſie reißen ſich zu ihnen, herzend in der Bruſt die Qual;
Wie die Wanderer mit Staunen treten in den reichen Saal,
Wo ringsum an gold'ner Tafel, nur mit Lumpen angethan
Viele Bettler traulich ſitzen, ganz verklärt mit Götterwahn.

Und man heißet ſie willkommen, weiſet jedem ſeinen Sitz,
Da eröffnet ſich die Pforte, und es ſtrahlt wie heller Blitz;
Carol ſelbſt, mit Kron' und Scepter, ſchreitet ein im vollſten Glanz
Mit der Kaiſerin, der hehren, mit der Töchter ſchmucken Kranz.

Und ſie legen ab die Kronen, legen ab das Prachtgewand,
Eine Schürze nimmt der Kaiſer, nimmt ein Becken in die Hand;
Knieet hin vor jedem Bettler, wäſcht die Füße jedem rein,
Und die Kaiſerin, die hehre, ſchenkt dazu das Waſſer ein.

Wie des Paradieſes Blüthen kniet der Töchter Lilienſchaar,
Und ſie trocknen ab die Füße mit dem gold'nen Lockenhaar.
Wittekind, er ſitzt verſtummet in dem Mantel eingehüllt,
Folgend aller Bettler Beiſpiel, von Bewunderung erfüllt.

Wie der Kaiser vor ihm kniet, zieht zurück er seinen Fuß,
Doch er streckt ihn wieder vorwärts, harrend auf des Mährchens Schluß.
Lieber schlug er sich alleine mit der ganzen Kaisermacht,
Denn er traul nicht seinen Sinnen, glaubt vom Traume nicht erwacht.

Darauf wenden sie sich wieder zu der gold'nen Tafel hin,
Allen Bettlern reicht die Speisen selbst die hehre Kaiserin,
Carol-Magnus schenkt den Becher jedem armen Bettler ein,
Und es perlet im Pokale wohl der allerbeste Wein.

Und die lilienweißen Töchter, wie aus Grens fremden Land
Drücken jedem armen Bettler gold'ne Munzen in die Hand.
Schweigend, mit gerührten Herzen, steh'n sie dankbar auf, und geh'n;
Nur die thränenfeuchten Augen zu dem Herrn um Segen fleh'n.

Seht! die Menge strömt zum Dome, tief betrübt und kummervoll.
Mittekind ist auch darunter, harrend was da kommen soll.
Alle Wände sind behangen, wie die Nacht, mit schwarzem Flor;
Und es wogen Orgeltöne ehrfurchtsvoll im Trauerchor.

Auch der Kaiser mit Gefolge, mit der Töchter holden Schaar,
Wird sein spähend Forscherange nahe am Altar gewahr.
Doch sie sind in Schwarz gekleidet, ohne Schmuck, im Bußgewand
Tief gesenkt das Haupt zur Erde, und gefaltet fromm die Hand.

Willerad, der kühne Bischof, der versucht im Sachsenland
Christi Lehre zu verkunden, doch allbort nicht Glauben fand,
Dem Aldronn, mit scharfem Schwerte, auf den Hals den Streich geführt,
Und die Schnur ihm nur verletzte, doch ihn selber nicht berührt;

Dieser nimmt das Kreuz, verhüllet, deckt es langsam auf, und weiß't
Jesum, der ans Kreuz genagelt, hingegeben seinen Geist.
„Weine denn mein Volk! ihr Hirten heulet, denn der große Tag
„Ist erschienen, heiß und trübe, dem mein Herr und Gott erlag.

„Sehet den Gerechten sterben, mit der blut'gen Dornenkron',
„Seh't das Opferlamm geschlachtet, des lebend'gen Gottes Sohn.
„Womit hab ich dich betrübet? was, mein Volk, hab ich gethan?
„Ach! wir werfen uns darnieder, Ach! wir bethen ja dich an.

„Vor dir ging als Wolkensäule, als dein Führer ich durch's Meer,
„Und du öffnest meine Seite mit dem blanken kalten Speer.
„Weil ich dich gespeis't mit Manna, dich geführt in gutes Land,
„Hast du mich ans Kreuz geheftet, wo den Schmerzenstod ich fand.

„Weil ich schlug die Gannanäer, hat die Bosheit mich erreicht,
„Weil ich pflanzte dir den Weinberg, hast du Essig mir gereicht.
„Heil'ger ew'ger Gott, Erbarmer, ach! dein Kreuz, wir bethens an;
„Heil'ger starker Gott, verzeihe, was wir Sünder dir gethan."

Ausgestreckt auf niedrem Boden liegt des Kaisers Majestät,
Die wie jeder arme Bettler vor dem Kreuz um Gnade fleht.
Und es tönet im Gesange, wie des Meeres Woge schwellt,
Durch den mächt'gen Weltenlöser kam der Friede in die Welt

Seht!' zur weiten Felsenhöhle, strahlend bei der Kerzen Schein,
Tragen sie den heil'gen Leichnam, legen ihn in's Grab hinein.
„Bleich erstorben sind die Farben, dunkel ist des Goldes Pracht,
nd des Heiligthumes Steine sind zerstreut in dunkler Nacht.

„Niemand wird den Weg uns zeigen; Wem ist auch der Pfad bekannt?
„Denn die Geber liegt gefället, und wir steh'n an Grabes-Rand.
„Ach es klebt des Säuglings Zunge an dem Gaumen fest in Noth,
„Und die Kinder heischen Speise, Niemand reicht den Kleinen Brot."

Horch! nun hallen laut die Glocken! „Ruhm und Ehr' in Ewigkeit,
„Alleluja! auferstanden ist der Herr nach kurzer Zeit.
„Juble Königin des Himmels, die für uns den Herrn gebar;
„Freuet euch ihr Cherubime, freue dich du Engelschaar.

„Freuet euch ihr Menschenkinder, denn es floß für euch sein Blut,
„Und es leuchten seine Wunden mit der Liebe Strahlengluth.
„Freuet euch ihr Berg' und Thäler, freue dich du blaues Meer,
„Alleluja! Alleluja! auferstanden ist der Heer.

„Bittrer Tod, wo ist dein Stachel? da der Welterlöser lebt,
„Der aus dunklem Grabes Schlunde hoch das Siegpannier erhebt.
„Denn sein Antlitz gleicht dem Blitze, sein Gewand ist rein wie Schnee,
„Alleluja! sicher weiß ich, daß auch ich einst aufersteh'."

Nicht mehr Schwarz bedeckt die Kirche, freudenvoller Lichterschein
Ladet zum Erstehungsfeste Töne, Farben, Blumen, ein;
Tausend güldne Schilder prangen mit des Frühlings Farbenpracht,
Schimmernd strahlt die Purpurdecke; jedes Herz ist neu erwacht.

Blumenschmuck und Wohlgerüche wechseln ab im süßen Streit,
„Denn der Baum am Wasserfalle bringt die Frucht zur rechten Zeit."
Und im höchsten Prunkgewande, Kaiser, Töchter, Kaiserin,
Reich geschmücket mit Juwelen, treten zum Altare hin.

Rauschend wogt die Macht der Töne, der Posannen Feierschall,
Freude, Friede, Alleluja! ruft des Domes Wiederhall.
„Siegreich führt er seine Schaaren zu des ew'gen Vaters Theon,
„Sie genießen seines Leidens, seines Kreuzestodes Lohn.

„Wir sind Volk von seiner Weide, das er sich zur Herde nahm
„Und erlöset sind die Schafe durch das unschuldsvolle Lamm.
„Groß, gewaltig ist die Liebe in dem blut'gen Opfertod,
„Doch noch größer ist die Liebe, da er blieb im heil'gen Brot.

Sanctus, Sanctus, schallt das Glöcklein: „heilig Herr Gott Sabaoth
„Voll der Ehre, Erd' und Himmel preisen dich erstand'nen Gott."
Auf den Knieen liegt die Menge, leise seufzt der Bether Chor,
Und der Priester am Altare hebt den heil'gen Leib empor.

Mittekind stürzt mit zu Boden, blickt zur heil'gen Hostie hin,
Da ereignet sich ein Wunder, denn die Oblate will ihn ziehn,
Und er sieht mit starrem Auge, in des frommen Priesters Hand,
Jesum selbst als holdes Kindlein, mit der Sonne Lichtgewand.

Sieht das süße Knablein segnen, eingeh'n in des Priesters Mund,
Und er sieht es jedem reichen Knieend am Altarsrunde,
So dem Kaiser wie dem Bettler gibt der wahre Gott sich dar,
Wird als Lebenspreis genossen von der gläub'gen Christenschaar.

Nimmer kann er sich mehr halten, und er ruft mit Wonn' und Schmerz:
„Wahrhaft bist du Gott der Christen! Deine Liebe brach mein Herz."

Da erkennt ihn Kaiser Carol. „Das ist Sachsens kühner Held,
„Den nicht ich und meine Heere, den der wahre Gott gefallt."

Und er schließt ihn in die Arme: „Nimmer sollst du mehr entflieh'n,
„Denn der Herr hat mich erhöret, seine Gnade dir verliehn.
„Nicht die Schwerter, Speer und Lanze, nicht das wilde Feuergeschoß
„Sind die Waffen seiner Allmacht, durch die Liebe ist er groß.

„Darum folge seinem Rufe, tret' zur Kirche Christi ein,
„Und empfang die heil'ge Taufe, ich will selbst dein Pathe seyn.
„Sey hinfüro Sachsens Herzog, sey der Christen Schirm und Hort,
„Frei und unabhängig herrsche dein Geschlecht in Deutschland fort.

Alle Sachsen folgten treulich ihrem Herzog, kühn und gut,
Der als Leu dem Christusstamme nun gewicht sein tapfres Blut.
Und so sind die Heidenvölker, aus des Aberglaubens Nacht,
In dem wilden Sachsenlande, zu dem wahren Tag erwacht.

v. H.... l.

Das Ablösungs-Gesetz vom 4. März 1849.

3.

Bei den meisten unterthänigen Leistungen ist es für den Pflichtigen schon ein großer Vortheil, wenn es ihm überlassen bleibt, statt derselben eine feste jährliche Geldrente zu entrichten.

Bei der Naturalrobot zum Beispiele leidet der Pflichtige doch immer für sich und sein Gespann einen bedeutenden Zeitverlust, wenn er der Herrschaft auch wenig oder gar nichts genützt hat. Dasselbe ist der Fall beim Zehent, wodurch Körnerverlust und Versäumniß in der Einbringung für den Zehentholden oft bedeutende Nachtheile entstehen. In der Regel wird es daher jeder tüchtige Landwirth vorziehen, sich durch einen Reluitionsbetrag von seiner Schuldigkeit zu befreien; der einsichtsvolle Gutsbesitzer wird sich aber auch leicht entschließen, diese Geldrente billig anzusetzen, da er den größten Theil der Einbringungskosten erspart.

Aber selbst dann, wenn der Bauer das volle Aequivalent seiner Naturalschuldigkeit in Geld abführt, ist die vollkommene Freiheit in der Bebauung seiner Felder und der zweckmäßigsten Benützung seines Grundeigenthums für ihn ein Gewinn.

Wenn nun das Ablösungsgesetz vom 4. März d. J. den an die Stelle der bisherigen unterthänigen Naturalleistungen tretenden Reluitionsbetrag auf ein Drittheil dessen, was der Bauer bisher geleistet hat, herabsetzt, und es dem Landmanne überläßt, ob und wann er sich durch Bezahlung eines Ablösungskapitals von der einen oder andern Leistung ganz frei machen will, so ist für die Erleichterung und Befreiung des Landmannes wohl Alles geschehen, was billiger Weise erwartet werden konnte.

Manche werden aber auch noch dieses Drittheil, welches der Verpflichtete zu entrichten hat, zu hoch finden.

Für diese bemerken wir, daß nicht bloß der reiche Adel, den man sich immer unter den Herrschaftsbesitzern denkt, sondern der Staat selbst und eine Menge von Armen- und Krankenstiftungen und andern wohlthätigen Anstalten bei der Ablösung ins Mitleid gezogen werden.

Wollte man die Entschädigung noch mehr herabsetzen, wie könnte dann der Staat seine Verpflichtungen, welche auf seinen Feudal- und Grundrechten ruhen, noch tragen; wie wären die Stiftungen im Stande ihre Verbindlichkeiten gegen Arme und Kranke zu erfüllen?

Auch viele Waisengelder, welche unter Festhaltung der frühern gesetzlichen Capitalisirungsgrundsätze auf Herrschaften geliehen wurden, würden verloren gehen; der Capitalisten, die sich in gleichem Verhältnisse befinden, gar nicht zu gedenken.

Auch sind nicht alle Herrschaftsbesitzer reiche Leute; es gibt unter ihnen viele arme Familien, die jeden Verlust schmerzlich empfinden. Aber selbst der hohe Adel verdient Rücksicht, denn er hat die Leiden des Volkes häufig gemildert und für das Vaterland oft die größten Opfer gebracht.

Anderntheils haben die Unterthanen ihre Besitzungen mit den darauf haftenden Lasten um verhältmäßig geringere Preise übernommen, und die Vortheile der Ablösung kommen den ärmsten Gemeinden eben so, wie dem wohlhabenden und besser dotirten Bauernstande zu Statten.

Daß aber das österreichische Ablösungsgesetz vom 4. März d. J. dem Landmanne weit günstiger ist, als alle auswärtigen Ablösungsgesetze, wird durch einen vergleichenden Ueberblick der auswärtigen Legislaturen jedem unbefangenen Leser klar werden.

Im Königreiche Baiern wurde der Grundsatz der Ablösbarkeit aller aus dem grundherrlichen Verbande abgeleiteten Renten und Lasten, Geld oder Naturalreichnisse und Dienste verfassungsmäßig ausgesprochen; allein die Ablösungsnormen waren dem Uebereinkommen der Grundherren und Grundholden anheimgestellt, so daß, wo ein solches Uebereinkommen nicht zu Stande kam, die zuständigen Civilgerichte zu entscheiden hatten.

Begreiflich ist aber, daß die Civilgerichte die Ablösung nur gegen volle Entschädigung des Berechtigten durch den Verpflichteten aussprechen konnten. In neuester Zeit hat die bairische Gesetzgebung, um dem allgemein gefühlten Drucke der bäuerlichen Grundlasten einigermaßen abzuhelfen, zwar einen Schritt vorwärts gethan, allein diese Bestrebungen bleiben weit zurück hinter den liberalen und definitiven Bestimmungen unseres Ablösungsgesetzes vom 4. März d. J.

Im Königreiche Sachsen haben die Ablösungen der Grundlasten und der persönlichen Dienste aller Art vor den übrigen deutschen Staaten die schnellsten und bedeutendsten Fortschritte gemacht, aber auch da mußte der Verpflichtete die Ablösung ganz aus eigenen Mitteln bestreiten und das Gesetz hat bei Durchführung dieses Grundsatzes nur Billigkeitsrücksichten genommen, damit den Verpflichteten nicht unerschwingliche Entschädigungen angesonnen werden.

Ueber die Art der Abschätzung der abzulösenden Frohnen und Dienste ist in Sachsen der Grundsatz gesetzlich, daß dieselben nach dem Betrage der Kosten abzuschätzen sind, welche der Berechtigte von dem Verpflichteten zu erhalten hat, um damit die bisher bestrittene Arbeit zu bewerkstelligen. Der Reiner-

trag solcher Dienste für den Berechtigten bildet den Maßstab für die Festsetzung des Ablösungskapitals. Eben so wird die Laudemialpflicht besonders abgeschätzt und die Capitalsentschädigung vom Verpflichteten geleistet.

In Württemberg ist zur Beseitigung der auf den Grund und Boden ruhenden Lasten unter 14ten April v. J. ein eigenes Gesetz erlassen worden. Aber auch hier hat der Verpflichtete allein die Entschädigung zu leisten. Das Entschädigungskapital beträgt bei allen Arten von Veränderungsgebühren das Zwölffache, bei allen übrigen Arten von Grundabgaben und Leistungen das Sechszehnfache des durchschnittlichen Jahresertrages nach Abzug des Verwaltungsaufwandes.

Im Großherzogthume Baden wurde die Entschädigung für persönliche Leibeigenschaftsabgaben aus der Staatskasse entrichtet. Die übrigen unterthänigen Leistungen sind unter der Intervention des Staates und unter verschiedenen Erleichterungen vom Pflichtigen abzulösen.

Im Herzogthume Nassau wurde die Ablösung durch eine Landescreditscasse, welche den ablösenden Grundbesitzern Capitalien auf Annuitäten vorschußweise zukommen ließ, zwar vermittelt, allein die Ablösung fällt ganz dem Pflichtigen zur Last.

Im Königreiche Hannover ist die Ablösung der Grundlasten bereits sehr weit fortgeschritten. Zur großen Zufriedenheit der Berechtigten und Verpflichteten, noch mehr aber zur Förderung der allgemeinen Landeswohlfahrt wurde die Ablösungsfrage auf dem friedlichen Wege der Gesetzgebung glücklich gelöst. Die Entschädigung für die Herrschaften ist nicht in allen Theilen des Königreichs gleich; man kann aber im Durchschnitte annehmen, daß dem Realberechtigten eine Capitalsabfindung zum fünfzehnfachen Betrage der Gefälle gewährt wurde. Diese Capitalsabfindung hat der Pflichtige zu leisten.*)

W. A. B.

Oesterreich Ein Staat.

In der Sitzung der Nationalversammlung zu Frankfurt vom 24. März wurde der dritte Paragraph der Reichsverfassung folgendermassen angenommen: „Wenn ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen Lande dasselbe Staatsoberhaupt hat, so soll das deutsche Land eine von dem nichtdeutschen Lande getrennte, eigene Verfassung, Regierung und Verwaltung haben.“ — Der schöne Wahlspruch unseres Jünglings-Kaisers heißt: „Mit vereinten Kräften;“ also vereint sollen die Kräfte unseres großen Staates wirken, was nur durch gleichmäßige Gesetze, dieselbe Regierung, und die nämliche, ausübende Gewalt geschehen kann. Die Gesetze gibt der Monarch nach Rath seines Ministeriums, gemeinschaftlich mit den Vertretern der Bewohner des großen Gesammt-Staates. Die ausübende Gewalt gehört dem Kaiser allein, berathen von dem Ministerium. Würde die Verfassung und die Verwaltung getrennt, so müßte es auch das Ministerium und die National-Vertretungen werden; es müßte demnach ein Ministerium für, zum deutschen Bunde gehörige Provinzen bestehen, und ein anderes für die Nichtdeutschen. Wie könnte da auf eine Einigung zu rechnen seyn, wie der Monarch den Berathungen seiner, über denselben Gegenstand sehr möglicher Weise diese und jene Ansicht habenden Ministerien nachkommen, wie den Entschlüssen der verschieden lautenden Entscheidungen der getrennten Volksvertretungen entsprechen, wie mit der zerrissenen Militärverfassung derselbe Zweck erzielt, wie der Staat im Auslande doppelt und doch ohne Widerspruch vertreten werden? Welch üble Folgen insbesondere eine getrennte Militärverfassung in einem Staate, wie es Oesterreich ist, erzeugt, erleben wir leider zur Genüge in Ungarn, wo der Aufstand nie diese Waffenmacht erlangt hätte, wenn man nicht leider im Jahre 1848 dem Andrängen Kossuth's nachgegeben, und ein eigenes Kriegsministerium für das Königreich Ungarn errichtet hätte, was zur traurigen Folge hatte, daß viele ungarische Truppen, insbesondere die meisten Husarenregimenter, stets eine ausgezeichnete, leichte Cavallerie, der übrigen österreichischen Armee gleichsam entfremdet wurden. Was geschähe erst dann, wenn man Galizien, welches Oesterreich so tapfere Soldaten in Menge liefert, wenn man Croatien mit seinen vortrefflichen Grenzregimentern, Slavonien und Siebenbürgen trennen wollte. Wie würden sich die Finanzen gestalten, wenn zwei Finanzminister wären, wenn ungleiche Besteuerung, überhaupt zwei getrennte Staatstheile beständen.

Vorbei wäre es dann mit der Anwendbarkeit des kaiserlichen Wahlspruches, denn die Kräfte würden zersplittert und dadurch der ganze Staat einem Zerfalle zugeführt. Ein anderes ist es, um die Bewahrung der verschiedenen Interessen der Kronländer, insoferne solche nur auf diese Bezug nehmen, ein anderes das Interesse des Gesammtstaates, zu dessen Verbindung es nicht genügt, denselben Monarchen zu haben, sondern es müssen, wie bereits bemerkt wurde, die Kräfte vereint seyn, und diese Kräfte liegen im Ministerium, in der Staatsvertretung und in der Armee. Nur durch letztere vermag Gerechtigkeit, Gesetz und Ordnung beschützt und gehandhabt werden. —

Also Ein Monarch, Ein Gesammt-Ministerium, Eine Vertretung und Eine Armee.

R.

*) Wir verweisen für das Königreich Sachsen auf die Mandate vom 13 August und 20. September 1830 und das Ablösungsgesetz vom 17. März 1832 mit den Novellen vom 28. Sept 1833 und 14 Juli 1840; für das Königreich Württemberg auf das Ablösungsgesetz vom 14. April 1848; für das Großherzogthum Hessen-Darmstadt auf die Verordnung vom 15 August 1818, auf die Gesetze vom 25. Jänner 1831 und 30. Juni 1836; für das Churfürstenthum Hessen auf das Ablösungsgesetz vom 23. Juni 1832 mit den Zusätzen vom 31. März und 2. April 1835; für das Großherzogthum Baden auf das Gesetz vom 15. October 1820 nebst Nachtragsverordnungen und das Zehentablösungsgesetz vom 15. November 1833; für Hannover auf die Ablösungsordnung vom Jahre 1831.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 28. Klagenfurt, Sonnabend den 7. April 1849.

Kärntens Volkshymne.

Segne Kärnten, Herr der Welten!
Unser theu'res Vaterland;
Laß, daß als ein Volk wir gelten,
Seyn des Glückes Unterpfand.
Unserm Herzog, Vater! spende
Deine ganze Vaterhuld,
Und von seinem Throne wende
Jedes Unheil, jede Schuld.

Wie im März wir frei geworden,
Lasse frei uns bleiben stets,
Nicht gleich zügellosen Horden,
Sondern frei durch das Gesetz.
Fest wie uns're Gletscherriesen
Laß uns steh'n im Sturm der Zeit,
Sanft wie unsere Alpenwiesen
Von uns bannen jeden Streit.

Wo und wie zu Gott wir flehen,
Zünde keinen Bruderkrieg —
Wenn die Formen auch verwehen,
Ewig währt des Geistes Sieg.
Deutsche, Slaven, eine Liebe
Feß'le sie an Joseph Franz,
Daß kein Völkerhaß je trübe
Seiner Krone Jugendglanz.

Laß, o Gott, das Wort, das freie
Künden nur, was wahr und gut,
Jeder Kärntner freudig weihe
Seiner Freiheit Gut und Blut.
Wie sich auch die Zeit gestalte,
Schirme uns mit starker Hand,
Unsern Herzog, Gott! erhalte,
Und sein treues Kärntnerland.

J. F. Z.

Zur Doppelfeier am 26. März 1849.

Wir tragen hier zwei auf die in der „Carinthia" vom 31. März 1849, Nro. 25, beschriebene „Kirchliche Doppelfeier zu Klagenfurt" sich beziehende Chronographica nach, sie lauten:

1.

spIneae DIVI saLVatorIs Coronae
saeCVLI araM
pII atqVe gratI eXornarVnt
VrbanI.

2.

Iosephe
saCerDos IVbILar
VrbIs hVIVs aMor
LaetVs pIetatIs
eXCIpIas thVra.

J. K.

Kirchliches vom Unterrosenthale.

In unsern Tagen, wo die Zahl derjenigen Legion ist, die gegen das über achtzehn Jahrhundert alte katholische Christenthum auf die eine oder andere Weise eifern, und, wie es den Anschein hat, am liebsten sähen, daß an der Stelle der im Leben und Sterben beseligenden Religion, die allein die Menschen zur Freiheit der Kinder Gottes führt, sich der nach der allerneuesten Weisheit alleinseligmachende Unglaube breit machen möchte in der Welt, — in einer Zeit, wo politische Kämpfe und Kämpfe in der Menschheit wühlen, und durch all' das weltlich interessante und interessirte Treiben auf diesem Ameisenhaufen — das ewige Vaterland über den Sternen uns beinahe vergessen machen, — in den Tagen nämlich, die so laut allerwärts eine Religionsfreiheit predigen, bei welcher es allwegs darauf abgesehen zu seyn scheint, die Lehre vom Kreuze neuerdings — wie ehedem schon — als Aergerniß oder Thorheit darzustellen und als solche zu verschreien —

in den Frühlingsmonden derartiger Freiheit, liebe Leſer! iſt es doppelt erfreulich, von wahrhaften Kundgebungen religiöſen Sinnes, von guten Lebenszeichen echten Chriſtenthumes, von ſchönen Andachtsblüthen Bericht erſtatten zu können. Ja wohl! noch thront in vielen Chriſtenherzen der mit Dornen gekrönte König der Glorie, noch erhält Er nachahmungswürdige Huldigungen von vielen Seiner Erlöſten, noch erinnern mit dankbarer Rührung ſich Tauſende des bittern Kelches, den Er um unſertwillen getrunken, noch ſuchen und finden Gott liebende Seelen zu den Füſſen des Kreuzes jenen Frieden, welchen die Welt nicht geben kann. Iſt der hundertjährige Flor der hl. Hauptandacht in der Hauptſtadt Kärntens nicht ein ſprechender Beweis hievon? Und breitet dieſer Fruchtbaum kirchlichen Lebens nicht weit aus im Lande ſeine blühenden Aeſte? Auch im Unterroſenthale trägt dieſe Andacht in Ferlach, Gleinach, Suetſchach und Kapvel ſchöne Blüthen und Früchte. Am erſt genannten Orte wurde die hl. Hauptandacht durch den ob ſeiner vielen — zumal in den Kriegsjahren beſtandenen — Prüfungen bekannten Baron v. Silbernagl (Ignaz [1]) gegründet, und wird, weil frommer Sinn und Religioſität in der Familie fortan einheimiſch ſind, von den Nachkommen des Begründers fortwährend unterhalten. Dieß, und was die Silbernagl'ſchen ſonſt, und mit ihnen die Beſſeren der Pfarrgemeinde für die Kirche und Förderung der Andacht ſchon gethan haben und noch thun — liefert den erfreulichen Beweis, daß die Liebe zum Hauſe des Herrn, und der Eifer für den Ort, wo Gottes Ehre wohnt, hier nicht an der Schwindſucht leide, deren Symptome man ſonſt heutzutage ſo hin und wieder in der Welt wahrzunehmen wohl Gelegenheit bekommt. Die hl. Hauptandacht nahm aber am Lätareſonntage, wo ſie bekanntlich überall beginnt, in Ferlach einen insonderheit feierlichen Anfang, weil dießmal noch eine andere Feierlichkeit damit in Verbindung kam, wovon Kunde zu geben ein Augen- und Ohrenzeuge ſich das Vergnügen nicht verſagen kann. Predigt, Amt, Te Deum, Volkshymne, Pöllerſchüſſe und Salven der hieſigen National-Garde, die unter ihrem trefflichen Commandanten Herrn Ignaz Jüſt und Herrn Hauptmann Anton Kaſtner eine in jeder Beziehung würdige Haltung beobachtet, beſagten, daß Prieſter und Volk mit ihrem Bezirks-Commiſſär ſammt übrigen Beamten [1]) (von Hollenburg zum Gottesdienſt eigens anhergekommen und dem ganzen in würdiger erbaulicher Haltung anwohnend) heute etwas am Herzen haben, was Allen Eine Stimmung mittheilt und ſie im Innern in freudige Bewegung ſetzt. Lob nämlich dafür, daß der allmächtige Lenker menſchlicher Geſchicke gerade vor einem Jahre — Mitte März 1848 — in Oeſterreich ein Syſtem fallen ließ, das einmal zu ſchwer auf dem Nacken der Völker laſtetete; Preis dafür, daß wir an Kaiſer Franz Joſeph den Morgenſtern einer beſſern Zukunft und an Seiner Seite ein Miniſterium haben, das kräftig an- und eingreift, geſinnungstüchtig und Vertrauen einflößend iſt; Dank auch, ja innigſter Dank dafür, daß wir das älteſte Herzogthum der Monarchie, unſer liebes theures Kärnten nun nicht mehr im Schlepptau einer andern Provinz wiſſen, ſondern als eigenes Kronland ſehen; Danksagung endlich dafür, daß uns im März 1849 einmal eine Reichsverfaſſung verliehen worden iſt, nachdem im vorigen Jahre der März eine verſprochen, der April eine gegeben, der Mai ſie, wie eine Blüthe, der keine Frucht folgen ſoll, im Sturm verweht, — dann der Oktober mit ſeinem Blutregen und Feuerhagel uns faſt jeden Hoffnungsbau conſtitutioneller Freiheit zerſtört, — und der — nun ſelige Reichstag — ſich grundrechtlich zu todt disputirend — auch nach ſeiner babyloniſchen Ueberſiedelung — keine Conſtitution zu Stande gebracht hatte. —

Lob, Preis und Dank ſollte indeß nicht das Einzige ſeyn, wozu wir uns im Gotteshauſe ſo zahlreich verſammelten, Bittgebet auch ſollt' es ſeyn, wozu wir uns aufgefordert fühlten, und daran auch von der Kanzel erinuert wurden — Bitten ja! um die Erkenntniß deſſen nämlich, was zu unſerm Frieden dient: es dient aber, hieß es, zu unſerm Frieden, wenn wir dem Kaiſer geben, was des Kaiſers und Gott, was Gottes iſt. Gott, dem Kaiſer, dem Vaterland und uns ſelbſt können wir, ſo lautete die Ermahnung, nur dadurch Genüge thun, daß wir in allem Thun und Laſſen feſt an der Conſtitution halten, welche der ewige Souverain des Weltalls für die Völker aller Zeiten und Zonen auf Sinai gegeben, ſie durch Seinen anbetungswürdigen Geſandten Chriſtus ſo deutlich erklärt, und ſo liebevoll Allen an's Herz gelegt hat. Jede grobe Verletzung der Gottesreichs-Verfaſſungs-Urkunde — ſagte der Prediger beiläufig — macht uns zu Majeſtäts-Verbrechern an dem Könige, der ſich für uns mit Dornen krönen ließ, dann den blutigen Thron des Kreuzes beſtieg, um daran zu ſterben, auf daß wir leben; gleichwie Mißachtung landesfürſtlicher und obrigkeitlicher Anordnungen, Aufſtehung und offener Ungehorſam gegen die über uns geſetzte Gewalt auch vor der Welt uns zu Rebellen macht! Empörung gegen göttliche und menſchliche Autorität aber führt, weil ſie gegen die natürliche Ordnung der Dinge iſt, unvermeidlich den Ruin zeitlichen Glücks und Wohlſtands herbei, überdem, daß ſolch' Beginnen, weil gegen Gottes Anordnung gerichtet, dem hoffärtigen Menſchengeiſte Furchtbares nur in Ausſicht ſtellt in der Zukunft „über jener Grenze, wo die Wage rollt.“

Die Vermahnung zur Erkennung, Beachtung und Verwirklichung im Leben alles deſſen, was zeitlich und ewig zum Frieden dient, verſtand ſich dann von ſelbſt. Die ganze Haltung der Verſammlung voll heiligen Ernſtes, ihre feierliche Stimmung beim Gottesdienſte und darnach, die gute Aufnahme der überſichtlich angeführten Worte und deren Anerkennung als Wahrheit dürfte doch wohl zu der Annahme berechtigen, daß der Geiſt der Bevölkerung hiervon im Ganzen ein guter ſeyn und die Pfarrgemeinde Ferlach reiner Waizen, und daß für's Unkraut, welches der Feind ſo fleißig hier wie anderwärts auszuſtreuen ſich das Teufelsgeſchäft macht, allda kein Boden gefunden, vielmehr von der ſtarken Majorität der Intelligenten und Guten der ſchlechte Same gänzlichem Verkommen und Verkümmern preisgegeben werde.

---

[1]) Der Freiherr iſt wegen dieſer Andacht ſowohl als auch wegen anderweitiger Belebung und Förderung andächtiger Gottesverehrung hier in geſegnetem Andenken.

Sey aufrichtig, lieber Leſer, und geſteh' es dir ſelbſt: ob du — zumal in der Sterbeſtunde — nicht viel lieber an eines

solchen Christen Stelle seyn, als — in dem für die ganze Ewigkeit entscheidenden Momente — in der Haut eines Menschen stecken möchtest, der ohne Religion leben kann und — man weiß nicht, wie — sterben will.

*) Referent des obigen kann's bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt lassen, welch guten Eindruck auf's Volk es immer macht, wenn obrigkeitliche Personen und auch andere vom „Herrenstande“ den Gottesdienst frequentiren und dabei durch ihre Benehmungsweise zeigen, daß sie die Kirche von einem Theater wohl zu unterscheiden wissen. Im Gegentheile ist theilweise oder gar gänzliche Vernachlässigung der öffentlichen Gottesverehrung von Seite der Beamten oder auch ein — allen jenen kirchlichen Anstand, welchen das Volk zu beobachten und beobachtet zu sehen gewohnt ist — verletzendes Benehmen, wodurch hie und da subalterne Beamte am Lande sich bisweilen bemerkbar machen wollen, am allerersten geeignet, das ganze obrigkeitliche Personale in eine Art Verdacht und um's Zutrauen zur „Herrschaft“ zu bringen. Wer das Volk kennt, der hört was es denkt, nicht erst was es spricht. „Thuß du, Amtsdiener und du, Förster, Schreiber u. s. w. äußerlich nichts dergleichen, womit ich meinen Gott verehre“ — meint der Bauer — „gilt das, was mir heilig ist, dir nichts — so gelt' auch ich dir nichts; du hast ein weites Gewissen und wirst mit mir kurzen Prozeß machen, wann und wie du magst.“ —

Aber noch Eines, wobei in gewisser Beziehung auch Kirchliches mit in Berührung kömmt. Als im vorigen Jahre, wie männiglich bekannt, die Freiheit der Jagd am Landtage zur Sprache und in Folge dessen am Land alsogleich fast überall zu der bekanntlich nicht beliebten Praxis kam — so ließ sich ein Zeitungsartikel, der mit den vernünftigsten Gründen gegen die Freigebung der Jagd sich aussprach, unter andern auch mit dem vernehmen, daß bei unbeschränkter Jagdfreiheit Bauern, Burschen, Lehrjungen u. s. w. Sonn- und Feiertags jagen werden, statt zur Kirche oder Schule zu gehen. Wir bekamen an dieser Prophezeihung den seltenen Vorzug vor andern zu bewundern, daß sie an manchen Orten fast in derselben Zeit, wo sie gemacht worden, auch schon buchstäblich eingetroffen ist!

Woher und warum ging denn aber das Ding so schnell und so gut von Statten? — In „Cabale und Liebe“ heißt's: „das Gesinde macht's der Herrschaft nach.“ Und im wirklichen Leben heißt's nicht nur, sondern ist's ohne Cabale und Liebe so: die Bauern machen's den Herren nach. Ist nicht oft und lange zuvor, als unsere Schuhuhen Jäger wurden, im Lande rund um auf Feldern und in Wäldern manchen Sonn- und Feiertag das Treiben der Stadt- und Landjägermeister gehört worden, während das Volk zur Kirche und vom Gottesdienste heimging? — Ja wohl! es sind nicht selten, aber auch sonderliche Fragen gehört worden: „Gehen denn die Sonntags nicht in die Meß? Hören's nie a Predigt? brauchen denn d' Herren den Herrgott nit? oder glaubens wahrhaftig nir?“

Die Hand auf's Herz, und den Blick in's Gewissensjournal hinein: mehr oder weniger haben wir alle gefehlt und finden demnach manches gut zu machen; gehen wir die Besserung in Gottes Namen an und werden wir in diesem Sinne allesammt radical — der einzige Radicalismus, der Gutes ohne Gefahr und Schaden bringt.

Der Einsender.

Düte zum Sträußchen

und zu noch einigen Blumen des Herrn Karl von Webenau.

Da es scheint, daß nun sowohl Herr Karl Edler von Webenau als ich genugsam eigene Ansichten in Bezug auf Fideicommiß-Institute den geehrten Lesern der „Carinthia“ mitgetheilt haben, und es sehr zu befahren stehet, daß eine noch weitere Fortsetzung dieses Thema's sie sehr langweilen würde, ja zu befürchten ist, daß dieses bereits schon der Fall war, so unterlasse ich die detaillirte Entgegnung auf des Hrn. v. Webenau sogenanntes Schlußwort über besagten Gegenstand, die Beurtheilung für oder gegen jene Ansichten Andern überlassend.

Doch in Bezug des Geschehenen, hinsichtlich des Geschichtlichen nämlich, kann ich nicht den Vorwurf auf mir lasten lassen, als hätte ich mich auf Unrichtiges berufen, oder Unwahres gesagt, weßhalb ich zur Bekräftigung des Geschichtlichen, daß Kaiser Napoleon wirklich die Fideicommisse wieder einführte, nachfolgendes, auf unträgliche Quellen fußendes Werk anführe, nämlich: „Geschichte der europäischen Staaten,“ herausgegeben von Heeren und Ukert, Abtheilung: Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter, von Wilhelm Wachsmuth, dritter Theil, aufgelegt zu Hamburg bei Perthes 1843, drittes Capitel, in welchem es wörtlich folgendermaßen heißt: „Je mehr nun eine geistige Kraft zur Bekämpfung des Kaiserreiches mit revolutionärem Ungeſtüme sich zu entwickeln begann, um so bedeutsamer sind zwei kurz vor dem Beginn des Krieges auf der pyrenäischen Halbinsel von Napoleon getroffenen Einrichtungen, deren erstere durch Einführung von Adelstiteln für das Kaiserreich das revolutionäre Princip der Gleichheit in diesem gänzlich zu Grabe legte.“ — Nun führt dieses Werk in Bezug des Adels und der Majorate ungefähr daſselbe an, was, wie ich bereits erwähnte, Schneller und Schüß sagten, und setzt noch hinzu: „das zweite zugleich hiermit erschienene Decret über Majorate (Moniteur vom 16. März 1808, in Folge Dekret vom 1. März 1808) bestimmt, daß Ausnahmen vom gemeinen Rechte, welches Substitutionen verbot, nur auf den Grund vom Kaiser verliehenen Titel stattfinden solle, und gibt das zur Erlangung dieses Rechtes vor dem Reichs-Erzkanzler zu beobachtende Verfahren an. Die zu Majoraten bestimmten Güter sollten unveräußerlich seyn, und weder der Verpfändung, noch der Beschlagnahme unterliegen (ils ne peuvent être engagés ni saisis). Auch Unterthanen, welche wünschten Majorate zu stiften, sollte es erlaubt seyn, zu dem Zwecke ein Gesuch an die Regierung zu richten.“

Napoleon erkannte also, daß zur Monarchie Adelsfamilien gehören, (sogar Montesquieu betrachtete Clerus und Adel als die Grundpfeiler der Monarchie) und daß diese, weil die Welt so ist, wie sie ist, ohne angemessene Dotirung nicht im erforderlichen Ansehen bleiben können, darum die Errichtung von Fideicommissen, was man jedoch keine Pflanzschule nennen kann. Der Umstand, daß man die Fideicommiß-Institute in Frankreich zur Zeit der Revolution aufhob, spricht in

einer Monarchie noch mehr für sie, da man zur Erzielung einer Republik sich bestieß, alle Institute einer Monarchie wegzuräumen, also auch wohl weiblich den Adel und seine Dotirung, denn auch einer constitutionellen Monarchie wird hierdurch Dauer verschafft, wie Großbritannien erweiset, wenn nämlich Constitution nicht als Gerüst zur Erbauung der Republik gebraucht werden soll.

Uebrigens sollte es meiner Meinung nach auch bürgerlichen Familien gestattet seyn, Fideicommisse zu errichten, welcher Fall, wie ich bereits bemerkte, in Graz mit Häusern eintrat, und Napoleon ebenfalls zuließ.

R.

Notizen.

— Aus Graz bringt die dortige Zeitung folgendes: Wie sehr der außerordentliche Mann, dessen gefeierter Name jetzt neuerdings von Mund zu Munde, von Herz zu Herzen geht, mit wahrer Heldengröße die gewinnendste Bescheidenheit und Gemüthstiefe verbindet, möge der freundliche Leser auch aus dem nachstehenden Zuge entnehmen: Die Herren Brüder Rospini in Graz ließen, wie bekannt, von dem heimischen Bildhauer Herrn Meirner, welcher den Feldmarschall Radetzky in Mailand für ein monumentales Standbild modellirte, ein eigenes Modell in kleinem Maßstabe aus Holz anfertigen, und in Wien aus Bronce ausführen. Von dieser, nach dem Urtheile Aller, die den Feldherrn persönlich zu kennen das Glück haben, durch sprechende Aehnlichkeit ausgezeichneten Statuette haben die genannten Herren ein sehr sorgfältig rein gearbeitetes, mit einem geschmackvollen Postamente versehenes Exemplar in reich vergoldeter Bronce dem Herrn Grafen Radetzky mit der Bitte eingesendet, es als einen kleinen Beweis ihrer Hochachtung und Verehrung anzunehmen. Der Heldengreis verschmähte die patriotische Gabe nicht, und drückte seinen Dank dafür in einem eigenhändigen Antwortsschreiben aus, welches wir zu Gesichte bekamen und mit Genehmigung der Herren Brüder Rospini hier abdrucken. Es lautet, wie folgt: „Meine Herren! Ich kann Mailand nicht verlassen, ohne Ihnen, meine Herren, wenn auch nur mit wenig Worten, meinen wärmsten Dank für die Statuette auszudrücken, die Sie so gut waren, mir zu übersenden. Wenn ich aber gerne diese freundliche Gabe empfange, so wollen Sie versichert seyn, daß ich vollkommen ihre Bedeutung erkenne. Es ist nicht meine Persönlichkeit, sondern die Armee, der in ihrem Haupte eine wohlverdiente Huldigung geboten wird. Verzeihen Sie mir, wenn ich mich so kurz fasse, aber die Zeit drängt, der Feind steht an unsern Grenzen und deßhalb dürften wenige Worte aufrichtigen Dankes Männern von so vaterländischen Gefühlen genügen. Empfangen Sie die Versicherung besonderer Achtung. Ihr gehorsamer Diener

Radetzky.

Hauptquartier Mailand am 14. März 1849."

— Das Grab-Monument Kaiser Napoleons wird nun wohl bald zusammengestellt seyn. Der Oesterreichische Courier bringt aus französischen Zeitungen folgende Beschreibung hierüber: Eine ungeheure kreisförmige Gruft ist unter dem Invalidendom gegraben worden. Der Sarkophag, den Sarg Nepoleons enthaltend, wird auf einem dreifachen Piedestal von grünem Marmor in der Mitte dieser Gruft sich erheben. Ein Porphyrblock wird den Sarkophag decken. Eine niedere Gallerie mit reicher Mosaikarbeit und Basreliefs geschmückt, in Marmor gearbeitet die vorzüglichen Momente aus dem Leben des Kaisers vorstellend, umgibt den Sarkophag. Zwölf kolossale Statuen in weißem Marmor, von denen sechs bereits aufgestellt sind, stützen eine Obergallerie, die den Ueberblick auf das ganze Monument gibt und bestiegen werden kann. Diese allegerischen Statuen, von dem Meißel Pradiers geformt, stellen die Wissenschaft, den Krieg, die Kunst, die Gesetzgebung ꝛc. vor. In der Front, dem Grabmale gegenüber, ist ein aus schwarz- und weißgeädertem Marmor bestehender Altar errichtet. Vier große Säulen in ähnlichem Marmor tragen einen Prachthimmel, der in Holz geschnizt und reich vergoldet ist. Zehn weiße Stufen aus einem Marmorblock aus Carrara geschnitten, führen zu dem Todtenaltar. Auf jeder Seite zum Eingang der untern Gallerie befinden sich die Gräber des Generals Bertrand und Marschall Duroc. Der Mormor in rohem Zustande kostet 1,500,000 Franken. Die Sculpturen und Basreliefs von Simonet ausgeführt 600,000 Frs.

— Auf der Stelle der im Jahr 562 n. Chr. am Fuße des Dent du midi in der Schweiz, durch einen Bergsturz verschütteten Epanum, haben Arbeiter bei dem Ziehen eines Grabens eine Amphora mit mehr als 800 römischen Kupfermünzen, aus der Zeit des Diocletian, des Maximinian und Constantius Chlorus gefunden. Das Gefäß wurde durch einen Schlag mit der Hacke von dem Eigenthümer des Feldes fast muthwillig, aber unabsichtlich zerstört, indem er die zu Tage liegende Amphora für einen Stein hielt.

Offener Brief

aus dem Bade St. Leonhard ob Himmelberg.

Die herrliche Zeit der Ausflüge nahet herrn. Das vorige Jahr entsprach nicht dieser Erwartung. Bürger und Frauen waren, statt der Einladung Folge zu geben, am heimathlichen Herd als Wache geblieben. Heuer laden friedlichere Sterne. Soll auch da noch das konstitutionelle Leben, jenes ersehnte Leben, in scheuer Absperrung bestehen? — In die freie Natur hinaus! Hinauf auf die hohen, ewig heitern, lebensfrischen Berge! das Bad St. Leonhard feiert die heurige Eröffnung am 1. Mai. Denn

Auf den Bergen ist Freiheit! der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte.

(Schiller.)

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 29. Klagenfurt, Dinstag den 10. April 1849.

Der Sohn des Helden, Erzherzog Albrecht.

(Nach der Schlacht bei Novara am 23. März 1849.)

Held von Aspern! dessen Nachruhm
Auf der Clio Tafeln glänzt,
Dessen Bild mit heil'ger Andacht
Oest'reich huldigend bekränzt,
Freue Dich, ein leuchtend Beispiel
Auf des Kriegers rauher Bahn
Schwebt Dein ruhmgekröntes Leben
Deinem Heldensohn voran.

Ja, der ist des Ruhmes würdig,
Werth, daß ihn der Edle schätzt,
Der im Kampfe für das Rechte
Kühn sein Leben eingesetzt.
Und wie Du auf Aspern's Feldern
Stürmest in der Franken Reih'n,
Stürmte Er auch bei Novara
In des Feindes Massen ein.

Darum sey, mein schönes Oest'reich,
Stolz auf deiner Fürsten Muth,
Denn mit ihrem Leben wahren
Deine Freiheit sie, dein Gut.
Und wie sie die Gunst des Glückes
Stellte auf der Menschheit Höh'n,
Siehst Du auch in blut'gen Schlachten
Sie im Vordertreffen steh'n.

P. A. Budik.

Die Brieftasche.

Wahre Begebenheit, nacherzählt von Friedrich Reinhard.

Meinen Militärabschied in der Tasche, wanderte ich fröhlichen Muthes nach dem Städtchen D. Ich hatte Ursache, fröhlich zu seyn; denn nicht nur, daß ich frei war von jeder Verpflichtung, Kriegsdienste zu leisten, einen Förstersdienst antreten und mein treues Lieschen heiligen konnte: mir war auch nach einer Tante eine Erbschaft zugefallen, die ich an dem Ziele meiner kurzen Reise erheben sollte, und die sich auf die für mich bedeutende Summe von 500 fl. CM. belief.

Es war im September, als ich mich vor Tags auf den Weg gemacht hatte, und um 10 Uhr Vormittags war ich dort angekommen, wo ich das schon bereit liegende Geld sogleich erhielt. Des angenehmen Ereignisses wegen machte ich diesmal eine Ausnahme von der Alltagsregel, indem ich mir beim Mittagessen statt des gewöhnlichen Tischweines eine Bouteille alten Ungars vorsetzen ließ, mit dem ich den schmackhaften Braten behaglich hinunterschwemmte.

Es war schon 4 Uhr Nachmittags, als ich erst in der heitersten Laune und schwebenden Trittes vor die Stadt hinausgelangte. Anfangs war ich Willens gewesen, gleich nach dem Mittagessen meinen Rückweg anzutreten, um noch vor Abend zu Hause einzutreffen; allein am Gastische hatte ich eine gute Gesellschaft gefunden und überdieß noch im Orte einen Bekannten besucht, weßhalb ich wider Vermuthen mich dort so lange verhalten hatte.

Beiläufig eine halbe Stunde war ich fortgeschritten, als mir die Lust ankam, mein liebes Geld wieder in Augenschein zu nehmen, ich trat daher von der Straße ab; mich hinter einen wilden Rosenbusch setzend, zog ich die Brieftasche hervor und breitete auf meinem Schoße die Banknoten aus, um sie nochmals zu überzählen. Aus dieser angenehmen Beschäftigung riß mich plötzlich eine Stimme, die hart an meinem Ohre rief: „He, guter Freund! sind die Bildchen etwa zum Verkaufe?!“ — Erschrocken fuhr ich empor und

schnell die kostbaren Papiere zusammenraffend, wandte ich mich nach dem Sprecher um. Da erkannte ich in ihm einen jungen Mann, mit dem ich am Mittagstische gesessen und den ich beim Weine verlassen hatte. Im Gasthause war ich mit dem Bekenntnisse meiner Erbschaft zurückhaltend gewesen; nun aber, da ich meinen Schatz so offen zur Schau dargeboten, floß mir die Erzählung der Art, wie ich zu dem Gelde gekommen, unaufhaltsam über die Lippen. Ob diese Mitwissenschaft von Seite eines Fremden nicht etwa bedenklich werden könnte, überlegte ich in meiner frohgestimmten Laune nicht. Genug, ich war zufrieden, einen Reisegefährten gefunden zu haben, der mir meinen Weg verkürzen sollte, da er zufälliger Weise nach derselben Gegend seine Richtung nahm, wohin auch mein Ziel ging, und da ich ohnedieß selbes vor Abend nicht mehr zu erreichen vermochte, so war es mir recht lieb, bei hereinbrechender Nacht einen Gesellschafter durch den Wald zu haben, den ich passiren mußte. Hinter demselben trennten uns erst unsere Wege, dann war ich in einer halben Stunde bequem zu Hause.

Während wir munter vorwärts schritten, hatte ich mehr Gelegenheit, meines Gefährten Aeußeres zu mustern, als es hinter dem Tische der Fall gewesen; ein unscheinbarer, jedoch reinlicher Anzug deckte seine kräftigen Glieder, das Gesicht war sonnverbrannt und unter dem abgetragenen Strohhute blitzten ein paar listige graue Augen hervor. Er gab sich für einen Studenten aus, der seine Eltern auf dem Lande besuchen wolle, und in der That wußte er, wie Leute dieses Standes, recht angenehm und gelehrt zu schwatzen.

Die Sonne neigte sich schon zum Untersinken, als plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, eine Gestalt seitwärts der Strasse auftauchte und auf uns zukam. Mein Begleiter begrüßte den neuen Ankömmling gleich ganz vertraulich und stellte mir in demselben einen seiner Schulcollegen vor, der mit ihm aus einem Orte her sey und unsere Gesellschaft vermehren werde. Eines gewissen Mißtrauens konnte ich mich aber nicht erwehren, als ich den Fremden gehörig in Augenschein nahm. Sein ganzes Aussehen trug etwas Abenteuerliches an sich, das sich sowohl in Physiognomie als Kleidung nicht sehr heimlich ausdrückte, und unwillkührlich schielte ich nach dem Knotenstocke hinüber, den er zwischen den Fingern der gewaltigen Faust spielen ließ.

Die Abenddämmerung begann sich leise über die Gegend zu breiten, als links aus dem Gebüsche eines Waldanfluges ein Mann im Bauernkittel und rundem Hut an den Weg trat, sich schweigend zu uns gesellte und ruhig an unserer Seite weiter schritt.

„Jetzt ist unsere Gesellschaft vollzählig," bemerkte mein Bekannter von Mittag: „jetzt sind wir Reisenden unserer Verabredung gemäß beisammen und können mit Sicherheit die Nacht hindurch wandern." — Allein gerade jetzt begann ich, der ich bisher noch keine bestimmte Anwandlung von Furcht gefühlt hatte, an der so gerühmten Sicherheit zu zweifeln. Ich warf einen sehnsuchtsvollen Blick auf das kaum eine Viertelstunde vor uns gelegene Dörfchen. Dort war die Poststation nebst einem ziemlich besuchten Einkehrhause. Dieß sollte mich von meinen unberufenen Reisegefährten trennen.

Der Letzte von dem mir verdächtigen Kleeblatte hatte mich neugierig gemustert und schien bei meinem Tischgenossen über meine Person um Auskunft zu fragen; wenigstens schloß ich, nach den auf mich geworfenen verstohlenen Blicken, auf den beiläufigen Inhalt ihrer leisen Unterredung. Um meine Aufmerksamkeit von dieser gegenseitigen Verständigung abzulenken, stellte, wie ich deutlich merkte, der Zweite absichtlich mehrere Fragen an mich, die ein Gespräch zwischen uns Beiden einleiten sollten, und begann etwas schneller sich fortzubewegen, um die Anderen hinter uns zu lassen; allein ich war auf meiner Hut, und ließ keinen von ihnen aus den Augen, um, wenn es die Nothwendigkeit erfordern würde, nicht unvorbereitet zu seyn, bei einer sich offenbarenden bösen Absicht, mich auf's Aeußerste zu wehren; inzwischen erreichte ich ungefährdet das Dorf.

Eine Centnerlast fiel mir vom Herzen, als ich vor dem Wirthshause stehen blieb. „Ich gehe heute nicht mehr weiter, ich will die Nacht hier zubringen." So sprach ich zu den drei Gesellen. Ein wenig erstaunt schienen sie bei dieser Anrede, dann aber schnell das Wort nehmend, antwortete mir der Eine, sie wollten noch heute zu Hause eintreffen, weßhalb sie sich von mir trennen müßten; und mir die Hand schüttelnd, zogen sie weiter.

Leicht aufathmend eilte ich in die Gaststube und mit dem festen Vorsatze, hier zu bleiben, ließ ich mir das Abendessen geben. Nachdem ich jedoch beinahe zwei Stunden dagesessen, begann mir mein Aufenthalt langweilig zu werden, der Schlaf floh meine Augen: mein Sehnen und Trachten ging nur heimwärts. „Ihr sollt mir die Freude doch nicht gestört haben, noch heute bei meinen Angehörigen zu seyn," beschloß ich endlich die Reihe meiner Gedanken; „da ich euch nun los bin, so wandere ich lustig, wenn auch einsam, meines Weges, und in einer Stunde bin ich zu Hause."

Gedacht, gethan. Rasch erhob ich mich und trat vor die Thüre. Der Himmel war mit Wolken überzogen; allein es war mondhelle Nacht, und bei diesem Dämmerlichte ließ sich recht gut vorwärts schreiten; ich bezahlte daher die Zeche, und bald hatte ich den Wald erreicht. Da zertheilte sich das Gewölke, der Mond trat leuchtend hervor, und vor Entsetzen, wie festgebannt, blieb ich regungslos stehen; denn beiläufig zwanzig Schritte vor mir erkannte ich deutlich die Gestalt meines ersten Reisegefährten, der an einem Baume lehnte. Noch hatte ich nicht einmal Zeit gehabt, einen Gedanken zu fassen, als ein gellender Pfiff ertönte, und etwas entfernter aus dem Dickicht der Mann im Bauernkittel hervorbrach und auch von der andern Seite Geräusch in dem Strauchwerke hörbar wurde.

Jetzt blieb keine Sekunde mehr zum Ueberlegen. Auf meine Füße konnte ich mich verlassen, das wußte ich. Auch kannte ich die Pfade in dem Gehölze sehr genau. Auf diese beiden Helfer vertrauend, war ich mit wenigen Sätzen zwischen den Bäumen. Bald sprang ich über Gräben, bald schlüpfte ich zwischen den Zweigen der Gestrüppe durch; jetzt rannte ich den rieselnden Waldbach entlang, dann flog ich wieder auf ebenem Pfade dahin; kurz, es war ein Wettrennen auf Leben und Tod. Und hinter mir in verschiedenen Richtungen meine drei Verfolger.

Ich hatte ihnen schon einen guten Vorsprung abgewonnen, aber nun begann mir der Athem auszubleiben, einen Fuß hatte ich mir auf einer Wurzel vertreten und von der rechten Seite hörte ich die Tritte des Einen, der sich mir auf ungebahntem Wege zu nähern suchte, um

mich den Andern entgegen und in ihre Mitte zu bringen. Da durchblitzte im Augenblick der höchsten Bedrängniß ein leuchtender Gedanke meine Seele. Ich befand mich auf einem Platze, wo mehrere Schober Waldstreu aufgehäuft standen. Hier riß ich die Brieftasche aus dem Rocke, steckte sie schnell in einen solchen Schober und stürzte dann ins Dickicht, wo ich mich zwischen dem Gestrüppe auf die Erde platt hinwarf, in Todesangst den Ausgang dieser Hetze erwartend. Ich dämpfte meinen Athem, Frost und Hitze beschlichen mich wechselweise; es war ein furchtbarer Augenblick. Jetzt — jetzt — rannten die drei hart an mir vorüber, sie waren an diesem Punkte zusammengetroffen, laut fluchend über das Vergebliche ihrer Bemühung und mir wilde Rache drohend, wenn sie meiner habhaft würden; allein der Herr hatte über mir gewacht und gütig die Gefahr von mir abgewendet. Die Tritte verhallten nach und nach, ich verließ eilig meinen Schlupfwinkel und in Kurzem gelangte ich ans dem Walde. Alle Müdigkeit war nun vergessen und frisch bewegte ich mich fort, mich noch oftmals umsehend, ob nicht im freien Felde irgendwoher ein neuer Angriff mir drohe; es zeigte sich jedoch nirgends mehr etwas Verdächtiges, und in Schweiß gebadet traf ich endlich um eilf Uhr wohlbehalten zu Hause ein.

Des Morgens machte ich mich auf den Weg nach den Waldstreuschobern, um meine Brieftasche aufzusuchen, die ich in der Todesangst von mir geworfen; es war dieß ein für mich gefährliches Mittel zur Rettung derselben gewesen, ich hatte nämlich die ungewisse Hoffnung gehegt, daß, wenn die Räuber das Geld bei mir nicht fänden, sie meines Lebens schonen würden, in dem festen Glauben, ich habe die Brieftasche beim Laufen oder Hindurchwinden durch das Gestrüppe verloren; indessen war das Gelingen dieser List dennoch sehr zweifelhaft gewesen, und ich dankte Gott inbrünstig, daß mein Loos nicht auf diese Art war entschieden worden. Und so schließe ich denn — die kurze Erzählung meines Abenteuers mit dem Beifügen, daß ich auch noch so glücklich war, die Brieftasche sammt der darin befindlichen verhängnißvollen Erbschaft in der getreuen Verwahrung des Waldstreuschobers wieder zu finden.

Das Ablösungs-Gesetz vom 4. März 1849.

4.

Mit der Publication des Ablösungsgesetzes vom 4. März d. J. hat das Verhältniß, welches in Ansehung der unterthänigen Leistungen zwischen den Herrschaften und ihren Unterthanen bestand, gänzlich aufgehört.

Die Stellung beider ist eine ganz verschiedene geworden.

Die Herrschaften haben den ihnen gebührenden Entschädigungsbetrag unmittelbar vom Staate zu fordern, und die Verpflichteten haben denselben unmittelbar an den Staat zu leisten.

Durch Privatverträge kann dieser Entschädigungsbetrag über das gesetzliche Maß nicht erhöht werden; eben so wäre die Verabredung, daß der Verpflichtete die Ablösungssumme an den Berechtigten abführt, ungiltig, indem das Gesetz durch die Einzahlung der Renten und Ablösungsgelder in die Staatscassen allen Streitigkeiten zwischen den Herrschaften und ihren früheren Unterthanen für die ganze Zukunft entschieden vorbauen will.

Es ist in Oesterreich nun nicht mehr gestattet, ein Unterthansverhältniß zu stipuliren. Verträge hingegen, die ein bloßes Pachtverhältniß begründen, können auch fernerhin ohne Anstand abgeschlossen werden.

Den Herrschaften bleibt es frei gestellt, ihre Entschädigungsansprüche vor deren Ausmittelung oder später zu verkaufen. Durch einen solchen Verkauf wechselt nur die Person des Berechtigten.

Eben so kann Jedermann die Geldleistung des Verpflichteten zur Zahlung übernehmen; dies kann auch die Gemeinde selbst thun; allein der Verpflichtete bleibt immer der Hauptschuldner und die Erleichterungen, die ihm das Gesetz einräumt, können ihm nicht entzogen werden.

Der §. 15 des Ablösungsgesetzes vom 4. März d. J. handelt von den Gegenleistungen und verordnet, daß der Werth jener Gegenleistungen, die von dem Berechtigten an den Verpflichteten bei Erfüllung der Schuldigkeit zu entrichten waren, von dem Werthsanschlage der unterthänigen Leistungen in Abzug zu bringen ist. Auf solche Leistungen hingegen, welche zwar ursprünglich im Unterthansverbande wurzeln und früher den Charakter einer Gegenleistung wirklich an sich trugen, solchen aber seither durch Ablösung der ihnen gegenüber gestandenen Schuldigkeit verloren haben, findet der §. 15 keine Anwendung. Leistungen, die als privatrechtliche Verbindlichkeiten des Grundherrn auf dem ganzen Gutskompler haften, gehören gleichfalls nicht hierher.

Sehr zu empfehlen ist den Betheiligten, daß sie über die Natur der Leistungen und Gegenleistungen eine genaue Untersuchung pflegen oder pflegen lassen. Die Ablösungscommissionen haben zwar für die Ausmittlung der rechtlichen Natur jeder Leistung schon von Amtswegen thätig zu seyn; sie können hierzu alle Mittel benützen, deren Anwendung den Partheien und den Kreisämtern gestattet gewesen wäre; den Betheiligten ist jedoch immer Gelegenheit zu geben, ihre Rechte selbst zu wahren. Zum Zwecke der Prüfung der Leistungen und Gegenleistungen sind die Berechtigten schuldig, ihre Grund- und Lagerbücher, ihre Register, Rechnungen, Verzeichnisse und andere Dokumente der Ablösungscommissionen zur Verfügung zu stellen.

Entsteht ein Streit über das Recht einer Abgabe oder den Umfang derselben, so ist er wo möglich durch Güte und Vereinigung der Betheiligten zu beseitigen; bleibt dieser Versuch der Güte erfolglos, so sind die Betheiligten vor die kompetenten Behörden zu verweisen. Hiedurch wird aber die Verhandlung in den übrigen Punkten, wenn solche noch möglich ist, nicht aufgehalten.

Besondere Instructionen werden übrigens das Verfahren der Ablösungs-Commission regeln. Die seitenden Grundsätze ergeben sich aber bereits aus dem Ablösungsgesetze vom 4. März d. J. Wenn die Partheien über das Recht einer Abgabe und das Maß der Leistung einverstanden sind, so hat es dabei nur in so ferne sein Bewenden, als das bisherige gesetzliche Maß der Leistung nicht überschritten ist. Bei Ausmittlung der Robotschuldigkeit und der Berechnung der Ablösung dürften sich in der Praxis manche Schwierigkeiten ergeben. Wenn von der Herrschaft ein bestimmtes gesetzliches

Maß ihrer Berechtigung nachgewiesen ist, so dient dieses Maß zur Grundlage für die Berechnung des Jahreswerths der Robot. Wenn aber die Herrschaft seit dreißig Jahren weniger Robot gefordert hat, als sie zu fordern berechtigt war, so scheint der Entschädigungsbetrag nach der wirklichen Leistung berechnet werden zu müssen. Hat die Leistung in den letzten dreißig Jahren gewechselt, so wäre der Durchschnittsbetrag als nutzbarer Betrag des Berechtigten anzunehmen.

Der Geldwerth der Naturalrobot darf nach §. 11 des Ablösungspatents vom 4. März d. J. nicht höher als mit dem Drittheil des Werthes der freien Arbeit berechnet werden.

Ein vorübergehend ungewöhnlich hoher oder tiefer Stand der üblichen Arbeitspreise bleibt außer Berechnung.

Wo aber zwischen den Partheien schon dermalen ein geringerer Reluitionspreis besteht, als nach der ebenbezeichneten Werthbemessung entfiele, hat der geringere Ablösungspreis als Grundlage der Entschädigung zu dienen. Hat dieser geringere Reluitionspreis in den letzten dreißig Jahren gewechselt, so ist doch nur der letzte Reluitionspreis zu berücksichtigen.

Bei der gemessenen Robot ist auf eingetretene Veränderungen in dem Bestande der Objecte, auf welche die Robotpflicht sich bezieht, gebührend Bedacht zu nehmen. Im übrigen ist der Werth der gemessenen Robot durch Schätzung festzustellen. Die Schätzleute werden den Aufwand erheben, welchen die Beförgung dieser Arbeit im Wege der Verdingung nach den üblichen Arbeits- und Fuhrlöhnen in dem betreffenden Orte erfordert.

Der geringere ökonomische Nutzen, welcher sich dabei lediglich als Folge der Zwangsarbeit herausstellt, ist hier gleichfalls in Anschlag zu bringen, denn schon die gemeinste Erfahrung lehrt, daß der ökonomische Verlust sich bei der Frohnarbeit um so bedeutender herausstellt, je mehr Aufmerksamkeit, Sorge und Fleiß das den Robotern übertragene Geschäft fordert. W. A. B.

Notizen.

Ueber die Reichsverfassung Oesterreichs sprechen sich die „Times“ unter andern also aus: Wir haben oft Gelegenheit gehabt, zu zeigen, wie falsch es ist, die Gleichheit der Sprache und der Abstammung zu einem Kennzeichen politischer Einheit, oder, wie man zu sagen pflegt, „Nationalität“ zu machen, noch können wir zugeben, daß Verschiedenheit der Sprache und Abstammung nothwendiger Weise der National-Einheit Nachtheil bringt. Die zwei größten Reiche in der neuern Welt, Großbritannien und Rußland, bestehen aus einer unendlichen Mannigfaltigkeit von Volksstämmen und Provinzen. Selbst die Inseln dieses vereinigten Königreiches sind durch Dialecte verschiedener Zungen und durch noch stärkere Unterschiede von Geblüt, Gewohnheiten und bürgerlichen Gesetzen getrennt. Auswärts, über alle Meere, unter allen Breiten, in allen Religionsbekenntnissen und in allen Zungen ist die Herrschaft Englands anerkannt, sind die Freiheiten Englands verbreitet, und das englische Parlament übt die höchste gesetzgebende Gewalt. In dem russischen Reiche bewahrt absolute Macht dieselbe Einheit der Autorität von Kamtschatka bis nach Warschau, und unendlich verschiedene Volksstämme schwellen die kaiserlichen Heere und dienen der kaiserlichen Macht. Im Vergleiche mit diesen ungeheuer ausgedehnten Ländern ist die Einheit des österreichischen Kaiserstaates nicht bloß ausführbar, sondern leicht. Sein Gebiet ist zusammenhängend und compact; seine Interessen sind durch Natur und Geschichte identificirt; es braucht nur Zeit, die Beseitigung abgeschmackter Schranken und die Ausübung einer kräftigen, aber gerechten und gleichmäßigen Autorität, um der ganzen Nation die Wohlthaten einer solchen Verschmelzung fühlbar zu machen. Diese Verschmelzung ist das Gesetz des Fortschrittes, der Civilisation und der politischen Größe. Das Mittelalter hat Europa mit winzigen Staaten und kleinen Potentaten bedeckt zurückgelassen, von denen Jeder von allen Verurtheilen örtlicher Wichtigkeit und unheilbringender Eifersucht beseelt war. Wenn die Revolutionen unserer Zeit irgend eine höhere Bedeutung haben sollen, als ein erbärmliches Geschrei oder eine elende Anarchie, so werden sie zu der Erfüllung der höhern Geschicke der Nationen und zu dem Bau einer erhabenen Macht auf einer breiteren Grundlage führen. Allein, während wir bei dem traurigen und verworrenen Anblick der europäischen Angelegenheiten irgend ein solches Resultat edlerer Art ins Auge fassen, und hoffen, daß in dem Fortschritt der Gesellschaft die Völker von Europa die harte Lection erweiterter Freiheit lernen mögen, sind wir überzeugt, daß keine solchen Resultate je ohne die thätige Leitung einer erleuchteten Herrschermacht erzielt werden können. Die Einheit und die Freiheit des österreichischen Kaiserreiches sind große Ideen; aber in der gegenwärtigen Krisis beruht ihre Ausführung auf der Aufrechthaltung der kaiserlichen Autorität: dem hilflosen Willen des Volkes überlassen, würden sie ganz einfach in Zwietracht oder in Ausschweifung ausarten. Der Reichstag von Kremsier, dessen verächtliches Daseyn so eben beendigt worden ist, hat sehr richtig gezeigt, was man von Volksvertretern erwarten darf, die in tiefer Unkenntniß politischer Grundsätze leben, und dennoch plötzlich berufen worden sind, Gesetze zu geben. Die Aufgabe war einfach unmöglich, und obwohl dieser Reichstag das Reich in sechs Monaten an den Rand der Auflösung brachte, so würde ein Jahrhundert solcher Debatten es nicht wieder aufgebaut haben. Wenn, wie wir aufrichtig hoffen und glauben, die Völker Oesterreichs überhaupt für die Geheimnisse der constitutionellen Regierung geeignet sind, so haben sie jetzt ein freies Ziel. Sie stehen nun wieder auf trockenem Land. Die Krone hat ihre Pflicht erfüllt, indem sie die öffentliche Ordnung wieder herstellte, ohne die Freiheit des Volkes zu vertilgen oder ein einziges Versprechen der vorigen Regierung unerfüllt zu lassen: die Anordnungen der neuen Constitution sind ausführbar, und ihr Endzweck ist, das vereinigte österreichische Kaiserreich zu einem Range zu erheben, den es seit dem westphälischen Frieden in der Welt nicht behauptet hat. Was England betrifft, so schenken wir diesem großen Unternehmen unsern herzlichen Beifall, bei dem großen Princip brittischer Politik fest verharrend, daß die Unabhängigkeit und Wohlfahrt Oesterreichs das höchste Interesse auf dem Continent für uns haben, und daß wir mehr als je berufen sind, auf Seite des Wiener Hofes zu treten, nachdem er das Feld des Absolutismus verlassen und Regierungsgrundsätze, die eben so liberal und gemäßigt sind, als die unserigen, angenommen hat.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№. 30. Klagenfurt, Sonnabend den 14. April 1849.

Venit, vidit, vicit.

An die Armee in Italien zum 21. und 23. März 1849.

Radetzky kommt — und sieht den Feind — und sieget,
Mit Einem Schlag' bricht er des Sarden Macht,
Der, Frieden heuchelnd, treulos uns bekrieget,
Er siechet hin gleich nach der ersten Schlacht;
Den Plan hat kühn der tapf're Hesi ersonnen,
Der Oesterreichs Heer den schönsten Sieg gewonnen.

Bei Vigerano schallt der blut'ge Reigen,
Held Wohlgemuth eröffnet ihn dort kühn,
Und schnell sieht man zum Ruhm den Tag sich neigen,
Wie Haller's tapf're Schaaren vorwärts zieh'n;
Mortara fällt vor Benedek im Sturme,
Sein Heldentritt zerknickt das Haupt dem Wurme.

Und Wratislaw und Liechtenstein, die kühnen,
Die schon Lucia's Todenacker nennt,
Um deren Stirn Custozza's Lorbern grünen,
Sie sind jetzt da, wo heiß die Schlacht entbrennt;
Thurn, Appel und Lichnowsky glänzt im Kampfe,
Und d'Aspre siegt im dicksten Pulverdampfe.

Denn bei Olenga tobt die Schlacht vom Neuen,
Da ringet Piemont im letzten Krampf,
Und läßt den Tod aus hundert Schlünden schreien;
Doch felsenfest steht Oest'reichs Heer im Kampf:
Denn Culoz - Schaafgotsch*), ruhmbekränzte Krieger
Die führen ihre Schaar, und bleiben Sieger!

Auch Er — der aus dem edlen Horst entsprossen
Den Aspern's Sieger seinem Stamm gebaut,
Er trotzt — ein Held, — den tödtenden Geschossen,
Entringet kühn dem Feind die Siegesbraut*),

Am Sohn könnt Ihr des Vaters Blut erkennen,
Mag auch die Kluft des Grabes Beide trennen.

Noch eh' die Sonne zweimal sich erneuet,
Hat Oest'reich's Heer den heißen Sieg erjagt,
Zu wilder Flucht des Sarden Schaar zerstreuet,
Der muthlos nimmer sich zum Kampfe wagt;
Und, wie's die Tapfern jüngst in Mailand schworen,
Hat Carl Alberto Schlacht und Thron verloren!

Froh läßt Radetzky seinem Kaiser melden,
Daß Oest'reich „durch vereinte Kraft" gesiegt,
Nicht Einen nur — nein Alle nennt er Helden,
Weil jetzt der Lorber würdig Jeden schmückt;
Vom eis'gen Belt bis zu des Südens Meere,
Erschallt der Ruhm des tapfersten der Heere!

Ariminius.

*) Se. kaiserl. Hoheit Erzherzog Albrecht.

Rückblick auf das Eisenbahnwesen im Jahre 1848.

Wir gaben seit einer Reihe von Jahren eine kleine Uebersicht der in jedem abgelaufenen Jahre wichtigeren Momente des Eisenbahnwesens am Schlusse immer mit besonderer Rücksicht auf unser Oesterreich. Leider bildet letzteres im stürmischen Jahre 1848 mehr Schatten- als Lichtpartien, mehr Zerstörungen und Unterbrechungen, als Schaffungen und Förderungen seiner Bahnen, und es bedarf gar sehr auch hier der milden Hand des Friedens und des wiederkehrenden Vertrauens, um das Verwüstete gut zu machen. Richten wir die Blicke vorerst in das ferne England, so finden wir, daß das Jahr 1848 hier einen Mann der Welt entführte, welcher auf das segnende Andenken der Nachwelt die größten Ansprüche machen darf. Es starb am 12. August Georg Stephenson, erster Hauptverbesserer der Locomotiv-Dampfmaschine, geboren 9. Juni 1787 in einem Dorfe bei Newcastle von armen Eltern. Als Aufseher bei einem Kohlenwerke erfand er mit Davy die Sicherheitslampe. Er legte die ersten Eisenbahnen für Dampfwaaen zwischen Stockton und Darlington, sowie zwischen Manchester und Liver-

pool an. Er hat erst als Mann lesen und schreiben gelernt. Wie man bisher zu den Wundern der Bahnobjecte auf dem Festlande die Lagunenbrücke beim Fort Malghera in Venedig (3601 Metres lang, 9 breit, in 6 Abtheilungen mit 6 Verbindungsplätzen auf 222 Pfeilern mit einer Grundlage von 75,000 Pfählen) kannte — eine Brücke, die in der Folge auch als Wasserleitung benützt, die Stadt reichlicher versehen hätte, als die 144 öffentlichen, 1990 Privatcisternen und die 8 Artesischen Brunnen, deren ersten Degausée auf dem Platze Maria Formosa 61 Metres tief 1846 bohrte, so lieferte am Schlusse 1848 England das zum Theile noch nicht ganz vollendete Weltwunder eines Bahnobjectes nämlich: die eiserne Tunnelbrücke über den Conway und den Menaicanal zur Verbindung der Insel Anglesey mit dem Festlande auf der Bahn Chester nach Holyhead durch den Ingenieur R. Stephenson, — 412′ l., 14′ br., 25′ 6″ in der Mitte, 22′ 3″ an den beiden Seiten hoch, 1300 Tonnen schwer. Diese Brücke wurde in 12 Monaten gemacht, 100 Fuß weit von der jetzigen Stelle und dann hierher gebracht am 6. März 1848. Noch größer aber als die über den Conway wird die Tunnelbrücke über den Menai-Canal 1833′ l., 240′ über dem niederstten Wasserstande. Die Gerüste dazu haben 70,000 Cubikfuß Zimmerholz. Das Mauerwerk wird 1,400,000 Cubikfuß, das Gerüstholz 450,000 Cubikf. brauchen. Erfordert ferner werden 10,000 Tonnen Schmiedeisen und 1400 Tonnen Gußeisen. Dieses Riesenwerk übertrifft also weit den bisher angestaunten Viaduct von Brigston, dieser ist auf einem Bogen von 50′ Spannung 73′ hoch, hat auf einer Seite 18, auf der andern 9 Halbbogen von 30′ Spannung.

Der ganze Viaduct 400 Ellen lang ist aus 10 Millionen Ziegel vom 28. Mai 1845 bis 25. Mai 1846 erbaut. Ein Seitenstück dazu ist ein Tunnel von 500 Ellen Länge und der große Durchstich der Kreidefelsen Rosehill. In Bezug der Fahrschnelligkeit werden die Engländer nur von den Nordamerikanern übertroffen. Die größte Geschwindigkeit war 1848 auf englischen Bahnen erzielt durch 5 Personenwagen, zusammen 50 Tonnen schwer auf der Greatwester Bahn, nämlich 50 englische, oder $10^1/_3$ d. M. in 48 Minuten, also über 14 d. M. in einer Stunde. Es werden Hochräder statt der eisernen, besonders bei Wägen I. Classe angewendet, weil sie weniger rütteln, nur verlieren die Ränder bald die Rundung. In Amerika tauchte im Beginne von 1849 ein fabelhaft scheinendes — aber dort gerade desto wahrscheinlicheres Unternehmen auf. Ein Herr Asa Whitney will eine Eisenbahn zur Verbindung des atlantischen und stillen Weltmeeres bauen, er verlangt von den Nordamerikanern einen Streifen Landes von 60 engl. Meilen oder 93,160,000 Morgen, wo er die Bahn führen und zugleich Colonien rechts und links anlegen will. Die Bahn wird vom Westrande des Michigansee auslaufen, und auf 70 Mill. Dollars kommen, ihre Länge bis zum stillen Ocean beträge 2400 engl. Meilen vom Michigan an und vom atlantischen Ocean bis zum stillen 3400 M., sie wäre in 5 bis 8 Tagen zurückzulegen.

Rentiren würde sie sich schon durch den Grundverkauf für die nahen Ansiedlungen.

Der Reichthum der Kohlenlagen bedingt für die Zukunft die Emporien in den verschiedenen Theilen der Welt, und ein kurzer Blick auf den verhältnißmäßigen Kohlenreichthum einzelner Staaten dürfte hier nicht überflüssig seyn. Großbritannien hat 11850 engl. Quadrat-Meilen Kohlenfelder, Nordamerika gar 133,000. Spanien mehr als England, England gewinnt jährlich über 31 Mill. Tonnen Kohlen, Nordamerika, Frankreich, Deutschland und Belgien zusammen nur 17 Millionen Tonnen. Als vor drittehalb Jahrhunderten der Kohlenbau begann, hatte London 2 Kohlenschiffe, 1615 schon 200, im Jahre 1703 schon 600, und 1841 waren bei 7000 in ganz England, und nach London allein kamen 1846 über 10,000 Schiffsladungen Kohlen. Aber wie England an Kohlenverbrauch alle übrigen Länder weit übertrifft, so auch an der Menge von Mittheilungs-Versuchen in Betreff auf Schnelligkeit und Deutlichkeit.

In London ist das Central-Electric-Telegraph-Office von den verschiedenen Eisenbahngesellschaften aufgeführt, im Mittelpunkt der City. Die Drähte laufen unter der Erde je 9 in einer Röhre, solche Röhren liegen 9 in verschiedener Richtung, von denen 7 mit 5 Bahnhöfen correspondiren. Die Dauer einer Depesche richtet sich nach der Anzahl der Worte.

Herr Bain stellte ein neues System der electrischen Telegraphie auf, welches alle übrigen an Schnelligkeit übertreffen soll. Er schlagt auch vor, die Pfosten, welche die Verbindungsdrähte tragen, aus mehreren Stücken durch eiserne Reife verbunden zu machen.

Eines der riesigsten Mittheilungsmittel ist in Nordamerika von New-York nach St. Louis der electromagnetische Telegraph über Belleville bereits fertig, er verbindet Washington, Baltimore, Philadelphia, New-York, Boston, Buffalo, Pittsburg, Cincinati, Louisville, St. Louis, ist auf 4082 engl. M. fertig und nach New-Orleans, Mobile 2c. 2800 M. angefangen, alles ohne Zuthun der Regierung.

Auch die Deutschen blieben nicht zurück in der Berathung der schnellsten und sichersten Bericht-Mittheilungsmittel. Man machte bereits Versuche in Preußen, die Drähte der electrischen Telegraphen in Röhren von Gutta-Percha zu isoliren, die man legen kann unter der Erde, wo man will.

Die Gutta-Percha hat sich bei Errichtung solcher Röhren viel tauglicher gezeigt, als der Kautschuk (Harz der Seringa elastica im hindostanischen Kautschu.)

Die Reiseunfälle sind durch die Eisenbahnen bedeutend vermindert worden; im ganzen Jahre 1847 kamen auf den sämmtlichen deutschen Bahnen nur 40 Unfälle vor, von den dabei getödteten 23 Personen waren nur zwei Reisende. Der Bau der Bahnen zeigt unstreitig mehr Unfälle, als jeder andere Strafenbau. So zählte die nur 28000′ lange Strecke von Limrik bis heiligen Born 500 beschädigte Arbeiter. An großartigen Bahneröffnungen steht auf dem Festlande das Jahr 1848 allen seinen Vorgängern bei Weitem nach, trotzdem, daß am 26. Jänner das Zusammentreffen baierischer und französischer Bevollmäch-

tigter in Straßburg die schönsten Hoffnungen für die Verbindung der deutschen und französischen Bahnen erweckt hatte.

Am 28. Oktober 1848 wurde die erste Eisenbahn in Spanien von Barcellona bis Mataro eröffnet. Große Pläne zur Verwirklichung erwarten die Thatkraft unserer Regierung im ungarischen Bahnwesen.

Graf Szechenyi hielt vier Bahnen von Pesth aus für nothwendig und zwar a) nach Wien 34 Meilen schon meist als Centralbahn vollendet, b) nach Fiume über Stuhlweißenburg am Plattensee 70 Meilen, c) nach Arad über Szolnok 34 Meilen und nach Kaschau über Miskolz 35 Meilen. Dazu vier große Seiten- und 3 Flügelbahnen, zusammen 125 Meilen. Nach ihm müßte von Pesth aus auch ein Straſſennetz von 795 Meilen Länge gehen.

Wohl das Wichtigste für das österreichische Eisenbahnwesen steht im Beginne 1849 wieder der Steiermark bevor durch den Unterbau von Spital am Semering bis zum dortigen Haupttunnel, eine Strecke von 3000 Klafter auf 405240 fl. beauschlagt, mit Ende des Jahres 1850 zu beenden. Wie am 1. Jänner 1849 die directe Fahrt von Prag über Trübnitz nach Brünn eröffnet wurde, so fand am 3. Jänner 1849 die erste Probefahrt von Cilli bis Tüffer statt, an selbem Tage, an welchem zwischen Ponigl und Pöltschach zwei Locomotive über den Damm stürzten.

Dr. R. Puff.

Die Lerche

über einem Schlachtfelde schwebend.

Wie? du schwebst so fröhlich, Lerche,
Fühlst zum Sange dich geweckt? —
Und rings auf den Feldern blutig
Liegen Leichen hingestreckt!

Du der Liebe und des Friedens
Botin, wie ist dir zu Muth?
Siehst du hier nur Mordeszeichen,
Lanze, Schwert, Geschütz — und Blut.

Sieh, das ist ein Thun der Menschen!
Menschen fallen Menschen an! —
Laß die Erde, — schwing' zum Himmel
Lerche wieder dich hinan.

P. A. Budik.

Das steiermärkische Bad Neuhaus.

Dieses in einer äußerst romantischen Landschaft nächst Cilli gelegene Bad wurde wegen der außerordentlichen Heilkraft seiner 28° R. warmen Quelle in gichtischen, rheumatischen und Hämorrhoidal-Leiden, atonischen Blutflüssen, Skrofeln, Krämpfen, Lähmungen und Gelenksteifigkeiten nach Verwundungen, Altersschwäche, Unfruchtbarkeit und den meisten chronischen Frauenkrankheiten schon über 2 Jahrhunderte ununterbrochen von Kurgästen der benachbarten Gegenden so überfüllt, daß von Seite der Inhabung nie daran gedacht wurde, Etwas zur weitern Verbreitung des Rufes beizutragen. So blieb der Naturschatz der Entfernung völlig unbekannt, obschon er Tausende von großen Gebrechen und schweren Krankheiten befreite, und in der ganzen Gegend reichen Segen spendete. Indem aber die neue Inhabung, vom lebhaften Interesse für diese heilbringende Stätte angeregt, in neuester Zeit sehr Viel in Bauten, Verbesserungen und Einrichtungen angewendet hat, um einem größern Zuspruche von Heilsuchenden auch bestens zu entsprechen, so wird es zur Pflicht, darauf aufmerksam zu machen, damit die so lange in bescheidener Stille heilbringende Quelle, welche wahrlich ihres Gleichen sucht, in Kärnten noch mehr Vertrauen gewinne und recht viele Leidende aus unserm Lande ihre Hoffnungen dahin senken und durch den Gebrauch der Bäder daselbst ihre lang ersehnte Genesung finden mögen. Obschon sich jetzt Alles im Badeorte vereint findet, was ihn der allgemeinsten Anerkennung und Würdigung werth macht, als: eine große Anzahl freundlicher bestens eingerichteter Quartiere, eine gute Traiterie, die vortrefflich angelegte Badeanstalt und Molkensiederei — ein großer Kursal und Kaffeehauslokalitäten, endlich die herrlichsten Anlagen und Promenaden ꝛc., und daher einstweilen nichts zu wünschen übrig bleibt, so wird der Inhabung um so mehr an's Herz gebunden, in ihrem würdigen Streben fortzufahren und sich von dem für die ganze Menschheit so wohlthätigen Interesse fortan leiten zu lassen.

— * —

Radetzky's Wappen.*)

Prophetisch sprach sein Wappen:
Denn treu Oesterreich ist Er stets,
Treu dem Haus Lothringen Habsburg
D'rum blau, liebend das tapfere Heer
Deßhalb roth, Grab den Feinden des
Theuern Vaterlandes bringend,
Deßwegen der silberne Spaten.

R.

*) Anmerkung. Das Wappen der Grafen Radetzky ist: Von Roth und Blau senkrecht getheilt, darin ein schräge rechts gestellter, silberner Spaten, den Erist unten.

Notizen.

— Ueber den Einzug des F. M. Radetzky in Mailand vom 29. März berichtet ein Schreiben von dort in der Grazer Zeitung Folgendes: „Vor der Porta Vercellina, wo wir das Hauptquartier mit seinen Pferden, Wagen, Dragonern und Sereschanern fanden, stieg der Feldmarschall zu Pferd, um den erstaunten Mailändern den Anblick seines feierlichen Einzuges zu gewähren. Den Vortrab machte, wie gewöhnlich, eine Patrouille Dragoner und Sereschaner, den Carabiner in der Faust emporhaltend, alsdann folgten die Stabsdragoner und sämmtliche Sereschaner, dann zwei Oberoffiziere des Generalstabes und hierauf der alte Herr selbst, inmitten der Erzherzoge Carl Ferdinand und Leopold und einer der zahlreichsten glänzendsten Umgebungen, die ich je gesehen; Alles, was von Offizieren aller Waffen und Grade nur sich möglicherweise anschließen konnte, folgte dem Siegeszuge, und die ganze breite Straße Mailands, durch welche wir zogen, wogte und glänzte in Gold, Silber, Helm und Federbusch. Der greise Feldmarschall an der Spitze ritt, wie gewöhnlich, einen Schimmel, und sah heiter und vergnügt aus. Auf dem Domplatze, wo das Gedränge wahrhaft ungeheuer war, konnten die Stabsdragoner und Sereschaner nur mühsam Platz machen für den Feldmarschall und sein Gefolge, das sich hinter ihm aufstellte; denn der alte Herr ließ die einrückenden Truppen hier vorüberziehen. Wie schon beim Einzuge, so herrschte auch hier unter den versammelten Zuschauern Todtenstille; es war, als halte Jeder den Athem an sich, und wage auch nicht das geringste Geräusch zu machen. Vorüber an dem prachtvollen Dome, der schon auf so viele Heere herabgeblickt, zogen die Grenadiere mit ruhigen festen Schritten. Die Feldmusik spielte, und die lauten herzlichen Vivats, Eljens und Evviva's der Truppen begrüßten den Feldherrn, die eroberten feindlichen Kanonen rasselten auf dem Pflaster, von den Italienern mit Verwünschungen begleitet, ohne daß eine Bewegung unter den Volkshaufen sichtbar gewesen wäre. Plötzlich aber neue ungeheuere Vivats der anrückenden Grenadiere; Alles schaut nach der engen Gasse, aus welcher unsere Soldaten wie endlos hervorkommen, immer neue Bataillone, auf den Balkonen geräth Alles in Bewegung, und diese Bewegung, gewaltig wachsend, zittert fieberhaft unter den Zuschauern auf dem Platze nach, die Menge wogt vor und zurück, ein Gemurmel erhebt sich und schwillt wie Meeresbrandung an, man versteht kein Wort, aber gewaltige Aufregung zerreißt die Herzen der Zuschauer, denn über den schwarzen Bärenmützen neben der alten zerschossenen und nun in einzelnen Fetzen flatternden Fahne der Grenadiere weht neu und glänzend eine piemontesische Standarte — roth, weiß, grün, die bekannten Farben mit dem weißen sardinischen Kreuze. Ueber den Corso der Porta Orientale begleiten wir den Feldmarschall nach der Villa Reale, und als er abstieg, grüßte das Gefolge den geliebten Führer mit einem dreimaligen donnernden Lebehoch; Allen, die sich zufällig in seiner Nähe befanden, drückte er die Hand, und küßte sie gerührt, und die Andern, die fern standen waren zufrieden mit seinem freundlichen Gruße.

— Der Ehrensäbel, welcher von Seite der Stadt Wien an den Marschall Radetzky überreicht werden wird, wurde nach der bestimmten Zeichnung dem rühmlichst bekannten Goldarbeiter Alexander Kitzner zur Ausführung übergeben; die kunstvolle Arbeit ist bereits so weit vorgeschritten, daß der Ehrensäbel bis Anfang April beendet seyn dürfte. — Der Säbel selbst ist bis auf die Klinge von gediegenem Golde: diese, ein Prachtstück österreichischer Erzeugnisse, ist von dem k. k. Hofschwertfeger Klausmann, und wurde von demselben aus Patriotismus zum Geschenke gegeben; Herr Klausmann besorgt auch das Einlegen der Devisen, welche auf die Klinge kommen. Mit den wenigen Emailarbeiten auf der goldenen Scheide ist der Emaileur Josef Chadt beauftragt.

— Die Frauen von Carlstadt haben in Wien einen silbernen reich vergoldeten Becher verfertigen lassen, den sie Sr. Excellenz dem geliebten Banus Jellachich zu verehren beabsichtigen. Dieser Becher, aus der Fabrik der Herren Mayerhofer und Klinkosch in Wien hervorgegangen, ist ein Stück echter Kunst und zugleich ein neuer Beweis, wie innig der Banus in allen Kreisen verehrt wird.

— Herr A. v. Morlot übergab in einer Versammlung von Freunden der Naturwissenschaften in Wien am 29. März für die Büchersammlung der Freunde der Naturwissenschaften ein Exemplar der von ihm geologisch bearbeiteten achten Section der Generalstabskarte von Steiermark und Illyrien, welche so eben im k. k. militärisch-geographischen Institut mit Anwendung von Farbendruck auf das Schönste vollendet wurde. — Auch legte Herr v. Morlot eine von Herrn Wieland, Bergverwalter in der Wölch bei Wolfsberg, erhaltene Notiz über die geologischen Verhältnisse der seiner Leitung unterstehenden Bergreviere vor. Ueber das Auftreten der dortigen Glimmerschiefer, Gneiße, Hornblendeschiefer und der darin eingeschlossenen Urkalklager, über die Art der Vertheilung und des Vorkommens der Eisenmenge u. s. w. enthält diese Notiz viele wichtige Beobachtungen.

Irgendwo war zu lesen: Der österreichische Reichstag „seligen" Andenkens. Das ist ein offenbarer Druckfehler, und es soll nur heißen: Der österreichische Reichstag „unseligen" Andenkens; denn des Ausdruckes „selig" bedient man sich nur von solchen Verstorbenen, von denen man wünscht und annimmt, daß sie nach ihrem Hinscheiden der himmlischen Freuden theilhaftig geworden sind. Um Mißverständnissen vorzubeugen, die in der Folge bei der Rota romana entstehen könnten, von der bekanntermaßen die Selig- und Heiligsprechungen ausgehen, werden alle Redactionen öffentlicher Blätter um Aufnahme dieser Berichtigung ersucht.

* *

Verantwortlicher Redakteur: E. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 31. Klagenfurt, Dinstag den 17. April 1849.

Nekrolog

des k. k. Hofrathes und Professors Sebastian Jenull.*)

„Non omnis moriuus!"

Das inhaltgroße Jahr 1848 hat in seinem Scheiden auch noch einen der würdigsten und thätigsten Vertreter seiner Märzbegeisterung aus unserer Mitte gerissen, oder vielmehr: es hat durch die nach dem März eingetretenen Wendepuncte in der Neugestaltung unseres Vaterlandes, dem Anfangs so freudetrunkenen obersten Vorstande der Wiener Universität, erst die momentane Selbstverjüngung, und sofort auch — das Leben geknickt.

Am 28. Dezember v. J. erlag Sebastian Jenull, k. k. wirklicher Hofrath, Mitglied und Referent der (nun aufgelösten) Justiz-Gesetzgebungs-Hofcommission, Doktor der Rechte, emerit. öff. ordentlicher Professor des Vernunft- und österreichischen Criminalrechtes an der Wiener Universität und wirklicher Rector Magnificus dieser Hochschule während des Studienjahres 1848, im 72sten Lebensjahre dem tiefbeugenden Kummer und aufreibenden Gram, den die furchtbare Wiedervernichtung der weithin strahlenden Glorie der Wiener Hochschule über jeden ihrer nicht pflichtvergessenen Söhne, und so auch über Ihn, über sein gar leicht ängstlich-verzagendes Gemüth, über seine vorlängst schon gebrochene Körperkraft gebracht hatte.

Seine äußeren Lebensschicksale waren einfach. Geboren am 21. Jän. 1777 zu Winklern in Oberkärnten, genoß er, als Sohn einfacher Landleute, nämlich eines Wirthes und Gastgebers daselbst, und seiner frommen Ehewirthin, auch eine einfache, christlich-fromme Erziehung.

Auf zwei ihrer Söhne wurde der gottesfürchtigen Eltern, die mit zahlreicher Familie gesegnet waren, Aufmerksamkeit ganz besonders gelenkt; Johann, der ältere, und Sebastian schienen durch seltene Begabtheit und Strebsamkeit zu höherem Berufe ausersehen, und sieh' da! — in glänzendster Weise rechtfertigte sich die Hoffnung der Eltern. *)

Er wurde erst im 13. Lebensjahre nach Salzburg auf's Gymnasium geschickt. Eben da legte er nebst allen Gymnasialklassen auch den ersten Jahrgang der philosophischen Studien zurück, den zweiten Jahrgang derselben aber sammt den juridischen Studien am Lyceum zu Gratz. Er vollendete die letzteren im Jahre 1801, um sofort an der Wiener Universität sich schon am 29. Mai 1802 die juridische Doctorswürde zu erwerben.

In dieser letzten Phase seiner eigenen wissenschaftlichen Ausbildung hatten seine glückliche Auffassung, und vor Allem seine lichtvolle Darstellung die Aufmerksamkeit jenes Mannes auf sich gezogen, dessen hohe Verdienste um Oesterreich's öffentliches Unterrichtswesen, so wie um die Weckung und Heranbildung so mancher schöner Talente noch von Keinem übertroffen wurde, — des wahrhaft Edlen von Zeiller! — Dieser wahrhaftige Studien-Director und Leiter that auch hier, wie so häufig, einen raschen Griff, und entsendete unseren Jenull noch vor Ablegung einer sogenannten Concursprüfung als Docenten jener Lehrfächer (nämlich der sogenannten politischen Wissenschaften, des österreichischen Privat- und Criminalrechts) nach Gratz, deren systemisirte Lehrkanzel ihm bald darauf (1804) wirklich verliehen wurde. — Bei der im Jahre 1810, wohl auch nur durch Zeiller's lehramtgereifte Einsicht und Energie erfolgten Neugestaltung der rechts- und staatswissenschaftlichen Studieneinrichtung wurde Jenull Professor des Natur- und österreichischen Criminalrechtes, und in eben dieser Eigenschaft späterhin durch die h. E. des Monarchen vom 28. Jänner 1830 an die Wiener Hochschule übersetzt. — Früher schon aber wurde er in außerordentlicher Mission nach Wien berufen, indem ihn eine h. Entschließung des Kaisers vom 7. Oktober 1828 zum Referenten für die angeordnete Revision des Strafgesetzbuches ernannte, und in dieser Eigenschaft, seit 8. Mai 1838 überdieß „als ordentlicher Beisitzer der Hofcommission in Justizgesetzsachen" (id est der allgemeinen Justiz-Gesetzgebungs-Commission) verblieb und wirkte er denn auch bis zu seinem Ableben, da bei der auf sein Ansuchen unterm 2. Juli 1842 erfolgten Ver-

*) Wir entnehmen obigen mit Anton Hye unterzeichneten Nekrolog unsers in der Gelehrten-Welt gefeierten Landsmannes aus der Beilage zum Morgenblatte der Wiener Zeitung vom 12. April 1849.

*) Der geistreiche und thatkraft-unverwüstliche Johann (Ritter von) Jenull, geboren am 29. April 1773 wirkt zur Stunde rüstig und erfolgreich als Präsident des tir. vorarlbergischen Appell. und Criminal-Obergerichtes.

ſetzung in den Ruheſtand als Profeſſor, der Befehl des Monarchen ausdrücklich deſſen fortdauernde Verwendung bei der eben genannten Commiſſion verfügt hatte.

Gegen das Ende des Jahres 1847 übertrug ihm die Wiener Hochſchule ihre höchſte, nämlich die Rectoratswürde, die wohl längſt ſchon in ihrer ſtaatlichen Geltung zum Popanz herabgeſunken, durch eines unbegreiflichen älteren Geſetzes Dictamen noch überdies in activer und paſſiver Wahlberechtigung dem, doch vorzugsweiſe dazu berufenen Lehrſtande (nach des Geſetzes Wortlaut nämlich „den wirklich lehrenden Profeſſoren“) gänzlich entzogen, vermöge der Ungereimtheit der heutigen Wahlmodalitäten nicht ſelten von ſervilen oder noch ſchlimmeren Wahlmotiven zu ſelbſtiſchen Zwecken ausgebeutet, dennoch — in der Werthſchätzung Jener, die mit warmen Herzen der Alma Mater Universitas treue Söhne verblieben, nur als ehrendſtes Wahrzeichen hoher wiſſenſchaftlicher Bildung und Geltung des Lehrſtandes verliehen werden ſollte.

Jenull — der hochverdiente Lehrer, war ſofort Rector der Wiener Hochſchule in den Stürmen des ereigniſſchweren Jahres 1848. — Der ehrwürdige Greis führte ſie mit reinſtem Sinne, mit gottgeweihter, frommer Begeiſterung hinan zur Sonnenhöhe ihres glanzvollſten Ruhmes, — aber ſo kurze Zeit ſchon darnach ſah er ihre Selbſtentweihung und Selbſt-Erniederung, doch nein! ihre von ihr fremden Söldlingen zugefügte tiefe Schmach, er erlebte ſie noch, allein es fehlte ihm die Kraft, ſie zu überleben! —

In dieſem Rahmen umſchließt ſich das äußere Leben und Wirken des herrlichen Mannes, der — vom deutſchen Geſammtvaterlande ſeit 4 Jahrzehenden immer unter den erſten Coryphäen deutſcher Strafrechtswiſſenſchaft genannt, der, — gewiß ein Stolz jeder Hochſchule und jedes Landes, der Edelſten Einer im engeren Vaterlande Oeſterreich, — dennoch — faſt ſpurlos hinüberſchlummerte in das ſchönere Jenſeits!

Sein ruhmvolles Wirken als Lehrer gehört zwar der Zeit nach größtentheils der ſteiriſchen Hauptſtadt an, da er in den Hallen der hieſigen Univerſität, obgleich ihr auch als Lehrer durch 18 Jahre 1830 — 1848 angehörend, kaum durch 1 ½ Jahr (vom October 1836, bis Dezember 1837) wirklich öffentlich lehrte, indem er in den übrigen Jahren, wegen ſeiner Verwendung bei der Geſetzgebung, von den Lehramtsfunctionen enthoben war. — Allein mit Entzücken gedenkem noch jetzt ſeine Zuhörer und Schüler, von dort und von hier, des herrlichen Vortrages, mit dem der ernſte und wiſſenſchaftlich durchgebildete Denker ſein umfaſſendes Wiſſen in logiſch-lichtvollſter Gliederung, klarer, ſtrenge wiſſenſchaftlicher Deduction, und dennoch zugleich in ſtyliſtiſcher Pracht zu entfalten wußte. — Jeder, der irgendwann auch nur als Gaſt, wie nicht ſelten der Schreiber dieſer Zeilen, ſelbſt in ſpäterer Zeit, wo des geiſtbegabten Mannes Jugendkraft ſchon gebrochen war, ſeinen nicht aus Heften, ſondern frei gehaltenen Vorträgen anwohnte, lauſchte mit ehrfurchtsvoller Spannung den durchweg von tiefſter Selbſtüberzeugtheit, nicht ſelten von Begeiſterungsgluth durchdrungenen, und dabei rhetoriſch wie oratoriſch gleich vollendeten Meiſterreden, die zwar immer, und ſelbſt da, wo ſie von innerſter Wärme zeugten, langſam und mit der Seelenruhe des Philoſophen vorgetragen, dennoch in reinſtem, nie ſich unterbrechenden Fluſſe der Rede, ja nicht ſelten in hohem, faſt dithyrambiſchem Schwunge, in den kühnſten Bildern und Antitheſen ſich bewegten. — Es war die vollſte innere und äußere Harmonie, das Prototyp eines vollendeten Lehrvortrages! Was den Inhalt ſeiner in formaler Beziehung ſo meiſterhaften öffentlichen Vorträge betrifft, ſo genüge an dieſem Orte die Bemerkung, daß Jenull mit ſeiner allgemeinen Wiſſenſchaft und Rechtsphiloſophie feſt verwurzelt ſtand auf dem Boden der Philoſophie ſeiner Zeit, d. h. aus der Periode ſeiner Selbſtbildung, die getragen und beherrſcht war von dem ſ. g. ſubjectiven Rationalismus der kantiſchen oder kritiſchen Schule. Im Gebiete des Strafrechtes aber ward er weſentlich der Träger jener Grundlehren, die zu Anfang des laufenden Jahrhunderts durch Feuerbach's wohlthätige Reviſion und Umſtaltung der deutſchen Strafrechtswiſſenſchaft und Legislation, ſich ſo breite Bahnen gebrochen hatten. Doch ging der Umſchwung der Geiſterwelt, welchen die Philoſophie der ſpäteren Zeit und der Gegenwart im Allgemeinen wirkte, auch an ihm nicht ohne bildenden Einfluß vorüber; auch er wurde vielfach neu angeregt von dem belebenden Hauche der großen Geiſteswerke eines Fichte, Schelling, Herbart, Hegel und Stahl; ebenſo hatten die Leiſtungen der hiſtoriſchen Schule, zumal Hugo und Savigny, ſo wie der Eklektiker vermittelnde Verſuche, insbeſondere Schulze, Rotteck, Droſte-Hülshoff, Pölitz, Sal. Zachariä, Schmitthenner, Zöpfl, Warnkönig, und m. A., — gleichwie im Strafrechte die Forſchungen all' der bekannten neueren Criminaliſten Deutſchlands, und die Ergebniſſe der neueren deutſchen Strafgeſetzbücher und Entwürfe, ſeinen Geiſt wohl bis zum letzten Hauche des Lebens thätig beſchäftigt und fortgebildet. Ueberall aber wußte der reife Denker die Forſchungen Anderer in tief inneren Einklang mit ſeinen feſtſtehenden principiellen Ueberzeugungen zu bringen, und zu einem ebenſo ſelbſtſtändigen als abgerundeten wiſſenſchaftlichen Syſtem zu vollenden. — Dieſes Gepräge tragen denn auch ſeine ausgezeichneten ſchriftſtelleriſchen Werke, die übrigens durchweg in das Gebiet der Strafrechtswiſſenſchaft fallen, und einer früheren Zeit angehören. — Sein Commentar des öſterr. Criminalrechtes in vier Bänden (Gratz 1808—1812), wovon er leider nur den erſten Theil, und dies ſchon im Jahre 1820, einer Umarbeitung nach den ſpäteren reichen Ergebniſſen der Wiſſenſchaft unterzog *), und mehrere Aufſätze über einzelne Partien des vaterländiſchen Criminal-Geſetzes, die er in die (durch ſeinen geiſtebendürtigen Collegen Wagner begründete) Zeitſchrift für öſterr. Rechtsgelehrſamkeit einrücken ließ, und worunter vorzugsweiſe die Monographien über die Verbrechen des Hochverrathes und der Störung der öffentlichen Ruhe des Staates, den Meiſter bekunden, ſichern dem geiſt-

*) Die ſ. g. dritte unveränderte Auflage dieſes ausgezeichneten Werkes iſt nämlich nur ein unveränderter Abdruck der zweiten Ausgabe des erſten Bandes, und der erſten Ausgabe der andern drei Theile.

vollen Manne das Horazische „Non omnis moriuus!“ — Jenull bildet mit Zeiller und Pratobevera eine herrliche Trias, welcher das große Verdienst gebührt, die bis dahin in unserem Oesterreich fast gänzlich unbekannten großen Werke der allgemeinen deutschen Rechtswissenschaft — der erste im Straf-, Zeiler im Civil- und Pratobevera im Prozeßrechte — durch ihre gleich gediegenen literarischen Arbeiten auf unsere vaterländische Jurisprudenz verpflanzt, und so in fruchtbringendster Weise nicht nur ein wahrhaft wissenschaftliches Studium der Legistik, sondern insbesondere auch die Fortbildung unserer Gesetzgebung geweckt zu haben. — Wer aber Belege haben will von Jenull's selbstständigen philosophischen Forschungen, von seiner tief wissenschaftlichen und geistvollen Auffassung des Gesetzes, so wie von seltenem Scharfsinne und überlegener Combination bei dessen Interpretation, der lese seine Erörterungen über die Zurechnung, über den Einfluß von Geistesstörungen, die Pracht-Kapitel über Erschwerungs- und Milderungsgründe, über den Versuch, seine Auslegungsregeln des positiven Gesetzes, seine Beweis-Theorie, seine Commentare über die §§. 52, 57 und 58 u. s. f.

Eben diese Leistungen gaben ihm den inneren und äußeren Beruf zur Umarbeitung unseres vaterländischen Strafgesetzes über Verbrechen und (s. g.) schwere Polizei-Uebertretungen. — Er vollbrachte das ihm gegen Ende des Jahres 1828 übertragene Werk im ersten Theile (über Verbrechen und deren Strafen) schon im Jahre 1832, allein die Berathungen und Beschlüsse der eigens zu diesem Zwecke niedergesetzten Section der Gesetzgebungs-Commission hatten wiederholte Umänderungen des ganzen Legislations-Systems herbeigeführt, woraus nach vielen hundert Sitzungen, im Jahre 1841, als letztes Ergebniß der, leider nie in das Licht der Oeffentlichkeit getretene, vollständige Entwurf eines neuen Strafgesetzes hervorging, dessen erster Theil, zunächst von unserem Jenull als Referenten bearbeitet, in 632 §§. von Verbrechen und Vergehen und deren Bestrafung, der zweite Theil aber in 216 §§. von Polizei-Uebertretungen handelt. — Die wirklich ungeheuren Vorarbeiten aber, welche Jenull und seine würdigen hochverdienten Commissions-Collegen, von welchen inzwischen mehrere ihm voran in's — Grab gegangen, zu diesem großen Operate leisteten, liegen aufgespeichert in vielen tausenden von Bogen, durchaus von des unermüdlichen Mannes eigener Hand geschrieben und in 268 umfassenden Berathschlagungs-Protokollen, — sie bergen einen Schatz von Wissen, Umsicht, Fleiß, Erfahrung und Scharfsinn, der wahrhaftig mehr verdiente als — in Archiven zu schlummern.

Dieses umfassende Gesetzwerk blieb zwar, aber gewiß nicht aus Verschulden der Berathungs-Commission, ein bloßer Entwurf: es ward getragen von dem allbeherrschenden Charakter der deutschen Strafgesetz-Entwürfe und Bücher der letzten zwei Jahrzehente, und theilt mit ihnen die Umständlichkeit der Casuistik, der Specificirung, und Exemplificationen, mit welchen es im Gegensatze steht zu den kurzen und präcisen allgemeinen Sätzen, die noch immer unübertroffen in unserem stylistisch-meisterhaften Strafgesetzbuche vom Jahre 1803 blieben. — Mögen nun auch jene vaterländischen Legislativ-Operate schon des eben angeführten Umstandes willen, mögen sie ferner bei der seitherigen Fort- und Umbildung europäischer Strafrechtswissenschaft und Gesetzgebung überhaupt, so wie insbesondere nach der jüngsten Umstaltung der staatlichen Zustände in unserem Vaterlande — nicht mehr den Anforderungen der Jetztzeit genügen, so wird dadurch ihr großes primäres Verdienst nicht geringer, und kein Kundiger wird insbesondere daran Jenulls hellen Geist, wissenschaftliche Consequenz, harmonisches Ineinandergreifen in den einzelnen Theilen, und seine combinirende Umsicht verkennen.

(Beschluß folgt.)

Notizen.

— Wir vernehmen, heißt es in einem der jüngsten Nummern des „Lloyd“, daß der Kaiser zu Ehren des Feldmarschalls Radetzky eine Medaille hat prägen lassen, von welcher durch den General-Adjutanten Sr. Majestät, Graf Grünne, eine goldene, eine silberne und eine von Bronce dem greisen Helden übersendet wurden. In dem folgenden Schreiben, an den Grafen Grünne gerichtet, spricht der Marschall seinen tiefgefühlten Dank gegen den kaiserlichen Geber aus. Es gereicht uns zum besonderen Vergnügen, diesen so charakteristischen Brief des edlen Schreibers unsern Lesern mittheilen zu können.

Hochgeborner Graf!

Der als Courier bei mir eingetroffene Rittmeister Graf Reigersberg hat mir die Medaille überbracht, welche Se. Majestät auf mich prägen zu lassen die Allerhöchste Gnade hatten. Ich erhielt sie am Tage nach der Schlacht bei Novara, und so ward sie mir gewissermassen zum Unterpfand, daß Seine Majestät mit meinen schwachen Leistungen zufrieden sind.

Ich bitte Euer Hochgeboren, Sr. Majestät meinen unterthänigsten Dank zu Füssen zu legen, und Allerhöchstdemselben zu sagen, daß ich aus dem Munde meiner Soldaten oft während der Schlacht den Wunsch hörte, wenn doch unser Kaiser den heutigen Tag mit uns theilen könnte. Es war ein schöner Tag, unter dem Schall der Volkshymne und mit Lebehoch dem Kaiser — zog die Armee jubelnd in die Schlacht. Aus dem Munde Sterbender drang oft noch der schwache Ruf: „es lebe der Kaiser“ zu meinem Ohr. — Einer solchen Armee vermochte der Feind, obgleich er tapfer focht, doch keinen Widerstand zu leisten, und wenn ich meinen Gegner nicht zum Aeußersten drängte, so geschah es, weil ich wußte, daß Gott die Mäßigung mehr als den Uebermuth des Siegers schätzt. Empfangen Euer Hochgeboren die Versicherung meiner Werthschätzung und besonderen Hochachtung.

Hauptquartier Mailand am 31. März 1849.

Radetzky m. p.

— Oeffentliche Blätter bringen folgende Correspondenz aus Freiburg im Breisgau vom 30. März. „Aus hiesiger Stadt, welche Oesterreich so viel Gutes verdankt, und dem Kaiserstaate eine freundliche Erinnerung bewahrt, ist gegenüber der unbegreiflichen und durchaus unvolksthümlichen Kundgebung des sich so

nennenden vaterländischen Vereins, folgende Adresse an die österreichischen Mitglieder des deutschen Reichstags abgegangen, bedeckt mit zahlreichen Unterschriften: „Abgeordnete aus Oesterreich! Es ist vom hiesigen vaterländischen Vereine eine Aufforderung abgegangen, daß Sie aus der Nationalversammlung scheiden und von der Mitberathung am deutschen Verfassungswerke abstehen sollen. Es würde die Unterzeichneten in tiefster Seele schmerzen, wenn Sie die Gesinnungen der Breisgauer gegen die Oesterreicher darnach bemessen wollten. Jahrhunderte hindurch war der Breisgau mit Oesterreich vereint und seine Bewohner nehmen daher noch immer innigen Antheil am Wohl und Wehe Oesterreichs. Wir waren daher voll Freude, als Sie nach Frankfurt kamen, um mit den Abgeordneten der deutschen Nation zu tagen und mitzubauen am Dome der deutschen Einheit. und entzückt lauschten wir dem Quelle patriotischer Begeisterung, der frisch und klar aus Ihrem Busen strömte. Jahrhunderte hindurch waren unsere Väter vereint mit Wohl und Weh, in Leid und Freud, in Sieg und Tod; auch wir wollen es in alle Zukunft seyn. Scheiden Sie nicht aus dem Parlamente und bleiben Sie bei uns. Verflucht sey der Tag, der Deutschland in zwei Hälften trennt! Verfassungen lassen sich ändern, aber eine Trennung unter einem Brudervolke wird, wie die Geschichte allenthalben lehrt, zu nie heilender, ewig schmerzender Wunde, die beiden Theilen den Untergang droht. — Oesterreich kann nicht von Deutschland und Deutschland nicht von Oesterreich! Ein Deutschland ohne Oesterreich, ohne seine Ströme und Meere, ohne seine Berge und Thäler, seine Wälder und fruchtbaren Auen, käme uns klein und arm vor und geschändet, wenn jene Ebenen, auf denen seit Jahrhunderten, seit den ältesten Tagen, deutsche Kraft die Hunnen, Slaven, Magyaren, Türken und Franzosen besiegte, jene Schlacht- und Ehrenfelder an der Donau nicht mehr zu Deutschland gehörten. — Fühlen wir nicht eine Lücke, wenn bei der Versammlung der Stämme der Tiroler uns fehlte, der frische, kecke und fromme Sohn der Berge; wenn der kühne Steiermärker nicht bei uns wäre, und der dichterische, heitere und doch so tapfere Oesterreicher? — Für Ein großes, freies Deutschland hat das Jahr 1848 sich erhoben; soll 1849 zwei Deutschländer sehen und der stolze Baum unserer Hoffnungen zersplittert werden?! Nein! — Das Kaiserthum, das man dem kräftigen, starkgliedrigen Germanien geben will, ist eine Zwangsjacke, die ihm zu eng ist; man müßte ihm seine kräftigsten Muskeln abschneiden, um sie ihm anzupassen. Weben Sie Germanien ein weites Gewand, in dem es sich frei und wohl fühlt. Scheiden Sie nicht aus Deutschland, und arbeiten Sie mit an seiner Neugestaltung! Und gewiß, unsere Hoffnung einer herrlichen Entwickelung wird nicht zu Schanden; sie naht heran, die Zeit der Bildung, des Wohlstandes, der Freiheit, wo auch der Niedrigste das menschliche Hochgefühl des Höchsten hat, die Zeit des kräftigen, stolzen und glücklichen Bruderbundes, wo Deutschland die Burg der Ehren, der Tempel der Freiheit, der Stolz Europas ist. Und der, der noch jedem Volke, das mit Ernst nach seiner Selbstverordnung rang, seinen Segen gab, Gott wird Oesterreich nicht verlassen, das so oft der Vorkämpfer deutscher Siege war.

Freiburg, 28. März 1849.

— Der österr. Volksbote bringt aus der Leipz. Ztg. folgenden Bericht über die unterirdischen Brände, welche schon seit Langem in den Planitzerkohlengruben (im sächsischen Erzgebirge) wüthen, und nun nach außen ausbrachen. Am 1. April gegen 4 Uhr Nachmittags entströmte, nachdem schon mehrere Tage vorher sich bläuliche Dampfwolken gezeigt, der ziemlich drei Ellen langen und ein ein halb Ellen breiten Schachtmündung der Dampf immer heftiger, bis endlich unter furchtbarem Krachen und Donnern, das man über 1000 Schritte entfernt deutlich vernahm, der Ausbruch des Feuers erfolgte. Kaum schien die Mündung weit genug, um den mit immer größerer Heftigkeit hervorbrechenden Rauch auszuspeien; über Haus hoch stiegen diese ungeheuren massenhaften Rauchsäulen empor, und lagerten sich breit und undurchsichtig über der Gegend. Endlich brach sich das Feuer Bahn; unter wiederholtem dumpfen Donner schlug die riesige Flamme gegen Himmel. Die Umfriedigung von Bretern war ein rascher Raub der Flammen; der Luftzug im Schachte vermehrte sich von Minute zu Minute, so daß die angekohlten Holzstücke wie von einem Vulkane ausgespien wurden. In der siebenten Stunde schien im untersten Theile des Schachtes das Holzwerk zusammenstürzen. Unter furchtbarem Kanonendonner gleichem Getöse flüchteten alle Nahestehenden, da man glaubte, Alles müsse zusammenstürzen. Eine Rauchsäule, mächtiger als die erste, verschlang die Flamme und kräuselte in den verschiedensten Farben hoch am Himmel; doch bald überwältigte die Gluth den Rauch. Der Abend brach heran und mit ihm zeigte sich das Schauspiel in seiner ganzen Majestät. Oft veränderten sich die Ausströmungen, bald flogen weit weg unzählige Feuerbrände, klein und groß, bald hörte man das ferne Donnern, dem abwechselnd Rauch- oder Feuersäulen folgten. Millionen langer feuriger Nadeln sah man noch hoch über der Oeffnung durch den mächtigen Luftdruck spielend schweben. Immer mehr und mehr Menschen strömten herbei; der Besitzer des Werkes, Herr Kammerherr v. Arnim, sowie der Schichtmeister der Kohlenwerke, Herr Rudert, waren zugegen und ordneten alsbald das Zufüllen des Schachtes an. Es schien ein Kampf zwischen den Elementen, das Feuer wich dem nun in dichten Wolken hervorwälzenden Rauch; mehrere Male glaubte man Alles gedämpft, doch währte es nur wenige Minuten, bis der Rauch auf's Neue die Oberhand erhielt. Wohl 12 Mann schaufelten mehrere Stunden, ehe das Feuer gedämpft und der Schacht theilweise zugefüllt war. Ob und was es für Folgen für den dortigen Bergbau haben kann, läßt sich noch nicht mit Bestimmtheit sagen. Gegenwärtig ist das Feuer ganz von dem Schachte, in welchem gearbeitet wird, abgesperrt. Die mehrere 100 Schritte vom ausgebrannten Schachte gelegene Treibgärtnerei, deren Frühbeete, Kästen und Häuser durch die der Erde entströmenden Dämpfe geheizt werden, hat dieser heftige Ausbruch bis jetzt unberührt gelassen.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 32. Klagenfurt, Sonnabend den 21. April 1849.

Erdenengel.

Es träumte einem Kind, daß ihm ein Flügelpaar
An seinem zarten Leib im Nu entsprossen war,

Und jubelnd schwang es sich im leichten Federkleide
Bis in das Wolkenzelt zu seiner Herzensfreude;

Da kamen Engel hin und spielten mit dem Kind
So harmlos und so froh, wie nur die Kinder sind;

Sie neckten scherzend sich und sprangen in die Runde,
Rings flammten Lämpchen hell auf dunkelblauem Grunde.

Doch als die Stern' erbleicht im lichten Morgenstrahl
Zerrann dem armen Kind sein Traum mit einem Mal;

Allein im Herzen blieb zurück ein Hoffnungsschimmer,
Vergoldend wie zum Trost des kurzen Glückes Trümmer:

Die fromme Einfalt schuf sich selbst den süssen Wahn,
Es gäbe auch auf Erden so eine Sternenbahn,

Die Menschen seyen dort, den Engeln gleich im Traume,
Geschmückt mit Flügelpaar, recht nah dem Wolkenraume.

Ach aber mit der Zeit entschwand die Zuversicht,
Die Sternenbahn blieb fern, die Flügel wuchsen nicht;

Da mochte wohl das Kind des Irrthums Spiel erkennen
Und Wesen dieser Erd' nicht Engelchen mehr nennen;

Allein im Menschen wohnt, ihm selber unbewußt,
Ein Bote höh'rer Welt, als Bringer reiner Lust:

Es ist der Kindessinn in unsern frühen Jahren,
Nur damals sieh'n wir nah' den lichten Engelschaaren!

Wohl dem, in dessen Brust des Vorwurfs Stimme schweigt,
Wenn die Vergangenheit Erinnerung ihm zeigt;

Nur der blickt froh zurück auf seine Jugendlage,
Der rein bewahrt sein Herz in jeder Lebenslage.

Friedrich Reinhard.

Nekrolog

des k. k. Hofrathes und Professors Sebastian Jenull.

(Beschluß.)

Jenulls hochverdienstvolles Wirken blieb auch von staatlicher Seite nicht ungewürdiget. — Schon im Jahre 1817 wurde ihm, vorzüglich in Anbetracht seiner schriftstellerischen Leistungen, mit h. E. des Monarchen vom 15. Dezember „eine Zulage von (zwar nur) 300 fl. ad personam (jedoch mit dem höchst seltenen Beisatze) bewilliget, daß dieselbe auch mit der Vorrückung in eine höhere Gehaltstufe nicht aufzuhören habe." — Neben mehreren Belobungsdecreten und rühmlichen Anerkennungen seiner ausgezeichneten Verdienste als Professor bei verschiedenen Anlässen wurde ihm durch Resolution des Kaisers vom 11. Jänner 1833 „in Anerkennung seiner im Lehrfache sowohl, als durch das Referat über die Revision des Strafrechts erworbenen Verdienste, der Rang und Titel eines wirklichen Regierungsrathes", und unterm 22. Juli 1837 „in Berücksichtigung der vorzüglichen Verdienste, welche er sich als Professor des juridisch-politischen Studiums erworben hat, der Titel und Rang eines wirklichen Hofrathes taxfrei verliehen, — und bei seiner im Jahre 1842 erfolgten Versetzung in den Ruhestand als Professor ward ihm nebst seinem vollen Gehalte, für die dadurch geschehende Entziehung der sonstigen Genüsse an Taxen, Quartiergeld u. dgl. eine Pauschal-Entschädigung, in der Form einer Personal-Zulage, jedoch nur unter der Bedingung seiner fortdauernden Verwendung bei der Gesetzgebung zuerkannt." — Auch in anderen öffentlichen Beziehungen bethätigte Jenull seine nutzbringende Wirksamkeit, wie eine Zuschrift des durchlauchtigen Gründers des Joanneums in Gratz vom 27. November 1828, worin ihm im Namen des Ausschusses des Lesevereines an diesem Institute der gezierende Dank ausgesprochen wird, für den thätigen Antheil, den er, von seinen gediegenen Kenntnissen und geschärften Einsichten geleitet, an den Berathungen über die Angelegenheiten des Vereins genommen, — noch mehr aber ein Präsidialschreiben des damaligen Gouverneurs der Steiermark (Grafen Hartig) vom 4. Dezember 1829 bewähren, wodurch „ihm der wärmste Dank bezeigt wird für seine ausgezeichnete Sorgfalt, womit die Statuten des Armenversorgungs-Vereines zu Stande kamen, deren umfassender, mit nicht minder vollendeter Einsicht als praktischen Kenntnissen

ausgearbeiteter Entwurf ganz vorzüglich Jenull's Bemühungen das Daſeyn verdanke, und wodurch er ſich um das Wohl der leidenden Menſchheit ein bleibendes Verdienſt erworben, deſſen Andenken bei den Bewohnern von Graz ſtets fortleben werde." —

Ueberaus verdienſtlich war ferner Jenull's Wirken bei einem beſonderen Anlaſſe erſt in jüngerer Zeit.

Gegen Ende des Jahres 1845 hatte die Staatsverwaltung zur Ausarbeitung eines ſogenannten neuen Lehrplanes auch für die rechts- und ſtaatswiſſenſchaftlichen Studien ein Comité aus Fachmännern niedergeſetzt, dem Jenull als erſter Stimmführer angehörte. In wenigen Monaten hatte die Commiſſion in mehr denn 50 Sitzungen und lange dauernden Berathungen ihr Operat vollendet und abgegeben. Wäre doch mindeſtens das, was damals mit beſonnenſter Würdigung der gegebenen Zuſtände und mit behutſamſter Mäßigung angeſtrebt, aber auch als unabweislich dringendſt vorgeſchlagen wurde zur Verwirklichung gekommen, führwahr! es ſtände beſſer um unſere Hochſchulen! Ein weſentlicher Antheil hieran gebührte unſerem Jenull. Wenn der würdige Mann mit tiefer Ergriffenheit die Gebrechen des Beſtehenden ſchilderte, mit Wärme für die Wiſſenſchaft und die Hebung ihrer Pflanzſchulen eiferte, oder wenn er, fortan kränkelnd, das Eine und Anderemal nachſinnend ſchwieg, zur nächſten Sitzung aber ganz anſpruchslos ſeine Zetteln hervorzog, um mit — ſchon wankender — Stimme die jedesmal meiſterhafte Ausarbeitung der früher angeregten Ideen abzuleſen, da freute ſich Jeder der Jugendfriſche, mit welcher der faſt ſiebe Greis keinen Fortſchrittsmoment ſeiner Zeit unbeachtet ließ. Vorzugsweiſe erfüllte ihn, den in Ruheſtand getretenen, alſo gewiß für ſich ſelbſt davon nichts mehr erhoffenden Profeſſor gerade jener Eine Gedanke mit gerechtem Zorneseifer, über welchen nach ſeinem Ausdrucke die Bureaukratie nur zu häufig ihr ſpöttiſch' Verhöhnen kund gebe, daß die Hebung der Volksbildung und unſeres geſammten öffentlichen Unterrichtsweſens vor Allem auf der allſeitigen Hebung des Lehramtes, auf der Würde des Lehrſtandes beruhe. Hier liege der Lebensnerv, hier pulſire der Herzensſchlag der Frage, die wie wohl alle Reformen, die für's Leben beſtimmt ſind, nie von den Männern des Bureaux, nie in der geiſtödtenden Kanzleiſtube gelöſt, ſondern nur — aus und in dem Lehramte, durch daſſelbe, verlebendiget werden kann! — Doch auch dieſer Mahnruf blieb eine Stimme in der Wüſte! —

In vollem Einklange mit ſeiner Wiſſenſchaft prägte ſich Jenulls öffentlicher und Privatcharakter aus. Er war durch und durch der Mann der ſtrengen Wiſſenſchaft, der eiſernen Conſequenz und unerſchütterlichen Grundſatztreue, Doctrinär im reinſten Sinne des Ausdruckes.

Das Wort, das er von der Kanzel lehrte, es war ihm auch heiliger Ernſt im Leben. Unbeugſam am Rechte, und an der rechtlichen Ordnung des Staates hängend, unerſchütterlich treu ſeinem angeſtammten Kaiſer und dem monarchiſchen Principe in all' ſeinen Conſequenzen, ehrerbietig dem Befehle des Höheren ſich ſchmiegend, aber zugleich mit unerſchrockenem Freimuthe ſeine etwa entgegenſtehende Anſicht offen bekennend, nie weichend in Principienfragen von dem ſtark gefeſtigten Boden der eigenen Ueberzeugung, ſelbſt auf die Gefahr hin intolerant oder ſtarrſinnig zu ſcheinen, mit edlem Zorne gegen alles Servile, Ungerechte und Heimtückiſche eifernd! — Dazu kam eine tiefe Religioſität und ſeltene ſittliche Reinheit, ja ſtoiſche Strenge in Ueberzeugung und Wandel, die ſchon durch jedes unreine Wort tief verletzt worden wäre. — Bei näherem Umgange mit dem ernſten Manne wurde Jedermann klar, daß er jedes ſeine Worte mit klugem Sinne abwog, jeden ſeiner Schritte, in wichtigen wie in kleinen Dingen, vorläufig maß, daß er mit klarer, ja ſtrenge philoſophiſcher Bewußtheit ſein öffentliches Wirken nicht nur, ſondern auch alle ſeine Privatbeziehungen, ja ſelbſt ſein häusliches und Familienleben nach ſeinen reinen ſittlichen Ueberzeugungen regelte. Die Heiligkeit der Ehe, die Zärtlichkeit gegen die geliebte Tochter, die patriarchaliſche Würde des ernſten Hausvaters, wie ſie auf der Höhe der Idee klar vor ſeiner Seele geſtanden, alſo prägte er im Leben ſie aus. — Er war ein Charakter. Doch eben dieſe behächtige Ueberlegung, ſo wie die ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit, die ſich häufig bis zur ſcrupulöſen Aengſtlichkeit ſteigerte, und ſein durchweg principielles Handeln mochten ihm in den Augen des Laien den Anſtrich des Pedanten geben, dem Kundigen konnte es nur Achtung einflößen, und geiſtvolle Frauen bekannten gar häufig, daß ſein Umgang durch das überaus würdevolle, und dennoch ſo beſcheidene Auftreten, durch ſeine, wenn gleich abgezirkelt ſcheinenden, doch immer ſo gewählten und ſchönen Redeformen, ſowie durch die geiſtreichen Pointen, die er der geringfügigſten Converſation zu geben wußte, ebenſo anziehend als liebenswürdig war. —

Und doch hatte die Natur dem geiſteskräftigen Manne einen eben ſo ſchwachen Körper verliehen. Faſt die ganze Zeit ſeines Lebens hindurch war er kränkelnd, leidend, ſelbſt Hypochonder; — ſchon vor Jahrzehente, und ſeither zu oft wiederholten Malen mußte er ſeinen ſiechenden Körper durch Gaſtein's ſtärkende Bäder auffriſchen, und die geringſte körperliche Anſtrengung, der eifrige Lehrvortrag einer einzigen Stunde, drohte nicht ſelten den letzten Reſt ſeiner Kraft zu erſchöpfen. Schien er nun in ſolchem Zuſtande krankhaft aufgeregt, oder zeigte ſich Ungeduld über Kleinliches, ſo ſammelte er dennoch bald wieder die Ruhe des Philoſophen. —

Das Vertrauen auf ſo überragende Intelligenz und zu einem ſo unbefleckten Charakter hatte auch unſerem Jenull im Jahre 1845, mit einhelligen Stimmen aller literariſchen Capacitäten der Hauptſtadt, an die Spitze jenes Comités berufen, welches den Nothſchrei der gewiegteſten Männer, nicht nach Aufhebung der Cenſur, nein! nur der unerträglich gewordenen Cenſurs-Willkühr, nach einem Cenſurs-Geſetze, und nach verſtändiger Ausübung desſelben, — in eine ehrfurchtsvolle Bitte an den Monarchen zu faſſen, und ſie perſönlich vor den Thron zu bringen berufen war. — Männer in den höchſten ſtaatlichen Stellungen, der unverdächtigſten Loyalität und Hingebung für ihren Monarchen, der verſchiedenſten politiſchen Meinungs-Schattirungen hatten ſich mit dem brauſenderen jüngeren Elemente faſt unwillkührlich in dem Bewußtſeyn jener Nothwendigkeit zuſammengefunden. — Der ehrwürdige Jenull bevorwortete die Bitte von Hunderten mit Wärme bei ſeinem Kaiſer, weniger noch von dem Intereſſe für die einzelne Sache, als von dem

höheren Gedanken durchfeelt, daß nur dieſe und ähnliche bringendſte Reformen in der Verwaltung — das Vaterland, den Thron vor dräuenderen Gefahren bewahren können. — Die Antwort der Rathgeber der Krone und der oberſten Cenſurleitung war — faſt dreijähriges Hinhalten mit der erſehnten Erledigung, inzwiſchen factiſches Strafferanziehen der Zügel der Cenſur und endlich, — jenes unglückſelige Geſetz vom 11. Jänner 1848, wodurch der Flitterſchein eines oberſten Cenſur-Collegiums geſchaffen wurde, an welches jedoch die Berufung nur unter Bedingungen gewährt werden ſollte, die der ſcheinbar zugeſtandenen Abhilfe einen widrigeren Charakter noch, als den — einer bloßen Illuſion aufprägten. — Jenull und ſo viele wahrhaftige, der Monarchie innigſt ergebene Patrioten mit ihm, trauerten tief über ſo unbegreifliche Verblendung!

So trat denn der edle Mann heran zur letzten, in ihrem Anfange herrlichſten, in ihrem Ausgange traurigſten Phaſe ſeines ſchönen Lebens. Es war am Morgen des 12. März im Jahre 1848, als Jenull der zeitige Rector der Wiener Hochſchule, mit allen übrigen Vorſtänden und Lehrern derſelben von höchſter Studienbehörde den Befehl erhielt, in der gährenden Bewegung der Studentenſchaft — dem Geſetze Achtung zu ſichern. — Wenn die brauſende Jugend, wenn die edelſten Jünglinge, wenn die beſten, geſinnungstüchtigſten der Studenten allesammt, endlich auch von dem all' überwältigendem Gefühle, — das ſeit Jahren alle Denkenden im Vaterlande mächtig durchdrungen, und in hundert Wahrzeichen, aber immer vergeblich Mahnungen gab, das ſeit Wochen ſich in allen Kreiſen der Hauptſtadt durch Tauſende von Unterſchriften manifeſtirte, ergriffen und fortgeriſſen, wenn eben dieſe Jugend von Anderen, ob in redlicher oder böſer Tendenz, — wer wagt es, darüber zu richten? — wo die Vorpoſten vorgeſchoben, mit Jugendungeſtüm ihre, damals gewiß noch reinſte — Begeiſterung für die höchſten Güter des Menſchen, für die Forderungen der unaufhaltſam fortſchreitenden Zeit kund gab: fürwahr! es war nicht — ihre Schuld! — Die ebenfalls durch Befehl dazu berufenen Männer des Lehramtes ſuchten nach Kräften die wogenden Brandungen in die Bahnen der Loyalität einzudämmen: doch kein Ehrenhafter konnte, ohne an ſich ſelbſt zum ſchamloſen Lügner zu werden, den hehren Momenten ſeine Huldigung verſagen, wofür ſich Alles begeiſterte. — Jenull war mit zweien ſeiner Lehramtsgenoſſen berufen, an den Tagen des 12., 13., 14. und 15. März mehrmals vor ſeinem Kaiſer, vor die edlen, charakterreinen Erzherzoge zu treten: die Vertreter der Hochſchule baten und flehten mit der Ehrerbietung unerſchütterlichſter Unterthanen, aber auch mit dem kühnen Worte und offenem Freimuthe eines gerechten und ſittlich-ſtarken Bewußtſeyns. — Der rechtdurchfeelte Mann wehrte überall, wenn gleich mit ſchwacher Kraft, dennoch mit Würde und Feſtigkeit jeden inſopalen Schritt der ihm theuren Studentenſchaft, und gar jede Frechheit ab, die, wenn gleich im frevelnden Namen der Hochſchule, mit Drängen oder Gewalt Dieß und Jenes — abzupreſſen ſich anmaßte. — Zum letzten Male verjüngte ſich des ehrwürdigen Greiſes Gemüth zur jubelnden Freude, als er am Abend des 15. März thränend ſeinen Freunden an die Bruſt ſank, da er in dem großen Worte des Kaiſers den Zielpunkt und die Bürgſchaft für Völkerglück und Thronesbefeſtigung erkannte. — Doch wenige Tage darnach ſchon fing ſein Blick ſich zu trüben an, als man ſeinen reinen Namen, ſeine ſittlich imponirende Perſönlichkeit zu dieſer und jener Ueberſtürzung zu mißbrauchen, als die Aula ſchon in den letzten Tagen des März, erſt von fremden Eindringlingen, bald aber auch von manchen ihrer eigenen, an ihren Brüſten großgeſogenen Söhne, von manchen zur Leitung berufenen Bildnern der Jugend entweiht zu werden begann, als Entſittlichung und Anarchie daſelbſt ihre Stätte aufgeſchlagen. — — Der alterſchwache Rector überließ es jüngeren Kräften, durch faſt zwei Monden, mit gänzlicher Selbſtverläugnung und klarbewußter Hinopferung des letzten Reſtes der eigenen Popularität den Ueberfluthungen Dämme zu ſetzen, doch vergeblich — die iſolirte Kraft des Einzelnen war zu ohnmächtig. — Da kam über Wiens Hochſchule die ewige Schmach des 15. Mai, dieſer fluchwürdige Ausgangspunkt ſo namenloſen Unheils! — Dieß brach unſerem Rector vollends das Herz: zwei Tage darnach ſchon ſuchte und erwirkte er ſich einen ſechsmonatlichen Urlaub von ſeinem Rectorsamte, um in den fernen Bergen ſeiner geliebten Stiria nach Troſt oder doch nach Ruhe zu ſuchen. — Erſt im November kehrte er wieder nach Wien, aber nur, um mit noch tieferer Wehmuth zu hören und zu ſchauen die den früheren Höhepunkt noch überbietende Selbſtſchändung und den ſchrecklichen Fluch, der ſich über ſeiner geliebten Aula in den Tagen des Oktobers gelagert, und jeden ihrer beſſeren Söhne mit nimmer zu tilgendem Grame erfüllte. — Jenull, von da an mit jedem Tage an Gemüth, Geiſt und Körper ſchwindend, hatte ſich an einem der trüben Dezemberabende erſchöpft zur Ruhe gelegt, als er während der Nacht in einem Schlaganfalle aus ſeinem Bette entfiel, und wenige Tage ſpäter in ſanftem Schlummer ſeine gramerfüllte Seele ausbauchte.

Möge das Vaterland den einem ſo verdienſtvollen Leben ſchuldigen Tribut doch mindeſtens nicht — an ſeiner Witwe und Waiſe vergeſſen!

Wien im März 1849.

Anton Hye.

Zuſammengeſetzte Walzen,

zur Draht- und Stabeiſen-Fabrikation.

Die gewöhnlichen Walzen zur Draht- und Stabeiſenerzeugung unterliegen ſowohl im Guße als bei ſpäter nothwendigen Reparaturen ſehr vielen Schwierigkeiten, die anzugeben, da ſie ohnehin jedem Arbeiter, der dabei umzugehen pflegt, bekannt ſind, ich nur der Kürze wegen übergehe.

Die aus Schmiedeiſen erzeugten Walzen hingegen, die zwar nur im kleinern Maßſtabe erzeugt werden können, unterliegen aber ſowohl im Schmieden, als auch beim Hartmachen ſehr vielen Schwierigkeiten, und werden bei dem beſtgewählten Materiale und ſonſt gelungener Arbeit am Ende beim Hartmachen durch Aufwerfen von Blaſen und Ritzen ganz und gar unbrauchbar.

Beim vielfältigen Nachsinnen über den Gebrauch der Walzen zur Draht- und Stabeisenerzeugung kam ich auf eine Idee über zusammengesetzte Walzen, welche sich zur Draht- und Stabeisenerzeugung vollkommen eignen dürften, und da solche aus mehreren Theilen zusammengesetzt sind, auch jeder einzelne Theil leicht ausgebessert, oder durch einen neuen ersetzt, und so die Walzen bei Anwendung von metallenen Zapfenlagern in steter Brauchbarkeit erhalten werden können.

Mein dießfälliger Entwurf dieser zusammengesetzten Walzen, welchen ich zur gefälligen Beurtheilung hiermit veröffentliche, wäre daher folgender:

Die Walzenkerne, so nenne ich den mittleren Theil der Walze, werden von gutem zähen Eisen in der erforderlichen Dicke der Zapfen 4 bis 5″, die mittlere Länge außer den Zapfen, das heißt die wirkliche Länge der Walzen um ¹/₄″ dicker geschmiedet. Von der einen Seite dieses Walzenkernes wird immer dem Zapfen ein Ansatz von circa 2″ Dicke gelassen, um dadurch einen Anhaltspunkt für die darauf zu schraubenden Caliberscheiben zu erhalten, und so von der einen Seite des Walzenzapfens bis zum Ansatze dieses Walzenkernes wird ein scharfes Gewinde geschnitten, und so wäre dieser Walzentheil, welchen ich Walzenkern nenne, fertig.

Auf diesen Walzenkern werden Scheiben, geschmiedet von gutem zähen Stahl, aufgeschraubt. Die Dicke der Scheiben richtet sich nach dem Sortimente der Stäbe, der Durchmesser aber nach dem erforderlichen Durchmesser der Walze; und diese Scheiben nenne ich die Caliberscheiben. Ist nun die Walze auf diese Weise zusammengestellt, wird solche dann in einer gut zugerichteten Drehmaschine abgedreht, und das beliebige Caliber in jede Scheibe eingeschnitten, dann abgenommen und gehärtet. Die Anfertigung dieser Caliberscheiben braucht aber sowohl in der Wahl des Stahles, als auch beim Hartmachen derselben die größte Vorsicht. Ein ungleicher eisenschüssiger Stahl würde die Scheiben beim Härten verziehen, und auf ihre Stelle nicht mehr passend machen, was nur durch das Ausglühen und abermalige Zubereiten der Scheiben nachgeholfen werden müßte. Eben so ist beim Hartmachen dieser Scheiben nicht minder auf die Temperatur des Wassers Rücksicht zu nehmen.

Ist nun diese Arbeit vollkommen gelungen, so wird die Walze zusammengestellt und in der Schleifmaschine geschliffen, wo auch die Caliber der bessern Reinheit wegen ausgeschmirkelt werden können.

Um jeden Zweifel über den Gebrauch dieser Walzen zu heben, muß ich hier bemerken, daß ich diese Walzen nicht zum Vorwalzen, sondern nur zum Abfertigen von Draht- und Stabeisen bestimmt habe, wozu sich solche auch vollkommen eignen dürften.

Feistritz a. d. Gail am 28. März 1849.

Andreas Schwenner.

Notizen.

(K.) Die Wahrheit, wie jüngst unsere „Carinthia“ erwähnte, daß der Geist der Bevölkerung des Bezirkes Hollenburg im Ganzen ein guter sey, hat sich vor wenigen Tagen auf eine überraschende Weise bestätiget. Sämmtliche Gemeinden des Bezirkes, jede derselben mehrfach repräsentirt, und die National-Garde von Ferlach versammelten sich, die erwünschte Gelegenheit benützend, am Vorabende des Namensfestes ihres Herrn Bezirks-Commissärs Julius v. Webenau, und brachten demselben, als Beweis ihrer Hochachtung und Liebe, die Ihm, trotz der schwierigen Zeitverhältnisse allseits zu Theil wird, einen Fackelzug. Tiefer Eindruck war an dem Gefeierten sichtbar; innige herzliche Theilnahme zeigten die vielen Anwesenden, und rasch brachen dieselben in lautes freudiges „Lebe hoch“ aus, als die Töne der Musik „Oesterreichs Hymne“ anstimmten, — jeder von dem Wunsche durchdrungen, daß recht bald Alle Bezirke im weiten schönen Oesterreich, ihrem erhabenen Kaiser getreu, fest und dauernd der Eintracht Bande umschlingen möchten.

— Der „österreichische Volksbote“ erzählt in einer seiner letzten Nummern folgenden Zug von Herzensgüte von dem jüngsten Bruder Seiner Majestät des regierenden Kaisers, dem kleinen Erzherzog Ludwig, einem Prinzen von sieben Jahren. „Der feelengute Prinz begegnete in Olmütz einem Soldaten, der an einer Hand und einem Fuße gefesselt war, und von einem anderen Soldaten transportirt wurde. Der Prinz machte sich von seiner Begleitung los, und eilte zu dem armen Arrestanten hin. „Du armer Mann,“ sprach er: „trägst wohl recht schwer an Deinen Ketten?“ „O ja!“ seufzte der Soldat: „sehr schwer, und die Strafe, die mich erwartet, wird noch schwerer seyn.“ — „Was hast Du denn gethan?“ fragte der Prinz mit sichtlicher Bewegung. „Ich bin ein Deserteur,“ antwortete der Soldat. „Ein Deserteur!“ wiederholte der Prinz, „das ist freilich schlimm! Aber ich will mit meinem Bruder sprechen, der muß Dir verzeihen, und dann geschieht Dir nichts! Ja, ja, verlasse Dich darauf, ich bitte für Dich bei meinem Bruder, und Er wird meine Bitte erfüllen.“ Der Soldat, der den Prinzen nicht kannte, sondern nur ein theilnehmendes, engelgutes Kind vor sich sah, dachte wohl: Was kann mir das helfen! aber, als er erfuhr, daß der kleine Prinz des Kaisers Bruder sey, da schlug sein Herz hoch voll freudiger Hoffnung, die auch schnell in Erfüllung ging. Der Kaiser befahl, dem Deserteur die Strafe nachzusehen. Der vortreffliche Prinz Ludwig hatte des armen Soldaten gedacht und ihm Gnade verschafft.

— Die Brünner Zeitung vom 10. d. berichtet einen Vorfall, der hinlänglich bezeichnend ist, um in dem großen Ehrenbuche der österreichischen Armee aufbewahrt zu werden. Als nämlich vor einigen Tagen eine Abtheilung der dortigen Artilleriecompagnie zum Ausmarsch beordert wurde, forderte der Commandant diejenigen auf, sich zu melden, die etwa freiwillig ins Feld zu rücken den Wunsch hegen. Alsogleich trat die ganze Compagnie wie Ein Mann auf, und jeder prätendirte für sich dieses Ehrenrecht. Endlich wurde dieser schöne Streit dahin entschieden, daß die Ältest gedienten Leute den Vorzug haben sollen.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 33. Klagenfurt, Dinstag den 24. April 1849.

An die tapfere 23. Compagnie

des vaterländischen Regimentes Baron Prohaska Nr. 7, an der Brücke bei Hatvan den 2. April 1849.

Nicht auf Italiens blutigen Gefilden,
Wo ruhmbedecket Eure Brüder steh'n,
Saht kämpfend Ihr zum ersten Mal im wilden
Getümm der Feldschlacht Oest'reichs Fahnen weh'n;
Bei Hatvan war's, wo man Euch jubelnd nennt —
Die tapf're Schaar vom 7. Regiment.

Es galt des Heeres Rücken kühn zu decken,
Und schleudert auch des Feindes Uebermacht
In Eure Reih'n des sichern Todes Schrecken,
Doch habt Ihr muthig Eure Pflicht vollbracht.
Fragt Hatvan, das die tapfern Kärntner kennt,
Ihr waret dort vom 7. Regiment.

Heil Tapf're Euch, die Ihr im Kampf' gefallen,
Der Pflicht getreu, der Ehr' dem Vaterland',
In unsern Bergen soll es wiederhallen,
Der späten Nachwelt werde es bekannt:
Im Kampf' bei Hatvan fielen ruhmgekrönt
Manch' Tapfere vom 7. Regiment.

Und Heil auch Kärnten Dir, für Deine Ehre
Fließt Deiner Söhne Blut im Ost und Süd,
Es weiß die Welt, daß dort im Kaiserheere
Auch ihre Tapferkeit zum Sieg entschied.
D'rum rufe Jeder, der sich Kärntner nennt:
Die Tapferen hoch! — vom 7. Regiment.

Klagenfurt, im April 1849.

* * r.

Vergeltung,

oder

die Schlacht bei Santa Lucia.

Reiseerinnerung von Franz Hirsch. *)

Es mochte gegen die zehnte Abendstunde seyn, als ich mit dem Zwettler Postwagen in Budweis anlangte. Wer die vierräderigen Beförderungs-Maschinen kennt, die auf jener Strasse, zum großen Leidwesen der Reisenden, für Postwägen gelten, der wird es sehr natürlich finden, daß ich mich nach so vielen körperlichen Erschütterungen endlich in den Hafen der Ruhe sehnte und daher äußerst übel gelaunt werden mußte, als ich in mehreren Gasthäusern meine bescheidenen Wünsche mit dem Bemerken abgewiesen sah: alle Zimmer seyen bereits mit italienischen Gefangenen besetzt. — Meiner Beharrlichkeit gelang es endlich, in der „Glocke", wo ebenfalls mehrere italienische Offiziere einquartiert waren, das gewünschte Unterkommen zu finden.

Mit der ganzen Behaglichkeit, die man nach einem zwölfstündigen erbarmungslosen Rütteln beim Anblicke des gastlichen Bettes zu empfinden pflegt, wollte ich mich eben in Morpheus Arme werfen, als ein lustiges Gläsergeklirre und verworrene Stimmen, zeitweise von den verschiedensten Refrains italienischer Lieder unterbrochen, vom benachbarten Zimmer durch eine dünne Thüre zu mir herübertönten. Im ersten Augenblicke wünschte ich die lieben Nachbarn in's Land, wo die Zitronen blühen; nach und nach aber erweckten die italienischen Melodien angenehme Erinnerungen, unbestimmte längst verschwundene Traumbilder aus meiner Jugendzeit, die ich unterm italienischen Himmel verlebt hatte. „Vom Schlafengehen ist unter gegenwärtigen Umständen ohnehin keine Rede," dachte ich bei mir selbst: „es wäre vielleicht viel unterhaltender, deinen Nachbarn einen Besuch abzustatten." Der Gedanke

*) Aus dem Märzhefte der bei Medau in Prag erscheinenden Zeitschrift: „Erinnerungen."

wurde augenblicklich zum Entschluß und fünf Minuten darauf stand ich schon unter der Thüre des anstoßenden Zimmers.

„Meine Herren, ich bin so frei, einige Augenblicke an Ihrer Gesellschaft Theil zu nehmen, wenn Sie es erlauben. Der Zufall hat mich heute zu Ihrem Zimmernachbarn gemacht: Ihre Lieder, die mir größtentheils noch aus meiner Jugendzeit bekannt sind, besonders aber die italienische Sprache, die ich als meine zweite Muttersprache liebe, haben mich mit einer unwiderstehlichen Gewalt herübergezogen." Meine Worte wurden mit lebhafter Freudenbezeugung aufgenommen. Alle Anwesenden waren sichtbar von jener wohlthuenden Ueberraschung ergriffen, die sich selbst des gleichgiltigsten Gemüthes bemächtigt, wenn es fern vom Vaterlande ganz unverhofft die süßen Klänge der Muttersprache vernimmt.

Die Gesellschaft bestand aus zehn größtentheils zur piemontesischen Armee gehörigen Offiziers, welche das launige Kriegsschicksal in die Hände der siegreichen Oesterreicher geliefert hatte, und die jetzt, nach kurzer Gefangenschaft in das schöne Land des Gefanges zurückkehrten. Vom achtzehnten bis zum sechzigsten Jahre fand hier beinahe jede Altersstufe ihren Repräsentanten. Ein bejahrter, weißköpfiger Capitän, der schon in den Feldzügen unter Napoleon mitfocht, saß zwischen jungen, kaum der Militärschule entwachsenen Lieutenants, während auf den dunkeln, bärtigen Gesichtern mehrerer Andern die Blüthe und Kraft des gereiften Mannsalters deutlich ausgeprägt war. Auf die bereits geleerten Weinflaschen folgte ein schneller Ersatz und es begann eine jener Unterhaltungen, die wegen ihres bunten Durcheinanders nur durch die geübte Hand eines Stenographen treu wieder gegeben werden könnten. Muthwillige Jugendstreiche, galante Abentheuer und blutige Kriegsscenen wechselten und kreuzten sich, mit guten und schlechten Witzen untermischt, wie die bunten Fäden eines vielfarbigen Teppichs.

„Nun und Du, Marini, Du bist heute wieder wortkarg wie ein Karthäuser!" rief Einer aus der muntern Versammlung.

„Der Glückliche träumt wahrscheinlich wieder von Salzburg," fügte ein Anderer hinzu.

„Du hast's errathen, entgegnete der Angeredete, ein schlankgewachsener junger Oberlieutenant der piemontesischen Garde-Grenadiers, welcher in der That nur wenig Antheil an dem allgemeinen Gespräche nahm und gedankenvoll in der Ecke eines Sopha's lehnte. Nach dem Ausdrucke seiner Gesichtszüge zu urtheilen, mochten übrigens die Gedanken, mit denen er sich zu beschäftigen schien, keineswegs unangenehmer Art seyn, denn oft spielte ein zufriedenes Lächeln um seine von einem glänzend schwarzen Schnurrbarte beschatteten Lippen.

„A propos, Marini! Du mußt dem Herrn Deine Geschichte erzählen, oder wir jagen Dich in's Bett," rief der frühere Sprecher wieder.

„Recht gerne," antwortete der schöne Gardist: „nur fürchte ich, daß sich der Herr dabei langweilen wird."

„Keine Umstände, Deine Geschichte, Marini!" schrien Alle einstimmig, und der Oberlieutenant begann:

„Im Dezember 1840 verließ ich auf kurze Zeit meinen Geburtsort Turin, um meinen Onkel, der in Mantua ein bedeutendes Handlungsgeschäft besaß, einen längst versprochenen Besuch abzustatten. An einem Sonntagsnachmittag, wo es den wohlthuenden Sonnenstrahlen endlich einmal wieder gelungen war, auf einige Stunden den dichten Nebel zu zerstreuen, der sich im Herbst und Winter beinahe ununterbrochen über die Stadt und die sumpfigen Ufer des Mincio ausbreitet, ging ich, wie gewöhnlich von einem großen schwarzen Pudel begleitet, am Quai in der Gegend des sogenannten Hafenthores spazieren. In geringer Entfernung vor mir gewahrte ich eine elegant gekleidete Dame, die ein wunderhübsches neun- oder zehnjähriges Mädchen mit der größten Sorgfalt zu überwachen schien. Trotz aller Ermahnungen hüpfte jedoch die Kleine mit kindischem Muthwillen in weiten Umkreisen um die Dame herum; plötzlich strauchelte ihr Fuß über einen der eisernen Ringe, die zur Festhaltung der Schiffe am Rande des Quai's angebracht waren, und ohne Laut verschwand sie in den trüben schmutzigen Gewässern des Mincio.

Großer Gott! Hilfe! meine arme Tochter! schrie die Dame in der höchsten Verzweiflung. — Hilfe! Hilfe!

Auf einen Wink von mir war mein treuer Fido beinahe gleichzeitig mit der Kleinen in's Wasser gestürzt und fing sie auch gleich bei den Kleidern auf. Da ich sah, daß seine Anstrengungen allein nicht hinreichen würden, um das Mädchen zu retten, so glaubte ich hier von meiner Fertigkeit im Schwimmen Gebrauch machen zu müssen und sprang rasch dem keuchenden Pudel zu Hilfe. Einige Minuten darauf hatte ich das Vergnügen, der trostlosen Unbekannten das blonde Töchterchen in die Arme legen zu können, und erhielt für meine Heldenthat, bei der ich weiter nichts, als allenfalls einen tüchtigen Schnupfen riskirte, die heißesten Danksagungen der überglücklichen Mutter, die mir ihre Karte übergab mit der herzlichsten Aufforde-

derung, sie ganz zuverlässig den kommenden Tag in ihrer Wohnung zu besuchen.

Ich verdankte diesem Zufalle die Bekanntschaft einer liebenswürdigen, biedern Familie. Der Vater der kleinen Geretteten, Kriegscommissär in österreichischen Diensten, empfing mich mit jener ungezwungenen herzlichen Freudlichkeit, welche selbst die erbittertsten Italiener der deutschen Gastfreundschaft nicht absprechen können, und die unfehlbar jedes Herz gewinnen muß. Ich fand in ihm einen erfahrenen, mit reichen Kenntnissen begabten Mann, und einen äußerst angenehmen Gesellschafter. Die Mutter, die Liebenswürdigkeit und Herzensgüte selbst, schien nur für das Glück der Ihrigen zu leben, und bot mir in ihrer stillen Häuslichkeit das Musterbild einer jener Hausfrauen, wie wir sie in Italien leider äußerst selten aufzuweisen haben. Ein achtzehnjähriger Sohn dieser würdigen Gatten, Kadet bei einem, ich weiß nicht mehr welchem Infanterie-Regiment, war zu jener Zeit auf Urlaub im elterlichen Hause. Der junge Mensch hatte nicht den leisesten Anflug einer unleidlichen Arroganz, dagegen fand ich ihn mit tüchtigen Kenntnissen ausgestattet, human und freundlich gegen Jedermann. Kein Wunder also, daß wir in Kurzem Freunde waren. Gleichheit des Alters und seine vollendete Kenntniß der italienischen Sprache, deren literarische Meisterwerke er zu schätzen wußte, hatten viel zu dieser herzlichen Annäherung zwischen uns beigetragen.

Mein Pudel Fido fand sich bald durch zahlreiche Liebkosungen und sorgfältig für ihn aufbewahrte Leckerbissen veranlaßt, einen großen Theil seiner Anhänglichkeit auf die kleine Tochter des Hauses zu übertragen, die in harmlosen Spielen oft viele Stunden mit ihm vertändelte.

Zwei Monate waren so vergangen und die Zeit herangerückt, wo ich wieder in meine Vaterstadt zurückkehren mußte. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß mir das Scheiden von dieser Familie eben so schwer fiel, als ihre Mitglieder sich betrübt fühlten über meine Abreise. Zur Erinnerung schenkte ich meinen Fido der kleinen Karoline, welche beim Abschiede mit thränenden Augen ihre Arme um den Hals des schwarzen Spielgefährten geschlungen hatte. Wir gelobten uns zwar zu wiederholten Malen die geschlossene Bekanntschaft durch eine öftere Correspondenz auch in der Ferne aufrecht zu erhalten; doch Sie wissen es ja vielleicht aus Erfahrung, daß trotz aller Stammbuchaufsätze durch die Zeit und Entfernung über die Freundschaft und Dankbarkeit, ja manchmal selbst über die Liebe unmerklich und ohne die Herzen zu entfremden, ein Schleier der Vergessenheit gezogen wird, den ein Zufall, ein unerwartetes Wiedersehen oft wieder zerreißt. Unser Briefwechsel, der nach und nach immer seltener wurde, hörte endlich im Verlaufe einiger Jahre gänzlich auf.

Des trockenen Studirens müde, trat ich nach dem Tode meiner Eltern in Militärdienste und erhielt eben mein Oberlieutenantspatent, als der zwischen Oesterreich und Sardinien ausgebrochene Krieg mich nach dem blutigen Schauplatze in die Lombardie berief.

Der für unsere Armee verhängnißvolle sechste Mai war trübe und regnerisch angebrochen. Mit dem ersten Grauen des Tages bewegten wir uns in dicht gedrängten Colonnen von den Höhen bei Sommacampagna gegen die Dörfer Chieoo, Croce bianca, San Massimo und Santa Lucia, welche die Oesterreicher vor Verona in einer Bogenstellung besetzt hatten. Um neun Uhr waren wir im Angesichte des Feindes und eröffneten eine furchtbare Kanonade, besonders auf dem Punkte Santa Lucia, der uns, als der wichtigste, nur sehr schwach vertheidigt schien. Die wenigen Truppen, die ihn besetzten, wehrten sich indeß mit wahrem Heldenmuthe; das wird jeder von uns bekennen, der bei Santa Lucia mitgefochten hat. Ich hoffe übrigens, daß man auch unsern Leuten keine Feigheit vorwerfen wird, wenn sie auch am Ende der österreichischen Tapferkeit weichen mußten. Bei dieser Gelegenheit wurde den Garden-Grenadieren, darunter auch meiner Compagnie, die kitzliche Aufgabe zu Theil, den mit Jägern besetzten Kirchhof des Dorfes zu erstürmen. Wir hatten schon früher das Vergnügen gehabt, die Entschlossenheit und die kernigen Schüsse dieser Grauröcke hinlänglich kennen zu lernen, und machten uns daher auf ein saures Stück Arbeit gefaßt. Drei mißlungene Angriffe, bei denen wir immer mit bedeutendem Verluste zurückgeschlagen wurden, überzeugten uns bald von der Richtigkeit unserer Vermuthungen. Beim dritten Sturm erhielt ich eine Kugel im rechten Oberschenkel, und fiel in die Hände der uns verfolgenden Jäger. Obgleich schwer verwundet, hatte ich in der ersten Hitze einen Versuch gemacht, mir die heranstürmenden Gegner mit dem Säbel vom Leibe zu halten; schon hatte Einer von ihnen sein großes Haubajonett erhoben, um mir jede weitere Vertheidigungslust wahrscheinlich auf ewig zu vertreiben, als die donnernde Stimme eines Offiziers den tödtlichen Streich zurückhielt.

Geben Sie mir Ihren Säbel, Kamerad! rief er mir zu — ein längerer Widerstand wäre nutzlos, umsomehr, da sie verwundet sind.

Kaum hatte ich dieser Aufforderung Folge geleistet, so wurde es ganz dunkel vor meinen Augen und ich

fiel durch den starken Blutverlust in eine Bewußtlosigkeit, von der ich erst nach mehreren Stunden im Feld-Spitale erwachte. Dieses Erwachen war traurig für mich, denn die erste Nachricht, die zu meinen Ohren gelangte, verkündete mir die gänzliche Niederlage und den Rückzug unserer Truppen.

Gegen Abend trat ein Arzt und mein Lebensretter, der Jägeroffizier an mein Lager. Wie gewöhnlich wurde ich um Name, Charge, Geburtsort und um das Corps befragt, zu welchem ich gehörte. Während der Arzt meine Angaben in eine Schreibtafel annotirte, bemerkte ich auf dem Gesichte des Jägers den Ausdruck einer freudigen Ueberraschung.

Sind Sie in früheren Jahren nie in Mantua gewesen? fragte er dann hastig.

Ja wohl!

Und haben dort ein kleines Mädchen vom Ertrinken errettet?

Ich machte eine bejahende Kopfbewegung.

So laß Dich umarmen von dem Bruder der kleinen Karoline, von Deinem Jugendfreunde Wilhelm! — und bei diesen Worten schlang er seine Arme um meinen Hals und der freudige Kuß des Wiedersehens vereinigte unsere Herzen.

Ich hätte Dir so viel zu erzählen — begann er hierauf — doch Du bist zu schwach, und der heutige Tag ist überhaupt nicht zum Erzählen geeignet. Vielleicht wird es mir nach einigen Tagen vergönnt seyn, ganz gemächlich mit Dir zu plaudern. Jetzt muß ich fort. Adieu! Morgen sehen wir uns wieder.

Ein Händedruck, und der Jugendfreund war wie ein Traumbild verschwunden. Den andern Tag erwartete ich mit einer fieberhaften Ungeduld seine Rückkehr; leider aber vergebens. Nach der Versicherung des Arztes wurde er noch in der Nacht des sechsten mit seinem Bataillon auf einen andern Punkt beordert, ohne mich vor seinem Abmarsch besuchen zu können. Ich wußte es ja! Das eiserne Commando kennt keine Freundschaft, keine Liebe, keine Familienbande. Bei dem Worte Marsch! heißt es scheiden, und müßten tausend Herzen darüber brechen.

(Beschluß folgt.)

Notizen.

— Der österreichische Polygraph spricht sich in seinem Mittagsblatte vom 19. April also aus: Man hat Kaiser Ferdinand, dessen Geburtsfest wir heute feiern, mit dem Beinamen des „Gütigen“ zu ehren gedacht. Wir halten jedoch diesen Beinamen nicht für genugsam bezeichnend. Güte kann eben so passiv als aktiv seyn und in ersterer Bedeutung unmerklich in Schwäche übergehen; der Begriff von moralischer Stärke und klarem Bewußtseyn ist nicht nothwendig damit verbunden, und doch war Kaiser Ferdinand stark und selbstbewußt, wie irgend ein Regent es je seyn konnte, als er in den Märztagen des ewig denkwürdigen Jahres Seinen Völkern die festesten Pfänder politischer Freiheit und Entwickelung aus eigenem Antrieb gewährte; — Er war stark, als er am 12. August, die empfindlichen Kränkungen vergessend, in Seinen Kaisersitz zurückkehrte; — stark zeigte er sich endlich, als das Uebermaß des Frevels das letzte Heilmittel todtkranker Staaten, Schwert und Geschütz unabweislich forderte. Und war endlich Sein letzter Herrscher-Akt am historisch so wichtigen 2. Dezember, nicht der sprechendste Beweis von Seelenstärke? Die große Richterin Geschichte bewahrt einen andern Beinamen für Ferdinand auf, als den des „Gütigen,“ sie wird Ihn den „Hochherzigen“ nennen, und diese Bezeichnung wollen wir auch künftig in unseren Blättern dem allverehrten und allgeliebten Namen Ferdinand beifügen. „Hoch Ferdinand der Hochherzige!“

— Der Damenverein in Wien hat einen ausgezeichneten, prachtvoll gestickten Teppich verfertiget, und denselben zu einer Spende für Se. Majestät Kaiser Ferdinand bestimmt. Mehr als 80 Damen haben daran gearbeitet; er ist aus 70 Feldern sehr künstlich zusammengesetzt. Inmitten ist ein Feld, geschmückt mit dem kaiserlichen Adler, und in der Periferie dieses Feldes liest man die Worte: „Zum Dank und Lebewohl Ferdinand dem Gütigen unserm unvergeßlichen Kaiser von treuen Frauenhänden.“ Der Teppich bietet ein schönes Bild von Geschmak und Kunstgeschicklichkeit.

— Im Jahre 1788 fertigte der damalige Oberste des fürstlichen Hauses Schwarzenberg eine Urkunde aus mit dem Eingange: „Wir N. von Gottes Gnaden Fürst zu Schwarzenberg, Herzog von Krumau u. s. w.“ Eine Hofbehörde, welche das Directorium in publico-politicis genannt wurde, und deren Wirkungskreis mit dem der später vereinten Hofkanzlei und des jetzigen Ministerium des Innern ungefähr der gleiche war, sah in der vom Fürsten gebrauchten Formel eine Anmaßung, einen Eingriff in die Rechte des Monarchen, und hielt die Sache für so wichtig, daß sie solche dem Kaiser zur Entscheidung und Ahndung vorlegte. Joseph des Zweiten Entscheidung ließ nicht lange auf sich warten. Sie lautete wörtlich: „Da der Bauer seine Hütte, und so jeder aufwärts bis zum Landesfürsten, Alles, was er hat, und was er ist, wirklich nur durch Gottes Gnade hat und ist, so kann auch Keinem verweigert werden, seinen Stand eder seinen Besitz mit dem Beisatze „von Gottes Gnaden“ zu benamsen, der ganz in der Wahrheit begründet ist. Es darf daher weder in dem vorliegenden Falle dem Fürsten Schwarzenberg, noch in der Folge wem immer, der sich dieses Ausdruckes bedienen will, deßhalb die mindeste Ausstellung gemacht werden. Joseph.“

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 34. Klagenfurt, Sonnabend den 28. April 1849.

Der Feldkaplan.*)

(Aus Zedlitz's Soldaten-Büchlein.)

Ein Priester wallt durch's Leichenfeld,
Ein waffenloser Pilger,
Ein frommer, milder Gottesheld,
Ein Retter, kein Vertilger.

Und wo ein Mann im herben Schmerz
Verblutet an den Wunden,
Hat er mit Trost gestärkt sein Herz,
Mit Linnen ihn verbunden.

Und wo am heißesten der Kampf,
Im dichten Kugelregen,
Steht er gehüllt in Pulverdampf
Und spricht den Sterbesegen.

Einst rannten sich die Schützen an,
Die Büchsen sprüh'n Verderben,
Da sinkt getroffen hin ein Mann
Auf's Schlachtfeld um zu sterben.

Und hineilt, eh' der Geist entflieht,
Der Priester, voll Erbarmen,
Und hält ihn, der verscheidend liegt,
Empor in seinen Armen.

Die Kugeln sausen nah und fern,
Doch Er reicht auf die Reise
Dem Sterbenden den Leib des Herrn,
Die süße Himmelsspeise.

Da ruht der Kampf; die beiden Reih'n
Sie stehen fern geschieden,
Und schauen ernst und schweigend d'rein,
Und halten Gottesfrieden.

Doch als der Held sein Werk vollbracht,
Des Todten Seel' entflogen,
Da brausen wild wie erst der Schlacht
Getrennte, blut'ge Wogen.

*) Adolf Czerkas vom Regimente Fürstenwährter No. 56, Verfasser des in Nr. 17 der „Carinthia“ mitgetheilten „Armeeliedes.“

Vergeltung,

oder

die Schlacht bei Santa Lucia.

Reiseerinnerung von Franz Hirsch.

(Beschluß.)

In vier Wochen war meine Wunde so weit geheilt, daß mich die Aerzte für kräftig genug erklärten, um auf einem Leiterwagen mit mehreren meiner gefangenen Waffengefährten den langen Marsch nach Salzburg anzutreten, wohin alle Kriegsgefangenen anfänglich bestimmt worden waren. Obgleich die uns eskortirenden österreichischen Offiziere Alles aufboten, um unser hartes Loos zu mildern; so muß ich doch gestehen, daß ich durch das unvermeidliche Rütteln der Wägen, die öfters im erbärmlichsten Zustande waren, auf dem ganzen endlosen Marsche Höllenschmerzen auszustehen hatte. Den zweiten Tag nach meiner Ankunft in Salzburg brach meine kaum geschlossene Wunde wieder auf und fesselte mich durch drei Wochen neuerdings an's Krankenlager.

Endlich ward zu meiner unaussprechlichen Freude auch diese traurige Zeit verstrichen und ich durfte die düstern Mauern des Spitalzimmers verlassen und den geschwächten Körper erquicken in der wohlthuenden Gebirgsluft und im Anblicke der herrlichen mannigfaltigen Landschaft, von welcher Salzburg umgeben ist.

Auf einem meiner Spaziergänge hatte ich mich eines Tages etwas verspätet und der Abend überraschte mich, noch ehe ich die Vorstadt Nonnthal erreichte. — Es war ein herrlicher Sommerabend! Nie werde ich ihn mehr vergessen! Im letzten röthlichen Schimmer der untergehenden Sonne prangten die grauen Thürme der Festung Hohen-Salzburg, die wie ein unerschütterlicher, riesenhafter Wächter dasteht zum Schutze der Stadt. Alles um mich herum athmete Ruh' und Friede, von den himmelhohen zackigen Gipfeln der Bergriesen, bis zum lachenden Thale herab, in welchem sich die Sal-

zach rauschend fortschlängelt; und dort auf den nicht minder üppigen Fluren der Lombardie krümmen sich vielleicht hunderte meiner Waffenbrüder im letzten blutigen Todeskampfe. Dies waren beiläufig meine Betrachtungen, als ein freundliches Landhaus in geringer Entfernung von der Straße meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Eine lebendige Hecke umfaßte es von drei Seiten, und bildete vor demselben ein anmuthiges Gärtchen. In den sorglich gepflegten Beeten prangten die verschiedensten Blumen und besonders eine seltene Auswahl von buntfärbigen Georginen. An die eine Seite des Hauses lehnte sich eine dichte Jasminlaube und verbreitete rings umher den balsamischen Duft ihrer Blüthen. Um den Garten besser in's Auge zu fassen, hatte ich mich dem niedrigen Eingangsgitter genähert; da schlugen plötzlich die harmonischen Töne eines Flügels an mein Ohr. Es waren Präludien, unverkennbar von einer kunstgeübten Hand mit seltener Leichtigkeit ausgeführt. Dann erhob sich eine sanfte klangvolle weibliche Stimme und begann eine italienische Arie, deren hinreißender Zauber meine Seele mit süsser Ueberraschung und Wehmuth erfüllte und mich in eine lauschende Bildsäule umschuf. Die Reinheit und Sicherheit der Töne, das Ungezwungene bei den schwierigsten Stellen, kurz Alles, was ich zu hören begann, verrieth die vollendete Sängerin und ein fühlendes Gemüth.

Ohne es selbst zu bemerken, war ich in den Garten eingetreten und stand noch ganz versunken im herrlichen Genusse, als die Musik plötzlich verstummte und aus der nahen Jasminlaube ein bejahrter Herr auf mich zukam. Ich fühlte, daß ich hier als unberufener Zuhörer eine etwas sonderbare Figur spielte, und suchte daher, so gut als es meine Ueberraschung und mein schlechtes Deutsch gestatteten, einige Entschuldigungen hervorzubringen. Der Freunde ließ mich jedoch nicht ausreden. Es scheint, erwiederte er im reinsten Italienisch — daß die geringe Kunstfertigkeit meiner Tochter Ihnen einige angenehme Augenblicke verschafft habe, und das ist jedenfalls sehr schmeichelhaft für sie. Ihre Uniform zeigt mir übrigens, daß Sie zur Zahl der armen Kriegsgefangenen gehören — fügte er lächelnd hinzu — und da ist es sogar unsere Pflicht, Ihnen dieses Loos so viel als möglich zu erleichtern. Meine Frau und meine Tochter, die nebenher gesagt, ganz geläufig italienisch sprechen, werden sich Ihre nähere Bekanntschaft zu einem besonderen Vergnügen rechnen. Während dieser freundlichen Worte hatte er meinen Arm in den seinigen gelegt und führte mich gegen die Thüre eines im Erdgeschoße befindlichen Saales. Ehe ich noch Zeit genug gewann, meinen Geist etwas zu sammeln, stand ich bereits im geschmackvoll decorirten Saale und wurde der Hausfrau und ihrer liebenswürdigen Tochter vorgestellt. Wäre ich ein Dichter, so würde ich Ihnen hier ein reizendes Porträt entwerfen, und von blonden Seidenlocken, Purpurlippen und Alabasterhändchen phantasiren; so kann ich Ihnen aber nur ganz prosaisch versichern, daß die schlanke achtzehnjährige Blondine in ihrem einfachen Hauskleide mit ihren sanften, lächelnden Zügen mich derart außer Fassung brachte, daß ich kaum einige der gewöhnlichsten Gemeinplätze hervorzustammeln vermochte. Und doch gehört eine so unzeitige Befangenheit in Gegenwart von Damen durchaus nicht in die Zahl meiner Fehler. Erst als das Gespräch seinen gehörigen Gang genommen, gewann ich wieder meine ungezwungene, heitere Laune. Der Krieg in Italien bildete natürlich den Hauptgegenstand der Unterhaltung, bei welcher meine geringe Erzählungsgabe bedeutend in Anspruch genommen wurde.

Ach das gräuliche Kriegshandwerk! rief mit einem tiefen Seufzer die Hausfrau — wir haben auch einen Sohn in Italien, und schon lange erhielten wir keine Nachrichten von ihm.

Die kann ich Ihnen geben, rief ich, meiner Freude nicht mehr Meister — ich, sein Freund, Marini und der einstige Retter Ihrer schönen Tochter!

Die Ueberraschung der ganzen Familie, den Freudensturm beschreiben zu wollen, den meine Worte hervorbrachten, wäre eine Unmöglichkeit.

Sie haben mich also gleich erkannt? — rief der alte Herr, der von seinem Sitze aufgesprungen war.

Auf den ersten Blick! erwiederte ich lächelnd — und jetzt können Sie sich die Verwirrung erklären, die mich bei einem so unerwarteten Zusammentreffen ergreifen mußte.

Nun auf Ehre, uns wäre es nicht so leicht geworden unter dem schwarzen Schnurrbarte und dem wettergebräunten Gesichte, unsern jungen Freund aus Mantua wieder zu erkennen. Was meinst Du Karoline? fragte der Vater. Karoline erröthete und blieb die Antwort schuldig.

Eine lange Trennung ist immer Veranlassung zu unzähligen Mittheilungen, Fragen und Erinnerungen zwischen Leuten, die, ohne an ein Wiedersehen zu denken, unverhofft in irgend einem Winkel der Erde wieder zusammenkommen. Auch unter uns ging es nun an ein endloses, vertrauliches Erzählen und Plaudern. So erfuhr ich, daß der Kriegscommissär schon seit zwei Jahren in Ruhestand getreten, sich in seiner Vaterstadt Salzburg niedergelassen habe, mit dem festen Entschlusse, sie nie mehr zu verlassen; daß Fido, trotz aller Sorgfalt seiner schönen Pflegerin, der Natur den Tribut zollen mußte und nun in der Jasminlaube, dem Lieblingsplätzchen Karolinen's, eine Ruhe-

stätte gefunden, und daß Karoline zum fernern Andenken das lebensgroße Bild ihres Lieblings mit eigener Hand gemalt und in ihrem Zimmer aufgehängt habe.

Während der Zeit meines Aufenthaltes in Salzburg, die ich die schönste Zeit meines Lebens nennen darf, erhielt ich, wie ich es in einem Schreiben gewünscht, Briefe und Wechsel vom Hause. Auch die besorgten Eltern empfingen einen Brief von Wilhelm, in welchem er ihnen, freilich etwas zu spät, unser sonderbares Wiedersehen im Feldspitale von Santa Lucia schilderte. Es bleibt mir nur noch wenig zu sagen übrig, aber für mich ist es das Wichtigste. Der tägliche Verkehr mit Karolinen gab mir Gelegenheit, stets neuere und schönere Eigenschaften ihres edlen Gemüthes zu entdecken. Bald fühlte ich, daß ich das holde Mädchen liebte mit dem Feuer einer reinen, heiligen Liebe, und als mir auch aus ihrem zitternden Munde das Geständniß wurde, daß ihre Dankbarkeit einem weit süßern Gefühle Platz gemacht habe, da war der Morgen meiner Glückseligkeit angebrochen. Ihre Eltern, schon früher in Kenntniß von meinen Familienverhältnissen, nahmen keinen Anstand, den süßen Herzensbund zu segnen mit der einzigen Bedingung, daß ich dem Militär entsage und, nachdem ich mein Vermögen im Vaterlande geordnet, nach Salzburg zurückkehre, wo wir unsere künftigen Tage glücklich zu verleben gedenken.

Noch eine Trennung, hoffentlich die letzte, mußte die Erfüllung unserer schönen Pläne verzögern. Es kam nämlich der Befehl, daß alle italienischen Kriegsgefangenen nach böhmischen Festungen gebracht werden sollten. Ich mußte der Ordre folgen und mich losreißen aus den Armen meiner Theuern. Beim Abschiede erhielt ich dieses Medaillon."

Der Erzähler zog es unter seiner Uniform hervor und zeigte es unsern neugierigen Blicken. In einem sanften blondhaarigen Madonnenköpfchen sahen wir das Porträt seiner Geliebten; auf der Kehrseite des Medaillons hatte die kunstfertige Hand Karolinen's das Miniaturbild des schwarzen Pudels entworfen.

„Wir sind nun im Begriffe nach einer kurzen Gefangenschaft in unsere Heimath zurückzukehren," fügte der Oberlieutenant noch hinzu. „Bald werden meine Angelegenheiten im Vaterlande beendigt seyn, und ich werde hineilen in die Arme der Liebe und des Glückes, und vielleicht keinen meiner wackern Kameraden wieder sehen. Darum, meine Herren, noch ein letztes Glas auf das Wohl meiner Braut und auf das Andenken aller Tapfern, seyen sie Freund oder Feind, die bei Santa Lucia ein ehrenvolles Grab gefunden haben!"

„Es lebe die schöne Karoline! Es lebe das Andenken aller Tapfern von Santa Lucia!" ertönte es durch die Gesellschaft, und klirrend gaben die Gläser das Accompagnement zum stürmischen Toaste.

Notizen.

— Ueber den größten Feldherrn unserer Zeit lesen wir in Münchner Blättern Folgendes: Graf Josef Radetzky wird am 2. November 83 Jahre alt, doch verräth sein Aeußeres durchaus kein so hohes Alter; er ist nicht groß, aber kräftig gebaut, ohne stark zu seyn, geht gewöhnlich mit schnellen Schritten sehr gerad und aufrecht umher. Seinen Kopf trägt er hoch und schaut frei hinaus, seine Züge haben einen ungemein gewinnenden Ausdruck und zeigen unverkennbar das Gepräge seiner Herzensgüte. Er lacht gerne, wenn er sich sehr freut beim Durchlesen der Berichte über glänzende gelungene Gefechte, oder wenn er sieht, wie die Truppen muthvoll und freudig angriffen; so umfliert sich dagegen sein Blick, wenn er von Gefallenen und Verwundeten hört, und tiefe Bekümmerniß malt sich in seinen Zügen bei Anblick eines menschlichen Elendes. In Garlasco, wo die Soldaten, nachdem sie den Feind bei Gravellone und la Cava zurückgeworfen, einige kleine Exzesse begingen, d. h. Brot und Wein wegnahmen, bestrafte er diese Leute auf's Strengste, ließ durch den Ortsvorsteher augenblicklich viertausend Zwanziger austheilen, und gab zu einer Sammlung, welche die Offiziere des Hauptquartiers zu demselben Zwecke unter sich veranstalteten, reich und glänzend. Wie oft sah ich, daß er zu einzelnen Schildwachen ging und denselben — da es ihnen verboten ist, auf dem Posten etwas anzunehmen — einige Zwanziger in die Patrontasche steckte! In Novara erzählte man häufig, wie der alte Marschall arme Leute beschenkt habe. Bei dem Vorbeimarsche der Truppen trat er in die Reihen, hier einen alten Unteroffizier begrüßend, dort einem Offizier auf die Schultern klopfend, und sprach zu den meist blutjungen Wiener Freiwilligen und Jägern freundliche ermunternde Worte. Mit Offizieren seiner Umgebung lebt er auf dem vertraulich-angenehmsten Fuße; er zeigt ihnen nie den großen gewaltigen Kriegsmann. Häufig trat er mitten unter uns, wenn wir zusammen lachten oder Geschichten erzählten, oder um das Feuer saßen, und mischte sich gerne in die Unterhaltung; er konnte es nicht leiden, wenn alles von den Sitzen aufsprang und Feldmützen und Cigarren verschwanden; „bleiben Sie sitzen," rief er dann, „machen Sie keine Sachen! setzt's mir die Mützen auf!" Er war beständig wie ein Vater unter seinen Kindern und ergötzte sich namentlich an der Lust und Fröhlichkeit seiner „Kibitze." „Sehen Sie," sagte er mir eines Tages nach der Tafel, „im vorigen Feldzuge hatten wir nicht so viel wie jetzt, da gings oft mager her, da hat mir Morgens mein Freund H. eine Chocolade angefertigt;" dabei lachte der alte Herr laut und fröhlich, „und er soll Ihnen sagen, wo er die Milch dazu hernahm." Das Factum war, daß General W. eine Ziege mit sich führte, von welcher die jungen Offiziere in der Morgendämmerung ihre erste und beste Milch stillschweigend für den alten

Marschall holten. — Die Stimme Radetzky's ist tief und kräftig, seine Anrede an die Offiziere Sie; wenn er vergnügt ist, sagt er vielleicht: „meint Ihr's nicht auch so, Freund?„ und bei außerordentlichen Fällen der Gewogenheit sagt er Du. Der Marschall geht früh zu Bett und steht dagegen auch sehr früh wieder auf; die Stunden des Abmarsches hält er mit großer Genauigkeit, bricht wohl bie und da früher auf, aber nie später. Berichte, die einlaufen, läßt er sich meistens vorlesen, aber Alles, was abgeht, liest er aufmerksam selbst durch. Seine Handschrift ist nach der alten Schule, aber deutlich und leserlich, eben so seine Unterschrift; bei den Dienstsachen zeichnet er einfach: Radetzky, bei allen Courtoisieschreiben: Graf Josef Radetzky. Oft, wenn es eilig ist, unterschreibt er seine Depeschen auf dem Knie. Wenn er mit Jemand spricht, so faßt er ihn unter dem Arm und spaziert auf und ab. Der Feldmarschall reitet fest und sicher und liebt die schnelleren Gangarten: so bei Novara wurde mehrere Miglien zwischen Truppen, zwischen Todten und Verwundeten vorbei im scharfen Jagdgalopp geritten. Seine Pferde sind starke Mecklenburger, meistens Schimmel, sein Sattel deutsch mit reichgestickter Feldmarschallsschabrake, das Kopfzeug des Pferdes mit goldenen Nägeln besetzt. Sein Anzug ist ein grauer Rock mit goldbesetzetem Kragen, dazu den Cavalleriesäbel und Hut mit grünen Federn. — Ein wahrhaft kriegerisches interessantes Bild bietet das Hauptquartier in der Nähe eines Gefechtes; so in Welpolate. Schon den ganzen Morgen hörten wir von Novara her den Kanonendonner, bald einzelne Schüsse, bald ganze Lagen. Wir hatten im Hofe des Hauses, wo der Marschall wohnte, gespeist. Nachdem das Eßgeschirr weggeräumt war, bedeckten große Landkarten den Tisch, die Wagen und Handpferde waren bepackt, die Pferde gesattelt, und was zum Hauptquartier gehörte, stand im Hofe in einzelnen Gruppen und plauderte. Der greise Mann spazierte auf und ab, eine Hand in die Seite gestemmt, horchte die und da auf den fernen Kanonendonner, warf einen Blick auf die Garde und sah ernst, aber ruhig aus. Vor dem Hause wogte eine gewaltige Menschenmenge, welche eben so begierig auf den Ausgang des Gefechtes war, wie wir. Sie hatten vor ihren Landsleuten, den Piemontesern, die sich überall durch Raub und Plünderung ausgezeichnet, einen gewaltigen Respekt, und so oft sich der Marschall am Thore blicken ließ, brachten sie ihm ein evviva um das andere. Ungefähr sechs Mädchen aus dem Dorfe — und es schien mir, es waren die schönsten — mochten sich nicht abweisen lassen und verlangten durchaus dem Marschall die Hand zu küssen. Einige von uns wollten sie hinein begleiten, doch schienen sie kein großes Vertrauen in uns zu setzen, oder genirten sich vor den anderu, genug, der Graf Bachta, ein alter Herr, mußte sie in den Hof begleiten, wo sie der Marschall auf's Freundlichste empfing und jeder von ihnen die Hand reichte. Man kann sich denken, mit welchen Fragen sie draußen von der Dorfgemeinde bestürmt wurden. Unterdessen wurde der Kanonendonner von Novara her immer heftiger: die Ordonnanzen und Adjutanten, die athemlos in den Hof sprengten, brachten Meldung, die Kibitze standen bei ihren Pferden, und für jeden Ritt drängten sich immer zwei bis drei vor, die Berichte vom Schlachtfeld, — meistens mit Bleistift und in guten technischen Ausdrücken geschrieben, als: „die und die Brigade dringe vor, der Feind beißt auf allen Seiten,„ — wurden von dem Feldmarschall, von Heß und Schönhals gelesen und augenblicklich neue Befehle gegeben. Der betreffende Ordonnanzoffizier that einen tüchtigen Zug aus irgend einer freundnachbarlichen Feldflasche, schwang sich in den Sattel, und und mit Windeseile ging's hinaus auf die mit Wagen und Mannschaft aller Art bedeckte Landstraße. „Povero giovine!„ riefen die Weiber des Orts, denn sie dachten: der kommt nimmer wieder.

— Aus New-York melden öffentliche Blätter folgendes: General Taylor hat die Reise nach Washington glücklich überstanden, und hat in einer einfachen, kurzen Rede die Grundsätze auseinandergesetzt, die ihn bei der Verwaltung der obersten Stelle der Republik leiten, er versprach das ihm übertragene Amt im Geiste der Verfassung führen zu wollen. Für Europa ist es von besonderem Interesse, was er in Bezug auf die auswärtigen Beziehungen der Union sagt: „Als freie Männer müssen wir an jedem Bestreben, die bürgerliche und politische Freiheit zu verbreiten, innigsten Antheil nehmen; zugleich muß uns aber die Geschichte, so wie das Beispiel unsers geehrten Washington lehren, von allen hemmenden Verbindungen mit fremden Völkern abzustehen. Bei den Streitigkeiten fremder Mächte ist es für uns Pflicht und Interesse, die strengste Unpartheilichkeit zu beobachten, und der Geist unserer Staatseinrichtungen, das Fortschreiten der menschlichen Bildung, besonders aber die Gebote der Religion müssen uns bestimmen, mit allen andern Mächten in freundschaftlichen Beziehungen zu leben. Wir wollen uns der Hoffnung hingeben, daß künftig keine völkerrechtliche Streitfrage auftauchen werde, welche eine entschlossene Regierung nicht durch weise Unterhandlungen zu beseitigen vermöchte. Diese Grundsätze werde ich im Verhältnisse zu dem Auslande zu befolgen bemüht seyn, ich halte sie für wesentlich mit Rücksicht auf die Ehre und die Interessen unsres Vaterlandes.„ In einer so sturmbewegten Zeit, wie die gegenwärtige, ist eine auswärtige Politik wie die Taylor's von wesentlicher Bedeutung. Seit Jackson sind die Nordamerikaner mehr oder weniger von der Staatsschlauheit einiger Politiker geführt worden, und sie scheinen dieses noch mehr zu werden, wie die Ohnmacht des letzten Kongresses dieses zeigte. Unter solchen Verhältnissen, und für ein solches Volk ist nun Taylor der erste Präsident, er ist der Mann des eigenen und redlichen Willens, ein Mann, der mit eigenen Augen zu sehen gewohnt ist. Er nun, der Mann, der binnen Kurzem ein geübtes Heer sich zu bilden und mit demselben kräftigst zu operiren verstand, wird ohne Zweifel über die Parthei-Politiker seiner Zeit siegen, obschon seine Aufgabe keine geringe ist.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 35. Klagenfurt, Dinstag den 1. Mai 1849.

Eines Künstlers Jugend.

(Aus der Didaskalia.)

Es war zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, da sah der Mond, wenn er helleuchtend über Dresden stand, allabendlich einen hübschen lebhaften Knaben mit seinen zwei Schwestern, an der Hand einer alten Wärterin, an dem Ufer der Elbe entlang gehen. Die Kinder kamen nie bei Tage in das Freie, sie kamen nie in die Schule, durften niemals mit andern Kindern spielen; sie mußten den ganzen Tag einsam in der Stube sitzen — und zeichnen. Die Mutter war todt und der Vater war ein sehr strenger Mann. Er war ein Maler, und sein Sohn, der Raphael hieß, sollte auch ein Maler werden, ein Maler, hochberühmt, wie sein Namensgenosse, der große Raphael Sanzio. Auch die Schwestern sollten Malerinnen werden. Tag für Tag mußten die Kinder am Tische sitzen, den Stift in der Hand und zeichnen. Der Vater stand dabei, und für jeden Fehler gab es Schläge. Nur des Abends, wenn andere Kinder vielleicht längst in ihren Bettchen lagen, dann durften sie, an der Hand der Wärterin, das Haus verlassen und an dem Ufer der Elbe dahingehen. Oftmals weinten die Kinder und beklagten sich, nicht auch spielen und lernen zu können wie andere Kinder; doch die Wärterin tröstete sie, erzählte ihnen Geschichtchen aus der Bibel oder theilte ihnen auch wohl ein Mährchen mit. Und die Kinder wurden ruhig.

Einst stand nun auch der Mond gar hell und klar über Dresden und sah den kleinen Raphael mit seinen Schwestern an der Elbe entlang gehen. Die Kinder hatten die Angst, die Schläge, die sie am Tage empfangen, längst vergessen und blickten mit freundlichem Auge auf die hübsche Gegend.

Der Vater war zu dem Hofmaler des damaligen Königs von Sachsen, August III., gegangen, und so hegten die Kinder die Hoffnung, heute länger als gewöhnlich draußen im Freien bleiben zu können. Der Mond schaute so schön auf die Erde herab. Plötzlich ergriff Raphael die Hand der Wärterin und rief: „Margarethe! warum kommen wir nicht bei Tage aus? Der Vater ist hart, er ist nie zufrieden mit Dem, was ich mache! Ich will kein Maler werden!“ Die Wärterin war eine alte verständige Frau; sie nahm den Knaben bei der Hand und sagte: „Der Vater ist streng, doch die Kinder, die man lieb hat, die züchtiget man, und das Bäumchen, das gerade wachsen soll, wird in der Frühe angebunden. Der Vater liebt euch, Kinder, und will, ihr sollt etwas Tüchtiges lernen. Was man werden will, muß man ganz werden. Ihr habt alle Drei Geschick zum Zeichnen, da sollt ihr Maler werden und zwar tüchtige Maler. Daß ihr etwas werdet, ist der Vater streng. Der liebe Gott weiß, was uns gut ist, und was er schickt, ist zu unserem Besten. Denkt an Hiob; der war reich und ward arm, um später wieder noch reicher zu werden.“

Die Schwestern hingen sich schmeichelnd an den Arm des Bruders und baten ihn, zu schweigen. Und Raphael schwieg. Bald darauf begann Margarethe ein Geschichtchen zu erzählen, und die Kinder wurden froh; sie lächelten freundlich dem Monde zu.

Andern Tages, als die Kinder stillschweigend saßen und zeichneten, trat der Vater mit einem fremden Herrn ein. Die Kinder schracken auf: Das war noch nie dagewesen, daß der Vater einen Fremden eingelassen hätte. Der Vater trat zu Raphael, legte ihm Papier und Stift zurecht, hieß den Fremden niedersitzen, sagte zu dem Sohne: „Zeichne den Herrn; in zwei Stunden muß das Porträt fertig seyn,“ und verließ das Zimmer. Niemand sprach ein Wort. Raphael zeichnete, die Mädchen ebenfalls. Als die zwei Stunden vorüber waren, kam der Vater. Das Bild war fertig. Der Vater besah es, er schien zufrieden und verließ mit dem Fremden das Zimmer. Die Kinder athmeten hoch auf. Sie hatten sich sehr geängstigt. Plötzlich hörten sie den Vater mit dem Fremden heftig sprechen. Der Herr war der berühmte Sänger Anniball. Der hatte an dem Abend vorher bei dem königlichen Hofmaler so schön gesungen, daß Raphaels Vater ganz entzückt gewesen und endlich die Bitte des Sängers, ihm zu erlauben, sich von dem kleinen Raphael zeich-

en lassen zu dürfen, nicht abschlagen konnte. Annibali hatte von den Kindern gehört, von ihrem Talente, von ihrer Lebensweise. Raphael hatte den Sänger gezeichnet, doch nun wollte der Vater das Porträt nicht aus der Hand geben. Der Sänger jedoch wollte es haben, und als er es durchaus nicht erhalten konnte, ging er zornig fort und erzählte dem Könige von dem Talente und der Lebensweise der Kinder. Der König schickte sogleich einen Soldaten hin, ließ sich das Porträt holen, und als er es gesehen, befahl er, daß man die Kinder zu ihm bringen sollte.

Nun bekamen die Kinder schnell neue, gute Kleider, und zum ersten Male in ihrem Leben gingen sie an der Hand des Vaters bei Tage durch die Strassen. Sie hätten sich gewiß sehr gefreut, aber sie sollten zu einem Könige kommen, sollten viel fremde, vornehme Leute sehen, und sie fürchteten sich. Doch die Furcht schwand bald. Der König war so freundlich! Und als derselbe nun sah, wie schön und regelrecht die Kinder zeichnen konnten, da ward er immer freundlicher und freundlicher, beschenkte die Kinder reichlich und befahl, daß dieselben auf seine Kosten zu Maleru ausgebildet werden sollten.

„Siehst du!“ sagte die gute Margaretha zu Raphael, als die Kinder nach Hause kamen und ihr Glück verkündeten: „siehst du, wie gut ist's gewesen, daß der Vater streng im Unterrichte war? Nun habt ihr etwas Tüchtiges gelernt, und der König sorgt von nun an für euch. Und ist die Härte eures Vaters nicht selbst euer Glück geworden? Wäret ihr nicht einsam, streng erzogen worden, würde eure Lebensweise den Nachbarn nicht aufgefallen seyn, der Annibali hätte vielleicht nie von euch gehört. Und wäre der Vater nicht so rauh und ungesellig, der Annibali hätte vielleicht sein Porträt nicht zeichnen lassen — hätte dasselbe später nicht durch Gewalt mit Hilfe des Königs abholen lassen. Der König hätte nichts von euch erfahren und ihr wäret nicht bekannt geworden. Jetzt sorgt der König für euch; ihr werdet fernerhin unterrichtet und werdet dereinst tüchtige Maler werden. Gottes Wege sind oft wunderbar, und was ein Unglück zu seyn scheint, ist oft ein Glück.“

Der Knabe fiel der guten alten Wärterin um den Hals und sagte: „Schilt nicht, bin ein einfältiger Knabe — will mich nie wieder beklagen. Vor Allem aber will ich ein tüchtiger Maler werden.“

„Ja, ja, wir auch,“ riefen die Schwestern und küßten die Wärterin. Und sie haben alle Wort gehalten. Die Mädchen wurden berühmte Pastellmalerinnen, und der Knabe, der Raphael, ward ein sehr berühmter Maler, bekannt unter dem Namen Raphael Mengs.

Wer von meinen Lesern nach Dresden kommt, der lasse sich in die dortige katholische Kirche führen. Das wunderschöne Altargemälde ist von unserm Raphael. Wenn Ihr es seht, dann denkt der Jugend des Künstlers und denket still vor Euch:

„Gottes Wege sind wunderbar — und wen der Herr lieb hat, den züchtigt er.“

Der Lloyd — aus Kärnten.

Groß ist die Aufgabe, welche jedem Vaterlandsfreunde obliegt, der an der Neugestaltung aller Verhältnisse, welche unabweisbares Bedürfniß geworden ist, Theil nehmen will und soll. Daß in dieser Beziehung auch in der äußeren Form der Kirche manche heilsame Veränderung erwünscht, und daher eine Berathung ihrer Häupter sehr ersprießlich sey, dürfte kaum bezweifelt werden.

Ein Laie, welchen aber Religion und Kirche, diese mächtigen Grundpfeiler sittlicher Ordnung, lebhaft interessiren, erlaubt sich, die Aufmerksamkeit der Kirchenfürsten auf einen nicht unwichtigen Punkt zu lenken.

In administrativer wie in gerichtlicher Hinsicht werden gegenwärtig neue Eintheilungen der österreichischen Kronländer vorbereitet, welche alle das Wohl und die Bequemlichkeit der Staatsbürger im Auge haben. Wie aber die Nähe der Verwaltungsbehörde, wie die schleunige Hilfe des Richters, so und noch mehr ist der Trost der Religion, die Nähe des geistlichen Hirten dem Staatsbürger ein Bedürfniß, es walten also dieselben Gründe bei einer Eintheilung in jeder dieser Beziehungen ob. Es handelt sich nun zu erwägen, ob nicht jetzt der passendste Zeitpunkt sey, auch die kirchliche Eintheilung Oesterreichs neu zu gestalten und zwar der voraussichtlich übereinstimmenden administrativen und gerichtlichen Eintheilung anzupassen.

Es ist unzweifelhaft, daß die kirchliche, besonders die Pfarreintheilung seit Kaiser Joseph II. in Oesterreichs alten Kronländern weit zweckmäßiger war, als die entsprechende administrativ-gerichtliche; ja wer sich, wie der Verfasser dieser Zeilen, bei dem Geschäfte der neuen Eintheilung in der neuesten Zeit unmittelbar betheiligt hat, hat vielfältig erfahren, daß eben die Pfarreintheilung sehr oft den wahren Schlüssel zur Zusammenstellung der neuen Gerichts- oder Verwaltungsbezirke bietet.

Dessenungeachtet ist dies wieder doch manchmal nicht der Fall. Oft erstrecken sich Pfarrsprengel über Gegenden, deren Bewohner an beiden Enden in gar keiner Berührung zu einander stehen; noch öfter begreifen sie Theile verschiedener Steuergemeinden in sich, welche alle zugleich ihrer Lage nach unmöglich demselben Gerichts- oder Verwaltungsbezirke zugewiesen werden können. Dies führt aber zu bedeutenden Uebelständen, besonders in Bezug auf die Volksschulen, welche wegen des höchst nöthigen Religionsunterrichtes

stets in Verbindung mit den Kirchen — wenn auch nicht unter unmittelbarer und alleiniger kirchlicher Aufsicht — stehen müssen. Da nun aber auch die Verwaltungs- und Gemeindebehörden sehr wichtigen Einfluß auf die Schulen, so wie auf kirchliche Stiftungen und Geschäfte haben werden, so könnte dann der Einfluß verschiedener Behörden collidiren, und ebenso auch die Pfarre theils in dieser, theils in anderen Beziehungen verschiedenen, vielleicht widersprechenden Vorschriften unterliegen. Dieß kann aber leicht durch eine zweckmäßige Aenderung der Pfarrbezirke vermieden werden.

In dieser Beziehung schien es zweckmäßig, die Pfarrbezirke mit den sich neu bildenden Gemeinden in Uebereinstimmung zu bringen, wobei der Verfasser nicht unberührt lassen kann, daß er das im provisorischen Gemeindegesetze nur facultativ gestattete Zusammentreten mehrerer Katastralgemeinden zu einer Ortsgemeinde für eine unerläßliche Nothwendigkeit, und das Gegentheil für eine seltene zu gestattende Ausnahme hält. Mit solchen größeren Ortsgemeinden nun wären die Pfarrbezirke in Uebereinstimmung zu bringen.

Für die höhere kirchliche Eintheilung bleibt nur noch zu wünschen, daß ein Decanat sich nie über Gemeinden verschiedener Verwaltungsbezirke erstrecke, weil sich sonst ähnliche Uebelstände ergeben könnten, wie bei den Pfarren; endlich, daß eine Diöcese nicht in mehreren Kronländern ihren Sprengel ausdehne, da hier wegen der verschiedenen Landesverfassungen ein Conflict noch leichter ist.

Der Verfasser sieht wohl ein, daß besonders der letzte Punkt in der Ausführung große Schwierigkeiten haben, und besonders mit Rücksicht auf die bestehenden Stiftungen, die nur durch die bisherige Eintheilung bedingt sind, auf Hindernisse stoßen werde, aber dessen ungeachtet hält er auch dies für wünschenswerth, wenn es auch erst nach und nach sollte ausgeführt werden können.

Wo der Uebelstand vielleicht am auffallendsten hervortritt, das ist in Kärnten. Das Bisthum Gurk zwar ist auf Kärnten beschränkt, aber ein Theil des östlichen Kärntens untersteht dem Bisthume Lavant, das auch im Lande seinen Sitz hat, aber die große Mehrzahl seiner Diöcesanen im slavischen Theile der Steiermark zählt. Das Lavanthal selbst — die Wiege und der Sitz des Bisthums — ist deutsch, bleibt aber gegen die übrige Diöcese nur ein kleiner Distrikt; die Folge ist ein beinahe durchweg slavischer Clerus, der am Ende der deutschen Bevölkerung nicht sehr zusagt. Wäre es da nicht zweckmäßiger, ganz Kärnten dem eigentlichen Landesbisthume Gurk zu unterstellen, und das Lavanter Bisthum ganz in die slavische Steiermark zu übersetzen? Aehnliches ist gewiß auch in andern Kronländern, und höchst zweckwidrig erscheint vollends die geistliche Jurisdiction eines nichtösterreichischen Landesbischofs — des von Breslau — in einem Theile von Oesterreich-Schlesien. Hirt und Herde sollen nur denselben Gesetzen unterstehen, sonst muß es zu Reibungen, oder doch zu Fehlgriffen kommen!

Ich habe hier nur von der katholischen Kirche gesprochen, weil ich eben die Gelegenheit der Zusammenkunft der Bischöfe benützen will. Daß eine analoge Anwendung da stattfinden könne und solle, wo eine andere Religionsgesellschaft verbreitet ist, ist von selbst einleuchtend, und zwar bei der protestantischen Kirche um so mehr, als sie einen weit unmittelbareren Einfluß der Staatsverwaltung einräumt, als die katholische.

A.

Notizen.

— Nachdem viele Tagsblätter allerlei Unsinn über die Intervention in Rom in die Welt geschickt haben, ist eine einfache Darstellung des Zweckes, der Bedeutung und des festen, raschen Ursprungs dieser Maßregel, wie die „Pariser Presse“ sie nach den ihr zugeschickten Mittheilungen bietet, eine willkommene Gabe, deren wichtigste Stellen wir hier bringen: Vor etwa einem Monate wurde gemeldet, daß Frankreich, Oesterreich, Spanien und Neapel das Verlangen des Papstes, wie es in der Circularnote des Cardinals Antonelli vom achtzehnten Februar abgefaßt, und das den bewaffneten Beistand dieser Mächte in Anspruch nahm, dem Grundsatze nach günstig aufgenommen haben. Wir berichteten, daß diese vier katholischen Mächte ihre betreffenden, in Gaeta beglaubigten Minister bevollmächtigt haben, über die Grundlagen der vom Papste verlangten Intervention sich zu verständigen. Wir glauben nun gut unterrichtet zu seyn, wenn wir versichern, daß gleich bei Eröffnung der diplomatischen Conferenzen in Gaeta der österreichische Bevollmächtigte, Graf Esterházy, im Namen seiner Regierung eine Combination vorgeschlagen, die Spanien und Neapel die Hauptrollen beim bewaffneten Einschreiten, und Frankreich und Oesterreich ein bloß bewaffnetes Zuschauen zuertheilte; so zwar, daß, während die spanischen und neapolitanischen Truppen auf Rom marschirt wären, eine französische Flotte mit Landungstruppen vor Civitavechia ankern sollte, um den spanisch-neapolitanischen Feldzug moralisch zu unterstützen. In demselben Sinne würde ein österreichisches Corps von 20,000 Mann bereit gewesen seyn, die Legationen zu besetzen, in dem übrigens unwahrscheinlichen Falle, wo die spanisch-neapelitanischen Truppen nicht hingereicht hätten, die weltliche Macht des heiligen Vaters in Rom herzustellen. Die Hauptschwierigkeit, welche diesem Vorschlage entgegentrat, war der Transport der spanischen Truppen von Barcellona nach Civitavechia, wozu dem Madrider Cabinete die nöthigen Mittel fehlten. Es handelt sich nicht bloß darum, zehn- bis zwanzigtausend Mann mit Bagage einzuschiffen, sondern Cavallerie, Artillerie, Kriegs- und Mundvorrath u. s. w. zu transportiren. Frankreich allein konnte mittelst seiner Flotte im mittelländischen Meere diesen Dienst leisten, denn die Schiffsmacht des Königs von Neapel war für die Blockade Siciliens, und die österreichische Escadre für die Blockade Venedigs in Anspruch genommen. Die französische Regierung zauderte um so mehr, auf ihre Kosten diesen Transport zu übernehmen, als sie von der Nationalversammlung den Vorwurf fürchtete, die Kosten einer Ausrüstung zu übernehmen, die in Rom eher den spanischen, als den französischen Einfluß herstellen würde. Indessen erhielt man in Rom die Nachricht von der vollständigen Niederlage der piemontesischen Armee bei Novara. Zu

gleicher Zeit begannen die Revolutionäre in Rom an den Bischöfen und dem hohen Clerus sich zu vergreifen, den man beschuldigte, er stehe mit dem päpstlichen Hofe im geheimen Wechselverkehr. — Man besorgte, ein längerer Aufschub des Einschreitens der katholischen Mächte könnte die römischen Exaltirten ermuthigen, und die ohnehin schon unglückliche Lage des Kirchenstaates verschlimmern; er entschloß sich daher, diesmal Oesterreich allein um bewaffneten Beistand anzugehen, in der Hoffnung, auf diese Weise um so sicherer und schneller zum Zwecke zu gelangen. Seit der Flucht des Papstes hatte das Wiener Cabinet zu wiederholten Malen erklärt, es wolle in den römischen Angelegenheiten mit Frankreich im Einverständnisse handeln, und indem es dem Papste einen unverweilten Beistand versprach, beeilte es sich zugleich, das französische Cabinet einzuladen, daß es sich mit ihm über das Verlangen des heiligen Vaters vereine. Die Sprache, welche der Wiener Hof in dieser Angelegenheit führte, läßt sich also zusammenfassen: „Oesterreich verfolgt in Deutschland, in Ungarn und Italien nur eine und dieselbe Politik: die durch eine zügellose Demagogie bedrohte Gesellschaft zu retten; ist dieser Zweck erst erreicht, dann werde Oesterreich, weit entfernt, die regelmäßige Entwickelung liberaler Institutionen in Europa zu hemmen, aus allen seinen Kräften dahin wirken, um die Gesellschaft auf den Grundlagen der constitutionellen Freiheiten zu befestigen.“ Oesterreich verhehle Frankreich nicht, daß, im Falle letzteres im Kirchenstaate nicht einschreiten wollte, oder könnte, die kaiserliche Armee nicht minder zur Verfügung des Papstes stehen würde. Diese letzte Erklärung entschied das französische Cabinet, seinerseits vierzehntausend Mann nach Civitavechia zu schicken. — Die beiden Armeen, die französische wie die österreichische, werden nur nach den Absichten des heil. Vaters zu handeln haben. Einstweilen werden die französischen Truppen in Civita-Vechia bleiben, während die österreichischen, 20,000 Mann stark, zwischen Mortarra und Ferrara sich aufstellen werden, um nöthigen Falls die Legationen zu besetzen. Uebrigens ist man dahin übereingekommen, daß, Falls eine Besetzung Roms nöthig würde, die österreichischen und französischen Truppen zu gleicher Zeit für Herstellung und Befestigung der Ordnung zu wirken haben. — Zum Schlusse wollen wir noch bemerken, daß die Intervention im Kirchenstaate und die Intervention in Toscana zwei verschiedene Fragen sind, die man nicht miteinander verwechseln darf. Das gemeinschaftliche Einschreiten Frankreichs und Oesterreichs im Kirchenstaate ruht auf dem förmlichen Verlangen des Papstes; bisher hat der Großherzog kein ähnliches Verlangen an Oesterreich gerichtet; was einige Journale im entgegengesetzten Sinne melden, ist ein Irrthum, so wie es nicht wahr ist, daß die österreichischen Truppen schon auf Florenz marschiren. — Das Wiener Cabinet sah sich bis jetzt darauf beschränkt, den durch den Vertrag verbürgten Rang seines Hofes zu wahren; zugleich aber gegen die Intervention irgend einer andern Macht zu protestiren, weil, kraft der Vorträge, Oesterreich allein berufen ist, die toscanische Krone zu schützen. — Wenn man diese einfache Darstellung des diplomatischen Thatbestandes der römischen Angelegenheit mit der Rede vergleicht, die vor einigen Tagen der Ministerpräsident im schüchternen und zaghaften Tone hielt, und worin er sich alle Mühe gab, um nur das Wort Intervention zu vermeiden, begreift man schwer, warum er der Sprache so viel Zwang anthat, um ein öffentliches Geheimniß noch länger zu bewahren; warum er es der Regierung, nicht der Republik, wohl aber einer großen Nation nicht würdiger hält, geradezu zu sagen, was sie mit der Sendung einer Flotte nach Civita-Vechia bezweckt und was sie bei ihrem Entschlusse geleitet; warum er es vorzog, der Nationalversammlung glauben zu machen, daß die französischen Truppen auf dem römischen Gebiete landen werden, damit Oesterreich nicht den Absolutismus in Form herstelle, als wenn Oesterreich, das seinen eigenen Völkern keine freisinnige Constitution verliehen, Pius IX., welcher der Bewegung des vorigen Jahres den Anstoß gegeben, anmuthen konnte, allen seinen Versprechungen untreu zu werden. Vor zwei Jahren würde eine also motivirte Politik des französischen Cabinets nicht ohne Wirkung geblieben seyn, heute ist sie ein Anachronismus, eine leere hohle Declamation, die in dem Munde eines Ministers, mehr als befremden muß, selbst wenn dieser Minister aus vieljähriger Gewohnheit, mehr die Worte als Ideen und Thatsachen zu beherrschen geeignet wäre.

— (Medaille zu Ehren des Feldmarschalls Grafen Radetzky.) Diese auf Befehl Sr. Majestät in der Wiener Münzstätte angefertigte Medaille wurde in drei Exemplaren, in Gold, Silber und Bronce, in einem prachtvollen, mit reichen Goldverzierungen und dem Namenszuge Sr. Majestät geschmückten Etui dem gefeierten Feldherrn übersendet. Zugleich geruhten Se. Majestät zu befehlen, daß nur ein Exemplar, nämlich das für den Marschall bestimmte, in Gold ausgeprägt werden dürfe; gewiß ein Zug der rührendsten Pietät des jugendlichen Herrschers für den treuen Schützer des Thrones und Vaterlandes. Diese von dem k. k. Münzgraveur Hrn. Scharff meisterhaft ausgeführte Denkmünze hat bei zwei Zoll im Durchmesser. Die Vorderseite zeigt das von dem Medailleur in Mailand nach der Natur modellirte, sehr wohlgetroffene Bildniß des Marschalls mit der Umschrift in Uncialbuchstaben Iosephus. Comes. Radetzky. Summus. Austriadum. Dux. — Im Abschnitte steht der Name des Graveurs J. M. Scharff. Auf der Rückseite erblicken wir eine schwebende Nike (Siegesgöttin) mit der Tuba und dem Lorbeerkranze. In einem bei zwei Linien breiten, matten Rande liest man oben, gleichfalls in Uncialschrift: De Italis. unten die Jahreszahl MDCCCXLVIII. Letztere Jahreszahl hat der so ruhmvoll binnen fünf Tagen beendigte Feldzug des heurigen Jahres fast zu einem Anachronismus gemacht.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 36. Klagenfurt, Sonnabend den 5. Mai 1849.

Auszeichnung.

Die verehrten Leser der „Carinthia" werden sich des in diesem Blatte Nr. 29, l. J. zuerst abgedruckten Gedichtes: **„Der Sohn des Helden, Erzherzog Albrecht** (nach der Schlacht bei Novara am 23. März 1849)" erinnern; nun theilen wir hier mit Genehmigung des Herrn Verfassers die für Ihn sehr ehrenvolle Zuschrift Seiner kaiserlichen Hoheit mit, sie lautet:

„Sr. Hochwohlgeboren dem Herrn P. A. Budik „Vorsteher der k. k. Bibliothek in Klagenfurt."

„Ihr Schreiben vom 13 d. M. sammt den bei„geschlossenen Gedichten habe ich erhalten, und danke „Ihnen auf das verbindlichste für die meinen geringen „Leistungen dadurch gezollte Aufmerksamkeit. — Ganz „besonders freute es mich, daß Sie in demselben, dem „Andenken meines geliebten in Gott ruhenden Vaters, „der mir in jeder Lage des Lebens ein leuchtend „Beispiel seyn wird, eine Stelle weihten. — Das „Verdienst jedoch, das man mir in diesem kur„zen Feldzuge zuschreibt, muß ich ausschließlich auf „die unvergleichlichen Truppen übertragen, die ich zu „befehligen die Ehre habe; und indem mich Ihr Ge„dicht an Diese erinnert, soll es mir ein werthes „Andenken seyn."

„Ihr freundlich wohlgeneigter
Erzherzog Albrecht m. p.
F. M. L."

„Parma, am 23. April 1849."

Ein Orkan auf Antigua.

Die Hausgenossen in der Niederlassung meines Freundes waren früh aufgestanden und beschäftigt. Es mußten noch Vorbereitungen für die Hochzeit getroffen werden, die diesen Tag gefeiert werden sollte. Draußen schallten das Lachen und die Gesänge der Neger, in sorgloser Lustigkeit hüpften ihre schwarzen Gestalten zwischen den dichtbelaubten Bäumen und Büschen des Gehöftes umher.

Auch ich hatte zeitig das Bett verlassen, indem ich nichts von dem fröhlichen Schauspiele zu verpassen gemeint war, welches, wie ich wußte, bei der festlichen Gelegenheit mit dem ersten Tageslichte seinen Anfang nehmen würde. Nimmer werde ich den Glanz und die Herrlichkeit vergessen, mit welcher der Morgen anbrach — eine Herrlichkeit, die nur in den Tropenländern beobachtet werden kann. Langsam stieg die Sonne aus dem spiegelglatten Meere, warf zuerst ihren Blick auf einige kleine Wolken, die am Himmel hinsegelten, lächelte dann die Gebirgshäupter mit dem Herrscherauge an und erschloß endlich allmählig die Farbenpracht der Vegetation. Hingerissen von der zugleich ernsten und heitern Pracht dieses lebenden Bildes gedachte ich des Psalmendichters, wenn er ausruft: Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Veste verkündigt seiner Hände Werk.

Meine Gedanken wurden in diesem Augenblicke durch eine der Dienerinnen unterbrochen, ein schwarzes Mädchen, welches mir eine Tasse Kaffee und eine Cigarre, das in Westindien übliche Frühstück, brachte. In ihren Gesichtszügen lag ein ungewöhnliches, ja unheilweissagendes Etwas, und ich erwartete, mit nicht geringer Neugierde, was sie mir mitzutheilen haben könnte.

„Hier, Massa," sagte sie: „ist der Kaffee. Wie befindet sich Massa diesen Morgen?" — Dann fügte sie mit einem bedeutsamen Blicke hinzu: „Alter Massa, er sagt, will nicht junger Massa seh'n nach dem Barometer?"

„Danke, Nanny," antwortete ich: „aber es wird Zeit seyn, nach dem Wetterglas zu schauen, wenn ich mit meinem Kaffee fertig bin. Wie geht Dir's, Nanny?"

„So, so, Gott sey Dank, immer so leidlich," entgegnete das Mädchen, als sie mich mit einem Seufzer verließ.

„Wunderlich!" dachte ich. „Dieser Auftrag mit dem Barometer zugleich mit meinem Morgenkaffee!" — Das war mir während meines Besuchs hier noch

nicht vorgekommen. Es mußte eine eigenthümliche Bewandtniß mit dem Wetter haben, und ich mußte sehen, ob ich's entdecken konnte. Ich untersuchte demnach den Himmel nach allen Seiten des Kompaß, konnte aber nichts Außergewöhnliches finden, als daß eine Art dünnen Nebels sich über die Scene lagerte und ein unheimliches Schweigen eintrat.

Als ich meine Cigarre ausgeraucht, ging ich nach dem Schlafzimmer meines Freundes. Derselbe war eben kein Langschläfer, und doch fand ich ihm heute noch im Bette.

„Holla!" rief ich: „was ist denn das, Du bist noch hier? — Auf, Mann, auf und an's Werk, Du hast vollauf zu thun heute."

„Gebe der Himmel," antwortete er: „daß ich vor Ablauf der nächsten paar Stunden nicht zu viel zu thun habe. Es ist ein Orkan im Anzuge — ich merke es an der Luft."

„Ach, dummes Zeug! Das Barometer steht unbeweglich auf 30, und seit gestern hat es sich nicht um eine Linie geändert."

„Mein lieber Junge," sagte mein Freund mit Nachdruck: „ich habe dreißig Jahre in Westindien gelebt und während dieser Zeit acht Orkane gesehen. Die letzten drei empfand ich voraus, und das Gefühl, welches ich dabei hatte, hat sich heute mit verzehnfachter Stärke eingestellt. Wir werden einen furchtbaren Tag haben."

Als ich hieraus sah, daß er im vollen Ernste sprach, und daß er von seiner eignen Empfindung zu leiden hatte, so ergab ich mich in seine Laune und versprach die Wettererscheinungen genau zu notiren und die Bewegung des Quecksilbers am Barometer nicht aus den Augen zu lassen. Dieses Versprechen schien ihm ein wenig zu beruhigen. „Ich will Dir alle Vorbereitungen und Vorsichtsmaßregeln überlassen," sagte er. „Ich bin ganz abgespannt, wie dies immer der Fall ist, wenn diese schrecklichen Gewitterstürme in der Luft sich entwickeln wollen. Der Orkan wird über uns seyn innerhalb vierundzwanzig Stunden."

Wenn ich jetzt an die Ahnung meines Freundes glaubte, so verließ ich doch nichts destoweniger das Zimmer in der besten Laune, und ich bemerkte nicht nur körperlich keine Unannehmlichkeit, sondern wünschte sogar thatsächlich den Orkan als einen ausgezeichneten Spaß herbei.

Draußen vor dem Hause traf ich Betsey, die schwarze Wirthschaftsaufseherin, wie sie das Hühnervieh fütterte.

„He, Betsey!" rief ich ihr zu: „Massa sagt, es wird heute einen Orkan geben!"

Nimmer brachten ein paar Worte solch eine Veränderung in Haltung und Gesichtszügen eines Menschen hervor, als hier. Ihr Geplauder mit den Hahnen und Hennen hörte augenblicklich auf. Ihr gutmüthiges Lächeln um die dicken Lippen machte dem Ausdruck des äußersten Schreckens Platz. Fast möcht' ich sagen, sie sey erbleicht. Das Getreidemaß fiel ihr aus der Hand. Es war deutlich, daß sie bisher noch nichts von ihres Herrn Vorherverkündigung erfahren hatte.

„Ach, ach!" seufzte sie. „Massa immer recht haben; immer recht, Massa!" und eilig rannte sie davon.

„Teufel!" rief ich aus. „Das ist eine schöne Pastete!"

In wenigen Minuten sah ich, wie der ganze Haushalt in heftige Aufregung gerieth. Augenblicklich gingen Boten nach den Zuckerwerken ab, die eine halbe Meile nach dem Innern des Landes zu gelegen waren; andere eilten nach der Bucht, wo mehrere kleine Fahrzeuge zu verschiedenen Zwecken, als Zuckerverladung, Sammlung von Korallen, die zu Kalk gebrannt werden, angebunden lagen; eine dritte Parthie der Neger war beschäftigt, den Tisch im Speisezimmer wegzuschaffen, eine schwere Fallthür, die in den Keller führte, aufzuheben und dort hinein alle nur irgend fortschaffbare Dinge von Werth zu tragen. Um neun Uhr waren alle nöthigen Vorbereitungen getroffen, und wir nahmen ein eiliges Frühstück ein. Das Barometer war etwas gefallen, aber noch immer fand ich keine merkliche Aenderung im Zustande des Himmels und der Luft. Ein leichtes Lüftchen war von Ost-Nord-Ost aufgesprungen, aber sonst war Alles still und schön wie vorher. Im Garten stand ein mächtiger Tamarindenbaum mit beinahe reifen Früchten beladen, deren Dolden aus dem dichten Laube hervorblickten und vom Winde leise hin und her geweht wurden. Die Hausthiere hatten ohne Zweifel ein Vorgefühl des nahenden Sturmes, denn ihre Bewegung und Haltung waren ängstlich und traurig.

Kein so großer Zweifler, als daß ich diesen einfachen und deutlichen Zeichen nicht Glauben beigemessen hätte, war ich mit aufmerksamem Sinne bald beim Barometer, bald bei der Betrachtung des Wetters. Gegen elf Uhr ließ sich ein entschiedeneres Fallen des Quecksilbers bemerken; es war niedergegangen bis 29.80. Gegen Norden verdunkelte sich der Horizont sichtlich. Gegen zwei Uhr Nachmittag erstarb das Lüftchen, welches bis dahin leise und erfrischend geweht, und jetzt fiel das Quecksilber in kurzer Zeit um mehrere Grade. Jetzt war von keinem Zweifel über das, was uns drohte, mehr die Rede. Die schwarzen Bewohner der kleinen Hütten, welche zu der Pflanzung gehörten, kamen schaarenweise herbeigeeilt, um in der Gesellschaft mit den Weißen Trost zu suchen.

Eine leichte Brise erhob sich von Norden, und das Quecksilber fiel tiefer. Um drei Uhr raste bereits ein wüthender Sturm. Besorgt um das Schicksal der

Schiffe, schlüpfte ich auf einen Augenblick aus dem Hinterhause, und ging hinunter nach einer Klippe, welche den Ankerplatz überragte. Der Pflichten eines Seemanns kundig, bemerkte ich zu meinem größten Verdruß, daß von den zwölf dort ankernden Kauffahrern nur vier einige Vorbereitungen trafen, um dem Sturme widerstehen zu können. Drei wurden von einem Anker gehalten, an den sie eine kurze Kette hielt — eine Fahrlässigkeit, die kaum zu glauben ist.

Da der Wind von Minute zu Minute stärker wurde, hielt ich's für das Beste, nach dem Hause zurückzukehren und um dies ohne Gefahr zu thun, hätte ich gebückt die niedrige Gartenmauer entlang kriechen sollen, welche einigen Schutz vor dem Wetter gewährte. Ich hatte nicht die geringste Idee, daß die Gewalt des Sturmes jetzt schon so heftig seyn könnte, und zog es, statt jenen Weg einzuschlagen, vor, gerade auf den Thorweg zuzusteuern. Ich wurde augenblicklich von dem Winde wie mit der Faust eines Riesen gefaßt, niedergeworfen und den Abhang nach der Küste hinuntergerollt. Im ersten Schrecken gab ich mich verloren, denn die Rhede von St. John war unmittelbar in der Richtung, die mein willenlos fortgetriebener Körper nahm. Glücklicherweise beugte das Land, bevor ich den letzten Rand über dem Wasser erreichte, in einen buschbewachsenen Sumpfboden ab, und hier klammerte ich mich, mit Hilfe des Unterholzes, fest an die Mutter Erde.

Nachdem ich hier ein Weilchen ausgeruht und meine Gedanken gesammelt hatte, versuchte ich, indem ich die Natur des Bodens benutzte, mich vor dem Winde zu schützen, und so erreichte ich endlich glücklich den Garten der Pflanzung wieder. Das entsetzliche Rasen des Sturmes dauerte fort, und der edle Tamarindenbaum wand sich in augenscheinlicher Todesangst, warf seine mächtigen Glieder herum, peitschte mit seinen gewaltigen Zweigen den Boden und schleuderte endlich sie und die Früchte ab, als ob er durch dieses Opfer den Dämon des Sturmes zu besänftigen suchen wolle. Aber wehe! seine Entsagung entflammte den Grimmigen nur noch mehr.

Ich trat in das Wohnhaus und setzte mich nieder, um Athem zu schöpfen. Es wurde jetzt nöthig, alle Thüren zu schließen und zu verrammeln und die Fenster des Hauses festzunageln. Ein Haufe von Frauen und Kindern hockte schweigend in der Flur; ein Gespräch war, des wüthenden Brausens und Brüllens wegen draußen völlig unmöglich. Meine Gedanken kehrten zu der armen Tamarinde zurück, und ich beobachtete ihre Leiden durch eine Ritze in dem Laden. Noch kämpfte sie mit ihren Hauptästen hartnäckig gegen die anstürmende Gewalt des Wetters, ihr ängstliches Pfeifen, ihr Bersten und Krachen übertönte das Heulen der Windsbraut, bald war an dem schwarzen Stamme nichts mehr übrig, als ein paar zersplitterte, halbgeschälte, wüste Stümpfe.

Immer größer ward die Heftigkeit des Orkans, und sein Tosen steigerte sich zu solch einem Alles überwältigenden Brüllen, daß die äußerste Anstrengung, sich Jemanden in der nächsten Nähe verständlich zu machen, so fruchtlos blieb, als ob man in das Ohr eines Todten gesprochen hatte. Lautes Krachen zeigte jetzt an, das Haus beginne zu wanken. Die Weiber und Kinder fuhren aus ihrer kauernden Stellung auf und gaben durch Zeichen zu verstehen, daß sie sich in den Keller zu begeben wünschten. Diesem Verlangen war bald entsprochen, und im Erdgeschoß blieb nur der Besitzer des Hauses und ich zurück. Unsere Aufmerksamkeit war jetzt getheilt zwischen dem Barometer, der glücklicherweise in der Nähe der offenstehenden Fallthüre — unsrer letzten Zufluchtsstätte — hing, und dem toddrohenden Erzittern des Gebäudes, dessen Wände sich vor dem Nahen des Windes zu beugen schienen.

Plötzlich fühlten wir einen heftigen Stoß, der uns bis an's Herz ging. Derselbe hatte, wie wir später fanden, die Küche, den Stall und die Veranda, welche dem Wohnhause angebaut war, zerstört, und alles, was sich darin befand, war auf den Schwingen des Windes hinweggeführt worden, so daß wir nie und nirgends eine Spur davon entdeckten. Zahlreiche schwächere Stöße folgten, mit einem Krachen gleich dem Donner der Kanonen. Mächtige Steine sausten durch die Luft, und zerschmetterten, was von Holzwerk um das Haus herum noch übrig war. Ein gewaltiger Balken, der bestimmt gewesen, zu einer Röhre zu dienen, durch welche der Zuckerrohrsaft aus der Mühle einer benachbarten Plantage nach der Siederei geleitet werden sollte, kam wie ein ungeheurer Wurfspieß durch die Luft geschossen, fuhr durch das Dach, drang durch die Decke und blieb in der Diele des Erdgeschosses hart neben uns stecken. Der Theil, welcher über das Dach hinausragte, wurde vom Winde gefaßt und hin und her gerissen, so daß das Ganze dem Orkane als riesiger Hebel diente, das Gebäude aus seinen Grundfesten zu heben. Ein Moment noch, und der Balken flog mit dem obern Theile des Hauses weiter.

Das Barometer war auf 28.50 gefallen. Wir warfen noch einen Blick auf den getreuen Wetterpropheten und bereiteten uns vor, nun ebenfalls in den Keller zu steigen. Da auf einmal fiel zu meinem unbeschreiblichen Erstaunen das Quecksilber um einen ganzen Viertelzoll. Ich versuchte den Hausherrn darauf aufmerksam zu machen, indem ich ihm mit aller Anstrengung der Stimme ins Ohr schrie. Umsonst, der Sturm übertäubte Alles.

Da, plötzlich wurden wir einer wunderbaren Ver-

änderung im Stande der Dinge gewahr. »Großer Gott!« rief ich aus: »was soll das bedeuten?«

Es war eine Todtenstille — ein tiefes schauerliches Schweigen, nur durch das leise Seufzen und unzusammenhängende Beten der Weiber im Keller unterbrochen. Der Orkan hatte seine höchste Höhe erreicht, und es ist unmöglich, das Entsetzliche dieser Periode zu beschreiben. Eine Thür war nicht verrammelt. Ich öffnete sie und trat mit einem brennenden Lichte hinaus. Die Flamme brannte ohne Zittern gerade aufwärts. Alles ringsum war schwarze, stille, schweigende Nacht.

Aber die Ruhe war von kurzer Dauer. Von fern her rollte und brüllte es von Neuem, ich eilte ins Haus zurück und schloß die Thür mit Riegel und Vorlegebalken. Der Boden begann zu zittern — ein Erdbeben vervollständigte unsere Gefahren, der Orkan kehrte von der entgegengesetzten Seite wieder, das Haus wankte hin und her und drohte völligen Einsturz. Jetzt war keine Minute mehr zu verlieren, wenn wir nicht unter den Trümmern begraben seyn wollten, und so stiegen wir ebenfalls in den Keller hinab. Hier blieben wir mehrere Stunden in ängstlicher Erwartung des Ausgangs, ganz verstört durch das höllische Getöse über uns, und von Zeit zu Zeit erschreckt durch wiederholte Stöße des Erdbebens. Verschiedene Flaschen wurden durch die Bewegung des Bodens umgeworfen und die langen Reihen der Rumfässer hoben und senkten sich.

Gegen vier Uhr Morgens ließ der Orkan merklich nach. Vorsichtig öffneten wir die Fallthür. Hell und klar schien der Mond auf uns herab und zeigte uns Gruppen dichter schwarzer Wolken, welche wie wüthend quer durch den Himmel fuhren. Wir sahen dies unmittelbar; denn — das Haus war, mit Ausnahme einiger Mauerreste verschwunden.

Mein Freund ging jetzt mit mir nach einer Erhöhung, wo wir ängstlich den Tagesanbruch abwarteten. Der Morgen röthete den Osten. »Sieh nach der Mühle!« sagte er. »Ich kann's nicht. Sie muß weg seyn. Nichts konnte diesem Wetter widerstehen, und ich bin ein ruinirter Mann.«

Ich blickte nach der mir bezeichneten Richtung, und bald rief ich: »Muth gefaßt! die Werke stehen noch hart und fest. Alles scheint dort in Ordnung zu seyn.«

Die Sonne ging jetzt mit all' dem Glanze des vorigen Tages auf; die Scene aber, welche sie beschien, konnte nicht wüster gedacht werden. Pflanzenwuchs, menschliche Wohnungen, animalisches Leben, alles war vernichtet. Bei unserer Rückkehr nach dem Hause gingen wir durch ein Stück Land, wo vorher eine Gruppe von Kokosnußbäumen gestanden hatte. Nichts war davon übrig, als fußhohe Stümpfe. Eine Steinmauer, etwa eine Elle hoch, und mit eisernen Klammern zusammengehalten, hatte das Gehöft umschlossen. Steine und Klammern waren wie Spreu auseinander geweht worden, und einige Reste davon, Stücke von Centnergewicht, fand man später eine Meile weit weg geschleudert. Den vorhergehenden Tag hatten wir im Ueberfluß gelebt, heute waren wir froh, als wir im Keller einen halbverdorbenen Schinken entdeckten. Bald erhielten wir auch Nachrichten aus den verschiedenen abgelegenen Theilen der Pflanzung. Das Haus in der Bucht war umgeworfen, und alle die kleinen Fahrzeuge hatte der Wellenschlag des windzerwühlten Meeres hoch über das höchste Wasserzeichen in ein Gebüsch der Ratteninsel geworfen. Der Aufseher der Werke, ein Neger, erzählte, daß mit Ausnahme des Siedehauses alles zerstört sey, und daß selbst dieses an der Dampfmaschine und den Mauern gelitten habe.

»Ist Jemand dabei erschlagen worden?« fragte ich.

»Ja Herr,« antwortete der Aufseher: »ich drei Neger vermissen.«

»Ich fragte, ob einer dabei erschlagen worden?« wiederholte ich.

»O nein, Massa, Niemand erschlagen, nur dicker Felsenstück fallen sehr schwer auf armer Peggy Kopf. Kopf ganz entzwei. Dicker Felsenstück, kommen durch die Luft, durch das Dach, schlagen arme Peggy todt.«

Die Rhede war voll von gestrandeten Schiffen, auf dem Meere davor trieben Leichen und Trümmer umher. Kaum zwei oder drei der Fahrzeuge waren unversehrt geblieben. Der arme kleine Dampfer, zu dem ich gehörte, war ebenfalls übel weggekommen. Nicht im Stande, sich von den zahlreichen Tauen, mit denen er an die eingemauerten Kanonen am Ufer festgemacht war, zu befreien, hatte er, vom Sturme gepackt in den See getrieben, den Uferdamm in der ganzen Länge, in welcher er an demselben befestigt war, ins Wasser gerissen.

N. Z.

Berichtigung. In dem Aufsatze: Ueber die Intervention in Rom, in der letzten „Carinthia“ Nro. 35, werden auf der letzten Seite (140) folgende Verbesserungen zu machen ersucht: Spalte 2, Zeile 17 von oben: wenn man statt wenn, und eine statt keine. Zeile 20, könnte statt konnte.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 37. Klagenfurt, Dinstag den 8. Mai 1849.

An Oesterreich. *)

Mein Oesterreich! Du wirst in Ungarn siegen,
Wie Du in Welschland herrlich hast gesiegt,
Wo die Empörung mußte Dir erliegen,
Die mit Verrath und Treubruch Dich bekriegt.

Im Herzen lebt an Dich der treue Glauben,
Der immer sich bewährte, der nicht trügt,
Und kein Ereigniß wird denselben raubeu;
Stets hat Dein Glück es wunderbar gefügt.

Es schwanken wohl des Kampfes blut'ge Wogen,
Bald nahen sie, bald sind sie wieder fern.
Ist er zuweilen düster überzogen,
So leucht' dann um so glänzender Dein Stern.

Er leuchtet, wenn mit Finsterniß bedecket,
Verhüllt das Vaterland in schwarzer Nacht;
Wenn Deutschland tief in Schmach versunken, wecket,
Zum Ruhm und Sieg, es Oesterreich mit Macht.

Wenn Alles in den Fluthen fortgerissen,
Das Festeste zerstaubet und verweht,
Wird, der mit Dir ist, keine Stütze missen,
Du bist der Fels, auf dem sich's sicher steht.

19. April 1849. Ludwig.

Vom Loibel nach Laibach.

Reisebild von Dr. Rudolf Puff.

In ungeheuren Krümmungen schlängelt sich die Strasse hinab in ein enges Thal, in welches sich zwei andere Thalschluchten münden. Die Berge sind schwarz und schroff, wie bei Hallstadt, aber vom Gipfel bis zum Fusse mit weißem Gerölle bedeckt. Nach einer kleinen halben Stunde sind wir in St. Anna, ein Wirthshaus und ein kleines Kirchlein mit rothem Kuppelthurme. Nach 1¼ Stunde immer dem Ufer des reißenden Mesenik-Baches hinabfolgend, rechts den gewaltigen Dobrie Verh, sind wir an der schönen Kapelle des Heilandes auf der Wiese; bald pochen lustig zu unsrer Rechten in der Tiefe die Hämmer des Herrn von Dietrich und wir sind 5¼ Meile von Laibach in Neumarktl. Links erhebt sich, über ein Stock hoch, 9 Fenster breit, das Schloß über den netten Ort, dem die zwei Kirchen — zu welchen auch eine dritte des heiligen Josef außerhalb kommt, eine gewisse Größe geben. Lage und Bauart mahnen an Aussee und Trachenburg. Rechts zeigt sich ein schauriger Bergsteig gegen den Bach. Unter den 180 Häusern haben viele eine Höhe von zwei Stockwerken. Eine herrliche Brücke führt über die Bistrica, die sich schon mit dem vom Loibel kommenden Mesenik-Bache verbunden. Nette Gebäude sind die zwei Bräuhäuser, die Gasthöfe zur Krone, Post ꝛc. Ein Graubündtner hält in der Vorstadt ein gutes Kaffeehaus. Die meisten Gebäude sind groß und stattlich vom Jahre 1750, die Pfarrkirche ansehnlich, klein die St. Andreas-Filiale am Markte. Von hier nach Krainburg ist der Weg sehr reizend. Rechts auf rohem Kalkgebirge ragt die stattliche Kirche St. Georgen neben den großen Ruinen einer Burg empor, nahe dabei ein freundliches neueres Schloß. Hier standen einst die beiden Burgen, Altenburg und Neuhaus, deren kinderloser Inhaber baute für sich und seine Gattin zwei Kirchen, St. Georgen und St. Agnes. Erstere hing mit der Burg durch eine Brücke zusammen. Am Georgstage, wenn die Kinder in den Ruinen spielen, erscheinen ihnen drei liebliche Frauen, und führen sie dermassen in der Burg herum, daß sie gewöhnlich nur mit Mühe den Ausgang mehr finden. Von freundlicher Höhe grüßt uns die Kirche von Keien; sinks von der Strasse, jene von Kreutzdorf; immer breiter wird das Thal, dessen Haidenfelder einen balsamischen Duft verbreiten. Emsige Landleute, die Weiber, die langen Zöpfe nach altslavischer Sitte über den Rücken, geben ein Muster

*) Der ältere. Correspondent begleitet diese Poesie mit folgender Anmerkung: Dieses Gedicht spricht eine Ueberzeugung aus, welche, abgesehen von dem Standpunkte des fänglichen Sängers an der Isar, jeden Oesterreicher tief erfreuen muß.

ländlichen Fleißes. Hoch in die Wolken ragt der Berggipfel mit der St. Idokus-Kirche, während rechts von der Straße die beiden Kirchen von Maria Tabor, links der einsame viereckichte Thurm von Siegersdorf liegen. Einem Gasthause gegenüber öffnet ſich eine dunkle Grotte, der ein luſtiger Bach entſprudelt. Nahe bei Tabor iſt die Pfarre Birkendorf, links aber Bodjeplach, auf der rechten Seite laſſen wir ein nettes rothes Kirchlein, und kommen durch das Dorf St. Nikolai, deſſen zierliches gelbes Gotteshaus in Kreuzform erbaut, mit glänzender Blechkuppel die Jahrzahlen 1713, 1843, und 1845 zeigt. Bald ſind wir dem Fuße des Idokiberges gegenüber. Himmelhoch liegt die Kirche mit ihren beiden Thürmen, der kleinen Kapelle und der großen Linde mit den ſtattlichen zwei und drei Stock hohen geiſtlichen Gebäuden. Schon haben wir Krainburg vor uns, deſſen Gegenüber die Pfarre St. Martin und hoch darüber Sveta Maria ꝛc. bildet; etwas links von der Straße iſt der ſtädtiſche Friedhof mit ſeiner Kirche. Krainburg in einer freien freundlichen Gegend am Vereinigungspunkte von drei Flüſſen, iſt ein durch die Lage impoſantes, durch die Bauart recht wohnliches Städtchen, 3½ Meile von Laibach. Die meiſten Gebäude ſind zwei Stock hoch, darunter manche ſehr anſehnlich, wie das Bezirksamt von Michelſtetten, der Stadtpfarrhof, das Schloß Kieſelſtein, nicht minder die Gaſthöfe zur Poſt, zum Sandwirth, Hirſchen ꝛc., vor allen aber die drei Kirchen in der meiſt wohl befeſtigten Stadt ſelbſt. Die Stadtpfarrkirche, 1250 Fuß über dem Meere, hat einen ſchwarzen impoſanten Quaderthurm mit Uhr und Gallerie, und ein ſchönes altdeutſches Portal, welches im Jahre 1608 erneut worden iſt. Leider iſt das Gotteshaus ſelbſt weiß übertüncht. Vier ſchlank und ſtolz emporſteigende Säulen trennen es in drei Navaten, in welche das Licht durch hohe breite Fenſter fällt. Von den Seitenaltären rechts zeigt der erſte das hübſche Bild zweier Prinzeſſinnen, der zweite Mariä Verkündigung. Das Presbyterium iſt mit Fresken aus dem Leben Marias und der H. H. Kanzian, Kazionilla und Protus, die zuletzt von den Römern mit einer Art Maſchine enthauptet wurden, bemalt. Das Hochaltarblatt ſcheint ein Votiv-Gemälde zu ſeyn. Trefflich iſt die Orgel, der Grufſtein zeigt die Jahrzahl 1758, die beiden Seitenaltäre links haben der erſte von oben ein treffliches Gemälde — das letzte Abendmahl, der zweite St. Katharina und St. Barbara. Die zweite Kirche mehr gegen das 15° hohe ſteile Ufer der Stadt gerückt, geib mit einem ſchimmernden Uhrthurme, mit kleinen rechteckichten Fenſtern hat den reich vergoldeten Roſenkranz-, Hoch- und die Seitenaltäre St. Joſef und St. Anna. Sie iſt ohne Säulen und hat viele alte Grabſteine, darunter Dorothea Burger, geborne Kreuzer. † 25. Juni 1567.

(Beſchluß folgt.)

Nicht ohne Oeſterreich!

(Aus der neuen Münchner Zeitung.)

Was die Natur ſo ſichtlich hat verbunden,
Was ſie zu einem großen Ganzen ſchuf,
Das trennet nicht der Wahn in wirren Stunden,
Das ſcheidet nicht der Zwietracht ſchlimmer Ruf;
Oeſt'reich, du Land ſo reich an Ruhm und Ehren,
Wie könnte Deutſchland jemals dich entbehren!

Es kann kein Deutſchland ohne Oeſt'reich geben,
Das hat uns die Geſchichte längſt erklärt,
Sind ſie vereint, dann kann nichts widerſtreben,
Das hat noch jüngſt der Freiheitskampf bewährt.
Oeſt'reich, du Land ſo reich an Ruhm und Ehren,
Du kannſt wohl deutſch zu ſeyn mit Recht begehren!

Dem deutſchen Worte Geltung zu verſchaffen,
Haſt du ſo oft dein gutes Schwert gezückt,
Und wieder jetzt haſt du die deutſchen Waffen
Mit ewig grünem Lorber neu geſchmückt;
Oeſt'reich, du Land ſo reich an Ruhm und Ehren,
Wer iſt's, der deutſch zu ſeyn dir könnte wehren!

Und jeder Tropfe Blut, von dir vergoſſen,
Fließt hin aus Deutſchlands tiefſtem Lebensquell,
Sie ſind uns Brüder, deine Heldenſproſſen,
In ihrem Siegesgruß ſo kühn und ſchnell;
Oeſt'reich, du Land ſo reich an Ruhm und Ehren,
Dir iſt's Beruf, der Zeiten Drang zu klären.

Nur dann allein wird Deutſchlands Größe tagen,
Wenn es am alten Kaiſerhauſe hält,
Dann mag es keck die deutſchen Banner tragen
Vom heißen Süden bis zum fernen Belt;
Oeſt'reich, du Land ſo reich an Ruhm und Ehren,
Es kann kein Spruch dein heilig Recht zerſtören.

Laß dir die Hand zum ew'gen Bündniß reichen,
Und nicht vereinzelt ruf ich freudig aus:
Wir werden nicht von deiner Seite weichen,
Es lebe hoch das alte Kaiſerhaus!
Oeſt'reich, du Land ſo reich an Ruhm und Ehren,
Dir Freund zu ſeyn läßt ſich kein Baier wehren!

Reichenhall, 6. April 1849. v. W....

Einige Worte

über die zusammengesetzten Walzen des Herrn Andreas Schwenner in der Carinthia Nro. 32.

Als Vollendwalzen für Draht- und Stabeisen wurden bisher auf allen Walzwerken nur Hartwalzen (Schalenwalzen) angewendet, und wenn anders diese von der erforderlichen Reinheit und Härte waren, zeigten sie sich auch diesem Zwecke vollkommen entsprechend. Leider haben unsere inländischen Gußwerke sich mit dem Hartwalzenguße, so einfach derselbe bei richtiger Wahl des Roheisens ist, noch nicht befassen wollen, und es blieb daher den besonders in neuester Zeit zahlreich entstandenen Draht- und Feineisenwalzwerken nichts anderes übrig, als sich ihren Bedarf vom Auslande zu holen.

Die besten Hartwalzen liefern England und Frankreich, allein die große Entfernung macht ihre Anschaffung kostspielig, und man wandte sich daher an die näheren deutschen Gußwerke, die um nicht zu hohe Preise sehr gute rein abgedrehte Hartwalzen in jeder beliebigen Größe liefern. Die beiden Werke, deren Walzen ich aus mehrjähriger Erfahrung kenne, sind Königsbronn in Würtemberg und Hammerau in Baiern. Ersteres liefert den Wiener Centner rein abgedrehte und polirte Hartwalzen sammt Fracht und Spesen bis Klagenfurt um 28 fl. 40 kr. CM., letzteres um etwa 24 fl. 30 kr., also noch billiger, bei gleicher Güte.

Beide sind erprobt gut, namentlich die letzteren hier als Vollendwalzen beim Drahtwalzwerke schon mehrere Jahre im Gebrauche, und ich habe öfter auf einem Caliber 500 — 550 Centner feines Rundeisen gewalzt, ohne besondere Abnützung daran zu bemerken. Da 5 solcher Caliber in den 6¼ Zoll langen Walzenkörper eingedreht werden, so kann man 2500 — 2700 Centner walzen, ehe ein Nachdrehen der Walze nöthig wird. Wenn man blos Rundeisen als Handelswaare walzt, also immer glatte Oberfläche haben will, dürfte man nur etwa 1200 — 1500 Centner walzen können, für die Drahterzeugung kommt es aber nur auf reine Form, nicht auf Schönheit der Oberfläche an, da das Zieheisen ohnedem den Glanz gibt.

Man kann daher mit solchen Walzen ganz gut zufrieden seyn, und besonders, da sie die gute Eigenschaft haben, nicht zu theuer zu seyn, welcher Vortheil die zusammengesetzten Walzen nicht darbieten dürften.

Die harte Schale ist etwa 1¼ — 1¾ Zoll dick, und da man diese Walzen höchst selten über eine halbe Linie auf einmal abzudrehen braucht, so kann man sie wohl 20 — 24 mal nachdrehen, ehe sie zu cassiren sind. Somit kann man mit einem Paare guter Hartwalzen 50 — 60,000 Centner Rundeisen walzen, dann haben sie ausgedient. Diese wiegen bei 6½ Zoll Körperlänge und 8 Zoll Durchmesser 230 Pfund und kosten etwa 56 fl., welcher unbedeutenden Summe wegen es sich wahrlich nicht lohnen würde, so mühsam zusammengesetzte Walzen zu machen, deren Haltbarkeit und Güte problematisch, jedenfalls von der Geschicklichkeit des Verfertigers abhängig, und deren Preis vierfach so hoch wäre.

Was der Herr Verfasser des angeführten Aufsatzes über die Schwierigkeiten beim Gusse sowohl, als bei späteren Reparaturen meint, ist nicht richtig. Weder in Königsbronn noch in Hammerau, wo ich den Hartwalzenguß selbst sah, hat man die geringsten Schwierigkeiten beim Gusse und nur selten mißlingt eine große Walze, kleinere nie. Zum Drehen aber braucht man nur eine feste Drehbank und guten englischen Gußstahl zu haben, und es gibt auch da keine Schwierigkeiten.

Der Herr Verfasser gibt selbst zu, daß diese zusammengesetzten Walzen nur in kleinerem Maßstabe erzeugt werden könnten, und selbst da großen Schwierigkeiten bei der Anfertigung unterliegen würden. Diese Ansicht theile ich vollkommen, und fürchte, daß sie öfter mißlingen als gerathen würden.

Eine gute Drehbank mit Schraubenschneidzeugen verschiedenen Futtern zum Einspannen der Caliberscheiben ꝛc. wäre einmal Hauptbedingniß bei Anfertigung dieser Walzen, denn mit dem bloßen Schmieden dieser Caliberscheiben ist es nicht gethan, da würden sie sehr schlecht neben einander passen, sie müssen auch seitwärts alle rein abgedreht seyn, damit sie dann nach dem Aufschrauben auf den Walzenkern ohne Zwischenräume fest neben einander liegen.

Der sogenannte Walzenkern kann ganz leicht gemacht werden, das Gewinde darauf unterliegt auch keiner Schwierigkeit, natürlich müßte für die beiden zusammengehörigen Walzen, für die eine ein rechtes, für die andere ein linkes Gewinde geschnitten werden, sonst würden sich bei der Arbeit die Scheiben herabdrehen; die Drehbank muß also beide Sorten Gewind schneiden können.

Nachdem man nun die Caliberscheiben geschmiedet, auch seitwärts rein abgedreht, und die passenden Gewinde eingeschnitten hätte, würde man die Walze zusammenstellen, den von den einzelnen Scheiben gebildeten Walzenkörper abdrehen, und die Caliber eindrehen. Dann soll man diese Scheiben wieder herabnehmen und sie härten.

Der Herr Verfasser scheint da die Schwierigkeit, diese Scheiben wieder herabzubekommen, nicht bedacht zu haben.

Beim Aufschrauben müssen die Scheiben natürlich dicht und fest neben einander kommen, auch muß der nöthigen Festigkeit wegen das Gewinde streng gehen, damit dann beim Walzen die Scheiben nicht alle locker werden; beim Abdrehen werden sie noch fester angezogen, da wird nun das Herabschrauben der einzelnen Scheiben etwas schwer werden.

Nun wären die Scheiben zu härten. Hat der Verfasser schon einmal Scheiben für ein Zainschneidwerk gehärtet, so wird derselbe sich von der Schwierigkeit dabei und dem öftern Mißlingen überzeugt haben. Wie oft wird dieß hier nicht auch der Fall seyn, und wie viele von den so forgsam abgedrehten und genau neben einander passend gemachten Scheiben werden sich so viel verziehen, daß das Caliber rundum nicht mehr in derselben Vertikalebene läuft. Mit solchen Walzen kann man aber nicht arbeiten, oder wenigstens doch keine reine Waare erzeugen, wenn dieses Verziehen auch nur unbedeutend wäre.

Der Herr Verfasser scheint da mit dem Nachschwirgeln der Caliber helfen zu wollen, was mühsam wäre.

Abgesehen von den großen Schwierigkeiten, die bei der Anfertigung solcher Walzen obwalten, und die nur von sehr geschickten Maschinen-Schlossern und Drehern überwunden werden könnten, deren aber nicht so viele sind, als daß jedes Eisenwerk, welches eine Walze braucht, damit sich versehen könnte, käme eine solche Walze auch unverhältnißmäßig theuer, und würde auch schwerlich länger oder vielleicht nicht so lange als eine gute Hartwalze dauern. Das bei jeder Reparatur der Caliber nöthige Nachlassen und wieder Härten der Walzen (oder sollen da auch jedesmal die Scheiben herabgeschraubt werden?) wäre eine höchst lästige Arbeit, noch mehr das Auswechseln einer oder der andern beschädigten Scheiben.

Wenn wir eine Rundeisen-Vollendwalze von 6½ Zoll Körperlänge und 8 Zoll Durchmesser zu machen hätten, so würde der schmiedeiserne Walzenkern sammt Zapfen und Rose etwa 60 Pfund wiegen. Die Scheiben, nach der Anzahl der einzudrehenden Caliber etwa fünf, würden 55 Pfund, also die ganze Walze 115 Pfund wiegen.

Die wenigen Maschinenschlosser sind sehr kostspielige Arbeiter, daher es kaum möglich wäre, den Walzenkern abgedreht, mit dem Gewinde und ausgehauenen Rosen unter 30 kr. CM. das Pfund zu liefern.

Die Caliberscheiben aus gutem gleichförmigen Rohstahl angefertigt, rein abgedreht, sammt dem Einschneiden der Gewinde, dann Aufschrauben und Abdrehen des Körpers der Walze, wären kaum um 1 fl. CM. per Pfund herzustellen, da man auch öfters ganz mißlungene haben dürfte.

Das Abschmirgeln und Härten, Hinaufschrauben ꝛc. wird per Walze mit 5 fl. wohl billig angenommen seyn, besonders da zum Herab- und Hinaufschrauben eigene Vorrichtungen seyn müßten.

Es würde also eine solche Walze mindestens 90 fl. kosten.

Eine gleich große gute Hammerauer Hartwalze kostet 28 fl., also weniger als das Drittel, und wenn sie auch höher käme, so wäre sie nicht zu theuer gegen eine Walze, die man, wenn die Caliber zu reparieren sind, erst auseinander schrauben, nachlassen, abdrehen, härten, wieder aufschrauben und dann erst noch schmirgeln muß, eine Masse von Arbeiten, wie sie für eine Maschinenfabrik, aber nicht für ein Walzwerk gehören, das viele Sorten macht, daher eine Anzahl solcher Walzen haben muß, bei denen immer was nachzudrehen ist.

Die Idee dieser zusammengesetzten Walzen ist recht hübsch, die Ausführung, wenn auch schwierig, möglich, in der Praxis aber würden sie unbrauchbar seyn, da, wie wir gesehen haben, auch ihre Reparatur und Instandhaltung mit zu vielen Umständen verbunden ist, sie wären daher nicht im Stande, eine gute Hartwalze zu ersetzen, die schnell reparirt ist.

Wir wollen daher auf zusammengesetzte Walzen Verzicht leisten, und wünschen bloß, unsere Gußwerke möchten sich mit der Anfertigung guter Hartwalzen befassen; namentlich das Gußwerk Brückl müßte mit seinem vortrefflichen Eisen unübertreffliche Hartwalzen liefern. Daß es hart, sehr hart wird, beweisen die in Schalen gegossene Hämmeramboße, also warum soll eine in einer Coquille gegossene Walze nicht ebenfalls gut werden, wenn das geeignete Roheisen dazu genommen wird, und die bekannten Vortheile beim Gusse beobachtet werden.

Feistritz, 2. Mai 1849.

Gust. Kazetl.

Notizen.

— Der Ehrensäbel für den Marschall Grafen Radetzky. Wir haben letzthin der Medaille erwähnt, wodurch Se. Majestät der Kaiser die hohen Verdienste des greisen Vorkämpfers für Oesterreichs Integrität würdigte. Heute haben wir einen andern Act der Anerkennung und des Dankes zu erwähnen, womit die vormalige Wiener Nationalgarde dem Helden von Custozza ihre Bewunderung zu bezeigen bestrebt war. Es ist dies vielleicht das schönste Denkmal der einstigen Volkswehr in Wien. Was konnte man dem edlen Helden Besseres bieten als ein Schwert; was konnte man zu dessen Ausschmückung zweckmäßiger anwenden als Gold, so rein und lauter, wie erprobte Kriegertreue. Und in der That ist der Ehrensäbel, eines der schönsten Erzeugnisse heimischen Gewerbfleißes. Die Klinge, welche der Waffenfabrikant Hr. Hausmann lieferte, ist vom besten Sollinger Damast und hat folgende Aufschriften: „Die Wiener Nationalgarde am 2. August 1848 dem Marschall Radetzky;“ und „Dem Führer der heldenmüthigen Armee in Italien.“ Der Griff und die Scheide dieses, ganz nach der für die k. k. Armee bestehenden Vorschrift construirten Kord- oder Cavallerie-Säbels bestehen aus gediegenem Golde. Sie sind ein Werk des Goldarbeiters Herrn Kittner, dessen ausgezeichnete Leistungen schon bei der letzten Gewerbsproducten-Ausstellung alle Augen auf sich zogen. Der Knopf des Gefässes bildet eine echt antike Kamée, aus seltenem Onix, ein Medusenhaupt darstellend, dessen bekannte Wirkung dem Feinde gegenüber der Marschall erst jüngst wieder so glänzend bewiesen. Darunter befindet sich der Doppeladler, sehr kunstreich gestellt, mit ausgebreiteten Flügeln. Auf dem schön getriebenen Korbe erblickt man zu oberst des Marschalls Wappen vom wohlverdienten Lorbeerkranze umgeben, dann im blau emailirten Felde das inhaltschwere Wort „Custozza“ und unter demselben die Insignien des Theresien-Großkreuzes. Die Scheide ist von blank geschliffenem und cannelirtem Golde mit zwei der Länge nach laufenden blauemaillirten Streifen. Die Knäufe sind matt gehalten und weisen vier Allegorien: von Außen die Vereinigung sämmtlicher Nationen Oesterreichs und die Vereinigung Italiens mit Austria; von Innen die Constitution, indem Austria dem Volke Waffen und Gesetzbücher darreicht, und die Verbrüderung des Kriegers mit dem bewaffneten Bürger. Das Oehrband, ebenfalls aus mattem Golde, ist mit passenden Emblemen geschmückt.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 38. Klagenfurt, Sonnabend den 12. Mai 1849.

Politiſche Reminiscenzen.

Viribus unitis.

„Mit vereinten Kräften" will der Kaiſer
Oeſterreichs der Wohlfahrt Tempel bau'n.
Hört! ſo ſpricht ſein Lehrling, ſpricht ein Weiſer;
Schreibt den Wahlſpruch in die Gotteshäuſer
Eurer Herzen ein, und habt Vertrau'n.

And'rer Wahl- und ſonſt beliebter Sprüche
Hörtet ihr genug in neu'rer Zeit,
Einer Zeit politſcher Wolkenbrüche,
Einer Zeit voll arger Widerſprüche, —
Des Beſtand's von geſtern bis auf heut!

Und was ihr erſt ſahet bei den Fluthen
Jener Strömung, die aus Gallien brach —
Sah't das Heer und tauſend Herzen bluten,
Und doch ſchlecht beſtellt die Saat des Guten,
Das euch der Cocarden Flor verſprach.

Bürgerglück, Vertrau'n und Wohlſtand blühen,
Wo Regent und Volk in Harmonie;
Wo hingegen Aufruhrsbrände glühen,
Fürſten vor rebell'ſchem Pöbel fliehen —
Blüht da Ordnung, Fried' und Heil ?? O nie!

Sag' wer's kann: wie viel ging da verloren,
Als der Freiheit Frühlingsmonat März
Umſchlug, und im Sturm', erregt von Thoren,
Einen Herbſt voll Blut und Brand geboren,
Reich an Sodom's Aepfeln allerwärts —

Als die Hauptſtadt ein vulkan'ſcher Krater
Ward, und d'rin die Gährung permanent, —
Als ihr höher denn der Landesvater
Galt der Schwindel ihrer Volksberather,
Und der Calabreſer Regiment —

Da ihr Antlitz Auſtria verhüllte,
Und ihr Genius trauernd ſah auf Wien,
Wo des Bürgerkrieges Schrecken brüllte,
Bis an Wien ſich wörtlich faſt erfüllte
Jenes: „Mane, Thekel, Upharſin!"

Wien im Märzmond' Oeſt'reichs Bundeslade,
Bald darnach ein Babel, wie Paris,
Das mit der Empörung jüngſtem Rade,
Mit des Barricadenbau's Parade
Bald uns jeden Hoffnungsbau zerriß! —

Oeſt'reich's Genius löſcht den Brand — der freche
Magyar folgt' — und folgt dem Welſche u nach:
Howeh's! blickt hin auf Novara's Fläche,
Träumt nur nicht zu ſüß von Oeſt'reich's Schwäche;
Wißt, noch iſt des Kaiſers Schutzgeiſt wach.

„Viribus unitis" wird bekriegen
Er des Reiches Feinde nah' und fern —
Glaubt's: Er wird den Stolz des Magyar's biegen;
Glaubt's, ich ſchwör's euch bei Radetzky's Siegen:
Joſeph Franz iſt Oeſt'reich's Morgenſtern.

Maroutſchnig.

Das ſchwarze Lamm.

Legende.

Es geſchah einmal, daß Jeſus in Begleitung ſeines Jüngers Petrus den ganzen Tag gewandert war, ohne auf einen bewohnten Ort zu ſtoßen, und der Hunger begann ſich mächtig in ihnen zu regen. Da trafen ſie mit einem Soldaten zuſammen, der mit einem kleinen Bündel auf dem Rücken ganz wohlgemuth ſeines Weges daherkam und dieſelbe Richtung einſchlug, die Jeſus und ſein Begleiter an dem ſich kreuzenden Wege nahmen.

»Freund,« redete ihn der Herr an: »führſt du keine Lebensmittel bei dir? — Wir haben heute noch keinen Biſſen genoſſen.«

Bereitwillig langte der Krieger ſein Bündel herab und zog einen kleinen Laib Schwarzbrod hervor, den er mit den Freunden ſo redlich theilte, daß ihm nur ein kleiner Reſt noch in den Händen blieb. Darauf zogen ſie gemeinſchaftlich weiter, und da ſie die Nacht ereilte, bevor ſie den vor ihnen liegenden großen Wald erreicht hatten, der ſie von dem nächſten Dorfe trennte, ſo wurde beſchloſſen, im Freien zwiſchen dem Geſtrüppe des Waldſaumes zu übernachten.

In einer geringen Entfernung von den drei Reiſenden hatte ſich ein Hirte mit einer zahlreichen Herde Schafe gelagert, der ebenfalls die heitere Nacht im Freien zuzubringen geſonnen war. Des Soldaten

Auge hatte ihn sogleich entdeckt. „Ein fettes Lamm würde unsern hungrigen Mägen gut thun“, bemerkte er: „und sobald es ganz finster geworden, will ich mein Glück versuchen.“

Jesus verstand die Anspielung so wie das Vorhaben des neuen Gefährten, und antwortete: „Warum warten, bis es finster wird? Laßt uns gleich jetzt unser Glück versuchen; kommt, ich selbst will an den Eigenthümer dieser Thiere unsere Bitte richten.“ Und Jesu milde Worte drangen zu dem Herzen des gutmüthigen Landmannes, und dieser schenkte ihnen in der That ein Lamm aus seiner Herde.

Mathias, so hieß der Soldat, jauchzte laut auf, als sie wieder auf ihrem Ruheplätzchen anlangten, und während er mit Hilfe seines Schwertes dem Lamme das Fell abstreifte, hieß er seine Gesellschafter sich schlafen legen, bis das Fleisch zubereitet seyn würde; darauf schürte er ein lustiges Feuer an und begann nach Weise der Krieger im Felde seine Kochkunst zu üben. Eine unüberwindliche Eßlust wandelte ihn an, als der Braten gar herrlich zu duften begann, und aufmerksam untersuchte er, von welcher Seite sich ein Stückchen herunterschneiden ließe, ohne daß die Andern etwas davon merkten. Da fiel ihm die Leber ein, die er nebst dem übrigen genießbaren Eingeweide in dem Lamme gelassen, um es auf eine ihm bekannte eigenthümliche Weise herzurichten; begierig holte er dieselbe hervor, und nachdem er sie mit dem größten Appetit verzehrt hatte, tischte er das Lamm auf und rüttelte die beiden Schläfer wach. —

Des Morgens, als sie den Rest des Bratens zum Frühstücke verzehrten, fragte Jesus wie von ungefähr, wo denn die Leber geblieben sey, da sie doch ein nicht zu verwerfender Theil des Fleisches sey. Mathias langte schweigend nach dem Felle und reichte es Jesum mit der Frage hin: „Wie nennst du diese Farbe?“ — „Schwarz“ war die Antwort. „Nun denn“, belehrte ganz trocken der Soldat: „die schwarzen Lämmer haben keine Leber.“

„Wenn dem so ist,“ versetzte Jesus ruhig: „so läßt sich darüber nichts mehr weiter sagen; ich glaube nur, du habest die Leber als unbrauchbar bei Seite geworfen.“

„Oder selbst gegessen!“ fügte Petrus barsch hinzu; „denn meines Wissens hat die Farbe auf die innere Einrichtung der Thiere keinen Einfluß.“

„Bei den schwarzen Lämmern aber herrscht diese Ausnahme,“ versicherte Mathias, erhob sich von dem Rasen und indem er sein Schwert umgürtete, machte er sich bereit, seinen Weg fortzusetzen. „Wie?“ flüsterte Petrus Jesum zu: „Du strafst den Frechen nicht Lügen?“

„Geduld,“ erwiederte sanft der Herr: „er wird uns noch gerne bekennen, wer die Leber gegessen; inzwischen lassen uns mit ihm freundlich verfahren, denn er hat uns Gutes gethan, ohne uns zu kennen, und seine Gabe wurde aus aufrichtigem Herzen dargereicht.“

Um die Mittagstunde erreichten sie ein Städtchen, und hier hatte der Soldat Gelegenheit, Jesum nicht nur als einen wunderthätigen Arzt, sondern auch als freundlichen Geber kennen zu lernen. In dem Hause nämlich, wo sie eingekehrt waren, lag die Tochter des Wirthes schwer krank darnieder. Man zweifelte an ihrem Aufkommen. Jesus nannte sich nun als Heilkundigen und verlangte, daß man ihm in Allem freie Hand und zugleich mit der Kranken allein lasse. Mathias mußte nun unter einem großen Kessel mit Wasser ein ununterbrochenes Feuer erhalten, und als das Wasser siedend aufschäumte, trat Jesus mit der Kranken im Arme herein und ließ sie sachte in den Kessel gleiten. Darauf warf Er einige Kräuter in das Wasser, ließ die Flamme allmählig erlöschen, und als die Gluth zu Asche und das Wasser kalt geworden war, erhob sich vor den Augen des verblüfften Soldaten ein frisches und gesundes Wesen aus dem Bade, das hoch erfreut den entzückten Eltern in die Arme eilte. Den reichen Lohn, den man Jesum für diese glückliche Heilung bot, überließ Er nicht nur zur Gänze dem Soldaten, sondern gab demselben auch ein Päckchen jener Wunderkräuter, mit denen Er das siedende Wasser zu der heilsamen Wirkung gezwungen hatte, und verließ nebst Petrus mit einem herzlichen Lebewohl das Haus, in welchem unter den Glücklichen der Soldat sowohl über das Gesehene vor Erstaunen, als auch über seinen plötzlichen Reichthum vor Entzücken noch nicht recht zur Besinnung kommen konnte.

Da stürzte ein Diener zur Thüre herein, der den fremden Arzt suchte, um ihn zu dem kranken Sohne seines Herrn zu holen. Der Ruf von dessen Kunst verbreitete sich bereits mit Blitzesschnelle durch die Stadt. Kaum hörte Mathias das Verlangen des Dieners, als beim Anblicke des Kräuterpäckchens rasch ein Gedanke in seiner Seele aufstieg. „Ich bin des Arztes Gehilfe,“ sprach er, keck vortretend; „und wenn dein Herr mir sein Kind anvertrauen will, so soll diesem geholfen werden.“

Gerne war man mit dem Anerbiethen des ärztlichen Gehilfen einverstanden, und Mathias ging in Allem so zu Werke, wie er es bei seinem großen Meister gesehen hatte. Doch als das Feuer erloschen und das Wasser verkühlt war, ohne daß die gleiche Wirkung wie bei jenem Mädchen erfolgen wollte, wurde dem neugebackenen Heilkünstler denn doch ein wenig bang zu Muthe; allein als er plötzlich gewahr wurde, wie Fleisch und Knochen, gänzlich von einander abgelöst,

im Waſſer herumſchwammen, da wäre er beinahe vor Entſetzen zu Boden geſtürzt. Worin er gefehlt, das vermochte er nicht zu ergründen, denn er hatte ſich ganz genau an das Beiſpiel ſeines Vorgängers gehalten; ſoviel wurde ihm indeſſen klar, daß es gerathener geweſen wäre, wenn er als ein in dieſem Fache Unkundiger das ganze Unterneuhmen hätte fahren laſſen, als ſich der Gefahr ſolcher unſeliger Folgen auszuſetzen. Stumm betrachtete er einige Augenblicke, was er angerichtet, wohl einſehend, daß hier nichts mehr zu ändern ſey; das Klügſte, was er in ſeiner Lage thun konnte, war: ſein Heil in der Flucht zu ſuchen, bevor man das Geſchehene entdeckte. Er folgte daher auch dieſer Ueberzeugung, und unter dem Vorwande, etwas Nothwendiges holen zu müſſen, verließ er eiligſt das Haus, nachdem er zuvor die Werkſtatt ſeines verunglückten Heilverſuches ſorgfältig verſchloſſen hatte.

(Beſchluß folgt.)

Vom Loibel nach Laibach.

Reiſebild von Dr. Rudolf Puff.

(Beſchluß.)

Das Schloß zwei Stock hoch von 11 Fenſtern Länge iſt faſt gegenüber. Sehr lohnend iſt vom Parapett dieſer Kirche die Ausſicht auf die zu Füßen rauſchende Save mit der langen Brücke, über welche die Laibacher Straße führt. Die dritte Kirche an der äußerſten öſtlichen Ecke der Stadt hoch über dem Waſſer gelegen, hat die Jahrzahl 1816, ſtattliche Fenſter, ein treffliches Hochaltarblatt, die Seitenaltäre des Schutzengel und der Taufe Chriſti. Auch ſie iſt ohne Säulen. Nahe erhebt ſich ein freier zwei Stock hoher runder Feſtungsthurm. Zu Füßen ergießt ſich die Kanker in die Save. Am Hauſe der Pfarrkirche gegenüber iſt ein Römerſtein mit der Inſchrift:

TERTIA. RUFI F. AN. XXV. H. S. E.
MAXIMUS. RUSTICI. F. CONJUGI. ET
LASCONTIAE. TERTI. F. SACERAE
FACIUND. CURAVIT.

Das Rathhaus mit ſeinen alterthümlichen Nebengebäuden hat eine Inſchrift, welche bezeugt, daß am 18. Mai 1811 die Stadt abgebrannt ſey. Ein ſehr lebhaftes Bild gewährt Krainburg an Markttagen, beſonders am 20. Auguſt.

Sehr lohnend iſt die Ausſicht aus dem Garten des Gaſthofes zum „Hirſchen“. Letzterem gegenüber iſt ein großes Magazin aus der Kirche und dem Kloſter der Franziskaner entſtanden. Gerade oder der Save aber ragt über die untere alte Stadtmauer das Schloß Kieſelſtein, zwei Stock hoch, acht Fenſter lang mit der Jahrzahl 1741. In Krainburg reſidirte 989 Waltilo der zweite Markgraf von Krain. Heinrich II. von Ortenburg erbaute 1262 das Schloß Kieſelſtein. Die Kaiſer Friedrich IV., Mar I., Ferdinand I. gaben der Stadt ihre Privilegien. Ein künſtliches Rad von den Jeſuiten conſtruirt verſieht die Stadt aus der 22° tiefer fließenden Save mit Waſſer. Rechts neben der Pfarrkirche St. Martin bleibt das Dorf Straße, darüber die Kirche Sveta-Marietta — gänzlich in Trümmern, nur der Thurm iſt ziemlich gut erhalten. Krainburg hat, ſo wie Neumarktl eine gute Liedertafel und wohl organiſirte Nationalgarde.

Ueberraſchend iſt das herrliche Thal, das ſich von Krainburg gegen Laibach ausbreitet, und in ſeiner Ebene wie auf den benachbarten Bergen mehr als 30 Kirchen zeigt. Rechts ſchimmern die Gotteshäuſer von Loka, Zirngrab und Wildthal; 1½ Meilen vor Laibach iſt links an der Straße eine nette Kirche St. Nicolai mit Ringmauer, rothen Kuppelthürme; bald ſehen wir rechts das ſchöne Schloß Görtſchach (Eigenthum des Biſchofs von Laibach); links auf hohem freien Berge die maleriſche Ruine des alten Schloßes Flödnig, tiefer unter das neue Schloß des B. Lazarini und die neue Save-Brücke, und noch höher auf der freien vorderſten Spitze eines Waldberges, wie eine rieſige Warte, den Wallfahrtsort Maria am Gallenberg. Wir kommen durch einen herrlichen Eichwald in das große, faſt nur aus Wirthshäuſern beſtehende Dorf Zwiſchenwäſſern, feſt an der Save. Durch die Schiſchka, das liebliche Roſenbach, das Coliſeum, ſeit dem Brande 1848 neu erbaut, und das herrliche Tivoli rechts laſſend, kamen wir nach Laibach. Noch bemerken wir, daß die Marien Wallfahrtskirche am Kahlenberge (von Kahlthier, Rehe ſo genannt) 1432 und 1712 neu erbaut, ein ſchönes Fresko-Gemälde von Langus beſitze, die Pfarrkirche St. Veit aber mit dem ſchönen Geläute und den ſechs trefflichen Altären, eine herrliche Madonna ebenfalls von Langus zeige. Das Thal von Laibach bis Wurzen hält Humphry Davy (nach Coſta's Aeußerung) für das ſchönſte in Europa. Die Schiſchka bei Laibach hat ihren Namen von Siska (Gallapfel.)

Dank.

Der Ausſchuß des kärntneriſchen Landes-Geſchichts-Vereines findet ſich angenehmſt verpflichtet, der P. T. geehrten Geſellſchaft der Geſchicht- und Alterthums-Freunde zu Spittal, welche ſämmtliche bei den von ihr vor zwei Jahren veranlaßten Nachgrabungen in den Ruinen von Teurnia (St. Peter im Holze) gewonnenen intereſſanten Fundſtücke dem vaterländiſchen Geſchichts-Vereine, als ein patriotiſches Geſchenk gütig übergeben hat, den lebhafteſten verbindlichſten Dank des geſammten Vereines hiefür hochachtungsvollſt darzulegen.

Vom Ausſchuße des kärntneriſchen Landes-Geſchichts-Vereines.

Klagenfurt, am 1. Mai 1849.

Concert-Anzeige.

Die hiesigen Musikfreunde erinnern sich wohl noch mit Vergnügen des Violinisten Ludwig Eller, der vor mehreren Jahren auf seinem ersten Ausfluge in die Welt mit so liebenswürdiger Anspruchlosigkeit in unsere Mitte trat, und da so warme Anerkennung, so freundliche Aufnahme fand. Seitdem hat der junge Künstler eine längere Zeit in Frankreich verlebt, sich auf Reisen gebildet und so mag ihn in die Heimath und in unsere Mitte wohl der Wunsch wieder zurückgeführt haben, den Freunden, die damals dem jugendlich aufstrebenden Talente freundlich gelächelt, den dankenden Zoll seiner vollendeten Ausbildung zu zahlen. In Triest, wo er zuletzt eine Reihe von Concerten gab, hat er nach den dortigen Zeitungen zu urtheilen sich eine Theilnahme erworben, wie es dort, wo Künstler überhaupt einen harten Stand haben, noch wenigen geglückt ist. So berichtet der „Freihafen von Triest" in einer seiner letzten Nummern:

„Seit dem Ausbruche des politischen Gewitterſturmes, bei dem ein Theil der europäischen Menschheit nur darauf bedacht ist, sich vor dem Schiffbruche zu retten, während ein anderer sich mit seeräuberischer Tollkühnheit auf die empörten Fluthen wagt, um sich von dem Wrack seiner gescheiterten Brüder zu bereichern, wagen es die Musen nur selten und schüchtern sich blicken, und unter dem wilden Toben entfesselter oder in den Zügel knirschender Leidenschaften ihre göttliche Stimme hören zu lassen. Selbst die Nachtigall verstummt beim Tosen des Sturmes und nur Möven und Raben vermehren durch ihr heiseres Kreischen und Krächzen die Schauder desselben. Der schwarzverhüllte, von dem blendenden Scheine tödtlicher Blitzstrahlen beleuchtete Horizont, läßt nur selten zwischen der zerrissenen Wolkendecke einen Stern der Kunst hervorschimmern, von dessen lieblichem Schimmer Trost und Labung in die wunden Herzen zartfühlender Seelen herabthaut. Zu diesen Sternen und zwar zu denen der ersten Größe gehört der rühmlich bekannte Violinist, Herr Ludwig Eller, der uns in zwei Concerten entzückte. Von dem verschämten leisen Seufzer der ersten Liebe bis zum stürmenden Ungestüm der siegestrunkenen Leidenschaft, und wieder von dem Jubel des Glückes der Gegenwart bis zu dem letzten verhallenden Echo entschwindener Freuden führt er den entzückten Zuhörer durch die Wunderschöpfung der Töne, die er mit jungfräulicher Reinheit, Weichheit und Ueppigkeit dem zauberkräftigen Saitenspiele entlockt. Besonders lieblich sind seine steirischen Weisen, in denen er das verliebte Scherzen, das naive Tändeln, das muthwillige Necken des steirischen Tanzes mit unübertrefflicher Wahrheit und duftiger Zartheit characterisirt und ich möchte beinahe sagen, mit den reinsten Farben der Tonkunst malt."

In einem frühern Blatte Nr. 19 berichtet ein anderer Correspondent: „Es ist eigenthümlich, daß fast alle ästhetischen Lebenselemente gerade in der Violine eine ausgeprägte Vertretung gefunden. Mir scheint darin ein Beweis für die tiefe Vielseitigkeit dieses Instrumentes zu liegen. Ich habe sie gehört die lebenden Großmeister der Violine und wer zweifelte daran, daß B. Spohr das Erhabene, Lipinsky das Heroische, Ole Bul das Humoristische, Vieuxtemps das Romantische, Ernst das Elegische, Meyseder das Naive vertritt? — Es ist kein gewagter Uebergang, wenn ich den Namen L. Eller jenen Großnamen anreihe; auch dieser Künstler hat etwas bezeichnendes: das Graziöse. Er hat es aus Frankreich mitgebracht... So viel läßt sich ohne Seherblick schon jetzt behaupten, daß seine künstlerischen Schwingen noch weithin rauschen werden, daß er Einer der Glücklichen ist, dem eine Zukunft beschieden ist."

Nach solcher Sprache dürfen wir großen Genuß erwarten. Wahrlich, wir freuen uns dessen, wir bedürfen einer solchen Erholung. Die Atmosphäre, in der die Seelen ihre Athemzüge thun, ist drückend schwül, wir wollen uns einmal über diesen traurigen Dunstkreis vergiftender Leidenschaften erheben in das ewig reine, klare, schöne Aetherreich der Kunst, ein trefflicher Jünger derselben, Ludwig Eller, soll unser Führer seyn!

Notizen.

— Die meisten unserer verehrten Leser können gewiß des wackern Zedlitz „Soldatenbüchlein," wenigstens aus den von uns daraus schon mitgetheilten echt patriotischen und herrlichen Gesängen. Nun theilt die allg. Ztg. vom 8. d. ein Schreiben des Feldmarschalls Radetzky an den gefeierten Dichter mit, das zugleich ein weiterer Beitrag zu des greisen Helden Charakteristik ist, und also lautet:

„Wollte ich Ew. Hochwohlgeboren würdig danken für das der italienischen Armee gewidmete Soldatenbüchlein, ich müßte Dichter seyn; der alte Soldat aber hat nur schlichte Worte, doch kommen sie aus dem Innern des Herzens, und der Dichter verstehe ja gern des Kriegers Sprache. Ich, und wir alle danken Ihnen herzlich. Sie haben — ein jedes Wort ist davon Zeuge — den schweren Kampf mitgekämpft, den uns Schlechtigkeit und Verrath von innen und außen auferlegten. Die Treue hat uns siegen gemacht, denn nur aus der Treue konnte ein so freudiger Todesmuth erſprießen, und stolz bin ich, ich bekenne es offen, daß die Vorsehung mich, den ältesten im Heere, auserkoren hat, der Welt zu zeigen, daß die Treue siegen muß. Alles schwankte, alle unsere Feinde kündeten jubelnd den Tod des alten schönen Oesterreichs an, der letzte Felsen war das Heer, und dieser wankte nicht — an ihm versuchten sich vergebens die Wogen der Zerstörungswuth, und schöner als je steigt Oesterreichs Stern aus tiefster Nacht. Sie haben dieß der Welt verkündet, und den Völkern mit herrlichen Worten gesagt wie schön die Treue sey. Dafür unsern wärmsten Dank. Sie haben dem Soldaten gelohnt in Anerkennung seines Werths, und an manchem Wachtfeuer wird Ihr Name mit Verehrung genannt werden, wem ihr Büchlein die harte, schöne Vergangenheit vor die Augen ruft. Dafür nochmals unser Aller herzlichsten Dank und die Versicherung aufrichtiger Hochachtung und Werthschätzung. Ergebenster Radetzky. Mailand 2. Februar."

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 39. Klagenfurt, Dinstag den 15. Mai 1849.

Das schwarze Lamm.

Legende.

(Beſchluß.)

Kaum hatte Mathias die Stadt im Rücken, als er ſeine Füſſe mächtig in Bewegung ſetzte, um dieſe Gegend ſo bald als möglich aus dem Geſichtskreiſe zu verlieren. Bei dieſer Eile traf es ſich, daß er an einem ſteilen Punkte ausglitt und unaufhaltſam in einen Abgrund ſtürzte, wo er ſeinen ſichern Tod würde gefunden haben, wenn nicht ein rettender Strauch ſeine Aeſte aus den Spalten der Felſenwand herausgeſtreckt hätte, um den Herabfallenden an ſeinem Kleide feſtzuhalten. Da ſchwebte er in höchſter Angſt zwiſchen Himmel und Erde, während die funkelnden Geldſtücke treulos aus den Taſchen ihren Weg in die dunkle Tiefe nahmen, als mit einem Male eine Stimme von Oben herab ertönte: „Mathias! Mathias! wo biſt Du hingerathen?!“ Es war Petrus. „Ach, hilf mir hinaus,“ rief der Soldat im flehentlichen Tone: „ſonſt ſehe ich nimmermehr das goldene Tageslicht!“—„Erkennſt Du Deine jetzige Lage nicht als eine gerechte Strafe Deiner Lügen?“ nahm Petrus wieder das Wort: „bekenne nun, wer die Leber des Lammes gegeſſen.“ — „Die ſchwarzen Lämmer haben keine Leber!“ ſchrie Mathias: „und jetzt iſt keine Zeit von ſolchen Dingen zu reden; hier handelt ſich's um mein Leben!“

Petrus warf ihm nun einen Strick zu, und in Kurzem ſtand der gerettete Soldat wieder auf feſtem ſicheren Boden.

Verzagt ſchritt Mathias zwiſchen Jeſus und Petrus, welche ihn in ihre Mitte genommen hatten. Der Schreck ſtack ihm noch in den Gliedern, die Taſchen waren leer, und die Erinnerung an das durch ihn — wiewohl unfreiwillig angerichtete Unheil quälte ihn unabläſſig. Da ſchallten aus einem Hauſe Töne muſikaliſcher Inſtrumente und fröhlicher Geſang mehrerer Stimmen. Es wurde eine Hochzeit gefeiert, und die reichen Brautleute bewirtheten freigebig auch ungeladene Gäſte. Den Soldaten zog es unwiderſtehlich dahin, ohne daß ihm jedoch Jeſus und Petrus folgten, um was ſich Mathias nicht viel kümmerte; denn in ihm war bei dieſem Freudenfeſte die Luſt zum Leben in hellen Flammen aufgelodert, die ihn für dieſen Augenblick das kurz zuvor Erlebte derart leichtſinnig vergeſſen ließ, daß er mit den Hochzeitgäſten fröhlich ſchmauſte, zechte und hellauf jubelte, bis er endlich ermüdet und vom Weine berauſcht, in einen feſten Schlaf fiel.

Als er wieder erwachte, befand er ſich in einem unterirdiſchen Gewölbe auf einem Lager von dumpfigem Stroh. Das Tageslicht fiel matt durch ein kleines mit eiſernen Gitterſtäben wohl verwahrtes Fenſter von oben herein. Die Thüre war feſt verſchloſſen. Noch konnte er ſich dieß Alles nicht erklären und glaubte zu träumen, wenn er ſich des geſtrigen fröhlichen Abends entſann, als ein Schlüſſel im Schloſſe ſich umdrehte und bei der geöffneten Thüre ein finſter ausſehender Mann eintrat, der in einem kleinen Gefäße ein karges Frühſtück dem Soldaten darreichte. Dieſer verlangte Aufklärung. „Erinnere Dich,“ war die Antwort: „wie Du den Sohn unſeres Herrn behandelteſt, und Alles wird Dir klar ſeyn. Ein gleiches Los erwartet nun Dich.“ Mathias ſank troſtlos auf ſein Strohlager zurück. Jetzt war ihm freilich Alles klar und er harrte hier in dem Gefängniſſe einem ſicheren Tode entgegen.

Da rief es durch das Fenſter: „Willſt Du Dich retten, Mathias, ſo ſey bereit, ich helfe Dir!“ Freudig beſtürzt wandte ſich der Soldat nach der Stimme und erkannte Petrum. „O! nur ſchnell, ſchnell!“ bat er: „ſonſt holen ſie mich, und Deine Mühe wäre vergebens!“

„Wer hat die Leber des ſchwarzen Lammes gegeſſen?“ fragte Petrus.

Da röthete ſich die Wange des Gefangenen, und mit zornſprühenden Blicken emporſchauend, antwortete er kurz: „Die ſchwarzen Lämmer haben keine Leber.“ Und mürriſch ſetzte er ſich wieder auf ſein Stroh.

Als er aber Petrum nicht mehr ſah, da fiel ihm plötzlich ſein unſinniges Betragen ſchwer auf das Herz. Er ſprang auf, rannte in Angſt auf die Thüre zu, als wolle er ſie gewaltſam öffnen, dann blickte er ſcheu um ſich, als ſuche er Mittel zu ſeiner Befreiung; end-

lich betrachtete er das Eisengitter im Fenster, ob er es nicht mit der Kraft seiner Verzweiflung brechen könnte; allein nirgends winkte die Hoffnung eines nur im Geringsten wahrscheinlichen Erfolges.

Doch wie ward ihm nun zu Muthe, als sich die Thüre abermals öffnete und man ihm, der sein letztes Stündlein herangenaht glaubte, freundlich ankündigte, er sey frei; dieser plötzliche Wechsel machte ihn wie betäubt. Als er das finstere Gewölbe verlassen hatte, erkannte er die Hallen, die er gestern in seiner Angst gestohen, und konnte nicht begreifen, wie sich diese Angelegenheit wieder habe zum Guten wenden können. Erschrocken und staunend blieb er aber stehen, als ihn der todt geglaubte junge Mann entgegen trat und mit gütigen Worten den Bestürzten anredete. Nicht ferne standen Jesus, Petrus und die übrigen Hausleute.

„Hier, Mathias, diese Säcke hilf uns tragen," sprach Jesus: „es ist auch Dein Antheil darin." Jetzt erst kehrte wieder Leben in die Glieder des Soldaten. Flink und kräftig hob er die Last empor, und leicht aufathmend zog er im wonnigen Gefühle seiner Freiheit mit den beiden Freunden unter den Segenswünschen des Genesenen und seiner Angehörigen zum Thore hinaus.

Vor der Stadt draußen schüttete Jesus hinter einem Gebüsche das Geld auf den Rasen hin und machte daraus vier Theile. Den einen schob er dem Soldaten hin, den andern behielt er für sich, und den dritten bezeichnete er als Petrum gehörig. Nur der vierte schien noch keinen Eigenthümer zu haben. Neugierig schielte Mathias auf denselben hinüber.

„Wem soll aber dieser Theil gehören?" fragte er endlich.

„Demjenigen," antwortete Jesus: „der die Leber des schwarzen Lammes in jenem Walde gegessen."

„Herr!" rief der Soldat schnell: „ich habe sie gegessen!"

Da war aber Jesus mit einem Male sammt seinem Begleiter verschwunden, und Mathias, der sich nun in dem Besitz der ganzen großen Summe plötzlich versetzt sah, erkannte mit einem Gemische von Wonne, Staunen und Ehrfurcht, daß der wundervolle Arzt Niemand Anderer gewesen sey, als der große Prophet, von dem im Volke die Rede ging, er sey gekommen, eine neue Glaubenslehre zu gründen, die er mit den hinreißendsten Worten der Wahrheit und großen, übernatürlichen Werken zum Beweise seiner göttlichen Sendung in die Herzen der Menschen pflanze; und mit dankbarem Gefühle gegen den mildthätigen Geber zog Mathias mit seinem Schatze heimwärts, wo er im Kreise einer zahlreichen Familie bei seinem Glücke stets ein Freund der Armen blieb, niemals des Tages vergessend, an dem er für eine geringe Gabe trockenen Brodes so reichlich war belohnt worden.

Friedrich Reinhard.

Noch etwas über das Schicksal der Landlehrer in Kärnten.

Wie nicht selten das Leben einzelner Menschen von der Wiege bis zum Sarge ein stetes Entwickeln neuer Leiden ist, so knüpft sich auch in so manchem Berufe eine Mühseligkeit, eine Bitterkeit an die andere, wenn nicht Anerkennung und Theilnahme, besonders von oben herab, der ermattenden Kraft einen neuen Aufschwung gäbe.

Zu denjenigen, deren Leben am sorgenvollsten, deren Beruf überreich an Mühseligkeiten ist, gehört sicher der Schullehrer und deßwegen verdient er auch die regste Theilnahme anderer Stände. Diese Theilnahme, sie sprach sich in neuerer Zeit allenthalben durch kräftige Zungen aus, und wenn sie auch nur ein in die Furchen der Zeit gelegtes, noch schlummerndes Saatkorn war, so wirkte sie doch ermuthigend auf den leidenden Theil, den Stand der Landlehrer, selbst zurück.

Zu den größten Mühseligkeiten der Landlehrer kann aber meiner Erfahrung gemäß ohne Zweifel der Umstand gezählt werden, daß sie ihre Subsistenz durch kärglichen Dienstgehalt nicht gesichert sehen, — daß sie für das Alter und die schweren Tage der Noth sich nichts ersparen können, und nach vollendeter Schule erst noch anderen mühseligen Nebenbeschäftigungen sich hingeben müssen, um nur so viel zu erringen, daß die dringendsten Bedürfnisse des Lebens befriedigt werden können. — Der Lehrer sieht als Familienvater mit schwerem, bangem Gefühle über die Marken des Lebens hinaus, und es blutet jenes Herz, das für Hunderte und Hunderte bereits mit so vieler Liebe geschlagen, bei dem Gedanken, wie nach seinem Brechen vielleicht keine Menschenseele seiner hinterlassenen Angehörigen sich erbarmen mag; wie diese, deren Gatte, deren Vater seine Kraft, sein Leben der Wohlfahrt der Gemeinde und des Staates durch Heranbildung nützlicher Glieder zum Opfer brachte, nun überall schnöde zurückgewiesen, vielleicht kaum so viel haben, daß sie sich nothdürftig ernähren und bekleiden können. — Ja es zehrt an der ganzen Kraft des denkenden Lehrers, daß die Organisation des Schulwesens in dem Punkte der Fürsorge für Lehrer noch zu keiner erfreulichen, festen Gestaltung gelangt ist, daß sie vielmehr erst in Geburtswehen zu liegen scheint, wo die harte Hand einer ungeschickten Amme so verderblich wirken kann.

Schon vor einem halben Jahrhunderte charakterisirte der um Erziehung und Unterricht hochverdiente Resewitz die Verhältnisse der Landlehrer mit folgenden Schlagworten:

„Bei dem Schulstande finden wir viel Aufwand „des Eifers — aber wenig Anerkennung, noch weniger „Belohnung; viel Anstrengung und mühselige Arbeit, „und oft zur Erholung Kummer und Sorge; viel de„müthigende Aufforderung zur Thätigkeit, aber fast „gar keine Aufmunterung — und häufig kein Brot."

Das halbe Seculum, es ist dahin geschwunden; der Geist, der diese Gedanken dachte, er weilt längst in höhern Räumen; die Hand, die sie niederschrieb, sie ist im Grabe vermodert, aber — wenn auch inzwischen so Manches sich gestaltete, was die Schullehrer mit Freunde begrüßen mußten: so sind doch viele der ausgesprochenen Sätze auch jetzt noch eine traurige Wahrheit.

Die Art und Weise der Lehrerbesoldung in unserem Kärnten ist zu dem, daß sie beinahe nirgends den nothwendigen Lebensbedürfnissen genügt, noch überdieß von dem Nachtheile begleitet, daß sie der Liebe und Anhänglichkeit gegen den Lehrer großen Eintrag macht; denn — wie schon bekannt — sind in Kärnten fast die meisten Landlehrer auf das blutige Schulgeld und die Collectur angewiesen, deren Einbringung nicht selten mit solchen Verdrießlichkeiten verbunden ist, daß einer bei bestem Willen nach und nach allen Eifer und alle Freude für die Beförderung einer Sache, wofür man so schlechte Anerkennung findet, verlieren muß; denn — wie leider die Erfahrung lehrt — dringt der Lehrer mit Ernst und Nachdruck auf die Bezahlung des Schulgeldes ꝛc., so ist er — und wäre er ein Engel — der schlechteste Mensch von der Welt.

Wer demnach das Aufblühen der Schule und der Volksbildung wünscht, der wird hoffentlich nicht verlangen, daß die Lehrer von den Gemeinden besoldet werden. Mit dieser Ansicht war ich nie einverstanden, und werde es auch nie seyn, so lange die Ueberzeugung in mir wohnt, daß durch die Schule der Grund zu wahrer Volksbildung gelegt werden solle. — Denn wenn der Staat für die Bedürfnisse seiner Angehörigen zu sorgen hat, ihm die Beförderung des Gemeindewohles obliegt, dieses aber von einer vernünftigen Volkserziehung bedingt ist; so möge er auch für diejenigen, denen die Grundbildung des Volkes anvertraut ist, Sorge tragen — also die Besoldung der Schullehrer aus Staatsmitteln übernehmen. Ich glaube, wenn der Staat es um des allgemeinen Besten willen für Pflicht hält, auf seine Kosten Pferde, Ochsen und Kühe und andere nützliche Thiere heranzuziehen und zu veredeln, so sollte er es um so weniger versäumen, auf seine Kosten edle Menschen heranzubilden. Das Verdienst edle Thier-Racen ins Leben gerufen zu haben, ist zwar lobenswerth und verdient alle Anerkennung; die Bildung eines Volkes zu edlen Menschen dürfte aber doch einen weit höhern Werth haben.

Wie sollte es den Lehrern am Gemüthe ruhig lassen, wie nicht seine Kraft aufzehren, wenn seine Lage, sein Schicksal ähnlich ist dem auf offener, sturmbewegter See umhertreibenden Boote, das der Wind nach allen Seiten wirft.

Doch verzagen wir, theuerste Amtsbrüder, in dieser schweren Prüfungsstunde nicht! Hinter der schwarzen Gewitternacht strahlet sicher die Sonne und über dem Sturme steht wachend, wer ihn zugelassen, — blicken wir gläubig und hoffend im schwankenden Kahne nach Oben, er wird endlich gelangen zum — wenn vielleicht auch fernen, doch ruhigen Gestade. Die Zeit, in welcher der Schulstand nicht bloß allseitige Anerkennung, sondern auch einen Aufschwung seiner materiellen Verhältnisse findet, sie kann und wird nicht ausbleiben. Und sollten wir kaum das Morgenroth einer für uns besseren Zeit hervorbrechen sehen, so mögen wir deßhalb nicht muthlos zagen; wer seinen Lohn hier nicht erhielt, dem kann er dort nicht ausbleiben.

St. Martin am Techelsberge, am 1. Mai 1849.

Johann Tschernuth.
Lehrer.

Notizen.

Es ist bekannt, daß Herr Thomé, Theater-Director von Klagenfurt, der mit seiner Gesellschaft während des Sommers im deutschen Theater zu Triest spielt, die ersten Tage des Maimondes dort eine Darstellung zu Gunsten verwundeter österreichischer Krieger gab, deren Ertrag sich über Tausend Gulden belief. — Ueber das Festspiel, das den Anfang machte und den Titel: „Des Feldherrn Traum“ führte, berichtet der österreich. Correspondent Folgendes: „Beim Aufziehen des Vorhanges sahen wir ein großes Zelt mit den österr. Farben, der Genius von Oesterreich ruhte in einer malerischen Stellung vor dem geschlossenen Zelte, und wartete das Ende der Musik ab, welche anfangs dumpf und verworren, sich bis zum Schlachtendonner steigerte, und dann allmählig wieder ruhiger wurde, bis sie in sanften Tönen verklang. — Der Genius erhebt sich, und spricht in wohlklingenden dreifüßigen Jamben den Dank des Vaterlandes aus. Er bewegt sich dann wieder zurück an seinen Platz, als ob er dankbar wachen wollte, daß der Schlummer des verehrten Greises nicht gestört werde. Nun tritt Fama auf. Sie beschreibt uns in gedrängter Kürze die Wechselfälle seit dem Ausbruche der Revolution in Mailand, den mit Carl Albert abgeschlossenen Waffenstillstand, den Wiederbeginn der Feindseligkeiten, und ihr schnelles Ende. — Die Erzählung, welche von Mad. Spengler sehr gut vorgetragen wurde, schließt mit den Versen:

So in fünf Tagen ist der Krieg beendigt,
Der kürzeste den Clio je besang;
Was seinem Feldherrn noch bis jetzt gelungen,
Radetzky's hoher Geist hat es errungen.

Bald nach Fama war Clio mit ihren Attributen aufgetreten, die sich mehr im Hintergrunde hielt, und nach und nach immer aufmerksamer werdend, das Gehörte aufzeichnet. — Nachdem Fama beendigt hat, tritt Clio vor, und sagt in recht wohlklingenden Versen, daß, was Fama verkündigt, nicht verschallen soll.

Was Großes, Edles, Herrliches geschehen,
Es soll noch in Jahrtausenden bestehen.

Drum gräbt sie jene Thaten in ihre ehernen Tafeln ein:

Auf der Ne stehen gleich ew'gen Tugendwächtern
Als Musterbild künftigen Geschlechtern.

Die spätesten Enkel sollen sie noch erfreuen, sie für das Erhabene durchglüh'n,

Zum Vaterland die Liebe wecken
Den Geist erheben zu den höchsten Zwecken.
Schön ist der Gedanke,
Denn niemals hat noch mit der Kraft die Milde
Verschmolzen sich zu einem schönern Bilde.

Während der letzten Strophe werden die Vorhänge des Zeltes geöffnet, und Clio nimmt den Kranz vom eigenen Haupte, um ihn auf das des Schlafenden (des greisen, unsterblichen Heldenmarschalls in Italien) zu setzen, — bei dem letzten Verse küßt sie die Stirne des Helden.

Umstrahlet denn mit nie erreichtem Glanze,
Wird leben du noch in der spätsten Zeit,
Und also weih ich dich mit diesem Kranze,
Und diesem Kuße — der Unsterblichkeit!

Während der letzten Strophe wird die Scene mit Bengalfeuer erhellt, einige Genien umstehen das Lager des Helden, der Vorhang fällt.

(Die Latours-Stiftung.) Der Herausgeber der Volksschrift: „Hans Jörgel", Herr J. B. Weis, hat zum bleibenden Gedächtnisse der Verdienste, die sich der schmählich gemordete Kriegs-Minister, Feldzeugmeister Graf v. Latour, um das Vaterland erwarb, die Gründung einer Latours-Stiftung in Antrag gebracht, durch welche tapfere Krieger, welche als Krüppel erwerbsunfähig sind, eine Unterstützung von jährlichen 20 fl. C. M. erhalten sollen. Von den eingegangenen Beträgen hat der genannte Redakteur 1600 fl. in 5perc. Metalliques zur Umschreibung auf 4 Stiftungs Obligationen dem hohen Kriegs-Ministerium übergeben, von welchen die Interessen halbjährig an 4 der tapfersten und unglücklichsten Krieger vertheilt werden sollen. Eben so wurde ein Betrag von 100 fl. C. M. für fünf Stiftungen von einer edlen Wohlthäterin mit dem Versprechen gespendet, daß sie lebenslänglich diesen Betrag leisten wolle. Hiedurch sind vorläufig 9 Latours-Stiftungen gegründet, von welchen 5 für die Armee in Italien und 4 für jene in Ungarn bestimmt sind, deren Vertheilung Seinen Excellenzen dem Herrn Feldmarschall Grafen v. Radetzky und Herrn F. Z. M. Freiherrn v. Welden überlassen wird. Wir glauben auf den schönen doppelten Zweck aufmerksam machen zu sollen, indem hierdurch nicht allein das Andenken in der Armee an einen Mann erhalten wird, der sie zur Rettung des Vaterlandes in ihrer imposanten Macht hervorgerufen hat, und dadurch von den ruchlosen Händen bezahlter Meuchelmörder seinen Tod fand, sondern weil wir hier zugleich einen Act der Dankbarkeit gegen die tapferen Krieger üben, die heldenmüthig ihr Leben für das Wohl des Vaterlandes einsetzen. Möge dieser doppelte Zweck nicht allein Wien, möge er alle Gutgesinnten der Monarchie begeistern, und reichliche Beiträge zur Folge haben, um der Nachwelt zu zeigen, daß wir eine That zu sühnen bereit sind, die eine bleibende Schmach in der Geschichte ist, und daß wir unsere guten Gesinnungen nicht allein durch Worte zur Schau tragen, sondern auch durch die That bekräftigen, wie die hochherzigen Oesterreicher schon so viele Beweise gegeben haben.

Der „österreichische Correspondent" vom 6. d. spricht sich über die gegenwärtigen Lage Deutschlands also aus: Durch die radicalen Blätter geht ein Schrei des Entsetzens über die letzten Vorgänge in Berlin. Wir wollen hier nicht untersuchen, wie sich die dortige Krone zu ihrem specifischen Volke verhält; dazu sind preußische Federn berufen. Wir betrachten die Ereignisse zu Berlin in ihrer deutschen Beziehung, der gemäß wir nun und nimmermehr unterlassen werden, ein ruhiges Wort mitzureden. Man wirft den größern deutschen Regierungen vor, daß sie sich in offenbare Opposition gegen ihre Völker stellen, daß sie dem Drange der deutschen Völker, sich zu einigen, Hohn sprechen, und die deutsche Zerklüftung in alle Ewigkeit offen erhalten wollen. Die Nationalversammlung allein sey der Mittelpunct der deutschen Einheit, und jeder Einspruch dagegen Reaction. Man sollte also logischer Weise voraussetzen, daß die Nationalversammlung auf dem Standpuncte der vollkommenen Einheit stehe und durch ihre Beschlüsse die Begründung dieser Einheit beabsichtige. Wie erstaunt muß man daher seyn zu finden, daß sie selbst feierlich auf die Zertrümmerung Deutschlands angetragen, und, umgeben von mehr als hundert österreichischen Abgeordneten, Oesterreich hinaus dekretirt hat. Die Sache wäre noch angegangen, wenn Oesterreich erklärt hätte, an dem Einigungswerke keinen Antheil nehmen zu wollen; so aber hat es zu jeder Stunde sein deutsches Recht und seine deutsche Pflicht geltend gemacht, und seinen guten Willen, an dem neuen Baue mitzuwirken, auf die unzweideutigste Weise beurkundet. Ein gleiches gilt von Baiern, Sachsen und andern deutschen Ländern. Da man aber in Frankfurt von dem Begriff der Allein-Souverainität nicht abgehen wollte, so mußte mit den einzelnen monarchischen Staaten, die noch Einen gesunden Nerv eigenen Lebens hatten, unauswestlich ein Conflict entstehen. Die Reichsverfassung ist in ihrem innersten Wesen eine republikanische, und weder eine einzige, noch einzelne Monarchien können mit ihr bestehen. Das deutsche Volk will keine Republik, und diesen Sinn des Volkes haben die Fürsten gegenwärtig vis-à-vis der Nationalversammlung zu vertreten. Darin liegt allerdings eine Reaction — das heißt, gegen den Absolutismus des Frankfurter Parlaments, der um so drückender wäre, da nur die kleine Hälfte der Volksvertreter ihn ausübt. Dagegen war keine andere Rettung als in der entscheidenden Antwort der größern Fürsten, zu denen sich nun auch die Preußen hinzugesellt. Sie verläugnen nicht den Wunsch nach einer innigeren staatlichen Einigung, sie protestiren nur gegen den souveränen Zwang, der ihnen von Frankfurt zuaemuthet wird. Darin liegt keine Verachtung ihrer Völker, wie die radicalen Blätter sich beiser schreien, um sie gegen ihre Fürsten aufzuhetzen und den Bürgerkrieg in allen deutschen Gauen emporzurufen. Man werfe nicht den Regierungen vor, daß sie nur negiren und nichts als negiren, statt etwas Positives hinzustellen, was alle befriedigen könnte. Die deutsche Einigung ist ein Riesenwerk, wer verkennt das? Wer ist derjenige, der heute schon sagen kann, „so muß es seyn; auf diese Weise sind alle glücklich und zufrieden?" Wer soll die Sünden eines Jahrtausends in einigen Tagen zu heilen im Stande seyn? Nur im ruhigen Vereine kann dieses großartigste Werk der Welt ermöglicht werden; und wir hegen die Hoffnung, daß das deutsche Volk es seinen Fürsten nicht unmöglich machen werde, seine Bedürfnisse ruhig zu berathen und einig zu ordnen.

Verantwortlicher Redakteur: E. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 40. Klagenfurt, Sonnabend den 19. Mai 1849.

Ausbald.

Erzählung nach einer wahren Begebenheit.

I.

Heftige Windstöße stäubten von Zeit zu Zeit den flüchtigen Schnee von den hohen Giebln des Stiftes Seckau gegen den Marktplatz, dunkle Wolken, die losen Kinder des unsteten Aprilmonats, wechselten mit heiterem Sonnenglanze, bei dessen erwärmendem Kusse Gras und Blumen vom langen Winterschlummer erwachten. Im hohen Gemache saß Frau Klara von Mooshart, ihre Locken wallten nachlässig um den blendenden Nacken, dessen Weiße noch mehr gehoben wurde durch das schwarze Sammtkleid, welches vom goldenen Gürtel gehalten sich an den herrlichen Wuchs der jungen Dame schmiegte. Ihre Finger klöppelten mechanisch an den feinen Spitzen, aber ihr Geist schien auf dem Nachen des Traumgottes über Fluren zu ziehen, bei Gegenständen zu weilen, deren Abwesenheit mancher leise Seufzer, deren Erwartung mancher Blick aus dem Fenster verkündete. Ihr gegenüber saß am lodernden Kaminfeuer im kostbar geschnitzten Lehnstuhle, dessen feine Stickerei die weibliche Meisterhand beurkundete, ihr Herr Gemahl, Ausbald v. Mooshart, Ihro kaiserlichen Majestät Rath und Kämmerer; er hatte nachlässig das Wamms aus feinem schwarzen Tuche aufgeknöpft, das Sammtbarett bei Seite gelegt, und die langen weißen Locken zurückgestrichen. Vor ihm lag ein großer Stoß Briefe, deren er einen nach dem andern erbrach, flüchtig durchlief, und dem knisternden Kaminfeuer übergab. „Wunderbar!“ las der Alte halblaut: „hat man das je gehört, geflügelte Eichhörnchen zeigten sich in Oberungarn und Siebenbürgen am 25. Jänner in solcher Menge, daß sie die Sonne verfinsterten, und eine Meile Weges den Boden bedeckten. — Da sehe man, der alte Thurn lebt auch noch, allein als gemeiner Reiter verkappt kam er in Holland an; meinen Kopf zum Pfande, ich treffe mit dem unversöhnlichen Kämpen noch irgendwo zusammen; Schade, daß er nicht nach Friesland ist, da hätte er gleich mit dem neuen spanischen Heere von zehn Cornetten und vier Tausend Fußvolk sich messen können. — O ihr armen Welschen, das sieht schlecht aus. Vom Gebirge Caßcadora hat sich eine Lavine losgemacht und ein Dorf mit drei Hundert Menschen begraben. — Was? Argenta, das schöne frohe Argenta ist zu sagen nicht mehr; am 21. März, hörst Du Klara, das war gerade vor vier Wochen, wo wir das Thauwetter hatten, wo die Ingrinz die Mühle zerriß und der Kobenzbach den Hammer zerstörte, sind durch ein Erdbeben in Argenta 130 Häuser, die Kirchen Francisci, Dominici und Nicolai und alle sieben Thore eingestürzt, und aus mehr denn fünfzig Klüften brach ein häßlich riechendes Wasser hervor.“ —

Klara seufzte theilnahmslos, sah wieder durch das Fenster, stand von der Arbeit auf, machte sich im benachbarten Gemache zu schaffen, und setzte sich wieder mißmuthig zu ihren Spitzen.

„Der Rittmeister bleibt lange in Knittelfeld,“ nahm Ausbald wieder das Wort, indem er verdrießlich die letzten Briefe zusammenräumte; „auch Maestro Silvio läßt sich heute und gestern nicht sehen, den wird mir wieder der Abt entzogen haben.“ Er setzte das Barett auf, schnallte den Degen um und warf den kurzen spanischen Mantel über.

„Du wirst mich doch nicht verlassen, Ausbald?“ flüsterte Klara, indeß ihr schwarzes Auge an den Lippen des Gatten haftete.

„In einer Stunde bin ich wieder bei Dir,“ lächelte der Ritter; „ich will meinen vergeßlichen Astrologen selbst holen und erinnern, daß heute Neumond ist, und wir unsere Präparate vollenden. Leb wohl, mein gutes treues Klärchen.“ Er ging und verschwand bald durch die hohe Pforte in das Stift.

Klara aber sprang auf, stellte leidenschaftlich ihre Arbeit bei Seite und ging in wilder Bewegung von Fenster zu Fenster. Ihre Lippen bebten, ihre Hand zitterte am pochenden Herzen.

„Nein, beim Himmel, ohne Grund reitet Don Savedro nicht so oft nach Knittelfeld; Lüge,

eitel Lüge ſind die Verſicherungen ſeiner Liebe, die hundert Eide, daß er ſterben müſſe, wenn ich ihn nicht erhöre; wohl mir, daß ich es nicht that, daß ich nicht wich von dem Pfade der Tugend. — Gleichgiltig, ja höchſt gleichgiltig iſt es mir, und doch! wenn ich mich recht befrage, wogt und glüht mein Herz bei ſeinem Namen, ſehe ich ihn doch immer, wie man ihn verwundet in das Haus meines Stiefvaters trug, zu Prag nach der Schlacht „am weißen Berge,“ — wie er mir dankte, mehr mit Blicken, als mit Worten für die treue Pflege; wie er bleich, todtenbleich, ein ſtummes Marmorbild, lehnte in der Theinkirche, als ich auf den Wunſch Manfredis meines Stiefvaters den alten Wittwer Ansbald die Hand reichte. Warum pochte gerade damals mein Herz ſo ungeſtüm, als ich ihn fortziehen ſah mit ſeinen Reitern zur Verfolgung des Winterkönigs? Arme Klara! ich bin doch recht unglücklich. Ansbald iſt gut, ſeelengut, wäre er mein Vater, ich könnte ihn aus voller Seele lieben. — Iſt denn auch dieſer Antheil an Ludovico Savedro recht? Pah, was iſt es denn auch, Vorliebe für den heiteren Mailänder, den raſchen lebensfeurigen Landsmann und weiter gar nichts. Waren doch ja Jahre ſeit dem vergangen, und ich harte an ihn kaum mehr gedacht. Er an mich? vielleicht — wenigſtens macht er es damit geltend, daß er ſeit Jänner hier verweilt, daß er Herrn Ansbald bei Frieß Oyta im vorigen Dezember das Leben rettete, daß er blos ihm zu lieb ſich vom Oberſt Erwitte dreihundert Mann erbat, die Mansfelder durchbrach, und Herrn Ansbald ſeinen alten Freund befreite. Sonderbarer Beweis der Liebe!“

Klirrende Schritte unterbrachen ihr Selbſtgeſpräch, von Hoffnung und Angſt beflügelt wollte Klara zur Thüre, wollte ihre Zofen rufen, aber ſchon lag der ſtattliche Rittmeiſter, der blühende Ludovico zu ihren Füſſen.

„Stehet auf Signore! ich befehle es Euch“ — ſprach ſie ſtrenge, ihre Hand ſeinen Lippen entziehend: „ich bitte Euch darum,“ ſetzte ſie ſanfter hinzu: „wenn ich Euch je werth geweſen.“

„Geliebte Klara!“ rief der Rittmeiſter: „Du, der ich treulich folge, wie der Falter dem Lichte, kannſt Du länger zweifeln, daß ich Dich liebe, bedarf es mehr Opfer, als daß ich dem Heere, der Hoffnung auf Ehre und Ruhm entſage, um Dir nahe zu ſeyn?“

„Mir oder dem Beſuche nach Knittelfeld?“ fragte Klara empfindlich: „nun die Frauen und Mädchen ſollen wahrhaftig dort nicht ſo häßlich ſeyn, obſchon ſie nur Deutſche ſind.“

„Du ſelbſt holde Klara treibſt mich von Dir, und heute meldete ich mich durch meinen Freund zur Begleitung des Hoch- und Deutſchmeiſters Erzherzog Carl, der nach Italien und Spanien geht.“

Klara erbleichte: „Alſo dies die Beweiſe Eurer Liebe, während mich mein Fluch kettet an das Daſeyn eines Greiſes, den ich nie lieben kann, an ein Land, das den Frühling und Italiens Lieder nur dem Namen nach kennt, zieht Ihr hin in das heimiſche Paradies, ſtolz darauf, den Frieden eines Weibes geſtört zu haben, deſſen einziges Verbrechen blinder Glaube an Eure Worte war.“

Ludovico erwiederte nichts, ungeſtüm drückte er das blühende Weib an ſeine Bruſt, ſeine Küſſe erſtickten ihre Worte, bis ſie ſich langſam ſeinen Armen entwand, und weinend in den Ruhefeſſel ſank. Savedro aber nahm Platz an ihrer Seite, und nun erzählte er mit glühender Beredſamkeit, wie er ſie liebe ſeit dem erſten Augenblicke, wo er ſie geſehen, wie er ſelbſt um ihre Hand angehalten bei Manfredi, leider aber erfahren, daß Mooshartz Anſehen und Reichthum bereits das Jawort erworben von ihrem Vater, wie er Anfangs entſchloſſen war, den glücklichen Mitwerber im Zweikampfe zu tödten, aber Klara's Liebe nicht gewiß dieſen Plan aufgegeben und ſich ſo lange in Mooshartz Nähe gedrängt, ihn durch ſo viele Gefälligkeiten gefeſſelt habe, daß dieſer ihn endlich mitnahm auf ſeinen Landſitz nach Seckau. „Qualen der Hölle habe ich erduldet in dieſen drei Monaten mehr als in den früheren drei Jahren,“ ſeufzte er; „ſo nahe meinem Himmel, und durch Deine einzige Strenge zurückgedrängt; und nun Klara, wenn ich Dir längſt nicht gleichgiltig war, wie wurde es Dir möglich, jedes warme Gefühl ſo tief und kalt im Buſen zu verſchließen?“

„Ich bin Ansbalds Weib“ verſetzte Klara aufſtehend: „und Ihr ſein Freund, wenigſtens glaubt er mit deutſcher Offenheit dem Scheine, und es war ſchlecht von Euch, ihn auf ſolchem Wege zu hintergehen.“

„Dieß Wort beweiſt mir, daß ich mich an Euch ärger täuſchte, als Euer Gatte ſich an mir!“ klagte der Rittmeiſter und wollte das Gemach verlaſſen.

„Bleibt um Gott, Ludovico bleibt“ rief das leidenſchaftliche Weib: „wenn ich Treue und Achtung Euch opferte, ſo vergebt mir wenigſtens eine Klage um das Opfer, das ich, wie ich hoffe,“ ſetzte ſie leiſe hinzu: „doch nie bereuen werde.“

„Nie, ewig nie! bei Gott,“ rief Savedro: „doch ſtille, ich höre Stimme, es iſt Euer Gatte.“

(Fortſetzung folgt.)

Concert-Anzeige.

Mittwoch am 23. Mai gibt Louis Esser sein zweites Concert im ständischen Saale. Wir hatten bereits in dem am 15. d. statt gefundenen Concerte Gelegenheit, uns an dem gediegenen Spiele dieses trefflichen Künstlers zu erfreuen, und die Fortschritte zu bewundern, die er seit seinem ersten Auftreten gemacht. Die jugendliche Naivität, die uns damals in seinem Spiele gefiel, ist einem kräftigen Ernst, das Vage, Suchende von ehedem einer männlichen Bestimmtheit und Festigkeit gewichen, und wenn wir einerseits in seinem „Duo auf einer Violine“ und in dem „Carnaval von Venedig“ eine fast vollendete Technik bewunderten, überraschte uns andererseits in dem Artot'schen „Souvenir de Bellini“ eine Weichheit und Tiefe des Gefühls, wie wir sie früher vermißten und wie sie freilich die Jugend nicht kennt, sondern erst das Leben mit seiner mannigfachen Lust und Wehe in dem künstlerischen Gemüthe zur Reife kommen läßt. —

Die Künstlerwelt ist auch von dem nationellen Streben, das fast allenthalben im Leben der Völker in den Vordergrund getreten ist, nicht unberührt geblieben. — Außer so vielen eigentlichen Compositeurs haben viele Künstler, wie Liszt, Ole Bul, Wilmers, Ernst ꝛc. es versucht, die nationellen Weisen, wie sie in den Völkern leben, andern künstlerisch zur Verständniß zu bringen. Auch Esser ist da nicht zurückgeblieben, und ist unseres Wissens der Erste, der mit Erfolg versucht hat, den „Ländler,“ diese musikalische Ausdrucksweise, wie sie in den österreichischen Alpen vorherrschend ist, in der Art künstlerisch vorzuführen. Allenthalben, vorzüglich in Frankreich, hatte er einen Theil seiner Erfolge diesen heimathlichen Klängen zu verdanken. Wir werden im nächsten Concert Gelegenheit haben, sie zu hören, und glauben uns den Dank auch auswärtiger Musikfreunde zu verdienen, indem wir sie auf dieses zweite Concert aufmerksam machten.

Notizen.

Die „Hannover'sche Zeitung“ schreibt Folgendes: Der Name „Volksparthei,“ den man jetzt leider oft hört, gibt den Beweis, daß wir den sullanischen Zeiten nahe stehen, wo man sprechen durfte von einem offenen Kampfe zwischen sogenanntem Volk und sogenannten Oberen, womit schon die tiefste Krankheit eines Volkes ausgesprochen ist. Mit Wehmuth vernehmen wir diese Unterscheidung, die wir nicht für eine giltige erkennen, aber doch als eine geltende alle Tage bezeichnen hören. Volksparthei kann im wahren Sinne nur seyn, die des Volkes Wohl und Frieden will. Im unechten Sinne unserer Tage ist es diejenige Parthei, welche der Herrschaft entgegensteht. Welcher Herrschaft? Der gesetzlichen nicht, sagen ihre Führer. Welcher denn? Der bureaukratischen, der aristokratischen, der dynastischen, der plutokratischen, ist die Antwort; Herrschaft wollen wir, aber freigewählte, volksthümliche, die mit jenen Schatten und Flecken nicht behaftet sey. Sehen wir jene vier verhaßten näher an, so ergibt sich, daß die Furcht vormärzlicher Gespenster weiter fortwirkt, als man von muthigen Freiheitsfreunden erwarten dürfte. Die Uebermacht der Aristokratie und Dynastokratie ist mit dem Jahre 1848 gebrochen; ihr Vorrecht ist dahin; ihr Recht soll bleiben zum Heile des Volkes. Lange vor 1848 waren die Vorrechte erschüttert; unsere Aristokratie, wenn wir deren wirklich noch besitzen, ist wie die französische und englische, nicht mehr rechtlich bevorzugt. Was die äußern Glücksumstände ihnen Vorrechtliches geben, ist wenig von dem Plutokratischen, der Geltung des Reichthums, verschieden, und nur dem Neide widerwärtig. Daß in der Geschichte oft der Geburtsadel segensreicher gewirkt hat, als der Geldadel, sey nebenbei erwähnt. „Dynastische Interessen?“ Gibt es denn ein wahres Interesse eines Fürsten, das nicht auf dem Volke ruht? Oder ist man noch immer bange vor dem Uebermaß der Civillisten, des Nepotismus u. s. w.? so schaffe man gesetzlich ab, was abzuschaffen ist. Wer aber von Privat-Interessen der Fürsten spricht, ist noch immer in dem vormärzlichen Wahne befangen, daß ein Fürstenthum, ein Ministerium ꝛc. eine gar angenehme Sache sey. Wie manchem Fürsten und hohem Herrn ist das Regieren so gründlich zuwider geworden, daß er nur aus Pflicht gegen sein Volk auf der steilen Höhe ausharrt, bis ihn ein höherer Herr abruft. Wer da glaubt, die Herrschenden wichen ungern um der süßen Lust des Herrschens willen, der spricht sich selbst das Urtheil, ehrgeizig zu seyn und das Herrschen für eine süße Last zu halten. Wer den Reichthum auflösen will um der Armuth willen, der hat nicht das einfachste Rechenexempel begriffen, daß wohl der Besitz die Armuth schützen kann, aber nicht die Armuth den Besitz. Die Bureaukratie endlich, wenn es nichts weiter bedeutet, als Herrschaft der Regierungsbeamten, ist kein Uebel, wenn sie zu herrschen wissen in Kraft des Gesetzes; heißt's was Anderes und Schlimmeres, so sind freisinnige Gesetze ein Bollwerk dagegen. Wer nun alle viere, die Aristokraten, Dynasten, Plutokraten, Bureaukraten nur schlechtweg auflösen will, der behält in der Hand nichts als eine breiige Masse, die weder herrscht noch gehorcht, sondern nur einfach zu Grunde geht in endlosem Bettel und Selbstzerfleischung, bis ein Anderer kommt, die Bettler zur Raison zu bringen oder — zu verbrauchen. Das ist Demokratie, Volksparthei im gemeinen Sinne der sogenannten Volkssouveränetät, die nun freilich im Verweilen begriffen, aber doch noch in Vieler Kopf und Hirn festsitzt als eine ganz besonders segensreiche Erfindung der Neuzeit. Soll aber Demokratie und was dazu gehört, nur bedeuten: „Die höchsten Güter der Menschheit sollen allen Menschen zugänglich seyn“ — dann ist es nichts Anderes, als was alle echte Deutsche seit tausend Jahren gewollt, seit dreihundert Jahren auszuführen begannen, was sich jetzt zu erfüllen anfängt und was wir mit ganzer Seele fördern möchten. Dazu aber bedarf es keines unverständlichen griechischen Wortes.

— Die Times vom 7. d. M. äußert sich in einem längeren Artikel über die Revolution und den Kampf in Ungarn unter andern folgendermassen: „Die Koryphäen der ungarischen Rebellion haben sich mit den wildesten politischen Secten in Europa verbündet, — sie haben den blutigen Aufruhr der deutschen De-

mokraten in Wien offen unterstützt und ihre eigene Sache mit den gräulichen, an Lamberg und Latour verübten Mordthaten gebrandmarkt. Ihr gegenwärtiger Zweck ist nicht mehr ihre eigene Freiheit und Unabhängigkeit zu vertheidigen, sondern das ganze österreichische Kaiserreich unter die Oberherrschaft der Magyaren zu beugen, und um diesen Zweck zu erreichen, hat sich die kriegslustige Aristokratie dieses Landes kein Gewissen daraus gemacht, sich mit den unverschämtesten Häuptern der demokratischen Parthei des Tages zu verbinden. In Pesth, in Frankfurt, in Rom ist das Princip dasselbe, nämlich die Zerstörung des bestehenden Gesetzes und der Regierung, um auf deren Trümmern eine Pöbelherrschaft revolutionären Ursprungs zu begründen. Die französische Regierung durch ihr Verfahren im Innern und ihr Einschreiten in Italien — die preußische Regierung durch ihren Bruch mit Frankfurt — die österreichische Regierung durch ihren Kampf in Ungarn — versuchen es, das gleiche Princip des Widerstandes zu behaupten, und wenn es eines Beweises von dem Fortschritte Englands und Frankreichs in politischer Erfahrung bedürfte, so würde er darin zu finden seyn, daß die aufgeklärte Meinung in diesen Ländern alle und jede Verbindung mit den Anschweifungen der liberalen Parthei in minder civilisirten Staaten verläugnet. . . . Es ist eine Quelle der Befriedigung und der Hoffnung für den Frieden von Europa, daß unter den Regierungen der verschiedenen Nationen, von der französischen Republik bis zu den russischen Autokraten keine wesentliche Verschiedenheit der Politik obwaltet. Alle wünschen in gleicher Weise, den Krieg zu vermeiden; alle hegen das gleiche Verlangen, die Anarchie niederzuschlagen; und in keiner Zeit waren die Staatsmänner und die Heere von Europa weniger geneigt, sich gegenseitig zu bekämpfen.

— Der Reinertrag des Grund und Bodens in Kärnten beträgt nach dem neuen Cataster 2,530,442 fl. C. M. Seine Eisenproduction zählt 18 Hochöfen, 4 Kuppelöfen, 1 Flammofen zum Umschmelzen des Roheisens, 177 Eisenfrischfeuer mit 78 Schlägen, 67 Rohstahlfeuer mit 61 Schlägen, 2 Stahlzerrenfeuer mit 2 Schlägen, 41 Stahlstreckfeuer mit 39 Schlägen, 4 Puddlingwerke mit 17 Puddlingöfen, 6 Walzpaaren, 18 Schweiß- und Glühöfen, 1 Gußstahlofen, 161 Nagelschmieden, 40 Sensenschmiedfeuer mit 25 Schlägen, 11 mechanische Werkstätten, Drehbänke und Großschlosserein, 5 Walzwerke, 1 Drahtwalzwerk, 10 Etablissements zur Erzeugung von Maschinen und ordinären Drähten, 6 Pfannhämmer. Ferners besitzt Kärnten 95 Bleigewerke, 3 Kupferwerke, 2 Galmeiwerke, 10 Goldgewerke, 2 Antimon-, 7 Quecksilber-, 5 Graphit- und 22 Steinkohlenwerke.

— Der dem Feldmarschall Radetzky vom Kaiser von Rußland übersandte Marschallstab ist auch durch seinen innern Werth eine wahrhaft kaiserliche Gabe. Derselbe ist achtzehn Zoll lang und hat anderthalb Zoll im Durchmesser; er ist ganz von Gold, mit emaillirten Lorber- und Eichenblättern umwunden, und sowohl oben als auch unten zwei Zoll hoch mit Brillanten besetzt.

Das Radetzky-Echo auf dem Traunsee bei Gmunden. (Oest. Volksblatt.) Wenn das Echo des Almsee's in der Grünau so berühmt ist, weil es den Schall, zumal selbst den schwachen, ohne weiteren Nachklang, also eben so getreu wiedergibt, als der treueste Spiegel das Abbild eines Gegenstandes, so scheint auch das Radetzky-Echo in seiner Art wohl einzig zu seyn. Wenn nämlich aus der Bucht von Rittersetten (rechtes Seeufer), in der Richtung gegen den väterlichen Sommer-Palast der armen Viechtau (linkes Seeufer), bei abendlicher Ruhe und erforderlicher Windschwäche ein Schuß abgebrannt wird, so vernimmt man auf dem von jener Bucht in erwähnter Linie gehörig entfernt und ruhig stehenden Kahne ein Echo, welches piano beginnt, crescendo fortfährt, fortissimo endet. Als Auffinder dieses so interessanten Seepunktes glaubte ich übrigens ein Recht zu haben, diesem Echo nach Herzens Drang und Lust einen unsterblichen Namen zu geben. Gmunden, den 7. Mai 1849.

Dr. Kliemstein,
Ehrenbürger.

— In Locle (in der Schweiz) hat sich ein seltsamer Fall zugetragen. Im dortigen Spital verstarb unlängst eine alte Magd, die sich als Kostgängerin hatte aufnehmen lassen. Nach ihrem Wunsch ward sie als gut katholische Christin nach der Capelle des Chaufet zur Ruhe getragen; nach Gewohnheit wurden katholische Glaubensgenossen zum Leichenbegleit eingeladen; das Wetter war abscheulich, es erschienen nur sechs Leidtragende, davon zwei unterwegs wieder zurückkehrten, vier Männer hatten den Muth und die christliche Liebe, der Leiche zu folgen. Nach der Beerdigung rief sie der Pfarrer in die Sacristei, um der Verlesung des Testamentes beizuwohnen. Groß war ihr Erstaunen, da die Erblasserin in bester Form vierhundert Louis'dor für Diejenigen bestimmt hatte, welche ihrem Leichenbegängniß beiwohnen würden. Jeder von Ihnen erhielt 100 Louisd'or; einer dieser Glücklichen ist ein armer wackerer Hausvater, der gerade im Begriff war, nach Amerika auszuwandern, die drei andern sind junge Leute, höchst zufrieden, dem üblen Wetter getrotzt zu haben.

* Die k. k. Akademie der schönen Künste in Mailand macht unter dem 9. d. M. bekannt, daß der am 12. März verstorbene berühmte Decorations-Maler Sanquirico ein Legat bestimmt habe, um jährlich eine Medaille von Bronze und den Betrag von 100 Mailänder Lire an den würdigsten Schüler der Zeichnungs-Elementar-Classe zu verabfolgen. Die Zuerkennung ist der k. k. Akademie zu überlassen.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 41. Klagenfurt, Dinstag den 22. Mai 1849.

Ansbald.

Erzählung nach einer wahren Begebenheit.

(Fortsetzung.)

2.

„Nur herein, Maestro Silvio," rief der alte Moosshart, indem er mit einer Mischung von Gemüthlichkeit und Scheue einem Manne den Vortritt gestattete, dessen fantastische Kleidung sonderbar abstach gegen das jugendliche Gesicht, in welchem Schlauheit und Lebenslust in starken Zügen ausgeprägt waren. Dem reichen spanischen Wamms, über welches sich eine schwere goldene Kette schlang, entsprachen schlecht die fadendünnen Strümpfe und der kurze Gelehrtenmantel, dem man es ansah, daß er nicht blos zum Prunke, sondern gewiß schon öfter zum Schutze gegen Stürme und Wetter gedient habe, der lange Paradedegen, und das altväterische Barett standen in demselben Widerspruche, welchem die zahlreichen Fingerringe und das struppigte Haar des Fremden bildeten. Dieß die äußere Form des Meisters Silvio, eines Sterndeuters, Alchimisten, Schwarzkünstlers jener Zeit, welcher nach seinem Vorgeben von Bologna kommend, die Weisheit der Araber und die geheimnißvollen Künste der Egyptier in sich vereinigend, vor einigen Wochen mit dem würdigen Freiherrn in Judenburg bekannt geworden und ihm auf sein inständiges Zureden zuerst nach Dürnberg und endlich hierher gefolgt war. So höflich sein das Benehmen des Adepten gegen seinen Gastfreund, mit dem er sich am liebsten in dem kleinen Laboratorio in Dürnberg einschloß, sich zeigte, so artig und zurückhaltend er sich gegen alle Hausgenossen betrug, so trocken und abstoßend war sein Wesen gegen den Rittmeister, und selten trafen die beiden Herren zusammen, ohne einen Wortwechsel oder Streit mit all' der Heftigkeit ihres National-Temperamentes zu beginnen.

Dieß der Grund, warum Herr Ansbald mit lauter Stimme begann: „Die doppelte Freude, Euch mein wackerer Rittmeister, und Euch mein gelehrter Herr heute hier zu sehen, wird für mich dann erst vollständig, wenn Ihr in gutem Frieden bleibt; geht, meine Freunde, reicht Euch die Hände, Bellonas und Minerva's Söhne müssen gute Freundschaft halten. — Hu, wie es draußen friert," fuhr der alte Herr halb launig fort, als er den frostigen Händedruck seiner Freunde bemerkte: „da muß man im Inneren erwärmen. Franz, Florian, Ehrenreich, bringt Becher, Bursche, und ein Paar Füllkrüge alten Radkersburger, bei dem thaut das Herz auf, und die Lanne trägt Blüthen, und der nordische Himmel wird blau und sternlicht wie die Maienluft Italiens. Du aber, Klara, setze Dich zu uns, Du weißt noch gar nicht, wie weit ich mit Meister Silvio bin, nur ein paar Proben noch, und der Stein der Weisen, das Geheimniß der Geheimnisse, das Auge der Nacht ist gefunden; und wenn es dann heißt vielleicht in manchem Blatte der Nachwelt, der Ansbald hat treu und fleißig gedient unter vier Kaisern, und ist gesandt worden zu Wasser und Land, und war bei dem Könige in Dänemark und bei dem Großtürken und bei den unruhigen Siebenbürgern ein geachteter Botschafter, und ist Freiherr und geheimer Rath geworden, so wird es auch heißen, und er hat das Licht der Lichter, den Geist aller Geister gefunden, und hat sein Land und sein Volk gehoben zum ersten der Welt; nun setzt da, bedenket wohl, daß dieß alles Euer alter Freund nur dem guten Silvio verdankt."

Der Adept neigte sich schweigend, sein unsicherer Blick glitt über Klara und Ludovico hin, und ein sonderbares Lächeln spielte um seine Lippen.

Ansbald aber fuhr weiter in seiner Rede: „Doch setzt Maestro, daß ich mich dessen freue, danke ich Eurem würdigen Landsmann dem Rittmeister da. Es war in den ersten Novembertagen vor vier Jahren, als ich Prag verließ mit der traurigen Ueberzeugung, daß jeder Versuch mit dem Winterkönige zu unterhandeln vergebens sey. Da standen Euch aber auch über Hundert Cornettreiter in den vier Prager-Städten, da holperte und stolperte es ungarisch, böhmisch, in allen Straßen, und englisch mitten darein, daß man wahrhaftig meinte im neuen Babel zu seyn. Muth und Prahlerei waren auf jedes Gesicht geprägt, aber

um den „weißen Berg" zog sich eine Wolke, die immer dichter und drohender war, und der Kanonendonner und die blitzenden Fahnen der Baiern kündeten ein schreckliches Wetter an. Noch am sechsten gingen Bürger und Landleute ziemlich ungefährdet zwischen den beiden Kriegsheeren ab und zu, auch ich traute diesem stillschweigenden Uebereinkommen, ich hatte Briefe von hoher Wichtigkeit in meinem Wammse, und ritt, nur von zwei Dienern begleitet, am siebenten gegen Abend aus der Altstadt. Nun seht, da wo der große Krug steht, wäre der „weiße Berg," und da wo mein Becher ist, wären die Ungarn gelagert, mit reicher Beute beladen, welche sie den treuen Anhängern des Pfalzgrafen für die Hoffnung künftiger Dienste abgenommen hatten, mit der Beute, die sie am nächsten Tage während der Schlacht zusammenrafften, und das Weite suchend, ihre Verbündeten im Stiche ließen. Schon war ich außer den Gräben, die ihr Lager umzogen, schon dämmerte im Abenddunkel das weite Feld grau und neblicht vor mir, nur hie und da von Reiterpatrouillen durchzogen, schon erkannte ich in der Ferne die baierischen und kaiserlichen Vorposten, da fiel mich plötzlich ein Trupp Kumanen an, meine Diener wurden vor meinen Augen vom Rosse gerissen und ausgezogen, und mir drohte eben trotz meines Widerstandes ein gleiches Loos, da trabte es schwer und eisern über das weite Feld; ein muthiger Offizier warf mit seinen Kürassreitern die Räuber in die Flucht, ich hatte kaum Zeit, den edlen Ludovico Savedro zu danken, und in seiner Begleitung gegen das baierische Heer zu eilen, denn schon eilten die Führer an der Spitze ihrer Geschwader, schon flatterten die Fahnen, und die Trompeter erwarteten das Zeichen Angriff zu blasen. Ein paar Stunden später rückten die Unsern gegen das Heer des Winterkönigs, und die Mittagssonne beleuchtete bereits den lebhaften Kampf, der Donner des groben Geschützes spielte nicht lange, denn die Ungarn verließen unter dem Schutze des Nebels mit ihrem Raube das Heer, und die deutschen Reiter brachen wie Gottes Wetter in den fliehenden Feind. Unter den schwer Verwundeten fanden wir aber am Abend den edlen Ludovico, er wurde in das Haus seines Landsmannes Manfredi gebracht, dort besuchte ich ihn häufig, lernte meine Klara kennen, und danke so gewissermaßen ihm auch den Besitz meines trefflichen Weibes. Doch nun erzählt edler Ludovico, wie Ihr es angegriffen, mich jüngst im Dezember zu Friesisch Opta von den Mansfeldern zu befreien; wahrlich, damals dachte ich mir kaum, man würde die Gesandtschaftsrechte ehren, so nahe saßen mir die Klingen schon am Halse; erzählt, wie Ihr vorgebrochen mit Euren Reitern, meine Klara hört es gar so gerne, so oft ich ihr auch davon vorschwatze."

Ein Lübote unterbrach die Rede des alten Herrn, indem er ihm einen Brief einhändigte, bei dessen Eröffnung Ansbald zuerst die Stirne runzelte, dann aber jubelnd ausrief: „Nun, ich weiß ja, man vergißt den alten Diener nicht, und beim Himmel, nur solche Botschaft ist stark genug, mich von meiner Klara zu trennen, und von Silvio, und von Euch, Ludovico; ich werde aufgefordert, noch morgen aufzubrechen, und Sr. Hoheit dem Durchlauchten Erherzog Karl, Bischof zu Breslau und Brixen, dem erhabenen Großmeister des deutschen Ordens, Gesellschaft zu leisten auf seiner Reise nach Italien und Spanien."

„Nun, da sind wir ja Gefährten," rief etwas verstimmt der Rittmeister, dem in diesem Augenblicke seine Abreise und die Trennung von Klara um so schwerer fiel, da die Abwesenheit ihres Gatten auf die Dauer mehrerer Monate ihm die schönste Gelegenheit geboten hätte, oft und viel um sie zu seyn.

„Ihr geht mit!" jubelte Ansbald: „nun beim Himmel, wie verdiene ich, daß mir das Schicksal mit einer Hand die theure Gattin entzieht, mit der andern aber wie zur Versöhnung Ruhe und Freundschaft reicht."

Die ganze Nacht hindurch wurden mit stürmischer Eile die Reiseanstalten betrieben und am nächsten Morgen begleitete Ansbald und der Rittmeister Frau Klara nach Judenburg. Ihr Schmerz bei der Trennung war um so inniger und wahrer, da er dem Manne galt, den sie seit dem ersten Augenblicke ihres Bekanntwerdens leidenschaftlich liebte, dem Rittmeister Savedro. Von Ansbald empfahl sie sich kurz und leicht. (Fortsetzung folgt.)

Die Alumnen des F. B. G. L. Priesterhauses
an ihren hochverehrten innigstgeliebten Hochw. Herrn Director
Peter Adam Pichler,
als er Herrn Eller in ihre Mitte führte.

Wer um die göttliche Trias zu erstreben,
Der Weisheit nächtig grauenvolle Tiefen
Nicht, muthig steuernd, scheut zu überschiffen:
Wird bald ihr laut'rer Feenhauch durchbeben —

Daß über die Natur die niedre schwebend
Er allgeliebt in langer schöner Jugend,
Die hohe Wahrheit pfleg, die Kunst, die Tugend,
Den Menschen, echt und groß, allerts erhebend.

So Du! als Du mit Ihm, zwei Huldgestalten,
Herein zu uns tratst unter gütgem Walten,
Uns sinnig durch den Sieg der Kunst zu ehren.

Heil Dir! zu unsern Recht uns aufgehoben,
Den Kranz errungen hast Du, er liegt oben.
Du bist gut; nicht brauchst Dich das Jetzt zu lehren.

Klagenfurt, 17. Mai 1849. * * *

Betrachtungen über die gegenwärtige Lage von Europa.

Der „österr. Corresp." vom 9. d. bringt aus dem Osservatore Triestino hierüber Folgendes: „Heute ist ein Jahr verflossen, seit der Verfasser dieses Aufsatzes für diese Zeitschrift zu arbeiten begonnen hat. Was hat sich nicht Alles in diesem Zeitraume ereignet! Wie wäre es möglich, alle Ereignisse kurz zusammen zu fassen, den Faden dazu zu finden, um ein Gewebe daraus zu spinnen, und unsere Nachkommen dadurch in den Stand zu setzen, ein minder leidenschaftliches Urtheil darüber zu schöpfen, als wir, die Zuschauer oder mehr oder weniger eigennützigen Theilnehmer des großen europäischen Dramas zu fällen vermögen? Wir bekennen unser Unvermögen, indem wir gestehen, daß wir einer solchen Aufgabe nicht gewachsen sind. Unvorhergesehene Ereignisse folgten mit solcher Blitzesschnelle aufeinander, wechselten so rasch die Geschichte Europa's, daß weit erhabenere Geister als wir, wenn sie sich auch von den eigenen, von Leidenschaften, von individuellen Wünschen nicht ganz freien Meinungen losmachen wollten, kaum im Stande seyn würden, ein richtiges Urtheil über alles Vorgefallene auszusprechen. Ungeheure Fehler sind begangen worden von denen, welche die große europäische Bewegung, die sie zu einem utopistischen, unreifen und keineswegs festgestellten Ziele führen wollte, leiteten oder unterstützten; nicht minder große Fehler hatten zum Theile diejenigen begangen, deren heilige Pflicht es seyn mußte, die Bewegung aufzuhalten, wenn sie über die Schranken hinaus ging, deren Ueberschreiten die menschliche Gesellschaft in ihren Grundfesten erschütterte. — Bei dem Wahnsinn der verzweifelten Leidenschaften, welche die Völker Europa's gegenwärtig spalten, würde es vergebliche Mühe seyn, diese Fehler des einen und des andern Theils mit augenscheinlichen Gründen beweisen zu wollen; wer dieses Geschäft übernehmen wollte, müßte sich zuvörderst von jeder Vorliebe für die eine oder die andere Parthei losſagen können, und wenn er es auch könnte, so würde man es ihm schwerlich glauben, und deßhalb wenig auf ihn hören. Auf welche Seite die Wagschale der größeren Fehler, die begangen worden sind, sich neigt, wird nur die Nachwelt unpartheiisch beurtheilen können. — Aus diesen Gründen enthalten wir uns, einen kritischen Rückblick auf die Vorgänge des verflossenen Jahres in unserem Vaterlande zu werfen. Dies soll uns jedoch nicht abhalten, unsere Meinung, wie sie auch sey, über die gegenwärtige politische Lage der Welt, über die Hoffnungen oder die Besorgnisse zu äußern, die sie zu erregen geeignet ist, welches auch die individuellen Ansichten und Wünsche derer, die darüber nachdenken wollen, seyn mögen. — Wir halten dafür, daß Europa oder besser gesagt, dessen politische Bewegung seit wenigen Tagen in eine neue Phase getreten ist; ja daß die Krankheit, die seit so langer Zeit an Europa nagt, gegenwärtig das unvermeidliche und entscheidende Stadium erreicht hat. Wenn wir von Krankheit sprechen, so darf man ja nicht glauben, daß wir nur einseitig davon reden, und bloß die Völker und nicht auch die Regierungen für angesteckt halten. O nein; die Krankheit war tödtlich bei den Regierungen, die bis zum März 1848 ihren Völkern jene anständigen Freiheiten nicht gewähren wollten, auf deren Zugeständniß diese einen gerechten Anspruch hatten; sie war tödtlich bei den Völkern, die, als sie kaum diese Freiheiten erlangt hatten — das nothwendige Maß derselben nicht erkennen wollten, und sich von ruchlosen Wühlern in einen Strudel zügelloser Begierden fortreißen ließen, die kein bestimmtes und gemeinnütziges Ziel hatten, und, wenn man sie befriedigte, nur immer noch höher gesteigert wurden. — Die Regierungen, nachdem sie ihren Fehler eingesehen hatten, fangen wohl an, das Uebel, welches sie großentheils hervorgerufen hatten, zu heilen: sie gewähren den Völkern, was diese anständiger und vernünftiger Weise verlangen konnten; aber damit waren die Völker, oder besser gesagt die Demagogen, nicht zufrieden, welche die erhaltenen Zugeständnisse der Schwäche der Regierungen zuschrieben, und immer neue Forderungen aufstellen zu können glaubten, um Mißtrauen und Argwohn zwischen den Regierungen und ihren Unterthanen auszustreuen und dadurch jene Anarchie vorzubereiten, in deren Chaos sie ihre Habgierde oder ihren Ehrgeiz oder andere noch brutalere Leidenschaften zu sättigen hofften. Wir sagten, daß Europa gegenwärtig in die Periode einer Krisis getreten ist. Wir sind nämlich des Dafürhaltens, daß die Kämpfe in Italien, in Ungarn, in den deutschen Herzogthümern und in Deutschland selbst, wie nicht minder diejenigen, welche sich in Frankreich hinziehen, wenn auch für den Augenblick niedergedrückt, nicht mehr als partielle Kämpfe zwischen einer Regierung und ihren Völkern betrachtet werden können. Alle diese Kämpfe sind nur einzelne Erscheinungen des allgemeinen Kampfes zwischen den Regierungen, welche bei dem Genusse der von ihnen verliehenen Freiheiten, die öffentliche Ordnung, die Sicherheit der Personen und des Eigenthums aufrecht erhalten wollen, und den Völkern oder vielmehr den Demagogen, die alle Grundlagen des öffentlichen und Privatrechts, auf denen das Staatsgebäude von Europa ruht, umstürzen möchten. Aus diesem Kampfe, der seit mehr als einem Jahre bald in diesem, bald in jenem Theile von Europa geführt wird, ist bald diese, bald die andere Parthei siegreich hervorgegangen; aber diese partiellen Siege haben weder der einen noch der andern Parthei viel genützt; kaum hat der Kampf an dem einen Orte aufgehört, so ist er an dem andern mit um so größerer Wuth losgebrochen, so zwar, daß man, im Hinblick auf Europa im Allgemeinen, behaupten kann, daß, trotz so vielen vergossenen Blutes, so vieler Niederlage, so vielen Verderbens, worüber unsere Nachkommen schaudern werden, noch nichts Entscheidendes erfolgt ist. Und es ist Zeit, daß dieses Blutvergießen und diese Drangsale endlich einmal aufhören. Wenn wir nicht irren, so haben sich alle oder doch die meisten Regierungen in der Ueberzeugung vereiniget, wie nothwendig es ist, durch gemeinschaftliches Handeln dem ein Ziel zu setzen, um die Waffen den Händen derjenigen zu entwinden, welche, in ihrer Verblendung, in letzter Instanz sie gegen sich selbst kehren: um den unheilvollen Entschluß jener Böswichter zu lähmen, welche die Trümmer der Gesellschaft zu ihrem Schämel machen wollen, um auf den Thron des Terrorismus und der Tyrannei zu steigen, die sie noch weit schrecklicher ausüben würden, als die Regierungen, deren früheres System unter den civilisirten Völkern Europas für immer gestürzt worden ist. Um zu zeigen, daß wir uns nicht irren, wenn wir dafür halten, daß

Europa gegenwärtig in das Stadium der Krisis seiner politischen Gährungen getreten ist, dürfte es genügen, auf die Interventionen hinzudeuten, welche in diesem Augenblicke in Italien und in Oesterreich, von Seite zweier Mächte statt finden, die, so verschieden sie auch in ihren innern Verfassungen seyn mögen, dennoch in dem Einen Gedanken vollkommen übereinstimmen, den irregeführten und getäuschten Völkern Frieden und Ruhe wieder zu geben, ohne daß weder die eine noch die andere dieser Mächte daran denkt, die liberalen Institutionen, auf welche diese Völker sich einen gerechten Anspruch erworben haben, zu gefährden. Eine gewisse Parthei, die man aber nunmehr in Europa sattsam kennt, ist entrüstet über das Einschreiten der Russen in den ungarischen Angelegenheiten, und möchte gerne der giftigen Einstreuung Eingang verschaffen, daß es dahin führen könnte, den Völkern Oesterreichs die constitutionellen Freiheiten, welche sie erlangt haben, wieder zu nehmen. Und sie stützt ihre Behauptungen mit größter Perfidie auf den Satz, daß unmöglich ein aufrichtiger, und von verdächtigen und gefährlichen Einverständnissen freies Einvernehmen zwischen einer constitutionellen und einer absoluten Regierung statt finden könne. Diesen Pessimisten genügt es zu erwiedern: Ist nicht das republikanische Frankreich eingeschritten, um in den päpstlichen Staaten das constitutionelle Prinzip wieder herzustellen? Aber sie werden auch dann ihrerseits entgegnen: Frankreich schreitet in Rom nicht mit denjenigen Absichten ein, die ihr voraussetzt, und auch dem Ansehen nach, vorauszusetzen Grund habt. — Und so würde die Discussion auf dem vagen Felde der Meinungen kein Ziel und Ende finden. — Wir glauben jedoch, und sind der festen Ueberzeugung, daß so wie Frankreich, auch Rußland, beide bei ihrem Einschreiten keineswegs die Absicht haben, Eroberungen zu machen, oder ihren eigenthümlichen Regierungssystemen größeren Einfluß zu verschaffen. Beide haben bloß im Auge, Europa vor der Anarchie zu retten; zu verhindern, daß die Drangsale, von denen so viele Länder von Europa so schwer heimgesucht worden sind, sich nicht auch in ihrem Schooße verbreiten, oder wieder auftauchen, wo sie Stoff genug finden würden, um zu wüthen. Diese Interventionen sind keineswegs durch reactionäre Tendenzen, durch Eroberungsgelüste, sondern durch die von zweien der Hauptmächte Europa's anerkannte Nothwendigkeit herbeigeführt worden, dem Strome der Zerstörung, der fürchterlicher, als am Ausgang des vorigen Jahrhunderts, von allen Seiten droht, Einhalt zu thun. — Wir werden sehen, ob die übrigen Hauptstaaten von Europa dem Beispiele Oesterreichs, Rußlands und Frankreichs folgen werden. Wir zweifeln nicht daran; auch Preußen hat das größte Interesse, der Hyder der Demagogie, die durch Deutschland schleicht, den Kopf zu zertreten, und England, wenn es, wie es in seinem Rechte liegt, zu gemeinsamen Berathungen beigezogen werden sollte, wird sicherlich die Existenz seines gegenwärtigen Ministeriums, falls sie ein Hinderniß wäre, der Aufrechthaltung des Staatsgebäudes von Europa nicht vorziehen. Wir sagen es wiederholt, daß wir glauben, der kritische Augenblick des Kampfes sey gekommen; aber wir theilen keineswegs die böswillige Ansicht, daß das Endresultat, wenn es nach den Wünschen der europäischen Regierungen, die mit den Wünschen aller derjenigen, welche die Ordnung, den Frieden und die Sicherheit lieben, vollkommen im Einklang sind, ausfällt, je dazu führen könnte, jene gerechten, anständigen, gemäßigten constitutionellen Freiheiten zu vernichten, auf welche die Völker Oesterreichs und eines großen Theiles von Europa nie Verzicht leisten würden."

Notizen.

— Hadersdorf am Kamp. (W. U. M. B.) Hier wurde am 26. April eine ergreifende Feier abgehalten. Sie galt den Manen des auf eine so entsetzliche Weise hingemordeten Grafen Latour und den tapfern Kriegern, welche in Ungarn und Italien den schönen Tod fürs Vaterland starben. Veranstalter dieser Kirchenfestlichkeit, waren der als wackerer Patriot bekannte Gerichtsaktuar zu Grafenegg Herr Anton Schlagenhaufer, der biedere Pfarrer Franz Lidmannsky, dann der geachtete Freund der Jugend, der Schullehrer Georg Schneider. Es wurde das große Requiem von Mozart und ein von dem Herrn Pfarrer Lidmannsky eigens für diese Feier componirtes Libera aufgeführt. Der Musikdirector Ferdinand Schubert von Krems und mehrere ausgezeichnete Dilletanten und Musiker kamen eigens hierher, und das Requiem wurde so trefflich exekutirt, daß die Aufführung nichts zu wünschen übrig ließ. Hadersdorf am Kamp feierte in jeder Beziehung einen Festtag. Welch' ein Verein von braven Männern! wie wacker traten die Vorsteher des Marktes Hadersdorf und die dortigen Bürger durch ihre ehrenwerthe Gesinnung hervor. Die Nationalgarde erhielt zu dieser militärischen Kirchenfeier ihre Waffen wieder. Sie hatte den Dienst noch nicht vergessen und zeichnete sich durch ihre schöne Haltung aus. Um in jeder Beziehung im Sinne echter edler Oesterreicher zu handeln, wurde für verwundete Krieger eine Sammlung eingeleitet, welche 80 fl. CM. eintrug, welche der hochlöbl. Stadtcommandantur in Wien eingesendet wurden. Heil den Ehrenmännern dieses Marktes! Ihr Beispiel wird allenthalben Nachahmung finden. (Volksbote.)

— Auch die walachische Regierung hat, zu Folge eines von dem k. k. österr. Agenten, Herrn v. Timoni, der Kaimakamie mitgetheilten Gesuchs des österr. Ministeriums: „den Handel mit Kunstgegenständen aller Art, aus dem Vatican und den Museen von Rom, Florenz und Venedig betreffend, welche von den revolutionären Regierungen dieser Länder verkauft werden," in der Wallachei verbothen. Die Einwohner sind gewarnt worden, dergleichen anzukaufen, indem die Behörden beauftragt sind, wo immer sie solche Gegenstände entdecken, sie wegzunehmen, und sie der Kaimakamie einzuhändigen, welche sie den legitimen Regierungen, als den wahren Eigenthümern zurückstellen wird, ohne daß der Käufer auf eine Entschädigung Anspruch machen kann.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 42. Klagenfurt, Sonnabend den 26. Mai 1849.

Der Feldjäger des 10. Bataillons

am Friedhofe von St. Lucia bei Verona.

(Nach einem Gemälde von Treml in Wien.)

Verstummt ist vor Lucia der grause Schlachtenruf,
Zurückgeworfen schmählich, der selbst die Schmach sich schuf,
Weil mit Verrath und Treubruch im engen Bunde stand
Der Sarden schlauer König, der hier den Meister fand.

Die blut'gen Bataillone zieh'n knirschend sich zurück,
Daß so ein Heldenhäuflein entriß das kurze Glück
Dem siegestrunk'nen Heere, weit mächtiger an Zahl,
Als Oest'reichs heil'ge Schaaren in ihres Rechtes Strahl.

Und immer stiller wird es im weiten Leichenfeld,
Wo Mancher ausgeathmet für diese wirre Welt,
Manch' Tapf'rer ward verstümmelt, als Zeichen einer Zeit,
Wo toller Freiheitstaumel gar blut'ge Saat gestreut.

Die Nacht mit schwarzem Mantel hat nun die Flur bedeckt,
Der matten Krieger Viele zum Schlafe hingestreckt,
Doch wachsam harren And're, bewußt der strengen Pflicht,
Des Sieg's sich herzlich freuend im luft'gen Flammenlicht.

Und fern von den Vedetten, von Abendluft umweht,
Am frischen Leichenhügel ein schlichter Kriegsmann steht,
Am Grab der tapfern Brüder, des Lagers kräft'ger Sohn,
Der dort gefall'nen Jäger vom zehnten Bataillon.

Am Kreuz aus rohem Stamme, so sinnig reich bekränzt,
Ruht unverwandt sein Auge, die Thränenperle glänzt
Auf rothgebräunter Wange, verkündend, was sich regt
In seines Busens Tiefen, sein männlich Herz bewegt.

Da tönt vom fernen Lager im tausendstimm'gen Chor
Ein jubelnd „Hoch Radetzky!" zum Sternenhaus empor;
Des Mondes Silberauge stieg auf in selt'ner Pracht,
Verklärend, was da lebte, was ruht in Grabesnacht.

Des Kriegers stumme Klage weicht neu belebtem Muth,
Des Auges feuchte Sterne entflammen neu in Gluth,
Für Vaterland und Kaiser zu sterben wird ihm Lust,
Solch' heilige Gefühle ruh'n in des Treuen Brust.

* * *

In Oest'reichs Schlachtenkranze steht strahlend obenan
Die Schlacht bei Sanct Lucia, die erste auf der Bahn
Des sieggekrönten Zuges durch das empörte Land,
Dem jener böse Dämon im Kampf' zur Seite stand.

Auch in den Büchern Kärntens glänzt rühmlich diese Schlacht,
Die seinen theuren Söhnen des Feldherrn Lob gebracht,
Das neu sie hat begeistert — auf Montanara steht
Ihr blut'ges Heldendenkmal, das keine Zeit verweht.

Klagenfurt, am ersten Jahrestage der Schlacht von St. Lucia, 6. Mai 1849.

— M — r.

Ansbald.

Erzählung nach einer wahren Begebenheit.

(Fortsetzung.)

3.

Es war den 24. November 1624, als fast ganz Madrid vor die Thore strömte, um den Erzherzog Karl würdig zu empfangen, der von einem Besuche des Hofes von Florenz, dem seine Schwester als Großherzogin glänzend vorstand, wie es im Volke hieß, mit wichtigen geheimen Aufträgen, wozu wohl der dreißigjährige Krieg in seiner wildesten Gluth flammend die Vermuthung geben mochte, in Spaniens Hauptstadt ankam. Trotz dem furchtbarsten Sturmwinde war der Weg von Alcala bis Madrid mit einer unermeßlichen Volksmenge erfüllt; der stattliche kaum dreißig Jahre zählende Prinz, in einfacher deut-

ſcher Ordenstracht, umgeben von einem glänzenden Gefolge, wurde von den Infanten Don Carlos und Ferdinand, welche ihm auf zwei Meilen Weges entgegen gekommen waren, begleitet, unmittelbar am Stadterthor aber vom König Philipp, dem Herzoge von Neuburg, dem Grafen Olivares und der Blüthe des ſpaniſchen Adels empfangen. Kaum im Palaſte angekommen, und mit mehr Wärme, als es faſt das ſteife Ceremoniel erlaubt, begrüßt, beſiel den erlauchten Gaſt ein plötzliches Unwohlſeyn, zu welchem die Haſt der Reiſe und die zu geringe Schonung, welche ſich der Erzherzog gönnte, die Veranlaſſung gaben. So wenig der Prinz ſelbſt auf ſein Uebelbefinden Gewicht legte, ſo tief ergriffen fühlten ſich ſeine Reiſegenoſſen, denen ſelbſt die Art und Weiſe der ärztlichen Hilfe wenig Vertrauen einflößte.

Es mag in unſeren Tagen ſonderbar klingen, wenn man vernimmt, wie ſich zur beſtimmten Aderlaß der geſammte Hofadel verſammelte, der König in Folge derſelben ſeinem erlauchten Vetter eine mit Gold beſchlagene Reiſetruhe, in der ſich koſtbare Kriſtallgefäße befanden, die Königin ein ſilbernes mit Korallen verziertes Becken, und ſämmtliche Mitglieder des königlichen Hauſes verſchiedenen Schmuck verehrten.

Tief ergriffen von ſonderbaren Ahnungen war Moosbart in den Corridor getreten, Gewißheit ſuchend über einen Gegenſtand, der ſeine ſeit Jahren mühſam errungene Faſſung zu vernichten drohte.

„Wer iſt die Dame in ſchwarzem Schleier,“ fragte er einen Pagen: „die Dame, welche zunächſt neben der Infantin ſtand?“

„Donna Ines de Genares“ erwiederte der Gefragte: „die Witwe des Admiral.“

Wie ein Blitz durchfuhr es den ehrlichen Deutſchen, das Silberhaar und das flammende Auge widerſprachen ſich eben ſo ſehr, als die ſtolze hohe Haltung und die von manchen Leiden tief gefurchte Stirne. Donna Ines war es, die er bei ſeiner erſten Anweſenheit am ſpaniſchen Hofe als herrlich erblühende Jungfrau kennen und lieben lernte, ihre Achtung war ſein Stolz, ihre Gegenliebe der glühende Sporn all' ſeiner Thaten, dieſe Liebe hatte ihn entflammt, die weite Kluft auszufüllen, welche zwiſchen dem ſteiriſchen Edelmanne und der Tochter eines Grand d'Espagne lag. Er hatte ſein Ziel erreicht, aber Donna Ines hatte längſt den Fernen vergeſſen, und ihre Liebe einem Andern zugewendet, welchen Ansbald bei ſeiner nächſten Anweſenheit am Hofe bereits als ihren Gatten fand. Mit ſich ſelbſt zerfallen brachte er einem ſterbenden Freund das Opfer, ſeine Tochter zu heirathen, die er aber nach kurzer Ehe verlor. Der Anblick der ſchönen Klara rief ihm in Prag das Bild der angebeteten nie vergeſſenen Ines ſo lebhaft vor die Seele, daß er ihr Hand und Herz anbot, und ſie als Gemahlin nach Steiermark brachte. Wenn auch Jahre mit all' ihren Veränderungen zwiſchen der erſten Liebe des kräftigen Mannes und der zweiten Ehe des friſchen Greiſes vergangen waren, ſo hatte doch Ines Anblick, wie ein erſchütterndes Erdbeben, die Gruft, die mühſam ſich über den eingeſargten Stunden der Vergangenheit gewölbt hatte, geſprengt, und ſelige und ſchmerzliche Erinnerungen umſtürmten das Herz des unſeligen Moosbart.

Zu ſehr Freund, als daß er dieß Gefühl nicht Jenem mitgetheilt hätte, dem er mit voller Seele zugethan war, vertraute er ſeine Vergangenheit und das verhängnißvolle Wiederſehen dem Rittmeiſter Ludovico an, der mit tauſend Eiden ſchwur, wie er vernommen, daß die zwar in Jahren ſchon vorgerückte, aber noch immer liebenswürdige Dame ſich angelegentlich um den alten Freiherrn erkundigt habe.

Noch beſprachen ſich die beiden Freunde, noch bot Ludovico alles auf, um durch glühende Bilder die Ruhe des Freiherrn zu untergraben, als ein Diener des königlichen Hofmeiſters Comte Montalban erſchien, um Herrn Ansbald zum feierlichen Zuge abzuholen, in welchem man wegen der raſch zunehmenden Krankheit des Erzherzogs, das wunderthätige Bild der Madonna a Iocha nach Hofe trug.

Kaum hatte der Freiherr das Gemach verlaſſen, als der Rittmeiſter ſchnell den Brief an Klara, den er früher angefangen, fortſetzte, ihr mit lebhaften Farben die ſchmähliche Untreue ihres Gemahls ſchilderte, und insbeſondere nicht vergaß, ihr das ſträfliche Verhältniß, in welchem er hier mit einer Donna Ines ſeit Jahren ſtehe, in das grellſte Licht zu ſetzen. Zum Schluſſe fand er es für gut, einen Zettel, den er ſelbſt dieſen Morgen erhalten hatte, und in welchem es hieß: „Wenn Euch Euer Leben lieb iſt, ſo meidet die Dame, die Ihr geſtern beſuchtet,“ einen Zettel, in welchem der Rittmeiſter gewarnt war vor einem Abenteuer, das er gewagt hatte, beizufügen, Moosbarts Gattin aber dringend aufzufordern, auf Mittel und Wege zu denken, ſich einem Bande zu entziehen, das ihr ſtatt Liebe nur Verrath und Schmach bringen müßte. Nach hundert Betheurungen ſeiner innigſten Treue machte er ihr den Vorſchlag, bei ſeiner Rückkehr ihre Koſtbarkeiten zu ordnen und ihm nach Italien zu folgen.

4.

Trübes Schweigen lag auf Madrid, der erlauchte Gaſt, welchem vor wenig Tagen das frohe Volk entgegengezogen war, der verehrte Prinz hatte ein Leben verlaſſen, eine Welt verlaſſen, welche ſo viele Anſprüche auf ſeine Kraft und Umſicht machte. In einer weiten Halle

des königlichen Palaſtes erhob ſich ein goldgeſtickter Baldachin, unter welchem die Bahre mit den Inſignien des deutſchen Ordens ſtand, der weiße Schild mit dem ſchwarzen Kreuze nebſt dem einfachen Adler, die Fahne, der Helm zierten die Enden des mit rothem Sammt überzogenen Ruhebettes. An vier Altären verrichteten die Prieſter der einzelnen Orden ihre heiligen Funktionen. Als der Abend hereinbrach, nahmen die Kammerherren und die Truchſeße des Königs den Sarg auf die Schulteru, die ſämmtlichen in Madrid anweſenden Garden begleiteten zu Pferd den Zug, welcher ſich unter dem Geleite der königlichen Leibwache und den Liedern von zweihundert Fackeltragenden Prieſtern nach dem Escurial in Bewegung ſetzte.

Da däuchte es Herrn Mooshart, er habe, aber nur auf einen Blick, den Aſtrologen Silvio erſchaut, vergebens ſtrengte er ſich an, vergebens nahm er ſich alle Mühe, er konnte keine Gewißheit erlangen.

Die Trauerfeierlichkeiten waren zu Ende, und Ansbald ging in Gedanken vertieft einige Abende ſpäter aus der Kirche alas Descalcas, da drängte ſich eine vermummte Geſtalt an ihn, hielt ihm die Rechte feſt, und fragte mit dumpfer Stimme: „Wollt Ihr Beweiſe von der Untreue Eures Weibes, ſo gebt mir fünfzig Dollars.“

„Schurke!“ grollte der Freiherr, und wollte den Fremden feſthalten, aber raſch entzog ſich dieſer ſeinen Anſtrengungen, rief: „Verblendeter Thor!“ und entſchlüpfte in das Innere der Kirche.

Sinnend kam Ansbald nach Hauſe, ſeit Kurzem kaum mehr gewohnt, irgend einen Gedanken vor dem Rittmeiſter zu bergen, warf er im Verlaufe des Geſpräches die Frage hin, was Ludovico von Weibertreue halte. Jedem mehr Befangenen, als dem ehrlichen Alten, würde die Todtenbläße auf Ludovico's Geſicht aufgefallen ſeyn, noch mehr aber die haſtige Wendung, mit welcher er dieſe Frage auf Donna Ines bezog. „Nicht die, meine ich,“ fuhr Ansbald ruhig fort: „ſondern mein Weib, meine Klara. Ihr habt viel geſehen und erfahren während der Zeit Eurer Kriegsdienſte, würdet Ihr feſten Glauben hegen auf eines Weibes Treue?“

Der Rittmeiſter im Wahne, der Freund ſey hinter ſeine Geheimniſſe gekommen, antwortete ausweichend, und mit einem Tone, der dem gewandten Weltmann das erſte Mal auffiel.

Ansbald fand nicht für gut, das Geſpräch weiter fortzuſetzen, und es trat eine Spannung ein zwiſchen den beiden Freunden, welche im Verlaufe der Rückreiſe bis zum ängſtlichen Mißtrauen heranwuchs.

In Klagenfurt fand es Ludovico für gut, ſich von ſeinem bisherigen Gefährten zu trennen, der mit warmer Sehnſucht nach Judenburg eilte.

Mit erkünſteltem Jubel empfing ihn Klara, aber ihr Auge funkelte unheimlich, des Rittmeiſters Brief hatte die beabſichtigte Wirkung nicht verfehlt, und das leidenſchaftliche Weib kannte, ſelbſt ſtrafbar, keine Nachſicht für die vermeinte Untreue des Gatten. Verzehrende Liebe, noch mehr entflammt durch die lange Entfernung Ludovico's, glühende Rache gegen Ansbald im Herzen, freute ſie ſich über das Unwohlſeyn, welches den kaum angekommenen Gatten in Folge der Reiſe und der krankhaften Erregung ſeines Gemüthes an das Lager feſſelte; freute ſich noch mehr über die Ankunft Ludovico's, der ihr einen vertrauten Boten geſchickt und verſprochen hatte, binnen drei Tagen heimlich in Judenburg einzutreffen. Buchſtäblich erfüllte ſie den Schluß ſeines Briefes, der dahin lautete, ſie möchte unter einem guten Vorwande die Nonnen zu Paradeis beſuchen, auf dem Rückwege würde ſie mit Ludovico zuſammentreffen.

Der dritte Abend hatte den winterlichen Fittig auf Judenburg geſenkt; von ſeinem Dunkel begünſtigt, ſchlich ſich eine Geſtalt in Mantel und Schleier vermummt aus dem Kloſter der Klariſſerinnen. Es war Mooshart's Gattin von einer einzigen Dienerin begleitet. An der Brücke aber, welche nächſt dem einſamen Kirchlein über die Mur führt, zeigte ſich ein Reiter, der ſchnell aus dem Sattel ſprang, dem Pferde den Zügel überwarf, und als Klara durch einen Wink die Dienerin entfernt hatte, ſie mit ſtürmiſchem Ungeſtüm an das Herz drückte.

„Du haſt lange Dich erwarten laſſen,“ flüſterte das liebende Weib: „wahrhaftig, ich zweifelte an Deinem Kommen.“

„Nur meine Liebe, meine Sorgfalt für Dich verzögerte meine Ankunft; iſt alles bereit zu Deiner Flucht?

„Flucht,“ rief Klara, ſich ſelbſt vergeſſend: „und der ſchändliche Ansbald, der mich ſo bitter täuſchte, lebt noch? Nur über ſeinen Leichnam hin fliehe ich; der Mörder meines Lebensglückes muß erſt blutig geendet haben, ſein falſches Herz vom Dolche der Rache durchbohrt ſey der Grundſtein zum Tempel unſerer Liebe, wie es der Grundſtein zum Kerker meiner Freiheit war.“

„Und wer ſoll die grauſe That vollbringen?“ fragte unwillkührlich ſchaudernd der Rittmeiſter.

„Du! wer ſonſt?“ erwiederte Klara unbefangen.

„Nein, nimmermehr!“ verſetzte Ludovico: „für ſolche That iſt ſelbſt Deine Hand kein Preis.“

„Nun ich vergelde ſie reichlich,“ erwiederte Klara mit ſchneidendem Hohne: „meine Schätze ſind eingepackt, alle Koſtbarkeiten, die auf fremden Boden un-

sere Zukunft beglücken können, sind von mir wohl bereitet, — doch Du bist heute unentschlossen, die Kälte der Reise hat den gewaltigen Krieger entmuthigt, — morgen Abend im Gärtchen unseres Hauses erwarte ich Dich mit besseren Entschlüssen; nimm diesen Schlüssel, er öffnet die kleine Pforte an der Mauer.“ Schweigend hüllte sie sich in den Schleier und eilte gegen die Stadt.

(Beschluß folgt.)

Concert des L. Eller
für
die verwundeten Krieger.

Louis Eller gibt künftigen Dinstag am 29. Mai im ständ. Theater ein drittes und letztes Concert, dessen Reinertrag er den verwundeten Kriegern der österr. Armee widmet. Indem Eller so den Cyclus seiner Produktionen mit einem Akte der Wohlthätigkeit schließt, erwirbt er sich den gerechtesten Anspruch auf unsere freundliche, dankbare Erinnerung. Es kann bei dem so regen Wohlthätigkeitssinne unserer Stadtbewohner nicht fehlen, daß so eine namhafte Gabe den unglücklichen Kriegern gespendet werde, denn das Interesse und die Theilnahme an diesem uns lieb gewordenen Künstler hat sich bei dem zweiten Concerte noch gesteigert und das Urtheil darüber festgestellt, daß er schon jetzt den Großmeistern seiner Kunst beigezählt werden muß. Sein Spiel ist am bezeichnendsten ein musterhaftes zu nennen, denn er repräsentirt keine Richtung des Violinspieles vorzugsweise, sondern die Gesammtheit desselben in innigster Verschmelzung und großer Vollkommenheit auch in Hinsicht auf das, was in neuester Zeit die Technik des Instrumentes fordert. Edler, schmiegsamer, zarter und doch kraftvoller Ton, glockenreine sichere Intonation, außerordentliche Gewandtheit in der Bogenführung, ein durchaus in jeden Charakter eingehender Vortrag, dem Feuer und Zartheit, Kraft und Anmuth, Schmelz und humoristische Keckheit gleich natürlich sind. Seine „steirischen Melodien“ sind ein Tongebilde, das die launige Naivität, die anmuthige Schalkheit dieser Alpenweisen mit großer Virtuosität zum Vortrag bringt.

Es darf aber nicht übersehen werden, daß ein nicht unbedeutender Antheil des Erfolges auf Rechnung der wahrhaft musterhaften Begleitung des Hrn. Grafen Ferdinand v. Egger gesetzt werden muß. Auch in den Ausfüllungs-Piecen erfreute uns dieser durch das Leopy'sche „Wiederfinden“, dessen Vortrag wahrhaft vollendet zu nennen ist. Wir glauben kaum zu irren, wenn wir eine Wiederholung desselben als allgemeinen Wunsch bezeichnen. Ein prachtvoll ausgeführtes Adagio aus Beethovens großes Trio in B, ein Mendelssohn'sches Duo, zwei Quartetten und ganz vorzüglich die große Arie der Agathe aus dem „Freischütz“ von Fräulein Strobel, vom Publikum mit wärmsten Zurufe begrüßt, waren an sich schon höchst werthvolle Zugaben. — Auch im bevorstehenden Concerte dürfen wir der gütigen Mitwirkung dieser Dilettanten uns versichert halten.

Wir laden hiemit alle Musikfreunde zu diesem Concerte ein, wir gehen einem großen Genuß entgegen und opfern zugleich ein Schärflein auf den Altar der Menschenliebe.

Notizen.

— Venedig war einst eine Macht, es war ein Staat. Die Welt kennt dessen Geschichte. Athen, Rom, Carthago und viele andere Städte waren einst auch mächtige Staaten, die einen sind nicht mehr, die andern sind Städte. Venedig ist heute nur eine Stadt, ein Kunstmuseum, seine Existenz ruht seit einem Jahrhunderte nur auf Marmor, Granit und Pilotten, nicht auf lebendiger Menschenkraft. Hamburg ist durch eine Feuersbrunst zerstört worden und in einem halben Jahrzehent größer und schöner wieder erstanden; wenn Venedig heute zu Grunde geht, so ist es für ewig; ganz Venedig ist heute nur noch ein Monument, und als solches ein Eigenthum der Menschheit, nicht der heutigen Venetianer, welche im Stande sind, dieses kostbare, unersetzbare Vermächtniß vergangener Jahrhunderte der Zerstörung auszusetzen. Aber eben so gut die Italiener, welche sich das civilisirteste Volk nennen, die Gräuel des Krieges und der Verwüstung über ihr schönes Land muthwillig heraufbeschworen haben, ebenso sind sie fähig, ihr schönstes Kleinod, das herrliche Venedig, einer wahnsinnigen Verblendung zum Opfer zu bringen. Die verwüstete Erde trägt in einiger Zeit wieder Früchte, die Kunststaat des menschlichen Genius aber trägt nur einmal Früchte und Venedig entsteht nicht zweimal! Die Franzosen schleppten Venedig's vorzüglichste Kunstschätze fort, und Oesterreich brachte sie ihm wieder zurück. Seinen Flor in der letzten Zeit verdankte Venedig dem Anschlusse an Oesterreich, der Verbindung mit Triest, der modernen Reiselust und Kunstschwärmerei, die eine Frucht des langen Friedens und des allgemeinen Wohlstandes war. Isolirt und abgeschlossen ist seine Bedeutung nicht größer, als die der Republik San Marino. Wir wundern uns nicht, daß Venedig sich vom allgemeinen Schwindel fortreißen ließ, der ganz Italien durchrase, daß es eine Unabhängigkeit errang, die man ihm so leichten Kaufs überließ; auch seinen bisherigen Widerstand kann man entschuldigen; warum sollte es nicht an die Behauptung derselben glauben, wenn Carl Albert und die Piemontesen es wagten, noch einmal gegen Oesterreich in's Feld zu rücken? Jetzt aber wird dieser Widerstand zum Wahnsinn. Venedig kann ohne der Provinz nicht existiren; die Sache, der es sich angeschlossen, ist in Italien und in Europa verloren, es hilft durch seinen Eigensinn Niemand und richtet sich selbst nur noch mehr zu Grunde. Wenn es sich vertheidigt, so vertheidigt es nur sich, und ganz Oberitalien kann dabei einem fremden Herrn gehorchen. Einen militärischen Ruhm wird es durch seinen Widerstand nie erlangen, denn diesen leisten die Lagunen und die Forts, die Oesterreich gebaut hat. Die Sieger von Vicenza, Volta und Novara werden aber noch Mittel finden, diese Schwierigkeiten zu überwinden. (Ab.B. z. Gr. Z.)

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 43. Klagenfurt, Dinstag den 29. Mai 1849.

Wien im Mai 1849.

Glück auf, du hehre Residenz der Kaiser,
Glück auf zum heur'gen Mai!
Der Wonnemond belenchtet deine Häuser,
Herbst, Winter sind vorbei!
Schwer drückte dich in langen, trüben Nächten
Der Alp — o bitt're Last,
Von der du durch die finst're Macht der Schlechten
So viel gelitten hast! —

Nach Leid kommt Freud. Du schautest düstern Blickes
Hin in der Zukunft Fern' —
Auf einmal hast du's Unterpfand des Glückes,
Franz Joseph deinen Herrn:
Glück auf! du kannst „im Garten zu Schönbrunnen"
Den lang Ersehnten schau'n;
Bald wird Er in der Burg der Väter thronen,
Dir ganz Sich anvertrau'n.

Und weißt, warum der Kaiser unvermuthet
In deine Mitte trat?
Die wunden Krieger, so im Feld geblutet
Für Fürst und Volk und Staat,
Die pflegst und trocknest du von Blut und Thränen —
Man hört's nach Olmütz hin;
Da wollt' Er's seh'n, was deine Bürger können,
Du ewig einzig's Wien!

Ja ewig einzig's Wien! nun ist kein Zweifel,
Daß du noch Oest'reich's Herz:
Für'n Kaiser, nicht für Kossuth's Höll' und Teufel*)
Und Feinde anderwärts —
Kann's große Herz des großen Oest'reich schlagen
In wahrer Sympathie:
Wie's schlägt, wir hörten's in des Maimond's Tagen,
Voll sel'ger Harmonie. —

O hörten diese Harmonientöne,
Und säh'n, wo Heil und Glück,
Des schönen Ungarland's verlor'ne Söhne,
Und kehrten bald zurück!
Gedenk' des König's, Volk! Ihm unterwerfe
Dich, Seiner Huld gewiß!
Nur die Verführer trifft des Schwertes Schärfe,
Ereilt die Nemesis. —

Der Russe wird sich seinen Erzfeind holen,
Der hier so blutig wühlt:
Der Aufruhr, dieser ew'ge Jud aus Polen,
Der ist's allein, dem's gilt;
Der ist's, der allerorts so teuflisch freuig
Europa's Frieden stört;
Drum schlag' auf ihn, weil's seyn muß, doppelschneidig
Nun Oest'reich's, Rußland's Schwert!!

Wohl spekuliren noch auf Oest'reich's Trümmer
Magyaren, Sarden, Rom —
Auch Frankfurt's Linke baut auf Oest'reich's Trümmer
Der Deutschen Einheit Dom!!
Doch Oest'reich baut auf Gott und Recht und Ehre,
Der Kaiser auf die Kraft
Des biedern Volkes, das die tapfern Heere
Zu Kampf und Sieg Ihm schafft.

Und — Wien! Er baut auf dich! O gib in Treue
Den Ton den Völkern an.
Und zeig's der Welt, wie rein das wieder freie
Herz Oest'reich's lieben kann;
Vergiß es nie: der Wonnemonat brachte
Dir den Versöhnungskuß
Franz Joseph's, und durch Wonnezähren lachte
Dir zu dein Genius.

Maroschnig.

*) Bekanntlich hat der Erzhater der magyarischen Insurrection Kossuth einmal die Drohung ausgesprochen, für den Fall, daß sonst alle Stricke reißen, an die Hölle appelliren zu wollen! Unklassisch ist diese Appellation nicht, denn auch beim Virgilius heißt es irgendwo:

Flectere si nequeo Superos — Acheronta movebo.

„Aber mit des Schicksal Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten."

Dieser Ausspruch unsers Schiller ist auch gar nicht unklassisch; scheint aber die Ehre zu haben, von dem Herrn von Magyarien nicht gekannt zu seyn. Uebrigens spricht obige Strophe, wie Jedermann sieht, die Hoffnung aus, daß die Sympathetiker Kossuth's et Comp. hier zu Lande überhaupt nicht, und nunmehr am allerwenigsten im Herzen von Oesterreich — in Wien zu suchen seyn dürften, eine Hoffnung, die wohl werth ist, daß sie nicht zu Schanden werde.

Ausbald.

Erzählung nach einer wahren Begebenheit.

(Beſchluß.)

5.

Langſam, in ſeinem Innern tief erſchüttert, lenkte Ludovico in die Herberge ein, denn das richtende Gewiſſen benahm ihm den Muth, bei ſeinem alten Freunde einzuſprechen; der Becher mundete nicht, das weiche Lager brannte wie Höllengluth unter ihm, Reichthum und der Beſitz eines Weibes, das er ſeit dem heutigen Wiederſehen unmöglich lieben konnte, ſollte er ſich erkaufen durch einen Verrath, eine Blutſchuld, die an Vatermord grenzte, nimmermehr. Mit dem früheſten Morgen wollte er fliehen und eine Gegend auf ewig meiden, die ihm ſo verhängnißvoll geworden. Feſt entſchloſſen begann er in einem Schreiben ſelbſt zu enthüllen das Gewebe von Unwahrheit, mit welchem er Klara umſtrickt hatte.

„Das iſt eine gute Sündenbeicht,“ krächzte eine widrige Stimme. Ludovico fuhr auf, und Silvio's dämoniſches Geſicht grinſte ihm entgegen.

„Schurke, wie kamſt Du hierher,“ donnerte der Rittmeiſter.

„Wie?“ lachte der Aſtrolog: „ich ſuche meinen Meiſter und mehr als das, meinen Lohn. Oder glaubt Ihr, es ſey eine leichte Aufgabe für einen Menſchen meines Handwerkes einem girrenden Schäfer zu Liebe zwei Jahre unthätig zu ſeyn, und mit dem alten Herrn vom Stein der Weiſen zu träumen, und gegen Euch, mit dem ich manches Werk der Freundſchaft vollbrachte, den Unbekannten zu ſpielen? Ei ſchönen Dank. Um fünfhundert Goldguiden ſind wir einig geworden, Ihr habt durch meine Hilfe Euren Zweck erreicht, das ſchöne Täubchen iſt Euer geworden; von Madrid bis Judenburg iſt ein weiter Poſtritt, und wahrhaftig lag es nur am hartgläubigen Alten, daß er mir die Reiſe nicht bezahlte und meine Mühe erſparte.“

„Ich will nicht hoffen, daß Du der Warner geweſen, von welchem er mir ſprach.“

„Nu, und wenn ich es war, was verſchlägt es Euch, Ihr werdet doch nicht um die Gunſt Klaras und ihres Gatten zugleich werben?“

„Auswurf der Menſchheit,“ donnerte Ludovico, und ſein Schwert flog aus der Scheide.

Silvio aber ſtreckte einen Dolch ihm entgegen, und ſprach mit ruhigem Lächeln: „dieſer Stahl hat noch kein Herz verfehlt, aus Liebe zu Euch habe ich ihn in ein Fläſchchen getaucht, deſſen Inhalt kräftig genug iſt, Euch, und wenn ich Euch nur ritze, ſo gut verſtummen zu machen, als irgend einen. Ihr ſeht, daß ich Euch für einen guten Fechter halte, gegen einen andern fände ich ſo viel Kunſt und Aufwand nicht nöthig.“

Ludovico trat zurück, ein Plan ſchien in ſeiner Seele zu reifen.

„Geh, guter Silvio,“ ſprach er mit erzwungener Faſſung: „ſolcher Feindſeligkeiten bedarf es nicht zwiſchen uns. Morgen Abends komme wieder, und Du erhältſt Deinen Lohn.“

„In Gold Herr?“ fragte luſtig Silvio.

„In Gold, ja.“

„Verſucht aber nicht, mich zu überliſten,“ grinſte der Bandit: „ſonſt iſt Klara in meiner Gewalt.“

Von marterndem Angſt gefoltert begab ſich Ludovico am nächſten Abend in Moosharts Garten. Reizender denn je trat Klara ihm entgegen. „Biſt Du entſchloſſen?“ fragte ſie:

„Nein, nimmermehr,“ erwiederte ruhig der Rittmeiſter: „würdeſt Du nicht zurückſchaudern, eine Hand je in Liebe zu berühren, die ſich in das Blut meines ſchuldloſen Freundes tauchte; alles, was ich Dir ſchrieb aus Madrid über Deinen Gatten, war himmelſchreiende Verläumdung.“

„Herr Rittmeiſter,“ rief Klara ſtolz zurücktretend: „trachtet nicht die Lüge herauf zu beſchwören, um die Feigheit zu entſchuldigen; entweder Ihr willigt ein, oder ich thue die That ſelbſt, behalte ihren Lohn ſelbſt, und gebe, wenn der Verſuch mißlingen, meine Hand ſchwächer ſeyn ſoll, als mein Herz, Euch und mich an.“

Ludovico zauderte einen Augenblick. „Nun denn“ rief er: „wenn das Ungeheuere geſchehen ſoll, ſo geſchehe es nicht durch mich, nicht durch Euch. Einen will ich Dir bringen, deſſen Arm gedüngt iſt; — Silvio, aber er fordert Gold für Blut.“

„Nun wahrhaftig, wir brauchen nicht zu geizen mit dem erſtern,“ jubelte Klara: „aber heute Nacht, hörſt Du, dieſe Nacht noch muß Ausbald enden. Er hat ſich geſtern vorbereitet zur Reiſe in eine beſſere Welt, und er würze noch lange zaudern, bis er von ſelbſt zur Reiſe ſich anſchickte. In einer Stunde ſind meine Koſtbarkeiten bei Dir, beſorge zwei geſattelte Pferde, halte alles bereit zu unſerer Flucht, wie Du es verſprochen, ich erwarte Dich hier an der Gartenpforte, das Thor gegen Unzmarkt iſt heute für uns offen, und nun geh, dieſer Kuß ſtärke Dich.“

Ludovico ſchauderte; wie ein Träumender kam er in die Herberge, wo ihn bereits Silvio erwartete. In wenig Minuten brachte ein Diener zwei kleine, aber ſchwere Kiſtchen, bei deren Eröffnung Gold und edles Geſchmeide lockend entgegen ſtarrten. „Hier Dein Sündenſold,“ rief Ludovico, und händigte dem Ban-

diten eine schwere Börse ein: „nun fliehe, und, bei Gott, hüte Dich, daß unsere Wege sich je wieder kreuzen.“

„Nun, und den Alten wird wohl Euer Dolch aus dem Wege schaffen, ich hörte nur zu gut Eure Unterredung mit Klara, und will der schönen Dame treuer Wort halten, als Ihr es gethan.“ Er enteilte.

„So ist denn alles verloren?“ seufzte Ludovico schrieb rasch einen Zettel, in welchem er den alten Freiherrn von der drohenden Gefahr warnte, ließ seinen Reuner satteln, und brachte Klara's Schätze auf ihn. Schnell eilte er gegen die Wohnung Moosharts, eine alte Dienerin, wie es schien, trat eben hinein; „hier nimm,“ rief er, drückte ihr ein Goldstück in die Hand: „gib um Gottes Barmherzigkeit augenblicklich diesen Zettel dem Freiherrn.“ Im Fluge kehrte er in die Herberge zurück, bestieg sein Roß und eilte aus Judenburg, als ob die Erde unter den Hufen brenne.

Die Alte aber lachte hämisch, zerriß den Zettel und stieg die Hintertreppe hinan, die zum Schlafgemache führte. „Wache auf Alter, Du bist zu viel für diese Welt,“ brummte Silvio, denn dieser war die vermummte Alte.

„Herr Gott, was that ich Euch,“ fragte Ansbald, als er den funkelnden Dolch des Banditen erblickte.

„So! dreht Euch,“ grinste dieser: „dann schmerzt es gar nicht,“ hielt ihm den Dolch an die Brust und schlug mit der Faust so kräftig an den Griff, daß der Greis durchbohrt lautlos zurücksank. „So,“ lachte Silvio; schlich die Treppe hinab, und eilte in die Herberge. Aber er und Klara warteten vergebens auf den Rittmeister; Silvio fand es für gut, den Weg nach Italien einzuschlagen. Moosharts Witwe aber bekannte erst spät am Todtenbette als reuige Nonne die grause That.

Der Wanderer, welcher das einstmalige Domlist in Ober-Steier besucht, bemerkt am Marktplatze daselbst ein stattliches Haus, in schönem italienischen Geschmacke erbaut, gegenwärtig der Gasthof des Ortes, einst die Wohnung der Familie von Moeshart. Dort im Vorsaale des ersten Stockwerkes zeigt ein Plafond-Basrelief in guter Stuckarbeit, die Scene der Ermordung des unglücklichen Freiherrn Ansbald von Moosharts.

Dr. R. Puff.

Die Ablösung der Naturalbezüge für Landschulen und einige Ansichten für deren Verbesserung.

Die Reichsverfassung sowohl, als die kaiserlichen Gesetze in Betreff der Ablösung der Naturalgiebigkeiten von Unterthanen, des künftigen Jagdrechtes, der Gemeindeverfassung ꝛc. verdienen den Beifall aller Gutgesinnten und Billigdenkenden. Wird diese wohlmeinende Aussaat auf guten Boden fallen, so werden Ruhe und Ordnung, das Heil und die Stärke Oesterreichs ihr Gedeihen finden. Es wäre herzlos und unsinnig, wenn man den gegenwärtigen Regierungs-Organen nicht Vertrauen schenken wollte. Wer aber mit den neuen Gesetzen am besten bedacht ist, sind die Gemeinden und die zu Natural-Abgaben Verpflichteten. — Da aber nur Einer allweisend, und Nichts unter der Sonne ganz vollkommen seyn kann, so werden Verbesserungs- und Abänderungsvorschläge in den künftigen Reichs- und Landtagen berücksichtiget werden. Eben so fordert die zugleich ausgesprochene Ablösung der Naturalbezüge für die Subsistenz der Landschullehrer eine nähere Beleuchtung von denen, welche die Orts- und Dienstverhältnisse aus vieljähriger Erfahrung am nächsten kennen. Es heißt im Ablösungs-Patente vom 4. März 1849 ad §. 6: „Naturalleistungen an Kirchen, Pfarren und Schulen sind durch das Gesetz vom 7. September 1848 nicht aufgehoben, sind jedoch gleichfalls ablösen.“ Die Ablösung der Naturalgiebigkeiten an den Landlehrer aber, sey sie nach welchem Fuße sie wolle, gewähret ihm die Sicherheit seiner Subsistenz keineswegs, wenn er nicht durch eine höhere Dotation in die nothwendige Lage versetzt wird, hinreichend Pachtgründe zu nehmen. Realitätengenuß und Naturalbezüge sind auf dem Lande unentbehrlich, da man die nothwendigsten täglichen Lebensbedürfnisse für baares Geld nirgends haben kann. Dann sind bare Einkünfte von den Landgemeinden immer die unsichersten, und an die Lehrer die letzten, indem sie Alles eher als Geld haben. Die Abgabe der wenigen Maßl Getreide aber theilt der Landmann in seiner Wirthschaft leicht so ein, daß sie ihm gar nicht fühlbar wird. Durch diese Ablösung, die der Landmann auch niemals verlangte, erwächst demselben nicht die geringste Erleichterung. Daß die Gemeinden ihre Naturalabgaben (Getreide und Brot) an Lehrer und Meßner niemals als eine drückende, sondern vielmehr als eine erleichternde Last ihrer pfarrlichen Auslagen ansehen konnten, beweist schon ihre freiwillige Entrichtung.

In den gegenwärtigen allgemeinen Wirren wird es einleuchtend, daß eine bessere Volksbildung höchst an der Zeit sey, wenn gegenseitiges Vertrauen, Ruhe und Ordnung gegen das allgemein androhende Sitten- und Staatenverderbniß hergestellt und befestiget werden soll. Die Menschheit muß es nun büssen, daß sie nicht auf Religion und sittliche Erziehung, sondern größtentheils nur auf materielle Vortheile ihre Zukunft bauen wollte. Nicht gelehrte, sondern erfahrene und gewissenhafte Volkslehrer, gemüthliche Kinderfreunde, wenn sie nicht mit Nahrungssorgen zu kämpfen haben, werden die Aufgabe zu lösen im Stande seyn, die zur Volksbildung die beste Hoffnung bietet. Denn Wissenschaften, und sollen sie auch Berge versetzen können, werden ohne wahre Religion und Gottesfurcht kein Volk glücklich machen.

Der Himmel gebe es, daß diese natürlichen Ansichten im künftigen Reichstage Raum gewinnen möchten! — Damit aber der Fortschritt zur Volksbildung im echten Sinne in Aussicht stehe, gönne man dem Landlehrer eine ehrenwerthere Stellung als bisher, damit sich zu diesem ehren- und mühevollen Amte solche Individuen widmen und bilden, die hiezu Kopf und Herz haben. Ist aber das standesmäßige Auskommen derselben nicht hinreichend gesichert, so wird man alle übrige Mühe und Verordnungen vergebens spenden. — Wären andere Zeitverhältnisse und der Staat in der Lage, auch dem Landlehrer seine Congrua, deren Minimum nicht unter 400 — 300 fl. C. M. sey darf, aus fräsirchem Fonde anzuweisen, so würde jeder Lehrer sich freuen, der ihm übrigens lästigen Natural-Ein-

dienung auf immer Lebewohl zu sagen, indem deren Einsammlung von der Gemeinde an meisten Orten der beschwerlichsten Mühe des Lehrers noch immer überlassen ist. Da aber gegenwärtig die finanziellen Aussichten keineswegs so gestaltet sind, daß dem Landschullehrer nun ein verhältnißmäßiges bares Einkommen gesichert werden könne, so kann die höchst nothwendige Dotationsverbesserung dermalen nur dadurch erzielet werden, daß man dem Lehrer die bisherigen Naturalbezüge belasse, und den Abgang der aufzustellenden Congrua aus einer öffentlichen Cassa erfolge.

Man soll es nicht vergessen, daß die Einsammlung der Getreidabgabe (Collektur), die in alter Zeit an den meisten Orten nur in Garben bestand, nur von dem einfachen Meßner, einst nur Kerzenanzünder, für eingangene Besorgung des Kirchengeläutes gefordert werden konnte. Bei Organisirung der Landschulen wurde diese Naturalgiebigkeit in ein gewisses Körnerquantum commissionell umwandelt, damit die Gemeinde dieselbe nun dem Lehrer, dem zu seiner kümmerlichen Existenz auch die Meßnereinkünfte zugewendet werden mußten, im Schulhause ohne Beeinträchtigung abführen könne. Laut Abschnitt X, §. 39 der politischen Schulverfassung hat die Regierung zur Vermeidung jeder Neckerei angeordnet, daß die Einhebung der Naturalien des Lehrers der Gemeindevorstand vorzunehmen habe. — Diese Verordnung, die von der Gemeinde gewiß eine leichte Mühe ohne geringste Kosten aus sehr billigen Rücksichten fordert, soll den Gemeinden nun auf dem wirksamsten Wege bekannt gemacht, jedoch auch ihrer Wahl überlassen bleiben, ihre Naturalrückstände an Lehrer nach den laufenden Getreidpreisen jährlich ablösen zu können. Bei rechtschaffenen Insassen wird auch die Gegenwart des Gemeindevorstandes nicht nöthig seyn, und der friedliebende Lehrer wird keinen Anstand finden, die Naturalabgabe auch zu bequemeren Zeiten des Landmannes anzunehmen.

Durch dieses gegenseitige Wohlwollen des Lehrers und der Gemeinde, wozu besonders Behörden wirken sollen, wird der gute Geist aufblühen, der den Fortschritt der Volksschulen am meisten befördern kann.

(Beschluß folgt.)

Litarische Anzeige.

Gedichte von Hermann Müller. Villach. Druck und Verlag von F. F. Hoffmann 1849. 8.

Der Verfasser läßt uns in mehreren seiner Gedichte klar in sein Inneres schauen, nach deren Inhalt ihm das Leben manchen Kampf bereitet hatte. So sagt er gleich im ersten Gedichte „An die Leser.“

Das Schicksal an dem Baume schüttelt
Und gräbt so mancher Hoffnung Grab;
An meinem wurde derb gerüttelt,
Die ersten Früchte fielen ab.

Wenn man auch in diesen Poesien einen höhern Schwung der Phantasie und das glänzende Colorit des Ausdrucks vermißt, so erscheinen sie doch als Stimmen einer tüchtigen Gesinnung beachtungswerth, und werden die Neigung des Lesers für ihren Verfasser leicht gewinnen. Nirgends will er prunken, weder den Götzen des Tages, noch denen der wirklichen Macht um selbstischer Zwecke willen huldigen, sondern überall sich zeigen als ein Priester der eigenen Ueberzeugung, die allein das feiert und dem lebt, was sie als gut und recht nach stiller aber ernster Prüfung erkannte. — Im technischen Baue der Verse jedoch muß Ref. dem Verfasser eine größere Korrektheit an's Herz legen.

Eine ausgezeichnete Erwähnung verdienet die äußerst geschmackvolle typographische Ausstattung dieses Büchleins, und schon in dieser Hinsicht wäre es wünschenswerth, wenn der Drucker und Verleger desselben, Hr. F. F. Hoffmann durch reichlichen Absatz zu künftigen Unternehmungen aufgemuntert würde, woran Ref. im vorliegenden Falle um so weniger zweifelt, als die Hälfte des reinen Ertrages einem Zwecke der Wohlthätigkeit gewidmet ist. B.

Notizen.

In der Sitzung des Gemeinderathes vom 8. Mai wurden folgende Grundzüge einer Gemeindeordnung der Stadt Wien angenommen: Umfang der Gemeinde Wien. Die Gemeinde Wien umfaßt die innere Stadt sammt allen bisher getrennt bestandenen Vorstadt-Gemeinden, ferner die vor der Maßleinsdorfer-, Favoriter- und St. Marxer-Linie gelegenen, im Cataster bereits gegenwärtig zur Gemeinde Wien conscribirten Markungen und den Raum zwischen dem Donaucanale und dem Donauhauptstrom genommen. Dieser ganze Complex bildet eine einzige selbstständige Ortsgemeinde, welche jedoch, behufs der Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten, in mehrere Bezirke zerfällt, deren Zahl und Abgrenzung durch eine eigene Anordnung festgesetzt wird. Eintheilung der Mitglieder der Gemeinde. Die Mitglieder der Gemeinde sind entweder a) Gemeindebürger oder b) Gemeindeangehörige. Erlangung der Zuständigkeit in der Gemeinde. Gemeindeangehörige sind jene, welche entweder a) durch Geburt oder b) durch Aufnahme in den Gemeindeverband nach Wien zuständig sind. Alle ehelichen oder nach den bürgerlichen Gesetzen den ehelichen gleichgehaltenen Kinder sind Angehörige der Gemeinde, wenn ihr Vater zur Zeit der Geburt, oder, falls er früher gestorben wäre, zur Zeit seines Ablebens, oder bei legitimirten Kindern zur Zeit der stattfindenden Legitimation dem Gemeindeverbande der Stadt Wien angehörte. Durch Aufnahme an Kindesstatt wird die Zuständigkeit nicht begründet. Uneheliche Kinder erlangen das Recht der Theilnahme am Gemeindeverbande, wenn ihre Mutter zur Zeit der Entbindung dasselbe besaß. Die Aufnahme in den Gemeindeverband erfolgt: a) Durch ausdrücklichen Gemeindebeschluß, b) bei Frauenspersonen durch eine giltig abgeschlossene Ehe mit einem Gemeindeangehörigen. Stillschweigend durch Duldung eines in der Gemeinde sich aufhaltenden Fremden wird die Zuständigkeit in der Gemeinde nicht erlangt. Staatsdiener, Officiere, die mit Officiersrang Angestellten, Communalbeamten, Geistliche und öffentliche Lehrer sind Angehörige der Gemeinde Wien, wenn ihnen ihre Stelle daselbst den ständigen Aufenthalt anweiset.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 44. Klagenfurt, Sonnabend den 2. Juni 1849.

An Oesterreich.

Gott ist mit dir, mit der gerechten Sache,
Gar sichtbar schwebt sein Engel über dir;
Und hält die Hölle selbst dem Feind die Wache —
Doch sinken muß das teuflische Panier.
Ja Oest'reich, deinen Helden groß und bieder
Muß unterliegen die arglist'ge Hyder.

Es muß gelingen, Gott will das Gerechte,
Allmächtig, furchtbar ist er im Gericht;
Vereinte Kräfte stürzen all' das Schlechte,
Was frech dem Frieden seine Stütze bricht.
Mein Oest'reich, du so groß und reich an Ehren,
Es wird gewiß dich flegend Gott erhören.

Vertrau' dem Volke, das mit edler Treue
Des jugendlichen Herrschers Thron umschaart;
Vertrau' den Söhnen, die in blut'ger Weihe
„Sieg oder Tod" als Losung sich gepaart;
Und überall wird dir bald Frieden grünen,
Zum üpp'gen Wohnsitz werden Brandruinen.

Tarvis, im Mai 1849.

Ludwig v. Steindorf.

Indianerliebe.*)

Ein Fragment aus dem amerikanischen Grenzleben von J. G.

Bei Besiedelung des westlichen Pensylvaniens und Virginiens wurde zuletzt der Ohiostrom, die Grenze zwischen den Weißen und Indianern, der Schauplatz vieler blutiger Kämpfe. Nachdem die größern und zahlreichern Stämme weiter nach dem Westen gezogen waren, schwärmte noch der kleine Ueberrest eines einst großen und mächtigen Stammes am westlichen Ufer des Stromes umher, als könnte er die Gräber nicht verlassen, welche Alles enthielten, was den Vorfahren seit Jahrhunderten theuer gewesen war. Zwischen diesem zusammengeschmolzenen Stamme und den Weißen waren schon zahlreiche Gefechte vorgefallen. Auf beiden Seiten zählte man mehrere Gefallene, und beide Theile beseelte jenes Rachegefühl im höchsten Grade, das in den ersten Zeiten der Besiedelung Nordamerika's so allgemein vorherrschte. Zu den Verwegensten der Indianer gehörte der junge Häuptling Dougan (der „Schädelbrecher"), der Abkömmling einer Reihe von Häuptlingen, die so weit wie ihre Tradition in die Vergangenheit zurückreichte. Er war der Anführer auf dem Kriegspfade durch Geburtsrecht und freie Wahl. Zu der Zeit, von der wir sprechen, zählte er ungefähr 30 Jahre Alter und war mit Luatta (der „Königin der Virginier"), der einzigen Tochter des Propheten seines Stammes verlobt, die etwa zehn Jahre junger seyn mochte als er.

Während eines ungewöhnlich langen und strengen Winters waren die Feindseligkeiten meistentheils eingestellt geblieben; aber schon beim ersten Eintritt des Frühjahrs wagten sich die Indianer über den Strom, überfielen unerwartet eine kleine Ansiedlung der Weißen, nahmen mehrere Kopfhäute, und trieben eine Menge Rindvieh und Pferde mit sich fort. Bald nachher unternahm ein Haufe, angeführt von Dougan, in ähnlicher Absicht einen zweiten Einfall; aber die Weißen waren auf ihrer Hut und stürzten sich auf die wilden Plünderer. Die Indianer leisteten anfänglich Widerstand, als sie jedoch die überlegene Anzahl der Weißen gewahrten, flohen sie und ließen zwei Todte auf dem Wahlplatze. Der junge Häuptling war in den linken Arm verwundet. Der Gegner, welcher ihm die Wunde beibrachte, war ein rauher, abgehärteter Virginier, der sich in den Grenzkriegen schon einen Ruf erworben hatte und von den Wilden „der Buffalo-Mann" genannt wurde, weil er einen ungeheuren athletischen Körper hatte und erstaunenswürdige Stärke besaß. Dougan lenkte seinen ganzen Rachedurst auf ihn, und sobald sein Arm von der Wunde wieder hinreichend geheilt war, ging er nochmals mit einer kleinen ausgesuchten Bande von Kriegern über den Strom, kam gegen Mitternacht zur Hütte des Buffalo-Mannes, der, von überlegener Zahl überwältigt, fiel, und sogleich vor den Augen seines Weibes, das die Indianer banden und als Gefangene mit sich schleppten, scalpirt wurde. Der Sohn des unglücklichen Mannes, ein Knabe von 12 Jahren, war in der Hitze des Kampfes unbemerkt entschlüpft und nach dem nächsten Farm-

*) Aus dem „Morgenblatte" der Wiener Ztg.

hause entflohen, wo er den Tod seines Vaters und die Gefangennehmung seiner Mutter verkündete. Die Schreckensbotschaft wurde den Nachbarn schleunigst mitgetheilt und mit der ersten Morgendämmerung rückten 17 Bewaffnete zur Verfolgung aus. Sie drangen so schnell vorwärts, daß sie die Indianer einholten, ehe sie noch das Ufer des Stromes erreichten. In der Meinung, daß sie von einer bei weitem größern Zahl verfolgt würden, als es wirklich der Fall war, trennten sich die Wilden, und zerstreuten sich nach allen Richtungen, jeder suchte sich, so gut er konnte, in Sicherheit zu bringen. Dem jungen Häuptlinge waren die Verfolger so dicht auf der Ferse, daß er sich vom Landungsplatze der Canoes gänzlich abgeschnitten sah, und so begierig suchten die Weißen seiner habhaft zu werden, daß sie die Uebrigen entrinnen ließen.

Als Yougan an den Strom kam, waren alle Canoes fort, und in kurzer Entfernung unterhalb bemerkte er fünf Weiße, die mit eiligen Schritten auf ihn zukamen. Zu seinem Glücke verbarg er sich in der Spalte eines Gesteins, und zwar mit so glücklichem Erfolge, daß er unentdeckt blieb, obgleich wenige Minuten nachher seine Verfolger innerhalb zehn Schritten an ihm vorüber kamen.

Sobald die Kriegsbande ohne Yougan zurückkehrte, herrschte unter den Indianern die größte Aufregung. Nach allen Richtungen wurden Läufer ausgeschickt und ein Kriegsrath einberufen; da es jedoch schon sehr spät am Abende war, ehe eine hinreichende Anzahl versammelt werden konnte, und da sich auch der alte Prophet noch nicht sehen ließ, so wurde die Berathung bis zum nächsten Morgen verschoben.

Luatta, die Verlobte Yougan's, handelte rascher. Bald nach Eintritt der Dunkelheit eilte sie an den Strom, sprang in das erste beste Canoe und wollte eben vom Ufer stoßen, als ihr zum ersten Male unter hochklopfendem Herzen das Gefahrvolle des Abentheuers, welches sie eben bestehen wollte, lebhaft vor die Seele trat; denn sie hatte an keinen Plan gedacht und wußte nicht, welche Richtung sie einschlagen sollte. Ihr Zögern dauerte jedoch nur einen Augenblick; denn das Canoe selbst gab ihr sowohl Plan als Muth. Sie erkannte an seiner eigenthümlichen Bauart, daß es derselbe Kahn war, worin sie vor einigen Wochen der junge Yougan auf einem Fischfang-Ausfluge mit sich genommen hatte, und dies rief in ihr Gedächtniß die genaue Beschreibung zurück, welche er ihr von einer Schlacht gegeben, die vor einigen Jahren auf derselben Seite des Stroms, auf der er sich jetzt befand, gegen einen nördlichen Stamm geliefert wurde. Er hatte ihr erzählt, daß die nördlichen Feinde eine Niederlage erlitten, daß er selbst nur mit genauer Noth das Leben rettete, indem er sich in eine Steinklippe verbarg, die er ebenfalls beschrieb. Es fiel ihr sogleich der Gedanke ein, daß er sich abermals auf derselben Stelle versteckt haben könnte, und sie ruderte eiligst dem Platze zu. Sie landete, untersuchte jeden Theil und jeden Riß der Felsen vergebens, und rief ihm zuletzt in ihrer Angst laut beim Namen. Der junge Krieger hörte mit Erstaunen die weiche, süße Stimme, sprang aus seinem Verstecke und lag im nächsten Augenblicke in Luattas Armen. Keines der beiden Liebenden vermochte zu sprechen, und als er endlich Worte fand, trieb es ihn zuerst, ihr tausendmal für diesen unerwarteten Beweis ihrer Liebe zu danken, und dann ihr zärtliche Vorwürfe zu machen, daß sie sich um seinetwillen so großer Gefahr Preis gegeben habe. Sie unterbrach ihn mit den Worten: „Eile Dich, Yougan; eile Dich, Yougan; eile Dich, oder wir sind verloren.“

Hastig sprangen sie ins Canoe — aber das Auge des weißen Mannes ruhte auf ihnen. Die fünf Bewaffneten, welche Yougan verfolgt hatten, waren zum Landungsplatz zurückgekehrt und ehe sich das Canoe zwanzig Schritte vom Ufer entfernte, fielen zwei Büchsenschüsse. — Eine Kugel drang in den Stern des Kahns, die andere traf die Hüfte Yougans, und blieb in einem Knochen sitzen. Er erhielt dabei einen so heftigen Stoß, daß er sein Ruder fallen ließ. Doch Luatta hielt das ihrige noch fest, und während er seinen Leib zwischen sie und die Richtung brachte, von woher die Kugeln kamen, setzte sie ihr Rudern mit der größten Geschicklichkeit fort. In diesem Augenblicke erschien eine Kriegerbande ihres eigenen Stammes an dem gegenüber liegenden Ufer. Die dunkeln Wilden stießen einen Schrei der Aufmunterung nach dem andern aus. Der weithin schallende Lärm trieb Luatta zu erneuten Anstrengungen und flößte ihr die Hoffnung ein, daß Alles noch wohl gehen könne.

Dieser beruhigende Gedanke war nur von kurzer Dauer; denn eine dritte Büchsenkugel traf Luattas Hand. Geräuschlos glitt ihr Ruder ins Wasser — das Canoe schwang sich herum, lag der Länge nach dem Ufer zugekehrt und gab die darin Befindlichen dem Feuer der Weißen bloß. Abermals erschallte der scharfe Knall einer Büchse, — der bleierne Todesbote drang in das Gehirn Yougans. Luatta stieß einen wilden und durchdringenden Schrei aus und fing den Sinkenden mit ihren Armen auf. Das Gewicht beider Körper auf einer Seite war zu groß für die gebrechliche Schale, in der sie auf dem Wasser schaukelten. Das leichte Canoe stürzte langsam und still um, in dem hellen, durchsichtigen Elemente gab es plötzlich eine Oeffnung, — dann ein unterdrücktes, gurgelndes Geräusch, — Yougan und Luatta hatten in den schnell strömenden Gewässern des Ohio ein Brautbett gefunden.

Dieß war der letzte Kampf zwischen den Weißen

und Indianern an der virginischen Grenze. In Pougan starb der letzte Häuptling und in Luatta der letzte Sprößling des Prophetengeschlechts einer einst mächtigen Nation. Die Ueberreste des Stammes zogen bald nachher weiter in den Westen und zerstreuten sich unter andern Stämmen.

Die Ablösung der Naturalbezüge für Landschulen und einige Ansichten für deren Verbesserung.

(Beschluß.)

Man muß es laut beklagen, daß die bisherige Verfahrungs- und Behandlungsart gar nicht geeignet war, das Gute, was die Schule biethen soll, in der Gemeinde zu verbreiten. Der Zustand des Landlehrers ward in eine Lage versetzt, in welcher er vergebens um Hilfe rang, — sie war die erbärmlichste aller Stände, — er hatte zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig —; man hatte für Alles, sogar für die Viehzucht Fonde, — nur für Volkslehrer nicht —! Daher so viele Uebelstände und die sehr seichten Begriffe des Landmannes von der Nothwendigkeit und Wichtigkeit seiner Pfarrschule. — Diese Verhältnisse enthalten die Forderung an die einsichtsvolle Regierung, daß auch die neue Organisirung der Volksschulen, wenn sie eine Verbesserung werden soll, nicht Sache der Gemeinden seyn kann. Eben so wenig soll der Lehrer seinen Congrua-Abgang, außer dem an die ganze Gemeinde umzulegenden Schulgeld-Bauschale, aus der Gemeindecasse beziehen. Bei Anstellungen der Lehrer soll den Gemeinden höchstens ein Gutachten, niemals aber das Ernennungsrecht eingeräumt werden. Daß die Lehrindividuen bei den Gemeinden aber Vertrauen gewinnen, genügt weder der Präparandenkurs noch Lehrerseminarien, sondern fordert eine längere praktische Bildung auf dem Lande; daher soll man an den ausgedehntesten Pfarrschulen, die mit den tüchtigsten Lehrern zu besetzen sind, Lehrgehilfen dotiren. Allein auch bei der besten Aufmerksamkeit für die Bildung der Lehrer werden die verbesserten Schulen die Absicht ihrer wohlthätigen Wirkungen nicht erreichen, wenn es dem vernünftigen Gemeindevorstande nicht zur Pflicht gemacht wird, für einen fleißigen Schulbesuch der Kinder durch Beispiel und Zusprache in der Gemeinde zu wirken. Nach dem Austritte von der Werktagsschule aber, wie es jeder Kenner des menschlichen Herzens einsehen muß, beginnt erst das eigentliche Werk der Volksbildung; dazu ist der fleißige und längere Besuch der Wiederholungsschule unerläßlich. Sie ist das angemessene Mittel, wodurch der früher ausgestreute Same des Guten zur Reife gedeihen kann. Der junge Mensch mit 13 — 14 Jahren fängt schon an Manches zu seinem künftigen Nutzen oder Schaden selbst zu bemerken; die Macht der Beispiele, auch der verderblichsten, äußern nach und nach ihre Wirkung, und er weiß doch nicht, woher und wohin dieß alles komme, und seine Zukunft hängt gewöhnlich von der Beschaffenheit seiner nächsten Umgebung ab. Es bedarf daher der sorgfältigsten bestimmenden Leitung. Hier wird die Erfahrung, das gute Herz des Lehrers, seine Religiosität, seine Warnung und Belehrung als Freund und Vater erst vollends in Anspruch genommen; hier ist die Zeit, in welcher die richtigen Ansichten über die geistige und weltliche Bestimmung des Menschen, so wie über seine häuslichen und bürgerlichen Pflichten anschaulich und bleibend gemacht werden können. Hiezu hat der Lehrer die Ortsverhältnisse und den in der Gemeinde herrschenden Geist mit Umsicht aufzufassen. Sehr wirksam wird es ferner seyn, wenn der Lehrer auch in den Stand gesetzt wird, der ihm anvertrauten Jugend manche Kleinigkeiten aus eigenen Mitteln zukommen zu lassen, wozu aber Art und Zeit zu wählen ist.

Lehrgehilfen sollen unter tüchtigen Lehrern zu dem wichtigen Berufe ihrer einstigen Wirksamkeit herangebildet werden. Zur weitern Ausbildung sollen Schulbibliotheken und die jährlichen Lehrerversammlungen dienen. — Es ist eine irrige Meinung, daß die Wiederholungsschule nur den Zweck habe, Lesen, Schreiben ꝛc. vor der Vergessenheit zu bewahren. Diese biethet zugleich die schönste Gelegenheit, gute Volksbücher zu verbreiten. Die im Besuche ältesten und fleißigsten Sonntagsschüler sollen jährlich mit zweckmäßigen Prämien aus der Gemeindecasse bedacht werden. Dagegen soll aber auch offenbare Nachlässigkeit im Besuche der Werktags- oder Sonntagsschule mit angemessenen Strafen nicht verschont bleiben, wenn nicht die besten Anstalten wieder eine gleichgiltige Sache werden sollen. Gewissenhafte Hausväter werden aber auch auf den fleißigen Schulbesuch der Kinder, ihrer Dienstleute und Inwohner sehen, und man kann dann versichern, daß es auch weniger rohe und gewissenlose Dienstboten geben werde; denn hier, wie überall, wird die sehnende Vergeltung wieder dem Wohlthäter selbst zu Gutem kommen. Daß die sehr mangelhafte Einrichtung von einzelnen Schulen Ortschaften und des individuellen Schulgeldes aufhören müssen, versteht sich von selbst. Die Verabfolgung von Schulremissionen an arme Schüler, wenn die Schulkonkurrenz aufhört und kein Ortsfond besteht, soll aus der Gemeindecasse besorgt werden.

Jeder Vernünftige muß es einsehen, daß der Volksgeist sowohl im Einzelnen als Allgemeinen, nur durch die Emporbringung der Volksschulen verbessert werden kann, und die ersten Grundlagen hiezu sind keine andern, als Religion und Gewissenhaftigkeit. — Fast ganz Europa liegt an den Folgen des verfehlten Staatenbaues krank darnieder. Dampfschiffe und Eisenbahnen, wozu man Millionen verwendete, konnten auch Oesterreich nicht retten; — Ackerbau, Viehzucht, Handel und Industrie, die wohl materielle Vortheile biethen, waren auch nicht hinreichend; Philosophen, Naturforscher und Rechtsgelehrte mit ihren rationellen und modernen Grundsätzen, die Pflanschule aller Leidenschaften, nagten an dem Reste des religiösen Lebens. Es fehlte wenig, daß die Gräuelscenen der französischen Revolution von 1789 — sich auch in Oesterreich wiederholten. Noch ist der Damm nicht hinreichend befestiget. Und wird man, wie in unserm Reichstage unseligen Andenkens, in welchem sich die vorgedachten drei Gattungen von Sterblichen wie Götter über der Menschheit brüsteren, sich nochmals in gesetzgebender Weise für die Gleichgiltigkeit der Ehe als Sacrament, — für die Unverantwortlichkeit zu religiösen Verpflichtungen, — sogar für die Entbehung der Verbindlich-

leiten, die Eid und Weihe fordern, sich nochmals auszusprechen wagen, wodurch auch der unverdorbene Landmann irregeführt werden muß; dann scheitern alle billigen Ansichten und zweckmäßigen Verfügungen der besten Staatsmänner. Wie könnten Volksschulen mitwirken, gewissenhafte Familien, gute Staatsbürger zu bilden, wenn so irreligiöse Ansichten herrschend würden, die alle häuslichen und bürgerlichen Bande zu lockern vermögen!

Die Regierung sucht zur ehemöglichsten Befestigung der constitutionellen Monarchie die geeignetsten Wege: Umsicht, Gewissenhaftigkeit und Unparteilichkeit allenthalben anzuhahnen, und wird sie in den unterstehenden Organen keine Hinderniße finden, so steht das Gedeihen des neuen, verbesserten Staatenbaues in baldiger Aussicht, was überhaupt nur „mit vereinten Kräften“ möglich ist. Man sieht es nun ein, daß eine zeitgemäße Regierungsart auch eine allgemeine Umlage der moralischen Kräfte, nicht nur der Steuern fordert. Daß diese aber die früheste und sorgfältigste Pflege im menschlichen Gemüthe fordern, dessen schiefe Richtung oder Verwahrlosung nicht so leicht wie der körperliche Anzug wieder geändert werden kann, sprechen gewiß wohl die traurigsten Erfahrungen. Auch die häusliche Erziehung wird durch zweckmäßige Volksschulen verbessert werden, indem den ausgetretenen fleißigen Sonntagsschülern schon bess.re Ansichten für's wirkliche Leben zu Guten kommen.

Man will zwar mit manchen Forderungen an die Volksschulen und deren Lehrer für das zu verbessernde Lehrsystem schon Manches gethan haben; allein noch sehr Weniges ist des Dankes werth. — Noch weniger als wenig hat man aber für die Verbesserung der zu bekannten dürftigen Umstände der Lehrer gethan, als wenn gerade hier die höchsten Berge von Hindernissen zu erklimmen wären. Der Nothstand der Landlehrer verschlimmert sich noch mit jedem Tage, da durch manche vorreilige Vorschläge und Zugeständnisse schon im vorigen Jahre auch die Begriffe von pfarrlichen Abgaben sich so verwirrten, daß die Lage manches Lehrers mit seiner Familie sich einer verzweifelsvollen nähern müßte, wenn nicht baldigste Abhilfe geschähe. — Die Naturalabgaben für den Lehrer wurden schon von 1848 nur von Bessergesinnten geleistet; die Stollgebühren von den Evangelischen schwanden durch hohen Ministerial-Erlaß vom 26. Jänner 1849 ohne Anweisung eines Ersatzes; die hohe Gubernial-Verordnung vom 1. Dezember v. J. Nr. 27,451 in Betreff der fernern Abgabe der pfarrlichen Naturalrückstände vermochte auch nicht ihre Wirksamkeit zu erreichen, indem den Renitenten keine drohenden Folgen, wie früher, bekannt waren, da selbst Herrschaften um Militärexecution vergebens ansuchten. Durch das Ablösungspatent vom 4. März dieses Jahrs wird nun noch der letzte Rest von Lebensmitteln des Lehrers, die vierteljährige Abgabe des Quatember-Brotes, ebenfalls ohne Ersatz oder Anweisung schon gegenwärtig aufgehoben. An manchen Orten wurde sogar das ohnedies wenige Schulgeld verweigert. — Bedenke man doch die harte Lage manches armen Familienvaters, der für die Bürde seiner dreifachen Dienste nun fast ohne Geld und ohne Brot ist!! — Viele Petitionen der bedrängten Lehrer sind seit vorigem Jahre schon vergebens eingelaufen. Nur den dringenden Vorstellungen unser thätigen Landesbehörden wird es möglich seyn, daß dieser armselige Zustand der Landlehrer bald aufhöre. Von der Umsicht und Billigkeit unseres hohen Ministeriums steht dann die definitive Bestimmung der künftigen angemessenen Lehrer-Congrua in kürzester Zeit um so mehr zu erwarten, da die Art und Weise, was und wie viel die Gemeinden in Natura und Geld zu leisten vermögen, nun Sache der zu beginnenden Gemeindeverfassung seyn wird.

D. L.

Deutsches Theater in Triest.

Wir Deutsche in Triest sind dem Herrn Thomé sehr verbunden, daß er nach langer Zeit wieder einmal keine Mühe scheute, mit seiner Gesellschaft zu uns zu kommen, und uns dadurch recht angenehme Abende zu verschaffen, da er die neuesten Erzeugnisse deutscher Kunst und deutschen Geistes auf die Bühne brachte. Wenn man durch mehrere Jahre nichts als seichte italienische Komödien sah, so ist es ein eigenes wohlthuendes Gefühl, sich wieder einmal auf heimischen Boden zu finden, und den Geist zu laben an deutscher Kraft und Gedankenfülle. So regen „Ulriel Acosta“ von Guzkow und die „Carlsschüler“ von Laube dem Zuhörer das Innerste auf, und er kämpft mit für die Freiheit in Kirche und Staat. Diese beiden Vorstellungen waren auch die Gelungendsten, sie befriedigten das Publikum durchgehends, den Preis aber trug der talentvolle junge Schauspieler Herr Dorn davon, der die Charaktere „Ulriel Acosta“ und „Friedrich Schiller“ tief durchdachte, und so gut durchführte, daß er nach jedem Akte zwei- auch dreimal gerufen wurde, ja, als man die „Carlsschüler“ zum zweiten Male aufführte, wurde ihm nach dem 4. Akte ein Kranz zugeworfen, worauf das Publikum in einem wahrhaften Beifallssturme ausbrach. Ein recht gebildeter viel gereister Mann äußerte sich zu Mehreren: „Ich habe schon lange im Theater nicht geklatscht, aber heute klatschte ich wie ein Bezahlter.“ Gewiß, der junge Mann hat eine schöne Zukunft. Fräulein Ungar gab die Laura gut, aber Herzog Carl von Würtemberg befriedigte Niemanden. In „Uriel“ spielten alle zur vollen Zufriedenheit.

Noch muß ich des Herrn Zacharda erwähnen, der in „Fürst und Advokat“ den Rath Spärling meisterhaft gab. Herr Krofeck gefällt auch. Das Haus ist gewöhnlich voll.

Schließlich bemerke ich noch, daß Herr Thomé wohl daran thäte, dem Herrn Dorn in dem „deutschen Krieger“, „Bemoosten Burschen“ oder in andern seinem Talente angemessenen Rollen auftreten zu lassen, denn man wünscht allgemein, ihn öfter so beschäftigt auf der Bühne zu sehen. Auch warten viele auf seine Einnahme, um ihm bei dieser Gelegenheit nicht bloß durchs Hervorrufen ihren Beifall zu bezeigen.

Triest, Mitte Mai 1849.

Dr. L.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 45. Klagenfurt, Dinstag den 5. Juni 1849.

Die Stimme zum Gemüthe.

Leise, leise, fromme Weise,
Schwing' dich auf zum Sternenkreise.
F. Kind.

Die Nacht ist hell, es gießt der Mond sein Licht
Hernieder auf die Häuser und die Straßen,
Da eilt ein Mann, den Hut tief im Gesicht,
Mit scheuem Tritte durch die stillen Gassen.

Und vor die Stadt hinaus zieht's ihn mit Hast,
Als müßt' er dorten rasch etwas vollbringen,
Und leise seufzt er, wie bei einer Last,
Die er mit schwachen Kräften sollt' bezwingen.

Jetzt steht im Rücken ihm das letzte Haus,
Und Hut und Mantel wirft er auf die Seite;
Dann reißt er eine Waffe keck heraus,
Als gelte es zu treffen eine Beute.

Ach! er ist selbst die Beute, denn das Glück,
Das ewig schwankende, ist ihm entwichen,
Am Spieltisch blieb des Lebens Ruh' zurück;
Bald ist auch seine letzte Stund' verstrichen.

Ihn rühret nicht die Nacht im Mondenglanz,
Durchhuftet von des Frühlings Blüthenheere;
Ihm funkelt nicht des Himmels Sternenkranz,
Ihn drückt allein des Lebens Zentnerschwere.

Schon hebt zum Selbstmord sich die freche Hand,
Und bei dem Zucken einer eing'gen Sehne
Zerreißt mit einem Schlag des Lebens Band; —
Da — horch! — sind das nicht einer Harfe Töne?

Aus nied'rer Hütte durch die Maiesnacht
Erklingt ein zartes Spiel auf gold'nen Saiten,
Und ohne daß die schwere That vollbracht,
Fühlt er die sünd'ge Hand herniedergleiten.

Er steht wie festgebannt, und horcht und lauscht,
Es ist ein Abendlied aus frommem Munde,
Das andachtsvoll empor zum Himmel rauscht,
Noch feierlicher durch die späte Stunde.

Die Mutter war's, die einst das Lied ihm sang
Beim Krankenbett' in seiner Kindheit Tagen;
Das Gottvertrauen, das daraus erklang,
Half damals ihm der Krankheit Leiden tragen.

Und heute, wo verzweiflungsvoller Schmerz
In ihm erweckt ein grauses Todverlangen,
Wird wieder bei dem Psalm ihm weich um's Herz,
Und heiße Thränen rollen von den Wangen.

Und ehe noch zu Ende war der Sang,
Schwört er bei seiner Mutter Angedenken,
Daß, was aus diesen Tönen ihm erklang,
Durch's ganze Leben nun ihn solle lenken. —

Und oft erlebt' er noch des Lenzes Pracht,
Ein neuer Mensch, beglückt durch göttlich Walten;
Denn das Versprechen, das er fest gemacht,
Hat er auch seiner Mutter treu gehalten.

Friedrich Reinhard.

Zur Tagesfrage. *)

Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß der ganze Boden Europa's, so weit er sich dazu eignete, von der revolutionären Macht unterminirt worden ist. Wir sagen „Macht," weil wir sehen, daß die Propaganda wirklich zu einer Macht herangewachsen ist, welche nur durch die vereinigten Kräfte der noch feststehenden Regierungen überwältigt werden kann. Die Revolution in Oesterreich war nicht, wie man Anfangs glaubte, der Einsturz eines morschen Gebäudes; wohl uns, wenn dem so gewesen wäre. Wenn ein altes Haus einstürzt, so ist es das Werk eines Augenblicks, man kann gleich Hand anlegen, um den Schutt und die Trümmer wegzuräumen, das noch Brauchbare von dem Unbrauchbaren abzusondern, neue Grundlagen zu mauern und das neue zweckmäßigere Haus aufzuführen. Aber die Revolution, die wir durchmachen müssen, ist nicht ein Einsturz, sie ist eine Feuersbrunst, die Frucht einer wohlberechneten, weitverzweigten Brandstiftung. Sie wird von einer leitenden Macht verbreitet, welche ihre Agenten und Helfershelfer gut zu vertheilen weiß, sie überall hin commandirt, wo sie nur Zündstoff wittert, sie von dort abberuft, wo sich für den Augenblick keine Aussicht darbietet; dabei aber doch immer dafür sorgt, daß auch nicht einer der wichtigen Puncte von ihren Werkzeugen ganz entblößt sey. Von Paris aus, wo diese Macht geschlagen aber nicht vernichtet wurde, entsandte sie ihre Mordbrenner-Schaaren nach allen Gegenden Europas, um ihr Zerstörungswerk zu verbrei-

*) Aus dem „Freihafen."

ten, und leider fanden sich überall Elemente genug, die sich dazu anwerben ließen. An Mitteln fehlt es dieser Macht nicht, denn selbst der Reichthum ließ sich durch die Ehrsucht und den Fanatismus gewinnen, um seine Schätze in das Danaiden-Faß der Revolution zu leeren, und das Verbrechen zu fördern, statt die feilen Kräfte guten Zwecken zuzuwenden. O es ist eine traurige bejammernswerthe Zeit! Von all den schönen Zwecken, die man sich vorgesetzt hatte, ist keiner gelungen, theils weil man das Unmögliche wollte, theils weil man das Mögliche mit unmöglichen Mitteln wollte. Es handelt sich hier nicht mehr darum, Fehler und Mißgriffe der Regierungen zu erörtern. Die Macht, welche überall thätig ist, wäre mit Nichts zu befriedigen gewesen, ihre Zwecke gehen über jedes Ziel hinaus, das innerhalb der Grenzen des Bestehenden liegt. Auf die Vernichtung eines Staates war es abgesehen und dieser Staat ist Oesterreich, Deutschlands mächtigster Pfeiler und zugleich der Slaven sicherer Hort. Der deutsche Michel aber geht in jede Falle, er jagt der deutschen Einheit nach und läßt sich als blindes Werkzeug fremder Plane gebrauchen, die Deutschlands ewige Schwächung herbeiführen müßten, und entzündet einen Bürgerkrieg, der es zerreißen muß; er strebt nach einer großen deutschen Macht und schwärmt für die Polen, welche zu Hause ihren Hunden schwarz-roth-goldene Bänder um den Hals binden, und große Lust hätten, jedem Deutschen in ihrem Lande den Garaus zu machen, und dieselben Polen werden von den Deutschen als Führer ihrer republikanischen Horden herbeigerufen. Dann liebäugelten sie mit den Kossuthianern, die ihre Brüder schlachten. Wir möchten aber sehen, ob das übervölkerte deutsche Vaterland im Stande wäre, diesen Tausenden von Deutschen, wenn sie heimkehren müßten, (freilich kämen nicht Viele mit dem Leben davon) das Daseyn zu fristen, während diese ihrer neuen Heimath nicht zur Last fielen, aber vielmehr durch ihren Fleiß und ihre Industrie neue Quellen des Wohlstandes in derselben eröffneten.

Man wollte in Deutschland gegen Gefahren, die in weiter Ferne lagen, ein mächtiges Reich bilden, und hat diese Gefahren bei den Haaren herbeigezogen. Die Wiener Demokraten haben die Kosaken nach Oesterreich gerufen, und die Demokraten am Rheine rufen eine französische Rheinarmee in's Daseyn. Wie nun, wenn Frankreich sich's einfallen ließe, die deutschen Republiken am Rheine unter sein Protectorat zu nehmen? Wir können nicht wissen, was die nächste Zukunft in ihrem Schooße birgt, wir wissen aber, daß das Frankfurter Parlament durch sein Verfahren und durch seine Anfeindung Oesterreichs viel Unheil über Deutschland gebracht hat. Wir aber fordern alle Oesterreicher auf, sich eng und entschlossen um den Thron der Monarchie zu schaaren. — Möge das Beispiel Frankreichs allen zur Warnung dienen, wohin eine große, mächtige Nation gerathen kann, wenn sie richtungslos in die Zukunft steuert und die Leute von Factionen wird, die um eine ephemere Gewalt ringen, und mit einander wetteifern, um ihr Vaterland zu Grund zu richten. Es ist ein wichtiger Moment in Oesterreich's Geschichte eingetreten. Die gewaltigsten Anstrengungen müssen gemacht werden, um der Monarchie zwei Provinzen zu erhalten, ohne welche Oesterreich, der große, mächtige Riese zum Zwerge zusammenschrumpfen würde. Es ist die Frucht des Wahnsinns, der ein gewisses Gut fahren läßt, um einem ungewissen, chimärischen nachzujagen. Die rächende Nemesis wird den Uebermuth strafen, wohl uns, wenn sie nur den schuldigen Theil und nicht das Ganze träfe. Der Kampf kann nur mehr durch das fremde Schwert entschieden werden. Es müßte so kommen, weil man nur mit verbrecherischen Leidenschaften wirkte, und diese nie Großes, Dauerndes und Gutes erzeugen.

Notizen.

— Aus dem Taschenbuche eines Soldaten (Johann Stöger, Korporal vom Regimente Deutschmeister) erzählen öffentliche Blätter folgende interessante Skizze: „Ein Husar, welcher in einem Gefechte in Italien einen Schuß durch den rechten Arm erhielt, in Folge dessen ihm der Arm beim Ellbogen abgenommen werden mußte, saß, als er schon wieder ziemlich hergestellt war, im Spitalgarten zu Mailand in einem abgelegenen Winkel auf einem Stein, eine Pfeife Tabak rauchend, den linken Arm auf's Knie gestützt, das Haupt in der Fläche der Hand ruhend, und weinte im Stillen; von Zeit zu Zeit trockete er sich behutsam die Thränen und es schien, als ob ein anderes geheimes Leiden auf seiner Seele lastete. Ich lag ebenfalls, von meinem Kameraden aber durch einen Zaun getrennt, in der Ecke des Gartens im Schatten eines schwach belaubten Baumes, und konnte durch das dürre Gesträuch jede Bewegung des Husaren wahrnehmen, ohne jedoch von ihm bemerkt zu werden. Gerne hätte ich es mir zur Pflicht gemacht, ihn in seinen schmerzlichen Betrachtungen zu unterbrechen, und ihm vielleicht durch den Beweis brüderlicher Theilnahme seine Leiden zu mildern, oder durch Gespräch ihn in seinem Tiefsten zu zerstreuen, doch, da ich das Ungarische wohl verstehe, aber nicht spreche, mußte ich dieß, leider! unterlassen. Mittlerweile, als ich ihm so im Stillen meine Theilnahme schenkte, hörte ich von der Seite des Garten-Einganges mehrere deutsche Stimmen, aus deren Ausdrücken ich die Vermuthung schöpfte, daß sich eine hohe Person in ihrer Mitte befinde. Ich stand auf und sah zu meinem freudigen Erstaunen die Person unseres allgeliebten Waffenvaters Radetzky, welcher seine blessirten und kranken Söhne, wie er uns zu nennen pflegt, mit seinem Besuche mehr beglückte als bereichte. — Während seiner Gartenpromenade war er bloß mit seinen Patienten beschäftigt, er fragte fast jeden um seine Krankheit, besonders lang verweilte er bei den Blessirten, und tröstete sie, wie es nur ein wahrer Vater zu thun im Stande ist, mit so herablassender Milde und Herzensgüte, daß ich in diesem Augenblicke mit dem Schicksal zankte, und statt meines Fiebers mir mit Freude eine tüchtige Blessur gewünscht hätte. — Endlich kam der ehrwürdige Feldherr an das Ende des Gartens und erblickte unsern armen Husaren, welcher noch immer mit thränenfeuchten Augen im Winkel saß. Als der Husar seinen geliebten Feldherrn sah, stand er auf und wollte sich ihm militärisch vorstellen. Der Feldmarschall hieß ihn seinen vorigen Platz einnehmen, und setzte sich selbst neben ihn auf den Rasen. — „Lieber Sohn", begann der Feldherr: „ich sehe, du bist unglücklich und hast Ursache zu weinen, ich fühle mit dir den tiefen Schmerz deines Un-

glücks, für welches dich hienieden zwar Niemand entschädigen kann, allein sey deinem Gott so treu, wie du es deinem Kaiser warst, und er wird in deine Seele Trost und Ruhe senden. Gedenke, lieber Sohn, daß es nur wenig Menschen gibt, welche wie du mit Zuversicht auf die Gnade Gottes bauen können. Folge daher meinem väterlichen Rath, überwinde standhaft deine Leiden aus Liebe zu deinem Schöpfer und deinen Mitmenschen und in der Stunde der Erlösung von irdischer Pein wirst du vereint mit deinen Brüdern, welche dir auf dem Felde der Ehre vorangegangen sind, in den Saal der ewigen Freude treten." — Als der geliebte Feldherr ausgesprochen, griff er in die Tasche, und wollte den Husaren beschenken; dieser jedoch lehnte das Geschenk ehrerbiethig ab, ergriff bebend die Hand seines gnädigen Führers, und sprach in bewegtem Tone: „Lieber Vater, erlaube mir die Ursache meiner Thränen aufrichtig zu gestehen. Du weißt, lieber Vater, ich bin ein Ungar und höre von meiner Heimath traurige Ereignisse, dieses schmerzt mich sehr, mehr als der Verlust meines Armes. Ferner habe ich unweit Arad eine arme, alte Mutter, wegen der ich immer in banger Besorgniß lebe, daß auch ihr ein Leid widerfahren sey. Ich kann ihr zwar mit Nichts helfen, aber doch würde es ihr große Freude machen, wenn sie wüßte, daß ich noch lebe; ich, wie auch meine Kameraden, können weder lesen noch schreiben, außerdem weiß ich auch nicht, ob sie ein Schreiben erhalten würde oder nicht; dieses Alles faßte ich mir heute tief zu Gemüthe, und mußte weinen." — Der Feldmarschall fragte den Husaren, was er seiner Mutter noch weiter schreiben wolle, und versprach, daß er ihr selbst schreiben werde. — Des andern Morgens kam Se. Excellenz in seiner Hausuniform, mit dem Brief in der Hand, und fragte ihn, ob er so recht sey. Der Husar wußte natürlich seiner Freude keine Worte zu geben, nickte mit dem Kopfe und küßte die Hand seines Gebieters; dieser legte dem Brief eine Banknote von 100 fl. C. M. bei, und schickte ihn mit der nächsten Feldpost ab. — Bald darauf kam die Antwort von des Husaren Mutter an den Feldmarschall. Dieser eilte gleich wieder ins Spital, zeigte jenem das Schreiben seiner Mutter, und las ihm sodann den Brief vor. Dieser, vor Freude außer sich, fiel dem Feldmarschall zu Füßen, und wollte seine Kniee umklammern; der gute Vater hieß ihn aufstehen und sagte: „Tröste dich einstweilen lieber Sohn, und wenn du deiner Mutter schreiben willst, so sage es mir nur, ich werde Euch, so Gott will, ja noch öfter besuchen." — Diese Scene muß man gesehen haben, um den Eindruck zu empfinden, welchen dieselbe auf die anwesenden Krieger hervorgebracht hat."

— Den 13. Mai fiel bei Malghera eine Bombe zwischen eine Gruppe Arbeiter und Offiziere, und drehte sich wie ein wüthender Hund. Ein braver Mann von Mazzuchelli Infanterie warf, da er ganz nahe war, eine Schaufel voll Erde darauf, um sie zu ersticken; es half aber nichts, die Bestie rauchte und zischte fort — da sprang derselbe Mann gerade über die Bombe hin auf einen Cameraden los, der eine Feldflasche um den Leib hängen hatte, riß ihm diese schnell von der Schulter, und schüttete vorsichtig das Wasser in die Mündung der Bombe, wodurch sie ausgelöscht war und nicht platzte. Der Mann hatte dadurch Manchen das Leben gerettet, und erhielt dann auch gleich vom Feldmarschall-Lieutenant Haynau die silberne Medaille.

— Während des Aufenthaltes in Essek begab sich der Banus in den Garten des Grafen Pejacevic, dort fand er einen Veteran-Wachtmeister vom Schwarzenberg Uhlanen-Regimente, Namens Basil Fiskanko; auf die Erkundigung über ihn sagte Graf Pejacevic, es wäre der sehnlichste Wunsch dieses Wachtmeisters, vor seinem Tode noch Officier zu werden; der Ban nähert sich dem Wachtmeister mit den Worten: „Gott grüß' Sie, Herr Lieutenant!" Der Wachtmeister erwiederte: „Euer Excellenz, ich bin nur Wachtmeister." — „Von heute an aber Lieutenant, melden Sie sich morgen bei mir. Adieu!" sagte der Ban. Tags darauf meldet sich der neue Lieutenant beim Ban, und dankt für die ihm zu Theil gewordene Gnade. Der Ban trat lächelnd zu ihm und sagte: „Herr Lieutenant, Sie haben noch kein goldenes Porte-épée; hier haben Sie einstweilen das Meinige;" worauf der Ban das Porte-épée von seinem Säbel herunternahm und in Gegenwart vieler Anwesenden an dem Säbel des Veteranen eigenhändig befestigte. Der Alte zitterte so heftig, daß er nicht im Stande war, das seidene Porte-épée von seinem Säbel abzunehmen, bedankte sich nochmal für die Gnade und sagte: „Ich habe das Glück gehabt, unter Ihrem Vater zu dienen, der ein eben so biederer Mann war, wie es Euer Excellenz sind."

— Nachstehende kurze Biographie des tapferen G. M. Hentzi dürfte in diesem Augenblicke von besonderem Interesse seyn; wir theilen sie nach dem „Sldfr." mit: G. M. Heinrich Hentzi Edler v. Arthurm war 1785 geboren und hatte seine mehr als 45jährige Dienstzeit stets im Ingenieurcorps zugebracht; im Jahre 1804 als Cadet assentirt, finden wir ihn im folgenden Jahre schon als Oberlieutenant, 1809 als Hauptmann en second, 1815 als wirklicher Hauptmann, 1828 als Major, 1834 als Oberstlieutenant, 1842 als Oberst im Corps, im nächsten Jahre als Commandanten des Sappeur- und 1845 als solchen des Mineurcorps; 1848 zum Generalen befördert, wurde er Festungscommandant in Peterwardein, und hier war es, wo er den Insurgenten entschiedenen Widerstand entgegensetzen und die Festung seinem Kaiser erhalten wollte, jedoch diese ehrenhafte Absicht nicht nur vereitelt sah, sondern sogar als Gefangener von den Magyaren nach Ofen abgeführt und erst beim Einrücken unserer Truppen im Jänner d. J. befreit wurde. Der tapfere Hentzi hinterläßt einen als Officizier im Ingenieurcorps dienenden Sohn.

— Das „Giornale Constitutionale" veröffentlicht folgendes vom 6. Mai aus Neapel datirtes Schreiben des Dr. Annibale de Gasparis, Astronomen an der k. Sternwarte zu Capodimonte: Hr. Director! Ich ersuche Sie, folgende Notiz gefälligst in Ihr Journal aufnehmen zu wollen. — Als ich in der Nacht des 12. April die Steinheil'sche Karte (Hora XII.) mit dem Himmel verglich, entdeckte ich einen Planeten, der ei-

nem Sterne 9. bis 10. Größe gleich kam; aus spätern Berechnungen ging hervor, daß derselbe bis jetzt noch unbekannt gewesen. Der Herr Director Cavaliere Capocci hat bereits mittelst geeigneten Circulars alle europäischen Astronomen von dieser Entdeckung in Kenntniß gesetzt. Es gehört dieser neue Himmelskörper den Asteroiden an, die in der Himmelsgegend zwischen Mars und Jupiter gelegen, unter welchen er der zehnte ist. Er nähert sich jetzt langsam dem Stillstandspuncte, wodurch mir die Gelegenheit zu genauerer Beobachtung gegeben war. Wir verfolgen seinen Lauf, um die Berechnungen über seine Bahn einleiten zu können.

— Ein neuer Industriezweig oder besser ein neues Product wird bald einen bedeutenden Ausfuhr-Artikel für Brasilien bilden und gewiß dann nicht einen großen Einfluß auf die europäischen Märkte ausüben unterlassen. — Der Maulbeerbaum gedeiht nämlich dort durch Ableger, und so gut, daß er bereits in zwei Jahren hinreichend Blätter zur Seidenraupenzucht liefern kann. Dieß haben einige Pflanzer benutzt, um Versuche im Großen damit anzustellen, da der Seidenwurm in einem so gleichmäßigen Klima sehr gut fortkommt. Die Eierchen wurden aus Europa bezogen, doch wird man auch die weniger weichlichen Gattungen aus China bald einführen. Es haben nun die Herren J. Barbanson und Comp. in Rio Janerio durch Vermittelung der ebendaselbst ansässigen Herren Rostron, Dutton und Comp., rohe Seide, welche durch Herrn Jcao Pereira Tavares in Stagoahy, ungefähr vierzehn Stunden von der Hauptstadt entfernt, gewonnen worden, nach England an Herrn Georg Shelton in Nottingham zum Versuch gesandt. Letzterer hat daraus Strümpfe anfertigen lassen, welche jetzt in Rio Janeiro angekommen sind, und hinsichts der Qualität nichts zu wünschen übrig lassen. — Für Einwanderer dürfte dieß bald der beste Erwerbzweig werden, da sie schon im zweiten Jahre ihre Waaren an den Markt bringen könnten: ein Vortheil, den, außer Baumwolle, kein anderes Ausfuhrproduct Brasilien darbiethet. Zuerdem behält der Maulbeerbaum während neun Monate seine Blätter, wodurch zwei Seidenerzeugungen im Jahre möglich werden.

— Sämmtliche Frauen des Königs von Dahomy (in Afrika) sind militärisch eingeübt und zeichnen sich durch Haltung und Tapferkeit aus. Der Engländer Duncan hatte während einer Huldigung, die dem König dargebracht wurde, Gelegenheit diese weiblichen Krieger zu beobachten. „Mittlerweile," erzählt derselbe in seinen Reisen in Westafrika: „zogen aus allen Richtungen zahlreiche Schaaren weiblicher Soldaten auf, welchen Musikbanden mit höchst barbarischer Musik vorangingen. Die Trommeln, deren man sich bediente, bestanden aus hohlen Baumstämmen, die man mit Ochsen- oder Schafhaut überzogen hatte. Diese weiblichen Heerhaufen lagerten sich in einiger Entfernung theils der Länge nach, theils kauernd, auf den Boden, um hier zu warten, bis Seine Majestät sie vor sich rufen werde. Es wird dann keine besondere Disciplin beobachtet. Die Regimenter stellen sich einzeln und in unregelmäßiger Kolonne auf, alsdann ruft der Anführer seine Offiziere, die hervortreten und, auf ihre Kniee sinkend, Kopf und Körper mit Staub bedecken. Der Anführer stellt dann die Offiziere seines weiblichen Regiments einzeln vor, und wenn eines dieser kriegerischen Weiber sich auf irgend eine Weise hervorgethan hat, so geschieht der That Erwähnung und die Heldin wird ihrer Tapferkeit wegen belohnt. Das Regiment, welches eben jetzt sich aufgestellt hatte, gehörte einem Sohne des Königs, dem Gouverneur einer Provinz, und trug eine Fahne oder Flagge, die mit dem Bilde eines Löwen geziert war. Nach Beendigung dieser Begrüßungsceremonie und dieses Rühmens tapferer Thaten treten die Offiziere in Reihe und Glied zurück, und das ganze Regiment stimmt einen Gesang zu Ehren des Königs an. Hierauf ist es jeder einzelnen Kriegerin gestattet vor die Fronte zu treten und dem König ihre Treue zu erklären, und so oft eine wieder zurücktritt, wird ihre Stelle von einer andern eingenommen, so daß die Ceremonie sehr ermüdend wird und bei einem einzigen Regimente zuweilen drei Stunden dauert. Wenn Alles abgethan ist, sinken alle zusammen auf die Kniee, und indem sie den Kolben der Musskete auf den Boden setzen, den Lauf an die Schulter lehnen, scharren sie mit beiden Händen den Staub zusammen und überschütten sich damit. Da der Staub eine hellrothe Farbe hat, so erhalten sie dadurch ein ganz eigenthümliches Ansehen. Viele haben mit Ausnahme eines kokarbenartigen Haarbüschels völlig nackt geschorene Köpfe; andere scheeren ihr Haar nur zwei Zoll breit von der Stirn nach dem Hinterkopfe. Nach dieser Staubbedeckung richten sich Alle wieder auf, doch ohne sich aus ihrer knieenden Stellung zu erheben, und ihre Musketen horizontal in beiden Händen haltend, lassen sie ein allgemeines Hurrah erschallen. Dann springen sie plötzlich empor, werfen die Musskete heftig in die eine Hand und stimmen dann, sie hoch in die Luft haltend, ein zweites Hurrah an. Hierauf wird geschultert und das Regiment rennt blitzschnell von dannen. Jede einzelne Kriegerin läuft so schnell sie kann, so daß es ein Wettrennen eines ganzen Regiments von sechshundert Weibern gibt. Die Schnelligkeit dieser Frauen, obgleich sie eine lange dänische Musskete, ein kurzes Schwert und eine Art Keule tragen, würde einen Europäer in Erstaunen setzen. Es wird nicht am unrechten Orte seyn, von der Pracht und Kleidung dieser Amazonen eine kurze Beschreibung zu geben. Sie tragen ein blau und weiß gestreiftes Unterkleid von derbem einheimischen Baumwollenzeug ohne Aermel, so daß sich die Arme völlig frei bewegen können. Der Schooß vom Unterkleid ist so lang wie das Kilt der Hochländer, und die darunter befindlichen kurzen Hosen reichen bis zwei Zoll unter das Kniee. Die Patronentasche bildet einen Gürtel, der die ganze Kleidung eng und fest umschließt. — Die Zahl der Kriegerinnen, die an diesem Tage vor dem König aufmarschirten, belief sich auf ungefähr sechstausend und der König ermangelte nicht, mir die bedeutendsten Offiziere dieser Schaaren persönlich vorzustellen."

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№. 46. Klagenfurt, Sonnabend den 9. Juni 1849.

Eine Scene aus dem mexicanischen Kriege.

(Aus dem Morgenblatte der Wiener Ztg. von J. G.)

Die Mittagssonne schoß ihre brennenden Strahlen herab, als ein Trupp von dreißig Mann durch die „Garitta de Belan" ritt und rasch auf dem Dammwege fortgallopirte, der nach den kleinen Flecken San Angelo führt. Sie trugen die Uniform berittener Schützen und saßen auf vollblütigen amerikanischen Pferden. Augenscheinlich befanden sie sich auf Urlaub, da kein Offizier bei ihnen war, und schienen einen lustigen Ausflug ins Land zu beabsichtigen. Sie hatten den Kreuzweg erreicht, der von dem Orte Tacubaya nach Penyan führt, als sie einen einzelnen Reiter bemerkten, der von der Penyan-Seite eiligst auf sie zuritt. Er stand aufrecht in den Steigbügeln, und sein ganzes Betragen deutete die größte Hast an.

„Ich sage, Abe, der Mensch sucht uns auf. Es ist etwas vorgefallen und er braucht unsern Beistand," bemerkte einer des Trupps und klopfte einem jungen Manne von etwa drei und zwanzig Jahren auf die Schulter. „Was meinst Du?"

Der als Abe Angeredete warf einen langen Blick auf den Reiter und antwortete dann: „Ich muß mich sehr irren, wenn das nicht der alte Ricardo ist."

„Was, der alte Spanier, der die große Hacienda bei San Antonio besitzt und eine so hübsche Tochter hat?" fragte der Andere.

„Derselbe; aber sieh, der alte Mann winkt uns, zu ihm zu kommen — laß uns hin!" Und seinem Pferde die Sporen einsetzend, flog er schnell dem Reiter entgegen.

„Wir wollen ihm nach, Jungens, und wenn es irgend einen Spaß gibt, so müssen wir Theil daran haben!" rief der Andere und der ganze Trupp sprengte dem Ersten nach. In wenigen Augenblicken hatten sie den alten Mann erreicht. Sie zogen die Zügel an und Abott fragte:

„Was gibts Ricardo? Ist was Schlimmes passirt?"

„Senhores Americanos! Mein Kind! — Meine Tochter!" entgegnete der alte Mann mit geängsteter Stimme.

„Was ist mit ihr! Spreche, sagt mir's!" rief Abott mit auffallendem Nachdruck, und seine Augen blitzten, während er den Arm des Spaniers erfaßte.

„Verdell, der Guerilla!" stotterte der alte Mann zur Antwort.

„Er hat es doch nicht gewagt," begann der aufsprühende junge Mann; aber der alte Mann unterbrach ihn mit den Worten:

„Er hat mein Haus beraubt und mein Kind fortgeschleppt! O, wenn Ihr Männer seyd, so fliehet zu ihrer Rettung!"

„Wann geschah es?" rief ein halbes Dutzend Stimmen und Aller Augen hefteten sich begierig auf Ricardo, der entgegnete:

„Vor noch nicht ganz zwei Stunden, — sie können leicht eingeholt werden."

„Wie viele waren es? fragte Abott.

„Hundert an Zahl," und der Spanier starrte mit verzweifelndem Blick auf das ihn umringende kleine Häufchen.

„Jungens!" — sagte Abott mit entschlossener Stimme — „wer von Euch will mit mir gehen? Ich meinestheils will sie retten, oder bei dem Versuche umkommen!"

„Ich!" war die Antwort jedes Mitgliedes des kleinen Trupps, angesteckt von dem verwegenen Muthe Abott's.

„Dann führt uns, alter Mann, — und ehe die Sonne untergeht, soll das Kind Euren Armen wiedergegeben seyn!"

Der Spanier bedurfte keines zweiten Geheißes. Er wendete seinen schnaubenden Renner um, drückte ihm die Sporen in die Seiten und flog hastig voraus. Sie sprengten auf ihrem Ritte des Erbarmens über den nach San Antonio führenden Kreuzweg, den riesenhaften Dammweg von Antonio hinab und über die

berüchtigte Brücke von Churubusko. Schon ſchimmerten die Thurmſpitzen von San Auguſtine in der Ferne — aber kein Feind ließ ſich ſehen. Noch immer trabte der alte Mann an der Spitze des Zuges; ſeine grauen Locken flogen im Winde, ſein dunkles Auge mit Adlerblicken beſtändig vor ſich hingerichtet, um die weite Fläche und die felſigen Seiten von Contreras zu durchſpähen. Plötzlich erhob er ſeinen langen, magern Arm und wies mit dem Finger weit vor ſich dahin, wo die Straße an der Berghöhe von Chotaringo aufſteigt, und ſchrie:

„Dort ſind ſie! Vorwärts! Vorwärts!“

Ein unterdrückter Schrei brach aus zwanzig Lippen hervor, und eben ſo viele Hände ſuchten unwillkührlich ihre Säbelgriffe, um die blitzenden Klingen von den Scheiden zu befreien. Ein ernſter Entſchluß zeichnete ſich auf der gerötheten und erhitzten Stirne eines Jeden. Sie ſprengten quer über die Umgebungen von San Auguſtine hinab neben den lieblichen See von Chooloo, und bald erſtiegen ſie die klippigen Höhen von Cholacingo. Auf dem Gipfel hielten ſie an und entdeckten dicht unter ſich im Thale, nicht mehr als eine halbe Meile entfernt, die Räuber, welche langſam dahin ritten und an keine Verfolgung dachten.

„Geht zurück, Ricardo, und überlaßt die Arbeit uns,“ ſagte Abott gegen den Spanier gewendet

„Nie!“ brach aus den gepreßten Lippen des Vaters hervor.

„Aber Ihr ſeyd an Scenen des Kampfes nicht gewohnt; — Ihr könntet fallen und was würde dann aus Eurer Tochter werden?“

„Nichts mehr:“ — entgegnete der alte Mann! „wenn ein Vater nicht für ſein Kind ſtreitet, wer will es?“

Der Feind entdeckte jetzt die Annäherung des kleinen Trupps und begann ſich eiliger vorwärts zu bewegen; da aber die großen Pferde der Amerikaner ſchneller als die Muſtangs der Guerillas trabten, ſo war es augenſcheinlich, daß wenige Minuten das Wettrennen enden müßte. Als die Guerillas fanden, daß Entrinnen unmöglich ſey, ſchwenkten ſie um, formirten haſtig eine Linie und kamen brauſend den Gegnern entgegen.

„Nun, Jungens, gebt ihnen eine gute Salve aus den Büchſen, wie bei Cerro Gondo, laßt ſie dann fallen und vertraut dem Säbel und der Piſtole ihren Sieg an. Vorwärts! Und Gott helfe dem Recht!“

Der kleine Haufe erhob ein bedeutendes Geſchrei, als Abott endete. Ihre Büchſen aus den Gehängen reißend, eröffneten ſie ein mörderiſches Feuer gegen den Feind, das manchen muthigen Mericaner aus dem Sattel brachte und fochten dann mit dem Säbel um Sieg oder Tod. Schrecklich war in der That dieſer blutige Kampf, denn es waren amerikaniſche Rangers, die hier ſchlugen, daher auch bald beendet. Ein Dutzend der Guerillas ſank unter dem erſten verderblichen Feuer, und als das Handgemenge begann, traten die hohen Pferde der Amerikaner die leichteren und kleineren ihrer Gegner unter die Hufe. Auch der todtbringende Revolver (ein 6- oder 8läufiges Piſtol) zeigte ſeine verheerende Wirkung unter den feilen Räubern. Einer nach dem Andern flohen ſie vom Platze und ehe eine halbe Stunde verſtrich, behauptete der Ueberreſt des kleinen Trupps unangefochten das Feld. Zehn der Sieger waren gefallen und lagen untermiſcht zwiſchen den Leichen von vierzig Banditen auf dem blutgedrängten Raſen.

Aber wo war Ricardo? Dort kniet er neben jener Felswand, ſein blaſſes Angeſicht gegen Himmel gerichtet, — Blut quillt aus einer tiefen Wunde in ſeiner Bruſt, mit der er ſich über die entſeelte Form der Tochter beugt. Aus einer Kugelwunde in ihrer ſchneeweißen Stirn iſt die Fluth des Lebens abgelaufen, und ihre einſt reizenden Locken hängen verworren nieder, getränkt mit dem eigenen Lebensblute, das ſich jetzt mit dem des Vaters vermiſcht. Neben ihm ſteht Abott, den Fuß auf die Leiche Vendells — des Guerillahäuptlings — geſtellt. Seine düſtre Stirn iſt gefurcht mit den Linien des tiefſten Grames, und ſein männliches Herz pocht tiefes Mitleid mit dem verwaiſten Vater. Um ſie her, in achtungsvoller Entfernung, ſtanden die aus dem tödtlichen Kampfe Uebriggebliebenen; das ritterliche Häufchen ſtand tief ergriffen da, wandte endlich die Blicke von der ſchönen Mädchenleiche ab, um die Aufregung der ſchwellenden Herzen zu verbergen. —

Der alte Mann winkte Abott, ihm näher zu treten. Sogleich befand ſich derſelbe an ſeiner Seite, und ſich auf ein Knie ſenkend, hielt er die ſchwankende Geſtalt des ſchwer verwundeten Ricardos in ſeinen Armen.

„Sorget, Senhor, daß wir begraben werden“ — ſprach er ſchwach zu Abott: „und möge Dich Gott belohnen für die mir geleiſteten Dienſte. — Meinen Dank, Euch wackern Amerikanern! Mein Kind, ich komme!“ — und die Augen an den wolkenloſen Himmel geheftet, ſank er langſam zurück und verſchied.

Sie gruben ein ſchlichtes Grab neben dem murmelnden Gewäſſer des Sees Othoolo und ſenkten Vater und Tochter neben einander, die gefallenen Cameraden aber dicht an deren Seite in den Schooß der Erde. Das Plätſchern des ſpielenden Seewaſſers ſang dem Andenken der Dahingeſchiedenen ein Requiem. Sie fielen unter der Eiſenhand des Dämons der Zwie-

trachte, und fanden durch das Schwert der Feinde einen gewaltsamen Tod. Güte und Liebe wurden vergessen in den unversöhnlichen Eigenschaften des Gemüths, welches die Wechselfälle des Krieges entflammte, und Unschuld und Schönheit wurde zum Opfer auf dem blutgetränkten Altare der Kampfwuth.

Gebt Raum der Kunst.

Unter obiger Aufschrift bespricht die Zeitschrift „der Lloyd“ vom 1. Juni d. J. die Erzeugnisse der Kunst der neuesten Zeit im österreichischen Staate, und beginnt mit den

1. Statuetten österreichischer Dichter.

Der durch tüchtige plastische Arbeiten bekannte Bildhauer Hirschhäuter hat, durch den glücklichen Erfolg der von ihm gelieferten schönen Statuette Albrecht Dürers aufgemuntert, und von dem Gedanken ausgehend, daß mehr die Gegenwart, denn die Vergangenheit ein Recht auf Darstellung habe, es unternommen, eine Reihe österreichischer Dichter zu formen, welche ein Seitenstück zu unseres Landsmannes Schaller in München gegebenen edlen Statuetten von Dichtern vergangener Jahrhunderte und aller Länder bilden soll. Hirschhäuters Unternehmen ist jedenfalls ein dankenswerthes, und nach der Theilnahme, welche die erste Statuette Grillparzers gefunden, dürfte er sich auch den folgenden zuwenden. Grillparzer ist in völlig modernem Costume, stehend, mit der Rechten auf eine schlanke Säule gelehnt, der die Titel der Werke des Dichters eingegraben sind, dargestellt. Der Kopf ist trotz idealer Auffassung doch sehr ähnlich. Eine zweite, der Vollendung nahe Statuette ist die Hammer-Purgstalls. Dieser ist in einem antiken persischen Stuhle, der mit orientalischen Emblemen geziert ist, in einen Burnus gehüllt, sitzend dargestellt; die vorgestreckte Rechte und der lebhafte Ausdruck in den frappant ähnlichen Zügen deuten darauf hin, daß er eben einen Vortrag zu halten scheint. Der phantastische Genius des Morgenlandes wird die Statuette als Console tragen. Den beiden zunächst wird sich die Statuette des unglücklich umnachteten, dem Vaterlande so theueren Nikolaus Lenau anschließen, dann Bauernfeld, Grün u. s. w.

2. Gasser's Atelier.

Gasser, ein geborner Kärntner, einer der strebsamsten jüngeren Talente, hat so eben den Auftrag erhalten, die durch den Brand der Hofbibliothek herabgestürzten und zerschmetterten Statuen neu zu formen: einen Atlas und zwei weibliche Gestalten, die Geographie und die Astronomie, aus Sandstein 9 Fuß hoch herzustellen. Zu bedauern ist, daß der junge Künstler, in modernem Geiste gerne und glücklich schaffend, wie seine gelungenen Statuen an der Fronte des Carltheaters darthun, diese Statuen im Rococostyle des vergangenen Jahrhunderts halten muß, um die Harmonie mit den stehen gebliebenen Statuen nicht zu stören. Mehr angezogen haben uns die Skizzen des Künstlers, namentlich eine: Ein Mädchen hält wehmüthig sinnend, die ihr erschossene Lieblingstaube auf dem Schooße, während ihre Schwester, die nicht den Schmerz begreift, wohl aber über denselben traurig ist, sich innig anschmiegend, sie umschließt. — Eine Skizze für einen Brunnen: Drei halbnackte Gestalten, über denen drei Amoretten die Wasserschale halten, zeichnen sich ebenfalls, namentlich die Gestalt, welche mit dem Fuße ängstlich das kühle Wasser prüft, durch warme Empfindung und Schönheit der Formen aus. Wer wird diese schönen Gedanken in Erz oder Marmor ausführen heißen? Wann wird auch bei uns der Geschmack erwachen, z. B. die Gräber, statt mit kostbarem Granit- und Marmor-Sarkophagen, die der Steinmetz nach Winkelmaß und Richtscheit mechanisch zimmert, mit Statuen und mit Basreliefs zu schmücken?

3. Zwei Medaillen auf Kaiser Ferdinand.

Herr W. Seidan in Prag, der schon früher durch eine Medaille auf den Finanzminister Kübeck und Andere die Aufmerksamkeit auf sich lenkte, hat so eben eine Medaille auf Kaiser Ferdinand geprägt. Auf der Vorderseite sitzt der Monarch im Costume des Großmeisters des goldenen Vließes, in der Rechten die Constitutionsacte haltend, daneben die Güte mit dem Liebesengel, zur Linken die Liebe mit einem Pelikansneste. Die Umschrift der über Thalergröße geprägten Medaille ist: „Es werde Licht allen österreichischen Volksstämmen!“ Auf der Kehrseite steht mit der Fackel in der Hand ein weiblicher Genius auf einer von zwei beflügelten Rossen gezogenen Biga, darunter: 15. März 1848. Rings sind die Wappen aller österreichischen Ländertheile angebracht. Die Medaille ist mit vielem Fleiße gearbeitet und von technischem Fortschritte des jungen Künstlers zeugend; doch hatten wir zweierlei zu bemerken: Die entschieden verunglückte Ausführung der Köpfe, die in der vorliegenden, nicht unbedeutenden Größe idealer, überhaupt schön gehalten werden konnten, und mit der edleren Darstellung der Gestalten wenig harmoniren. Und dann, wann werden die Medailleure und Herr Seidan mit ihnen beginnen, von der kalten Allegorie abzuziehen und ihre Darstellungen aus dem Leben zu greifen?

Hier ist der Volksständigkeit wegen auch einer zweiten Medaille auf Kaiser Ferdinand zu erwähnen, die bereits im April 1848 in Wien erschienen ist, und den Graveur Herrn Resek zum Autor hat. Die Vorderseite zeigt die Brustbilder des Kaisers und der Kaiserin, im Umkreise die Wappen der Hauptländer Oesterreichs mit der Umschrift: „13., 14. und 15. März Oesterreichs Frühlingsanfang.“ Die Rückseite zeigt eine offene Rolle, der die Worte: „Nationalgarde, Preßfreiheit, Constitution“ eingegraben sind.

Ueber Steinkohlenbrände.

Die Hauptursache der Selbstentzündung von Kohlenlagern sind der „Schwefelkies“ und das „Kohlenwasserstoff-Gas.“

Der Schwefelkies veranlaßt die Kohlenbrände dadurch, daß sich bei Zutritt von athmosphärischer Luft und Wasser „schwefelsaures Eisenoxidul“ bildet, und durch diese chemische Zerlegung wird eine solche Masse Wärme frei, daß, bei fehlendem Zug von frischem Wetter, dieselbe endlich bis zum Brennen der Kohlen steigt, — und brennt einmal ein Lager, so helfen das

Verschlagen mit Lehm und andere kostspielige und mühsame Mittel selten mehr, und solche Brände haben schon 10 Jahre und mehr gedauert.

Obiger chemischer Prozeß wird besonders in alten Zechen oder Bauen begünstigt, welche zum Theil verdrückt und eingestürzt sind, also das frische Wetter nicht zirkulirt, daher wird jeder erfahrne Bergmann in Gruben, wo die Kohlen Schwefelkies beigemengt haben, solche Einstürze zu verhüthen suchen, und dergleichen Baue selbst mit einigen Kosten zum Wetterzug offen halten.

Das Kohlenwasserstoff-Gas ist sehr brennbar, und explodirt mit Sauerstoff gemengt äußerst heftig; es ist in kleinen Räumen und Klüften der Steinkohlen eingeschlossen, tritt bei Eröffnung derselben heraus, mengt sich mit der athmosphärischen Luft, und wenn es den 7. — 8. Theil derselben eingenommen hat, explodirt es bei Berührung mit der Lichtflamme; — es tritt eine große Ausdehnung ein, und im nächsten Augenblick ein luftleerer Raum, wohin die übrige Luft mit Heftigkeit stürzt.

Natürlich werden bei einer solchen Explosion die Menschen zerschmettert, die Gruben verschüttet, und auch jene, welche sich in nahe gelegenen Gruben befinden, entkleiden schwer, weil sich bei der chemischen Zerlegung Kohlensäure gebildet hat, welche mit Heftigkeit heraus strömt; bekanntlich wirken ein paar Athemzüge solchen Gases als starkes Gift (kömmt man früh genug, so ist der Mensch vielleicht noch zu retten, wenn man ihn sogleich herausbringt und zur Ader läßt). Da die Kohlensäure schwerer als die Luft ist, so ist sie am Boden am ersten und meisten, daher Jene, welche durch geringere eingeathmete Quantitäten mit Schwindel und Ohnmacht befallen werden, und zu Boden stürzen, verloren sind.

Der chemische Prozeß, welcher bei der Explosion vor sich geht, ist folgender: Der Kohlenstoff des Kohlenwasserstoff-Gases nimmt Sauerstoff aus der Luft, und bildet Kohlensäure, der Wasserstoff des Kohlenwasserstoff-Gases nimmt Sauerstoff und bildet Wasser.

Dieser Prozeß geht mit eben der Präzension vor sich wie die Wasserbildung, bei Verbrennung des Knallgases, wo Sauerstoff und Wasserstoff sich mit der nämlichen Wirkung zu Wasser verbinden.

Der Schwefelkies fehlt (wenigstens bei Schwarzkohlen) leider fast nie, und solche Kohlen sind zur Eisenfabrikation nicht gut tauglich, weil der Kies, wenn er auch geröstet wird (was beim Verkoaksen geschieht), nur ein Aequivalent Schwefel fahren läßt, und mit Verhältniß von 6 Aequiv. Eisen zu 8 Aequiv. Schwefel „als Magnetkies“ zurück bleibt, der Schwefel aber in sehr geringen Mengen, dem Eisen beigemischt, wie bekannt Rothbruch erzeugt.

Karl Höfrer.

Notizen.

— Welcher treffliche Geist, und welche unerschrockene Todesverachtung die Truppen des k. k. Belagerungscorps von Venedig beseelt, möge folgende am 28. Mai 1849 nach der Einnahme Malgheras bei der Vorrückung und dem Batteriebau auf der Eisenbahnbrücke in den Lagunen gegen Venedig vollbrachte That des wackern Majors Ritter von Zepharowich mit einer Abtheilung des von ihm commandirten zweiten Feldbataillons B. Kudelka darthun: In die im Baue begriffene Mörserbatterie auf der Eisenbahnbrücke konnten die Mörser wegen Kürze der Zeit in der Nacht vom 27. auf den 28. nicht eingeführt werden. Am Morgen des 28. mußte dieß wegen des heftigen feindlichen Geschützfeuers gleichfalls aufgehoben werden. Da jedoch die bis auf dem Eisenbahndamme bereits vorgeführten Mörser und der mit Bomben beladene Karren dem heftigsten Kreuzfeuer fortwährend ausgesetzt waren, so daß eine Demontirung der Mörser noch vor deren Einführung in die Batterie zu befürchten stand, äußerten sich der Batterie-Commandant Oberlieutenant Leitner vom Bombardiercorps, und der Oberfeuerwerker Selinger gegen den am Eisenbahndamme mit einigen Abtheilungen seines Bataillons aufgestellten Major R. v. Zepharowich, den Versuch zur Einführung der Mörser ungeachtet des heftigen feindlichen Geschützfeuers machen zu wollen, wenn ihnen nur dreißig entschlossene und starke Leute beigegeben würden. Sogleich eilte Major Zepharowich, welchem sich Hauptmann Hepperger der neunten Compagnie von B. Kudelka anschloß, mit den oben genannten Oberlieutenant Leitner und Feuerwerker Selinger bis zum Brückenkopf vor, forderte die dort seit bereits vierundzwanzig Stunden als äußerste Vorposten aufgestellte zehnte Compagnie seines Bataillons auf, diese gefahrvolle Arbeit freiwillig zu übernehmen, mit den Worten: „Er würde der erste die Mörser ziehen helfen.“ Sogleich waren über vierzig Mann beisammen, Major Zepharovich und Hauptmann Hepperger mit der nöthigen Mannschaft zogen ungeachtet des tiefen Schotters auf dem Eisenbahndamme den ersten Mörser gegen 900 Schritte über die Brücke zur Batterie mit kalter Verachtung des heftigsten feindlichen Kreuzfeuers, welches sowohl aus dem Fort St. Secondo und den dort aufgestellten feindlichen Schiffen, wie auch von der am andern Ende der Lagunenbrücke, und auf der andern Flanke befindlichen venetianischen Strandbatterie über die ganze Linie des Eisenbahndammes und der Brücke ununterbrochen unterhalten wurde, während der Batterie-Commandant, Oberlieutenant Leitner, in die Batterie zur weiteren Disposition vorauseilte. Inzwischen sammelte, da Hauptmann Heigenwelder der zehnten Compagnie kurz vorher an Hand und Fuß leicht verwundet, weggetragen werden mußte, der die Compagnie commandirende Oberlieutenant Bierfeldner und Lieutenant Graf Amadei, andere, so wie die vom ersten Mörser, dessen Rad kurz vor der Batterie brach, zurückkehrenden Leute, um den Bombenkarren, und den zweiten Mörser fortzuziehen, zu welchen Major Zepharovich die Mannschaft abermals anfeuernd zurückkehrte, so daß es glücklich gelang, Officiere und Mannschaft, vor die Wägen vorgespannt, dieselben zur Batterie zu bringen. Der Lohn blieb auch nicht aus, denn schon nach vier Uhr Nachmittags hatten die Truppen noch vor ihrer erst Abends erfolgten Ablösung die Satisfaction, vier Bomben nach Venedig fliegen zu sehen. Sowohl der Batterie-Commandant, Oberlieutenant Leitner, als auch Major Zepharovich, zeigten diese rühmliche That höhern Orts an, und es wird von Seite des Feldmarschalls Grafen Radetzky die verdiente Anerkennung dieser hingebenden Aufopferung gewiß nicht ausbleiben.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 47. Klagenfurt, Dinstag den 12. Juni 1849.

Das Kleinod aus Egypten.

Unter den vielen Empfehlungsbriefen, die man mir nach Paris mitgegeben hatte, war auch einer an den alten Obristen C* gerichtet. Der Obrist, ein in jeder Hinsicht ausgezeichneter Mann, der von früher Jugend auf seinem Vaterlande treu und wacker diente, und nun als ergrauter Krieger im Schooß seiner Familie der wohlverdienten Ruhe genoß, nahm mich in seinem Hause äußerst liebevoll und freundschaftlich auf. Unter die angenehmsten Abende, die ich im Salon des Obristen verlebte, gehören besonders jene, an welchem alle alten Kriegsgefährten versammelt waren. Obwohl keiner der Veteranen weniger als sechzig Jahre zählte, und jeder einige Narben von Säbelhieben oder Bajonettstichen aufweisen konnte, so sprachen sie dennoch mit dem Feuer und der Lebhaftigkeit eines Jünglings, von Austerlitz, Jena, Friedland, oder andern blutigen Zeugen ihres Muthes und ihrer Tapferkeit. — Eines Abends, die Damen waren nach dem Opernhause gefahren, kam das Gespräch auf Egypten, und der Obrist erzählte uns das folgende für sein ganzes Leben höchst einflußreiche Ereigniß.

Die Pyramidenschlacht hatte das Schicksal Egyptens entschieden. Murad Bey's glänzendes Heer war theils vernichtet, theils in die Flucht geschlagen, und die republikanischen Truppen hielten unter dem Commando des Obergenerals Bonaparte am 25. Juli 1798 ihren feierlichen Einzug in Kairo. Nachdem zur Ruhe und Sicherheit der Stadt die nöthigen Anordnungen getroffen waren, verließ der General mit drei Divisionen die Stadt, um Ibrahim Bey, der die auf dem rechten Nylufer versammelten Mameluken befehligte, zu verfolgen; da er ihn bei Salahieh erreichte, und in die syrische Wüste zurückwarf, so erhielt die Division Menou, zu der ich gehörte, den Befehl, nach Kairo zurückzukehren.

Einige Wochen nach unserer Rückkehr erfuhr ich, daß in einem entlegenen Theile der Stadt eine Wahrsagerin ihr Wesen treibe, deren Haus den ganzen Tag von unsern Soldaten belagert sey, jeder wollte sein künftiges Schicksal erfahren, und jeder aus dem Munde der Sybille vernehmen, welch' hoher Ruhm, und welche Bürgerkronen dereinst sein Haupt bekränzen werden. — Ich war begierig, die Alte näher kennen zu lernen, und begab mich daher eines Tages mit noch zwei andern meiner Kameraden in das berüchtigte Haus. — Eine geräumige, aber ziemlich dunkle von Rauch geschwärzte Halle nahm uns auf, an der einen Seite derselben war längs der Wand ein Bret befestigt, auf dem sich verschiedene Töpfe und Büchsen befanden, da die Hexe außer der Kunst wahrzusagen, auch Liebestränke braute, und noch verschiedene andere Wunderarzneien bereitete, die andere Seite war ganz mit Hieroglyphen und Sprüchen aus dem Koran beschrieben. In einer Ecke saß die Alte vor einem Herde, auf dem ein kupfernes Gefäß stand, dessen Inhalt sie von Zeit zu Zeit mit einem Stück Cedernholze umrührte, ihr zur Seite saß ein junges, bildschönes Mädchen, das zuweilen die Glut anschürte, ein Blick war hinreichend, um in der Kleinen, trotz der fremdartigen Kleidung, eine unglückliche Europäerin zu erkennen, die durch irgend einen mißlichen Zufall in die Hände der Hexe gerathen war. Rings um diese Gruppe standen mehrere unserer Soldaten, denen die Alte mit Hilfe eines Arabers, der unsere liebe Muttersprache auf eine gräuliche Art verstümmelte, die wunderlichsten Sachen prophezeite. Ich muß gestehen, diese Scene machte auf mich einen sonderbaren Eindruck, während man in Paris der hohen reinen Vernunft Altäre baute und Weihrauch streute, wimmelte es im Hause der Hexe von französischen Soldaten, die, im grellsten Gegensatze zu den Ansichten der Nation, der sie entsprossen, dem Geschwätze dieses in Lumpen gehüllten arabischen Weibes unbedingten Glauben schenkten. Da wir nun schon einmal im Hause der berühmten Hexe waren, so machten wir den Spaß, hielten die Hand hin, und ließen uns wahrsagen. Meinen beiden Freunden prophezeite sie große Ehren und Würden, mir aber sagte sie: „ich werde in Egypten ein Kleinod finden, das mich durchs ganze Leben als ein leuchtendes freundliches Gestirn begleiten werde.“

Im Rückweg machte ich meine Freunde auf das während der ganzen Zeit stumm geblieben Mädchen

aufmerksam, und schlug ihnen vor, die Sache so viel als möglich näher zu untersuchen, sie schienen wenig Antheil zu nehmen und ich beschloß daher den Schleier, der dies scheinbar geheimnißvolle Wesen umgab, allein zu lüften.

Einige Tage nach meinem ersten Besuche begab ich mich in Begleitung von zwei Soldaten nach dem Hause der Alten, in dem diesmal zu meinem größten Erstaunen vollkommene Ruhe herrschte; wir betraten leise das Gemach, die Alte lag regungslos in einem Winkel, die Kleine aber saß nahe am Fenster und weinte; als sie uns erblickte, erhielten wir ein Zeichen, sich ruhig zu verhalten, sie kam näher und fragte uns in rein toskanischer Mundart, ob wir sie aus den Händen der Ungläubigen befreien könnten? — Obwohl ich einige Kenntnisse der italienischen Sprache hatte, so war es mir doch sehr erwünscht, daß einer meiner Begleiter ein Sieneser war, der die Unterredung leiten konnte. Marietta, so hieß das schöne Mädchen, erklärte, daß ihre Peinigerin vom Opium berauscht sey, und dieser Augenblick zu ihrer Rettung der günstigste wäre. Ich besann mich nicht lange, warf der Kleinen einen Mantel um, einer der Soldaten drückte ihr eine Mütze in die Stirn, und wir langten glücklich in meiner Wohnung an.

Als sich Marietta in Sicherheit sah, erzählte sie mir, sie zähle fünfzehn Jahre und sey die Tochter eines Kaufherrn zu Livorno, sey sammt ihrer Mutter bei einer Fahrt nach Smyrna von marokkanischen Piraten gefangen genommen und auf dem Sclavenmarkt zu Alexandrien für das Serail Murad Bey's gekauft worden, der sie aber kurz vor der Landung unserer Truppen ihrer Magerkeit wegen aus dem Harem relegirte, und an die Alte, mit der er wegen ihrer Gewandtheit im Giftmischen in geheimen Verbindungen stand, verschenkte. Ich gab ihr hierauf die Versicherung, daß sie fest auf meinen Schutz und meine redlichen Gesinnungen bauen könne. — Den folgenden Tag darauf ging ich zum General Dupuy, dem Gouverneur von Cairo, und erzählte ihm den ganzen Vorfall; Anfangs schien er sehr erzürnt, und fragte mich, ob ich wohl meine, daß wir galanter Abenteuer wegen nach Egypten gekommen seyen, als ich ihm jedoch die ganze unglückliche Lage des Mädchens umständlicher schilderte, erklärte er: daß ich das verlassene Geschöpf ohne Umstände heirathen müsse, damit von Seite der Araber, falls sie es wagen würden, keine Reklamation stattfinden könne. Ich machte Mariette den Antrag, sie war hoch erfreut, sagte ja, und so wurden wir nach einigen Tagen nach der bei uns gebräuchlichen Art vermählt. Murad's einstige Sclavin war nun mein geliebtes gutes Weib.

Wenn bisweilen wieder günstige Nachrichten über das Glück unserer Waffen einliefen und ernstes Nachsinnen mir unsere schwankende gefahrvolle Lage im grellsten Lichte darstellte, so war ja ein Blick, ein Wort von meiner abenteuerlich errungenen Lebensgefährtin hinreichend, mich zu trösten und meinen gesunkenen Muth zu erheben. Marietta hätte bei der im Oktober desselben Jahres ausgebrochenen Revolution Cairo's, deren Opfer die Alte fiel, beinahe ihr mir theures Leben verloren, und nur durch Muth und Unerschrockenheit einiger braven Grenadiere, die mehrere in meine Wohnung eindringende Empörer mit den Bajonetten blutig zurückwiesen, wurde sie gerettet.

Nach zwei Jahren räumten wir Egypten und kamen in dem so lang ersehnten Frankreich glücklich an. Zu meiner und Marietta's größter Freude erlaubten kurz darauf die politischen Verhältnisse, Italien besuchen zu können, wir eilten voll froher Hoffnung nach Livorno, um Marietta's Angehörige zu finden, trafen aber nur mehr ihren ergrauten, vom Gram gebeugten Vater im Hause, da ihre Brüder unsern Fahnen folgend, nach der Aussage heimkehrender Krieger bei Montenegro ein ruhmvolles Ende fanden. Wir nahmen den guten Alten mit und begaben uns auf meine Besitzung in der Bretagne, allein die Pflicht, der Durst nach Thaten und Würden, besonders aber die Hoffnung, einen Namen zu erringen, der dem eines Davoust, Lannes oder Berthier nicht nachstehen sollte, erstickte in mir alle weichern Gefühle für häusliches Glück und Zufriedenheit, ich riß mich los und stürmte hinaus auf das Feld der Ehre. Wie sehr alle meine ehrgeizigen Pläne und ruhmsüchtigen Träume durch eine russische Kugel bei Eylau vernichtet wurden, beweist euch mein zerschmetterter Arm, der mich kampfunfähig machte. — Oft schon erinnerte ich mich der Worte der alten Araberin, wenn Alles, was sie schwatze, Lüge war, so hatte sie doch hell gesehen, als sie mir sagte, ich würde in Egypten ein Kleinod finden, das gleich einem hellen Gestirn mir schützend folgen und meine trüben Pfade erhellen werde." — „Und wo ist dieses Kleinod?" fragte ich den mit seiner Erzählung zu Ende gekommenen Obristen.

„Da kommt es so eben," erwiederte er ganz freudig. In dem Augenblick öffneten sich die Flügelthüren des Salons, und Marietta, des Obersten Gattin, nun eine wohlbeleibte stattliche Dame mit großen schwarzen Augen, trat herein, begleitet von ihren mit Schönheit und Liebreiz reich begabten Töchtern, alle noch begeistert von dem Meistergesang Rubini's und der Grisi. (Juvavia.)

Notizen.

— Der Erzherzog Reichsverweser zieht in diesem Augenblicke in nicht geringem Maße die Aufmerksamkeit der politischen Welt auf sich. In kurz aufeinander folgenden Zeiträumen entläßt er ein Ministerium, das ihm ein Programm zu einem zerklüfteten Deutschland vorlegt; ernennt ein neues Ministerium aus der winzig kleinen Minorität des Frankfurter-Hauses, das von einer Verständigung mit sämmtlichen deutschen Staaten spricht; versagt Beschlüssen seine Genehmigung, die dieser letztern Idee vernichtend in den Weg treten; erkennt Preußen nicht das Recht zu, eigenmächtig in der dänischen Angelegenheit zu verfahren, und weigert sich endlich, der von Berlin gekommenen Aufforderung, sein hohes Amt niederzulegen und an Preußen abzutreten, Folge zu geben. Wie sehr die Centralgewalt zu einem Schatten herabgeschwunden war; wie verloren und ohnmächtig sie erschien hinter dem brausenden Toben der Paulskirche: so tragen doch ihre letzten Aussprüche eine tiefe Bedeutung an sich, und sie werden in Deutschland von einem Ende zum andern wiederhallen. Woher diese plötzliche ungeahnte Macht? Ist es blos ein Tribut der Verehrung an die geliebte Persönlichkeit des Betreffenden? Wir glauben kaum; denn die Erfahrungen des letzten Jahres sind uns zu gegenwärtig, als daß wir nicht wüßten, wie viele der Männer, die das Volk endlos bejubelt und mit tau,end glänzenden Ordenssternen seiner Gunst geschmückt hatte, bereits ohne Wehklage, ohne Schimmer in der dunkeln Nacht der Vergessenheit stehen. Der Reichsverweser war mehr als einmal mit dem Parlamente zerfallen, und um dieses Parlament schrie sich ein Theil von Deutschland heiser, und doch blieb der Erzherzog ein populärer Mann; woher diese merkwürdige Erscheinung? Wir finden die Erklärung dieses politischen Phänomens einzig und allein in dem Gedanken, daß das deutsche Volk in Süd und Nord in der Gesinnung des Erzherzogs den eigentlichen Ausdruck seiner eigenen politischen Gefühle erblickt. Der Reichsverweser repräsentirt gegenwärtig in Deutschland ganz allein die Idee der Einheit; in seinem deutschen Herzen finden alle deutschen Völkerstämme Raum — er hat es ausgesprochen vor Jahren und Jahren, „kein Preußen, kein Oesterreich soll es seyn;“ er ist diesem heiligen Toaste unerschütterlich treu geblieben bis zu dieser letzten Stunde. Er steht für Preußen, wie für Oesterreich da, für Sachsen, wie für Baiern. Und das ist es auch, was das deutsche Volk bedarf und will, mit dem Ausscheiden des Erzherzogs Johann wäre dem deutschen Volk auch noch der letzte Rest der Hoffnung geraubt. — So glauben wir uns die Pietät gegen den biedern Greis erklären zu können. (O. K.)

— Der Lloyd gibt einen Schlüssel zu den gegenwärtigen Wirren Deutschlands, und sagt: Wenn Deutschland jetzt nicht einig werden sollte, so geschieht es deshalb, weil man zu einig werden wollte. Das engste Band, welches Staaten umschlingen kann, ist nicht immer das innigste. Die kleinen Einzelstaaten, welche fühlen, daß ihre Existenz in keiner Nothwendigkeit begründet ist, sind bereit gewesen, behufs der Erhaltung ihrer Integrität, irgend ein Opfer zu bringen; die großen deutschen Staaten, welche keine Befürchtungen, mediatisirt zu werden, zu hegen brauchen, wollen aber die Grenzen der Bundesgewalt weit genug gezogen sehen, um innerhalb derselben ihre Freiheit zu wahren. Nur derjenige der deutschen Großstaaten, welcher sich erkoren glaubt, an die Spitze Deutschlands zu treten, mag es seinem Interesse nicht widersprechend finden, wenn die deutschen Staaten zu Provinzen degradirt werden; alle übrigen werden sich nothgedrungen gegen eine solche Ordnung der Dinge wehren. In diesem Verhältnisse finden wir den Schlüssel zu der jetzt bestehenden Verwirrung deutscher Zustände. Es war möglich, dem deutschen Volke und den deutschen Staaten zu gleicher Zeit die Freiheit zu garantiren. Man wollte aber nur das Volk frei machen, denn die Verfassung, welche das Frankfurter Parlament zu Stande brachte, macht die Staaten unfrei. Sind die letzteren überhaupt berechtiget zu existiren, so sind sie zu einer anderen Existenz berechtigt, als diejenige ist, welche ihnen von Frankfurt aus gewährt werden sollte. Es war ein Uebelstand, aber einer, an welchem mehr Zustände, als Personen Schuld trugen, daß das deutsche Einigungswerk nicht mit einer Einigung der Staaten begann, und durch eine Einigung der Volksvertreter vollendet wurde. Man begann mit der Einigung der Volksvertreter, und man wollte das Werk auch hiemit beendigt haben. Man aab den Staaten einen deutlichen Wink von ihrer zukünftigen Bedeutung, indem man sie vom Anbeginne an ignorirte. Dieser grobe politische Fehler hat sich bereits gerächt, und zerronnen in alle Richtungen ist das Werk der deutschen Einigung, wie ein Schneehaufen bei eintretendem Südwinde zu zerrinnen pflegt. Nicht in der Unterordnung eines großen Staates unter den andern, in der gleichberechtigten Verbindung derselben mit einander suchen wir das Heil Deutschlands. Man versuche nicht eine Dynastie auf Kosten anderer Dynastien, einen Staat auf Kosten anderer Staaten groß zu machen, man gebe dem Gesammtstaate nur solche Befugnisse, welche unerläßlich nothwendig sind, und überlasse eine engere Einigung, welche nicht ausbleiben wird, getrost den kommenden Jahren, man erstrebe das Mögliche jetzt, und das Vollkommene, sobald es möglich seyn wird, und es ist noch nicht zu spät, die deutsche Einheit herzustellen.

— Das österr. Volksblatt theilt aus der letzten humoristischen Vorlesung Saphir's folgendes Bruchstück mit: „Der Mensch hat nur eine Vergangenheit: das Leben, nur eine Gegenwart: die Gottheit, und nur eine Zukunft: den Himmel. Und jeder Mensch, der in diese Zukunft: in den Himmel sieht, ist ein Prophet; aber jetzt will man der Welt Alles rauben! Der Erde ihre Blumen, dem Himmel seine Sonne, der Luft ihren Regenbogen, dem Schiffer seinen Stern, dem Gewissen seinen Glauben, dem Herzen seine Liebe, dem Volke seine Treue, der Freiheit ihre Grenzen, dem Kinde seine Unbefangenheit, der Blume ihren Duft, dem Gebete seine Kraft, der Seele ihre Zukunft und dem Unglücklichen seinen Gott. — Die Freiheit kommt von Gott, sie ist ein Kind des Himmels, eine Gabe der Vorsehung, wie die Sprache, wie das Glück, wie die Religion, wie die Hoffnung, aber eben weil sie von Gott kommt und nicht vom Satan, so soll man sie wie einen Engel empfangen

mit einem englischen Gruße, und nicht wie einen Dämon mit dunklen Beschwörungsformeln; weil sie kommt vom Himmel und nicht von der Hölle, soll sie uns voranleuchten wie ein Stern, und nicht wie eine Brandfackel!«

— Oeffentliche Blätter erzählen nachstehende Anekdote von dem Insurgenten-General Bem, welche einen interessanten Beitrag zur Biographie dieses Mannes liefern dürfte. Bem soll schon seit vielen Jahren Todesahnung haben. Seit mehr als 20 Jahren gibt er das Jahr 1850 als sein Lebensziel an. Während seines Aufenthaltes in Paris speiste er meist mit dem nordamerikanischen Gesandten. Das Gespräch kam auf Ahnungen. Der Gesandte lachte darüber. Bem aber erklärte ganz ernsthaft, daß er daran glaube. In seinem 20. Jahre habe er dreimal sein Grab mit einem Grabsteine, welcher seinen Namen und die Jahreszahl 1850 enthielt, gesehen. In Siebenbürgen erhielt Bem mehrere gefährliche Wunden. Der Arzt äußerte sein Bedenken. Bem erwiederte ganz ruhig, er habe noch ein Jahr zu leben. Auf die Wahrheit dieser Ahnung vertrauend, geht Bem in dem heftigen Kugelregen furchtlos auf und ab und versichert, jene Kugel, die ihn tödtlich treffen würde, könne erst im Jahre 1850 kommen.

— Unter den New-Yorker Deutschen sind, nach Löher, die reichsten die Großhändler, meist Hanseaten oder Rheinländer, sie haben den bedeutendsten Einfuhrhandel. Von der übrigen deutschen Bevölkerung leben sie fast gänzlich abgeschlossen, der Drang der Geschäfte erlaubt auch unter ihnen selbst wenig Geselligkeit; wo sie aber zusammen kommen, da geht es natürlich ganz vornehm her. Ihre Handlungsschreiber und Handlungsdiener machen mit einzelnen schönen Ausnahmen den thätlichsten Theil der deutschen Bevölkerung aus; frakelos und bildungslos leben sie für das Vergnügen und sind nur dann glücklich, wenn man sie nicht für Deutsche hält. Wissenschaftlich gebildete Männer sind zahlreich, doch treten sie nicht besonders hervor, sie sind durch die große Stadt zerstreut; es hält schwer; gesellschaftliche Kreise für die Dauer zu Stande zu bringen. Der Kern der deutschen Bevölkerung besteht aus Apothekern, Sprachlehrern, Musikern, Künstlern und den kunstmäßig arbeitenden Handwerkern, Gast- und Schenkwirthen und einer großen Anzahl von Kleinhändlern. Die gröbern Handwerke werden von Engländern betrieben. Jener deutsche Mittelstand ist durchweg gebildet und ehrenwerth; seinen Kindern gibt er meist deutsche Erziehung, und Haus und Hausfrau sind durchgängig deutsch. Eine andere Classe ist zwar die zahlreichste, aber noch zu wenig selbstständig, sie mischt Deutsches mit Englischem. Dazu gehören die Handwerker, welche nicht für eigenen, sondern für fremden Verkauf arbeiten. Es gibt unter ihnen bittere Armuth genug. Dann folgt noch eine Classe Deutscher, welche die Lumpensammler, Wollzupfer, Gassenfeger in sich begreift, Manche davon machen sich in der Stille viel Geld. Eine verderbliche Wirksamkeit übt das Volk der Herumstreicher, welches in den Wirthshäusern liegt, einen gelegentlichen Verdienst aufrafft, hier und da den Mäkler oder Schacherer macht, und sich namentlich auf das Abfangen der Einwanderer verlegt. Ihrer sind nicht sehr viele, jedoch machen sie sich wohl bemerklich.

— Die Kunst hat kaum jemals gefahrvollere und schwierigere Zeiten gehabt, als in einem großen Theile Europas seit einem Jahre. Nicht nur mußten die Künstler darben, da die Reichen und Kunstfreunde an nichts weniger denken, als an Erwerbung von Kunstgegenständen, die berühmtesten Kunstsammlungen selbst sind von Zerstörung und Verschleuderung bedroht. In Venedig sollen die Leiter der neuen Republik die kostbarsten Gemälde, den Schmuck und Stolz der Lagunenstadt, veräußert haben, um sich Geld zu verschaffen; in Rom herrschte gleicher Vandalismus und in Dresden waren die unschätzbaren Sammlungen in der blutigen Woche vom gänzlichen Untergange bedroht. Die weltberühmte Gemäldegallerie namentlich schwebte in so bedrohlicher Gefahr wie nie, und es ist fast ein Wunder, daß das feuergefährliche Gebäude, in dem sie sich noch befindet, nicht auch niederbrannte, während der neue Bau, welcher die Gemälde aufnehmen soll, langsam emporsteigt. Was aber das Feuer verschonte, haben die Kugeln verletzt; gegen 80 Gemälde sollen durchlöchert seyn, darunter eines der werthvollsten: „der Raub der Sabinerinnen" von Rubens, und nur der aufopfernden Thätigkeit einiger Beamten, welche mit eigener Lebensgefahr die werthvollsten Schätze bargen, ist die Abwendung größerer Verluste zu danken. Die Künstler selbst werden von einem Orte zum andern getrieben; aus Rom allein sind 400 Maler geflohen. Vielleicht ist aber auch dieser traurige Zustand endlich nicht ohne Vortheil für die Kunst selbst und ihre Verbreitung. Wir hören, das mehrere wirkliche Künstler entschlossen sind, nach Südamerika auszuwandern, um dort die Liebe für die Kunst zu wecken. Die katholischen Kirchen dort mußten sich bisher größtentheils mit Sudelarbeiten begnügen, von denen Schiffsladungen voll aus Deutschland und Italien hinübergingen. Sie werden schwinden. Die Künstler werden sich an der tropischen Natur begeistern und Landschaften schaffen, die uns bisher fremd waren, und auf die namentlich Humboldt in seinem „Kosmos" die Künstler hingewiesen hat; ja, wer weiß, ob nicht die jetzigen, schweren Zeiten die Geburtswehen einer neuen ungeahnten Kunstperiode sind. „Neues Leben blüht aus den Ruinen."

Todes-Anzeige.

Am 6. Juni starb in Graz der auch in Kärnten als Geschichtsforscher und namentlich des Noricums rühmlich bekannte hochw. Herr Albert von Muchar, Capitular des Stiftes Admont, Dr. der Philosophie, öffentlicher und ordentlicher Professor der Philologie und Aesthetik, emeritirter Rector und Dekan an der dortigen Universität, Mitglied der k. k. österr. Akademie der Wissenschaften und mehrerer anderer Gelehrten Gesellschaften, und Inhaber der goldenen Verdienst-Medaille, in einem Alter von 68 Jahren, am Nervenfieber.

Verantwortlicher Redakteur: C. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№. 48. Klagenfurt, Sonnabend den 16. Juni 1849.

Die Familie in dem Waldschlosse.

Volksmährchen.

Ein junger Graf war auf der Jagd im Verfolgen eines Wildes von seiner Begleitung abseits gekommen, und drang immer tiefer in das Dickicht, bis er endlich die Spur verlor und auch den Rückweg nicht mehr zu finden wußte. Er stieß mehrere Male heftig in sein Horn, allein er hatte sich zu weit von der Gesellschaft entfernt, als daß ihn Jemand hören konnte. Inzwischen brach die Nacht herein, und da er sich genöthigt sah, im Walde zu übernachten, so wollte er wenigstens versuchen, einen Köhler oder Hirten zu treffen, um vor einem allfälligen Ungewitter geborgen zu seyn; er stieg daher vom Pferde, und dasselbe am Zügel führend, bemühte er sich, einen Pfad zu finden, der ihn zu irgend einer Hütte geleitete.

Ein Licht, das ihm aus der Ferne durch die Bäume entgegenschimmerte, war für ihn eine willkommene Einladung. Er wand sich mühsam durch's Gestrüpp, bis er sich auf einem freien Platze vor einem alten baufälligen Schlosse befand. Auf sein Klopfen öffnete ihm der Hausherr, ein alter finster aussehender Mann das Thor, der jedoch, als er vernahm, der Fremde habe sich in dem Walde verirrt, denselben höflich einlud, hier zu übernachten, welches Anerbieten der Graf gerne annahm, denn er fühlte sich matt und erschöpft; und nachdem er sein Pferd einem herbeigekommenen Diener übergeben hatte, stieg er mit seinem Wirthe eine breite steinerne Treppe hinan.

In einem hell erleuchteten Gemache saß die Hausmutter mit drei Töchtern bei der Arbeit, welche neugierig den eintretenden jungen Mann in Augenschein nahmen. Ein wohlbesetzter Tisch ließ den Grafen bald auf seine Mattigkeit vergessen, und die Gesellschaft so reizender Geschöpfe, wie die Mädchen waren, machten ihn bald wieder heiter und gesprächig, wiewohl er im ganzen Verlaufe des Gespräches nicht herausfinden konnte, wer die Bewohner des Schlosses seyen. Als er endlich ausdrücklich darnach fragte, sagte man ihm, es sey dies blos ihr Sommeraufenthalt aus Vorliebe für diese Gegend; sonst wohnten sie in der großen Stadt eines fernen Landes. Da sich der Graf nicht entsinnen konnte, den Namen dieser Familie je gehört zu haben, so kümmerte ihn deren Herkunft nicht weiter, und fröhlich plauderte er fort, bis die Stunde der Nachtruhe herangekommen war. Ein erquickender Schlummer nahm ihn bald in seine Arme.

Eine derbe Hand rüttelte ihn am Morgen wach. Sein Wirth stand vor dem Bette. „Zur Arbeit, junger Freund," begann er: „Ihr habt gehörig geruht, und müßt nun Eure Zeche, wie sich's gebührt, abtragen."

Der Graf rieb sich verwundert die Augen, dann sprang er rasch aus dem Bette.

„Und damit Ihr im Klaren seyd," fuhr Jener fort: „so wißt, ein Nachtlager bei mir kostet drei Dienstleistungen des Gastes, und Ihr dürft Euch derselben nicht entziehen. Hier nehmet diese Axt; wenn Ihr angekleidet seyd und gefrühstückt habt, führe ich Euch an einen Punkt des Gehölzes, wo Ihr mir bis zum Abend hundert kräftige Stämme fällen müßt. Macht Euch daher bereit." Und ruhig verließ er die Stube.

Ohne noch fassen zu können, ob dies Sport oder Ernst sey, kleidete sich der erstaunte Graf an, und befand sich bald mit der Axt, die statt von Eisen nur von Holz war, bei seinen Wirthsleuten. Während er das Frühstück einnahm, wollte er wieder den gestrigen heitern Ton anstimmen; allein Alles war schweigsam und ernst, und der Bissen begann ihm im Munde zu quellen. Ein Räthsel ganz eigenthümlicher Art schien ihm das Betragen dieser Menschen.

„Und nun an die Arbeit," sprach der Alte mit Nachdruck, erhob sich von seinem Stuhle, und wie an die Ferse gebannt, folgte ihm mechanisch der Graf, dem mit einem Male unheimlich zu werden begann.

An einer etwas gelichteten Stelle des Waldes bezeichnete der Schloßherr seinem Gaste die genannte Anzahl der Bäume, die am Abend gefällt seyn mußte.

„Wollt ihr mich äffen?!" begann nun des Grafen

Unwille loszubrechen: „gebt mir mein Pferd und ich will Euch die Zeche redlich bezahlen!“

„Hier iſt von keinem Scherze die Rede,“ antwortete Jener; „Abends erwarte ich meinen Auftrag erfüllt zu ſehen.“ Damit ſchritt er dem Gebüſche zu, wo er ſich bald den Augen des erzürnten jungen Mannes entzog.

Kaum befand ſich dieſer allein, als er raſch einen Seitenweg einſchlug, der ihn, wie er meinte, irgendwo aus dem Walde führen mußte. Dieſer Weg lief kreuz und quer über Hügel, Gräben, durch Dickicht und Moraſt, bis der Flüchtling endlich nach mehrſtündigem Wandern zu ſeinem Entſetzen wieder auf dem Puncte anlangte, von dem er des Morgens ausgegangen war, und wo, wie um ihn zu höhnen, die hölzerne Axt lehnte, mit der er die ihm aufgegebene rieſige Arbeit vollbringen ſollte. Verzagt warf er ſich unter einem Baume nieder, um ſeinen müden Füſſen Ruhe zu gönnen, als er ein weibliches Weſen des Weges daher kommen ſah, in welchem er Betta die älteſte Tochter aus dem Schloſſe erkannte, die ihm ſein Eſſen brachte. Es war gerade Mittag.

„Um des Himmelswillen, ſchönes Kind!“ rief er ihr entgegen: „was hat man mit mir vor, und wer iſt der Mann, der mich ſo ſchnöde behandelt!“ Da erfuhr er nun, daß der Beſitzer dieſes Schloſſes vermög außerordentlicher Kräfte, die ihm durch Magie zu Gebote ſtanden, ein weites Terrain um ſeinen Wohnplatz herum bezaubert habe, ſo daß Jeder, der in den Bereich deſſelben gelangte, der Gewalt des mürriſchen Waldherrn preisgegeben war, die derſelbe in den ausgeſuchteſten Neckereien ſeiner Gefangenen ausübte. „Fürchtet inzwiſchen nichts,“ fügte ſie hinzu: „ich beſitze auch einige Kenntniſſe in den Künſten meines Vaters, und will Euch in Kurzem aus dem Walde helfen, jedoch müßt Ihr mir verſprechen, mich zu ehelichen, wenn Ihr frei ſey; denn ich ſehne mich ſchon aus dieſer Einöde.“

In der Noth verſpricht man Alles. Gerne gelobte er dem hübſchen Mädchen, es mit in ſein Elternhaus zu nehmen, und augenblicklich ſah er die Wirkung dieſer Worte. Mit einem kleinen Rüthlein, das Betta unter der Schürze hervorzog, ſchlug ſie an die bezeichneten Stämme, und ein jeder fiel von ſelbſt um. „Harret nur bis zum Abend hier, dann kommt der Vater nachzuſehen, und es wird Euch kein Haar gekrümmt werden.“ So ſprach ſie freundlich und hüpfte wieder davon.

Es geſchah, wie ſie geſagt hatte, und mit leichterem Herzen legte ſich der Graf zu Bette.

Am folgenden Tage ſollte das Holz zu Scheitern gemacht und die Scheiter in Klaftern und das Reiſig ſchockweiſe in Bündeln geſchichtet werden. Er hoffte, ſein Engel von geſtern werde ihm wieder helfen, und erwartete ruhig die Mittagſtunde. Heute kam Aurora, die zweite Schweſter mit dem Eſſen. Er klagte auch dieſer ſeine Noth. Aurora ſagte ihm ihre Hilfe zu, mit derſelben Bedingung wie geſtern Betta, und der Graf — willigte ein. „Hilf, was helfen kann,“ dachte er: „zwei kann ich ohnehin nicht heirathen; vielleicht ſchlüpfe ich am Ende Beiden durch.“ Aurora ließ nun ihr Rüthlein ſeine Dienſte thun, und bald ſtanden die Stämme in Scheiter aufgeklaftert und die Bündel in Schocken geordnet da.

Der Alte ſchüttelte den Kopf und ein höhniſches Lächeln ſpielte um ſeinen Mund, als er die Arbeit wieder in beſter Ordnung traf, und ſchweigend ging er an der Seite des flinken Holzhauers nach Hauſe.

(Fortſetzung folgt.)

Johann Czada,

der ſteieriſche Held vor Malghera.

Aus Neuſtadtl in Krain liefert die „Graz. Ztg.“ vom 10. d. einen Bericht, der gewiß von jedem Geſinnungstüchtigen mit vollſter Befriedigung wird geleſen werden, er lautet:

Der ſteieriſche Held Czada iſt nicht todt, wie Ihr Blatt Nr. 154 vom 5. Juni ſagt. Johann Czada, der ſeit 19. Oktober 1843 bei der Finanzwache in Unterkrain als Aufſeher und Oberaufſeher gut diente, meldete ſich zum Uebertritte in das ſteiermärkiſche Schützen-Freicorps. Beim Abſchiede gab er dem Cameral-Bezirksvorſteher die feierliche Verſicherung: er werde, dankbar ſeinen bisherigen Vorgeſetzten, dieſen Freude machen, für Kaiſer und Vaterland muthig kämpfen und das Seinige zur öſterreichiſchen Waffenehre gewiß beitragen. Die ſichtliche Begeiſterung, in der er dieſe Worte ſprach, fiel dem Vorſteher auf, welcher (im halben Zweifel, ob ein einzelner gemeiner Mann in der großen öſterreichiſchen Heldenſchaar noch etwas Außerordentliches zu leiſten ſobald werde Gelegenheit finden) den Oberaufſeher Czada mit dem Rathe entließ: ſittlich und ehrlich zu bleiben und die beſchworne Fahnentreue unter keiner Bedingung zu verletzen. „Schreiben Sie mir,“ ſagte der Vorſteher: „wenn Sie einmal muthig mitgekämpft haben, wie es Ihnen erging.“ — „Ich melde gehorſamſt, daß ich abgehe.“ Dieſe letzteren Worte ſprach Czada mit feuchten Augen, und trat raſch ab. Was geſchah? der Vorſteher erhielt ein Schreiben vom 29. Mai aus Meſtre folgenden Inhalts:

In der Nacht vom 28. April 1849 wurde unſe-

rem Bataillon die schwierige Aufgabe der ersten Tranchéen-Wache. Wir stellten uns ungefähr 200 Schritte (à la Finanzwache Vorpaß) vor dem Feinde an; am rechten Flügel an der Eisenbahn stand ich mit meinem Zuge. Unter dem Schutze unseres Bataillons rückten 5 Bat. anderer Truppen mit Krampen und Schaufeln bewaffnet vor und hoben die erste Parallele aus. Die Aufgabe wurde meisterlich gelöst, und es fiel die ganze Nacht hindurch nicht ein Mann (Glück über Glück). Der Feind, als ahnete er das Graben seines Unterganges, bestrich die ganze Gegend mit Geschützen allerhand Kalibers; doch fruchtlos war sein Bemühen; wir blieben unverletzt. Das war aber nur der einzige Tag und Nacht, denn später verflossen wenige Stunden, wo nicht mehrere unserer tapferen Kameraden fielen. Am 4. Mai geschah ein Scheinangriff um 12¼ Uhr Mittags auf das Fort Malghera, der bis zur Dämmerung dauerte, während welchem der Feind unserem Feuer ein zehnfaches entgegnete, ohne aber die Arbeit einstellen zu können. Am 24. Mai geschah der Hauptangriff um 4 Uhr Früh, welcher unsererseits aus beinahe 100 Feuerschlünden begonnen wurde, und welcher durch drei Tage und Nächte unausgesetzt fortlärmte. Bei diesem Bombardement fand ich Gelegenheit, dem hohen österr. Hause meine Dienste aus Leibeskräften (wie ich es E. W. zugesichert habe) zu leisten. — Am 27. Früh mit Tagesanbruch zog unser Bataillon, das erste mit klingendem Spiele, in Malghera ein, doch ich nicht, denn ich war schon mit dem Bajonette in der Hand drinnen, riß mit Beihilfe mehrerer Kameraden und eines Sappeurs die Zugbrücke am linken Salzcanal-Ufer herab, um den mit wirbelnden Trommeln, schmetternden Trompeten und klingendem Spiele einmarschirenden Truppen den Weg zu bahnen. Ew. W.! Keine menschliche Seele kann den Jubel und das Entzücken jedes Mannes beschreiben, Herr dieses Platzes geworden zu seyn; allein der Feind hinterließ einen schauderhaften Schauplatz — welches Elend mag da geherrscht haben, denn wir fanden den Tod in den Casematten klafterhoch aufgeschichtet, alle Canäle ebenfalls mit Todten angefüllt und auf dem Platze noch Leichname, die wegzubringen der Feind nicht Zeit fand. Die nicht bombenfesten Gebäude sind Schutthaufen, die bombenfesten aber wie Siebe durchlöchert, Baraken und Zelte zu Fetzen zernichtet. Nehmen Sie hier zum Andenken an die letzten Tage der venetianischen Republik Reste der Tricolore! — Siegestrunken eilten unserer achtzig dem Feinde nach; aber welches Unglück, als wir das Fort S. Giuliano erreichten, sprangen die geschicktesten Schwimmer in's Meer, erkletterten das Fort und drehten die noch nicht vernagelten Kanonen gegen Venedig und beschossen selbes in ihrer mütterlichen Kleidung, ohne auf die weit stärkere Kanonade der Feinde zu achten. Plötzlich sprang ein da befindliches Pulvermagazin, durch eine künstliche Mine entzündet, in die Luft, und die Tapfern — ja die Tapfersten der Officiere und Kameraden — fanden den Tod. Nur Herr Oberlieutenant Rotter und drei Kameraden blieben am Leben. Ich selbst befand mich in diesem Momente auf einer Plätte, Artilleristen und Sappeurs hinüberführend; ich staunte, sah mich um, fand meine Plätte statt mit Kameraden nur mit Trümmern von Bomben und Granaten bestreut, die Lagune empört; die Plätte sank mir unter den Füssen, ich machte einen kühnen Sprung, gerieth in Schlamm und war dann mit Retten Anderer beschäftiget. Dank der ewigen Allmacht! Ich behielt Leben und Gesundheit. Muth ergriff uns ob der gelegten Falle. Alles stürmte der Stadt Venedig zu, nicht achtend auf die Worte der Herren Offiziere, daß das Leben auf nutzenbringendere Augenblicke zu sparen sey. Nur die Stelle, wo wir die Eisenbahnbrücke abgebrochen fanden, nöthigte uns, umzukehren. Abends bekam ich die Ordre, bei dem k. k. Artillerie-Oberstlieutenant am 28. Früh 7 ein halb Uhr zu erscheinen. Zur bestimmten Zeit angekommen, schwieg Hr. Oberstlieutenant, winkte blos, ihm zu folgen, als ich auf einmal vor dem Herrn Feldmarschall Radetzky stand. „Dieses ist der Mann (sprach Hr. Oberstlieutenant), der steierische Freischützen-Unterjäger, welcher während des großen Bombardements mit Kaltblütigkeit und Todesverachtung in einer der gefährlichsten Batterien, die schon völlig zum Schweigen gebracht wurde, die demontirte Kanone durch Sachverständigkeit seiner Profession wieder herstellte, die Stelle des Vormeisters bei dieser und auch jener Nr. 4 vertrat, sehr gute Treffer machte und die Leute zu frischem Muthe ermuterte, nachdem schon 5 Kanoniere dahin gestreckt waren.“ — Der greise gute Feldmarschall war gerührt, sagte: „Lieber braver steierischer Schütze“ — die Stimme zitterte, er wendete sich zu einem Adjutanten. Dieser reichte ihm goldene und silberne Medaillen. Se. Excellenz griff zuerst nach der großen goldenen, dann nach der großen königlichen preußischen. Es wollten Generale dem Greisen verhilflich seyn. Se. Excellenz ließ es nicht zu und sagte: „Ich schätze mich glücklich, solche tapfere Männer selbst belohnen und ihre Brust zieren zu können.“ So erhielt ich die große goldene, und die große königl. preußische silberne Medaille, mit der Inschrift: „F. W. III. dem Verdienste um den Staat.“ Mit mir wurden noch 3 Andere gleich und dann noch Einige mit silbernen Medaillen geschmückt. Wie staunte mein Herr Major, als er herbeikam, um die Sache nichts wußte und dann mich mit doppelter Auszeichnung bereits schon versehen erblickte.

Verzeihen nun Ew. W. mir meine Umständlichkeit, denn ich konnte es mir nicht wehren, Ihnen anzuzeigen, daß ich Ihnen das gegebene Wort gehalten habe. Ich erstatte zugleich meinen innigsten Dank für die mir jüngst zuerkannte Belohnung, weil es mir im Bataillon ebenfalls Ehre macht, schon bei der k. k. Finanzwache gut gedient zu haben.

Ich verbleibe Ew. W. ergebenster Diener

Johann Czada,

Unterjäger der 4. Comp. des 2. steier. Schützen-Bataillons

Notizen.

— Der Oester. Korr. bespricht die Frohnleichnamsprozession im heurigen Jahre in Wien also: „Dieses Frohnleichnamsfest gehört seit langem unter die merkwürdigsten kirchlichen Feierlichkeiten, die in Wien statt gehabt haben. Wenn die Frohnleichnamsprozession schon an und für sich den Katholiken von höchster Bedeutung ist, so hat die letzte Prozession noch eine politische Bedeutung. Wenn wir diesen Tag mit der Frohnleichnamsfeier des vorigen Jahres vergleichen, welch' ein ungeheurer Unterschied stellt sich da heraus! Im verflossenen Jahr war der ganze kaiserliche Hof abwesend; wer folgte damals dem Thronhimmel? Zwei Vorstände sehr prekären Ranges, der erste ein Protestant, der zweite ein Jude! Diese Männer konnten höchstens als Repräsentanten des Indifferentismus gelten, keineswegs aber als das Symbol der Ehrfurcht und Andacht, die der höchste irdische Monarch, wenn er katholisch ist, in der Frohnleichnamsprozession dem Allerheiligsten zollt. Und welch' Schwüle lag damals auf der Stadt! Die Lawine des Umsturzes rollte bereits, und Jeder fühlte, daß ihr Niederdonnern verderblich seyn werde. Lautlos war die Stadt. Und wie war es in diesem Jahre? Der jugendliche Kaiser, ein Theil der kaiserlichen Familie folgten mit der angestammten Pietät des Hauses dem Baldachine, unter welchem das höchste Mysterium der katholischen Lehre getragen wurde; so viele Bischöfe aus allen Theilen der Monarchie, die höchsten weltlichen Würdenträger folgten; die ganze Garnison in Waffen huldigte dem Herrn der Heerschaaren. Der Jubel des Volkes in allen Gassen war unbeschreiblich, denn Jedem sagte es das Gefühl, deutlich oder instinktmäßig, daß diese Feierlichkeit der Schlußstein ist des wieder aufgeführten Gebäudes der Ordnung und Ruhe, der Gesetzlichkeit und der Freiheit. Wer Zeuge dieser Prozession war, wird, wenn er ein guter Oesterreicher ist, nach Jahren noch mit freudigen Gefühlen an den Tag zurück denken, und den Enkeln erzählen, daß der Orkan, der über Oesterreich hingebraust ist, weder das religiöse Gefühl, noch die Liebe zum Herrscherhaus entwurzeln konnte, und daß an dem Tag beide in einem Kranz geschlungen, als Unterpfänder künftigen Friedens und Glückes in voller Herrlichkeit und für ewig untrennbar, neu geprangt haben."

— In dem Morgenbl. der Graz. Z. wird folgendes berichtet: Der Tag der Einnahme Malahera's war ein Festtag für die Armee, deren Jubel und Enthusiasmus bis in's Unglaubliche getrieben wurde, als ihr gefeierter Feldherr Radetzky erschien. Derselbe theilte an diesem Tage 6 goldene und mehrere silberne Tapferkeits-Medaillen, so wie preußische Orden und Medaillen an die Allerwürdigsten aus. — Ein sehr junger Mann des Regiments Emil, den der geliebte Marschall besonders zu sich berief, und vor einer großen Versammlung der höchsten und niedersten Militärs mit der goldenen Verdienst-Medaille und dem preußischen Orden decorirte, und den derselbe umarmte und kräftig die Hand drückte, ging weinend wie ein Kind vor Freuden, Gluth und Blässe wechselnd auf seinem Angesichte, von dannen. Augenzeugen berichten, daß er später — sich unbeachtet wähnend — die Ehrenspfänder seiner Thaten feurig küßte und, in einen Monolog ausbrechend, auch an den Himmel seinen Dank abtrug — in einer Weise, wie er dem zartesten Mädchenherzen Ehre gemacht hätte — fühlt ja doch auch der rauhe Krieger.

— Ein nach Gratz von Kamnitz gekommener Oberstlieutenant erzählte eine kühne abenteuerliche That, welche dort der Oberst Mamula vom Geniecorps vollführte. Da Kamenitz den wichtigsten Punkt für die Cernirung der Festung Peterwardein abgibt, und mittelst guter Redouten befestigt ist, so suchten ihn die Magyaren zu überwältigen und errichteten Batterien am Donauufer, um die Stadt mit großen Mörsern und anderem Geschütz anzugreifen. Dieß zu vereiteln, bestieg Oberst Mamula mit nicht vieler Mannschaft jene Schiffe, welche ihm FZM. Nugent zu militärischen Operationen hatte beistellen lassen, übersetzte in einer finsteren Nacht die Donau, und landete in der Nähe der feindlichen Batterie. Er selbst und die Soldaten krochen auf dem Bauche, letztere das Gewehr über den Rücken gehängt, bis zur feindlichen Stellung, überraschten so die Insurgenten und erstachen die ganze vorfindige Mannschaft, 150 Mann stark, mit dem Bajonette; denn der Oberst hatte der Truppe absichtlich die Patronen abgenommen, damit kein vorzeitiger Schuß den Ueberfall verrathe. Drei Geschütze wurden erbeutet, die schweren Mörser aber vernagelt.

— Die vom Graveur Herrn Seidan künstlich in Kupfer ausgeführte Denkmünze an den Ban Jellačić, (von der Slovanska Lipa herausgegeben) führt an einer Seite die Randschrift:

STO BOG DADE 1 SRECA IUNACKA.

an der andern Seite um das Brustbild des Banus:

BAR. JOS. JELLAČIĆ BUZINSKY BAN.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 49. Klagenfurt, Dinstag den 19. Juni 1849.

Die Familie in dem Waldschloße.

Volksmährchen.

(Fortsetzung.)

Die dritte Dienstleistung, die von dem Grafen gefordert wurde, war die Erbauung eines Schlosses, zu dem er sich das Materiale selbst zuführen sollte.

„Wenn Ihr," bemerkte dabei der Zauberer: „mit der hölzernen Axt so geschickt umzuspringen wußtet, so zweifle ich keinen Augenblick, daß auch die heutige Beschäftigung Euren Ehrgeiz anspornen wird, und zwar um so mehr, da die Ausführung diesmal etwas schwieriger zu seyn scheint, als die beiden vorigen Male."

Der junge Mann aber lachte im Stillen bei dieser Rede, und ein heiteres Liedchen trällernd, schlenderte er sorglos dem bestimmten Orte zu, wo er sich ganz behaglich in das weiche Gras hinstreckte. „Da die Schwestern einander in der Bedienung abwechselten," dachte er: „so kommt heute gewiß die jüngste, welche die hübscheste ist, und auch sie wird mir gleich den andern ihre hilfreiche Hand bieten." Allein diesmal kam keines der Mädchen; der Alte hatte Unrath gewittert und heute alle Drei eingesperrt. Dafür brachte ihre Mutter das Mittagessen, stellte ihm dieses schweigend hin, und ohne aufzublicken, oder den Getäuschten auf seine Fragen nur eine Sylbe zur Antwort zu geben, trat sie ihren Rückweg an.

Nun begann dem armen Verlassenen allmählich klar zu werden, daß er heute seine Aufgabe wohl schwerlich lösen werde. In der trübsten Stimmung sah er dem Abende entgegen, mitunter doch die leise Hoffnung nährend, eine von den Mädchen zu Gesichte zu bekommen; als jedoch die Dämmerung hereinbrach, ohne daß Eine die ersehnte Hilfe gebracht hatte, wartete er nicht mehr die Ankunft des Alten ab, der nachzusehen kommen sollte, sondern auf das Schlimmste gefaßt, machte er sich festen Schrittes auf den Heimweg.

Der Schloßherr fragte nicht nach dem Gelingen der Arbeit, sondern bemerkte ganz gleichgiltig, daß er morgen bei Tagesanbruche das neue Gebäude in Augenschein nehmen werde. „Dann halten wir miteinander Abrechnung. Indessen gute Nacht." So schloß er seine Rede. Von den Mädchen war keines zu sehen. Das reichliche Nachtmahl, das die alte Frau dem Grafen vorsetzte, ließ dieser unberührt, und in einer peinlichen Stimmung von Ungewißheit suchte er sein Lager.

Um Mitternacht, als der Schlaf sich bei ihm noch immer nicht einstellen wollte, öffnete sich leise die Thüre der Kammer und mit einem schwachen Oellämpchen in der Hand, trat Käthchen, die jüngste der Schwestern, sachte ein. Neu belebt sprang der junge Mann von seinem Bette auf, in das er sich, als baue er auf eine nahe Rettung ganz angekleidet hineingeworfen hatte.

„Folgt mir, bester Herr," flüsterte sie ihm zu: „ich geleite Euch sicher aus diesem Hause und Walde, aber verhaltet Euch nur ruhig."

Dem Grafen war zu Muthe, wie Einem, den die Angst eines schweren Traumes zu verlassen beginnt. Schweigend folgte er dem Mädchen, geräuschlos öffneten sich ihnen Schlösser und Thüren, und bald befanden sie sich in der Dunkelheit des Waldes, wo die Führerin mit ihrem Lämpchen einem Irrlichte gleich behende dahin hüpfte, den Flüchtling aber sicher durch die Wildniß geleitete, so daß, als der Morgen anbrach, sie sich schon im freien Felde befanden.

Mit stillem Wohlgefallen betrachtete er das liebliche Geschöpf, dem außer den jugendlichen Reizen der Ausdruck der Unschuld und Seelenreinheit deutlich in den offenen, freundlichen Gesichtszügen geschrieben stand. Jetzt wandte sich Käthchen von ungefähr nach dem hinter ihnen liegenden Walde, und Besorgniß malte sich auf ihrem Antlitze.

„Betta verfolgt uns," bemerkte sie schnell; „aber sie soll uns nicht beikommen," und indem sie den Grafen bei der Hand faßte, verwandelten sich Beide, vermöge der dem Waldmädchen eigenen Zauberkräfte, in einen Rosenstrauch, woran eine frische, halbaufgebrochene Knospe hing.

Betta hatte sich, als ihre Schwester mit dem Grafen vermißt wurde, in einer Aufwallung von Rache und Eifersucht angeboten, dieselben wieder zurückzubringen, mußte aber, da sie in ihrem Verfolgungseifer die

Erscheinung des Rosenstrauches ganz übersah, unverrichteter Sache umkehren.

„Ich bringe sie!“ rief Aurora der ob ihrer fruchtlosen Bemühung aufgebrachten Schwester entgegen, und auf des Grafen flinken Renner suchte sie den Flüchtigen nachzukommen, welche sich auch in Kurzem ihrem Blicke zeigten. Schon glaubte sie dieselben zu erreichen, als sie sich plötzlich vor einer Kapelle befand, ohne die Gesuchten irgendwo gewahr zu werden. Rasch sprang sie vom Rosse und trat hinein; allein hier fand sie eben so wenig eine Spur von einem Menschen, als draußen im Freien, und mißmuthiger noch als ihre Schwester kam sie endlich nach Hause.

„Ihr laßt Euch aber auch in Eurem leidenschaftlichen Treiben von jedem elenden Blendwerke täuschen,“ zürnte die Mutter, als sie den Bericht ihrer zweiten leer zurückkehrenden Tochter vernahm: „ich sehe schon, bevor ich nicht gehe, sehen wir sie nicht hier.“ Und wie ein Sturmwind brauste sie durch den Wald dahin.

Der Graf schritt indessen ruhig an Käthchens Seite vorwärts, während sich diese mehrmals besorgt umschaute; sie ahnete nun eine gefährlichere Verfolgung als die ihrer Schwestern, und ihre Befürchtung wurde auch mit einem Male zur Gewißheit; denn ihre Mutter wurde jetzt in der Ferne sichtbar. Aber in demselben Augenblicke waren auch die beiden jungen Leute verschwunden, und vor der herangekommenen Alten breitete sich ein großer Weiher aus, auf dessen Spiegel eine Ente einsam herumschwamm. Die erfahrne Mutter war jedoch auf eine Vertheidigungsmaßregel ihrer Tochter schon gefaßt gewesen, und, ohne zu zaudern, stürzte sie sich in das Wasser hinter der Ente her. Letztere wußte inzwischen der harten Verfolgung stets durch eine geschickte Bewegung zu entgehen. Jetzt schoß sie in gerader Linie fort, und wenn schon die haschende Hand sich nach ihr ausstreckte, entschlüpfte sie dieser entweder rasch durch eine kühne Wendung, oder tauchte plötzlich unter, und kam ganz unvermuthet auf der entgegengesetzten Seite wieder zum Vorscheine, so daß endlich die eifrige Verfolgerin zu ermatten begann, und sich an's Ufer zurückzog. Hier riß sie von einer Haselstaude drei Nüsse ab, und warf sie in den Teich. „Lebe wohl, Kind,“ sprach sie: „und nimm dies zum Zeichen, daß ich ohne Groll von Dir scheide, und mögest Du es nie bereuen, daß Du des Fremdlings wegen Dein Elternhaus verlassen hast.“ Und verschwunden war sie im Walde.

Aus Käthchens Augen aber stürzten heiße Thränen, als sie wieder mit dem Grafen allein war, welche diesem, der die Worte ihrer Mutter vernommen hatte, zu sagen schienen: „Dir habe ich mein bisher Theuerstes aufgeopfert, und nur Du kannst mir Ersatz bieten; denn mein Herz hängt fest an Dir.“ Der gefühlvolle junge Mann verstand die Sprache ihres Gemüthes, und sie fest in seine Arme schließend, fragte er sie mit Innigkeit: „Wißt Du mich durch Deinen Besitz glücklich machen, theures Wesen, willst Du?“ Käthchen antwortete nicht, aber sie schlang ihre Arme um seinen Hals und weinte still.

Endlich nahm sie das Wort: „Ehe Du Dich an mich bindest, rede mit Deiner Mutter deshalb, laß Dich aber von ihr nicht eher küssen, bevor Du nicht meinen Namen ausgesprochen hast, sonst vergißt Du mich und alles, was Dir seit der Entfernung aus dem Elternhause begegnet ist. Ich will unter diesem Apfelbaume Deiner Rückkehr harren, da hier mit dem Grenzsteine Deine Besitzungen beginnen.“

„Nie kann ich Deiner vergessen!“ rief der Graf: „und im Triumphzuge will ich Dich in mein Elternhaus einführen!“ —

Aber kaum trat er über die Schwelle, als die Mutter ihm um den Hals fiel, Kuß auf Kuß auf seine Lippen drückte und — weg war die Erinnerung an das kurz zuvor Erlebte. Vergebens sann er den Begebenheiten der letzten Tage nach; es war ihm, als sey er aus einem Traume erwacht, dessen Bilder seinem Gedächtnisse entfallen, so wenig war er sich mehr seiner letzten Gefühle bewußt. —

Das arme Käthchen harrte indessen mit Sehnsucht auf die versprochene Rückkehr ihres Schützlings und mit Wehmuth ahnete sie das Geschehene, als die Sonne hinter die Berge sank und sie sich noch immer einsam unter dem Baume fand. Schlaflos und traurig brachte sie hier die Nacht zu. Am Morgen zog sie sich in eine abgelegene Gegend auf des Grafen Besitzungen, trat dort bei einer Wäscherin in Dienst und besorgte still und fleißig ihre Arbeiten, ohne sich um das Getümmel der Welt zu kümmern. Die geheimen Zauberkünste des Elternhauses, welche ihr die Art des möglichen Verlustes ihres Geliebten vorhergesagt hatten, gaben ihr dagegen auch einen leisen Fingerzeig, auf welche Weise sie ihn wieder in ihre Arme zurückführen könne, und im Stillen beschäftigte sich ihr Geist unaufhörlich mit diesem Gegenstande.

(Beschluß folgt.)

Aus der Heimath.

Die Morgen-Ausgabe des „Lloyd“ vom 13. d. bringt folgende Correspondenz aus Klagenfurt, vom 10. Juni: „Während sich eine Deputation des hiesigen Gemeinderathes in Wien befindet, um zu erwirken, daß der Sitz des innerösterreichisch-küstenländischen Appellationsgerichts noch ferner hier zu verbleiben habe, verbreitet sich das Gerücht, daß diese Angelegenheit

vom Justiz-Ministerium bereits, und zwar zum Nachtheile von Klagenfurt entschieden sey. Diese Nachricht scheint jedoch der Wahrheit zu entbehren. Zuerst dürfte schon einmal die Reorganisirung der Appellationsgerichte, ja selbst der Collegialgerichte erster Instanz so lange noch nicht an der Zeit seyn, bis nicht vorher das neue Gesetz über das Civil- und Criminalverfahren erlassen ist; dieses aber wird wohl erst vom ersten Reichstage berathen werden, da ein bezügliches Provisorium weder dringend und nothwendig, noch heilsam wäre, sondern in den Rechtszuständen ein Schwanken hervorbringen würde, daß wir dann bei Einführung der bezüglichen definitiven Gesetze in kürzerer Zeit das zweite Mal zu überstehen hätten. — Welchen Nutzen aber bis dahin die Reorganisirung der Collegialgerichte erster und zweiter Instanz gewähren sollte, ist nicht leicht einzusehen; die Kosten würden für den Augenblick ohne Nutzen vermehrt, und die neugeschaffenen zahlreicheren Gerichtscollegien wären nicht beschäftigt. Die Einführung der definitiven Gesetze über das gerichtliche Verfahren könnte abermalige sehr bedeutende Veränderungen in der Organisation der Justizstellen nöthig machen, da sich erst dann über ihre Anzahl, Besetzung und Residenz mit Sicherheit aussprechen werden kann. Was uns hier zu Lande so bald als möglich Noth thut, ist die Organisirung der kaiserlichen Einzelngerichte; die zahlreichen Patrimonialgerichte, die wir, wenn jetzt auch in Zwitterform bestehen, die kraus zerrissenen Gerichtsbezirke, das minutiös verkümmerte Ansehen der dabei angestellten Beamten machen dießfalls eine Abhilfe dringend. Auf dem neuen Unterbau derselben werden später die Collegialgerichte, und endlich die Appellhöfe um so sicherer und zweckmäßiger organisirt werden können: So viel über den Zeitpunkt, wenn mit Recht die Reorganisirung des hiesigen Appellationsgerichtes gefordert werden kann. Was die weitere Frage anbelanat, ob es getheilt, und wo es im Ganzen, oder seine Theile seiner Zeit residiren sollen, so gilt allerdings zuerst der Grundsatz, daß der Wunsch irgend einer Stadt, zum Sitze eines Appellationsgerichtes bestimmt zu werden, dem Besten des Dienstes, der Beförderung der Justizpflege nachstehen muß. Es liegt daher am Tage, daß die bezügliche Feststellung von den neuen Gerichtsordnungen und von der Erledigung mehrerer damit verbundener Fragen wesentlich abhängt, worunter auch die gehört, ob und wie weit es räthlich befunden werden wird, die Collegialgerichte minderer Art den Einzelngerichten als zweite Instanz vorzusetzen. Als weitere Maxime bei Organisirung der Appellationsgerichte wird aber auch angenommen werden müssen, daß eine Umlegung und Theilung derselben nur dort vorzunehmen ist, wo dadurch gegenüber den großen Kosten und Unzukömmlichkeiten derselben im Interesse der Rechtspflege überwiegende Vortheile gewonnen werden. Dieser unabweisliche Grundsatz dürfte nun sehr laut zu Gunsten von Klagenfurt sprechen. — Es ist kaum vorauszusetzen, daß jedes Kronland sein eigenes Appellationsgericht, und gerade nur eines bekommen wird; die Autonomie der Provinz steht damit in keinem Zusammenhange; sollte jedes solche Appellationsgericht aber überdies nur mit Einheimischen der Provinz besetzt werden, so würden in den kleineren sehr gewatterschaftliche Appellhöfe zum Vorschein kommen. — Der fördernde Anstoß, der sich aus dem Vereine verschiedener Anlagen und Erfahrungen bildet, ginge verloren, auch könnte an einzelnen Orten nach Umständen Ueberfluß oder Mangel an tauglichen Candidaten eintreten. Wenn somit die Sprengel der einzelnen Appellationsgerichte weniger nach dem Umfange der Kronländer, als nach den Flächenmaß- und Bevölkerungs-Verhältnissen zu bestimmen seyn werden, so könnte es sich ergeben, daß für den gegenwärtigen Umkreis des innerösterreich-küstenländischen abermals nur ein, höchstens zwei Appellationsgerichte festgesetzt werden. Dann aber frage ich, welcher überwiegende Vortheil für die Justizpflege sollte daraus erwachsen, wenn dieses eine, oder jedes dieser zwei Appellationsgerichte von Klagenfurt weggenommen würde? Ist die Reise von Klagenfurt nach Gratz, Laibach oder Triest etwa kürzer als die umgekehrte, oder werden an dem neuen Sitze schnellere und weisere Entscheidungen erfolgen? Gewiß nicht — eine Veränderung ist noch keine Verbesserung; wohl aber würde eine solche vom Gesichtspunkte der Justizpflege nicht geforderte Maßregel unser Klagenfurt seinem materiellen Bestande nach abermals sehr zurücksetzen und verarmen. Die Wunden, die ihm seit dem Beginne dieses Jahrhunderts durch ähnliche Verfügungen geschlagen wurden, sind Jedem, den es interessirt, bekannt genug, ich mag sie hier nicht noch einmal aufzählen, die Folgen einer solchen jüngsten Verkürzung wären aber sehr herb. Die Häuser würden entwerthet, der Geldumlauf bedeutend vermindert, der Verdienst aller Gewerbe verkümmert. — Sollte für das Terrain des jetzigen innerösterreichisch-küstenländischen Appellationsgerichtes aber nicht in der That auch bei der neuen Organisirung ein einziges genügen, und würden die Kosten vermehrter Präsidenten-, Rath- und sonstiger Beamtenstellen, so wie das Zustandebringen der nöthigen Gebäude die Ausgaben nicht weit übersteigen, die durch die Diäten und Reisekosten einzelner Räthe zu den Assisen bei größerem Sprengel verursacht werden würden?"

Notizen.

— Die Decoration des preußischen Ordens pour le merité, welche der König dem Erzherzog Albrecht nach Italien gesendet hat, ist dieselbe, die sein verstorbener Bruder, der Erzherzog Friedrich, sich durch seinen bei der Eroberung von St. Jean d'Acre bewiesenen Heldenmuth erworben hatte. Nach den Statuten dieses Ordens ist es nämlich Brauch, daß die Ordenszeichen nach dem Tode der Ritter der Generalordens-Commission zurückgesendet werden, und man legt dann einen besonderen Werth auf die Decorationen, die durch Thaten und Rang ausgezeichnete Männer getragen hatten. So starb erst vor einigen Jahren in Berlin ein Graf von Esloffstein, dessen Ordensdecoration dadurch eine historische Merkwürdigkeit hatte, daß sie von dem Blute des in der Schlacht bei Prag gefallenen Feldmarschalls von Schwerin bespritzt worden war.

— Der gefallene Oberst Henzi, Festungscommandant von Ofen, war bekanntlich ein Schweizer. Sein Großvater Samuel Henzi, geboren ums Jahr 1700, hatte sich in mehreren Richtungen versucht.

Einige Zeit gab er sich mit Landwirthschaft ab, verfaßte Trauerspiele, war Hauptmann in Diensten des Herzogs v. Modena, Freimaurer; als solcher stand er in Correspondenz mit Lessing. Im Jahre 1749 war er Hauptmann der Stadtwache zu Bern. Damals verschworen sich die niederen Geschlechter gegen die Höheren. — Obwohl, wie es heut zu Tage auch noch geht, ein anderer an der Spitze der Verschwörung stand, so wurde doch die Ausführung derselben Henzi übertragen. — Wenige Tage vor dem Ausbruch erhielt die Regierung Kunde davon. Viele der Verschwornen wurden verhaftet, der Chef hinter den Coulissen entfloh, Henzi aber wurde enthauptet. Seine Söhne traten in österreichische Dienste, vielleicht durch den Einfluß des Bruders ihres Vaters, der Pagen-Gouverneur bei dem Erbstatthalter in Holland war. Einer wurde Oberst des Dragoner-Regiments Erzherzog Johann, und war einer der Reiteroffiziere die bei Marengo verwundet wurden. Der Commandant von Ofen hat, seit er Officier geworden, stets im Genicorps gestanden. Er ist in den ersten Stunden des 21. Mai d. J. ruhmvoll gefallen, indem er die ihm anvertraute Festung auf's Aeußerste vertheidigte, den Sturm des Feindes abwartete, was in unserer neueren Zeit, ausgenommen in Spanien, nicht mehr gesehen worden ist. Wenn man so häufig lesen muß, daß unter den fremden Legionen des heutigen Roms, ja selbst bei dem offenen Aufstand der Pfalz und in Baden Schweizer sich betheiligen, so ist es wahrlich ein sehr wohlthuendes Gefühl, von einem Zuge so treuer Pflichterfüllung zu hören, wie die letzten Momente des Gefallenen. Ehre seinem Andenken!

— Das Abendblatt der Graz. Ztg. bringt ein Schreiben aus dem russischen Lager bei Szered, worin es heißt: »In Lanschitz eingerückt erfuhr ich, daß 1/4 Viertelstunde von dort das russische Infanterie-Regiment Sabalkanski auf dem Felde lagere; ich fuhr gegen Abend mit meinen Officieren hinaus, um die neuen Kameraden zu begrüßen und erlaubte auch den Grenadieren, sich dahin zu begeben, von welcher Erlaubniß an 2—300 Mann Gebrauch machten. Schon aus der Ferne schallte uns der originelle, recht harmonische Gesang der Russen entgegen, das ganze Lager stand gruppenweise beisammen und sang dasselbe Lied. Wir wurden von dem russischen Obersten und seinem Officierscorps sehr artig empfangen, aus dessen Reihen 2 Livländer, die Dolmetscher machten, da alle Uebrigen bloß russisch sprachen, hervortraten. Der Oberst gab sogleich Befehl, die Musik ausrücken zu lassen, die dann auch augenblicklich erschien und sich in folgender Ordnung aufstellte: 1. Ein Zug mit kupfernen Hörnern; 2. ein Zug Pfeifen; 3 Tambours; 4. die eigentliche Banda. Das Ganze commandirte ein großer, schwarzer, verwitterter aussehender Regiments-Tambour. Das gesammte, wohl an 4000 Mann starke Regiment, hatte sich, die Mütze in der rechten Hand, in einem drei Mann hohen, weiten Kreise, lautlos um uns geschaart. Die Musik begann mit der österreichischen Volkshymne, die vom ganzen Lager, mit dreimaligem Hurrah und in die Höhe geworfenen Mützen begrüßt wurde, hierauf folgte der Radetzky-Marsch. Nun bat ich den Obersten um die russische Volkshymne, die wir Oesterreicher ebenfalls mit dreimaligem Vivat feierten, dann spielte die Banda noch Strauß'sche Polka's und einige Krakowiak's. Jetzt war die Zeit zur Verbrüderung, die Banda spielte den recht harmonischen Abendsegen, während der Pause, wo bei uns der Tambour 3 Trommelstreiche gibt, bethete der Regimentstambour mit lauter Stimme für den Czar, ließ sodann in 4 Zügen abschwenken und marschirte mit dem ebenfalls sehr originellen Zapfenstreich um das ganze Lager. Die Ruhe und Ordnung der Russen ist eben so bewunderungswerth als nachahmungswürdig; die Disciplin ist natürlich strenge, doch sah ich überall nur fröhliche Gesichter die übrigens einander merkwürdig ähnlich sind. In der Marschaufnahme hat der Russe unter dem langen, braunen, röthlichen Mantel nur Hemd und Gattie, die grüne Montur (Parademontur) und weißen Pantalons werden auf, mit 3 trefflichen Pferden bespannten, lichtgrün angestrichenen Bagagewägen nachgeführt. Jeder der 4 Züge einer Compagnie hat einen colossalen Kochkessel, jeder Mann eine Feldflasche; ihre Gewehre sind leichter wie die unseren, aber noch mit Steinschlössern. Kaum war der Zapfenstreich vorbei, als bei den Offiziers-Hütten überall der Samovar auf die Kohlen gesetzt und tüchtig Thee getrunken wurde. Recht angenehm befriedigt verließen wir das Lager unserer braven Bundesgenossen. Den folgenden Tag begegnete ich einem andern russischen Infanterie-Regimente auf dem Marsche, und bewunderte wirklich, wie diese Leute, bei 28 Grad Hitze und fußhohem Staube, mit 16 Rotten breiten Zügen daher marschirten. Alles singend, vor jeder Compagnie 1 Tambour und 1 Pfeifer, die den Tact gaben; Nachzügler sah ich keinen. Mehrere russische Soldaten sprachen polnisch und da ich letzteres auch etwas radebreche, so erzählten sie mir, wie glücklich sie Alle über diesen Feldzug seyen. Ich fand durchaus den Ausdruck der Heiterkeit und Zufriedenheit auf allen Gesichtern, keineswegs aber den Typus »so verthierten, geknechteten Stumpfsinnes, welchen die, so gerne Russen fressenden aber eigentlich Russen fürchtenden, deutschen demagogischen Subjekte diesem wackeren Volke andichten möchten.«

— Vom FML. Thurn erzählt man folgende characteristische Anecdote. Die Venetianer Deputirten, welche nach Verona abgingen, ließ er mit verbundenen Augen nach Malghera führen, und ihnen dort die Binde herabnehmen, so, daß sie die angerichtete Zerstörung, welche unsere Batterien angerichtet hatten, ansehen konnten. »Sehen Sie, meine Herren,« sprach er dann: »so wird Venedig aussehen, wenn Sie in Ihrem sinnlosen Widerstande fortfahren.« Als hierauf die Deputirten die Hoffnung ausdrückten, man werde doch das monumentale, an so seltenen Kunstschätzen reiche Venedig schonen, erwiederte er: »Meine Herren, Titiane und Canova's kann uns die nächste Epoche des Friedens und der Ruhe wieder geben, aber der Thron Habsburgs ist auch ein altes Monument, für dessen Erhaltung man jedes Opfer bringen muß.«

Verantwortlicher Redakteur: C. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№. 50. Klagenfurt, Sonnabend den 23. Juni 1849.

Die Familie in dem Waldschloße.

Volksmährchen.

(Beschluß.)

Eines Tages wusch Käthchen am Flusse, als ein gräflicher Kutscher die Pferde in die Schwemme ritt. Aus der Entfernung sah er das liebliche Mädchen und es zog ihn unwiderstehlich zu ihr hin. Er gab seine Pferde einem Zweiten und näherte sich der anmuthigen Gestalt. Ein harmloses Gespräch knüpfte die Bekanntschaft an und die Unterredung schloß mit dem Wunsche des Rosselenkers, daß ihm die Kammer der netten Wäscherin heute Nacht offen stehen möge. Käthchens reinen Sinn verletzte tief diese erniedrigende Zumuthung; allein sie gab ihm demungeachtet keine abschlägige Antwort, sondern ein leises Ja lud ihn vielmehr ein, seine Absicht in Ausführung zu bringen. Entzückt eilte der Verliebte dem herrschaftlichen Schlosse zu.

Zur bestimmten Stunde befand er sich an dem einsam dastehenden Häuschen ein, und leise stahl er sich zu Käthchens Schlafgemache. Diese empfing ihn schon am Eingange und trug ihm vor Allem auf, die Hausthüre sorgfältig zu verschließen, damit nicht Jemand zu ihnen eindringe. Im Nu befolgte er diese Mahnung; allein kaum hatte er die Thüre zugedrückt, als sie schon wieder aufgesprungen war; er schloß sie abermals, und abermals sprang sie auf. Nun lehnte er sich an dieselbe und wollte sie gewaltsam festmachen; allein wieder umsonst, denn die Thüre schleuderte ihn etliche Schritte weit von sich. In Hitze gerathend, schwur er nicht abzulassen, bis der Uebelstand beseitiget sey, und wie von einer unsichtbaren Macht festgebannt, schloß er in unerschütterlicher Geduld die Thüre eben so oft zu, als sie, ihm wie zum Spotte, knarrend aus dem Eisen sprang, bis endlich der Morgen graute, und er im höchsten Aerger merkte, daß er gefoppt werde. Brummend schlug er im Fortgehen die Thüre hinter sich zu, worauf sie festhielt und den überraschten Liebhaber, trotz der kräftigsten Versuche, sie zu öffnen, nicht mehr einließ.

Ehe derselbe es neuerdings wagte, die Jungfrau um ihr herrlichstes Gut — die Unschuld des Herzens — betrügen zu wollen, trug sich etwas zu, das in Käthchens Gemüthe eine lebhafte Bewegung hervorvorbrachte. Es verlautete nämlich, daß der Graf sich in Kurzem mit der Erbin des benachbarten Gutes vermählen werde, welche Nachricht sich auch bestätigte. Käthchens Herz konnte ihm nicht zürnen, sie wußte ja, es sey nicht Untreue in dieser Handlung zu suchen; aber sie erkannte, daß es hohe Zeit sey, seine Erinnerung zu wecken, wenn es überhaupt noch möglich wäre.

Da fielen ihre Gedanken auf die Versöhnungszeichen ihrer Mutter — die drei Haselnüsse. Daß es keine gewöhnlichen Nüsse seyen, schloß sie daraus, weil die Mutter mit ihren letzten Worten auf dieses Geschenk eine gewisse Bedeutung gelegt hatte, welche ihrem Kinde vielleicht zum Troste dienen konnte. Begierig knackte sie eine derselben auf, und wurde nicht wenig überrascht, als sich aus der Schale eine Schnur der köstlichsten Perlen herauswand. Schnell bildete sich bei deren Anblicke ein Plan in ihrem Gehirne, den sie unverzüglich auszuführen beschloß. Sie hatte bereits den Namen von des Grafen Braut ausgekundschaftet, und selbe bei einem Spaziergange auch gehörig ins Auge gefaßt.

Am andern Tage war Sonntag. Käthchen benutzte die Gelegenheit, als jene in die Kirche ging, sich in ihrer Nähe zu halten, und wußte es so einzurichten, daß sie neben dem Betstuhle des Fräuleins zu stehen kam. Diese, eine feine Kennerin von Edelsteinen, war nicht wenig erstaunt, am Halse eines einfach gekleideten Mädchens Perlen zu entdecken, deren sich keine Fürstin schämen durfte, und sie vermochte nicht, ihr Auge von dem herrlichen Geschmeide abzuwenden. Als Käthchen die Kirche verließ, folgte ihr die junge Gräfin in einer geringen Entfernung, bis Erstere den Weg nach ihrer einsamen Wohnung einschlug; jetzt trat sie zu ihr heran und fragte nach einer kurzen Einleitung, wo derlei schöne, reine Perlen, wie sie noch keine gesehen, zu Hause wären. Käthchen, welche diese Frage gewünscht hatte, machte die Schnur vom Halse

los und reichte sie mit der Bemerkung hin, daß, im Falle sie es wagen dürfe, selbe dem gnädigen Fräulein anzubieten, sie sich glücklich schätzen würde, ihr den Besitz derselben abzutreten. Hocherfreut über diese Antwort, erkundigte sich die Gräfin nach dem Preise, worauf Käthchen entgegnete: „Des Goldes bedarf ich nicht; kann mir aber die Gunst zu Theil werden, Euern hochverehrten Bräutigam, den Herrn Grafen in meiner stillen Behausung zu sehen, so bin ich reich belohnt. Es ist eine für mich äußerst wichtige Angelegenheit, die mich zu dieser Bitte veranlaßt." — In der Braut regte sich bei diesen Worten ein wenig die Eifersucht, und indem sie das schöne Mädchen verwundert ansah, konnte sie sich eines gewissen Argwohnes nicht erwehren; inzwischen versprach sie, dem Grafen dieses Anliegen vorzutragen, und nachdem ihr Käthchen Namen und Wohnort genannt hatte, entfernte sie sich mit dem Vorsatze, dieses Gegenstandes ihrem Bräutigam gegenüber mit keiner Sylbe zu erwähnen; die Fremde wollte sie mit einer angemessenen Geldsumme für die Perlen entschädigen

Als nach mehreren Tagen des sehnsuchtsvollsten Harrens der Erwartete nicht erschien und der Zeitpunkt, wo das Ehebündniß in der gräflichen Familie geschlossen werden sollte, nicht mehr ferne war, öffnete Käthchen die zweite Nuß. Ein brillantnes Kreuz an einer goldenen Kette funkelte ihr entgegen. In der Mitte desselben saß ein Diamant, dessen wundervoller Schimmer die ihn umgebenden Edelsteine verdunkelte, wie die Sterne erbleichen, wenn die Sonne zwischen sie tritt.

Dießmal winkte in der Kirche die gräfliche Dame ganz vertraulich das schlichte Mädchen zu sich in den Stuhl und flüsterte ihr ins Ohr, daß der Graf durch dringende Geschäfte verhindert gewesen, ihrem Wunsche zu willfahren; nun aber möge sie der Gewährung desselben versichert seyn. Der strahlende Diamant wirkte so bezaubernd auf das Fräulein, daß beim Nachhausegehen derselbe sich von Käthchen auf dieselbe Weise trennte, wie unlängst die Perlenschnur.

Aber ach! der Graf kam abermals nicht, und schon war nur mehr ein Tag auf die Hochzeit hin. Da zerdrückte sie in banger Erwartung die Schale der dritten Nuß und fand — einen Zettel, worauf von der Hand ihrer Mutter geschrieben war: „Dein jungfräulicher Wandel führt Dich an's Ziel." Freude, Hoffnung und Zweifel wechselten jetzt in ihrer Seele. Morgen war der entscheidende Tag, und besuchte sie der Heißgeliebte heute nicht mehr, so war er für immer von ihr geschieden. Dieser Grundgedanke ließ sich in ihrem Innern durch keine wie immer geartete Vorstellung bewältigen, obgleich der Mutter Worte sie trösten und auf ein geduldiges Abwarten ihres Looses hinweisen sollten; allein Niemand schien sich ihrer anzunehmen, und wenn sie nicht handelte, wie sollte er sich des armen Mädchens erinnern und sie selbst auffuchen? Solche Zweifel quälten sie unablässig trotz der mütterlichen Verheißung, und so rückte der Abend heran, ohne daß sie noch einen ruhigen Gedanken gefaßt hatte.

Der Graf saß indessen an der Abendtafel im Kreise seiner Angehörigen und Verwandten. Da erinnerte sich die Braut der Bitte jenes Mädchens vom Kirchgange her und sie erwähnte dieses Anliegens. Der Graf wurde nachdenkend, konnte sich jedoch nicht entsinnen, in welcher Beziehung die Fremde zu ihm stehen oder was sie vom ihm zu verlangen beabsichtigen könne. Sinnend stand er endlich auf und trat vor die Thüre hinaus auf den Balkon.

Der Himmel war mit Sternen übersät, kein Lüftchen regte sich, eine feierliche Stille ruhte rings auf der ganzen Gegend. Eine bange Sehnsucht stieg in seiner Brust auf, welche ihm zuzurufen schien: „Deinem Herzen winkt ein anderer Preis, geh', eile, ihn aufzusuchen!" Und der Gedanke an das morgen zu schließende Bündniß begann ihm drückend zu werden. Da wurden unterhalb des Balkones die Stimmen zweier von seiner Dienerschaft laut, die im Gespräche begriffen, sich vor das Hausthor setzten, so daß ihr Herr den Inhalt der Rede deutlich verstehen konnte. Der Eine war der Kutscher, der das Rendezvous mit Käthchens Hausthüre bestanden hatte, dieser erzählte seinem Kameraden haarklein das ärgerliche Abenteuer, welche Mittheilung er mit der Versicherung schloß, das Mädchen habe es absichtlich darauf angelegt, ihm für seine unverschämte Zudringlichkeit diesen verwetterten Streich zu spielen; nur könne er nicht begreifen, wie sie es habe möglich machen können, ihn auf einen Ort gleichsam festzubannen, so daß er unermüdet die widerspenstige Thüre in den Händen behielt.

Der Graf aber erkannte in dieser Erzählung dasselbe Mädchen, welches ihn um seinen Besuch hatte bitten lassen, und es schien ihm mit einem Male, als sey dasjenige, was er dort erfahren sollte, von zu großer Wichtigkeit, als daß er diesen Gang bis nach seiner Vermählung aufschieben sollte. Unter einem schicklichen Vorwande entfernte er sich von der Gesellschaft und bald hatte er das kleine Häuschen in der Nähe des Flusses gefunden. Bei einem Lichte, das ihm durch ein Fenster entgegenschimmerte, sah er eine weibliche Gestalt am Spinnrade sitzen. Ohne ihr Gesicht näher ins Auge zu fassen, ging er rasch auf die Thüre los, öffnete, ohne anzuklopfen, dieselbe und — das reizende Käthchen stand vor ihm. Zerrissen waren mit einem Schlage die Nebel, welche ihm bisher seine

schönste Erinnerung verhüllt hatten, und, indem sich Beide fest umschlungen hielten, erfüllten sich der Mutter Worte, welche ihrem Kinde die Erreichung seines Zieles durch dessen jungfräulichen Wandel verheißen hatten; denn des Dieners Aeußerungen, den das zächtige Mädchen in die Schranken der Erdarkeit zurückgewiesen, hatten ihr den Weg zu des Grafen Gedächtnisse gebahnt und mit diesem entscheidenden Schritte ihr seine Liebe neuerdings zugewendet.

Die gräfliche Er-Braut aber sandte im höchsten Grade erzürnt Perlen und Kreuz der jungen Frau wieder zurück, und war von dem Wahne nicht zu heilen, es sey die ganze Sache zwischen dem Grafen und Käthchen auf diese Art abgekartet gewesen, um auf Grund eines erdichteten früheren Versprechens das gegenwärtige Verhältniß schicklicher auflösen zu können.

Friedrich Reinhard.

Albert Muchar von Bied und Rangsfeld,

Doctor der Philosophie, k. k. Professor an der Universität zu Gratz, Mitglied der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien, Secretär des historischen Vereins in Gratz ꝛc., Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, Benedictiner des Stiftes Admont in Steiermark (geboren zu Brunecken im Pusterthale von Tirol 1787), starb am 6. Juni um halb 8 Uhr Abends zu Gratz in Steiermark nach längerer Krankheit im 63. Lebensjahre, von denen er beinahe 50 Jahre in Steiermark verlebte.

(Aus dem österreichischen Volksblatte.)

Unter den Geschichtsforschern und Geschichtsschreibern des österreichischen Kaiserstaates nahm Albert v. Muchar einen hohen Rang ein. Seine Geschichte des celtischen, dann des römischen Noricums, theils in der steiermärkischen Zeitschrift, theils selbstständig herausgegeben, dann seine Geschichte des Herzogthums Steiermark, bisher 4 starke Bände (umfasset die Urzeit und das Mittelalter bis zum Jahre 1192 nach Christi Geburt), zeigen von einem außerordentlichen Quellenstudium, und sind nicht nur für die Steiermark, sondern auch für die benachbarten Provinzen, darunter vorzüglich Ober- und Nieder-Oesterreich, Salzburg, Kärnten und Krain, von Wichtigkeit, so wie den Geschichtsschreibern und Forschern ganz unentbehrlich.

Seine historischen Werke sichern dem Verblichenen eine Berühmtheit für die Zukunft, nur ist zu bedauern, daß er sein letztes Werk, die Geschichte Steiermark's, nicht bis in die neueste Zeit fortführen konnte; doch ist zu vermuthen, daß ein geordnetes Materiale von ihm hinterlassen wurde, welches nur eines tüchtigen Besorgers bedürfen wird, um es der Mitwelt ganz zu überliefern.

Muchar war ein von seinen Schülern mit Begeisterung geliebter Lehrer, ein von seinen vielen Freunden hochverehrter und geliebter, freisinniger, heiterer Mann, stets gesund und kräftig. Er ertrug manche böse Chicane der Verfinsterer mit dem heitersten Bewußtseyn eines trefflichen Menschen.

Erzherzog Johann war ihm eine große Stütze und vielleicht sein größter Schild im Kampfe gegen Ränke, die man gegen ihn geschäftig schmiedete. Der viel zu früh verstorbene Fürstbischof von Gurk, Franz Anton Gindl, früher Hofcaplan bei dem Bisthume Seckau während den Intercalare zwischen dem unvergeßlichen Fürstbischof Graf Waldstein und seinem Nachfolger, Romanus Sebastianus Zängerle, später geistlicher Gubernialrath am Gubernium zu Gratz, dann Hofrath in Wien, einst Schulkamerad Muchar's, trat männlich und mit Ueberzeugung für Muchar auf, wo er Schutz bedurfte. Die Herren Stände Steiermark's unterstützten, oder vielmehr sie machten die Herausgabe seiner steiermärkischen Geschichte möglich. Leider begann Muchar dieses bedeutende historische Werk zu spät, er konnte es nicht mehr vollenden, was um so mehr zu beklagen ist, als der freisinnige Geschichtschreiber in den spätern Jahrhunderten, und zumal in der neuern Zeit, weniger durch Censurfesseln wäre beirrt worden, wie dieses früher der Fall war.

In jener beengenden Zeit wurde Muchar eingeladen, an dem von Riedl zur Fortsetzung übernommenen Hormayer'sche Archiv für Geschichte, Geographie ꝛc. thätigst mitzuarbeiten. Muchar schlug die Einladung aus, indem er antwortete: „Ich werde arbeiten, forschen und schreiben bis an mein Ende, allein ich werde nicht in die Falle gehen, meinen Namen durch Neid und Intriguen compromittiren zu lassen. Bin ich einmal todt, so mögen sie damit machen, was sie wollen, denn ich will nur Wahrheit im Buche der Geschichte."

Ich glaube nicht, daß Muchar in der neuesten Zeit in eine falsche Stellung kam, allein mancher Freund, der ihn hoch verehrte, mußte der Pflicht weichen und dem Dienste in andere Provinzen folgen, wodurch er mehr isolirt wurde, und wie ich höre, in der letzteren Zeit auch viel von seinem heiteren Gemüthe verlor.

Ueberrascht und von Wehmuth ergriffen hat den Schreiber dieses Muchar's Todesanzeige in der Gratzer Zeitung. Ganz gleich mit Muchar im Alter, durch viele Jahre Schulkamerad, Freund und Verehrer des Verblichenen, glaubte er dem Unvergeßlichen diese wenigen Zeilen weihen zu müssen, da in Oberösterreich doch mancher Kenner mit Muchar's gelehrtem Wirken vertraut geworden ist und mit ihm Muchar's Verlust beklagen wird.

Linz, am 12. Juni 1849. †

Die schädlichen Einwirkungen der allgemeinen Wirren auf den Volksschulunterricht.

Als im März des vergangenen Jahres 1848 den Völkern Oesterreichs von ihrem Landesvater Ferdinand dem Gütigen, die werthvollen Gaben: Constitution und freie Presse, geschenkt wurden, erschienen bald darauf Aufsätze von verschiedenen Federn, welche hinlänglich darthaten, daß eine zeitgemäße Emporbringung der Volksschulen, eine durchaus nothwendige Sache, ein wesentliches Bedürfniß sey.

War nun vor etwas mehr als einem Jahre die Verbesserung der Volksschulen schon ein fühlbares Bedürfniß, so ist selbe in gegenwärtiger Zeit zu einer

dringend nothwendigen Sache geworden. Ein Blick auf den gegenwärtigen Zustand der Landschulen wird diese Behauptung hinlänglich rechtfertigen.

Man muß offen gestehen, daß die Schulen in dem letzten Jahre nicht nur keinen Aufschwung erhielten, sondern daß dieselben vielmehr im Sinken begriffen sind. Seit der Zeit, als die allgemeine Verwirrung immer mehr überhand nahm, erkaltete auch der Eifer der Gemeinden für die Schulen immer mehr und mehr, der Schulbesuch wurde immer seltener und nachlässiger, und selbst diejenigen Eltern, welche man früher noch zu den Guten zählen durfte, wurden nach und nach von der allgemeinen Gleichgiltigkeit bei der Erziehung ihrer Kinder angesteckt.

Es ist aber eine ausgemachte und durch die Erfahrung vielfach bestätigte Sache, daß der Unterricht in den Landschulen nur dann nutzbar und fruchtbringend werden kann, wenn die Schule fleißig und ununterbrochen besucht wird. Wie kann der Lehrer, bei dem besten Willen und mit dem angestrengtesten Fleiße, nützliche Kenntnisse unter der Schuljugend verbreiten, wie Achtung vor dem Gesetze, Liebe und Gehorsam gegen die Vorgesetzten in die Herzen der Kleinen pflanzen, wenn selbe in der Woche nur ein Paar Stunden unter seiner Leitung stehen, die übrige Zeit aber größtentheils sich selbst überlassen herumschwärmen? — Was kann und soll bei so bewandten Umständen der Lehrer thun? Freundliche Zusprache, ja selbst Bitten, fruchten äußerst selten, — sich aber in dieser sturmbewegten Zeit der Zwangsmittel, (wenn solche auch gewähret würden) zu bedienen, hätte weiter keine Folge, als daß sich der Lehrer vielfachen Beleidigungen, ja vielleicht gar persönlichen Insultirungen von Seite der nachlässigen Eltern aussetzen würde.

Wenn anders eine vielbesprochene Verbesserung des Volksschulwesens zur Wahrheit werden soll, so ist es nach meiner Ueberzeugung das erste und dringendste Bedürfniß, die nachlässigen Eltern mit aller Strenge zum fleißigen Schulschicken ihrer Kinder zu verhalten.

Eine andere für den öffentlichen Unterricht nicht minder nachtheilige Einwirkung der Gährung unter dem Landvolke zeigt sich in finanzieller Hinsicht auf Seite des Lehrers. Einige neue, vom Volke gänzlich mißverstandene Verordnungen bestärkten dasselbe in dem Wahne, von welchem es sich nicht mehr abbringen läßt, daß mit dem Unterthansverbande auch alle Abgaben an den Lehrer aufzuhören haben.

Wenn man bedenkt, daß die meisten Lehrer in Kärnten den größeren Theil ihrer geringen Einkünfte von den Gemeinden in Naturalien, Schulgeld u. s. w. bisher bezogen, und aus dem Schulfonde nur Beiträge angewiesen waren, so wird man auf die gegenwärtige Lage der Lehrer schließen können. Die ohnedies geringen Abgaben, welche den Lehrern bisher von den Gemeinden verabreicht werden mußten, sind theils wirklich aufgehoben, wie z. B. die Leistungen der Evangelischen an katholische Lehrer, theils aber werden selbe unter dem Vorwande, daß diese Abgaben abzulösen seyen, nicht mehr entrichtet. — Welche Mittel stehen aber dem auf diese Art hart bedrängten und gänzlich subsistenzlosen Lehrer zu Gebote, um sich aus dieser verzweiflungsvollen Lage zu retten? — Nahrungssorgen, Gram und Kummer drücken beständig und schwer den Lehrerstand zu Boden, denn es sind Dolchstiche für einen Familienvater, welche das Innerste seines Herzens treffen, wenn er die Seinigen Mangel leiden sieht, und nicht im Stande ist ihre Thränen zu trocknen.

Und ist es wohl möglich, mit Lust und Eifer die Bürde einer dreifachen Bedienstung zu ertragen, die Geschäfte derselben mit Liebe und Fleiß zu verrichten, wenn man in Voraus weiß, daß der Lohn dafür Mangel und Elend ist? Man sieht also, daß die Umstände, in welchen der Lehrer sich gegenwärtig befindet, keineswegs geeignet sind, das Aufblühen der Schulen zu befördern. Es richten auch wirklich schon viele der achtbarsten und angesehendsten Herren im Kronlande Kärnten ihr besonderes Augenmerk auf unsere traurige Lage, wie solches ein Vortrag in der Sitzung des kärntnerischen Landtagsausschusses am 24. April d. J. beweiset; er träufelte Balsam des Trostes in unsere Herzen, denn er berechtiget uns ja zu der freudigen Hoffnung, daß uns doch endlich Erleichterung unserer traurigen Lage werden wird. Dank herzlicher Dank sey daher Allen, welche sich unser annehmen, mit gerührtem Herzen dargebracht!

Kellerberg, 14. Juni 1849.

Joseph Tronegger.

Notizen.

In der Gegend von Selowitz in Mähren zirkulirt nach der „Mor. nowing." folgende rührende Anecdote. Nach der Schlacht von Austerlitz vernahm ein Bauer aus dem Dorfe Praze, welcher auf dem Schlachtfelde zwischen den Leichnamen umherging, das Aechzen eines Menschen. Er fand bald einen schwer verwundeten russischen Soldaten, holte sogleich seinen Sohn, und brachte den Mann mit dessen Hilfe in sein Haus. Hier pflegte er ihn sorgfältig, bis die Wunde geheilt war, und der Soldat seinen edlen Pfleger verlassen, und in seine Heimath zurückkehren konnte. — Jahre verginaen, und die ganze Begebenheit entschwand dem Gedächtnisse des edlen Bauers. Dieses Jahr trat plötzlich in das Haus des Mannes ein russischer Offizier, und sah sich um nach dem Gesichte des alten Eigenthümers. Man sagte, das Haus wäre nun im Besitze des Sohnes, der Vater sey eben im Ausgeding, und liege krank in einem Kämmerchen im Hofe. „Kennt ihr mich, Alter?" fragte der Offizier. — „Wie sollte ich euch kennen, Herr, ich bin so alt, und mein Gesicht so schwach." Der Offizier fiel ihm bei diesen Worten um den Hals und rief weinend: „Ich bin jener verwundete Soldat, den ihr vom Schlachtfelde nach Hause getragen, bei euch wie einen Sohn gepflegt, dem ihr das Leben gerettet habt." Von der ergreifenden Wirkung dieser Worte auf das Herz des alten Mannes, und auf die Umgebung — wäre es schwer eine entsprechende Schilderung zu geben. Nach einer langen, warmen Unterredung schied der Offizier unter den Thränen der ganzen Familie, und mehrere große Silberstücke, die er seinen Rettern als Einnerung zurückließ, werden als heiliges Andenken in dem Hause bewahrt werden.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 51. Klagenfurt, Dinstag den 26. Juni 1849.

Der Dragoner.

Oesterreichische Soldatengeschichte.

(Aus der „Geisel"; von Joh. Bapt. Rousseau.)

Mitternacht war vorbei. Lustig brannten die Wachtfeuer, in die pechschwarze Nacht knisternde Funken emporsendend. Dragoner lagen um das Feuer gestreckt, und suchten die ermüdeten und vom Frost geschüttelten Glieder so gut es ging zu wärmen. Die Rosse, welche gleich den Reitern einen heißen Tag durchgemacht, rührten sich nicht, oder zuckten nur bisweilen mit den von dem starken Ritte noch erhitzten Hufen. Von Zeit zu Zeit riefen die vorgeschobenen Pikets und Patrouillen einander an.

Einer der Reiter erhob sich, zog den Strohbund näher an das Feuer, drückte die Feldmütze tief in den Kopf und setzte sich dann an die Erde, den Mantel fest um sich schlingend, um auch den Rücken gegen den schneidenden Nordwind zu schützen. Er stützte den Kopf in die Hand und überließ sich seinen Betrachtungen.

„Ich kann nicht schlafen," sprach er in sich hinein: „wie erschöpft auch meine Kräfte sind. Es ist heute das sechzigste Geburtstagsfest meiner Mutter, da sind alle meine Gedanken daheim; ich seh' die gute alte Frau, wie sie das Gebetbuch aufschlägt und den Himmel inbrünstig anfleht, er möge mit ihrem Sohn seyn und ihn aus den Gefahren des Krieges unversehrt an das mütterliche Herz zurückführen; ich seh', wie sie die Kleider, die ich zurückgelassen, mustert und säubert, und wie sie das Festgewand zurechtlegt, worin ich einst, wenn ich ausgedient, an Rösi's Hand durch die Reihen der gaffenden Dorfbewohner zum Altar schreiten soll. O meine Mutter, meine Rösi, mein Heimathröslein! Gern will ich für meinen Kaiser sterben, wenn Gott es will; aber komme ich aus dem Feldzug glücklich heim, so gibt es auf der ganzen Erde keinen glücklicheren Menschen als Florian, denn ich habe die beste Mutter von der Welt, und will ihr mit der zukünftigen Meinigen den Abend ihres Lebens so versüßen, daß alle Sorgen, die sie um mich gehabt, reichlich vergolten seyn sollen."

„Was sagte sie nur," fuhr er nach einer Pause fort: „bei dem betrübten Abschied unter Anderem mit besonderem Nachdruck zu mir? Ja so! Florian, sprach sie, Mutterliebe geht über Alles, sie überdauert Zeit und Grab; sollte ich in der Zwischenzeit, da du unter Oesterreichs Fahne kämpfst, von hinnen abberufen werden, und dich nicht mehr wiedersehen, so werde ich Gott in meinem Todesstündlein bitten, daß er meinen Geist noch einmal zu dir gelangen lasse, damit ich dir, der du immer ein so treuer und herzlicher Sohn gewesen, meinen letzten Segen ertheilen könne für Zeit und Ewigkeit; und was eine Mutter in dem Augenblicke, wo Seele und Leib sich trennen, vom Himmel erbittet, das wird ihr gewährt: so hat mir deine Großmutter gesagt, und so sage auch ich."

Er versank immer mehr in Betrachtungen, und obwohl es um ihn heftig winterte, stand vor seinen geschlossenen Blicken dennoch im frühlingshellsten Morgenschein das freundliche Dorf, worin er geboren; er sah sich im Geiste mit der goldenen Tapferkeitsmedaille geschmückt dahin zurückkehren und in die Straße einbiegen, worin Mütterchen wohnt, die Nachbarn ziehen ehrerbietig die Mütze vor ihm ab, Rösi, seine Geliebte, fliegt ihm mit einem lauten Freudenschrei entgegen und in die ausgebreiteten Arme — wo ist meine Mutter? will er eben fragen ....

Ein Geräusch weckte den Dragoner aus seinen Betrachtungen. Er schlug den Blick empor ... und — allmächtiger Gott ... alle seine Glieder erbebten ... er starrte in dumpfem Entsetzen die Erscheinung an. Denn was sah er? Kaum zwanzig Schritte vor ihm stand seine Mutter, mit Leichenkleidern angethan, ein Crucifix in den welken gefaltenen Händen. Er wollte „Mutter" rufen, aber die Kehle war ihm wie zugeschnürt, und er vermochte keinen Laut hervorzubringen. Von seinen Gefühlen überwältigt, kniete er sich endlich an die Erde, und streckte der Todtengestalt seine Arme flehend entgegen. Diese erhob das Crucifix mit der Rechten, machte damit langsam das

segnende Zeichen des Kreuzes über den Krieger, und winkte ihm dann zu folgen.

Florian gewann seine Fassung zurück, ermannte sich und sprach: „Wer du auch seyst, nächtliche Erscheinung, du kannst kein Gefreyter der Hölle seyn, sonst hättest du nicht die Gestalt meiner frommen und tugendhaften Mutter angenommen. Ich bin Soldat, kenne keine Furcht, und folge, wohin du mich auch führst."

Sie hatten bald die österreichischen Vorposten hinter sich, schritten ungesehen durch die Vedetten des Feindes, und gelangten an den Eingang des Zeltes, worin die Heerführer versammelt waren und Kriegsrath über die Fortführung der Operationen hielten. Florian hörte Alles, was verhandelt wurde. Noch in der nämlichen Stunde der Nacht sollte das vorgeschobene Corps der Oesterreicher, um deren Stellung der Feind genau wußte, überrumpelt und niedergemacht, und die Verwirrung der Nacht benützt werden, einen allgemeinen Angriff, der mit dem einbrechenden Tage auf das Gros der Armee ausgeführt werden sollte, mit Erfolg einzuleiten. Die Haare des Dragoners sträubten sich, als er den verschmitzt ausgedachten Plan der feindlichen Generale vernahm, denn er sah das Heer, dem er diente, und die Interessen seines Kaisers, den er über Alles liebte, in größter Gefahr.

In diesem Augenblicke fühlte Florian einen Schlag auf seinen Schultern. Sein Wachtmeister stand vor ihm.

„Was hast du nur, Kerl!" redete dieser ihn an: „du stellst dich ja im Schlafe an, als seyst du besessen, und redest mit dir selber so laut, daß wir Alle kein Auge zuthun können. Was steckt dir im Kopf? Halt' dich ruhig, wir bedürfen des Schlafes, und wollen ihn uns nicht durch einen Nachtwandler rauben lassen."

Florian rieb die Augen, blickte verstört umher, heftete den überraschten Blick auf den Wachtmeister, die Kameraden, sein in der Nähe am Pfahl gebundenes Roß, das Wachtfeuer, er betastete sich, ob er wirklich noch an der Stätte sey, wo er eingeschlafen — Alles war richtig. Er hatte geträumt. Und dennoch rief eine Stimme in seinem Innern ihm unwiderstehlich zu, es sey nicht möglich, daß das Alles nur ein Traum gewesen, er hatte die noch im Tode unentstellten Gesichtszüge seiner Mutter zu genau gesehen, ihren Segen empfangen, die Gespräche der feindlichen Generale im Lager derselben deutlich vernommen — ha! — Bei dem letzten Gedanken stieg ihm das Blut zu Herzen, er zitterte für's Vaterland, es ließ ihm keine Ruhe mehr, er weckte seine Kameraden und erzählte ihnen haarklein, was er gesehen, gehört.

Anfangs lachten die bärtigen Kriegsmänner über Florian's Ammenmährchen, wie sie seine Erzählung nannten; als derselbe aber fest auf seiner Aussage beharrte und sogleich vor den Obersten geführt zu werden verlangte, um diesen eine Mittheilung zu machen, widrigenfalls er sie für alle Folgen einer etwaigen Weigerung verantwortlich mache, wurden sie nachdenkend, und der Wachtmeister entsprach dem Ansinnen des Dragoners.

Der sofort geweckte Anführer des Reiterregiments hatte kaum aus dem Munde Florian's die näheren Umstände der Vision vernommen, die derselbe soeben gehabt, als er auch schon nach dem Grundsatze, in Kriegszeiten auch das Unbedeutendste nicht gering zu nehmen — seine Leute eiligst alarmiren ließ und gleichzeitig an den kommandirenden Feldmarschall-Lieutenant einen Rapport einsendete. Auf dessen Anordnung war in Zeit einer Viertelstunde das ganze Corps auf den Beinen und schlagfertig.

Es währte nicht lange, so hörte man schon das Plänkeln der vorgeschobenen Posten. Die Feinde vermeinten, die Oesterreicher im tiefsten Schlafe zu überraschen, und waren nicht wenig erstaunt, als sie sich von denselben, nachdem man sie erst eine Weile vorwärts gelockt, plötzlich umzingelt und mit dem heftigsten Feuer empfangen sahen. Der Kommandirende hatte in aller Eile seine Anordnungen genau so getroffen, als wäre das, was Florian ihm erzählte, von demselben in der Wirklichkeit erhorcht worden. Man hatte ihm den genannten Dragoner als einen der sittlichsten seines Regiments gerühmt, und der Feldmarschall-Lieutenant, einer jener Krieger, die, gleich Wallenstein, an die Einwirkung höherer Mächte auf das Kriegsglück glauben, war auf der Stelle entschlossen, seinem Berichte Glauben zu schenken, zumal die erzählten Details über die Plane des Feindes ganz glaubhaft klangen.

Als die Morgensonne blutigroth das blutige Schlachtfeld beleuchtete, waren die Feinde längst entweder gefallen oder durch schnelle Flucht entkommen. Auch österreichischer Seits war der Sieg durch eine namhafte Anzahl von Todten und Verwundeten erkauft. Unter letzteren befand sich auch Florian, der einen Säbelhieb über den Kopf erhalten hatte. Er lag noch auf dem Verbandplatze, als schon der Oberst seines Regiments bei ihm erschien und ihm im Auftrage des Kommandirenden die große goldene Tapferkeitsmedaille unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken an die Brust heftete. —

Wie er nach drei Wochen als genesen aus dem Spital entlassen wurde, überreichte ihm der Feldarzt ein Schreiben. Es war schwarz versiegelt. „Ich wollte," sprach der Arzt: „den Brief, der schon seit einer

Woche hier ist, nicht eher übergeben, bis Du, Braver, völlig genesen, denn er scheint keine angenehme Nachricht zu enthalten.»

Florian erbrach ihn mit zitternder Hand. Er war von seiner Röfi. „Fasse Dich", lautete der Anfang: „und sey ein Mann. Deine arme Mutter ist an ihrem sechzigsten Geburtstage bald nach Mitternacht zu ihrem Frieden hinübergeschlummert." —

Der Dragoner verhüllte sein Gesicht und weinte eine Weile still für sich hin. Dann sprach er zum Himmel schauend:

»Ja, Mutterliebe geht über Alles, sie überdauert Zeit und Grab!»

Wer sind jetzt die Feinde des Vaterlandes?

Eine Gattung Feinde des Vaterlandes, die Parthei des Umsturzes wäre endlich glücklich überwunden, oder wenigstens zurückgewichen auf Ungarns blutgetränkten Boden, aber damit ist das arme Vaterland noch nicht gerettet, denn neue im Verborgenen wirkende und darum desto gefährlichere Feinde drohen ihm den Untergang. Und wo muß man diese Feinde suchen? Nicht unter den im Schweiße der Arbeit oft noch hungernden Proletariern, nicht unter den verschiedenen Schattirungen der ultraliberalen Parthei, nein! nicht unter diesen, sondern unter den mit Glücksgütern ausgestatteten sogenannten Schwarzgelben, besonders unter jenen, welche bei jeder Gelegenheit den Mund vollnehmen von Versicherungen der Anhänglichkeit an Thron und Vaterland, unter den Freunden der Ruhe und Ordnung, des Gesetzes und seiner Organe.

Wie kann ein Schwarzgelber — denn einen solchen bezeichnet die Chiffer dieses Aufsatzes — wie kann ein Schwarzgelber seine eigene Parthei verdächtigen wollen, und dadurch sich selbst in ein zweideutiges Licht stellen? — Jeder in die Gesinnungen und redlichen Absichten des Schreibers dieser Zeilen gesetzte Zweifel wird aber bald verschwinden, wenn ich sage, da ich nicht meine Parthei verdächtigen, sondern nur auf die Auswürflinge hinweisen will, welche sich in jede auch noch so redlich gesinnte Parthei einschleichen und welche überall und jederzeit der eigentliche Krebsschaden der menschlichen Gesellschaft sind. Hätten sich unter die in den unvergeßlichen Märztagen für die Freiheit begeisterten Jünglinge und Männer nicht später Leute einzuschmuggeln gewußt, deren Göttin nicht die Freiheit, sondern die Zügellosigkeit war, so würden Wien und Oesterreich nie die Schreckenstage des vorjährigen Oktobers zu beklagen gehabt haben. Eben so geht es der Parthei, welche nur für Ruhe und Ordnung, für den Kaiser und eine durch Gesetze geregelte Freiheit kämpft. Auch in ihren Reihen gibt es Auswürflinge, die als Gott stets nur ihr eigenes Ich anbeten, und die nur dann für das Glück ihrer Mitmenschen, für Gott, Kaiser und Vaterland schwärmen, wenn es sie nichts kostet.

Diese neuen Feinde des Vaterlandes sind keine andern, als jene schmutzigen Geldseelen, welche durch Zurückhalten oder wohl gar Verhandeln der klingenden Münze ins Ausland, durch eine nicht selten den Culminationspunkt des schändlichsten Wuchers erreichende Agiotage Oesterreich an den Abgrund eines Bankbruches führen, und Tausende von Familien an den Bettelstab bringen, dadurch aber das Signal geben können zu einem neuen furchtbaren Kampfe zwischen Reich und Arm, zwischen Besitz und Nichtbesitz, das Signal zum völligen Verderben Oesterreichs. Ja solche Leute gibt es nicht unter den gefürchteten Proletariern, nicht unter den einer chimärischen Freiheit nachjagenden Phantasten, sondern unter den meist vom Glücke gehätschelten sogenannten Freunden der Ruhe und Ordnung.

Wohin das schändliche Verfahren dieser Leute den Staat mit der Zeit führen kann, haben traurige Beispiele bereits einen Fingerzeig gegeben, und höchste Zeit ist es, daß ihrem unheilvollen Treiben eben so ein Ziel gesetzt werde, wie es mit den Bestrebungen der auf völligen Umsturz jeder gesellschaftlichen Ordnung hinarbeitenden Parthei geschehen ist. Das Gouvernement und der Gemeinderath in Triest sind bereits mit einem nachahmungswürdigen Beispiele vorangegangen; aber nicht auf einzelne Orte und Gegenden beschränke sich die Sorge in dieser Beziehung, sondern allgemein und so energisch als möglich seyen die von der Regierung selbst gegen den so furchtbar schnell überhand nehmenden Silbermangel, und gegen die Entwerthung des Papiergeldes zu ergreifenden Maßregeln. Von der Weisheit und dem redlichen Willen unseres jetzigen Ministeriums läßt sich in Kürze ein provisorisches Gesetz erwarten, welches die Agiotage nicht nur verbieten, sondern auch mit den strengsten Strafen belegen wird; aber auch jeder Einzelne, der sein Vaterland wahrhaft liebt, wirke redlich mit und lasse nicht durch zu ängstliche Sorge für sein persönliches Wohl sich abhalten, für das allgemeine Beste ein Opfer zu bringen; denn nur dann wird die Gefahr, von welcher Oesterreich jetzt bedroht ist, schnell vorübergehen und jener Zustand der Ruhe und Ordnung endlich verwirklichet werden, in welchem allein die neue Constituirung des Vaterlandes einem erfreulichen Ziele zugeführt und dessen wahres Wohl für immer gegründet und befestiget werden kann.

B. St.

Notizen.

— Ein überraschender Besuch unseres ritterlichen Kaisers im Bürgerspitale zu St. Marx in Wien am 19. Juni hat nicht nur bei den Betheiligten selbst, sondern unter allen Classen der Bevölkerung den tiefsten Eindruck hinterlassen. Die Einzelheiten dieses Besuches sind eben so viele Belege der Menschenfreundlichkeit, wie des Muthes des jugendlichen Monarchen. Keine Furcht vor der jetzt herrschenden Cholera hielt den edlen Fürsten ab, alle Krankenzimmer zu besuchen, und von den bestehenden Einrichtungen sich die genaueste Ueberzeugung zu verschaffen. Eine besonders liebevolle Vorsorge wendete der Kaiser den dort untergebrachten verwundeten Soldaten zu, für welche eine eigene Abtheilung als Filialspital hergerichtet ist. Er erkundigte

sich theilnehmend über die Lage der einzelnen, und zwar mit Jedem in seiner Muttersprache. Er sprach polnisch, kroatisch, ungarisch, italienisch und böhmisch. Alle diese Einzelheiten wurden noch während seiner Anwesenheit mit Blitzesschnelle in der Nachbarschaft bekannt, und als daher der Kaiser seinen Wagen wieder bestieg, hatte sich das Volk versammelt und brachte ihm ein donnerndes Vivat. Der Wagen des Kaisers wurde vom Volke mit Blumen bekränzt und im buchstäblichen Sinne des Wortes war derselbe dermaßen mit Blumen angefüllt, daß Se. Majestät kaum Platz zum Sitzen fand. Die Bürger und Soldaten, welche in diesem Spital in brüderlicher Eintracht leben, zerfloßen in Thränen über das Erscheinen und edle Benehmen des Kaisers, und der Abend war ein wahres Freudenfest für Alle.

— Die österreichische Armee hat den Entschluß gefaßt, dem greisen Feldherrn Radetzky ihre Liebe und tiefbegründete Anhänglichkeit durch ein sichtliches Zeichen darzulegen. Das Symbol dieser Gesinnte soll in einem Marschallstabe bestehen. — Derselbe wird vom reinsten Golde, mit Edelsteinen verziert, in natürlicher Größe, von dem Künstler Herrn Glanz in Wien verfertigt, und bis zum Herbste vollendet. Das Innere der Stabes soll die Widmungsurkunde bewahren, für welche die Unterschrift des Herrn Ministers und aller commandirenden Herren Generale im Namen der Armee beantragt ist. Die Blätter des den Stab umschlingenden Lorbeerzweiges führen die Namen der Tage besonderer Auszeichnung in dem Heldenleben des Herrn Feldmarschalls. Das silberne, von 6 Adlern getragene Postament wird mit den Attributen der Offiziere aller Waffengattungen und Dienstzweige, unterhalb derselben aber mit mitteralterlichen Trophäen reich geschmückt. Das ganze wird auf einem Gestelle von Kanonenmetall ruhen

— Frankreich hat eine Größe, die conservative Parthei eine feste Stütze an Marschall Bugeaud verloren. Wir geben hier eine biographische Skizze: Marschall Bugeaud, Großkreuz der Ehrenlegion, wurde am 15. October 1784 zu Limoges geboren, hat also sein 64. Jahr erreicht. Sein Vater hieß Jean Ambroise Bugeaud, und stammte aus einer der edelsten Familien Irlands. Der Sohn kam im J. 1804 als Volontär zu den Infanterie-Grenadieren der kaiserl. Garde, als solcher wurde er an die Küsten der Mancha beordert. Im J. 1805 trat er in die große Armee. Bei Austerlitz wurde er Corporal, ein Jahr darauf Unterlieutenant im 64. Linienregiment. Nachdem er die Campagnen in Preußen und Polen mitgemacht, und bei Pultusk eine Wunde erhalten hatte, diente er in Spanien bis zum J. 1814. Anfangs Lieutenant-Major, später als Grenadier-Capitain im 116. Linienregiment. Er verdiente oft wegen seines Muths, seiner Unerschrockenheit und Einsicht die damals wenig gespendete Ehre, im Tagsbefehl erwähnt zu werden. Endlich wurde er Hauptmann, und zum 14. Linienregiment berufen. Während der Schlacht bei Toulouse stand er an der Spitze seines Regiments in Narbonne. Nach der Rückkehe des Kaisers schlug er die Feldmarschallswürde aus, um seine Charge zu behalten, bis er sich einer höhern durch Thaten würdig gemacht hätte. Unter dem Marschall Suchet, der ihm das Commando seiner Avantgarde anvertraute, nach den Alpen gesandt, umzingelte er am 15. Juni im Dorfe Saint-Pierre Albigny ein piemontesisches Jägerbataillon. Tags darauf nahm er in einem siegreichen Gefecht mit einer piemontesischen Brigade zweihundert Mann gefangen. Am 23. zerstörte er bei Moutier an der Haute-Isère ein feindliches Bataillon. — Von 1815 bis 1831 trieb der Krieger Feldbau. Rings um seine Besitzthümer führte er eine verbesserte Landwirthschaft ein. Im Jahre 1831 wurde er Feldmarschall, und bald darauf wurde er im zweiten Arrondissement von Perigueux zum Volksvertreter erwählt. Im J. 1835 begann Afrika der Schauplatz seiner Kriegsthaten zu werden. Am 6. Juni jenes Jahres landete er daselbst, um die Araber und Abd-el-Kader zu besiegen, und erwarb sich an den Ufern der Tafna, auf der Straße von Oran, in der Gegend von Tlemcen den Grad eines Generallieutenants. — Im Jahre 1840 zum General-Gouverneur von Algerien ernannt, brachte er in die militairische Leitung eine strenge Ordnung, und machte sich bei Allen beliebt. Am 17. Juli 1843 wurde er Marschall von Frankreich, und zwei Jahre darauf bewies er in der Schlacht bei Isly, wie sehr er dieser hohen Stelle würdig. — Am 12. d. M. wurden die sterblichen Reste des Marschalls Bugeaud nach dem Invalidenhotel gebracht. Der Leichnam wurde von der Familie des Marschalls und seinen Freunden begleitet. Seine Hülle ruht in einem bleiernen Sarg, mit allen Insignien seines Ranges geschmückt. Am Gitterthor des Invalidenhotels empfing der General Petit an der Spitze seines Etat-Majors die Leiche. Ein Detachement von Veteranen begeigte den Ueberresten des Marschalls ebenfalls die letzte Ehre. Hierauf wurde der Sarg in die Gruft der Kirche hinabgetragen, und bleibt daselbst bis zu dem Tage, an welchem das feierliche Leichenbegängniß abgehalten werden wird. Ein Piquet der Invaliden hält Wache am Eingang zur Gruft.

— Ueber die Lage der Dinge in Californien wird in einem Schreiben aus St. Francisco vom 7. März unter Anderem Folgendes gemeldet: Noch immer werden neue Goldgruben entdeckt, und man ist jetzt der Ansicht, daß die Goldregion sich bis nach Nieder-Californien erstrecke. In San Francisco sind die Handelsgeschäfte jetzt in den Händen von zwei oder drei Häusern, deren ursprüngliches Geschäft sich darauf beschränkte, Talg und Häute von den Eingebornen in Detail einzutauschen, die aber seit dem Ausbruche des Goldfiebers Speculationen im Großen mit den von Mexico, Chili, Peru u. s. w. hingeb-achten Waaren unternommen haben. Die Zahl der Häuser in St. Francisco ist nicht groß genug, um alle Einwanderer zu beherbergen, und da wegen des hohen Tagelohnes für Zimmerleute (8 — 10 Dollars) nur wenig neue Häuser gebauet werden, so campiren viele im Freien. Die Häuserplätze haben überdieß einen enormen Preis; sie werden mit 5000 — 20,000 Dollars bezahlt. Die Häusermiethen betragen 500 — 1000 Dollars monatlich. Für Fracht einer Barke von St. Francisco nach dem Landungsplatze Santa Clara (3 Miles von San José) werden 100 — 500 Dollars bezahlt. Ein schlechtes Pferd kostet in St. Francisco 50, in San José 100 Dollars. Die Kost für einen Menschen ist täglich nicht unter 5 Dollars zu bestreiten u. s. w.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№. 52. Klagenfurt, Sonnabend den 30. Juni 1849.

Die Rose auf ihrem Grabe.

(Am 24. Juni 1849.)

Willst nicht blüh'n auf ihrem Grabe,
Holdes Röslein, — welkst dahin? —
„Ach! wie kann ich auf dem Hügel
„Einer lieben Todten blüh'n? —

„Blüh'n ist Leben! — einst im Frühling
„Schmückt' ich ihre keusche Brust,
„Da war mir die Blüte Wonne,
„Und der Duft war meine Lust.

„Jetzt — seit sie dahin gegangen,
„Mich der Schmuck nicht mehr erfreut!" —
Dank dir Röslein für die Liebe,
Die du ihr und mir geweiht.

Budik.

Das Traumleben.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen, die sich uns bei Beobachtung sowohl unserer geistigen als körperlichen Kräfte darbietet, ist unstreitig jener eigenthümliche Zustand, in dem wir uns plötzlich versetzt sehen, wenn unsere Sinne aufhören, thätig zu seyn, ohne daß wir im Stande sind, wahrzunehmen, auf welche Weise der Uebergang vom Wachen zum Schlafen stattfindet. Es mahnt uns dieser Zustand unwillkührlich an das allgemeine Loos des Sterbens. Zschokke sagt in dieser Beziehung sehr treffend: „Man nennt den Schlaf gewiß nicht ganz umsonst den Bruder des Todes. Er ist wirklich der Bruder. Er ist ein halber Tod. Der Leib liegt ohnmächtig und die Seele nimmt andere Thätigkeitsrichtung, lebt in einer andern Welt, hat andere Sprachen und Zeichen."

Mit dem Schlafe in enger Verbindung stehen die Träume. Gleich optischen Nebelbildern sehen wir selbe bald sich verändern, entschwinden, im Entschwinden neue Gestalten annehmen; bald, der nackten Wirklichkeit gleich, uns als handelnde Personen in ihren Kreis ziehen; und so verschiedenartig sie in der Darstellung der Gegenstände und Situationen sind, eben so verschiedenartig ist der Eindruck, den selbe in unserem Gemüthe zurücklassen, je nachdem die Ereignisse des Traumes freudig aufregend oder beängstigend auf uns wirkten. Die Ursache der Traumbildung überhaupt, sowie ihrer abweichenden Erscheinungen zu ergründen, haben wohl schon Viele versucht und theilweise nicht ohne Erfolg; doch der größte Theil dieser Geheimnisse liegt, in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt, vor unserem Auge, und ein klarer durchdringender Blick in selbe wird uns kaum in diesem Leben zu Theil werden.

Eine sehr richtige, auf Ueberzeugung sich gründende Behauptung ist die, daß der Körper auf unser Träumen einen sehr großen Einfluß ausübt. Dies nehmen wir deutlich wahr, wenn wir des Abends viel oder schwer verdauliche Speisen genossen haben, oder aber hauptsächlich bei Krankheiten, wo die Fieberhitze uns mit einem unzerreißbarem Netze von Träumen umspinnt. Der Einfluß des Körpers auf die Traumbildung ist daher unläugbar; ob jedoch dieser Einfluß der einzige, oder aber, bei Annahme eines anderweitigen, der vorwiegende: das ist es, was bisher stets nur eine Frage geblieben, deren Beantwortung, wenn auch noch Niemanden gelungen, dennoch ein äußerst interessanter Gegenstand der verschiedenartigsten Muthmaßungen gewesen, die den Denker stets zu erneuten Forschungen aneiferten und unwillkürlich auf das Gebiet der Psychologie hinüberführten.

So wie die Seele den Körper beim Tode für immer verläßt, eben so kann sie dies unter veränderten Umständen auch nur auf eine kurze Dauer thun, um, so lange sie die Bestimmung der Natur nicht von ihrer irdischen Wohnung trennt, wieder dahin zurückzukehren. Wenn der Schlaf „ein halber Tod" ist, so läßt sich demselben immerhin diese Wirkung zurechnen; jedenfalls ist er ein geheimniß- und wundervolles Prisma, welches das Centrallicht unseres Geistes in die Regenbogenfarben des Traumes versetzt und durch diese Zer-

etzung Kräfte zu wecken scheint, die uns im Zustande des Wachseyns verborgen bleiben, da nothwendiger Weise die Kraftübung der Seele mehr dem materiellen Zwecke angemessen seyn und sich gleichsam in jede Faser des Fleisches gertheilen muß. Hören aber die Functionen des Leibes auf, dann kehrt der Geist leicht und luftig auf sein ursprüngliches Gebiet zurück, und blauer durchsichtiger Aether heißt dann der Boden, auf dem er entfesselt dahin stürmt. Sage Einer, ob er nicht im Traume schon die unwahrscheinlichsten Dinge möglich, ja ihren Ursprung, ihre Zusammensetzung und Wirkung so offenbar bis ins Kleinste richtig dargelegt gesehen, wie er vor diesem Traume etwas Aehnliches nur dem Uebernatürlichen zugeschrieben hätte und bei seinem Erwachen wieder zugeschrieben hat? Läßt sich da nicht schließen, daß unsere geistige Anschauung, in die physische Rüstung eingezwängt, ihrem beschränkten Gesichtskreise sich unterordnen muß, während die Seele in ihrer ursprünglichen Form das über dem irdischen Horizonte Liegende ganz leicht auffaßte?

Die Phantasie, eine der herrlichsten Kräfte unseres geistigen Ichs, malt die Hoffnungen und Befürchtungen des menschlichen Daseyns im Traume wie zum Zeitvertreibe, erfüllt bisweilen unsere Wünsche, oder zeigt uns auch das Fehlschlagen derselben; häufig erscheinen darunter Bilder, bunt, wie in einem Kaleidoskop, durch einander gemengt, so daß wir nur schwer einen Sinn und Zusammenhang in denselben zu finden vermögen. Mit dem Erwachen fallen die meisten dieser luftigen Erscheinungen der Vergessenheit anheim; allein die Phantasie ist ein Maler, dessen sich die Seele, wenn der Schlaf sie von dem materiellen Einflusse ihrer Hülle befreit, zu Zeiten bedient, um die herannahenden Schatten zu copiren, welche, wie uns bereits so viele der wunderbarsten Ereignisse bewiesen haben, oft schon in dem nächsten Augenblicke Form gewinnen, um als körperliche Wesen vor uns hinzutreten.

Wenn Zschokke sagt: „Träume sind nur die letzten Strahlen eines Abendrothes in der Seelenwelt, die über den Ozean des Unendlichen und Raumlosen ein Licht gegen das Irdische werfen, wie Schimmer der untergegangenen Sonne gegen das Gebirge;“ — so lassen sich passend Schiller's Worte in Bezug auf vorbedeutende Träume hinzufügen:

„Wie sich der Sonne Scheinbild in dem Dunstkreis
Malt, eh' sie kommt, so schreiten auch den großen
Geschicken ihre Geister schon voran,
Und in dem Heute wandelt schon das Morgen.“

Kurz, mag man dem Entstehen der Träume welch' immer Motiv unterlegen, mag man den sogenannten Aberglauben, der das Schwungrad der Phantasie im Traumleben als ein höheres geistiges Prinzip betrachtet, immerhin mitleidig belächeln; so viel läßt sich aus den merkwürdigen Beispielen von Einstußnahme und Beziehung der Träume auf unser Leben wenigstens nicht hinwegläugnen, daß unsere Seele Eigenschaften besitzt, die zu fein, zu ätherisch sind, um sie in dem verdichteten schwerfälligen Treiben dieser Erde in Anwendung bringen zu können, und daß derselben vielmehr eine zweite Periode aufbehalten zu seyn scheint, in der sie erst in ihrem eigentlichen Elemente sich bewegen und nach ihren ursprünglichen Kräften handeln wird; welche freudige Hoffnung das gläubige Herz mit Recht zu seinem Troste als das Ziel unseres gegenwärtigen unvollkommenen Zustandes bezeichnet, dessen irdischer Theil, der uns zu dem Thiere herabzieht, brechen muß, wenn wir frei und entfesselt uns zu unserer wahren Bestimmung emporschwingen sollen.

Als Beitrag zu den zahlreichen Belegen für die Behauptung, daß Träume nicht immer bedeutungslosen Schattenbildern gleich zu halten sind, gebe ich nachstehende drei Fälle, deren Glaubwürdigkeit ich verbürgen kann.

Ein junger Mann sah die Helle einer Feuersbrunst in sein Zimmer hineinleuchten, und als er erwachte, bemächtigte sich desselben eine solche Angst, daß er seine frei hängenden Kleider in einen Koffer packte und überhaupt Anstalten traf, bei einer Feuersgefahr seine Habseligkeiten retten zu können. Unter Tags legte sich diese Besorgniß ein wenig, und er war am Abende in einem fremden Hause auf Besuch, als der Hausmeister eintrat und der Gesellschaft mittheilte, daß irgendwo in der Umgebung ein starkes Feuer seyn müsse, indem auf der südlichen Seite der Horizont bedeutend geröthet erscheine. Erschrocken fuhr der ängstliche Träumer auf und ging mit hinaus. Eine außergewöhnliche Helle zeigte sich und eine Feuersbrunst war nicht zu verkennen. Inzwischen verlor sich die Brandröthe nach und nach, und leicht aufathmend, daß seine Furcht, wie er meinte, so leicht überstanden war, begab sich der junge Mensch bald darauf nach Hause. Hier saß er eine Weile im Dunkeln und phantasirte auf der Guitarre, da schlägt der furchtbare Ruf: „Feuer!“ an sein Ohr, man eilt lärmend unter seinem Fenster dahin, und wie er im Traume die Helle gesehen, so leuchtet nun in sein Zimmer der grelle Schein des Feuers hinein, das so eben in der Stadt ausgebrochen war.

Eine Frau saß an dem Bette ihres schwer erkrankten Gatten, der zugleich Vater von acht Kindern war. Von mehrnächtigem Wachen erschöpft, schlummert sie ein. Da sieht sie am Kopfende des Bettes ein altes Weib sitzen, das unverwandt die Blicke auf den Kranken heftet und seinen Athemzügen zu lauschen scheint. Die erstaunte Frau fragt die Alte hastig, wer sie sey

und was sie hier wolle, worauf ihr diese entgegnet, sie sey der Tod, und komme, den kranken Mann abzuholen. Nun steht die ins tiefste Innere erschrockene Gattin und Mutter, sich ihres und der armen Kinder hilflosen Zustandes zu erbarmen, und das finstere Weib zieht endlich eine Kette unter der Schürze hervor. „Kannst du mir," sprach sie: „diese Kette aus der Hand winden, so gewähre ich dir deine Bitte." Nun rief die Mutter alle ihre Kinder herbei, und vereint gelang es ihnen, der Kette habhaft zu werden. Schweigend erhob sich die Alte und schritt auf die Thüre zu, hier aber wandte sie sich um mit den Worten: „Etliche Jahre mag er noch leben, allein ich hole mir deshalb doch Jemanden von hier." — In demselben Jahre noch starb eine Tochter aus dieser Familie, und vier Jahre darauf der Vater.

Zwei Schwestern schliefen zur Sommerzeit auf einem Dachboden. In einer schwülen Nacht glaubt die jüngere plötzlich eine weiß gekleidete Jungfrau an ihrer Seite knien zu sehen, welche ihr zuflüsterte: „Sieh' zu, was sich oder deinem Haupte begeben wird, ehe der Morgen die dritte Stunde herabringt." Und langsam zerrann das Bild. Durch diese Warnung aufgeschreckt, vermag sie nicht mehr zu schlafen, sie weckt ihre Schwester und beide gehen zu ihren Eltern ins Erdgeschoß hinab. Eine halbe Stunde mochten sie beiläufig hier gewesen seyn, als sich ein Gewitter zusammenzog und mit furchtbarer Gewalt zu entladen begann; bis endlich in der Stunde zwischen zwei und drei Uhr krachend ein Blitz herabfuhr, der das Dach augenblicklich in Flammen setzte, unter dessen Schutze sich die beiden Mädchen beim Schlafengehen noch sicher gewähnt hatten.

Friedrich Reinhard.

Notizen.

— Ueber die in unserm politischen Blatte vom 19. d. bereits mitgetheilten Katastrophe mit den Palatinalhusaren bei Marburg, wobei auch vier Compagnien des 4. Feld-Bataillons unseres vaterländischen Regimentes Baron Prohaska betheiligt waren, entnehmen wir einem Privatberichte in der Grazer Zeitung noch Folgendes: Am 11. Nachts rückten von dem unter Seiner Excellenz dem Herrn Commandirenden Grafen v. Nugent stehenden Pettauer Standlager 4 Compagnien von Prohaska Infanterie Nr. 7 in Marburg ein, von denen vom Herrn Major und Bataillons-Commandanten v. Hoyer ein Theil als Vedetten und Vorposten zur Sicherung der Gegend vorgeschoben wurde. Am 12. Mittags vereinten sich die Marburger Garde und die noch hier befindliche Garnison von 2 Compagnien Kinsky mit den Angekommenen, so, daß in weiter Umgebung das Militär alle Wege echelonsweise, insbesondere aber die 4 Brückenköpfe an der städtischen und Eisenbahn-Drau-brücke besetzte, während die Bürgerwehr von der Hauptwache aus starke Patrouillen entsendete und die Verbindung mit den Truppen durch detachirte Pikets unterhielt. Am 13. um halb 9 Uhr kam eine Estaffette, deren Postillon als Bauer verkleidet durch die Husaren unter dem Vorwande gelangt war, mit seinem Wägelchen sich beeilen zu müssen, um einen Arzt für sein sterbendes Weib zu holen. Auf der Kärntner-Straße wurden von den aus Zellnitz gegen Marburg (1¼ Meile) vorrückenden Husaren alle Einzelnen, mit Ausnahmen eines Kreisamts-Beamten, der ruhig mitten durch ihren Zug gegen Fall fuhr, über die Stärke der Garnison ꝛc. befragt und erst nach sehr beruhigender Auskunft wieder entlassen, ein Marburger Privatbeamter aber aufgehalten und als Führer gepreßt, um den Flüchtlingen den Weg von Gams durch den Margraben in das Presnitzthal zu weisen, welchen Einzelne auf Zetteln und Landkarten-Parzellen mit seiner Fortsetzung über St. Leonhard, Dreifaltigkeit ꝛc. zur Mur verzeichnet hatten. Durch List und Geistesgegenwart entkam ihnen der Angehaltene und versteckte sich. Mit dem Carabiner in der Hand, den Säbel im Munde ritt die ganze Abtheilung über Tresternitz und Prosekgh herab in solcher Hast, daß sie nicht einmal die Compagnie Kinsky, welche unter Hauptmann von Bosso im Tresterniger Graben sich barg, entdeckten, so daß ihnen durch diese Truppe der Rückweg nun gänzlich abgeschnitten war. Indeß hatte ein Theil der Bürgerwehr unter dem Gardehauptmann von Rösler die drei Engthäler gegen den Leitersberg und Wiener Graben besetzt, die Compagnien von Prohaska in der Ebene zwischen der Drau und dem Vordernberge sich so aufgestellt, daß sie durch den Friedhof, Langers Villa und die Gärten und Höfe der Kärntner-Vorstadt zum Theile gedeckt waren. Der Gardelieutenant Taferner besorgte zu Pferde die Aufstellungsverbindung, während Herr Major v. Bekers von Kinsky und Platzhauptmann v. Muhr die ganze Energie ihres militärischen Eifers entfalteten. Um 10 drei Viertel Uhr Vormittags krachten die ersten Salven, es war der Angriff der unter Hauptmann Schlegel stehenden Compagnie Kinsky, welche bei dem Defilé nächst dem Graben hinter der Realität des Ganser Fleischers eine für Reiterei bereits unwegsame Stellung behauptete. Die Straße ist hier an der Mündung des Baches, durch das hohe steile Bett der eben jetzt wild fluthenden Drau und durch die Gebäude des nachbarlichen Weingartenhauses (Schönwetter, einst Lubi) so eingeengt, daß sie zuletzt sich nur auf eine schmale Brücke beschränkt, vor welcher sie eben so steil abfällt, als sie hinter ihr schroff bergan steigt. Eine Landzunge rechts von ihr ist durch den Wald und die Schottergrube für Reiterei ungangbar. Die Husaren retirirten nach dem ersten Anprallen an den Weingarten des Drs. Kniely zurück, bis zur Realität des Herrn Felber in Prosekgh, sammelten sich hier wieder, bliesen zur Attaque und stürmten in toller Wuth gegen den Abhang. Kaum war die junge Mannschaft von Kinsky zu halten, um vor der Zeit vom Bajonette Gebrauch zu machen. In Folge des heftigen Feuers blieben hier 4 Husaren und 12 Pferde sogleich todt; ein tollkühner Magyar sprengte mit seinem Rosse den 5 bis 6 Klafter tiefen Abarund zur Drau hinab, stürzte sich in die trüben Wogen, erreichte von vielen Salven verfolgt, das jenseitige, eben so steile Ufer, durchritt mit

einem todtmüden Renner das Dorf Rothwein und gewann den Pacher, von wo er erst den 15. eingebracht wurde. Der Wachtmeister, der nach den meisten Aussagen die Papiere, Gelder und vielleicht auch die Sünden der Ausreißer bei sich trug, gewann mit seinem Pferde anfangs geschleift die Drau und wurde noch ober Marburg zu Roß im Strome gesehen. Erst unter der Eisenbahnbrücke kam das Pferd ledig zum Vorscheine und wurde bei Melling, über eine halbe Meile vom Kampfplatze, lebendig herausgezogen. Indeß arbeiteten sich 14 Husaren mit ihren Rossen am waldigen Draufer rechts von der Straße bis zur Gangersbachmühle an der Mündung des Gamserbaches hinunter, kamen von dort wieder auf die Straße, ritten hinan bis zum sogenannten Montebello, nahe der Kärntner-Vorstadt, und ergaben sich hier auf die energische Aufforderung des Herrn Majors v. Hoyer, der kalt und ruhig allein an sie heranritt und Absitzen und Waffenstrecken commandirte. Im wilden Knäuel kolleete indessen das Gros der Husaren an der Lubi'schen Brücke über und untereinander, da manche Schüsse auf eine Distanz von 3 — 4 Klaftern abgefeuert waren, wie es die gräßliche Gesichtszerfleischung eines verwundeten Husaren bewies. Hätten die durch elende Seelenverkäufer Verleiteten gewußt, wie dicht die Mur von Leibnitz bis zu den Barrikaden in Luttenberg besetzt, wie jede Ueberfuhr unzugänglich gemacht, jede Brücke abgeschlossen, sie hätten rascher abgelassen in ihrem tollen Streben. Die Unmöglichkeit zu spät einsehend, den Engpaß zu forciren und so entweder die Ebene von Marburg oder die Schlucht des Margrabens zu gewinnen, ergaben sich die Verblendeten, und über manches benarbte und sonnverbrannte Gesicht stahl sich eine Thräne der Reue und Beschämung, als Herr Major v. Hoyer in väterlicher Strenge den Irregeleiteten die Größe des Vergehens im Gegensatze zu dem bisher so fleckenlosen Ruhme ihrer Regimentsehre vorhielt. Die Gefangenen und ihre Pferde, von welch' Letzteren 8 schwer verwundet waren, wurden nach Marburg gebracht, sammt den 4 Todten zusammen 66 Husaren, von denen 10 gefährlich beschädigt, in das Militärspital abgegeben wurden. Einer starb sogleich, zwei am 14. einer am 15. Am selben Tage wurde auch der Letzte der hier angehaltenen Schaar aufgegriffen; ein Anderer, der sich, bis auf Hemd und Gattie entkleidet, durch Feld und Wald gerettet hatte, noch am 13. außer der Linie gegen den Leitersberg. Die zurückgebliebenen Husarenpferde holte der Janhagel nach und übergab sie dem Militär-Commando. Noch am selben Tage, den 13. Abends, beschrigte der Herr Commandirende Graf Nugent die Schlachtstätte. P . . .

— Der österreichische Korrespondent erzählt folgende charakteristische Anekdote (wenn sie auch nicht wahr seyn sollte), von einer der größeren Städte, die Marschall Radetzky auf seiner letzten Inspectionsreise besuchte (man sagt Modena): Der Marschall wurde dort unter Andern auch von einer Deputation Damen empfangen und von der Sprecherin in einer herzlichen Rede zu seinen Siegen und seinem Alter beglückwünscht, aber zuletzt um ein Andenken gebeten. Auf die Gegenfrage, was er wohl thun könne, um ihnen ein Andenken zu hinterlassen, verlangte die Dame des Marschalls Federbusch. Huldvoll und lächelnd gewährte er den Wunsch; kaum hatte sie das Geschenk in den Händen, als auch schon die ganze Damenschaar sich herzudrängte und jede eine Feder aus dem Busch, der den Oesterreichern auf so herrlicher Siegesbahn voranleuchtet, zu erhaschen trachtete. Auf dem prachtvollen Corso, der am Abend abgehalten wurde, brüsteten sich die Schönsten mit der grünen Feder, die ihnen das Haar oder den Busen schmückte. . . Sie sehen, des Marschalls Popularität, die, wie bekannt, vor der italienischen Erhebung sehr groß war, ist noch nicht ganz erloschen, und wir können, wenn sich die Umstände, wie bisher, dem Besseren gleichmäßig zuwenden, von seiner Persönlichkeit für Italien noch Vortreffliches hoffen.

— Einen schönen Zug von Edelmuth des General Grafen Schlick, erzählt ein Correspondent der „Mor. Pos." aus Krakau. Seit längerer Zeit schwärmte eine Menge eltern- und erwerbloser junger Vagabunden in den Straßen der Stadt umher und belästigte entweder die Vorüberziehenden mit Betteln, oder belustigte sich in den anmuthigen städtischen Anlagen durch gymnastische Uebungen. Als im April 1848 die Aufregung der Gemüther immer mehr und mehr wuchs, und einzelne Böswillige sich nicht entblödeten, zucht- und straflos selbst die achtungswürdigsten Personen zu verhöhnen, spielten jene Gassenbuben öffentlich auch den „Schlick," indem sie einen aus ihnen in papierene Generalskleider steckten, ihm eine Augenbinde anlegten, sich in Reihe und Glied stellten und zur großen Belustigung der Zuschauer öffentlich auf der Gasse allerhand Manöver ausführten. Die Polizei machte natürlich diesem Spectakel bald ein Ende und sperrte einen großen Theil der ungezogenen Buben ein, konnte es aber doch nicht verhindern, daß die Geschichte dem General Schlick zu Ohren kam. Dieser nahm sich sogleich der verwahrlosten Jugend großmüthig an, lud die vermöglichsten Adeligen eines Tages zu sich und stellte ihnen die unausweichliche Nothwendigkeit einer Erziehungsanstalt für diese Verwahrlosten vor, mit der dringenden Aufforderung eine solche zu begründen. Er selbst eröffnete die Beitragsleistung mit 5000 fl. CM. Selbst jetzt, während der General gegen die Magyaren kämpft, vergißt er auf die Anstalt, die durch ihn entstand, nicht, und schickt ihr öfter nicht unbedeutende Beiträge, er steht aber auch bei den Polen, deren Gunst er sich zu gewinnen wußte, in hoher Achtung.

— Von unserem ritterlichen Kaiser erzählt man sich in Wien Folgendes: Der Monarch ging vor einigen Tagen im Schönbrunner Garten, eine Cigarre rauchend, einfach gekleidet, sozusagen, als ihn ein gleichfalls promenirender Mann ersuchte, seine Cigarre anzünden zu dürfen, indem er bemerkte, daß es jetzt um so angenehmer in diesem Parke sey, weil das Rauchen gestattet wurde. Der Kaiser reichte dem Herrn seine glimmende Cigarre und sagte: „Sie sind gewiß ein Freund der Cigarren." — „Ja, mein Herr", antwortete dieser: „aber die guten sind mir zu theuer." — „Es macht mir ein Vergnügen, wenn ich Ihnen mit diesen wenigen dienen kann", fuhr der Kaiser fort und bot dem Fremden den ganzen Inhalt seines Etuis an. Die Weigerung des Letztern, alle Cigarren anzunehmen, beschwichtigte der Monarch mit den Worten: „Nehmen Sie nur, ich habe nicht weit nach Hause, und kann mir gleich einen frischen Vorrath holen." Später erst erfuhr der Fremde, daß der Kaiser es gewesen, der so freundlich mit ihm gesprochen.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 53. Klagenfurt, Dinstag den 3. Juli 1849.

Des Liedes Farben.

Sonettenkranz.

1.

Wann Manche sich uns hoffnungsvoll gestalten,
Wenn rings das Glück mit seinen Gaben lacht,
Wie gerne möchten wir da frei entfalten,
Was tief im Innersten entzückt erwacht.

In Jubelworten ist es nicht enthalten,
Was sich das frohbewegte Herz gedacht,
In Worten kann die Gluth gar leicht erkalten,
Die von der Freude Sturm ward angefacht;

In Tönen nur läßt sich es wiedergeben,
Was froh uns stimmt im frohbewegten Leben,
In Liedern nur hat Frohsinn seine Welt!

Drum duftet herrlicher der Freude Rose,
Wenn sich G'sang erhebt aus ihrem Schooße,
Der das Gemüth mit Lust umfangen hält.

2.

Es schimmert hell ein Stern am Himmelsbogen,
Der rein sich wölbt in unserm Seelenleben,
Nach ihm geht unser Wandern, unser Streben,
Beglückt ist der, dem niemals er gelogen!

Die Liebe ist's, und wenn sie einzegogen
In unsre Brust mit süßem leisen Beben,
Da wird sie stark, will mächtig sich erheben,
Wie aus der Meeresflut die hohen Wogen;

Doch in der Töne reichen Farbenstrahlen
Läßt sanft und mild der Liebe Klang sich malen,
Wie er im Herzen wechselnd sich erhebt.

Bald heißt er Schmerz, bald Sehnsucht und bald Klage,
Und in dem Liede weht die Herzensfrage,
So treu, wie sie in dem Gemüthe lebt.

3.

Wenn wir im wilden Tanze dahin fliehen
Und todesmatt uns um die Freude müh'n,
Da glauben Viele in des Blutes Glühen,
So müßten auch die Leiden davonziehen.

Wer sah wohl das Vergnügen schon erblühen,
Wenn wir gewaltsam uns nach Troste müh'n? —
Wenn Schmerzen unsere Seele dann durchziehen,
Wird Traurigkeit beim Tanze nicht entfliehen.

Allein im Liede wohnt die Kraft zu heilen
Und trübe Kummerwolken zu zertheilen,
Im Liede ahnen wir die bess're Welt;

Denn der Gesang ist eine Himmelsblüthe,
Und wo er wohnt im gläubigen Gemüthe,
Dort baut er tröstend ihm sein Wolkenzelt.

Friedrich Reinhard.

Ob politische Verbrechen von der passiven Wahlfähigkeit zu den Landtagen ausschließen sollen?

Wir haben in einem Entwurfe der Wahlordnung für Landtagsdeputirte gelesen, daß derjenige, der eines Verbrechens oder einer schweren Polizeiübertretung, die aus Gewinnsucht begangen worden ist, schuldig befunden wurde, als Landtagsdeputirter nicht gewählt werden könne; daß jedoch politische Verbrechen die passive Wahlfähigkeit nicht ausschließen. Derjenige, der uns diesen Entwurf mitzutheilen die Güte hatte, führte zu Gunsten der letzteren Bestimmung, daß nämlich der eines politischen Verbrechens schuldig Befundene zum Landtagsdeputirten gewählt werden könne, bloß an, daß in einem derlei Entwurfe einer andern Provinz die gleiche Verfügung vorkomme, daß ein politisches Verbrechen nicht füglich andern Privatverbrechen gleichgestellt werden könne, und daß den, mit dem wegen politischer Verbrechen Abgeurtheilten, Gleichgesinnten nicht füglich die Beschränkung auferlegt werden könne, Männern anderer politischen Meinung ihre Stimme zu geben, weil das eine Beschränkung der Freiheit wäre. Wir wissen nicht, ob nicht noch andere Gründe für obige Ausnahme von der Unfähigkeit der passiven Wählbarkeit geltend gemacht worden.

Wir können uns keine haltbaren Gründe für diese Ausnahme vorstellen und finden die eben angeführten nicht haltbar. Der erste Grund, daß diese Ausnahme auch in einem andern Entwurf einer Landtagsordnung vorkomme, entscheidet für sich nichts, denn es frägt sich ja auch rücksichtlich derselben, ob diese Ausnahme dort begründet sey.

Dieser Grund beruht also auf einem Zirkelschlusse, ist somit logisch unhaltbar. Wenn dieser Entwurf das Resultat einer Berathung war, somit die Mehrheit der Stimmenden für sich hatte, so hat allerdings auch der Beschluß etwas für sich, weil es leider nicht möglich ist, die Stimmen zu wägen, sie daher nur gezählt werden können; allein ein Grund zur Nachahmung ist er erst dann, wenn der darin ausgesprochene Satz aus richtigen Vordersätzen auch richtig gefolgert ist.

Belangend den zweiten Grund, daß politische Verbrechen den Privatverbrechen nicht füglich gleichgestellt werden können, so geben wir diesen allerdings zu, wir ziehen aber daraus nicht die ihm beigelegte Folge, sondern wir glauben, daß sich die entgegengesetzte daraus ergebe, wenn wir anders mit den Gegnern über den Begriff der politischen Verbrechen einig seyn sollten.

Da der Sprachgebrauch den Begriff der politischen Verbrechen in Oesterreich nicht festgestellt hat, und der Ausdruck: „politische Verbrechen" im österreichischen Strafgesetze nicht wörtlich vorkommt, so wäre es, wenn man schon obige Ausnahme bei der Wählbarkeit bestimmen wollte, doch erforderlich, daß auch der Begriff der politischen Verbrechen festgestellt würde, damit nicht beim Akte der Wahl diese letztern verzögernde Begriffsstreitigkeiten entstehen und der Wahltag ein sogenannter polnischer Landtag werde.

Wir verstehen unter politischen Verbrechen alle im Strafgesetzbuche enthaltenen Verbrechen, welche den Staat als solchen, in seinem Lande und in den öffentlichen Verhehrungen desselben angreifen. Durch Verbrechen dieser Art werden alle Glieder des Staates mehr oder weniger mittelbar oder unmittelbar verletzt. Politische Verbrechen können daher nicht auf gleicher Stufe mit Privatverbrechen stehen, weil jene einen größeren Umfang rücksichtlich der angegriffenen oder bedrohten Subjecte enthalten, also gemeinschädlicher erscheinen, und auch viel gräßlichere Folgen haben können als Privatverbrechen. Wir glauben also, daß sie keine günstigere Behandlung als diese verdienen. Häufig ist die Triebfeder dieser Verbrechen eben so gut Gewinnsucht als bei den Privatverbrechen oder Vergehen des Betruges. Die nächste Zeit vor uns liefert Beispiele genug als traurige Belege dieser Behauptung. Wenn also das politische Verbrechen aus Gewinnsucht begangen wurde, sollte dieser Schuldige besser behandelt werden, als jener, der ein kleines Verbrechen oder auch nur Vergehen an einer einzelnen Person verübte, welches jedoch keine politische Beziehung hat? Wäre das billig und gerecht, wäre dies klug?

Die Consequenz scheint also schon die Forderung aufzustellen, daß wenigstens die politischen Verbrechen, welche aus Gewinnsucht geschehen, von den Folgen betroffen werden, welche andern Verbrechen oder Vergehen aus Gewinnsucht bevorstehen.

Hiernach erhebt sich aber erst die Frage, wenn der eines politischen Verbrechens aus Gewinnsucht Schuldige die passive Wahlfähigkeit verliert, soll Jener in dieser Beziehung günstiger behandelt werden, bei dem nicht der Lohn von einigen Gulden, sondern ungemessener Ehrgeiz, Sucht nach Dienst und Ehrenplätzen die Triebfeder des politischen Verbrechens war? Auf diesen paßt der Ausdruck: „Gewinnsucht" in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes nicht; der Sache und dem Wesen nach ist dieser aber gewiß gefährlicher als jener; denn er ist der Urheber, der Rädelsführer des Verbrechens; derjenige, von dem die Verführung, die Bestechung ausging. Soll nur der Verführte, der Bestochene, nicht auch der Verführer, der Besteller des Verbrechens von der Gelegenheit der Wiederholung des Verbrechens hintangehalten werden?

Wie steht es endlich dann, wenn zwar die That selbst, aber die Triebfeder, ob Geldgeiz oder Ehrgeiz, nicht bewiesen werden kann, wenn es gleich noch so wahrscheinlich ist, daß der eine oder andere Beweggrund vorhanden gewesen sey? Soll ein Solcher, obschon dessen That mit größerem Effekte verbunden war, als die Handlung desjenigen, der durch eine kleine Geldbestechung dazu bestimmt wurde, als ein Vaterlandsfreund, Dieser aber als ein Feind des Vaterlandes, Jener als Freund der Ruhe und Ordnung und der nur unter ihrem Schatten gedeihenden Künste, Gewerbe und Wissenschaften, der Letztere aber allein als Gegner aller dieser irdischen Güter betrachtet werden, Jenem durch eine Wahl zu einer Berathung über diese Güter die Bürgerkrone aufgesetzt; Diesem jedoch die Möglichkeit benommen werden, durch einen vielleicht minder wahrscheinlichen Mißbrauch des Vertrauens zu einer Ruhe und Ordnung gefährdenden Handlung sich wieder verführen zu lassen?

Bei der gegenwärtigen Gesetzgebung werden die Beweggründe des begangenen Verbrechens im Urtheile nicht ausgedrückt, und wir bezweifeln mit vollem Grunde, daß eine künftige Gesetzgebung dies anordnen werde.

Wie werden, wie können also die Wähler das Unterscheidungsmerkmal wissen, das sie bei der Wahl von Individuen, die wegen politischer Verbrechen abgestraft worden sind, doch wissen müssen, wenn nur Jener von der Wahl ausgeschlossen seyn soll, der das Verbrechen aus Gewinnsucht begangen hat.

Es scheint sonach nichts anders zu erübrigen, als dieses, wie gesagt, ohnehin nicht haltbare Unterscheidungsmerkmal aufzugeben und entweder allen derlei Individuen die passive Wahlfähigkeit anzuerkennen oder sie ihnen abzusprechen. Daß wir für Letzteres sind, ergibt sich schon aus dem bisher Gesagten; und wir führen zur weitern Begründung unserer Ansicht noch folgendes an:

Bisher ist noch keiner rücksichtlich dessen, was er als Deputirter im Sitzungssaale sagte, wenn es auch, wie nicht selten in sehr ungebundenen Ausdrücken geschah, zur Verantwortung gezogen worden, und der §. 62 der Constitutionsurkunde sichert auch den Deputirten die Redefreiheit, ohne zwischen dieser und Redefreiheit zu unterscheiden, da man wohl annehmen soll, daß Verstand und Herz jedes Deputirten diese Unterscheidung selbst machen wird — mit den Worten zu: „Kein Mitglied des Reichstages darf außerhalb des Reichstages wegen Aeußerungen in den Sitzungen zur Rechenschaft gezogen, noch auch gerichtlich verfolgt werden."

Es wird also Männer genug geben, die sich der Redefreiheit in den Reichs- und Landtagssitzungen bedienen werden, und es stünde wirklich traurig um Herz, Verstand und Freiheit, wenn man nur den wegen politischen Verbrechen Bestraften eine besondere Fertigkeit in Wahrung des allgemeinen Besten und eine besondere Redefreiheit im Interesse der Wahrheit und des Rechtes zumuthen sollte! Es ist auch eine gewiß falsche Ansicht, daß Väter des Bürgerkrieges, Krawallenmacher und öffentliche Ruhestörer und etwa auch Kreditspapierverfälscher und Verleiter des Militärs zum Treubruche die Träger der Freisinnigkeit, oder daß Jene, die jede Gelegenheit benützen, besonders in Gegenwart minder erfahrener oder geistesbeschränkter junger oder alter Leute öffentlich über den Regenten und Regierungsmaßregeln loszuziehen, die Säulen irgend einer staatlichen Ordnung seyen. Auch bei diesen zeigte es sich oft, daß sie jenen Schreiern glichen, die in Abwesenheit des Militärs sich für wahre Soldatenfresser ausgaben, und sich mit ihrem Kalabreser, breitem Schleppsäbel und mit ihren Handschuhen aus den Zeiten des alten Fritz breit machten, diese Tapferkeitsmedaillen aber bei einer anrückenden Patrouille davon warfen, um ungehinderter davon laufen zu können.

Sollte, wie es wohl wahrscheinlich ist, die künftige Strafgesetzgebung gegen böswillige Störer der öffentlichen Ruhe und Ordnung die Suspension der Wahlfähigkeit oder den gänzlichen Verlust dieser aus-

sprechen, so würde die obgedachte Ausnahme in einer Landtagsordnung damit in einem grellen Widerspruche stehen und ohnehin wegfallen. Es scheint auch eine solche Suspension oder Entziehung der Wahlfähigkeit der bürgerlichen Gesellschaft gewiß zuträglicher zu seyn, als die bei dem Mangel einer solchen Vorschrift gewiß öfter eintretende Versetzung von Städten und Ortschaften in den oft sehr drückenden Belagerungsstand, dessen Druck der Schuldige mit dem Unschuldigen theilt.

Wenn aber auch die Strafgesetzgebung die Suspension oder gänzliche Entziehung der Wählbarkeit mit gewissen Verbrechen nicht verbinden sollte, so sollte gedachte Ausnahme in einem Landtagsinstitute und in einer Wahlordnung doch keinen Platz finden, weil derjenige, der vom Schwurgerichte eines politischen Verbrechens schuldig erkannt worden ist, doch gewiß einer entehrenden Handlung schuldig erklärt wurde, und schon das provisorische Gemeindegesetz Jene für die Stellen der Gemeinderepräsentanten nicht wählbar erklärt, die einer entehrenden Handlung schuldig erklärt worden sind. Den Schwurgerichten werden in der Regel nur größere Verbrechen, an Privaten verübt, neben den politischen Verbrechen zugewiesen.

Bei dieser Nebeneinanderstellung wäre es gewiß höchst parador, nur erstere nicht aber auch letztere als entehrende Handlungen ansehen zu wollen.

Wenn es wahr ist, daß der vom Schwurgerichte Verurtheilte als vom Volke selbst verurtheilt anzusehen sey, und wenn es wahr ist, daß die Stimme des Volkes die Stimme Gottes sey, so erscheint es vollends bizarr und begriffswidrig, daß derjenige, den das Volk bestrafungswürdig erklärte, demselben rücksichtlich dieser That als kompetenzberechtigt zur Bürgerkrone hingestellt werde.

Sollte aber die hier angefochtene Ausnahme in der Landtagswahlordnung nur für die Zeit, als für politische Verbrechen noch keine Schwurgerichte bestehen, bemeint seyn; so muß entgegnet werden, daß dieses Provisorium nur darauf beruhen könne, daß man entweder der Meinung ist, die künftige Strafgesetzgebung werde keine politischen Verbrechen anerkennen, oder daß man glaubt, die bisherigen Gerichte bestrafen eine Handlung als ein politisches Verbrechen, die nach dem Gesetze keines ist. Daß die erstere Meinung sich nirgends verwirklicht habe und nicht verwirklichen könne, bedarf als zu einleuchtend keiner Erörterung. Man sehe nur auf die allerjüngste faktische badische Regierung hin.

Der zweite Grund wäre eine wahre Lästerung und Verläumdung der österreichischen Gerichtsbehörden, denen wohl häufig der Vorwurf zu großer Milde in der Bestrafung, und daß Mancher straflos durchkam, den Manche im Publikum strafwürdig hielten, nebst einem schleppenden Geschäftsgange, nie aber, auch nicht zur Zeit des Schreiens und Schimpfens derjenigen über die Behörden, die sich selbst zu Behörden machen wollten, der Vorwurf der Verurtheilung eines Schuldlosen gemacht wurde.

Was endlich den letzten Grund für diese Ausnahme betrifft, daß den mit dem Verurtheilten Gleichgesinnten die Beschränkung nicht auferlegt werden könne, Männern anderer politischen Meinung ihre Stimme zu geben, weil dieß eine Beschränkung der Freiheit wäre; — so ist dieser wirklich so sonderbar, daß man mit dem alten Dichter sagen kann: Es ist hier schwer die Satyre zu vermeiden.

Wenn dieser Grund eine Beweiskraft hätte, so müßten auch die andern Beschränkungen der passiven Wahlbarkeit wegfallen.

Wenn die Verhinderung, das Staatsgebäude zu unterminiren und zu zerstören, eine Beschränkung der rechtlichen Freiheit ist, dann müssen ja alle dießfälligen Strafgesetze wegfallen, weil sie dieß verhindern und somit die Freiheit? dieß zu thun beschränken und eigentlich aufheben. Weil das Wahlrecht nur ein Recht ist, so ist ja Niemand zu dessen Ausübung gezwungen. Wer dem edlen Grundsatze anhängt, der Besitz ist ein Diebstahl, der wählt, wenn er keinen Meinungskameraden findet, gar nicht. Es wird gewiß kein großes Unglück für seine Mitmenschen seyn, wenn er gar nicht wählt, und er wird sich nicht über eine widerrechtliche Beschränkung seiner Freiheit beklagen können und kein Recht zu einer Beschwerde gegen das Gesetz haben, welches die praktischen Bekenner dieser heiligen Lehre von der Wählbarkeit ausschließt.

Uebrigens ist die dießfalls von einer andern Seite gemachte Bemerkung, daß diese Ausnahme darum nicht gefährlich sey, weil der wegen politischer Verbrechen Bestrafte von den Gegnern seines Thun und Treibens ohnehin nicht gewählt werden würde, seine Anhänger aber einen Mann von gleicher Sorte, der aber dießfalls noch nicht bestraft worden ist, wählen können; — darum nicht stichhältig, weil bei dem bisherigen Verfahren bei den Wahlen und den dabei statt gehabten Umtrieben, und weil wenige von den Wählern die Folgen einer unglücklichen Wahl übersehen können oder wollen, daher auch Wenige sich um die Vergangenheit und die Denk- und Handlungsweise, um den früheren Lebenswandel, der eigentlich den Charakter des Menschen bestimmt, des zu Wählenden bekümmerten, große Mißgriffe gemacht wurden und auch ferners gemacht werden können, deren Schädlichkeit durch positive Wahlbeschränkungen beseitigt wird; indem manchem Wähler, der nach besserer Erwägung der Umstände, seine Wahl bereut, sie als etwas Geschehenes nicht mehr ändern kann, oder um sein voreilig gegebenes Wort nicht zu brechen, oder aus andern wichtigen oder nichtigen Gründen zu ändern Anstand nimmt, auf eine ihm erwünschte Art die Wahlordnung in die Arme greift. Endlich ist bezüglich des zweiten Theiles der Bemerkung entgegen zu bemerken, daß zwischen dem, der wegen eines politischen Verbrechens bestraft worden ist, und zwischen dem, der eines solchen nur verdächtig ist, ein großer Unterschied bestehe, indem von der Wahrscheinlichkeit auf die Wirklichkeit kein sicherer Schluß gezogen werden kann, und weil ein Wahlcomité kein Inquisitionstribunal seyn kann und darf.

Wenn aber auch die Ausnahme, welche der Gegenstand dieser Besprechung ist, wirklich dem gemeinen Wesen nicht Gefahr bringend wäre, so bleibt es doch unstreitig ein nicht zu billigender Widerspruch, Jemanden in einer gewissen Beziehung ein Mißtrauensvotum, was doch sicher mit einer Bestrafung verbunden ist, und in derselben Richtung ein Vertrauensvotum zu geben, ohne die Ueberzeugung eingeholt zu haben, daß jene Eigenschaft oder jener Mangel derselben nicht mehr vorhanden sey, worauf sich das Mißachtungsvotum gründete.

* * *

Notizen.

— Viele verehrten Leser der „Corinthia" wurden durch die Mittheilung einer Reise in Italien in den Jahrgängen 1846 und 1847 mit den vielen Kunstbauten und den darin enthaltenen Meisterwerken der Plastik und Malerei in Rom näher bekannt, es dürfte Sie also auch ein Bericht aus Civitavecchia vom 14. Juni, den die allgemeine Zeitung vom 24. d. M. bringt, interessiren, der die Zerstörung dieser Kunstschätze größtentheils durch die Römer selbst schildert. Der Bericht lautet: „Nur wenige Nachrichten gelangen zu uns aus Rom in Folge der in diesen Tagen wieder größer gewordenen Schwierigkeiten der Communication; aber alle stimmen darin überein, daß sie die Verwüstung in der Stadt und in der nächsten Umgebung als entsetzlich schildern. Nicht etwa durch französische Bomben und Kugeln ist diese Verwüstung herbeigeführt worden, obgleich sie natürlich auch das ihrige gethan und Kugeln im Herzen der Stadt, bei Piazza Navona und Madama niederfallen; die sogenannten „Romani" haben sie auf dem Gewissen, wenn anders ein Gewissen vorhanden ist, die Vertheidiger des unglücklichen Roms, nun Zehntel Ausländer, das desparateste Volk von ganz Italien unter den desparatesten Führern, dazu die Schlimmsten der einheimischen Bevölkerung selbst. Bis jetzt hat die Berserkerwuth sich namentlich gegen Bauten und Bäume gewandt, nun greift sie auch die Personen an; eine eigentliche Proscriptionsliste signalisirt der „Rache des Volkes" die Missliebigen, darunter Häupter der vormaligen liberalen Meinung! Der päpstliche Pallast von Monte Cavalo ist in ein Lazareth umgewandelt worden, ebenso die Paläste Doria und Borghese; aus ersterem waren, bevor es zum Aeußersten kam, viele der schönsten Gemälde und sonstige Sachen von Werth entfernt worden; letzterer ist mit seiner herrlichen Gallerie, seinem prächtigen Ameublement, seinen zahlreichen Merkwürdigkeiten dieser Horde von Rasenden preisgegeben. Die Villa Borghese, dieser Lieblingsspaziergang der Römer, dieser Vereinigungssaal der eleganten Welt, dieser heitere Vergnügungsort des Octobers, soll nicht wieder zu erkennen seyn. Die wundervollen Bosketts mit ihren ragenden Pinien verschwunden, die Casinos zerstört. Wer denkt nicht der sogenannten Raffaelischen Villa und der Cenci'schen in diesen schattigen Gründen, und des Casino im entfernteren Theile? Es hat dem verdienten Archäologen Luigi Canina, dem Baumeister des Hauses Borghese, nicht geringe Mühe gekostet, die seltenen Kunstschätze aus diesem Gebäude zu retten, die Antiken und Canova's Venus victrix und die Daphne des Bernini — wer weiß aber was aus all dem Reichthum an den seltensten Marmor- und Granitgattungen geworden ist, der hier den Beschauer überraschte und entzückte? Man möchte die borghesischen Marmore früherer Zeit glücklich schätzen, daß der Fürst Camillo sie an Napoleon verkaufte. Von der Tiber beim Ripperthafen an, bis zur Engelsburg sind die vielen Gärten und Landhäuser vom Erdboden verschwunden; es ist eine trostlose Fläche voll Gerölle und Trümmer, über welche die Kugeln pfeifen. Im Massanischen Garten am Wege nach Pontemolle haben jetzt die Franzosen Belagerungsarbeiten begonnen, wahrscheinlich gegen Porta del Popolo; der Garten war eine neue Schöpfung — ein solcher Rosenstor, eine solche Menge der schönsten Blumen und Zierpflanzen sind selten gesehen worden. Alles das ist nun vernichtet. Noch grauser aber sieht's auf der Südwestseite aus, wo der eigentliche Kampf stattgefunden hat und noch stattfindet. Eine ganze Gruppe von Landhäusern krönte die Hügelreihe, die sich gleich hinter dem Janiculus erhebt: Villa Giraud, Valentini, Corsini, Doria-Pamfili. Hier machte man sich jede Handbreit Erdbodens streitig, hier wurden nach hartnäckigem Gefecht zwischen Mauern und Hecken die römischen Corps mit großem Verlust in die Stadt zurückgeworfen, hier schlagen noch anhaltend die Kugeln hin und her und wühlen den mit Trümmern bedeckten Boden auf. Villa Corsini ist völlig ausgebrannt; zerlöchert und einsturzdrohend stehen die Mauern da, sonst nichts. Auch die Pamfilische Villa, die schönste der römischen, ist Schauplatz wilder Verwüstung gewesen, wenn sie gleich minder gelitten hat als jene. Das Casino, welches Algardi baute, ist leer; es mag seyn, daß man manches daraus gerettet hat, aber die Spuren im austeilenden Garten und Parterre zeigen, wieviel auf die grausamste Weise und bloß aus Vandalismus vernichtet worden ist. Die merkwürdigen in die Wände eingelassenen antiken Reliefs verdorben, die Statuen umgestürzt, zertrümmert, verstümmelt, von all den theils durch Kunstwerth, theils historisch-interessanten Souveniers aus Innocenz X. und Olimpia Maidalchini's Zeit, aus den Tagen der von Bernini's und Borromini's geistreich-prächtigen und erfinderischen Rococo-Geschmack keine Spur mehr. Die künstlichen Wasserwerke zerstört, viele der seculären Steineichen umgehauen — ein Glück, daß man den Römerbarbaren nicht Zeit ließ, ein gleiches Schicksal dem Pinienwalde zu bereiten, in dessen Schatten, wo man in glücklicheren Tagen Millionen Veilchen und Anemonen fand, jetzt die Franzosen ihr Lager aufgeschlagen haben. Immerfort bestreichen die Kanonen aus den vaticanischen Garten die berühmte Terrasse, von welcher man die schönste und umfassendste Ansicht von St. Peter und dem Vatican hat, mit dem Monte Mario und dem Soracte im Hintergrunde. Mit Schrecken sah man dort einen Theil der obern Balustrade der Peterskuppel (am Fuße der Laterne) demoliren, ohne sich über den Grund Rechenschaft geben zu können. Ob dieß auch in einem neuen amtlichen Bericht über die Beschädigungen aufgeführt werden wird, welche Petrskirche und Vatican durch die Franzosen erlitten haben? — Nichts aber soll der Verwüstung gleichkommen, welche in der nicht weit von den genannten Villen gelegenen Kirche San Pancracio, im Rücken der jetzigen französischen Linien, stattgefunden hat. Altäre, Bilder, Skulpturen vernichtet, die Gräber selbst aufgerissen. Und alles dieß ist das Werk der wilden Horden, welche die Stadt angeblich vertheidigen, d. h. welche die unseligen Einwohner, von denen 19 Zwanzigstel gerne die Thore den Franzosen, wenn auch nicht dem Cardinalscollegium öffneten, zu ihren persönlichen Zwecken und denen der anarchischen Faction terrorisiren; diese Horden haben einen Zustand herbeigeführt, wie er nicht dagewesen ist seit den Tagen als Robert Guiscar, der Normannenherzog Apuliens, Rom einnahm und die südöstlichen Hügel bis zum Capitol und Trajansforum zur Einöde machte, die sie noch heute sind. Niemand wird dabei gewinnen als die Aria cattiva, welche ihren Spielraum unendlich vergrößert sieht; mit Roms Reichthum und Roms Freude ist's aber, im besten Falle, auf lange Zeit ein Ende."

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 54. Klagenfurt, Sonnabend den 7. Juli 1849.

Die Spiegelfabrik zu Soboth in Kärnten.

Unter die großartigsten industriellen Unternehmungen in Innerösterreich — derer Produkte wohl die ferne Welt bewundert, ohne sich um das Wie und Wo ihrer Erzeugung zu kümmern, gehört unstreitig Dr. Hauptmannsbergers Spiegelfabrik zu St. Vincenz in Soboth an der Choralpe dicht an der Grenze von Kärnten und Steiermark. Dem Freunde einer wildschönen Alpennatur empfehlen wir den Ausflug dahin sowohl von der steierischen Seite — aus dem sogenannten deutschen Boden des Marburger Kreises — als vom Paradiese Kärntens vom Lavantthale aus. Wir wollen die eine Wanderung zum Hin-, die andere zum Rückwege nehmen, und ergreifen den Wanderstab im steierischen Markte Eibiswald, am östlichen Fuße der Choralpe.

Eibiswald hat einen guten Gasthof beim Lerch. Von hier hat man einen lohnenden Alpenweg über Lorenzen, Soboth und die Spiegelfabrik in St. Vincenz nach St. Paul im Lavantthale. Wir haben vorerst zwei Stunden fast immer bergauf, und zuletzt ziemlich steil zur Pfarre Lorenzen. Will man aber einen näheren und mitunter sogar bequemeren Weg nach Soboth, so wende man sich nach der Straße rechts hinein, und in 2 Stunden erreicht man den Pfarrort St. Oswald in Krumbach. Die nette mit vieler Vergoldung im Innern geschmückte Kirche liegt an einer Berglehne und ist durch ihren Kuppelthurm weithin kenntbar aus dem tiefgrünen Waldreiche. In St. Oswald hält der Handelsmann Koch einen guten Gasthof. Hoch über Oswald liegt die einsame Kuratie St. Katharina in Wiel und noch höher darüber St. Anna ober Limberg bei Schwanberg. Wir aber setzen an Hammerwerken vorbei, die dem Verwesamt Eibiswald gehörend, unsern Weg nach St. Lorenzen fort. Sonderbarer Weise ist diese Gegend sehr arm an gutem Trinkwasser. Nur am niedlichen Pfarrhofe ist nächst dem Garten ein köstlicher Brunnen. Der Pfarrhof ist außer der Kirche und einer rußigen Schenke das einzige Gebäude in Lorenzen. Ferne im Unterland schimmert die helle Blechkuppel des Thurmes an der Westseite der leider mit Holz gedeckten Kirche, welche gegen Süden drei Fenster, gegen Norden gar keines hat. Sie besitzt drei Altäre: der hl. Lorenz, Maria und Kunigunde. Der Altar der hl. Kunigunde ist von 1714, ihr Bild so wie das der Dreifaltigkeit vom noch lebenden Maler Wimmer in Landsberg.

Entzückend ist die Aussicht von dieser Höhe. Gerade zu Füssen das Kirchlein St. Anton, etwas rechts Dreikönig ober Mahrenberg, ein großer Theil des deutschen Bodens, der Temelkogel, der Radel und darüber hin die Kappa und die langen Rücken des Bachern. Eibiswald, Gleinstätten, Burgstall, St. Martin, St. Johann glänzen wie Silberstickereien auf dem grünen Sammt der Ebene.

Sehenswerth ist die ein paar hundert Schritte tiefer stehende Filiale St. Leonhard, ihr ist ohne Säulen mit gedeltem bemalten Pfafonde und sehr kleinen altdeutschen Fenstern. Die einfachen Altäre sind den hl. Leonhard (Bild), Ursula und Florian (Schnitzwerke) geweiht. An der Wand links ist ein großes Christusbild, rechts die Statue des hl. Augustin. Eingetheilt liest man: hic fuit Andreas Nepekaj eljoritiensis 1593. Eine Menge anderer Namen vom 16. bis in das 18. Jahrhundert zeigt der Rest eines alten Kirchenschrankes im Pfarrhofe.

Von Lorenzen hat man eine Stunde nach der Kirche Barthlmä. Die einsame Kirche liegt frei auf einem hohen Bergplateau, nur von Waldbäumen gegen die heftigen Nordwinde geschützt. Sie hat einen viereckigen Spitzthurm und 3 Altäre. Weiterhin auf einer schönen freien Anhöhe von Nadelholz umgeben ist Pernitzen.

Nach einer Stunde ist man am Seeberg, dort befindet sich ein kleines Thal, das einst ein See ausfüllte. Noch haufet dort ein Wassergeist, der andere aber auf der Kappa, jeder hört, wenn Jemand bei seinem Elementarbruder einen Stein ins Wasser wirft,

und der Sturm, welchen der eine erregt, wird sogleich vom andern fortgesetzt. Im Pfarrorte Pernitzen ist außer dem Pfarrhaus und der Kirche der hl. Simon und Judas mit viereckigtem Thurm kein Gebäude.

Zwei Stunden hinter Lorenzen kommt man zur tiefen Schlucht des Feistritzbaches. Großartige Felsen umstarren den Wanderer. Jäh zieht sich der Waldpfad hinab zu einer pittoresken Mühle und einer nicht minder seltsam geformten Brücke. Wäre nicht das Schäumen des Wildbaches, so gehörte diese halb nächtliche Stelle zu den stillsten und einsamsten Parthien Steiermarks.

Rasch geht es nun wieder den steilen Berg hinan, Barthlmä und Pernitzen liegen sich in gleicher Höhe gegenüber, nur durch die bodenlose Engthalschlucht des Feistritzgraben getrennt. Beide Kirchen bilden mit der eben so hohen des St. Anton am Bachern ein merkwürdiges Dreieck, das insoferne auch noch in dieses Netz taugt, als es halb sonnig halb schattig liegt, während Barthlmä so ziemlich ganz in der Sonne, Pernitzen ganz im Schatten lagert.

Indem wir über die Windungen vieler Bergbuchten, durch Riesbäche veranlaßt, setzen, erreichen wir in vier Stunden von Lorenzen — Soboth. Dies Pfarrdorf hat ganz den Alpencharakter, wozu die Kirche mit ihrem oberländischen Thurme das ihrige beiträgt, und nur Pfarr- und Schulhaus durch den jüngeren Baugeschmack einigen Gegensatz bilden. Das niedere Presbyterium ist älter als das von viereckigen Fenstern erleuchtete Schiff der Kirche; gegen Süden ist außen ein Stein mit dem Künburgischen Wappen, der besagt: daß am 31. August 1704 Johann Siegmund, Bischof von Lavant, diese Kirche zu Ehren des hl. Jakob geweiht und die Reliquien der Heiligen Modestus, Laurera und Justina hierher überbracht habe.

Von hier gerade gegenüber auf einem abgeholzten Bergrücken sieht man eine Art Blockhaus, es ist St. Urbani, die thurmlose Filiale von Pernitzen, ein hohes kahles Gebäude, das aber eine wunderbare Fernsicht gewährt. St. Anton und Reifnig verschwimmen gegen Südosten in Nebeldust. St. Jakob in Soboth hat 3 Altäre, am Hochaltar ein mittelmäßiges Gemälde St. Jakob, am Seitenaltar rechts die Nothhelfer, links St. Anna, merkwürdiger Weise stützen sich die Seitenwände auf vier in ihnen angebrachte Säulen. Der Pfarrhof ist klein, aber nett, vor Allem herrlich waren früher die Gärten und die unterirdischen Treibhäuser, kostbare Unternehmungen, die mit ihrem Schöpfer, dem Pfarrer Bresnigg 1848 starben.

Von Soboth aus nimmt die Gegend immer mehr den erhabenen Charakter der Alpenwelt an. In bodenloser Tiefe heult der Feistritzbach, mit ihm verbindet sich unsichtbar dem auf der Bergshöhe stehenden Wanderer wild tobend der aus der linken Schlucht kommende Krumbach. Die tiefste Thalschlucht heißt recht bezeichnend der „Höllgraben“, über ihm liegt Dumreichers Glasfabrik Henriettenthal, in der Tiefe macht die Feistritz einen Katarakt von zwölf Klafter Höhe. An malerischen Mühlen vorbei kommen wir über zwei rauschende Bäche und sind nach einer halben Stunde von Soboth an der zur Spiegelfabrik gehörigen Loßnitz-Huebe — vor wenigen Jahren noch Eigenthum des Hohenmauthner Gewerken Gustav Jäger; das Wohngebäude bildet eine Art Blockhaus, aber mit aller Bequemlichkeit eingerichtet, ringsum von Reuten hübscher Anlagen umgeben, die Aussicht ist trefflich; weiter rechts liegt die Skutrig-Huebe.

An der Wauchnigg-Keuche vorbei sind wir in kleinen drei Viertelstunden an den gemauerten Stationen, die zur Filiale St. Leonhard in Zambickt führen. Die Kirche mit dem oberländischen Thurme ist ganz so gebaut, wie ihre Mutterkirche zu Soboth. Die Bewohner sind eine seltsame Mischung von Deutschen und Wenden. Ein silberhelles Bächlein durchrieselt den freien Wieseuplatz vor der Kirche, auf dem Hunderte von improvisirten Herden, gewaltige Bretterlagen, zu Baraken bestimmt, das Leben und Treiben an Wallfahrtstagen bekunden. Gegen Süden ist außen an der Kirche ein Stein mit dem Künburgischen Wappen und der Inschrift, die verkündet, daß die Kirche 1709 geweiht wurde, und zwar der Hochaltar dem hl. Leonhard, die Seitenaltäre der Mutter Gottes und dem hl. Clemens, unter den Zechmeistern Simon Gollob und Oswald Papernik. Die Kirche frei und ohne Säulen, mit großen Steinplatten am Boden, hat am Hochaltare die Statue des hl. Leonhard, an den Seitenaltären rechts das Bild Laurenz und Sixtus, links Maria und Joseph, am Bogen die Erneuerungszahlen 1831 und 1842. Merkwürdig ist die angebaute hölzerne Verlängerung nebst Priesterstube und Küche für die Wallfahrtstage, noch merkwürdiger, daß die Kirche zugleich zur Lagstätte von Gläsern, Weinkrügen und Schmalztöpfen dient, die in ihr von jeder Wallfahrt aufbewahrt werden.

Von St. Leonhard bis zur Glashütte in Neu-Soboth am äußersten Rande der kärntnerischen Grenze hat man eine kleine halbe Stunde. Der Weg führt durch einen ehrwürdigen Nadelwald. Die älteste Glashütte in dieser Gegend wurde vor ungefähr 100 Jahren aufgelassen, eine spätere bei Schwetz vor 70. Die jetzige des Hrn. Hauptmannsberger, von Prosenjak gepachtet, steht seit Schluß des vorigen

Jahrhunderts in Betrieb. Sie erzeugt nur einfache Glaswaaren.

Von hier auf die Choralpe kommt man leicht in einigen Stunden. Der Weg in Begleitung ein oder des andern Holzknechtes lohnt sich durch die vielen Sagen von verborgenem Goldreichthume der Choralpe. Selbst der Sand soll hie und da Goldkörner zeigen; unmittelbar unter der Alpe sind zwei verhaute Stollen; dringt man in den einen, so kommt man zu einem unterirdischen brausenden Wasserfall und gelänge es über selben zu setzen, so wäre man am Goldlager; gottesst ist die Stelle, von welcher vor Jahren eine Lawine den hundert und zweijährigen Jägerhanns sammt seiner Sägemühle in die Tiefe schob. Beim Choralpensee ist ein anderer Stollen und ein Schacht, aus welchem die Wälschen, wie man sich erzählt, noch zeitweise Gold holen.

Von der Glasfabrik zur Spiegelhütte des Herrn Hauptmannsberger in Vincenzthal auf kärntnerischem Boden hat man eine halbe Stunde durch Wald- und Bergwiesen thalab. An einer einsamen Stelle zeigt man eine Brandstätte, auf welcher eine Keusche stand, die vom Blitze getroffen sammt ihrer Besitzerin in Flammen aufging.

Kein Ort überrascht mehr, als St. Vincenz, eine kleine Industrie-Stadt in der tiefen schmalen Schlucht des einsamsten Gebirgthales der wilden Feistritz. Das Herrenhaus mit seinen Gartenanlagen, das Verweshaus, die Schulmeisterei, das Bräuhaus, der Gasthof (das älteste Gebäude von 1754), die Kirche sind in dem oberen Orte die vorzüglichsten Gebäude der 1811 von Dr. Voit gegründeten Spiegelfabrik, an deren Nähe die schönen Spiegelfenster in den meisten Häusern, so wie die Spuren des engelrothen Schliches (Eisen hyperoxyd) aus Sachsen, die Bruchstücke der Reibsteine (Kellhainer Platten) erinnern. Auf allen benachbarten Höhen schimmern niedliche Häuschen. Nett ist die bis auf einige Fuß Höhe außen bei Gewittern vom Geröll zu reinigende Kirche mit ihren Thürmchen und Spiegelfenstern. Sie hat nur einen Altar mit dem Bilde des hl. Vincenz Ferreri, gemalt vom St. Pauler Stiftspfarrer Wilhelm. Unfern davon ist das zur Bequemlichkeit der Wanderer wohl eingerichtete Gasthaus. Sehenswerth sind vor Allem die französischen Schmelzöfen der Glasmasse, die drei zweckmäßigen Streköfen, Schleifvorrichtungen der gestreckten Glasplatten, die großen Lager von Staniol aus der eigenen Fabrik bei Viehofen, vor Allem aber das Beschütten des Staniols mit Quecksilber beim Belegen der Spiegeln. Ferner die großen Magazine vorräthiger Spiegeltafeln, darunter 1848 Stücke von 6 bis 8′ Höhe für Constantinopel bestimmt. Die Fabrik war einst als Glasfabrik Eigenthum des Stiftes St. Paul, das hier eine eigene Pfarrkuratie unterhielt. Die Bevölkerung von St. Vincenz, für welche ein eigener Arzt und seit mehr als 20 Jahren ein Schulmeister angestellt sind, beträgt 425 Köpfe.

Die Spiegelmacher werden eingetheilt in Anfänger, Vorblaser, Schwenker, Fertigmacher und Kanzelsteiger. Der Erste nimmt am Rohre die Glasmasse aus dem Schmelztigel, der Zweite bläst sie zur Kugel, welche der Dritte hin und her schwenkt, der Vierte gibt ihr die rechte Größe, der Fünfte steigt mit ihr auf ein Gerüste, damit sie auseinandergeschnitten in den Streckofen kommen und dort mittelst Walzen zur glatten Tafel ausgewalkt werden könne. So sehenswerth die Schleiferei und Façetirung sind, so sehr wird man in dem stockhohen, neun Fenster langen Polirgebäude von der mühsamen Reib- und Glättarbeit überrascht. Spiegel von 80″ Höhe kommen auf 400 fl. Die ganze Bevölkerung dieses Engthales lebt nur von der Fabrik. Den Kern derselben bilden 15 Hüttenarbeiter, 12 Schleifer, 2 Façetirer, 3 Polirer, 2 Belegen und eine tüchtige Schaar rüstiger Holzknechte. Nicht leicht denkt die ferne Damenwelt, wenn ihr Bild schimmernd aus dem hellen Krystalle zurücksrahlt, der rohen — und doch vielleicht viel glücklicheren Menschen, ferner schwerfälligen Hand das gebrechliche Kunstproduct entstammt.

Da Oesterreich gegenwärtig in 218 Spiegel- und Glasfabriken (nebst 73 Glasraffinerien) jährlich über 400,000 Centner Glaswaaren im Werthe von 18 Mill. Gulden, von denen 120,000 Ctr. im Werthe von 5,375,000 fl. in das Ausland gehen, erzeugt, so ergibt sich von selbst die bedeutende Wichtigkeit eines solchen Etablissements für die armen Bewohner dieser Bergwelt.

Von hier in das Lavanthal geht der Weg zuerst ziemlich hoch bergan in die Alpengegend am Fuße des „Speik", welche das „Dreieck" heißt; hier theilen sich die Wege rechts nach der „Bodenhütte," links auf den „Speik", gerade aus ins Lavantthal oder eigentlich zur Pfarrkirche dieser Gegend nach St. Markus in Ettendorf. Auf der Bodenhütte stiftete Bischof Slomschek in neuester Zeit ein eigenes bequemes Bett für vornehmere Gäste.

Bald sind wir auf einer freien Stelle, auf welcher sich eine unermeßliche Herumsicht eröffnet. Das Lavant- und Drauthal liegen in ganzer Schönheit zu unsern Füßen. Nachbarlich in der Tiefe sehen wir links die kleinen Kirchen Magdalenenberg und Lambrechtsberg und das nicht viel größere Ettendorf, tiefer im Thale Lavamünd und Leifling, die Petze und den Ursulaberg, das Stift St. Paul und die bläuliche Gruce, den Klagenfurter-See, die Ruine Rabenstein, die Saualpe; der Wanderer weiß in der That nicht, wohin er zuerst seinen Blick wenden soll.

Von St. Vincenz in zwei Stunden starken Auftretens gelangt der Wanderer in das schöne Thal von St. Georgen am Fuße der Choralpe, die Kirchen Annastorf und St. Georgen sind ganz nahe zur Rechten. Die Bergkirchlein St. Johann und St. Joseph bei dem Stifte rucken immer näher. Ueberall schauen wir Obsthaine, stattliche Bauernhöfe, wohlgepflegtes Hornvieh. Nach einer Viertelstunde kommen wir an einen hübschen Mühlenteich und bald längst der Lavant über eine Brücke in St. Paul, also im schönsten Punkte des Lavantthales an.

Dr. Rudolf Puff.

Aus der Heimath.

Die Morgenausgabe des „Lloyd" vom 30. Juni enthält aus Klagenfurt ddo. 27. Juni folgenden erläuternden Bericht, über einen Gegenstand, der gewiß für jeden Kärntner großes Interesse haben muß, er lautet: „Seit mehreren Tagen werden unter dem Vorsitze des provisorischen Landeschefs, Baron Schloißnigg, unausgesetzt Sitzungen zur Berathung des dem Ministerium mitgetheilten Entwurfes der kärntnerischen Landesverfassung gehalten. Baron Schloißnigg zog zu selben außer dem Kreishauptmanne von Villach mehrere Mitglieder des hiesigen Landtagsausschusses, und obwohl durch dieselben mitunter verschiedene politische Richtungen vertreten werden, so geht das Werk doch in erfreulicher Einigung vorwärts, welche Bürgschaft bieten dürfte, daß es, wie aus diesen Berathungen hervorgehen wird, auch allenthalben im Lande auf Billigung rechnen kann. Die Zahl der Abänderungen, die zum Ministerial-Entwurfe vorgeschlagen wurden, ist eben nicht sehr bedeutend. Man glaubte sechzig Landtagsmitglieder der geringern Anzahl von fünf und vierzig vorziehen zu sollen, weil dadurch dem Vertrauen des Landes größere Garantien geboten werden. Diese sechzig Abgeordneten zerfallen in gleichen Theilen: 1) auf die Stadt- und Marktgemeinden, 2) auf die Landgemeinden, und 3) auf die Höchstbesteuerten. — Aus der ersten Kategorie werden fünf von Klagenfurt, zwei von Villach gewählt, die übrigen vertheilen sich auf sämmtliche Städte und Märkte des Landes mit möglichster Berücksichtigung der Volkszahl und homogener Richtungen. Den Wahlbezirken der Landgemeinden wurden die politische und Gerichtseintheilung zu Grunde gelegt; man glaubte hierdurch den Wunsch des Landes mehr berücksichtigt zu haben, als wenn man zwanzig Wahlbezirke mit völlig gleicher Seelenzahl ausgestreckt hätte, wodurch ganz Ungleichartiges zusammengewürfelt, die Genossen derselben Gemeinde und Gerichtsbarkeit dagegen in widriger Weise auseinander gerissen worden wären. Ueberdies verbürgt die gleiche Seelenzahl noch keineswegs, daß auf sie auch überall gleichviel wirkliche Wähler fallen, und liefert also auch an und für sich keinen ganz gewohnten Maßstab. Zur Wahlberechtigung wurde die geringste Hausersteuer mit 40 kr. oder die Zahlung einer andern directen Steuer mit 2 fl. angesetzt. Aus der Zahl der Höchstbesteuerten schied man vier Abgeordnete zu Gunsten der höhern Industrie aus, die ausschließlich von Beisitzern bergamtlicher Entitäten und Fabrikanten gewählt werden, die 300 fl. an Bergfrohne oder vierzig Gulden an Erwerbsteuer zahlen. — Wer auch dem Grundsatze, nach mit einer solchen Art Vertheilung der Höchstbesteuerten kaum einverstanden ist, wird in Berücksichtigung der großen Bedeutung, insbesonders unserer Montanindustrie, dem praktischen Erfolge derselben kaum abgeneigt seyn können.

Der vorgeschlagene Landesausschuß von sechs bezahlten Mitgliedern wurde allseitig mißbilligt. Man sprach die Meinung aus, daß in solcher Weise die zwei Factoren, die diese Stelle benöthigt, nämlich das allgemeine Vertrauen des Landes und die genügende Beamtenuntüchtigkeit kaum gefunden werden könnten, vorzüglich, weil die passive Wahlfähigkeit von je zwei derselben auf eine der drei obigen Kategorien gebunden war, und weil sie sämmtlich in Klagenfurt den Wohnsitz aufzuschlagen hätten. — Um den Zweck sicherer zu erreichen, bestimmte man zwölf unbezahlte Ausschüsse und drei bezahlte Referenten. — Das Vertrauen des Landes sollte sich in jenen concentriren, sie werden je vier aus einer der drei obigen Kategorien von den sämmtlichen Landtagsabgeordneten gewählt, müssen ihren Wohnsitz nicht nothwendig in Klagenfurt haben, und sind nur berathende Glieder des Ausschusses, während die eigentlich beamtlichen Leistungen den Referenten obliegen. Diese werden vom gesammten Landtage gewählt und sind nicht nothwendig Landtagsabgeordnete, haben im Ausschusse aber nur dann, wenn sie auch dieses sind, eine entscheidende Stimme. Die minderen laufenden Geschäfte erledigen sie ohne Intervention der Landesausschüsse. In dieser Weise wird ein Landesausschuß im Monate nur bei einer oder zwei Sitzungen zu intervenieren haben und daher auch jeder unabhängige Mann des öffentlichen Vertrauens in der Lage seyn, wenn er auch nicht zu Klagenfurt seinen Wohnsitz hat, diese Stelle anzunehmen.

Notizen.

— Ein Bericht aus Köln vom 22. Juni bringt folgendes Antiquarisches: Heute wurde beim Ausgraben eines Kellers an dem Kreuzgange der hiesigen Capitelskirche, wo man in jüngster Zeit sehr viele Ueberreste römischer Gebäude aufgefunden hatte, wiederum ein Raum entdeckt, bei dessen Ausräumung bemalte Wände und ein schöner, wohlerhaltener Mosaikboden zu Tage gefördert wurden. Auch fand man dort ein Stück einer riesigen Säule. Da die Arbeiten auf dem benachbarten Grunde, wo bisher kein Keller gewesen, fortgesetzt werden, so hofft man noch mehr Alterthümer zu entdecken.

— Der bekannte Componeur und Pianist Kalkbrenner ist in Enghien, bei Paris, an der Cholera gestorben. Seine gediegenen Tondichtungen erwarben ihm einen bedeutenten Ruf. Er war mit dem Orden der französischen Ehrenlegion, dem preußischen rothen Adlerorden und dem belgischen Verdienstorden decorirt.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 55. Klagenfurt, Dinstag den 10. Juli 1849.

Linnäus.

Die Kunst, echte Perlen zu machen.

Von einem Seemann J. G.

In einer kalten Winternacht, gegen die Mitte des letzten Jahrhunderts, wurde leise an die Thür einer Hütte geklopft, die zwischen den Bergen Christianas im Norwegen lag. Dem Rufe antwortete der Besitzer der Hütte, und ein Reisender bat um ein Obdach für die Nacht. Gastfreundschaft wird in jenen wilden Gegenden bereitwillig ausgeübt; der Fremde wurde willkommen geheißen, und auf einen Sitz am Herde gewiesen, auf dem noch einige Kohlen glimmten und das für die Familie zubereitete Abendessen stand.

Die einzigen Bewohner der Hütte waren ein Bauer, Namens Erich, und dessen Tochter. Diese letztere war ausgezeichnet durch ihre Schönheit, so wie durch eine natürliche Anmuth, die sie weit über Alles erhob, was man in dieser Wildniß zu finden erwarten konnte. Nachdem der Fremde sie einige Secunden angeblickt hatte, fragte er seinen Wirth, ob das schöne Mädchen dessen Tochter wäre.

„Das ist sie," entgegnete der alte Mann. „Sie und mein Jagdgewehr sind meine einzigen Schätze; und den einen davon würde ich nicht so lange bewahrt haben, hätte Margaretha auf einen der Bewerber gehört, welche sie mir gern rauben möchten. Aber obgleich sie jetzt schon vierundzwanzig Jahre alt ist, zieht sie es doch vor, bei ihrem Vater zu bleiben, an dem ihr ganzes Herz hänget."

Der Reisende zog seinen Rock fester um sich, beklagte sich über Kälte, und auf ihres Vaters Geheiß warf Margaretha frisches Holz in das Feuer. Als sie es anblies, verbreitete sich eine große Helle durch das Gemach, welche ein helles Licht auf den Fremden warf. Er schien jung und hübsch zu seyn, und als er bei zunehmender Wärme den Ueber-Rock aufknöpfte, und seinen Hut ablegte, bemerkte Erich, daß er reich gekleidet sey. Seine Verwunderung, was einem Manne, der allem Anscheine nach so reich und von so hohem Range war, bewegen konnte, in dieser Jahreszeit allein durch so öde Gegenden zu wandern, hinderte ihn, die Aufregung zu bemerken, die seine Tochter verrieth, als sie die Züge des Fremden erblickte. Mit gefalteten Händen, die Augen fest auf sein Gesicht geheftet, schien sie unentschlossen, ob sie ihn anreden solle. Der Fremde gab ihr aber ein Zeichen, als wollte er sie ermahnen, vorsichtig zu seyn. Wie auch seine Meinung seyn mochte, verstand sie ihn doch, und indem ihr verstohlen Thränen über die Wangen rollten, schien sie stillschweigend ein Gebet an den Himmel zu richten. Das Abendessen, bestehend aus Kartoffeln und einem Kruge Wasser, wurde jetzt auf den Tisch gestellt.

„Mein geehrter Gast" — sagte Erich — „es ist wohl nicht nöthig, daß ich mich bei Euch wegen unseres kärglichen Mahles entschuldige; in unseren Bergen werdet Ihr schwerlich ein besseres finden."

„Euere Entschuldigungen sind überflüssig, mein Freund" — sagte der Fremde. — „Oft würde ein solches Abendessen, wie dieses, mir willkommener gewesen seyn, wie Gold. Ich habe die Armuth gekannt, und jetzt, wo ich mich reich nennen kann, besteht mein großes Vergnügen darin, denen Erleichterungen zu gewähren, die so arm sind, wie ich es einst war. Euer Abendessen soll Euch einen Preis einbringen, der Euch reichlich für Euere Gastfreundschaft belohnen wird."

Und eine Kartoffel von der Schüssel nehmend, ließ er dafür eine Perle darauf niederfallen. Als diese auf die Schüssel rollte, sah Ehrich seinen Gast verwundert an.

„Wißt Ihr, was das ist?" — fragte der Fremde, indem er wieder eine Perle und wieder eine in die Schüssel gleiten ließ. — „Um dieser Kleinodien willen tauchen die Menschen hinab auf den Grund des Meeres, wo sie so lange bleiben, bis das tobende Blut sie zwingt, an die Luft zurückzukehren, um einen Augenblick Athem zu schöpfen; diese kleinen Dinger zu erringen, wagen sie Gesundheit und Leben. Das sind Perlen, und wenige derselben reichen hin, einen armen Bauer reicher zu machen, als sein Herr ist. — Nehmt sie, guter Alter; sie sind Euer, zum Dank für Euere freundliche Aufnahme eines Fremden."

„Hörst du, Margarethe?“ — fragte der alte Mann, und seine Augen funkelten vor Entzücken. — „Diese kostbaren Perlen sind unser, wir sind reich, mein Kind.“

„Ich hör' es, Vater,“ — entgegnete das Mädchen. — „Gelobt sey der Allmächtige, der den Reisenden beschützte!“ Sie wechselte einen Blick des Einverständnisses mit dem Fremden, aber Erich war mit der Betrachtung seines neu erworbenen Reichthumes zu sehr beschäftigt, um dies zu bemerken.

„Und wer seyd Ihr,“ — fragte er — „daß Ihr einen armen Bauer mit so viel Reichthum überschüttet? — Ich fürchte, wir haben uns zu dreist benommen!“ Und er machte Miene, als wolle er sich dem Fremden zu Füßen werfen, was aber dieser abwehrte.

„Ihr müßtkennt meinen Rang, mein guter Freund,“ — sagte er. — „Gleich Euch wurde ich als Bauer geboren, und meine frühesten Jahre verlebte ich auf der andern Seite der Berge. Ich war ein Ziegenhirt; doch während ich meine Herde weidete, schweiften meine Gedanken in weiter Ferne umher. Manchen Schlag empfing ich, weil ich meiner Lust nachgab, den Lauf der Sonne und der Sterne zu beobachten, oder sinnend dasaß, einen Büschel Blumen betrachtend. Bald wurde meine Liebe für die Blumen zur Leidenschaft; ich merkte mir ihre Zeit der Blüthe und alle Eigenthümlichkeiten ihrer Bildung; als ich aber das achtzehnte Jahr erreicht hatte, da erwachten neue Begriffe in mir, neben den alten, die ich bisher genährt. Bei meinen Wanderungen war ich mit der Tochter eines Bauern bekannt geworden, dessen Hütte in einiger Entfernung von der meinigen lag. Ihre Schönheit übertraf die der andern Mädchen so sehr, als meine Gedanken sich über den Kreis erhoben, in welchem das Schicksal mich geboren werden ließ. Ich liebte sie, und Margaretha (sie trug den gleichen Namen mit Eurer Tochter) erwiederte meine Neigung; aber ihre Jugend und meine Armuth verboten uns die Hoffnung, daß ihr Vater in unsere Verbindung willigen würde. Ich beschloß mein Glück anderwärts zu suchen, und mit vielen Thränen willigte sie in meine Entfernung. Damals träumte ich, nur der Wunsch, sie glücklich zu machen, trieb mich in die Ferne; doch bald sah ich ein, daß der Ehrgeiz daran auch seinen Theil hatte. — Margaretha versprach mir, bis zu meiner Rückkehr die Treue zu bewahren.“

„Und Ihr dürft überzeugt seyn, daß sie ihr Wort hielt,“ fiel die Tochter des Bauern ein.

Der Fremde sah sie zärtlich an, und fuhr fort: „Ich will nicht bei den Mühseligkeiten verweilen, die ein armer Bursche erdulden mußte, der ohne Freunde und Geld in die weite Welt zieht. Aber ich darf nicht undankbar seyn, denn ich war nicht ganz ohne Geld. Um meinen Hals hing eine Silbermünze, zwar nicht von großem Werthe, aber dennoch hinreichend, in der höchsten Noth eine Hilfe zu gewähren. Meine Margaretha hatte sie mir umgehangen, und nicht um die Welt würde ich mich davon getrennt haben. Sie ruht noch auf ihrem Platze.“

Er hielt inne, und man vernahm jetzt das Toben eines heftigen Sturmes, der sich seit seiner Ankunft erhoben hatte. Regen und Hagel peitschten wüthend gegen die kleinen Scheiben des Fensters, und der Wind heulte wie in den Klagetönen Abgeschiedener.

„Es ist eine fürchterliche Nacht,“ — sagte nach einer Pause der Fremde — „und ich muß Euch deshalb für Eure Aufnahme doppelt dankbar seyn.“

Erich zollte dem, was er sprach, nur wenig Aufmerksamkeit, denn der Geiz, eine Leidenschaft, die ihm bisher unbekannt gewesen, hatte sich plötzlich seiner bemächtigt. Als er aber sah, daß sein Gast, während derselbe erzählte, aufhörte, Perlen in die Schüssel gleiten zu lassen, sagte er:

„Ihr habt mir doch sicher nicht all' Euere Schätze gegeben?“

„Ihr empfinget die letzte Perle“ — entgegnete der Reisende. — „Diese hab' ich zwar noch,“ — fügte er hinzu, indem er ein kleines rothes Kästchen öffnete, und darin eine Schnur der köstlichsten Perlen zeigte, — „aber die sind zu einem Halsbande für meine Verlobte bestimmt.“

Der alte Bauer schien mit jedem Augenblicke unruhiger zu werden. „Es ist kaum rathsam, mit solchen Schätzen in unserer öden Gegend zu reisen“ — sagte er; — „aber Ihr werdet natürlich bewaffnet seyn?“ —

„Bewahre,“ erwiederte der Fremde. — „Gegen wen sollte ich Waffen tragen? doch wohl nicht gegen unsere norwegischen Bauern?“

„Aber diese Perlen“ — sagte zögernd der Wirth.

„Diese Perlen sind der geringste Theil meiner Reichthümer; der Inhalt meiner Brieftasche ist hundertmal so viel werth.“

„Hundertmal!“ wiederholte Erich, und blickte scheu umher, während seine Hand das lange Messer erfaßte. Er näherte sich dem Fenster und bei dem Versuche, es zu öffnen, brach er eine der kleinen Scheiben entzwei. Der Wind fuhr mit einem grellen Tone durch das Gemach, daß Margaretha und der Fremde von ihren Sitzen aufsprangen.

Das ist die Stimme vom Dämon des Sturmes!“ rief Erich und blickte wild umher.

„Es ist der Wind, der durch die zerbrochene Scheibe pfeift,“ sagte lächelnd der Fremde. — „Beruhigt Euch, mein guter Freund! — Weßhalb hattet Ihr Euer Messer so gepackt? Wäre es der Dämon gewe-

sen, den Ihr fürchtetet, so würde Eure Waffe Euch wenig genützt haben.»

Er hing seinen Mantel vor die Oeffnung und fuhr dann in seiner Erzählung fort.

(Beschluß folgt.)

Musik-Unterricht.

Es hat gewiß keinen wahren Kunstfreund angenehm berührt, daß gerade zu einer Zeit, wo Vereine jeder Art durch thätige Unterstützung ins Leben treten, ein Verein, der zu den schönsten und wirklich bildenden gehörte, nämlich unser Musikverein, aus Mangel an nährenden Elementen zu Grabe ging. — Die kurz vor seinem Ende gebildete Liedertafel gehört zwar jedenfalls zu den erfreulichen Erscheinungen und hat uns durch ihre Concerte und Sängerfahrten schon manchen, schönen Genuß bereitet. Allein die eigentliche Ausbildung der Gesangskunst kann dabei ihre Rechnung nicht finden, da bei dem großen Theile der nicht musikalischen Mitglieder die Einübung der Gesänge alle Zeit wegnimmt. — Um so erfreulicher mußte es seyn, bei der am 30. Juni vom Herrn Gesanglehrer Harm mit seinen 23 Schülern abgehaltenen ersten Prüfung, so schöne Proben sowohl von der theoretischen als praktischen Gesangs-Kenntniß dieser jungen Leute zu finden, welche sie sich im Laufe eines Jahres erworben hatten. — Herr Harm zählt unter seinen bisherigen Schülern durchaus Studirende aus allen Jahrgängen des Gymnasiums und Lyceums, und wir fanden alle Stimmen, am besten aber die Bässe vertreten. — Wir können nicht umhin, der Methode dieses erprobten Lehrers den vollsten Beifall zu zollen, welche beweist, daß es ihm nicht darum zu thun ist, durch Glanzpartien das Publikum zu blenden, sondern, daß er durchdrungen von dem Genius seiner Kunst, seine Schüler zu würdigen Priestern derselben zu bilden wünscht. Aber wir können auch den herzlichen Wunsch nicht verhehlen, daß Herrn Harm's Bemühungen mehr Unterstützung, seine Lehrstunden zahlreichern Besuch finden möchten. Man klagt so gerne über die Rohheit junger Leute und ihren Mangel an Gefühl; um so mehr sollte man darauf bedacht seyn, den mildernden Einfluß einer Kunst zu benützen, von der wohl nicht minder, als von irgend einer, des Dichters Worte gelten:

„Emollit mores, nec sinit esse feros."

Klagenfurt, am 6. Juli 1849.

G. . . . . .

Notizen.

— Außerordentliches Heft der Volksschrift: „Hans-Jörgel." Die Beilage zum Morgenblatte der Wiener Ztg. spricht sich hierüber also aus: Das Patent vom 4. März 1849 über die Aufhebung der Unterthauslasten ist ohne Zweifel ein Gesetz, welches den wesentlichsten Einfluß auf die Staatsverhältnisse nimmt. Der Capitalswerth der Abgaben, welche durch diese Akte ganz oder theilweise aufgehoben werden, beläuft sich nahezu auf 200 Millionen Gulden C. M. — Bei den mannigfachen Schwierigkeiten, welche sich der Lösung dieser höchst wichtigen Aufgabe entgegen stellten, und bei der Nothwendigkeit, zwischen gerechten Ansprüchen der Grundbesitzer und billigen Forderungen der Unterthanen zu vermitteln, mußte das erwähnte Patent natürlich eine Reihe von Bestimmungen enthalten, welche für das Landvolk schwer zu verstehen und daher mannigfacher Mißdeutungen fähig waren. Der als Volksschriftsteller allgemein bekannte und beliebte Verfasser der „Briefe des Hans-Jörgel," Hr. J. B. Weis, hat sich der verdienstvollen Arbeit unterzogen, diesen jedenfalls sehr schwierigen Gegenstand in Briefform dem Landvolke gemeinfaßlich darzustellen. Wir müssen gestehen, daß er diese seine Aufgabe mit vielem Glücke und großer Gewandtheit gelöst habe, und daß wir dieses Heft gerne jedem Landbewohner in die Hand geben möchten, um den Umtrieben einer gewissen Partei zu begegnen, welche keine Gelegenheit versäumt, Unfrieden zu säen und die Handlungen der Regierung zu verdächtigen. Der Herr Verfasser hat bei diesem Anlasse seine ausgezeichnete Befähigung, schwierige politische Gegenstände populär zu behandeln, auf eine so glänzende Weise dargethan, daß wir uns freuen würden, ihn auf diesem Felde auch in einem weiteren Kreise zum Wohle seines Vaterlandes thätig zu sehen, und der Preis von nur 6 kr. für 3 Druckbogen beweiset deutlich, daß er nicht aus Gewinnsucht, sondern nur aus wahrem Patriotismus derlei Arbeiten unternehme. L. Z—r.

— Das Pariser Journal Le Droit theilt folgende Notiz über einen Vorfall mit, der in den wissenschaftlichen Kreisen Frankreichs und Englands bedeutendes Aufsehen erregt hat: „Die reichen Medaillensammlungen des Louvre sind vor Kurzem einer wohl durchdachten Razzia entgangen, die nicht einen aus dem Bagno entwichenen Galeerensträfling, sondern einen reisenden Kunstfreund zum Urheber hatte, der ein großes Vermögen dazu verwendet, Europa zu durchziehen, und die Museen aller Hauptstädte zu dem Zwecke zu besuchen, seine Leidenschaft für Antiken im Allgemeinen, und für die Münzkunde insbesondere zu befriedigen. Vor etwa zwei Monaten erschien im Louvre ein Grieche aus Salonichi, mit Empfehlungsschreiben von den angesehensten Kaufleuten, und den vornehmsten Personen seiner Vaterstadt und Smyrna's versehen. In diesen Briefen ward er als Mitglied einer der reichsten und ehrenhaftesten Familien Griechenlands dargestellt, als ein Mann, der durch seine Erziehung, seine Sitten, seine Kenntnisse, und den Adel seines Geschmacks, kurz, in jeder Beziehung die größte Auszeichnung verdiene. Beim ersten Blick schien auch der Reisende alle diese Lobeserhebungen zu rechtfertigen. Der Fremde war

ein feiner, gewandter Mann von eleganten Manieren, welcher französisch, italienisch und englisch mit vieler Fertigkeit sprach, und der in seiner ganzen Erscheinung so viele Urbanität und höhere Weltbildung verrieth, daß er nöthigenfalls jeder Empfehlung entbehren konnte. Die Thüren des Louvre öffneten sich vor ihm, er besuchte das Museum, und versprach beim Abschiede, in einem Monate wieder zu kommen, um das im Einzelnen zu bewundern, was er jetzt nur sehr oberflächlich in Augenschein nehmen könne. „Ihre französischen Sammlungen, meine Herren!“ sagte er zu den Angestellten: „gehören nicht zu denen, die man an Einem Tage untersuchen kann. Ich reise nach England, wo ich mich nur kurze Zeit aufhalten werde; bei meiner Rückkehr hoffe ich einige Zeit im Louvre zuzubringen, dessen Schätze es wohl verdienen, daß man sich dabei aufhalte.“ Er reiste in der That nach London ab. Unter den Empfehlungsbriefen, die man ihm gegeben hatte, befand sich auch einer an den General Fox, Neffen des berühmten Staatsmannes dieses Namens. Der General ist ein Kunstliebhaber, der eine der schönsten Sammlungen Englands besitzt. Man kennt die brittische Gastfreiheit. Fox benützte sich nicht damit, alle Kleinodien seines Münzkabinets der Wißbegier seines Schützlings zu übergeben, er ließ ihm auch die Thüren des British Museum, und die der Sammlungen öffnen, die sich in den Gemächern der Bank befinden. Laut einer besonderen Verfügung, die hier Erwähnung verdient, darf man dieses letztere Museum nur in Begleitung von drei Beamten besuchen, die entweder vorausgehen, oder folgen müssen. — Dem sey nun wie ihm wolle, und ohne daß wir angeben können, ob die zahlreichen Legitimationen des jungen Griechen die Wachsamkeit der Aufseher einschläfern mochten, aber eines schönen Morgens entdeckten sowohl der General Fox, als die Directoren des British Museum, und die Conservatoren der Bank Sammlung, daß eine große Anzahl ihrer Medaillen verschwunden sey; sie eilten Einer zum Andern, theilten sich wechselseitig ihre Verluste mit, und sannen lange nach, wen der Verdacht wohl treffen könne. So sehr man sich auch sträubte, einzugestehen, daß der kunstfreundliche Grieche der Thäter seyn möge, beschlossen sie am Ende doch, eine Klage gegen ihn einzureichen. Jedermann weiß, bis zu welchem Punkte die Freiheit der Person und des Domicils in England geschützt ist; sie stellten indeß eine enorme Caution, ein Verlust der Polizei fand in der Wohnung des Reisenden statt, und man entdeckte bei ihm für 50,000 Thaler gestohlene Medaillen. — Hätte unser Kunstfreund seine Rückreise nach Frankreich angetreten, ehe der Verdacht in England erweckt worden, so würde er ohne Zweifel seinem Versprechen gemäß, auch unseren Sammlungen und Museen einige Tage gewidmet haben. Man verlasse sich demnach auf Empfehlungen!“ Dieser Fall ist unlängst auch in den englischen Blättern erwähnt. Die Medaillen wurden beim Zeugenverhör von einem Bildhauer Namens Doubleday erkannt, welcher vor einiger Zeit die Abdrücke derselben auf Veranlassung der Directoren des Museums in Gyps verfertigt hatte. (M. L. A.)

— Aus Como vom 20. Juni schreibt der „Herold“ Folgendes: Wenn man aus der Valtelina nach Como und von dort nach Lyzane in die Schweiz fährt, so wird man wahrhaftig versucht zu glauben, die Oesterreicher stehen gegenüber der Schweiz im ähnlichen Verhältnisse, wie einst gegen die Türken, die bekanntermaßen auch im tiefsten Frieden durch einen Militär Cordon bewacht sind. Die kaiserlichen Truppen halten ihre Posten und sind in steter Wachsamkeit auf die Vorgänge bei ihren freundlichen Nachbarn, den Schweizern, im Canton Tesino und im Engadein, und besteigt man das Dampfschiff, welches die Reisenden auf dem Comersee befördert, so erstaunt man über die militärische Bewachung, betrachtet die schönen kräftigen Gestalten der Croaten, die imponirende Ruhe ihrer Haltung, sieht sich auch nebenher, unter gutem österreichischen Schutze zu seyn, fragt aber unwillkührlich: wegen dieser kriegerischen Maßregeln an der Schweizergrenze, da diese Republik doch, so viel man erfährt, in vollem Frieden mit Oesterreich steht? Es gibt eine Art sich zu benehmen, die an Feindschaft streift, ohne gerade Feindschaft zu seyn, und die den autmüthigen Nachbar zwingt, eben so aufmerksam zu seyn, als wäre der Krieg offen erklärt. So ist es mit der Schweiz. Alle Welt hat aus dem verflossenen Jahre reiche Erfahrungen geschöpft, nur bei der Schweiz scheint dies in sehr geringem Grade der Fall zu seyn. Diese fährt fort, alles Gesindel, das andere Länder ausspeien, freundlich bei sich aufzunehmen, dem Treiben desselben nicht kräftig entgegen zu wirken, sieht ruhig zu, wie in ihren Städten (Asile für Verbrecher) Freischaaren angeworben, ausgerüstet, fortwährend bezahlt und ernährt werden, um bei günstiger Gelegenheit, oder auf Befehl des Pariser Comités in das Land des friedlichen Nachbars einzufallen u. dgl. Wenn dann gegen so gewissenlose Benehmen Klage erhoben wird, so hat gewöhnlich die Schweizer Regierung nichts von all' dem bemerkt — bedauert sehr, sendet Commissäre an Ort und Stelle, die wieder nichts sehen und nichts ablesen — schickt deutsche Truppen an die Grenze, die sich selbst unheimlich fühlen und bald wieder nach Hause gehen u. s. w. — aber der alte Unfug bleibt wie bevor. Daher kommt die kriegerische Haltung der Oesterreicher an der Grenze.

— Der Wiener „Abend-Courier“ berichtet Folgendes: Eine nicht geringe Anzahl hochherziger und edler Damen Wiens hat beschlossen, dem ritterlichen Ban Jellačić als Beweis ihrer Verehrung ein passendes Geschenk, bestehend in einem silbernen Schilde, zu überreichen. Derselbe ist von feinstem Silber gearbeitet, und wiegt ohne der mit Stahl ausgelegten Rückseite, 200 Loth, ist 2 Schuh lang und eben so breit, da er ein Rad bildet. In der Mitte der Oberfläche befinden sich, von einem Myrthenkranze eingeschlossen, 3 Figuren. Die eine ist Austria, welche dem Ban Jellačić einen Lorberkranz auf das Haupt setzt; daneben steht die Slavia, eine Rolle Papier in der Hand haltend. Unter dieser Gruppe ist der Wahlspruch Jellačić's in croatischer Sprache. Um dieselbe sind der Ring des Ban in Wien, jener in Pesth, die Schlacht von Raab und 4 kaiserliche Wappen eingravirt. Der berühmte Künstler in diesem Fache, Grünes, hatte daran sieben volle Wochen gearbeitet, und erhält hierfür 700 fl. C. M. Nach der Vollendung soll er im Magistratsgebäude zur Besichtigung ausgestellt werden, wornach eine Deputation von sechs Frauen die Ueberbringungsreise antreten wird.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 56. Klagenfurt, Sonnabend den 14. Juli 1849.

Bericht

über die Wirksamkeit des naturhistorischen Landes-Museums zu Klagenfurt vom 1. Jänner bis 30. Juni 1849.

(Aus den „Mittheilungen" über Gegenstände der Landwirthschaft und Industrie Kärntens Nro. 11, J. 1849)

In dem am 20. Jän. d. J. veröffentlichten Programm des von der kärntnerischen Ackerbaugesellschaft gegründeten wissenschaftlichen Institutes wurde ausgesprochen, daß der genannten Anstalt zunächst die Aufgabe gestellt sey, Interesse für Naturkenntnisse in allen Kreisen der Gesellschaft zu nähren und möglichst auszubreiten, daß aber auch ihre Wirksamkeit dahin gerichtet seyn werde, für die Erweiterung der Wissenschaft, insbesondere der speciellen Landeskenntniß Sorge zu tragen.

Als erster Schritt zur Lösung der Aufgabe wurden populäre Vorträge über physikalische Geographie und allgemeine Naturgeschichte für die erste Hälfte des laufenden Jahres angekündigt und die Einladung zu wöchentlichen wissenschaftlichen Abend-Versammlungen für Freunde der Naturwissenschaften gemacht.

In dem erwähnten Programm wurde aber auch hingewiesen, daß, wenn die Anstalt ihre Aufgabe vollkommen lösen soll, die thätige Mitwirkung aller materiellen und geistigen Kräfte des Landes nothwendig sey, da materielle Zuflüsse ihre Existenz bedingen, geistige Unterstützung ihren Wirkungskreis erweitert.

Nach Ablauf einer Jahreshälfte, seit welcher die Anstalt ins Leben getreten ist, erscheint es uns als Pflicht derselben, nicht nur Rechenschaft zu legen, wie weit sie der Lösung ihrer Aufgabe gefolgt sey, sondern auch die Namen aller Derjenigen, welche seit dem Beginne dieses Jahres sich durch geistige Mitwirkung an der wissenschaftlichen Thätigkeit des Instituts betheiligt oder durch Beiträge die Entwickelung desselben gefördert haben, der Oeffentlichkeit zu übergeben und den Dank des Landes für sie in Anspruch zu nehmen.

In Bezug auf die unentgeldlichen populären Vorträge ist es erfreulich, berichten zu können, daß dieselben schon in diesem ersten halben Jahre eine größere Ausdehnung gewannen, als in dem Programm ausgesprochen war, indem sich dem Leiter des Instituts noch zwei thätige Freunde der Naturkunde anschlossen und ihre reichen Kräfte mit anerkennungswerther Bereitwilligkeit der Anstalt zur Verfügung stellten. Sonach konnten in dem bezeichneten Zeitraume Vorträge über folgende Zweige der Naturwissenschaften abgehalten werden.

1. Physikalische Geographie und Geologie für Studirende, alle Donnerstage von 11 — 12 Uhr, und

2. Allgemeine Naturgeschichte für Handwerker, alle Sonntage von 11 — 12 Uhr. Beide vorgetragen vom Kustos des Museums.

(Diese seit Jänner gehaltenen Vorträge wurden im April wegen Verreisung des Vortragenden geschlossen und beginnen erst wieder mit Anfang November d. J., wo dann ein unentgeldlicher Kurs über beide Gegenstände für die verschiedenen Bildungskreise des Publikums eröffnet werden wird.)

3. Theoretische und praktische Chemie für Studirende, seit Mai alle Dinstage von 11 — 12 Uhr vorgetragen vom Herrn Joseph Canaval, Chemiker.

4 Allgemeine und specielle Botanik für Studirende, seit Mai alle Donnerstage von 11 — 12 Uhr vorgetragen vom Herrn Ad. Jul Heinrich, Doctor der Rechte.

Die Vorträge über die beiden letztern Gegenstände werden mit Ende des Schuljahres geendiget, doch ist die Hoffnung gegeben, daß die genannten Herren auch im kommenden Jahre der geistigen Wirksamkeit des Institutes ihre Kräfte widmen werden, wodurch denn das letztere bald in den Stand gesetzt seyn dürfte, allen wichtigeren Zweigen des Naturwissens durch populäre Vorträge Eingang und Verbreitung im großen Publikum zu verschaffen

Welcher Theilnahme sich schon diese ersten Regungen wissenschaftlichen Lebens und Wirkens der Anstalt zu erfreuen haben, bezeugt am sprechendsten der immer lebhaftere und zahlreichere Besuch aller genannten Vorträge. Diese sich fortwährend steigernde Theilnahme ist auch der sicherste Bürge für das allgemein erwachte, ins Bewußtseyn des Volkes gedrungene Bedürfniß nach einem umfassenderen Unterricht über die Erscheinungen und Wirkungen der Natur, jener Natur, in welcher der Mensch mit seinem ganzen Leben wurzelt, welche nicht nur seine materielle Existenz bedingt, sondern auch seinen Geist anregt, beschäftigt, zu den tiefsten Forschungen und höchsten Erkenntnissen führt.

Ein nicht geringeres Interesse für die Strebungen der Wissenschaft haben die mit Jänner begonnenen und erst mit Eintritt der warmen Jahreszeit geschlossenen wissenschaftlichen Abendversammlungen im Museum beurkundet, in welchen außer einer Reihe abgeschlossener Vorträge über Gegenstände aus dem Gebiete der physikalischen Geographie (gehalten vom Kustos der Anstalt) und über Chemie (von Hrn. Cana-

val) auch noch andere wissenschaftliche Felder berührt wurden, indem sich abwechselnd die Herren: Landrath v. Jabornegg, Professor v. Gallenstein, Professor Robida, Dr. Janschekovich u. Dr. Heinrich mit einzelnen Vorträgen betheiligten.

Auch durch literarische Arbeiten gewann das Museum bereits Materialien zur Erweiterung der naturwissenschaftlich-topographischen Kenntniß Kärntens. Eine Mittheilung über Temperaturbeobachtungen in verschiedenen Höhen am Berge Obir in Kärnten" v. Joh. Prettner liegt bereits im Abdrucke vor; zwei Manuskripte „Verzeichniß der um Klagenfurt bis zu einer Meile Entfernung wildwachsenden Pflanzen" v. Friedr. Kokeil; dann „über die seltenen phanerogamischen Pflanzen, welche wildwachsend in Kärnten vorkommen" v. Eduard Josch, k. k. Appellationsrath, sind gleichfalls zur Drucklegung bestimmt, sobald die pekuniären Kräfte des Museums gestatten, durch eine naturwissenschaftliche Zeitschrift solche schätzbare Arbeiten veröffentlichen zu können.

Wenn nun aus dem bisher Gesagten das befriedigende Resultat sich herausstellt, daß die Anstalt schon in ihrem ersten Auftreten eine ihren geringen Kräften nach vollkommen genügende Thätigkeit entfaltet und dadurch auch die Richtung so wie den Zweck ihrer künftigen Wirksamkeit hinlänglich bestimmt vorgezeichnet hat, so sind anderseits die zahlreichen Beiträge an verschiedenen Naturproducten, durch welche das Museum manche wünschenswerthe Bereicherung an Material für die Aufstellung der noch sehr lückenhaften Sammlungen gewann, nicht minder erfreulich

Vor Allem erfreut eine reiche Sendung getrockneter Pflanzen von Herrn David Pacher, Pfarrsverweser zu Saritz, enthaltend über 400 der schönsten und mitunter seltensten Pflanzenarten aus Oberkärnten nebst 100 außerkärntnerischen Species die vollste Anerkennung. Dieses herrliche Geschenk, welches die Grundlage zu einer Flora von Kärnten bildet, muß um so freudiger begrüßt werden, da es zugleich ein Zeichen gibt, daß der Sinn für das Studium der Natur, welche dem Lehrer des Volkes eine so unerschöpfliche Quelle von Beweisführung für die Göttlichkeit der Schöpfung gibt, auch in jenem Stande festere und tiefere Wurzeln zu schlagen beginnt, welcher vor Allem berufen ist, den Menschengeist nach jener erhabenen Stellung hinzulenken, welche ihn die Vorsehung angewiesen hat, an welche ihn die Natur selbst — die lebendige, ewig unvergängliche Offenbarung des höchsten Meisters — in zahllosen Schriftzügen unaufhörlich mahnt.

Die geologische Abtheilung des Museums gewann wichtige Bereicherungen durch:

Eine große Sammlung von Käfern, an 2000 größtentheils kärntnerische Arten umfassend, vom Hrn. Stadtphysikus Dr. Janschekovich;

Eine kleinere Koleopterensammlung vom Hrn. Theodor v. Webenau (durch den historischen Verein übergeben);

Eine Kollektion von Seekrabben und

Eine schöne Sammlung von kärntnerischen Land- und Süßwasserkonchylien, beide vom Hrn. Professor Meinrad von Gallenstein.

Der mineralogischen Section wurden ebenfalls mehrere ansehnliche Geschenke zu Theil. Vor Allem müssen erwähnt werden:

Eine oryctognostische Sammlung von mehr als 500 Exemplaren, unter denen viele ausgezeichnete zur Aufstellung benützt wurden, vom Hrn. Ferd. Vigerer.

Eine schöne Suite von Gesteinsarten und Mineralien aus dem Bergbezirke von Bleiberg, vom Herrn Assessor Gusmann.

Eine Reihe geognostischer Handstücke vom Herrn A. v. Morlot

Besonders erfreulich war das Geschenk einer Sammlung von Berg- und Hüttenprodukten des Eisenbaues zu Vordernberg von dem Herrn Hammerverweser Anton Homatsch, da durch dieselbe der Grund zu einer Aufstellung montan-technischer Produkte gelegt ist.

Einzelne sehr werthvolle Schaustücke wurden dem Institut durch Herrn Oberbergrath v. Helms, Bergverwalter Leopold Prettner und Herrn Joseph Bauerschafter, Stand Bereiter zu Gratz (durch den historischen Verein) gewidmet

Mit Dank müssen auch noch die Mittheilungen einzelner zoologischer Gegenstände und mineralogischer Handstücke von dem Fräulein Marie Freiin von Herbert und von den Herren: Ritter von Hempel, Friedr. Kokeil, Frau, von Rostbern, Friedrich Reinhard, Vinzenz Komposch, Meinrad v. Gallenstein, Ludwig Umfahrer, Joseph Scheitz, Paul Metzner, Rob. Katschnig erwähnt werden.

Auch Beiträge zur Gründung einer naturwissenschaftlichen Bibliothek erhielt die Anstalt von mehreren Seiten. So beschenkte Herr Bergrath Haidinger dieselbe mit den ersten zwei Bänden der von ihm herausgegebenen naturwissenschaftlichen Abhandlungen und 4 Bänden der Berichte über die Versammlungen der Freunde der Naturwissenschaften in Wien (zusammen ein Werth über 40 fl. C.M.). Auch vom Herrn Dr. Janschekovich erhielt das Museum mehrere werthvolle entomologische Werke. Endlich bedachten dasselbe auch noch der kärntnerische histor. Verein, dann die Herren A. v. Morlot, David Pacher, Joseph Wagner und Meinrad von Gallenstein mit einzelnen Druckschaften.

An Geldbeiträgen sind im Verlauf dies halben Jahres folgende neue Subscriptionen eingelaufen:

	Zur Gründung. fl. CM.	Jahresbeitr. fl. CM.
Fräulein Josephine v. Moro .	—	2
Herr Baron Theofil v. Ankershofen	—	2
» Franz Edl. v. Blumfeld, Gubernialrath u. Kreishauptmann	—	5
» Jos. Canaval, Chemiker .	5	2
» Jos. Cossutta, Cand. d. Philos.	—	1
» F. Fortschnigg, Bergverwalter	5	2
» Fr. Rit. v. Fradenek, Hofrath	—	2
» Ferd. Hauser, Apotheker .	10	5
» Jul. Heinrich, Dr. der Rechte	—	2
» Franz Koller v. Silberberg bei Wolfsberg . . .	½	½
» Frz. Kornke, Dompfarrkaplan	—	1
» Baron Alois v. Longe, Cand. der Philosophie . .	—	1
» Aug. Graf v. Marschall, k. k. Kämmerer . . .	15	5
» W. Nepomuzky, ständ. Kreditsliquidator . .	—	2
Fürtrag	35½ fl.	32½ kr.

	Zur Gründung. fl. CM.	Jahresbeitr. fl. CM.
Uebertrag	35	32
Hr. Pitteri Edler von Tessenberg, Appellationsrath	—	1
„ Eduard Preschern, Rathsprotokollist des karnt. Stadt- u. Landrechtes	—	2
Hrn. Gebrüder von Rosthorn	100	30
Hr. Joh. v. Rainer	—	20
„ Baron v. Ranfennet, Berggerichtsassessor	—	9
„ Friedr. Rauscher	—	3
„ Jos. Schreiz, Cand. der Philos.	—	2
„ Ant. Stelzich, Dompropst	—	5
„ Kasp. Wölwich in Wiesenau bei Wolfsberg	1	1
Summa	136	108

In dem vorgehend Gesagten wurde die bisherige Wirksamkeit des Museums nach jenem Umfange dargelegt, auf welchen sich die jugendliche Anstalt ihren schwachen Kräfte gemäß vorläufig beschränken mußte. In ihrem Programm wurde aber auch ausgesprochen, daß das Institut nicht bloß für die Hauptstadt des Herzogthums zu wirken bestimmt sey, sondern daß es auch die Aufgabe verfolgen müsse, seine Wirksamkeit allmählig über die ganze Provinz auszudehnen. Unter dieser Wirksamkeit nach Aussen wurde verstanden, daß das Museum es sich einmal zur Sorge mache, nach und nach kleine Sammlungen der wichtigsten naturhistorischen Gegenstände in alle Theile der Provinz zu versenden, damit dadurch den Volkslehrern die unerläßliche materielle Grundlage zu dem so wichtigen Unterricht in der Naturgeschichte, vorzüglich der vaterländischen, geboten sey; daß ihm ferner auch stets der Zweck vorschweben müsse, alle im Herzogthum zerstreuten wissenschaftlichen Kräfte, welche die Erweiterung der Landeskenntniß zu fördern vermögen, zu gemeinsamer Wirksamkeit zu vereinigen, überhaupt nach Möglichkeit eine umfassende naturwissenschaftliche Topographie des noch so wenig bekannten Kärntens durch eigene und fremde Kräfte zu begründen; und endlich, daß es als ein wissenschaftliches Landesinstitut die Verpflichtung übernehme, auch zur Förderung der allgemeinen Wissenschaft beizutragen und sich zu diesem Zwecke mit ähnlichen Anstalten des Kaiserthums zu materiellen und geistigen Austausch zu verbinden.

Daß der Anstalt auch in dieser Richtung bereits die ersten Schritte ermöglicht sind, dankt dieselbe der Hochherzigkeit Sr. kais. Hoheit dem Erzherzog Ludwig, einem eifrigen Verehrer der Naturwissenschaften, welcher schon manchem Unternehmen in diesem Fache kräftige Unterstützung angedeihen ließ, und auch jetzt seine rege Theilnahme für die Entwicklung der in dieser so stürmisch bewegten Zeit ins Leben getretenen Anstalt dadurch bewahrte, daß er dem Kustos derselben ein Reisequartum von 600 fl. C. M. angedeihen ließ mit der speciellen Bestimmung, daß der letztere es zur wissenschaftlichen Bereisung des österreichischen Alpenlandes, insbesondere aber Kärntens verwende, damit die Anstalt einerseits an Material gewinne, andererseits auch die naturhistorische Erforschung des Herzogthums gefördert werde.

In dem Sinne des erlauchten Gönners handelnd hat der Gefertigte zuerst jenen Theil der Alpen auszubeuten gesucht, welcher das reichste Material an Versteinerungen liefert. Während eines zweimonatlichen Aufenthaltes im Salzkammergut sammelte derselbe für das Museum zwölf Kisten naturhistorischer Gegenstände, darunter vorzüglich mehr als 2000 Stücke Gesteinsarten und Petrefacte der seltensten Arten. Dadurch gewann die Anstalt nicht nur eine wesentliche Bereicherung ihrer aufgestellten Sammlungen, sondern auch ein höchst wünschenswerthes Material für den Tausch und für die einzurichtenden Filialsammlungen des Landes. Die zunächst liegende Aufgabe des Unterzeichneten wird nun seyn, nach und nach alle wichtigeren Theile Kärntens zu bereisen, damit derselbe recht bald in die Lage gesetzt ist, ein allgemeines naturwissenschaftliches Gemälde des Landes durch entsprechende Aufstellungen im Museum und durch erläuternde Vorträge geben zu können. Dabei ist zugleich die Möglichkeit gegeben, die Verständigung und Verbindung aller Intelligenzen der Provinz zu einem gemeinsamen Zusammenwirken für das vorgesteckte Ziel der Hebung des Unterrichts und der Förderung und Erweiterung der Wissenschaft einzuleiten

Klagenfurt am 5. Juli 1849

Friedrich Simony.

Linnäus.

Die Kunst, echte Perlen zu machen.

Von einem Seemann J. G.

(Beschluß.)

„Zuweilen arbeitend, zuweilen betrend, vergingen viele Wochen, bevor ich nach Stockholm gelangte. Als ich die Hauptstadt des Landes erreicht hatte, glaubte ich, meine Mühseligkeiten müßten beendet seyn. Ach, sie sollten erst beginnen! Damals, Vater Erich, wenn ich manche Nacht schlaflos und hungernd da lag, würde ein Abendessen, wie das heutige, mir als eine leckere Mahlzeit erschienen seyn. Endlich aber änderte sich mein Geschick. Ein gelehrter Mann, Namens Linnäus, verwendete mich dazu, einige Aufträge für ihn auszuführen. Mein Fleiß gefiel ihm und er nahm mich in seine Dienste. Ich fand, daß er gleich mir eine Leidenschaft für die Blumen hegte und eben damit beschäftige war, die unserer nordischen Gegenden in Classen zu ordnen. Als er die Aufmerksamkeit sah, mit der ich ihn beobachtete, richtete er einige Fragen an mich, und durch seine Herablassung kühn gemacht, zeigte ich ihm eine Sammlung getrockneter Pflanzen, die ich aus Norwegen mitgebracht hatte. Es waren darunter einige, die er sich bisher hatte noch nicht verschaffen können, und das freute ihn so sehr, daß er lebhafteren Antheil an mir nahm und meine Geschichte zu hören verlangte. Ich erzählte ihm von meiner Liebe für Margaretha und den Hoffnungen, die ich daheim zurückgelassen, und mein gütiger Herr — dessen Namen für immer noch geehrt sey — wurde von dem Augenblicke an mein Freund. Auf seinen Rath lernte ich lesen und schreiben, und zwei Jahre brachte ich unter eifrigen Studien in seinem Hause zu.“

„Nach Verlauf dieser Zeit empfahl er mich dem Capitän eines Schiffes, das nach der Insel Ceylon bestimmt war. Wir langten hier an eben dem Tage an, an welchem die Perlenfischerei begann. Es war

ein herrlicher Morgen im Monat Februar, und die Gewässer der Condatchy-Bay funkelten im Scheine der Sonne, als ob Millionen Edelsteine auf ihrer Oberfläche umher schwämmen. Die Küste war mit Hütten bedeckt, angefüllt mit Leuten aller Länder und aller Religionen. Goldschmiede, Juweliere, Kaufleute, trieben ihre Geschäfte am Ufer des Meeres. Die Weiber und Töchter der Perlenfischer begrüßten mit fröhlichen Gesängen die heimkehrenden Barken, von denen helle Wimpel flatterten, und die Glücklichen wurden von einer zahlreichen Menge umdrängt. Unter dem Haufen fiel mir ein altes italienisches Weib ganz besonders auf. Es war ärmlich gekleidet, und ich sah sie weinen, indem ihre Blicke über die Menge hinflogen. Mein Dolmetscher sagte mir, daß sie vor wenigen Monaten Gatten und Sohn verloren hätte, die wahrscheinlich von einem der Kirfelfische verschlungen wurden, welche den Perlenfischern so oft verderblich werden. Seit jener Zeit hielt man die arme Frau für wahnsinnig, denn während sie umher irrte, wiederholte sie beständig: „Wären sie nur an jenem Tage zurückgekehrt, so würden sie für ihre ganze übrige Lebenszeit reich gewesen seyn."

„Als mein Dolmetscher eben seine Erzählung beendet hatte, trat der Gegenstand derselben zu uns, und redete ihn an:"

„Sie ist ganz wahnsinnig, — fuhr er fort, denn sie besteht darauf, ihr verstorbener Mann hätte das Geheimniß entdeckt, Perlen in der gemeinen Auster zu erzeugen." — —

„Meine Einbildungskraft war durch die Neuheit alles dessen, was ich sah, gewaltig angeregt worden, und die ganze Nacht träumte ich von nichts Anderem. Die Versicherung jener Frau, daß ihr Mann Perlen wachsen machen könne, stellte sich mir als Möglichkeit dar, und wie ich früher die Blumen erforschte, so suchte ich jetzt die Perlen zu erforschen. Jahre lang arbeitete ich daran, das Geheimniß zu entdecken, und endlich gelang es mir; und hier — fuhr er fort, indem er sein Taschenbuch hervorzog — hier trage ich bei mir, wofür ich mir Ländereien, Schlösser und Titel erkaufen will; aber zuerst bin ich in die Heimath zurückgekehrt, meine Margaretha zu fragen, ob sie mich in das Land begleiten will, wo unsere Reichthümer erworben werden müssen."

Wieder schwieg er, der Sturm tobte draußen wüthender als zuvor. Die Tochter des Bauern war auf die Knie gesunken und betete inbrünstig, Augen und Hände zum Himmel erhoben.

„Was beginnst du, Margaretha?" — fragte Erich zornig. — „Wähle einen besseren Augenblick zu deinen Andachtsübungen. Unser Gast ist ermüdet; bereite ihm sein Bett, während ich ihn in die Schlafkammer führe."

Der Reisende warf einen Blick voll Zärtlichkeit auf das Mädchen und folgte dann seinem Wirthe in das nächste Gemach.

Margaretha blieb am Herde sitzen, bis sie in Schlaf fiel. Einige Zeit war so verflossen, als sie, aus einem furchtbaren Traume aufschreckend, ihren Vater erblickte, eine Laterne in der Hand, und aufmerksam ein Päckchen Papiere betrachtend, auf welche ein großes Siegel gedrückt war; in demselben Augenblicke hörte sie ein Stöhnen und ihren Namen mit leiser Stimme rufen. Der alte Mann wendete sich um, und begegnete dem starr auf ihn gewendeten Blicke seiner Tochter. Von ihrem Sitze aufspringend rief sie aus:

„Vater, was bedeutet das Messer? — Gerechter Himmel, es träufelt Blut an der Klinge! Wo ist der Fremde?"

„Sey still!" — sagte er. — „Wir sind reich! — Ländereien, Schlösser, Titel, Alles wird unser seyn."

„Barmherziger Himmel! wo ist mein Bräutigam. — Ich bin die Margaretha, von der er sprach!"

Ohne auf ihre Worte zu achten, riß Erich das Päckchen auf, es enthielt nichts, als ein beschriebenes Papier. „Ist das der Schatz, von dem er sprach?" — sagte der Bauer; — „habe ich deshalb ermordet?"

„Ihn ermordet?" — schrie Margaretha, und zugleich wankte ihr Geliebter todtenbleich in das Gemach und sank zu ihren Füßen nieder. Entsetzt vor dem vermeintlichen Geiste seines Opfers, ließ Erich das Packet fallen und stürmte zur Thüre hinaus; der Sterbende wollte sprechen, aber der Mörder hatte zu gut getroffen und Blut erstickte seine Worte. „Linnäus!" war das Einzige, was er hervorzubringen vermochte, als die Geliebte ihn vom Boden aufzuheben bemüht war. Mit einer letzten Anstrengung zog er das rothe Kästchen aus seinem Busen, öffnete es, und legte Margarethen die Perlen als Hälsband um; sein Haupt sank auf ihre Schulter herab und nach wenigen Minuten hatte er ausgeathmet.

Am folgenden Morgen fand man Erich's zerschmetterten Körper in einer tiefen Felsschlucht.

Den wahrscheinlichen Wunsch ihres Verlobten zu erfüllen, beschloß Margaretha, nach Stockholm zu gehen. Da sie die Reise zu Fuß zurücklegte, verging einige Zeit bis Linné das Geschick seines Schützlings erfuhr. Als er dessen Papiere in Besitz nahm und darunter auch das wichtige Geheimniß fand, Perlen zu machen, nahm er Margaretha in sein Haus und behandelte sie wie seine eigene Tochter.

Im Jahre 1761 verkündete Linnäus der Welt, daß er das Geheimniß entdeckt hätte, in gewöhnlichen Muscheln Perlen hervorzubringen; als er aber sah, daß die schwedische Regierung nicht geneigt war, aus seiner Erfindung Nutzen zu ziehen, verkaufte er das Geheimniß für eine sehr beträchtliche Summe an einen Privatmann. Viele Jahre später wurde es durch die Erben dieses Mannes wieder zum Kaufe ausgeboten und es wurde wieder gekauft, aber in wessen Hände es überging, ist nicht bekannt geworden.

Man sagt, es sey Linnäus in Folge seiner Entdeckung der Adelsbrief ertheilt worden, und gewiß ist, daß er eine Menge äußerst schöner Perlen zeigte, von denen er sagte, daß sie durch seine Kunst erstanden wären. (M. d. W. Z.)

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 57. Klagenfurt, Dinstag den 17. Juli 1849.

Das Festgedicht.

Dramatischer Scherz in Einem Akte.

Personen:

Der Graf.
Peter, Schloßgärtner.
Rose, ein Bauernmädchen.

Erste Scene.

Dorfgegend. Im Vordergrunde eine Linde, mit einer Rasenbank.

Peter kommt mit Rose Hand in Hand.

Rose.

Nun, was willst Du mir denn?

Peter.

Das wirst Du gleich hören. — Du weißt, daß unsere gnädige Gräfin das Gut verkauft hat und des ehestens abreisen wird, um uns für immer zu verlassen.

Rose.

Ach, ich habe ihren bevorstehenden Verlust schon herzlich beweint.

Peter.

Du sollst noch mehr als dieses thun. Du wirst im Namen der ganzen Gemeinde eine Dank- und Abschiedsrede an Sie halten.

Rose.

(Erstaunt.) Ich?

Peter.

Ja, Du.

Rose.

Aber ich weiß ja zu einer solchen Rede nicht die rechten Worte zu finden.

Peter.

Das brauchst Du auch nicht, dafür haben schon andere Leute gesorgt. (Zieht ein beschriebenes Papier aus der Tasche.) Der Herr Schulmeister hat zu diesem Zwecke einige recht passende Verse aufgeschrieben.

Rose.

Das ist freilich etwas Anderes.

Peter.

Am nächsten Sonntage fällt ihr Geburtsfest. Dies will sie noch hier im Dorfe feiern. An diesem Tage sollst Du die Abschiedsrede halten.

Rose.

Werde ich denn die Verse auch gut hersagen können?

Peter.

Du hast ja in der Schule Deinen Katechismus immer prächtig auswendig gewußt, so wirst Du Dich wohl durch ein Paar Reime nicht beschämen lassen? Der Herr Schulmeister hat sie eigens für Deine Person verfertigt, da darfst Du diesen ehrenvollen Antrag schon nicht ausschlagen.

Rose.

Nun, wenn der Herr Schulmeister selbst glaubt, daß ich die Sache recht machen werde, so habe ich weiter keine Angst; denn er weiß ja am besten, wie weit mein Gedächtniß reicht und wie es um meinen Stimmstock steht.

Peter.

(Wichtig.) Du kannst aber mit dieser Rede auch Ehre einlegen; es sind dies Verse voll Saft und Kraft.

Rose.

Ei, so lies mir dieselben einmal vor, ich will Dir zuhören. (Setzt sich auf die Rasenbank.)

Peter.

Nun denn, so gib Acht; vielleicht bleibt Dir gleich etwas im Gedächtnisse. (Liest.)

Wie froh bin ich, der Tag ist da,
Dem ich schon längst entgegen sah.

Rose.

Aber Peter, wie reimt sich denn das zusammen. Wir sollen froh seyn, daß die Gräfin das Gut verkauft hat und uns verläßt.

Peter.

Unterbrich mich nicht. Das ist ja blos der Anfang. Zuerst freuen wir uns über den Geburtstag, weil sie uns da immer etwas schenkt; dann springst Du auf den Abschied hinüber, und der Dank bleibt, wie gewöhnlich, erst auf die Letzt.

Rose.

Nun, wenn Du glaubst, daß es so recht ist. —

Peter.

Diese zwei Zeilen sind ja aus einem gedruckten Buche herausgeschrieben: da müssen sie gut seyn.

Rose.

Nun sag' ich nichts mehr.

Peter.

Was aber jetzt kommt, ist erst frisch nach einem guten Modelle dazu gedichtet; gib Acht, wie es Dir gefallen wird. (Liest)

Doch stummverborgen tief in meinem Herzen
Da wühlen die allerärgsten Schmerzen,
Daß Du uns gehst davon mit einem Blick
Und lassest uns Alle zurück.

Rose.

(Schüchtern.) Peter! —

Peter.

(Aufblickend.) Nun?

Rose.

Das können wir ja nicht verlangen, daß die gnädige Gräfin uns Alle mitnehmen soll. —

Peter.

(Unwillig.) Das soll sie auch nicht.

Rose.

Es kommt aber in den Versen so heraus.

Peter.

(Mitleidig.) Man sieht gleich, daß Du noch nicht viel dergleichen gelesen hast, sonst möchtest Du wissen, daß in den Versen gewöhnlich nur ein Theil wahr ist; das Uebrige ist nur wie Musik zum blos Anhören.

Rose.

Ah so! also darum klingen und klappen die letzten Worte so.

Peter.

Nun störe mich aber nicht mehr. (Liest weiter.)

Aber hoch geschwungen auf des Lebensglückes Meereswellen
Soll unser Lebewohl Dir in den Ohren gellen,
Daß Du, so lange Du am Leben bist,
Auf uns nicht vergißt.
Und endlich danken wir für alles Liebe und Gute
Mit Leib und Seele und unserm theuren Blute.

(Sieht Rose wohlgefällig schmunzelnd an.) Das wird doch Effect machen, was meinst Du?

Rose.

Die gute Frau wird gewiß weinen, ich kenne ihr weiches Herz.

Peter.

Du mußt es aber auch recht weinerlich hersagen, sonst geht die beste Wirkung verloren.

Rose.

Meine Mutter muß mir ihr weißes Schnupftuch mit dem breiten rothen Rande borgen, damit ich mir doch manierlich die Augen trocknen könnte. Es stammt noch von ihrem Brautstaate her.

Peter.

Ohne Thränen darf es nicht abgehen.

Rose.

Du mußt schon noch so gefällig seyn, mir dies Alles einzulernen.

Peter.

Deßhalb sey Du unbesorgt. Bis Du die Verse auswendig kannst, will ich Dich aushören (mit Wichtigkeit) und Dich überhaupt für diese zarte Angelegenheit gehörig vorbereiten.

Rose.

(Freudig.) Ach, Du bist doch mein herzensguter, lieber Peter.

Peter.

(Mit dem Finger drohend.) Aber gestern wäre aus dem herzensguten Peter bald ein schlimmer geworden.

Rose.

(Verlegen.) Gestern? — ich verstehe Dich nicht.

Peter.

Also im Vertrauen gesagt, liebe Rose: Du hast mir gestern mit dem Fremden ein wenig zu viel verkehrt.

Rose.

(Schlägt die Augen nieder.) Es war aber etwas ganz Unschuldiges, worüber er mit mir sprach — ganz alltägliche Dinge, die ein Jeder hören konnte.

Peter.

Mir, dem Verlobten einen Korb zu geben, um sich mit einem wildfremden Menschen ganz bequem unterhalten zu können: — Rose, das war denn doch nicht ganz recht.

Rose.

Er soll aber ein vornehmer Herr seyn, wie mir Lisette aus dem Schlosse sagte, der sich auf Besuch bei der Gräfin aufhält; und gerade mußte ich ihm einige Fragen über verschiedene Gebräuche in unserem Dorfe beantworten, als Du mich zum Tanze aufforderest. Wie konnte ich also so unhöflich seyn, ihn ohne Antwort dastehen zu lassen, da er mich zuvor so artig und freundlich behandelt hatte. Ich glaube doch, Du wirst selbst nicht wollen, daß Deine zukünftige Frau in den Augen anständiger Leute als eine alberne Dirne ohne alle Lebensart erscheine?

Peter

Nu, nu, das wollte ich nicht; aber Du hast mir später mit dem Fremden ein wenig zu vertraut gethan. Das war ja ein Lachen und Scherzen, als ob Ihr wer weiß wie lange schon mit einander bekannt gewesen wäret.

Rose.

Alles in Ehren. Er ist ein sehr freundlicher manierer Herr, der keinen Scherz verdirbt. Das können auch die übrigen Mädchen bezeugen.

Peter.

Ja wohl so ein Mann ist Euch recht, der Euch ein Dutzend Schmeicheleien in einem Athem hersagt und so bunt und sorglos in die Welt hinein lebt, als gäbe es keinen morgigen Tag mehr.

Rose.

So soll man auch bei Lustbarkeiten seyn. Mein Vater pflegt zu sagen: In der Kirche bete, bei Tische esse, und bei der Musik lache und tanze. Und so halt' ich's auch redlich. Mache Du's auch so und laß Dich nicht mehr von der bösen Eifersucht quälen.

Peter.

Was Du Einem nicht Alles aufzuschwatzen weißt; ich glaube, wenn Du mir sagtest, der Himmel sey grün und die Wiesen blau, ich würde Dir's glauben.

Rose.

Nun so glaube mir, daß Dich Niemand so lieb hat als ich; denn Du bist der klügste und hübscheste Bursche im ganzen Dorfe.

Peter.

Schmeichlerin Du! (Küßt sie schnell.) Auf Wiedersehen! (Ab.)

Zweite Scene.

Rose allein.

Der gute Junge! Ich will mich aber recht sehr bemühen, meine wichtige Rolle an dem Festtage recht stattlich auszuführen, damit er auf seine Verlobte stolz seyn könnte. Gleich will ich mich an das Auswendig-

lernen machen und sehen, wie weit ich heute damit komme. (Setzt sich unter den Baum und liest im Stillen.)

Dritte Scene.

Der Graf. Rose.

Graf.

Sieh da! meine Bekanntschaft von gestern.

Rose.

(Springt auf.) Ah! guten Morgen, gnädiger Herr!

Graf.

Was liesest Du denn da so emsig?

Rose.

Es sind Geburtstags-, Abschieds- und Danksagungsverse an unsere gnädige Gräfin.

Graf.

Die Euch nun verlassen wird.

Rose.

Leider! Und im Namen der ganzen Gemeinde soll ich glückwünschen und danken.

Graf.

(Liest im Stillen und bricht dann in ein lautes Lachen aus.)

Rose.

(Sieht ihn befremdet an.)

Graf.

Diesen Gallimathias sollst Du armes Kind auswendig lernen?

Rose

(Betreten.) Diese Abschiedsrede, ja.

Graf

Wer ist denn der kühne Sänger dieser Zeilen?

Rose.

Der Herr Schulmeister hat sie eigends für meine Person verfertigt.

Graf.

Herzens-Röschen, da bist Du doch zu hübsch, als daß Du Dich vor den vielen Gästen durch diese geschwollenen Verse solltest lächerlich machen.

Rose.

(Verletzt.) Es soll aber Niemand lachen; denn die Gräfin und ich werden weinen.

Graf.

(Sieht sie Anfangs mit komischem Ausdrucke an, dann ergreift er ihre Hand und spricht ernsthaft:) Laß Dir's gerathen seyn, gute Rose, lege Deine Verse bei Seite, denn sie taugen nichts, und sprich ein paar aufrichtige Worte, wie sie Dir Dein Herz in den Mund legt, zu der Gräfin; es wird sie mehr rühren, als das einstudirte Zeug.

Rose.

Was wird aber der Herr Schulmeister dazu sagen?

Graf.

Gegen den brauchst Du nichts davon zu erwähnen, bis die Sache vorbei ist; ich will Dich dann schon vertheidigen.

Rose.

(Bittend.) Aber sagen Sie nichts der Frau Gräfin von dieser Ueberraschung.

Graf.

Kein Wort, aber Du folgst meinem gegebenen Rathe.

Rose.

Ach, wenn ich wenigstens etwas Anderes dafür hätte, sonst bringe ich kein Sterbenswörtchen hervor.

Graf.

Gut, ich besorge Dir selbst eine kleine Anrede, die Du leicht auswendig lernen wirst, und gleich will ich gehen, sie Dir zu Papier zu geben; Du kannst mich indessen hier erwarten. (Ab.)

Rose.

(Ruft ihm nach:) Dank! tausend Dank, gnädiger Herr!

(Beschluß folgt.)

Aus der Heimath.

Die Grazer Zeitung bringt aus Klagenfurt vom 8. d. folgende Correspondenz: „Sie wünschen zeitweilige Berichte von mir. Recht gerne, wenn's nur Vieler und Interessantes zu berichten gäbe. Aber seit des Krieg in dem uns nahen Theile Italiens verbot hat, sind wir an Neuigkeiten ziemlich arm geworden, da unsere Stadt wohl unendliche Genüße für den Freund der Ruhe und Natur, aber jetzt wenig Würze für Correspondenzen bietet. Klagenfurt konnte bisher nicht mit Unrecht eine Beamtenstadt genannt werden, denn kaum war ein Ort in der Monarchie zu finden, wo es verhältnißmäßig so viele Dicasterien gab, als hier. Das Appellationsgericht nahm drei ersten und wichtigsten Platz ein. Nicht nur, daß es durch die Gehalte der Angestellten jährlich 60 und 70,000 fl. C. M. in Umlauf setzte, so kamen auch noch die Summen in Anschlag, welche die Kanzleirsie, die zeitweiligen Aufenthalte der Partheien, Verwandten und Freunde, dann der Richteramtscandidaten u. s. f. der gewerbtreibenden oder sonst producirenden Bevölkerung einbrachten. Die neue Gerichtsorganisirung wird diesen großen Körper, als solchen, aus unserer Mitte führen und eine Lücke erzeugen, die bei einer Einwohnerschaft von 10,000 Seelen immerhin merklich ist. Einigen Ersatz dürfte uns hoffentlich die neue Regierungsbehörde mit dem Statthalter und das neue Landesgericht bringen, wenn auch das Kreisamt dabei unter den Tisch fallen, und selbst das Landrecht mehr als decimirt werden wird. Ich zweifle indessen nicht, daß der Umschwung der politischen Verhältnisse derlei im ersten Augenblick allerdings fühlbare Stöße bald und gänzlich verwischen wird. Ist doch Kärnten durch die Charte vom 4. März endlich einmal in die Reihe jener Länder getreten, die sich selbst verwalten und nicht nöthig haben, in der Nachbarschaft die administrative Erlaubniß zu erbitten, so oder so athmen zu dürfen. Diese Errungenschaft ist wesentlich für uns, und wie sie jetzt schon, ich möchte sagen, aus nationalem Impulse die Brust jedes Kärntners hebt, so bildet sie zuversichtlich auch die Grundlage einer schönen Zukunft für unser Gebirgsländchen. Wir erfassen die Zeit, indem jedes lächerliche und selbsttödtende Abschließen ferne von uns liegt, aber wir vermögen uns der Ueberzeugung nicht zu entschlagen, daß der Acker die reichsten Früchte nur dann trägt, wenn

ihn der eigene Besitzer pflegt, denn er kennt aus langer Erfahrung am besten die rechten Mittel und Wege, die zum ergiebigsten Ertrage seiner Scholle führen, und sein Streben leitet nicht bloß materielles Interesse, sondern auch eine gefühlswarme Idee, und eben diese birgt vorzugsweise den Keim des Gelingens in sich.

Ueber unsere gegenwärtigen Zustände weiß ich wenig zu sagen. Wir leben und sind zufrieden, denn wir begreifen, daß in mancher Hinsicht nur die Hoffnung der Stern ist, welcher für jetzt und so lange, als das Schwert nicht in die Scheide zurückkehren darf, unsere Pfade beleuchten kann. Dem Ministerium sind wir für seine Fruchtbarkeit nichtsbestoweniger zu vollem Danke verpflichtet. Radicale Naturen sind hier so selten, als weiße Hasen auf unseren Bergen, und jene, die existiren, treiben ihr Handwerk meist aus bloßer Liebhaberei. Und damit dem Zeitgeiste einigermaßen Rechnung getragen sey, mischt sich hier und dort auch eine Dame in den Chorus dieser Weltverbesserer, ohne jedoch die Grenzen weiblicher Zartheit irgend zu überschreiten.“

* * *

Notizen.

— Folgenden Bericht der allgemeinen Zeitung aus dem kaiserlichen Hauptquartier Bana, 1. Juli, können wir des vielfältigen Interesses wegen, das er bietet, uns nicht enthalten, unsern Lesern mitzutheilen: „Gestern sah ich zum erstenmal den Kaiser. Es war in einem kleinen Dorfe, eine Stunde von hier, wo das Hauptquartier auf seinem Marsche von Raab hieher eine kurze Rast hielt. Gruppen von Offizieren, Handpferde, Gepäcke und Vorspannswagen, Bereitschaften, Stabsdragoner ꝛc. nahmen in buntem Gemisch einen freien Platz im Dorfe ein — wenn einige wenige elende mit Stroh bedeckte Hütten diesen Namen verdienen; auf der Straße zogen, ungeheuren Staub aufwirbelnd, Truppen aller Waffengattungen und aller möglichen Zungen einher: da hörte man von ferne erst schwach, dann beim Näherrücken immer stärker anschwellend jubelndes Vivat. Es galt dem Kaiser, der in einer mit vier Schimmeln bespannten Kalesche von Raab nachgefahren kam. Der Wagen hält, eine schlanke Jünglingsgestalt im einfachen hechtgrauen Generalsrock und in der Militärmütze springt rasch aus dem Wagen; es war Franz Josef, hinter ihm sein Bruder, der Erzherzog Ferdinand. Das Heer von Federbüschen, unter dem schon vorher eine unruhige Bewegung entstanden war, eilt herbei den Kaiser zu empfangen, der dem greisen Feldherrn dem tapfern Haynau, herzlich die Hand drückt und freundliche Worte mit ihm wechselt, worauf er sich an mehrere andere Offiziere aus der Umgebung Haynau's wendet, denen er gleichfalls die Hand zum Gruße reicht, unter ihnen der ritterliche Wohlgemuth, der gewiegte Lusan, Chef des Generalstabs ꝛc. Die Art, wie der junge Kaiser mit den Offizieren die er näher kennt, umgeht, hat etwas ungemein gewinnendes. Ich hatte meinen Standpunkt so gewählt, daß ich ihn genau beobachten konnte, und ich ließ mir keine seiner Bewegungen entgehen. Der Kaiser ist über Mittelgröße, schlank und kräftig gebaut, doch verrathen seine Formen, daß er noch im ersten Jünglingsalter steht. Seine Züge tragen das Gepräge von ebenso viel Verstand als offenem Gemüth. Wenn er seine Lippen zum Lächeln öffnet, was ihm sehr gut steht, zeigt sich, daß ihm die Natur das Erbtheil der Wiener und besonders der Wienerinnen, die schönen weißen Zähne, nicht verfagt hat. Für das Wohl seiner Soldaten legt er große Sorgfalt an den Tag, und mehr als ein Zug aus seinem kurzen Regentenleben zeigt, daß er ihre Dienste zu schätzen weiß, und daß ihre Anstrengungen ihm nahe gehen. Einen Zug unter andern muß ich erwähnen, da er mir frisch im Gedächtniß ist. Als der Kaiser nach der Einnahme der Raaber Schanzen dieselben besichtigte, wurde auf einer Tragbahre ein Soldat vorbeigetragen, dem eine Kanonenkugel beide Beine zerschmettert hatte. Der Kaiser war von diesem Anblick so ergriffen, daß er sich umwandte und die Thränen trocknete. Der Mann der mir dieß erzählte, ein graubärtiger Offizier, hatte auch feuchte Augen. Kein Wunder, wenn die Armee begeistert ist für ihren jungen Herrscher. Daß sie es ist, zeigt sich aus den Reden der Offiziere und Soldaten, und an dem endlosen Jubel, mit dem der Kaiser beim Defiliren oder wo immer er sich den Truppen zeigt, begrüßt wird. Es erregte eigenthümliche, ich möchte sagen, wehmüthige Gefühle in mir, als ich den jugendlichen Monarchen so da stehen sah, auf der ungarischen Haide, und mir dachte, daß auf den Schultern dieses Jünglings schon so schwere Last ruht, und daß er, der Sprößling eines Regentenhauses, welches Ungarn zu den schönsten Zubel der österreichischen Kaiserkrone zählte, jetzt auszuziehen genöthigt ist, um eben dieses Ungarn an der Spitze seiner Heere zurückzuerobern. Indessen scheint mir, als ob gerade die große Jugend des Monarchen dem Verhältniß zu seinem Volke eine gewisse Innigkeit verliehe, welche außerdem, d. h. wenn er schon in voller Manneskraft stünde, nicht oder doch in minderem Grade vorhanden wäre. Wird sonst der Herrscher eines Volkes der Vater desselben, und werden seine Unterthanen — darf ich dieses Wort in jetziger Zeit noch brauchen — sonst seine Kinder genannt, so kann man hier die Benennungen vertauschen, wenigstens war mir, als ob die Blicke, mit welchen die alten Generäle, die den jungen Monarchen umstanden, auf denselben herabblickten, sagen wollten: „Sey ruhig, du bist unser Kind, wir wachen über dir, wir schützen dich, und so lange wir sind, soll dein Diadem um keine Perle ärmer werden.“

— Von dem Generalen Baron Reischach erzählt der österr. Courier folgendes Beispiel von Muth und Entschlossenheit. „Von einer Kanone auf der Straße von Alt-Ujvöny wird der eine Mann der Bespannung weggeschossen und der andere am Fuße verwundet; dieser zögert und vermag die Pferde nicht mehr anzutreiben; was thut der General Reischach trotz des furchtbarsten Kugelregens von Seite der Magyaren? Er setzt sich auf das Pferd, von welchem der Mann herabgeschossen wurde, führt die Kanone auf die Anhöhe, die er ausersehen, und läßt nun mit Kartätschen auf die Rebellen feuern, indeß die andern Kanonen schnell nachrücken und eine so fürchterliche Niederlage anrichten, daß die Rebellen wie Spreu auseinander stäuben.“

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 58. Klagenfurt, Sonnabend den 21. Juli 1849.

Das Festgedicht.

Dramatischer Scherz in Einem Acte.

(Beschluß.)

Vierte Scene.

Rose. Peter von der entgegengesetzten Seite.

Peter.

Alle Hagel! Rose, ich glaube, Du unterhältst Dich wieder mit dem Fremden von Gestern.

Rose.

Peter, das ist Dir ein freundlicher gefälliger Herr.

Peter.

Ei was! ich brauche seine Gefälligkeiten nicht.

Rose.

Aber in einer so wichtigen Angelegenheit wie diese — ich meine das Fest und die Verse.

Peter.

Was hat es denn zwischen Euch gegeben?

Rose.

Er hat das Blatt, das Du mir zum Auswendiglernen gebracht, überlesen und —

Peter.

(Begierig.) Nun — und? —

Rose.

Und hat die Verse schlecht genannt.

Peter.

(Betroffen.) Schlecht —

Rose.

Und gar geschwollen —

Peter.

(In Zorn ausbrechend.) Und Du hast es ihm geglaubt?

Rose.

Einem so vornehmen gelehrten Herrn muß man Alles glauben.

Peter.

Und Du willst sie folglich nicht mehr auswendig lernen?

Rose.

Nein; denn er meinte, die Gäste würden nur darüber lachen.

Peter.

(Mit zitternder Stimme.) Und was willst Du nun der Gräfin sagen?

Rose.

Der gute Herr bringt mir etwas Neues, und dieß werde ich lernen.

Peter.

(Blickt sie eine Weile starr an, dann spricht er wehmüthig:) Rose, die Verse habe ich gemacht.

Rose.

(Erschrocken.) Du?!

Peter.

Die ersten in meinem ganzen Leben. Ich wollte mich vor den übrigen Burschen des Dorfes bei der Gräfin auszeichnen, und nun — nun —

Rose.

(Aengstlich.) Ach Peter! mein guter Peter!

Peter.

Und nun bin ich durch den Fremden lächerlich gemacht, und Du verachtest auf sein Anstiften meine guten Gesinnungen; das ertrag ich nicht. Leb' wohl! (Geht rasch ab.)

Fünfte Scene.

Rose allein.

Nun da haben wir die Bescherung! Ich albernes Ding, wie konnt' ich mir's nur einreden lassen, daß die Verse schlecht seyen. Ja, wenn sie der Schulmeister gemacht hätte, da wäre es wohl möglich, denn der hat auch einen altväterischen Geschmack; aber vom Peter, dem schmucken, hübschen Burschen — da müssen sie gut seyn. (Blickt traurig in das Papier.) Wie sich Alles so hübsch reimt, als ob man den Guckuck rufen hörte, besonders schön klingt das Wort „Schmerzen" auf „Herzen"; es müßte einen Stein erweichen, wie hätte denn die Gräfin nicht gerührt seyn sollen. (Bricht in lautes Weinen aus.) Nur ich gefühlloses Mädchen habe mich davon nicht rühren lassen.

Sechste Scene.

Der Graf kommt langsam und schreibt etwas in die geöffnete Brieftasche. Rose steht abgewendet und verdeckt ihr Gesicht.

Graf.

So. Die Anrede ist fertig, zwar kurz und nicht in Versen, aber sie wird hoffentlich ihre Dienste thun. — Was soll das? ich glaube gar, Du weinst?

Rose.

(Kann vor Schluchzen nicht sprechen.)

Graf.

Wer hat Dir denn in dieser kurzen Zeit, als ich mich von Dir entfernte, etwas zu Leide gethan?

Rose.

Sie — Sie — gnädiger Herr.

Graf.

(Verwundert.) Ich? — Nicht möglich!

Rose.

Sie haben des Schulmeisters Verse schlecht genannt und es hat sie mein Verlobter gemacht.

Graf.

Darum, liebes Kind, sind sie um kein Haar besser, als wenn sie der Schulmeister gemacht hätte.

Rose.

(In Eifer gerathend.) Das werden Sie mir aber doch zugeben müssen, daß zwischen dem altmodischen Schulmeister und meinem netten Peter ein großer Unterschied ist.

Graf.

Im Gesicht und Anzuge, das läugne ich nicht; deßhalb aber können des Schulmeisters Geistesgaben denen Peter's weit voran stehen.

Rose.

(Weinerlich.) Und ich habe dem Peter die Worte des gnädigen Herrn haarklein hinterbracht, und der Arme ist in seiner Kränkung auf und davon gegangen.

Graf.

Sey nur ruhig, er kommt schon wieder, und dann will ich Alles gut machen.

Rose.

Er sagte aber: „Leb' wohl!" und dies macht mir Angst. Wenn er nun nicht mehr käme, so müßte ich Zeitlebens ohne Mann bleiben.

Graf.

Bewahre der Himmel. Ein so niedliches Mädchen, wie Du bist, bekommt zehn Männer für Einen.

Rose.

Ich könnte aber keinen mehr so lieb haben, wie den Peter.

Graf.

Gut, so bleibe ledig. Stirbst Du dann, so schmückt man Dich mit einem blühenden Kranze, der noch im Tode Deinen jungfräulichen Stand ehren wird.

Rose.

Ach, von dieser Ehre weiß ich dann wenig mehr.

Graf.

Aber der Gedanke, sich dem Geliebten geopfert zu haben, ist tröstend und erhebend.

Rose.

Ja im Anfange mag dies wohl recht hübsch klingen, aber wenn nur die alte Jungferschaft nicht hinterdrein käme; es muß ein langweiliges Leben seyn, wie unsere alte Anne Barbe sagt, die bereits das sechzigste Jahr ohne Mann erreicht hat.

Graf.

Und was spricht sie denn?

Rose.

Sie meint, sie würde selbst mit dem schwarzen Philipp zufrieden seyn, wenn sie nur endlich unter die Haube käme.

Graf.

Wer ist dieser Patron?

Rose.

Der alte Flurschütz mit dem grimmigen Gesichte, der einmal, als er betrunken war, beim Raufen ein Auge verlor.

Graf.

In der That ein gefährliches Subject. — Aber, wie ich merke, so könntest Du auf die Dauer dem ledigen Stande keinen Reiz abgewinnen.

Rose.

Ich würde die alte Jungferschaft gar nicht erleben, das weiß ich.

Graf.

Deinen Tod hätte dann Peter auf dem Gewissen, und seine Reue würde ihn gewiß auch in's Grab bringen.

Rose.

Der schreckliche Mensch!

Graf.

Wir müssen ihn daran bei Zeiten zu verhindern suchen.

Rose.

(Hastig.) Ja wohl! Mir ist dabei nicht um mich zu thun, aber um seine Seelenruhe handelt es sich hier.

Graf.

Sieh, Du armes Kind, wie Du um ihn besorgt bist. Nun denn, so führe mich zu Peter's Wohnung, damit wir ihn wieder lustig stimmen. (Nimmt ihre Hand unter seinen Arm und will mit ihr ab.)

Siebente Scene.

Peter rennt ihnen wild entgegen. Der Graf. Rose.

Peter.

Halt! keinen Schritt von der Stelle.

Rose.

Aber um des Himmels willen, Peter!

Graf.

(Bleibt ruhig stehen.)

Peter.

Nichts da, an seinem Arme. (Reißt Rose gewaltsam los, und stellt sich zwischen sie und dem Grafen.) Pfui! bist Du meine Verlobte?! Und Sie mein Herr, ist das der Brauch der Städter, daß sie einem ehrlichen Burschen die Geliebte abspenstig machen und aus purem Neide seine ihm von Gott geschenkten Gaben zu verdunkeln suchen?! Schöne Sitten das!

Rose.

(Bittend.) Peter, so höre mich doch!

Peter.

Still! Hat Dich etwa der Versucher schon mit seinen Herrlichkeiten verblendet, daß Du blind in sein Netz rennen willst?

Rose.

(Aergerlich.) Wenn Du nicht aufhörst, so gehe ich fort und laß Dich mit Deiner thörichten Eifersucht allein.

Peter.

(Faßt sie bei der Hand.) Du bleibst, aber der Herr mag seine Wege gehen, woher er gekommen.

Graf.

(Lächelnd.) Ihr habt Eure Rollen gut vertheilt:

Rose wird der Gräfin ein Lebewohl sagen, und Du Peter hast Deinem neuen Herrn bereits einen kräftigen Willkommsgruß dargebracht.

Peter.

(Blickt den Grafen erschrocken an und tritt ganz verblüfft einen Schritt zurück.)

Rose.

(Verlegen.) Peter, hörst Du? (Tritt zu ihm, flüstert ihm schnell etwas in's Ohr und führt ihn dem Grafen näher.)

Peter.

(Kniet nieder, stammelnd:) Gnade — Vergebung!

Graf.

(Freundlich.). Steh' auf, steh' auf! ihr sollt mich ja lieben und nicht fürchten lernen.

Peter.

(Küßt ihm die Hand und steht schnell auf.)

Graf.

Siehst Du Peter, wie Dir die Worte klar und deutlich fließen, wenn Du in Prosa sprichst? Oder glaubst Du wirklich, Du seyst zum Dichter geboren?

Peter.

(Blickt beschämt zur Erde.)

Rose.

(Schüchtern.) Darf ich Eure hochgräflichen Gnaden um die Abschiedsbrede bitten?

Graf.

Ei was Abschiedsbrede! Komm Du zur Gräfin und sprich, wie Dir's Dein Herz eingibt, kurz: „Wir lieben Dich und dankbar wünschen wir Dir Gottes Segen!" — Meint Ihr's so?

Beide.

Von ganzem Herzen!

Graf.

Und damit Euch der Abschied von Eurer mütterlichen Wohlthäterin nicht so schmerzlich falle, so sollt Ihr an diesem Tage Eure Hochzeit feiern, und ich selbst will Röschens Aussteuer besorgen.

Beide.

(Springen freudig empor.) Vivat der gnädige Herr!

Friedrich Reinhard.

Naturwissenschaftliche Skizzen.

In einer im Klagenfurter Museum am 11. Juli gehaltenen Versammlung von Freunden der Naturwissenschaften theilte Herr v. Morlot, der vom innerösterreichischen Montan-Verein mit der Aufgabe betheilt ist, eine geognostische Specialkarte des österreichischen Alpengebietes zu entwerfen, Einiges über die Resultate seiner dießjährigen Reisen mit. Vom Cillier Kreis aus wurde ein Ausflug nach dem Schwefelwerk Raboboj in Croatien gemacht. Zwischen den zwei dünnen Schwefelflötzen befindet sich eine 8 bis 12 Zoll dicke Schicht von schiefrigem, sehr feinkörnigen Sandstein, reich an Versteinerungen der verschiedensten Art. Es sind erstens Abdrücke nicht nur von Blättern einer großen Menge von Bäumen und Gesträuchen, sondern auch Früchte, Schoten, Samen, ja Blüthen und eigentliche Blumen von großer Zartheit — alles ausgestorbene Arten, aber nach Professor Unger's Untersuchungen nahe verwandt mit der jetzigen Pflanzenwelt von Neuholland, Neuseeland, den Sundainseln und Japan, also von ausgesprochenem oceanischen Typus. Nebst den Pflanzen, und in ebenso großer Anzahl kommen in Raboboj versteinerte Insekten vor, es sind besonders viel Fliegen, dann Ameisen, Heuschrecken, Gelsen und sogar einige Schmetterlinge. Ihre Erhaltung grenzt an das Wunderbare, nicht nur daß die Flügel mit der Nervatur meist vollkommen sind, ja sogar bei darauf fallendem Sonnenlicht noch ihr ursprüngliches Farbenspiel zeigen, sondern bei manchen ist die Farbenzeichnung, und in sehr seltenen Fällen sind noch mehrere Farbentöne zu unterscheiden. Professor Heer in Zürich, der sich ganz besonders mit dem Studium der versteinerten Insekten abgibt, hat gefunden, daß die Insekten von Raboboj ebenso, wie die Pflanzen lauter ausgestorbene Arten sind, die aber einen wohl ausgeprägten oceanischen Typus verrathen. Nun gehört aber die Schichte, in welcher alle diese Ueberreste vorkommen, einem Gebilde an, welches unmittelbar unter der sogenannten Molasse oder Braunkohlenformation liegt, zu welcher der Sandstein, der Schotter und die Braunkohlen des niedern Hügellandes von Untersteier gehören, und das man auch in der Gatnitz, im Gailthal, im Lavantthal, überhaupt in den Niederungen Kärntens findet. Auch in dieser Molasseformation kommen Pflanzenabdrücke vor, in großer Menge in Parschlug bei Bruck in Obersteier. Nach Professor Unger sind es ebenfalls lauter ausgestorbene Arten, die aber die größte Aehnlichkeit mit der gegenwärtigen Pflanzenwelt von Texas und dem übrigen Theil des südlichen Nordamerika besitzen, so daß man sich des Gedankens kaum erwehren kann, in dieser untergegangenen Flora von Parschlug den Stamm zu erblicken, aus welchem sich auf eine noch ganz unbekannte Weise die jetzige texanische Flora entwickelt hat.

Da nun Raboboj mit seinem oceanischen Typus wie schon gesagt, älter ist, als Parschlug mit seinem texanischen, so läßt sich auch vermuthen, daß die gegenwärtig lebende Schöpfung von Oceanien älter ist, als diejenige von Texas, was wiederum mit den Resultaten ganz verschiedenartiger Forschungen merkwürdig übereinstimmt: Man hat nämlich bewiesen, daß die östlich an Neuholland stossende, weite Region der Koralleninseln im stillen Ocean von einem so eben untergegangenen sehr großen Continent eingenommen war, während der größere Theil von Nord- und von Südamerika zur selben jüngstvorweltlichen Periode noch unter Wasser stund. Kein Wunder, wenn man jetzt auf Neuholland, welches als ein Ueberbleibsel jener untergesunkenen Welt zu betrachten ist, auch eine ältere Schöpfung findet, als auf dem so eben emporgestiegenen Amerika. Aber noch eine unerwartete Uebereinstimmung ergibt sich, wenn wir die Thierwelt betrachten. Die geologischen Forschungen haben dargethan, nicht nur daß eine jede geologische Periode durch eine ihr ganz eigenthümliche Pflanzen- und Thierwelt charakterisirt war, daß ihre Arten weder in den früheren, noch in den späteren Meeresanschwemmungen, und nur in den ihr selbst angehörenden Schichten auftreten, sondern daß die Reihenfolge dieser verschiedenen Schöpfungen in der Reihe aufeinander

folgenden Perioden eine stete Entwicklung von den niederen zu den höher organisirten Formen zeigt. So gab es in den alten Zeiten der Steinkohlenformation nur Farrenkräuter, und verwandte in der vegetabilischen Stufenleiter ganz tief stehende Formen, in späteren Perioden erschienen Palmen und Nadelhölzer, und erst mit der verhältnißmäßig sehr jungen sogenannten Tertiär-Periode, zu deren Anfang Radoboj gehört, erschienen die heut zu Tage so stark vertretenen Dycotiledonen, zu denen die Laubhölzer und alle höher entwickelten Pflanzen gehören. Mit der Thierwelt ging es gerade so, zuerst, das heißt, so weit wir in den ältesten uns bekannten versteinerungsführenden Gebirgsschichten zurückzublicken vermögen, sehen wir nur die tiefer stehenden Meeresthiere von oft sehr wunderlicher Gestalt, später kommen Amphibien zum Theile von den abenteuerlichsten Formen, Landeidechsen bis 70 Fuß lang, Fischeidechsen, die mit einem Krokodillenkopf einen Fischkörper und Schwimmfüße verbinden, sogar fledermausartige fliegende Eidechsen, erst mit der Tertiärperiode erscheinen zugleich mit den höhern Pflanzen zum erstenmale Säugethiere, und zwar sind es zuerst die in der thierischen Stufenleiter niedrigen wie die Beuteltiere, dann pferde- und schweinartige Dickhäuter und überhaupt Pflanzenfresser, später traten auch Fleischfresser auf, dann Affen, und zu allerletzt kommt der Mensch, dessen Erscheinen auf der Erde nur so eben statt gefunden hat, denn mit der Zeit verhält es sich in der Geologie wie mit dem Raum in der Astronomie, wo der von uns selbst entnommene Maßstab, sey es ein Menschenleben oder ein Menschenfuß zur verschwindend kleinen Größe wird. — Nun sehen wir, daß gerade Neuholland sich als das Vaterland der Beutel- und noch tiefer der Schnabelthiere charakterisirt, die sonst nirgends mehr lebend vorkommen, und die also der dortigen Schöpfung einen alten Typus aufprägen. So gewinnen die Naturwissenschaften durch ihre fortwährende Erweiterung und durch das damit verbundene Ineinandergreifen immer neue Anhaltspunkte zur Lösung von Fragen, die man bisher als für den Menschen in Finsterniß gehüllt undurchdringlich glaubte.

So viel für Radoboj. Die zunächst bereiste Gegend war Oberkrain, wo sich viel Interessantes zur Beobachtung darbot, auch nebenbei in geschichtlicher Beziehung, indem die Ueberreste einer befestigten römischen Eisenschmelze mit Hüttenprodukten, Geräthschaften und Münzen aus Hadrians Zeit, Gegenstand der Untersuchung wurden. Dann wurde eine Woche auf die Umgegend von Raibl verwendet, welche in geologischer Beziehung ganz besonders wichtig und lehrreich ist. Durch diese verschiedenen Wanderungen in der kärntnerisch-krainerischen Grenzkette wurde eine Uebersicht ihrer allgemeinen geologischen Verhältnisse gewonnen, die sich in einem Profil ziemlich einfach darstellen lassen. Noch eine interessante Erscheinung verdient erwähnt zu werden, es sind nämlich die deutlichen Spuren großer vorweltlicher Gletscher bei St. Veit zwischen Kreuzen und Paternion.

Notizen.

— Ueber die von den k. k. Artillerie-Officieren Gebrüder Uhatius neuerfundenen Luftballons liefert der „Oesterr. Cour.“ folgendes Nähere: Ihre Anwendbarkeit und vorzügliche Wirkung wurde bereits in der Nähe von Wien auf eine überraschende Weise bewiesen. Vom Punkte des Aufsteigens durchfliegen sie bei entsprechendem Winde eine Strecke von 3000 Klaftern. Sie sind aus wasserdichtem Stoff erzeugt, und tragen als Ballast einen hölzernen Reif, in welchem eine vierzigpfündige Bombe ruht. Diese Bombe wird nun nach einem zu bestimmenden Zeitraume mittelst Raketentriebsatz aus dem Reife hinausgeschlagen, und fällt dann, nachdem sich ihre Brandröhre entzündet hat, vertical zu Boden. Die Menge des Triebsatzes, wie auch die Länge der Brandröhre ergibt sich aus trigonometrischen Berechnungen, und zwar gibt der Cosinus oder die Horizontale, die man sich von dem Punkte, wo der Ballon steigt, bis zu jenem, an welchem die Bombe fallen soll, gezogen denkt, die Länge jener Linie, nach welcher sich der Ballon nach seinem Steigen bewegt, und demnach auch — wenigstens annäherungsweise — die Zeit, in der er diese Linie durchfliegen wird, was übrigens auch von der Schnelligkeit des Windes abhängig ist. Die Länge der Brandröhre, worauf sich das frühere oder spätere Platzen der Bombe basirt, ergibt sich aus dem Sinus oder der Fallhöhe. Bei der ersten günstigen Gelegenheit sollen diese Luftgeschütze ihre furchtbare Wirkung auf die Lagunenstadt erproben. (Wie Berichte melden, ist dies bereits geschehen.) Die Auslagen zur Verfertigung eines solchen Ballons kommen nicht höher als auf 10 fl. C. M. zu stehen.

— Der junge Mechaniker Ris von Orpund (Kanton Bern) hat eine Dampfmaschine erfunden, bei welcher die volle Dampfkraft erhalten und auf das Triebwerk übertragen wird, womit noch der weitere Vortheil verbunden ist, daß der Kessel keiner Sicherheitsventile bedarf und dabei dennoch vor jeder Gefahr gesichert ist. Da dabei die volle Dampfkraft nutzbringend verwendet wird, so ist die nächste Folge eine bedeutende Ersparniß an Brennmaterial, an Raum und Dicke des Dampfkessels und an Gewicht des ganzen Apparats bei der gleichen Kraft-Entwickelung. Eine ganz kleine Dampfmaschine wird die Wirkung einer jetzigen großen Maschine hervorbringen. Die erste practische Anwendung soll diese Erfindung auf die Agricultur finden; sie wird auf die Construction eines Dampfpfluges verwendet.

— Oeffentlichen Blättern zu Folge ließ Kossuth alles Gold und Silber aus den Kirchen wegräumen, um Münzen daraus zu prägen. Unter den geraubten Gegenständen befinden sich: Ein bei Taufen gebrauchtes silbernes Wassergefäß, welches mehr als 300 Pfund wog, aus Kaschau; eine porphirene Säule, an welcher eine goldene Lampe hing, 50 Pfund schwer; eine silberne Bildsäule Mariens, 140 Pfund schwer, aus Großwardein; 4 silberne Engel, jeder 150 Pfund schwer, aus Waitzen; ein goldenes Lamm, ein goldenes Kästchen mit 32 Edelsteinen besetzt; 4 goldene Kronen von 20, eine silberne Kette von 40, und 4 silberne Altarauffätze von 200 Pfund von Ofen und Pesth; bei 300 Pfund Silber aus Szatmar u. s. w. Diese Gegenstände lassen auf einen großen Kirchenreichthum Ungarns schließen.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 59. Klagenfurt, Dinstag den 24. Juli 1849.

Erzherzog Johann.

Ein Prachtschiff treibt auf wild bewegten Wogen,
Das Meer ist aufgeregt bis auf den Grund,
Der Horizont vom Sturmgewölk umzogen
Gibt grauend der Entfes'lung Toben kund,
Den blassen Schiffern scheint der Muth entflogen,
Die Angst beklemmt die Brust, verschließt den Mund —
Nur Einer trotzt voll Zuversicht den Wellen,
An ihm soll machtlos ihre Wucht zerschellen.

So treibt Germania in Ungewittern,
Die Männer-stolze kühne Heldenbraut,
Es droht die Zwietracht frevelnd zu zersplittern,
Was uns'rer Väter treuer Sinn gebaut,
Wenn Alles wankt, die Mächtigsten erzittern,
Wer ist's, auf den Germania hoffend schaut?
Wer soll mit seiner Hand aus Todesnöthen
Das edle, hartbedrängte Deutschland retten?

Erzherzog Johann! Du bist auserkoren,
Entstammend Habsburgs fürstlichem Geblüt';
Noch ist das schöne Deutschland nicht verloren,
So lang in Dir der Zukunft Hoffnung blüht,
Erstehen soll's, urkräftig, neugeboren,
Jetzt ruft's zu Dir aus innerstem Gemüth':
„Des Vaterlandes Größe, Ruhm, sein Glück,
„O rette sie, o führe sie zurück!"

Ein großes Volk, so treu, gerecht und bieder,
Verherrlichet durch Künste jeder Art,
Gefeiert durch der ersten Sänger Lieder,
Das Heldenmuth mit sanfter Minne paart,
Blickt jetzt gebeugt zur Heimath-Erde nieder, —
Warum? Das vielgespaltene, es harrt,
Es harrt und wartet bis der Mann erscheine,
Der seine Kraft zum großen Ganzen eine.

Erzherzog Johann! Deines Oest'reichs Zierde,
Dabei vom echten Schrot, ein deutscher Mann,
Sie hoben jubelnd Dich zur hohen Würde,
Vertrauend war das Volk Dir zugethan!
Doch bald verkehrte sich das Amt zur Bürde,
Zum Dornenweg die Ehren-reiche Bahn,
Hier fahst Du mordend frechen Aufruhr geh'n,
Dort Ehrgeiz nur mit schnöder Selbstsucht steh'n.

Du standest fest, so steht im Wald die Eiche,
Wenn rings die Windsbrant heulend alles bricht,
Sie hebt den Wipfel hoch, die Kronen-reiche,
Die treue Wurzel läßt vom Boden nicht,
Und ob um sie auch alles weiche,
Stolz prangen wird sie fort im Sonnenlicht!
O Deutsches Volk! Du herrlichstes von allen,
Die Eiche steht! noch bist Du nicht gefallen!

Klagenfurt.

Carl Melzer.

Ein Privatbrief des Erzherzog-Reichsverwesers über die Lage Deutschlands.

Die Innsbrucker Zeitung vom 7. Juli theilt dem deutschen Publicum folgenden Brief des Erzherzog-Reichsverwesers mit, in welchem sich dessen ganzer Charakter in schönster Klarheit abspiegelt. Wir geben ihn hier sammt den Einleitungsworten der genannten Zeitung.

„Schon lange ist die Redaction der Innsbrucker Zeitung zur Kenntniß eines Schreibens gekommen, das von hoher Hand in der bewegtesten Zeit geschrieben, eine wahrhaft historische Bedeutung und Wichtigkeit hat. Das Zartgefühl dessen, an den es gerichtet war, hatte ihm nicht erlaubt, es damals zu veröffentlichen, obgleich wir die feste Ueberzeugung aussprachen, daß es verdient hätte, ringsum an alle Fürstenhöfe Deutschlands gesendet und kundgemacht zu werden dem deutschen Volke in Städten, Dörfern und Gehöften. Wir wagen es nun, obgleich ohne formelle Befugniß vom glücklichen Besitzer des Schreibens, und selbst auf die schmerzliche Besorgniß und Gefahr hin, den edlen Fürsten, dessen Geiste und Herzen Tausende mit uns die tiefste Verehrung zollen, zu beleidigen, dieses herrliche Schreiben zu veröffentlichen. Wir thun dies, weil wir es anfänglich schon für eine Pflicht hielten gegen die Mit- und Nachwelt, und indem wir die Schuld und die Folgen der Indiscretion auf uns nehmen, geben wir unsern biedern Tirolern und dem gesammten Deutschland, für die Geschichte ihn rettend, diesen vertraulichen

Brief

des edelsten und hochherzigsten Fürsten, des hohen deutschen Reichsverwesers, Erzherzog Johann von Oesterreich."

„Frankfurt, Anfangs October 1848. Ich bin auf Ihren Brief eine Antwort schuldig. Bisher fand

ich keine Zeit, diese Schuld abzutragen; drei Monate sind seitdem vorübergegangen und was ist nicht da Alles geschehen. Deutscher Reichsverweser, — ein schöner bedeutungsvoller Name; allein, was ist dieser Reichsverweser bisher? Er soll so beschränkt dastehen, als möglich, wenn es aber wieder den Leuten in ihren Kram passet, soll er dictatorisch wirken, wie ist dies möglich? Als ich berufen wurde, folgte ich dem Rufe, ohne mich nur einen Augenblick über meine Stellung zu täuschen; ich folgte dem Rufe, weil ich darinnen das Mittel sah, für den Augenblick dem beabsichtigten Umsturz des Bestehenden Einhalt zu thun; ich folgte endlich dem Rufe zum Wohle und zur Erhaltung der Fürsten und Regierungen, zur Erhaltung der Ordnung, des Friedens, der Ruhe des Volkes, zur Sicherung seiner Rechte. Es sollte ein einiges starkes Deutschland sich bilden, und eine neue Zeit aus der alten sich gestalten, alle zerstörenden Erschütterungen beseitigend. Dies war die Aufgabe, die ich mir vorsetzte, diese will ich redlich durchführen. Ob die Kräfte eines einzelnen Menschen dazu hinreichend sind, ist eine andere Frage, ich muß das, was ich zu leisten vermag, unbefangen betrachten, Täuschungen dürfen da nicht obwalten. Wir sind im Beginnen und müssen viele Phasen durchgehen, bevor wir an das Ziel kommen; es ist unmöglich zu berechnen, wie und wann jede eintreten wird, es entwickelt sich eine um der anderen. Die Bauleute, welche an der Aufführung des Gebäudes mitwirken sollen, kann man füglich folgendermaßen abtheilen: in jene, welche die Nothwendigkeit vorwärts zu schreiten erkennen und den redlichen Willen dazu haben; — in jene, welche alles überstürzen wollen, und diese theilen sich in Wohlmeinende, aber auch hier sind die Demagogen, die Demokraten, die Führer der rothen Republik zu suchen; — endlich in jene, welche stille stehen, ja selbst das unmögliche Alte haben — von diesem gar nicht abgehen wollen.

Das Schlimme zu bändigen, die stehen bleiben Wollenden eines Bessern zu überzeugen, die verschiedenen Partheien zu nähern und auszugleichen, damit doch etwas Gutes erfolge, ist nicht leicht. Eine Hauptsache ist die Bestimmung des Bandes, jene der Grundsätze, endlich einer starken executiven Gewalt. Je mehr ich meine Aufgabe überdenke, desto mehr Schwierigkeiten stellen sich mir dar; — denn ich habe mit gar verschiedenen Leuten zu thun, es sind: a) die Fürsten, eine große Anzahl, wie sind diese, und wie ist der Nachwuchs? — Das Volk hat über jeden das Urtheil gefällt, ob mit Recht oder Unrecht, wird einst die Geschichte lehren; ich muß wünschen, für das Wohl Deutschlands und zur Beförderung meines Strebens, daß sie mich aufrichtig unterstützen, um so mehr, als sie von mir keine Anmaßung, keinen Eingriff zu befürchten haben. In jetziger Zeit ist Persönlichkeit erforderlich; — könnte der Traum meiner früheren Jahre erfüllet seyn, wo ich die Fürsten und ihre Völker innig vereinigt mir dachte, erstere als Führer, als Freunde, dem Bürgerthum befreundet, geehrt, geliebet, — die Völker zufrieden und nicht ihren Fürsten fremd, daher auch das böse Treiben Einzelner keine Wurzel fassend. Je kleiner das Fürstenthum, desto leichter, da es mit einer wohlfeilen Verwaltung abgethan seyn kann. Wie steht es aber jetzt? b) Die Regierungen, wie sind diese? welche verschiedene Elemente; überall die Krankheit der Bureaukratie; wie manche unzuverlässig oder schwach; da liegt viel Uebles — entweder im Hader mit den Ständen, oder ganz von ihnen abhängig, und in den Individuen, welche sie bilden, alte Begriffe oder neue Tendenzen, — viel Doctrine, wenig practisches, — schroffes oder schwaches, wenig consequente Festigkeit. Die Einen in der Militärgewalt ihren Schirm suchend, die Andern zugebend, daß dieselbe untergraben und verdorben wird. Ausnahmen gibt es, aber sie sind selten. c) Das Volk, was soll ich über dieses sagen, es hat dasselbe sich mehr oder minder sehr verändert; — zum Uebles ist es sorgfältig bearbeitet worden, was hat man im guten Sinne dagegen angewendet? Wenn ich auch annehme, daß die Mehrzahl der Bürger und der Bauern conservative gesinnt ist, so tritt hier das Conservative mit aller seiner Trägheit und Schwäche ein, welches nicht der Fall ist, wo eine kräftige Regierung besteht, denn da wo man eines Schutzes, einer Unterstützung gewiß ist, schließt man sich gerne an, vorzüglich jener, der etwas zu verlieren hat und die Früchte seines Fleißes genießen will. Viel Rohheit hat sich in den untern Classen des Volkes und in der Jugend entwickelt; diese Uebel zu steuern, bedarf es Zeit; in diesen Classen finden die Wühler ihren Anhang, diese bearbeiten sie rastlos. — Sehr bemerkbar ist der Unterschied jener Gegenden, die Fabriken haben, gegen jene, welche dem Ackerbau nachgehen, — noch mehr aber jene Länder, die kleine Gebiete haben und untereinander gemischt sind, gegen jene, die von einer großen Ausdehnung. Betrachten wir Thüringen, wo alle die sächsischen, reußischen, schwarzburgischen Besitzthümer unter einander geworfen sind, oder die Gegend um Mainz, wo mehrere Fürsten zusammengrenzen, im Vergleiche mit Baiern, Hannover ꝛc. d) Die Demagogen, die Demokraten der rothen Republik, Wühler, ich nehme diese als eine getrennte Klasse an; man findet unter diesen Leute aller Art, aber darinnen sind sie gleich, daß sie nichts zu verlieren, Alles zu gewinnen haben, daß sie an nichts glauben, daß sie moralisch verdorben, ihnen alle, ja die schlechtesten Mittel, um ihre Zwecke zu erreichen, feil sind, — verwegen und feig, — da ist nichts zu bessern, da ist jede Bemühung, zu überzeugen vergebens, hier hilft nur festes, unerschütterliches Entgegentreten. Viel könnten die größeren deutschen Fürsten helfen, wenn sie die Sache unbefangen in das Auge fassen möchten, würden sie offen und aufrichtig gegen die Centralgewalt verfahren, sie in allem unterstützen, sich mit ihr einverstehen, wir würden weiter fortschreiten; — dieß wechselseitige Mißtrauen der Regierungen, welche glauben, der Frankfurter Reichstag wolle sie um alles bringen, und des Reichstages, welcher glaubt, die Fürsten wollen keine Concessionen machen, hemmt nur und bezweckt nur schlimmes. Oesterreich muß thätigeren Antheil zeigen, und sich erklären, was und wie es will, sonst verliert dieser Staat jeden Einfluß. Preußen muß die Absicht einer Hegemonie aufgeben, sonst gräbt sich dasselbe seine eigene Grube; beiden Staaten gebühret als den mächtigsten der erste Rang, der erste Einfluß, allein er muß ferne von selbstsüchtigen Absichten seyn; es würde sonst das auf dem Wege der Erschütterungen herbeigeführt werden, was wir auf jenem des Friedens, des Einverständnisses herbeiführen müssen, weil es unvermeidlich ist, nämlich die deutsche Einheit. — Es handelt sich also hier, will man sie durch einen festen, keinen verletzenden Bund bewirken, oder soll sie entstehen, daß alle Regierungen gestürzt werden: auf dem Wege der Demagogie. — Ersterer Weg ist der fried-

liche, gerechte, letzterer jener von namenlosem Weh. Möchten doch Alle dieses begreifen, aber leider gibt es selbst unter den sonst Guten viel einseitiges, die nur das Interesse ihres Landes vor Augen haben, und des gemeinsamen deutschen vergessen; — sie irren sich sehr.

Wenn ich nun mein Alter und meine Kräfte betrachte, so wird es mir klar, daß meine Aufgabe sich darauf beschränken muß, die Constituirung durchzuführen, und den Weg jenem zu bereiten, welcher dann in meine Fußstapfen zu treten hat; dazu gehört ein jüngerer, ein solcher, dem vermöge der Gesetze der Natur eine längere Reihe von Jahren gegeben ist; er hat es darum auch leichter, weil die Sache (was immer das schwierigste ist) wird ausgebildet seyn.

Da ich mich um die Stelle in Frankfurt nicht beworben, sondern dahin berufen wurde; — da ich dem Rufe mit Hintansetzung jeder Betrachtung darum gefolgt bin, weil es, wollte man die Zerstörung hindern, nothwendig war; da ich nichts für mich begehret, noch angenommen habe, so stehe ich, durch nichts gebunden, nichts verpflichtet, als durch meinen guten Willen, durch meine Liebe für die allgemeine Wohlfahrt, folglich als ein unabhängiger, freier Mann da. Wenn die Stunde der Entscheidung kommen wird, kann ich meinen Entschluß fassen und mit Ehren ausführen, die Sachen mögen sich wie immer stellen. Diese können sich folgender Maßen gestalten: entweder sie gehen ihren ruhigen Gang fort, oder sie gestalten sich so, daß ich als ehrlicher Mann nicht durchdringen kann; im ersten Falle bildet sich eine Verfassung aus, die für die erste Zeit befriedigen kann, aber doch nur als ein Uebergang zu einem weitern Fortschreiten, zu einer weitern Gestaltung zu betrachten ist, für jene Gestaltung der Zukunft, wohin es kommen muß; es ist der Weg der Ordnung, der friedliche, milde, der wünschenswerthe, der stufenweis fortschreitende; — im letzteren Falle, wozu die Ungeduld und der böse Wille Mancher sich hinneiget, kann ich meine Hand nicht dazu bieten, weder um Fürsten von ihren Sitzen herabzureissen, eben so wenig um die Völker zu drücken. Wäre ich ein ehrgeiziger Mensch, so dürfte ich mich nur an die Spitze der Bewegung stellen, und alles mitreissen, werde daraus was da wolle, durch eine furchtbare Verwirrung, wie ja selbst durch Ströme Blutes würde sich ein neuer Zustand gestalten. — Zu so einem Führer mögen mich manche auserkoren haben, darin haben sie sich gewaltig geirrt; ich will keine Trauer, ich will keinen Schmerz, kein Leid, mein Weg ist jener der Gerechtigkeit, der Ordnung, des Friedens. Im ersteren Falle kann ich mich, im letzteren muß ich gehen. Möchten alle meine Ehrlichkeit, meine Uneigennützigkeit begreifen; und mir mein Wirken hier nicht erschweren, wohl aber auf jede Weise erleichtern. Wenn ich auch die Hoffnung habe, daß es sich in Deutschland gut gestalten dürfte, und es mir gewiß nicht an gutem Willen fehlt, so kann ich doch nicht mit Gewißheit sagen, was in einer so bewegten Zeit, wie die dermalige, wo stets neue Ereignisse eintreten, geschehen wird. Solche Zeiten fordern eine große Thätigkeit, und da liegt es mir klar vor, daß ich diese unmöglich auf längere Zeit haben kann, folglich daß ich, sobald ich meine Aufgabe gelöst haben werde, am besten thue, bevor ich es zu thun gezwungen bin, zurückzutreten, und meine Schritte dahin zu wenden, wo ich beinahe 50 Jahre meines Lebens zugebracht habe, wo meine Heimath geworden, wo mich das Volk als alten Mitbürger, Freund, Leidensgefährten und Vertreter kennt und versteht, um dort die Jahre, die mir Gott gibt, zuzubringen; da kann ich noch für specielle Fälle auf kurze Zeit Büchse und Schwert ergreifen, mit gutem Rathe, mit Mund und Feder dienen. Wenn ich auch die Städte nicht meide, so ziehe ich doch dann vor, nach der Väter Weise zu dem Volke im Schatten einer alten Linde oder Zirme zu sprechen, unter Gottes freiem Himmel im Angesichte der ewigen Zeugen, nämlich unserer Berge. Es ist besser, ich komme zu meinen alten Freunden, den Männern, die in jeder Gelegenheit sich gleich geblieben, als daß ein Häuflein von ihnen zum Reichsverweser, wie sie mir schrieben, wandern. In jener großen Natur ziehe ich dann meinen Sohn zu einem brauchbaren Menschen; es kann eine Zeit kommen, wo er wird das Seinige leisten müssen; dazu gehört Vorbereitung, Vorbildung: — nicht in den Städten, nicht in dem Weihrauch oder den Täuschungen der großen Welt, nicht im Strudel der Zerstreuungen, da ist nicht die Schule der Einfalt in Sitten, nicht jene der Tugenden, der Selbstverläugnung, der Entbehrung, der Theilnahme für seinen Nebenmenschen. Das Herz muß in der großen Natur aufgehen, es muß groß gezogen werden, es muß die ganze Menschheit umfassen, damit niemals der Egoismus — unser größter Feind — Wurzel fasse.

Meine Wünsche sind sehr beschränkt, mein Ehrgeiz nur für das Gemeinsame, für mich nichts. Ich habe, Gott lob! wenig Bedürfnisse, folglich will und suche ich nichts. — Meinen Entschluß habe ich Ihnen hiermit, sowie meine Ansichten über die Zustände und die Zukunft auseinandergesetzt, erörtert gibt mir viel Beruhigung."

Wir geben hier zum Schlusse auch die in der „Allgemeinen Zeitung" vom 14. d. enthaltene Reclamation des Dr. Ennemoser, obigen Privatschreiben des Erzherzog-Reichsverwesers betreffend:

„Zu meiner nicht geringen Ueberraschung finde ich in Ihrer Zeitung vom 10. d. M. das Schreiben der Innsbrucker Zeitung nachgedruckt, welches Se. kais. Hoh. der Erzherzog Johann im October v. J. eigenhändig an mich gerichtet hat. Ich sehe mich in Folge dessen als Besitzer dieses Schreibens veranlaßt, Sie um Aufnahme folgender die Geschichte desselben betreffenden Zeilen zu ersuchen.

Dieses Schreiben kam unter meiner Adresse nach Innsbruck, wo ich einige Zeit vorher die Innsbrucker Zeitung gegründet hatte, und wo ich während meiner damaligen Abwesenheit den zeitigen Redacteur derselben bevollmächtigte, die an mich gerichteten und wahrscheinlich die Redaktion betreffenden Briefe zu eröffnen, mit der Bedingung jedoch alle nicht dazu einschlägigen Briefe mir ohne weiters nach München zu schicken. Der Hr. Redacteur öffnete nicht bloß und las den Brief, sondern nahm auch eine Abschrift davon und übersandte mir das Manuscript mit dieser Selbstanklage und mit der dringenden Aufforderung: „ich möchte ja dieses herliche Document als eine ewig denkwürdige Erinnerung ihm für das Innsbrucker Nationalmuseum wieder einhändigen." Sehr erfreut über den Empfang eines solchen vortrefflichen Inhaltes dieses Briefes, war ich indessen nichtsweniger als entzückt über jenes Unternehmen und Ansinnen, wollte aber den Mißbrauch auf sich beruhen lassen, mit der ausdrücklichen Bedingung

jedoch, daß die Abschrift nicht weiter benützt werde, indem ich nur eine weitere Disposition darüber selbst vorbehalte. Soviel der getreue geschichtliche, jede etwa weitere Gegenrede überflüssig machende Hergang.

Die Leser dieses denkwürdigen — übrigens nicht ganzen — eigenmächtig nun veröffentlichten Schreibens, welches ich Jedermann gern vergönne, werden einsehen, daß dasselbe von einem rein persönlichen Vertrauen herrührt, und jedenfalls zunächst auch nur für ein solches bestimmt war. Indem es die so wichtige Stellung und die äußerst schwierigen Verhältnisse bespricht, in welchen sich der Erzherzog zu Frankfurt befand, legt es zugleich aber auch das Zeugniß ab von den edlen Absichten und den reinen Bestrebungen, welche derselbe mit einer seltenen Umsicht und mit einer uneigennützigen Aufopferung wohl nicht eigentlich für Tagesblätter eigenhändig geschrieben hat, obgleich es auch eben nichts enthält, was nicht auf offenem Felde und auf den Gassen überall verkündigt zu werden verdient. Ich war daher auch fest entschlossen irgendwie und wann den Inhalt dieses Briefes zu veröffentlichen und denselben der Nachwelt zu sichern, unsomehr da Sie wissen, daß ich bereits schon öfter in Angelegenheiten und Beziehung des Erzherzogs zu Deutschland das Wort genommen habe.

Vor einem solchen Unternehmen wollte ich aber jedenfalls erst vorläufig mit dem Erzherzog eine persönliche Rücksprache nehmen, und die dazu gehörige Erlaubniß erbitten. Da ich aber bei und nach Empfang dieses Schreibens durch angestrengte Arbeit an meinem letzten Werke sogleich mich daran zu machen verhindert war, und dann theils die Vorgänge in der Paulskirche ein rasches Zerfallen des deutschen Parlaments voraussehen ließen, so hielt ich die Veröffentlichung dieses Schreibens umsoweniger dringend und zeitgemäß, und wartete daher lieber auf einen Zeitpunkt, wo der Erzherzog selbst wieder irgendwie in den Vordergrund treten würde. Dieses ist nur durch seine letzte würdige Haltung und durch seine auf nichts als auf die Ehre und die Einheit Deutschlands abzielende und heldenmüthige Festigkeit wirklich der Fall, und sowie ich den Erzherzog seit vielen Jahren näher zu kennen die Ehre habe, bin ich auch überzeugt, derselbe werde seinen in dem an mich gerichteten Schreiben ausgesprochenen Grundsätzen unfehlbar treu bleiben. Mit diesen Rücksichten war ich nun aber auch eben im Begriff das Schreiben mit eigenen Bemerkungen und Reflexionen nach eingeholter Genehmigung bald zu veröffentlichen. Da nun aber die Leser mit dem größten wesentlichen Theile des Inhaltes bereits durch eine vorlaute Indiscretion beschenkt wurden, so glaube ich, es dürften dieselben mit diesem zufrieden meine Reflectionen wohl nicht ungern vermissen, und ich sehe mich deßhalb einer weitern Mühe wenigstens für jetzt überhoben. Der Erzherzog Johann bedarf jedenfalls der Zeitungsschreiber nicht um den Ruhm seines Namens zu befestigen; wie einst seine Worte, so sprechen, jetzt seine Handlungen: „Kein Preußen, kein Oesterreich, sondern ein einiges Deutschland!“ Ja, kein Preußen, kein Oesterreich wird bestehen ohne ein einiges Deutschland!

Zum Schluß kann ich jedoch eine Bemerkung den Lesern nicht ganz vorenthalten. Man wird nämlich aus dem Schreiben die Ueberzeugung gewinnen, daß der Erzherzog-Reichsverweser die nationale Sache auch gegen den Widerstand der Fürsten mit der aufrichtigsten Hingebung durchgeführt haben würde, wenn er unter den aus der Nationalversammlung hervorgegangenen Ministern einen Mann gefunden hätte, der ihm für die Durchführung auf dem Wege des Rechts, des Friedens und der Ordnung Bürge gewesen wäre. Dieß war nicht der Fall, indem die Minister des deutschen Reichsverwesers entweder die nationale Sache nicht mit der nothwendigen liberalen Kraft erfaßten oder aber, wie Hr. v. Gagern, nicht die Energie besaßen, eine liberale Politik selbst gegenüber dem Radicalismus nicht minder als dem Absolutismus geltend zu machen. Eben daran allein scheiterte die deutsche große Nationalsache, die unter diesen Bedingungen, nämlich mit einem wahrhaft liberal-conservativen Ministerium, vielleicht heute noch durchgeführt werden könnte.

München, den 12. Julius 1849.

Dr. Ennemoser.“

Notizen.

— Ein Privatschreiben bringt folgende Erzählung von einem jener schönen Züge der echt religiösen Gesinnung, welche den russischen Krieger auszeichnet. „Babolna 4. Juli. In Folge der, nach dem Treffen bei Péred getroffenen Dispositionen wurde auch die Besetzung des Dorfes Kiraly-Rew angeordnet. Die hiezu bestimmten zwei Bataillons des Briansk'schen Regimentes rückten sofort daselbst ein, worauf der auf dem freien Platze vor der Kirche aufgestellten Abtheilung, welche durch die äußern Posten hinlänglich gesichert war, die Erlaubniß ertheilt wurde, ihre Gewehre in Pyramiden aufzustellen, und auszuruhen, eine Vergünstigung, die den armen Leuten nach den Beschwerden des Tages wohl zu gönnen war. — Ein Theil der Mannschaft benützte jedoch diese Gelegenheit, das nahe Gotteshaus zu besuchen, und ward von tiefer Entrüstung und Wehmuth ergriffen, dasselbe von den Insurgenten geplündert, und völlig verwüstet zu finden. — Augenblicklich veranlaßten diese wackeren Krieger eine Geldsammlung, zu welcher ein Jeder nach seinen geringen Mitteln freudig beitrug, und deren Ergebniß sich auf 20 fl. belief, die sie als fromme Gabe auf den Altar des Herrn der Heerschaaren niederlegten. — Der Pfarrer, welcher sich diesen Vorgang nicht zu deuten vermochte, wandte sich an den Generalen Herzinger um Aufklärung, und wie groß war die Ueberraschung beider, als sie vernahmen, daß diese Gabe ein Beitrag zur Wiederherstellung der zerstörten Kirche seyn solle.“

— Der Dichter Hebbel hat für seine „Judith“ als Anerkennung von Sr. Majestät dem Kaiser einen Brillantring erhalten.

— Der Linzer landständische Syndicus Anton Ritter v. Spaun ist in Kremsmünster, wohin er sich zur Erholung begeben hatte, gestorben. Sein Hinscheiden ist als ein großer Verlust für Linz und ganz Oberösterreich anzusehen.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 60. Klagenfurt, Sonnabend den 28. Juli 1849.

In Kärntens Annalen.

Das Streben des im Jahre 1811 gegründeten Zeitblattes „Carinthia", als Beilage zur „Klagenfurter Zeitung", ging seit Gründung desselben dahin, Alles zu sammeln, zu besprechen und für die Nachwelt aufzubewahren, was unser Alpenland Kärnten wie immer betraf, besonders dasjenige, was den Ehrenkranz desselben mit neu duftenden Blüthen bereicherte. Schon reich an kriegerischen Heldenthaten in der ersten Zeit des Carantaner-Reiches, vor und unter Habsburgs rühmlichem Scepter, haben die neuesten Tage abermals zahlreiche Beispiele geliefert, daß die kräftigen Söhne unsers Alpenlandes noch immer die Tugend der Tapferkeit in jenem rühmlichen Grade besitzen, den die Blätter unserer Chronik von der Vorzeit aufbewahrt haben.

Mit Stolz auf seine tapfern Söhne hat Kärnten die Schlachttage bei S. Lucia (6. Mai), Montanara (29. Mai), Vicenza (10. Juli) und Mailand (4. Mai) im Jahre 1848, und an der Brücke bei Hatvan am 2. April 1849, wo das Kärntner Regiment Baron Prohaska Nr. 7 sich überall blutige Lorbern erkämpfte, in seine Annalen eingezeichnet.

Selbstständiger als seit langer Zeit steht nun das älteste Herzogthum Kärnten als „Kronland des großen Oesterreichs" da, dieß erhöht noch diese unsere Verpflichtung, der wir auch getreu nachkommen wollen und Jedermann auffordern, uns hierin hilfreiche Hand zu bieten.

Die nächste Veranlassung hiezu gab der Bericht aus Wessely in Mähren, den unser politisches Blatt vom 17. Juli brachte, der also lautete: „Am 5. Juli 1849 fand eine bei uns noch nie gesehene Feierlichkeit statt. Dem Korporal Johann Geiger vom k. k. Kürassier-Regimente Graf Auersperg Nr. 5, wurde durch den Depots-Commandanten dieses Regimentes, Herrn Rittmeister Lernek, im Beisein eines zahlreichen Publicums die goldene Tapferkeits-Medaille feierlichst überreicht, wobei der Feldkaplan Herr P. Panocny eine treffende Rede hielt. — Dieser Brave hat seinen, am Kampfplatze vor Comorn am 26. April d. J. schwer verwundet gebliebenen Obersten, derzeit Generalmajor, Herrn Joseph Kißlinger, durch die aufopfernde Abtretung seines Pferdes, im Angesicht des Feindes das Leben gerettet, bei welcher Gelegenheit er von vier herbeigesprengten feindlichen Husaren umzingelt, sich, obschon schwer verwundet, gegen diese Uebermacht so lange vertheidigte, bis er durch kaiserliche Truppen aus seiner mißlichen Lage befreit wurde."

Wie jede edle That das Herz des Menschenfreundes freudig bewegt, so steigert sich dieses Gefühl in dem Grade, je näher uns der Mensch steht, der sie ausgeübt hat; daher muß die oben erzählte hochherzige Aufopferung uns um so freudiger berühren, da jener unerschrockene und edle Krieger in unserm Alpenlande das Licht der Welt erblickte.

Johann Geiger, der durch die Gerechtigkeit unsers jugendlichen Kaisers so verdient Ausgezeichnete ist ein Möllthaler. Obgleich in Greifenburg geboren, so kam er doch schon als Kind nach Ober-Vellach, und wurde auch von dort zum genannten Kürassier-Regimente assentirt.

Indem wir diesem unsern hochherzigen und tapfern Landsmanne ein herzliches Hoch! in diesem Blatte bringen, nehmen wir hiervon Veranlassung an Jedermann, dem solche Heldenzüge geborner Kärntner bekannt werden, die Bitte zu stellen, uns davon Kunde zu geben, da nicht blos das siebente Linien-Infanterie-Regiment größtentheils aus Kärntnern besteht, sondern auch in vielen andern Militärbranchen Kärntner vertheilt sind, indem sowohl zum 9. Jägerbataillon als auch zur Cavallerie und Artillerie u. s. w. unser Land seine Söhne zu stellen hat.

Wir sind diese spezielle Aufzählung und Besprechung nicht nur der Gegenwart als eine im engern Vaterlande anerkannte Theilnahme an den Heldenthaten unserer Landsleute, sondern auch der Nachwelt schuldig, um jenes mächtige Gefühl der Vaterlandsliebe unter Kärntens biederer Bevölke-

rung nicht nur zu erhalten, sondern noch zu erhöhen, denn die jüngste Zeit hat es bestätigt, welch' mächtiger und erhabener Hebel zu den erstaunungswürdigsten und edelsten Thaten die Liebe zu der Scholle ist, wo der Mensch geboren, erzogen und zum nützlichen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft herangebildet wurde. Laßt uns unser Kärnten lieben, und wir lieben dann um so inniger das Gesammtösterreich, dessen gewaltige Flügel wie eine Mutter das Kronland Kärnten beglückend umschirmen.

D. R.

Kärntnerische Volkslieder.

Gesammelt und herausgegeben von Edmund Freiherrn von Herbert.

Zum Gesammtbilde eines Volksstammes und einer Landschaft gehören auch die Gesangweisen, die dort in Uebung sind; in ihnen findet nicht nur allein der Charakter bestimmter Heimathgenossen seinen treuen Ausdruck, sondern selbst die Thatsachen der Geschichte, der Schmerz und die Freude vergangener Jahrhunderte werfen ihren Abglanz darüber. Nicht das Talent eines Einzelnen schuf sie, sondern es dichtete gleichsam ein ganzes Volk in seinen schönen Stunden daran, sie gingen seit unvordenklichen Zeiten in einem gewissen Kreise von Mund zu Munde und jeder Vortragende fügte eine neue Note, eine Kadenz dazu, bis endlich der innigste Ausdruck, der wahrste Erguß seiner Gesinnung, seines Lebens gefunden ward.

Die jüngste Zeit gab Kärnten seine selbstständige Individualität zurück, es wird allmählich losgetrennt aus willkührlichen Verbindungen und gewann wieder die geschichtliche Berechtigung, sich eigenthümlich und unbeirrt zu entwickeln. So wie auf andern ernstern Feldern begrüßt Referent auch im Fache des Volksliedes mit Freuden die Regungen des heimathlichen Lebens. Ist die Bemühung des Freiherrn v. Herbert schon an und für sich eine löbliche und dankwerthe, so gewinnt sie dadurch noch an froher Bedeutung, daß sie mit der Emancipation Kärntens zusammenfällt. In der Ferne, so wie in der Heimath vernahmen wir öfter ländliche Weisen, die uns erfreuten und rührten, aber kaum in dieser wußten wir, ob sie wirklich unser Eigenthum seyen, auswärts producirten sie sich zuverlässig unter fremden Namen. In dem vorliegenden Hefte werden uns nun zwei Dutzend Lieder geboten, die nicht nur ihre Entstehung in und aus dem Volke außer Zweifel lassen, sondern die sich auch bestimmt und entschieden als kärntnerische Volkslieder ankünden. Sie wurden an dem romantischen Berggelände längs des Werdersees, neben den Sennereien unsrer heimathlichen Alpen, an den schönen Ufern der Drau und Lavant und in unserm reizenden Oberlande erlauscht und aufgelesen, und in der That, so wie über so Vieles, was unsere Heimath bietet, dürfen wir uns auch dieser lieblichen Spenden des Gesanges mit gutem Rechte erfreuen. Sie bilden zusammen einen Strauß voll eigenthümlichen Duftes, ein lyrisches Gemälde unserer Heimath; aus einigen dieser Lieder spricht die Einsamkeit abgelegener Thäler und Berghöhen, aus andern die harmlose Lust ländlicher Feste. Referent will sich in keine Vergleichung der einzelnen einlassen; wenn sich auch in manchem ein höherer Schwung, ein glühenderer Ausdruck der Affecte darthut, so muß man doch auch die Wahl der übrigen als eine gelungene anerkennen, so daß gewiß alle Freunde des Gesanges und der Heimath in dem Wunsche übereinkommen, der Herausgeber möge uns recht bald wieder mit einer neuen Reihe der heimathlichen Volkslieder erfreuen.

Sollten wir sie zum Schlusse mit ähnlichen Weisen der Nachbarprovinzen vergleichen, so erscheinen sie weniger sinnlichheiter als die der Steiermark, inniger, wärmer als die Tirols, ernster als die österreichischen Ländler, aber doch minder elegisch als die der angrenzenden Südslaven.

Ueber die Ausgleichung der Holz- und Waldstreu-Servitute.

In dem Gesetze vom 7. September 1848 ist die Aufhebung des Unterthansbandes, die Gleichstellung und Entlastung alles Grund und Bodens ausgesprochen worden.

Es ist den bisherigen Bezugsberechtigten „im Grundsatze gesicherter, billiger Entschädigung" ein Ersatz versprochen worden, zu dessen Ausmittelung nun nach und nach geschritten wird; mit Böhmen und Mähren wurde begonnen. Durch diese, den jetzigen Ansichten und Verhältnissen gemäßen Veranlassungen wird allmählich der Bodenwerth der frühern unterthänigen Gründe bedeutend erhöht, weil das dießfällige von den Unterthanen ihren Dominien, oder von den Zehentholde ihren Zehentherren Abzureichende oder zu Leistende wegfällt. Aber nicht allein die Unterthanen hatten gegen ihre Herrschaften, sondern auch viele der Letztern gegen die Erstern Verpflichtungen, die auf Grund und Boden Bezug nahmen; so die sogenannten Weide- und Holz-Servitute, und das Laub- und Nadelstreu-Rechen. — Daß auch die Ablösung dieser Rechte höchst erwünscht ist, läßt sich wohl nicht läugnen, denn dieselben Gründe sprechen für Entlastung des früheren Dominical-Bodens, welche für jene der Rustical-Gründe sich erklärten. Die Billigkeit erheischt auch bei Ablösung dieser Lasten denselben Maßstab anzunehmen, der bei jenen für billig angesehen wurde, nämlich die der Katastralwerthe des Jahres 1824. Mit der Ablösungs-Summe werden sich dann die Unterthanen in der Lage befinden, das anzuschaffen, was durch Aufhebung dieser Servitute ihnen entzogen wird, womit dann auch der große Vortheil erwächst, daß in den bisherigen Dominical-Wäldern, die mit jenen Servituten belastet waren, eine geordnetere, ungehinderte Waldkultur eingeführt werden kann, welcher das Weiden des Viehes durch Beschädigung der jungen Bäume, und das Streurechen durch Entziehung des erforderlichen Baumdüngers so sehr widerstreben; auch werden unter dem Vorwande Klaubholz zu sammeln, so häufig die Bäume abgeästet, was den Wachsthum verkümmert. Man könnte zwar sagen, daß so manche frühere Servitutsberechtigte dann nicht mehr das erforderliche Brenn- oder Bauholz besitzen werden, doch fällt diese Einwen-

dung weg, wenn man erwäget, daß es an ihnen ist, die Zinsen der diesfälligen Ablösung zum Ankauf desselben, der Streu u. s. w. zu verwenden, und daß ja auch so manche Herrschaftsbesitzer hätten sagen können: Ich habe nun nicht mehr das erforderliche Getreide für mich und mein Dienstpersonale, nicht mehr genug Hafer, um meine Pferde zu füttern, u. s. w. Darum aber die Ablösungssumme. Es wird freilich Grundbesitzer geben, die das Ablösungsgeld verschwenden, dann weder Geld, noch Naturalbezüge haben, wofür aber der Staat nicht kann, so wenig, als wenn sich der Eine oder Andere durch schlechte Wirthschaft an den Bettelstab bringt. Bestimmte man dem Servitutwerthe angemessene Waldtheile für die Ablösung, welche aus den Dominikalwäldern an die frühern Rustikalisten auszuscheiden wären, so würde auch hierdurch ihr künftiger Holzbedarf nicht mit Gewißheit gedeckt werden, denn die Erfahrung hat gelehret, daß solche Waldtheile, im Genuß der frühern Unterthanen befindlich, bald ganz ausgerottet wurden, ohne Nachpflanzung oder Rücksichtnahme auf Waldkultur, welche zu beaufsichtigen dem Staate kaum möglich seyn dürfte, der vielen, so zerstreuten Parzellen wegen, die durch eine solche Vertheilung entständen. Es scheint daher, daß es am billigsten und rathsamsten seyn würde, zu bestimmen, daß die früheren Herrschaften den Servitutsberechtigten eine Ablösung in Geld zu leisten verpflichtet werden, angemessen der Bewerthung jener Servituten, und berechnet, wie bereits erwähnt, aus besagtem Grunde nach dem Katasterwerthe.

R.

Aus der Heimath.

Im „Oesterr. Correspondenten" befindet sich folgender Bericht aus Klagenfurt vom 19. Juli: „Die Vorarbeiten über die Eintheilung Kärntens in Gemeinden sind beendet, und das bezügliche Elaborat wurde bereits zum Behufe der Reklamationen bekannt gemacht. Es wurden nach Mö..lichkeit alle Interessen, die sich aus den Verhältnissen der Oertlichkeit und der Bewohner ergeben, dabei berücksichtigt; daß sich nichts destoweniger ohne Zweifel Stimmen gegen einzelne Zutheilungen erheben werden, dürften mehr in persönlichen und egoistischen Richtungen den Grund finden, als in der Mangelhaftigkeit der Arbeit. Insbesondere scheint sich in unserem Lande bei mehreren bisherigen Katastralgemeinden die Ansicht herauszustellen, daß ihr Wohl und ihre freie Bewegung durch die Einschmelzung in größere Gemeinden gefährdet werde; sie bedenken nicht, daß der so bedeutend vermehrte Wirkungskreis der Gemeinden auch größere Kräfte verlangt, und daß eine zu große Zersplitterung bei erhöhten Kosten den Endzweck kaum erreichen könnte. Ich habe schon neulich berichtet, daß der ministerielle Entwurf der Landesverfassung auch hier bereits von Vertrauensmännern geprüft und sammt der Eintheilung des Landes in judizieller und politischer Hinsicht dem Ministerium wieder vorgelegt wurde. Seitdem wurde auch „der Entwurf des Nationalgardegesetzes" in ähnlicher Weise berathen, und „die Gemeindeordnung der Stadt Klagenfurt" zu Stande gebracht. Alle bezüglichen Sitzungen veranlaßte und leitete unser prov. Landeschef Baron Schloißnigg, und entwickelte dabei, so wie bei den bezüglichen Vorarbeiten, eine Thätigkeit und Umsicht, die ihm das allgemeine Anerkennen und den Dank unserer Provinz verschaffte. Schloißnigg gehört einer Familie an, die aus Kärnten stammt, und es kann ihm zur besonderen Befriedigung gereichen, daß er gerade seinem engeren Vaterlande in diesen schwierigen Zeiten so wesentliche Dienste leistet. Ueberhaupt hat Kärnten gegründete Aussicht auf eine bessere Zukunft; dadurch, daß ihm endlich wieder sein gutes altes Recht, eine gesonderte Provinz zu bilden, zu Theil wurde, ist ihm die Möglichkeit eröffnet, in eigenthümlicher Fortbildung sein Bestes zu wahren und zu befördern. Dankbar wird anerkannt, daß das Ministerium schon dermalen das Mögliche für unsere Emanzipation veranlaßte, indem es eine provisorische Landesbehörde aufstellte; als weitere Consequenz dieser Maßregel ist die Entvormundung des hiesigen Filial-Fiskalamtes im Zuge, sowie der Landtagsausschuß auch schon während des Provisoriums um die selbstständige Stellung der hiesigen Postverwaltung ansuchte. — Zum Schlusse will ich noch beifügen, daß unsere Ernte eine sehr gute ist, und daß die Cholera bisher noch in keinem Theile unserer Provinz zum Vorschein kam.

§.

Die „Presse" vom 12. Juli bringt aus Klagenfurt von J* S*** folgenden für Kärnten besonders interessanten Aufsatz:

Im „Freihafen von Triest" Nro. 60 lese ich einen Aufsatz, über die Freigebung der Einfuhr des ausländischen Eisens und Stahles zu dessen Verarbeitung in den österreichischen Freihäfen, welcher zugleich dazu dienen soll, meine Ansichten zu widerlegen, welche ich in der „Presse Nro. 130" über diesen Gegenstand ausgesprochen habe. Ich sage, daß in der allerhöchsten Entschließung vom 28. März d. J. eine Abänderung des bisherigen Zolltarifes liege, diese nicht früher hätte ins Werk gesetzt werden sollen, bis die Handelskammern des Kaiserstaates darüber ihr Gutachten abgegeben hätten; daß inzwischen diese Maßregel zum Gesetze geworden sey, folglich dem Kronlande Kärnten nichts anderes übrig bleibe, als für künftige Fälle jene Vertheidigungsmittel in Anspruch zu nehmen, wie sie in dem provisorischen Gesetze für Handelskammern klar aufgezeichnet sind.

Der constitutionelle Rechtsboden erlaubte es mir, mich so auszusprechen; allein keineswegs habe ich mich in eine Erörterung der Frage eingelassen, ob das Ministerium des Handels aus Rücksichten für die allgemeine Wohlfahrt, welche allen kleinlichen Lokal- und Privatvortheilen, von welcher Seite dieselben auch immer kommen mögen, Stillschweigen gebietet, veranlaßt werden konnte, diese Neuerung vorzuschlagen; noch weniger habe ich mich für den Mangel solcher Gründe erhoben; der Berichterstatter aber stellte sich auf dieses Feld, indem er nebst der geschichtlichen Erläuterung des Sachverhältnisses die Aufgabe auf sich genommen hat, die fragliche Verfügung der Regierung zu rechtfertigen, die ich nicht im Principe, sondern nur der Form wegen angegriffen; ich bin daher genöthiget, ihm zu folgen, und zwar um so mehr, als der Gegenstand schon an und für sich, dann in den Consequenzen und der Entwicklung unseres verfassungsmäßigen Lebens sehr wichtig ist.

Unter den angeführten Gründen steht der gewöhn-

liche der Freihändler am ersten Platze, nämlich: daß es die Gewerken, auf dem sanften Kissen des Einfuhrverbotes ruhend, nicht der Mühe werth gefunden haben, gleich andern Staaten in qualitativer und ökonomischer Beziehung fortzuschreiten.

Zum Glücke war die Presse auch in früherer Zeit nicht so sehr gefesselt, um öffentliche Dissertationen über industrielle Gegenstände zu verweigern, auch mangelte es nicht an sonstigen Organen, um über diese Zustände volles Licht zu verbreiten; ich empfehle es daher dem Herrn, welcher uns den schweren Vorwurf des Beharrens im alten Geleise macht, die Blätter des frühern österreichischen Lloyds, das Inner-Oesterr. Industrieblatt und manche andere der Provinzen durchzulesen, sich aber vorzüglich durch die Berichte über die öffentlichen Ausstellungen in Wien, dann in den Kronländern eines Bessern zu belehren.

Von den Staaten, die als Muster aufgestellt werden, kann ich blos England und Belgien gelten lassen, die Berufung auf Frankreich aber wurde nicht glücklich gewählt. Wie allgemein bekannt, ist die Industrie in diesen Lande durch hohe Eingangszölle geschützt, die einem Einfuhrsverbote gleichkommen; eben so wichtig sind die dortigen ungeheuern Fortschritte in der Eisengewinnung und Verarbeitung; dann, daß in Folge derselben die Preise sich jährlich vermindern; dessen ungeachtet aber brachte es Frankreich nicht dahin, den Absatz in das Ausland zu erweitern, da es nach den officiellen Listen im Jahre 1843 nach Abzug des Exportes 1,318.188 Centner Roheisen, 214,135 Centner Stabeisen und 37,811 Centner Feineisen einführen mußte. Auch in der Folge kann sich dieses Verhältniß ob des großen Bedarfes der Eisenbahn nicht günstiger gestaltet haben. Wenn übrigens mein Gegner uns Frankreich als Beispiel vorführt, muß er auch die Schlußfolgerung gelten lassen, daß Prohibitiv-Systeme oder hohe Eingangszölle das Fortschreiten nicht hindern; dieses bewirket nur die Concurrenz unter den Industriellen; und zog selbe in dem genannten Lande so heilsame Folgen nach sich, welcher Sporn mußte darin für uns liegen, da Oesterreich nach den Tafeln der administrativen Statistik im Jahre 1844 nebst vollständiger Befriedigung des großen innern Marktes an Grob- und Streckeisen, Eisen- und Stahldraht, dann Blech und verschiedenen Eisen- und Stahlwaaren um 249,079 Centner mehr aus- als eingeführt hat? —

Die Tafeln über die folgenden Jahre sind noch nicht erschienen; wenn es aber offen vorliegt, daß wir schon seit längerer Zeit dem Triester Bedarfe an Schmelzstahl nicht genügen können, während es uns nach der Behauptung des Berichterstatters Mühe kosten soll, den Absatz dieses Artikels auf dem Wege über Triest zu behaupten, und das erstere auch hinsichtlich der Eisendrähte stattfindet, so dürfte sich die Bilanz hinsichtlich des Exportes nicht wesentlich verschlechtert haben, im Ganzen nämlich, da Triest nicht allein unsern Verkehr mit dem Auslande vermittelt. Ueberhaupt ist in diesem Punkte nur folgendes wahr: der ausländische Verkehr hängt von den Konjunkturen des Welthandels ab, besonders ist dieses beim Kistenstahl der Fall; der Absatz desselben hat seine guten und bösen Zeiten, welch' letztere oft sehr lange zu dauern pflegen; wir liefern alles, was das Inland braucht, oder die Ferne sucht, werden aber nie so wohlfeil produciren können als die Engländer; das Warum wurde schon sehr oft bündig genug nachgewiesen.

Es wird ferner bemerkt, daß es den Gefällsorganen auch bei der gespanntesten Aufmerksamkeit nicht gelingen konnte, die Einfuhr des fremden Fabrikates zur weiteren Verarbeitung in die Freihäfen auf dem See- und Landwege ganz zu verhindern; daß das Verbot zum Umgehen des Gesetzes genöthiget habe, daß daraus die Deklarirung des ausländischen Erzeugnisses für inländisches erfolgt sey, daß im Konflicte mit dem theuern und wohlfeilen Materiale am Platze der Gewerbsbetrieb eingeschränkt werden mußte, daß dagegen die Einfuhr der natürlich fremden Ganz- und Halbfabrikate aus Eisen und Stahl in Triest zugenommen, mithin das frühere Einfuhrsverbot des ausländischen Eisens und Stahles in den Freihäfen den inländischen Eisenwerken keinen nachhaltigen Vortheil gebracht habe, dieses nenne ich wahrlich sophistische Deduktionen!

Ist es schon traurig, zu hören, daß die so kostspielige Grenzwache ihren Dienstespflichten nicht nachkommen könne, so folgt daraus doch nur, daß es nöthig sey, die bestehenden Hindernisse aus dem Wege zu räumen, nicht aber dem Auslande die Thore zu öffnen, und so die Grundpfeiler der Nationalwohlfahrt wenigstens im Principe nicht über den Haufen zu werfen.

Nach dem Zollpatente vom 1. November 1838, Post Nr. 42, 103, 104, 105, ist die Einfuhr von Blechwaaren, der Zeug- und Hammerschmiedwaaren, der Schlosser-, Zeug- und Zirkelschmiedarbeit überall, sowie auch für den Konsumo in Triest verboten, es ist daher nicht zu begreifen, wie solche fremde Fabrikate außer im Wege des Schmuggels am Platze erscheinen konnten.

Referent behauptet, den Absatz des inländischen Eisens in Triest und Finme nachgewiesen zu haben, ich finde davon aber im Auffatze keine Spur; noch erwünschter aber wäre die Angabe des Local-Konsumo in den Freihäfen gewesen. Nach dem Handels-Prospektus des österreichischen Lloyd benöthigte Triest im Jahre 1844 an Eisen in Stangen und Buschen 4300 Centner, an bearbeiteten Eisen aller Art 8600 Centner, an alten Eisen 1100 Ctr. und an Stahl 4532 Centner; spätere Daten stehen mir nicht zu Gebote, jedoch pflegt der auf die Gewerbe basirte Bedarf fortzudauern; rechnet man nun das im Wege der Licenzen, sowie des Schmuggels, dann das in die übrigen Freihäfen Eingegangene hinzu, und berücksichtigt ferner, daß die erst in neuerer Zeit entstandenen oder erweiterten Unternehmungen für den Maschinen- und Schiff-Bau viel mehr Eisen und Stahl als früher konsumiren werden, daß das Zollpatent die zollfreie Einfuhr von noch unbekannten Maschinen und Maschinenbestandtheilen, nicht aber sämmtlicher Erzeugnisse der Gußwerke und Maschinen-Fabriken gestattet und die Fracht bis Triest im Allgemeinen 1 fl. per Centner beträgt, so ist der durch die bewilligte freie Einfuhr der heimischen Eisenindustrie zugefügte Schaden wohl nicht unbedeutend, was auch der angegebene Umstand beweiset, daß die Triester Gewerbsstände durch 30 Jahre darum selegitirten, was wohl nicht geschehen wäre, falls es sich um etwas Unerhebliches gehandelt hätte.

(Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 61. Klagenfurt, Dinstag den 31. Juli 1849.

In Bezug des neuesten Jagd-Patentes.

Man hat das Jagdrecht auf fremdem Grunde für unbillig erklärt, aber zugleich sich dahin ausgesprochen, daß, wenn unbedingt jedem gestattet würde, auf seinem Boden zu jagen, die Folge gänzliche Vertilgung des nützlichen, rentirenden, Nahrung gewährenden Wildes seyn würde, weßwegen im kaiserlichen Jagd-Patente vom 7. März 1849 für das Gesammt-Reich bestimmt wurde, daß einzelnen Personen die Jagdgerechtigkeit nur in geschlossenen Thiergärten und dort belassen bleibt, wo solche einen zusammenhängenden Grund-Complex von wenigstens 200 Joch inne haben, wegegen alle übrigen Jagdgerechtsame an die Gemeinden, in welchen sich die betreffenden Gründe befinden, überzugehen haben, welche aber ihre Jagden entweder ungetheilt verpachten, oder durch eigens bestellte Sachverständige (Jäger) ausüben zu lassen haben, wornach der Jagd-Ertrag jährlich an die gemäßen Grund-Eigenthümer nach Maßgabe der Ausdehnung des Grundbesitzes zu vertheilen ist. Es kömmt nun zu untersuchen, ob hiermit der vorgesetzte Zweck erreicht wurde, nämlich, ob der gänzlichen Vertilgung des Wildes Einhalt gethan wird, und ob dadurch die Felder weniger Schade durch Wild und Hunde trifft, sie weniger dadurch gefährdet sind, ob die Gemeinden dadurch einen Nutzen erlangen werden, ohne daß die Grund-Eigenthümer belästiget erscheinen. Die Gemeinden werden wahrscheinlich Distrikte, bewohnt von ungefähr 2000 Seelen, in sich begreifen. Von diesen kann man circa die Hälfte für unbehauste Söhne und Töchter annehmen, also 1000 Seelen, von den übrigen 1000 die Hälfte für Weiber, so bleiben 500; von diesen können füglich zwei Drittel für Knechte gezählt werden, was eine Anzahl von ungefähr 333 Personen gibt; diese von jenen erübrigenden 500 abgezogen, ergibt für die behausten ungefähr 167. — Es läßt sich voraussetzen, daß im Durchschnitte jeder dieser Behausten nur ungefähr 5 Joch Grund besitzt, weil das Besitzthum so vieler Keuschler sich wohl auf wenig mehr, als auf ein Gärtchen beschränkt. Zusammen würde also solche, aus 2000 Seelen bestehende Gemeinde ungefähr 835 Joch Grund besitzen, welcher Terrain für ein Jagdrevier so klein ist, daß dessen Ausbeute in eigener Regie kaum genügen würde, einen sachverständigen Jäger der Vorschrift gemäß zu halten, und wollte man einen solchen beschränkten Jagd-Distrikt in Pacht geben, so dürfte der Pachtzins kaum 50 fl. C. M. jährlich betragen, welcher, würde man 50 fl. C. M. annehmen, und solchen gleich vertheilen, für jeden der 167 Theilnehmer nur einen Jahres-Ertrag von ungefähr 18 kr. C. M. ergeben möchte, was wohl bei weiten nicht die Unannehmlichkeit aufwiegen würde, fremde Schützen, wenn auch von Pächtern, auf dem eigenen Grunde gleichsam vor der Nase vorbeischießen zu lassen, — zu gestatten, daß Jäger, Wild und Hunde sich auf dem eigenthümlichen Boden herumtreiben. — Es ist noch zu erwägen, daß im Falle der Verpachtung auch Niemand wird kontrolliren können, ob die Jagdgesetze gehörig beobachtet, die verschiedenen Wildgattungen nur in vorgeschriebenen Zeiten geschossen werden, weil die Gemeinden nicht so, wie es bei den Herrschaften der Fall war, ohnehin zur Wahrung der Forstdöser Förster halten können, die zugleich zur Jagd-Aufsicht dienen, da solches den Gemeinden in Ermanglung größerer Forste zu viel Kosten verursachen würde. Hierzu gesellt sich noch, daß die Erfahrung gelehrt hat, daß gemeinschaftliche Besitzungen, d. i. solche, die den Gemeinden gehörten, am schlechtesten verwaltet wurden, so z. B. die Gemeinde-Waldungen, in welchen keine Spur von Holzschonung, noch weniger von Forstkultur zu bemerken war; so die Gemeinde-Weiden, meistens baumlos mit Gestrippe überwachsen, und ebendem, mossigen Grauswuchse. Aus diesem Grunde auch hat die Regierung getrachtet, diese Gemeindegüter zur Vertheilung zu bringen, hat jeden dahin gehenden Wunsch der Gemeinden befördert, wohl einsehend, daß solches der Kultur förderlicher, als der gemeinschaftliche Besitz ist. Wie könnte man daher nun hoffen, daß die Jagden im Gemeindebesitze zweckmäßiger werden verwaltet werden, als es früher im Privatbesitze geschah, daß man nämlich entweder die Jagdschäden mehr beseitige, als früher, oder eher zum Ersatze für Beschädigung gelange, oder daß, wenn die Jagden in eigener Regie bleiben, das Wild besser gehegt werde, als wenn jedem Grund-Eigenthümer die Jagdgerechtsame auf seinem Boden zugestanden würde, umsomehr in Wald-Distrikten, wo es so manche Eigenthümer gibt, die einen ziemlich ausgedehnten, zusammenhängenden, wenn auch nicht 200 Joch begreifenden Forst besitzen, in welchem sie das Wild mit mehr Sorgsamkeit und den Jagdvorschriften gemäß behandeln könnten, als wenn auch solche Jagdgerechtsame Gemeinde-Gut würden. Meine Meinung geht daher dahin, daß, wenn man auch findet, daß die bisherigen, obschon Jahrhunderte alte Jagdberechtigungen nicht mehr billig seyen, es doch in jeder Hinsicht vorzuziehen wäre, jedem Grundbesitzer auf seinem Grunde die Jagdberechtigungen zu gewähren, mit dem jedoch, daß sich jeder den bestehenden Jagdgesetzen unter Kontrole des politischen Bezirkes zu unterziehen hat. Zu diesem Behufe sollte sich bei jeder Bezirks-

Hauptmannschaft ein Jagd-Techniker befinden, der zugleich die im Bezirke allenfalls befindlichen Forste zu beaufsichtigen, und die privatlichen Forste dahin zu kontroliren hätte, daß die Privaten die Forstgesetze nicht übertreten. Für diese Uebertretungen im Forst- und Jagdfache wären angemessene Strafen zu bestimmen, und bei Untersuchung, ob eine solche Uebertretung nach geschehener Anklage wirklich statt hatte, ein Schwurgericht beizuziehen. R.

Aus der Heimath.

(Beschluß vom vorigen Blatte.)

Es wird gesagt, daß Kärnten an dem bisherigen Absatze in Triest nur geringen Antheil hatte, sondern diesen mit Krain und Steiermark theilte, folglich der Abgang jedem einzelnen Kronlande unmöglich fühlbar seyn könne; allein was soll dieses beweisen?

Kärnten war durch die größere Nähe, Großartigkeit und Mannigfaltigkeit seiner Erzeugnisse vorzüglich berufen, den Triesterplatz zu versehen, und weiters: gehören denn nicht alle drei zum Kaiserstaate Oesterreich? — und wird das Gemeinwohl nicht im gleichem Maße gefährdet, wenn es statt einem drei Leidende gibt!?

Es soll schwer zu begreifen seyn, wie aus der Entstehung großartiger Maschinen-Werkstätten und Gießereien in Triest und Fiume ein Schaden für die inländische Industrie abgeleitet werden könnte; mir fällt die Antwort darauf nicht schwer.

Zuerst steht die Thatsache fest, daß in diesen Plätzen mit Hilfe des englischen wohlfeilen Roh- und Stabeisens, Stahles, sowie der Steinkohlen und des wegfallenden Eingangszolles Maschinen und Gußwaaren um vieles wohlfeiler erzeugt werden können, als solche die heimischen Fabriken zu liefern vermögen; — dann handelt es sich um die Aus- und Einfuhr. — Künftig werden neue Maschinen und Maschinenbestandtheile, die eine sehr ausgedehnte Auslegung zulassen, durch die Eisenbahn noch mehr unterstützt, in das Innere der Monarchie gelangen, und unsere Gußwerke verlieren den Absatz jener Artikel, die bisher, wie ich oben detaillirte, aus dem Auslande nicht eingeführt werden durften, unter welche auch die Gußeisenwaaren gehören.

Man tröstet uns mit der Hoffnung, glaubt sogar mit Sicherheit darauf rechnen zu können, daß künftig der Verkauf unserer Fabrikate durch die Entfaltung der Gewerbe in den Freihäfen in selben nur zunehmen werde, weil zu gewissen Zwecken unser Eisen seiner erprobten Haltbarkeit und Güte wegen dem fremden vorgezogen werde; allein nach meiner Meinung gleichet dieser Trost einer Tratte auf die andere Welt; denn die Erfahrung lehrt es, daß wir überall, wo die Engländer als Mitkonkurrenten auftreten, durch das Mißverhältniß in den Preisen aus dem Felde geschlagen werden sind; die geringe Ausfuhr unseres Stabeisens, eines Hauptartikels der Erzeugung, beweiset dies zur Genüge; was wir nun noch in das Ausland absetzen, wird auch in den Freihäfen Eingang finden, dieses aber sich auf Hufschienen, Drähte, Nägel und andere Kleinigkeiten in geringer Menge beschränken.

Ich sagte, daß durch die oft genannte Verfügung die den Freihäfen ursprünglich ertheilten Privilegien erweitert worden seyen; der Correspondent aber meint, dieses sey nicht der Fall, sondern die allerhöchste Entschließung habe vielmehr ein Privilegium der inländischen Eisenwerke in dem Zollausschlusse aufgehoben, andererseits sagt er selbst, daß Triest und Fiume Theile des Inlandes seyen; wirklich bildet die Stadt Triest mit ihrem Gebiete nach der Reichsverfassung ein Kronland, und so wird er wohl auch zugeben müssen, daß Freihäfen überhaupt unter die Ausnahmen gehören, und die Einfuhr des fremden Stahles und Eisens, dann mehrerer anderer Gegenstände zum Schutze des inländischen Gewerbfleißes bereits durch das verbesserte Transito-Patent vom 9. November 1731 sowohl in Triest als Fiume verboten worden war.

Selbst in der Folge ist es dabei geblieben, und in der neuesten Zeit das Zollpatent vom 1. November 1838 maßgebend geworden; wenn nun dieses Verbot auf Kosten der übrigen Kronländer aufgehoben wurde, so kann wohl Niemand läugnen, daß den Freihäfen eine Begünstigung zu Theil geworden, welche ihnen nicht gebührte, und auf die sie nach den früheren Gesetzen keinen Anspruch zu machen hatten, mithin eine Erweiterung ihrer Privilegien eingetreten sey.

Schließlich glaubt der Gegner meine Haupteinwendung, daß ich die mögliche Erledigung dieses Gegenstandes von der Bildung der kärntnerischen Handelskammer und deren Gutachten abhängig machte, dadurch zu widerlegen, indem er sagt: hierbei hätten die Besitzer der Eisenwerke in kompakter Masse das große Wort geführt, und nur diese wenigen Glieder könnten es verlangen, daß der unmittelbar Betheiligte des einen oder des andern Kronlandes als Richter in eigener Sache gehört, sein Ausspruch zum inappellablen Urtheile erheben, der Beschwerde führende Theil des anderen Kronlandes aber ohne mehr gehört zu werden, abgewiesen werden soll; darauf erwidere ich Folgendes:

Ausdrücklich wurde von meiner Seite bemerkt, daß die fragliche Begünstigung der Freihäfen wenigstens nicht früher hätte ausgesprochen werden sollen, bis alle Handelskammern des Kaiserstaates hierüber ihre Meinung abgegeben hätten; ich vindizirte mithin das Recht gehört zu werden nicht blos für das Kronland Kärnten, sondern für alle übrigen, indem das provisorische Gesetz vom 3. Oktober 1848 für den ganzen Kaiserstaat giltig ist. Nach den mir zugekommenen Nachrichten wurde nicht einmal die bereits bestandene Wiener Handelskammer einvernommen, unter deren Mitgliedern ich wenigstens keinen, noch weniger aber einen bei der Frage betheiligten Montanisticker kenne.

Nach dem Vorschlage über die Bildung der Handelskammer zu Klagenfurt soll dieselbe aus 18 Mitgliedern bestehen, nur 3 hiervon sind Eigenthümer von Eisenwerken, 3 andere gehören in die Klasse der Sachverständigen in diesem Zweige, welchwegen von einer Diktatur der Eisenwerksbesitzer in den Versammlungen keine Rede seyn kann. Weiters haben die Handelskammern nur berathende Stimmen, solche Gegenstände gehören auch in den Bereich der Stände, Landwirthschaftsgesellschaften und Industrievereine in den Kronländern; es gebricht also der Regierung auch vor Versammlung des Reichstages nicht an Organen, um kreuzende Interessen gehörig abzuwägen, und das zu beschließen, was das Gesammtwohl erheischet. — Der Aufsatz enthält schließlich verschiedene Ausdrücke, z. B. „Selbstsucht der inländischen Eisen-

werke, monopolistische Preise," die zu hören wir schon gewöhnt sind, aus denen aber die Meinung des Verfassers hervorleuchtet, daß es sich einzig und allein um den Vortheil der Eisengewerke handelt. — Allerdings kämpfen dieselben um die Rettung ihres Stamm- und Inventarial-Vermögens, allein zugleich um etwas viel Wichtigeres. Nämlich um das Gedeihen der Landwirthschaft, ja um die Existenz der Kronländer, welchen sie angehören; nach einer in die Wiener Zeitung aufgenommenen Darstellung hat der Erlaß an Eisen und Stahl im Jahre 1846 in Kärnten 4,287,360 fl. und Steiermark 5,080,087 fl., zusammen also 9,367,447 fl. in C. M. betragen, von denen auf die Gewerke selbst als Zinsen ihres Stammvermögens, des Inventarialbetriebs- und Handelsfondes im ersteren Land: 830,000 fl., dann im zweiten 847,524 fl. entfallen, die übrigen 7,689,923 fl. aber der Landwirthschaft für Arbeit, Holz und Kohlen zugeflossen sind; dieses bedeutenden Beitrages in unser Haben ungeachtet ist in diesen Gebirgsländern kein Reichthum — nicht einmal Wohlhabenheit bemerkbar; und da frage ich, ohne weiter in die Sache einzugehen, welch andere Resourcen man den Bewohnern bieten könnte, wenn einstens die Montan-Industrie in Frage gestellt werden sollte!

Notizen.

— Die Preßburger Ztg. bringt folgenden Brief aus Kronstadt: Ein vielen Preßburgern wohlbekannter junger Mann, der sich im verflossenen Herbste bei dem sogenannten Tiroler-Jägercorps aus mißverstandenem Patriotismus anwerben ließ, hat von Kronstadt aus einen Brief an seine in Preßburg sich befindende Mutter geschrieben, die uns denselben unter der Bedingung, alle persönlichen Beziehungen zu vermeiden, zur Benützung übergab. Den Brief charakterisirt vorzugsweise die schmerzliche Sehnsucht nach der geliebten Heimath, so wie die innige, mit vieler Naivetät verbundene Reue über den begangenen Jugendstreich, deren nur das sonst unverdorbene Herz eines 20jährigen Jünglings fähig ist. Auch er ward ein Opfer der von Kossuth's Partheigängern systematisch eingeleiteten Verführungskünste. Nach mannichfachen Strapatzen und nachdem das Corps, das über die Hälfte aufgerieben ward, und seinen Major Szöll von dem rächenden Arme der Nemesis erreicht sah, sich gänzlich aufgelöst hatte und der Rest in die Honvedregimenter eingetheilt wurde, kam der junge Mann unter das Commando des Insurgentenführers Bem in Siebenbürgen, und hatte das Glück (wenn man es anders so nennen kann), sich der besondern Protection des Partheihäuptlings zu erfreuen. Er war eine Zeit lang sein Ordonanzcorporal. Bem wird von ihm als der tüchtigste, regsamste, ausdauerndste, aber auch strengste General geschildert; wie ihm selbst ausgezeichnete persönliche Tapferkeit, ja Verwegenheit nicht abzusprechen ist, so bestraft er die Feigheit am härtesten, und es wird in dem Briefe ein Beispiel aufgeführt, daß er die Bedienungsmannschaft einer Batterie sammt der Bespannung, die schon zweimal vorgerückt und zurückgeschlagen, zum dritten Male um keinen Preis vorrücken wollte, von einer zweiten Batterie total zusammenschießen ließ. Seine Soldaten hassen ihn nicht, sie fürchten ihn, und deshalb gab es die meisten Deserteure bei ihm; jetzt sind freilich Maßregeln getroffen, die die Entweichung fast unmöglich machen; es ist so eingerichtet, daß compagnienweise Einer für Alle, Alle für Einen haften müssen und die Decimirung stattfindet, wenn Einer entwischt. Diese Maßregel findet jedoch nur statt, wenn die Mannschaft irgend wo in Garnison liegt; bei Gefechten oder einer Schlacht läßt sich, wie leicht begreiflich, dieser Terrorismus nicht durchführen, und da gibt es auch Ausreißer in Hülle und Fülle. „Zu meinem tiefsten Weh" — schreibt der junge Mann — „ist mir keine Gelegenheit geboten, einer Fahne treulos zu werden, deren Roth mich immer ernster an das herzlos vergessene Bürgerblut, deren Weiß an die hingemordete oder geschändete Unschuld, deren Grün an die Verwüstung der herrlichen Fluren unsers Vaterlandes, an die ersterbene Hoffnung auf eine glückliche Zukunft erinnert. Und wie ich, denken und seufzen tausend Jünglinge, die im patriotischen Taumel Vater, Mutter, Brüder, Schwestern, Heimath verließen und in dem Wahne, das Schwert für das Heil desselben zu führen, es mit dessen warmem Herzblute färbten. Bem läßt mich nicht in die Schlachtlinie treten; er sagt halb scherzend, halb ernst: „Noch nicht zeitig, — noch mehr Spielerei!" So nennt er das friedliche Waffenhandwerk. Aber ich weiß nicht, trotz all den Beweisen seiner Gunst kann ich diesen General nicht lieben; wenn ich ihn länger betrachte, ist es mir, als trete die Hölle mit all ihren Furien auf sein Antlitz, und sein Lächeln, sein Humor kommt mir vor, wie ein Himmel ohne Seligkeit. Kossuth scheint Bem sehr zu schätzen, obgleich dieser ihm die Wahrheit immer trocken hinwirft. Die Erklärung Ungarns als Republik hat Bem gewaltig erbittert, und an Csanyi, der ihm dieses „freudige Ereigniß" berichtete, hat er sakonisch melden lassen: „Die Herren möchten mehr regieren und weniger Komödie spielen." Zur selben Zeit ging er mit einem Offiziere im Zimmer auf und ab, und ich hörte, gerade eintretend, noch die Worte: „Kossuth — immer Kossuth — Alles verderben — werde auf eigene Rechnung manövriren." — Bem ist trotz seiner ganz zerrütteten Gesundheit ungemein ausdauernd, schläft auf der bloßen Erde, wenn es sein muß, meist aber in seinem Cabriolet, das sehr zweckmäßig gebaut ist; dort hält er auch Früh-, Mittag- und Abendmahl. Geistige Getränke nimmt er nie zu sich, auch der Siebenbürger Wein ist ihm zu stark, „zu sehr ins Geblüt gehend," wie er sagt, und das ist von üblem Einfluß auf seine Wunden. Meist ist es Zuckerwasser oder auch stark gezuckerter, mit Wasser gemischter Wein, den er trinkt; doch erträgt er Hunger und Durst mit besonderer Gleichmuth. Seinen Befehlen muß streng Folge geleistet werden, und Offiziere, die sich Einwendungen erlauben, degradirte er oft auf der Stelle zu Gemeinen und setzte einen verdienstvollen Gemeinen, so sonderbar auch diese Carriere dünken mag, an dessen Stelle. Darum hassen ihn besonders jene Magyaren, die aus der Legion der Juraten und Fiscale ohne alles Verdienst und jede Kenntniß zu Offizieren genommen wurden, denn er achtet sie nicht, und schickt sie immer in den dichtesten Kugelregen. „Müssen aufräumen — mit der Waare," sagte er einmal lächelnd, als man ihm vorstellte, er möchte doch mit den „Landeskindern" schonender umgehen. Ueberhaupt spielen die sogenannten „magyarischen Protege's" eine sehr demüthige Rolle; Bem haßt nichts mehr als Radomenta-

den, Flausenmachereien — er will Thaten nicht Worte; darum sind auch die stereotypen Eljens, die nationalen Gesänge — die „unpoetische" Schwärmerei für Volk und Vaterland bei uns verschwunden. Die Wiener Legionäre, deren Gebeine nun sammt und sonders die Muttererde düngen, stellt er als Helden („leider für eine schlechte Sache!") zum Muster, und behauptete offen gegen die Landescommissäre, daß er mit 10,000 derselben Siebenbürgen für ewige Zeiten gegen jede Macht halten könnte. — Man hat auf verschiedenen Seiten behauptet, Bem trage einen mit Gift gefüllten Siegelring, den er, wenn ihm jede Flucht abgeschnitten sey, als „letztes Mittel" benütze; allein es ist kein wahres Wort an der Sache, und er selbst, als er von dem Gerüchte einmal hörte, äußerte bekrembet: „ob denn seine Vergangenheit gar so spurlos verwischt sey, daß man ihm in der Todeswahl eine so gemeine Gesinnung zutraue." Bem trägt stets 2 Sackpistolen und einen Dolch bei sich, und gab schon einige Male nicht undeutlich zu verstehen, daß er im schlimmsten Fall als Mann zu sterben wissen werde; „eine Kugel für meinen Gegner, die andere, wenn es seyn muß, für Bem." Auch widerlegt dieser Brief das über Bem verbreitete Gerücht, er habe eine Ahnung, daß er im Jahre 1850 seinen Tod finde. Im Gegentheil glaubt er, wenn man ihn hör., die Umwälzungsperiode des Jahrhunderts durchzukämpfen und dann „in friedlicher Abgeschiedenheit mit sich selbst fertig zu werden." — Der Brief des jungen Mannes schließt also: „Gebe Gott, daß ich auf dem Schlachtfelde falle, denn meine Heimath, wenn mir auch der schwerbeleidigte Monarch Gnade wiederfahren ließe, kann ich nicht wieder betreten, nicht den Boden, auf dem ich mich in den wonnevollen Träumen der Kindheit gewiegt habe und nun sieh, ein Abtrünniger, gepeinigt von Gewissensbissen, wie ein abgefallenes Reis verkümmern müßte."

— Der Treubund für Preußens Frauen und Jungfrauen, meldet ein Bericht aus Berlin vom 21. Juli, hat sich unter der obersten Leitung des Grafen Otto von Schlippenbach constituirt. Aufgenommen in denselben wird jedes achtbare Frauenzimmer, das in sich den Muth fühlt, unverrückt eines Weges zu gehen mit dem Könige, der gesagt: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen!" Die Aufgabe des Bundes ist, Liebe des Volkes zum Könige zu pflanzen und zu pflegen, und zur Lösung derjenigen socialen Aufgaben nach Kräften beizutragen, auf welche die Noth der Zeit so dringend hinweiset. Zunächst beabsichtigt er die Stiftung eines Musterhauses zur Erzielung wohlfeilern und sittlichern Lebens, so wie besserer Erziehung der Kinder der ärmeren Volksclasse. Der Treubund besteht aus vier Graden, in welche die Candidatinen nach ihren Wirken, ihren Leistungen und nach Maßgabe ihres Talentes ohne Unterschied ihres Standes und ihres Glaubens aufgenommen werden. Diese Grade sind: 1) Der Henriettengrad, Farbe grün (nach der Gemahlin des großen Curfürsten.) 2) Der Sophiengrad, Farbe weiß (nach der Gemahlin Königs Friedrich I.) 3) Der Louisengrad, Farbe rosenroth (nach der hochseligen Königin.) 4) Der Elisabethgrad, Farbe himmelblau (nach der jetzigen Königin.) Die Feste des Bundes sind: 1) Der Stiftungstag des preußischen Königthums (18. Jänner). 2) Der Geburtstag des Königs (15. Oktober). 3) Geburtstag der Königin (13. November). 4) Geburtstag des Thronerben (22. März). 5) Stiftungstag des Treubundes (17. Juli). 6) Ein Trauerfesttag des hochseligen Königs (7. Juni.) Die Bundesverwaltung besteht aus dem Vorsteher, dem ein kleiner Rath von 12 Männern und ein großer Rath von 36 Damen zur Seite steht. — Die Mittel werden aufgebracht durch Eintrittsgelder, durch monatliche Beiträge, durch Sammlungen und durch außerordentliche Geschenke.

— Ein römisches Blatt erzählt folgende Anekdote, deren Wahrheit es verbürgt: Zwei französische Offiziere traten in das neue Kaffeehaus (Café nuovo), das größte in Rom, wo nicht in ganz Italien, in welchem seit drei Jahren alle aufrührerischen Demonstrationen angesponnen wurden, und fanden es voll von den gewöhnlichen demagogischen Gästen. — Kaffee, riefen sie dem Kaffeesieder zu. — Dieser, die sprechenden Blicke seiner gewöhnlichen Kunden verstehend, erwiederte kalt: Kaffee ist keiner mehr da. — Also eine Chokolade, und der Kaffeesieder: Wir kochen keine. Also wenigstens ein Glas Rhum, und der Kaffeesieder: Den führen wir nicht. — Die beiden Offiziere gingen, unter dem Gelächter und Hohn der bärtigen Spötter, still und ruhig fort. Es vergeht keine Stunde, so erscheinen die beiden Offiziere mit 80 Mann wieder. Sie treten ein und reden den erschrockenen Kaffeesieder in folgender Weise an: Kaffee kann man nicht haben, Chokolade wird nicht gekocht, Rhum wird nicht geführt, also ist dieses Lokal kein Kaffeehaus und wird besser zu einer Kaserne taugen. Dieß gesagt, lassen sie, trotz allem Bitten, Flehen und Fluchen des Kaffeewirthes, alle Geräthschaften zum Fenster hinauswerfen, und dieses prächtige Lokal, welches so lange Zeit hindurch die Kosmopoliten der Anarchie beherbergt hatte, dient nun den französischen Soldaten zum Aufenthalte.

— Als unlängst Pius IX. über die unter dem Commando des Generales Cordova vor Gaeta lagernden spanischen Truppen Heerschau hielt, wurde die Fahne von Castilien vor den Füßen des Papstes aufgebreitet, welcher, mit dem alten Brauche unbekannt, den neben ihm stehenden Bischof von Cuenca fragte, was man da von ihm wolle. Der Prälat antwortete, daß, nachdem der römische Papst als der Stellvertreter Gottes auf Erden, und als der König der Könige angesehen wird, die Fahne aufgebreitet worden sey, damit er mit seinen heiligen Füßen darauf trete. Während dies vor sich ging, und der heilige Vater die Truppen segnete, kniete der gedachte Bischof vor Pius nieder, und trug ihm folgende Bitte vor: „Heiligster Vater, ich flehe demüthigst um das Geschenk Ihrer Schuhe, denn nachdem dieselben die Fahne Castiliens unter sich gehabt, können sie fürder keinen andern als den spanischen Boden mehr betreten." — Bei diesen Worten langte der Bischof ein Paar zierliche Schuhe hervor, gegen welche Pius die seinigen geduldig umtauschen ließ.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 62. Klagenfurt, Sonnabend den 4. August 1849.

Knappen-Lied.*)

Vollbracht ist nun, was wir begonnen,
Es fließet glühend das Erz,
Tief aus dem Schachte gewonnen,
Wie hebt es des Redlichen Herz;
Und wie's auch draußen stürmt, und wie die Welt auch gährt,
Wir graben doch munter, der fröhliche Sinn wird nimmer uns gestört.

D'rum munter das Fäustel geschwungen,
Uns hält mit schützender Hand
Ein freundlicher Kobold umschlungen,
Allmächtiger, segne dieß Band,
Nur lohn' dem Herrn das Werk, das freudig er begann,
Und laß ihm in Fülle den glänzenden Tag der Ernte einmal nah'n.

Und ist einst die Schicht euch verfahren,
Die letzte in der Welt,
Dann hebt sich die Seele zum klaren,
Zum flammenden Sternenzelt,
Dann nimmt uns froh und fromm des Himmels Knappschaft auf,
Und jubelnd ertönt's aus himmlischen Höhen:
Glück auf! Glück auf! Glück auf!

Budik.

Eine Geschichte.

(Von H. C. Andersen; aus dem nordischen Telegraphen.)

„Ich hab' eine alte Muhme,
Die ein altes Büchlein hat;
Es liegt in dem alten Buche
Ein altes, dürres Blatt.
So dürr sind wohl auch die Hände,
Die einst im Lenz ihr's gepflückt.
Was mag doch die Alte haben?
Sie weint, so oft sie's erblickt!"
Anastasius Grün.

Die Großmutter ist so alt, sie hat so viele Runzeln und ganz weißes Haar; aber ihre Augen, die glänzen gleich zwei Sternen, ja, viel schöner noch, sie sind so mild, es thut so wohl in sie hineinzuschauen; und dann weiß sie auch die schönsten Geschichten zu erzählen, und ein Kleid hat sie, eingewirkt mit großen Blumen, es ist von ganz schwerem Seidenzeuge, es rascheln. Großmutter weiß so Viel, denn sie hat viel früher gelebt als Vater und Mutter; das ist ganz gewiß; Großmutter hat ein Gesangbuch mit dicken silbernen Spangen, und sie liest sehr oft in dem Buche; mitten im Buche liegt eine Rose, die ist ganz flach und trocken, die ist nicht so schön als die Rosen, welche sie im Glase stehen hat, und doch lächelt sie ihr am allerfreundlichsten zu, ja, es kommen Thränen in ihre Augen! Warum Großmutter wohl die vertrocknete Blume in dem alten Buche so ansieht? Weißt Du es? — Jedesmal, wenn die Thränen der Großmutter auf die Blumen fallen, werden die Farben wieder frisch, die Rose schwillt auf und füllt die ganze Stube mit ihrem Dufte, die Wände versinken, als seyen sie nur Nebel, und ringsum ist der grüne, herrliche Wald, wo die Sonne durch das Laub der Bäume strahlt; und Großmutter — ja, sie ist ganz jung, sie ist ein reizendes Mädchen mit blonden Locken, mit vollen rothen Wangen, schön und strahlend, keine Rose ist frischer; doch die Augen, die milden, die gesegneten Augen, — ja, die gehören noch der Großmutter! — An ihrer Seite sitzt ein junger Mann, groß und kräftig, er reicht ihr die Rose, und sie lächelt — so lächelt die Großmutter doch nicht! — ja doch, jetzt — Er ist fort, viele Gedanken, viele Gestalten schweben vorüber! — Der schöne Mann ist fort, die Rose liegt in dem Gesangbuche, und Großmutter, — ja, sie sitzt wieder da als eine alte Frau und sieht auf die verwelkte Rose, die im Buche liegt.

— Jetzt ist Großmutter todt!

Sie saß im Lehnstuhl und erzählte eine schöne Geschichte, sie sagte, jetzt wäre die Geschichte aus und sie sey müde, und sie lehnte ihr Haupt zurück, um zu schlafen; man konnte ihren Athemzug hören, sie schlief, aber es wurde stiller und stiller und ihr Gesicht war voller Glück und Frieden, es war, als legte sich ein Sonnenschein über ihre Züge; sie lächelte, und dann sagten die Leute, sie sey gestorben.

*) Bei Gelegenheit, als am 1. August, dem Vorabende des Namensfestes des P. T. Herrn Grafen Gustav Egger, der neuerbaute Hochofen zu Treibach feierlich eingeweiht wurde, und seine Thätigkeit begann.

In den schwarzen Schrein, in das weiße Linnen wurde sie gelegt, sie war so schön und doch waren die Augen geschlossen, aber jede Runzel war verscheucht, sie lag da mit einem Lächeln um den Mund; ihr Haar war so silberweiß, so ehrwürdig, es bangte einem gar nicht, die Todte zu sehen, es war ja die liebe, herzensgute Großmutter. Und das Gesangbuch wurde in den Schrein unter ihr Haupt gelegt, dieß hatte sie selbst begehrt, und die Rose lag in dem alten Buche, und dann begruben sie die Großmutter.

Auf dem Grabe, dicht an der Kirchenmauer, pflanzten sie einen Rosenbaum, und er stand voll von Rosen und sie neigten sich im Winde und sprachen zu einander: „Wie süß ist es, sich im Thau und Mondenschein zu baden! und wenn wir dann am allerschönsten sind, so kommt eine liebe Hand und pflückt uns für das schönste Mädchen. Wie werden wir erröthen, wie werden wir duften!

Und die Nachtigall hörte, was die Rosen sagten, und die Nachtigall sang von der Rose, die das junge Mädchen in ihr Gesangbuch legte, von der Rose, die dort verwahrt wurde, bis die frischen Wangen sich gerunzelt, bis das junge Mädchen eine alte Frau geworden. Es ist so schön in der Erinnerung zu leben!

Und während die Nachtigall über der Rose und über dem Grabe sang, ertönten von der Orgel in der Kirche jene schönen Psalmen, die in dem Buche standen, das unter dem Haupte der Todten lag, und der Mond schien so voll und so rund, aber die Todten waren hier nicht; jedes Kind konnte bei Nacht ruhig hingehen und eine Rose dort an der Friedhofsmauer pflücken. Ein Todter weiß mehr als alle wir Lebenden wissen. Die Todten wissen es, welche Angst uns überkommen würde, wenn das Seltsame geschähe, und sie unter uns träten; sie sind so gut und liebevoll, sie wollen uns nicht erschrecken, die Todten kommen nicht. Die Erde hat sich über den Sarg gehäuft, auch in dem Sarge ist Erde, die Blätter des Gesangbuches sind Staub, die Rose mit allen ihren Erinnerungen zerfällt in Staub, aber oben über ihr blühen neue Rosen, oben singt die Nachtigall und tönt die Orgel; man gedenkt der lieben, alten Großmutter mit den milden ewigjungen Augen. — Augen können nimmer sterben, — die unsrigen werden die Großmutter einmal wieder schauen, jung und schön, als wie sie zum ersten Male die frische rothe Rose küßte, die jetzt Staub im Grabe ist.

Notizen.

— In westphälischen Blättern findet man eine Ansprache an die arbeitenden Klassen, welche des Wahren und Trefflichen so viel enthält, daß wir uns nicht versagen können, dieselbe ihrem ganzen Inhalte nach mitzutheilen. Der Name des Verfassers ist nicht angegeben, doch läßt der Styl und die Berufung auf frühere Arbeiten ihn leicht errathen. Es ist Friedrich Harkort. — „An die Arbeiter. Einen Brief richte ich an Euch, der wohl aufgenommen werden wird, als guter Rath von Vielen, mißachtet von Manchen, die Brot ohne Arbeit verlangen! In böser Zeit trete ich auf, und fordere vor Gericht jene falschen Propheten, welche dem Volke Aufruhr und Verrath predigen, um eine goldene Zeit herbeizuführen. Deutschlands Einheit ist ein großer Gedanke, allein Bürgerkrieg und Meineid sind wahrlich ein schlechter Kitt für die edle Sache. Wählet gesetzliche Mittel, um des Landes Stimmung auszusprechen, und bessere Männer werden auf Eurer Seite seyn. Wer die wahre Freiheit will, der muß durch Sinn für Gesetz und Ordnung sich ihrer würdig machen. Selbstverläugnung heißt die edle Tugend, welche wahre Eintracht schaffen kann; die übe, wer hoch steht oder niedrig. Jeder in seinem Stande. Die Wühler haben Euren Eigennutz aufgestachelt gegen Jene, welche die Früchte des Fleißes und der Sparsamkeit besitzen. Bedenkt doch, wenn das Eigenthum nicht mehr sicher ist, so wird aller Verkehr erliegen, und Verwilderung und Mangel das Loos Aller seyn. Seyd vernünftig, bedenkt, daß Niemand Geld verdienen kann, ohne Andere mitverdienen zu lassen. Wenn ein Kaufmann für 100 Thaler Tuch verkauft, so verdient er 10 Thaler, und 90 Thaler die Arbeiter, und Jene, so die Wolle und Farbe geliefert haben. Nicht ein Ring zieht den Eimer aus dem Brunnen, sondern eine lange Kette, und aus ihm füllen sich viele Becher für Durstige! Selbst der Reichste, und wenn er Millionen besitzt, kann nur ein Hemd tragen, und nicht mehr essen und trinken als wie ein Mann; das Uebrige vertheilt sich durch mancherlei Kanäle an Viele. Wäre das Kapital an Alle zu gleichen Theilen vertheilt, so würde in Mangeljahren Niemand im Stande seyn, ein Schiff zu befrachten, um auf seine Kosten und Gefahr Korn aus fremden Ländern zu holen, und dem Hunger zu wehren. Wer würde die feine Leinwand oder die Spitzen der armen Spinnerinnen kaufen, oder die Gemälde des Malers? Wer könnte hunderttausend Thaler daran wagen, um ein Unternehmen zu gründen, welches mehrere hundert Menschen ernährt? Vertheilt die Habe, und das Land wird eine Armenkolonie, die ohne Kunst, Wissenschaft und Bildung der Barbarei anheimfällt! Gibt es nicht viele Fabrikanten, Handwerker und Bauern, die früher Arbeiter waren, und sich emporgeschwungen haben durch Fähigkeit, Glück und den Fleiß ihrer Hände? Keinem unter Euch ist derselbe Weg verschlossen. Jeder ist be-

rufen, seinen Platz mit Ehren auszufüllen. Gönnet jedem Eurer Mitbürger das Seine. Zufriedenheit heißt das edle Kraut, welches die Wünsche der Menschen stillt: das pflanze Jeder in seinen Garten, und es wird besser stehen mit uns Allen! Herrscht Ordnung und Gesetz im Lande, so geht viel Geld um, Jeder kauft, und es blüht das Handwerk, und der Lohn steigt für die Fleißigen. Wenn aber Barrikaden die Städte schließen, und Freischärler durch die Dörfer schweifen, wo wird dann Arbeit zu finden seyn? Wenn ein Volk Mangel und Armuth schaffen will, so fange es nur Unruhen an: das Mittel ist sicherer als Wassernoth und Feuersbrunst. Macht jeden Arbeiter fleißig und verständig, und ich bürge dafür, daß Alle zu leben haben. — Die, welche Euch verführen wollen, predigen den Haß gegen die Fürsten. Die Fürsten sind Menschen, wie wir; allein es ist nicht fein, von ihren Fehlern mit Uebertreibung zu reden und die Tugenden zu verschweigen; solches geschieht aber von vielen undankbaren Gesellen, welche ihre Wohlthaten genossen haben. Wenn Ihr auf dem Throne säßet, täglich umlagert von Tausenden von Bitten und Beschwerden, Querköpfen, Augendienern und redlichen Leuten, Ihr würdet bald inne werden, daß auch ein König saures Brot ißt! Kein Regiment gedeiht, wo nicht Einer bestehlt: das seht Ihr täglich im eigenen Hause, in der Fabrik und in der Gemeinde; also sey es auch im Staate. Es kann und darf nicht Alles beim Alten bleiben; Vieles kann besser werden, wenn man es vernünftig angreift, nichts Unmögliches verlangt, und Jeder seine Schuldigkeit thut. Da spricht man viel von Proletariern, ohne das Wort zu deuten. Einen Proletarier nenne ich den, welchen seine Eltern in der Jugend verwahrlost, nicht gewaschen, nicht gestriegelt, weder zum Guten erzogen, noch zur Kirche und Schule angehalten haben. Er hat sein Handwerk nicht erlernt, heirathet ohne Brot und setzt seines Gleichen in die Welt, welche stets bereit sind, über anderer Leute Gut herzufallen, und den Krebsschaden der Gemeinden bilden. Ferner heiße ich Proletarier: Leute, die von braven Eltern erzogen, durch die Verführung der großen Städte zu Grunde gegangen sind; Wüstlinge und Zecher, die den blauen Montag heiliger halten, als den Sonntag; verlorene Söhne ohne Reue, denen Gesetz und Ordnung ein Gräuel ist. Diese Classen bilden die echten Hilfstruppen der Aufwiegler, bestehend aus verdorbenen Schreibern und Kaufleuten, schlechten Haushältern und anderen Taugenichtsen, die ohne Mühe zu Ehren und Ansehen gelangen wollen!! Sagt mir, wer von Euch hätte wohl gedacht, daß Deutschland so reich sey an solch' sauberer Gesellschaft? Nicht aber rechne ich zu den Proletariern den braven Arbeiter, dem Gott durch die Kraft seiner Hände und den gesunden Menschenverstand ein Kapital verlieh, welches ihm Niemand rauben kann, es sey denn Krankheit oder Alter. Der wird schon durchkommen, wenn jene bösen Buben die Ruhe und öffentliche Wohlfahrt nicht stören. Diesen ehrenwerthen Leuten muß geholfen werden durch Hebung der Gewerbe, Vorschußcassen, guten Unterricht für die Kinder, und Sicherstellung gegen Krankheit und Invalidität. Um dahin zu gelangen, schafft Ruhe im Lande und wählt Leute in die Kammer, so nicht erbittert mit der Regierung zanken, sondern zum Wohle Aller aufrichtig die Hand an das Werk legen. Fast zwei Jahre habt Ihr es versucht mit Schreiern: macht jetzt einmal die Probe mit Männern von gemäßigter Gesinnung, so die Freiheit wollen, gesichert durch gesetzliche Schranken nach unten und oben, und dann fällt ein unpartheiisches Urtheil! Gebraucht das einfache Hausmittel und heilt selbst den Schaden ohne kostspielige politische Quacksalber. Seyd Ihr anderer Meinung, so bedauere ich Blut, Geld und verlorene Zeit; allein die bittere Erfahrung führt uns später sicher zusammen: bleiben wir deßhalb Freunde nach wie vor."

— Ein Kunstbericht aus München von der Mitte Juli macht uns mit Folgendem bekannt: In diesen Tagen wurde dem hiesigen Publicum ein Kunstwerk zur Schau eröffnet, welches nicht blos wegen des historischen und geographischen Interesses, das es bietet, sondern auch wegen seiner Originalität und Naturtreue eines weiteren Bekanntwerdens würdig ist. Es ist dies ein „Rundgemälde von Jerusalem und Umgegend, aufgenommen vom Thurme der Himmelfahrtskirche auf dem Oelberge." Ulrich Halbreiter, der bekannte Historienmaler von hier, hat dasselbe vor vier Jahren auf seiner Reise in den Orient an Ort und Stelle mit genauester Treue skizzirt und, in Folge oft wiederholter Aufforderungen von Seite seiner Freunde, in den letzten Monaten hier in einer Größe von 100 Fuß im Umkreise und 18 Fuß in der Höhe von dem jungen und talentvollen Maler Löffler in Farben ausführen lassen. Der Beschauer befindet sich inmitten eines hohen Gartenpavillons gleichsam auf dem Standpunkte des Thurmes der Himmelfahrtskirche auf dem Oelberge, und erblickt ringsum vor seinem Auge ausgebreitet das heilige Land mit der Stadt Jerusalem und all den denkwürdigen Orten, Plätzen, Flüssen und Bergen, welche aus älterer und ältester Vergangenheit seinem Andenken so ehrwürdig und hochwichtig geworden, und in der That mit überraschender Naturtreue einerseits und künstlerischer Vollendung andererseits an dem Rundgemälde wiedergegeben sind. — Ferners zieht in unserm Kunstverein in diesem Augenblicke ein Bild, dem Hugenottenkriege entlehnt, ein Kriegsrath von Hugenottenführern, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Wir verdanken diese scharf markirten ernsten Gestalten, die in ihrer sprechenden Gruppirung eine imponirende Wirkung machen, dem jungen Maler Thiersch, dem talentvollen Sohne des trefflichen Gelehrten, der trotz seines Alters noch in Jugendfrische unter uns weilt und wirkt. — Auch in der königlichen Erzgießerei herrscht noch wie vor große Thätigkeit. Unter den zuletzt vollendeten Werken ist die Reiterstatue Kaiser Franz I. zu nennen,

welche die Stadt Prag dem Andenken ihres allverehrten Monarchen widmet. Das Modell ist von dem Prager Bildhauer Max; die Statue nicht viel über Lebensgröße, im Kaiserornat, würdig und ernst, doch ohne den Zwang, den die feierliche Tracht fast gebietet. — Die Statue des Herzogs Berthold von Zähringen, die Arbeit eines mir unbekannten Schweizer Künstlers, ist bereits vor einigen Wochen von dem Inspektor unserer Gießerei, H. Miller, in Bern aufgerichtet worden. — Nahe der Vollendung ist die Statue des Tonkünstlers Orlando di Lasso, nach dem Modell von Professor Widemann, sie wird ihre Stelle neben der von Gluck auf dem Odeonplatz finden, ein Geschenk des Königs Ludwig an die Stadt München. Gleicherweise wird die letzte Hand angelegt an den Koloß der Bavaria; denn er wird, wenn nicht unvorgesehene Ereignisse es unmöglich machen, im nächsten Jahr — 1850 — auf der Höhe der Theresienwiese aufgerichtet werden. Bereits wird an dem gewaltigen Postament und der Stiege, die ins Innere der Statue führen soll, gebaut. Auch die Ruhmeshalle selbst, davon der Koloß den Mittelpunkt bildet, nähert sich der Vollendung, und so werden wir bald in der mannigfachen Reihe unserer neuen Baudenkmale auch ein in Bezug auf alle Einzelheiten sehr vollkommenes Beispiel der vollkommensten aller Baukormen sehen. — Unter den Händen der Ciseleure in der Erzgießerei befindet sich auch noch die Erzstatue des verstorbenen Herzogs Ernst von Coburg, welche sein Sohn und Nachfolger in seiner Residenz errichten läßt. Das Modell ist die letzte Arbeit L. Schwanthalers, und schon darum von großem Interesse. — Nächstdem ist das zweite Löwenpaar in der Arbeit, das (mit dem ersten, bereits vollendeten) vor dem Triumphwagen der (gleichfalls in Angriff genommenen) Bavaria auf der Plattform des Siegesthores in München zu stehen kommen wird. Dieses selbst naht mit raschen Schritten seiner Vollendung. Die obern Gerüste sind schon abgetragen und die Sculpturen (Victorien) an den Pilastern in der Höhe sichtbar. Ueberhaupt ist der Genius der deutschen Kunst noch immer wach: König Ludwig hat sich von der Krone, aber nicht von der Begeisterung, die ihr einen Werth für seine Seele gab, geschieden. Selbst für die Befreiungshalle in Kelheim wird in den Steinbrüchen und Bildhauerwerkstätten in seinem Auftrage fortgearbeitet. — Eben so in dem Dom zu Speyer. Als die mit den dortigen Frescobildern beauftragten Künstler wegen des Aufstandes in der Pfalz zurückkehrten, rief ihnen König Ludwig zu: „Kehren Sie zurück, lassen Sie sich durch nichts irre machen; das ist alles vorübergehend; die Kunst bleibt». — Wie schmerzlich dagegen ist der Eindruck, den die schöne Ehrenstatue Herders macht, die seit zwei Jahren in der Erzgießerei steht und auf das belebende Wort aus Weimar wartet, das sie zur Auferstehung in Erz rufen soll. Die nöthige Summe ist bis auf etwa 1000 Gulden beisammen und Weimar mit Hof und Bürgerschaft sollte dem Andenken Herders gegenüber dazu keine Mittel wissen, während nichts natürlicher wäre, als daß man dort nicht allein Herder, sondern mit ihm Göthe, Schiller und Wieland nebst Karl August und Amalie ein Denkmal errichtete zum Zeugniß vor Deutschland und der Welt, daß man sich seines größten Ruhmes, seines schönsten Glückes wohl bewußt wäre. Vielleicht weckt Goethe's hundertjähriger Geburtstag irgend einen begeisternden Gedanken, der zur That werden möge!

— Eine französische Dame, die sich in St. Petersburg aufhielt (erzählt der österr. Cour. nach Alex. Dumas), wollte spät nach Mitternacht sich aus einer Gesellschaft, in der sie den Abend zugebracht, nach Hause begeben. Da sie nicht zu Fuß gehen wollte, obgleich man ihr einen Diener zur Begleitung anbot, so ließ sie sich einen Wagen kommen; sie stieg ein, gab dem Kutscher ihre Wohnung an, und fuhr ab. Dieser hatte außer einer goldenen Kette und Ohrgehängen von großem Werthe noch bemerkt, daß die Dame einen prächtigen Pelzmantel trug. Die Dunkelheit und Zerstreutheit derselben benützend, schlug er einen andern Weg ein. Sie waren bereits durch den entlegensten Stadttheil gefahren, als die Dame ihren Schleier zurückschlagend bemerkte, daß der Wagen sich auf freiem Felde befinde. Nun rief sie dem Kutscher zu, schrie ihn an, und als er, anstatt zu halten, sein Pferd immer mehr antreibt, packt sie das Täfelchen, worauf sich seine Nummer befindet, reißt es herab, und droht ihm, wenn er sie nicht sogleich nach ihrer Wohnung fahre, seine Nummer am Morgen zur Polizei zu bringen. So war der Kutscher entweder an dem Orte angekommen, den er zur Ausführung seines verbrecherischen Vorhabens bestimmt hatte, oder glaubte er, daß der Widerstand der Dame ihm nicht länger damit zu zögern verstatte, genug, er sprang vom Bocke und öffnete eine der Wagenthüren, während die Dame, mit dem Täfelchen in der Hand, auf der anderen Seite herausspringt, eine Gitterthüre aufstößt, die sie vor sich bemerkt, und in einen umschlossenen Raum stürzt, den sie sogleich als einen Friedhof erkennt. Hinter ihr war der Kutscher, sie verfolgend, eingedrungen, nicht mehr, um sie zu berauben, sondern, weil es sich nur darum handelte, sein Leben zu retten. Die Dame hatte einen kleinen Vorsprung, die Nacht ist so finster, daß man nicht zwei Schritte vor sich sehen kann. Plötzlich fehlt ihr der Boden unter den Füßen, und sie stürzt in eine Grube, die den nächsten Tag sich über einer Leiche schließen soll. Sie begreift sogleich, daß diese Grube sie vor der Verfolgung des Kutschers schützen könne, gibt keinen Laut von sich und drückt sich in einen Winkel des Grabes. Der Verfolger sah sie verschwinden, und eilt, sie suchend, an dem Grabe vorüber; die Verfolgte ist gerettet. Der Kutscher suchte noch einen großen Theil der Nacht auf dem Friedhofe, sie bald durch Drohungen zu schrecken wähnend, bald durch seine Bitten zu rühren hoffend, und beschwört sie bei allen Heiligen, daß, wenn sie ihm nur seine Nummer zurückgebe, er sie nach Hause fahren wolle, ohne ihr etwas zu Leide zu thun. Die Dame aber ließ sich weder einschüchtern, noch erweichen, und blieb unbeweglich in ihrer Grube. Endlich, als der Morgen graute, sah sich der Kutscher gezwungen, den Friedhof zu verlassen und zu fliehen. Die Dame aber blieb versteckt bis zum hellen Tage. Zwei Stunden nach ihrer Nachhausekunft war auch schon die Nummer und Klage bei der Polizei abgegeben. Drei Tage hielt sich der Schuldige auf freiem Felde auf, doch endlich, von Hunger und Kälte erschöpft, suchte er einen Zufluchtsort in einem kleinen Dorfe, allein überall in der Umgegend war schon seine Personsbeschreibung angegeben; er wurde erkannt, festgenommen, und empfing die verdiente Strafe.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 63. Klagenfurt, Dinstag den 7. August 1849.

Hanns der Schlaukopf.

Volksschwank.

1. Die Brautwerbung.

„Mutter, Ihr sollt von nun an ein gemächliches Auskommen gesichert haben, dieß verspreche ich Euch; ich habe mir einen Plan ersonnen, dessen Gelingen uns aus unserer mißlichen Lage herausreißen soll.“ So sprach Hanns zu seiner Mutter, einem armen alten Weibe, als ihm diese ihre täglichen Vorwürfe wegen seines müßigen, nutzlosen Lebenswandels neuerdings wiederholt hatte, und Hanns führte wirklich etwas im Schilde, das er aber vor der Hand seiner Mutter nicht entdecken wollte; schweigend zog er seine schmutzige zerrissene Jacke an, setzte die alte Pudelmütze auf und ging seiner Wege.

Am Ende des Dorfes stand ein nettes Häuschen mit rothem Ziegeldache, einem geräumigen Hofe nebst daranstoßendem Gärtchen, und, was dem ganzen Gebäude erst den wahren Reiz gab, einem allerliebsten rothwangigen Mädchen, das die Besitzerin desselben genannt wurde. Hierher richtete Hanns seine Schritte und blieb endlich an der Thüre, sachte anpochend, stehen.

„Was bringt uns denn der Hanns,“ fragte Anne, das nette Kind, als der stämmige Bursche mit wohlgefälligem Schmunzeln in die Stube trat; „will Er etwa meinen Vater sprechen? dieser ist noch auf dem Felde, wird aber bald zurückkommen. Wahrscheinlich möchte Er gerne irgendwohin in Dienst?“

„Ach nein,“ entgegnete Hanns und räusperte sich verlegen, „das ist es nicht, was mich hierher führt; aber Sie weiß ja Jungfer Anne, daß ich Ihr es neulich aufrichtig sagte, wie ganz erschrecklich ich Sie lieb habe, und Sie dieß blos für einen Scherz nahm; damit Ihr jedoch die Wahrheit des Gesagten recht einleuchtend werde, komme ich heute gezieremend um Ihre Hand zu werben.“

„Ha ha ha!“ lachte das Mädchen aus vollem Halse, als Hanns seine Worte mit dem größten Ernste vorgetragen hatte; „damals dachte ich freilich, es sey nur ein Scherz, aber heute sehe ich, daß es mit Ihm* — sie zeigte auf seine Stirne — „hier nicht richtig sey. Da guter Freund,“ setzte sie hinzu, ihm eine Nähnadel hinreichend: „da flicke Er sich zuvor Seine Kleider, dann suche Er eine Arbeit und die Heirathsgedanken lasse Er vor der Hand bei Seite. Gott befohlen!“

Hanns griff mechanisch nach der ihm dargebotenen Nadel und ohne ein Wort hervorbringen zu können, suchte er beschämt die Thüre. Beim Heimgehen warf er mit einem Fluche das kleine spitzige Ding von sich.

„Ei Du Dummian!“ rief seine Mutter, als er ihr alles offenherzig erzählt hatte: „wie konnte Dir nur ein solcher Wunsch im Traume beikommen; Anne hatte ganz Recht, und es ist eine wahre Schande, daß ein altes Weib einen so derben gesunden Burschen ernähren muß. Und,“ setzte sie hinzu: „konntest Du nicht die Nadel in den Rockkragen oder die Mütze stecken, um sie mir nach Hause zu bringen? Du unwirthschaftlicher Mensch Du!“

„Ich will mir Euere Worte zu Herzen nehmen,“ sprach Hanns, ging in den Wald, machte kleine Bäschel aus Kinn, band etliche Besen zusammen, und trug Beides in die Stadt zum Verkaufe.

2. Eine Ueberraschung.

Als er seine Waare an Mann gebracht hatte, blieb er bei einem Vogelhändler stehen, der unter seinem gefiederten Volke auch etliche Kanarienvögel hatte, deren liebliche Stimmen unsern Hanns ganz entzückten.

„Ich will meiner Mutter auch einmal eine Freude machen,“ dachte er sich: „sie hört gar so gerne den Vogelgesang, und dieser gelbe Sänger soll sie alle Tage aus dem Schlafe wecken.“

Er erhandelte den Vogel, hatte aber nicht mehr so viel Geld, um das Häuschen auch mitzukaufen, er nahm daher seine Pudelmütze herab, steckte den niedlichen Vogel hinein und setzte sie ganz ruhig wieder auf

den Kopf. Bei seiner Nachhausekunft stand die Mutter vor der Hausthüre.

„Mutter!“ rief er: „ich bringe Euch etwas!“ dabei senkte er ein wenig den Kopf, erfaßte behutsam mit beiden Händen die Mütze und — starrte sprachlos die leeren Falten derselben an. Seine Kopfbedeckung hatte durch den starken Gebrauch bereits einige Löcher erhalten, und von dem Futter war in derselben schon lange keine Spur mehr; d'rum wußte nun Hanns, wohin das Geschenk seinen Weg genommen, als er die Oeffnungen betrachtete, durch welche das schlanke Thierchen leicht hatte durchschlüpfen können.

„Ich danke Dir für solche Ueberraschungen,“ sprach die Alte verdrießlich, als Hanns mit der Erklärung herausrückte; „hätte ich nicht etliche Groschen für mein Spinnen erhalten, so müßten wir heute huugern. Uebrigens merke Dir's: Wenn Du wieder einen Vogel ohne Käfig eine Strecke Weges trägst, so lasse ihn nicht aus der Hand, sonst kommst Du wieder um Dein Eigenthum.“

„Ich will ein anderes Mal schon klüger seyn,“ versprach Hanns und vergaß seinen Verlust in demselben Augenblicke bei einer Schüssel Milch und einem derben Stücke Bredes.

3. Man muß sich zu helfen wissen.

Am folgenden Tage, da ihr Vorrath an Lebensmitteln zu Ende war, sandte ihn die Mutter zu einem wohlhabenden Vetter, der einen hübschen Bauernhof besaß, damit ihr dieser eine Unterstützung zukommen lasse. Hannsens Aeußeres war ganz dazu geeignet, dem Verwandten seine und der Mutter Armuth gehörig zu versinnlichen, was auch den Erfolg hatte, daß Hanns nebst einem guten Stück Geldes ein fettes Kalb erhielt und ihm bedeutet wurde, er möge wieder kommen, indem ihm der Vetter einen Dienst verschaffen wolle, der ihn und seine Mutter redlich nähren werde.

Hanns war mit dem Geschenke ganz zufrieden, nur der Antrag, die Arbeit betreffend, war nicht recht nach seinem Geschmacke; denn er hatte sich das müßige Herumschlendern bereits zu sehr angewöhnt, als daß die Hoffnung auf eine dauernde Beschäftigung bei ihm eine angenehme Empfindung hätte hervorbringen können; weßhalb er sich auch vornahm, seinen Vetter weiter mit keinem Besuche zu belästigen. Nachdem er dem Kalbe die Füße zusammengebunden hatte, lud er es auf seine Schultern und trabte keuchend seinem Wohnorte zu.

Hier begab er sich zu dem Hühnerhäuschen, und wollte das Thier hineinsperren, damit es ihm nicht entlaufen könne; das Kalb war aber für eine solche Wohnung denn doch zu groß; Hanns jedoch, der nach seiner Meinung in Allem Rath wußte, war auch dießmal um einen Ausweg nicht verlegen: er durchschnitt dem Kalbe die Gurgel und, ohne ihm das Fell abzustreifen, zerhackte er es in mehrere Stücke und stopfte damit den Käfig voll, mit zufriedenem Lächeln sprechend: „Jetzt entspringt Du mir sicher nicht.“

Mit niedergeschlagenen Augen stand er vor der ergürnten Mutter, welche die Bewunderung seiner List mit den Worten schloß: „Alberner Junge, weißt Du nicht, daß man ein Kalb am Stricke nach Hause führt, in einen geräumigen Stall thut und erst, wenn man selbes geschlachtet und ihm die Haut abgezogen hat, es in Theile zerlegt?!“

„Seyd nur stille, Mutter,“ bat Hanns: „ich will mir es für die Zukunft schon bemerken.“

4. Guten Appetit!

Kurz darauf half er in einem benachbarten Dorfe einem Fleischer verschiedenes Schlachtvieh zusammentreiben, für welche Mühe ihm dieser ein schönes Gekröse mit nach Hause gab, das er mit seiner Mutter sich sollte wohl schmecken lassen.

Hanns gedachte die jüngst erhaltene Weisung jetzt am schicklichsten anwenden zu können; er band daher an das Gekröse einen Strick und schleifte selbes hinter sich fort durch Staub, Pfütze und Morast. Die Hunde rannten ihm nach und zupften und zerrten an dem Fleischklumpen, daß Hanns vor inniger Lust auffauchzte, wenn einer derselben ein Stück mit seinen scharfen Zähnen herausgerissen hatte, und sich mit seiner Beute eilig davon machte.

Zu Hause angelangt, erzählte er mit gelöufiger Zunge wie thätig er heute gewesen und zur Belohnung das schönste Gekröse bekommen und wie freundlich endlich der Fleischer beim Abschiede seiner Mutter einen guten Appetit hatte wünschen lassen.

Aber der Appetit schwand der armen Alten, als Hanns das bereits unkenntlich gewordene Fragment von einem Gekröse zu ihr heraufhob und die Frische und Fettigkeit desselben anpries. „Ei, Du dummer Hanns!“ eiferte sie, „weißt Du denn keinen Unterschied zwischen einem lebendigen Thiere und einem Stücke Fleisches zu machen, daß du letzteres durch allen Unrath schleppst, als ob das arme Ding Füße hätte, dir nachzulaufen?!“

„Ich kann Euch aber gar nichts recht machen, Mutter,“ entgegnete Hanns ganz kleinlaut und schlich sich davon, um mit den Kindern im Dorfe sich zu unterhalten.

5. Das Hirschleder-Gericht.

Von dem Gelde, das seine Mutter von dem entfernten Vetter erhalten, hatte sie für den in zerrissenen Beinkleidern herumgehenden Hanns bei einem Weib-

schützen um ein Billiges eine Hirschdecke erhandelt, die ihr dieser zuschickte, als sie eben in der Stadt war.

Hanns, dem der Mutter Absicht nicht bekannt war, wollte ihr, bevor sie nach Hause kam, ein schmackhaftes Essen zubereiten: er that die rohe Haut in einen Kochtopf, stellte denselben zum Feuer, goß Wasser darauf und schürte die Flamme mächtig. Durch die große Hitze verdünstete nach und nach das Wasser, bis endlich der Topf mitten entzwei sprang und die Haut, ganz ausgetrocknet, sachte zu brennen anfing.

Hanns, im eifrigen Gespräche bei seinem Nachbar begriffen, hatte ganz auf das leckere Gericht vergessen, als ihn seine Mutter, die inzwischen nach Hause gekommen war, mit Scheltworten zu sich hineinrief, wo er mit Schrecken die ganze Bescheerung plötzlich gewahr wurde.

„Welch' ein schönes Paar dauerhafter Beinkleider hätte diese Haut für dich abgeben können, wenn sie der Gärber gleich zum Ausarbeiten bekommen hätte", rief jammernd die Alte, „und nun ist sie gänzlich verdorben!

Hannsen war bei dieser Rede nicht sehr wohl zu Muthe und er dankte dem Himmel, als unverhofft seine Muhme, die Schwester seiner Mutter, plötzlich zur Thüre hereintrat, die ihnen einen schmackhaften Schinken mitbrachte, an dem sich Hanns für das mißrathene Hirschleder-Gericht nach Kräften schadlos zu halten suchte.

Nach dem Essen setzte sie ihren Weg fort, und ihr Neffe begleitete sie bis zu ihrer Wohnung in den nächsten Marktflecken, wo sie ihm für seine Bemühung einen Topf Honig mitgab, den er nach Hause bringen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

— Die „Carlsr. Ztg." bringt unter der Aufschrift „Revolutionsfolgen" eine im populären Style gehaltene „Mahnung an den Deutschen Gewerbsstand." Der treffende Inhalt dieses Aufsatzes scheint nicht ausschließend für den „Badischen" Gewerbsstand geschrieben. Er lautet: „Sitzt der Laubfrosch auf seinem Stuhle und fängt Fliegen, so ist schön Wetter; tummelt sich das grüne Männlein im Wasser, so naht Sturm und Regen; nach dem prophetischen Thiere kann sich ein verständiger Bauer richten. So sollten nun auch die Zeitungen eine Art politischer Laubfrösche seyn, nach denen man sich richten könnte; allein es reicht nicht aus dazu. Wenn das Kind ertrunken ist, decken sie den Brunnen zu, und geben der Parthei einen guten Rath, den die andere in den Ofen steckt. Statt dessen sollten sie uns die zukünftige politische Witterung auslegen. Dafür ist die Weltgeschichte da, bei der man sich Raths erholen kann, und die Vergangenheit hält uns eine Vorbereitung der Zukunft entgegen. Solche hinter uns liegende Thatsachen, in große geschichtliche Rahmen gefaßt, sind allerdings ein Spiegel, in welchem ein Volk schauen kann, ob es verständig vorwärts schreitet, oder den Krebsgang geht. Und hier kann die Presse heilbringend eingreifen! Nehmen wir gleich ein Exempel zur Hand. Im Jahre 1789 begann Frankreich die Revolution, welche die Welt erschütterte. Man rief nach Freiheit und Gleichheit, und schnitt vielen Tausenden, arm und reich, die Köpfe ab. Geld verlangte Jeder, und bekam die Hände voll Papier, Assignaten genannt, wovon zuletzt der Thaler keinen Pfennig werth war; die Reichen wurden arm, die Armen wurden erwerblos, und alle verloren ungeheuere Summen; 25 Jahre lang wütheten blutige Kriege, die fast ganz Europa verheerten; die gesuchte Freiheit fand sich nicht, wohl aber ein Napoleon, der mit dem Degen Gesetze schrieb. Deutschland bekam eine theure Probe dieser französischen Errungenschaften zu schmecken, fündigte aber 1813 die Brüderschaft auf, und gab die Einquartierung heim. Nach dem Tage von Waterloo sattelte der Franzose das lahm gewordene Schlachtenroß an, und fing wieder an, daheim nach der „Freiheit" zu wühlen. So kam eine neue Revolution zum Ausbruche. Carl X. wurde vertrieben, Ludwig Philipp kam als Bürgerkönig auf den Thron, und eine Zeit lang lebte man herrlich und in Freuden. Die Revolution von 1789 hatte die Eigenthümer verjagt und fast Alles vertheilt; jetzt gab es schon wieder Reiche, Bemittelte und Arme, wie es seit 6000 Jahren in der Welt gewesen ist und auch bleiben wird, da Fleiß und Verstand nicht gleich vertheilt sind im Lande. Somit wuchs der Neid aufs Neue. Die Verschwörungen der Gleichmacher fingen wieder an, die Ehrsüchtigen in den Kammern spielten mit dem Feuerzeuge, und unversehens stand im Februar 1848 Paris und ganz Frankreich in Brand. Ludwig Philipp des Thrones verlustig, entfloh nach England, und die Republik der Minderheit nach neuestem Schnitte war fertig! Es wurden Tausende von ihren Stellen verjagt, es gingen ungeheure Summen verloren, die arbeitende Classe ging trotz oder vermittelst der „Nationalwerkstätten" zu Grunde, und so tobte abermals der Aufruhr. Die Gleichmacher lieferten der Livie und der Bürgerwehr eine große Schlacht in den Straßen von Paris; erst nachdem das Blut in Strömen geflossen war, wurden sie bezwungen und massenweise über das Meer deportirt. Und nach allen diesen Anstrengungen, wie sieht es heute mit der Lage der Dinge in Frankreich aus? Antwort: Es sind 1600 Millionen Franken Schulden gemacht, die Grundsteuer ist um nahe zu 50 Prozent erhöht, und das Land muß um so mehr zahlen, je weniger es Erwerb hat. Ein Theil möchte den Präsidenten der Republik stürzen, ein anderer Theil ihn zum Kaiser machen, die Weißen wollen einen Bourbon zum König, und die Rothen verlangen nach den Köpfen und den Eigenthum derer, die Etwas zu verlieren haben. Also nachdem die Nation sich sechzig Jahre lang in blutigem Kreislaufe gedreht hat, steht sie im Begriff, wieder von vorne anzufangen! Betrachten wir unparthei'sch, was Frankreich durch die Revolution gewonnen und verloren hat. Gewonnen wurde Gewissensfreiheit, eine gute Gesetzgebung, Gleichheit vor dem Gesetze, Oeffentlichkeit, Geschwornengerichte, Preßfreiheit, Aufhebung der Vorrechte, und eine constitutionelle Verfassung mit ihren Wohlthaten. Verloren gingen durch die Verwilderung

des Volkes die Achtung vor göttlichen und menschlichen Gesetzen; die Familie ging zu Grunde, denn das Band der Ehe ward gelockert, die Liebe und der Gehorsam der Kinder gegen die Eltern untergraben; Niemand ist zufrieden mit der ihm beschiedenen Stellung; Jeder jagt nach Aemtern, Geld, Ehre und Genuß, um den großen Herrn zu spielen; es ist eine Republik ohne Republikaner. Treue und Glauben sind gewichen, Hunderttausende müssen eine scharfe Brille aufsetzen, wenn sie Mein von Dein unterscheiden wollen, und andere Hunderttausende langen ohne weiters zu, wenn die Polizei nicht dabei steht. Das Schulwesen ist mangelhaft (jedoch lernt man die Wühlerei, den Meineid und die sittliche Verdorbenheit nicht von Staats wegen bei liederlichen Schulmeistern;) Gottes Wort fällt zu häufig auf den Weg und wird zertreten. Seht, das ist der Schaden der Revolution, den 50 stille Jahre nicht heilen werden. Wenn Ihr nun in diesen Spiegel schaut, was sagt er dem deutschen Volke? „Nimm das Gute und meide das Schlechte!“ Seit den Märztagen ist auch für uns plötzlich eine neue Zeit hereingebrochen, welche auf einmal mehr brachte, als Hand und Geist fassen konnte; indeß, wenn wir verständig sind, so werden wir uns schon einrichten, und den Gebrauch erlernen. Allein nicht genug kann gewarnt werden vor dem zweiten Theile der französischen „Errungenschaften“, die nur zu sehr geeignet sind, ein tüchtiges Volk zu verderben. Manche böse Saat ist bereits ausgestreut: jätet das Unkraut, bevor der Waizen erstickt! Es liegt eine ungeheure Verantwortlichkeit auf der jetzigen Generation; steht fest, damit nicht Ihr und Euere Kinder verloren gehet. Ein redliches Gewerbe nährt immer seinen Mann in ruhigen Zeiten, wenn Treue, Liebe, Fleiß und Gottesfurcht mit zu Tische sitzen; treibt diese edlen Gäste nicht aus: sie schaffen Eurem Gewerbe den goldenen Boden! Wollte Gott, Ihr saget Alle Amen!“

— Das „würtembergische Gewerbsblatt“ enthält eine Erzählung über die gräßlichen Wirkungen einer Selbstentzündung von Schießbaumwolle. In Bouchet lagen in einem Gebäude, wo man die Schießbaumwolle in dem Maße, als sie trocknete, aufzulagern pflegte, 1600 Kilogramme, welche mit Ausnahme einiger für Versuche aufbewahrte Proben, sämmtlich durch alkalische Laugen passirt worden waren. Das Unglück war fürchterlich. Vier Personen wurden getödtet, drei verwundet. Das Gebäude, dessen Mauern theils einen ganzen, theils einen halben Meter dick waren, wurde von unten bis oben zerstört; an seiner Stelle bildete sich ein weiter Trichter von beiläufig 4 Met. Tiefe, auf 16 Meter Durchmesser. Alle Dauben und Reife der mit Schießbaumwolle gefüllten Fäßchen waren gänzlich verschwunden, als wenn sie verflüchtigt worden wären. Von dem Holzwerk des Gebäudes fand man Stücke auf, welche zerbrochen waren, aber ohne Anzeichen von Verkohlung. 164 Bäume, welche das Gebäude umgaben, waren entweder ganz ausgerissen oder abgestämmt, die einen gerade über dem Erdboden, die andern in verschiedener Höhe nach den Richtungen des gebildeten Trichters; die nächsten waren ihrer Rinde beraubt und bis zu den Wurzeln in lange, den Hanfschaben ähnliche Faser zertheilt. In der südwestlichen Verlängerung des Gebäudes und bis auf ungefähr 300 Meter fand sich eine Linie von Materialien, nach ihrem Eigengewicht geordnet, nämlich zunächst die Holzstücke, dann die Steine und am weitesten weg die Eisenstücke. Die Fabrikation und Aufbewahrung der Schießbaumwolle im Großen bietet also wegen ihrer Selbstzersetzung Gefahren dar, wegegen wir uns bis jetzt nicht zu schützen vermögen.

In Venedig kostet ein Pfund Fleisch fünf Zwanziger, und ist nur auf ärztliches Certificat zu haben. Wein ist gar nicht mehr zu bekommen, das Wasser muß daher mit Weingeist, Sirup, und da diese beinahe ganz fehlen, mit Essig trinkbar gemacht werden. Ein Patriot verfaßte hierauf folgendes Epigramm:

„Sotto li tempi dei tiranni
Bevevimo vin di unque anni
Sotto Manin e Tomaseo
Bevemmo acqua ed aceo.“

(In der frühern Zeit der Tyrannen
Tranken wir alten Wein aus Kannen.
Jetzt wo Manin und Tommaseo befehlen
Gibt's nur Wasser und Essig für unsere Kehlen.)

— Für einen künftigen Geschichtschreiber der badischen Revolution mag auch nachstehender kleine Beitrag, aus Quittungen über empfangene Monturstücke bestehend, nicht ohne Interesse seyn:

Elisabeth Hauck, als Waffengenossin eingereiht beim Bataillon Lichtenthal, Hauptmann Knapp, empfängt zu ihrer Einkleidung ein Hemd, eine Blouse, ein Paar Schuhe, ein Paar Hosen und bescheint hiefür.

Karlsruhe, 23. Juni 1849. (Gez.) Elisab. Hauck.

Die Waffengenossin Sophie Bürkle von Schutterwald, eingestellt bei der zweiten Compagnie des Bannerts Lahr, hat zwei Hemden vom General-Commando der Volkswehr empfangen, wofür bescheint.

Karlsruhe, 24. Juni 1849. (Gez.) Sophie Bürkle.

Die Waffengenossin Sophie Bürkle von Schutterwald hat vom General-Commando der Volkswehr folgende Gegenstände empfangen: ein Paar Hosen, ein Hemd, ein Paar Schuhe und eine Blouse, wofür quittirt.

Karlsruhe, 24. Juni 1849. (Gez.) Sophie Bürkle.

— Die 27. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte ist auf den 18. bis 24. September nach Regensburg ausgeschrieben. Sie sollte bereits im vorigen Jahre stattfinden, war aber der damaligen Zeitverhältnisse wegen vertagt worden.

— Zu Dirmerzheim (Kreis Euskirchen) gingen am 21. Juni beide Eheleute ihrer Feldarbeit nach, während sie ihr sechsmonatliches Kind unter Aufsicht ihres andern fünfjährigen im Hause zurückließen. Als die Mutter nach einer Stunde zurückkehrte, fand sie ihren Säugling sammt der Wiege zu Kohlen verbrannt, in Folge der Entzündung von Streichhölzchen, womit das ältere Kind gespielt hatte. Möchte der schreckliche Jammer dieser Aeltern Vielen zur Warnung und Vorsicht in der Aufbewahrung der Schwefelhölzchen dienen.

Verantwortlicher Redakteur: E. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 64. Klagenfurt, Sonnabend den 11. August 1849.

Leonidas Hentzi.

Keine Trommel ertönte, kein Trauermarsch scholl,
Als der Feind den Gefall'nen zur Erde bestattet, —
Und kein Waffenbruder gab ihm das Lebewohl!
Ueber das Grab von des Friedhofs Mauer beschattet.

Er stand auf den Wällen von Buda, ein eiserner Mann,
Sie hat ihm sein Kaiser zu schirmen gegeben, —
Und drängen die feindlichen Scharen auch zahllos heran,
Leonidas Hentzi läßt Ofen nur mit dem Leben.

Man fordert ihn auf, mit Ehren zu strecken die Wehr,
Ferne jeder Entsatz, zum Sturme bereit die Magyaren,
Aber Leonidas Hentzi, mit ihm sein Heldenheer,
Schwört: Eh' es geschieh', mag die Faust am Eisen erstarren.

Sieh', schon nahen die Sturmkolonnen in dichten Reih'n,
Dröhnend ringe von den Höhen erdonnern die Stücke,
Zweimal dringen sie grimmig in Buda's Bresche ein,
Zweimal weichen sie doch mit blutigen Köpfen zurücke.

Aber schon schmilzt im gewaltigen Ringen die Schaar,
Keine helfende Hand, die ihn, seine Braven errettet! —
Nun wohlan! es wächst der Muth selbst mit der Gefahr,
Sey auch unter der Erde noch Heut' ihr Lager gebettet.

Für seinen Kaiser floß dort Hentzi's ritterlich Blut,
Er lag wie ein Krieger im Wall der feindlichen Leichen;
Morde nur wilder Magyar und kühle die grimme Wuth,
Nimmer doch brachtest du Oesterreichs Söhne zum Weichen.

Jeder deckt mit dem Leib der Wallstatt blut'gen Sand,
Trotz im blassen Gesicht, entstellt von klaffenden Wunden; —
Blüht in Jahren einst groß das herrliche Vaterland,
Hat es gewiß nur in Ihrem Herzblut Rettung gefunden.

Keine Trommel erklang, kein Trauermarsch scholl,
Wie sie dort die gefallenen Helden versenken,
Oesterreich ruf' Ihnen zu ein ewiges: Lebet wohl!
Dankbar sollst Du in spätester Zeit noch Ihrer gedenken.

C. Melzer.

Hanns der Schlaukopf.

Volksschwank.

(Fortsetzung.)

6. Der Süßgärber.

Hanns begab sich, bevor er zurückkehrte, zu einem bekannten Gärber, dem er den Honigtopf mit den Worten überreichte: „Hier bringe ich Euch eine Arbeit mit der Bitte, wenn Ihr den Topf werdet ausgegärbt haben, uns denselben alsogleich zu überschicken, da er meiner Mutter bestimmt ist, welche denselben nothwendig braucht."

„Wenn Ihr so gefällig seyn wollt, einen Augenblick zu verziehen," entgegnete im höflichsten Tone der überraschte Gärber, „so kann ich Euch das Gefäß noch jetzt mit dem größten Danke zurückstellen."

Hanns war es zufrieden, und mit leerem Topfe kam er im Dorfe an.

„Mutter!" rief er: „hier schickt Euch die Muhme einen Topf Honig; um Euch aber jede weitere Mühe zu ersparen, habe ich denselben gleich in dem Marktflecken ausgärben lassen und bringe ihn Euch so blank und neu wie vom Töpfer."

Die Alte, welche der sichern Meinung war, Hanns habe sich den Honig unter Wegs wohl bekommen lassen, verwies demselben mit ernsten Worten seine Genäschigkeit; als er ihr aber den ganzen Sachverhalt aufklärte, brach ihr Aerger in Zank- und Schmähworte hervor: „O Du Dummster aller Dummen, wie konnte Dir nur so etwas beifallen! Ich habe hier ein wenig Honig aufgespart und jener von der Muhme dazu, hätte, wenn wir Beides verkauften, einige hübsche Groschen eingetragen; Du aber bist zu nichts nütze und machst mir mehr Kummer und Sorgen, als eine alte Mutter ertragen kann!"

Hanns blickte bestürzt nach dem leeren Topfe und streckte sich dann in der größten Stille auf sein Lager hin, da ihm für heute kein Abendessen bestimmt war.

7. Ein hölzerner Käufer.

Am andern Morgen ſchickte ihn die Mutter mit dem bewußten Töpfchen Honig in das nahe gelegene Städtchen, um für den Erlös deſſelben Brod zu kaufen.

„Laſſe Dir aber ja nicht wieder beikommen, Jemandem damit ein Geſchenk zu machen, wie es geſtern der Fall geweſen," bemerkte ſie; „und gib wohl Acht: Diejenigen, die viel herumreden, kaufen gewöhnlich nichts; jene aber, die weniger Worte machen, wirſt Du in der Regel als die ſicherſten Käufer erkennen."

„Sorgt nicht, Mutter," tröſtete Hanns: „Ihr ſollt diesmal mit mir zufrieden ſeyn;" und er flog mehr, als er ging, dem Städtchen zu.

„Kauft Honig, kauft Honig!" ſchrie Hanns, als er über den Marktplatz ſchritt. „Wie theuer?" fragten die ihm Begegnenden. „Ihr ſprecht viel", antwortete Hanns, „folglich kauft Ihr nichts," und zog ſeines Weges weiter. So erging es ihm durch alle Gaſſen, und er ſprach, als er vor die Stadt hinaus kam, ganz verdrießlich: „In dem Getümmel drinn verkaufe ich nichts; denn die Leute ſchnattern ja dort wie die Gänſe."

Er befand ſich jetzt auf einem einſamen Platze vor einer hölzernen Statue, die von der Zeit ſchon ſehr gelitten hatte; denn das Holz war bereits ganz faul. Nachdem Hanns die Figur eine Weile betrachtet hatte, rief er: „Kaufſt Du Honig?!" Als keine Antwort erfolgte, wiederholte er ſeine Frage. „Wohl, Du kaufſt," ſprach er zufrieden, als er neuerdings keinen Laut vernommen hatte; „denn Du ſcheinſt ſehr wenig zu ſprechen." Mit dieſen Worten ſetzte er den Honig vor die Bildſäule hin und ſchritt ganz ruhig wieder heimwärts.

„Glücklich verkauft!" rief Hanns beim Eintreten in die Stube.

„Wo haſt Du das Brod oder Geld?" fragte die Mutter.

„Ach, fatal," ſtotterte Hanns, „der Mann ſprach nicht viel und ich ſtellte ihm den Topf hin, in der ſichern Meinung, daß er ihn kaufte; aber die Bezahlung habe ich noch nicht erhalten."

„Unglückſeliger Menſch!" jammerte die Mutter: „eile doch, bevor es zu ſpät wird, hole entweder den Honig oder das Geld."

8. Dennoch gut verkauft.

Hanns jagte wie ein gehetztes Wild nach der Stadt zurück; allein es mußte ſich ſchon Jemand gefunden haben, der gerne wohlfeil kaufte; denn das Töpfchen war verſchwunden.

„Heraus mit dem Gelde!" rief Hanns ganz barſch zu dem hölzernen Geſichte hinauf. — „Wie, Du antwortest nicht einmal?"

„Es iſt leicht, ſich das Eſſen ſchmecken zu laſſen," brummte er vor ſich hin; „aber wenn es an die Zeche kommt, ſo wollen die Spitzbuben gewöhnlich nichts von einer Bezahlung wiſſen."

Und behende kroch er auf das Standbild hinauf und verſetzte mit ſeinem Knittel der Figur einen ſo derben Schlag über den Kopf, daß letzterer wie eine mürbe Birne in das Gras hinunter rollte.

Aber o Wunder! aus dem Rumpfe ſtrahlten ihm helle Gold- und Silbermünzen freundlich entgegen; die Statue war nämlich hohl und in einem kupfernen Gefäße war eine große Summe Geldes aufbewahrt, deren glücklicher Finder nun Hanns durch ſeinen ſonderbaren Handel geworden war. Freudig eilte er mit dem Schatze zu ſeiner Mutter zurück.

Nun waren ſie mit einem Male aus ihrer Noth herausgeriſſen. Hanns kaufte neue Kleider, zog in die Stadt, miethete eine geräumige Wohnung, ſtellte koſtbare Möbel hinein und führte einen Aufwand gleich den übrigen reichen Städtern.

9. Eine neue Braut.

Vergebens mahnte ſeine Mutter, als Hanns Anſtalten traf, eine elegante Städterin als Gemahlin heimzuführen, er möge wieder in ihr ſtilles Dörfchen zurückkehren, ſich dort ein Eigenthum verſchaffen und bei Annen, der er als Bettler einen Heirathsantrag gemacht, nun als reicher Mann um ihre Hand werben, die ihn gewiß, als ein braves häusliches Mädchen, beglücken würde; Hanns blieb unerſchütterlich bei ſeinem Vorſatze.

Mit glänzendem Aufwande feierte er den Vorabend des Hochzeitfeſtes in der Wohnung ſeiner Braut; in Saus und Braus wurde der Abend verbracht, bis man endlich Hanns ganz trunken nach Hauſe führen mußte.

Als er am Morgen erwachte, ließ er ſich durch ſeinen Diener feſtlich ankleiden und fuhr mit ſeiner Mutter zu den Eltern der Braut, um letztere zu ihrer lebenslänglichen Verbindung, durch die er die Stufe ſeines höchſten Glückes zu erreichen glaubte, abzuholen. Aber wie erſtaunte Hanns, als er die Wohnung leer fand; denn nicht nur die Braut ſammt ihren Eltern und der Dienerſchaft hatten in dieſer Nacht das Weite geſucht, auch Hannſens Caſſe, die er der Obhut ſeiner zukünftigen Frau anvertraut, war mit auf Reiſen gegangen.

Hanns wäre vor Schreck beinahe zu Boden geſtürzt, ſeine Mutter jammerte laut. Sie mußten nun ihre ganze Einrichtung verkaufen, um den großen Mieth-

zins, Dienstlohn und andere dringende Anforderungen zu bestreiten, und zogen, nachdem sie nichts, als etliche gute Kleidungsstücke und ein kleines Reisegeld erübrigt hatten, wieder in ihren alten Wohnort zurück.

10. Ein Korb mit Speisen — aber für wen?

„Mutter," sagte Hanns eines Tages, ich halte es nicht mehr länger aus, zu Hause zu sitzen und mich von Allen wegen meiner Rückkehr aus der Stadt verspotten zu lassen; die Söhne unseres Nachbarn, Peter und Franz, die es mit mir noch am aufrichtigsten meinten, sind ausgewandert, um sich einen Dienst zu suchen, folglich mag auch ich nicht mehr länger hier bleiben und will nun ebenfalls in die Fremde ziehen. Und Hanns that, wie er gesagt hatte.

Nach mehrtägigem Wandern gelangte er in ein freundliches Dorf, wo ihn ein reicher Bauer als Knecht aufnahm. Da es kurz vor der Mittagsstunde war, so mußte er, nachdem er sich zuvor durch ein kräftiges Mahl gestärkt hatte, mit einem Topfe Suppe und einer Schüssel Brei nebst einem tüchtigen Stück Brodes auf das Feld hinaus, um den Hirten, die an diesem Orte die Schafe weideten, das Mittagessen zu bringen. Da man die Weide, welche im Thale lag, von dem Hofe aus bemerken konnte, so war es für Hanns gar nicht schwer, den Weg dahin zu finden.

Bevor er aber zu dem beabsichtigten Orte gelangte, mußte er einen kurzen Steg passiren, der über einen Bach führte. Hier blieb Hanns stehen und betrachtete mit Lust die kleinen Fischlein im hellen Wasser, denen er zu seiner Ergötzlichkeit das Brod, das er mit sich trug, zerbrockte und dabei herzlich lachte, wenn die Fische nach den herabgeworfenen Krümmchen begierig schnappten. Darauf setzte er seinen Weg gemächlich fort.

Die Sonne schien sehr heiß, und die ausgetrocknete Erde hatte hie und da einige Risse. Hanns betrachtete bedenklich diese Spalten. „Ich will hier etwas Gutes stiften," dachte er und goß die Suppe in die engen Oeffnungen hinein; „denn wie leicht," setzte er hinzu: „könnten nicht bei fortdauernder Hitze Klüfte daraus werden, die zuletzt noch Menschen und Thiere verschlängen."

Jetzt mußte er an einer Mauer vorüber, an der die Sonne seinen Schatten zeigte. Mürrisch blieb er stehen. „Ich brauche keinen Kameraden!" redete er den Schatten barsch an; und als die Gestalt auf diese Anrede dennoch von seiner Seite nicht weichen wollte, holte er ärgerlich die Schüssel mit dem Brei hervor, und warf dieselbe mit einer solchen Kraft gegen die Wand, daß sie in mehrere Stücke zerschellte. Es traf sich gerade, daß die Sonne hinter die Wolken trat, und Hannsens Absicht war erreicht.

Da er nur mehr den leeren Korb zu tragen hatte, so zog er leichten Schrittes dahin und hatte in Kurzem die Weideplätze erreicht.

(Schluß folgt.)

Notizen.

(Hentzi's Grab.) Heute war ich auf dem Ofener Militär-Friedhofe, um, was ich mir längst vorgenommen, das Grab Hentzi's zu besuchen. Ich suchte lange umher — ich war allein, denn beim Besuche von Gräbern ist man am besten ohne Gesellschaft — ich hoffte die Stelle, wo der tapfere Vertheidiger von Ofen ruht, ohne Führer zu finden; allein ich suchte vergebens, und mußte mich zuletzt an den Todtengräber wenden, der mich zurechtwies. Hart am Eingange des Friedhofes links erhebt sich ein etwa 4 Schuh hoher, einer vierseitigen abgestützten Pyramide ähnlicher Erdhügel, der an der Basis 40 — 50 Schuh im Gevierte halten mag. Hier ruht der heldenmüthige Hentzi, und über ihm, als wollten sie den geliebten Führer noch im Tode mit ihren Leibern schützen, 40 seiner tapfern Kriegsgefährten. Kein Stein, nicht einmal ein einfaches hölzernes Kreuz bezeichnet die Stelle, wo die Tapfern bis zur letzten großen Heerschau schlafen. Der ganze Schmuck des Grabes besteht in einigen welken Kränzen, die an einem dünnen in die Erde gesteckten Baumzweige hängen, und die wahrscheinlich ihm Freundeshand gewunden. Hier freilich hätte ich die Asche von Ofens Zrinyi nicht gesucht! Und doch war mir der Sarkophag von Erde rührender, und doch sprachen die welken Kränze beredter als so manches prächtige Denkmal, womit die Eitelkeit übertünchte Größe deckt! Ich stand lange vor dem schmucklosen Erdhügel, und ließ mir von dem Todtengräber die Schrecken des Bombardements erzählen; eine alte Bettlerin, die seit Jahren vor dem Thore des Friedhofes Wache hält, ergänzte den Erzähler. Dreimal wurde gestürmt, zweimal der Sturm siegreich abgeschlagen, bis endlich das dritte Mal die Maggaren in den Trümmerhaufen eindringen konnten. Man muß diese Trümmer, diese von Hunderten von Kugeln getroffenen Häuser gesehen haben, um sich einen Begriff von dem Heldenmuthe der Vertheidiger und — müssen wir, um auch dem Feinde gerecht zu seyn, hinzusetzen — der beharrlichen Tapferkeit der Angreifer zu machen. 450 sollen auf österreichischer, noch weit mehr auf ungarischer Seite gefallen seyn. Hentzi's Verwundung und Tod sind bekannt. Sein Leichnam wurde in einen Sarg gelegt und zu unterst in die für ihn und seine Genossen bereitete Grube geworfen. Bei dem Hinabwerfen sey, sagte mir der Todtengräber, der Sarg aufgesprungen und der Leichnam herausgefallen, als sey er unwillig, daß man ihn, wenn auch nur durch dünne Bretter, von seinen Gefährten trennen wollte. So ruht denn nun der tapfere Mann, den man sich nicht Mühe genommen hatte, wieder in den Sarg zu legen, vermischt mit den Uebrigen, jetzt schon nicht mehr von ihnen unterscheidbar, und die einzig mögliche sociale Republik im Grabe verwirklichend. Ruhe sanft, wackerer Mann, und ihr, seine tapfern Kriegsgenossen, schlafet wohl! Euer Tod, in Erfüllung eurer Pflicht erlitten, ist schön! so dachte ich, warf einige auf den

Gräbern gepflückte Blumen auf das Grab, als einen Tribut, den ich der Männertugend zollte, und kehrte über die zerschossene Veste, Hentzi's Ruhmessäule, nach Hause zurück.

— Die Beilage zur Allg. Zeitg. enthält folgende interessante Schilderung: Auf einem Bauernwagen, dem gewöhnlichen Gespann der Grenze, flog ich von Semlin auf Karlowitz zu. Die Fluthen der Donau glänzten mir im Abendlicht entgegen, und der slavische Postenruf zwang mein Rößlein zum Stehen. Ein Dutzend Rothmäntel lagerte am Ufer, da wo die Dampfschiffe anhalten; lustig flackerte ein Wachtfeuer in die Höhe, und von einem Bändel dürren Rebenholzes erhob sich majestätisch der Arambassa, mir die Papiere zu prüfen. Er studirte lange und sah dabei sehr schwermüthig aus, von Zeit zu Zeit besahen wir einander prüfend die Schnurrbärte, dann warf er die Augen wieder auf das Papier, ich auf die gelbe Fluth und den blauen Dampfer, die Duna, welche die Serben gleich im Anfang ihrer Erhebung den Magyaren abgenommen haben. Sein Schlot rauchte und eine Anzahl Grenzer schleppte Gewehre und Munition an Bord, welche nach einem der Lager im Banat bestimmt waren. Endlich hatte sich der rothe Sohn der Grenze von meiner Tugend überzeugt, und händigte mir feierlich eine gewisse seltsame Papiermarke ein, welche mich durch ihr Aussehen mehr als durch ihre Schrift bei den folgenden Wachen und Patrouillen legitimiren sollte. Ich grüßte und zog nach der Stadt. Am Stadthause stand der Wachtposten im grauen Commißmantel, dessen blaues Paspel den Grenzer vom Peterwardeiner Regiment bezeichnete. Einer seiner Cameraden führte mich zur Residenz des Patriarchen. Ein geräumiges Haus, aber ohne Schmuck und Styl, dicht neben der doppelthürmigen Metropolitankirche. Durch den Hof schritt ich zur Hauptwache, welche durch zwanzig Mann, drei kleine eiserne Kanonen und einen alten unbrauchbaren Mörser besetzt war. Roth, weiß und grün war die Lafette der Kanone, sie war den Ungarn im Kampf abgenommen, die übrigen waren verrostetes Geräth, das keinen Schuß mehr aushielt, es war sicher aus der friedlichen Trödelkammer eines alten serbischen Klosters in die unruhige Gegenwart versetzt worden, mit gutem Willen, aber ohne Fähigkeit zu beleidigen. In der Kanzlei rief mir Constantin Bogdonowitsch, Redacteur des „Vjestnik," der dort als Beamter angestellt war, entgegen: Sie kommen zu guter Zeit, der Patriarch ist noch nicht zu sprechen, aber Sie werden ihn in seiner jetzigen Amtsthätigkeit sehen. Drei Compagnien der Peterwardeiner ziehen auf St. Thomas zu — in eine gefährliche Expedition hinein. Unser Herr soll sie segnen. — Der Ruf der Signale trieb uns vor die Residenz, die Compagnien marschirten von der Bergstraße her auf und stellten sich schweigend in Reih' und Glied. Mit seiner Suite trat der Patriarch aus der Thüre heraus vor die Schaar. Seine Umgebung bestand aus einigen höheren serbischen Geistlichen, die in ihren fuchsverbrämten Schauben und rothseidenen Binden stattlich genug einherschritten, aus einigen Kalujars (Mönchen) und wenigen Officieren. Unter ihnen ein griechischer Lieutenant, der eine Freischaar von 50 Mann dem Patriarchen zuführen wollte. Der Patriarch Joseph Rajacicz ist ein Greis von beinahe 80 Jahren, hager, von mittlerer Größe, der Körper nach vorn gebeugt. Sein Gesicht ist bleich und abgezehrt, wie das eines Anachoreten, aber voll Leben und Charakter, und das blaue Auge blitzt mit jugendlichem Feuer unter den weißen Brauen. Den Scheitel deckt spärliches langes Haar, silberweiß wie der Bart, welcher bis an den Gürtel herabhängt. Wohl sieht man dem guten Herrn an, daß er ein Soldatenkind ist und in der Jugend selbst Soldat war. Sein Kleid war ein langer schwarzseidener Talar mit rother Einfassung, um den Leib trug er die breite rothe Binde der Priester, an der Brust hing das brillantenbesetzte Kreuz des Patriarchen an schwerer Goldkette. Später habe ich ihn in seinem vollen Staat gesehen. Ich will Ihnen auch den beschreiben, man kann nicht wissen, wozu sie in Deutschland noch alle unsere epischen Heldenfiguren benutzen werden. Dann trägt er lange weiße Gewänder und violette Binden, auf dem Haupt eine goldene Krone, in der Hand einen hohen Stab mit dem Patriarchenkreuz, welches bekanntlich drei Querhölzer hat. In der ersten Zeit der serbischen Bewegung ritt Rajacicz nicht selten auf einem weißen Zelter im Lager umher, das Kreuz in der Linken, in der Rechten ein Schwert, das Volk zum Kampf anfeuernd. So hat ihn auch der serbische Maler Joannowicz abgebildet. Der Patriarch ist vom Kopf bis zu Fuß ein ideales Bild, wie das serbische Volk sie sich in seinen Liedern ausmalt, und vom Volk ist er auch zum Patriarchen gewählt. Denn 75 Bevollmächtigte wurden im Namen aller in Oesterreich lebenden Serben zu gleichen Theilen von der Geistlichkeit, dem Bürgerstand und dem Grenzmilitär zum Wahlact nach Karlowitz entsendet. Als der Patriarch die Reihen herunterging, barhaupt, ein winziges rothflammetenes Tonsurkäppchen auf dem Wirbel, den breitkrämpigen Filzhut unter dem Arm, erscholl ein vielstimmiges: da bog zivi! Gott erhalte! Der Patriarch stand still und sprach würdevoll mit begeisterten Worten zu den Truppen. Die kriegerischen Köpfe beugten sich demüthig unter seinen Worten, und in dem großen Kreise der versammelten Menge herrschte eine lautlose Stille; die Weiber weinten. Zuletzt hob er die Arme und ertheilte ihnen seinen Segen. Da zerriß ein dreimaliges da bog zivi die andächtige Stille, und mit lautem Hurrah nahmen die Peterwardeiner ihren Abzug auf St. Thomas zu. Der greise Fürst sah ihnen eine Weile starr nach, die Arme bald erhoben, die Lippen in leisem Gebet bewegend; der würdige Herr war selber gerührt, und die Thränen liefen ihm in seinen weißen Bart herunter. Endlich faßte er den zunächst stehenden Erzpriester am Arm und ging, auf ihn gestützt, mit raschem Schritt nach seinen Gemächern zurück.

— Die Stelle eines Dramaturgen am Wiener Burgtheater ward dem Dichter Freiherrn v. Zedlitz übertragen; unter den Mitbewerbern befanden sich auch Heinrich Laube und Deinhardstein.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 65. Klagenfurt, Dinstag den 14. August 1849.

Hanns der Schlaukopf.

Volksschwank.

(Beschluß.)

11. Wie man in einer Heerde Ordnung erhalten kann.

„Ei, das sind ja meine Nachbarn Franz und Peter!“ rief Hanns ganz erfreut und war mit einem Sprunge in ihrer Mitte.

„Sey uns herzlich gegrüßt, Bruder Hanns,“ entgegneten diese: „erzähle uns doch, wie kommst Du denn in diese Gegend?“

„Ich bring' Euch euer Mittagessen,“ sprach Hanns, und bin mit Euch bei Einem Herrn im Dienste.“

„Wo hast Du das Essen?“ fragten die hungrigen Gefährten begierig.

„Ei, das ist eine dumme Geschichte,“ antwortete Hanns verdrießlich. Unter Wegs gesellte sich ein lästiger Bengel zu mir, der nicht von meiner Seite weichen wollte, bis ich ihm die Schüssel mit dem Brei an den Kopf warf; dann that auch die Erde ihren Rachen auf, und um Unglück zu verhüten, goß ich ihr die Suppe in den Hals; dabei erbarmte ich mich auch der armen Fischchen —“

„Ja, Du bist fürwahr noch immer der alte Hanns!“ riefen einstimmig die beiden Hirten: „und hast uns durch Deine Albernheit um unser heutiges Mittagmahl gebracht. Das einzige Mittel, unsern Hunger zu befriedigen,“ bemerkte der Eine, „ist: in dem nächsten Dorfe ein wenig Brod zu erbitten; denn nach Hause dürfen wir nicht, sonst würde Dein kluger Streich an's Licht kommen und Du könntest Dir einen neuen Dienst suchen.“

„Franz hat Recht,“ versetzte Peter, „Du kannst indessen auf die Heerden Acht geben, daß keines von den Schafen verloren gehe, bevor wir zurückkommen.“

„Seyd ruhig,“ versicherte Hanns, „ich will sie schon unter meine Obsorge nehmen;“ und als ihm die beiden Gefährten aus den Augen waren, zog er sein scharfgeschliffenes Taschenmesser hervor und durchschnitt einer bedeutenden Anzahl seiner Schutzbefohlenen die Hälse, um unter den Uebrigen leichter Ordnung erhalten zu können.

Nach einer Stunde kehrten Franz und Peter von ihrer Bettelfahrt zurück und bebten vor Entsetzen zusammen, als sie die Bescherung gewahr wurden, die ihnen ihr Stellvertreter in ihrer Abwesenheit zubereitet hatte.

„Mensch!“ schrien sie, „Du bringst uns durch Deine grenzenlose Dummheit noch in das tiefste Elend! Wie können wir unserm Herrn den Schaden ersetzen, welchen Du in diesem Augenblicke angerichtet hast?! O daß Du in unsere Mitte kommen mußtest!“ Verblüfft gaffte Hanns die Sprecher an, ohne etwas zu seiner Entschuldigung sagen zu können.

„Vor Allem,“ nahm Peter das Wort: „wollen wir die geschlachteten Schafe in jener Felsenschlucht verbergen und erst bei hereinbrechender Nacht die Heerde, nach Hause treiben, um den Verlust für heute verbergen zu können; wenn aber das Abendessen vorüber seyn wird, müssen wir uns zur Flucht bereit halten, sonst würde es uns des Morgens übel ergehen.“ Sie thaten wie Peter vorgeschlagen, und während die beiden Hirten jeder Ein Stück auf den Rücken nahm, trug Hanns, der der stärkste unter ihnen war, immer Zwei auf einmal davon.

12. Nichts umsonst.

Zum Abendessen hatten sie Suppe und Pfannkuchen. Hanns bediente sich beim Schlürfen der Suppe zweier Löffel. Als ihn der Hausvater um die Ursache dieses Gebrauches fragte, antwortete er: „Ich habe Zwei getragen, folglich muß ich auch mit Zweien essen.“

„Um des Himmels willen, sey doch stille,“ flüsterte ihm Franz zu: „Du verrathest sonst das ganze saubere Stückchen.“

Als die Reihe an die Pfannkuchen kam, nahm Hanns in jede Hand Einen und führte Beide zugleich zum Munde.

„Sey doch nicht so albern,“ ermahnte Peter leise, „und esse wie jeder andere vernünftige Mensch.“

„Ich habe Zwei getragen," schrie Hanns, erzürnt über die Zurechtweisung; „folglich muß ich auch von Zweien zehren!" und schlug dabei mit der Faust auf den Tisch, daß die Teller und Löffel klirrend erzitterten.

„Was habt Ihr denn untereinander?" fragte verwundert der Bauer, dem das Flüstern der beiden Gesellen und insbesondere Hannsens Benehmen aufgefallen war.

„Er meint," antwortete Peter, diese unüberlegte Plauderei bemäntelnd; „daß, da er heute schon einen weiten Weg zurückgelegt hat, und müder und hungriger ist, als wir, er folglich für heute auch Anspruch auf eine doppelte Verköstigung habe."

Der Alte fragte zum Glücke nicht mehr weiter und die drei Burschen machten sich, als bereits Alles im tiefsten Schlafe lag, eiligst auf die Flucht.

13. Eine Thüre, die zum Glücke führt.

Hanns hatte die Thüre des Schafstalles ausgehoben und sich dieselbe auf den Rücken geladen. „Man wird vermuthen," sagte er: „es seyen Diebe da gewesen," wenn man den Stall offen finden und die Schafe vermissen wird; auf uns wird man sicher nicht verfallen.

„O Du Ausbund aller Dummheit!" mahnten die Andern erzürnt und ängstlich: „laß doch den Plunder liegen, sonst kommst Du ja nicht von der Stelle und wir halten uns überdieß Deinetwegen auf."

„Ei, Ihr wollt immer Alles besser verstehen, als ich," brummte Hanns verdrießlich und schritt mit der Thüre auf dem Rücken rüstig vor seinen Kameraden daher.

Sie hatten beinahe die Mitte eines großen dichten Waldes erreicht, als sie plötzlich den scharfen gellenden Ton einer Pfeife hörten und gleich darauf mehrere Lichter sich gegen sie bewegten.

Todesangst ergriff die drei Reisenden, und bei Hannsen, dem bereits seine Last ziemlich warm gemacht hatte, brach der Schweiß in großen Tropfen hervor. „Laßt uns auf diesen Baum steigen," rieth Franz; „sonst sind wir entdeckt; Du aber, Hanns lasse Deine Thüre im Gestrüppe, denn mit dieser Last kannst Du unmöglich uns nachklettern."

„Kümmert Euch nicht um mich," versetzte dieser, und war im Nu sammt der Thüre hinter ihnen auf dem Baume.

Es traf sich gerade, daß die Gauner (denn solche waren die Fremden) unter dem Verstecke der drei Flüchtlinge ein Feuer anschürten und ein Stück Fleisch auf den Spieß steckten. Während Einer sich zum Braten bereit machte, holten die Uebrigen unter ihren leinernen Kitteln große lederne Geldbeutel hervor, aus denen sie herrliches Gold- und Silbergeld auf den Rasen hinschütteten, um selbes zu überzählen. „Ach, Brüder", begann Hanns: „ich halte es hier oben nicht mehr länger aus, der Rauch erstickt mich, ich will die Flamme mit der Thüre auslöschen."

„Wir sind des Todes," stöhnte Peter: „wenn Du es thust;" allein er hatte noch nicht ausgesprochen, als schon unter dem Gekrache der geknickten Aeste die Thüre hinabstürzte, daß das brennende Holz und die Münzen auseinanderstoben, das Feuer gedämpft wurde, und die Geldzähler, von wildem Entsetzen ergriffen, Alles im Stiche ließen und ihre Sicherheit nur in der Flucht zu finden glaubten.

Als ihre Tritte sich im Dickicht verloren hatten und nun keine Gefahr mehr vorhanden war, verließen die drei Abenteurer getrost ihren Zufluchtsort, wo sie sich weidlich abgeängstigt hatten.

„Seht Ihr," rief triumphirend Hanns, als sie die zurückgebliebenen bedeutenden Geldsummen unter sich theilten; „es war doch gut, daß ich die Thüre mit mir genommen; ohne sie wären wir Bettler und müßten uns mühsam unser tägliches Stückchen Brod erwerben."

Frohen Herzens kehrten sie zu dem Bauernhofe zurück, den sie in so großer Angst verlassen hatten, und ersetzten dem Eigenthümer getreulich, was er bei Hannsens großer Schlächterei verloren hatte; worauf sie als wohlhabende Männer mit Jubel in ihrem Geburtsorte einzogen.

Hanns aber hatte nach diesen Begebenheiten alle Lust verloren, neuerdings in die Stadt zu ziehen, um dort auf großem Fuße zu leben; er gab lieber das Geld seiner Mutter in Verwahrung, da er einsehen gelernt, wie wenig er noch damit umzugehen verstehe, und dieß war die erste kluge That, die er bisher aus eigenem Antriebe verübt hatte. Auf der Mutter Anrathen trat er hierauf bei Annens Vater in Dienst, der ihm in der Führung einer ordentlichen Wirthschaft die gehörige Unterweisung gab, und als Hanns es endlich so weit gebracht hatte, daß er einen gesetzten vernünftigen Hausherrn darstellen konnte, kaufte er sich einen stattlichen Bauernhof und warb nun neuerdings um Annen, die ihm aber diesmal weder eine abschlägige Antwort noch eine spitzige Nähnadel gab, sondern dem treuen Liebhaber nebst ihrem herzlichen Jaworte ein glänzendes Ringlein schenkte, das die beiden Leutchen auf immer unzertrennlich machte.

Friedrich Reinhard.

Notizen.

— Im „Herold" lesen wir Folgendes: Der freundlichen Mittheilung eines kroatischen Grenzoffiziers verdanken wir die merkwürdige Biographie des türkischen Armee-Commandanten in der Wallachei, Omer Ferik Pascha, von dem die Zeitungen neulich die pikante Notiz brachten, daß er eben im Begriffe stehe, eine junge Sächsin aus Siebenbürgen zur Frau zu nehmen und ihr für den Fall einer spätern Trennung 3 Millionen Piaster als Entschädigung versichert habe. — Einer der talentvollsten Zöglinge der Regimentsschule in Gospic (dem Stabsorte des Likaner Regiments) war vor 24 Jahren ein gewisser Michael Latas. Oberwähnter Grenzofficier zeigte uns eine sehr gelungene kalligraphische Probeschrift mit Randzeichnungen, welche von ihm, einem Zögling derselben Lehranstalt, als Kuriosum aufbewahrt wird und die Unterschrift hat: „Gospic am 1. August 1825. Michael Latas, k. k. Regimentscadet." Die Schulkameraden dieses jungen Menschen sind jetzt Hauptleute in der österreichischen Armee, er selbst hat es bis zum — Pascha von drei Roßschweifen (Feldmarschall) in türkischen Diensten gebracht. Die Carriere dieses merkwürdigen Mannes ist folgende: Im Jahre 1828 war er bei dem Straßenbaudirector Major Knežich in Zara als Zeichner angestellt, als er die Nachricht erhielt, sein Vater, Verwaltungs-Oberlieutenant im Regiment, sey wegen Kassedahganges in Untersuchung gezogen und entlassen worden. Niedergeschmettert von der entehrenden Strafe, die seinen Vater getroffen und auch einen Makel auf den Namen des Sohnes warf, beschloß er sein Vaterland zu verlassen und nach der Türkei auszuwandern. Da ihm hiezu das nöthige Reisegeld fehlte, so — entwendete er seinem Quartierherrn 100 Thaler aus dem Schrank und flüchtete nach Bosnien. Hier trat er in die Dienste des Pascha, ward Renegat und stieg bald von Stufe zu Stufe. Bei dem Angriff auf Saida in Syrien stand Michael Latas bereits als Omer Pascha an der Spitze der türkischen Truppen, welche mit Oesterreichs Kriegern unter Erzherzog Friedrich vereint diese feste Position erstürmten. Später that er sich gegen die empörten Arnauten hervor, welche er in 36 Stunden zur Unterwerfung brachte. Gegenwärtig commandirt er das türkische Armeecorps in der Walachei und hat sich durch seine geistige Ueberlegenheit, seine persönliche Tapferkeit und eiserne Strenge in Handhabung der militärischen Disziplin bei den Türken einen eben so geachteten als gefürchteten Namen gemacht. Omer Pascha gilt jetzt für den tüchtigsten General in der türkischen Armee und dürfte beim letzten Act des ungarischen Revolutionsdrama's wahrscheinlich eine eingreifende Rolle spielen. Bemerkenswerth ist seine ungeschwächte Anhänglichkeit an sein Vaterland, an dessen Geschicken er fortwährend lebhaften Antheil nimmt. Man will sogar wissen, er möchte gerne wieder nach Oesterreich zurückkehren, wenn man ihm Vergessenheit des Geschehenen und eine militärische Anstellung zusichern würde. Bekannt ist die energische Antwort, mit welcher er Bem abfertigte, als dieser voriges Jahr nach dem Rückzug des Puchner'schen Armeecorps auf walachisches Gebiet die Auslieferung der k. k. Cassen verlangte. Zu seiner Ehre müssen wir noch anführen, daß er seinem einstmaligen Quartierherrn in Zara vor einigen Jahren 100 Ducaten in Gold übersendete, wie er bemerkte, als Ersatz für jene 100 Thaler, welche er ihm in der äußersten Noth entwendet habe. Seiner alten Mutter schickt er alljährlich eine bedeutende Summe zur Unterstützung, welche ihr durch den Grafen Albert Nugent, ältesten Sohn des greisen Feldzeugmeisters und Commandirenden in Innerösterreich, zu Handen kommt. Die beiden Männer hatten sich im letzten spruchen Feldzuge kennen gelernt und waren seit der Zeit Freunde geblieben.

— In einem Privatschreiben aus Tarnow gibt man folgende interessante Schilderung der russischen Armee: Am Marsch hatte das russische Militär leinwandene Unterhosen, kurze Stiefel und Mäntel von ganz grobem drap- und lichtrehfarbenem Tuche, welche beinahe bis an die Erde herabgehen, außer dem Marsche schwarzmelirte Leinwandhosen, dunkelblaue Waffenröcke mit einer Reihe Haften, und Pickelhauben nach Art des altrömischen Militärs, mit gelber Garnitur, das Fuhrwesen mit weißer Garnitur. Die Jäger haben weißes Riemzeug, und an der Patrontasche eine Granate, rothen Kragen beim Rock. Die Infanterie hat rothes Riemzeug und rothen Rockkragen, zwei Granaten an der Kartusche. Die Grenadiere haben schwarzes Riemzeug, schwarzen Rockkragen und drei Granaten an der Patrontasche, das Fuhrwesen weißes Riemzeug und blauen Rockkragen. Alle drei Truppengattungen haben Gewehre von 6 Pfund Gewicht mit Feuerschloß, bei den Jägern hat jeder zwanzigste Mann einen sehr schönen Stutzen mit Kapselschloß. Die Grenadiere haben Säbel, wie die österreichischen, nur etwas kürzer und schmäler, die Säbel der Jäger bilden auf der Rückseite eine Säge. Die Kosaken haben dunkelblaue, rothpasspoilirte Waffenröcke, blaue Hosen mit rothen Streifen, eine um eine halbe Elle längere Lanze, als unsere Ulanen, einen Stutzen und zwei Pistolen an einer Halsschnur befestigt. Das Geschütz hat nicht das convendiese des österreichischen, keine Ketten, sondern sehr starke Seile. Die Artillerie hat auch Gewehre, und ist gekleidet wie die Infanterie. Proviant-, Munitions- und Cassawagen bilden eine viereckige Kiste, welche auf zwei Rädern ruht, und von drei Pferden gezogen wird. Alles Wagen- und Räderwerk ist lichtgrün angestrichen. Die Bespannung ist bei jeder Batterie gleich, und von einer ausgezeichneten Race. Vor jeder Truppenabtheilung marschiren 30 Musikanten, 24 Sänger (Soldaten), 12 Tambours und 12 Mann mit pfeifenartigen Trompeten, welche sich abwechselnd hören lassen. Kommt der Zug zu einem hohen Officier mit der Fahne, so schreien sie alle „Hurrah!" — Auch etwas von ihrer Kochkunst. In die Erde wird ein 6 Eimer großer Kupfer-Kessel eingemacht, mit Wasser gefüllt, Hafergrauwen, Erdäpfel sammt Schalen, eine Menge Zwiebel, Sauerkraut und ein halber Zentner Fleisch gegeben, und so recht untereinander gekocht. Dieß ist das Essen für 40 Mann. Beim Kochen wird sehr unrein zugegangen. Da ich den ersten Rasttag anlaß, und dann davon erzählte, so ging ich den zweiten Rasttag mit mehreren Frauen, Fräulein und Herren dahin. Nobel und Nichtnobel kokete curiositätshalber das Gepansch, welches einen guten Geruch und nahrhaften Geschmack hat. Ist die Eßstunde, so kommt der Offizier, kostet es, und theilt aus. Jeder Mann hat ein kleines hölzernes Schaffel und hölzernen Löffel.

— Der Prager Ztg. schreibt ein Militär von dem an der Etsch gelegenen Marktflecken Cavarcere: In meinem letzten Schreiben theilte ich Ihnen mit, daß man die Gegend gegen Brondolo und Chioggia unserseits überschwemmen wolle, und daß diese Idee, welche von unserem Marschall ausging, auch bewerkstelliget wurde. Der Kukuruz wurde, so weit es möglich war, gemäht, Erdäpfel von unseren Leuten, soviel man konnte, ausgegraben, denn man sah in den Lagern der Brigade Dierkes von Früh bis auf die Nacht Feuer und Erdäpfel kochen und braten, und die Landleute wurden durch unsere Patrouillen verständigt, ihre Habseligkeiten, ihre Frucht, kurz ihr Hab und Gut zusammenzubringen, und bis zum 17. ihre Häuser, ihre Gegenden zu verlassen und über die Etsch zu wandern. Die Canäle bei Cabusa, dann der Canal Vale, Garzane, Corde wurden an mehreren Orten durchstochen, und die Ueberschwemmung begann und steigerte sich von Tag zu Tag, besonders als auch der Etschdurchstich geschehen war und das Wasser, von allen Seiten seiner Felseln (der Dämme) ledig, über die grünenden fruchtbaren Felder, Wiesen sich ergoß und uns zum Rückmarsch zwang, welcher am 19. Juli Nachts 2 Uhr angetreten wurde. Unser Bataillon sollte nach Cavarcere, wo auch unser General sein Hauptquartier hat. Ehe wir aus unsern Lagern rückten, wurden alle unsere Lagerhütten in Brand gesetzt, und Sie haben keine Idee von der Gluth, der Hitze, dem Prasseln, als unsere von lebendigem Reisig erbauten, durch die Hitze ausgetrockneten Hütten brannten, und in dieser Menge, — denn auf der großen Sandfläche lagerten außer uns noch Deutschmeister, Emil, Schönhals-Infanterie und Grenzer, dann Artillerie und Fuhrwesen. So marschirten wir also am 19. Nachts 2 Uhr von St. Anna ab und langten Früh 6½ Uhr in unserer neuen Station an. Der Zweck der Ueberschwemmung ist Folgender: die ungesunde Lage der Cernirungslager unserer Truppen gegen Venedig und namentlich jene der Vorposten, wo wir uns den Lagunen bedeutend nähern und zwischen Canälen und Sümpfen stehen, hat viele Fieber erzeugt, und manche Bataillone ganz gelichtet. Um diesem nun vorzubeugen, hat unser Marschall die Ueberschwemmung anbefohlen, wo dann die ganze Gegend, welche bis jetzt von unserer Brigade besetzt gewesen, unter Wasser ist und die Truppen von dort in eine andere gesundere Gegend über der Etsch die Vorposten beziehen, wobei noch das Gute ist, daß die dienstfreie Mannschaft in Casernen, die Offiziere bei Privaten einquartiert sind, und somit nicht mehr bivouakiren, was jetzt sehr unangenehm ist, da bereits die Nebel beginnen, welche gegen Morgen zwischen 5 und 6 Uhr so dicht fallen, daß man auf fünf Schritte Distanz nichts zu unterscheiden vermag; erst gegen 7 Uhr lichtet es sich. Hier in Cavarcere verbleiben wir noch 7 Tage, dann tritt für uns eine 14tägige Erholungszeit ein, und auf diese Zeit kommt unser Bataillon entweder nach Rovigo oder Este, welche beide Orte von hier nicht weit sind. Unsere Leute stehen sich jetzt sehr gut, 6 kr. Löhnung, 1 kr. Feldbeitrag, 8 kr. Etappen und seit unserem Einrücken gegen Venedig 2 kr. Branntweinzulage, also im ganzen 17 kr. C. M., auch hatten wir das Glück durch die Zeit unserer 7tägigen Stellung vor Brondolo keinen Mann am Fieber erkrankt zu haben, wohl aber 4 Offiziere, welche zur Behandlung nach Padua abgegangen.

— (Hofer's Enkel.) Die Innsbrucker Zeitung zählt die Enkel Hofer's (Söhne seines einzigen Sohnes) auf: 1. Josef, Lieutenant bei der 22. Compagnie des Kaiserjäger-Regimentes, fiel bei Goito mit seinem tapfern Hauptmanne Knesich. Feldmarschall Radetzky's Depesche sagte hierüber unter Anderem: „Auch ein Hofer war unter jenen Tapfern, die ihr Blut für das Vaterland vergossen. Nie wird dieser Name entarten." 2. Johann, 19 Jahre alt, nun Lieutenant beim Kaiserjägerregiment in Italien, hielt sich beim Rückzuge aus Mailand im Jahre 1848 sehr gut, wurde bei Goito mit 35 Mann seiner Compagnie als Cadet-Unterjäger gefangen, nach 5 Monaten ausgewechselt, vom Feldmarschall-Lieutenant Wohlgemuth und dem Officiers-Corps enthusiastisch empfangen. 3. Carl, Beamter des k. k. Salinen- und Bergoberamtes in Gmunden, nun 24 Jahre alt, verließ im vorigen Jahre sein Amt, eilte nach Tirol, diente als freiwilliger Schütze, bewies in Gefechten Muth und Tapferkeit, und in Ertragung von Strapatzen große Geduld, hat sich auch durch patriotische Aufrufe und Sammlungen für die Armee Verdienste erworben, und ist dem Körper noch beinahe das Ebenbild seines mit Ruhm bedeckten Ahnen vom Jahre 1809, dieser glänzendsten Geschichtskrone von Tirol; nur ist er von kleinerer Statur. 4. Andreas, 15 Jahre alt, Student, diente im vorigen Jahre in einer tirolischen Schützencompagnie sehr ehrenvoll und ist Lebensbesitzer des Sandhofes in Passeier. 5. Ferdinand, der jüngste dieser heroischen Brüder und würdigen Nachkömmlinge Hofer's, 13 Jahre alt, Student, will durchaus Soldat werden.

— Bei dem Ausfalle der Insurgenten aus Comorn und der Erbeutung von 2765 Ochsen soll die Verwirrung, welche diese Ochsen unter den Maggarn anrichteten, wahrhaft merkwürdig gewesen seyn. Der Kanonendonner machte sie so wild, daß sie sich mit heftiger Wuth auf ihre Treiber stürzten, und gewiß alle Ochsen die Flucht ergriffen hätten, wären nicht mehrere Hundert Insurgenten herbeigeeilt, um sie zur Raison zu bringen. Dennoch entkamen vielleicht über 600 Ochsen, welche erst Tags darauf von den Oesterreichern aufgefangen werden konnten. Es sind gewiß an 60 Insurgenten sehr schwer durch diese Thiere verletzt worden; mehrere Ochsen fielen von Kartätschen-Kugeln durchbohrt, und das Geschrei, Gebrülle, Getheul machte diese Schlachtscene ganz eigenthümlich.

— Der erste Tenorist der Pariser großen Oper, Herr Rogér, singt auf dem Frankfurter Theater ein Mal italienisch und das andere Mal französisch, während die übrigen beschäftigten Sänger deutsch singen, und darüber sind die ultradeutschen Frankfurter vor Entzücken außer sich. Es lebe das einige Deutschland! (Oester. Courier.)

— Eine Jury. Bei einer Abstimmung der Geschwornen schrieb einer derselben, ein Schneidermeister, das „Schuldig" gegen den Angeklagten auf seinen Zettel. Seine Stimme gab den Ausschlag; der Angeklagte ward verurtheilt. Als man später den Geschwornen fragte, weßhalb er das „Schuldig" geschrieben, soll er geantwortet haben: Na er ist mir ja ock noch schuldig, 14 Thlr. 15 Sgr. vor den neuen Sommerpaletot, und 15 Sgr. vor neuerlich die Stege anzunähen. Wat soll ick denn det nich sagen? So lange, wie mir Erner nich bezahlt, ist und bleibt er schuldig, un so lange kriegt er et och auf'n Zedel. So is es."

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 66. Klagenfurt, Sonnabend den 18. August 1849.

Kärntens erste Feier des hohen Geburttages

Seiner Majestät des Kaisers

FRANZ JOSEPH I.

Besaite Muse meine Leier, gib dem schwachen Liede Klang,
Dem jungen ritterlichen Kaiser töne heut' mein Festgesang!
O reiche, edle Himmelstochter, deines Ruhmes schönsten Kranz,
Mit ihm zu krönen das erhab'ne Haupt des Kaisers **Joseph Franz!**

Nicht ist es lange noch, im Jahre achtzehnhundert dreimal zehn,
Daß er zum erstenmal in Wien der Gottes-Sonne Licht geseh'n;
Der Welterschütterung Wogen flutheten um **Seine** Wiege schon,
So wie die Stürme jetzt erbrausen wild um **Seinen** Herrscherthron!

Da lenkte Franz der Unvergeßliche das weite Oesterreich,
An Größe wie an Milde ganz dem Urahn Habsburgs — Rudolph gleich,
Der sterbend seines Reiches Völkern ließ als theures Unterpfand
Den guten heißgeliebten so wie schwer geprüften Ferdinand.

Bald kamen trübe Tage — Oesterreich's Genius verhüllte sich,
Denn an der Freiheit Licht entbrennt des Aufruhrs Fackel fürchterlich. —
Wohl schnitt es tief in's edle Kaiserherz, ihm wurde schlecht gedankt,
Den Mordstahl schwangen selbst, die sonst in ihrer Treue nie gewankt!

Er aber stieg vom Throne nieder, doch, wie kein Eroberer, groß,
An diesem Scepter klebt kein Blut, das anderswo in Strömen floß;
Von seinen Völkern viel beweint, gab er der Krone reinen Glanz
An seines hohen Bruders Sohn, an uns're Hoffnung — **Joseph Franz.**

O schaut auf **Ihn,** wie **Er** zum Kampf die tapfern Scharen glorreich führt,
Im Donner des Geschützes ritterlicher Ahnen Muth **Ihn** ziert,
Für seiner Krone altes gutes Recht, bewehrt mit blankem Stahl,
Trifft **Er** — ein zweiter Max — den Feind vernichtend wie ein Wetterstrahl.

Für **Ihn** vergießt das treue Heer im Todeskampf das Heldenblut,
Der Bürger legt auf den Altar des Vaterlands das letzte Gut,
Der altersschwache Greis, das Weib, die zarte Jungfrau fleh'n zu Gott:
Beschütze Oesterreich, o gib ihm bald des Friedens Morgenroth!

Es ist das erstemal, daß festlich wir den hohen Tag begeh'n,
D'rum lasset aus aus tiefem innersten Gemüth zum Himmel fleh'n;
Und von Millionen Herzen steig' empor ein feuriges Gebet,
Das durch die Wolken dringend vor den Thron des Allmächtigen geht.

Wer nicht das große starke Oesterreich will, aus uns'rer Mitte fort!
Mag irren er, der süßen Heimath los, betrübt von Ort zu Ort; —
Wem aber noch ein treues Herz für Kaiser schlägt und Vaterland,
Dem reiche als Bruder stets, wer er auch sey, die brüderliche Hand.

Schon durch Jahrhunderte hat **Kärnten** seine Treue rein bewahrt,
Es litt und stritt für Habsburgs alten Thron nach bied'rer Deutschen Art;
D'rum steigt auch heut' gewiß aus jedes **Kärtners** tief bewegter Brust
Der Ruf empor: **Dem Kaiser Hoch! ein Hoch dem achtzehnten August!**

Carl Metzer.

Zum 18. August 1849.

Zu einer Zeit, wo halb der Erdball schwankte,
Die Anarchie ihr wildes Haupt erhob,
Der Sinn für Recht und Ordnung schwer erkrankte,
Und die Vernunft wie leere Syren zerstob:
Da rief Dich Gott nach seinem mächt'gen Willen,
Du junger Aar, Du echter Habsburg's-Sohn,
Um seinen weisen Rathschluß zu erfüllen,
Wie durch ein Wunder, auf der Väter Thron.

Voll Jugendkraft, verlangend nur nach Thaten,
Ergriffest Du mit feurig kühnem Muth'
Die Zügel fest, und lenkest Deine Staaten,
D'ran setzend für das Recht Dein eig'nes Blut;
Und Gottes Kraft, sie schwebte auf Dich nieder, —
Das Unthier stürzt in's selbst gegrab'ne Grab,
Und siegreich schwingt der Adler sein Gefieder,
Und bringt des Friedens Oelzweig uns herab.

Ja, Oest'reichs Glanz erfüllt die weiten Lüfte,
Die Welt erstaunt ob seiner Thaten Ruhm;
Es bringt die Mähr' selbst durch die Todtengrüfte,
Füllt mit Bewund'rung das Elysium;
Und nimmer wird des Ruhmes Glanz ihm schwinden,
Denn frei ist Oest'reich, einig, fest und stark,
Und aller Welt will jubelnd es verkünden,
Daß Du sein Puls, Du seines Lebens Mark!

Lang mög' Dich, Oest'reich's Joseph! Gott erhalten!
Ein Kind an Herz, ein Mann in Wort und That,
Laß nie die Lieb' zu Deinem Volk erkalten,
Sey Vater uns nach Gottes Will' und Rath!
Mög'st Du in jugendlicher Kraft noch prangen,
Wenn einst des Alters Schnee Dein Haupt bedeckt;
Bis Gottes Engel drüben Dich empfangen,
Wirst Du am schönsten Morgen einst geweckt! —

Heinrich Gutperl,
aus Hessen-Cassel.

Das Keutschach-Monument auf der Veste Hohen-Salzburg.

(Aus der Juvavia.)

Jedem, der die Veste Hohensalzburg besucht, fällt beim Eintritte in den Hofraum die Marmorsculptur an der Südseite des Georgen-Kirchleins in die Augen. Der Fremde geht allerdings gleichgiltig daran vorüber, und ihm nehmen wir es gewiß auch nicht übel, wenn er sich weder um den Ursprung, noch um die Bedeutung dieses Monumentes bekümmert.

Aber dem Landeskinde, welches ja doch nach althergebrachter Sitte keinen Georgentag ohne Besuch von Hohensalzburg vorübergehen läßt, müssen wir es nachreden, wenn selbes, wie gewöhnlich, sorglos und unbekümmert über den Schloßhof schreitet, als gäbe es da gar nichts zu sehen, zu hören und zu merken!

Und doch steht dieses Monument mit der Zeit der Blüthe unserer Vaterstadt, mit der Periode des freudigsten Aufschwunges unserer Gewerbe in unmittelbarer Beziehung. Wir sehen nämlich an diesem Monumente einen Bischof in Mitte seiner Diaconen, die Hände segnend erhoben, und die Umschrift: „Hie gibt Erzbischofe Leonhart zu Salzburg, geboren von Keutschach, den Segen über das Stift Salzburger-Lande. A. D. 1515" — soll uns dieß Bildniß deuten.

Es bezieht sich ja, wie bekannt, Darstellung und Umschrift auf die Vision, welche vom Erzbischofe Leonhard erzählt wird; daß er nämlich während seines Aufenthaltes auf der Festung, welche er in den letzten Jahren seiner Regierung fast gar nicht mehr verlassen hat, eines Tages, da er eben mit Plänen für seines Erzstiftes Wohl beschäftiget, in dem Fürstenzimmer auf und ab ging, sich selbst, am Fenster stehend, und seine Hände segnend über das Erzstift ausstreckend, erblickt habe.

Es ist unnöthig, hierzu einen Komentar zu liefern; denn Leonhards Regierung war wohl unbestritten die gesegnetste Salzburgs; der lange dauernde Friede des Landes, die stets glücklich beigelegten Zwiste mit den schlimmsten Nachbarn, den Herzogen von Baiern, der eben damals wunderbar aufblühende Bergbau in Gastein, besonders durch die unermeßliche Ausbeute Weitmosers, zu dessen Emporkommen ja doch Leonhard den Grundstein gelegt hatte, und der daraus fließende reiche Abgaben-Betrag für die erzbischöfliche Kammer waren zu triftige Momente, den frommen Erzbischof in Anschauen einer glücklichen Zukunft seines geliebten Erzstiftes schwelgen zu lassen; und was er im feierlichen Augenblicke gesehen, was vielleicht im Drange der Streitigkeiten mit seinem nach Säcularisation trachtenden Domcapitel, ihm als einzige Beruhigung seines Gewissens vorschwebte, das wollte er auch zum bleibenden Angedenken, wie es Sitte des Landes war, im Marmorgebilde verewiget wissen. — Bis auf unsre Tage erhielt sich die Werthschätzung der unter Leonhards segensvoller Regierung geprägten Gold- und Silbermünzen; und wo man immer des Keutschacher-Wappens ansichtig wird, da wird auch der Rübler gedacht, der besten ungarischen und rheinischen Gulden aus Salzburger Gold, und der halben und ganzen Thalerstücke, Patzen und Pfennige aus vollwichtigem Silber. Dieses Gepräge haben seitdem nicht bloß Kaufleute und Mäkler freudigst honorirt, sondern von Geschlecht zu Geschlecht behielten die Keutschacher Münzen einen absonderlichen Werth; denn Leonhard Keutschach, der liebe fromme Erzbischof, hatte ja seinen Segen darüber gegeben, und wo immer noch

solche Münzen sich vorfanden, man bewahrte sie als Heckethaler, und vererbte sie als Familien-Erbstücke von Geschlecht zu Geschlecht; davon können unsere Numismatiker reden, welche wohl am besten wissen, wie hoch Keutschacher-Thaler im Werthe stehen. Diese Erinnerungen blieben — sie hafteten an Gold und Silber — während das Monument selbst, sogar unter Einheimischen, den Eindruck der Sage, die Bestätigung der geschichtlichen Kunde, die Wahrheit heimischer Deutung verlor.

Um so mehr dürfte daher eine Zurückweisung auf den Ursprung dieses Monumentes und eine nähere Beschreibung desselben in den Kreis unserer Forschungen gezogen werden. Es stellt uns Leonhard dar in der feierlichen Handlung seiner hohen kirchlichen Würde: Er steht, in hoch erhabener Arbeit in rothem Marmor gemeißelt, in Lebensgröße, mit Dalmatika und Casula angethan, darüber das Pallium, und erhebt liebevoll segnend die Hände. Zu unterst liest man auf einem zierlich gebogenen Streifen die oben gegebene Inschrift in erhabenen Lettern und darüber tritt mannigfaltiges Laubwerk hervor; zwei Engel halten hinter der Hauptfigur einen Vorhang, über diesen wölbet sich ein Baldachin aus drei gebrochenen Kreisen mit doppelter Rippe, oder demselben ein flacher Fries mit der Jahreszahl, und die dreieckigen Zwischenräume zeigen Brustbilder mit Schriftrollen. An den Ecken der Platte sehen wir auf der einen Seite zu unterst einen sitzenden Löwen mit dem Wappen des Erzstiftes, und auf einer Cosole stehend den heil. Rupert von einem Baldachine überwölbt, dessen pyramidale Spitze sich unter einem Menschenkopf verliert, welcher, wieder eine Cosole bildend, die unbefleckte Jungfrau trägt, beschattet von einem dreikantigen, zart durchbrochenen Baldachin. Zur andern Seite sitzt symmetrisch wieder ein Löwe, mit dem Familienwappen der Keutschacher, worüber abermals die Figur eines Bischofs, und zu oberst der die himmlische Botschaft kündende Erzengel Gabriel erscheinet. In vertieften eckigen Nischen aber stehen rechts und links der Hauptfigur zwei Diaconen auf, über die Mittelabtheilung vertretenden Fußgestellen. Der Diacon hält das Evangeliumbuch, auf dessen Deckel die Kreuzigung Christi angebracht ist; der Subdiacon hält den Legatenhut und das mit dem Bildnisse des gekreuzigten Heilandes verzierte Legatenkreuz. Ueber diese drei Abtheilungen spannt sich ein Segmentbogen, welcher sich auf zwei achteckige Säulen stützt, und in einem ziemlich flachen Giebel ausläuft. An den Knäufen der Säulen sind je vier Brustbilder, welche verschlungene Schriftrollen halten. Die Säulen sind von Marmor, Bogen und Giebel so wie der Hintergrund der beiden Seitennischen sind Mauerwerk. — Das Ganze bildet ein gefälliges Tritikon, wodurch es vorzüglich als kirchliches Monument auffällt. Es ist so ziemlich gut erhalten, und was am unteren Theile des Pastorales, am Pallium und Legatenkreuze mangelt, würde sich mit wenigen Kosten stylgemäß ersetzen lassen.

Was nun das Kunstwerk, seinem Werthe nach beurtheilt, angeht, so müssen wir bezüglich der Anordnung des reichen Faltenwurfes und der vielen Details an der Infel, dem Pastorale und dessen Schnecke, jene mit der Kreuzigung Christi, diese mit dem Brustbilde Mariens und dem Jesuskinde geziert, so wie ferners des mit dem Dornenhaupte Christi verzierten Velums und des vielen Zierrathes der Casula, der Knorren, der Baldachine, und endlich des Ausdruckes sämmtlicher Köpfe offen gestehen, daß diese Plastik zu den vorzüglicheren aus dem Ende der germanischen Epoche gehören. — Auffallend ist nur der Umstand, daß wir die Hauptfigur in halberhabener, die Nebenfiguren in ganzer Arbeit ausgeführt finden, so daß man leicht auf die Vermuthung geführt werden könnte, der Hauptheil habe früher für sich allein bestanden, und die Nebenfiguren seyen sammt dem Segmentbogen erst später hinzugefügt worden.

So unbegreiflich es ist, wie dieses schöne Monument bisher selbst von Künstlern und Kunstkennern ignorirt werden konnte, eben so sehr ist es zu verwundern, daß selbes der Zerstörungswuth, welche doch an so vielen andern kirchlichen Monumenten die frevelnde Hand angelegt hatte, noch glücklich entgangen ist. Sollte wirklich die Unkenntniß seiner Bedeutung und seines geschichtlichen Ursprungs, und die Größe, welche keinen Transport erlaubte, der rettende Schutzengel gewesen seyn?

Fast möchte es so scheinen, wenn nicht auch einige andere Sculpturen, welche den einstmaligen Centralisations-Maximen doch nichts in den Weg gelegt hätten, einer Verschleppung entgangen wären. Es sind dieß die oben dem Monumente befindlichen Reliefe: Christus am Kreuze mit Maria und Johannes, und der heil. Christoph oder dem Eingange in das Georgenkirchlein, und in diesem selbst die zwölf Apostel mit dem Heilande, sämmtlich lebensgroße Gestalten in Basrelief, an den Wänden eingemauert, davon aber leider der Heiland durch einen modernen Altar verdeckt ist, dessen Gemälde, den heil. Georg vorstellend, von Franz de Neve ganz leidentlich gemalt, nichts weniger als ein Ersatz für die geringschätzige Beiseitesetzung dieser Sculptur ist.

P. J. G.

Notizen.

— Der „Lloyd“ vom 2. August berichtet aus Wien vom nämlichen Datum: Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften hat die Organisirung eines meteorologischen Beobachtungssystems beschlossen, das sich über die gesammte österreichische Monarchie ausbreiten soll, und den Zweck hat, die Erforschung der für wissenschaftliche und practische Untersuchungen gleich wichtigen climatologischen Verhältnisse der Monarchie anzubahnen. — Sie wurde durch das großmüthige Anerbieten des Herrn Sectionschefs Baumgartner, ihres Vicepräsidenten, welcher den als solcher ihm ausgeworfenen Gehalt für diesen Zweck zu ihrer Verfügung stellte, in den Stand gesetzt, eine gehörige Anzahl von Instrumenten anfertigen zu lassen, welche mit den Normal-Instrumenten verglichen, und an die Beobachter vertheilt werden. In jede Station wird ein Barometer, zwei Thermometer und ein Regenmesser geschickt. — Auch andere Personen aus verschiedenen Provinzen, denen es darum zu thun ist, eine genaue Einsicht in die climatologischen Verhältnisse ihres Gebietes zu erlangen, haben sich hierbei betheiligt, und werden von der Akademie aus mit Instrumenten unentgeltlich versehen. Die Leistungen der Beobachter sind durchaus freiwillige, es findet kein Zwang und auch keine Remuneration statt. Da die Akademie die Ueberzeugung hegt, daß es außer den ihr bereits bekannt gewordenen Beobachtern noch viele gibt, welche sich entweder schon jetzt mit solchen Beobachtungen beschäftigen, oder daran Theil zu nehmen wünschen, die aber noch nicht zu ihrer Kenntniß gelangt sind, so hat sie beschlossen, über dieses Unternehmen in den öffentlichen Blättern eine Mittheilung zu machen, und ist bereit, jene, welche sie hiezu für geeignet hält, mit verlässlichen Instrumenten noch weiter zu versehen.*) — Mit diesem Beobachtungssysteme hat die k. k. Akademie noch eine andere Veranstaltung verbunden. Bekanntlich hängt die Wassermenge, welche ein Hauptfluß führt, theils von der Menge des Regen- und Schneewassers ab, das ihm unmittelbar zugeführt wird, theils von jenem, das ihm die Nebenflüsse mittelbar mittheilen. Kennt man die Veränderungen dieser unmittelbar und mittelbar zugeführten Wassermenge und die Geschwindigkeit in den Nebenflüssen und im Hauptflusse, so ist man in den Stand gesetzt, etwaiges Hochwasser an einem bestimmten Orte des Hauptflusses einen oder mehrere Tage vorherzusehen, und sogar die Höhe eines solchen überschwenglichen und gar gefährlichen Standes voraus zu verkünden. — Diese Betrachtungen führten die Akademie zu dem Entschlusse, unabhängig von den sonstigen meteorologischen Hauptstationen, an mehreren an der Donau und ihren Nebenflüssen gelegenen Orten, vorderhand an dem Inn, der Salza, Traun, Steier, Enns, Erlaf, Kamp, regelmäßig Beobachtungen der Regenmenge und des Wasserstandes anstellen zu lassen, und die Einleitung zu treffen, daß ein ungewöhnlicher Zufluß nicht in sonst regelmäßig bestimmten Perioden, sondern allsogleich, und mit möglichster Geschwindigkeit im Hauptbureau in Wien angekündiget werde. — Die Akademie hofft durch diese Einleitungen in den Stand gesetzt zu werden, in Kurzem den Zusammenhang zwischen dem Stande der Donau in den höher gelegenen Orten, und jenen der Nebenflüsse mit dem Stande dieses Stromes in Wien genau kennen zu lernen, und somit auf einen gefahrdrohenden Wasserstand der Donau vorhinein, zu rechter Zeit aufmerksam machen zu können.

— Am 1. Oktober und den folgenden Tagen läßt die Direction des Thorwaldsen'schen Museums in Kopenhagen einen Theil der nachgelassenen Werke des Bildhauers öffentlich versteigern. Die zu verkaufenden Gegenstände bestehen zum Theil aus Doubletten seiner Arbeiten, theils aus verschiedenen werthvollen Sachen, welche Thorwaldsen in seinem Testament selbst für den Verkauf bestimmt hat. Ein Catalog über dieselben ist erschienen, und wird wahrscheinlich durch den Buchhandel gratis zu beziehen seyn.

— Aus demselben sind besonders hervorzuheben: 28 Marmorstatuen und Reliefs, unter denen sein Ganymed, kniend Jupiters Adler tränkend, Amor stehend; von den Reliefs seine bekannten: die Nacht, der Sommer, der Frühling ꝛc.; ferner eine Menge Gypsmodelle, Skizzen, Marmorblöcke, eine Sammlung Kupferstiche, Medaillen, einige Bildhauerinstrumente ꝛc.

— Erfindung. Durch eine neue Destillirmethode ist man in England dahin gekommen, dem Torf einen wallrathartigen Stoff abzugewinnen, der sich trefflich zu Kerzen eignet. Eine solche aus Torf erzeugte Kerze, die als Muster in die Parlamentssitzung gebracht ward, hat die ganze Dauer der Sitzung über mit glänzendem Lichte gebrannt. Hr. Owen, der Erfinder, behauptet, daß sich aus 100 Tonnen Torf mit einer Auslage von 20 Pfd. solcher Stoff im Werthe von 91 Pfd. Sterling gewinnen lasse. Irland hat bekanntlich Millionen Acres von Torfgrund. Der Nutzen, wenn sich die Erfindung bewährt, wäre hiernach ein unermeßlicher.

— Electrisches Licht. — Am Abende des 24. Juli wurde in Paris der erste Versuch mit electrischem Lichte gemacht, und zwar in einer Laterne, wie sie der Gasbeleuchtung dienen. Die Wirkung war außerordentlich an Glanz und Helligkeit. Tausende von Spaziergängern hatten sich vor dem Platze de l'Etoille versammelt, um das Experiment mit anzusehen.

— Römische Alterthümer. — Bei Ottenhausen in der Schweiz ist nach Bericht der „Schweizer-Zeitung“ eine antike römische Wohnung entdeckt worden. Bis jetzt ist nur ein kleiner Theil derselben aufgedeckt, und die Räume der Gemächer auf dem südlichen Theile des Hauses lassen vermuthen, daß man nur einen Seitentheil des größeren Bauwesens angebrochen habe. Die Mauern sind nicht mächtig, aber unzweifelhaft echt römisch; eben so die vielen Dachziegeln im Schutte, in welchem selbst ein Stück der al Fresco gemalten Wandverkleidung (jedoch ohne künstliche Verzierung) sich vorfand. Unter vielen alten Geräthschaften für Hausbedarf und Landbau sieht man auch einen sehr wohlerhaltenen, broncenen Mercur. Der Guß ist hohl und aus zwei Stücken, der Figur und dem Postamente, bestehend. Der Fund will von dem Finder, Hrn. Schniper von Ottenhausen, der fünförtigen, geschichtforschenden Gesellschaft abgetreten werden.

*) Bekanntlich werden solche meteorologische Beobachtungen in Kärnten schon seit längerer Zeit von Mitgliedern der hierländigen k. k. Landwirthschaftsgesellschaft, namentlich zu Klagenfurt, zu Sagrig, am Radsberge und an der Obir vorgenommen, und auch in den Blättern der genannten Gesellschaft veröffentlicht. R. d. R.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 67. Klagenfurt, Dinstag den 21. August 1849.

VT CVnCta LaeTa eVenIant IMperatorI
franCIsCo IosephO
CLebICI enIXe eXoptant praeCIbVs.
Guttaring, 17. August 1849. J. D.

Der Kärntner am Morgen des 18. August 1849.

Wie die heimathlichen Alpenspitzen glühen
In des jungen Morgens erstem Sonnenstrahl',
Eine Glorie die Rosenwölkchen ziehen
Um der Himmelssäulen ew'gen Schimmerwall:
Grüßt der Kärntner dankerfüllt in Lieb' und Treue
Heut' zum erstenmal den Tag mit heil'ger Weihe,
Der uns einst als blüthumrankten Hoffnungsstab
Liebend unsern jugendlichen Kaiser gab.

Die Erinnerung an jene schönen Stunden,
Da der junge Prinz auf unsern Alpen stand,
Pranget in des Kärntners Denkbuch blüthumwunden
Als ein hoher Festtag — als ein Unterpfand,
Daß Er keines seiner Kinder wird vergessen,
Denn Er kann ihr Wohl und Wehe richtig messen,
Und wie steigerte dadurch sich das Vertrau'n,
Welten lassen sich auf diesen Glauben bau'n!

Oft rückblickend auf der Verzeit helle Tage,
Auf die Tage einstiger Selbstständigkeit,
Mied der Kärntner immer doch die laute Klage
Um der Heimath längst entschwund'ne gold'ne Zeit.
Aber schlummernd lag der heiße Wunsch verborgen,
Treu' und Liebe trug geduldig Last und Sorgen,
Hoffend, daß nicht fern' die Langersehnte sey,
Daß wir unter Habsburgs Panner werden frei.

Endlich schlug die heißersehnte frohe Stunde,
Unbegränzter Jubel folgte rauschend nach,
In des Wiegenlandes felsumschloß'ner Runde
Wurden tiefempfund'ne Dankeslaute wach;
Segnend laut den Geber, der zu Aller Frommen
Unserm Wunsch und Bitten liebend nachgekommen;
Heißer schlägt des Kärntners wahrhaft treues Herz,
Aug' und Hände hebt er dankend himmelwärts.

Darum bringet auch vor vielen Millionen
Heut' der Kärntner seine reinsten Grüße dar
Diesem Tag, wo seine Treue zu belohnen,
Joseph Franz, schon allgeliebt, geboren war.
Darum kämpfen auch für Oest'reichs Ruh' und Frieden
Seine Söhne heldengleich in Ost und Süden,
Denn es leuchten uns'res Glückes Sterne nah',
Darum jubelt, treugesinnt, Carinthia!

J. M. M.

Verleitung zur Habsucht und ihre Folgen.*)

Erzählung.

I.

In einer kleinen aber für den Handel günstig gelegenen Stadt des deutschen Nordens bestand ein Handlungshaus, dessen Name ein in der Handlungswelt geachteter, dessen Verbindungen weit ausgedehnt waren. Zwei eng verbundene Männer, Compagnons, wie die Handelssprache ein solches Verhältniß wohl zu bezeichnen pflegt, standen diesem Hause vor, zwei Männer an Jahren, Schicksal und Charakter sehr ungleich. Herbst, der Aeltere der Beiden, und nach dem das Handlungshaus die Firma „Herbst und Compagnie" führte, war grämlich, wortkarg, das Geld über die Maßen liebend, auf seinen Namen in der Handelswelt, auf die Achtung, deren seine Unterschrift in allen Börsen genoß, stolz, wie nur ein Junker es auf seine sechzehn Ahnen seyn kann und in diesem Geldstolze Aermere oft schnöde genug mißhandelnd; von Haus aus im Wohlstand erzogen, hatte er nicht durch Erfahrung jemals kennen gelernt, was bittere Sorge, was Noth heißt, und ihm

*) Aus dem „Oesterr. Volksblatte."

fehlte jener menschliche Sinn, jener Verstand des Herzens, wie man es nennen möchte, der sich aus der Behaglichkeit des Ueberflusses, aus dem gesicherten Besitz hinzudenken vermag in die Hütte des Armen, an das schlaflose Bett des rastlos Strebenden, des erfolglos sich Mühenden, um zu mildern, zu helfen, die kräftige Hand zu bieten. Doch war Herbst trotz seines Hochmuthes und seines Mangels am mildem Sinne das, was in der Welt „ein guter Mann" bedeutet; er drückte Keinen, erlaubte sich kein Unrecht, mit seiner Frau hatte er in der friedlichsten Ehe gelebt, den einzigen Sohn, den sie ihm hinterlassen, liebte er innig und bethätigte ihm diese Liebe in seiner Weise, das heißt, er mühte sich aus allen Kräften, so viel Geld als möglich für ihn zu sammeln.

Ganz anders, als dieser Herbst, in dessen Wesen all die Schwächen, all die Häßlichkeiten, aber auch die guten Eigenschaften sich spiegelten, die dem Menschen wohl anzukleben pflegen, der in kleinen ruhigen Kreisen sich bewegt, das Herz nicht erhoben, nicht erschüttert von großen Freuden, von gewaltigen Leiden, war sein Geschäftsgenoß Ernst Wittig; sein Wesen in wenig Worten zu bezeichnen würde nicht möglich seyn, es mag aus dem Verlaufe dieser Erzählung hervorgehen. Den Vater hatte er nie gekannt, seine Mutter erinnerte sein Daseyn selbst an einen Fehltritt, der ihr ganzes Leben zu einem traurigen, an Mißgeschick, an Entbehrungen und Kummer überreichen hatte werden lassen. So wuchs er in freudeloser Jugend auf, aber was dem Jahre der Frühling, das ist die Jugend dem Leben des Menschen; wie selten sind die Jahre gesegnet, da die Frühlingsmonate voll Sturm, voll Regen allein waren, da neidische Wolken die Maisonne stets gebannt hielten, daß ihr Lächeln nicht erfreuen konnte! So auch wird das Leben selten ein gutes, selten ein wahrhaft fruchtbringendes werden, dessen Jugend trüb, gedrückt, von keiner Liebe der Aeltern, der Geschwister, Befreundeter verklärt werden ist. — Fünfzehn Jahre war Ernst Wittig alt, als er bei dem Vater Herbst's in die Lehre trat; der junge Herbst, ein stattlicher, junger Mann, stand damals dem schon alten Vater als Geschäftsgenoß zur Seite. Er unterwies den Lehrling, er erkannte bald dessen kaufmännischen Sinn, dessen strenge Ordnungsliebe, dessen eisernen Fleiß, aber in seinem Wesen lag nichts Aufmunterndes, er hatte kein freundlich anerkennend Wort für den Knaben; thut er ja doch nichts mehr als seine Schuldigkeit, dachte er, und haben wir ihn nicht genommen ohne Lehrgeld, lassen wir ihn nicht das Gnadenbrod essen? Herbst's Vater starb und er allein an der Spitze seines Geschäftes, breitete dasselbe mehr und mehr aus, größere Unternehmungen wurden mit kluger Berechnung ausgeführt, daneben wurde der kleine Verkehr, der Verkauf, der bei Groschen und Pfennigen einen sichern Gewinn abwirft und so das Wagniß größerer Speculationen deckt, erweitert; Herbst's Laden war der besuchteste in der Stadt, seine Kunden zählte er unter den Ersten unter den Honoratioren, wie sie die herkömmliche Sprache bezeichnet, die so Ehre, Stellen, Geld und Ordensbänder in der wunderlichsten Weise zusammenknetet. Ernst Wittig hatte indessen seine Lehrzeit vollendet; mit fünf langen Lehrjahren hatte er es abverdienen müssen, daß sie ihn ohne Lehrgeld genommen hatten. Herbst erkannte wohl, wie förderlich ihm der Lehrling gewesen war, wie er den vermehrten Verkehr im Kleinverkauf zum größten Theil seiner Emsigkeit verdankte, er nahm ihn als Gehilfen mit einem spärlichen Gehalte wieder in seinen Dienst. Eine rastlose Thätigkeit war Wittig zum Bedürfniß geworden, die andern Gehilfen gingen in ihren Freistunden in ihr elterliches Haus, einer von ihnen hatte eine Braut. Ernst hatte Niemand, der Antheil an ihm nahm, ihn empfing kein elterliches Haus, für ihn schlug kein Herz in Liebe. Seine Freistunden waren wieder Arbeit, er trieb Sprachen, Handelswissenschaften. Der größte Luxus, den er sich erlaubte, waren Bücher, die ihn über kaufmännisches Wissen belehren konnten; sie studirte er emsig, aber nie kam ein Dichterwerk in seine Hand, die edelsten Hervorbringungen des menschlichen Geistes waren für ihn nicht vorhanden. Der starre Nutzen war sein Gott allein. Wie der Bergmann Leitern zu Leitern fügt, mühsam hinabzukommen in den dunkeln Schacht, der ihm Gold und Silber birgt, so und nur so allein trieb Wittig seine Studien, daß sie ihm nützten, daß sie ihm Gold, daß sie ihm Besitz verschafften. Zu seinem Geschäftsherrn stand er, trotz der vielen Jahre, die sie nun schon mit einander verlebt hatten, noch immer ganz fremd; in allen auf das Geschäft bezüglichen Dingen fragte Herbst seinen Gehilfen oft um Rath; Freundlichkeit, Wohlwollen bewies er ihm nie, „er ist brauchbar, sehr brauchbar," sagte er sich, „aber er bekommt ja auch einen schönen Gehalt.

2.

Jahre auf Jahre vergingen so, Herbst war Wittwer geworden, und nur die kecke fröhliche Knabenstimme seines einzigen Sohnes Wilhelm tönte bisweilen durch das Geldzählen und Waarenabwiegen, durch das Geräusch der Fäßer und das Kritzeln der Schreibefedern. Wittig indessen dachte daran sich zu verheirathen, er gesiel einer Handwerkerstochter, sie war Waise, gleich ihm, aber das einzige Kind ihrer Aeltern, besaß sie einiges Vermögen. Er liebte sie weiter nicht, aber der Ehestand schien ihm behaglicher, als das einsame Junggesellenleben, auch das Vermögen des Mäd-

chens reizte ihn, mit ihm konnte er sich Unabhängigkeit erwerben. Das Paar war bald einig geworden, die Tochter des Handwerkers hatte gern eingewilligt; Kaufmannsfrau zu werden schmeichelte ihrer Eitelkeit nicht wenig. Er verlangte von Herbst seine Entlassung. „Was wollen Sie denn unternehmen?“ fragte ihn dieser.

„Anna Maria Edler, die einzige Tochter des verstorbenen Bäckers, ist meine Braut, mit ihrem Vermögen, mit dem Wenigen, was ich mir ersparen konnte, denke ich ein selbstständiges Geschäft zu gründen; es sind hier sieben Specerei- und Speditionsgeschäfte im Orte, es wird sich auch noch mit einem achten thun. Ich habe regelmäßig gelernt, bin bei der Gilde eingeschrieben und ausgeschrieben, meine Braut ist eine hiesige und eine Bürgerstochter, man wird mir die obrigkeitliche Erlaubniß zur Gründung eines Geschäftes gewiß nicht versagen.“

„Nein, nein, gewiß nicht, ich freue mich, daß es Ihnen mit der Heirath so geglückt ist.“

Am Morgen hatte Wittig seinem Herrn gekündigt, Mittags am gemeinschaftlichen Tische war dieser noch einsylbiger, als er es gewöhnlich zu seyn pflegte. Nachmittags verließ er das Comptoir früher, als sonst. Er wolle einen Gang in's Freie thun, er müsse sich etwas überlegen, sagte er seiner Haushälterin. Andern Tages, als er seiner Gewohnheit nach sehr frühe in's Comptoir kam, trat er freundlich auf Wittig zu, der mit dem Hauptbuche beschäftigt war.

„Herr Wittig,“ sagte er; „darf ich Sie wohl bitten, vor Tische ein Stündchen zu mir herauf zu kommen, ich habe Wichtiges mit Ihnen zu überlegen.“

Es war das erste Mal in seinem Leben, daß Herbst ihn, seinen ehemaligen Lehrling, Herr nannte.

Die Zusammenkunft in Herbst's Zimmer dauerte lange; er stellte Wittig vor, wie zu weit getriebene Concurrenz nur das Geschäft zersplitterte, neben den schon bestehenden Handlungen werde eine achte schwer aufkommen können, er erbot sich, seinen Gehalt um einen Drittel zu erhöhen, wenn er sich zu fernerem Bleiben in seiner Handlung auf eine Reihe von Jahren verpflichten wolle. Wittig durchschaute leicht die Quelle, aus der die Warnung vor der Gründung eines Geschäftes floß, er war sich der Dienste recht wohl bewußt, die er der Herbst'schen Handlung geleistet, er wußte, es lag in seiner Hand, manchen Kunden zu sich herüberzuziehen, sich mancher einträglichen Verbindung zu versichern. Er lehnte die angebotene Vermehrung seines Gehalts ab, er sehne sich nach Unabhängigkeit.

„So gibt es denn kein Mittel, Sie meinem Geschäfte zu erhalten, Herr Wittig?“, sagte Herbst nach langem Gespräche.

„Eins gibt es.“

„Und welches, und welches?“

„Wenn Sie in Zukunft nicht mehr mein Geschäft, sondern unser Geschäft sagen wollen.“

„Wie verstehen Sie das?“

Wittig setzte dem Andern nun ruhig auseinander, wie er jetzt einiges Geld, fünftausend Thaler, das Vermögen seiner Braut, dann achthundert Thaler, die er sich während seines zehnjährigen Dienstes als Gehilfe erworben habe, in das Geschäft einschießen könne. Herbst solle ihn als Compagnon annehmen, er wolle nicht mehr verlangen, als sein kleines Vermögen gut verzinst und einen mäßigen Gewinnantheil für seine Mühen.

Herbst erbat sich den Nachmittag zur Bedenkzeit; er konnte sich den tüchtigen, geschäftsgeübten Arbeiter erhalten, er konnte sich einen gefährlichen Concurrenten ersparen, es kam ihm sauer an, das alleinige Regiment in der Handlung aufzugeben, doch entschloß er sich dazu.

Am folgenden Tage war wieder eine lange Zusammenkunft auf Herbst's Zimmer; dieser empfing Wittig mit den Worten: „schlagen Sie ein, Herr Wittig, von Ultimo Juni an heißt dieses Geschäft Herbst und Compagnie!“

Dann wurden die näheren Bedingungen verabredet, ein Benachrichtigungsschreiben an die Handelsfreunde entworfen, das von der Veränderung im Herbst'schen Geschäfte berichtete, und wie Wittig's Unterschrift jetzt gleiche Geltung habe mit der Herbst's, wie sein Wort gleich viel gelte, als das des Andern.

Als dieses in Ordnung war, dachte Wittig ernstlich an die Begründung seiner Häuslichkeit; auch hier waltete sein eng begränzter, sein auf das Nützliche vorherrschend gerichteter Geist vor. Ordentlich, solid, auf lange Dauer berechnet, ward alles Hausgeräth angeschafft. Den Einwendungen seiner Braut, die nach Mädchenart das Schmucke, das Zierliche vorziehen mochte, entgegnete er in seiner kurzen Weise: „Liebes Kind, laß uns fünf Jahre älter seyn, und an die Stelle dieser eichenen Tische, dieser Strohstühle sollen Luxusmöbeln treten, jeder Thaler, jetzt meinen Summen in Geschäft entzogen, ist allzugroßer Verlust. Laß mich nur gewähren, ich war ein armer Schlucker und hab' Freude daran, endlich mich behaglich zu betten, aber nichts übereilt, nichts übereilt!“

Die Hochzeit wurde in den engen Räumen gefeiert, welche das junge Ehepaar fortan bewohnen wollte. Herbst und die Gehilfen aus dem Geschäfte waren eingeladen zu der bescheiden gehaltenen Feier. Bei Tische saß Herbst neben dem Bräutigam: „So ist's Recht,“ sagte er ihm halblaut, „so ist's recht, hübsch bürgerlich, hübsch bescheiden Alles bei Euch. Ihr

habt sehr von der Picke auf dienen müssen, Freundchen, 's ist hübsch, daß Ihr das nicht vergeßt. Dünkt es mich doch noch, als ob's gestern wäre, wie Ihr herkamt in unser Haus zu Fuß vom Dorf hergelaufen; ich wollt' Euch einen Groschen schenken, als der Vater, Gott hab' ihn selig, sagte: nicht doch, Heinrich, es ist ja unser neuer Lehrling, den wir auf des Herrn Pfarrers Empfehlung nehmen um Gotteswillen. Und nun! Ihr habt Glück und führt die Braut heim, eine recht hübsche Braut. Freilich eng, sehr eng habt Ihr's noch, die Zimmer sind klein, je nun, man muß sich strecken nach der Decke, sagt das Sprichwort, und Ihr, Freundchen! habt's doch weit genug gebracht von Nichts herauf!"

Ueber Wittig's sonst so kalte, ruhige Züge lagerte sich der Ausdruck des bittersten Zornes, höhnisch zuckte es in seinen Mundwinkeln — aber nur einen Augenblick, — dann faßte er sich wieder: „Ja, Herr Compagnon, mir hinterließ der Vater kein blühendes Geschäft, wie der Ihrige, ich habs' mir sauer werden lassen müssen in der Welt. Meine Wohnung ist eng, Sie haben ein schönes Haus, auch geerbt vom seligen Vater; nur Geduld, nur Geduld, ich bring's auch wohl noch dazu. Komm' Anna," rief er seiner Braut zu, „stoß still mit uns an, es ist sehr eng in unserer kleinen Wohnung, wie Herr Herbst eben bemerkt; auf unser Glück! Es leben die Zimmerleute und Maurer, ich hoffe, ich erleb's noch daß wir das schönste Haus in der Stadt haben!"

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

— Man schreibt aus Winterthur, 7. August: Diesen Nachmittag beobachtete man hier eine ungewöhnliche Menge fliegender Ameisen, die sich im Sonnenschein einzeln flimmernd oder in ganzen Wölklein bewegten. Der Boden lag überall, in der Stadt und der Umgebung, voll dieser geflügelten Thierchen, unter welchen man kleine rothe und lange schwarze, häufig auch geflügelte Weibchen bemerkte. Dieß Phänomen ist um so auffallender, da dieß Wirbeln und Schwärmen auch in den höhern Luftschichten wahrgenommen wird und seit etwa 2 Uhr nun schon bis gegen Sonnenuntergang andauert. Interessant wäre es von andern Orten her über die Ausdehnung dieser Erscheinung Notizen zu erhalten. Jedenfalls eine Uebertreibung von Freischärlerei! — Gleichzeitig wird aus Würtemberg, Schorndorf, 9. August, berichtet: Gestern Mittag zwischen 3 und 4 Uhr wurde hier eine seltene Naturmerkwürdigkeit beobachtet, indem wolkenähnliche Schwärme kleiner unbekannter Insecten in der Richtung von Nord nach Süd über die Stadt in der Höhe der Häuser hinweg zogen. Der Zug währte eine starkehalbe Stunde oder noch länger und hatte ganz das Ansehen unzähliger, sich in ihrer Fortbewegung auf- und abwickelnder Knäuel, was bei dem Standpunkte gegen die Sonne und der eigenthümlichen Durchsichtigkeit dieser Thierchen sich darstellte, als wären es Ausströmungen der Sonne. Sie hatten kaum die Größe einer Schnake, hellgelbe Körper und glänzend weiße Flügel. Daß die Deutung auf Cholera oder Preußen nicht lange auf sich warten ließ, versteht sich von selbst.

— Garibaldi's Gattin. Eine merkwürdige Erscheinung, die so ganz an die Seite Garibaldi's paßt, soll seine Frau seyn. Noch nicht dreißig Jahre alt, von üppigem Körperbau, mit lebhaften Augen und schwarz glänzenden Haaren, dürfte es wenige ihres Geschlechts geben, die ihr an persönlichem Muthe und an Entschlossenheit nahe kommen. Zwanzig Stunden lang saß sie oft zu Pferde an der Seite ihres Mannes, bei dem sie im Felde Adjutanten-Dienste versah, gleichsam wie im Fluge durch die Colonnen galoppirte, und seine Befehle den Corps von einem Ende zum andern brachte. Kurz vor der eigentlichen Capitulation Roms schickte Garibaldi seine vierte und fünfte Legion in das Gebirge, um sich selbst den Rückzug zu decken. Seine Frau war Capitän in der vierten. Als nun der Augenblick kam, wo er selbst geschlagen, die Stellung der beiden anderen benützen, und sich zurückziehen mußte, bildete die Legion seiner Frau die Nachhut. Während des beschwerlichen Marsches durch das Gebirge meldet man ihm plötzlich, daß die vierte Legion angegriffen sey, und auch Leonta (so heißt sie) im Feuer stünde. Dann ist der Feind nur zu beklagen, antwortete er ruhig, seit meine Frau die vierte Legion commandirt, kämpfen sie wie Löwen. Wenige Minuten darauf kam Madame auch wirklich mit ihrem blanken Säbel angesprengt, mit der Meldung, daß die Legion sich durchgeschlagen habe, und ohne einen bedeutenden Verlust erlitten zu haben zu den übrigen zugesetzen sey. — Garibaldi's Söhne befinden sich in seiner Vaterstadt Nizza, wo sie in einem Institute die militärische Erziehung erhalten. Garibaldi selbst ist ein Mann von 45 Jahren. Ein kräftiger Körperbau und schöne männliche Züge verschaffen ihm das mittelalterliche, ritterliche Aeußere, das Jeden in dem ersten Augenblick für ihn gewinnt. Die aufmerksame Sorge für jeden Soldaten seiner Legion sicherten ihm eine Zuneigung, die an die Stelle der Subordination tritt, und eine hinreichende Disciplin in seiner Bande erzeugte.

— Ueber den Antrag der Wiener Bürgerspitals-Verwaltung wurde jüngst im Gemeinderathe der k. k. österr. und kön. baier. Kammer- und Hofopernsängerin, Frau Maria v. Hasselt-Barth, so wie Hrn. Staudigl, Mitglied der k. k. Hofcapelle und des k. k. Operntheaters, in Anbetracht ihrer vieljährigen edelmüthigen Mitwirkung bei Productionen für humane Zwecke (den Wiener Bürgerspitals-Fond) die goldene Salvator-Medaille verliehen; gewiß eine Anerkennung, welche beide Künstler verdient haben.

— Herr Baron Zedlitz widerspricht in der Allg. A. Zeitung der in mehreren Journalen verbreiteten Nachricht, als sey er zum Dramaturgen des k. k. Hoftheaters ernannt worden.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Herd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 68. Klagenfurt, Sonnabend den 25. August 1849.

Verleitung zur Habsucht und ihre Folgen.

Erzählung.

(Fortsetzung.)

3.

Wittig's Eintritt in das Herbst'sche Geschäft als Theilhaber war diesem sichtlich zum Segen; damals wütheten die Napoleonischen Kriege durch Europa; was Tausenden Unglück und bitteres Elend brachte, schlug Einzelnen zum Glücke aus. Nicht umsonst hatte der neue Compagnon als Lehrling bei der ärmlichen Oellampe in der kalten Kammer, als Commis an den Sonntagen, während die andern zu Spiel und Zeitvertreib gingen, über den Büchern gesessen. Kundigen Auges vermochte er jetzt die Handelsverhältnisse zu übersehen, sie zu seinen Gunsten zu benutzen. Seine Ehe war ziemlich glücklich, seine Frau, ein harmloses, gutmüthiges Geschöpf, hatte ihn mit drei Kindern beschenkt.

Acht Jahre lang hatten Herbst und Wittig das Geschäft gemeinschaftlich betrieben, da starb Herbst. Er war zum Greise geworden in den letzten Jahren, von Schwäche und Krankheit mannigfach heimgesucht, und die wirkliche Leitung des Handlungshauses hatte seitdem fast ganz allein in Wittig's Händen gelegen. Kurz vor seinem Tode entwarf Herbst sein Testament; die Handlung sollte fortbestehen unter dem Namen Herbst's Nachfolger, und zur Hälfte für Rechnung seines Sohnes verwaltet werden. Zum Vormund Wilhelms, dieses seines einzigen Sohnes, aber setzte er seinen Geschäftsgenossen Wittig ein, und derselbe sollte dessen Vermögen bis zu seinem einundzwanzigsten Jahre, wo er nach Landesbrauch mündig werde, verwalten nach bestem Wissen und Ermessen. „Und hoffe ich," lautete es in dem Testamente, „mein Freund Wittig werde sich, was mein Vater selig und was ich, der anjetzt Testirende, seit vielen Jahren ihm Gutes und Liebes erwiesen, dankbarlich erinnern und dasselbe an meiner einzigen Waise zu vergelten trachten."

Wittig las dieß Testament mit ganz andern Gefühlen, als der es verfaßt, wohl hatte bezwecken wollen; „wie einen Sclaven haben sie mich gehalten und der alte Narr spricht von Güte und Liebe," sagte er sich. „Dankbarkeit! was ich ward, ward ich durch mich, durch diesen eisernen Fleiß, der mich vor der Zeit altern läßt; habe ich's ihm nicht abtrotzen müssen, was ich erhielt, nicht abzwingen dadurch, daß ich ihm unentbehrlich wurde? Und wie sah er immer auf mich hernieder, wie manch demüthigend Wort brachte mir seine üble Laune, wie viel demüthigender noch war mir seine Freundlichkeit. Dankbarkeit!"

Der kleine Wilhelm, der jetzt in Wittig's Obhut kam, ein vierzehnjähriger Bube, hatte alle Fehler und Untugenden eines verzogenen, einzigen Kindes in sehr reichem Maße. Wittig nahm ihn zu sich in's Haus, er sollte mit seinen Kindern gemeinschaftlich Unterricht haben. Von Wittig's drei Kindern war Marie die älteste, neun Jahre alt, zwei Knaben waren jünger. Die Kinder waren schüchtern und still, Wittig liebte sie wohl, aber seinem ewig rechnenden, ewig auf Geld und Gewinn gerichteten Sinn war es nicht gegeben, Kinderherzen zu sich heranzuziehen; die Mutter war eine gute, aber sehr beschränkte Frau.

Der verstorbene Herbst hatte, wie viele Menschen, die auf Geld und Besitz einen übertriebenen Werth legen, seinem einzigen Sohne nicht genug vorerzählen können, wie er für ihn sorge, und sich abmühe, wie er einmal sehr reich werde, reicher selbst, als die Söhne der adeligen Justizräthe in der Stadt, und dieses ewige Erzählen und Prahlen war auf einen fruchtbaren Boden gefallen. Wilhelm hielt sich schon für etwas bedeutend in der Welt, weil er seiner Meinung nach viel besaß, er war anmaßend, absprechend, und lernte weit weniger, als er bei den guten Anlagen, die er besaß, hätte lernen sollen. Doch war sein Herz noch nicht verdorben. Marie, Wittig's ältestes Kind, war oft seine Gespielin, die Kinder hatten sich gleich, als Wilhelm in's Haus kam, traulich an einander geschlossen; in Marie war das Ueberwachende, Erziehende, Mütterliche, wenn man das

Wort schon bei einem Kinde gestatten will, das edleren weiblichen Naturen eigen ist, schon früher erwacht, sie suchte dem Knaben manche Unart abzugewöhnen, sie bettelte von ihm für Arme manchen Groschen von dem Taschengelde, das ihm der Vormund sehr reichlich zufließen ließ.

Nach vier Jahren, die er in Wittig's Hause verlebt hatte, verließ es Wilhelm, um die nahe Universität zu beziehen. Gern sagte er der Stadt Lebewohl, in der er geboren war, was nur die erregte Phantasie eines Primaners von den Herrlichkeiten der akademischen Freiheit träumen kann, schwebte seiner Seele vor, als er das Zeugniß in Händen hielt, das ihn zum Abgange zur Universität befähigte. Und doch, in seinem Herzen war Etwas, das ihn heimlich fesselte an seine Vaterstadt. Als er von Allen Abschied nahm, stand Marie verlegen in einer Ecke, sie allein war es, die ihm von Herzen gut war in diesem Hause, er wußte es und von ihr ward ihm das Scheiden schwer.

Auf der Universität führte Wilhelm einen wahrhaft thörichten Lebenswandel, er suchte Gesellschaft nicht der Tüchtigsten, sondern der Vornehmsten, in Gelagen und Lustbarkeiten ward alle Zeit verschwendet; die Genossen ersahen bald des neuen Ankömmlings, des Fuchses, wie ihn die Studentensprache heißt, schwache Seiten. Zu Leichtsinnigen, die mit ihm leichtsinnig leben wollten, gesellten sich bald einige berechnende Bösewichter, die seine stets volle Börse methodisch leerten. Wilhelm hatte wenig sittliche Kraft, sein Vormund hatte ihm Lehrer gehalten für theueres Geld, aber die ernste Ermahnung, die liebreiche Sorge waren ihm stets fern geblieben. Das kleine Mädchen allzeit war ihm warnend zur Seite gestanden, sie war ihm jetzt fern; er schwamm fort im Strudel des leichtsinnigsten Lebens.

(Fortsetzung folgt.)

Der freie Bauer.

In österreichischer Mundart; von J. F. Castelli.*)

Sei's wie's sei,
Ih bin amahl frei!
Arbeiten wir ih wohl miass'n,
Arbeiten muß ja a Jeder,
Aner mit Händen und Fiass'n,
Der Andre mit Kopf und mit Feder,
Aber ih arbeit' für's Weib und für d'Kinder,
Und für dö thu ih's herzli gern,
Und es geht von der Hand mir ah g'schwinder
Als in G'schloß für den g'strengen Herrn;
Sei's wie's sei,
Ih bin amahl frei!

Sei's wie's sei,
Ih bin amal frei!
Meine Buab'n wern s ma nema
Freili a zun Soldad'n,
Aber ih will mih ned grema,
Mit wern s'kan Extra-Wurst brad'n,
Wern doh Patrontaschen tragen
Ah dö Buab'n von dö gnädigen Herrn,
Und für die Freiheit sich umaschlagen
Mit'n Feind'n thut ma ja gern;
Sei's wie's sei,
Ih bin amahl frei!

Sei's wie's sei,
Ih bin amahl frei!
Für d'Steuern wir ih ah weida
Aufmachen miass'n mein'n Beidl
Für Sterben und Zahlen is leida
Nindascht g'wachsen a Kräudl
Aber den Kaiser mein'n Herrn
Zahl ih recht gern meine Gaben,
Und er wird mehr nöd begehr'n
Als er nedi wird haben;
Sei's wie's sei,
Ih bin amahl frei!

Sei's wie's sei,
Ih bin amahl frei!
Wann d'Leut' ah sag'n ih kann d'Freiheit
Noh nöd begreifen in'n Leben,
Na! dös macht halt noh die Neuheit.
Mit der Zeit wird's a sich geben.
Was ih weiß, is ma schon gnua,
Ih derf kan Hundsleb'n mehr führen,
Und wann ih Unrechts nir thua,
Darf mih kan Mensch nöd kuniren;
Sei's wie's sei,
Ih bin amahl frei!

*) Aus dem österreichischen Volksboten.

Notizen.

— Gold und Silber in Oesterreich. Die „Austria" bespricht in einem längeren Artikel die Ausbeute an Gold und Silber und deren Ausmünzung in Oesterreich. Auf Grundlage der hiebei angeführten Daten wird schließlich der Betrag der mit Ende 1847 im Umlaufe gewesenen österreichischen Gold- und Silbermünzen berechnet. Wir entnehmen diesem Aufsatze im Auszuge die nachstehenden interessanten Thatsachen. In dem sieben und zwanzigjährigen Zeitraume vom J. 1821 bis mit 1847 wurden 147.835 Mark Gold (die Mark zu 366 fl. $53^{58}/_{71}$ kr.), davon 36.141 Mark auf Aerarial- und 111.694 Mark auf Privatwerken, ferner 2.465.512 Mark Silber (die Mark zu 24 fl.), davon 1.422.717 Mark auf Aerarial- und 1.042.795 Mark auf Privatwerken gewonnen. Die Ausbeute an Gold und Silber hat innerhalb des in Betrachtung gezogenen Zeitraumes sehr rasch zugenommen; denn es stieg jene an Gold von 3.512 Mark (im Jahr 1821) auf 7,607 Mark (im J. 1846) — im J. 1847 betrug sie 7.529 Mark — und jene an Silber von 64.398 Mark (im J. 1821) auf 115.681 Mark (im J. 1847.) — Innerhalb der 50 Jahre von 1798 bis mit 1847 wurden Goldmünzen im Werthe von 174,351,832 fl. und Silbermünzen im Werthe von 439,008,000 fl., also zusammen um 613,359,832 fl. ausgeprägt. Unter den Goldmünzen waren um 127 Millionen in Dukaten und unter den Silbermünzen um 162 Millionen in Zwanzigern. Die größte Ausprägung von Goldmünzen fand im Jahr 1834 mit

16,708,000 fl.*) und die geringste im J. 1801 mit nur 54,743 fl. statt; die größte Ausprägung von Silbermünzen erfolgte im J. 1802 mit 48,873,000 fl. und die geringste im J. 1815 mit 2,311,500 fl. — Von der obigen Hauptsumme kamen auf den 27jährigen Zeitraum vom J. 1821 bis mit 1847 140,764,322 fl. an Gold- und 130,120,374 fl. an Silbermünzen. Davon wurden ausgeprägt an Goldmünzen zu Wien 47,279,307 fl., zu Kremnitz 16,523,323 fl. (vorzüglich Dukaten), zu Nagybanya 1,007,344 fl. (bis zum J. 1828), zu Carlsburg 39,325,119 fl. (vorzüglich Dukaten), zu Mailand 24,929,370 fl. (vorzüglich Souverain'ors) und zu Venedig 11,699,869 fl. (vorzüglich Souverain'ors). An Silbermünzen in Wien 43,879,785 fl., in Prag 18,137,558 fl., in Kremnitz 22,154,094 fl. (vorzüglich Zwanziger), in Nagybanya 1,923,709 fl. bis 1828), in Carlsburg 14,518,032 fl. (vorzüglich Zwanziger), in Mailand 15,953,869 fl. (vorzüglich Lire) und in Venedig 14,553,327 fl. (vorzüglich Scudi). — Bei der Vergleichung der Gewinnung und der Ausprägung der edlen Metalle zeigt sich, wenn man von den italienischen Provinzen absieht, eine auffallende Regelmäßigkeit und Gleichförmigkeit. Es hat sich nämlich während der letzten 27 Jahre die Ausbeute an Gold und Silber verdoppelt, und eben so ist das Verhältniß der Gold- zur Silbergewinnung günstiger geworden, indem es in den ersten zehn Jahren wie 1: 18 bis 19 und in den letzten zehn Jahren wie 1: 15 stand, so, daß in der letzten Periode die Ausbeute an Gold und Silber dem Gewichte nach in demselben Verhältnisse erfolgte, wie es allgemein für die Erzeugung dieser edlen Metalle (15mal so viel Silber- als Goldausbeute) angenommen wird. Der Werth der Goldausbeute betrug in den letzten 11 Jahren gerade so viel, als jener der Silberausbeute. Im Durchschnitte der gesammten 27jährigen Periode aber ergab sich eine jährliche Goldgewinnung von 2 Millionen und eine Silbergewinnung von 2,190,000 fl. Dasselbe Gleichgewicht zeigt sich auch bei der Ausprägung, denn läßt man jene im lombardisch-venetianischen Königreiche außer Acht, so betrug im Durchschnitte der Jahre von 1820 bis mit 1847 die jährliche Ausmünzung an Gold 3,865,000 fl., und an Silber 3,800,000 fl. — Die österreichischen Goldbergwerke und Goldwäschereien lieferten etwas mehr als die Hälfte des Ausprägungsbedarfes (ohne Mailand und Venedig), nämlich 54 Millionen auf 104 Millionen; dasselbe ist bei dem Silber der Fall, nämlich 59 Millionen Ausbeute auf 102½ Million Ausprägung. — Aus der seit 50 Jahren in Oesterreich stattgefundenen Münzausprägung läßt sich ein, wenn auch nicht vollkommener, Schluß auf die am Ende dieser Periode in der Monarchie im Umlaufe gewesenen Menge an Gold- und Silbermünzen ziehen, indem man annehmen kann, daß die Münzen mit Jahreszahlen jenseits dieser 50jährigen Periode keinen nennenswerthen Theil der gesammten umlaufenden Geldwasse ausmachen. Andererseits ist jedoch nicht die Gesammtmenge der ausgeprägten Münzen im Umlaufe, indem ein Theil (namentlich die älteren) umgeprägt, ein Theil auf Schmuck, Geräthschaften u. s. w. verwendet wird, und ein noch größerer Theil ins Ausland gelangt, wie k. k. Dukaten in die Donaufürstenthümer, Thaler, namentlich Theresienthaler in die Levante bis in das Innere von Afrika und bis nach Arabien und Persien, Zwanziger nach Süddeutschland, Griechenland u. s. w. Man kann daher annehmen, daß von den 174 Millionen Goldmünzen, wovon etwa 40 — 43 Millionen auf die italienischen Länder entfallen, 130 Millionen, worunter 127 Millionen in Dukaten auf die übrigen Kronländer kommen, denen durch den Verkehr mit dem Auslande, wohin die Goldmünzen leichter den Weg finden, als die Silbermünzen, bei 90—100 Mill. entzogen worden seyn dürften, so daß der inländische Umlauf 30 — 40 Millionen betragen mag. Von den 439 Millionen in Silbermünzen kommen 30 — 39 Millionen auf Italien, und ein Drittheil des Restes dürfte zum Theil in den Schmelztigel gewandert, zum größeren Theile aber ins Ausland gelangt seyn, so daß für die Circulation in Oesterreich (außer Italien) bei 300 Millionen erübrigen. (Die Nationalbank allein bewahrte vor nicht langer Zeit in ihren Kassern 97 Millionen Silber, meistens in österreichischen Silbermünzen.)

*) Die Regelmäßigkeit der erfolgten Ausprägungen wurde im Jahre 1834 durch die Umprägung der Zechinen im Münzamte zu Mailand gestört. Es circulirten nämlich im lomb. venet. Königreiche Goldmünzen — das häufigste Umlaufsmittel darstellt — der verschiedensten Art, als türkische, spanische, französische, päpstliche u. s. w. am wenigsten österreichische. Das wechselnde Agio und auch das sich stets mindernde Gewicht brachte Unsicherheit in den Verkehr, und es ward bei dem venetianischen Zechin ein Abgang von 3 Gran zugelassen, bis ein Geldwechsler in Mailand die Annahme eines Zechins wegen Gewichtsabgang verweigerte, und seine Gewerbsgenossen diesem Beispiele folgten. Hierauf strömten von allen Seiten des Landes die entwerthten Zechinen in das Münzamt nach Mailand zur Umprägung in Souverain'ors, wo deren binnen wenigen Monaten um 10 Millionen Gulden geprägt wurden.

— Sternschnuppen-Phänomen des August. Ein kenntnißreicher Liebhaber der Sternkunde berichtet aus der Gegend von Wiener Neustadt wie folgt: „Gestern den 9. von ', ,9 bis ' ,10 Uhr Abends hatte ich Gelegenheit, einen auffallend starken Sternschnuppenfall zu beobachten. Die Richtung der Fahrt, auf der ich eben begriffen war, gestattete mir insbesondere, jenes Viertel der Himmelskugel im Auge zu behalten, welches durch das Zenith, den Süd- und Ostpunct eingeschlossen wird. Die beobachteten Sternschnuppen überstiegen zwar die gewöhnliche Größe in der Regel nicht, doch erreichten und übertrafen selbst zwei oder drei davon Fixsterne erster Größe an Glanz, und diese ließen Lichtstreifen hinter sich, welche schätzungsweise 1 — 4 Secunden andauerten. — Eine von den Sternschnuppen zeichnete sich durch ihre auffallend lange Bahn aus, welche etwa 20° umfassen mochte. Die meisten der gesehenen Sternschnuppen nahmen ihren Ursprung nahe im Zenith oder doch in ziemlich bedeutender Höhe, und sehr wenige zeigten sich in der Nähe des Horizontes. Die Richtung derselben war auffallend parallel mit der Milchstraße, also, da diese zur obigen Stunde beiläufig parallel mit dem Meridiane ist, nahe von Norden nach Süden; wo aber von dieser Richtung Abweichungen statt fanden, waren diese stets gegen Osten gerichtet. Aber nur bei einer einzigen Sternschnuppe, und zwar überdieß bei jener, die am tiefsten am Horizonte sich zeigte, schien die Richtung der Bahn ziemlich genau nach Osten zu verlaufen. Anfangs zählte ich die Sternschnuppen und kam im Verlauf einer Viertelstunde auf die Zahl 20, so daß es eher eine zu geringe, als zu hohe Schätzung seyn dürfte, wenn die Gesammtzahl der in einer

Stunde gefallenen Sternschnuppen für das beobachtete Viertel des Himmelsgewölbes auf 50 angeschlagen wird. Ob an den übrigen Theilen des Himmels sich ebenfalls Sternschnuppen und in gleicher Anzahl zeigten, kann ich nicht entscheiden, da ich theils nur den erwähnten Theil des Himmels sehen konnte, theils aber meine Aufmerksamkeit besonders darauf richtete, die Erscheinungen ins Auge zu fassen, welche ein möglicher Maßen in dieser sternschnuppenreichen Himmelsgegend erscheinendes größeres Meteor darbieten wurde. Gegen halb 10 Uhr war das Phönomen zu Ende, und von da bis 10 Uhr konnte ich nur noch eine einzige Sternschnuppe wahrnehmen." Dieser reiche Sternschnuppenfall ist wahrscheinlich als Vorläufer des bekannten August-Phänomens zu betrachten, das immer im Verlaufe von mehreren Tagen seine ganze Fülle erreicht und ebenso stufenweise abnimmt. Solche Unterbrechungen, wie die am Ende des Berichtes erwähnte, kommen oft vor, sind aber eben nur vorübergehend; gewöhnlich stellt sich die Erscheinung gleich darauf mit erneuerter Stärke ein.

Wien den 17. August 1849.

Von der k. k. Sternwarte.

— Friedrich Kalkbrenner, — der am 10. Juni der Cholera erlegen, war 1788 in der Nähe von Berlin auf einer Reise geboren, welche sein Vater von Kassel aus unternahm, nachdem er einen Ruf als Capellmeister der Königin von Preußen erhalten. Von seinem Vater und dann seit 1799 im Pariser Conservatoire erhielt er seine erste musikalische Bildung; in Wien, wohin er sich Ende 1808 begab, genoß er den Unterricht Albrecht Bergers im Contrapunkt. Im Jahre 1814 machte er seinen ersten Ausflug nach London, und von diesem Zeitpunkte datirt sich seine Berühmtheit. Nachdem Kalkbrenner sich ein bedeutendes Vermögen erworben, zog er sich 1824 in's Privatleben zurück, und entschloß sich nur später zur Fortpflanzung seiner Schule durch dreijährigen Unterricht für talentvolle Schüler. Auch begründete er eine Fabrik, aus der besonders treffliche Flügel hervorgingen, und war ein leidenschaftlicher Liebhaber von Gemälden. Seine Witwe ist eine Tochter des Generals d'Estaing und Großnichte des berühmten Admirals dieses Namens, der mit Lafayette in Amerika diente. Sein Sohn Arthur soll gleichfalls ein ausgezeichneter Künstler seyn.

— In Dresden ist die Statue Lessings, vom Meister Rietschel modellirt, fertig geworden, wozu die Völker Deutschlands in den letzten Jahren ihre Gaben spendeten. Es ist, wie es Kunstrichter schildern, ein Kunstwerk voll strenger Majestät, hoher Schönheit und Vollendung, ein Kunstwerk, das ewig ist und bleibt, nach den Gesetzen richtiger Formen.

— Die Paulskirche vergleicht Saphir in einer humoristischen Vorlesung mit einem Schiff und sagt: Dieses Frankfurter Schiff sollte erst ein „Dreidecker" seyn, dann ein kaiserlicher „Einmast," jetzt ist es blos zu einem „Brauder" geworden. Wenn man alle die Reden hört, welche in diesem Paulskirchenschiffe losgelassen werden, so überzeugt man sich, daß dieses Schiff ein „Dampfschiff" ist. Die Einrichtung in diesem Parlamentsschiffe ist ganz wie in einem Dampfschiffe. Im Centrum ist der Kessel, dem wird von beiden Seiten eingeheizt. Links ist das Schwungrad und rechts der — Cylinder. Der Ministertisch ist die Pumpe, die immer Wasser schöpft, und den Dampf abkühlt. Dann sind die Heizer da, die sich damit beschäftigen, das Feuer anzuschüren und unterzuzünden, und das Brennmaterial geht in diesem Schiffe nie aus, da die verschiedenen Partheien sich gegenseitig stets die Kohlen auf's Haupt sammeln.

— Von dem Präfekten in Straßburg, der so kurzen Proceß mit den aufgegriffenen Freischärlern macht, wird folgender treffende Charakterzug mitgetheilt. Ein badischer Flüchtling hatte es sehr unrecht gefunden, daß der Präfekt, gegen den er unhöflich gewesen war, ihn dafür 24 Stunden hatte einsperren lassen. Wieder frei gekommen, droht der Freischärler dem Präfekten, sich über ihn beim Ministerium in Paris zu beschweren. „Sehr gut, mein Herr", sagt der Präfekt, „hier ist Tinte, Feder und Papier, schreiben Sie nur Ihre Beschwerde über mich nach Paris. Damit Sie aber die Antwort von dort sicher erhalten, spazieren Sie wieder ins Gefängniß und verweilen dort gefälligst bis zur Ankunft des Bescheides von Paris."

— Herr Jakob Brett, ein Engländer, hat die Erlaubniß erhalten, zwischen Calais und Boulogne einen electrischen Telegraphen zu errichten, welcher den Canal la Manche unter dem Meere durchschneiden und auf diese Weise die französische Küste mit der englischen verbinden wird. Derselbe muß spätestens bis 1. September 1850 vollendet seyn. Da Douver der Ausgangspunct dieser Linie seyn würde, und diese Stadt ohnehin mit London in telegraphischer Verbindung steht, so wäre denn auf diese Art die telegraphische Correspondenz zwischen Paris und London hergestellt.

— Ein sonderbares Ereigniß hat sich bei dem großen Lever zugetragen, welches die Königin von England in Dublin gehalten. Mehrere Quäker wollten demselben beiwohnen, aber ihren religiösen Vorschriften gemäß, denen zu Folge sie vor Niemanden den Hut abnehmen dürfen, ihr Haupt auch in Gegenwart der Königin nicht entblößen. In einigen Religionen gibt es jedoch Auskunftsmittel, um mit dem Himmel ein Uebereinkommen zu treffen. Nachdem die Quäker sich geweigert hatten, ihre Hüte abzulegen, gestatteten sie, daß man ihnen dieselben abnehme. Die Ehre der Secte blieb auf diese Weise unangetastet.

— In dem Berichte eines Russen, der zehn Jahre in Peking bei der dortigen russischen Mission gelebt hat, wird erzählt, daß die Kleidung des Chinesen aus einer Menge von Abtheilungen und Unterabtheilungen besteht, die häufig gewechselt werden. Die Kleidung ist nicht etwa der Mode unterworfen, ihr Schnitt vielmehr seit Jahrhunderten derselbe, und nur beim Wechsel der Jahreszeiten erfolgt auch der Wechsel der Kleider — nicht etwa aus Liebhaberei, sondern auf Befehl des Kaisers, der jedesmal verkündet, von welchem Tage an die Frühjahrs- mit der Sommerkleidung u. s. w. vertauscht werden müsse.

— Um den vom König von Baiern gestellten Preis von 100 Dukaten für Lösung der Aufgabe: „Wie kann der Noth der untern Volksklassen abgeholfen werden?" sind unter den eingegangenen 600 Bearbeitungen, 22 aus Oesterreich. Den Preis erhielt Assessor Holzschuher in Augsburg. (B. v. T.)

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 69. Klagenfurt, Dinstag den 28. August 1849.

Verleitung zur Habsucht und ihre Folgen.

Erzählung.

(Fortsetzung.)

4.

Zwei Jahre waren ihm so hingegangen ohne Nutzen für seine Ausbildung. Er fühlte allgemach eine entsetzliche Leere, er hatte Jurist werden wollen, seine Hoffnungen waren auf eine Anstellung im Staatsdienste gerichtet, aber nach zweijährigem Besuche der Landesuniversität sah er ein, daß er noch nicht die ersten Anfangsgründe dieser Wissenschaft inne habe. „Ich stecke hier zu tief im Strudel der Zerstreuungen," sagte er sich, „anderswo werde ich fleißiger seyn." Er schrieb nach Hause, um die Zustimmung seines Vormundes zu erhalten, da er seinen bisherigen Aufenthalt mit Berlin vertauschen wollte. Dieser, wie immer dem, was er wollte, sehr willfährig, ertheilte seine Zustimmung und lud ihn ein, die Ferien zuvor in seiner Vaterstadt zuzubringen.

Wilhelm leistete dieser Einladung Folge, er wollte den Kleinstädtern recht imponiren, nahm er sich vor; er spielte den Studenten in allen Unarten, die jenen übermüthigen jungen Leuten wohl eigen zu seyn pflegen, welche in der Universität nicht die Heimath ernster Wissenschaft, sondern nichts anderes, als einen Tummelplatz ihrer Lust zu sehen gewöhnt sind.

„Er ist ganz wie der Vater," sagte sich Wittig, „derselbe Stolz, dieselbe Verachtung Anderer, und ihm sollten die Mittel bleiben, sein Hochmuthstreiben noch Jahre lang fortzusetzen, das Geld zu verschleudern, das mein Fleiß fast allein erworben hat?" Finstere Absichten, die lange schon in seiner Brust geruht, reiften jetzt, als er des übermüthigen Jünglings Treiben sah.

Marie sah Wilhelm wenig, sie sprach nur scheu und verlegen mit ihm. „Warum nennst Du mich nicht mehr Du, wie früher?" fragte er sie.

„Weil Sie ein ganz Anderer geworden sind."

Er überhörte, was Vorwurfsvolles in diesen Kindes-Worten lag.

Mit den besten Vorsätzen langte er in Berlin an, aber es blieben eben nur Vorsätze, es fanden sich wieder Genossen aus jenen Kreisen, in denen er sich in K** bewegt hatte, das Corpus juris mußte wieder der Champagnerflasche weichen, die Zeit der Vorlesungen nahm fast immer hohes Kartenspiel in Anspruch. — Ein Jahr war wiederum so vergangen, in dem er sein Leben nur mit den Wucherpflanzen wilder Genüsse, nicht mit Blüthen, die einst Frucht geben, geschmückt hatte, da rief ihm ein Brief seines Vormundes in's Gedächtniß, daß er jetzt mündig sey. Zugleich meldete ihm Wittig, er sey nicht abgeneigt, die Handlung zu verkaufen, die er für gemeinschaftliche Rechnung führe, die Concurrenz im Ort sey durch Gründung neuer Handlungen vermehrt, und er fühle sich bei herannahendem Alter nicht mehr rüstig genug zu täglichem Kampfe mit den Mitbewerbern. So sey er Willens, für die allerdings nicht bedeutende, aber doch annehmbare Summe von 8000 Thalern die alte Handlung zu verkaufen, und frage bei ihm an, ob er seine Zustimmung dazu geben wolle.

Wilhelm schrieb zurück, er danke für die so gewissenhafte Führung der Vormundschaft und sey mit Allem, was Wittig gethan, so auch mit dem Verkaufe der Handlung zufrieden.

Dann blieb er noch ein Jahr in Berlin, von Zerstreuung zu Zerstreuung eilend, von Genuß zu Genuß taumelnd, er war zuletzt in die Hände von Spielern gefallen, sie nannten sich Grafen, Barone, und trieben unter dem Schutze von Wappenschildern ihr Gewerbe, junge Thoren zu plündern, sehr in's Große und ziemlich lange. Wenig Wochen des Verkehrs mit diesen Spielern kosteten Wilhelm fünftausend Thaler seines Vermögens.

Niedergeschlagen, kränkelnd, von Selbstvorwürfen geplagt, verließ er dann Berlin, um in seine Vaterstadt zurückzukehren, er hatte keinen rechten Plan für die Zukunft; vielleicht wird es sich machen lassen, dachte er, daß du als Theilnehmer in ein Geschäft eintrittst und dich so an ein thätiges Leben gewöhnst.

Dicht vor dem Thore seines Heimathortes sah er Maurer und Zimmerleute an einem schönen neuen Gebäude beschäftiget; auf seine Frage, wer das neue Haus bauen lasse, erhielt er zur Antwort: „der reiche Kaufmann Wittig."

Sein erster Besuch galt diesem, seinem ehemaligen Vormunde, der ihn sehr freundlich empfing und sich, wie er sagte, sehr freute, daß er nun wohl als Beamter in seiner Vaterstadt angestellt werde. Wilhelm hatte den Muth nicht, von den Plänen zu reden, die er vorhatte, von seiner durch eigene Schuld verfehlten Laufbahn.

„Ich bin Ihnen auch noch die Abrechnung schuldig über Ihr Vermögen," sagte Wittig, „nun morgen Früh, wenn's Ihnen gefällig ist. Ich bin recht froh, daß ich mich allmählich von manchen Geschäftssorgen abwickele, und viel Sorgen hat mir die Verwaltung Ihrer Gelder und die vielen Verluste, die Sie erlitten haben, gemacht. Ja, ja, ich bin kein Kind mehr, und mancher Andere in meiner Stelle würde davon reden, sich zur Ruhe zu setzen; ich aber, ich bin ein wahrer Geschäftsnarr, ein wahrer Arbeitsnarr, ich kann's nicht, ich habe statt der mit Ihrer Zustimmung verkauften Handlung mich wieder bei einer Baumwollenspinnerei betheiligt, ein Haustau macht mir viel zu schaffen. Nun, morgen werden wir ja wenigstens auseinander kommen."

Als Wilhelm aus Wittig's Zimmer trat, begegnete er Marie, sie war jetzt siebenzehn Jahre alt, schlank emporgewachsen, schön in der Blüthe der Jungfräulichkeit. Er, der sonst so dreist, so zuversichtlich gewesen, grüßte sie schüchtern; „ach," sagte er sich seufzend, „wie glücklich könnte ich jetzt seyn; wie matt und unnütz fühle ich mich jetzt durch eigene Schuld!"

5.

Am andern Morgen fand die Abrechnung zwischen Wittig und Wilhelm statt. „Ich muß bemerken," sprach der Erstere, als er dicke Bücher aufschlug, „Ihre Erziehung, Ihre Studien haben sehr viel, sehr viel Geld gekostet; nun, ich kann das nicht beurtheilen, ich habe mich so hinter dem Ladentische hervorgemacht und verstehe nichts von gelehrten Dingen. Sie werden gewiß was Rechtes dafür in den Rechten gelernt haben." Er lachte über dieses Wortspiel und fuhr dann fort: „Ihr Herr Vater hinterließ sein Vermögen weniger in barem Gelde, als in Papieren, in, leider! nur seiner Ansicht nach guten Papieren. Die Obervormundschaft wollte das Vermögen eines Unmündigen nicht den Schwankungen der Börse aussetzen, und mit ihrer Zustimmung habe ich, wie die Bücher ausweisen, die Papiere allerdings mit großem Verluste verkauft, um das Geld sicherer anzulegen. Ihre Studien, wie gesagt, sind sehr theuer gekommen, dann die Spielschuld, für die Sie Ihr Ehrenwort verpfändet hatten, eine schöne Summe, fünftausend Thaler! Ja, reden wir nicht mehr davon, es war ein Jugendstreich. Sehen Sie hier nach Abzug aller Kosten Ihrer Studien, nach Abzug der unvermeidlichen Verluste an den Papieren, nach Abzug von mannigfachen Verlusten in der Handlung, durch plötzliches Fallen einiger unserer Hauptartikel verursacht, nach Abzug der fünftausend Thaler Spielschuld, bleibt Ihnen noch die Summe von drei Tausend fünfhundert Thalern als Eigenthum, eine hübsche Zubuße zu dem Gehalte eines Beamten."

„Wie? von dem Vermögen meines Vaters, der mir immer sagte, ich sey reich, sehr reich, ist nicht mehr geblieben, als dieser Bettel? Es ist nicht möglich! Sie treiben Ihren Scherz mit mir, oder Sie haben mich bestohlen, Sie sind an mir zum Diebe geworden!"

„Ich bin zu alt, mit einem jungen Menschen Scherz zu treiben, ein geachteter Name bürgt mir dafür, daß nur Sie, nur Sie allein in der Stadt mich schimpfen können. Hier diese Bücher lügen nicht, die Obervormundschaft hat meine Rechnungen geprüft, ihre Richtigkeit anerkannt. Das Handlungshaus „Herbst's Nachfolger" ist mit Ihrer freien Zustimmung in fremde Hände übergegangen. Hier der Brief, in dem Sie Ihre Einwilligung zu dem Verkaufe geben."

Wilhelm verließ in furchtbarer Aufregung das Haus. Er glaubte sich betrogen, aber wie es beweisen? Wie auftreten, er, von dessen Verschwendung, von dessen Leichtsinn die Kunde nur allzuverbreitet war, gegen den geachteten Geschäftsmann, dessen Handlungsweise die Behörde vollständig gebilligt hatte? Er ging zu Advocaten, sie bedauerten ihn achselzuckend.

„Sie sind wohl schändlich betrogen," sagte ein alter Anwalt, „aber die Beweise, die Beweise; Ihr Herr Wittig baut jetzt ein schönes Haus, mancher Thaler von dem Ihrigen mag darin stecken; dabei muß man ihm aber lassen, er war von Jugend auf ein betriebsamer Mann, es kann auch Alles redlich erworben seyn, obgleich mir die Verkäufe der Papiere, die augenblichen Verluste, die Ihnen abgelistete Zustimmung zum Verkauf der Handlung höchst verdächtig vorkommen. Aber wie gesagt Beweise, Beweise, ohne die kann ich Ihnen mit dem besten Willen nicht helfen."

Menschen, in denen im Grunde ihrer Seele noch etwas von sittlicher Kraft schlummert, ermannen sich wohl, wenn Unglück erschütternd, aber auch besserend über sie kommt; so auch Wilhelm. Er faßte feste Entschlüsse, er wollte das Wenige, das ihm geblieben, weise anwenden, wollte durch ein nützliches Leben die thörichten Müssiggang seiner Jugend wieder gut ma-

hen. Er griff zum Wanderstabe, in seiner Vaterstadt war die Luft ihm gar zu drückend. Sein Weg führte ihn an Wittig's neuem Hause vorüber, freundlich schimmerten die blanken Ziegel, die frischen Farben, schlanke Säulen trugen den Balkon, von dem aus man weit über die Heerstraße bis zum fernen Horizonte blicken konnte. Es war das Meisterstück eines jungen Baumeisters aus der Stadt, und alle Kunstverständige oben es um seiner zweckmäßigen Bauart, um seiner schönen leichten Verhältnisse willen.

Eine weibliche Gestalt stand an einem Fenster des kattlichen Gebäudes, es war Marie; es schien Wilhelm, als ob sie weine. „Du weißt nicht, daß ich gehe," sagte Wilhelm halblaut, „Dir gürne ich nicht, möge, was Dein Vater ungerecht gesammelt, Dir, nur Dir gedeihen, mögen die Thränen, die ich Dich vergießen sehe, die letzten Deines Lebens seyn!"

Am Abend dieses Tages weihte Wittig sein neues Haus mit einer glänzenden Gesellschaft ein. Die Herren von dem obern Gerichtshofe, der in der Stadt seinen Sitz hatte, alle die Vornehmsten und Reichsten waren eingeladen. Um Marie war mit fast auffallender Artigkeit ein junger Beamter bemüht, der Sohn des vorsitzenden Rathes in der Ober-Vormundschafts-Behörde.

„Ich habe mein Wort gehalten," sagte sich Wittig, als sich spät in der Nacht die Gäste entfernt hatten. „Wie höhnte der alte Herbst meinen geringen Anfang an meinem Hochzeitstage, damals schwor ich, das schönste Haus in der Stadt wolle ich mir erbauen. Ich habe keinen Tag, keine Stunde diesen Schwur vergessen, und nun, nun endlich ist er erfüllt."

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

— Lichtgemälde. Hierüber berichtet der Lloyd" aus Wien vom 21. August: Eine Augenweide neuer und eigenthümlicher Art hat seit einigen Tagen Herr Elger in der Kärntnerstraße im Bürgerspitale dem Vergnügen und der Beurtheilung des Publikums zur Schau gestellt. Der bescheidene Künstler hat bereits durch seine Leistungen für Herrn Schuh, offen Nebelbilder er gemalt, bekannt geworden. Die ausgestellten Lichtgemälde aber — natürlich in bei Weitem größerem Maßstabe gehalten — unterscheiden ch von den genannten Nebelbildern hauptsächlich urch die Beleuchtung mit hellem, klaren Tageslicht nd durch die hierdurch erreichte Reinheit und Bestimmtheit der Zeichnung. Ueberraschend sind die Wirkungen des Lichtes in der Luft, in den durchrechenden Strahlen, in den spiegelnden und blitzenden Wassern. Der Künstler hat bewiesen, daß er Optik nd Perspective aus dem Anschauen der Natur geschöpft, und daß er mit eisernem, vieljährigem Fleiße ch die für solche Bilder geeignetste Technik erworben.

— Das polytechnische Museum in London. Wohl nirgends ist für die Mittel zur Belehrung des größern Publikums in so umfassender Weise gesorgt, wie in London, und zwar nicht nur von Seite des Staates selbst, sondern auch durch Privatunternehmungen. Unter den letzteren behauptet in dieser Beziehung das polytechnische Museum in Regent-Street einen bedeutenden Rang, und nachstehende, einer Correspondenz der „Deutschen Reform" entlehnte Notiz dürfte mit Interesse gelesen werden. „Das polytechnische Museum in Regent-Street bietet eine gedrängte Uebersicht dessen, was im Gebiete der Industrie, der Schifffahrt und der Naturwissenschaften den Menschen am nächsten berührt, und eine Dampfmaschine setzt eine Legion von Modellen in Bewegung, die klein genug sind, um anschaulich zu seyn, und groß genug, um wirklich zu fabriciren. — Ein kleiner Cyklus von Maschinen, gleichsam ein Manchester im verjüngten Maßstabe, bereitet die Baumwolle durch alle Stadien zu, und die ungereinigte, die vor unseren Augen aus der natürlichen Kapsel gezogen wird, die sie einschließt, sehen wir innerhalb weniger Minuten sich reinigen, von Kamm zu Kamm wandern, als feinen Faden sich um die Spindeln drehen und schließlich als geschmackvolle Waare den Stuhl verlassen. Dieselbe Dampfkraft setzt eine Buchdruckerei in Bewegung und Nahrung, denn der Mann, der den Dienst versieht, nimmt Bestellungen an, die von der kleinen Maschine, nach dem Verhältniß ihrer Kraft, so pünktlich, wie von irgend einer großen ausgeführt werden. In das Wasserbassin, auf dem die Modelle aller Classen von Schiffen vor Anker liegen, steigt eine Taucherglocke nieder, die etwa vier Personen aufnehmen kann; daneben hängt die Kleidung der Taucher, die auf dem Meeresgrund zu arbeiten haben. Das einzige lebende Wesen in diesem Museum ist der Zitteraal (Gymnotus electricus), der in einem Glaskasten unter Drahtgeflecht herumschwimmt. Das Thier kam sehr jung nach England, ist aber hier erstaunlich gewachsen und seine Schläge sind von furchtbarer Kraft. In der Regel liegt es still mit seinem rothen Leibe auf dem Boden seiner feuchten Zelle und holt nur ab und zu sehr phlegmatisch Luft; dann aber schlängelt es sich sehr heftig hin und her, und wie die wilden Thiere im Käfig durchmißt es sein Gefängniß immer wieder und wieder. Die lebendigen Fische, mit denen es gefüttert wird, tödtet es mit einem unsichtbaren Schlage, und im Nu liegen sie todt auf dem Rücken. Für die Industriellen bietet das Museum eine immerwährende Ausstellung, denn jede neue Erfindung wird hier im Modell dem Publikum vorgelegt. Ein Zeichen mit der Glocke ruft in einen Saal, in dem alle Zweige der Naturwissenschaften vorgetragen, und durch Experimente und Abbildungen erläutert werden. Ein anderes Zeichen ruft in ein kleines Theater, in dem eine Musikaufführung stattfindet, und Nebelbilder gezeigt werden. Damit schließt jede Vorstellung, denn die Londoner Familien besuchen das Institut vom Morgen bis zum Abend mit einem Eifer und einer Ausdauer, als ob es der italienischen Oper gälte."

— Am 11. August ist der Prag-Wiener Train nach den „Mor. Nöw." zwischen den Stationen Triebitz und Landskron einer schrecklichen Gefahr entgangen. Es ist ohnedieß eine stets lebensgefährliche Aufgabe, durch den großen Triebitzer Tunnel zu fahren, und selbst jetzt, nachdem fast ein ganzer Wald gepfündert worden, um das bröckelnde Gewölbe

dieses riesigen Durchstichs vor dem Einsturze zu bewahren, befällt minder abgehärtete Passagiere bei dessen Durchfahrt unwillkührlich Schauer. Kaum war der Train am gedachten Tage aus dem Tunnel heraus, als sich der schreckliche Ruf verbreitete, „Feuer! Feuer!“ Alles gerieth in eine unbeschreibliche Verwirrung; Manche waren wie versteinert, während Andere jammerten oder zu den Waggonfenstern herauszuspringen versuchten. Das Jammergeschrei der Weiber ertönte weit und breit. Schon durchdrang ein erstickender, stinkender Rauch die Waggons, als der Train anhielt; die Reisenden sprangen blitzschnell herab. Nun entdeckte man, daß der Rauch aus einem Lastwagen kam, der zwischen andern mitten eingehängt war. Der Conducteur wird bestürmt, der rothendlich nach geschehener Besichtigung erklärte, der ganze Train stehe in Gefahr der Verunichtung, denn in dem Waggen habe sich eine Parthie Zündholzchen, im Werthe von 700 fl. C. M., entzündet, und gleich hinter dem brennenden Wagen kamen acht volle Wagen mit Munition! Blitzschnell drangen nun die Passagiere zu dem brennenden Waagen, machten mit großer, vereinter Anstrengung die Wagen beiderseitig los, und stürzten die Ueberreste des ersteren von den Schienen herunter, um weiter fahren zu können. Mehr als 50 Personen betheiligten sich bei dieser Arbeit, nach deren Vollendung der Train, glücklich einer so schrecklichen Gefahr entgangen zu seyn, weiter fuhr. Sonderbar bleibt es immer, wie man Pulver gleich hinter Zündhölzchen einreihen kann.

— Die Einquartierungs-Commission in Hamburg macht über die Verpflegung preuß. Truppen Folgendes bekannt: An Verpflegung ist den Truppen zu verabreichen: Den Unteroffizieren und Soldaten: Morgens: Kaffee und Butterbrod; Mittags: Suppe, Fleisch und Gemüse; Abends: Butterbrot und Bier; dabei ein reines Lager von Streh mit Bettlaken und Decke, oder, wo es seyn kann, ein Bett. Der Feldwebel erhält Verpflegung und Quartier in etwas besserem Maßstabe. Die Herren Offiziere erhalten: Morgens: Kaffe und Butterbrot, angemessenes Mittagsessen und Abendbrot, nebst täglich einer Flasche Wein. An Raum erhält der Lieutenant ein Zimmer, der Hauptmann Zimmer und Schlafstube, die höheren Offiziere außerdem, wo es erforderlich, ein Zimmer für einen Schreiber.

— Der „Lloyd“ schreibt aus Paris vom 13. August: Die Polen, welche nach dem Gang der Ideen in Frankreich zu spüren anfangen, daß der Boden unter ihren Füßen schwindet, und sie nicht länger von hier aus das Feuer der Revolution in Europa zu unterhalten hoffen dürfen, haben den heroischen Entschluß gefaßt, in der neuen Welt ihr Glück zu suchen. Es wird gegenwärtig eine Auswanderung im großen Maßstab nach Neu-Mexico organisirt, wozu bereits 230 in Frankreich ansässige polnische Familien sich gemeldet haben. Die französische Regierung unterstützt nach Kräften diese Auswanderung, um solcher lästiger Gäste los zu werden. Die Grenzbehörden haben die Weisungen erhalten, nur solchen polnischen Flüchtlingen den Einlaß nach Frankreich herein zu gestatten, welche sich anheischig machen, nach der neuen Welt auszuwandern. Von der Grenze bis nach Havre werden die Polen durch Gensd'armen escortirt, damit sie nicht unter Weges eine andere Richtung nehmen, um in Frankreich zu verbleiben. Wie sehr die französische Polizei gegen politische Flüchtlinge jeder Nation mit unerbittlicher Strenge verfährt, mag folgende Thatsache zeigen, die nebenbei den ungarischen Rebellen als Warnung dienen kann, wenn sie vielleicht hoffen, später eine Zufluchtsstätte in Frankreich zu finden. Ein Ex-Mitglied der römischen Constituante erhielt in Civitavecchia vom brittischen Consul einen Paß nach England. Der französische Vice-Consul visirte den Paß unter der Bedingung, daß Herr Lisabe, so heißt der italienische Flüchtling, die Reise machen würde, ohne sich irgendwo in Frankreich aufzuhalten. Herr Lisabe residirte schon früher mehrere Jahre hindurch in Paris, wo seine Frau ein Hôtel garni besitzt. In Paris wieder angekommen, dachte er bei seiner Frau sich niederzulassen, anstatt die Reise nach London fortzusetzen. Er war kaum seit 24 Stunden in unserer Mitte, als gestern Früh ein Polizei-Commissär ihn aus dem Bette holte, um ihn nach der Conciergerie (das allgemeine Arresthaus) abzuführen, von wo er mit Schub nach Boulogne weiter befördert wird, um dort unter Aufsicht der Polizei nach England eingeschifft zu werden. Es ist Niemanden zu rathen, heute den französischen Boden zu betreten, wenn er irgendwo bei politischen Wirren verwickelt war, und nicht einen Paß in geregelter Form aufzuweisen vermag.

— Der „Galignani Messenger“ erzählte, man müsse ein wenig spanisch sprechen, um nach Californien zu reisen; denn die Maulesel daselbst verständen keine andere Sprache. Einer, der nach Vera-Cruz reiste, konnte seinen Maulesel trotz Prügel, Stoßen und jedmöglichen Anruf in englischer Sprache nicht von der Stelle bringen. Der Maulesel spitzte nur seine Ohren, ging jedoch nicht weiter. Endlich kam ein Mexikaner des Weges, und lehrte dem Reisenden die Worte: „Mulas, vamos ssi, ssi,“ und der Esel schlug schnell einen Galop ein. Aber nun hatte der Reiter wieder Mühe, den Esel zum Stehen zu bringen, denn auf englisch gehorchte er nicht, bis endlich wieder ein Dolmetsch des Weges kam, und den Fremden mit dem Esel verständigte.

— Durch ein höchst seltsames Zusammentreffen, das sich übrigens bei der politischen Umwälzung der letzten sechzig Jahre schon öfters ereignet hat, ist Herr Franck-Carré, erster Präsident des Appellationsgerichts von Rouen, der dem Präsidenten der Republik bei seiner Durchreise durch diese Stadt eine höchst schmeichelhafte Adresse überreichte, derselbe Gerichtsbeamte, welcher im Jahre 1840 als Generalprokurator vor dem Pairshofe den Antrag auf die Todesstrafe gegen die Verschwörer von Boulogne und gegen Louis Napoleon, ihren Chef, gestellt hatte!

— In der Nacht vom 1. auf den 2. Aug. ist in Buzdorf eine entsetzenerregende That geschehen. Ein daselbst wohnender Musikus, Namens Moser, erdrosselte um 2 Uhr Morgens seine 4 Kinder, ging dann nach vollendeter That auf die Emmenbrücke, gab sich einen Schuß und stürzte sich in das Wasser. (Basl. Ztg.)

Verantwortlicher Redakteur: C. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 70. Klagenfurt, Sonnabend den 1. September 1849.

Verleitung zur Habsucht und ihre Folgen.

Erzählung.

(Fortsetzung.)

6.

Wohl war fast ein Vierteljahrhundert an jenem Hause vorübergegangen, da fanden zwei Wanderer an dem Thore, vor dem es stand, das Ziel ihres Tagemarsches. Der Eine war ein junger Mensch, einige zwanzig Jahre alt, von hübschem, offenem Wesen, einfach bis zur Aermlichkeit gekleidet, der Andere mochte in Fünfziger seyn, er sah kräftig und entschlossen aus, recht wie Einer, der Manches erlebt, mancher Gefahr siegreich die Brust geboten hat. Die Beiden hatten sich vor einigen Tagen auf der Landstraße gefunden und dann ihren Weg gemeinschaftlich fortgesetzt. Auf den langen Märschen hatten sie manch' Stündchen verplaudert, die Mühen des Weges abzukürzen und der Langeweile zu entgehen, die dem einsamen Wanderer nur allzu zudringlich als Begleiterin sich bietet. Der Aeltere hatte seinem Genossen viel von dem fremden Lande, wo er wohne, viel von Amerika erzählt, dorthin sey arm an Hoffnungen, fast der schlimmsten Betrübniß eine sichere Beute gekommen, aber gewaltsam habe sich aufgerafft, er habe eine Thätigkeit, einen Muth des Handelns überall um sich her gesehen, wie er nie vor geahnet, da habe auch er zugegriffen, er habe als Seemannshandwerk erlernt und Glück sey mit ihm gewesen auf all seinen Fahrten. Dann habe er die Tochter eines reichen Schiffrheders geheirathet, desses bestes Schiff ihm anvertraut gewesen, und mit ihr, sey ein sehr wohlhabender Mann geworden, in einer der glücklichen, aber nur zu kurzen Ehe gelebt; seine zwei Söhne wurden, was er geworden, Seemänner; der Aelteste, ein Bub von fünf Jahren, sey auch schon, das Handwerk zu erlernen, am Bord eines Kriegsschiffes, der andere werde ihm folgen. Jetzt sey er, da gerade eines seiner Schiffe in Hamburg ankere, um ausgebessert zu werden, und dann als Rückfracht deutsche Waaren einzunehmen, Willens, einige Wochen im alten Vaterlande umherzupilgern. „Ich bin recht fremd darin geworden," schloß er seine Erzählung, „ich glaube, ich könnte wochenlang in meiner Vaterstadt weilen, Niemand würde mich wieder erkennen."

Der Jüngere hatte nur das Einfachste zu erzählen, er war der einzige Sohn einer Witwe, früher hatten sie in guten Verhältnissen gelebt, waren aber ganz verarmt. Der Jüngling hatte sich zum Schullehrer gebildet, er kehrte eben aus der Residenz zurück, wo er eine Prüfung mit großem Lobe bestanden und das Versprechen einer baldigen Anstellung erhalten hatte. „Nur das Versprechen," klagte er, „es kann lange dauern, bis es in Erfüllung geht, und ich thäte so gern etwas für die Mutter, die sich und mich seit Jahren durch Unterricht im Handarbeiten, durch Arbeiten für andere Leute ernährt."

Als am Thore die beiden Wanderer schieden, lud der Seemann seinen Begleiter ein, ihn doch am folgenden Tage in seinem Gasthause zu besuchen.

Der Wirth zur Krone war ein sehr gesprächiger Mann, der Seemann erfuhr von ihm bald die neueste Geschichte der Stadt, eine an Klagen gar nicht arme Geschichte. Die Steuern seyen hoch, die Mittel zum Erwerbe knapp, der Handelsverkehr habe durch Anlegung neuer Straßen, die den Ort nicht berühren, sehr abgenommen. Der Justizhof, der früher hier seinen Sitz gehabt hatte, war verlegt worden, dadurch war der Preis des Grundeigenthumes gesunken. „Auch bei mir tranken die Herren von der Justiz manche Flasche, ich hatte gute Kunden unter ihnen. Und sehen Sie, bester Herr, die Wohnungen sind wirklich seitdem schrecklich im Preise gefallen. So z. B. ein Haus dicht vor der Stadt; Sie müssen daran vorbeigekommen seyn, glauben Sie, es will sich unter annehmbaren Bedingungen ein Käufer dazu finden? Nein. Es gehört Mehreren, die bei einem reichen Kaufmann, der Bankrott machte, viel verloren haben, aber sie vermiethen es lieber auf gemeinschaftliche Rechnung, als daß sie es bei den jetzigen schlechten Preisen verkauften.

„Ist das das Haus mit den Säulen auf dem Hügel dicht vor der Stadt?"

„Zu dienen. Das Haus hat eine seltsame Ge-

ſchichte, ja, ja, Hochmuth kommt vor dem Fall, iſt ein wahres altes Wort. Da war hier ein reicher Kaufmann Wittig, dem es gehörte, er hatte ſich von Nichts heraufgeſchwungen, ſein reicher Compagnon ſtarb und hinterließ einen unnützen Buben, ein verzogenes Mutterſöhnchen. Deſſen Vormund war Wittig; als die Vormundſchaft zu Ende, war es auch ziemlich aus mit des Sauſewinds Gelde, er habe das Meiſte verthan, hieß es, die Obervormundſchaft fand alle Rechnungen richtig. Der junge Sauſewind ging mit ein Paar tauſend Thalern, die noch geblieben waren, fort in die weite Welt, vielleicht hat er die Griechen mit frei gemacht, und dafür Türkenſäbel gefühlt, vielleicht iſt er nach Batavia gegangen und hat ſich in holländiſche Montur ſtecken laſſen, jedenfalls iſt er wohl geſtorben und verdorben, denn man hat nie wieder etwas von ihm gehört. — Wittig aber war reich, er bezog das Haus, das ſchönſte weit und breit, ſeine Tochter mußte einen Aſſeſſor bei dem Juſtizhofe heirathen, deſſen Vater einer der erſten Räthe und Vorſitzender der mit dem Juſtizhofe verbundenen Vormundſchaftsbehörde war. Die Heirath war zwiſchen den Beiden ſchlau abgekartet. Aber der Herr Geheimerath, ein alter Herr ſchon, erkrankte ſchwer, und von ſeinem Lager verbreiteten ſich wunderliche Gerüchte in der Stadt, er könne nicht leben und nicht ſterben, hieß es, die rechte Hand, klage er immer, brenne ihm wie Feuer, denn mit ihr habe er Fälſchungen verübt, falſche Rechnungen gut geheißen, er habe, von Wittig verführt, den jungen, leichtſinnigen Menſchen um faſt all ſein Gut betrogen, Scheinkäufe vollzogen und allerhand Betrug nicht geſcheut. So ſagte man allgemein in der Stadt und es wird wohl wahr geweſen ſeyn. — Der alte Juſtizrath ſtarb, gegen Wittig zeugte freilich Niemand, der junge Thunichtgut war verſchollen; aber der Mann hatte viele Feinde, er hatte Manchen gereizt durch ſein ſtolzes Weſen, Manchen hatte auch der junge Wilhelm Herbſt, ſo hieß der Verſchollene, gedauert, und klagte ihn auch Niemand an, lebte er auch nach wie vor in ſeinem ſchönen Hauſe; Herr, es iſt doch ſchlimm wohnen in einer Stadt, wo der ehrliche Name fort iſt! Für einen Kaufmann zumal iſt's ſchlimm; denn was iſt auch der reiche Kaufmann ohne Credit, ohne der Welt Glauben an ſeine Redlichkeit? Dem Fälſcher aber traute Keiner mehr recht, er mußte immer baar Geld haben, wollte er Geſchäfte machen, Verluſte trafen ihn, eine Baumwollenſpinnerei, in der er große Summen angelegt hatte, ging ſo ſchlecht, daß ſie ihre Arbeit einſtellen mußte, kurz, Wittig ging ſehr ſchnell den Krebsgang, endlich erklärte er ſich für inſolvent, ſein ſchönes Haus mußte er räumen, vor ſieben Jahren iſt er in großer Dürftigkeit geſtorben.

„Und ſeine älteſte Tochter, ſeine Kinder?"

„Zwei Jungen, die er hatte, ſind, höre ich, in Hamburg Comptoiriſten und ſchlagen ſich redlich durch; ſeine älteſte Tochter hätte es wahrhaftig beſſer verdient; ſie iſt eine ſehr wackere Frau. Sie heirathete den Juſtiz-Aſſeſſor, den Sohn des Geheimraths, der ihrem Vater bei all ſeinen Spitzbübereien geholfen hatte. Der war ein rechtlicher, ehrliebender Mann, er konnte, was ſein Vater gethan, welche Schande auf ſeinem Namen haftete, nicht vergeſſen, er war obendrein kränklich und iſt dann jung geſtorben. Er hinterließ ihr einen Sohn. Für den und für den alten verarmten Vater, ſo lange der noch lebte, müht ſich nun das brave Weib, ſie gibt Unterricht und arbeitet für Andere. Meine jüngſte Tochter hat bei ihr Schneiderſtunde."

„Und das Haus iſt noch zu verkaufen?"

„Ja, Herr; der Bürgermeiſter iſt mit der allmählichen Abzahlung der noch auf dem verſtorbenen Wittig haftenden Schulden beauftragt, und er läßt in öffentlichen Blättern das Haus noch immer zum Verkaufe ausbieten."

(Beſchluß folgt.)

Erinnerungsblümchen

auf das Grab der kleinen Joſefine.

Das liebe Joſefinchen,
Das theure, gute Kind,
So hold war es und herzig,
Wie nur die Eng'lein ſind.
So lieblich wie ein Röschen
Der jungen Lenznatur,
So fromm und ſo voll Unſchuld,
Wie ein Lämmchen auf der Flur.
Doch kaum bewußt des Lebens
Hob ſie die Aeuglein wach
In's Morgenroth der Kindheit, —
Als ihr das Herzlein brach!
Wer ſie nur ſah und kannte,
Fühlt ſchmerzlich den Verluſt,
Weich' tiefes Weh' durchzieht erſt
Die theure Aeltern-Bruſt!
Doch blickt man zu den Sternlein
Am blauen Himmelszelt',
So winken ſie ſo traulich:
Sie iſt in beſſ'rer Welt,
Als Bild der zarten Unſchuld
Muß' ſie von dannen geh'n,
Als ein verklärtes Eng'lein
Harrt ſie auf Wiederſeh'n.

Klagenfurt am 25 Auguſt 1849.

Landwirthe habt Acht!

Landwirthe sorgt, daß das Erdäpfelkraut, sobald es schwarz und dürr zu werden beginnt, geschwind abgeschnitten werde, wie es euch schon seit zwei Jahren nacheinander in Folge vieler Erfahrungen gerathen worden ist.

Mit Freuden hat man sich überzeugt, daß heuer die Fäule nicht so sehr zu besorgen ist, wie in den frühern Jahren, und daß sich dieselbe selbst da, wo sie wahrgenommen wird, heuer später zu zeigen begonnen hat.

Da aber an manchen Aeckern die Fäule den Erdäpfel dennoch ergriffen hat, so machen wir euch aufmerksam, daß ihr das Erdäpfelkraut ohne Säumniß so schnell als möglich abschneidet. Dieß ist darum gut, damit die Fäule nicht durch den Stengel hinab in die Erdäpfel dringe, weil die Erfahrung zeigt, daß die Fäule früher das Kraut ergreift, als die Erdäpfel in der Erde.

Besonders sichere Versuche hat in dieser Sache der Herr Pfarrer Arko angestellt, und voriges Jahr durch schnelles Abschneiden des Erdäpfelkrautes den größten Theil seiner Erchtung vor der Fäulniß bewahrt. Die 200 Hasbmetzen Erdäpfel, welche er geerntet, waren wegen dieses Krautabschneidens zwar etwas kleiner, aber recht schön, und faulten auch im Keller nicht.

Darum Landwirthe! thut ohne Zögerung, was man euch gerathen hat.

(Laib. Novice.)

Notizen.

— Ein Correspondent der „Allg. Ztg." entwirft ein herzerschütterndes Bild von der Zerstörung, welche Temesvar durch die Belagerung der Ungarn zu erleiden hatte, aber auch ein geisterhebendes von dem Heldenmuthe, mit welchem die Besatzung unter F. M. L. Rukavina die auf das äußerste bedrängte Stadt vertheidigte. „Man muß Temesvar gesehen, man muß Schilderungen der Belagerungszeit gehört haben, um sich eine Vorstellung von den Schrecken der Beschießung und der Freude der Einwohner über die Erlösung machen zu können. Die Belagerung hatte 107 Tage gedauert. Während 17 Tagen und 17 Nächten war die Festung ununterbrochen beschossen worden; mit welchem Erfolg, mögen Sie beurtheilen, wenn ich Ihnen sage, daß in der ganzen Stadt auch nicht ein Haus unbeschädigt ist, daß viele Bomben nicht blos durch Dächer und Zimmerdecken sondern sogar bis in die Keller durchschlugen, daß die Zahl aller in die Festung geworfenen Projectile sich auf anderthalb Millionen, worunter über 12,000 Bomben, belief. Besonders groß ist die Verwüstung in der Nähe des Zeughauses, auf welches es die Belagerer besonders abgesehen zu haben schienen. Dort sind die meisten Häuser gänzlich zerstört, so daß buchstäblich kein Stein auf dem andern geblieben ist. Daß die Magyaren die Waffenvorräthe der Belagerten zu zerstören suchten, findet man begreiflich; allein daß sie selbst das Spital nicht verschonten, ist eine Unmenschlichkeit, die dem vielgerühmten Edelmuth der Magyaren wenig Ehre macht. Trotzdem, daß das Krankenhaus mit einer schwarzen Fahne kenntlich gemacht war, und obgleich sie wußten, daß von ihren eigenen Leuten darin lagen, warfen die Belagerer mehr als 100 Bomben in dasselbe, von denen eine einzige einmal sieben Mann tödtete. — Daß die Besatzung in den letzten 15 Tagen nur zweimal wöchentlich Fleisch und zwar Pferdefleisch zu essen bekam, glaube ich Ihnen schon geschrieben zu haben; trotz des Mangels an Fleisch hätte sich die Festung, wie mir Offiziere der Besatzung sagten, im Nothfalle noch vier Wochen halten können, da noch hinreichend Wein und Mehl vorhanden war. Das schlimmste der Belagerung war, daß durch das Beisammenbleiben so vieler *) Menschen in den dumpfen, lichtlosen Casematten ansteckende Krankheiten, wie der Scorbut, der Spitalbrand, die Cholera ꝛc. ausbrachen, wodurch Besatzung und Einwohnerschaft bedeutend decimirt wurde. Man kann sich einen Begriff von der Sterblichkeit machen, wenn ich bemerke, daß von 7000 Mann Besatzung, welche die Festung ursprünglich hatte, noch 3000 übrig sind. Die Artilleristen waren so zusammengeschmolzen, daß man Infanteristen und Uhlanen zur Bedienung der Kanonen verwenden mußte, und ein gelernter Artillerist oft mehrere Kanonen zu versehen hatte. Trotz der großen Leiden der Besatzung und der Bewohner der Festung wies Rukavina, der tapfere Commandant, alle Aufforderungen zur Uebergabe beharrlich zurück, ja nahm die Parlamentäre nicht einmal an. Charakteristisch ist die Antwort, welche Rukavina auf eine der Aufforderungen gab: „So lange das Sacktuch in meiner Tasche nicht brennt, so lange werde ich die Festung nicht übergeben." Aber nicht blos der Commandant — Alle vom ersten bis zum letzten Soldaten zeichneten sich aus. Der Feldzeugmeister von Haynau zollte der Besatzung auch alle Anerkennung. Er ließ Offiziere und Mannschaft auf einem freien Platz in der Festung antreten, umarmte den Commandanten und dankte ihm und der braven Besatzung im Namen des Kaisers für die heldenmüthige Vertheidigung, worauf die Mannschaft in lante Zivio's und Vivats ausbrach. Seit unserer Ankunft in der Festung herrscht dort ein äußerst bewegtes Leben. Zu allen Thoren strömten Landleute mit Victualien, besonders Geflügel und Gemüse, deren die Festung so lange beraubt war, herein; hier sieht man eine Gruppe von Soldaten, die einen zur Besatzung, die andern zur operirenden Armee gehörig, welche sich gegenseitig ihre Leiden und Thaten erzählen; dort sieht man eine Mutter ihre Tochter umarmen, welche sie seit der Dauer der Belagerung nicht gesehen; hier geht eine Gruppe von Offizieren, welche sich von einem der belagert Gewesenen die angerichteten Zerstörungen zeigen lassen. — Wo man hinsieht: freudige Gesichter, Scenen des Wiedersehens, wo man hinhört, Ausrufe der Verwunderung, der Ueberraschung, der Freude, Fragen, Antworten, Schilderungen über Leben und Erlebtes. Rukavina muß das Feuer der Belagerer tüchtig erwidert haben, denn auch die Vorstädte von Temesvar sehen schrecklich aus. Fast alle Einwohner der Vorstädte hatten sich während des Bombardements geflüchtet, die einen auf das Land, die andern in die Festung. Während ihrer Abwesenheit wurden von den in und um die Vorstädte gelagerten Ungarn fast alle

*) Auch die Einwohner der Stadt hatten sich, weil sie sich in den Kellern der Häuser nicht mehr sicher fühlten, in die Casematten geflüchtet.

Häuser geplündert, so daß, als die Eigenthümer zurückkehrten, sie einen Theil ihrer Sachen gar nicht, den andern mehr oder weniger zerstört antrafen.» (Herold.)

— Der von der russischen Academie der Wissenschaften für das laufende Jahr herausgegebene St. Petersburger Kalender enthält auch diesmal wieder, sowohl in seinem russischen als deutschen Text, eine große Anzahl interessanter statistischer Angaben über die absolute und relative Bevölkerung der russischen Provinzen, über ihre Bewegung im russischen Reiche und in den beiden Residenzstädten, über die Frequenz auf den russischen Universitäten, Lyceen und Gymnasien und in den sonstigen Lehranstalten, über den Erztrieb in den Bergwerken des Ural und Altai u. dgl. mehr. Wir entnehmen diesem Werke nachstehende Daten über die Bevölkerungsverhältnisse Rußlands, die das Publikum dem berühmten russischen Statistiker, Staatsraths Köppen, verdankt. — Rußland zählte nach den letzten für das Jahr 1846 giltigen Ermittelungen in den 49 europäischen Gouvernements und Provinzen überhaupt eine Totalbevölkerung von 54 Millionen 92,300 Seelen, wobei alle Altersklassen und Geschlechter und alle Glaubensparteien mit einberechnet sind. Die bevölkertsten Provinzen des russischen Reiches, wenn man die absolute Bevölkerung in's Auge faßt, sind: Orenburg, Poltawa, Tambow, Saratow, Podolien, Kursk, Wjatka, Woronesh, Perm, Kiew. Diese zehn Gouvernements enthalten eine Totalbevölkerung von 17,149,000 Seelen, welche beinahe ein Drittheil der Bevölkerung des ganzen europäischen Rußlands bildet. Was den Flächenraum des russischen Reiches anlangt, so ist derselbe in jüngster Zeit für die meisten Gouvernements von einer trigonometrischen Commission sehr genau vermessen worden. Nach dem Stande der bis jetzt erfolgten neueren und der zuverlässigsten älteren Untersuchungen kommen auf das europäische Rußland, mit Ausschluß von Polen und Finnland, überhaupt 90,117$_{/05}$ geographische Geviertmeilen oder 4 Millionen 360,358,$_{,}$ Quadratwerste. Es gibt im Ganzen 23 Gouvernements, welche ein Areal von mehr als 1000 Q. M. umfassen; 24 haben zwischen 500 und 1000 Q. M., und nur 2 unter 500. Im Ganzen ist die Volksdichtigkeit im russischen Reiche nur gering, und steht selbst in den meisten Gouvernements den dünnbevölkerten Kreisen des preußischen Staates noch um ein bedeutendes nach. Ja sie erreicht sogar in denjenigen Provinzen, die als die dichtestbevölkerten gelten, noch nicht einmal die Durchschnittszahl des preußischen Staates. Bei alledem ist die russische Bevölkerung in einem steten Fortschritt begriffen, und namentlich zeichnen sich diejenigen Gouvernements Rußlands, in denen Industrie und Agrikultur vorherrschen, in Hinsicht der relativen Bevölkerung vor den übrigen Provinzen vortheilhaft aus. Es gibt im Ganzen nur vier Gouvernements, die eine Bevölkerung von mehr als 2000 Einwohner auf der Q. M. enthalten. Sieben Gouvernements zählen zwischen 1500 und 2000 Einwohner auf der Geviertmeile. Zwischen 1000 und 1500 Einwohner finden sich auf der Geviertmeile in 16 Gouvernements. Elf Gouvernements besitzen eine Bevölkerung von 500 bis 1000 Einwohner auf der Geviertmeile. Zwischen 100 und 500 Einwohner finden sich in 8 Gouvernements über den Raum einer geographischen Quadratmeile vertheilt. Endlich gibt es drei Gouvernements, in denen weniger als 100 Menschen auf den Raum einer Quadratmeile sich vorfinden. Diese Gouvernements sind: das Gouvernement Astrachan mit 99, Olonez mit 95, Archangelsk mit 16 Einwohnern auf der Quadratmeile.

— Das »Bundesblatt» bringt einen Bericht des schweizerischen Consuls in Mexico, der sich auf die Auslage eines Reisenden gründet, welcher die Goldgruben den 25. April und St. Francisco den 1. Mai 1849 verlassen, und über die Zustände und Verhältnisse in Californien in einer Weise sich ausspricht, welche jeden Auswanderungslustigen abhalten sollte, seine Blicke nach diesem Lande zu wenden. Ober-Californien sey keineswegs ein fruchtbares Land, sondern biethe im Gegentheil nur Entbehrungen und Leiden dar. Die Arbeit in den Goldminen sey eine wahre Galeeren-Arbeit, welche auch den kräftigsten Mann in einem Monat zu Grunde richte. Weit entfernt, daß man das Gold gleichsam nur mit einem Messer aus der Erde graben könne, müssen im Bett oder an den Borden von Bächen Aushöhlungen von einigen Ellen Durchmesser und Tiefe gegraben werden, bis man auf goldhaltigen Grund komme. Diese Gruben füllen sich stets mit Wasser, und der Goldsucher muß so immer bis an die Knie im Wasser stehen, und dieses in einer glühenden Sonnenhitze, auf welche dann bei Nacht eine empfindliche Kälte folge, gegen welche man keinen Schutz finde, denn nur Wenige seyen so glücklich, ein Zelt zu besitzen, die Meisten müssen unter freiem Himmel bleiben. Das Schlemmen der mühsam und unter Zerrüttung der Gesundheit ausgegrabenen Erde, um das Gold daraus abzuscheiden, sey sehr schwierig, und Viele können damit gar nicht zu Stande kommen.

— In Paris kam zur Nachtzeit ein Wagen vor das Haus eines Weinhändlers in der Straße St. Hyacinthe gefahren; Schläuche wurden in den Keller gelassen, auf dem Karren befand sich ein Faß, neben diesem stand ein Mann, welcher pumpte; auf diese Weise werden die Kloaken gereinigt. Die Vorbeigehenden, selbst die Patrouillen kümmerten sich nicht um die Operation und suchten im Gegentheile so schnell als möglich von dannen zu kommen. Als am andern Morgen der Garcon des Weinhändlers in den Keller kommt, findet er die Fässer leer: die vermeintlichen Kanalräumer hatten sie ausgepumpt.

— Eine Paraphrase Herwegh's. In einem Fremdenbuche auf den Ruinen der Harzburg stehen folgende Verse von Justinus Kerner:

Herwegh's Schlachtgesang.

Reißt die Kreuze aus der Erden,
Alle sollen Schwerter werden!
Wer Dein Schlachtruf — setzt, mich freut's,
Machst mit ängstlichen Geberden
Vor den Schwertern Du ein Kreuz.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 71. Klagenfurt, Dinstag den 4. September 1849.

Verleitung zur Habsucht und ihre Folgen.

Erzählung.

(Beschluß.)

7.

Am folgenden Morgen eilte der Fremde zu dem Bürgermeister; er kaufte das Haus für achtzehntausend Thaler. „Wie ist es denn um's Schulwesen in Ihrer Stadt bestellt?" fragte er.

„Ach, nicht allzugut; unsern Lehrern fehlt es nicht an gutem Willen und an schönen Kenntnissen, aber es sind ihrer zu wenig für die vielen Kinder. Die Stadtgemeinde hat gar viele Lasten zu tragen, durch manche Umstände hat sich der Wohlstand verringert. So hätte ich gern eine Schule für kleine Kinder, eine Warteschule errichtet, die bei den vielen armen Arbeiterfamilien, die hier und in der Umgegend wohnen, sehr gut wirken würde. Aber es fehlt, leider! dazu an allen Mitteln."

„Ich schenke dieses Haus der Stadt zur Erweiterung ihrer Schulen, zur Anlegung einer Warteschule für kleine Kinder; ich bestimme die Summe von sechs Tausend Thalern zur Unterhaltung der Warteschule und zur Anstellung der dazu erforderlichen Lehrer und Lehrerinen."

„Wäre es möglich, Herr!"

„Lassen Sie mich jetzt, Herr Bürgermeister. Heute Nachmittag besehen wir das Haus zusammen."

Der junge Schullehrer hatte seinen Begleiter im Gasthause aufgesucht. „Sie haben mir auf unserer Wanderung so viel Gutes von Ihrer Mutter erzählt, daß ich wahrhaft begierig bin, sie kennen zu lernen. Führen Sie mich doch zu ihr."

Sie trafen die Tochter Wittig's in einem engen, aber äußerst sauber gehaltenen Stübchen, wie sie zwei unsere Mädchen in Handarbeiten unterwies. Der fremde wünschte sie allein zu sprechen und die beiden Mädchen und ihr Sohn verließen das Zimmer.

Der Fremde betrachtete sie einen Augenblick schweigend, es waren noch die wohlwollenden, sanften Züge von ehemals, der Mund, der ihm so oft zum Guten gerathen; aber der Kummer hatte tiefe Furchen in die Stirne gegraben, die Sorge hatte die so glänzenden Locken vor der Zeit gebleicht.

„Marie erkennst Du mich nicht wieder?"

Sie schüttelte den Kopf; als er seinen Namen nannte, zuckte sie zusammen.

„Lassen wir die Todten ruhen," sagte er sanft, „Du bist ja unschuldig, Du warst mir ja als Kind schon Warnerin, ach, hätte ich auf Dich gehört, uns Beiden wäre vielleicht viel Gram erspart geblieben!" Und sie sprachen mit einander Stunden lang, sie billigte seine Pläne vollständig.

In den nächsten Tagen war es in dem Hause, das der Fremde gekauft hatte, sehr lebendig; die bisherigen Miether räumten es, Tischler und Werkleute arbeiteten darin, die Zimmer in Schulstuben umzuwandeln. Binnen wenig Tagen sollte Alles in Ordnung seyn, und die Handwerker arbeiteten gern so rasch als möglich, sich dem Manne dankbar zu erweisen, der so Wohlthätiges für ihre Stadt stiftete.

Am 15. Mai sollte die neue Schule bezogen werden, sollte die Warteschule für kleine Kinder in's Leben treten; der Fremde hatte Marie zur ersten Lehrerin und Aufseherin bestimmt, ihr Sohn war gleichfalls als Lehrer darin angestellt. Tags vor der Einweihung wollte der Fremde die Stadt verlassen.

„Sie wollen sich dem Danke unserer Stadt entziehen," sagte der Bürgermeister, als der Fremde in dem von ihm erkauften Hause die Urkunden rechtskräftig ausgestellt hatte, die seine schönen Einrichtungen der Gemeinde für ewige Zeiten überwiesen, „darum reisen Sie schon heute und wollen nicht einmal die Kinder im Festschmucke sehen, die nun hier unterrichtet werden."

„Sie haben mich errathen, Herr Bürgermeister, ich reise, weil ich nicht diese Dankfeierlichkeiten liebe, überwachen Sie die Schulen wohl, sorgen Sie, daß Milde, Gottvertrauen in die kindlichen Gemüther gepflanzt werde, das sey mein Dank."

„Und auch namenlos soll diese Stiftung bleiben,

wir sollen nicht einmal wissen, wem unser Dank gebührt?"

Mein Name ist in Deutschland längst verschollen, lassen wir die Stiftung namenlos bleiben."

„Seltsame Fügung, morgen am 15. Mai werden die neuen Schulzimmer, wird die Kleinkinderschule eingeweiht und morgen ist der Sterbetag des Mannes, der mit ungerechtem Gute seiner Hoffahrt zu fröhnen, dieß Haus erbaute."

„Gedenken wir auch seiner ohne Haß und Groll, er hat gebüßt, seyen wir milde; — und nun, mein Wagen erwartet mich in der Stadt, ich reise ab. Noch einmal will ich allein durch die Zimmer gehen. Dann fort dem Meere zu. Leben Sie wohl, Herr Bürgermeister."

„Gott sey mit Ihnen, edler Mann."

Der Fremde ging schweigend durch die Schulzimmer; in den untern Räumen ward Alles zweckmäßig zur Aufnahme der kleineren Kinder eingerichtet. Thränen entströmten den Augen des Mannes, dann warf er sich betend auf die Knie nieder. „Ich habe Dich erkannt, Herr, im Tosen des Meeres, wenn mein Leben wie aufgegeben war und der Tod nach meinem Scheitel faßte; ich habe Dich erkannt, Herr, in Freude und Noth, in trüben Tagen und heitern. Du hast mich geführt durch schwere Prüfungen, daß ein mühseelig Mannesalter einer vergeudeten Jugend folgen mußte, Du hast mich geführt zu Achtung bei den Menschen, und, was höher ist, zu Achtung vor meinem eigenen Gewissen, ich danke Dir, o Herr! Siehe her, dieß ist keine Kirche, die ich Dir erbaue, wo ich anbetend vor Dir niederfalle, es ist das Haus des Mannes, der viel an mir verschuldet, der es mit mir entwandtem Gute aufbaute, er trieb mich fort von hier, unstät und das bittere Gefühl erlittenen Unrechts in der Brust. Und dieses Haus, wieder ist es mein, und Deine Gerechtigkeit gab es wieder in meine Hände. So sey es denn Dir geweiht, o Herr! dessen Größe mein irdisch Auge heut am klarsten erkennt. Es sey Dir geweiht, daß dem Werke Deiner göttlichen Gerechtigkeit ein Werk der Menschlichkeit, der Liebe entstamme. Was eigennütziger Hochmuth erbaute, diene den Unmündigen, den Armen, und hier mögen in hundert Kinderherzen Dir die reinsten Altäre erbaut werden, Gott der Liebe, Gott der ewigen Gerechtigkeit!"

Die Serezaner.

(Aus der Morgenbeilage zur Wiener Ztg.)

In sonst gut unterrichteten Kreisen fand ich nur zu oft die irrige Meinung häufig verbreitet, die Serezaner, welche sich unter Ban Jellachichs Fahnen seit dem Sturme auf Wien und in den ungarischen Wirren einen Namen gemacht, seyen ein eigener Stamm irgend einer südslavischen Nation oder doch wenigstens die militärische Organisation eines bestimmten Distrikts der Militärgrenze. Man hat sie gern mit Isolani's Schaaren im 30jährigen und mit den Panduren im siebenjährigen Kriege verglichen und von diesen hergeleitet. Mit den Letzteren haben sie wenigstens den rothen Mantel und die Bewaffnung gemeinsam, sonst ist keine historische Verbindung zwischen ihnen und den früheren Corps nachzuweisen. Das wilde, verwegene Corps des Grafen Isolani, eines geborenen Friaulers, bestand aus der von den Landständen des Königreichs Croatien dem Kaiser Ferdinand II. zu Hilfe geschickten croatischen Masse-Insurrection. Die Panduren*) dagegen waren ein bloßes Freicorps, welches der in Slavonien stark begüterte Major Franz Freiherr v. der Trenk der hart bedrängten Kaiserin Maria Theresia gegen Preußens Friedrich II. zuführte, das in der Folge zu einer großen Masse erwuchs, aber bald nach dem Sturze seines berühmten Führers bei der Beendigung der Kriege mit Preußen seiner Auflösung entgegen ging. Die Serezaner sind eine Gensdarmerie oder Elitecorps, welches aus folgenden sechs, den Einfällen türkischer Räuberhorden von jeher am meisten ausgesetzten k. k. Grenzregimentern: dem ersten und zweiten Banal-, dem Oguliner-, Ottozaner-, Szluiner- und Likaner-Regiment ausgehoben wird. Die übrigen zwei kroatischen Grenzregimenter (das Warasdin-Kreuzer und Warasdin St. Georger) und die ganze slovenische, Banater und siebenbürgische Militärgrenze haben keine Serezaner. Dieselben gehören demnach sämmtlich der croatischen Nationalität an. In der letzten Zeit hat sich in Dalmatien, auf den Wunsch des Banus ein neues Serezanercorps gebildet, welches wohl bis auf 2000 Mann erhöht werden dürfte; die dalmatinischen Serezaner sollen jedoch nur theilweise die eigenthümliche, bunte Tracht der croatischen Serezaner erhalten (wahrscheinlich bloß die Elite-Compagnie), das Gros derselben wird die Uniformen der k. k. Feldjäger tragen. Die Benennung „Serezaner" selbst wird von dem illyrischen Worte Serez hergeleitet, welches etwa „Rotte" — „Haufe" bedeutet. Die erste Errichtung der Serezanerabtheilungen in der croatischen Grenze geschah vor etwa dreißig oder vierzig Jahren und ist zumeist das Werk des k. k. Commandanten General Grafen Gyulai. Sie haben bis zu Jellachichs kühnem Zuge nach Ungarn im September vorigen Jahres als eigenes Corps noch mit keinem andern Feinde gekämpft, als mit ihren unruhigen bosnischen und arnautischen Nachbarn, deren wiederholte räuberische Einfälle sie zu öftern Malen tapfer zurückgeworfen hatten. Sie waren bis dahin ihrer ursprünglichen Bestimmung und Einrichtung nach lediglich zum Gensdarmeriedienst im Innern und zur Besetzung der gefährlichsten Posten am äußersten Grenzcordon verwendet worden.

Jellachich bewies, noch ehe er Ban ward, eine große Vorliebe für diese verwegene Truppengattung: er hatte ihre Bravour im Kampfe als Stabsofficier der Banalgrenze aus eigener Erfahrung kennen gelernt.

*) Gegenwärtig nennt man in Croatien und Slavonien die Gerichtsdiener und die Polizeimannschaft der Comitats- und Stadtgerichte, ferner die bewaffneten Leibdiener der Edelleute „Panduren".

ein Sergeant der Serezaner hatte ihm in einem Gefecht mit bosnischen Horden das Leben gerettet. Als im März vorigen Jahres Jellachich vom Obersten zum Banus und General-Commandanten ernannt wurde, äußerte sich die Freude darüber nirgends lebhafter und enthusiastischer als in der croatischen Militärgrenze, welche den Landtag zu Agram damals das erste Mal mit Abgeordneten beschickte. Unter den Abgeordneten befanden sich mehrere Serezaner, welche eine ganz besondere Anhänglichkeit zur Person des neuen, populären Banus zeigten. Als man in Croatien erfuhr, Jellachich sey in Innsbruck seiner Würde entsetzt und vom Kaiser als Hochverräther erklärt, zogen sie ihre Messer und frugen mit blitzendem Auge: „Wie weit kann der Weg bis Innsbruck seyn? Wo liegt das Loch? Wir wollen hin, wir befreien unseren Ban aus seinem Gefängniß, so uns Gott helfe!" Welcher Jubel, als der Ban bald darauf in Agram einritt! Auf dem croatischen Landtage hatte man schon zu Anfang Juli laut und offen vom bewaffneten Widerstande gegen Ungarn gesprochen und in öffentlicher Sitzung Sammlungen zur Bestreitung der Kosten für den Kampf mit den Magyaren angestellt. Kriegsrüstungen wurden getroffen, allein der Mobilstand der croatischen Grenze drohte zu einem solchen Unternehmen nicht auszureichen, weil fast die Hälfte jeden Regimentes in Italien unter Radetzky's Feldherrnstab focht und der größere Theil der slavonischen Grenzregimenter noch zwischen dem damals legitimistisch erscheinenden magyarischen Ministerium und dem allbeliebten, allein vom Hof abandonnirten Banus der treuen Schwesternation schwankte, weßhalb auf Slavonien noch nicht mit voller Sicherheit zu rechnen war. Unter solchen Umständen machte Jellachich die Serezanerabtheilungen mobil und ließ sie in Agram und Warasdin zur Garnison einrücken. Im Juli begleitete stets eine treuergebene Leibwache von zwölf bis zwanzig Serezanern den Ban auf seinen zahlreichen, nicht gefahrlosen Kreuz- und Querzügen durch Croatien, Slavonien und Syrmien, die er theils machte, um sich des Volkes für seine im Interesse des Kaiserhauses und der Nation zu beginnenden Unternehmungen zu versichern, theils um mit dem zum k. k. Commissär und Vermittler zwischen Ungarn und Croatien bestellten FZM. Baron von Hrabowski*) zu conferiren. Im August standen die Serezaner mit einigen andern Truppen längs der Drave, die croatische Grenze gegen Ungarn zu bewachen; am 12. September, als das Corps des Banus zuerst den ungarischen Boden jenseits der Drave und Mur feindlich betrat, bildeten Serezaner die Avantgarde. Welche Dienste sie dem Banus bei seinem Zuge in Ungarn, namentlich bei Verpolje, dann beim Sturm auf Wien und in dem gegenwärtigen Kriege geleistet, ist Jedermann bekannt. Sie sind die Blüthe der croatischen Regimenter, ausdauernd in jeder Strapatze, im Kampfe behend, kühn und schnell enragirt, überall sah man sie an den gefährlichsten Posten und fast jedesmal siegreich; freilich kam ihnen anfänglich das Ungewohnte, Wildkriegerische und Erschreckende der Erscheinung sehr zu statten. Auch bildete sich bei denselben frühzeitig Corpsgeist und Selbstvertrauen in einem beträchtlichen Grade aus. Neben diesen Tugenden haben sie auch ihre kleinen menschlichen Schwächen berührt gemacht. Wenn sich die Serezaner bei ihrem ersten Erscheinen auf dem Kriegsschauplatz, trotz der von den Officieren des Banus streng gehandhabten Mannszucht, nicht selten excessiv zeigten und einer übermäßigen Neigung zum Plündern gern Gehör gaben, muß man dieß mit ihrer genauen Bekanntschaft mit den Sitten und der Kriegsführung ihrer bosnischen und türkischen Nachbarn und dem Verkehr mit diesen wilden barbarischen Menschen einigermaßen entschuldigen.

(Beschluß folgt.)

*) Damals Festungs-Commandant von Peterwardein und commandirender General in Slavonien, ein erfahrener, mit einer Menge von Orden gezierter Militär, welcher in der österreichischen Armee ehedem mit großer Auszeichnung gewirkt hat, jetzt wegen Begünstigung der ungarischen Bewegung durch Gerichtung der Honvedbataillone vom k. k. Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt ist

Notizen.

— Mehemed Ali. Ein Ereigniß, welches vor zwei Jahren noch in allen Zeitungen den premier article gebildet hatte, und in allen Cabineten bei verschlossenen Thüren verhandelt werden wäre, geht heute spurlos vorüber. Mehmed Ali, der Reformator seiner Fellahs, der glückliche Sohn einer revolutionären Usurpation, der Liebling der Damen, insbesondere der blonden Engländerinnen, gegen welche er so galant war, daß er ihnen erlaubte, die Haare seines wallenden Bartes auszuzupfen, und in's Album zu legen, der Mann endlich, der vor Jahren beinahe ganz Europa gegen einander in die Waffen gerufen hätte, ist nicht mehr. Mehmed Ali starb am 2. August in Alexandrien, und wurde am folgenden Tage nach Cairo gebracht, um in der von ihm erbauten prachtvollen alabasternen Moschee begraben zu werden. — Seinem Leichenzuge folgten viele europäische Consuln, und die Truppen mit umwärts gekehrten Gewehren. — Die türkischen Leichenceremonien bieten für uns Europäer einen so eigenthümlich fremdartigen Anblick, daß es nach den Worten des Berichterstatters der „Times" wohl der Mühe lohnt sie näher zu betrachten. — Als der Sarg am Ausgange des Pallastes erschien, wurde er auf die große Marmortreppe gelegt und alle seine getreuen Diener sammelten sich herum um die Worte des ehrwürdigen alten Mufti zu hören. Tiefes Stillschweigen herrschte, als dieser näher trat und mit weitschallender Stimme und in immer größern Zwischenräumen dreimal hintereinander die Worte: „Allah ho akbar" (Gott ist groß) ertönen ließ. Nachdem er endlich die Leiche mit dem gewöhnlichen Gruße: „Salam aleykaum" (Friede mit Euch) bewillkommt und eingesegnet hatte, setzte sich der Zug in Bewegung. Die vornehmsten Offiziere und die ersten Staatsbeamten wetteiferten um die Ehre, den Sarg abwechselnd einige Minuten auf den Schultern zu tragen. Die Ordnung wurde ebenso wenig gestört, als die Rangordnung verletzt, denn die Reihe traf Jeden. Als der Zug vor dem Harem, einem kleinen, auf der nördlichen Seite des Pallastes gelegenen Gebäude vorüberkam, hörten wir ein furchtbares Heulen und Wehklagen, ein so markerschütterndes Jammern, daß es denjenigen, der nicht weiß, daß dieß Gebrauch und Sitte hier zu Lande ist, tief erschüttert hätte. — Der alte Herr war übrigens bei den Damen seines Hauses wohlgelitten

und hat auch für die Bewohnerinen dieses traulichen Sanssouci trefflich gesorgt. Nach orientalischem Gebrauche wurden an diesem Tage die Armen reichlich beschenkt; sechsundzwanzig Ochsen wurden geschlachtet und nebst ebensoviel Kamelladungen von Brot und Datteln vertheilt. Wir sahen auch viel Geld an Arme vertheilen, ohne daß ich jedoch jene Stumpfsinnigkeit, wie man sie bei ähnlichen Gelegenheiten an dem europäischen Bettler wahrnimmt, bemerkt hätte; im Gegentheil blickten sie alle traurig vor sich hin, und zerrissen ihre Kleider. Was mir besonders auffiel, war das zur Schau getragene Princip der völligen Gleichheit, welche die Türken in dem Tode beobachten; selbst der gegenwärtige Vicekönig ging so wie die andern neben dem Sarge einher, bis an die Ufer des Nils, von wo die Leiche nach ihrem endlichen Bestimmungsorte geleitet wurde. — Seit dem Beginn des Jahres 1848 leidend, war Mehemed Ali von den Aerzten längst schon aufgegeben, und mußte auch die Regierungsgewalt seinem berühmten Sohn Ibrahim Pascha und nach dessen plötzlichem Tode seinem Enkel Abbas Pascha übertragen werden. Im letzten Lebensjahre war er nicht mehr der zugängliche wißbegierige Mann; außer einer kleinen täglichen Spazierfahrt war er für Niemand zugänglich. Europäer sowohl als auch die Eingebornen bedauern seinen Verlust. Charakteristisch ist die Antwort der Fellahs auf die Frage, warum sie sich über den Tod eines Mannes, der sie so hart gedrückt, so sehr grämen. „Wäre er vor zwei Jahren gestorben, so hätten wir uns gefreut, weil wir von seinem Nachfolger einige Verbesserungen erwarten konnten. Nun herrschen seine Nachfolger bereits seit zwei Jahren, und wir sehen, daß Alles noch schlechter geht, deßhalb wünschen wir, daß er noch sehr lange gelebt hätte. (Lloyd.)

— In Ofen fand am 7. August die Beerdigung eines dortigen Bürgers und Hausherrn statt, dessen tragisches Schicksal allgemeine Theilnahme erregt. Derselbe, ein Mann in hohen Jahren, hatte nämlich nach Erstürmung der Festung zwei k. k. Offiziere dadurch zu retten versucht, daß er die in sein Haus Geflüchteten in seiner Wohnung verbarg. Die Henoreds, welche das Haus durchsuchten, spürten jedoch das Versteck auf und erschossen die Unglücklichen vor seinen Augen. In Folge dieser erschütternden Scene verfiel der Alte zuerst in stillen Wahnsinn, in welchem er behauptete, fortwährend schießen zu hören, dann in Raserei, aus welchem Zustande ihn endlich der Tod erlöste.

— Um dem großen Mangel an heirathsfähigen Frauen in Californien abzuhelfen, ist von New-York eine ganze Schiffsladung voll junger Damen unter Aufsicht einer Matrone, Mistreß Farnham, nach San Francisco abgegangen. Ein ähnliches Unternehmen war in San Jago und Chili im Werke. Dort suchte ein Kaufmann in den Zeitungen 200 junge, weiße, arme und tugendhafte Mädchen von leidlichem Aeußern, um sie nach Californien zu schaffen, und sie dort an die zahlreichen Amerikaner und andern Fremden, die ihr Glück in den Goldwäschen gemacht haben, und sich jetzt einen Hausstand begründen wollen, ehrsam zu verheirathen.

— Lot's Weib. Von einem der Theilnehmer an der Expedition zur Befahrung des todten Meeres wird nächstens ein Tagebuch erscheinen, aus dem das „Ausland" Auszüge mittheilt, denen wir folgende Stelle entnehmen: Am 26. April 1847 unterfuchten wir die Berge von Sodom, und schauten neugierig nach der berühmten „Salzsäule" um, welche das Gottesurtheil über Lot's Weib bezeichnet. Während wir an den Ufern des Sees herumfuhren, erblickten wir eine ungeheure, abgerundete, thurmartige Säule gegen Südwesten. Dieß, sagte der Araber, sey die Salzsäule, in welcher Lots Weib bei dem Untergang von Sodome eingeschlossen worden sey. Mit einiger Schwierigkeit landeten wir hier; unser Befehlshaber und Dr. Anderson nahmen sich eine Probe davon, und Herr Dale eine Zeichnung. Wir maßen die Säule und fanden sie 60 Fuß hoch und 40 Fuß im Umfang. Lot's Weib war wohl nicht so groß, daß sie dem Maße dieser Säule gleich kam; dem mag aber seyn wie ihm wolle, wir standen vor der ungeheuren Säule und fanden, daß sie wirklich aus festem Steinsalz, aus einer krystallisirten Masse bestand. Sie ist in Nähe der Stelle, welche in der Bibel bezeichnet ist, und scheint die einzige ihrer Art hier; die Araber der Umgegend, welche wir befragten, erklärten, das sey Lot's Weib, die wirkliche Salzsäule, von der die Bibel spricht. Die Ufer des Sees sind mit Salzincrustationen belegt, und wir bemerkten, daß nach einer Stunde unsere Füße tapfer mit Krystallisation bedeckt waren. (Lloyd.)

— Eine neue Einrichtung von großer Nützlichkeit, welche Nachahmung verdient, hat in Grenock in England bereits gute Resultate gebracht und wird nun auch in Hull organisirt. Unter dem Namen einer Penny-Bank, welche den Zweck hat das Gefühl für Oekonomie zu erhöhen, besonders unter den niederen und arbeitenden Classen, ist dasselbe in jenen Städten ins Leben getreten. Sie bietet den Arbeitern Gelegenheit, sey es täglich oder wochentlich, die kleinsten Summen und sey es ein Penny in jener Bank anzulegen, das angelegte wird verzinset, in einem gewissen Zeitraum der Sparcasse übergeben, oder nach einem Jahr zurück erstattet. In Grenock, wo die Bevölkerung aus 40,000 Menschen besteht, haben bereits 5000 Depositeurs eine Summe von 14,000 Gulden C. M. in 791 Tagen zurückgelegt und die größte Einlage hatte nicht die Zahl von fünf Penny überschritten.

— Alexander von Humboldt ist gegenwärtig mit der Herausgabe des letzten Bändchens seines unter dem Titel: „Ansichten der Natur" vor vielen Jahren schon begonnenen höchst anziehenden und belehrenden Werkes fleißig beschäftigt. Dasselbe erscheint nächstens, wie seine frühern Arbeiten in deutscher Sprache, bei Cotta, und zugleich in einer englischen Uebersetzung zu London. Männer, denen es bereits vergönnt gewesen, Bruchstücke davon zu lesen, halten solches unter den vielen wissenschaftlichen Werken, welche Humboldt herausgegeben, wegen des darin enthaltenen Gedanken-Reichthums, sowie wegen der frischen blühenden und gewinnenden Sprache, womit es abgefaßt ist, für das Beste.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Herd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 72. Klagenfurt, Sonnabend den 8. September 1849.

Das Leben und Wirken des Erzherzogs Johann von Oesterreich.

Nach Originalquellen und Urkunden geschildert von Carl August Schimmer.

(Aus der Morgenbeilage zur Wiener Ztg.)

Die vorliegende Biographie des Erzherzogs Johann beginnt mit der Darstellung der Jugendjahre dieses durch seine Leistungen schon in früher Lebensperiode der Geschichte angehörigen Mannes und reicht bis in die jüngste Zeit, in welcher der fürstliche Volksfreund, als sein Haupt bereits der vorgerückten Jahre Schnee bedeckte, in einen neuen Abschnitt seines so thätigen und vielbewegten Lebens trat, indem er die so schwierige Lenkung des nach Einigkeit ringenden Deutschlands übernahm. Der Biograph tritt, wie er selbst in seinem Vorworte angibt, eigentlich nur als Compilator auf, hat jedoch die Zusammenstellung, zu der ihm reichliche Materialien zu Gebote standen, mit besonderer Lust und Liebe getrieben, wozu ihn die Persönlichkeit des im gesammten Deutschland, und besonders in Oesterreich, wegen seiner seltenen Geistes- und Herzenseigenschaften hochverehrten Mannes, dessen humaner Charakter, biederer Sinn und Liebe zum Volk so bekannt sind, besonders anregten.

Wir glauben in der Voraussetzung nicht zu irren, daß den Lesern unserer Spalten nicht blos eine kritische Beleuchtung, sondern auch ein möglichst ausführlicher Auszug aus einem Werke willkommen seyn dürfte, welches aus einer geschickten, umsichtigen Benutzung trefflicher historischer Quellen hervorgegangen, ihnen nicht nur genaue Kenntniß der Lebensgeschichte des verehrten Erzherzogs bietet, sondern auch über die ganze ereignißreiche Epoche, in welche sein Wirken und Streben fällt, sehr erhellende, belehrende Streiflichter wirft. Zu diesen zählen wir vorzüglich die zahlreichen, in der 1 Rede stehenden Broschüre mitgetheilten authentischen Correspondenzen berühmter Männer, mit denen Erzherzog Johann in wissenschaftlicher und sonstiger Verbindung gestanden. Von der Ansicht ausgehend, den Leser in möglichst getreuer Weise von dem Geiste in Kenntniß zu setzen, in welchem die zu analysirende Broschüre gegeben, machen wir es uns jedoch zum Gesetze, in der Mittheilung dieser Auszüge uns möglichst der Worte des Biographen selbst zu bedienen.

In der Einleitung wird vom Erzherzog Johann gesagt, daß er die in seiner frühesten Jugend schon ausgesprochenen Gesinnungen zu allen Zeiten, und selbst dann, wenn selben keine Anerkennung zu Theil geworden, stets bewährte, und daß er zu jeder Zeit die vielfältigen hohen Sendungen und Aufträge in unerschütterlicher Redlichkeit und mit eiserner Willenskraft zu vollführen strebte, ohne sich je durch was immer für Nebenrücksichten beirren zu lassen.

Als schon frühzeitig ausgesprochene und sich fortwährend gleichbleibende Grundzüge seines Charakters werden Muth, Festigkeit, Milde, vorurtheilslose Religiösität, Offenheit, Philantropie mit fürstlicher Würde gepaart, angegeben. Vielseitiger wissenschaftlicher Studien sich mit Eifer befleißigend, hatte er auf Kriegs- und naturhistorische Wissenschaften sein Hauptaugenmerk gerichtet, in denen er sich auch theoretisch und praktisch als Meister vielfach bewährte. Unter den Lehrern, welche in Wien vorzüglich auf den jungen Prinzen einwirkten, und seiner Denkweise eine freisinnige Richtung gegeben, wird der Historiker Johannes Müller genannt, mit dem der Erzherzog stets in innigster Verbindung geblieben; als Beleg hierfür werden drei sehr interessante Briefe mitgetheilt, welche Johannes Müller dem in Tirol sich aufhaltenden und für dieses Land damals schon große Vorliebe zeigenden Erzherzog schrieb.

Im 18. Lebensjahre schon begann unter sehr schwierigen und ganz eigenthümlichen, nur wenigen Menschen bekannten Umständen das erste öffentliche Auftreten des Erzherzogs. Die nothwendigen Grenzen der Analyse zwingen uns hier, den Leser auf das Werk selbst zu verweisen, um genaue Kenntniß von den Hemmnissen zu erhalten, welche dem zum General-Feldzeugmeister ernannten 18jährigen Jüngling von einem damals sehr einflußreichen Manne bereitet wurden. Sein Wirkungskreis wurde hierdurch sehr beschränkt, und so wurden Schlachten verloren (wie z. B. das unglückliche Treffen bei Hohenlinden), ohne daß der Verlust derselben dem nur als stummen Zeugen mitkämpfenden jungen Prinzen vorgeworfen, oder der entgegengesetzte Erfolg ihm zum Ruhme hätte angerechnet werden können.

Der Verfasser beschreibt uns nun die Pläne und Schicksale des Erzherzogs während des Feldzuges in Baiern, der so traurig für die österreichischen Waffen endete; er setzt sodann die Verhältnisse des jungen Prinzen zum Hofe, sein energisches Wirken in Tirol und seine Thätigkeit während des Krieges von 1805 auseinander. Es wird bemerkt, daß schon in früher Periode der Erzherzog die Einigkeit Deutschlands mit allen Kräften seines Geistes anstrebte, und daher Preußen mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln aus seiner, durch den unseligen Separatfrieden von Basel herbeigeführten isolirten Stellung zu ziehen bemüht war, was ihm jedoch leider nicht gelang.

Aus vielen, in dem vorliegenden Werke wiedergegebenen, charakteristischen Aeußerungen des Erzherzogs geht seine Ergebenheit gegen seinen natürlichen angestammten Herrn, den von Gott eingesetzten Monarchen hervor. Neben der so deutlich ausgesprochenen monarchisch-absolutistischen Gedankenrichtung lebte im Erzherzog ein zum Volke sich hinneigendes Naturell. Das ceremonielle Hofleben widerstrebte seinen Neigungen; stets sehnte er sich zu ungekünstelten Menschen und einfachen Naturgegenständen; ihm war ein Herz gegeben, das die Eindrücke lieber unmittelbar durch sich selbst, als durch den kältenden Verstandesumgang aufnimmt; seine geschichtlichen Studien unter Johannes von Müller machten ihn endlich zum Bewunderer der Gebirgsvölker, und zeigten ihm die rieſigen Erfolge energischer Volksthaten.

Beim Beginne des Krieges von 1805 entwarf der Erzherzog einen großartigen Vertheidigungsplan, dem zu Folge die Alpenkette Steiermarks, Kärntens und Tirols zu einer einzigen großen Festung umgewandelt werden sollte, zu deren Besatzung die Bevölkerung Tirols bestimmt gewesen wäre. Berathungen, deren schädliche Resultate durch Unkenntniß und Schlendrian noch verderblicher gemacht wurden, stellten sich unbesiegbar der Ausführung dieses trefflichen Planes entgegen. Wir müssen den Leser wieder auf die Broschüre selbst verweisen, um die energische großartige Thätigkeit des Erzherzogs während dieses unheilvollen Feldzuges in den Gebirgsländern kennen zu lernen, so wie die Vorkehrungen zu erfahren, durch welche er eine Schilderhebung des Volkes in Masse gegen Napoleons Heerschaaren auf sehr zweckmäßige Weise hervorzurufen gedachte. So kam das verhängnißvolle Jahr 1809 herbei, in welchem unter Johanns Anführung das Kriegsglück den Oesterreichern in Italien zuerst günstig war, und aus welchem Lande er nur mit betrübtem Gemüthe sich auf erhaltenen Befehl zurückzog. Der Rückzug selbst gab dem Fürsten Gelegenheit, bedeutende strategische Talente zu entwickeln.

Es ist dem Erzherzog Johann vielfältig zur Last gelegt worden, daß er durch sein zu spätes Eintreffen zum unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Wagram sehr viel beigetragen hätte. Er hatte sich aber, nachdem er kaum an der March angelangt war, sogleich an die Spitze eines Husarenregimentes gestellt, mit welchem er auf das Schlachtfeld eilte, das er jedoch bereits mit Todten und Verwundeten bedeckt fand. Nur mit äußerster Mühe konnte er noch den in großer Anzahl anrückenden französischen Reserven entgehen, und zu seinen Truppen zurückkehren. Voll des bittersten Gefühles ließ er dieselben nun Halt machen, und hoffte vergeblich weitere Befehle zu erhalten. Bis in die Nacht hinein wartete er, und brach dann in die merkwürdigen, an seine Umgebung gerichteten Worte aus: „Sie wissen, ob wir früher hätten eintreffen können! Wir sind noch eher da, als ich es gemeldet habe. Sie werden sehen, unser vermeintliches Verspäten wird alle Schuld der verlornen Schlacht tragen müssen! Dieser Umstand wird Manchem sehr willkommen seyn!"

Der Verfasser bemüht sich auf gelungene Art zu beweisen, daß Erzherzog Johann die gemachten Anschuldigungen eben so wenig verdiene, als sie ihm damals häufig zu Theil wurden, und bringt dann noch ihrem ganzen Umfange nach die merkwürdige am Beginne des Krieges von 1809 an die Tiroler erlassene Proklamation, die electrisirend auf das dem Kaiserhause innig ergebene Volk wirkte, so daß es wie Ein Mann zum Streite aufstand, und einen Kampf auf Leben und Tod begann, in welchem unter Andern auch der tapfere Andreas Hofer schwer für fremde Sünden büßen mußte.

Während des Zeitraumes von 1810 — 1812 war Johann jedem öffentlichen Wirken ferne geblieben. Desto segensreicherer Privatthätigkeit gab er sich jedoch hin, deren Schauplatz vorzüglich Steiermark war, dessen Bewohner den Namen des Erzherzogs nur mit einem Segensspruche im Munde nennen. In diese Periode fällt die Gründung des herrlichen naturhistorischen Museums, des Joanneums; in der Stiftungsurkunde dieser mit kaiserlicher Munificenz ausgestatteten Anstalt befindet sich eine Stelle, in welcher sich Johanns edler, reiner, dem Vorwärtsstreben stets huldigender Sinn auf das Umfassendste ausspricht, und die wir wörtlich, wie sie Herr Schimmer anführt, hier wiedergeben: „Stete Entwicklung, unaufhörliches Fortstreben ist das Ziel des Einzelnen — jedes Staatenvereines; — der Menschheit Stillestehen und Zurückbleiben ist im engen Leben des Weltschauspielers einerlei. Nur wo Licht und Wärme, ist auch Leben. Die Nothwendigkeit, gründliche Kenntnisse an die Stelle hohler Vielwisserei, Kraft und Festigkeit an jene der Frivolität und feigen Zurückziehens, reges Leben an jene einer schmählichen Gleichgiltigkeit zu setzen, mit ganzem Herzen sich anzuschließen an's theure Vaterland, auf die Erziehung als höchste National-Angelegenheit sein Hauptaugenmerk zu richten, hat sich stärker als je in unserer Zeit ausgesprochen. Diesem Zwecke zu entsprechen, wenigstens näher zu rücken, sey Ziel des Nationalmuseums."

Einen sehr belebenden Einfluß auf das Studium vaterländischer Geschichte und Geographie hatten die Preisfragen, welche Johann im Jahre 1812 aufstellte. Die Thätigkeit Hormayr's und Anderer fand die lebhafteste Anregung in denselben.

Einer romantischen, aber höchst interessanten Liebhaberei müssen wir noch erwähnen, deren practische Ausführung ebenfalls jener Zeit angehört, und an welcher der Erzherzog lebhaften Antheil nahm. Der Pächter der bekannten, wohlerhaltenen Feste Sebenstein war von der Vorliebe für romantische Ritterfitte so durchdrungen, daß er dieselbe wenigstens auf dem genannten Schlosse heimisch machen wollte. Hornblasende Thorwärter empfingen den Fremden, der sich der Burg Heinz Stein des Wilden (der ritterliche Name, den sich der erwähnte Pächter beigelegt) nahte. Dem Namen entsprechend war Sitte und Ausschmückung der Veste, deren Honneurs der Burgvogt auf passende Weise machte. Ein Bund war gestiftet worden, an welchem der Erzherzog ebenfalls Theil nahm, und der den Namen der „Wildensteiner Ritterschaft zur blauen Erde" führte ꝛc.

Lobend müssen wir der Art und Weise gedenken, in welcher der Verfasser die Ursachen schildert, in Folge deren Erzherzog Johann im Jahre 1813 von allen öffentlichen Geschäften entfernt wurde. Im Jahre 1815, und zwar nach der Rückkehr Napoleons von Elba, wurde Johann, der, wie oben bemerkt, von Staatsgeschäften fern gehalten, nur mehr als Generaldirector des Fortifications- und Genieweſens Gelegenheit gehabt

hatte, dem Vaterlande und seinem Monarchen zu dienen, wieder zu neuer Thätigkeit berufen. Ihm wurde der Auftrag in Venedig und Mailand die Huldigungen des Volkes im Namen des Kaisers zu empfangen, und sodann sich nach Elsaß zu begeben, um dort die Belagerungsoperationen zu leiten. Die Eroberung und Capitulation Hüningens war die letzte Waffenthat Johanns, nach deren Vollendung gewissermaßen eine neue Aera in seiner Lebensgeschichte beginnt. Der Verfasser macht hier einen Abschnitt in seiner biographischen Schilderung, dem er als passendes Schlußzeichen noch einen historisch sehr interessanten Brief Hormayr's in Extenso beifügt.

(Beschluß folgt.)

Die Serezaner.

(Beschluß.)

Beim Zuge nach Ungarn erhielten sie ihren ersten, gleich der übrigen Mannschaft nationell gekleideten Offizier in der Person eines Vetters des Ban, des Freiherrn Albert Jellachich de Buzim. Früher standen sie unter dem Commando der betreffenden k. k. Grenzoffiziere, nur die Einrichtung der untern Chargen war eine eigenthümliche; ihre Corporale, welche meist deutsch zu lesen und zu schreiben wissen, heißen nach türkischer Weise Harambassa's, die Feldwebel Oberbassa's. Beide Sergeanten tragen als Unteroffiziersauszeichnung selbsteigene Port d'epées, welche sie in Ermanglung des Säbels um den Beingriff ihres Handzars schlingen, außerdem pflegt der Oberbassa meist eine reich verzierte Kappe und einen rothen, pelzverbrämten, nach Husarenweise zugeschnittenen Dolman zu tragen. Die Kleidung der Mannschaft besteht aus einer rothen oder blauen Tuchweste mit zahlreichen weißmetallenen Knöpfen, meist recht zierlich ausgenäht, einer rothen Kappe mit langer Quaste und einem langen rothen Mantel aus grobem Tuche, mit einer weiten, durch Schnüränder zusammengehaltenen Kapuze. An den Füßen haben sie buntfarbene, wollene Fußsocken und eine Art Sandalen (Opanken) aus roher Ochsenhaut, mit dünnen Riemen oder gedrehten Darmschnüren um die Knöchel befestigt. Im Sommer gehen sie sämmtlich in losen Hemdärmeln und weiten, weißen, unten ganzen Leinenbeinkleidern; im Winter dagegen jeder entweder enge, bis an die Knöchel gehende Tuchhosen oder derlei etwas weitere, nach türkischer Manier (Dunje), dann grobtuchene, meist braune Jäckchen an. Die Bewaffnung des Serezaners besteht in zwei langen Pistolen, einem türkischen Messer (Handczar) und einer langen, sehr sicher schießenden Flinte, erstere werden sammt der Munition in einem breiten, lederen Leibgürtel geführt, die Flinte hängt über dem Rücken.

Auf seine Schießwaffen, bei denen er gleich den Türken und Serben dem Feuersteinschloß vor jeder andern Einrichtung den Vorzug gibt, verwendet der Serezaner die größte Sorgfalt, sie sind sein größter Schatz, oft ein Erbstück mehrerer Generationen, oft eine selbstgewonnene Türkenbeute. Mitunter trifft man auf ihnen Flinten, welche am Lauf mit zehn bis zwölf silbernen Ringen verziert und am Anschlag reich und künstlich mit Perlmutter und ausgelegt sind. Wenn der Serezaner — wie jeder andere Grenzer — auch durch Erbtheil oder Kampf eine ganze Mignonrüstkammer daheim hat, wird er sich doch selten entschließen, eine seiner Pistolen oder Flinten an einen waffenliebenden Städter zu verkaufen. „Ich gebe meine Pistolen nicht weg", wird gewöhnlich erwidert, „sie sind Erbgut und stammen von meinem Großvater her, der sie vor Belgrad oder Banjaluka einem türkischen Aga abnahm." — Jemand fragte einen graubärtigen Serezaner: „Ist dir dein Pistolenpaar feil? ich gebe dir so und so viel mehr als sie dich oder deinen Vater gekostet haben." — „Und wenn du mir Hundertmal so viel geben wolltest, du bekommst sie doch nicht." — „Ei du thust ja, als wären deine Pistolen aus purem gediegenem Golde und kosteten mehr als deines Vaters Haus und Hof." — „Mich kosten sie sehr wenig, lieber Herr, nur zwei Groschen für Pulver, aber den früheren Besitzer, einen ungläubigen Räuberhauptmann, der mit seiner Bande über die Grenze kam und in unserm Dorfe zwanzig Kühe stahl, eine Kugel durch den Kopf. Es sind wohl achtzehn Jahre her; der Strauß mit dem türkischen Diebsvolk ward uns schwer und sauer, wir jagten ihnen fast zwei Tage auf dem jenseitigen Gebiete nach. Du siehst doch nun, daß ich dir meine Pistolen selbst um das hundertfache von dem, was ich dem Türken dafür gab, nicht verkaufen kann?" — Daß die Serezaner, durch ununterbrochene Uebung von Knabenzeit an, ihre Schießwaffen vorzüglich zu handhieren wissen, brauche ich kaum zu erwähnen. Ich selbst sah manchen dieser Rothmäntler eine Schwalbe im Flug aus der Luft holen und daß dieß nicht wenig zu bedeuten hat, wird jeder Schießliebhaber zugestehen. Diese Leute haben auch durchweg ein so großes Vertrauen in die Schießfertigkeit ihrer Kameraden, daß, wenn es eine Wette gilt, im Nu wohl zehn Serezaner sich dazu hergeben, auf vierhundert Schritte Distanz ein Guldenstück zwischen den ersten zwei Fingern der erhobenen linken Hand einem Kameraden als Schußziel hinzuhalten. Nie wird man einen solchen Zielhalter beim Schuß erblassen oder zucken sehen, aber nie wird auch der sichere Schütze das kleine Ziel verfehlt haben! —

Da die Serezaner aus den Grenzregimentsbezirken eigens herausgehoben werden, trifft man in ihren Reihen lauter feste imposante Gestalten; kurze und gedrungene Männer finden sich seltener unter ihnen, häufiger lange, hagere, gestreckte Gestalten, doch durchweg von eisenfestem Knochenbau. Die Gesichter sind durchgängig fahl und gebräunt, die Augen dunkel und feurig, das kurzgeschorene Haupthaar und der Schnurrbart in der Regel schwarz oder dunkelbraun. Gebogene Habichtnasen findet man unter den Serezanern, wie überhaupt unter den Slaven des Südens, viel häufiger, als die kleinen aufgeworfenen Nasen, welche man in Deutschland und anderwärts allen Völkern der slavischen Race mit Unrecht zuzuschreiben pflegt. Im Umgang zeigt sich der Serezaner geschmeidig und willfährig und dabei doch stolz, ja man möchte sagen hochfahrend. Gang und Haltung ist bei ihm nicht steif und gedrechselt, sondern natürlich leger, hat er doch das reguläre Exercitium der übrigen Truppen nicht so lange getrieben, und auf dem Grenzcordon wird der Dienst zu Pferde gethan werden.

Die Tage des Falls der österreichischen Kaiserstadt verschafften den Serezanern einen eigenthümlichen Nimbus, man staunte über ihre Bravour, wunderte sich

über ihr ungewohntes, wildromantisches Aeußere, und in gewissen Kreisen waren sie förmlich en vogue. Ihr Ruf war bis zum alten Radetzky gedrungen, der sich ihrer etwa dreißig von seinem Freunde Jellachich zur Leibwache erbat, welche ihm denn auch richtig über Fiume nach Mailand beordert worden sind. Auch Fürst Windischgrätz und Welden umgaben sich mit Serezaner-Leibwachen. In der That dürfte man auch schwerlich bessere Leibwächter finden, als die Serezaner, von so großer Treue und Anhänglichkeit, so entschlossen und muthig sind sie.

Notizen.

— Die „A. Ztg.“ berichtet aus München vom 20. August: Vor Kurzem waren im Kunstverein Lichtbilder ausgestellt, welche in hohem Grade ein allgemeines Interesse in Anspruch nehmen, da sie die Erfindung der Photographie in wesentlicher Entwickelung zeigen. Hr. Löcherer, der Verfertiger derselben, hat eine einfache und sichere Methode Lichtbilder auf Papier zu fixiren, und wendet sie auf verschiedene Weise an. Seine Bildnisse nach dem Leben zeichnen sich besonders durch eine glückliche und charakteristische Auffassung der Urbilder aus, und indem er eine Reihenfolge Bildnisse bekannter oder berühmter Männer zur Ausstellung brachte, deutete er zugleich die Anwendung an, welche von der neuen Erfindung mit Erfolg zu machen seyn dürfte. Neben der Vervielfältigung solcher Bildnisse stellt sich ein zweiter beachtenswerther Vortheil bei der Technik des Herrn Löcherer heraus. Derselbe liefert photographische Abbilder von Kupferstichen und Holzschnitten, welche so bis ins kleinste das Original wiedergeben, daß sie von demselben nur durch das Kennzeichen der Methode (z. B. Eindruck der Umrisse beim Holzschnitt ꝛc.) zu unterscheiden sind. In gleicher Weise und Vollkommenheit copirt Löcherer Federzeichnungen u. a. Da das Original nicht im Entferntesten einer Beschädigung bei der Abbildung ausgesetzt ist, so erweist sich die Erfindung als ein vortreffliches Mittel, seltene Blätter oder Handzeichnungen (für Sammlungen) zu vervielfältigen. Ja es wäre wohl eine Anwendung der Photographie selbst für literarisch-artistische oder für Bilderwerke denkbar, wenn die Herstellung der einzelnen Copien mit noch geringeren Kosten als bisher ermöglicht werden könnte. Einen anderen sehr erwünschten Gebrauch kann die Kupferstecherkunst von dieser Erfindung machen, indem man mit ihr die treuesten Copien von Gemälden in beliebiger Größe und in kürzester Zeit gewinnt, die dem Kupferstecher als Zeichnung dienen; daß Hr. Löcherer vor der Hand hauptsächlich und zwar sehr viel im Fach des Bildnisses zu arbeiten hat, findet außer in der gefälligen Art derselben noch in dem Umstand seine Erklärung, daß eine Sitzung immer nur wenige Secunden dauert.

— Der ausgezeichnete Flöten-Virtuos Heindl, der erst vor einigen Monaten Wien verlassen, und eine Kunstreise von längerer Dauer begonnen hat, ist bei Amberg in Baiern — seiner Heimath — während einer Spazierfahrt durch einen Schuß verwundet worden, und in Folge der Verletzung am 13. Aug. nach zweitägigem Leiden gestorben. Der Schuß wurde in einer nahen Schießstätte, schon nach Beendigung des Scheibenschießens und nach der Einziehung der während des Schießens ausgesteckten Warnungsfahne von einem leichtsinnigen Schützen abgefeuert. Heindl hatte vor seinem Tode von dem König von Baiern eine sehr ehrenvolle Einladung erhalten. (Presse.)

— In Berlin ist eine Denkmünze auf Goethe geprägt worden. Die Hauptseite zeigt das mit dem Lorber geschmückte Bildniß Goethe's mit Angabe des Tages und Jahres seiner Geburt (28. August 1749). Auf der Kehrseite ist die Apotheose des Dichters vorgestellt. Ein Schwan trägt auf seinen Fittigen den Dichter zum Sternenkreise empor, der ganz oben gesehen wird.

— Ein neues System für Lebensversicherungen gegen die Unfälle auf Eisenbahnen ist in England entstanden und bereits von vielen Eisenbahn-Compagnien von London, Lancshire und Yorkshire angenommen worden. Der Reisende erster Classe, wie groß oder klein auch die Distanz seyn mag, welche er zurücklegen will, erlegt außer der Summe für seine Karte drei Pfennige, und er erhält eine Lebensversicherungs-Bollete auf 1000 Pfd. Sterl. Der von der zweiten Classe bezahlt zwei Pfennige und erhält eine Versicherung auf 500 Pfd. Sterl., der von der dritten Classe endlich einen Pfennig und die Anweisung gilt für 200 Pfd. Sterl. Im Falle des Todes durch einen Unfall auf der Bahn erhalten die Erben die Prämien ausbezahlt.

— In Glasgow hat man neulich eine wichtige Erfindung gemacht, welche die Artilleristen von Eckernförde ganz besonders interessiren wird, nämlich Kanonenkugeln, die sich selbst erhitzen. Die Kugel hat einen hohlen Kern, der mit einem selbst unter Wasser brennenden Feuerstoff angefüllt, dessen Composition einstweilen noch ein Geheimniß ist; vom hohlen Kern führen drei enge Oeffnungen oder Pfeifen durch den massiven Theil der Kugel nach außen. Die Kugel wird nun kalt in eine gewöhnliche Kanone geladen und herausgeschossen, worauf der Brandstoff sich entzündet, und mit einer so satanischen Wuth aus den 3 kleinen Schornsteinen — um mich des Ausdruckes zu bedienen — herausbrennt, daß eine 12pfündige Kugel in 20 Sekunden weißglühend wird. Wenn sie in Holzwerk einschlägt, so leistet sie natürlich dieselben und noch bessere Dienste, als eine auf gewöhnliche Weise erhitzte Kugel, und sie gewährt außerdem den unberechenbaren Vortheil, daß es nach der Ladung mit dem Abfeuern durchaus keine Eile hat, und sich nur der Feind, nicht aber der Freund, die Finger daran verbrennen kann.

— Am 12. August ist der Monte Rosa von einem Herrn Studer aus Bern, einem Zürcherischen Professor und einem hiesigen Studenten erstiegen worden. Auf dem Kamm des mächtigen Gebirgsstockes angekommen, gab das Barometer die Höhe auf 14,000′ an. Furchtbare Kälte (— 1°, 5 h an der Sonne) und tobender Wind hinderte die Reisenden, die Spitze, die sich noch 150′ über sie erhob, zu erklimmen. Diese Reise wird für die Wissenschaften interessante Ergebnisse liefern.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 73. Klagenfurt, Dinstag den 11. September 1849.

Volkshymne für Kärnten.

Aus Himmelshöh'n ström' Segen nieder,
Sich windend Dir zum schönsten Kranz;
Und Glück und Liebe strahlen wieder,
Aus jeder Blum' im reinsten Glanz;
Es lächeln tausend holde Engel,
Aus jedem Blatt, aus jedem Zweig,
Verscheuchend alle Erdenmängel,
Die je bedroh'n Dein Liebesreich! —

Franz Joseph! — sey der theure Name,
Der klingt durch Nord, Ost, Süd' und West;
Ein Stern sey er, nach dem der Lahme,
Der Blinde sich geleiten läßt. —
Ein Segensborn in öden Wüsten,
Der jeden Durst'gen freudig labt;
Ein Tempel, den die Engel küßten,
Der uns mit Ruh' und Heil begabt! —

So strahl' er fort durch alle Zeiten,
Wie wild sie stürmen, rollen, droh'n;
An seinem Glanze soll sich weiden
Noch mancher Vater, mancher Sohn! —
Dieß bitten wir Dich „unser Vater,
Der Du auf Erd', im Himmel bist!"
Sey sein Beschützer, sein Berather,
Bewach' Ihn, der uns Alles ist!

Heinrich Gutperl.

Das Leben und Wirken des Erzherzogs Johann von Oesterreich.

Nach Originalquellen und Urkunden geschildert von Carl August Schimmer.

(Beschluß.)

Im Oktober 1815 erhielt Erzherzog Johann den Auftrag, anstatt seines Bruders, des Kaisers Franz, eine Einladung des damaligen Prinzregenten nach England anzunehmen; er benützte diese Gelegenheit, um in Gesellschaft seines Bruders, des Erzherzogs Ludwig, alle Merkwürdigkeiten Großbritanniens mit Kennerangen zu besichtigen. Noch unternahm er im Jahre 1819 auf kaiserlichen Befehl eine weitläufige Recognoscirung der gesammten nördlichen Grenze der Monarchie, und besonders der Karpathengegenden, und entwarf dann sehr umfassende Pläne zu Befestigungsarbeiten, welche aus Mangel an Geldkräften unbenützt in den Archiven des Kriegsdepartements aufbewahrt blieben.

Von dieser Zeit an bis zum Beginne des dritten Jahrzehents unseres Säculums lebte Johann nur seiner geliebten Steiermark und seinem eigenen Glücke. Nachdem er sich durch den Ankauf des Brandhofs zum steierischen Grundbesitzer gemacht, gründete er die steiermärkische landwirthschaftliche Gesellschaft, deren Wirken ein wahrhaft ausgebreitetes und segensreiches genannt werden muß, und zog das Band zwischen sich und dem ihm so theuren Volke nur um so inniger und unauflöslicher, als er die liebenswürdige, mit allen Reizen des Körpers und Geistes ausgestattete 16jährige Tochter des kaiserlichen Postmeisters, Franz Plochl zu Aussee in Obersteiermark, zu seiner Gattin wählte.

Schimmer stellt bei dieser Gelegenheit die allgemein verbreitete und vielfältig für wahr gehaltene romantische Angabe, als hätte das schöne Mädchen das Herz des Fürsten dadurch gewonnen, daß sie mit amazonenartigem Geschicke in Ermanglung anderer Wagenlenker Postillonsdienste in Uniform verrichtete, völlig in Abrede. Veranlassung zu dieser Episode mag der Umstand gegeben haben, daß jene Schwester der Baronesse Brandhof, die jetzt in Leoben an einem Fabrikanten verheirathet ist, als jugendlich wildes Gebirgskind einmal die Rolle eines fahrenden Postillons übernommen hatte.

Die höchst eigenthümliche Stellung der Baronin zum kaiserlichen Hofe wird in dem Werke Schimmers auf sehr umfassende Weise in allen darauf bezüglichen Nuancen dargestellt. Anziehend ist die reizende Schilderung des Brandhofes, in welchem der Erzherzog wahrscheinlich seine glücklichsten Lebensjahre zugebracht hatte.

Im August des Jahres 1833 besuchte Johann nach fast 30jähriger Abwesenheit zum ersten Mal wieder sein geliebtes Tirol, um die Pläne zu den berühmten Festungswerken und Vertheidigungsanstalten dieses Landes an Ort und Stelle mit der entscheidenden Einsicht des Sachkenners zu beurtheilen.

Im Jahre 1837 fand seine Reise nach der russischen Steppenstadt Wosnesserisk statt, bei welcher ein Monstre-Uebungslager zusammengezogen worden war.

Im Gefolge des Prinzen befanden sich unter andern Notabilitäten der damalige Hauptm. Jellachich, den die Neuzeit uns auf so hervortretende Weise kennen gelehrt hat. Der Raum gestattet uns nicht, die kolossalen und höchst originellen Festlichkeiten hier in so umfassender Schilderung wieder zu geben, wie sie in dem vorliegenden Werke dargestellt werden. So waren bei einem Zapfenstreich nicht weniger als 1500 Trompeter und 2500 Tambours und andere Spielleute beschäftigt; die Productionen derselben wechselten mit denen der Gesangskünstler, deren Anzahl die Summe von 3000 überstieg. In Folge der eigenthümlichen russischen Etikette stattete der Kaiser seiner Gemahlin ehrerbietig Rapporte über die Mannöver ab, und ernannte seine älteste Tochter, die Großfürstin Marie, zum Chef eines Kürassierregimentes, den Erzherzog Johann zum Chef eines Sappeurbataillons u. s. w.

Von dort unternahm Johann eine Reise durch die Städte und malerischen Gegenden der Krim, schiffte sich sodann nach Constantinopel ein, wurde vom Sultan Mahmud II. auf die zuvorkommenste Weise empfangen, besuchte Griechenland, wo er die Bekanntschaft der gefeiertesten Hellenenkämpfer machte, und kehrte über Triest in seine Heimath zurück, um im Jahre 1838 den Kaiser Ferdinand über Tirol zur Huldigung nach Mailand zu begleiten. In der Heimath begann er die frühere Lebensweise eines Mäcens alles Guten und Nützlichen wieder, und fand seine Erholung in den Beschäftigungen des Landwirths und in der Waidmannslust, der er mit seltener Rüstigkeit im rauhesten Sturmwetter auf den Alpenhöhen nachging.

Obwohl in eine spätere Periode fallend, erwähnt der Verfasser doch hier mehrerer ausgezeichneter Stiftungen des Erzherzogs, als des montanistisch-geognostischen und des historischen Vereins u. s. w., um dann in ununterbrochener Folge alle jene Ereignisse aufzählen zu können, die gewissermassen die Vorläufer seines spätern welthistorischen Wirkens in Deutschland waren. Hierher gehört zuerst die Sendung nach Düsseldorf in's preußische Uebungslager im Jahre 1842. Bei einem der stattfindenden Festmahle war es, wo der Erzherzog den historisch gewordenen Toast ausbrachte: „Kein Preußen, kein Oesterreich, ein großes einiges Deutschland, so frei wie seine Berge!“ Worte, die dem biedern Manne die Sympathien des gesammten Deutschlands zuwendeten, und die Stufe bildeten, von welcher er zu seiner nachmaligen hohen, aber auch vornenreichen Stellung emporschritt.

Aehnliche Gesinnungen legte Johann auch in den Reden an den Tag, welche er als Vorsitzer der bedeutungsvollen, im Jahre 1846 in Graz abgehaltenen Versammlung der deutschen Forst- und Landwirthe hielt. Die solch' edles Streben anerkennenden Gelehrten faßten den Entschluß, durch Stipendialstiftungen für steierische Bauernsöhne, die sich dem Studium der Landwirthschaft in Graz widmeten, die Verdienste des Erzherzogs zu ehren.

Was Johann als Stellvertreter Ferdinand des Gütigen in Wien im Juni des Jahres 1848, was er als deutscher Reichsverweser geleistet, mit welchem Jubel er als solcher begrüßt, mit welchen Schwierigkeiten und Schreckensscenen er als solcher gekämpft, wie der 64jährige Greis in all' diesen, die Ausdauer des kräftigsten Mannes erfordernden Thätigkeiten seinen Biedersinn, und vor Allem seine österreichische Gesinnung, und seine Anhänglichkeit an Kaiser und Vaterland, so wie seine echte Humanität bewährte, und den erschöpfendsten Anforderungen umfassend zu genügen wusste, hat der Verfasser in historischen Darlegungen eben so schlagend wiedergegeben, als er mit lobenswerthem Geschick und fesselnder Darstellung die ergreifendsten Scenen zu schildern und zu verknüpfen wußte, die theils in unserer unmittelbarsten Nähe vorgegangen, theils in Deutschland stattgefunden, so daß wir Jedem, der das Denken und Thun des von Allen so hochgeachteten und Vielen so theuer gewordenen Erzherzogs in interessanter, gelungener Zeichnung näher kennen zu lernen wünschet, als es durch diese räumlich beschränkten Anzüge gestattet, die Lectüre dieses für die Zeitgeschichte wichtigen, mit sorgfältiger Benützung reichlicher Quellen vom Standpunkte strenger Unparteilichkeit bearbeiteten Beitrages auf das wärmste empfehlen.

Niveauverhältnisse der Miocenformation in den östlichen Alpen.

In der Versammlung von Freunden der Naturwissenschaften am 8. Aug. in Wien machte Hr. A. v. Morlot eine interessante Mittheilung über die Niveauverhältnisse der Miocenformation in den östlichen Alpen, worüber die Morgenbeilage der Wiener Ztg. vom 28. August nachstehende ausführliche Darstellung liefert:

Die Miocenformation oder Molasse bildet, wie bekannt, das niedere Hügelland, welches die Alpenkette umsäumt; es sind, wie besonders deutlich in Unterkärnten zu sehen, ziemlich gleich hohe Rücken, die von der Ferne betrachtet, ein recht horizontales und scharf an den höher und schroffer ansteigenden ältern Gebirge abschneidendes Niveau darstellen, so daß es klar wird, daß die Formation früher eine zusammenhängende Ebene bildete, aus welcher durch spätere Auswaschungen die jetzige Wellenform entstand. Auf den ersten Anblick möchte man glauben, daß dieser so deutlich hervortretende Horizont zugleich das frühere Niveau des miocenen Meeres bezeichnet, welches also in der Gegend von Graz beiläufig 500' über der Mur, oder 1500' über dem jetzigen Meeresspiegel lag.

Im Innern der Alpen wiederholt sich die ganz ähnliche Erscheinung, sowohl in den beckenartigen Erweiterungen, wie sie z. B. Unterkärnten bietet, als auch in manchen Hauptthälern, wie in denen der Mur und Mürz, der Drau und der Save, wo man mehr oder minder regelmäßig horizontal abgelagerte und zusammenhängende Schichten der Miocenformation sieht, die aber hier eine viel größere Höhe erreichen, als am äußern Saum der Alpen, denn sie steigen in Unterkärnten und bei Judenburg im Murthal bis zu 2500' über dem Meere, während sie sich in den allmählig ansteigenden Thalverengungen sogar bis 3000' erheben, wie auf der Wasserscheide zwischen Obdach und Weißberg und auf derjenigen bei Tarvis. Das letztere Vorkommen ist besonders merkwürdig, indem es sich hier herausstellt, daß die im Terglou bis 9000' hohe Alpenkette durch die Miocenformation überschritten ist, so daß das miocene Meer Norditaliens durch diesen schmalen Canal in directer ununterbrochener Verbindung mit den miocenen Gewässern Kärntens und Krains stand.

Sogar in der Wochein, welche einen schmalen Kessel im Kalkhochplateau des Terglou bildet, und nur durch eine enge, lange Spalte mit dem Haupthal der Sau in Verbindung steht, findet man die Miocenformation gegen 2500′ hoch. Dabei ist hervorzuheben, daß man auf den größten Höhen wie im Tiefland Unterstufen ganz dieselben Glieder der Formation findet, zu unterst Braunkohle und Schiefer, dann Sandstein, und zu oberst gröberen Schutt, oft lose, oft konglomerirt, gewöhnlich auffallend wenig geschichtet und mit gelben Meeresgeschieben, woraus hervorgeht, daß man es mit gleichzeitigen, parallelen Ablagerungen eines und desselben Gewässers zu thun hat. Im Innern der Alpen führt das Gebilde meist Ueberreste von Land- und Süßwasser-Organismen, während Meeresthiere nur außerhalb der Alpen vorkommen, allein gerade in der so ganz abgelegenen und von Hochgebirg umgebenen Wochein zeigen sich nebst Landpflanzenabdrücken auch Natica und Cerithium, miocene Meeresmuscheln, die es deutlich machen, daß die im Innern der Alpen befindlichen miocenen Gewässer, welche durch verschiedene Kanäle und Meerengen in Verbindung mit dem die Alpen umspielenden mittelländischen Meere standen, nicht als süsse Gewässer, sondern als Meeresarme zu betrachten sind. Diese Verhältnisse lassen sich erst durch eine eigene Karte anschaulich machen. Herr v. Morlot hatte schon früher eine solche entworfen und besprochen, und zeigte sie nun wieder vor. Es stellt sich durch dieselbe heraus, daß die östlichen Alpen zur Miocenperiode eine ausgezeichnete Fjordgegend waren, und nun trocken gelegt, zu eigenthümlichen Studien Anlaß geben. — Nun entsteht die Frage: woher der bedeutende Unterschied in den berührten Niveauverhältnissen der Miocenformation? Bezeichnet, wie früher angenommen wurde, das Niveau der Formation zugleich das Niveau des miocenen Meeres, so müßte ei Trockenlegung des Landes das Innere der Alpen mehr gehoben worden seyn, als ihr äußerer Saum, und es müßten im Innern der Alpen auch wieder Unebenheiten in der Hebung stattgefunden haben, so z. B. im Judenburger Becken, in dessen engerem Seitentheile von Seckau ebenso wie auf der entgegengesetzten Seite in dem Verbindungsarm von Obdach nach Wolfsberg die Molasse sich sehr regelmäßig allmählig bis 3000′ noch erhebt, während dieselben Schichten bei Schönberg und Kobenz kaum 2500′ erreichen, und keine Spur von Störung durch Hebung zeigen. Man sieht, die Erklärungsweise paßt nicht auf die Erscheinungen, die man hier nur mit Gewalt aufzwingen kann. Einen unerwarteten Fingerzeig gibt aber Herrn Simony's Ausmessung des Hallstätter-Sees. Es zeigt sich nämlich dort, daß in einer gewissen Tiefe das steil einfallende Ufer plötzlich durch eine die ganze Mitte des Sees einnehmende Ebene abgeschnitten ist; wo der See sich bedeutend verengt, steigt diese Ebene, welche offenbar durch Ablagerung von Schutt und Schlamm entstanden ist, näher an den Wasserspiegel. Dieses auf die Miocenformation angewendet, läßt vermuthen, daß die beobachteten Niveaus nicht den früheren Wasserspiegel anbeuten, sondern vielmehr die Ablagerungsebene vorstellen, welche um so tiefer unter der Meeresoberfläche lag, je offener und weiter das Gewässer war. Nur mit einer Erscheinung geht diese Ansicht nicht recht zusammen; es stehen nämlich die Korallenriffe des miocenen Leithakalks in Untersteier nicht viel über die sie umgebenden gewöhnlichen Molassehügel hervor, und doch sollen sie sich nur ganz nahe auf der Meeresoberfläche gebildet haben. Der Widerspruch dürfte aber nur scheinbar seyn und sich bei weiterer Untersuchung von selbst lösen, weiß man ja schon, daß das Bestehen von Korallenriffen häufig mit Schwankungen des Bodens im Zusammenhange steht; vielleicht haben derartige Schwankungen auch in unserem miocenen Meere stattgefunden.

Daß die besprochenen Niveauverhältnisse nicht zu verwechseln sind mit denen des ältern Diluviums, welches als eine Wirbstrombildung das Niveau des ablagernden Gewässers selbst bezeichnet, versteht sich von selbst.

Notizen.

— Die preußischen Zündnadelgewehre. Bei dem letzten Aufstande in Baden waren es besonders die Zündnadelgewehre der Preußen, welche Tod und Verderben unter den Reihen der kämpfenden Insurgenten verbreiteten. Es ist eine sichere, schöne Waffe, dieß Zündnadelgewehr, und die preußischen Soldaten sind außerordentlich zufrieden damit. Bis heute ist jedes dritte Bataillon eines Regimentes, das Füsilier-Bataillon, damit versehen, doch soll es die sämmtliche Infanterie erhalten, was vielleicht nicht ganz practisch ist, da es auch seine Mängel hat, welche namentlich in genügender Herbeischaffung der schwierig anzufertigenden Munition bestehen. Das Zündnadelgewehr ist etwas kürzer, wie die gewöhnliche Musekete, das Bajonnet aber um so viel länger, was sich demnach ausgleicht. Der Lauf ist mit vier Zügen fünfvierteltmal gewunden und vorn an der Mündung etwas enger, wie hinten. Die Patrone und die Pulverladung, bestehend aus dem Zündspiegel und der Spitzkugel, wird hinten eingeladen und liegt vor einer Batterie, die beim Losdrücken eine ungefähr drei Zoll lange Nadel durch das Pulver in den Zündspiegel treibt und ihn durch diese Friction entzündet. Die Kugel, etwas größer, wie die hintere Oeffnung des Laufes, wird gewaltsam hineingepreßt und erhält hierdurch die volle Gewalt einer wohlgezogenen Büchsenkugel, — der Soldat kann, ohne abzusetzen, in der Minute sechs bis achtmal mit Bequemlichkeit laden und abfeuern, und die Kugel tödtet noch auf 1000 Schritte ihren Mann. Natürlich hört hier die Sicherheit des Schusses auf, doch hat ein guter Schütze mit dem Zündnadelgewehr auf 800 Schritte seinen Mann noch ziemlich sicher. Auf dem Laufe befinden sich die Visire, die er nach Belieben anwenden kann. Kernschuß ist auf 400 Schritte, erstes Visir auf 600, zweites Visir auf 800 Schritte. Gegen eine Colonne gewöhnlicher Musketiere sind die Wirkungen dieses Gewehres ungeheuer. Auf 800 Schritte beginnt die Wirkung der Kugel, auf 400 Schritte erst die Wirkung der Musketenkugel; also muß der Feind diese 400 Schritte zurücklegen, ehe er sein Feuer wirksam beginnen kann, braucht aber zu dieser Entfernung, auch im schnellsten Schritte, vier Minuten, in welcher Zeit er aus jedem Spitzkugelgewehr bei 30 Schuß erhält; — ebenso bei einem Cavallerie-Angriff, wo jede Reiterei, um 800 Schritte zurückzulegen, 2½ Min. wenigstens bedarf, in welchen sie bei 20 Schuß aus einem Gewehre erhalten kann. Was die

Artillerie anbelangt, so ist die Wirkung der Kartätsche auf 400 Schritte furchtbar, auf 800 Schritt unbedeutend, wodurch der Mann mit dem Zündnadelgewehr im Stande ist, die Artilleristen bei ihren Geschützen niederzuschießen, ohne sich einem verheerenden Kartätschenfeuer bloßzustellen. Ein Nachtheil bei diesem Gewehre aber ist, wie schon bemerkt, die Erseßung der Munition; denn da jeder Soldat nicht mehr wie 60 Patronen zu tragen im Stande ist, so kann er sich in 10 Minuten verschossen haben, was auch einige Mal vorgekommen seyn soll, weil die Leichtigkeit des Schnellladens den Soldaten verführt, hißig zu feuern. Die Pulverladung ist sehr gering: nur $^{7}/_{32}$ Loth Pulver, beim Percussionsgewehr ist sie $^{11}/_{32}$, beim Steinschloß war sie $^{16}/_{32}$ Loth. (Allg. Z.)

— Ueber das bereits in der „Klagenf. Ztg." vom 4. Sept. gemeldete Unglück auf der südlichen Staatsbahn wird dem „Konstitut. Blatte a. St." berichtet: Marburg, 1. Sept. Ein tiefer Schmerz ergreift hier seit heute Nacht jede fühlende Brust. Gestern den 31. August Mittags fuhren mit dem gewöhnlichen Schottergzuge die Herren Burger, Doktor der Medicin, Puddimitter, k. k. Eisenbahn-, und Helmer, Betriebs-Ingenieur, nach Pöltschach, wo der Erstgenannte als Interims-Ordinarius einen am Typhus erkrankten Eisenbahnwächter zu behandeln hatte. Auf der Rückkehr lenkte Herr Helmer als erprobter Maschinenmeister persönlich die Lokomotive, von welcher, bis auf den Tender, alle übrigen Schleppwägen abgekoppelt waren. Um noch vor dem aus Marburg nach Cilli abgehenden Nachmittags-Train die Wechsel-Stelle zu gewinnen, erhöhte Herr Helmer die Dampfkraft um so mehr, als die Bahn bei dem Tunnel zu Kerschbach eine der stärksten Steigungen weiset. Ob aus Vergessenheit oder durch Zufall die Sicherheitsventile verschraubt blieb, ist schwer zu bestimmen, kurz: der Kessel platzte im Tunnel und sämmtliche auf der Maschine befindliche Personen erlitten ein gräßliches Schicksal. Dr. Burger, am Kopfe und beiden Händen verbrannt, wurde sammt einem schwer verwundeten Heizer noch gestern Abends hieher überbracht. Beide befinden sich in der sorgfältigsten Pflege und für Ersteren hegt man die besten Hoffnungen — nur sein Augenlicht dürfte am meisten gefährdet seyn. Ingenieur Helmer, schauerlich zerrissen, und Herr Puddimitter, gleich anfangs durch eine Kopfwunde getödtet, wurden als Leichen heute mit dem Frühtrain in den Bahnhof gebracht, ebenso ein getödteter Heizer. Herzzerreißend ist der Jammer der hinterlassenen Witwen. Morgen den 2. d. Nachmittags findet das feierliche Begräbniß der Verunglückten, die als Familienväter und Ehrenmänner allgemein geliebt waren, unter der größten Theilnahme der Bevölkerung statt. Puddimitter dürfte in ganz Steiermark als kühner Tourist durch seine Besteigung des Dachsteines, als geschickter Straßenmeister, später durch seine technischen Reisen nach Belgien und England, in jüngster Zeit als beliebter Ingenieur zu Mürzzuschlag und Marburg, sowohl durch seine Bauleitungen, als durch seine gediegenen Aufsätze (z. B. in der steirischen Zeitschrift), wohl bekannt seyn. Mit dem Frühtrain eilten heute in gewohnter Sorgfalt die Herren Oberingenieure Eichler und Schimke von Graz zur Untersuchung der Unglücksstätte nach Kerschbach. — Ferner schreibt man aus Windisch-Feistritz vom 2. Sept.: Zu den von Pesth bereits gemeldeten Daten des auf der Eisenbahnstrecke von Marburg nach Pöltschach vorgekommenen Unglücksfalles sende ich Ihnen noch nachstehende Details: Der Heizer wurde etwa sieben bis acht Klafter weit rückwärts geschleudert und ist lebensgefährlich beschädigt. Merkwürdig bleibt es bei diesem Falle, daß der Bahnwächter, welcher vor dem Tunnel stand, von einem 15 bis 20 Pfund schweren Kesselstück umgeworfen wurde, ohne mehr als eine blos unbedeutende Beschädigung an Ohr, Fuß und Händen zu erhalten. Von der Maschine etwa 50 Klafter entfernt, befanden sich über 20 Arbeiter, welche sämmtlich zu Opfern dieser Explosion geworden wären, wofern die Lokomotive noch weiter fortgefahren seyn würde. Alle wurden in Folge der heftigen Erschütterung umgeworfen und kamen mit bloßen Quetschungen und einigen unerheblichen Kontusionen davon. Die zerrissene Maschine mit ihren nach allen Richtungen hinaustagenden Röhren bietet einen entsetzlichen Anblick dar. Die Bahnschienen sind wie Draht verbogen. Zwei zunächst der Maschine angekoppelte Lorys (Schotterwägen) wurden zusammengestoßen und dergestalt in die Höhe gehoben, daß sie eine Pyramide bilden. Im Tunnel liegen die Maschinentheile, Schrauben, Röhren, Eisen- und Kupferstücke, dann die zerrissenen Kleidungen der Verunglückten zerstreut umher. Ich fand ein Stück Rockkragen, eine Hutschnalle und andere ganz zerfetzte Gewandreste. Die Leber eines der Unglücksopfer hat man weit weggeschleudert gefunden. Ein Kesselstück schlug die Kanalwand durch und flog noch eine Strecke außerhalb des Tunnels weiter. Die Erderschütterung war in der ganzen Umgegend zu verspüren.

— Der neue ägyptische Vicekönig, Abbas Pascha, hat der französischen Regierung ein prachtvolles Gemälde übersendet; es stellt Mehmet Ali, im Turban und mit kostbarem orientalischen Pelzwerk angethan, vor. Dieses schöne Porträt ist für das Museum in Versailles bestimmt, und während der Restaurationsperiode in Alexandrien von einem ausgezeichneten französischen Künstler, den der Pascha stets sehr wohlwollend behandelte, ausgeführt worden.

— Welche Liebhaber von literarischen Raritäten die Engländer noch immer sind, beweist eine neulich veranctionirte Autographensammlung eines Herrn Hodges in London und die dafür gezahlten Preise. So wurden Molières Namenszug unter einer Urkunde mit 12 Pfund 10 Schilling, ein Brief des Malers Rubens an du Puy mit 5 Pfund 15 Schill., einer von Calvin mit 7 Pfd. 7 Sch., einer von Boileau mit 2 Pfd., ein Billet Newtons mit 3 Pfd. 17 Sch. erstanden. Ferner gab man für den von fünf Aerzten unterzeichneten Originalbericht über die Section der Leiche Napoleons 8 Pfd. 12 Sch., für einen Brief der Königin Elisabeth an den Grafen Essex 2 Pfd. 12 Sch., für einen zwei Folioseiten langen Brief der unglücklichen Maria von Schottland 4 Pfd. 10 Sch., für einen Brief Mozarts an seinen Vater 2 Pfd. 14 Sch., für einen deßgleichen von Lord Byron an Shelley 2 Pfd. 2 Sch., für einen des letztern an seine Gattin 6 Pfd. 6 Schilling.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 74. Klagenfurt, Sonnabend den 15. September 1849.

Alt-Oesterreich.

Alt-Oest'reich stimm' ein Loblied an,
Sie haben dir nichts angethan!

Sie haben gezerrt an deinem Leib,
Als wärest du ein feiles Weib,

Und jeden Frevel d'rangesetzt,
Und gerne dich zu Tod' gehetzt.

Die Andern draußen meinten schier,
Nun sey's wahrhaftig aus mit dir:

„Gemach, ihr Herr'n, ihr täuschet euch,
Alt-Oest'reich endet nicht sogleich." —

Gar viel Gevögel aller Art
Hat lüstern auf ein Stück geharrt,

Hat wild geschwärmet um den Aar,
Der aber fast — kein Sperling war! —

Und wie den Blick er zornig hob,
Gesindel auseinander stob;

Sein Fittig, über's Reich gespannt,
Erstickte der Empörung Brand,

Und Oesterreich hat sich bewährt:
Es schützte siegreich seinen Herd.

Wie wird's den alten Rudolph freu'n,
Sieht er sein Land nochmal gedeih'n,

Wie eine Braut, so jung und schön,
Hervor aus dunklen Kammern geh'n!

Und Kaiser Max, der edle Held, —
Wenn ein Gefall'ner ihm erzählt:

Wie man des Löwen Klaue brach,
Und dessen stolze Stadt erlag! —

Und dann Theresens großes Herz,
Gewahrt es nicht mit tiefem Schmerz,

Daß, wie sie selbst um's Erbe stritt,
Ihr Enkel auch kein Schlachtfeld mied! —

Nun sorget nicht, ihr Hohen all',
Noch fern ist Oesterreich vom Fall;

Wo Ehre ist, und deutsches Blut,
Verbürgt es deutscher Arm und Muth;

D'rum Oest'reich stimm' ein Loblied an,
Sie haben dir nichts angethan! —

Dr. W.

Marschall Radetzky in Venedig.

Der Himmel hatte sich in sein schönstes, reinstes Blau gekleidet — die Sonne ihren blendendsten Glanz auf die Kuppeln und Thürme der Stadt ausgegossen — und spiegelte sich bedeutungsvoll in den Symbolen des Glaubens, die auf ihren Spitzen thronen. Auf dem Marcusthurme wehete eine große schwarzgelbe Fahne und auf den drei Masten vor der Kirche große kaiserliche Flaggen. Aus allen Fenstern des vicekönigliches Pallastes und der Procuratien hingen Festtücher und Teppiche herab und gaben den alten, grauen Mauern ein festliches, heiteres Aussehen. Alle Paläste und Häuser am Canal-Grande schmückten sich ebenfalls mit Festgewanden, denn Oesterreichs Held, Italiens wahrer Befreier, sollte seinen Einzug halten in die alte Residenz der Dogen, und wahrlich keiner der gepriesenen Männer der alten, glorreichen Republik hat es ihm zuvor gethan an Heldengröße und Staatsklugheit im schönsten Bunde mit Großmuth und Milde. Mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele zogen sie auf den Marcusplatz, die kriegerischen Bataillone, die durch ihren Muth das Land von übermüthigen Feinden gesäubert und ihre Fahnen mit unvergänglichem Ruhme bedeckt haben. In Bataillonsmassen reiheten sie sich gegenüber dem vicekönigliches Pallaste auf dem schönsten Platze, den die Welt der Bewunderung des Menschen bieten kann. Eine große Schaar Offiziere jeden Ranges, die Brust der Meisten mit Ehrenzeichen geschmückt, sammelte sich auf der Piazza, um den hochverehrten Führer zu erwarten. Ferner Kanonendonner verkündete bald seine Ankunft, und langsam und feierlich sah man endlich die großen kaiserlichen Hofgondeln aus der Mündung des großen Canals herabschwimmen. Da entzündeten sich die Geschütze der im Hafen aufgestellten Kriegsschiffe, die sich zugleich, wie mit einem Zauberschlage, mit allen ihren Flaggen schmückten. Feierlich mischte sich der erhabene Ton der großen Marcusglocke in diesen kriegerischen Gruß. Eine Gondel nach der andern fuhr vor den Stufen der Piazetta auf, und heraus stiegen

die edlen, ritterlichen Gestalten der wackern Kämpfer der italienischen Armee: Generale, Stabs-, Genie- und Marine-Offiziere, und viele andere von allen Waffengattungen, und schlossen sich an die schon Wartenden an. Endlich nahete die letzte Gondel, da stand der Marschall selbst, an seiner Seite der Vice-Admiral Dahlrup, der General-Quartiermeister Heß, der Feldzeugmeister Ritter von Gorzkowsky und noch einige höhere Offiziere und Adjutanten aus des Marschalls nächster Umgebung, wie auch der Hauptmann und Marine-Referent v. Willersdorf, der die ganze Feierlichkeit leitete. — Als der Marschall die Stufen der Piazetta erstiegen hatte, trat ihm der Pfarrer der Marcuskirche in Begleitung des Podestà entgegen und überreichte ihm auf einem prachtvollen Kissen die goldenen Schlüssel der Stadt, die man einst für den Kaiser Napoleon geschmiedet hatte und die der Marschall mit entblößtem Haupte empfing. Kaum war diese feierliche Handlung vorüber, so brach das versammelte Offiziercorps in ein enthusiastisches Evviva aus und, auf seinen Marschallstab gestützt, schritt der Marschall frisch und rüstig auf die Hauptwache zu, wo eine Compagnie Wocher in Parade aufgestellt war, und an dieser vorüber auf den Platz, um die wackern Truppen, die sein Geist zur muthigen Ausdauer ermuntert hatte, die endlich alle Schwierigkeiten besiegte, welche Natur und Kunst unüberwindlich gemacht zu haben schienen. Sämmtliche Truppen präsentirten das Gewehr, und die Musikbanden stimmten die Volkshymne an, deren Klänge mit dem Donner der Geschütze, dem Schall der Glocken und dem Jubelruf der Truppen in einen majestätischen Triumphgesang sich verschmolzen, würdig des Feldherrn und der Armee, die mit ihren Thaten den Abgrund ausgefüllt, der die Monarchie zu verschlingen drohete. Bei manchem Ehrenzeichen blieb der Marschall stehen, und richtete an ihren Träger einige von diesen freundlichen Worten, die, aus dem Munde des angebeteten Führers kommend, den Soldaten zu den kühnsten Thaten entflammen. Das Volk hatte sich in nicht geringer Zahl versammelt, und wenn es auch stumm blieb, legte es doch hin und wieder mehr als bloße Neugierde an den Tag. An vielen Fenstern sah man geputzte Damen, die dem edlen Feldherrn ein freundliches Willkommen zuweheten. Doch war die Eisdecke noch nicht geschmolzen und leicht begreifliche Ursachen hielten es vor einer lebhafteren Theilnahme an diesem rein militärischen Feste ab. Nachdem der Marschall die letzte Abtheilung besichtigt hatte, begab er sich mit seinem ganzen Gefolge in die Marcuskirche und wohnte dem feierlichen Hochamte bei, welches der Patriarch in Person verrichtete. Geschützsalven bezeichneten die Hauptmomente desselben. Auf beiden Seiten des Hauptschiffes, welches die Offiziere erfüllten, saßen fremde Consuln, Municipal-Räthe und andere Beamte. In den Seitenschiffen bewegte sich das Volk.

Am 20. März 1848 hatte ich in derselben Kirche dem feierlichen Hochamte bei Gelegenheit der Constitutions-Verkündigung beigewohnt. — Heute am 30. August 1849 war ich Zeuge des herzerhebenden Siegesfestes. — Wenn mein Blick auf die bleichen, hagern, gefurchten Gesichter fiel, die mit zitternden Lippen, an die Säulen gelehnt, ihr Gebet murmelten, beschlich mich eine vorübergehende Wehmuth, und ich hätte wohl gewünscht, der ganze Zeitraum zwischen jenem und diesem Tage wäre mit seiner Glanz- und Nachtseite nur ein Traum gewesen; wenn ich aber auf die edlen männlichen Gestalten der Offiziere, auf die Theresien-, Leopold- und eiserne Kron-Orden, auf die goldenen und silbernen Medaillen sah, da verwandelte sich diese Wehmuth in Stolz und Freude über den Ruhm unserer Waffen, die Oesterreichs Ehre und Integrität auf so glänzende Weise wieder hergestellt haben. Noch ein anderes Gefühl trug zu dieser Stimmung bei. Auf diesem selben Platze hatte ich vor siebzehn Monaten der Proclamirung der Republik beigewohnt, hatte den Frevel mit angesehen, den man mit unsern Wappen und Farben trieb, hatte die Schmähungen angehört, die mein Mund zu wiederholen sich sträubt. Und wie schonungsvoll, wie rücksichtsvoll war das Benehmen unseres Militärs! Nicht einem Blicke des Triumphes oder schadenfroher Freude begegnete mein Auge. Ein so edles Benehmen war dieser Männer würdig. Eines Umstandes muß ich hier noch erwähnen. Als der Marschall nach beendigtem Gottesdienste durch die Reihen der Offiziere dem Ausgange zuschritt, stürzte ein Priester hervor, und küßte ihm, ehe er es hindern konnte, mit allen Zeichen des Enthusiasmus und der Freude die Hand. Vor dem vicekönigl. Gebäude stellte sich nun die ganze Generalität auf, und die Truppen defilirten, Kolben hoch, im muntern Manövrirschritt in schönster Ordnung und Haltung vorüber. Zuerst kamen die Sappeurs und die Artillerie, welche beide Corps sich bei der Belagerung so große Verdienste gesammelt haben, dann das Regiment Wocher (Böhmen), das Regim. Hangwitz (Italiener), das Regim. Piret (Steierer), das Regim. Großfürst Michael (Ungarn), dann drei Bataillone Croaten — und so sahen wir denn wieder bei dieser hohen Feier alle Nationalitäten der Armee vereinigt, die in brüderlicher Eintracht an dem glorreichen Werke der Wiedereroberung einer Provinz Theil genommen hatten, die ihren Versuch, sich vom Gesammtverbande loszureißen, an ihrer Treue und Tapferkeit scheitern sah. Als die Revue vorüber war, begab sich der Marschall in den vicekönigl. Pallast, den er bald darauf ver-

ließ, um sich zu Fuß und mitten durch das Volk, das sich an ihn herandrängte, bis zur Piazetta zu begeben, wo er eine Gondel bestieg und zum Patriarchen fuhr, um ihm einen Besuch abzustatten. Am Abend war der Marcusplatz mit den Gas-Kandelabern glänzend erleuchtet; drei Musikbanden spielten abwechselnd und ununterbrochen. Zahlreicher als am Morgen fand sich das Publikum ein, ungekränkt und ungestört wandelten die glänzenden, weißen Waffenröcke unter dem Volke umher. Auch der Marschall erschien, und wurde mit Eboiva's und allen Zeichen der Ehrerbietung empfangen. Die Stimmung war eine so günstige, so ruhige, daß mit einem Male gedruckte Placate erschienen, in welchen der Militär- und Civil-Gouverneur den Befehl, daß die Gast- und Caffeehäuser um 10 Uhr geschlossen werden sollten, zurücknahm, und das Offenbleiben derselben bis 1 Uhr gestattete. Es war im Ganzen eine so heitere, ruhige Bewegung auf dem Platze, daß ich ganz erstaunt darüber war, und mich unwillkührlich befragte: Ist es wirklich wahr, daß vor 3 Tagen noch die Kugeln Leben und Eigenthum dieser Bevölkerung bedrohten, Hunger, Elend und Krankheiten täglich zahllose Opfer forderten? Diese Stimmung, diese Haltung erfreute mich doppelt, weil sie mir eine Bürgschaft war, daß sich die Stadt dadurch manches neue Leid erspart.

Der 31. bereitete uns ein neues, eben so großartiges Schauspiel vor, wie der vorhergehende Tag. Der Marschall wollte die Flotte mit einem Besuche erfreuen. Um 7 Uhr Morgens begab er sich in Begleitung des Admirals mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge an den Bord des kaiserl. Kriegsdampfers Curtatone, dessen Name ihn wieder an eine der schönsten Waffenthaten seiner Armee erinnerte, und der sich seines Namens bereits einige Mal würdig gezeigt hat. Hier empfing ihn der Commandant desselben, der tapfere und energische Major Fautz, dessen Brust der so wohl verdiente Leopolds-Orden schmückt, und freudezeig, wie ein Waffenbruder dem andern, schützelte der Marschall die Hand des wackeren Seemannes. In diesem Augenblicke donnerten die Geschütze aller im Hafen stationirten kaiserl. Kriegsschiffe, und alle Flaggen flatterten empor. Auf den Verdecken war überall die Mannschaft mit ihren Offizieren aufgestellt, und empfing den Marschall, als er mit entblößtem Haupte und freundlich vorüberfuhr, mit begeisterten Eboiva's.

In einer Stunde erreichte der Dampfer den Hafen von Malamocco, wo ebenfalls einige Schiffe ankerten und salutirten, und endlich die gegenüber von Malamocco in imposanter Schlachtordnung aufgestellte Flotte; die schon von ferne den hohen Gast mit den Salven ihrer Geschütze begrüßte. Auf ein gegebenes Signal kletterten auf jedem Schiffe dreimal 18 Matrosen in ihrem weißen Bordanzuge auf die Raaen der Mastbäume und bildeten eine symmetrische Pyramide, die sich im bunten Rahmen der Flaggen sehr malerisch ausnahm. Mit der einen Hand schwenkten sie a tempo ihre Hüte, und brachten dem Kaiser, dem Marschall und dem Vice-Admiral enthusiastische Eboiva's. Dasselbe geschah auf allen Schiffen, an denen der Curtatone vorüberfuhr. Die übrige Mannschaft und die Offiziere paradirten auf den Verdecken, von der Fregatte Bellona schallte die Volkshymne herüber. — Es war ein schönes erhebendes Schauspiel, welches dem Marschall freudig überraschte. Dieser Besuch wird der Flotte unvergeßlich bleiben; er war vom Obercommandanten bis zum letzten Matrosen, der so oft von seinen Thaten gehört, so oft seine Siege gefeiert hatte, schon längst sehnlich gewünscht worden. Nun war die Erfüllung dieses Wunsches eingetroffen, die Flotte hatte sie verdient. Auch sie hat ihren guten Geist, Muth und Ausdauer in verschiedenen Kämpfen und vorzüglich in der langen, beschwerdevollen Blockade bewährt; ihr ist es größtentheils zu verdanken, daß Venedig schon jetzt gefallen, denn mehr noch als die Kugeln brach der, durch die strenge, höchst beschwerliche, mit vielen Mühseligkeiten aufrecht erhaltene Blockade erzeugte Hunger den Widerstand der Gewalthaber der Städt. Nachdem der Curtatone das letzte Schiff umfahren hatte, kehrte er zur Fregatte Bellona zurück, und der Marschall mit seiner ganzen Begleitung begab sich an das Bord derselben, um ein Déjeuné einzunehmen, welches daselbst für ihn und seine Begleiter vorbereitet war. Auch die Commandanten aller Kriegsschiffe waren dort versammelt. Die Toaste auf das Wohl des Kaisers und des Marschalls wurden von stürmischen Eboiva's und den entsprechenden Salven begleitet. Mit großem Jubel wurden auch die herzlichen Worte des gefeierten Gastes aufgenommen, in denen er seine warme Theilnahme für und seinen festen Glauben an die schöne Zukunft der österreichischen Marine ausdrückte, deren Wichtigkeit für den Staat die letzte Zeit so schlagend dargethan hat. Dieser Besuch hat den brüderlichen Bund, die harmonische Eintracht zwischen der Armee und der Flotte besiegelt. Beide haben auf verschiedenen Elementen dieselbe hohe Aufgabe zu lösen: den Thron und das gemeinsame Vaterland gegen äußere und innere Feinde zu schützen, Oesterreich's militärischen Ruhm durch neue Thaten zu verherrlichen. Sie werden sie ihren alten Ueberlieferungen getreu erfüllen. Nach beendigtem Male begaben sich die Gäste wieder an Bord des Curtatone und fuhren, von neuen Eboiva's und Geschützsalven verfolgt, nach Venedig zurück, wo sie auf dieselbe hehre Weise empfangen wurden. Auch der englische Dampfer Ardent und die

englische Brigg Frolic hatten die österreichische Flagge aufgezogen; Offiziere, Matrosen und Besatzung paradirten auf dem Verdecke und brachten dem Marschall ein dreimaliges Hurrah, welches die Equipage des Curtatone mit eben so viel Evviva's erwiederte. Der Marschall dankte äußerst freundlich und höflich. Im Hafen angelangt, verließ er den Curtatone, nachdem er dem Vice-Admiral und den Marine-Offizieren seinen herzlichsten Dank für das schöne Fest ausgedrückt und vom Major Fautz freundlich Abschied genommen, und begab sich in den vice-königlichen Pallast zurück.

Eine halbe Stunde darauf schiffte sich der Marschall, vom Admiralen und seinen Adjutanten, dem Grafen Hadick und Herrn v. Willerstorf begleitet, an Bord des Dampfers Messagiere ein, der ihn nach Mestre brachte, von wo aus er auf der Eisenbahn nach Verona und weiter nach Mailand reist. Möge der Besuch des greisen Feldherrn auf die Bewohner Venedigs einen eben so tiefen Eindruck gemacht und sie belehrt haben, daß jeder Aufstand gegen einen Thron, welchem solche Männer mit Anhänglichkeit und Liebe dienen, an ihrer Größe und felsenfesten Treue zerschellen muß. (Freih.)

Mittel gegen die Kartoffelkrankheit.

Da die Kartoffelkrankheit sich auch in diesem Jahre hin und wieder sowohl auf Sand- als Marschboden zeigt, so glauben wir manchem unserer Leser einen Dienst zu erweisen, wenn wir das von der hamburgischen patriotischen Gesellschaft veröffentlichte Schutzmittel gegen das Verfaulen der Kartoffeln, welche von der Kartoffelkrankheit befallen sind, hier bekannt machen.

Georg Friedrich Elvers, Gärtner zu Moorsleth, hat seit einigen Jahren die Kartoffeln gegen das Umsichgreifen der Krankheit dadurch geschützt, und dieselben gesund erhalten, daß er die Stengel einzeln senkrecht herauszieht und von den Wulsten gänzlich entfernt. Hierdurch wird die weitere Verbreitung der Krankheit in die Kartoffeln verhindert, vorausgesetzt, daß dieselbe noch nicht durch das Kraut in die jungen Kartoffeln eingedrungen war.

An den schwarzen Flecken auf den Blättern, welche bald auf den Stengel übergehen, erkennt man die Krankheit. Sobald sich diese Flecken an den Kartoffelstauden zeigen, verbreitet sich die Krankheit schnell und muß alsdann das vorgeschlagene Mittel ohne Verzug angewendet werden. Die auf diese Weise entwurzelten Kartoffeln bleiben dann so lange in der Erde, bis sich die äußere Haut befestigt hat, oder wie man im gewöhnlichen Leben sagt, „erdreif" ist.

Die unterzeichnete Section hat sich durch eines ihrer Mitglieder an Ort und Stelle von dieser Sache überzeugen lassen, und übergibt das Resultat, so weit es jetzt vorliegt, der Oeffentlichkeit, in der Hoffnung, daß dadurch das allgemeine Wohl befördert werden möge. Dieselbe behält sich vor, die ferneren Resultate, welche noch aus der fortgesetzten Untersuchung hervorgehen dürften, später zur öffentlichen Kunde zu bringen. Hamburg, den 20. Juli 1849. Die ökonomische Section der patriotischen Gesellschaft. (Oester. Volksbl.)

Notizen.

— Bier-Erzeugung Böhmens. — Nach der „Austria" wird in Böhmen unter allen österreichischen Provinzen die größte Menge Bier erzeugt, und zwar beinahe halb so viel, als in allen übrigen Provinzen zusammengenommen. Im Jahre 1845 hatte Böhmen 1069 Brauereien, und in Prag wurden 233,120 auf dem Lande 3,290,680, im Ganzen also 3,523,800 Eimer producirt, ein Quantum, welches die im Jahre 1847 erzeugte Biermenge um 513,311 Eimer überstieg. Rechnet man das nicht versteuerte Bier oder das sogenannte kalte Gebräu hinzu, so kann man die Gesammt-Production in runder Summe auf 4 Millionen Eimer veranschlagen, und es würden dann auf einen Bewohner im ganzen Lande 1, in Prag aber 3 Eimer Bier jährlich kommen.

— Herr Lebeaume, ein ausgezeichneter Mechaniker, hat in Constantinopel eine Erfindung gemacht, die wegen der Einfachheit der Vorrichtung Aufsehen erregt. Dieselbe besteht in einem Gewehre, mit dem man nach einmaliger Ladung 35 Schüsse abfeuern kann, und zwar mit Hilfe eines Tubus, der in der Nähe der Batterie angebracht ist. Während diese übrigens bei den gewöhnlichen Flinten aus 13 Stücken und 9 Schrauben besteht, zählt jene Lebeaume's nur 3 Stücke und 1 Schraube.

— Ein sehr trauriges Ereigniß hat sich am 17. August dieses Jahrs in der Braunkohlengrube bei Randten in Preußen zugetragen. Drei Bergleute und der Steiger Giesmann gingen am genannten Tage, Nachmittags 1 Uhr, nach der Grube; der eine Bergmann steigt in die Grube, um die in derselben zurückgelassene Schaufel herauszuholen, derselbe kömmt nicht wieder; es steigt der zweite nach und bleibt unten; der Steiger folgt auch nach, und gleich darauf der vierte Bergmann, wahrscheinlich alle in der guten Absicht, ihren Kameraden zu helfen. — Als aber der fünfte Bergmann, der später hinzugekommen war, ein Paar Stufen der Schacht hinabgestiegen ist, bemerkt er die Bergleute unten liegen, sein Rufen bleibt unbeantwortet; er ahnt, ganz richtig, den Tod seiner Kameraden und macht darauf Anzeige von dem Unglücke. Eine große Menschenmenge strömt jetzt nach der Grube, aber Niemand erdreistet sich, in die Grube sich zu begeben, denn man war nunmehr vollkommen darüber einig, daß das böse Wetter die Hinabgestiegenen getödtet habe. Nachdem die Stickluft (kohlensaures Gas) durch mehrstündiges schnelles Hinunterlassen und Heraufziehen eines Gebindes grüner Baumzweige, sowie durch Gießen mit heißem Wasser, vollkommen ausgepumpt war, konnten erst die Leichen herausgeholt werden. Alle Belebungsversuche blieben fruchtlos. Zwei der verunglückten Bergleute waren Brüder. — Es trauern die unglücklichen Eltern und zwei Frauen mit ihren Kindern um den schnellen Verlust ihrer Versorger. Die Beerdigung dieser 4 Bergleute fand am 20. August mit großer Feierlichkeit statt.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 75. Klagenfurt, Dinstag den 18. September 1849.

Sonette.

Gewidmet der Gesellschaft vom 9. September 1849

1. Hoch-Osterwih.

Es ziehen luft'ge Wand'rer nach den Höhen
Der altergrauen Burg, der Sonne Schimmer
Beglänzt die laub- und mosbewachs'nen Trümmer
Und hemmt den muntern Zug im raschen Gehen;

Doch keck bezwungen wird der Pfad, bald sehen
Wir auf der Warte uns und schauen nimmer
Uns müde an dem frischen Farbenschimmer,
In welchem rings die Berg' und Thäler stehen.

Und der Gedanke, der zuerst sich regt,
Wenn solch' großartig Schauspiel uns bewegt,
Er wird zur Stimme, die im Innern klingt:

Der Menschen schönstes Werk zerfällt in Staub,
Doch Gottes nie; er nimmt dem Baum das Laub,
Weil er im Frühling wieder ihn verjüngt.

2. Der Freundschaftsbund.

Ha! wie die Stimmen sich zum Lied erheben
Beim gold'nen Wein in froher Gäste Runde,
Es fassen sich die Hände fest zum Bunde:
Er soll besteh'n so lang' die Herzen leben!

Und das Versprechen, das wir treu uns geben
In der gemüthlich warmen Lebensstunde,
Erhält die Weihe aus dem leisen Munde
Der Vorzeit Geister, die uns hier umschweben.

Und nun zum Aufbruch! heimwärts mahnt die Zeit,
Und ach, es wäre gar so fröhlich heut,
Beisammen seyn im herzlichen Verein;

Doch Trennung ist auf Erden uns bestimmt,
Die leider oft das Theuerste uns nimmt; —
D'rum liebe Freunde schlagt zum Abschied ein!

3. St. Georgen am Längsee.

Die Sonne neigt sich schon zum Niedersinken,
Wir sehen uns in einem stillen Thale;
Und unser Sinn folgt gern zum letzten Male,
Wohin ihn lockt des Wasserspiegels Blinken.

Ein friedlich Bild scheint uns zu sich zu winken,
Als riefe es: Ruht hier im Abendstrahle
Und leget Euch, bevor Ihr geht, am Mahle,
Es lockt des Weines Feuerblick zum Trinken!

So kommt im Leben auch die Zeit heran,
Wo wir uns klammern an die Ruhe an,
Wenn unser heißes Blut sich abgekühlt;

D'rum nützet rasch der Freude Augenblick,
Denn wahrhaft rein genießt man nur das Glück,
Wenn man es auch im warmen Herzen fühlt.

Friedrich Reinhard.

Ernst Freiherr v. Feuchtersleben.

(Aus der Ost-Deutschen Post.)

Die Besten sterben, und die Besseren und Guten, die nachfolgen sollen, wo sind sie?

Wenn ein bedeutender Mensch aus dem Leben scheidet, zumal, wenn es einer ist, der künstlerisch thätig war, so ist es, als ob in einer Kunsthalle eine Büste weggenommen würde. Die leere Nische sieht uns lange traurig an, und selbst wenn sie wieder ausgefüllt wird durch ein anderes Kunstwerk, wir werden die Büste, die dort stand, nicht vergessen können.

In der deutsch-österreichischen Literatur nimmt Feuchtersleben, dessen am 3. Sept. Nachts um 1 Uhr erfolgten Tod wir tief zu beklagen haben, eine schöne, erhabene Stelle ein.

Ernst Freiherr von Feuchtersleben ist der Sohn eines vor etwa zehn Jahren plötzlich verstorbenen k. k. österreich. Hofraths und der Halbbruder des Schriftstellers Eduard Freiherr von Feuchtersleben, dessen Großvater ein afrikanischer Königssohn, der bekannte Neger Angelo Soliman war, der im vorigen Jahrhunderte in Wien starb, und dessen Tochter Josephine die Gattin des Freiherrn von Feuchtersleben wurde, dessen Sohn diese Zeilen gewidmet sind.

Er wurde am 29. April 1806 zu Wien geboren, und in der k. k. Theresianischen Ritterakademie erzo-

gen. Nach vollendeten philosophischen, widmete er sich medizinischen Studien. Im Jahre 1834 wurde er an der Hochschule zu Wien zum Doktor der Medizin graduirt, und legte in seinem „Lineamentis isagoges in doctrinam de indicationibus“ einen Theil der Ergebnisse seiner Studien nieder, in einer Dissertation, die eigentlich ein tiefourchdachtes, eigenthümliches Werk ist. Im Jahre 1835 ließ er eine zweite Schrift: „Ueber das hippokratische erste Buch von der Diätetik“ folgen. Beide Schriften waren die Vorläufer einer Reihe von höchst bedeutenden einzelnen Aufsätzen und Werken medizinischen, pathologischen, meist aber psychologischen Inhaltes.

Seine sinnende Natur, seine beschauliche Phantasie gingen aber zugleich auf Eroberungen in anderen Gebieten aus, in denen der schönen Kunst. Ein geistvoller Jünger deutscher Philosophie und deutscher poetischer Literatur wurde er später ein Apostel Beider in Oesterreich. Sein Geist, der sich zunächst an dem Göthe's entzündete und fortbildete, faßte auch dessen Idee einer Weltliteratur auf, und so kam es, daß ihm die Gebilde der Kunst fast aller Nationen der Erde durch intensive Anschauung lebendig wurden. Hafis und Anakreon, Beranger und Horaz, Mickiewicz's Gesänge und die Sakontola, Shakespeare wie Göthe waren sein Eigenthum und ihm klar.

Schöpferisch trat er zuerst mit lyrischen Gedichten auf, die im Jahre 1835 bei Cotta in Stuttgart erschienen sind. Tiefe der Empfindung, Klarheit des Gedankens sind in eine krystallene Form gegossen. Ein ruhig beschauliches, gnomisches Element ist ihr merkliches eigenthümliches Kennzeichen.

Eine vielseitige Bildung, sein reiches Können und Erkennen, sein durch ernste Wissenschaft an Zergliedern gewöhnter Geist führte ihn zur Kritik.

Bald war es ein Buch, bald ein Gemälde oder eine Statue, ein Menschenleben oder ein Werk der Baukunst, das er unter das Objektivglas seiner Anschauung legt. Dabei sprach er in einfachen, klaren Worten oft Geheimnisse der Menschenseele aus, löste er die Räthsel, die ein schöpferischer Geist in ewige Werke der Kunst legte.

Jenem Künstler war Glück zu wünschen, den Feuchtersleben der Oeffentlichkeit vorzuführen unternahm. Da war kein frechmodernes Sichüberheben, kein vornehmes Herabblicken vom kritischen Richterstuhle, das den Künstler als einen Klienten betrachtet, dem jetzt ein gnädiges Urtheil werden soll. Er kannte zu sehr selbst die Wehen, unter denen ein Kunstwerk geboren wird, um es mit rauhen Händen anzufassen. Vielmehr schien er, der Kunstrichter, ein Schüler des zu Richtenden zu seyn; er tastete mit leisen Fühlhörnern daran, er suchte die fremde Erscheinung, nicht sich, hinzustellen, sie zu entwickeln, indem er seinen Geist hinein zu leben zwang, um sich so das Recht zu erwerben, ihr Cicerone zu seyn, wohl auch ihr Cicero durch die Macht und Pracht einer Beredsamkeit.

Humanität, Bildung, Wissen, waren die heilige Dreieinigkeit seines Geistes.

Ein solcher Mann schrieb am Krankenbette, dem er sich bald nach seiner Promovirung zum Doktor widmete, nicht allein Recepte, er war ein Weiser, ein Tröster der Seele.

Seine „Diätetik der Seele,“ die in fünf Jahren fünf Auflagen erlebte, die nicht in Oesterreich, aber in England die Auszeichnung erfuhr, Schulbuch zu werden, ist ein unvergängliches Zeichen seiner Daseyns; seine Vorlesungen über Anthropologie an der Wiener Universität werden allen Jenen unvergeßlich bleiben, die sie anzuhören das Glück hatten. Den Fernen und denen, die nicht seine Schüler waren, wird es ein Erfreuliges zu vernehmen seyn, daß er ein vollendetes Werk über „Anthropologie“ und ein zweites, an dem er in den letzten Tagen seiner Kraft noch thätig war, hinterlassen hat.

Eine in der Wissenschaft, in der Kunst, im Leben so ausgezeichnete Persönlichkeit, konnte in dem um literarische Größen wenig bekümmerten Altösterreich, dennoch nicht ganz unbeachtet bleiben. Dieß allein, so groß war die Miß- oder Nichtbeachtung literarischen Talentes, könnte als negativer Beweis seiner Bedeutenheit angeführt werden.

Feuchtersleben hat keine sogenannten Erlebnisse, die in Dichter-Biographien sich oft phantastisch, orginell ausnehmen und interessant sind. Wie sein Geist mehr dem ruhig fortwallenden Strome, der Berge und Wälder klar spiegelt, gleicht, als dem Wasserfalle, der geräuschvoll sich am Felsen zerschmettert, so ist auch sein Leben, ohne mannigfach wechselnde Schicksale und große Erschütterungen. Aber reich war er an jenen inneren Erlebnissen, die wie die großartigen Erscheinungen des Sonnenauf- und Niederganges still vor sich gehen, reich an inneren Thaten, die in seinem lebendigen, wie in seinem geschriebenen Worte sich spiegeln.

Wir dürfen auch auf ihn die Worte seines Meisters anwenden:

„Ach ich bin ein Mensch gewesen.
Und das heißt ein Kämpfer seyn.“

Diese seine innere sich streng und unaufhaltsam fortbildende Arbeit seines Seelenlebens hinderte aber nicht auch im practischen Leben thätig zu seyn und zu wirken.

Er wirkte als Sekretär der k. k. Gesellschaft der Aerzte, als Decan der medizinischen Facultät, später als Vicedirector derselben mit regem, nicht zu ermü-

dendem Eifer, mit strenger Ordnungsliebe, mit Geist und mit — Humanität.

Wie Wenige fand ihn die Erhebung des Jahres 1848 geistig vorbereitet; die raschen und dem neuen freien Geiste entsprechenden Reformen der medizinischen Fakultät zeugen auch von dem Geiste, der ihn mit Jenen beseelte, welche die lange Schmach des Vaterlandes empfanden und durch erleuchtete That, durch echt patriotischen Willen den heraufbrechenden Tag zu ehren wußten.

Seine poetische Produktivität litt in den letzteren Jahren durch die materiellen Forderungen und Ansprüche des Tages an seinen Geist. Den 15. März begrüßte er mit einem Gedichte: „Gesicht," das, wenn wir nicht irren, in Frankl's „Sonntagsblättern" abgedruckt erschienen ist und den ganzen Adel der Gesinnung unseres zu früh Hingeschiedenen ausdrückt.

Im Sturme des vorigen Jahres zum Minister des Unterrichts ausersehen, war er durch keine Vorstellung zu bewegen, die Stelle anzunehmen, weil er die Thaten und Handlungen des Gesammtministeriums mit hätte vertreten müssen. Er bekannte offen und ehrlich, kein Politiker zu seyn. Als Minister Doblhoff, nach langem vergeblichem Zureden mit Thränen im Auge sagte: „Du armes Vaterland! was soll aus dir werden, wenn die Redlichen dir zu dienen sich weigern," da siegte das patriotische Herz über die angeborne Bescheidenheit Feuchtersleben, er gab sein Wort, aber durchaus nicht als Minister, sondern als Unterstaatssecretär seine Kräfte zu widmen.

Die kurze Zeit seines Wirkens war eine energisch-geistige. Die unglückselige, schmachvolle That des 6. Oktober erschütterte ihn in den innersten Tiefen seines menschenfreundlichen Wesens, er sah, daß es jetzt nicht Zeit sey für die stillen Thaten der Wissenschaft, der Kunst und legte seine Stelle nieder.

In stiller Zurückgezogenheit, in tiefer Trauer über das Hereingebrochene lebte er einige Zeit auf dem Lande, sich zu einigen literarischen Arbeiten aufraffend. Krank kehrte er nach Wien zurück. Ein Leiden des Unterleibes von Jugend auf, auf das die letzte geistige Anstrengung und Erschöpfung nicht ohne mächtige Einwirkung blieb, bereitete ihm lange, bange Monate von unendlichen Qualen; er ertrug sie als ein weiser Schüler der Weisen, als ein frommer Denker, als ein standhafter Dulder. Sein Leben während seiner Krankheit war das Beispiel zu den Lehren, welche ihn sein großer Meister und seine Philosophen lehrten.

An seinen Meister, der mit den Worten starb: „Mehr Liche! mehr Licht!" mahnt auch sein Sterben. Einige Stunden vor seinem Sterben waren dieß seine letzten Worte zu seiner tief erschütterten, trefflichen Gattin: „Es ist Alles geordnet und fertig. Ich muß jetzt gehen. Auf einem lichteren Sterne beginnt es wieder."

Notizen.

— Die ungarischen Reichs-Kleinodien. Hierüber enthält der österr. Corresp. folgende Notiz: Die Krone ist im Jahre 1000 von Papst Sylvester II. dem heiligen König Stephan geschickt worden, 1001, am 15. August wurde er gekrönt. 1072 erbielt Herzog Geisa vom griechischen Kaiser einen Königsreif um die Stirn, den Geisa, als er später gekrönt wurde, mit der älteren Krone vereinigen ließ, so daß die ungarische Krone eigentlich aus zwei Kronen besteht. Als die Arpaden ausstarben, 1301, hatte zwiespältige Königswahl in Ungarn statt. Die Einen wählten Carl Robert Anjou von Neapel, die Andern Wenzel den jüngern von Böhmen. Als die Angelegenheiten des Letzteren eine schiefe Richtung nahmen, kam sein Vater Wenzel der ältere, König von Böhmen, mit Heeresmacht nach Ofen, und nahm seinen Sohn und die Krone nach Prag. Hierauf wählten die Ungarn Otto von Baiern zum König. Diesem übergab Wenzel die Krone. Unerkannt ritt Otto durch Oesterreich. Die Krone war in einem kleinen Faß verborgen, das ein Edelmann am Sattelknopf befestigt hatte. Im nächtlichen Ritt hatten sich die Riemen gelöst; unbemerkt war das Fäßchen zur Erde gegleitet. Als es Tag wurde, und Otto in der Richtung von Fischament über die Donau wollte, wurde der Verlust entdeckt. Man ritt zurück, und fand das Fäßchen glücklich wieder. Als Otto 1307 nach Siebenbürgen ging, um den Woywoden Ladislaus zu gewinnen, wurde er von diesem festgehalten — später wohl entlassen, aber die Krone behielt Ladislaus. Von Carl Robert mit Krieg bedroht, gab er sie 1310 zurück. Als Kaiser Albrecht IV. starb, 1439, hatte zwiespältige Wahl statt. Ein Theil wählte Wladislaw von Polen, die Andern Albrechts spätgebornen Sohn Ladislaus. Elisabeth ließ den kaum gebornen Ladislaus krönen, und dann die Krone durch ihr Hoffräulein die Kornauerin, aus dem Schloß Wissegrad stehlen, 1440. Im nächsten Jahr verpfändete sie die Krone dem Kaiser Friedrich IV. um 2500 fl. Mathias Corvinus lößte sie wieder ein. Nach der Schlacht von Mohács wurde die Krone durch Weiber — die nähern Umstände sind nicht bekannt — für Johann Zápolya wieder in Wissegrad gestohlen, und er damit gekrönt. Zápolia vertraute sie der Hurb Prenyis, der sie Ferdinand I. überlieferte. Nach Ferdinands Krönung 1527, fiel sie den Türken in die Hände. Als Suleiman von der Belagerung Wiens zurückkehrte, stellte er die Krone in Ofen dem türkischen Heere zur Schau aus; den Türken wurde gesagt, es sey die Krone des berühmten persischen Herrschers Nushirvan. Dann schenkte sie Suleimann seinem Schützling Zápolya. Nach Zápolyas Tod überlieferte sie die Witwe Isabella Zápolya Ferdinand I. — Rudolph II. ließ sie nach Prag, Mathias II. wieder nach Preßburg bringen. 1619 fiel sie in Bethlen Gábors Hände, als er Preßburg besetzte. Im Nikolsburger Frieden, 1620, gab er sie Ferdinand II. zurück. Kaiser Joseph II. ließ sie nach Wien bringen, Leopold II. sandte sie wieder nach Ungarn. Als Fürst Windisch-

grätz gegen Ofen vorrückte, nahm sie Kossuth zu sich. Was seither mit ihr geschehen, ist unbekannt. — Der materielle Werth der Krone ist gering. — Die übrigen Reichskleinodien, als der Reichsapfel und das Schwert, stammen nicht vom hl. Stephan her, sondern von den Anjou's. Der Reichsapfel trägt das Wappen der Anjou's. Der Mantel ist ebenfalls erst zur Krönung Carl Roberts gebraucht worden. Ursprünglich war er ein Vespermantel, den Stephans Gemahlin Gisela der Kathedrale von Westprim geschenkt hatte. Woher die Stiefeln sind, ist unbekannt.

— Der Luftschiffer Kirsch hat sich am 5. Sept. nicht weit von Jessenic zwischen den Dörfern Westec und Hodkowic auf einer frischgemähten Wiese niedergelassen. Seine Fahrt war diesmal von einigen Zwischenfällen begleitet. Die große Kälte in den höheren Luftregionen (— 8°) hinderte ihn, so hoch wie das letzte Mal zu steigen. Als der Luftballon — natürlich zuerst nur als dunkler Punkt — über der Gegend, wo er sich niederlassen wollte, erschien, liefen die Landleute, nicht wissend, was über ihnen schwebe, zusammen, und ein Mann holte sogar sein Gewehr, um den vermeinten Vogel herabzuschießen. Als sich Herr Kirsch auf die Wiese niedersenkte, umringte ihn sogleich ein Haufe Landvolk und verlangte Entschädigung für den angeblich angerichteten Schaden. Der Betrag, den Herr Kirsch bot, schien ihnen zu gering und der Eigenthümer der (nach Herrn Kirsch's Aussage bereits abgemähten) Wiese verlangte 5 fl. C. M. Auf diesen Betrag wollte sich Herr Kirsch nicht einlassen, sondern forderte den Eigenthümer auf, sein Verlangen bei der Prager Stadthauptmannschaft einzubringen. Was die Gerichte dem Bauer zuerkennen würden, wolle er zahlen. Nach diesen Worten fuhr er mit seinem Ballon auf dem gemietheten Wagen fort. (Boh.)

— Das „Risorgimento" meldet aus Turin: Am 2. Sept. um 6½ Uhr Abends stieg Hr. Arban in Marseille in einem Luftballon auf und traf in Cavalerleone bei Racconigi um 2½ Uhr Morgens am 3. September ein. Die Stunde seines dortigen Anlangens wurde ämtlich bescheinigt. Er hat also die Alpen oberhalb Monoiso überflogen.

— Bei Liverpool starb dieser Tage der reiche Banquier Christopher Bullen, Mitglied der Firma: Leyland, Bullen und Compagnie in Liverpool. Er hinterläßt mehrere Millionen Pfund Sterling, war aber trotz seines ungeheuren Reichthums sehr geizig. Er bewohnte in einem mäßig großen Hause nur einige Zimmer und ließ die anderen so verfallen, daß Schwalben, Sperlinge und andere Vögel darin nisteten. Er hatte nur eine Leidenschaft, den Ankauf von Gemälden, die aber alsdann unbeachtet an der Wand stehen blieben.

— Seit langer Zeit war in der gelehrten Welt davon die Rede, eine allgemeine Weltsprache zu gründen, auf die gemeinsamen Wurzeln und Aehnlichkeiten, welche man beinahe in allen alten und neuen Sprachen und Idiomen vorfindet, zu schaffen. Der erste jetzt lebende Linguist, Herr Eugen Burnouf, ist nun mit dieser allgemeinen Grammatik nach einem jahrelangen unermüdeten Sammeln von Stoff zu Stande gekommen, und wird sie demnächst veröffentlichen.

— Unter den Spiegeln, die in der Industrie-Ausstellung zu Paris zu sehen waren, befand sich einer von 16 Fuß Höhe im Preise von 12,000 Frs. Ein ähnlicher Spiegel ist dieser Tage von Havre nach Neu-Orleans abgegangen.

— Die Menagerie des Jardin des plantes in Paris soll nächstens durch einen großen Zuzug wilder Thiere vergrößert werden, um diejenigen, welche gestorben, zu ersetzen. Die Löwen sind vor einigen Tagen mit allen Zeichen der Cholera gestorben.

— Als man neulich eine Wand in einer der Seitencapellen von Saint-Eustache in Paris abwusch, entdeckte man ein kostbares Gemälde aus der Zeit Ludwig XIII.

— Sehr bewundert wurde in London das Modell einer großen Hängebrücke über den Dnieper, welches dort ausgestellt gewesen, und welche zu Kiew ausgeführt werden soll. Diese Hängebrücke soll die Verbindung zwischen Rußland und Polen erleichtern, und es wird die längste bekannte Hängebrücke werden, nämlich eine halbe englische Meile lang. Sie wird aus sechs Bogen bestehen, wovon vier 444 Fuß lang, und zwei 222 Fuß lang, der Fahrweg wird 34 Fuß breit, und der Fußsteg 6 Fuß breit werden. Das ganze Werk soll in fünf Jahren fertig seyn. Das Modell ist für den Kaiser von Rußland gefertigt.

— Ein Diebstahl von unglaublicher Frechheit fiel am 1. Sept. Abends in Paris vor. Zwei wohlgekleidete Herren näherten sich des Abends der Casse des Theatre français und begehrten zwei Parterre-Billets. Hierauf streckten sie die Hand als ob sie das Geld niederlegen wollten, in das Gitter des Bureaus und warfen schnell eine Hand voll feinen Sand dem Cassier in die Augen. Während dem dieser sich im ersten Schrecken die Augen rieb, hatten sie sich schnell 95 Franken bemächtigt, eilten mitten durch das große Gedränge der Vorbeigehenden vor allen Polizeidienern vorüber, und waren, als man ihnen nachsetzen wollte, in einer der vielen kleinen Gassen in der Nähe des Theatre français verschwunden.

— Das Denkmal, welches die Provinz Preußen für den König Friedrich Wilhelm III. bei dem Professor Kiß in Berlin in Bronze anfertigen läßt, und das durch die bewegte Neuzeit, wie alle großartigen Kunstgegenstände, Unterbrechung erlitt, befindet sich nun in voller Arbeit. Die Reiterstatue dazu ist schon vollendet, und deren Guß in Lauchhammer vortrefflich gelungen. Gegenwärtig ist Professor Kiß mit den dazu gehörigen Reliefs, die auch in Bronze gegossen werden, sehr fleißig beschäftigt. Erwähntes großartiges Monument wird auf einem marmornen Piedestal ruhen, wozu auch bereits die Arbeiten begonnen haben. Im Jahre 1851 hofft der berühmte Künstler das würdige Denkmal in Königsberg enthüllen zu können.

— Fanny Elsler kehrte von Hamburg, wo sie gastirte, nach Berlin zurück, und wird den 19. d. M. ihre Reise nach Petersburg, wo sie für den kommenden Winter engagirt ist, antreten.

— Franz Liszt, der sich zur Zeit in Hamburg befindet, geht in einigen Tagen nach London.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 76. Klagenfurt, Sonnabend den 22. September 1849.

Die Sendung der Poesie.

Es zog ein Mädchen mit der Leier
Am Arme durch die weite Flur,
Sie sang ein Lied zu Gottes Feier
Und pries die herrliche Natur;

Sie sang auch, wie der Menschen Werke
Zerfallen und daß nur besteht,
Was uns erschafft des Herren Stärke,
Die nie im Lauf der Zeit vergeht.

Und als ein Kreis von jungen Leuten
Sich um die Sängerin geschaart,
Da hat sie in den gold'nen Saiten
Der Freundschaft auch ein Lied bewahrt.

Da lachten laut die lust'gen Brüder
Und nannten's fade Schwärmerei:
„Laß ruhen deine alten Lieder,
„Mit solchem Schnickschnack ist's vorbei!"

„Die voll: Brust, die ros'gen Wangen,
„Das Röckchen kurz, kaum über's Knie,
„Der Purpurlippen Gluthverlangen,
„Das, Mädchen, das ist Poesie!"

„Laß uns an deinem Herz erwarmen,
„Es lockt dein süßer Mund zum Kuß!"
Und jeder wollt' sie rasch umarmen; —
Doch fort war sie schon ohne Gruß.

* * *

Die Dichtkunst stammt aus Himmelshöhen,
Veredelt, tröstet und erhebt;
Doch niemals lernet sie verstehen,
Wer nach der Sinne Lust nur strebt.

Friedrich Reinhard.

Der Gemsjäger.

Novelle von C. Berthet.

I.

Am Fuße des Mont Cenis, an der französischen Grenze, liegt das Dorf Lans le Bourg. Denke man sich eine kleine Kirche, überragt von einem hölzernen mit Schiefer überzogenen Glockenthürmchen, etwa ein Hundert erbärmlicher Hütten, den Gasthof zum goldenen Löwen, wo des Pferdewechsels halber die Diligencen und Briefposten anhalten, welche nach Turin gehen, und man hat Lans le Bourg vor sich. Es ist eins von jenen Dörfern, wie man sie meist überall auf dem Lande trifft, wie sie uns gleichsam in den Weg gestreut scheinen, damit unsere Augen sich an ihrem Anblicke von der Einförmigkeit und Langweiligkeit der Wälder und Felder erholen, — eins von jenen Dörfern, die man im Vorüberfahren bewundert, bis ihr Name durch ein anderes aus unserem Gedächtnisse verdrängt wird. Aber das, was man nicht so leicht vergißt, ist das großartige Naturbild, von dem das Dorf umgeben ist, jener Teppich von dunklem Grün, geschmückt mit weißen Heerden, und oben jene gewaltigen Berge, die man mit ihren scharfkantigen blauen Kämmen und ihren schneebedeckten Stirnen sich erheben und den ganzen Horizont versperren sieht, indem sie sich wie riesige Brüder zusammendrängen, die sich bei den Händen fassen, um so den Durchgang durch ihr Gebiet zu wehren. Das ist der Cenis, welcher da droben sein weißes von Gletschern starrendes Haupt emporstreckt, von dem, wenn er es schüttelt, donnernde Lawinen herabstürzen werden auf das arme Dorf. Lans le Bourg ist in der That der Ausgangspunkt jener gefahrvollen Straße von mehr als fünfzehn Meilen Länge, welche sich über die zerrissenen Seiten des Gebirgs hinauf schlängelt, über die wüsten einsamen Höhen hinläuft und dann auf der andern Seite bei Suse in ein neues Klima unter einen neuen Himmel — den von Italien hinabsteigt. Es ist zu Lans le Bourg, wo der Reisende, der aus Frankreich kommt, an der Haltbarkeit seiner Postkutsche oder an der Sicherheit des Fußes seines Maulthiers zu zweifeln anfängt. Dort auch zeigen sich zuerst jene halbnackten, rundbäckigen und rothwangigen Savoyardenkinder, die in den Städten Frankreichs im Winter ihre kleine Gewerbthätigkeit entfalten. Sie lauern am Wege auf die Kutschen, die ihr Dorf durchkreuzen, verfolgen dieselben und werfen durch die Wagenthüre Sträuße von wilden Blumen, um einige

Sous dafür zu empfangen. Ihre Eltern, eben so nackt und eben so jämmerlich, als sie, sitzen am Rande der Straße und bekommen Almosen, welches sie nicht verlangen. Wenn ihr düsterer Blick sich auf den Reisenden heftet, um ihm zu danken, so möchte man eher Räuber zu sehen meinen, welche drohen, als Arme, welche geduldig leiden; wüßte man nicht, daß dieses unglückliche Geschlecht den Instinkt der Rechtschaffenheit hat, und daß es in seinen unfruchtbaren Bergen nur von der Belohnung für die Dienste lebt, welche es den Fremden erzeigt.

In einiger Entfernung von diesem Dorfe am Rande der Straße erhebt sich seit einigen Jahren eine kleine vereinzelte Hütte von ärmlichem Aussehen in malerischer Lage mitten in den dürren Felsen. Man glaubt in ihr eine jener Zufluchtsstätten zu sehen, welche die Bewohner des Landes halten, und wo der vom Schneesturm überfallene Reisende unentgeldlich Brod, Wein und Nachtlager, um das Ende des Wetters abzuwarten, findet. Dieß war indeß nicht die Bestimmung dieses Häuschens, welches ganz aus Steinen und großen Holzstücken erbaut war, von denen die einen, wie es der Zufall gefügt, von der großen Straße aufgesucht, die andern aus dem benachbarten Fichtenwald gehauen zu seyn schienen. Gemsenfüße und Sperber, mit ausgebreiteten Flügeln an die Thür genagelt, zeigten die Wohnung eines Jägers an, und ein am Forst des Hauses angebrachtes Schild ließ in plumpgeschriebenen Schriftzügen lesen: Gaetan Carlotto, Führer nach dem Mont Cenis.

An einem Herbstabend, um die Zeit, wo der junge Aufwuchs dieser Gegenden auswandert, um sich über das Land und die Städte Frankreichs zu verbreiten, hatte sich eine zahlreiche Gruppe von Bergbewohnern auf der großen Straße, gegenüber der so eben beschriebenen Hütte, zusammengestellt. Wie ärmlich auch die Tracht der Männer, Frauen und Kinder sich ansah, welche diese Gruppe bildeten, dennoch würde man auf den ersten Augenblick erkannt haben, daß die Leute ihre Feiertagskleider angelegt hatten: die Männer trugen Schuhe, was sie nur bei feierlichen Gelegenheiten zu thun pflegen; ihre Waden, welche durch ihre kurzen Hosen von grobem Tuch gemeiniglich nackt gelassen werden, waren heute verschwenderischer Weise mit wollenen Strümpfen bedeckt; die Frauen hatten ihre Strohhüte mit Alpenblumen geschmückt, und die kleinen Buben, beinahe ganz in neue Kleider gesteckt — wahrscheinlich das erste Mal in ihrem Leben — hielten in der Hand ungeheure Sträuße von denselben Blumen.

Die Blicke der braven Leute waren die große Straße entlang nach der Seite hin gerichtet, wo dieselbe sich nach der Kuppe des Cenis hinaufwindet, und man schien Jemand zu erwarten, der immer und immer nicht erscheinen wollte. Ein dicker Nebel lag auf der Gegend und hüllte die weißen Spitzen der Alpen ein. Ein scharfer und trockner Wind pfiff in einzelnen heftigen Stößen daher und trug die letzten Düfte der grünen Bergwiesen und das Arom der Tannenwälder herbei. Einige Rinder und Schafe mit ihren weithin schallenden Glocken am Halse stiegen läutend und blökend ins Dorf herab, die Sonne sank, und noch immer zeigte sich Niemand als einige seltene Fußgänger, bei denen die Kinder nicht vergaßen um buono manu oder um charité zu bitten, je nachdem sie in dem Reisenden einen Italiener oder einen Franzosen vermutheten.

Man wartete noch einige Zeit, dann aber stieg Einer von der Gesellschaft auf einen benachbarten Felsen, von dem man geglaubt haben würde, daß ihn nur eine wilde Katze erklettern könnte, stieß einen Freudenschrei aus und sagte in seinem Savoyarden-Patois zu den Uebrigen, die sich in einiger Entfernung niedergesetzt:

»Holla, da kommt er!«

Bei dieser Nachricht erhob sich Alles mit Eifer und machte einige Schritte nach der angegebenen Richtung hin.

»Wo denn, Janvier?« fragte man von allen Seiten.

»Da herunter, da drüben herunter, beim rothen Felsen,« antwortete der Thurmwart aus allen Kräften seiner Lunge. »Er kommt mit seinem Reisenden, und in einer Viertelstunde werden sie hier seyn,« und Janvier, ohne die Antwort abzuwarten, ließ sich auf dem Rücken und den Fersen von seinem Observationsposten herniedergleiten und rannte wieder zu der Gruppe hin.

»Wer wird ihn anreden?« fragte eine Stimme.

»Ich«, sagte Janvier, welcher einer der stärksten und der ältesten unter der Gesellschaft war. »Achtung, Jüngelchen,« fuhr er fort, indem er sich an die Kinder wendete, welche triumphirend ihre Blumensträuße so hoch, wie ihre blonden Köpfe hielten.

Achtungsvolles Schweigen verbreitete sich über die Gruppe, und alle die Savoyarden hielten sich unbeweglich in der Mitte der Straße mit der Erwartungsfreundlichkeit und Gedankensammlung, welche Unterthanen bezeichnen, die ihren König, oder besser, welche Menschen an den Tag legen, die ihren Wohlthäter empfangen wollen.

Eine Viertelmeile etwa von der Stelle, wo die eben geschilderte Gesellschaft von Bergbewohnern ihren Standpunkt eingenommen, kamen zwei Männer, in diesem Augenblicke durch einen mächtigen Felsen verborgen, welcher die Straße begrenzte, und den man wegen des purpurnen Haidekrauts, das ihn bedeckte, den rothen Felsen nannte, mit langsamen und gleich-

näßigen Schritten nach dem Dorfe hernieder, nicht erwartend, wie es schien, daß ihnen in diesen einsamen Wildnissen Jemand einen Empfang bereite. Diese zwei Männer, dieselben, deren Annäherung Janvier dorthin angezeigt, wechselten nur wenige und kurze Worte, wie, wenn Jeder mit seinen eigenen Eindrücken und Gedanken zu sehr beschäftiget wäre, oder vielleicht auch, weil die Ungleichheit ihrer beiderseitigen Verhältnisse, welche durch die Ungleichheit ihrer Tracht verrathen wurde, den Einen oder den Andern, möglicher Weise auch Beide mit einem gewissen Gefühle von Stolz erfüllt hätte.

Der Eine schien ein echtes Kind des Landes zu seyn; er war groß, stark, von männlichem, energischem Gesichtsausdruck, eine von jenen Typen der Gebirgsbewohner, denen die Civilisation nur wenig von ihrer grobkörnigen Eigenthümlichkeit abschleifen konnte, und in deren Gesichtslinien sie alle die Schärfe und Eckigkeit der Umrisse zurückgelassen hat, welche sie in ihrem Urzustande besaßen. Lange Haare flatterten um sein von Wind und Wetter gebräuntes Gesicht. Er war ohne Zweifel in den besten Mannesjahren und hatte in seiner Haltung etwas Stolzes und Achtunggebietendes, das Ergebniß eines reinen Gewissens und unbescholtenen Lebens. Eine Mütze von rother Wolle, ein Mantel von grobem Tuch, Hosen von gleichem Stoff und Ledergamaschen, die bis nach den Knieen heraufgingen, machten seinen Anzug aus. Eine Kürbisflasche hing an seiner Hüfte, und ein Sack von Rindshaut, die Haarseite nach außen gekehrt, über seinen breiten Rücken. Er trug auf seiner Schulter eine von jenen langen gezogenen Büchsen, mit denen eine geschickte Hand ihre Kugel auf zweihundert Schritt weit zwischen die beiden Hörner der Gemse entsendet. Endlich hatte er in der Hand, welche ihm noch frei blieb, eine Falle, welche der Ausbesserung zu bedürfen schien, und welche, nach der Kleinheit ihrer Verhältnisse zu beurtheilen, nicht dazu bestimmt seyn konnte, größere Thiere zu fangen. Die Züge dieses Mannes, der eben sowohl ein Jäger, als ein Vogelsteller, als ein Führer im Gebirge seyn konnte, trugen nicht jenen habgierigen Ausdruck, welcher in den Gesichtszügen vieler anderer Savojarden der vorherrschende ist. Er mußte italienisches Blut in seinen Adern haben, und wenn man ihm in das von der Sonne des Tages und von dem Reif der Nächte verhärtete Gesicht blickte, so errieth man, daß ihn nimmer der Hunger zwingen gekonnt, seine Hand nach dem Vorübergehenden um Almosen auszustrecken. Sein Blick war nicht, wie der seiner Landsleute, ermattet und stier durch ihre Unwissenheit und ihr Elend; im Gegentheil, er zeigte von Verstand, Gemüthstiefe und einem innern Feuer, gleich dem Blick eines Adlers. Seine Worte waren einfach, aber richtig, sein Geberdenspiel frei und nicht ohne einen Anstrich von Bildung. Man sah, daß diese kräftige Natur an der Schwelle der Civilisation gestanden und von dieser nicht unberührt geblieben war. Der Diamant blitzte da, wo jene ihren Griffel angesetzt, prächtig aus der rauhen Schale, der Mann von Muth und Gedankentiefe aus der schmutzigen Oberfläche gewohnter heimischer Rohheit.

Der Reisende, den er in diesem Auenbleibe begleitete, mußte ein Franzose seyn. So wenigstens urtheilte man nach dem Schnitte seiner Kleidung und nach dem rothen Bande, das er im Knopfloche trug. Er war ein Mann von etwa vierzig Jahren, mit einem milden Gesichte, welchem eine kränkliche Blässe, die Folge von den Nachtwachen und von den Mühen des Arbeitszimmers, das Aussehen eines Gelehrten verlieh. Seine Augen, bewaffnet mit einer Brille von Schildkrot, waren fortwährend zu Boden geheftet, selbst in dem Augenblicke, als die Dunkelheit die Gegenstände zu verhüllen begann, und auf dem ganzen Wege untersuchte er Alles, was aus der Erde hervorwuchs oder hervorsah, auf das Angelegentlichste. Die unzähligen Pflanzen, welche er in der Hand hielt, sowie die, welche aus einer gewaltigen Mappe unter seinem Arme herausbingen, bezeichneten ihn als einen jener Botaniker, welche jedes Jahr kommen, um die Erzeugnisse der farben- und formenreichen Alpenflora zu sammeln. Während sein Führer sich seinen Gedanken überließ, untersuchte er sorgsam die Einfassung der Straße, indem er bald hier eine Blume abzupflücken still hielt, bald dort sich zur Erde bog, um den Duft eines Krautes einzuathmen; bald hier eine ihm bereits bekannte Pflanze wieder wegwarf, bald dort mit der Freude eines Kindes eine neue mitnahm, wobei er unaufhörlich lateinische Worte und wo möglich noch sonderbarere französische Namen, wie sie die Pflanzenkunde erfunden, vor sich hinmurmelte. Der Mann des Gebirgs hörte dieß, ohne darauf zu antworten, blieb stehen, wo der Fremde stehen blieb, ruhig ergeben, geduldig und stets geschäftig, jedes Hinderniß zu entfernen, seinem Begleiter jeden irgend möglichen Dienst zu erweisen.

(Fortsetzung folgt.)

Sonnen-Mikroskop.

Das Sonnen-Mikroskop des Herrn Fanzoy, aufgestellt im kleinen Landhaussaale, empfehlen wir Jedermann zur Besichtigung an sonnenhellen Tagen. Die Leistungen dieses durchaus von dem Aufsteller verfertigten Instrumentes sind den Bekanntesten dieser Art gleichzustellen. Die Vergrößerung ist stark (160 bis 3000) und läßt auch die einzelnen Theile und den inneren Bau der mikroskopischen Objekte deutlich wahrnehmen. Namentlich gilt dieß von den Infusorien, und es wird gewiß für Jeden anziehend seyn, die mannigfaltigen mit rascher Lebendigkeit sich bewegenden Thiergestalten zu betrachten, welche in unermeßlicher Zahl in dem Wasser des hiesigen, neuester Zeit als Badeort, so beliebten Stadtgrabens, enthalten sind — oder die Bevölkerung näher in Augenschein zu nehmen, die mit jedem Bissen schmackhaften Käses vernichtet wird. Die Pflanzendurchschnitte zeichnen sich durch die Klarheit aus, mit welcher ihr regelmäßiger Bau sich

dem Auge darstellt; die Flügelschuppen von Schmetterlingen, sowie einzelne Theile einiger Insekten, überraschen durch die Lebhaftigkeit des Farbenspieles, Zartheit und Schönheit ihrer Zeichnung. Wir machen endlich darauf aufmerksam, daß diese Wunder der mikroskopischen Welt jedem Beschauer auf die bequemste Art, ohne das Auge anzustrengen, zugänglich sind; indem die vergrößerten Gegenstände nach Art der Nebelbilder auf einer weißen Wand erscheinen, und so die Möglichkeit darbieten, gleichzeitig von mehreren Personen beobachtet zu werden.

Klagenfurt, 18. Sept. 1849. H —

Notizen.

— Bei Gelegenheit der Ankunft Radetzky's in Wien enthält der „Soldatenfreund" die nachstehende wahre und begeisterte Würdigung der unsterblichen Verdienste des gefeierten Heldengreises, auf den Oesterreich mit gerechtem Stolz als auf einen seiner größten Söhne ganz Europa gegenüber hinweisen darf. — „Wie der greise Heldenmarschall auf dem Schlachtfelde Wunder zu wirken versteht, so übt er auch in Momenten friedlicher Begegnung seinen unbeschreiblichen Zauber. Man sah dieß recht augenscheinlich bei seiner Ankunft in der Residenz; denn wirklich, wie durch einen Zauberschlag stand plötzlich das alte, schöne, gute Wien wieder da; jenes Wien, das sich nicht kuechtisch vor der Größe beugt, sondern in freudiger, herzinniger Theilnahme sie begrüßt; ein Wien, so wenig von Schmeichlern als von Hetzern, sondern ein Wien von einsichtsvollen, dankbaren, wackern Menschen, die mit heiterem Ungestüm den Gefeierten umdrängten, und alles Streites vergessend sich nur in dem begeisterten Wettstreite begegneten: dem Nestor des Heeres, dem Vater des Sieges ein Liebeszeichen, einen Laut des Jubels, ein Merkmal des Dankes und der Bewunderung entgegen zu tragen. Der ehrwürdige Feldherr wurde bei seinem Einzuge in die Kaiserstadt mit Blumen überschüttet, und zur Ehre aller Partheien sey es gesagt: es war unter diesen zahllosen Blumen nicht ein Blättchen von dem Tollkraute der vorjährigen Mai- und Octobertage; ein einziges schönes und großes Gefühl für den Retter des Vaterlandes verbrüderte in diesem Augenblicke alle Ansichten. Es war Wien, das den herrlichen Gast begrüßte, das wahre Wien, welches immerdar edel und richtig empfinden wird, so lange es sich nicht von fremden Einflüssen leiten läßt, sondern dem Drange seines eigenthümlichen angestammten Wesens folgt. — Und fürwahr, Radetzky verdient es, daß wir den Winter seines edlen Lebens mit den schönsten Blumen der Liebe bekränzen. Als Feldherr hat keines aller jener großen Talente, welche aus den Kämpfen dieses Jahrhunderts gezeugt wurden, es ihm zuvorgethan: als Patriot im höchsten, hehrsten Sinne des Wortes ist keiner ihm gleich gekommen, und die reichen Lorbern, die er auf seine Stirne häufte, vermögen keinen Schatten auf die Bürgerkrone zu werfen, die sein Haupt mit gleicher Berechtigung ziert. Von all den Helden, welche die großen Schlachten in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts als Führer und Meister mitgeschlagen, wandeln außer ihm nur noch die berühmten zwei unter den Lebenden: Soult und Wellington. Aber mit froher Ueberzeugung darf der österreichische Krieger sich gestehen, daß selbst diese beiden ruhmverwandten Greise nicht an Radetzky hinanreichen, daß für einen wie für den andern die Umstände ungleich mehr gewirkt, als für ihn. Als Soult in den Bergen der Schweiz, hinter den Apenninen und Pyrenäen, am Rhein, an der Donau und Elbe von Sieg zu Sieg eilte, da hatte er nebst dem Muthe eines kriegserprobten, sieggewohnten Heeres auch ganz Frankreich zum Bundesgenossen, über welchem anfangs die Bellona der jungen Republik, dann der flatternde Adler des Kaiserthums mit den Blitzen der Begeisterung schwebte. — Hinter Wellington, als er in Spanien und Brabant siegte, stand ganz Alt-England als einiger, unerschütterlicher Pfeiler, neben ihm der Genius wiedererwachender, zürnender Nationen, vor ihm geschwächte Heere auf feindlichem Boden. — Wer stand hinter Radetzky, als er, aus seinem Delta hervorbrechend, in pfeilschnell auf einander folgenden Schlägen den Sarden zu Boden warf? — Nicht einmal das Land, für das er focht und blutete; denn Oesterreich war dazumal kläglich zerrissen von Partheien, ein Waffenplatz der Anarchie, ein Aspl seiner eigenen Feinde. Wer stand ihm gegenüber? Ein ungeschwächtes, treffliches Heer, von dem Fanatismus ganz Italiens getragen, von der Revolution Europas geschmeichelt und befeuert, während für Radetzky sich nicht einmal aus dem Saale der Vertreter Oesterreichs eine Stimme der Anerkennung hervorgetraute! Nur sein treues Heer ging mit ihm, ein Heer, das er in der Hauptsache selbst geschaffen, aus gemischten Elementen, doch zusammenaehalten durch den Geist, den der Feldherr ihm einflößte; ein Heer, welchem Radetzky nicht jene schneidende Waffe des Fanatismus in die Hand geben konnte, mit welcher der Gegner kämpfte, sondern in welchem er zart und sorgsam die Vestaflamme der Treue, der Vaterlandsliebe, der militärischen Ehre pflegte, daß sie nicht verlöscht werde von dem Sturme der Revolution. — Den Schlangenwindungen der Intrigue, dem Lügenkampfe der Wühlerei gegenüber, gingen Radetzky und sein Heer groß und einfach den Weg der Ehre und des Muthes. Großmüthig erhob er bei Novara im Augenblicke des Sieges den verzagenden Feind von seinem tiefen Falle und ward, ohne Rücksicht auf schon erfahrnen und wieder zu befürchtenden Wortbruch, der Beschützer Dessen, den er eben erst bekämpft und überwunden hatte. Seine geschlagenen Gegner nahmen die Schätze der bethörten und geplünderten Länder mit in ihr Exil; Radetzky, der Sieger, blieb arm an der Quelle des Ueberflusses. Vom Siegesfelde hinweg eilten einst Roms Feldherren nach dem Kapitole, um die Huldigungen der ewigen Stadt noch im ersten Siegesrausche auszubeuten. Radetzky lief den Freudentaumel von Mailand und Novara ruhig verkühlen, und erst, als nach abspannendem Zögern Sardinien das Wort des Friedens ausgesprochen, Venedig sich dem Doppeladler gebeugt hatte, als der Schlachtendonner in der Erinnerung der leicht bewegten Menge schon allmählig wieder verhallte und geräuschlos der Schlußstein des Friedens in Italien — Radetzky's großes Tagewerk — gelegt war, erst da eilte er, der stillste, bescheidenste aller Triumphatoren, nach Wien, um seinem Kaiser im friedlichen Rathe zu nützen. — So ist in der wunderbaren Natur Radetzky's Alles nur Wahrheit, Liebe, Hingebung, und wenn keine Parthei, welcher Art, ihm den Namen eines großen Mannes streitig machen kann, so hat Oesterreich insbesondere noch eine schönere Benennung für ihn: die eines großen Menschen."

Verantwortlicher Redakteur: C. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 77. Klagenfurt, Dinstag den 25. September 1849.

Unsterblichkeit.

In tiefem Winterschlummer lag die Erde,
Vom Eis gefesselt starrte lang der Bach —
Da nahte sich der Lenz, die Decke brach
Im Sonnenglanze, daß rings Leben werde,
So wie die gold'nen Strahlen wärmend schienen
Sah man sich Thal und Hügel neu begrünen.

Da zog's auch mich in's blühende Gefilde
Zum offnen Buch der schaffenden Natur,
Und wie ich treulich folgte ihrer Spur
Entfaltet lag vor mir im heit'ren Bilde:
Daß alles zwar hienieden bald vergeht,
Doch aus den Trümmern neu verjüngt ersteht.

Der Baum, der eh' in Blätterfülle prangte,
Stand ohne Laub — jetzt setzt er Knospen an,
Die Wiese, die ihr zartes Grün gewann,
Der Garten, der den Schmuck zurückerlangte,
Verkünden uns: Kein Tod in der Natur,
Entwicklung gibt es und Vollendung nur.

Dort hat sich jüngst ein frisches Grab geschlossen,
Und nahm in seinen Schooß den müden Pilger auf,
Den nach des Lebens schwer vollbrachtem Lauf
Bestatteten die trauernden Genossen —
Wo sich die Hand Tod und Verwesung biethen
Der mürbe Hügel selbst schmückt sich mit Blüthen.

Am Leichenfeld, wo man die Schlacht geschlagen,
Die einen Weltenoberer bezwang,
Steht bald der Saaten Gold die Flur entlang,
Aus der die Freiheit stieg in blut'gen Tagen
Und jenes Brot, das späte Enkel essen,
Entkeimte Heldengräbern, längst vergessen.

So manche Stadt, die stolz jetzt ihre Zinnen
Emporhebt, wird Palmyra's Schicksal haben,
Wenn sie versunken liegt in Schutt begraben
Bescheint der Mond nur trauernde Ruinen —
Die vor Jahrtausenden zu Grunde gingen,
Athen und Rom sieht man sich neu verjüngen.

Wenn Alles so im raschen Wechsel schwindet,
Was gibt es doch, das ewig nie veraltet,
Das, ob umher sich Alles neu gestaltet,
Unwandelbar dem Menschen sich verkündet? —
Die Sterne oben uns, und in der Brust
Ein Herz sich der Unsterblichkeit bewußt.

Unsterblichkeit, erhebender Gedanke!
Auf unserer Fahrt der einzige Pilot,
Der, wenn des Sturmes Brausen furchtbar droht,
Ob auch das Schifflein auf den Wogen schwanke,
Uns zuruft: Laßt die Wellen tosend branden,
Wohl uns, wenn wir im Todes Hafen landen.

D'rum malet nicht den Tod als Beingerippe
Die Seufz in der dürren Knochenhand —
Ein Genius im leuchtenden Gewand
Trag' er nur Siegespalmen statt der Hippe,
Wenn er dem Sterbenden die Lippen küßt,
Zeig' er, daß Psyche frei der Bande ist.

Denn Psyche weilt hienieden nur gefettet,
Im Vorgefühl des kommenden durchwacht
Sie dieses Erdenlebens bange Nacht,
Bis sie ihr treuer Freund der Tod errettet —
Er führt sie durch des Grabes dunkles Thor
An einer schöneren Sonne Licht hervor.

C. Melzer.

Der Gemsjäger.

(Fortsetzung.)

Endlich schien der Botaniker ermüdet von seinem Suchen, mit Anstrengung erhob er sich aus seiner lange niedergebeugten Stellung, nahm die Brille ab, that sie in ihr Futteral und rief im Tone übler Laune:

„Gehen wir; wir müssen für heute Verzicht darauf leisten, die Gentiane name (Gentiana minima) zu finden. Nur sie fehlt mir noch, um ein Geschlecht vollständig zu haben, und der Teufel muß sein Spiel darin gehabt haben, daß sie mir während der ganzen Reise entgangen ist."

Dieser Ausruf riß den Führer aus dem Zustande von Geistesabwesenheit, in den er verfallen war.

„Herr Doctor," sagte er ruhig: „wir sind das Gebirge noch nicht hoch genug hinaufgestiegen, um die Pflanze zu finden, welche Sie suchen. Der Zwergenzian blüht über den Gletschern und hart an der Grenze der Schneeregion. Sie aber blieben mit mir noch unter dieser Höhe stehen, als ich mich beschäftigte, Murmelthiere zu fangen."

„Was, Du bist Botaniker, Gaetan?“ fragte der Franzose, indem er seine großen, kurzsichtigen Augen weit aufriß: „und Du kennst die Gentiana minima?“

„Mein Beruf, den Gelehrten in den Bergen als Führer zu dienen, hat mich mehrere unserer merkwürdigsten Pflanzen und Mineralien kennen gelernt, so daß ich den Reisenden recht wohl die Orte angeben kann, wo sie zu finden sind.“

„In der That, es ist möglich,“ sagte der Doctor lächelnd, wie wenn er mit sich selbst spräche. „Claude Anet, von dem Jean Jacques spricht, war ein bedeutender Pflanzenkenner, und doch wußte er nicht mehr von dem wissenschaftlichen Betriebe der Sache, als Du.“

Sie setzten sich wieder in Marsch, und nachdem die Unterhaltung einmal begonnen war, schien es der Doctor bei den gewechselten Worten nicht bewenden lassen zu wollen.

„Und Du, Gaetan,“ sagte er: „warst Du auch so glücklich bei Deiner Jagd, als ich bei meinem Sammeln? Während ich meine Ernte hielt unter den Felsen des Serbench, ließ ich Dich zurück, um Deine Murmelthierfallen zu untersuchen und die Gemse zu verfolgen. Es scheint mir,“ setzte er hinzu, indem er einen boshaften Blick auf den leeren Sack des Jägers warf: „daß Du weder mit der Falle noch mit der Büchse Geschäfte gemacht und weder ein lebendiges, noch ein todtes Wildpret mitgebracht hast.“

„Nein, Herr,“ war Gaetans Antwort: „der Tag war kein glücklicher. Keiner einzigen Gemse bin ich auf Schußweite nahe gekommen, und die beste meiner Fallen bedarf einer Ausbesserung. Es ist recht traurig, gerade heute keinen Erfolg gehabt zu haben, indem ich dem kleinem Paolo, einem der armen Kinder, die morgen ihre Reise antreten wollen, ein Murmelthier versprochen habe; seine Mutter ist alt und schwach, das Kind hat kein anderes Mittel sich zu ernähren, als das Murmelthier, das ich ihm hätte verschaffen sollen; die Andern werden abreisen, und der arme Paolo wird nun noch dieses Jahr im Gebirge zurückbleiben müssen. Eine ganze Familie wird in Verzweiflung seyn.“

Diese Worte, im melancholischem Tone gesprochen, setzten den Doctor in Verwunderung.

„Es scheint,“ entgegnete er zu Gaetan gewendet: „daß Du hier ein großes Ansehen genießest. Man hat mir erzählt, daß Du eine Art kleiner König seyst, indem Du der geschickteste Murmelthierjäger in den ganzen Alpen seyst, und ich merke, daß es nur von Dir abhängt, das Glück Deiner jungen Unterthanen zu machen.“

„Ich verfolge dabei nur mein Interesse,“ entgegnete der Führer mit einem Lächeln. „Wenn die Kinder ins Gebirge zurückkehren und einige Ersparnisse mitbringen, so zahlen sie mir ein kleines Entgelt. Dieß zusammen mit dem, was mir meine Jagd einträgt, und dem Lohne für meine Bemühungen als Führer reicht aus, daß ich anständig leben kann. Wenigstens brauche ich nicht zu betteln; denn das Betteln scheint mir der Gipfel aller Schande zu seyn.“

Der Doctor sah ihn mit großen verwunderten Augen an. „Hast Du irgend einmal diese Berge verlassen?“

„Ich war zehn Jahre in Paris,“ gab Gaetan mit melancholischer Stimme zur Antwort. „Ich reiste im Alter von zwölf Jahren dorthin mit einem Bruder, den ich mehr liebte, als mich selbst, und welcher jetzt ein Bürger von dort, ein Pariser ist.“

„Du hast ein ungewöhnliches Wesen an Dir,“ sagte der Botaniker, welcher zum ersten Male seit seiner Ankunft am Cenis sich die Mühe gab, den Charakter seines Führers zu studiren. „Du kannst ohne Zweifel lesen und schreiben, Du kannst . . . .“

„Ich kann das Pfeifen einer Gemse von dem eines Murmelthiers unterscheiden, ich kann den Abend vorher wissen, welcher Wind am Morgen über den Cenis sausen wird, ich kann ferner eine Büchse abschießen, einen nicht zu weiten Abgrund überspringen, einer Lawine ausweichen und wo es erforderlich wird, einen Reisenden davor bewahren, daß er sich verirrt, ich kann endlich einem Freunde, oder einem armen Kinde, welches nach Frankreich auswandert, einen guten Rath ertheilen, aber ich verstehe weder zu lesen noch zu schreiben.“

„Und Du bist zweifelsohne glücklich?“

„Glücklich!“ wiederholte der Führer, indem er traurig die Achseln zuckte.

In diesem Augenblicke bemerkte der Doctor vor sich in dem letzten Schimmer der Abenddämmerung die Gruppe der Gebirgsleute, welche sich auf die Straße gestellt hatten, wie ein Reigen schwarzer, stummer Gespenster. Er näherte sich Gaetan mit einer Art von Schrecken.

„Wer sind diese Leute da?“ fragte er mit gedämpfter Stimme.

Ein majestätisches Lächeln umzuckte die bärtigen Lippen Carlottos. „Haben Sie nicht so eben gesagt, daß ich ein kleiner König in diesem Dorfe bin? Sie werden sogleich sehen, was ein Murmelthierjäger unter den armen Bewohnern des Cenis gilt.“

Ruhig ging er auf die Wartenden zu. Als er noch einige Schritte von ihnen war, rief ihm Janvier mit lauter und stark betonter Stimme zu:

„Guten Abend, Gaetan!“

„Guten Abend, Gaetan!“ wiederholten die Uebrigen.

Darauf schwiegen sie alle, wie wenn dieß einzige Wort die Beredsamkeit dieser wackern Leute erschöpft hätte. Der Gebirgsführer blieb stehen, ließ den Kolben seiner Büchse zur Erde herab, und sich auf die Mündung stützend fragte er in einem Tone, welcher errathen ließ, wie gut er sich seiner hervorragenden Stellung bewußt war:

„Ei, guten Abend, meine Freunde! Was macht Ihr denn noch da um diese Stunde? Der Abend ist heiter, und es gibt heute keinen Reisenden, der im Gebirge in Gefahr wäre.“

Janvier trat jetzt vor, ergriff mit seiner schwieligen Hand die noch schwieligere Gaetans und sagte zu ihm mit herzlicher Einfachheit:

„Es handelt sich nicht um Reisende, Herr Carlotto, sondern um Sie. Das ist's, was wir wollen. Morgen Früh verlassen diese Kinder das Land, um nach Paris zu gehen, und Sie waren es, welche ihnen die Mittel gaben, sich während sechs Monaten ihr Brot und vielleicht auch ein Paar Thaler für ihre armen Familien zu verdienen. Sie gaben ihnen ferner guten Rath, damit sie wüßten, wie sie sich zu benehmen hätten in der großen Stadt. Da sagten denn die Kinderchen, wir müssen gehen und Herrn Gaetan Lebewohl sagen. Die Väter und die Mütter gingen mit, und siehe, da sind wir!“

Er machte ein Zeichen mit der Hand, und die ganze Gesellschaft überreichte Gaetan ihre Blumensträuße. Dieser warf dem Doctor einen triumphirenden Blick zu. Der Doctor mit der Wißbegierde eines Botanikers bemächtigte sich augenblicklich der Feldblumen, welche die Piemontesen ihrem Wohlthäter zu überreichen erschienen waren. Jener Blick des Triumphes aber, der wie ein Blitz aus dem funkelnden Augapfel des Bergbewohners fuhr, verklärte seine ganze Physiognomie mit dem Glanze des Stolzes und der Macht; indeß milderte sich sein Feuer im Verlauf einer Secunde, der König war wieder zum armen Bauer geworden, der jetzt melancholisch zu Janvier sprach, indem er ihm die Hand schüttelte:

„Danke, Kamerad, danke Kinderchen! Das war aber nicht nöthig. Arme Leute müssen sich unter einander helfen. Außerdem,“ setzte er mit einem schweren Seufzer hinzu: „wißt Ihr ja, daß meine Dienste nicht uninteressirt sind. Ich habe Euch einen Auftrag zu geben, Ihr müßt mir etwas ausrichten, wie alle diejenigen, welche seit zwanzig Jahren nach der großen Stadt gingen, und welche mir immer noch nicht die Nachricht haben zurückbringen können, die ich so gerne hörte.“

Er hielt inne, und eine große Thräne rollte ihm über die Wangen, die Gebirgsbewohner wechselten einige Worte mit leiser Stimme, wie wenn sie gefürchtet hätten, den Schmerz ihres Freundes zu stören. Aber diese nachdenkliche Stimmung dauerte nicht lange. Gaetan, wie als ob er sich seiner Weichheit schäme, nahm mit gefaßtem Blick seine Büchse wieder auf, warf sie über die Schulter und sprach mit erzwungener Fröhlichkeit:

„Vorwärts, meine Freunde, folgt mir, ich will Euch die Sache erzählen. Wir werden wohl in meinem kleinen Hause noch ein Fläschchen St. Julien finden, um auf die Gesundheit der Kinder trinken zu können, welche morgen unsere Berge verlassen.“

„Danke schön, Herr Gaetan,“ antworteten die Angeredeten mit einer respectvollen Freude, und indem sie sich anschickten, seiner Aufforderung Folge zu leisten.

Carlotto wendete sich zu dem Doctor, dessen Aufmerksamkeit getheilt war zwischen der kleinen Scene, die vor seinen Augen vorging, und den Blumen, die er erobert hatte.

„Herr Reisender,“ sagte er: „würden Sie wohl die Güte haben, vor Ihrer Rückkehr in den goldenen Löwen einen Augenblick in meine Hütte einzutreten? Sie würden da hören, was ich den Kindern für einen Auftrag zu geben habe, und möglicherweise wären Sie selbst im Stande, mir einige Aufklärungen zu ertheilen, über ...“

„Ich werde mitkommen, Herr Gaetan,“ antwortete der Doctor, indem er mit einer gewissen gutmüthigen Ironie den Titel Herr betonte, den die Gebirgsleute seinem Führer gegeben. „Ich werde um so lieber mitkommen, als ich vor meiner Ankunft in Lans le Bourg kein Ruheplätzchen mehr finden werde, und als ich mit Ungeduld die Pflanzen bei Licht zu sehen wünsche, welche diese kleinen Närrchen gebracht haben. Wahrhaftig, es sind seltene Pflanzen darunter, mein braver Führer! Da ist gleich die Viola flora, und da die Arthemisia glacialis ....“

„Das sind aber auch Pflanzen, welche nur auf den schroffsten Gipfeln und in den gefährlichsten Schluchten unserer Felsgründe wachsen, und ich bin überzeugt, Herr, daß diese Kinder um keinen Preis in der Welt zurückkehren und solche Blumen suchen würden, wie sie sie hier mit Gefahr ihres Lebens für ihren Freund, den Murmelthierfänger, gesammelt haben.“

Nachdem er dieß gesagt, ging er auf seine Hütte zu, und die Gesellschaft folgte.

(Fortsetzung folgt.)

Die neue Uniformirung der Staats-Beamten.

In Nr. 236 des „Wanderers“ wird sich in einem Artikel viele Mühe gegeben, die für die Staats-Beamten

vorgeschriebene neue Uniformirung als eine zwecklose und in pekuniärer Hinsicht für die Beamten selbst drückende Maßregel darzustellen. Es wird da insbesondere viel von Pracht und Glanz gesprochen; wir vermögen aber in der neuen Uniform nichts davon zu entdecken, wohl aber halten wir dieselbe im Vergleiche mit der alten für sehr einfach, denn ohne alle Abzeichen hört eine Kleidung auf Uniform zu seyn. Die wenigen Sterne am Rockkragen, die Borten an den Hosen und die goldenen Degenkuppeln werden doch kaum einen so grellen Schimmer verbreiten, daß dadurch Jemand's Augen geblendet werden könnten, und was die Mißstimmung anbelangt, die durch das betreffende Circulare im Publikum erregt worden seyn soll, so erlauben wir uns zu vermuthen, daß dieß nur bei jenem Theile des Publikums der Fall gewesen seyn dürfte, der jede noch so unschuldige Auszeichnung der Beamten mit mißgünstigen Blicken betrachtet und sie gerne in eine und dieselbe Kategorie mit den Karrenschiebern und Lastträgern gewerfen sehen möchte.

Doch wir haben uns vorgenommen, die in dem fraglichen Artikel enthaltenen zwei Haupteinwürfe zu entkräften, nämlich erstens darzuthun, daß die Uniformirung der Beamten nichts weniger als ganz zwecklos sey, und zweitens zu zeigen, daß in dieser Beziehung von einer ungebührlichen Bedrückung der betreffenden Beamten keine Rede seyn könne.

Der Referent im „Wanderer" will, daß man dem Publikum mehr gesunden Sinn zutrauen, und daher nicht der Meinung seyn soll, es werde um der Bekleidung willen größere Ehrfurcht vor den Dienern der Gesetze hegen. Wir müssen aber auf die Gefahr hin, für grob zu gelten, unverholen gestehen, daß wir dem Publikum im Allgemeinen diesen gesunden Sinn nicht zutrauen, denn wir begreifen unter Publikum nicht bloß die gebildeten Classen, sondern auch die minder gebildeten, nicht selten sehr rohen Schichten des Volkes. Diesen imponirt man durch die äußere Erscheinung oft mehr als durch alle Gründe der Vernunft, und der Referent im „Wanderer" widerspricht sich selbst, wenn er sagt, daß eine schwarze Kleidung mit der Reichskokarde in dieser Beziehung die bessern Dienste thun würde. Ist eine Uniform überhaupt zwecklos, so ist es auch die schwarze Kleidung, und der Beamte mag seine Amtshandlungen im Schlafrock und Pantoffeln vornehmen, wenn nur die Gesetze gut und seine Handlungen gerecht sind.

Nicht Jedem steht es an der Stirne geschrieben, daß er ein Beamter ist, der Beamte soll aber im Dienste als solcher gekannt seyn, denn es gibt Amtshandlungen, wo die betheiligte Parthei nicht selten nur zu sehr geneigt ist, den gegen sie auftretenden Beamten als solchen nicht erkennen zu wollen. Ja, der Beamte kann auch in die unangenehme Lage kommen, sich gegen Gewalt vertheidigen zu müssen; soll er zu diesem Ende sich mit dem nächsten besten Zaunstecken bewaffnen, oder soll er über seine schwarze Kleidung einen alten Korporalssäbel hängen, um dem Publikum gegenüber ja eine recht lächerliche Figur zu spielen? Wir verlangen nicht, daß der Beamte auch in der Kanzlei die Uniform und den Degen trage, aber wo er außer derselben im Dienste erscheint, erkenne man ihn an seinem Kleide, und sey er durch sein Kleid geschützt gegen Beleidigungen, die man ihm sonst unter dem Vorgeben, ihn nicht zu kennen, anzuthun sich nicht selten ein besonderes Vergnügen machen würde. Exempla sunt odiosa; Beamte, die viel mit Partheien zu thun haben, wissen selbst am Besten, daß oft nur der gestickte Rock und der Degen an der Seite ihnen Respekt zu verschaffen im Stande waren.

Was den zweiten Einwurf, nämlich die Kostspieligkeit der neuen Uniform betrifft, so müssen wir entgegnen, da man auch die schwarze Kleidung nirgends umsonst bekommt, und da die Paar Goldsterne und die goldene Kuppel sich der Beamte eben so leicht anschaffen wird, als eine goldene Sackuhr, welche man zu tragen, gewiß Keinem verübeln wird. Während übrigens der Beamte die Uniform trägt, zerreißt er, das unterliegt keinem Zweifel, keine andere Kleidung, und ob der Rock grün ist oder blau, ob er diesen oder jenen Schnitt hat, ändert wenig in den Kosten der Anschaffung. Im Gegentheile möchten wir behaupten, daß durch das Tragen der Uniform dem Beamten sogar eine Ersparung möglich gemacht wird; denn durch dieselbe wird die schwarze Kleidung entbehrlich, welche im Schnitte der Mode unterworfen fast jedes dritte Jahr gewechselt werden muß, was bei der Uniform nicht der Fall ist. Auch kommen in der Regel nur Beamte von der zehnten Diätenklasse aufwärts in die Lage, ihr Amt dem Publikum gegenüber in Uniform handeln zu müssen, und diese werden die Kosten der einmaligen Anschaffung des Hutes, des Degens, der goldenen Kuppel, der Goldborten und der Sterne eben so leicht bestreiten können, als jetzt auch mancher Minderbesoldete sich bald diese bald jene unnöthige Leidesierde vom Munde abzusparen versteht. Daß das arme Volk durch die Uniform der Beamten erbittert werden sollte, ist kaum zu fürchten, denn dann dürfte man ja auch keine goldenen Uhrketten, keine Brillantringe u. dgl. tragen, sondern müßte in den interessanten Zustand zurückkehren, in welchem das erste Elternpaar vor seiner Vertreibung aus dem Paradiese sich befand.

Es möchte scheinen, als hätten wir dem Gegenstande der Frage zu große Wichtigkeit beigelegt. Das ist aber nicht der Fall, wir wissen den Kern von der Schale gar wohl zu unterscheiden, nur dünkt uns der große Eifer, mit welchem im „Wanderer" gegen die Uniformirung der Beamten zu Felde gezogen wird, aus einer feindseligen Stimmung gegen das Beamtenthum überhaupt entsprungen zu seyn, und deßhalb erachteten wir, daß der fragliche Artikel einer Erwiderung bedürfe. Man gibt sich von einer gewissen Seite so viele Mühe, die Beamten selbst als zwecklos und überflüssig darzustellen, und doch werden, so lange die Welt steht, und bei jeder Regierungsform Beamte seyn müssen, und wenn auch der Beamte vom Volke gezahlt wird, so ist er deßwegen noch nicht der Knecht jedes Einzelnen, und leistet dem Volke vielleicht mehr, als die ganze Bezahlung werth ist.

Deßhalb beneide man ihm nicht die Uniform, hat sie auch sonst keinen Zweck, so hat sie wenigstens den der Bekleidung, und für die Anschaffung wird derjenige, der sie braucht, schon selbst zu sorgen wissen.

B. St.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 78. Klagenfurt, Sonnabend den 29. September 1849.

Der Kaiser-Adler.

(Nach einer wahren Begebenheit am 18 August 1849. *)

Oft geht mit dem Großen das Wunderbare,
Und unsere Tage geben es kund;
An des Vaterlandes heil'gem Altare
Erzählt' es mit Jubel des Dichters Mund!

Die Boten des Sieges — sie waren gekommen,
Hell strahlte die Sonne des Monats August!
Wir hatten die Kunde der Rettung vernommen,
Getragen von Wellen begeisterter Lust

Die Kunde, bei der wir den Mahnruf gelesen:
Leg' ab, o Herz, deine tödtende Angst,
Mit der du für Alles, was heilig gewesen
Von frühester Zeit, so schmerzlich rangst!

Die Kunde, bei der wir vor Freude bebten,
Bei der wir gebetet, gejauchzt und geweint,
Nachzitternd all' dem großen Erlebten,
Das Oesterreich's Völker auf's Neue vereint.

Vom Ungarlande ward uns die Kunde,
Daß niedergebändigt der Aufruhr liegt;
Und wir segneten all' die Helden im Bunde,
Die dort für das ewige Recht gesiegt.

Von jenen Helden der edelsten Einer,
Der treuelle Kämpfer für Schwarz und Gold,
Nie schmetterte schwerer ein Arm, wie seiner,
Wenn Oesterreich's Banner zum Kampf sich entrollt!

Ihr kennt den Banus, ihr kennet den Namen!
Es lerne ihn sprechen ein jedes Kind,
Der leben wird in der Glorie Rahmen,
Wenn unsere Enkel begraben sind.

* * *

Zu Ujpecs, unten in Ungarns Flächen,
Da hatt' er sein Lager nach Kampf und Sieg;
Nicht galt's mehr, gefallene Brüder zu rächen,
Schon ruhten die Waffen, der blutige Krieg.

Ein Tag war gekommen, dem Helden gar theuer,
Den wollt' er begeh'n in der südlichen Nacht;
Weit loderten hin die festlichen Feuer,
Vom Auge der treuen Grenzer bewacht.

Franz Joseph, den Kaiser, gilt es zu ehren,
Die Feier des Tages, der ihn gebar;
Ein Fest der Freude bringt er dem hehren,
Glorreich regierenden Jünglinge dar.

Der Ban versammelt zum Feste die Schaaren,
Der tapfer'n Gefährten erlesenen Kreis,
Mit dem Blute, so kalt in des Todes Gefahren,
Und doch für Ehre und Treue so heiß.

Da sitzen die Kämpfer in off'nen Gezelten,
Vereint bei dem abendlich heiteren Mahl;
Das donnernde Hoch! mag dem Kaiser wohl gelten,
Das jetzo erschallt mit der heiligen Zahl

Und feierlich rauschend fallen die Klänge
Der Kaiser-Hymne von Oesterreich ein; —
Wem da nicht die Rinde vom Herzen spränge,
Der müßt' ein Verräther, kein Grenzer seyn!

O gönnet dem Kreise der herrlichen Krieger,
Die Gaben der Nacht, das frohe Gelag!
Sie feiern im Kaiser den glücklichen Sieger,
Sie huldigen durch den begeisterten Tag

O hört, wie die Söhne des Heldenthumes
Sich freu'n, daß der alte Aar wieder lebt!
Daß ihn stolzer, als je, zu den Sonnen des Ruhmes
Die schwellende Kraft seiner Fittige hebt!

Der Doppeladler, für den sie gestanden
Wie eherne Mauern, in Schlacht und Noth;
Für den sie kein Opfer zu blutig fanden,
So oft es die eiserne Pflicht gebot.

Als Brüder vereint mit den treuen Kroaten,
Die Krieger von deutschem und Slavenblut,
Erzählten sich Oesterreichs brave Soldaten,
Was Lieb' und Treu' für den Adler thut.

Doch sieh! Nun springen sie auf von den Sitzen,
Und richten zur Höh' den staunenden Blick; —
Ist's eines Gewitters dräuendes Blitzen?
Was störte des schönen Tages Geschick?

Ein Vogel nur ist's, — der schwebt über ihnen;
Der Spötter mag meinen, ein Geier wohl?
Nein, bei Gott! 's ist ein Adler! — Ein Adler erschienen!*)
Von Oesterreich's Macht das lebend'ge Symbol!

„Du wahrheitgewordene, sinnige Dichtung!
Du königlich Thier, woher dein Flug?
Wer lenkte dir wunderbar heute die Richtung,
Die dich in die Gb'nen von Ujpecs trug?"

Die Söhne von Oesterreich, die Männer des Krieges,
Begrüßen den Adler mit jubelndem Schrei;
Sie fühlen es tief an dem Feste des Sieges,
Von welcher Bedeutung sein Kommen sey!

*) Bei dem Siegess- und Geburtsfeste Sr. Majestät des Kaisers im Hauptquartier Sr. Exc. des Banus von Kroatien, FZM. Freiherrn von Jellacic, zu Ujpecs im Banat, am Abend des 18 August d. J. (Aus dem „Oesterreichischen Correspondenten" abgedruckt.)

*) Die mit Beziehung auf den Moment jedenfalls merkwürdige und wahrlich hochpoetische Erscheinung erklärt sich auf natürlichem Wege, daß der Adler wahrscheinlich aus den Felsenklüften von Siebenbürgen kam, und durch den Lichterglanz des Lagers angelockt wurde

Und kein's der Gewehre sieht man sich heben,
Zu schießen das ruhig schwebende Thier;
Kein frevelnder Schütze! — „Der Adler soll leben!
's ist unserer Fahnen geweihte Zier!“

Er kreis't ob den flammenden Lichtern des Festes,
Doch plötzlich — wie kommt es? senkt sich der Aar,
Als wär's zur geliebten Stelle des Nestes,
So stürzt er herab, wo das Lager war.

Wie Sagen von Zeichen des Himmels melden.
Empfängt und bewahrt man den seltenen Schatz!
Du bist nun, mein Adler, bei Oesterreichs Helden,
Und fändest du wo einen schöneren Platz?

Der Banus, der ritterlich edle, entgegnet:
„Laßt, Freunde und Brüder, mich sorgen für ihn!
Der Adler, von Gott und dem Tage gesegnet,
Dem Kaiser gehört er — !“ und bringt ihn nach Wien!*)

K. A. Kaltenbrunner.

Bitte

im Namen des Vereines für die Geschichte und Landeskunde Kärntens.

Die bevorstehende Organisirung der Gerichts- und politischen Behörden im Kronlande Kärnten wird höchst wahrscheinlich auch die Sichtung der betreffenden Registraturen, die Ausscheidung und Sonderung ihrer Acten und Papiere im Gefolge haben. Darunter wird zweifelsohne Vieles seyn, was als unnütz und unnöthig bei Seite gelegt, vielleicht zur Vernichtung bestimmt werden dürfte. Unter diesem Ausscheidenden möchte sich aber manches Actenstück, manche werthlos scheinende Schrift befinden, welche, wenn schon in eine wohlgeordnete und gesichtete ämtliche Registratur nicht mehr gehörig, und in dieser Beziehung in der That unbrauchbar geworden — doch ein geschichtliches Interesse bieten könnte, und deren Vernichtung sohin mit Recht zu beklagen wäre. Hierher sind zu zählen: Vermächtnisse, Kaufsverträge, alte Inventarien, Rechnungen, Satzungen, Processe, Vormerkungen, ämtliche und wirthschaftliche Aufschreibungen, Konten ꝛc., kurz alles, was das öffentliche oder Privatleben der frühereren Zeit in erheblicher Weise berührt, und zur Charakteristik desselben dienen kann. Hierher gehören insbesondere noch Schriften, welche ämtliche oder Familien-Sigille, oder Namensunterschriften tragen, die allein schon einem Papiere oft geschichtlichen Werth zu geben im Stande sind.

Je weniger in Abrede zu stellen ist, daß in früherer Zeit bei ähnlichen Gelegenheiten gewiß vieles dem heimischen Geschichtforscher höchst Schätzbare, manches in späterer Zeit sehr erwünscht gewesene Datum verloren ging, desto dringlichere Bitte muß der Ausschuß des kärntnerischen Geschichtvereins im Interesse der vaterländischen Geschichte an alle jene P. T. Herren Beamte, welche sich aus dem Eingangs gedachten Anlasse oder sonst wann immer mit der Sichtung und Ordnung von Archiven und Registraturen zu befassen haben werden, daß sie die Güte und Wissenschaftsliebe haben wollen, bei diesem Geschäfte Alles, was von auszuscheidenden Papieren in die obenerwähnten oder ähnliche Cathegorien einschlägt, zu berücksichtigen und für den Geschichtverein bei Seite zu legen, selbst wenn es Ihnen ganz werthlos und unerheblich dünken sollte.

Der Ausschuß des Geschichtvereins, welcher das Gute, was er anderswo findet, auch dem theuren Vaterlande nutzbar zu machen strebt, muß bemerken, daß im Interesse des salzburgischen Landes-Museums ein ähnliches Ersuchen durch die dortige Landeszeitung ergangen ist. Der Ausschuß zweifelt nicht, daß seine Bitte freundliche Rücksichtnahme finden werde, und wird dankbar jede Einsendung entgegen nehmen, welche als Resultat solchen vaterlandsfreundlichen Wirkens dem Vereine zugewendet würde.

Klagenfurt, am 20. Sept. 1849.

Der Ausschuß des Vereins für die Geschichte und Landeskunde Kärntens.

*) Der Banus hat den Adler Seiner Majestät dem Kaiser wirklich überbracht.

Ueber die Reform der Jagdrechte.

Es ist an der Zeit, über die Jagdrechte ein ernstes Wort zu sprechen, weil dieser Gegenstand, so wenig erheblich in den unmittelbaren Erfolgen, doch wesentlich in die staatliche Ordnung eingreift.

Die menschlichen Bestrebungen sind stets dahin gerichtet, einer erlangten Gunst die möglichste Ausdehnung zu geben, und dieser Erfahrungssatz war der Anlaß, daß die ländliche Bevölkerung sich in den vorjährigen Ereignissen allenthalben gewaltsam der Jagdübung bemächtigte.

Das darüber erflossene Gesetz vom 7. März 1849 bezeichnet diese zweifachen Beweggründe im Eingange als Folge der Entlastung des Grund und Bodens und als gebotene Staatsrücksicht.

Allein wir müssen uns beilegen, dieses Gesetz in manchen Beziehungen für verletzend und ungerecht zu erklären.

Wenn auch die laute Ansprache der Allgemeinheit ein kluges und lenksames Machtwort erheischte, so blieb die billige Ausgleichung aller Interessen doch immer eine damit verbundene Pflichtaufgabe, weil das Entstehen der Jagdrechte durchweg auf wohlgiltigen Rechtstiteln beruhte, und weil der §. 365 des b. G. B. in allen solchen Fällen die volle Entschädigung zusichert.

Als selbst in niederen Gegenden weitgedehnte Urwälder bestanden, die Bevölkerung gering und der Anbau nur zufällig war, da mußte die Jagdübung allerdings eine freie und gemeinsame Sache seyn, denn der Einzelne konnte in den großen unwegsamen Strecken nichts schaffen. Sobald aber die Cultur fortschritt, der Grund und Boden bestimmte Markungen erhielt, die Wälder getheilt und gerottet wurden, endlich die Arbeitskräfte der zunehmenden Bevölkerung eine besser entgeltende Richtung erlangten, da war es auch um die gemeinsame Jagdübung geschehen, denn die Theilung der Ausbeute mußte zu Zwiespalt, die rücksichtslose Jagdpflege jedes Einzelnen zur Vernichtung des Wildes führen.

Es entstand daher schon in früheren Zeiten und bei der ersten Rechtsentwicklung ein Reservat, in Folge dessen die Jagdübung als ausschließendes Staatsregale

erklärt, späterhin aber nach vielen Transactionen mit der Ausbildung des römischen Rechtes den Flur-Servituten beigezählt, auch so in das b. G. §. 477 aufgenommen wurde.

Diese aus dem unmittelbaren Staatshoheitsrechte hervorgegangenen Veränderungen haben in dem langen Zwischenraume nicht allein verschiedene Privatrechtstitel begründet, sondern die Jagdgerechtsame als Gutszugehören sogar zum Gegenstande der Landtafel und der Hypotheken umstaltet.

Wir finden den hohen Wildbahn von der Staatsverwaltung an die Landgerichtsherrschaften theils als Entschädigung für die zugelegten Bahngerichtsauslagen eigenthümlich verliehen, theils auch pfandweise hingegeben.

Wir finden, daß mit den Patenten vom 22. Nov. 1747 und dem Regierungs-Circulare vom 15. Sept. 1750 „alle und jede Stände, Obrigkeiten, „Unterthanen und Gemeinden, welche ein„nige Wildbahn oder Reißjagd eigenthüm„lich, bestand- oder verfaßweis inne haben, „besitzen und genießen, aufgefordert wur„den, die Anzeigeihrer diesfälligen Limitum „und respective Titulorum aquisitionis im „gebundenen Termine bei der kaiserlichen „Repräsentation und Kammer schriftlich ein„zureichen," in welcher Folge die Jagdrechte, wofür noch kein hinlänglich giltiger Erwerbstitel sprach, durch eine eigene Landes-Commission licitando ausgeboten und öffentlich verkauft worden sind.

Die in diesem Bezuge für Kärnten erlassene Regierungsverordnung vom 28. April 1752 enthält wörtlich Folgendes:

„Damit nun auch diese k. k. allergnädigste Ver„ordnung desto ehender in ein so anderem in die schul„digste Erfüllung gebracht werden möge, so ergehet an „alle und jede Eingangsbenannte Geist- und weltliche „Stänb, Obrigkeiten und Beamten hiemit unser Be„fehl, daß Jene aus Ihnen, welche bei obbewegter Li„citation in ihrem besitzenden oder verwaltenden eige„nen Wildbahn das Reißzejadt käuflich an sich gebracht „haben, den paktirten Kaufschilling binnen 14 Tagen „a die recepti selbiten oder per Mandatarium zu „Handen unseres Mittels-Secretario Sigmund von „Helmberg gegen dessen ausstellend interims Quittung „und dafür künftig einwechselnden Original-Kaufbrief „bar erlegen, diejenigen aber, welchen bei sothanner „Licitation nur ein kleiner Distrikt in fremden Wild„bahn exscindirter zuerkennet worden, zwar ebenfalls „den paktirten Kaufschilling binnen vorgedachter Frist „abführen, anbeinebst aber auch die eigentliche Limites „solch erstandenen Distrikts mit freundschaftlichem Ein„verständniß des Wildbahns-Herrn gründlich erheben „und verläßig machen, mithin solche festgesetzte Limites „längstens innerhalb sechs Wochen anhero anzeigen sol„len, auf daß hiernach sowohl respective diesen Inte„ressenten, als allen übrigen, welche die Berainungen „ihrer besitzenden Wildbahnen nach Thunlichkeit all„schon ausgewiesen haben, die Kaufbriefe hier entwor„fen und diese sodann zu allerhöchster Signatur ge„horsamst eingesendet werden können."

Auch sind diese Kaufbriefe, welche noch in den meisten herrschaftlichen Archiven originaliter vorgefunden werden, wirklich ausgefertiget worden.

Wir finden ferner:

a) daß sowohl in den Jägerordnungen der Jahre 1728 und 1743 als auch in dem Josefinischen Jagdpatente vom 28. Februar 1786 allen Jagdeigenthümern nicht allein der billige Genuß ihrer Rechte unter Gewähr und Schutz der Regierung zugesichert, sondern ihnen auch gestattet wurde, das Recht eingeräumt wurde, den hohen Wildbahn und das Reißzejagd nach Belieben zu verkaufen;

b) daß bei allen Staats- und Fondsgütern, welche in den letzten dreißig Jahren systemmäßig mittelst öffentlichen Ausbotes verkauft worden sind, die Jagdrechte mit Ertrag und Werth in den Anschlägen erscheinen, somit auch im Vertrauen auf öffentliches Wort erkauft worden sind;

c) daß endlich Jagdgerechtsame für sich allein wirklich zum Kaufsobjecte gemacht, und aus Liebhaberei nicht selten um unverhältnißmäßig hohe Preise erworben wurden.

Da nun das Patent vom 7. März d. J. alle diese Vorgänge unberücksichtigt niederschlägt, das erprobte Recht geradezu aufhebt, und im §. 2 einer Entschädigung für das Jagdrecht zu Gunsten des bisher Berechtigten nur dann stattgibt, „wo es sich erweislich auf einen mit dem Eigenthümer des damit belasteten Grundes abgeschlossenen entgeltlichen Vertrag gründet," welcher Fall aber bei der bisher bestandenen Verfassung weder im Einzelnen, noch weniger im Allgemeinen vorkommen kann, so rechtfertiget sich die gewagte Behauptung, daß dieses Gesetz verletzend und ungerecht sey, um so mehr, als im §. 3 auch die Jagdfrohnen und andere Leistungen für Jagdzwecke ohne alle Entschädigung aufgehoben werden, während nicht selten diese gegen andere Dienste umwechselt, oder dafür eigene Begünstigungen zugestanden wurden, oft aber die Jagdfrohnen das Entgelt für Beholzungs- und Weideservituten waren, welche letztere ungeachtet dessen fortan im Anspruche bleiben.

Wir wollen nun aber auch versuchen, in die Vor- und Nachtheile erörternd einzugehen, welche die gegenwärtige Reform der Jagdübung in öffentlicher Beziehung mit sich bringen muß.

Da die Jagd — in bescheidener Weise geübt — zu den harmlosen Beschäftigungen gehört, und da diese besonders in neuerer Zeit weit weniger von den eigentlichen Jagdbesitzern als vielmehr von Geschäftsmännern betrieben wurde, denen der ungezwungene gesellige Ton, die Ergehung in lebensfrischen Auen und Wäldern, und der mit der Jagdübung verbundene eigene Reiz für die angestrengte sitzende Lebensweise einige Erholung gewährte, so kann man nicht annehmen, daß hierdurch im Allgemeinen der Grund und Boden belastet, das Eigenthumsrecht gestört, oder der Landbau beeinträchtiget worden wäre.

Sind doch die Folgen für jeden einzelnen Grundbesitzer die nämlichen, ob der ursprüngliche Jagdberechtigte oder ein Pächter des Gemeinderechtes die Jagd ausübt! —

Nur zwei Vortheile stellen sich aus der Reform dar.

Der Eine: Nachdem das Landvolk einmal dahin gelangt ist, alles, was auch entfernt der Feudal-Suprematie anklebt, mit scheelen Augen anzusehen, so soll auch diese — daran erinnernde — Berechtigung verschwinden. Aber das wäre auch der Fall gewesen, wenn die Regierung das Jagdrecht gegen billige Entschädigung allgemein als Staatsregale reclamirt und

zum Besten der öffentlichen Einkünfte benütze hätte.

Der Zweite: Weil durch solches Verfügen allen lästigen und sich stets wiederholenden Beschwerden über Wildschäden, — zudem meist übertrieben, — ein Ende gemacht wurde, indem nun Niemand da ist, welcher dafür einzustehen hat, wenn das Jagdrecht den Gemeinden selbst angehört. Aus dieser klaren Folgerung stellt sich der §. 11 des Patentes vom 7. März d. J. als ein Idiom dar. —

Das Tangens, welches aus der jährlichen Pachtrente für die Gemeindejagd dem einzelnen Grundbesitzer zu Guten zu kommen hat, entfällt jedenfalls so gering, daß diese Vertheilung unmöglich als wirklicher Nutzen angerechnet werden kann. Durchschnittlich dürfte die Pachtrente für eine 1200 Joch Flächenraum enthaltende Gemeinde kaum 5 fl. erreichen, und somit würde für ein Joch sich nur ein Viertel Kreuzer ergeben.

Ganz anders gestalten sich aber die Nachtheile aus den neuen Jagddispositionen.

Wenn Gesetze mißachtet, umgangen oder allgemein nicht beachtet werden, so ist dieß ein Zeichen, daß die Untergebenen auf dem schlimmen Weg der Demoralisirung wandeln. — Dieser Fall ist bei dem Jagdgesetze bereits vorhanden.

Die meisten Gemeinden verweigern die Befolgung geradezu. Sie bestehen darauf, daß die vorjährigen Ereignisse jedem Einzelnen das Recht gegeben haben, über eigenen Grund und Boden unbedingt zu verfügen, und sie tragen kein Bedenken, allen besseren Mahnungen Widerstand zu leisten.

Andere Gemeinden suchen dagegen Mittel und Wege auf, um die gesetzliche Anordnung über die Benützungsweise der Jagd zu umgehen, was dadurch gelinge, daß sie pro forma aus ihrer Mitte Jagdpächter bezeichnen, oder irgend ein Gemeinde-Individuum als bestellten Jäger namhaft machen, die Jagd aber ganz willkührlich in der Gemeinde frei pflegen, — während andererseits der neuen Verfügung im §. 8 des Jagdpatentes vom 28. Februar 1786, welche lautet: „daß „der Bauer- und Bürgerstand von dem Kaufe oder „der Pachtung einer Jagdbarkeit ausgeschlossen sey, „weil dadurch nur Gelegenheit gegeben wurde, Wirthschaft und Gewerbe zu vernachlässigen," kaum erwähnt werden darf, da der §. 12 des neuen Jagdgesetzes sich darüber nicht bestimmt aussprichet.

In den Gemeinden gibt es übrigens stets zwei Partheien. — Die Eine, nämlich die fleißigen und überlegten Landwirthe, welche einsehen, daß der Jagdbetrieb ihrem häuslichen Zustande mehrfach schädlich sey; die andere aus dem excessiven Theil bestehend, welcher sich leidenschaftlich über alles hinaussetzt. In den letzteren reihen sich die Jugend, die Dienstboten und die unbehausten Einwohner, daher dieser Theil auch meistens das werkthätige Uebergewicht erlangt.

Die Folgen hieraus tragen für die Zukunft das Gepräge großer Besorgnisse.

Die Sonn- und Feiertage werden der Jagd gewidmet, Gottesdienst und Lehre von der ohnehin zur Verwilderung geneigten ländlichen Jugend vernachlässiget, das edle Wild rücksichtslos mit Fallen, Schlingen und Schüssen ausgerottet, die Brut der Raupen tilgenden Vögel zerstört, die Jagdtage endlich unter Streitigkeiten und Raufereien in Schenken beschlossen, — nicht zu gedenken der Unglücksfälle und der häuslichen Verwahrlosungen, welche hieraus unvermeidlich entstehen.

Aus diesen Erörterungen leiten sich nun am Schlusse die wichtigen Fragen:

Wie die öffentliche Aufsicht solchen weit verbreiteten Unfügen besonders dann wirksam entgegen treten könne, wenn sich aus dem Gemeindeverein weder Kläger noch Angeber finden?

Ob es klug gethan sey, gerade dem bedenklichsten Theil der ländlichen Bevölkerung aus Anlaß der freien Jagdübung eine allgemeine Bewaffnung mit Feuergewehren zu gestatten? —

Ob es den Zeitverhältnissen nicht weit entsprechender wäre, die Jagdrechte gegen billige Entschädigung der eigentlich Berechtigten neuerlich in Staatsvorbehalt zu nehmen und die durch Pachtungen erlangten Nutzungen dem öffentlichen Einkommen als ständige Rubrik zuzuwenden? —

Geschrieben im September 1849.

Karl Edler v. Webenau.

Notizen.

— Aus Stühlingen in dem Großherzogthum Baden wird vom 16. d. berichtet: Es war hier vor einiger Zeit gelegentlich der Grabung eines Kellers ein Stück römischer Mosaik von seltener Schönheit der Zeichnung und Farben aufgefunden worden. Gestern nun untersuchten im Auftrage des großh. Ministeriums Herr Prof. Fickler von Rastatt und Herr v. Bayer aus Baden, der Vorstand des dortigen Alterthumsvereins, die Stelle. Durch Ausgrabung des andern Endes des Fußbodens ergab sich, daß man einen Speisesaal (Triclinium) von beträchtlicher Größe mit einem Mosaikfußboden von einer Schönheit und Erhaltung vor sich habe, wie sie im Großherzogthum Baden noch nicht aufgefunden war. Man hofft von den Anträgen der Commission die völlige Aufdeckung und Erhaltung dieses Denkmals, welches vielleicht zur Feststellung des alten Juliomagus der sogenannten Peutinger'schen Tafel einen wesentlichen Beitrag liefern dürfte. Erfreulich war das Interesse, mit welchem die hier einquartirten preußischen Soldaten sich freiwillig an der Arbeit der Ausgrabung betheiligten.

— Die Leichenfeier und das Begräbniß des Capellmeisters Johann Strauß (Vater) findet nach dem „Wanderer" am 28. d. und zwar um 3 Uhr Nachmittags in Wien statt. Der Zug wird sich von der Wohnung des Verstorbenen, Stadt Kumpfgasse Nr. 829 nach dem Stephansdome in Bewegung setzen, wo sämmtliche fünfundzwanzig Altäre der Metropole erleuchtet sind. Nach erfolgter Einsegnung unter dem Geläute der Glocken von St. Stephan, St. Peter und den Schotten wird der Sarg im Gefolge des Männergesangsvereins und der Artilleriebande in den Gallarotenwagen bis vor das Schottenthor geführt, daselbst aus dem Wagen gehoben und von dem Strauß'schen Orchester nach dem Döblinger Friedhofe getragen und geleitet, allwo Strauß neben dem Grab Lanner's beerdigt wird. Arrangeure dieser Leichenfeier sind die Herren Haslinger und Ungar.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 79. Klagenfurt, Dinstag den 2. Oktober 1849.

Der Jugend Lebewohl!

(Nach dem Slovenischen des Dr. Prešérn.)

O schön're Hälfte meiner Lebenstage
Wie bald schwandst du, der Jugend gold'ne Zeit!
Zwar dehnt mein Herz der Wehmuth sanfte Klage:
Mit Rosen war der Weg mir karg bestreut —
So selten schien durch düst'rer Sorgen Plage
Ein milder Sonnenblick der Heiterkeit.
Und doch, o süße Jugend, sehnt sich immer
Mein Herz nach deines Morgenrothes Schimmer.

Früh mußt' ich deine Frucht, Erkenntniß, pflücken,
Ihr Gifthauch raffte manche Freude hin —
Ich sah, daß Freundschaft, herzliches Beglücken
Verachtet ward mit Spott und schnödem Sinn,
Die Liebe, dacht' ich, wird dein Leben schmücken —
Es war ein Traum! Enttäuschung mein Gewinn.
Und Tugend, Ehre, Weisheit, arme Bräute
Seh' trauern ich noch unvermählt bis heute!

Ich sah, wie Jeder nach Fortunens Wogen
Umsonst, wenn sie nicht will, den Nachen wendet —
Daß ihre Gunst dem ewig bleibt entzogen,
Dem in die Wiege Armuth sie gesendet;
Daß man die Knie dem gold'nen Kalb gebogen,
Nur jenen preis't, der oft und reichlich spendet;
Daß man nur jenen schätzt, der lügt und heuchelt,
Mit eitlem Tand verdorb'nen Lüsten schmeichelt.

Dieß schlug in's Herz mir bitt're, tiefe Wunden,
Wie ich so dornenvoll das Leben fand —
Die Jugend zwar hat sie nicht schwer empfunden,
Ihr hält der Sorgen Rabenzug nicht Stand,
Sie baut so gern in träumerischen Stunden
Sich gold'ne Schlösser auf mit leichter Hand —
D'rum sind es Träume bloß, so kurz und flüchtig,
Nur ihr, der Unerfahrenen gewichtig.

Sie denkt nicht, daß ein leichter Hauch vernichtet,
Was ihre Fantasie so gut gefügt —
Und bricht der morsche Bau, den sie errichtet,
Sie tröstet sich, der leichte Gram verfliegt.
Das reife Alter trauert und verzichtet,
Weil die gebeugte Kraft in Trümmern liegt.
D'rum gold'ne Jugendzeit! sehnt sich noch immer
Mein Herz nach deines Morgenrothes Schimmer!

C. Melzer.

Nekrolog.

Am 18. September 1849 starb im Benediktinerstifte St. Paul der Stiftscapitular, P. Franz Fritz, emeritirter Professor der Theologie, Gymnasial-Präfekt und Superior des Collegiums zu Klagenfurt, Ausschußmitglied des Vereines für die Geschichte und Landeskunde Kärntens, Inhaber der großen goldenen Civil-Verdienst-Medaille am Bande, ꝛc.

Am 20. November 1786 zu Grafenhausen im Großherzogthume Baden geboren, studirte der Verblichene, in dem sich schon frühzeitig ein hervorragendes Talent entwickelte, an dem Gymnasium des von seinem Geburtsorte nur zwei Stunden entlegenen Stiftes St. Blasien. Er absolvirte die Gymnasial-Studien in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit, und trat dann als Novize in das Stift, unter dessen Mitgliedern dem thatkräftigen Jünglinge so manches hellleuchtende Vorbild auf der Bahn der Wissenschaften voranging. Nachdem er am 20. September 1807 die Profeß abgelegt hatte, wurde er vom damaligen Fürst-Abte Berthold III., nachherigem ersten Abte zu St. Paul, zur wissenschaftlichen Ausbildung nach Wien gesendet, wo er das Jahr 1807/1808 zubrachte. Hier widmete er sich unter dem berühmten Orientalisten Aryda, dessen ausgezeichnetster und Lieblingsschüler er war, vorzüglich dem Studium der orientalischen Sprachen, neben welchem er, unter Akermann's Leitung, auch alttestamentarische Studien betrieb. Nachdem er dieses Jahr mit eisernem Fleiße und allen Mitteln, die ihm seine eminenten Fähigkeiten bothen, benützt hatte, wurde er nach St. Paul, dem nunmehrigen Sitze der ausgewanderten Stiftsglieder von St. Blasien, abberufen, wo er in der Hauslehranstalt des Stifts-Seminars bis zum Jahre 1810 als Professor des alten Testamentes fungirte. — Im Beginne des Studienjahres 1810 wurde P. Franz Fritz nach Klagenfurt übersetzt, und docirte hier an der theologischen Facultät bis zum Jahre 1812 gleichzeitig die Lehrfächer des alten und neuen Bundes und die orientalischen Sprachen, von 1812 an aber das

alte Testament, und zugleich durch mehrere Jahre das Griechische am Lyceum. Im Jahre 1837 wurde er nach dem Tode des damaligen Gymnasial-Präfektes, P. Johann Bapt. Mannhart, mit der Gymnasial-Präfektur bekleidet, und im Jahre 1844 an die Stelle des im selben Jahre verstorbenen P. Alois Horn, zum Superior des Benediktiner-Collegiums zu Klagenfurt erhoben. Dieses letztgenannte Jahr brachte ihm auch noch eine andere Anerkennung seiner vieljährigen ausgezeichneten Leistungen im Lehrfache, in der großen goldenen Civil-Verdienst-Medaille am Bande, mit welcher der würdige Veteran zur theilnehmenden Freude seiner zahlreichen Freunde und Verehrer geschmückt wurde.

Im Jahre 1843 wurde er von dem erhabenen Gründer und Protektor der damals eben in's Leben getretenen historischen Vereine für Kärnten, Steiermark und Krain, Sr. kais. Hoheit dem E. H. Johann, zum provisorischen Director des kärntnerischen Geschichtvereines bestimmt, welche Stelle er jedoch im Herbste 1844, durch seine anderweitigen gehäuften Berufsgeschäfte und theilweise auch durch seine Kränklichkeit vermocht, resignirte, ohne jedoch seine warme Theilnahme diesem Institute zu entziehen, dessen — eben auch im Jahre 1844, nach Niederlegung der Directorswürde gewähltes Ausschußmitglied er bis zu seinem Tode blieb.

Von Jugend auf schwächlich und besonders zu Nervenleiden sehr geneigt, war er seit Jahren — wohl auch in Folge der vielen geistigen Anstrengung — häufigem Kränkeln unterworfen, und fühlte frühzeitig den Einfluß des vorgerückten Alters auf seinen, nur selten ungetrübten Wohlseyns sich erfreuenden Körper, welcher denn auch durch einen Schlaganfall, der ihn im Frühjahre 1848 traf, so hart mitgenommen wurde, daß der verehrte Greis sich veranlaßt fand, seine Würden als Präfekt und Superior niederzulegen, und um Versetzung in den so wohlverdienten Ruhestand anzusuchen, den er im Stifte St. Paul — leider nur noch durch wenige Monate — genoß, welche er schon mehrentheils auf dem Krankenlager zubrachte.

Er wurde am 20. September d. J., dem zwei und vierzigsten Jahrestage seiner Profeß, beerdigt.

P. Franz Fritz war als Mensch in allen Beziehungen hochachtungswürdig, ein Ehrenmann im vollsten Sinne des Wortes, — als Lehrer ausgezeichnet. Anspruchlose Bescheidenheit, gepaart mit großer Herzensgüte und wahrer Frömmigkeit, erwarben ihm die aufrichtige Zuneigung und Verehrung Aller, die sich seiner näheren Bekanntschaft, seines öfteren Umganges freuen durften. Seine Schüler liebten und hochschätzten ihn, und geben ihm das ehrendste Zeugniß. Mit wirklicher Gelehrsamkeit verband er tiefe Gründlichkeit, Klarheit und Wärme in seinen Vorträgen. Hervorragend war seine Kenntniß der alten Sprachen, von denen er besonders das Latein mit wahrer Classicität redete und schrieb.

In ihm verblich Einer der Trefflichen, die sich ihre Monumente selbst bauen durch ihr Leben und Wirken.

Friede seiner Asche!

A. v. G***.

Der Gemsjäger.

(Fortsetzung von Nr 77.)

2.

Die Hütte Gaetans war im Innern eben so ärmlich und erbärmlich, als sie von außen erschien. Ein im Schieferdach derselben angebrachtes Loch diente zum Abzug des Rauchs. Einige Hände voll Maisstroh bildeten das Bett, über welches eine Bärenhaut als Decke gebreitet war. Ein alter Koffer enthielt die Kleider des Hausbewohners. Das übrige Mobilar bestand aus einem kleinen Tische, der in der Nähe des Herdes stand, und einigen plump geschnitzten Sesseln. Eine Gypsbüste von Napoleon stand auf einem Brettchen in einem dunkeln Winkel und repräsentirte die irdischen Gedanken des Besitzers, wie ein kleines Kruzifix, aufgehangen an der entgegengesetzten Seite, seine himmlischen darstellte. Einige Stöcke von Speierlingsbaum, etwa sieben Fuß lang, welche in einem Winkel lehnten, mehrere abgespannte Fallen ließen auf den Beruf des Besitzers dieser Wohnung schließen, und endlich glänzte im Scheine der rauchenden Lampe, die man angezündet, ein langes Jagdmesser aus einer ledernen Scheide mit einem Horngriffe, und neben ihm hing die gezogene Büchse und der Jagdapparat, den Carlotto, als er mit seinen Gästen eingetreten war, abgelegt hatte.

Es schien unmöglich, in einem so engen Raume eine solche Menge Gäste unterzubringen, indeß die Freunde Gaetans fanden darin keine Schwierigkeit. Die Frauen setzten sich auf die ihnen galanter Weise angewiesenen Sessel; die Männer nahmen, wie sichs gerade fügte, auf dem Bette oder auf der Erde Platz; die Kinder pflanzten sich in die Zwischenräume hinein, und ihre kleinen runden, rothen Gesichter glänzten hier und da in der Mitte dieser dichtgedrängten Masse, in welcher im eigentlichsten Sinne des Wortes kein Apfel zur Erde konnte. Der fremde Reisende, welcher den Ehrenplatz an der Seite inne hatte, wo die Lampe stand, und welcher bereits eifrigst beschäftigt war, seine vegetabilischen Reichthümer zu classifiziren, nahm für sich allein mehr Platz ein, als zehn Andere. Die ganze

Gesellschaft hatte seine Gegenwart so ziemlich vergessen, und Jeder unterhielt sich mit seinem Nachbar, ohne deßhalb die Grenzen einer achtungsvollen Aufmerksamkeit auf die Gegenwart Carlotto's zu überschreiten. Dieser, welcher einen Sitz am Kamin einnahm, warf jetzt einen Blick auf seine Gäste, welche endlich mit Mühe Platz an seinem Herde gefunden hatten. Glücklicher als Sokrates, sah er sein kleines Haus voll von wahren Freunden; denn unter diesen armen Leuten war keiner, der nicht gern sein Leben für den gemeinschaftlichen Wohlthäter hingegeben hätte. Gaetan wußte das ohne Zweifel, als er dem Reisenden, mit der Hand auf seine Gäste zeigend, in's Ohr flüsterte:

„Nicht wahr, Herr, ist es nicht besser, der Erste zu seyn unter diesen wackern Leuten, als der Zweite in Ihren großen Städten?"

Ein seltenes Exemplar der Belouika, welches dem Botaniker in diesem Augenblicke in die Hände fiel, hinderte ihn, hierauf zu antworten. Außerdem trat Gaetan jetzt in ein kleines Nebengemach, welches nebst dem Zimmer, in dem die Versammelten waren, die gesammten Räumlichkeiten des Häuschens ausmachte. Er kehrte zurück, in der Hand eine Kanne mit Wein gefüllt und zwei Holzbecher, welche bei den Gästen einen überschwenglichen Begriff von seinem Reichthum und seiner Gastfreundschaft erweckten. Der eine dieser Becher wurde Janvier überreicht, welcher als der Erste im Namen der jungen Auswanderer trinken mußte. Der andere war dem Doctor bestimmt, welcher ihn annahm, ohne sich lange bitten zu lassen. Was Carlotto betraf, so nahm er aus seinem Sacke eine Art Ledertasse, welche ihm auf seinen Jagdzügen als Trinkgeschirr diente, füllte sie mit Wein, erhob sie nach dem Holzbecher, stieß an, verbeugte sich vor der Gesellschaft und sprach mit jenem melancholischen Ton, der ihm eigenthümlich war, wenn eine traurige Erinnerung seinen Geist bewegte:

„Auf Euer Wohlseyn, meine Kleinen, auf Eure Gesundheit und auf die Eurer Väter und Mütter. Möget Ihr wiederkehren in unsere Berge gut und ehrlich, wie Ihr sie verlassen werdet, mögt Ihr überhaupt wieder zurückkehren."

Der Doctor hatte bis dahin auf das Vorgehende wenig Achtung gegeben, aber in diesem Augenblicke ward er aufmerksam. Der flackernde Schein der Lampe und des Herdfeuers beleuchtete diese dichte und schweigende Versammlung. Die braunen Gestalten hoben sich düster aus dem Schatten ab, die zitternde Stimme Carlottos lockte Thränen aus den Augen der Mütter um ihn herum, welche die Kinder umarmten, und die Väter senkten das Haupt, indem sie an den Abend dachten, der dem Tage vorangehen würde, wo alle Kinder die väterliche Hütte verlassen würden. Es war in diesem Bilde etwas Patriarchalisches und Feierliches, eine milde Poesie, welche das Herz dieses einfachen und würdigen Mannes, das von der Wissenschaft nicht ausgetrocknet worden war, tief innerlich bewegte. Er führte den Becher an seine Lippen und setzte ihn wieder auf den Tisch, nachdem er einige Tropfen von dem Inhalte getrunken.

„Möge Euch alles Glück zu Theil werden, meine braven Leute," sagte er wohlwollend. „Diese Kinder gehen nach Paris, meinem Wohnorte. Sollten sie jemals Hilfe oder Empfehlung bedürfen, so mögen sie sich an mich wenden. Ich bin der Doctor David, Oberarzt in einem Pariser Gefängnisse, und sie sollen an mir einen Helfer und Freund haben, soweit es in meinen Kräften steht."

Er zog eine Karte mit seiner Adresse hervor und übergab sie dem Führer der Kinder, welcher sich unter der Gesellschaft befand. Alle bedankten sich ehrerbietig, nur Gaetan sagte zu ihm mit einem gewissen stolzen Ausdrucke:

„Diese Kinder, Herr Doctor, werden Ihrer Hilfe niemals bedürfen in den Gefängnissen von Paris. Der Savoyard ist arm, aber alle Welt weiß es, daß er rechtschaffen ist, und die Ehre der Leute vom Gebirge zu bewahren versteht. Niemals sahen Ihre Gefängnisse einen Mann aus den Thälern um den Cenis."

„Dennoch," entgegnete der Doctor: „es scheint mir — ich glaube mich zu erinnern."

„Niemals, niemals!" wiederholte Carlotto mit einer bisher an ihm noch nicht bemerkten Heftigkeit; „denn denjenigen, welcher ein Verbrechen begienge, würden wir nicht mehr als unsern Bruder anerkennen, ja wir würden ihn für immer aus unsern Bergen jagen."

„Ja wohl, ja wohl," antworteten alle Anwesenden mit lauter Stimme.

Der Doctor, welcher das Ehrgefühl seines Wirthes im Geringsten nicht verletzen wollte, entschuldigte sich, indem er bemerkte, er habe den jungen Savoyarden nicht in, sondern abgesehen von seiner Eigenschaft als Gefängnißarzt nützlich seyn wollen. Dann fuhr er fort: „Carlotto, Du sprachst von Deinem Unglücke und von einem Auftrage."

Der Führer zuckte bei dieser Erinnerung zusammen.

„Ja, Herr Doctor, ich habe diesen Knaben als Preis für die Dienste, die ich Ihnen und ihren Familien erwiesen, einen Auftrag zu geben. Es ist jetzt an mir, um eine Gefälligkeit zu bitten. Ich ersuche Euch daher, mir zuzuhören."

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

— „Eine neue Anekdote über die Person des Kaisers ist wieder im Umlaufe“ — erzählt die Const. Z. a. B. in einer Correspondenz aus Wien vom 18. September: „ich berichte sie Ihnen, wie sie hier erzählt wird. Vor einigen Tagen ging der Kaiser an einem frühen Morgen von einer Person seiner Umgebung begleitet, nach Mauer, um die dortige Caserne zu besuchen. Nicht gar weit mehr von der letztern entfernt, kommt ein Milchmädchen, welche in die Stadt Milch zum Verkaufe trägt. Se. Majestät haben Durst und ersuchen das Mädchen um einen Trunk Milch. Diese versichert, keinen Tropfen hergeben zu können, weil sie ihre bestimmten Partheien in der Stadt habe, für welche die Milch zugemessen sey. Der Kaiser wiederholte seine Bitte, da er gar zu durstig, und endlich nach längerem Sträuben sagte das Mädchen: „Wissens was, in dem Amperl da (Wiener Localismus für Gefäß) hab ich die Milch für eine Parthei, an der mir nicht viel gelegen ist, trinkens daraus.“ Der Kaiser trinkt, dankt, und sein Begleiter will dem Mädchen eine Entgeltung in die Hand drücken. Allein diese will sich mit dem jungen hübschen Manne, den sie nicht kennt noch ein wenig unterhalten und fragt ihn neugierig, wohin er in so früher Morgenstunde gehe. Der Kaiser zeigt auf die Kaserne. „Was,“ sagt das Mädchen: „so ein blutjunger Mann und wollen schon Soldat werden?“ „Nun,“ meinte der Kaiser: „kannst Du etwa die Soldaten nicht leiden?“ „Das nicht,“ erwiederte das Mädchen verschämt: „ich habe selbst einen Soldaten zum Liebsten, aber es ist ja doch halt schad um so einen schönen jungen Menschen, wie Sie seyn, daß Soldat werden wollen.“ Der Kaiser antwortet: „Ich kann Dir nicht helfen, ich bin schon Soldat,“ und geht mit seinem Begleiter weiter. Das Mädchen sieht jetzt die Gabe, welche ihr in die Hand gedrückt wurde, an und findet sie über ihre Erwartung beträchtlich. Sie schaut verwundert den Abgehenden nach, voller Neugierde, wer die und vornehmlich der junge Mann, welcher ihr so außerordentlich gefallen, wohl seyn mögen. Mittlerweile ist der Kaiser bei der Kaserne angekommen, die Wache macht die Honneurs, der Tambour trommelt. Das Mädchen fragt einen des Weges Daherkommenden, wer der ist, der in die Kaserne hineingegangen ist. „Den kennst nicht,“ erwiederte der Mann: „das ist ja der Kaiser.“ Dem Mädchen fällt's auf einmal wie Schuppen von den Augen, aber nun beunruhigt sie plötzlich der Gedanke, welch ein Verbrechen sie begangen, daß sie so ungenirt mit dem Kaiser gesprochen. Sie ist schnell entschlossen; mögen auch die Partheien in der Stadt heute um die Mittagsstunde ihr Frühstück erhalten. Sie rührt sich nicht von der Stelle und wartet, bis der Kaiser zurückkommt. Wie sie ihn kommen sieht, kniet sie schon von Weitem nieder, und da er nahe genug ist, bittet sie demüthig um Verzeihung, sie wisse, wie sehr sie sich versündiget, aber sie habe ja nicht gewußt, daß es der Kaiser sey, welcher Milch von ihr verlangt habe, und sie habe einen sehr strengen Herrn, der sich immer bei den Partheien erkundige, ob sie auch keine Klage hätten. Der Kaiser lacht natürlich sammt seinem Begleiter laut auf und er beschwichtigt mit einigen freundlichen Worten die Angst der Knienden. Das Mädchen geht endlich, aber vor ihrem Weggehen drückt sie noch das Gefäß, aus welchem der Kaiser getrunken, an die Lippen, und ruft aus: „Aber das Amperl kriegt die Partheien nicht mehr, kein Mensch darf mehr daraus trinken, das heb ich mir auf weil ich leb!“ — Ob die Sache sich wirklich so zugetragen hat, darüber vermag ich natürlich keinen Eid abzulegen, aber gewiß ist, daß das Mädchen die Geschichte in mehreren hiesigen Häusern erzählt hat.“

— Die „Südslavische Ztg.“ berichtet aus Agram: Es ist bereits erwähnt worden, daß eine Anzahl Damen sich zur Aufgabe gemacht hatte, Sr. Exc. dem Banus bei seiner Zurückkunft aus Ungarn ein Andenken zu verehren. Es hatte sich eine Gesellschaft zu diesem Zwecke gebildet und hat nun Sr. Exc. dem Banus nebst einer reich ausgestatteten seidenen Fahne einen silbergestickten Polster und einen werthvollen Tafelaufsatz überreicht. Die Fahne, über welcher ein silberner Mond und Stern angebracht ist, trägt die Inschrift: „za slobodu, kralja i domovinu.“ Die 3 Fahnenbänder: „Světlom Banu Baronu Josipu Jelačić-Bužimskome; na uspomenu sretnoga povratka iz rata magjarskoga; od strane domorodskinjah, u Zagrebu 1849.“ Auf dem Polster von rothem Sammt, mit dem innerhalb eines silbergestickten Lorbeerkranzes sehr kunstvoll gestickten Wappen des Banus, wurde ihm der wohlverdiente frische Lorbeerkranz überreicht. Der Tafelaufsatz, eine kunstvoll ausgeführte Arbeit ist ein auf vier Säulen ruhender Tempel von geschlagenem Silber, reich vergoldet, mit einer Minervastatue, sehr geschmackvoll ausgestattet. Die vier Säulen tragen die Wappen des Banus und der Königreiche Croatien, Dalmatien und Slavonien. Das Fries des Tempels trägt die Inschrift: „Od svih domorodskinjah na uspomenu našem milom Banu Josipu Jelačicu.“

— Ein Schreiben aus Corfu vom 4. Sept. sagt unter Anderem: Wenn die österreichische Regierung während der letzten Revolution schmerzliche Erfahrungen von Undank und Treulosigkeit machen mußte, so fehlt es andererseits nicht an Beispielen von seltener Treue und Anhänglichkeit an die gesetzmäßige Regierung. Das Benehmen des in Oesterreich naturalisirten Barkenführers Serafini Pacifico Gorini aus Pesaro liefert hierzu einen neuen Beleg. Während die meisten österreichischen Schiffscapitäne, welche mit den jonischen Inseln verkehren, nach Ausbruch der Revolution eine neutrale Flagge aufhißten, und dem Aufstande von Venedig Vorschub zu leisten suchten, blieb Gorini der österreichischen Flagge treu, und setzte sich lieber dem Gespötte und den Verfolgungen von Seite seiner früheren Gefährten aus, ja er ließ sogar lieber sein Schiff unbeschäftigt im Hafen liegen, als daß er sich entschließen konnte, eine Flagge zu verändern, der er Treue geschworen hatte. Gorini äußerte bei jeder Gelegenheit ohne Scheu seine Hinneigung für Oesterreich, und erklärte öffentlich, daß nichts ihn vermögen würde, einer Flagge untreu zu werden, unter welcher er bisher durch seine redliche Thätigkeit sich ein bescheidenes Vermögen erworben hatte. Sogar seine persönliche Sicherheit war öfter in Malta und Corfu bedroht, aber er hielt standhaft aus, und nichts vermochte ihn wankend zu machen. Ein solches Benehmen verdient allgemein bekannt zu werden, und wird sicher auch nicht ohne Belohnung bleiben.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 80. Klagenfurt, Sonnabend den 6. Oktober 1849.

Am Grabe eines Tageshelden.

So bist auch du des Fleisches Weg gegangen,
Du, der gerocht auf seine Jugendkraft,
Sich wähnte von Unsterblichkeit umfangen
Und nur gezolgt dem Drang der Leidenschaft,
Der sich vermaß den unumschränkten Meister
Zu spielen selbst im freien Reich der Geister.

„Das kann nur sich, das muß ich besser wissen,"
So lautete dein überstolzes Wort;
Doch sieh! die Welt, sie kann gar leicht dich missen,
Und dreht sich noch um ihre Achse fort,
Seit dir gebot die Parze zu verstummen
Und Käfer nur dein Todtenmahl umsummen.

Du konntest einst die Religion verspotten,
Und ihren Thron, den heiligen, entweih'n;
Ja, wärest du entstammt den Hottentotten,
Man könnte kaum den Frevel dir verzeih'n;
Sie mahnte dich umsonst mit sanfter Stimme,
Bis dich zermalmt der Herr in seinem Grimme.

Du hast verschmäht der Weisheit gold'ne Lehren,
Dich aufgebläht in deinem eitlen Wahn;
Dein Trachten war nur Ird're zu bethören,
Zu locken sie von der Erkenntniß Bahn;
Du hast verlacht die Göttin wie ein Knabe
Und lächelnd steht sie jetzt an deinem Grabe

Auch konntest du verlästern die Geschichte
Und stahlest keck dich in ihr Heiligthum;
Doch sieh! schon geht sie mit dir in's Gerichte,
Und es zerstäubt vor ihr dein Isterruhm;
Du bist ihr nur ein Kartenhausersturmer,
Ein gift'ger Wurm und selbst ein Raub der Würmer.

Noch wagtest du der Dichtkunst Hohn zu sprechen,
Ihr, die dir half verschönern manches Feld,
Und manches Reis zum Freudenkranze brechen,
Der Klagen viel hast du ihr ausgepreßt;
Sie wandte sich von dir mit raschem Flügel
Und ließ zurück den Fluch auf deinem Hügel.

Die Wissenschaft ist keine feile Dirne,
Die jedem, der ihr naht, Gewährung winkt;
Die Jungfrau ist sie mit der Lilienstirne,
Die in den Arm nur dem Geweihten sinkt,
Nach Mühe und Kampf und langem Widerstreben
Im geist'gen Bund ihm ganz sich hinzugeben.

Auch ist sie gleich der ew'gen Pyramide,
Zu deren Haupt der Flug des Aars nur reicht;
Der Alltagsmensch ist das Insekt, das müde
Und unbemerkt an ihrem Fuße schleicht,
Das kraftlos sinkt, indem es aufwärts strebet
Und zu dem Bau der Zeiten sich erhebet.

F. S.

Der Gemsjäger.

(Fortsetzung.)

Carlotto ließ noch einmal in der Gesellschaft den Wein herumgehen, dann lehnte er seine breiten Schultern gegen die Mauer und begann, mit einem düstern Blick auf die Gesellschaft, folgendermaßen:

„Kinder, es ist etwa heute fünf und zwanzig Jahr, seit auch ich das Gebirge verließ, um in Frankreich mein Brod zu suchen. Mit mir war mein Bruder Guillaume, und wir weinten beide sehr, als wir zuletzt hinter uns sahen und den Kirchthurm von Lans le Bourg nicht mehr erblickten. Wir schieden zum ersten Male von unsern Eltern. Vor uns streckte sich ein Weg von zwei hundert Meilen, und unser ganzes Vermögen bestand in einem Stücke schwarzen Brodes, vielen guten Ermahnungen und unserm Murmelthiere, welches wir selbst gefangen. Das Lied der Savoyarden, welches wir damals oft sangen, und welches auch Euch wohl bekannt ist, paßte damals recht sehr auf uns."

Diese Anspielung Gaetans rief auf den Lippen seiner Freunde ein Lächeln hervor, und ein leises fröhliches Murmeln durchlief ihren Kreis.

„O, ich liebte meinen Bruder Guillaume so sehr," fuhr der Jäger fort, indem er seine Rede wieder aufnahm: „er war ein wenig jünger als ich, und meine Mutter hatte mir die Sorge für ihn vielfach ans Herz gelegt. Und dann war Guillaume so niedlich, so freundlich, so liebenswürdig. Er war immer glück-

lich und wohl auf dem Zeuge, auch sah er immer hübsch ordentlich aus, indem er zu schwach war, um gleich mir den Schornsteinfeger zu machen. Auch wollte ich nicht, daß der niedliche kleine Bursche sich mit Ruß beschmutze, indem ich daran dachte, daß ihn die Mutter so gern an ihr Herz drückte. Damals auf dem Wege richtete mich das Vertrauen Guillaume's auf eine glückliche Zukunft bald wieder auf. Ich wendete mich wohl manchmal nach unsern Bergen um, welche sich hinter uns streckten, ich weinte wohl noch manchmal, wenn ich an die Fische in unsern Bächen und an die Vögel in unserm Walde und an das Abendgebet an unserm Herde gedachte. Dann aber sagte mir Guillaume, sey ruhig, wir werden zurückkehren, und ich wiederholte mit Vertrauen auf seine Worte: Wir werden zurückkehren, wir werden zurückkehren! Wir marschirten lange Zeit, meine kleinen Freunde, und mehrmals legten wir uns mit wunden Füssen nieder, ehe wir das Ziel unserer Reise erreichten. Wie wir, so werdet auch Ihr finden, daß die Welt groß ist, und wie wir, werdet auch Ihr mancherlei Ungemach auf dem Wege zu erdulden haben. Oft gab es in den Dörfern, die wir durchzogen, keine Schornsteine zu kehren, und man weigerte uns das Stück Brod und das Lager in der Scheune, um das wir baten. Dann zeigte Guillaume sein Murmelthier, tanzte mit ihm und schnitt allerhand lustige Gesichter, und die ungeberdigsten hartherzigsten Bauern gewährten ihm, um was wir baten."

„Endlich langten wir in Paris an, und Guillaume staunte mit seinen großen Augen diese vielen und großen Häuser und diese vielen schönen Herren und Damen an, welche in den Straßen spazieren gingen. Wir gingen in eine Herberge im Faubourg St. Marceau, an deren Besitzer unser Vater uns gewiesen, und fanden daselbst Landsleute, welche uns über die Art, wie unser Lebensunterhalt zu gewinnen, unterrichteten. Man gab uns ein wenig Stroh in einer großen Kammer, dem Nachtquartier von noch vielen anderen Kindern. Den Tag nach unserer Ankunft gingen wir aus, um unser Glück zu machen. O, Guillaume war sehr glücklich gleich im Anfange; Alles gefiel ihm, Alles vergnügte ihn, den ganzen Tag lief er durch die Stadt, lachte, sang und zeigte sein Murmelthier, und wenn er dann des Abends wieder in die Kammer trat, so hatte er immer einen Vorrath von gutem weißen Brode und dicken Kupferstücken, welche wir in einen alten Schuh zur Unterstützung unserer Familie sammelten. Ich dagegen, der ich nichts hatte, als das, was ich durch Schornsteinfegen gewann, kehrte oft ohne Geld und halb verhungert zurück. Indeß theilte mein Bruder sein Abendessen mit mir, und wir schliefen ein unter Gesprächen von unserer Heimath."

„So waren wir etwa sechs Monate in Paris, als ich bemerkte, daß die Einnahmen Guillaume's nicht mehr so reichlich waren. Bald war ich der Einzige, der seine Ersparnisse in den Schatz niederlegte, den wir in dem alten Schuhe hielten. Guillaume dagegen brachte täglich ein neues Kleidungsstück mit nach Hause, bald eine Weste, bald eine Mütze, bald ein Halstuch."

„Eines Tages sagte ich zu ihm: „Höre Bruder, wo hast Du denn diese schönen Kleider her?" „Geschenkt bekommen," antwortete er. „Guillaume" entgegnete ich: „Du weißt, daß wir nicht eher nach Hause kommen dürfen, als bis wir eine gewisse Summe zurückgelegt haben. Du vergißt, daß unsere Mutter im Gebirge Hunger leidet, und daß unser Vater barfuß über den Schnee gehen muß, um sein Leben zu fristen." Guillaume versprach hierauf alles Mögliche, aber er änderte sich nicht. Er hatte mir oft gesagt, daß er ein Monsieur werden und mich allein zurückkehren lassen wollte, wenn wir einiges Geld zusammengebracht hätten, um der Armuth unsrer Eltern abzuhelfen."

„Eines Abends kehrte Guillaume nicht zurück. Ich verbrachte die ganze Nacht schlaflos auf meinem Strohlager. Wo war mein Bruder hingekommen? Wie sollte ich meiner Mutter antworten, wenn sie mich nach ihm fragte, ihr, die mir ihn so auf die Seele gebunden. Den nächsten Morgen erschien er noch immer nicht. Ich wagte nicht nach der Stadt zu gehen. Ich konnte blos weinen und klagen. Endlich gegen Abend des zweiten Tages erschien ein goldbortirter Lakai beim alten Jean, unserm Wirthe und Herbergsvater, und fragte nach dem kleinen Gaetan."

„Das bin ich," sagte ich, indem ich meine Thränen trocknete. — „Folgen Sie mir!" antwortete er: „Sie sollen Ihren Bruder sehen." — „O, mein Bruder, mein kleiner Guillaume, was ist mit ihm geschehen? Ach führen sie mich, mein Herr, zu Guillaume!"

„Wir gingen, und ich erfuhr, daß mein Bruder durch den Wagen einer sehr vornehmen Person umgeworfen worden sey, und daß man gedacht habe, er sey unter den Rädern zermalmt worden."

„Aber dieses Ereigniß war für ihn ein Glück," fuhr der Bediente fort. „Mein Herr, der Baron von B., dessen Kutsche diesen Unfall veranlaßt, hat Ihren Bruder in sein Hotel bringen lassen und wird sein Glück machen."

„Aber ist denn Guillaume verwundet?" rief ich voll Angst.

„Er hat nur einige Quetschungen. Der Arzt des Monsieur sagt, daß man morgen nichts mehr davon sehen werde."

„Diese Versicherung gab mir ein wenig Muth wieder. Wir kamen in ein prächtiges Haus, wo ich eine Menge ähnlicher Dienstleute antraf, wie der, welcher mich führte. Man ließ mich in eine ganz vergoldete Kammer eintreten, wo mein Bruder auf einem schönen Bette lag, seinen Verband um den Kopf, der noch ganz mit Blut befleckt war. Ein Herr in Schwarz gekleidet saß auf einem Fauteuil und schien allerhand Befehle zu ertheilen zur Pflege des Kindes. Ich sah nur Guillaume. Ich sprang nach ihm hin, ich warf mich weinend auf sein Bett und umarmte ihn hingerissen von Schmerz und Freude zugleich.“

„Was ist das für Zeug La Fleur?“ sagte ärgerlich der schwarze Herr zum Bedienten gewendet. „Was fällt Ihnen ein, daß Sie mir diesen kleinen Menschen da hereinbringen, der ganz mit Ruß bedeckt ist?“

„Verwirrt zog ich mich zurück. Ich hatte die schönen Leintücher und Decken meines Bruders beschmutzt. Guillaume selbst schien unzufrieden mit dieser meiner unvorsichtigen Aufführung. Wenigstens sagte er mir, während der Bediente sich entschuldigte, etwas dergleichen in freundlichen Worten. Aber der schwarze Herr, welcher uns gehört, unterbrach uns in hochfahrendem Tone.“

„Vorwärts nun, es ist gut jetzt, Kleiner,“ sagte er zu mir: „Du hast Deinen Bruder gesehen, gehe jetzt wieder, ich werde die nöthigen Schritte thun, daß Guillaume bei mir bleibt. Er gefällt mir wegen eines hübschen Benehmens, und ich werde Sorge tragen für ihn. Was Dich anbetrifft, so magst Du manchmal herkommen, ihn zu sehen, dann aber trage Sorge, Dir die Hände zu waschen und ordentlicher auszusehen.“

Dann zum Bedienten gewendet, sagte er: „Gib diesem Burschen etwas!“

Der Bediente überreichte mir einen Louisd'or. Ich rehte meine Mütze in meinen Händen, und sagte, hne das Goldstück zu nehmen:

„Ist das dafür, daß ich alle Schornsteine des Hauses kehren soll?“

Der vornehme Herr zuckte verächtlich die Achseln.

„Es soll für unsere Mutter seyn,“ sagte Guillaume, indem er mir ein Zeichen machte, das Geschenk anzunehmen.

Ich warf das Goldstück weit weg, und sagte mit Entrüstung: „Bruder, unsere Mutter hat den Preis Deines Blutes nicht nöthig!“ und fort ging ich, nachdem ich ihn noch einmal umarmt. An der Thür aber hörte ich den Baron spöttisch sagen:

„Es ist etwas von italienischer Unverschämtheit in diesem kleinen Gassenjungen da.“

„Später hörte ich, fuhr Carlotto fort, daß dieser Herr bekannt war für seine Güte, und daß er ein . . .“

„Ein Menschenfreund sey,“ ergänzte der Doctor lächelnd.

Gaetan antwortete mit einem Kopfnicken und fuhr fort: „Von diesem Augenblicke an, meine Freunde, sah ich meinen Bruder selten. Der Baron, so streng und ungerecht er gegen mich gewesen war, hielt dennoch seine Versprechungen in Betreff Guillaume's, welcher ihm durch seine Lustigkeit Vergnügen machte. Sobald er genesen war, gab man ihm einen Lehrer, der ihn im Lesen und Schreiben unterrichtete. Er wurde unter die unmittelbare Aufsicht des Haushofmeisters gestellt, und der Baron erkundigte sich täglich nach seinen Fortschritten. Er hatte schöne Kleider und bewohnte im obersten Stocke des Hotels ein nettes Zimmerchen, das man eigens für ihn eingerichtet hatte. Dann und wann des Sonntags warf ich mich in meinen besten Staat, putzte mich, so schön ich konnte, und schlüpfte in den Hof des Hotels. Dort nahm ich meine Schuhe in die Hand, meine Mütze unter den Arm und stieg zum Besuch zu Guillaume hinauf, ohne daß Jemand es wußte; denn der Baron verzieh mir meine Kühnheit niemals. Guillaume hatte nichts zu thun. Man erzog ihn, wie den Sohn eines Bürgers, und zehn Jahre vergingen, ohne daß das Wohlwollen seines Gönners sich verringert hätte. Mein Bruder war ein schöner junger Mann geworden. Lebhaft, geistreich, beinahe gelehrt. Man hatte ihn für keinen besondern Beruf erzogen, aber das beunruhigte ihn nicht im Geringsten. Der Baron hatte versprochen, Sorge für ihn tragen zu wollen, und er verließ sich auf das Wort seines Wohlthäters. Er besuchte Bälle und Festlichkeiten und führte ein lustiges Leben mit dem Gelde, das man ihm reichlich gab, um sich Vergnügen zu machen. Während dessen war auch ich herangewachsen, aber mein Loos blieb immer dasselbe. Ich blieb arm und unwissend, wie vorher. Mein Handwerk als Schornsteinfeger entsprach meinem Alter und meinen Kräften nicht mehr. Ich wurde daher Laufbursche, wie sie in Paris an den Straßenecken stehen. Es ist wahr, Guillaume bot mir oft Geld an, aber ich lehnte es stets ab und nahm nur das Wenige, was er mir für unsere Familie gab. Er schlug mir außerdem verschiedene Stellen in den Häusern vor, welche er besuchte. Aber da diese Stellungen sammt und sonders mehr oder minder in das Bediententhum einschlugen, so fand ich mehr Ehre und Unabhängigkeit in dem von mir ergriffenen Geschäfte, so wenig lohnend es auch war. Um diese Zeit empfing ich einen Brief vom Hause, welcher mir den Tod meines Vaters meldete. Meine Mutter blieb einsam und hilflos zurück und rief uns heim zu sich, um die Stützen ihres Alters zu seyn. Ich ging zu meinem Bruder, und übergab ihm den Brief, den mir ein Kamerad vorgelesen. Guillaume hatte die Nacht auf einem Balle zugebracht und lag matt und müde von seinem Vergnügen noch im Bette. Nachdem er von dem betrübenden Inhalte des Briefes Kenntniß genommen, sagte er, indem er die Augen mit den Händen bedeckte, traurig:

„Also der Vater ist todt, Gaetan,“

„Und unsre Mutter ruft uns zurück,“ entgegnete ich ebenfalls weinend.

„Du wirst also ins Gebirge zurückkehren?“ rief er plötzlich wie erschreckt und froh zugleich.

Ich merkte an diesem Worte, was ich längst geahnt, daß meine Gegenwart Guillaume drückte. Mochte er auch wirklich betrübt seyn über den Verlust, den wir erlitten, so sah ich doch, daß für ihn ein Trost in dem Gedanken lag, einen Bruder aus seiner Nähe los zu werden, vor dem er erröthen mußte.

„Ich werde morgen abreisen,“ sagte ich traurig.

„Schon, fragte er mit einer heimlichen Freude.“

Wir beobachteten einen Augenblick lang Stillschweigen. Dann sagte ich:

„Was soll ich zu unserer Mutter sagen, Guillaume?“

„Du sollst ihr sagen, daß ich sie immer lieben, und daß ich nach Hause zurückkehren werde, wenn ich reich und vornehm geworden bin.“

„Glaubst Du, daß wir Dich weniger lieben würden, wenn Du arm und unglücklich dorthin zurückkämest?“

Er ergriff meine Hand, drückte sie heftig und antwortete:

„Bruder, ich muß hier bleiben. Das Leben in den Bergen würde mir nicht mehr zusagen. Ich habe mich an die Bequemlichkeit, an's Wohlleben und an den Müssiggang gewöhnt. Außerdem bin ich an den Baron durch die Bande der Dankbarkeit gefesselt.“

Dieser letzte Grund schien mir gut; ich umarmte Guillaume und sagte ihm Lebewohl.

„Warte,“ rief er: „ich will Dir für die Mutter ein kleines Geschenk mitgeben.“ Und er ging in einen Wandschrank. Da aber erinnerte er sich plötzlich, daß er am vergangenen Abend all' sein Geld im Spiele verloren. Er sah mich verlegen an.

„Bemühe Dich nicht,“ sagte ich: „seit zehn Jahren arbeitete ich, um unserer Mutter ihre alten Tage in etwas erleichtern zu können. Ich werde ihr meinen kleinen Schatz mitnehmen, und außerdem habe ich starke Arme.“

Wir umarmten uns, und ich ging. Seit dieser Zeit habe ich nichts wieder von Guillaume gehört.“

Gaetan hielt inne, wie als ob ihn seine Erinnerungen niederdrückten. Alle Anwesenden schwiegen, indem sie seinen Schmerz ehrten. Der Doctor allein, der seine Erzählung mit großer Aufmerksamkeit verfolgt, fragte ihn theilnehmend:

„Wie? so wissen Sie nicht einmal, was aus dem Baron geworden ist, dem Gönner Ihres Bruders?“

„Der Baron starb zwei Jahre, nachdem ich Paris verlassen,“ entgegnete Carlotto. „Das ist Alles, was ich erfahren habe. Was mich betrifft, so sorgte ich nach meiner Rückkehr für meine Mutter, so gut ich vermochte. Ich habe dieses Haus für sie gebaut, habe wacker gearbeitet für sie, und als sie starb, es ist einige Monate her, so empfing ich ihren Segen. Aber ich habe meinen Bruder nie vergessen können, obgleich er mich vergaß. Trotz seines Hochmuths, ich weiß es, ist sein Herz gut, und ich liebe ihn immer. Und wenn die Kinder alljährlich nach Paris gingen, wie diese hier, so versammelte ich sie um mich und sagte zu ihnen, wie ich es zu Euch sage: „Meine Kinderchen, wenn Ihr ein gutes Werk thun, wenn Ihr die Dienste vergelten wollt, die Euch der Murmelthierjäger erwiesen hat, so erkundigt Euch nach meinem Bruder, von dem ich Euch Namen und Adresse mitgeben werde, fragt, was er ist, was er macht, und wo er sich aufhält, und Derjenige, welcher mir Nachrichten von Guillaume bringt, soll an mir keinen Undankbaren finden. Sein Vater und seine Mutter ollen Brod haben, so lange ich lebe. Alles, was ich besitze, meine Zeit und meine Arbeit soll dem gehören, der mir Nachrichten von Guillaume zurückbringt.“

„Gaetan, Gaetan, wir werden Euch Nachricht bringen,“ schrieen alle die Kinder mit Begeisterung.

„Dann würdet Ihr glücklicher seyn, als Eure Vorgänger,“ entgegnete der Führer traurig.

Der Doctor, welcher eine Weile nachgedacht, näherte sich Carlotto und sagte zu ihm, um ihm Muth zu machen:

„Es ist nicht zu verwundern, Carlotto, daß die von Dir Beauftragten keinen Erfolg gehabt haben mit ihren Erkundigungen nach dem, was Du so lebhaft zu wissen wünschest. Arm, ohne Bekannte, großentheils unwissend über unsere Gesetze und Gebräuche, mußte es ihnen natürlich schwer fallen, in die Angelegenheiten einer vornehmen Pariser Familie Eingang zu finden. Ich aber werde Dir vielleicht bald die nöthige Auskunft verschaffen können. Ich hörte dann und wann vom Baron von B. sprechen, und in wenigen Tagen denke ich nach Paris zu schreiben, von wo ich ohne Zweifel wichtige Nachrichten für Dich bekommen werde.“

Gaetan schüttelte das Haupt. „Viele Reisende, denen ich mein heimliches Leiden erzählte, machten mir dieselben Versprechungen,“ antwortete er.

„Wohl, aber bedenke, daß ich vielleicht glücklicher gestellt bin, und mir auf alle Fälle mehr Mühe geben werde. Vorher aber mußt Du mir einige Unterlagen geben, um auf die jetzigen Verhältnisse Deines Bruders schließen zu können.“

„O, er ist glücklich, ohne Zweifel,“ rief Carlotto: „der Baron hat ihm gewiß einiges Vermögen hinterlassen, und Guillaume, vergessend, was er versprochen, wird sich seinen Vergnügungen hingegeben haben. O, sicher, er ist reich, vornehm und geehrt ...“

In diesem Augenblicke schnitten mehrere leise Schläge an der Thür der Hütte ihm die weitere Rede ab. Einer der Anwesenden öffnete, und ein Fremder, dessen Züge wegen der im Hintergrund herrschenden Dunkelheit sich nicht erkennen ließen, erschien auf der Schwelle.

„Wohnt hier Gaetan Carlotto, der Führer zum Berge Cenis?“ fragte er mit schwacher und bebender Stimme.

„Das bin ich,“ sagte Gaetan aufstehend. „Was steht zu Befehl?“

„Erlauben Sie einem ermüdeten Reisenden unter Ihr Dach einzutreten,“ entgegnete der Fremde: „und Sie sollen Nachrichten von ihrem Bruder Guillaume haben.“

Gaetan stieß einen Freudenschrei aus und sprang nach der Thüre, indem er Alles umwarf, was sich auf seinem Wege dahin befand. Er schloß den Fremden in seine Arme und konnte es kaum erwarten, bis er ihn an die erleuchtete Gegend der Hütte gezogen.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 81. Klagenfurt, Dinstag den 9. Oktober 1849.

Lebensweisheit.

(Frei nach Horaz.)

Strebe nicht auf's hohe Meer zu dringen,
Auch vom Ufer lenke klug dein Schiff,
Daß es dort die Wogen nicht verschlingen —
Hier zertrümm're ein verborg'nes Riff.

Wandelst du den gold'nen Weg der Mitte,
Druckt dich auch der Armuth Bürde nicht —
Glück entkeimt zufriedenem Gemüthe,
Ruhe flicht der Krone Schimmerlicht.

Fichten wird die Windesbraut niederschlagen,
Dröhnend kracht der hohen Thürme Fall,
Denn in Gipfel, die gen Himmel ragen,
Schlägt verderbend ein des Blitzes Strahl.

Weise, wer in arger Stürme Wüthen
Festen Muth, doch Maß im Glück bewahrt. —
Winterstürmen folgen Lenzesblüthen,
Jede Lust ist bittersüßer Art.

Heit're, düst're Tage flieh'n von dannen,
Was kaum heute war, ist gestern schon,
Stets wird nicht Apoll den Bogen spannen,
Er weckt auch der Leier süßen Ton.

In dem Drang des feindlichen Geschickes
Sollst du muthig, unerschüttert seyn,
Weht zu günstig doch der Wind des Glückes,
Zieh' behende Freund die Segel ein.

C. Melzer.

Der Gemsjäger.

(Fortsetzung.)

3.

Der Fremde war von hohem und geradem Wuchs; aber seine Gestalt war schwächlich, ausgemergelt, ohne Kraft und Halt. Seine Tracht war die der mittlern Klassen in Frankreich, seine Kleider aber waren sowohl durch den langen Gebrauch, wie durch die Abnutzung auf der Reise an mehreren Stellen zerrissen. Seine Gesichtszüge mußten schön und regelmäßig gewesen seyn, aber obwohl der Reisende kaum vierzig Jahre alt zu seyn schien, so waren sie doch scheu faltig, verlebt und ausdruckslos. Seine schlaffen Formen, sein armseliger Anzug, sein matter Blick kontrastirten auffällig mit dem braunen, entschlossenen Gesichte, den kräftigen Gliedern und dem feurigen Blicke Gaetans, und dennoch war zwischen diesen beiden Männern, die so verschieden in ihrem Aeußeren waren, auf den ersten Blick eine gewisse Aehnlichkeit zu bemerken. Beide gehörten augenscheinlich demselben Gesichtstypus an, welcher sich bei dem Einen unverändert erhalten, bei dem Andern aber durch irgend ein äußeres Hinzukommniß eine fremdartige Beimischung bekommen hatte. Ohne Zweifel auch fand zwischen ihnen mehr als eine bloße Körperähnlichkeit statt; denn als Gaetan den Reisenden beim Schein der Lampe genauer betrachtet, begann er zu zittern wie ein Espenlaub.

„Wer sind Sie? Wer sind Sie?" fragte er mit halberstickter Stimme.

„Was thut mein Name zur Sache, wenn ich arm bin und um ein Obdach bitte?"

„Du bist mein Bruder Guillaume!" schrie Gaetan, indem er sich ihm in die Arme warf.

„Guillaume," wiederholte die Menge verwundert.

„Guillaume," dachte der Doctor, indem er sich den neuen Ankömmling genauer ansah: „mir ist, als hätte ich diese Gestalt bereits einmal gesehen." Und er brachte seine Hand an die Stirn, als ob er sich auf etwas besinnen wollte.

Die beiden Carlotto's hielten sich sprachlos in den Armen und weinten. Gaetan war der erste, der sich zu erheben schien; er sprach zu seinen Gästen, indem er ihnen mit der Miene begeisterter Freude den Bruder zeigte, den er wiedergefunden:

„Siehe da, meine Freunde, siehe da ist er, von dem ich Euch die Abende daher an meinem Herde so oft gesprochen. Er, dessen Namen ich wie den eines Heiligen inmitten der größten Gefahr ausprach; er, den ich wie einen Schutzengel am Todesbette unserer Mutter herbeirief. Er kam endlich, nachdem er mich

lange warten gelassen; aber er soll mich nicht wieder verlassen.“

Guillaume antwortete mit seiner schwachen und gebrochenen Stimme:

„Nein, ich werde Dich nicht wieder verlassen, Gaetan, wenn es anders in Deiner Hütte einen Platz gibt für einen Mann ohne Obdach, wenn anders sich in der Nachbarschaft Arbeit findet für einen Unglücklichen, der von der Arbeit seiner Hände leben will.“

Gaetan warf einen flüchtigen Blick auf den elenden Anzug Guillaume's.

„Bruder,“ sagte er: „das Glück scheint Dir den Rücken gewandt zu haben.“

Guillaume ließ verstört sein Haupt auf die Brust sinken.

„Höre mich,“ begann Gaetan wieder mit entschiedenem Tone: „diese Hütte, welche ich vor zwanzig Jahren selbst erbaut, damit sie unserer Mutter als Asyl diene, laß uns sie theilen. Dieses Bärenfell, das ich mit meiner Büchse selbst gewann, und welches mir seit zehn Jahren als Bett dient, es soll künftig Dein Bett seyn. Dort auf dem Bret liegt das Brod, meine sonstigen Habseligkeiten sind in dem Koffer dort, betrachte sie als die Deinigen.“

Die zwei Brüder vermischten ihre Thränen in einer neuen Umarmung, bis der Führer sich gegen die Gebirgsbewohner wendete, welche wohlwollende, obwohl schweigende Zuschauer dieser Scene gewesen waren, und indem er ihnen ein Zeichen der Verabschiedung machte, zu ihnen sagte:

„Gute Nacht, meine Freunde, gute Nacht. Wir werden uns bald wiedersehen. Ihr aber, Jüngelchen,“ setzte er freundlich hinzu: „der Auftrag, den ich Euch geben wollte, ist jetzt unnütz geworden. Siehe, da ist jener Guillaume, den ich so lange gesucht habe. Geht, meine Kinderchen, und kehret wieder, wie er.“

„Kehret glücklicher wieder, wie er,“ seufzte Guillaume. Im Augenblicke darauf hatten die Savoyarden die Hütte verlassen, und die beiden Brüder glaubten sich bereits ihren Empfindungen ohne Zeugen überlassen zu können, als der Doctor, welcher der stille und nachdenkliche Zuschauer bei dieser Erkennungsscene gewesen war, sich aus dem dunkeln Winkel, wohin er sich zurückgezogen, erhob und auf Gaetan zukam, der von dieser plötzlichen Erscheinung ziemlich überrascht war.

„Ach, mein lieber Führer,“ sagte er: „hat seinen geliebten Bruder wieder gefunden, aber in Wahrheit, ich weiß nicht, ob man ihm dazu Glück wünschen soll.“

„Was wollen Sie damit, Herr?“ sagte Guillaume, indem er erschreckt den Kopf erhob.

„Erkennen Sie mich nicht wieder?“ fragte der Doctor mit starker Stimme.

Guillaume schien wie von einer plötzlichen Erinnerung betroffen und erbleichte. „Der Doctor David,“ rief er unwillkührlich aus.

„Sie aber, in dem Augenblicke, wo wir uns trafen, nannten Sie sich . . .“

„Charlott,“ sagte Guillaume zögernd: „dieß war der Name, den man mir beim Baron B. gegeben hatte; es war eine Uebersetzung von Carlotta.“

Der Botaniker machte eine Bewegung mit dem Kopfe, wie als ob er andeuten wolle, daß dieß nicht der Name gewesen, den er früher gehört.

„Sie kennen ihn also,“ rief Gaetan jetzt seines Theils, indem er jetzt das Erstaunen des einen und die Furcht des andern der beiden Sprechenden beobachtete: „aber in des Himmels Namen, wo, unter welchen Umständen und zu welcher Zeit haben Sie ihn gesehen?“

„Nun, in der großen Welt in Paris zur Zeit, als ich mich wohl befand,“ sagte Guillaume schnell.

Der Doctor schien hiergegen ein gegründetes Bedenken zu haben, welches ihm auch mehrmals auf die Lippen trat, aber er begegnete in den Augen Guillaume's einem Blicke so wild und drohend, daß er das Geheimniß in sein Herz zurückdrängte.

„Gaetan,“ sagte er eilig: „ich muß diese wackern Leute einholen, welche nach Lans le Bourg zurückkehren. Morgen werde ich, wie Du weißt, über das Gebirge gehen, um nach Turin zu gelangen, von wo ich erst nach vierzehn Tagen zurückkehre. Ich bedarf also Deiner Dienste noch. So also morgen früh bei Zeiten erwarte ich Dich im goldenen Löwen, und während wir vorwärts schreiten, werde ich Dir verschiedene wichtige Dinge mittheilen.“

„Wichtige Dinge!“ wiederholte der Führer nachdenklich.

Der Botaniker warf abermals einen Blick auf Guillaume, auf dessen Stirn er einen finstern Entschluß sich zusammenziehen sah.

„Ach ja,“ erwiederte er mit einem gezwungenen Gelächter: „mußt Du mir denn nicht sagen, wo ich das Erigeron uniflorum, die Potentilla nivea, und vor Allem jene niederträchtige Gentiana minima finde, von der ich schon zu glauben begann, daß sie überhaupt nicht zu finden sey.“

Nachdem er dieß gesagt, ging er, um sich mit den Bergbewohnern zu vereinigen, welche bereits ihren Weg nach dem Dorfe genommen hatten.

Nach seinem Weggange beobachteten die beiden Brüder ein peinliches Stillschweigen. Guillaume schien Mühe zu haben, sich von dem Schrecken zu erholen, den ihm die unerwartete Gegenwart des Doctor David eingejagt. Gaetan war noch ganz in Anspruch genommen von den geheimnißvollen Worten, die

zwischen seinem Bruder und dem Reisenden gewechselt worden waren. Trotzdem mehr seiner Herr, verbarg er seinen Verdacht, setzte sich neben seinem Bruder und sagte traurig zu ihm:

„Bruder, Du hast mir noch nicht erzählt, wie es kam, daß Du, der so schöne Hoffnungen, so viele Kenntnisse, so viele Gönner hatte, Du, der Alles besaß, womit man sein Glück machen kann, arm und niedrig in die Heimath zurückkommst, wie Du sie verlassen."

„Und Du, Gaetan, hast mir noch nichts von unserer Mutter gesprochen."

„Sie starb sanft in meinen Armen, ohne ein böses Wort über irgend Jemanden."

„Arme Mutter," sagte Guillaume, indem er mit der Hand nach dem Auge fuhr, um eine Thräne zu zerdrücken. Dann sagte er: „Gaetan, Du kennst bis jetzt bloß die lichte Seite meiner Geschichte. Jene Erziehung, die man mir gab, und von der Du glaubtest, daß sie das Mittel zu meinem Glücke werden müsse, nahm mich zwar von der Straße weg, reichte aber nicht hin, mir eine anständige Stellung in der Gesellschaft zu verschaffen. Und jenes glänzende Leben beim Baron hatte keine Festigkeit und Dauer. Selbst wenn dieser mir, als er starb, mehr als ein sehr mäßiges Legat hinterlassen hätte, würde ich mich mit meiner Gewöhnung an ein träges Leben und mit meinen vielfachen unnöthigen Bedürfnissen bald ohne Existenzmittel gesehen haben. Alle die Wohlthaten, welche ich von ihm empfing, verwandelten sich später in Hindernisse meines Glücks, und ich habe lange und schreckliche Prüfungen durchzumachen gehabt."

„Aber, Bruder, Du konntest ja zu uns zurückkehren."

„Du kennst meinen Stolz, Gaetan. Lieber wollte ich mein Elend fern von Euch inmitten einer Menge, der ich und die mir gleichgiltig war, ertragen, als meinen Landsleuten das Beispiel eines Menschen vorführen, den Welt und Glück erhoben, dann aber wieder hinabgestoßen hatten in Verhältnisse, wo er von seiner Hände Arbeit leben mußte. Nachdem ich das, was ich der Großmuth des Barons verdankte, verschwendet hatte, fand ich mich ohne Freunde und Gönner. Selbst die Familie meines Wohlthäters, die mich schon deßwegen, weil er mein Wohlthäter war, haßte, verstieß mich, und so begann ich von Stufe zu Stufe zu sinken, bis ich mich endlich dahin, wo ich bei meiner Ankunft in Paris gestanden, arm und bloß auf die Straße gestellt sah. Die große Stadt, die mich als ein einfaches, fröhliches Kind der Berge voll Kraft und Lebensmuth in ihre Mauern aufgenommen hatte, trieb mich jetzt in die Berge zurück, entnervt, geschwächt und entehrt."

„Entehrt? Was willst Du damit sagen, Bruder?"

„Gaetan, während Du schöne Träume träumtest von der hohen Stellung Deines Bruders, war ich Lakai. Das war das Endziel jener vornehmen Erziehung und jenes täuschenden Reichthums."

Und er wiederholte mit einem trüben Blicke auf Gaetan: „Ja, ich war Lakai."

„Lakai!" rief Gaetan, indem er sich emporrichtete: „'s ist eine Schmach für einen Mann aus unsern Bergen. Aber Bruder, es ist doch nur das Verbrechen, welches entehrt. Nun, jetzt begreife ich Alles, das war's, was der Doctor tadeln wollte, als er mit verächtlichem Tone sagte, daß er Dich früher unter einem andern Namen gekannt. Bruder, verzeih' mir, dieser Gefängnißarzt rief Vermuthungen in mir hervor, über die ich jetzt erröthe. O nein, ein Mann aus Savoyens Gebirgen, der in Frankreich zum Schurken geworden, würde nimmermehr wagen, in die Heimath zurückzukehren, um seiner Familie die Schande mitzubringen und sich von seinen Landsleuten verläugnet und zurückgewiesen zu sehen. Guillaume, verzeih' mir meine üblen Gedanken!"

Guillaume wandte den Kopf ab und sprach mit tiefer Schwermuth im Ausdruck:

„O, Gaetan, Gaetan! Du bist sehr glücklich gewesen, der Du nichts zu erdulden hattest, als Hunger, Kälte und Armuth."

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

— Der Luftschiffer Arban, welcher den 2. Sept. um 6¼ Uhr Abends von Marseille abging, gelangte den nächsten Morgen um 2½ Uhr nach Stubini in der Nähe von Turin. Arban erzählt folgendermaßen diese seltsame Reise: Den 2. September um 6¼ Uhr des Abends ging ich von dem Chateau des Fleur ab; gegen 8 Uhr durchschnitt ich den Wald von Estérel; die Versuche, die ich machte, zeigten mir, daß ich 4000 Metres hoch war. Die Witterung war kalt, aber trocken, und mein Thermometrecentigrade stand auf 4 Grad unter Null. Der Wind kam von Süd-Ost und trieb mich in der Richtung von Nizza. Ich war während zwei Stunden von dicken Wolken umgeben, mein Pelz reichte nicht hin, um mich gegen die Kälte zu schützen, von der ich besonders an den Füßen litt. Ich entschloß mich dennoch, meine Reise fortzusetzen und die Alpen zu überschreiten, von welchen ich nicht mehr sehr weit entfernt war. Die Kälte nahm zu, der Wind wurde regelmäßig, der Mond leuchtete mir wie die Sonne am hellen Tage. Ich war am Fuße der Alpen; der Schnee, die Wasserfälle, die Bäche glänzten; die Abgründe, die Felsen bildeten schwarze Massen, welche als Schatten diesem großartigen Bilde dienten. Der Wind verhinderte den regelmäßigen Gang; ich war genöthiget mich niederzulassen und wieder in die Höhe zu steigen, um die sich unaufhörlich darbietenden Felsenspitzen zu übersteigen.

Es war 11 Uhr Abends, als ich auf dem Gipfel der Alpen ankam; der Himmel wurde frei; mein Gang regelmäßig. Ich dachte alsdann an mein Nachtessen. — Ich war 4600 Metres hoch; ich war gezwungen meine Reise fortzusetzen und Piemont zu erreichen; ich sah nichts als ein Chaos vor mir, und es war unmöglich für mich, mich hier niederzulassen. Nachdem ich gegessen, hatte ich die Idee, meine Flasche wegzuwerfen, damit, wenn einst ein kühner Reisender auf diesem Felsen niedersteigt, er ein Zeichen finden wird, daß schon ein anderer vor ihm diese unbewohnten Regionen durchstreift hat. — Um 1¼ Uhr des Morgens befand ich mich über dem Berge Viso, welchen ich von einer früheren Reise in Piemont kannte. Der Po nimmt hier seinen Ursprung. Ich erkannte seine Lage wieder, und ich entdeckte seine herrlichen Ebenen. Ehe ich diese Gewißheit hatte, hätte mich ein seltsamer Schein, den der Mond auf die Wellen und den Schnee warf, beinahe glauben lassen, daß ich mich über der See befände. Indessen hatte der Ostwind nicht aufgehört zu wehen, und meine Beobachtungen erwiesen mir, daß ich nicht über dem Meere seyn konnte. Die Sterne kamen meinem Compaß zu Hilfe, und ich erblickte den Mont-Blanc, dessen Lage mir die Gewißheit gab, daß ich mich Turin näherte. Der Mont-Blanc, welchen ich zu meiner Linken hatte, überragte alle Wolken und glich einem ungeheuern Krystall, welcher tausend Feuer auswarf. Um 2½ Uhr bemerkte ich deutlich an dem Mont-Viso, daß ich mich in der Nähe von Turin befand, und ich beschloß, herunterzureigen, was ich auch ohne alle Schwierigkeiten in Ausführung brachte. Ich flieg nicht weit von einer großen Meierei herunter; mehrere Hunde umgaben mich, indem sie mich anbellten. Die durch das Gebeul der Hunde herbeieilenden Bauern, welche mehr erstaunt als erschrocken waren, mich zu sehen, bescheinigten mir, daß es 2½ Uhr des Morgens sey, und daß ich mich in dem Dorfe Pion-Forte bei Strubini, 6 Kilometres von Turin befände. — Des Morgens um 9 Uhr kam ich in Turin an, schrieb sogleich an meine Freunde, um dieselben zu beruhigen, holte mir einen Paß von unserem Gesandten, und wohnte dem Gottesdienst zu Ehren Carl Alberts bei. Des Abends im Theater konnte ich nicht umhin zu denken, daß den Abend vorher zur selben Stunde ich mich 140 Meilen weit im Chateau des Fleurs von Marseille befand.

— In Lyon wurde am 17. Sept. die Bildsäule des berühmten Johann Kleberger (geboren in Nürnberg 1468, gestorben in Lyon 6. Sept. 1546) feierlich eingeweiht. Dieser Nürnberger hat sich bei der Bevölkerung von Lyon durch seine Wohlthaten ein Andenken bewahrt, daß alle Stürme der Revolutionen überdauert. Die arbeitenden Classen haben ihm, dem ersten Stifter des Hospitals de la Charité, insgemein l'homme de la Roche genannt, schon im sechzehnten Jahrhundert auf einem Felsen des Kai Bourgneuf ein hölzernes Standbild errichtet, das von ihnen am 23. Juni 1828 zum drittenmal hergestellt worden war, und nun in eine lebensgroße Bildsäule von weißem Stein von der Hand eines jungen Lyoner Bildhauers, des Hrn. Bonnaire, verwandelt ist. Die durch zwei Denkmünzen erhaltene Büste Klebergers, und sein in den Sammlungen des Belvedere zu Wien aufbewahrtes Bildniß, von Albrecht Dürer gemalt, dienten dem Künstler als Modell. Kleberger war auch als Krieger ausgezeichnet, er hatte in der Schlacht bei Pavia dem König Franz I. das Leben gerettet. Aber hier ist er dargestellt, wie er in einer Hand eine Börse, in der andern sein Testament hält, in welchem sich ein ansehnliches Vermächtniß für das oben erwähnte Hospital befindet. Unter dem Volk lebt er als der „gute Deutsche," und seine Gattin als die „schöne Deutsche", und der Name der letzteren hat sich auch in einem seiner Besitzthümer verewigt, welches das Schloß des Thurms der schönen deutschen Frau (château de la Tour de la belle Allemande) hieß.

— Das Mausoleum des Imam Reza zu Mersched (Hauptstadt der aufständischen Provinz Chorasan in Persien), von dem unser letztes persisches Blatt Meldung machte, befindet sich im Mittelpunkte der Stadt. Zu demselben gelangt man über einen viereckigen Platz, welcher 150 Ellen lang 75 breit, und mit Grabsteinen gepflastert ist, da die Vornehmen und die Frommen des Landes daselbst begraben zu werden wünschen. Der Platz ist mit einer doppelten Reihe gewölbter Nischen, welche mit lackirten Ziegeln verziert sind, umgeben, und an jedem Ende steht ein hohes auf dieselbe Art gezierres Thor. Ein vergoldeter Gang führt zum Mausoleum, das Hauptgemach ist mit einem silbernen Thore versehen, auf der entgegengesetzten Seite des Platzes erheben sich zwei hohe Thürme, deren untere Theile mit sehr kunstvoller Mosaik, die obern aber mit reichen Vergoldungen geschmückt sind. In einem reich verzierten und mit einer Kuppel versehenen Gemache ruhen die Ueberreste des Imam Reza, welchem die Wunderkraft Blinde sehend zu machen, zugeschrieben wird, umschlossen mit einem Gitter von Stahl, innerhalb dessen sich viele aus gediegenem Golde verfertigte kostbare Gegenstände, deren Werth über vier Millionen Tumans (persischer Dukaten im Werthe von 4 fl. 20 kr. C. M.) betragen soll, befinden. Jährlich strömen über 150.000 Pilger zu dem Grabe des Imam Reza, und die daselbst herrschende ehrfurchtsvolle Stille, die durch die bald tiefen, bald hohen Intonationen der arabischen Gebete unterbrochen wird, und die feierliche Weise der fanatischen Molla's reichen völlig hin, die Pilger, welche verschiedene werthvolle Gegenstände als Opfer darbringen, zur Andacht zu stimmen.

— Der gegenwärtige Minister des Auswärtigen in Persien ist ein Linzer, nämlich Herr Johann Maria David. Im Jahre 1846 war er Dolmetsch bei Mirza Taki Chan, einem der Commissäre bei den türkisch-persischen Grenzstreitigkeiten, später diente er in gleicher Eigenschaft bei Dr. Angnet, dem Leibarzte des Schach. Im Jahre 1847 wirkte er viel beim Abschlusse des Handelstraktates mit Belgien. Herr David ist sehr beliebt beim Schach.

— Bei dem Eisenbahncongresse in Wien, der mit dem Theresientag — 15. Oktober — eröffnet wird, werden 45 deutsche Eisenbahngesellschaften vertreten seyn. An Festlichkeiten für die Abgeordneten und an Ausflügen auf den Eisenbahnen wird es nicht fehlen.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 82. Klagenfurt, Sonnabend den 13. Oktober 1849.

Die Verlassene.

Nach dem Slovenischen des Dr. Prešérn. *)

Eine And're zu berücken
Kann Treuloser jetzt dir glücken,
Denn du schwörst ihr mit Entzücken
Sie zu führen zum Altar —
Daß dich Gott bewahr!

Wär' ich Arme nie geboren! —
Daß du Treue mir geschworen,
Hast du's aus dem Sinn verloren?
Denk'st du daranf nimmerdar?
Daß dich Gott bewahr!

Falscher Mann, das ist es eben,
Daß ein Herz die treu ergeben
Bluten soll für's ganze Leben —
Rühren könnt' es dich fürwahr!
Daß dich Gott bewahr!

Mög' das Glück mit vollen Händen
Eurem Bunde Segen spenden,
Doch der Tod mein Leiden enden
Eh' ihr tretet zum Altar!
Daß dich Gott bewahr!

C Melzer.

*) Schon mehrmals wurden in diesen Blättern von mir und Hrn. V. Rizzi Uebersetzungen von Poesien des im vorigen Jahre verstorbenen ausgezeichneten slovenischen Dichters Dr. Prešérn mitgetheilt. Gerne gestehe ich, daß meine Uebertragungen weit hinter der unerreichbar rührenden Schönheit des Originals zurückbleiben, sie geschahen auch nur in der Absicht, um die Deutschen aufmerksam zu machen, welch edle Blüthen die Dichtkunst der Slovenen treibe, die wirklich schon seit Vodnik ehrenvoll um die Palme der Anerkennung ringt.
C. M.

Bekanntmachung

an die verehrlichen Mitglieder des historischen Vereines für Kärnten.

Mit Bezug auf das heutige politische Blatt der „Klagenfurter Zeitung" wird nachstehendes Programm für die Generalversammlung des historischen Vereines für Kärnten zur Kenntniß der verehrten Mitglieder gebracht:

1. Rechenschaftsbericht über das Wirken des historischen Vereines in den Verwaltungsjahren 1848 und 1849.
2. Wahl eines Ausschußmitgliedes an die Stelle des am 18. Sept. l. J. mit Tode abgegangenen hochw. P. Franz Fritz.
3. Allfällige Vorschläge und Berichte der P. T. Herren Vereins-Gau-Correspondenten oder Mitglieder.
4. Antiquarische Notiz über die Römerdenkmale von Hohenstein im Glanthale; vom Vereins-Secretär v. Gallenstein.
5. Prüfung der verschiedenen Ansichten über den Ursprung des Namens „Kärnten." Vom Vereins-Director Freiherrn v. Ankershofen.

Die Vereinsdirection findet sich durch die von einem verehrten Vereinsmitgliede in jüngster Zeit mit wahrer, hochherziger, uneigennütziger Liebe dem Vaterlande dargebrachte Weihegabe abermals in die erfreuliche Lage versetzt, dem großmüthigen Geber den herzlichsten, tiefgefühlten Dank, welchem gewiß alle Vereinsmitglieder mit aufrichtigstem Vergnügen beistimmen werden, öffentlich darzulegen.

Der allgemein hochgeachtete Nestor unserer vaterländischen Geschichtforscher, Herr Doctor Johann Gottfried Kumpf, dem Kärnten schon so viele schätzbare Beiträge zur Landesgeschichte dankt, hat seine ausgezeichnete antiquarische Sammlung dem historischen Vereine Kärntens als Geschenk überwiesen. Der Raum dieses Blattes gestattet für heute keine ausführliche Aufzählung der geschichtlichen

und Kunstschätze, welche diese vielfach bekannte Sammlung enthält, in der sich — unter einer Anzahl von mehr als dreißig, seit vielen Jahren und mit bedeutenden Opfern acquirirten römischen Inschriftsteinen — die seltenen merkwürdigen Mythrassteine aus dem Zollfelde, dann vortreffliche antike Bronzen befinden, denen der edelmüthige Herr Geschenkgeber noch mehrere vorzügliche Gypsbüsten (aus der rühmlich bekannt gewesenen Sammlung weiland des Cardinalfürstbischofes von Gurk Altgrafen Salm-Reifscheid) beigegeben hat.

Es wird der Direction zu besonderer Freude gereichen, diesen reichen, höchst werthvollen Zuwachs des Vereins-Museums, zu dessen Aufstellung bereits die Anstalten getroffen werden, den zur Generalversammlung anwesenden geehrten Mitgliedern vorzuweisen.

Möge diese schöne Handlung, die das gesammte Vaterland zum wärmsten Danke auffordert, erfreuliche Nachahmung finden!

Klagenfurt am 13. Oktober 1849.

Die Direction des historischen Vereins für Kärnten.

Der Gemsjäger.

(Fortsetzung.)

4.

Den nächsten Morgen bei Tagesanbruch sah man im Gasthof zum goldenen Löwen Reisevorbereitungen treffen. Es war dieß der günstige Augenblick, um die lange und beschwerliche Ersteigung des Berges Cenis anzutreten. Die aufgehende Sonne röthete und vergoldete die Schneegipfel und Gletscher der Alpenkette. Eine scharfe Luft theilte die Nebel, welche sich während der Nacht über dem Dorfe gesammelt; die Hörner der Hirten riefen die Herden auf die Weide; dann und wann schallte von fern her, wiederholt in zehnfachem Echo, ein Flintenschuß, welcher anzeigte, daß die Gemsenjäger bereits bei ihrem Werke seyen; die Postillone und Schaffner meldeten fröhlich den auf dem Hofe versammelten Reisenden, daß die Reise über den Berg eine glückliche seyn werde, da der Gipfel desselben seine Mütze nicht aufhabe, das heißt, da die Umhüllung desselben mit weißen Dünsten, welche Sturm und Gewitter anzeige, heute nicht sichtbar sey.

Der Doctor David betrachtete in diesem Augenblicke vom Fenster aus, wo er im Reiseanzuge, eine Pelzmütze von Astrachan frostig in Gesicht und Nacken herabgezogen, stand, das lebendig bewegte Schauspiel unten. Drei oder vier Postwagen waren im Begriff abzugehen, und das Knallen der Peitschen, das Wiehern der Pferde, das Rufen und Durcheinanderschreien der Reisenden, der Postillone und der Führer, bildeten einen Tumult, der wohl geeignet war, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Der Doctor hatte bereits mehrfache Zeichen von Ungeduld gegeben, indem er entweder mit dem Fuße auf die Diele klappte, oder sich bald vom Fenster entfernte, bald sich wieder näherte. Mehrmals bereits hatten die armen Leute, welche mit Lumpen bedeckt im Hofe des Gasthauses umherstanden, indem sie ihn auf seinem Observatorium erblickten und meinten, er wolle einen Führer, die Mützen lüftend, gefragt:

„Bedürfen Sie unserer Dienste, Herr Reisender?“

Aber der Doctor hatte nur durch einige ungestüme Ausrufungen abweisend geantwortet, und die übrigen Bergbewohner hatten zornig zu jenen gesagt:

„Macht Euch fort, Ihr Andern, seht ihr denn nicht, daß es der Reisende von Herrn Gaetan ist?

Alle hatten sich, als sie diesen hochgeachteten Namen hörten, entfernt, wie als ob sie sich nicht würdig fühlten, die Stelle dessen einzunehmen, welcher erwartet wurde.

Dessenungeachtet erschien Herr Gaetan, wie man Carlotto zu nennen pflegte, noch immer nicht. Längst schon waren die Kinder, welche nach Frankreich abgingen, begleitet von ihren schweigenden Vätern und ihren weinenden Müttern vorübergezogen; die Postwagen waren einer nach dem andern abgefahren, das kleine Maulthier schüttelte seine Bürde, indem es an seinem eisernen Ringe nagte, und so weit ihm der Riemen, womit es festgebunden war, gestattete, im Hofe herumsprang, und mit weiten Nüstern die kräuterduftige Luft einschnoberte, welche der Wind von den Bergen herabwehte; Alles war bereit zur Reise; die Wirthsrechnung war bezahlt; der gute Doctor hatte sein gewohntes Gläschen Rum zu sich genommen und den langen Alpenstock ergriffen, aber der Führer wollte sich immer noch nicht zeigen.

„Wo zum Teufel, mag er nur bleiben,“ sagte der Botaniker ärgerlich, indem er mit großen Schritten im Zimmer hin und her ging und sich die Pelzohrklappen an der Mütze unter dem Kinn zusammenband: „niemals bis jetzt ließ er auf sich warten. Gewiß ist's dieser Bruder, der ihn zurückhält, dieses bedauerliche Anhängsel von einem Bruder, den er in seiner Versunkenheit allerdings nicht kennen mag, über den ich ihm aber schon ein Licht aufstecken will, obwohl es vielleicht nicht ganz Recht seyn dürfte, einem wackern Manne die schöne Täuschung seines Lebens zu rauben . . .“

„Guten Tag, Herr Doctor,“ sagte in diesem Augenblicke Jemand, welcher hereintrat.

Der Doctor wendete sich um und erblickte Guillaume Carlotto. Er trug den Mantel, welchen Gaetan auf seinen Bergfahrten umzunehmen pflegte.

„Ach, bist Du's?“ sagte der Doctor verächtlich: „wo ist Dein Bruder?“

„Herr Doctor, ich habe meinen Bruder gebeten, vor Tage nach Termignon zu gehen, um ein kleines Päckchen zu holen, welches ich gestern in einem Wirthshause zurückgelassen hatte, weil ich meine Zeche nicht bezahlen konnte. Dieses Packet enthielt meine Papiere, meine Sachen . . .“

„Sag' lieber,“ schrie der Doctor im Zorn ausbrechend: „daß Du diesen Vorwand brauchtest, um meinen Führer zu verhindern, mit mir zu gehen, damit ich ihn nicht erzähle, wie ich Dich kenne, damit ich ihm nicht sage, was für eine Frucht Du gewesen, was Du begangen hast . . .“

„Um Gottes Willen, sprechen Sie leiser,“ flüsterte Guillaume ängstlich, indem er auf die Kniee fiel.

„Ha, glaubtest Du durch diese unverschämte Lüge Dein schändliches Geheimniß vor der Entdeckung bewahren zu können,“ sagte der Doctor wegwerfend: „glaubtest Du das Bursche! ich sage Dir dann, daß Du Dich betrogen hast. Es wird gut seyn, wenn die Leute sich vor Dir in Acht zu nehmen wissen, wenn sie wissen, daß Du, nachdem Du Dich eine Zeit als Bedienter und dann als Magabund herumgetrieben, zuletzt wegen Diebstahls zehn Jahre eingesperrt warst. Es ist nothwendig, daß Dein einfacher und ehrlicher Bruder erfahre, wie die Hand, die er Dir gestern drückte, mit Verbrechen befudelt ist. Ich habe die Pflicht zu verhindern, daß Du hier dasselbe begehst, denn ich weiß, daß die Diebe von den Savoyarden weggejagt werden.“

Guillaume blieb einige Augenblicke wie zerschmettert von der Last dieser Vorwürfe und Drohungen, dann aber immer noch auf den Knieen, erhob er seine magere und knochige Gestalt und sprach, die Hände ringend und mit dumpfer, thränenerstickter Stimme:

„O, Herr Doctor, seyen Sie nicht zu strenge gegen mich, Sie kennen nur einen Theil meiner Geschichte. Kennten Sie den andern, wahrlich, Sie würden meine Fehler nicht bloß mir zurechnen. Gut von Geburt und Natur, wie mein Bruder, würde ich, wenn ich in den Bergen geblieben wäre, vielleicht noch heute seyn, wie er; aber eine falsche Erziehung weckte in mir böse Triebe, man that — nichts für mich, als daß man mich Bedürfnisse kennen lehrte, die ich später nicht zu befriedigen im Stande war. Der Streit in mir, Herr Doctor, der Kampf zwischen dem Elend und dem Verbrechen, der Lockung der Begierde und der Warnung der ursprünglichen Rechtschaffenheit dauerte lange. Endlich aber wurde ich besiegt. Jetzt aber habe ich jener selbstsüchtigen Civilisation, die mich verdarb, Lebewohl gesagt, ich wollte einen Schleier über die Vergangenheit werfen, und ein neues Leben beginnen. Ich kehrte nach meinem heimathlichen Dorfe zurück, um mein Leben durch Arbeit zu reinigen und mich zu entsühnen durch die Reue. Herr Doctor, damit Niemand mich von diesen guten Entschlüssen abhalte, damit ich nicht zurückgestoßen werde in die Arme der Sünde, bewahren Sie mein Geheimniß. Erbarmen Sie sich meines Bruders, erbarmen Sie sich meiner, und Sie werden eine gute Handlung thun.“

Der Doctor war ein Mann von strengen Grundsätzen, welche niemals vor dem zurücktreten, was sie als ihre Schuldigkeit erkannt zu haben meinen. Er war gerührt: doch wollte er seine Rührung nicht merken lassen. Er antwortete deßhalb in strengem Tone:

„Und wer sagt mir, daß Deine Reue aufrichtig ist, weiß ich denn nicht, daß man nach unserm vortrefflichen und menschenfreundlichen Systeme unsere Gefängnisse schlechter verläßt, als man sie betreten hat? Welche Bürgschaft habe ich, daß Du wirklich bereuest?“

„O, glauben Sie diesen Thränen, welche ich gestern beim Wiedersehen meines Bruders vergoß,“ rief Guillaume: „glauben Sie der Rührung, die mich überkam, als ich mich wieder in der Mitte dieser rechtschaffenen und fleißigen Menschen befand, deren Andenken in meinem Herzen niemals verwischt worden ist. Ich beschwöre Sie darum, lassen Sie mich meinen Vorsatz ausführen, lassen Sie mich in dieser niedern und dunkeln Stellung, die ich mir gewählt, in welcher ich meine Vergangenheit allmählig vergessen und das wieder werden kann, was ich immer hätte seyn sollen.“

„Es ist schwer, sein Leben zu ändern,“ sagte der Doctor im Tone des Zweifels: „und außerdem, vorausgesetzt auch, ich bewahrte Dein Geheimniß, so werden doch die Papiere, welche Du den Behörden dieses Landes aufzuweisen hast . . .“

„Dem habe ich vorgebeugt,“ sagte Guillaume mit gedämpfter Stimme.

„Was willst Du damit sagen?“

„Ein Verbrechen erzeugt ein anderes: meine ganze Zukunft hängt von der Liebe meines Bruders und der Achtung meiner Landsleute ab. Ich würde beides verlieren, wenn ich den Paß vorzeigte, den man mir ausgestellt, und in welchen man meine Schande geschrieben hat. So wies ich, nachdem ich die Grenze überschritten, überall falsche Papiere vor, die mir ein anderer Unglücksgefährte besorgt hatte.“

„Wie, und Du glaubst, daß ich auch solch' ein Geheimniß unaufgedeckt lassen werde?“

Guillaume erhob sich in seiner ganzen Länge vor seinem unerbittlichen Richter.

„Warum nicht,“ sagte er mit dumpfer Stimme. Der würdige Doctor ließ vor Schrecken seine

schildkrötene Tabaksdose zu Boden fallen, so furchtbar klang das Etwas, welches in Guillaume's Stimme lag. Er schien einzulenken, daß Bitten umsonst sey und ging nun zur Drohung über.

„Höre mich," sagte der Doctor mit erheuchelter Ruhe: „ich will Dich nicht bis zur Verzweiflung treiben, Du weißt, ich gehe in diesem Augenblicke nach Turin. In vierzehn Tagen werde ich zurück seyn. So viel Zeit beharrt gerade, um Antwort auf einen Brief zu erhalten, den ich Deinethalben nach Paris schreiben werde. Sind die Erkundigungen, die ich dort über Dich einziehen werde, zu Deinen Gunsten, so versprech' ich Dir, zu schweigen, wo nicht . . ."

Ein kalter Schweiß überlief Guillaume's Stirn bei dieser Aussicht; trotzdem begriff er bald den Vortheil, den er durch seine Drohung über den alten Herrn sich verschafft.

„Sie müssen mir auf alle Fälle Stillschweigen versprechen," sagte er mit verhaltener Stimme.

„Schurke," schrie der Doctor.

„Wer wagt es, meinen Bruder zu beleidigen," sagte in diesem Augenblicke eine tiefe, klangvolle Stimme hinter ihnen.

Die beiden kehrten sich um, und erblickten Gaetan, der sich mit staubigen Füssen und erhitztem Gesichte, als ob er einen langen Weg eilend zurückgelegt, seinem Bruder näherte und ihm ein kleines Packet übergab.

„Guillaume," sagte er halb erstaunt, halb zornig: „ist das die Sitte in den Städten, wo Du gewesen, daß man sich von reicheren oder mächtigen Leuten derartige Beleidigungen in's Gesicht werfen läßt, ohne darauf zu antworten?"

Guillaume entgegnete nichts.

„Wenn Sie wüßten," sagte der Doctor.

„Ruhe," unterbrach ihn Gaetan. „Mag seyn, daß mein Bruder durch Armuth und Noth so weit herunter kam, daß er den Bedientenrock anzog. Er that es, um nicht zu verhungern; aber gibt dieß Ihnen ein Recht, ihm seine Erniedrigung vorzuwerfen?"

Der Doctor erhob den Kopf, wie als ob er sagen wolle, daß die Livree in seinen Augen nichts Entehrendes sey, und möglicher Weise wäre ihm wohl schon Guillaume's Geheimniß entschlüpft, wenn ihn dieser nicht durch eine lebhafte und entschieden drohende Miene davon abgehalten hätte.

„Das ist seine Sache," sagte er, indem er sich zur Abreise anschickte.

Gaetan erinnerte sich an das Packet und sagte zu Guillaume: „Ich bin in der größten Eile von Termignon gekommen, um diesem Reisenden mein Versprechen zu halten. Da sind Deine Sachen, auf den Abend sehen wir uns wieder." Dann sagte er zu dem Gelehrten gewendet: „ich bin bereit."

Der Doctor ergriff seinen Reisestock und folgte ihm.

„Ich werde Euch begleiten," sagte Guillaume. „Gaetan, ich möchte so gern die Orte wieder sehen, die wir in unserer Kindheit durchstreiften."

„Das Leben ist lang, und Du wirst das Gebirge noch oft und mehr, als Dir lieb ist, besteigen müssen. Geh' mein Bruder, geh' und ruhe Dich aus."

„Gaetan, ich wünschte, daß ich nach einer so langen Trennung von Dir nicht eine Minute Deiner Gesellschaft zu entbehren brauchte."

„Heuchler," murmelte der Doctor.

Gaetan aber drückte seinem Bruder gerührt die Hand, und sagte zu ihm: „Auf den Abend, lieber Bruder, auf den Abend!"

Als sie die Treppe, welche nach dem Hofe hinabführte, hinunterstiegen, ersah Guillaume sich den Augenblick, wo ihn der Führer nicht beobachten konnte, näherte sich dem Ohre des Doctors und flüsterte ihm zu: „Erinnern Sie sich, daß ein Mensch ohne Mittel und ohne Hoffnung Alles zu thun fähig ist, um sich zu rächen."

Der Reisende zuckte zusammen, und näherte sich ängstlich dem Führer. Sie betraten nun die Straße, die den Berg hinaufführte. Voran ging das kleine Maulthier, welches den Weg allein zu finden gewohnt war, und dessen Halsglöcklein lustig läutete. Guillaume begleitete sie bis an die Hütte seines Bruders. Hier verabschiedete sich dieser von ihm nochmals, während der Doctor, um dem letzten Blicke Guillaumes auszuweichen, anscheinend sehr eifrig ein Stück Granit untersuchte, welches am Wege lag. Dann setzten die beiden Reisenden ihren Weg in's Gebirge weiter fort.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

— Aus Reutlingen im Königreiche Würtemberg wird vom Anfange Oktober berichtet: In den letzten Tagen wurden hier interessante Versuche angestellt mit einem von dem hiesigen Mechaniker und Uhrmacher Hipp erfundenen Instrumente, einem sogenannten Chronoskope, zu deutsch: Kleinzeitenuhr, welche den tausendsten Theil einer Sekunde mit Sicherheit anzeigt. Diese Kleinzeitenuhr ist so eingerichtet, daß das Räderwerk durch ein Gewicht in Bewegung gesetzt und durch eine Stahlfeder geregelt wird, welche genau 1000 Schwingungen in einer Sekunde macht. Das Zeigerwerk steht mit einem Electromagneten in der Weise in Verbindung, daß es stille steht, so lange der Strom der von dem galvanischen Apparat kommenden Elektricität durch den Elektromagneten geht. Sobald aber dieser Strom unterbrochen wird, bewegen sich die Zeiger, und sobald er wieder hergestellt wird, stehen sie wieder still, und es kann dann in aller Ruhe abgelesen werden, wie viel Tausendstel-Sekunden die Unterbrechung gedauert hat. Durch dieses sinnreiche Instrument ist es möglich, die Fallgesetze am freien Falle nachzuweisen. Außer den Fallversuchen, welche zwar die Genauigkeit der Kleinzeitenuhr erprobten, aber doch mehr nur wissenschaftliches Interesse gewähren, wurden auch praktischere Versuche mit Schießgewehren gemacht, um die Erlangsamung der Kugel durch den Widerstand der Luft, die Kugelgeschwindigkeit bei verschiedenen Ladungen, bei verschiedenen Büchsenlängen, Kugelgrößen, Kugelformen u. s. w. zu finden, und es werden diese Versuche noch weiter fortgesetzt werden. Die seitherigen haben bereits nicht uninteressante Ergebnisse geliefert, obgleich denselben wegen mangelnder Vorrichtungen bis jetzt diejenige Genauigkeit und Ausdehnung nicht gegeben werden konnte, welche bei so feinen und schwierigen Versuchen für sichere Ergebnisse durchaus nothwendig sind.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 83. Klagenfurt, Dinstag den 16. Oktober 1849.

Der Gemsjäger.

(Fortsetzung)

5.

Guillaume, anstatt sich in die Hütte zurückzuheben, verfolgte die beiden vom nächsten Hügel mit ängstlichen Blicken, so weit er vermochte. Er sah, wie Gaetan in Gedanken versunken einige Schritte vor dem Doctor herging, während dieser nichts im Sinne zu haben schien, als die Untersuchung der Kräuter am Rande der großen Straße. Trotzdem jedoch bemerkte Guillaume an dem Blitzen seiner Brillengläser, in denen die Sonnenstrahlen sich fingen, daß der Gelehrte sich zu mehreren Malen nach der Richtung umwandte, wo er sich hingekellt. Er schloß daraus, so wie aus dem Umstande, daß Gaetan ihm mit der Hand Zeichen des Grußes machte, daß man ihn beobachte. Guillaume begriff, daß er trotz seiner Entfernung von den beiden Personen eine Art magnetischen Einflusses auf die Ideen sowohl des Einen, als des Andern ausübe; sein Anblick war für den Einen eine Drohung und den Andern bewahrte er vor einer schrecklichen Erklärung, welche jener noch zurückhielt. Er kletterte mühsam auf den Felsen hinauf, welcher in Abend vorher Janviers Beobachtungsposten gewesen, und konnte von da einen großen Theil der bergan sich schlängelnden Straße überschauen. Die beiden Reisenden verloren sich bald einen Augenblick, bald kamen sie hinter einer Felskante wieder zum Vorschein. Immer aber blieben sie in derselben Entfernung von einander, indem sie nicht geneigt schienen, sich zu unterreden. Endlich verschwanden sie hinter einem Tannenholz, und Guillaume ließ sich an einigen wilden Ranken, welche aus dem Felsen hervorwuchsen, von einem hohen Standpunkte wieder hinabgleiten.

„Er hat Furcht," sagte er, indem er sich den Schweiß von der Stirn trocknete, den ihm das Ersteigen des Felsens ausgepreßt. „Er hat Furcht vor mir, und ich habe vierzehn Tage Zeit, meine Maßregeln zu treffen."

Den Abend, als Gaetan ermüdet in die Hütte zurückkehrte, fand er seinen Bruder am Tische sitzen, auf dem Brod und ein Stück Gemsenfleisch, nebst einer Flasche Wasser standen; denn man trank nur bei festlichen Gelegenheiten, wie die des vergangenen Abends, Wein. Gaetan gab seinem Bruder die Hand, setzte sich auf einen Schemel und begann schweigend zu essen. Guillaume aß nicht, sondern beobachtete das kalte und theilnahmlose Wesen seines Bruders.

„Ach, sag' mal, dieser Fremde . . ."

„Er ist im Hospiz des Mont Cenis," war die ruhige Antwort, die ihm wurde.

„Hat er Dir nichts gesagt?"

„Nichts!"

Und wieder schwiegen die Brüder. Endlich bemerkte Gaetan, daß sein Bruder noch nichts berührt habe, von dem, was vor ihm stand.

„Du ißt ja nicht," sagte er: „Ist Dir dieses Brod vielleicht zu hart und zu schwarz, dieß Wasser etwa zu kalt, dieses Wildpret etwa ein zu ärmliches Essen? Ja freilich, wie könntest Du auch eine derartige Nahrung vertragen, Du, der Du an verschwenderische Gastmähler und starke Weine gewöhnt warst. Und wenn man bedenkt, daß, wie mir jener Franzose sagte, die Verbrecher in Frankreich besser genährt und besser gekleidet sind und ebenso besser wohnen als wir."

Guillaume schrack zusammen, und sein Blick schien die Gedanken auf dem innersten Grunde der Seele des Jägers zu suchen. Keine Empfindung drückte sich in Gaetans Zügen aus, und gleichgiltig fuhr er fort, nachdem er einen Schluck aus dem hölzernen Wasserbecher gethan:

„Auch Du sagtest ja gestern: glücklich Derjenige, der nichts als Hunger, Elend und Kälte zu ertragen hat."

„Er weiß Alles," dachte Guillaume. „Warum hat er mich noch nicht getödtet oder aus dieser Hütte gestoßen, wo das Todtenbett meiner Mutter stand."

Guillaume Carlotto war, wie wir gesehen haben, nicht von Grund aus schlecht. Zu Paris war er durch ein Leben, welches sich in Müßiggang und Verschwendung bewegte, verdorben worden, und sein

Leichtsinn hatte ihn endlich, als die Noth ihn antrat und seine angewöhnten Bedürfnisse vergeblich Befriedigung forderten, selbst vor dem Verbrechen nicht zurückbeben lassen; aber zu Lans le Bourg, in den Schluchten des Cenis, umgeben von den Erinnerungen seiner Kindheit, inmitten dieser armen, uncivilisirten und halbnackten Bergbewohner, an der Seite dieses einfachen und doch so großherzigen Bruders, in dieser völlig neuen Welt, wo man so wenig hatte, und doch mit diesem Wenigen ausreichte, mußte eine Revolution in seinen Ideen und in seiner Art zu handeln vor sich gehen. Er hätte niemals an sich verzweifeln dürfen, seit dem Augenblicke, wo seine ursprüngliche rechtschaffene und tüchtige Natur den Kampf begonnen mit der Trägheit und den Leidenschaften, welche eine falsche Erziehung ihm zur zweiten Natur gemacht. Er hätte, sagen wir, nicht verzweifeln dürfen, wenn ihn nicht irgend eine ungehörige und unüberlegte Veröffentlichung seines Geheimnisses, wie sie ihm jetzt drohte, gewaltsam in das schuldbeladene Leben zurückschleuderte, aus dem er sich retten wollte. Es war ohne Zweifel der Gedanke an die Möglichkeit einer solchen Umkehr, welcher ihn Gaetan gegenüber schweigen ließ über die Eröffnungen, welche diesem der Doctor gemacht, wenn er ihm überhaupt welche gemacht, — denn in seinen kurzen Unterhaltungen mit seinem Bruder hatte dieser sich niemals so geradezu und so klar ausgesprochen, daß Guillaume seine Befürchtungen entschieden bestätigt gesehen hätte. Manchmal waren die Züge Gaetan's, wenn man von dem Fremden sprach, einfach und ohne Rückhalt, manchmal dagegen schien er ein Geheimniß dahinter zu verbergen. Niemals jedoch klangen seine Worte ärgerlich oder verdrießlich, und niemals kam etwas vor, was wie eine Anspielung auf jene traurige Vergangenheit ausgesehen hätte. Guillaume vergalt ihm dieses Zartgefühl; Jeder schien sein Geheimniß für sich zu haben; Keiner geneigt, es dem Andern mitzutheilen, und, wie nach einem schweigenden Uebereinkommen, fragte Keiner nach ihren gegenseitigen Hoffnungen oder Befürchtungen. Trotzdem lag es auf der Hand, daß beide mit lebhaftem Interesse dem Tage entgegen sahen, auf welchen die Rückkehr des Doctors festgesetzt war. Guillaume wurde von Tage zu Tage düsterer, zerstreuter, in sich gekehrter, Gaetan ebenfalls immer geheimnißvoller, immer aufgeregter, immer schärfer beobachtend.

In dieser Weise verbrachten die beiden Carlotto die ersten Tage nach ihrer Wiedervereinigung. Guillaume war noch nicht vollständig entschieden über die Art, wie er sich am passendsten beschäftigen könne. Sein Bruder hatte ihm gerathen, noch einige Zeit zu warten, bis er sich durch die frische Alpenluft ein wenig gestärkt und für die Mühseligkeiten des dortigen Lebens die Glieder gestärkt habe. Trotzdem begleitete er Gaetan auf seinen Jagdzügen, und da der Hauptpunkt seiner Unterweisung in der Uebung mit dem Schießgewehre bestanden hatte, so trug er gewöhnlich die Büchse auf der Schulter und suchte die Gemsen zu beschleichen, wenn sie von den Felsen nach den Quellen herabstiegen. Sein Bruder beschäftigte sich während dessen damit, daß er seine vor den Höhlen der Murmeltiere ausgestellten Fallen untersuchte.

„Was nützt Dir diese Waffe?“ sagte er zu Guillaume lächelnd, als er ihn zurückkehren sah, ohne auch nur einen Schuß auf die leichtfüßige Schaar der wilden Ziegen gethan zu haben.

„Meine Kräfte zu üben,“ antwortete Guillaume mit erheuchelter Ruhe.

Die vierzehn Tage, welche der Reisende für sein Ausbleiben bestimmt hatte, waren vorüber, aber kein Doctor kehrte zurück. Man war im Anfang November, und der Winter erscheint zeitig in den Bergen des Cenis. Es schneite bereits, Hagelstürme erschienen, und Lawinen donnerten von den Bergen. Die Passage wurde von Tage zu Tage schwieriger.

„Er hat die Strasse über den Simplon genommen,“ sagte der Führer nachdenklich: „und er hatte mir doch versprochen, auf dieser Seite zurückzukehren.“

„Er wird niemals zurückkehren,“ murmelte Guillaume, dessen Antlitz kaum seine Freude noch verbarg.

Von diesem Augenblicke an schien es, als ob die unsichtbare Schranke, welche zwischen den beiden Brüdern sich befand, von Tage zu Tage mehr schwände. Sie begannen damit, daß sie sich weniger beobachteten, und häufiger mit einander sprachen. Manchmal drückten sie sich die Hände und lächelten, ohne einen erkennbaren Beweggrund. Guillaume, welcher zuerst die Bewohner des Dorfes zu fliehen geschienen, näherte sich ihnen und gewann ihre Zuneigung durch seine Freundlichkeit und Milde. Von Tage zu Tage schien das Zutrauen der beiden Brüder zu wachsen. Ihr Schlaf in der kleinen Hütte wurde ruhiger, ihre Stirnen heiterten sich mehr und mehr auf.

(Fortsetzung folgt.)

Noch einige Worte über das Jagdrecht.

Wiederholt haben sich in diesen und andern Blättern und zuletzt in der „Grazer Zeitung“ vom 2. Oktober d. J. gewichtige Stimmen gegen die Uebertragung des Jagdrechtes an die Gemeinden erhoben.

Besonnene, ehrenwerthe Landleute sehen schon derzeit und werden bei sich leerendem Jagdrausche und bei den mehr und mehr zum Vorschein kommenden Nachwehen der steigenden Jagdlust künftig noch in größerer

Anzahl die Zuweisung des Jagdrechtes an die Gemeinden als einen Zankapfel ansehen, den ein Mißgeschick unter sie geworfen hat. Dem ist es auch wirklich so, wenn man die bedauerlichen Vorfallenheiten betrachtet, die sich hie und da schon ergeben haben.

In manchen Gemeinden gibt es sogenannte Wilddiebe von Profession und Herumlungerer, denen es aus Gründen, die in die Augen springen, sehr daran gelegen ist, daß die Jagdbarkeit nicht verpachtet werde. Gibt es nicht viele Leute, denen es daran liegt, der nachforschenden Obrigkeit rücksichtlich ihres Erwerbes, Besitzes und unverdächtigen Aufenthaltes, des Besitzes und Bedarfes von Waffen eine sie außer Verdacht stellende wächserne Nase zu drehen? Derlei Leute werden natürlich, insoweit sie etwas darein zu reden haben, sich unter mancherlei Vorwänden gegen eine Verpachtung der Jagd überhaupt oder doch gegen einen honetten Pächter stemmen; und insoweit ihnen selbst kein Wort in der Sache zusteht, einen oder andern leicht überredbaren Grundbesitzer, der wieder andere nach sich zieht, dagegen stimmen. Tritt nun ein oder anderer jagdlustiger Grundbesitzer und noch ein Wühler dazu, der alles gut zu tadeln versteht, was nicht von ihm ausgeht; dann ist ein Geschrei und Toben gegen eine Jagdverpachtung bald erzielt, und was will dann der den Stand der Dinge ruhig auffassende, die traurigen Folgen einer allgemeinen Bewaffnung und die daraus hervorgehenden Verwundungen und Tödtungen richtig erkennende gutmüthige Nachbar thun, wenn er eine erträgliche Nachbarschaft haben will?

Er hat nur die Wahl, mit seinen jagd-, aber nicht arbeitslustigen Nachbarn in Hader und Zwietracht zu leben, wenn er sich für die Verpachtung der Jagd erklärt, oder wenn er den Wünschen der Andern nachgebend, sich für die Beibehaltung der Jagd in eigener Regie und für die Bestellung des hetzenden Herumlungerers zum Revierförster ausspricht, in Zank und Hader mit seinen Söhnen und Knechten zu gerathen, wenn er diese auf der Wiese und auf dem Acker statt mit der Sense und Haue mit der Flinte, oder im Walde statt mit der Hacke mit der Büchse nicht sehen, oder tagelang sie seinem Hause und der Arbeit nicht entfremdet haben will. Die Jagdlust geht nur zu leicht in eine furchtbare Leidenschaft über, besonders dann, wenn bei unbemittelten Jagdliebhabern sich mit der Jagdlust noch ein pecuniärer Vortheil daraus verbinder, oder wo schon früher einiger Hang zum Müssiggange war. Wir wissen Fälle, wo diebische Jagdlust nicht durch wiederholte Abstrafungen, sondern nur dadurch unschädlich gemacht werden konnte, daß der bestohlene Jagdinhaber den gewesenen Holzknecht und wilden Jäger zum Revierjäger beförderte, wo er dann der beste Forsthüter gegen seine einstigen Spießgesellen wurde.

In den österreichisch-salzburgischen Jagdrevieren weiß man sehr tragische Fälle von Verwandlung der Wildschützen in furchtbare Räuber und gräßliche Mörder. Wie leicht auch sonst ehrbare vermüthige Leute durch die Jagdlust zu Thorheiten verleitet werden, davon liefert uns Ludewig in seinen gelehrten Anzeigen in der Erzählung einen Beweis, daß ein Mönchskloster die Jagdgerechtigkeit unter dem Vorwande angesucht habe, von den Thieren die Häute zu bekommen, um die heil. Schrift darauf zu schreiben.

So wie Dinge eines unerschöpflichen Gebrauches z. B. die Luft, das Meer vernünftiger Weise kein Gegenstand eines ausschließenden Besitzes seyn können, so ist es andererseits ebenso vernünftig, daß Dinge vom Werthe, die durch eine allgemein freie Benützung verbraucht, aus der Reihe der Naturwesen ganz verschwinden würden, nicht der allgemeinen Zueignung Preis gegeben, sondern als Gegenstände einer speciellen Besitznahme erklärt werden.

Theils aus diesem Grunde, um nämlich die Ausrottung des werthvollen Wildes zu hindern, um dem Müssiggange, der Zwietracht zu steuern, um zu verhindern, daß Ackerbau und Gewerbe nicht vernachlässiget werden, um Raufereien und Schlägereien zu begegnen, und da Jenen, welche an Werktagen selbst in Folge ihrer natürlichen Beschäftigung genügende körperliche Bewegung haben, eine weitere Commotion gerade kein Bedürfniß der Gesundheit ist, aus diesen Gründen waren schon in älteren Zeiten Bürger und Bauern von dem Besitze und der Pachtung einer Jagd in der Regel ausgeschlossen. Ludwig von Würtemberg sagte dießfalls in einer Constitution von 1588: „Sobald sie sich dem Wildprettschießen ergeben, so werden sie werklos, Faulenzer, Werthner, Schwelger, Verderber von Weib und Kinder.“ Wahrscheinlich aus diesen Gründen haben schon die fränkischen Könige und namentlich Ludwig der Fromme, das Jagdrecht als ein Regale erklärt, wozu auch die Fischerei gerechnet wurde; und im Privilegio Kaiser Friedrichs von 1156 wurden die Herzoge von Oesterreich unter andern und neben dem Gerichtsbanne auch mit dem Jagd- und Fischereirechte belehnt. Auch im Privilegio Kaiser Carl V., Augsburg 5. September 1530 heißt es, daß alle weltlichen Gerichte, Schätz, Bergwerk, Münz, Wildpann und Fischwaid von den Erzherzogen zu Oesterreich zu Lehen seyn sollen. Auch der Schwabenspiegel enthält im 352. Kapitel eine Jagdordnung.

Die niedere Jagd wurde nach und nach den Landständen theils entgeltlich, theils unentgeltlich überlassen. Im Verlaufe der Zeit geschah dieß auch mit der hohen Jagd nach Aufhebung der Forst- und Jägermeisterei-ämter. So wurde z. B. vom Erzherzoge Carl im November 1577 auf Anlangen der steierischen Stände bewilligt, daß jeder Landsand „Lusthalber und in eigener Person auf seinen Gründen, sie seyen wo sie wollen gelegen, die Rehe fällen und fahen möge, doch so weit es ohne Vertreibung, Fällung und Abödung des rothen Wildes seyn kann; darunter wird sich nun ein Jeder der gebührlichen Bescheidenheit und Maß zu gebrauchen wissen, auf daß im widrigen Falle „Ihro Fürstliche Durchlaucht nicht Ursache schöpfen bei denselben diese Bewilligung wieder einzustellen.“ In der erneuerten Landgerichtsordnung für Kärnten von dem obgedachten Erzherzoge, ddo. Graz 1. Juni 1577 wird in den §§. 26 — 30 der Bauernstand von der Jagd und Waidmannschaft ausgeschlossen und rücksichtlich der Fischerei und der Reisjagd es in so lange beim alten Herkommen belassen, bis von der Landschaft einhellig ein anderer Antrag gemacht wird.

In der neu verfaßten Jägerordnung vom 10. Juni 1716 wurde mit Berufung auf ältere Gesetze verfügt, „daß der Wildpann auf rothes und schwarzes Wild keiner unadeligen Person, als Pfleger und dergleichen, forderst aber keinen Bauern in Bestand verlassen werde, in Ansehung, daß dieselben sich darnach von ihrer Arbeit begeben und allein auf das Jagen verlegen, die

Wildpann ihres suchenden Nutzens halber aböden und hiernach Wildpretschützen abgeben; wie ingleichen auch kein Landstand, so einen Wildpann hat, verstattet und zugelassen seyn solle, das hohe Wildpret durch seine Unterthanen schießen zu lassen, sondern daß solches allein durch eines jeden halterden ein oder zweien Jäger, die unserem Forstmeister angezeigt und namhaft gemacht werden müssen, bei einer Strafe von hundert Reichsthaler beschehe." Die letztergangene Jagdordnung Kaiser Joseph II. vom 28. Februar 1786 verfügte §. 8: „Der hohe Wildpann und das Reisgejagd können nach Belieben verkauft oder verpachtet werden. Jedoch ist der Bauern- und Bürgerstand, dem dadurch nur Gelegenheit gegeben würde, Wirthschaft und Gewerbe zu vernachlässigen, von dem Kaufe oder der Pachtung einer Jagdbarkeit ausgeschlossen." Wir sehen also, daß das Jagdreservat nur bedingnißweise aufgehoben wurde, und daß die Anschließung des Bürger- und Bauernstandes von dem Besitze der Jagd nicht in einer Bevorzugung des Adels, sondern in den höhern Staatsrücksichten des Wohlstandes des Bürgers und Bauers und darin gelegen war, daß der Wildstand nicht ausgerottet werde, was bei einer allgemeinen Jagdberechtigung besonders in Gegenden bald der Fall seyn müßte, wo Lokal- und sonstige Verhältnisse der Fortpflanzung des Wildes hemmend entgegen treten, wo also eine besondere Wildpflege durch Sulzenschlagen, Errichtung von Nothständen und dergleichen nothwendig ist; Kosten, die sich nur der schonende Eigenthümer zu machen entschließt, und in dessen Interesse nur es gelegen seyn kann, die Jagd weidmännisch durch Beachtung der Brunft und Brutzeit zu benützen. Daß aber die Ausrottung des Wildes ein in so mancher Rücksicht beklagenswerthes Ereigniß wäre, dieß wird selbst der Jagdfeind nicht verkennen, scheint also wohl nicht erst einer langen Beweisführung zu bedürfen.

Daß der hochherzige, menschenfreundliche Josef II., von dem einer der vorzüglicheren Geschichtschreiber mit Recht sagte: „Geschichte merk's! Nenne Josef nicht den Zweiten, nenne ihn den Ersten aller Zeiten;" daß dieser Kaiser, der selbst den Pflug führte, bei Erlassung seines Jagdpatentes nur das Beste des Ganzen auf der Grundlage strengen Rechtes gegen den Einzelnen zum Augenmerke hatte, zeigen klar die §§. 14 und 15 dieses Patentes: „daß auf Saaten, angebauten Grundstücken und in Weingärten vor der Weinlese unter keinem Vorwande gejagt, oder auch nur mit einem Vorstehhunde Wild gesucht werden dürfe; dann, daß für Wildschäden an Feldfrüchten, Weingärten oder Obstbäumen den Beschädigten der Ersatz sogleich in Natur oder im Gelde über kreisämtliche Bestimmung geleistet werden solle." Es mußte also der Schaden im kurzen Wege mit Beseitigung einer kostspieligen Prozeßführung ermittelt werden, damit der Unterthan keine Vorauslagen habe. Wir wissen wohl, daß öfters entgegnet wird, dieses schöne Gesetz sey in der Anwendung nicht so schön gewesen. Mag es seyn, daß dieß wirklich manchmal ohne Verschulden des beschädigten Unterthans der Fall war. Wir glauben indessen, daß daraus, weil in einer Apotheke manchmal die Medizin nicht ganz nach dem Rezepte gemacht wurde, nachgerade nicht folge, daß alle Apotheken abgestellt werden sollen, oder daß Jeder sein Haus in eine Apotheke verwandeln könne. Die Frage, ob und welcher Wildschadensersatz zu leisten sey, dürfte seiner Zeit, wo mit dem erloschenen Unterthansverhältnisse auch die kreisämtliche Aufgabe des Schutzes der Unterthanen gegen die Dominien wegfallen muß, wahrscheinlich dem Rechtswege anheim fallen, und somit Stoff zu Reibungen unter den Gemeindegliedern selbst und vorzüglich dort geben, wo die Jagd in eigener Regie von den Gemeinden behalten wird, und wo ein Jäger nicht zum Seyn, sondern zum Schein namhaft gemacht, die Jagd aber von den jagdlustigen Bewohnern der Gemeinde betrieben wird, die es dann mit der Beobachtung der Jagdgesetze auch gegen ihre Mitglieder nicht so genau nehmen werden. Hier wird manches Gemeindeglied, das, um Zucht und Ordnung unter seinem Gesinde zu erhalten, gerne für die Verpachtung der Jagd gestimmt hätte, es aber einiger Schreier wegen nicht that, auch noch in den Fall gerathen, entweder mit seinen Nachbarn in einen Entschädigungsstreit zu kommen, oder mit Verzichtleistung auf einen manchmal nicht ganz unbedeutenden Ersatz der Liebe zur Ruhe ein weiteres Opfer zu bringen.

Man glaubte den Grundsatz der Entlastung von Grund und Boden auch in Bezug auf die Jagd durchführen zu müssen; weil sonst dieser Grundsatz nur eine halbe Maßregel sey. Man übersah aber die besonderen Schwierigkeiten dabei, und man übersah es, daß, wenn man diesen Grundsatz in voller Consequenz ausführen wollte, auch alle andern, oft lästigeren Dienstbarkeiten abgeschafft werden müßten, wornach mancher Grundbesitzer seinen durch Jahrhunderte bestandenen nothwendigen Weg zu seinem Grundstücke und mancher, um das für Haus und Vieh nothwendige Wasser gekommen wäre.

Um aber die Rechtszerstörung doch nicht allgemein zu machen, und sie auf solche Personen nicht auszudehnen, deren Vernichtung mit Namen und Stammen nicht im Plane der Weisen von Stambul lag, die das Evangelium; „Ueber ein Kleines werdet ihr mich sehen, und über ein Kleines werdet ihr mich nicht mehr sehen" zum letzten Male, jenes aber: „Jesus treibt die Teufel aus," nicht mehr hörten: so mußten diese Schriftgelehrten nothwendig mit sich selbst auch hier in einen Widerspruch gerathen, in den sie sich wohl öfters verrannten, wo ihre Augen statt auf die Erde, in die Höhe der aura popularis und zu einem gewissen Sterne gerichtet waren; das heißt, sie mußten bei der Halbheit des Grundsatzes stehen bleiben, um nicht segleich als Volkszertreter zu erscheinen und die Gänze ihres schönen Zieles zu erreichen.

(Beschluß folgt.)

Notizen.

Ein Korrespondent der „Allg. Ztg." schreibt: Auf einem Ausfluge auf die Triester Höhenkand :ch die Beobachtung bestätigt, die ich in der Herfahrt gemacht, daß der Karst seit einigen Jahren bedeutend grüner geworden sey. Meine Freunde bekräftigten die Thatsache — Graf Stadion hatte das Weiden der Ziegen strenge verboten, und die Wirkung ist augenfällig. Man ist überzeugt, daß in dreißig Jahren der Karst sich bereits mit Wald bestocken könne, wie er auch urkundlich einst bewaldet war, und damit würde auch die Bora bedeutend abnehmen.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 84. Klagenfurt, Sonnabend den 20. Oktober 1849.

Der Gemsjäger.

(Fortsetzung.)

Der fünfzehnte Tag nach der Abreise des Doctors war gekommen. Ein feuchter und kalter Nebel hatte sich über den Cenis gelagert. Tiefer Schnee war während der Nacht gefallen, und ein scharfer, heftiger Wind, der durch die Schluchten fuhr, hieß die Lawinen von den Gipfeln sich lösen. Das weiße Gebirge und die fahlen Tinten des Nebels verschwammen so in einander, daß es sogar beim nächsten Horizonte unmöglich war, zu unterscheiden, wo der Himmel und wo die Erde begänne. Eine tiefe Stille herrschte über der ganzen Gegend, ausgenommen, wenn Züge von schwarzen Raubvögeln, die dicke Luft mit feuchten Flügeln schlagend, ihre rauhen Stimmen hören ließen. Hier und da in der Mitte dieses Dunstmeeres, welches funkelnden Schnee aus seinen Wellen warf, trieb der Wind dickere Nebel zusammen, und bildete aus ihnen düstere Phantome, die sich schweigend lagerten. Das ganze Bild war trübsinnig, feierlich, drohend.

Den Morgen, als Gaetan auf der Schwelle der Thür erschien, und als er seinen kundigen Blick in die Gegend entsendet, sagte er zu Guillaume mit fröhlichem Tone:

„Guillaume, ein prächtiger Tag für die Murmelthierjagd. Die Luft ist nicht zu kalt, und sie werden heute vor ihren Löchern spielen. Indeß," fügte er mit dem Tone eines Kenners hinzu: „gibt es sicherlich ein Wetter oder eine Lawine. Entfernen wir uns deßhalb nicht zu weit vom Hause."

Er nahm seinen Ledersack, worin er sein Wildpret verwahrte. Guillaume ergriff das Gewehr, indem er lächelnd bemerkte, daß es im Grunde unnütz sey, da er sich den Gemsen auf nicht mehr als fünfhundert Schritte werde nähern können; dann gingen sie, versehen mit Lebensmitteln und ihrer Brantweinflasche, in die Berge hinauf. Sie langten an der Ramasse an, wo lange Zeit hindurch kühne Reisende sich an dem Rücken eines steilen Abhangs auf einer Art von Schlitten hinabließen, den ein einziger Mann an einem schwachen Seile hielt. Hierauf durchschritten sie den Raum, welcher zwischen dem Grand-Crois, dem höchsten Punkte des Cenis, und Lans le Bourg liegt. Dieser Ort, an welchem die Straße vorüberläuft, war Gaetan sehr wohl bekannt durch die Murmelthierhöhlen, mit denen die benachbarten Felsen versehen waren. Kaum hatten die beiden Brüder sich denselben genähert, als sich ein scharfes Pfeifen vernehmen ließ.

„Horch," sagte Gaetan, indem er stehen blieb: „das ist die Schildwache der Murmelthiere, welche das Lärmzeichen gibt. Ich wußte recht wohl, daß dieses Wetter das frostige Völkchen herauslocken würde, und sicherlich werde ich in meinen Fallen etwas finden, womit ich den armen kleinen Paolo zufrieden stellen kann, der seit dem Abzug der übrigen Kinder nicht aufgehört hat zu weinen. Dieser Nebel aber gefällt mir nicht. Ich glaube, daß wir unter der Ramasse große Massen von Schnee antreffen werden, so daß uns der Rückweg nicht leicht seyn wird. Bruder, geh nicht weg von mir; denn sicherlich gibt es in einer Stunde von dieser Seite herab eine Lawine."

„Glaubst Du, Gaetan? Aber dann ist ja Gefahr für die Reisenden im Anzuge, die sich auf der Straße befinden."

„O, bei einem solchen Wetter ist's nicht wohl glaublich, daß Jemand den Uebergang über den Berg gewagt und daß er nicht vielmehr einen von unsern Leuten um Rath gefragt haben sollte. Nur die Franzosen sind leichtsinnig genug . . ."

„Gut denn," sagte Guillaume: „es ist Zeit, daß ich mein Gesellenstück als Führer beginne, ich werde da auf den rothen Felsen hinunter steigen, und wenn ich irgend eine Gefahr für die Reisenden erblicke, ihnen von Weitem ein Zeichen geben."

Gaetan nickte bejahend.

„Und außerdem," fügte Guillaume in ruhigem Tone hinzu: „könnte ich, wenn auch keine Gemsen, doch vielleicht ein paar Haselhühner für unser Abendessen erlegen. Du weißt hoffentlich, daß ich nicht ganz

so ungeschickt bin, wie Du von Anfang an geglaubt hast.»

Gaetan begnügte sich, auf die schneeigen Berge zu zeigen, die zur Hälfte in Wolken gehüllt waren, und zu wiederholen: „Nimm Dich in Acht vor dieser Seite!"

Sie trennten sich. Guillaume stieg eilig hinab nach dem vorhin erwähnten Punkte und machte sich schußfertig. Gaetan aber untersuchte das Labyrinth von Felsen und Tannenstämmen, das ihn umgab.

„Armer Guillaume," murmelte er: „möge er sich ja nicht so weit von der Straße entfernen, er, dessen Füße noch lange nicht an die glatten eisigen Felsen gewöhnt sind. Gewiß, er ist ein rechtschaffener Junge, und ich that ihm Unrecht, daß ich ihn schuldig glaubte. Der verdammte Reisende!" setzte er hinzu, indem er mit dem Fuß stampfte. „Ich brauchte ja seines Vertrauens nicht," und er beschleunigte seinen Schritt, wie als ob er einem peinlichen Gedanken entfliehen wollte. Als er an der Stelle ankam, wo er den Abend vorher seine Fallen hingesetzt, so zappelten und quickten zwei Murmelthiere in den halb mit Moos und Schnee bedeckten Schlingen.

„Ei, sieh' da, das ist ja prächtig," sagte er, indem er seine Beute mit Zufriedenheit betrachtete und aus seinem Sacke zwei kleine Maulkörbe zog, um sie seinen Gefangenen anzulegen. „Meiner Treu, zwei schöne Thiere," fügte er hinzu, indem er sie mit Bewunderung examinirte: „sie haben beide schon ihre Winterpelze. Vorwärts denn, Paolo wird sehr glücklich seyn. Er wird in einigen Tagen mit den Kindern von Termingnon abreisen können, welche auch nach Paris gehen, und in sechs Monaten wird er seiner armen Mutter ganz gewiß einige Thaler zurückbringen; denn sicher wird er zurückkehren. Er wird nicht in der großen Stadt bleiben, nicht reich, nicht vornehm, nicht gelehrt werden, nicht in's Gefängniß kommen."

Und wieder unterbrach er sich mit Ungeduld. „Will mich denn diese Idee aber auch gar nicht verlassen! Und dann, gesetzt den Fall, daß Guillaume im Gefängniß gewesen, war's nicht möglich, daß man eben so wohl mich hineinwarf, wenn ich damals durch Hunger und Frost gezwungen, die Vorübergehenden auf der Straße angesprochen hätte? Kann's nicht eben so mit Guillaume gewesen seyn? Der Doctor sprach von keinem Verbrechen. Er schien übrigens einige Furcht zu haben, der Doctor. Er sprach von genauen Erklärungen, die er mir bei seiner Rückkehr geben wolle, und siehe da, er ist nicht zurückgekehrt. Er hat sich getäuscht." Während dieses Monologs bückte er sich über die Schlingen und machte sich daran, den beiden Murmelthieren, die sich aus allen Kräften wehrten, die Beißkörbe anzulegen. Er war noch damit beschäftigt, als er plötzlich einen dumpfen Ton vernahm, gleich dem Grollen eines fernen Gewitters. Er schrack zusammen, ließ die beiden Gefangenen fallen und flüchtete sich schnell unter einen überhangenden Felsen. Man konnte des Nebels wegen nicht mehr weit um sich blicken, aber das Gebirge zitterte, wie ein ungeheuerer Amboß unter dem Hammer eines Riesen. Das Getöse näherte sich mehr und mehr, die dicke Luft drängte nach der Ebene hinunter, indem sie mit sich die Nebelwolken führte, welche sich blähten und zerrissen, wie das Segel eines Fahrzeugs im Sturme. Endlich rollte eine Masse Schnee in einiger Entfernung von dem Jäger in das Thal hinunter, indem sie hinter sich eine lange weiße Spur zurückließ, die man erblickte, bis die Nebel sich wieder über dem Berge zusammengefunden. Endlich hörte der Berg auf zu zittern, das Krachen der Tannen, die von der Lawine zerbrochen wurden, ließ nach, das Rollen der Eisblöcke und Felsstücke, welche von derselben in die Ebene hinabgeführt wurden, ward ruhig, und an die Stelle des entsetzlichen Getöses trat die düstere Stille der Wüste.

Gaetan sprang auf, um sich auf den Rückweg zu begeben. Indem er sich nach der Richtung umsah, die der Schneesturz genommen, bemerkte er, daß er in einen tiefen Abgrund auf der andern Seite der Straße hinuntergerollt, gerade nach der Gegend hin, wo sich sein Bruder befinden mußte. Den Murmelthierjäger überlief es kalt, er legte die Hand an den Mund und stieß einen scharfen, weithin hörbaren Schrei aus, der von den Echo's in der Runde wiederholt wurde. Keine Antwort. Ein Trupp Gemsen, aufgestört von dem gewaltigen Naturereignisse, sprang an dem Jäger vorüber, ohne daß er nach seinem Gewehre gegriffen hätte.

„Guillaume, Guillaume!" wiederholte er mit aller Kraft seiner Stimme.

Ein Blitz, wie das Feuer eines abgeschossenen Gewehres, flammte in der Ferne auf, bald darauf ließ sich der Knall hören. Gaetan fiel auf die Kniee, um Gott zu danken; denn nur eine einzige Waffe vermochte einen solchen Ton von sich zu geben, und diese Waffe war in den Händen Guillaume's.

„Er ist gerettet," rief er.

Dann aber bedachte er, daß der Schuß auch ein Nothzeichen seyn könne. Er erhob sich schnell und eilte nach dem Punkte zu, wo noch der leichte blaue Rauch des Pulvers sich kräuselte. Er lief zwischen den zum Theil noch immer rollenden Trümmern der Lawine mit der Schnelligkeit des weißen Rehhuhns hin, welches diese Berge bewohnt. Von Zeit zu Zeit stieß er einen Schrei aus, oder rief den Namen Guillaume's, doch ohne Antwort zu erhalten. Endlich

kam er an den rothen Felsen, erkletterte ihn, und auf der Höhe angelangt, sandte er seine Blicke und seine Stimme abermals nach Guillaume aus. So weit das Auge die Straße zu verfolgen im Stande war, war dieselbe verlassen. Kein Geschöpf ließ sich sehen. Wie vom Sturme weggefegt schien Alles. Nur gerade unter sich, in einer Tiefe von hundert Fuß, wo die Lawine eben die Straße gekreuzt, an dem Rande des Abgrundes, in den dieselbe sich gestürzt, erblickte Gaetan eine kleine Gruppe, deren Anblick ihm das Blut in den Adern gerinnen machte. Guillaume, sein Bruder, stand da unten, seine Büchse lag einige Schritte von ihm geschleudert, zu seinen Füßen aber war ein ermordeter Reisender ausgestreckt, dem er mit schrecklicher Kaltblütigkeit die Taschen durchsuchte. Ein Stück davon vor der Schneemauer, welche quer über die Straße lief, stand ein gesatteltes und gezäumtes Maulthier.

„Guillaume ein Meuchelmörder!“ schrie Gaetan, der an seinen Ort gefesselt war wie mit unzerreißbaren Ketten.

Sein Bruder wandte sich nicht um, obwohl er ihn gehört haben mußte. Er fuhr fort, die Taschen des Todten zu durchsuchen und zog schließlich einen Brief heraus, welchen er eilig durchlief und dann neben sich legte. Dann warf er sich plötzlich auf den Leichnam und stürzte ihn in den Abgrund neben der Straße hinab, wie wenn er die Leute glauben machen wollte, der Reisende sey durch die Lawine getödtet.

„Schändlicher,“ schrie Gaetan, indem er sich anschickte, hinabzusteigen. Er hatte in den ermordeten Reisenden den Doctor David erkannt.

Guillaume schien diesen zweiten Anruf eben so wenig gehört zu haben, als den ersten. Er näherte sich dem Maulthiere, faßte es am Zaume, führte es ohne Weiteres an den Rand des Abgrundes, bemächtigte sich plötzlich eines der Hinterfüße des Thieres und gab ihm einen heftigen Stoß gegen den Bug, damit es das Gleichgewicht verliere und in den Schlund hinabstürze. Das Thier schrack zurück, versuchte zu widerstehen und wehrte sich einen Augenblick, aber der Anstoß war gegeben, es stolperte, fiel, stieß ein langes ängstliches Wiehern aus und rollte in die Schlucht hinab, in welcher sein Herr verschwunden war. Dann nahm Guillaume den in den Taschen des Doctors gefundenen Brief wieder auf, warf einen gleichgiltigen Blick nach der Seite, wo sein Bruder stand, und setzte sich nieder, erwartend, was dieser ihm zu sagen habe.

(Beschluß folgt.)

Noch einige Worte über das Jagdrecht.

(Beschluß)

Zur Ausführung ihres stereotypen Grundsatzes bezüglich der Jagd boten sich nur zwei Wege dar. Der eine wäre der dem Begriffe der Aufhebung allein entsprechende gewesen, nämlich die gänzliche Abschaffung der Jagd als Dienstbarkeit. Allein davon wäre die Ausrottung des Wildes die sichere Folge gewesen, und dagegen hätten auch andere Personen außer den zu expossessionirenden aber nicht zu beachtenden ein Zeterageschrei erhoben, welches die Gleichmacher nicht über sich ergehen lassen wollten.

Der zweite Weg war die Jagd den Gemeinden zuzuweisen. Da man die Menschen für höhere politische Anschauung für vollkommen reif ansah, weil sich ja auch die Repräsentanten so hielten, so war auf diesem Wege, glaubte man, für den Wildstand bei Erreichung des eigentlichen Zweckes nichts zu besorgen. Daß man sich damit in eine Sackgasse verrannte, weil hiebei statt Eines Jagdeigners deren 10 — 100 und noch mehr durch einen Zauberschlag entstanden und somit alles andere nur keine dießfällige Entlastung des Grund und Bodens daraus hervorwuchs, dieß schien man nicht zu bemerken oder wollte es nicht bemerken; genug der latente wahre Zweck wurde theils ganz, theils theilweise erreicht, und sich so ein volksthümliches Andenken in der Idee erbaut, das aber selbst von den Bedachten in der Mehrheit und in der Zukunft sicher nicht gesegnet werden dürfte, und dem Urheber dieser Idee bei den mehr herausstellenden Folgen derselben eine nicht viel geringere Schamröthe über sein Antlitz ziehen dürfte, als an den Liebhabern einer gewissen Adresse und anderer staunenswerther Ac- und Exclamationen bereits deutlich bemerkbar gewesen seyn solle. Wir sagen im vollen Ernste, wir glauben, daß sich noch manche Schamröthe dem genauen Kenneraage an gewissen Helden zeigen werde; denn wir sind nicht der Meinung des schnurrigen Hansjörgels, daß bei allen Radikalen Hopfen und Malz verloren sey. Doch was entschlüpfte mir hier für ein Name? Hansjörael? wird mancher unserer Leser sagen, aha dieses Schandblatt liest er; genug, jetzt weiß ich schon, daß hinter dem Schreiber dieses Aufsatzes nichts ist. Geduld, ehrenfester Herr Leser, nicht so hastig. Ich habe ja auch die Ehrenblätter des Radikalen, der Constitution, des Freimüthigen und so manche andere ehrenwerthe literarische Errungenschaften — manchmal gelesen, aber mich in solche nur nicht verbissen, weil mein Magen nicht alles verdaut. Ich könnte daher eben so gut mit einer Freundschaft eines Zellineck, Häfner oder eines andern dieses Kalibers inflamirt werden, als mich durch eine Freundschaft mit Hansjörget honorirt finden würde. Hansjörget hat zwar hie und da etwas ein loses Maul aber ein edles Herz und an solchen Menschen war leider zu großer Mangel, da sonst in der langen Fastnachtzeit die Bajazzos, Patelins, Tartüffs, die Figaros und Gallimathiasbabillarden doch nicht so lange im Reigen hätten seyn können. Na, wird ein Dritter mit saurer Mine einreden: ein Hansjörgel ist er wohl nicht, aber ein gewaltiger Zopf. Nun in Gottes Namen, schelten Sie mich immerhin so, darüber werde ich mich nicht zu todt grämen, und dann schon gar nicht, wenn es wahr ist, daß der Zopf

einen Kopf vorausſetze; denn, wenn gleich die Zahl der Kopfloſen ziemlich groß war, ſo habe ich doch nie Luſt gehabt, von dieſer Parthie zu ſeyn. Auch kann ich nicht proteſtiren, wenn man mir den Zopf auf den Kopf wirft, weil — wenn man mit dem Worte Zopf den Beigeſchmack der Liebhaberei mit Antiquitäten verbindet, ich die alte Geſchichte zitirt habe, und ich der Separatmeinung bin, daß der Mann als Mann das als von ihm geſchehen nicht bekannoiren ſolle, was er ſelbſt that, ſey es dann recht oder ſchlecht. Ich will aber damit nicht geſagt haben, daß er im letzteren Falle in der Schlechtigkeit verharren ſolle; denn Fehlen iſt ja menſchlich, nur das Verharren im Fehler iſt teufliſch.

Doch wohin bin ich gekommen, im Eifer der Vertheidigung gegen Anwürfe, die ich dann ſelbſt als gar nicht kränkend erklärte, habe ich den betretenen Pfad verlaſſen. Wir kehren alſo, geneigter und vielleicht leider auch nicht geneigter Leſer wieder zu unſerm Thema zurück.

Bei dem vielfältigen Geſchrei gegen das ſogenannte Jagdprivilegium von Seite wirklicher und ſcheinbarer Volksvertreter und bei dem hiedurch erzeugten groſſen Echo blieb der Regierung zur Zeit der groſſen Brandung wohl nichts übrig, als von den beiden Alternativen jene zu ergreifen, welche bei der von den Tribunen in die Welt poſaunten Volkskreiſe der Nationalökonomie in Erhaltung des Wildes am wenigſten abträglich und durch zweckmäßige Maßnahmen am leichteſten regelbar erſchien. So und nur ſo iſt das Jagdgeſetz vom 7. März 1849 erklärbar. Wenn die Verhältniſſe gegeben ſind, ſo müſſen die Geſetze dafür natürlich auf dieſe Verhältniſſe paſſen und ihnen zuſagen, denn ſonſt ſind ſie nicht Geſetze für dieſe, ſondern für andere Verhältniſſe. Dafür, daß das Subſtrat ſo oder ſo iſt, dafür kann das Geſetz nichts, ſondern Jene, die mittel- oder unmittelbar das Subſtrat geſchaffen haben. Wir müſſen daher dieſes Geſetz mehr aus dem Standpunkte der Staatsklugheit und der Obliegenheit der Regierung erklären, einer im Jagdweſen einreiſſenden gänzlichen Anarchie und dem ſich ſo leicht weiter verbreitenden Communismus, ſo gut es geht, Schranken zu ſetzen, wobei natürlich die Regierung auf den patriotiſchen Sinn jener Claſſe der Staatsbürger, die der öffentlichen Ruhe ſchon manches pecuniäre Opfer gebracht hatte, um ſo mehr zu zählen berechtigt war, als es ſich hier weniger um das Vermiſſen eines Ertragsobjektes als eines Vergnügens handelte, das doch kein Gegenſtand einer wirklichen Entſchädigung iſt, und Manche dieſer Claſſe auch ihr hie und da erſt in letzter Zeit unter namhafter Tarenrichtung ſich erworbenes Vergnügen der Diſtinction der ziemlich allgemeinen Meinung dagegen zum Opfer dergeſtalt brachten, daß ſie ſich dieſer Diſtinktion nicht nur nicht bedienten, ſondern wohl gar dagegen feierlichen Proteſt erhoben.

Hierdurch wurde aber die Jagdbarkeit noch keineswegs ein Gemeingut, das iſt ein ſolches, welches einem jeden Gemeindemitgliede zum Gebrauche iſt, wie z. B. eine Straſſe, ſondern ſie wurde ihr nur als Gemeindevermögen, wie z. B. eine Straſſenmauth, ein Standgeld zugewieſen, wie dieß die §§. 6 bis incl. 10 dieſes Patentes klar zeigen, weil die einzelnen Glieder der Gemeinde nur auf den Reinertrag, das iſt auf jenen Geldbetrag nach Maßgabe des Grundbeſitzes in der Gemeinde einen Anſpruch haben, welcher nach Abzug der zur waidmänniſchen Erhaltung und Benützung der Jagd nothwendigen Auslagen von dem Verkaufspreiſe des Wildes nach guter Rechnung erübrigt. Hierans ergibt ſich ſchon von ſelbſt, daß bloße Inwohner einer Gemeinde und Hausbeſitzer keinen Anſpruch auf den Jagdertrag und ſomit auch kein Wort bei den dießfälligen Verhandlungen zu führen haben; und Hausbeſitzer auch dann nicht, wenn ſie einen Garten oder ein Stückchen Feld verzaunt beſitzen. Für dieſe letztere Beſchränkung ſpricht nicht bloß der §. 4 dieſes Jagdpatentes, ſondern auch die Natur der Sache, weil in einem gegen den Eingang des Wildes verſchloſſenen Grundſtücke von dem willkührlichen Aufenthalte eines Wildes da eben ſo wenig als in einem Hauſe die Rede ſeyn kann.

Wenn nun Gemeinden bloß zum Scheine einen Jäger beſtellen, um das Jagdgeſetz zu umgehen, und die Jagd ſelbſt ausüben, ſo iſt dieß ein Verhalten gegen die Bedingung der Zuweiſung der Jagd, und die Staatsverwaltung iſt, wenn die im Patente angedrohten Strafen von 10 bis 200 fl. CM. ohne Erfolg ſind, im Rechte und in der Pflicht wegen Mißbrauches der Verleihung dieſe zu widerufen und das Jagdrecht als Regale einzuziehen, ohne hiefür der betroffenen Gemeinde eine Vergütung zu leiſten, da ſie ſelbſt die Jagd unentgeltlich von der Regierung erhielt.

Gemeinden, denen an der Jagd etwas gelegen iſt, mögen ſich daher wohl hüthen, ſich durch Wühler und Andere zu Renitenzen gegen die Jagdverpachtung oder überhaupt gegen das Jagdgeſetz verleiten zu laſſen, weil die dießfälligen Strafen und der Verluſt die Gemeinde salvo regressu gegen die Renitenten und Wühler treffen würden, und letztere gewöhnlich ſich aus der Schlinge ziehen, wenn es zum Ernſte kommt, erſtere wie letztere aber auch gewöhnlich nicht erſatzfähig ſind.

***

Notizen.

Nach einer durch den Präſidenten dem Kongreſſe zu Waſhington zugegangenen Schätzung ſtellt ſich der Flächeninhalt der Vereinigten Staaten in folgender Weiſe heraus: Die ſchon organiſirten 30 Staaten der Union haben einen Flächeninhalt von 1'/, Million engliſchen Quadratmeilen. Das Oregongebiet enthält 341,463 engliſche Quadratmeilen; die weiſe Einwohnerzahl betrug im Jahre 1847 nur 20000. Neu-Mexiko enhält nördlich vom 36° 30' an Quadratmeilen 33,898, ſüdlich von jener Linie 43,489; ſeine Bevölkerung beträgt nur 70000 Seelen. Kalifornien 287,797 Quadratmeilen nördlich und 160,894 ſüdlich von jener Linie. Die Geſammtbewohnerzahl etwa 100,000 Seelen. Das Nordweſtgebiet des Miſſiſſippi enthält 745,584 Quadratmeilen. Zuſammen enthalten dieſe Gebiete 1,861,976 Quadratmeilen. Totalgebiet 3,311,100 eng. Quadratmeilen, jede zu 640 Akre (ein Akre = 1'/, Morgen) gerechnet, das von einem Weltmeere zum andern reicht.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

39. Jahrgang. — Neue Folge 2.

№ 85. Klagenfurt, Dinstag den 23. Oktober 1849.

Der Gemsjäger.

(Beschluß.)

In diesem Augenblicke schien der Zauber, welcher Gaetan an denselben Ort fesselte, gebrochen. Er ließ sich von dem Felsen, auf dem er stand, herabgleiten, fiel zur Seite seines Bruders nieder, erhob sich schneebedeckt und beschmutzt wieder, raffte die auf der Erde liegen gebliebene Büchse auf und sagte, auf Guillaume zutretend, mit rauher Stimme:

„Sprich Dein Gebet; denn Du bist gerichtet.“

Guillaume richtete sich gleichfalls empor und ließ seinem Bruder sein bleiches Antlitz, seine stieren Augen und seine mit Blut besprützten Kleider sehen.

„Ich weiß wohl, daß der Knall meines Gewehres Dich herbeigerufen hat,“ sagte er mit schrecklicher Kaltblütigkeit. „Aber bevor ich jetzt thue, was mir noch obliegt, gestatte mir ein paar Worte.“

„Ich habe nichts zu hören von einem Meuchelmörder!“ schrie Gaetan und erhob die dunkle Mündung seines Gewehrlaufes nach dem Kopfe des Verbrechers.

„Und doch mußt Du mich hören,“ sagte Guillaume gebietend. „Bruder, um des Andenkens an unsre Mutter willen höre, was ich Dir zu sagen habe. Fürchte nicht, daß ich Dir entfliehen werde, Du siehst ja, daß ich in Deiner Gewalt bin.“

Der Gemsjäger, wie von einer höhern Gewalt gezwungen, ließ langsam seine Flinte sinken. Sein Bruder zeigte ihm einen Sitz neben sich, dann fuhr er convulsivisch empor und indem er auf den Abgrund hinwies, sagte er:

„Ist's nicht so, Bruder, daß dieser Mensch da unten Dir Alles erzählt hat?“

„Ja.“

„Er hat Dir gesagt, daß ich in den Städten eingekehrt, entehrt, geschändet worden bin, und er hatte Grund dazu; denn es ist wahr. Aber Du zweifeltest noch, Du wolltest mich nicht ohne Beweise verdammen, und diese Beweise existirten. Diese Beweise, Bruder, — jener Mensch kam, um sie Dir zu überbringen. Aus Deinen Händen würden sie in die Hände der Behörden dieses Landes gelangt, und der Name Carlotto würde mit Schande bedeckt worden seyn für alle Zeit.“

Der Jäger wollte sich erheben. Kein Zeichen eines Gefühls prägte sich auf seinem Gesichte aus.

„Bist Du fertig?“ fragte er.

„Geduld, Bruder; wie Du selbst sagtest, bin ich gerichtet und verurtheilt, und zwar durch mein Gewissen, eher als durch Dich. Wenn ich nicht sterben wollte, würde ich Dich dann wohl erwartet haben?“

Und mit ernstem und bestimmtem Tone fuhr er fort:

„Wenn es sich nur um mich gehandelt hätte, Bruder, um mich, der ich nach einem Leben voll Verbrechen hierher gekommen war, um meine Schande in diesen Einöden zu verbergen, und meine Uebelthaten unter dem Deckmantel Deines tadellosen Rufes zu verhüllen, wahrlich, Bruder, dann wäre dieser Mensch geborgen gewesen. Denn ich habe einen Abscheu vor Blutvergießen, und als ich diesen Unglückseligen vor der Mündung meiner Flinte sah, fühlte ich etwas in meinem Herzen sich regen, was sich gegen die That empörte. Aber weißt Du, was dieser Fremde Dir bringen wollte? und weißt Du, was morgen unter den Leuten im Dorfe die Neuigkeit des Tages gewesen seyn würde?“

Mit diesen Worten öffnete er den Brief, den er in der Tasche seines Opfers gefunden. Es fiel eine kleine getrocknete Pflanze heraus, die der Doctor wahrscheinlich aus Mangel an einem andern Platz dort hineingelegt hatte. Guillaume lächelte bitter beim Anblicke dieses kostbaren Schatzes, den der Botaniker einem Papiere anvertraut hatte, das ihm das Leben kosten konnte.

„Dieser Brief,“ fuhr er fort: „ist vom Director des Gefängnisses, in welchem ich so lange geschmachtet habe. Er meldet dem Doctor, daß ich vor Ablauf meiner Strafzeit entflohen bin, und, ungebessert durch die schreckliche Strafe, die ich erlitten, neue Diebstähle, neue Verbrechen begangen habe.“

Gaetan fuhr vor Schrecken empor.

„O Bruder, Verzeihung!“ rief Guillaume, indem er seine glühende Stirn gegen den Felsen stieß. „Wenn Du die heißen Thränen gesehen, die ich in meinem Gefängnisse vergoß, wenn Du die Seufzer der Gewissensangst gehört hättest, die mir entstiegen, wenn ich auf dem Stroh meiner Zelle lag, Du würdest Mitleid fühlen. Der Gedanke an meine Heimath, meine Kindheit, meine Familie war in meinem Herzen erwacht, die Luft, die ich in diesem Steinkerker athmete, wollte mich ersticken. Für die Freiheit, für das Glück, Dich wieder zu sehen, sey's auch nur auf einen Augenblick, hätte ich mein Seelenheil hingegeben. Und als ich nun entflohen war, so war ich abermals ohne Hilfsquellen, ohne Brod; so war ich gehetzt wie ein wildes Thier und gezwungen, mich vor Aller Augen zu verbergen. Ich hatte durchaus keine Mittel, hieher zu gelangen, ich mußte sie gewinnen; denn ich, der einst im Ueberfluß gelebt, schämte mich, in die Heimath mich zurückzubetteln; und so lieh ich mein Ohr den verführerischen Stimmen einstiger Genossen meiner Verbrechen, machte falsche Papiere, beging neue Diebstähle, von denen ich nicht einmal Gewinn hatte ....“

Guillaume's Stimme erstickte im Schluchzen. Der Jäger aber bewahrte fortwährend seine finstre Theilnahmlosigkeit und würdigte seinen Bruder keines Blickes.

„Du weißt jetzt Alles,“ fuhr Guillaume fort; „sobald ich den Fremden bei Dir erblickte, mußte ich für mein Geheimniß zittern und es um jeden Preis zu erhalten suchen. Und ich habe gefleht und gedroht, aber nichts schlug bei ihm an; er glaubte die Pflicht eines rechtlichen Mannes zu erfüllen, indem er mir die Maske abzöge. Einen Augenblick lang hielt ich mich für gerettet, ich konnte meinen, Du wüßtest noch nichts, Bruder, oder Du habest mir Alles verziehen; mein Ankläger kehrte nicht zurück, ich hatte mich der Hoffnung auf ein liebevolles und ruhiges Zusammenleben mit Dir überlassen, ich hatte so schöne Träume und Pläne für die Zukunft. Da plötzlich, denke Dir meinen Schreck, sehe ich ihn erscheinen — einsam auf der Straße — unserm Dorfe zugewandt. Ich näherte mich ihm, um ihn noch einmal zum Schweigen zu bitten. Der Unkluge! er sprach mir von den Beweisen, welche er bei sich trüge, und von dem Gebrauche, den er davon machen wolle. Da trat mit einem Male Dein Schmerz und Deine Scham vor meinen Blick, da sah ich Dich gebeugt und geschändet, Dich Bruder, den sie den König des Gebirgs nennen! Ich sagte mir, daß ich, koste es was es wolle, Deine Ehre erhalten mußte. Ich beobachtete den Reisenden, er war ohne Mißtrauen, er drohte sogar. Meine Büchse lag auf meiner Schulter, die Lawine donnerte an uns vorbei, Alles begünstigte mich — Bruder — Niemand hätte Dich mehr in Scham und Schande stürzen können ....“

„Hast Du ausgesprochen?“ fragte Gaetan.

„Ja.“

Der Gemsjäger erhob sich und betrachtete seinen Bruder mit funkelnden Blicken.

„Elender!“ sagte er: „glaubst Dich wohl zu salviren, wenn Du den Großmüthigen spielst? glaubst mich zu rühren, indem Du mich zum Mitschuldigen Deiner gräßlichen Handlung machst?“

„Du hast mich also nicht begriffen!“ sagte Guillaume mit Ruhe. Dann nahm er den Brief, zerriß ihn, und streute die Stücke in die Luft. Hierauf näherte er sich dem Rande des Abgrundes, in welchem der Doctor und sein Thier zerschmettert unter den Trümmern der Lawine lagen. Ruhigen Auges maß er die Tiefe der Schlucht.

„Da nun Dein Geheimniß gesichert ist,“ begann er: „so ist die Reihe an mir. In einigen Tagen, wenn man auf dem Grunde dieser Tiefe alle diese Leichname finden wird, so wird man, mich erkennend, sagen: Siehe da, ein wahrhaftiges Kind dieses Landes, gestorben zur Seite des Wanderers, den es in die Berge geleitete, und Alle werden Gaetan Carlotto loben in der Person des Bruders, der dahin geschieden seyn wird.“

Ein heftiger Seelenkampf schien in der Seele Gaetans stattzufinden, indeß blieb er trotzdem unbeweglich, auf den Lauf seines Gewehres gestützt und die Augen an den Boden geheftet, stehen.

„Ich verlange von Dir nicht, daß Du mir noch einmal die Hand reichen sollst, bevor ich sterbe,“ fügte Guillaume mit dumpfer Stimme hinzu. „Ich verdiene diese Gnade nicht; ich verlange nicht einmal, daß Du für mich beten sollst; aber im Namen unserer Mutter, fluche mir wenigstens nicht, wenn ich mich da drunten mit meinen Opfern vereinigt habe.“

Er näherte sich jetzt noch mehr dem Abgrunde und warf einen Blick auf Gaetan. Dieser zuckte auf, plötzlich flammte sein Gesicht, seine Augen strahlten von Majestät, mit einem Sprunge durchmaß er den Raum, der ihn von Guillaume trennte, faßte ihn in seine Arme und rief mit feierlicher Stimme:

„Bruder, Du sollst mich nicht an Großmuth übertreffen. Du bist zum Meuchelmörder geworden, um meinen guten Namen und die Ehre unseres Vaters zu bewahren. Siehe, auch ich — ich schließe Dich in meine Arme, besprützt, wie Du bist, mit dem Blute eines Unschuldigen.“

Und sie hielten sich umschlungen lange, lange Zeit. Endlich entriß sich Gaetan den krampfhaften Umarmungen, bedeckte die Augen mit den Händen und sprach die einzigen zwei Worte: „Jetzt fort!“

Guillaume schritt aufs Neue vor nach dem Abgrunde, aber dießmal zitterte er. Diese Umarmung hatte in ihm den Instinkt des Lebens wieder wach gerufen, der Unglückliche war unfähig geworden zu sterben. Er richtete seine Augen bald auf seinen Bruder, bald auf die scharfen Zacken der Felsen und Eisblöcke, welche in dem dunkigen Schlunde starrten, worin noch die beiden Leichen zuckten. Plötzlich näherte er sich lebhaft seinem Bruder und ergriff seine Hand: »Muß ich denn wirklich sterben? — Ja, bestimmt und gewiß ist mein Abschied, und doch — ich habe Furcht, Bruder, wir würden so glücklich seyn können.«

Er erwartete eine Antwort. Die breite Brust des Gemsjägers schwoll und hob sich von Seufzern. Gaetan, ohne sich abzuwenden, entzog ihm die Hand und wiederholte das verhängnißvolle Wort: »Jetzt fort!« Es entwand sich seinen Lippen mit Mühe, gleich einem Seufzer.

Langiam bewegte sich Guillaume wieder nach dem Abgrunde.

»Bruder,« sagte er: »lebe wohl. Du wirst uns mit Schnee bedecken.«

Er wartete noch einen Augenblick. Gaetan schlug die Augen nieder, Gaetan blieb unbeweglich und stumm wie ein Block von Granit.

Ein scharfer Schrei ließ sich hören — ein dumpfes Geräusch hallte aus den Abgrunde herauf — und als Gaetan den Kopf emporrichtete, war er allein.

Er warf sich auf die Kniee und hob die Augen zum Himmel.

»Mein Gott,« rief er: »ja er war ein Mörder, aber vergib ihm, wie ich ihm vergebe; denn er hat genug gebüßt!«

Kurze Zeit darauf verunglückte Gaetan, indem er sich Gefahren aussetzte, die unausweichlich sind, wo es die Rettung Reisender gilt. Sterbend dachte er ohne Zweifel, daß sein Unglück eine Sühne sey für das Verbrechen seines Bruders. Das Angedenken beider aber wird heilig gehalten von den Gebirgsleuten des Mont Cenis. (Nov. Zeit.)

Aus der Heimath.

1.

Die »Grätzer Zeitung« bringt folgende Correspondenz aus Klagenfurt vom 13. Oktober: Der Donner unserer mächtigen Geschütze ist verstummt; möge man ihn einem Gewitter gleichstellen können, welches die durch heterogene Bestandtheile verpestete Luft reiniget, und es der Sonne möglich macht, Menschen, Feld und Fluren neu zu beleben.

Sinken des Wohlstandes und alles Dessen, was er in der Wechselwirkung bietet, ist die Folge jedes, wenn auch mit dem günstigsten Erfolge beendeten Krieges; er ist ein Feind der Industrie, und war es in einem um so höheren Grade, als sich diese Furie nicht einzelne Gegenden zur Beute auserkoren hatte, sondern die ganze Monarchie aus den Fugen zu reißen drohte.

Auch die Eisenwerke Innerösterreichs, oder wie man jetzt sagen muß: der Kronländer Kärnten, Steiermark und Krain, wurden dadurch sehr hart getroffen. — Wir entbehrten durch längere Zeit des Absatzes in Oberitalien, und selbst als unsere Waffen gesiegt, wollte das Vertrauen nicht wiederkehren. Alle Gewerbe in den Städten lagen darnieder, und nun kam, um der Uebel Zahl voll zu machen, noch die magyarische Insurrection, die uns nicht nur den Markt in dem weiten Donaugebiete nahm, sondern auch das Eingehen alter Activ-Niccenden sehr in Frage stellte. Dank unseren, durch die Vorsehung gesegneten Waffen, wir können nun wieder athmen, dürfen aber verschiedene Zeichen nicht unberücksichtigt lassen, die uns mahnend erinnern, die frühern, auf Hebung unserer Industrie und Gewerbe errichteten Strebnisse in frischen Anlauf zu nehmen, und mit neuer Kraft zu verfolgen. Wir müssen uns selbst rühren und nicht glauben, daß das constitutionelle Regimen alle Berge ohne unser Zuthun ebnen werde.

Hierzu mein Schärflein beizutragen, bin ich bereit, und will mit einigen Bemerkungen beginnen, um deren Würdigung ich bitte.

Im Jahre 1838 wurde durch den Erzherzog Johann ein Verein zur Beförderung und Unterstützung der Industrie und der Gewerbe in Steiermark gegründet, welcher durch den Anschluß mehrerer Provinzen, dann die Umsicht und aufopfernde Thätigkeit des hohen Stifters eine immerhin namhafte Bedeutung erreichte. — Nicht zu bestreiten ist es, der Verein hat Vieles geleistet, noch Mehreres angebahnt. Und doch erhoben sich manche, nicht vereinzelte Stimmen, die da meinten, er habe den Erwartungen nicht entsprochen. — Möglich, daß es besser gewesen wäre, die Richtung mehr intensiv als extensiv zu gestalten; indessen es fehlte auch nicht an übertriebenen Anforderungen, die doch auf keinen Fall berücksichtigt werden konnten. Da wollten Einige, der Verein solle vor Allem ihre individuellen Wünsche befriedigen; Andere wieder wollen nur von Früchten wissen, während es sich vorläufig nur darum handelte, den Samen in die Erde zu legen und den Keim sorgfältig zu pflegen, damit er kräftig wachse und einst die ersehnten Früchte bringe. —

Diese Schwierigkeiten wären mit der Zeit zu überwinden gewesen; allein die Hemmnisse in der freien Bewegung und Presse bildeten eine Klippe, die selbst der regste Eifer der Directionen, der Delegationen und einzelner Mitglieder nicht aus dem Wege zu räumen vermochten. — So der Elemente beraubt, die ein erfolgreiches Wirken bedingen, gleichen alle Vereine in Oesterreich Treibhauspflanzen, die schon von vorn herein dazu bestimmt waren, sich erfolglos abzumühen, dahinzusiechen und endlich abzudorren. Nun es Gott Lob besser geworden, nimmt es mich in der That Wunder, daß das in Industrie und Gewerbe so reiche Kronland Steiermark nicht Miene macht, zu einer Reorganisirung des Industrie- und Gewerbevereines zu schreiten, wie es die geänderten Verhältnisse erheischen und auch zulässig machen.

Kärnten hat bereits den Beschluß gefaßt, einen solchen Verein in's Leben zu rufen, der zwar selbstständig wirken, doch aber mit ähnlichen Vereinen des Kaiserstaates die innigste geistige Verbindung anstreben will; Krain wird hoffentlich nachfolgen, indem alle gemeinnützigen und auf das Allgemeine gerichteten Bestrebungen einen Vereinigungspunct haben müssen, auch Industrie und Gewerbe als Miterweiterer der Nationalwohlfahrt einer Vertretung gegenüber der Staatsverwaltung durchaus nicht entbehren können.

In allen drei Kronländern ist die Montan-Industrie vorherrschend. Organisiren wir uns tüchtig und sind wir mit Hand und Kopf vereint, dann werden wir auch bei legislativen Verfügungen ein großes Gewicht in die Waagschale legen. Mangelt es uns aber am Willen zur Vertheidigung, und das Können wird Niemand bezweifeln, so ist es nur unsere Schuld, wenn es so weit kommen sollte, den niederösterreichischen Gewerbsverein bitten zu müssen, daß er auch unsere Vertretung übernehme und sie so gut, als es eben geht, führe.

J. S.

2.

In einem Aufsatze: „Die historischen Vereine in Oesterreich" in der Wiener Ztg., ist auch die Rede von dem ersten Hefte der historischen Vereine Innerösterreichs, und da heißt es unter andern:

„Ein Aufsatz, welcher für die Landesgeschichte wichtig und interessant ist, behandelt „der Schule Leben und Wirken in Kärntens Mittelalter." Die hier durchgeführte Forschung über die kärntnerischen Stadtschulen des Mittelalters liefert den Beweis, daß sich bereits nach der ersten Hälfte desselben ein eigener Lehrstand bildete, welcher theils aus Priestern, größtentheils aber auch aus Laien bestehend, sich zunftmäßig in gewisse Classen theilte. Die Scholastiker, Magister und Rectoren lehrten Latein, die Schulmeister Deutsch, Letztere waren meistens zugleich Kirchendiener, Schreiber und Chormusiker, und ihre Aufnahme hing von den Patronen, Stadträthen und Pfarrern ab. Die größern Zöglinge der lateinischen oder Oberclassen zogen als fahrende Schüler im Lande und in Städten herum und treiben zumeist ein ausgelassenes Leben. Gewöhnlich führten sie noch jüngere mit sich, die ihnen mit Leib und Leben angehörten, Knechtsdienste leisteten, im Nothfalle auch durch Betteln und Stehlen ihren Unterhalt verschaffen mußten, daher auch häufig Verbothe gegen solche fahrende Schüler erlassen wurden. Das innere Leben der Schule, die Gegenstände des Unterrichts, ihre Behandlung betreffend, konnte ersteren bei dem Mangel einer einheimischen Hochschule nur fragmentarisch seyn. Von den sogenannten Facultätsstudien wurden nur Theologie und Philosophie gelesen. Der theologische Unterricht war in Kärnten beinahe ausschließlich in den Händen der Dominikaner, in ihrem Convente zu Friesach hielten sie eine Zahl Lectoren; vorzüglich lehrte man daselbst das Kirchenrecht. Auch für Philosophie war diese Lehranstalt günstig, und außer dem streng scholastisch-philosophischen Fache der höheren Speculation und Dialektik, betrieb man an den einzelnen Chor- und Klosterschulen obwohl sparsam die Naturphilosophie, welche freilich sehr dürftig ausgestattet war. Den geringsten Einfluß gewann die Schule auf die heimische Rechtspflege in der ersten Periode des Mittelalters. Die germanischen Völker hatten eigene Rechtsgewohnheiten, und in Kärnten galten jene der Baiern und Longobarden, letztere theilweise wohl nur südlich der Drau. Neben dem bairischen Recht bestand auch noch jenes der Slaven, daher finden wir in den Urkunden Zeugen nach slavischem Gesetze, daher die Menge Zeugen, deren Ohr man zum Zeichen ihrer Beistimmung berührte. So bildete sich aus feststehenden Gesetzen und Gewohnheiten endlich ein eigenes Provinzrecht, heilig dem Lande, wie eine magna charta und übergehend von einer Dynastie zur andern. Erst die in Deutschland entstandenen Universitäten und die so verschiedenartige Besetzung der Lehrstühle brachte unter die höhere Volksklasse eine neue Bewegung, und mit ihnen verschwand sowohl die Bedeutung als auch die Ausdehnung des bisherigen Schulwesens, und machte einer neuen Gestaltung Platz. Die gegenwärtige Schuleinrichtung hat vielfach das rein Mittelalterliche mit dem Freien des einstigen Universitätswesens vereinigt, und so vermeidend das Einseitige des Ersteren, dem Schroffen und Exigen des andern ausgebogen."

Notizen.

— Im Kreise Hagen im Preußen ist die sehr wichtige Erfindung gemacht worden, in einem Puddlingsofen anstatt Stabeisen sofort Stahl zu erzeugen. Nach dieser Methode würde künftig der Preis des Stahls jenen des Eisens nur wenig übersteigen und eine Umwälzung der bisherigen Stahlerzeugung herbeiführen. Die Cementation des Stabeisens würde überflüssig und der Verbrauch dieses so höchst wichtigen Materials sich auffallend vermehren. Der Erfinder hat auf die Ofen-Construction ein Patent genommen.

— In Heidelberg ist eine Anstalt ins Leben getreten, die in mehrfacher Beziehung Aufmerksamkeit erregen dürfte und Nachahmung verdient, nämlich eine allgemeine Gewerbshalle. Schon findet man nahe an 300 hier gefertigte, größtentheils verschiedene Gegenstände zum Verkauf aufgestellt, die nicht weniger durch geschmackvolle Formen und Verzierungen, als auch durch fleißige, feine und solide Arbeit ausgezeichnet sind. Im Ganzen sind die Preise sehr mäßig gestellt, was lobend anerkannt zu werden verdient. Der thätige und fleißige Geschäftsmann wird bei Benützung der Anstalt nicht leicht in die Lage kommen, längere Zeit, wie es oft bei manchen Handwerkern vorkam, ohne Arbeit und Verdienst leben zu müssen. Versehen nur fleißige und geschickte Hände die Anstalt mit recht vielen und mancherlei Gegenständen, so wird man auch bald gewöhnt werden, seinen Bedarf in der Gewerbshalle und zwar um so lieber zu suchen, als man in dieser Anstalt von jeder Ueberforderung und Prellerei, wie dieses bei Käufern auf den Messen oder auch bei manchen Ho[illegible]sgeschäften zu geschehen pflegt, gesichert ist.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 86. Klagenfurt, Sonnabend den 27. Oktober 1849.

Andreas Massena.

Novelle aus den „Erinnerungen."

1.

Die blauen Lüfte fächelten, nur von leichten, weißseidenen Wölkchen betrachtet, die Blumen, die sich langsam hin und her wiegten, der Thau glänzte auf den Tannenstämmen und Epheuranken; ganz Monzi war erwacht, Monzi, das kleine Dörfchen in Nizza, das wie eine schöne Blüthenkrone auf dem Lebensmeere schwamm, das seinen kleinen Kirchthurm hinausragen ließ ins dunkle Blau, den lieben, kleinen Thurm der Santa Maria, von woher der Ton scharfabgestimmter Glöcklein wie Kinderstimmen erschallte. Einzelne Schafherden trieben hinaus auf die See-Alpen, rüstige Männer gingen dem Dorfplatz entlang, den hohen Mais und Dinkel einzuernten, die saftigen Oliven zu keltern. Die Hausmütter schalten die Mägde, die Mägde die müssigen Knechte, und diese die müssigen Rüdbuben.

„Auf, bestia maladetta, auf zum Tagewerk!" schalt Battista, der Oberknecht. „Faules Gesindel, will einen blauen Montag feiern, wie die Herren in der Stadt vom Fingerhutgewerbe. Auf mürbe Dogge, oder ich haue Dir die Knochen wund!"

Mühsam erhob sich vom ärmlichen Strohlager der achtzehnjährige Andrea, noch blau und wund von den Schlägen, die er Sonntags von den Burschen in der Dorfschänke erhalten, denn es gab weit und breit keinen Schmaus, wobei Andrea nicht zugegen gewesen wäre, um Einem die Knochen, oder allenfalls die Fensterscheiben auszuschlagen. Eben gestern hatte er gegen die Uebermacht den Kürzern gezogen, mancher Krug war an seinem blutenden Kopfe, manche Stuhllehne an seinem wunden Rücken zerschlagen worden. Noch lastete eine gewisse Weinlaune auf dem Jungen, die ihn nicht so bald zur Besinnung kommen ließ.

„Ebbene!" rief er endlich, halb aufgerichtet, sich die verglasten Augen reibend.

„Ebbene! O corpo di Dio! Gibt's in ganz Nizza eine faulere Bestie?" brüllte der Oberknecht, und es hagelte Schläge. — Murrend erhob sich dieser, und sah mit einem sonderbaren Ausdruck von Wuth und Apathie in Battista's krebsrothes Antlitz.

Andrea war ein kleiner Kerl, dünn wie ein Windhund, gelb wie eine Olive, aber tüchtig in der Arbeit, wenn es ihm eben Wille war. Andrea lebte in den Tag hinein, wie so viele Menschen, denn er hatte auf der ganzen weiten Erde nichts, was ihm gehörte, keine Eltern, keinen Bruder, keine Geliebte, nichts, als ein scharfes Stilett. Gefürchtet, wie er war von Allen, liebte ihn Keiner, außer dem Barbier vom Dorfe, der sich einen Magister der freien Künste und der edlen Gliederverrenkungskunst nannte, dabei auch das Amt eines Winkeladvokaten und Podestas in Monzi inne hatte. Andrea war ihm ein Kleinod, denn der gewichtige Arm des Knechtes brachte ihm mehr Verdienst, als hundert preßhafte Zähne oder verrenkte Arme. Andrea lieferte ihm pünktlich alle Sonntage ein Dutzend Blessirte, wie etwa ein bloßer Skribar seinem Redakteur alle Wochen ein Dutzend Pasquille und Skandale verabreicht. Dafür bezog der talentvolle Andrea aber auch eine regelmäßige Besoldung, der der Dorf-Chirurg den Namen einer »Provision" beilegte, und weil er so manchen blutigen Kopf lieferte, ging er frei aus mit Pflaster und Verband. Wenn's hoch kam, verdiente dadurch Andrea seine zwanzig Soldi durch diesen Verkehr, denn er raufte und balgte sich mit aller Welt, und wenn man ihn kopfab zehnmal aus der Schänke warf, drang er zehnmal wieder hinein, und warf mit Weingläsern herum, so lang, als es Zeug halten wollte. Alle Strafen waren vergebens, zumal der Chirurg als Richter fungirte, und Andrea kam meist mit einem in's Bockschließen oder Arrest davon. Nur war im Stalle, der zugleich als Gefängniß diente, eine freie Lücke, wodurch Andrea entschlüpfte, und am Heuboden Rausch und Wunden verschlief.

Gemächlich warf der Bursche dießmal den Spaten über die Schulter und schlenderte über die Hausflur.

2.

Andrea schritt über den Hofraum, mit frischem Stroh bedeckt, da trat ihm die wunderhübsche Tochter

seines Brodherrn mit dem Madonnenköpfchen entgegen. Wie der Blitz hatte Andrea Spaten und Hacke weggeworfen und die Zitternde erfaßt, die er trotz Sträuben und Schreien auf die Rosenwangen küßte. Da sprang Battista, der Oberknecht, herbei, und schlug fest auf den kühnen Verbrecher los, daß die Knochen rasselten wie Gliederspulen. Der aber jauchzte im Herzen, denn seit Jahr und Tag hatte er einen Groll erfaßt gegen den bösen Peiniger, dem er ein so schönes Mädchen auch nicht gönnen wollte. Marie schrie, der Oberknecht schimpfte, Andrea warf den Knecht nieder und trat auf ihm herum. Schon war das Gesinde herbeigeeilt, Andrea sah sich wuthschäumend übermannt, seine Zähne knirschten, und ehe man es versah, hatte er sein scharfes Stilett aus dem Busen und warf es nach Battista. Ach! er hatte wohlgetroffen, denn ein heller Blutstrahl sprang empor und färbte die Zuschauer.

„Mord! Bandit! Bindet ihn — Galeerenstrafe —" brüllte Battista.

Die Knechte faßten Andrea, der mit Hand und Fuß um sich schlug und warfen ihn in einen Stall. Die gesammte Dorfjugend sammelte sich vor der niedrigen Stallthüre, und ein einstimmiges „evviva, bravo, bravo!" begrüßte den Gefangenen, der sich wüthend geberdete wie ein gefangener Tiger und gegen die gebrechlichen Mauern rannte. Als aber das Lärmen immer größer wurde, als die Buben selbst zwei Zithermänner herbeibrachten und tanzend Hohnlieder sangen, als alles Wüthen und Schelten nichts half, da warf sich Andrea auf einen Stein, und weinte bitterlich. Die Jungen hörten nichts als ein lauges Schluchzen. Der Abend war mittlerweile herangebrochen, und Andrea bereute bitterlich seine Hitze; da trat Marie herein. Der Gedanke war ihr zu beklemmend, die unschuldige Ursache von Andrea's Verderben zu seyn, der bei all' seinem Jähzorn ein trefflicher Mann war. Sie trat ein, die Blendlaterne unter der buntfärbigen Schürze bergend, und betrachtete mitleidsvoll den Reuigen, der sie mit einer ahnungsvollen Neugierde, ja fast mit der Ehrfurcht betrachtete, die einem höhern Wesen gebührt. Marie trat schüchtern näher. „Andrea, Du weißt, was Dir bevorsteht, denn Battista ist auf den Tod verwundet, und Du hast mir vielleicht dadurch den Bräutigam geraubt. Aber sieh, Andrea, ich will Dich jetzt frei lassen, aber schwören mußt Du mir, schwören bei den Schmerzenswunden der Mutter Gottes, nie wiederzukehren, nie, nie in diese Gegend zu kommen, um Dich an Unschuldigen zu rächen. Andrea, bessere Dich, ich beschwöre Dich darum, bessere Dich, damit ich nicht einst das Leid haben muß, Dich unter den Verbrechern auf der Galeere angeschmiedet zu sehen. Andrea, ich beschwöre Dich!"

Die Stricke lösten sich, mit denen Andrea gebunden war, und die tief in seine Gliedmassen einschnitten. Die Gestalt der Jungfrau hatte etwas Hohes, Erhabenes, indem sie den armen Sünder so sehr ermahnte. Alle andern Leidenschaften wichen plötzlich aus Andrea's Seele; ein Strahl edler, reiner Liebe fiel in sein Inneres, Aug' und Wange klärten sich, als er sprach: „Verzeihe mir, Maria, ich liebte Dich bis zur Raserei, Tod und Verderben hätte ich für Dich getragen. Ich hoffte nie auf Gegenliebe. Maria, ich wagte nie, es zu gestehen — die Zeit drängt — lebe wohl! Mich siehst Du nimmer wieder, o Maria, ich lasse mich anwerben unter den blauen sardinischen Soldaten, ich kann Etwas, vielleicht bring' ich's zum Sergeanten und dann bist Du mein Rettungsengel gewesen. Oder sollte das falsche Kriegsglück mich in seine Wirbel reißen, so treffe mich denn der Tod; mein letztes Wort sey — Maria!"

Des Jünglings Wangen rötheten sich, er war in diesem Augenblicke wirklich schön. Mariens Herz wollte vergehen vor Wehmuth, als sie das nie geahnte Geständniß seiner unglücklichen Liebe vernahm. „Tröste Dich, guter Andrea," sprach sie: „es ist einmal Gottes Wille so, baue auf ihn, und Dir wird wohlgeschehen. Willst Du aber mir noch einen Gefallen erweisen, dann nimm," hier stockte ihre Stimme: „dann nimm diese kleine Börse, es ist mein Erspartes, es sind zwanzig Scudi darin; es ist zwar wenig, aber wenn Du damit gut haushalten wirst, wird es Dir schon Segen bringen. Du wirst wohl kein Geschenk von mir annehmen wollen, aber stelle Dir nur vor, als hätte ich Dir dieses Geld geliehen und Dir zur Rückzahlung überlassen."

Andrea sank dankbar auf die Knie, er preßte ihre Hand an seine bebenden Lippen; noch einmal wollte er ihr in's liebe Auge sehen, und dann für immer entfliehen. Ach, er konnte nicht. „Maria!" rief er schluchzend: „so lebe wohl auf immer und ewig!" Glühend drückte er sie an's pochende Herz und einen flammenden Kuß auf ihre Wange, und fort war er durch Nacht und Nebelgrauen.

Eben zuckte der blasse Morgenstrahl über Monzi, ein kühler Luftzug durchwehte das Dorf. Maria hörte klaffendes Hundgebell. Weit vor der Dorfflur sah sie eine flüchtige Gestalt, die einen Augenblick stille stand, dann, wie es schien, wehmüthig die Arme gegen das Dorf ausbreitete und sodann verschwand. Maria konnte sich eines leichten Schauders nicht erwehren, der sie beschlich, und trat, an allen Gliedern zitternd, wie eine Verbrecherin, in die Hausflur.

(Beschluß folgt.)

Aus der Heimath.

In der »Presse« finden wir folgende Correspondenz aus Klagenfurt, geschrieben im September: Der Ministerialerlaß vom 12. Sept. d. J. belehrt uns, wie bei Durchführung der Grundentlastung im Kronlande Kärnten vorzugehen sey. — Weit entfernt, mich in eine Beurtheilung desselben im Ganzen einzulassen, erscheint es doch nothwendig, über die Art und Weise, wie die Entschädigung für die Veränderungsgebühren ausgemittelt werden sollen, Einiges zu bemerken.

Nach §. 48 in 3 und 4 haben die Dominien des Klagenfurter Kreises von den entzifferten 80 Prozent der ursprünglichen Veränderungsgebühr die Ausgaben für die politische Amts- und Landgerichtsverwaltung jedoch nur in jenen Fällen abzusiehen, wo die Verbindlichkeit hierzu ein Ausfluß der betreffenden Grundobrigkeit als solcher war, und nicht vom Staate den Grundherrschaften übertragen worden ist; im ersteren Falle jedoch nur in so weit, als diese Ausgaben die den Grundherrschaften dafür eingeräumten Bezüge, nämlich die Steuerprozente und Landgerichtsbezüge, überschreiten.

Hiernach bleibt die Frage, ob die betreffenden Dominien als solche zur politischen und Landgerichtspflege gesetzlich verpflichtet waren, oder diese Geschäfte als Delegirte der Staatsverwaltung besorgten, eine schwebende; sie wird weitläufige Erörterungen nach sich ziehen und eine Entscheidung nothwendig machen, während die Entlastung, ungeachtet des an Formalitäten überreichen Normales im allgemeinen Interesse schnell durchgeführt werden soll.

Die Berechtigten müssen dieses um so mehr bedauern, als die Geschichte und alte Verfassung des Landes, so wie die Legislatur Beweise genug an die Hand geben, daß Bezirksobrigkeiten und Landgerichte mit den Attributen einer Grundherrschaft nichts gemein haben; dieß außer Zweifel zu setzen, will ich versuchen.

Nach Vertreibung der Avaren und Unterjochung der Wenden im 8. Jahrhunderte durch Karl den Großen, vertheilte Letzterer das Land unter seine deutschen Siegesgefährten. Die Edlen und Mächtigen erhielten große Strecken und machten sich in selben seßhaft. Die Nothwendigkeit gebot es ihnen, sich des Richteramtes in ihren Gauen zu bemächtigen, so wie auch die bedeutendsten Herrschaften das Bann- und Achtrecht an sich rissen, da sie allein die Mittel hatten, ihre Befehle in Vollzug zu setzen, und die kleinern Besitzungen fremder Adeliger mit bewaffneter Macht zu schützen; regierten ja selbst die deutschen Kaiser von einer Besitzung zur andern wandernd, von denen sie den Unterhalt bezogen!

In diesem jus gladii wurden erstere von den Kaisern ausdrücklich bestätiget, auch ähnliche Rechte in der Zeitfolge mächtigen Großen, Städten und Märkten als eine besondere Auszeichnung verliehen, was unter andern bei der Herrschaft Haimburg in neuerer Zeit der Fall war.

In dem Freiheitsbriefe König Friedrichs vom Jahre 1444 ist Nachstehendes wörtlich enthalten: »Von den Landgerichten wegen in Kärnten meinen wir, daß die nicht ferner greifen, als unsere Landleute daselbst Gnad, Freiheit und Landbrief innhält, und von Alters hergekommen ist, als uns auch von der ehrgenannten Landschaft fürbracht ist.« Aehnliche Bestätigungen dieses Privilegiums von Seite der spätern Regenten führet die goldene Bulle Kärntens noch mehrere auf, so wie auch die Caroliniſche Halsgerichtsordnung vom Jahre 1532 die Landgerichtsherren ermahnet, solche Gerichte in eigener Person zu besitzen, weil selbe dem Adel und Aemtern zu Ehren gereichen.

Die Theresianiſche Halsgerichtsordnung von 1769 verurtheilt jene Landgerichte, wo der peinliche Proceß vollführt wurde, und welche dort die peinliche Gerichtsbarkeit aus eigener Blutbanngerechtigkeit ausüben, zur Tragung der Processkosten, welche Thatsachen es wohl hinreichend darthun, daß die Bann- und Achtsgerichtsbarkeit ursprünglich als eine Herrlichkeit verliehen worden sey.

Wird ferners in Betrachtung gezogen, daß ob des summarischen, durch die Tortur unterstützten Verfahrens die Prozedur sehr kurz war, die meisten Strafen auf Tod oder Geld hinausliefen, und die bestandenen Tornistrations-Strafen in fleischlichen Vergehungen und Ehebruchsfällen sämmtliche Landgerichtslasten bis 7ten April 1786 mehr als gedeckt haben, so hat sich die Landgerichtsverwaltung viele Jahrhunderte hindurch als eine Ehrensache, keineswegs aber als eine Last herausgestellt.

Erst durch die milderen Gesetze, die langsame Prozedur und langjährigen Kerkerstrafen erreichten die Kosten eine Höhe, daß sie die Renten vieler Herrschaften absorbirten. Manche sind darum der Sequestration verfallen, die Klagen wurden allgemein, der Klagenfurter Kreis suchte wiederholt um Gleichstellung mit dem Villacher Kreise an, allein vergeblich; es hieß immer: der sich eines landesherrlichen Privilegiums erfreue, könne sich auch der damit verbundenen Auslagen nicht entschlagen.

Im Klagenfurter Kreise befinden sich 33 Landgerichte, die zugleich Bezirksobrigkeiten, und in freie, dann nicht freie eingetheilt sind.

In die politische Verwaltung übergehend, gehört die Eintheilung Kärntens in Burgfriede der dunkeln Vorzeit an, und schreibt sich von der Zeit her, wo der Landadel noch sehr zerstreut auf seinen — oft kleinen Gütern hauste. — Es gab deren zur Zeit der Josephinischen Steuerregulirung im Klagenfurter Kreise 79; sie sind meistentheils klein, denn einige zählen kaum 60 bis 100 Seelen, welche nach und nach mit den bedeutenderen Herrschaften vereiniget wurden, so wie z. B. der Stiftsherrschaft St. Paul 6, St. André 5 und dem Rentamte Bisthum Lavant 4 Burgfriede inkorporirt sind, allein ihre Namen und Abgrenzungen leben wenigstens in den alten Urbarien und Protokollen fort.

Ursprünglich hatten alle gleiche Rechte und Pflichten; erst im Jahre 1777 kommen Realburgfriede vor, und es sind dieses nach der Kurrende vom 6. Nov. 1777 jene, welche einen größern Umfang enthalten, einem Geabelten gehören, und ihren eigenen Burgfriedsverwalter haben, im Gegensatze zu den Personalburgfrieden, deren Umfang sich nur auf das Schloß und die eigene Meierei erstreckte. Letztere benöthigten keiner Beamten, hatten folglich auch keine Lasten, Real-Burgfriede aber waren ein Vorrecht des Adels, was aus obiger Kurrende klar hervorgeht. — Die Geschichte lehrt uns ferner, daß die Burgfriede, jetzt Bezirksobrigkeiten genannt, von der Staatsverwaltung sehr

wenig in Anspruch genommen worden seyen, und viele Lasten, welche denselben jetzt zugewiesen sind, nur die Grundherrschaften zu tragen hatten.

Schon im Jahr 1700 mußten dieselben 208 gesattelte Kürrassier- und 104 Dragonerpferde, später 1013 Mann Fußvolk stellen, welche sie nach der Bezaßung vertheilten, und eben so in der Folge vorgegangen sind. Zu der durch die Patente vom 23. August und 29. Sept. 1753 geforderten Landmiliz von 1500 Mann mußten die Dominien ihre Unterthanen und deren erwachsene Söhne beschreiben, und als durch Weiteres vom 21. März 1771 die Werbbezirke eingeführt wurden, erfolgte die Repartirung der Rekruten ebenfalls auf den Grundherrschaften, und erst die neue durch Kurrende vom 25. Juni 1777 angeordnete Konskription mußte durch die Landgerichte und Real-Burgfriede vorgenommen werden.

In der Folge gingen diese Geschäfte an die Bezirksobrigkeiten über, und sind noch bedeutend vermehrt worden, z. B. durch die Publikation der Verordnungen, Beobachtung derselben, Militär-, Polizei- und Gewerbsgegenstände, Jurisdiktion bei schweren Polizeiübertretungen, Erhaltung der Bezirksstrassen, Ausarbeitung des Steuerprovisoriums, Einhebung der landesfürstlichen Steuern und durch mehreres Andere, wodurch sich der frühere Wirkungskreis der Werbbezirks-Commissariate jedoch auf Kosten der Rentkassen gewaltig geändert hat. Noch muß hervorgehoben werden, daß es in Kärnten keine geschlossenen Dominikal-Territorien gibt, folglich die Besorgung der so wichtigen politischen Geschäfte nur einzelnen Dominien übertragen werden konnte.

Im Klagenfurter Kreise gibt es 407 Grundherrschaften, zugleich Ortsgerichte, und ersteres könnte nicht der Fall seyn, wenn die politische Amtsverwaltung eine Folge des grundobrigkeitlichen Verhältnisses wäre.

Die angeführten Landgerichte und Real-Burgfriede haben also für so viele Dominien, wenn die Verpflichtung gesetzlich auf sie fiele, eine lange, sehr drückende Last getragen, und es würde gegen alle Gerechtigkeit verstoßen, dieselbe durch den Entgang der Entschädigung für die Veränderungsgefälle zu verewigen, dieß um so mehr, als ihre Unterthanen in verschiedenen Bezirken, Kreisen, ja selbst in andern Kronländern seßhaft sind. Alle frühere Bezüge der Landgerichte und Bezirksobrigkeiten wurden übrigens den ohne Entschädigung aufgehobenen Giebigkeiten eingereiht, und zwar, wie ich der Meinung bin, nach dem Rechtsgrundsatze: accessorium sequitur principali; dieses sollte bei den bestehenden Verhältnissen auch genügen.

Die peinliche, so wie die übrige Gerichtspflege ist ein unveräußerliches Recht des Monarchen, in diesem Sinne hat sich auch unsere Reichsverfassung ausgesprochen; — die damit betrauten Dominien konnten sie folglich nur im Namen desselben, d. i. im Delegationswege ausüben, was ich gestützt auf unsere Geschichte und Landesverfassung nachgewiesen zu haben glaube.

J. S.

Notizen.

— Ueber Feldmarschall-Lieutenant Dahlen bringt der „Lloyd" nachstehende biographische Skize: Feldmarschall-Lieutenant Franz Dahlen Ritter von Orlaburg ist im Jahre 1780 zu Orlat in Siebenbürgen geboren, trat in seinem siebenzehnten Jahre als Cadet in das Inf.-Reg. Graf Mitrowsky Nr. 40, wurde im März 1799 zum Fähnrich, und im Oktober desselben Jahres zum Unterlieutenant befördert, und machte den Feldzug vom Jahre 1799 in Italien mit, wo er leicht verwundet wurde. Im August 1805 zum Oberlieutenant im Regimente, im Februar 1809 zum Capitänlieutenant bei Erzh. Ludwig Infant. Nr. 8, und 2 Monate später zum wirklichen Hauptmanne befördert, war Dahlen während des Feldzuges von 1809 (mit dem Regimente) beim 4. Armeecorps unter FML. Fürst Rosenberg, und wohnte in gleicher Eigenschaft auch dem Feldzuge gegen Rußland im J. 1812 bei. In dem Feldzuge 1813 und 1814 war Dahlen mit seinem Regimente bei der Armee in Deutschland unter FZM. Graf Gyulai, und zeichnete sich in der Schlacht bei Leipzig derart durch persönliche Bravour aus, daß er unter denen, welche durch unmittelbare Beförderungen belohnt wurden, genannt wird; er wurde zum überzähligen Major im Regimente ernannt. Vom Kaiser von Rußland erhielt der Major Dahlen den St. Annen-Orden der zweiten Classe, und ward auch im J. 1814 zum Gen.-Comm.-Adjutanten im Venetianischen ernannt, im J. 1819 in gleicher Eigenschaft zum Generalcommando in der Lombardie, im darauffolgenden Jahre zum Inf.-Reg. Bar. Waquant Nr. 62 übersetzt, und im April 1821 zum Oberstlieutenant in seiner Anstellung befördert. Während des Feldzuges gegen die piemontesischen Insurgenten 1821 war Dahlen Gen.-Adjutant bei dem FML. Grafen Bubna, wurde nach der erfolgten Räumung dieses Landes bei dem Inf.-Reg. Sr. Julien Nr. 61 eingetheilt und übernahm wieder die Functionen eines Gen.-Com.-Adjutanten in der Lombardie, nachdem er in Anerkennung seiner geleisteten Dienste das Commandeurkreuz des herz. Parma'schen Constantin-St. Georg-Ordens und das Ritterkreuz des kgl. sard. Sr. Mauritius-Lazarus-Ordens erhalten hatte. Im Juli 1825 zum Obersten und Reg.-Commandanten bei dem Inf.-Reg. Bar. Geppert Nr. 43 ernannt, bekleidete Dahlen diese Stelle, mit dem Stabe seines Regimentes, theils in Kaschau, theils in Zara gelegen, nahe an sieben Jahre, ward im Juni 1832 zum Generalmajor befördert, kam als Brigadier nach Italien, wurde im J. 1839 in gleicher Eigenschaft nach Croatien übersetzt, mit dem 10. April zum Feldmarschall-Lieutenant und Divisionär in Galizien, im J. 1843 zum zweiten Inhaber des Inf.-Reg. Großh. von Baden Nr. 59 ernannt, und in gleicher Eigenschaft nach Croatien übersetzt. Im J. 1846 war er Cordons-Obercommandant in Carlstadt, und später Divisionär in Agram. Im J. 1848 machte Dahlen den Marsch über die Drave unter FZM. Jellachich mit, und blieb während der eben so historisch merkwürdigen, als romantischen Züge des Banus als Commandant der Reserven in Croatien und Slavonien zurück, welche Länder er gegen die Einfälle der magyarischen Corps unter Perczel vertheidigte. Er wohnte zwar dem Feldzuge unter FML. Nugent Anfangs bei, kehrte aber wieder auf seinen Posten nach Agram zurück; neuestens folgte er dem Rufe Sr. Majestät des Kaisers nach Wien, wo er die Stelle eines Präsidenten des obersten Militärgerichtshofes bekleidet.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 87. Klagenfurt, Dinstag den 30. Oktober 1849.

Willkommen in der Heimath.

Die Trommel schallt, Gewehre blinken,
Wie einer Krone Silberzinken
Den fernen Waldessaum entlang, —
Zum Herzen dringt ein Zauberklang:
Der theuern Heimath weiche Töne, —
Es sind des Landes tapf're Söhne,
Es ist die kleine Heldenschaar,
Bei Hatvan steht ihr Sieg'saltar.

Wie auch die Batterien krachten,
Der Feind sah' Euch den Tod nicht achten,
Und zollte Euch Bewunderung,
Trotz innerer Erbitterung;
Es galt den eing'gen Weg zu sperren,
Und kühn die Brücke zu zerstören,
Nicht eh' zu weichen von der Bahn,
Und gält' es auch den letzten Mann!

Was Ihr gestrebt, es ist gelungen,
Von Pflicht und Ehrgefühl durchdrungen
Habt Ihr vollführt, was Euch vertraut,
Ein ew'ges Denkmal Euch erbaut,
Das in der Schlachten blut'gem Kranze
Fort leuchten wird mit hehrem Glanze, —
Wenn lang schon Euer Staub verweht,
Die That im gold'nen Buche steht.

Und heller strahlt Carinthia's Treue
Durch ihrer Kinder blut'ge Weihe
Im heißen Kampf für alt'es Recht,
Für Habsburg's herrliches Geschlecht;
D'rum bringt sie auch mit Freudentönen
Den heimgekehrten Alpensöhnen —
Der auserlesnen Kriegerschaar
Ein herzliches Willkommen dar.

Willkommen hallt's von Hoch und Nieder,
Auch Eure wackern Heldenbrüder —
Die Braosten in der Braven Reih'n
Im Süden — stimmen jubelnd ein;
Euch Alle ziert des Lorbers Krone,
Ihr lebt zum wohlverdienten Lohne
Durch Lied und Clio's heil'ges Wort
Im Mund' der fernsten Enkel fort!

Klagenfurt, am 28. Oktober 1849.

J. M. M.

Vaterländische Literatur.

Mit aufrichtigem Vergnügen machen wir unsere freundlichen Leser auf ein dem heimathlichen Boden in jüngster Zeit entsprossenes literarisches Produkt aufmerksam.

Der hochw. Herr Propst, Dechant und Stadtpfarrer zu Friesach, Franz Lorenz Hohenauer, übergibt den Freunden unseres schönen Vaterlandes, welches im Mittelalter durch Größe und geschichtliche Bedeutenheit eine so hervorragende Stellung einnahm, seine neueste wissenschaftliche Leistung als

Kurze Kirchengeschichte von Kärnten.
(Klagenfurt, 1850.)

Der würdige hochverdiente Hr. Verfasser, dem Kärnten schon viele sehr anerkennenswerthe Beiträge zu seiner Kirchen- und Profangeschichte verdankt, dessen vorletztes Werk, die „Monographie der Stadt Friesach" — auch Seitens der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften (akademischer Sitzungsbericht vom 5. Jänner 1848) eine ehrenvolle Erwähnung fand, bringt durch die vorliegende Schrift denn oft und wesentlich gefühlten Mangel einer kirchlichen Topographie Kärntens eine sehr erwünschte Abhilfe, indem er reiche, wohlgeordnete Beiträge zu selber liefert, und hat somit auf die dankbare Anerkennung der Kärntner und aller Freunde unserer vaterländischen Geschichte wohlerworbenen Anspruch.

In der bescheidenen Vorrede, welcher eine vorwortliche Einbegleitung von dem Direktor des kärntnerischen Geschichtvereins, Herrn Gottlieb Freiherrn v. Ankershofen, vorangeht, nennt der Herr Verfasser — sein eigenes, großes Verdienst bei Seite setzend — die Quellen, aus denen er seine Mittheilungen zum Theile schöpfte, und gibt darin den Beweis, daß er Nichts unbenützt ließ, wodurch seine Schrift, bei möglichster Compendiosität, an Reichhaltigkeit und Gediegenheit gewinnen konnte.

Eine dankenswerthe Beigabe ist das wohlgetroffene, gut ausgeführte lithographische Bildniß des edlen Mäcen's unseres Alpenlandes, des unvergeßlichen Cardinal-Fürstbischofes von Gurk, weiland Franz Altgrafen zu Salm-Reiferscheid.

Die typographische Ausstattung des Werkes, welches einen Oktavband von 387 Seiten umfaßt, und im Verlag der Sigmund'schen Buchhandlung (Eduard Liegl) hier um den billigen Preis von 1 fl. 30 kr. zu haben ist, läßt nichts zu wünschen übrig.

G —.

Andreas Massena.

(Beschluß.)

3.

Den andern Morgen gab es viel Lärm in Monzi. Die Dorfjungen waren gekommen, den verwegenen Banditen abzuholen, und ihn gegen Nizza abzuführen, aber sie fanden zu ihrem mächtigen Erstaunen seine Stätte — leer. Der Dorfchirurg und Podesta aber hatte schon früher gesprochen: „Unkraut verdirbt nicht, und den Teufel binden keine Mauern.“ Die Meisten waren froh und meinten, irgend Jemand werde dem Taugenichts schon den Garaus machen. Schon hatte man zwei Jahre nichts mehr von ihm gehört, auch Signor Battista hatte ihm sein Gedenkzeichen vergessen, denn der Dorfchirurg hatte ihn trefflich geheilt und Maria ihm Hand, Herz und Bauerngut zugebracht.

Signor Battista war ein stattlicher Mann geworden, er hatte den groben Bauernkittel mit feinem Tuche, die hölzernen, pfundschweren Schuhe mit feinen Bastschuhen, die Strümpfe mit einem artigen Filzhute vertauscht, und saß eben vor dem Kaminfeuer, seinem erstgebornen Sohne Aepfel zu reichen, während er, Einen eben neugebornen, freudig Glied vor Glied betrachtend, vor Freude außer sich war.

„Evviva!“ schrieen die Gäste draußen, und man lösete Pöller zu Ehren des reichen Meierherrn. Da tönten Schüsse herein, und eine festliche Musik war laut; als aber die Erstaunten Thüre und Fenster öffneten, da kamen die Anhöhe vor Monzi herab zwei Compagnien sardinischer Chasseurs. Hell glänzten ihre Waffen im Abendgolde, und die flimmernden Federbüsche fielen den Mädchen von Monzi gar anmuthig in die Augen. Es war Einquartierung. Die Soldaten ließen sich's wohl seyn, und die jungen Bursche im Dorfe hatten ihr Ach und Wehe daran.

In Battista's Haus trat ein feiner Jäger-Sergeant. Es war — Andrea. Für Battista war das allerdings eine hohe Standesperson, und er nahm den nun so anstandsvollen Krieger willkommen in seinem Kreise auf. Wie sehr geschmeichelt, wie hoch geehrt glaubte er sich aber, als Andrea um die Ehre bat, des Kindes Pathe seyn zu dürfen. Und als er nun vollends neben zwanzig bescheidenen Scudi zehn Zechinen einband, da war des frohen Jubels kein Ende, und los war's im ganzen Dorfe wie ein Feuerwerk. Die jungen Bursche drängten sich, den feinen Waffenrock des ehemaligen Knechtes, die Mädchen seine feine Sitte, seinen Anstand zu bewundern. Mancher gefiel der schöne Jüngling ausnehmend, und Alle hätten ihn zum Liebhaber besitzen mögen.

Andrea blieb acht Tage in Monzi und hielt täglich Maria's Vater zechfrei in der Weinschänke, dann trat er vor sie und sprach: „Geht mir's einst noch besser, liebe Maria, dann will ich Dir noch tausendmal dankbarer seyn.“

Alle Dorfbewohner begleiteten seine Compagnie, und als er um die letzte Anhöhe schwenkte, da flatterten Bänder und Tücher, und es erscholl ein einstimmiges „Evviva!“ Noch ein halb Jahr später sprach man von nichts, als Andrea, dem Sergeanten.

4.

Eben war die Hydra des Krieges von Neuem entfesselt. Blutig war das erste Lustrum des neunzehnten Jahrhunderts an der Menschheit vorbeigegangen. Die Franzosen kämpirten gegen die tapfern, hochherzigen Oesterreicher. Der Abend schien auf die weißen Lagerzelte. Ein Spion ward ausgeführt, um erschossen zu werden. Der junge Mann war standhaft und tröstete seine Mutter, die heulend Haare und Wange sich zerriß. „Mutter!“ sprach der Jüngling: „warum mögt Ihr nur weinen? Wißt Ihr's doch, daß ich unschuldig bin, und besser unschuldig sterben, als schuldig leben!“

Aber Maria schrie, denn sie war's: „Habt Erbarmen mit meinem Sohne, er ist unschuldig. Er wollte nur in's Lager gehen und fragen, ob sein Pathe Andrea nicht unter Euch sey, denn er habe gehört, daß er französische Dienste genommen habe. O Mörder, Ihr seyd keine Menschen, Blutmenschen, Tiger.

Haltet ein, um Gottes Willen haltet ein, bis ich zu den Füßen des Generals um Pardon gebeten habe.»

Ein donnerndes Gelächter war die Antwort. »Vorwärts!» commandirte der Führer, da riß die Mutter, eine gereizte Löwin, dem Einen der Soldaten das Seitengewehr weg, und verrtrat dem Zuge den Weg. Schon wollte der Zug sich über die Wehrlose werfen, als ein donnerndes »Halt» Alle lähmte.

Auf hohem, weißem Rosse, in blinkender Uniform, hielt der Feldmarschall. Ihm folgten in ehrerbietiger Entfernung die Offiziere. »Was gibt's hier?» fragte barsch der Commandant.

»Dieses Weib hier hat, Kriegsrecht und Sitte verletzend, uns wehren wollen, den Burschen da zu erschießen, der heute die Zelte umschlich, um irgend Etwas auszukundschaften.»

»Wo ist die Mutter?» fragte der General. Sie trat hervor.

»Maria!» rief Massena überrascht. Aber auch sie hatte Andrea, den Knecht, den Sergeanten, bereits erkannt.

»Laßt den Burschen los!» commandirte der Feldherr.

»Aber Maria, sprich, wie bist Du hierher gekommen?»

Die Meierin konnte vor Ehrfurcht das Auge nicht aufschlagen.

Massena zog die Leidende an's Herz und sprach zu den Offizieren gewendet: »Diese hat mir das Leben gerettet, meine Herren. Man ehre sie.»

Ein Murmeln der Bewunderung tönte von den Lippen der glänzenden Herren.

Alles drängte sich herbei, der Retterin des tapfern Feldherrn Achtung zu bezeugen.

Abends war ein glänzendes Diner beim General. — Maria hatte den Ehrensitz inne. Nach Tische fand sie auf ihrem Gedecke eine Börse mit 20,000 Dukaten. Der Feldherr reichte ihr die Hand und sprach: »So ehrt die Tugend Andreas Herzog von Massena, Reichs- und Feldmarschall von Frankreich!»

Fr. A. Grüner.

Der Föderalismus in Oesterreich.

Man würde den großen Kampf unserer Zeit schlecht begreifen, wenn man annehmen wollte, es sey der Kampf der Demokratie mit dem Absolutismus; wäre dem so, dann könnte es in Frankreich, wo man an der Grenze demokratischer Experimente angelangt ist, keine politisch weiter strebenden Partheien mehr geben.

Der wahre Kampf, der sich freilich allenthalben in andere Formen kleidet, ist zwischen den Bekennern des Grundsatzes der Centralisation und jenes der Föderation entbrannt. Namentlich hat uns ist diese Zerklüftung der leitenden Ideen so offenbar geworden, daß kein unbefangenes Auge sie übersehen kann.

Aber auch der Sieg scheint fürderhin nicht zweifelhaft; die gesetzliche Ordnung ist in Europa allenthalben hergestellt worden. War es bloß der mechanische Druck der Bajonette, welcher ein so großartiges Resultat bewirkte?

Nimmermehr! Europa hat begriffen, daß die föderativen Ideen, wenn sie anders nicht auf ein bescheidenes Maß zurückgeführt werden, seinen Zuständen nicht entsprechen. Föderativverfassungen stehen jedenfalls auf einer untergeordneten politischen Entwicklungsstufe und das Beispiel der unausgewachsenen amerikanischen Freistaaten erfreut sich in Betreff unserer Zustände nicht der geringsten Anwendbarkeit.

Das Argument, dessen sich die österreichischen Föderalisten mit besonderer Vorliebe bedienen — unseres Wissens auch das einzige, welches sie einigermassen geltend machen können — besteht darin, daß bei der Verschiedenheit der Sitten, Gewohnheiten, Anschauungsweisen und Bildungszustände eines jeden Volksstammes jedem selbst es am besten überlassen werde, sich organisch aus sich zu entwickeln.

Daß diese Theorie eben wegen der zum Grunde gelegten Verschiedenheit im Laufe der Zeit die buntesten, widersprechendsten Entwicklungsformen produciren müßte, liegt auf der Hand. Einen Großstaat Oesterreich könnte es fernerhin nicht mehr geben, und fremde Interventionen würden dem ziellos umherschwankenden Föderativstaate ein baldiges Ende machen. Das innerhin zähe Provinzialinteresse würde mit den Nationalitäten in argen Hader gerathen; die großentheils noch herrschende politische Unreife würde verwirrend hinzutreten und ein Chaos erzeugen, desgleichen nicht da war, seit Weltgeschichte geschrieben wird.

Woher mag es kommen, daß eine so bodenlose Theorie immerdar noch ihre Vertreter findet? Wir sind geneigt diese Erscheinung einem doppelten Grunde beizumessen. Wir verkennen fürs Erste nicht, daß sich in Oesterreich bis zum März v. J. großes, tiefes Mißtrauen herausbildete, dessen Rückwirkungen auch jetzt noch fühlbar sind. Allein wir schreiben Vieles von Dem, was in föderalistisch oppositioneller Richtung geschieht, auf Rechnung kenntnißloser und ungewissenhafter Partheimeinchen, die bei der von ihnen angestrebten »Föderativstaaterei» sich und ihr mäßiges Talent zur Geltung bringen möchten. Ohne Cäsars Genie wollen sie gleichwohl die Ersten im Dorfe seyn.

Die Regierung aber fahre fort, wie sie begonnen, das Band der Einigung um das Haupt der Provinzen und Nationen zu schlingen, die zahlreich auftauchenden Gegensätze möglichst zu begleichen, die Freiheit in Oesterreich dauernd zu organisiren und vor Allem zu hindern, daß die sonst so liebenswürdige Idee der Gleichberechtigung nicht in ihr Gegentheil, in Auflösung und Separatismus umschlage.

Der größte Theil des Volkes steht ihr vertrauend zur Seite.

Wien, am 25. Oktober 1849. △

Bemerkungen

über die Sprachenfrage in der österreichischen Monarchie.

Wer die Geschichte Oesterreichs seit den Märztagen 1848 bis jetzt mit dem prüfenden Auge des Forschers beobachtet, erhält die Ueberzeugung, daß, so verschieden auch die Ansichten Berufener und Unberufener über die Lage der Dinge waren, es eigentlich nur zwei Partheien mit bestimmt ausgesprochener Absicht gab, nämlich jene, welche eine österreichische Monarchie wollten, und jene, welche dieselbe nicht wollten. Um der Ersteren Fahne sammelten sich alle Jene, deren erste Aufgabe es war, vor Allem dahin zu wirken, daß der Staat in seinem vollen Umfange um jeden Preis erhalten werde, die andere Parthei strebte, dem Prinzipe der Nationalität huldigend, dahin, wo sie verwandte Stämme fand; die Führer dieser Parthei waren zwar im Unklaren, was sie wollten, obgleich sie in ihrem Innern sich recht gut dessen bewußt waren, was sie nicht wollten — die Einheit Oesterreichs. Die Freiheit, als größere oder geringere Abhängigkeit von fremdem Willen betrachtet, ist ein unbestimmter Begriff; wir wollen daher hier mit dem Worte Freiheit den Inbegriff jener Rechte bezeichnen, die dem Staatsbürger verfassungsmäßig zustehen, deren Summe nach der Wandelbarkeit der Verhältnisse größer oder kleiner werden kann. Die Einheit hingegen ist etwas Abgeschlossenes, Bestimmtes und die erste Bedingung eines Staates, der ohne sie unmöglich ist; es ist kein Zweifel, daß bei einer Collision der Einheit und der Freiheit letztere der ersteren weichen muß, ja im Drange der Umstände auf Null reducirt werden muß, um nur die wesentlichste Grundbedingung eines Staates, die Einheit, zu retten. Diese besteht nun darin, daß die Regierung aller Theile des Staates von einem Punkte nach gleichen Gesetzen ausgehe, daß ein Heer die Grenzen wahre, daß alle Bürger im gerechten Verhältniß an den Staatslasten tragen. Was nun diesem angestrebten Ideale hinderlich ist, muß ohne Schonung beseitiget werden. Wenn wir nun das zuletzt Gesagte auf die Sprachverhältnisse der österreichischen Monarchie anwenden, dürfte sich Folgendes ergeben.

Das Wünschenswertheste ist freilich, wenn das Band einer gemeinschaftlichen Sprache die unermeßliche Mehrheit aller Staatsbürger verbindet, wie in Spanien, Frankreich. Bei der so mannigfachen Verschiedenheit der Sprachen in der österreichischen Monarchie bleibt für jetzt nur übrig, sich einem solchen Zustande möglichst zu nähern. Es muß aus den vorhandenen Sprachen eine gewählt werden, welche als Regierungssprache in gewisser Beziehung die herrschende anerkannt wird; daß, mit Ausschluß der Lombardie und Venedigs, im ganzen übrigen Umfange der Monarchie nur die Deutsche die herrschende seyn kann, ist klar! — Welch ein Sturm nationaler Eifersucht namentlich bei den Slaven gegen ein solches Ansinnen erhoben werden wird, ist mir wohl bekannt, man wird mir das Prinzip der Gleichberechtigung als ein Palladium entgegen halten, hinter dem jeder Stamm, ja jedes Stämmchen seine Nationalität zu wahren berechtigt sey! — O ja ein schönes Wort ist die Gleichberechtigung, wenn mit der Dekretirung derselben in sprachlicher Beziehung etwas gewonnen wäre, man beschließe z. B. die Sprache der Slovaken ist gleichberechtiget mit jener der Deutschen, ist dadurch das unermeßliche Uebergewicht letzterer in jeder Beziehung aufgehoben? — sie bleibt eine Weltsprache, erstere immer nur die eines verhältnißmäßig kleinen Stammes. Die Sprache selbst ist nur ein Mittel der Bildung, wäre es nun vernünftig, auf weitem Umwege zu einem Ziele zu gelangen, was sich auf geradem Wege unendlich früher erreichen läßt? Welche unter den slavischen Sprachen der Monarchie hat eine Literatur, die sich mit jener der Deutschen auch nur entfernt vergleichen ließe? Wozu auf eigenem Boden etwas aufziehen, was mir der Nachbar als reiche Frucht mit vielem Vergnügen um'sonst spendet? Warum der Regierung ihren ohnehin dornenvollen Weg noch dadurch erschweren, daß man von ihr die Kundmachung der Gesetze in Dialekten verlangt, deren Ausdrücke von Philologen künstlich geschaffen, selbst dem Gebildeten, geschweige dem gemeinen Manne unverständlich bleiben. Damit mag wohl der Nationalitätseitelkeit geschmeichelt werden, für die höchste Forderung des Staates, die Einheit, ist dieß Beginnen wenig förderlich. Dort wo bisher die deutsche Sprache die Amtssprache war, soll sie es ferner bleiben, wo es aber nur immer thunlich ist, soll sie möglichst eingeführt werden, und wenn die Slaven, wie sie vorgeben, wirklich die Einheit Oesterreichs anstreben, so mögen sie ihr ein Opfer bringen, allerdings ein großes Opfer — in Amtssachen ihre Sprache der deutschen unterordnen. Man kann, wie der Schreiber dieser Zeilen ein Kenner und Freund slavischer Sprache seyn, dabei aber die Ueberzeugung haben, daß die Einheit Oesterreichs gebieterisch fordere, die deutsche Geschäftssprache, wo sie bereits besteht, nie zu beirren, allerdings aber nach Möglichkeit zu verbreiten. Wer den Grundsatz nicht anerkennt, daß der Staat über den Nationalitäten stehe, der will auch die Einheit der Monarchie nicht; wer den Zweck will, muß auch das Mittel wollen. Die Zeit, die für die Ausbildung der Dialekte verloren geht, hätte Nützlicheres bringen können, ich sehe keinen Vortheil für die Einheit der Monarchie darin, daß sie in einer Reihe von Jahren vielleicht zwölf Amtssprachen erstehen sehen wird. Wohlwissend, welchen Sturm entgegengesetzter Meinungen ich damit hervorrufe, spreche ich meine Ueberzeugung dahin aus: „Es gibt nur einen Weg zu Oesterreichs Größe, und dieser ist seine möglichste Germanisirung."

Klagenfurt, am 23. Oktober.

Carl Hock.

Notizen.

— Das über 9 Fuß hohe, vom Professor Rietschel in Dresden gefertigte Modell einer Statue Lessings, welches einige Wochen in Braunschweig ausgestellt war, ist ein geniales, in jeder Hinsicht vollendetes Kunstwerk. Den Guß der Bronze-Statue besorgt Herr Howard, Inspektor am Museum und Lehrer der Bildhauerkunst am Kollegium Carolinum. Das Denkmal selbst wird, was Werke der Skulptur betrifft, die schönste Zierde Braunschweigs bilden.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 88. Klagenfurt, Dinstag den 3. November 1849.

Reactionsstimmen der wahren Freiheit.

Erste Decade.

1.

Was ist des Frei'sten Freiheit? — Recht zu thun.
Goethe.

2.

Weh', wenn sich in dem Schooß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhilfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt. —

Freiheit und Gleichheit! hört man schallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr',
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden zieh'n umher.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu,
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei. —
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn. —
Weh' Denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leih'n!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden,
Und äschert Städt' und Länder ein. —
Schiller.

3.

Möge der Himmel Männer erwecken, würdig des Rufes der Zeit; denn unsere Politik macht Schande den Menschen, und Engel müssen darob weinen. — Das Schicksal schenkt in jedem Jahrhundert der Menschheit eine Stunde zur Wiedergeburt — diese Stunde ist eine Revolution — und die Menschen verscherzen sie, indem sie sich gegenseitig zerfleischen; sie weihen der Rache die Stunde, die Gott ihnen gab zur Wiedergeburt und zum Fortschritt. —
Lamartine.

4.

Ich, welcher nie das Knie vor Jemanden gebeugt, vor dem Volk thue ich es nun, um von ihm ein wenig Mitleid für Italien zu erflehen? Ich beschwöre es, sich nicht verführen zu lassen, und nicht gleich dem ersten besten Schreier nachzulaufen, welcher auf öffentlichem Platze von einer Bank herab ihm schmeichelt und ihm von Freiheit vorschwatzt, die ärger wäre als Sklaverei, von Unabhängigkeit, welche die Ordnung unmöglich macht, von Volkssouverainetät, welche ewig das Spielzeug war, womit Ehrgeizige sich auf Kosten des Volkes erhoben haben. — Diejenigen, welche der Regierung hilfreiche Hand leisten, nicht um zu tödten oder zu verwunden, aber um die Ordnung herzustellen, um die in den Grundpfeilern erschütterte Gesellschaft aufrecht zu halten, sie würden — sagt man — wenn sie gehorchten, sich mit dem Blute ihrer Brüder beflecken! — — Dergleichen Dinge, und noch viel ärgere, werden öffentlich gesagt und gedruckt; man flüstert sie sich gegenseitig in die Ohren, von einem Ende Toskana's zum andern wiederholt man sie, damit jedes Gemüth verderbe, damit jeder Arm erschlaffe, damit die Regierung verlassen werde und falle; — dann, im allgemeinen Wirrwarr, dann kämen die Retter der öffentlichen Ordnung, um die Macht, die zu Boden gefallen, an sich zu reißen. — In Italien gibt es nur ein Rettungsmittel, und zwar: daß Könige, Völker und Priester wieder Christen werden; jetzt, wo jeder göttliche Gedanke von ihnen entschwunden, ist Italien nur noch das leidenschaftliche Weib, ehrgeizig ohne Kraft, zügellos ohne Freiheit, zornig gegen die Feinde und von ihnen nicht gefürchtet, den Freunden verdächtig und von ihnen nicht geliebt; — jede Kraft, jeder Muth, jede Liebenswürdigkeit ist von ihnen gewichen.
Massimo d'Azeglio.

5.

Was denkt man sich heutzutage unter Republik? — Man könnte wohl sagen: das, was jedem am meisten paßt, den Gipfelpunkt des individuellen Freiheitsgenusses. — Freiheitsgenuß ist es, was die politischen Wollüstlinge unserer Tage anstreben; der Erfüllung der Freiheitspflichten, der strengen Zucht und Regel, der Unterwerfung des Individuellen zu Gunsten des Gesammtlebens, würden sie nicht so trunken zueilen. — Republik gilt heute als weitester Raum für die Freiheit des individuellen Beliebens, und macht die Schwäche der Obrigkeit, jenem Belieben gegenüber, beinahe zur conditio sine qua non. — Die Schönthuerei mit der Republik ist nur ein anarchischer Kitzel. — Republik ist ein Rahmen, in welchen seiner Leerheit wegen jeder gerade das Bild einsetzen kann, das seiner Phantasie oder seinem Interesse am meisten zusagt, und während alle dasselbe Wort nennen, meint jeder vielleicht eine andere Sache. —

Ufedom.

6.

Doch nicht nur unter Denen, welche um die Verschwörung wußten, herrschte ein böser Geist, sondern überhaupt der ganze Pöbel begünstigte aus Neuerungssucht Catilina's Unternehmungen, und dieß zwar, wie mir däucht, seiner Denkweise gemäß. Denn so ist es allezeit im Staate, daß die, welche kein Eigenthum haben, die guten Bürger beneiden, Schlechte emporheben, das Alte hassen, Neues herbeiwünschen, daß sie aus Unzufriedenheit mit ihrer Lage auf allgemeine Umwälzung sinnen, und unbekümmert in Aufruhr und Empörungen ihren Unterhalt suchen, da Dürftigkeit ohnehin nichts zu verlieren hat. — Uebrigens war der städtische Pöbel aus mehr als einer Ursache so hastig seinem Verderben zugeeilt. —

Sallust.

7.

Das Landvolk hat im Jahr 1848 einen Theil seiner Abhängigkeitsverhältnisse zerbrechen sehen. Ueberall hat aber die Gewährung von Vielen nicht Dank und Befriedigung, sondern Durst nach Mehrerem erzeugt. Ein Begriff ist dem Landmann fast ganz verschwunden, der, daß er auch Verpflichtungen habe; er betrachtet, zu einem Halbbewußtseyn gelangt, — und Dämmerlicht ist immer das kläglichste von allem — jede Verpflichtung jetzt als einen Druck schwerer Ungerechtigkeit. Wagt er es jetzt auch nicht, gerade offen damit hervorzutreten, weil die Kraft der Regierungen, des Gesetzes, sich wieder organisirt und befestiget hat, so macht er doch aus seiner Gesinnung keine Hehl. — Eins ist ihm genommen: der Glaube, und mit ihm Liebe, Ehrerbietung, Anhänglichkeit; aber er hat für den Glauben nicht die echte Erkenntniß gewonnen, und so hat die gährende Erschütterung der Zeit ihm, was sie auch äußerlich an Vortheilen für ihn herbeigeführt habe, doch das Beste geraubt was er hatte: die Zufriedenheit, in wenn noch so enger Begrenzung. — Ehemals leistete er das Schwerere gern, in den Glauben es sey Pflicht, Nothwendigkeit, Tugend; jetzt wird ihm das viel Leichtere schwer, in dem Wahne, es werde Tyrannei und Bedrückung gegen ihn geübt. — — Ihr, die ihr die Völker glücklich machen zu wollen vorgebt, selbst wenn ihr es redlich meint, wenn ihr an eueren eigenen guten Willen glaubt, lernt wenigstens wie schwer es ist, wie vorsichtig ihr dabei seyn müßt! — Ihr möchtet es leichter haben jedem „muntern Johann dem Seifensieder" eine Truhe mit Gold, als auch nur dem hundersten davon zugleich damit Glück und Zufriedenheit, nicht zu gewähren, sondern nur zu lassen, was er davon besaß. —

Aus Oesterreich (im Herbst 1849.)

8.

In der Politik wie in der Religion schwindet der Halt der Gesellschaft, der Glaube; dreierlei aber wird bleiben und die Gesellschaft vom Verderben retten: der Priester, der Krieger und der Richter, die drei Grundgewalten des Staates und Vertreter der drei Grundlagen desselben: Religion, Ordnung und Gerechtigkeit. —

P Lacordaire.

9.

Die Freiheit besteht nur dem Namen nach, wenn die Regierung zu schwach ist die Factionen niederzuhalten, wenn sie nicht im Stande ist, den Bürgern des Staates den friedlichen Genuß ihrer Rechte zu verschaffen.

Die Religion und die Moral sind nothwendige Stützen der Wohlfahrt der Staaten. Der nenne sich keinen Patrioten, wer diese zwei Säulen der bürgerlichen Ordnung umstürzen wollte. Der Staatsmann, wie der fromme Mensch soll sie ehren und lieben. Ein ganzes Buch würde nicht hinreichen, um alle die Beziehungen darzustellen, in welchen Religion und Moral zum Heile der Staaten, zum Glücke der Einzelnen stehen.

Man kann den Partheigeist als den schlimmsten Feind freier Verfassungen betrachten. Die abwechselnde Herrschaft der einen und andern Faction erregt den Durst nach Rache, welcher die bürgerlichen Zwistigkeiten begleitet. Sie selbst, die Partheienherrschaft, ist ein verabscheuungswürdiger Despotismus, und endigt, um einen noch dauerhafteren herbeizuführen. Die Unordnungen und Mißgeschicke, welche daraus entspri-

gen, veranlassen die Menschen, die Sicherheit und Ruhe in der Macht eines Einzigen zu suchen. Früher oder später macht sich ein Partheihaupt, gewandter oder glücklicher als sein Nebenbuhler, jene Neigung zu Nutzen, um sich auf den Ruinen der öffentlichen Freiheit einen Thron zu gründen. —

Washington

10.

So unvollständig das Geheimniß und die Natur der größten Revolutionen und ihrer Verkettung in meinem Geschichtbuch dargestellt worden, so sichtbar leuchtet höhere Leitung hervor. Unbekannt ist ihr Plan, unerforschlich ihr Gang. Das sehen wir, daß Glück und Macht, bei Staaten und Particularen, das Werk festen Willens, großer Thätigkeit und richtigen Urtheils sind, wo hingegen Schwäche, Furchtsamkeit und Alles, was die Entwickelung inwohnender Fähigkeiten hindert, Staaten und Einzelne stürzt. Man findet in der Geschichte nicht sowohl, was in einzelnen Fällen zu thun sey — (die Umstände ändern Alles unendlich), als das Generalresultat der Zeiten und Nationen: Erfülle trefflich die von dem Schicksal dir angewiesene Stelle; hierin scheine dir nichts zu hoch, daß du es nicht erreichen könntest, nichts so gering, daß du es vernachlässigen dürftest. Dadurch werden Könige groß, dadurch erwirbt der Mann von Geist ewige Lorbeeren; dadurch erhebt der Hausvater seine Familie über Armuth und Niedrigkeit. —

* * *

Und nun, ihr aus den Felsenhallen und Bürgen der Vorwelt heraberschimmernden Riesengestalten der ersten Fürsten der Völker und Söhne der Götter, und ihr Weltstürmer von Babylon und Macedonien, mannigfaltige Reiche der Cäsarn, Attila, Araber, Mogolen, Tataren; Fürsten der Gläubigen am Tigris, und Fürsten der Gläubigen an den Ufern der Tiber; und ihr, graue Häupter, Räthe der Könige, oder Königen gleich, benarbte, belorbeerte Triumphatoren, Consuln, Dictatoren mit erhabenem Blick, ungebeugten Nacken und unerschüttertem Muth, wie ein Rath von Göttern — stehet auf! Wer waret ihr? Die ersten der Menschen? Selten. Die besten der Menschen? Wenige. Die Stürmer, die Treiber der Menschen, die Urheber ihrer Werke? — Werkzeuge, Räder waret ihr, durch deren ineinander greifendes Maschinenwerk der Unsichtbare den mystischen Wagen der Weltregierung, unter unaufhörlichen Gepraffel, Geschrei und Schnattern über den Ocean der Zeiten fortgeleitet hat. Bei jeder Schwingung, bei jeder Hebung, bei jeder Umkehr eines Rades, schallt von dem Geiste, der auf den großern Wassern lebt, das Gebot der Weisheit: Mäßigung und Ordnung! Wer es überhört, der ist gerichtet. Menschen von Erde und Staub, Fürsten von Erde und Staub, wie schrecklich dieses geschehe, das zeigt die Geschichte. —

Johannes von Müller.

Die Muttersprache.

„Wer kennt und bewundert nicht die Ausbildung, die Kraft und den Reichthum der deutschen Sprache und Literatur? Wahr, wenn auch schmerzlich für die Slaven," sagt Graf Leo Thun in seiner neuesten Schrift pag. 37: „Die Deutschen haben eine Literatur geschaffen, die in ihrer Ausdehnung unübersehbar, in jedem Gebiethe des Wissens wahre, tiefe Gelehrsamkeit so massenhaft fördert, daß, was alle slavischen Literaturen in einigen Zweigen Gelungenes aufzuweisen haben, so werthvoll es auch an sich ist, damit verglichen beinahe verschwindet." Woher dieser große Vorsprung der Deutschen, woher nun diese staunenswerthe Hebung der deutschen Sprache und Literatur? Bekannt ist, daß Kaiser Carl V. sagte: „Lateinisch rede ich mit Gott, spanisch mit meinen Räthen, italienisch mit meinen Freunden, französisch mit den Frauen, deutsch aber — mit meinen Pferden." Bekannt ist, daß die deutschen Bücher und Schriften aus nicht gar so ferner Zeit ein wahres Mischmasch von deutschen, lateinischen, französischen und andern Wörtern enthalten. So einst, und wie jetzt! Jetzt ist die deutsche die unter den gebildeten Classen am meisten verbreitete Sprache; jetzt hat die deutsche Sprache eine wunderbare Festigkeit, Reinheit und Fülle erlangt, und hat eine Literatur aufzuweisen, die an Reichthum und Bildungsfähigkeit sowohl in ästhetischer, als wissenschaftlicher Beziehung wohl sehr wenigen nachsteht. Woher dieser beneidenswerthe Vorsprung, woher diese ruhmreiche Stellung? „Es widert uns an, sagt Graf Leo Thun in obgenannter Schrift, wenn nationale Lobhudler, an denen es auch den Deutschen nicht fehlt, sich anmaßen, den Grund des Vorsprunges der Deutschen über die Slaven darin zu suchen, daß jene eine Nation höherer Gattung sey. Ein unpartheiischer Blick in die Geschichte scheint uns zu beweisen, daß das providenzielle Element in ihr, nämlich die dem menschlichen Auge zufällig scheinende Aufeinanderfolge oder Gleichzeitigkeit von Charakteren und Ereignissen, und nicht nationale Ueberlegenheit es bewirkt hat, daß bisher der Stern der Slaven bald wieder erbleichte, so oft er zu glänzen begann. Noch ist aber die Geschichte beider Nationen nicht zu Ende, und wie der Mensch seinen Mitmenschen nicht vermessentlich richten soll, so soll auch kein Volk über ein anderes richten, am wenigsten ehe es zu Grabe gegangen ist." — Ein Blick in die Geschichte der deutschen Sprache und Literatur lehret nun, daß die deutsche Sprache erst dann sich zu entwickeln und zu blühen anfing, nachdem sie die fremden Sprachen, als die französische, lateinische ꝛc. aus den Schriften und Büchern verdrängt, und den der Muttersprache gebührenden Platz in Kirche, Schule und Amt eingenommen hatte. Martin Luther war durch seine deutsche Bibelübersetzung der eigentliche Gründer der deutschen Prosa, und erst nach ihm war es auch

dem Gelehrten nicht mehr zur Schande, in der deutschen Sprache zu schreiben. Der universelle Dürer, der die deutsche Kunstweise jener Zeit zu ihrer höchsten Vollendung brachte, arbeitete mit seinem Freunde Wilibald Pirkheimer, auf Reinigung und Veredlung der deutschen Sprache hin. Auch zu einem Staatsrechte so wie zu einem Civilrechte wurde seit dem Anfange des 16. Jahrhundertes der Grund gelegt; später erschien Carls V. peinliche Halsordnung. Vom Anfange des 30jährigen Krieges bis auf Klopstock stand die allgemeine Bewegung der Geister, die im 16. Jahrhundert so mächtig fortgeschritten war, beinahe still oder bewegte sich nach rückwärts; und nie hat ein Volk solche Rückschritte in so kurzer Zeit gemacht, als das deutsche im 17. Jahrhundert, und dieß in Folge der Nachahmung des französischen in der Tracht, Sitte und Literatur, in Folge der widerlichen Sprachenmengerei in der Unterhaltung und im Schriftwesen, in Folge des freventlichen Verleugnens alles Nationalen. Freilich erhoben sich wohl hie und da einzelne Männer und auch ganze Gesellschaften, um wenigstens in einzelnen Gebiethen die Ehre der deutschen Literatur aufrecht zu erhalten, und die deutsche Sprache gegen die immer mehr andrängende Sprachmengerei zu vertheidigen. Aber es wollte ihnen dieß patriotische Werk nicht recht gelingen; viele der bedeutendsten Gelehrten schrieben lieber französisch oder lateinisch, um nicht in deutscher Sprache vergebens nach dem geeigneten Ausdrucke ringen zu dürfen; so Leibnitz, der umfassendste, vielseitigste Genius, der damals unter den Deutschen auftrat. Viele theils Dichter, theils Prosaisten erwarben sich durch redliches Streben, und zum Theil in ihrer Art gelungene Arbeiten große Verdienste um die Hebung und Bildung der deutschen Sprache; doch die eigentlich classische Periode beginnt erst mit Klopstock; dieser ist eigentlich als der Begründer der neuen poetischen Sprache zu betrachten; indem er ihr eine bisher nicht geahnte Fülle, Kraft und Erhabenheit verlieh, die Deutschen auf ihre nationale Urkraft zurückwies, und zuerst wieder für das deutsche Vaterland, dessen Freiheit und Selbstständigkeit zu begeistern wußte. Diesem nationalen Streben wurde von Goethe und Schiller die Krone aufgesetzt; und Deutschlands Söhne bemühen sich im edlen Wetteifer, an diesem Prachtgebäude würdig fortzubauen. —

Dieser kurze Blick in die deutsche Literaturgeschichte bezeugt unumstößlich, daß die Bildung und Literatur eines Volkes in geradem Verhältniß stehe mit der Liebe und Pflege der Muttersprache; diese ist das Mittel zur Hebung, und der Barometer zur Messung der Bildung einer Nation. Treffend schreibt daher der bekannte Feuerbach: „Mit Recht gilt die Sprachbildung für die Wurzel der Bildung, wo das Wort kultivirt wird, da wird die Menschheit kultivirt. Die Barbarei des Mittelalters schwand mit der Bildung der Sprachen.“ Die Sprache ist somit eines Volkes größtes Heiligthum, weil der natürliche und einzige Weg zu seiner Gesammtbildung. Es kann nämlich wohl der Einzelne aus dem reichen Borne einer fremden Nationalität schöpfen; aber ein ganzer Volksstamm ebensowenig, als eine Linde Eicheln tragen kann. Nur dann, wenn ein Volksstamm auf nationaler Grundlage gebildet und entwickelt wird, kann er zum vollen Bewußtseyn seines Berufes, seines innern Werthes und seiner edlen Kräfte gelangen.

„Ein Volk, das auf Selbstständigkeit Anspruch macht, schreibt Krug in seiner Aesthetik: betrachtet seine Sprache mit Recht als Etwas zu seiner Existenz Gehöriges, als ein heiliges, ihm von den Vorfahren anvertrautes Eigenthum seines Geistes und Charakters, für das es nicht minder als für seinen Boden zu kämpfen berechtiget und verpflichtet ist.“

Begreiflich, gerecht und edel ist daher die Liebe und Begeisterung eines Volkes für seine Sprache und Literatur. Aber das ist unbegreiflich, ungerecht und unedel, wenn man es einem Volksstamme verargen oder gar verbieten wollte, auch an seiner Muttersprache zu hängen, sich derselben mit Vorliebe zu bedienen, und sich angelegen seyn zu lassen, daß sie gleich andern Sprachen und als jeder andern ebenbürtig zu allgemeiner Achtung gelange; — das ist unbegreiflich, ungerecht und unedel, wenn man einem Volksstamme die Muttersprache absprechen und ihm eine fremde als Muttersprache oktroyren wollte.

Darum Achtung, Liebe und Pflege jeder Muttersprache; jeder werde unter ihren Söhnen jene Stellung im öffentlichen Leben zu Theil, die ihr vor Gott und dem — Gesetze gebührt. Wer da störend oder hindernd eingreifen wollte, der wäre ein Feind des Gesetzes, der Nation, der Menschheit, weil er sich an der Bildung, am Christenthum, an der Humanität versündigt.

Klagenfurt, den 27. Oktober 1849.

Andreas Einspieler.

Notizen.

— Am Abend des 22. Oktober d. J. war in Prag ein Nordlicht sichtbar, welches um 10 Uhr seinen größten Glanz erreichte, und sich durch mehrfache Strahlen, so wie durch eine lebhafte Röthe bemerkbar machte. In den magnetischen Apparaten der Sternwarte zeigten die Magnetnadeln in diesem Augenblicke eine schwankende und unregelmäßige Bewegung, welche immer mir dieser Erscheinung verbunden ist, und eine „magnetische Störung“ genannt wird.

— Herr Friedrich Gnex hat zu Laiterenz, oberhalb la Chiesaz, in der Gemeinde Blonay, 200 Mammuthszähne gefunden, welche auf einem Thonlager ruhten. Es ist dieß der erste Fund von Mammuthsresten im Becken des Lemans, während sie in den Alluvionen der Nordschweiz und des französischen Rhonebettes bis zum Meer sehr häufig vorkommen und überhaupt nach den neuesten Untersuchungen zwischen dem 40 und 73 nördlichen Breitegrad in Europa, Asien und Amerika gefunden werden.

Verantwortlicher Redakteur: C. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 89. Klagenfurt, Dinstag den 6. November 1849.

Allerseelen-Vorabend.

Horch! vom Thurm' ertönt Geläute —
Sieh! die Kirch' erglänzt in Lichtern —
Wer noch fragte, was es deute?
Les' es an den Angesichtern.

Andacht füllt des Tempels Hallen,
Blickt aus jedem Angesichte:
Sentzer frommer Beter wallen
Auf zu Gott, dem ew'gen Lichte.

Herzensseufzer, Seelenlaute
Sprechen heut' an heil'ger Stätte,
Wie ich's sonst nicht hört' und schaute,
Für die Armen Bittgebete —

Bittgebete für die armen
Seelen (Gott kennt Aller Namen),
Die um helfendes Erbarmen
Aufen aus den Läut'rungsflammen!

Wer denkt nicht der Glaubenswahrheit:
Daß nur Reine durch die Pforte
Ein...eh'n, die zu ew'ger Klarheit
Führet durch heiße Läut'rungsorte?

Wer nicht rein vom Thal der Zähren
Schied zur ew'gen Sabbathsfeier,
Muß sich jenseits läutern, klären,
Wie von Schlacken Gold im Feuer.

Und wenn schlug die Welt nicht Wunden,
Sündenmale alle Tage?
Wer wird nicht zu leicht befunden
Auf des ew'gen Richters's Wage?

Ach! wenn in dem Kern der Sonne
Menschenaugen Fleck' erspähten —
Wie soll's Auge Gottes ohne
Fehl die Geister jenseits sehen?

Diese Wahrheit ist's, so heute
Uns die Seele tief erschuttert,
Uns an's Herz stürmt als Geläute,
Uns im Aug' als Thräne zittert.

Uns'rer theuren Brüder, Schwestern
Sind so viele — viele drüben!
Mag der Unglaub' uns verlästern,
Daß wir sie noch jenseits lieben;

Daß durch warme Theilnahmsthränen
Ihnen nachseh'n uns're Blicke, —
Daß wir glauben an ihr Sehnen
Nach der Sel'gen ew'gem Glücke;

Daß wir hoffen, Rettungs-Engel
Ihnen durch's Gebet zu werden,
So zur Sühnung ihrer Mängel
Dringt zum Himmel von der Erden.

Solchem Lieben, Glauben, Hoffen,
Und des Mitleids Thränenquellen
Steht, will's Gott, der Himmel offen
Zur Erlösung armer Seelen.

D'rum ist's, daß die Zähren thauen
Um die hingeschied'nen Freunde;
D'rum ist's, daß so voll Vertrauen
Fleht die gläub'ge Pfarrsgemeinde. —

Doch auch ihrer ird'schen Hüllen
Unter Steinen und Cypressen,
In des Friedhof's tiefen, kühlen
Betten — kann kein Herz vergessen.

Unaussprechlich ernste Pause
Des Gebetes und Gesanges —
Alles wallt von Gotteshause
Zu den Grüften raschen Ganges!

Sternen gleich und Frühlingsblumen
Glüht's und blüht's auf Gräberhügeln —
Ach — daß Lichter sich und Blumen
In verweinten Augen spiegeln!

Wer beträt' auch ohne herben
Schmerz die Grenze zweier Welten? —
Leben — Lieben — Scheiden — Sterben —
Allen gilt's und muß es gelten!

Predigen nicht die Leichenhügel
Dieß? Wie laut ist ihre Stille!
Doch — das Grab gibt Brief und Siegel
Zu des bessern Lebens Fülle!

Fried' und Glück gibt's nicht hienieden.
Wo wirst's finden? hier kannst's lernen:
Herzen gibt der Friedhof Frieden,
Seelen blüht er über'n Sternen.

Herr! in's Reich des Licht's, der Klarheit
Nimm denn die Entschlaf'nen alle!
Nimm in's Land des Recht's, der Wahrheit
Einst auch uns vom Thränenthale

Bis vor Deines Kreuzes Helle
Fleucht des Todes schwarzer Schleier,
Und Verklärung Leib und Seele
Eint zur Auferstehungsfeier.

Ferlach, am 1. Nov. 1849.

Maroušchnig.

Bekanntmachung

an die verehrlichen Mitglieder des kärntnerischen historischen Vereines.

Den P. T. geehrten Mitgliedern des kärntnerischen Geschichtvereines wird zu gefälliger Kenntniß gebracht, daß die vom sel. Herrn Dechante, Meinrad Buchegger, bekleidete Stelle eines Vereins-Gaucorrespondenten für das Decanat St. Veit von dem dermaligen hochwürdigen Dechante und Stadtpfarrer zu St. Veit, Herrn Franz Schiffer; — die Stelle des Gaucorrespondenten für das Decanat und den Bezirk Villach von dem Herrn Doctor Franz Reßmann zu Villach; endlich jene für das Decanat Krappfeld von dem hochwürd. Herrn Propsteiadministrator und Pfarrer zu Wieting, Herrn Hieronimus Münichsdorfer mit dankeswerthester Bereitwilligkeit übernommen worden sey, wornach die in diesen Gauen wohnhaften Vereinsmitglieder ersucht werden, ihre dem historischen Vereine gütig zugesicherten patriotischen Beiträge an die genannten Herren Gaucorrespondenten abführen und sich bei allen die Vereinsinteressen oder Angelegenheiten berührenden Anlässen, mit ihren Wünschen, Anträgen oder Vorschlägen an dieselben gefälligst wenden zu wollen.

Weiters beehrt sich die Vereinsdirection, den verehrlichen Mitgliedern anzuzeigen, daß, nachdem die löbliche Verwaltung der Hauptpfarrkirche Millstatt durch ihr von Privaten gestellte Anbote sich veranlaßt fand, auf den Verkauf des bisher der genannten Kirche eigenthümlich gehörig gewesenen, unter dem Namen „Domitians-Schwert" bekannten Schwertes des ersten Großmeisters der St. Georg-Ordens-Ritter zu Millstatt, Johann Siebenhürter, im Versteigerungswege anzutragen, der Ausschuß des historischen Vereines durch einmüthigen Beschluß es für Pflicht erachtet habe, das Möglichste aufzubieten, dieses für Kärnten höchst interessante, und auch — abgesehen von den damit verknüpften geschichtlichen Erinnerungen — sehr werthvolle Kunstwerk dem Lande durch Erwerbung für das historische Landes-Museum zu erhalten, und daß dasselbe nach der über Einschreiten der Vereins-Direktion von den betreffenden hochlöblichen Behörden der löblichen Kirchen-Verwaltung Millstatt ertheilten Ermächtigung durch die Vereinskasse um den Preis von 125 fl. CM. angekauft worden sey.

Von der Direktion des kärntnerischen Geschichtvereins.

Klagenfurt, am 31. Oktober 1849.

Ein wohlgemeinter Vorschlag.

Beinahe durch 45 Jahre stand Kärnten unter Kuratel, und wurde von einer oder der andern der dominirenden Nachbar-Provinzen gewissermassen an's Schlepptau genommen, und mit unverdienter Hintansetzung behandelt.

Endlich wurde es mündig erklärt, erhielt seine Selbstständigkeit wieder, und die über Oesterreichs Gauen aufgegangene Freiheitssonne beschien auch den Tag der Wiedergeburt Kärntens.

Ungeachtet der gedrückten, und in jeder Beziehung bevormundschafteten Lage Kärntens, ist es in keiner Beziehung hinter den übrigen Nachbarprovinzen zurückgeblieben, und hat, selbst in seinem gefesselten Zustande so manche Anstalt ins Leben gerufen, welche von dem dasselbe beseelenden Geiste und dem Grade seiner wissenschaftlichen und artistischen Bildung ein vortheilhaftes Zeugniß gibt.

Unter diesen in neuerer Zeit ins Leben getretenen Anstalten treten die beiden historischen Vereine für Vaterlands- und Naturkunde vorzüglich hervor.

Der rege Sinn der Kärntner, der, wo es sich um Unterstützung des Guten und Nützlichen handelt, sich immer im vortheilhaftesten Lichte zeiget, hat auch diese beiden Vereine in die Lage gesetzt, in verhältnißmäßig kurzer Zeit Unerwartetes zu leisten.

Um so mehr ist man zu der schönen Erwartung berechtiget, daß dieser Eifer, nachdem Kärnten nun seine Selbstständigkeit erhalten hat und die Bande gelöset sind, welche seine freie Selbstthätigkeit nach allen Richtungen hin hemmten, es in seinem Eifer nicht erkalten, sondern mit erhöhter Thatkraft wetteifern werde, so wohl in dieser, wie in so manch anderer Beziehung, wo es sich um Förderung des Guten und Nützlichen handelt, hinter seinen Nachbarn nicht zurückbleiben, so wie es in den Tagen der Gefahr und Wirren als ein echter Diamant mit ungetrübtem Feuer in der Krone Oesterreichs glänzte.

Es bestehet nichts in der Welt, was vollendet, was nicht einer Verbesserung oder Erweiterung fähig wäre; so auch hier.

Die Genealogie der ältesten, wenn auch hie und da schon ausgestorbenen Geschlechter Kärntens gehört unbezweifelt in den Bereich des historischen Vereines. Wir besitzen zwar in unserem herrlichen Wappensaal, und in Megiser's und Valvasor's Chroniken, so wie in den ständischen Archivs-Urkunden, so manches bleibende und schätzenswerthe Denkmal, allein ihre Bedeutung ist in den meisten Fällen nur einseitig, und in vielen ohne legale Beweiskraft.

Diesem Gebrechen könnte größtentheils durch die Errichtung eines genealogischen Archives abgeholfen werden, welches eine gesonderte Abtheilung im Ressort des historischen Vereines zu bilden hätte. Diese Einrichtung würde so mannigfachen Vortheil sowohl für die Landesgeschichte im Allgemeinen, als auch für einzelne Familien gewähren.

Wie viele darauf bezügliche Urkunden, als: Diplome, Tauf-, Trauungsscheine u.dgl. sind zum unberechen-

baren Nachtheil so mancher Familie schon in Verlust gerathen. In älteren Zeiten sind die Trau-, Tauf- und Sterbmatrikel nicht mit jener Verläßlichkeit wie gegenwärtig geführt worden, auch sind viele davon durch Feuersbrünste und andere Ereignisse zu Grunde gegangen, wodurch jede Erhebung nun an und für sich unmöglich wird.

Wenn daher Familien, welchen es darum zu thun ist, ihren Nachkommen die in der Folge etwa nöthige genealogische Nachweisung möglich zu machen, ihre dazu dienlichen Urkunden entweder in der Urschrift, oder in beglaubigten Abschriften, in den zu diesem Behufe beim historischen Vereine errichteten Archive hinterlegen wollten, so würde dieß von mehrfachem Nutzen seyn, und dieser die durch die Besorgung der Abschriften und ihre Beglaubigung verursachten Auslagen hinreichend ersetzen.

Die Hinterlegung von derlei Urkunden könnte dann in der Folge mit geringen Kosten fortgesetzt werden.

Ueber die dem Vereine anvertrauten Urkunden würde dem Deponenten von dem Vereins-Custos eine Bescheinigung mit genauer Bezeichnung der Gattung und der übrigen Daten derselben ausgefertiget werden, um vorkommenden Falls davon Gebrauch machen zu können.

Durch diese Einrichtung würde dem Verluste so vieler wichtiger Familienpapiere vorgebeugt, und so mancher Rechtsanspruch aufrecht erhalten werden, welcher außerdem wegen Mangel legaler Nachweisung verloren ginge.

Man erlaube mir zum Schlusse hier noch die Bemerkung beizufügen, ob es nicht möglich wäre, mit dem naturhistorischen Vereine ein mechanisches Modellen-Cabinet und eine permanente industrielle Landes-Produkten-Ausstellung durch Muster im möglichst kleinem Maßstabe zu vereinen.

Ich muß mich in dieser Beziehung lediglich auf die Andeutung im Allgemeinen beschränken, und die ausführlichere Besprechung dieses letztgemachten Vorschlages einer sachverständigen Feder überlassen.

Rainer v. Lindenbichel.

Zur Sprachenfrage in der österreichischen Monarchie.

Blutig und unauslöschlich steht es in der Geschichte der zwei letzten Jahre geschrieben, daß die italienische, magyarische und deutsche Nationalitätspolitik unser herrliches Oesterreich zu zerreißen drohte. Beim Gelingen dieses Unternehmens wären die Staven Oesterreichs verloren gewesen. Die Polen wären freigegeben, die Slaven in Istrien und Dalmatien dem einigen Italien, die Slaven unter der ungarischen Krone dem neuen Magyarien und die Slaven in den sogenannten deutschen Erblanden dem mächtigen Deutschland einverleibt worden. Oesterreichs Feinde waren auch der Slaven Feinde. Ihnen Widerstand zu leisten forderte das nationale Interesse, und es gab ihnen auch die Kraft dazu. Der Kampf für den Bestand und die Integrität Oesterreichs hat allerdings große Opfer von den Slaven gefordert; sie haben dafür Gut, Blut und Ehre (ihre Ehrentitel dafür waren: „Knechte der Kamarilla," „blinde Werkzeuge der Reaction," „Räuberhorden, Henkersknechte" ꝛc.) eingesetzt, in der Hoffnung, daß sie in dem neuen Oesterreich frei, den übrigen Nationen ebenbürtige, gleichberechtigte Bürger seyn werden. Nach diesen unzähligen und großen Opfern sollen nun die Slaven noch ein großes Opfer bringen, allerdings ein großes Opfer — in Amtssachen ihre Sprache der deutschen unterordnen.

So bescheiden, geduldig und opferwillig der Slave auch war und ist, — nie, nie kann und darf er sich zu einem freiwilligen Aufgeben seiner Muttersprache, dieses höchsten Heiligthumes einer Nation, dieses kostbaren von Gott anvertrauten Talentes, dieses einzigen Mittels zur nationalen Bildung, dieses zur Existenz eines Volkes wesentlich gehörigen Bestandtheiles herbeilassen; nie, nie kann und darf er sich durch freiwilligen Selbstmord an seiner ganzen Nation versündigen.

Zum Heile Oesterreichs, zur Freude der Slaven wird jedoch dieß grausame Opfer von den Slaven auch nicht gefordert. Es ist nicht wahr, daß

1) „die Einheit Oesterreichs Eine Geschäftssprache gebieterisch fordere;" es ist eben so wenig wahr, daß

2) „für die Einheit Oesterreichs ein Nachtheil darin liege, wenn in einer Reihe von Jahren vielleicht zwölf Amtssprachen erstehen werden."

Ich halte den fraglichen Gegenstand für so wichtig und so zart, daß ich nur das Urtheil eines gefeierten, hochgestellten, und in jeder Hinsicht gewiß kompetenten Mannes hierüber anführen will.

Leo Graf von Thun, derzeit Minister des Kultus und Unterrichtes, schreibt in seinem Werke: „Ueber den gegenwärtigen Stand der böhmischen Literatur und ihre Bedeutung, Prag 1842," über obige zwei Punkte Folgendes:

Ad 1. „Die Macht eines Staates," schreibt der Herr Minister pag. 81: „beruht auf der Entwicklung der Kräfte, und vornehmlich der geistigen Kräfte seiner Völker; zur geistigen Entwicklung des slavischen Volkes ist ein slavisches Nationalgefühl und die Belebung der slavischen Sprache ein nothwendiges, ein unerläßliches Mittel; eben darum glauben wir, daß dieß Ereigniß, weit davon entfernt, der österreichischen Monarchie Gefahr zu drohen, ihre Macht zu vermehren bestimmt ist." — Pag. 82: „Auch in der Politik lernt man allmählig jeden Staat nach seinen eigenthümlichen Verhältnissen beurtheilen und regieren. Immerhin mag es Staaten geben, deren Bestand und Macht auf der Erhaltung der nationalen Einheit seiner Bevölkerung beruht; nicht dasselbe Gesetz braucht deßhalb für die österreichische Monarchie zu gelten. Wiederholt und öffentlich ist es vielmehr ausgesprochen worden, daß es ein Princip der österreichischen Regierung ist, die verschiedenen Nationalitäten, über die sie gebietet, in ihrer freien Entwicklung nicht zu hemmen. Ja wir glauben, daß die österreichische Monarchie recht eigentlich dazu berufen ist, dieses wahrhaft

liberale Princip vor den Augen Europa's zu verwirklichen.“ — „Nicht Plan und Absicht haben diesen mächtigen Staat gebildet, sondern durch eine Reihe zufällig scheinender Ereignisse sind dessen einzelne Bestandtheile zusammengefügt worden. Auch hatten sie durch lange Jahre fast nichts Gemeinschaftliches, als die Person des Regenten, und dieser war der deutsche Kaiser.“ — Pag. 83, 84: „Der Grund, warum die Regierung des Kaiserhauses eine deutsche Regierung geworden, war mit der deutschen Kaiserwürde hinweggefallen, während um dieselbe Zeit, oder doch nicht lange vorher, dem österreichischen Staate neue, deutschem Einflusse ganz unzugängliche Gebietstheile im Norden und Süden zugewachsen waren. Man sah ein, daß — wenn je die Frage hätte aufgeworfen werden können, ob das deutsche Element in den Ländern des österreichischen Kaiserhauses zur Alleinherrschaft erhoben werden solle — jetzt wenigstens der Zeitpunkt dazu verstrichen sey. Mit unbeschränkter Aufrichtigkeit ist daher den italienischen Provinzen ihre Eigenthümlichkeit gelassen, und ihre Sprache in allen Verwaltungszweigen angenommen worden. Nicht nur alle Provinzialbehörden verhandeln italienisch, sondern nur in dieser Sprache berichten sie auch an die Centralstellen; von den, dem lombardisch-venetianischen Königreiche mit andern Provinzen gemeinschaftlichen Gesetzen ist für dasselbe die italienische Uebersetzung als autentischer Text erklärt, und aus der für alle diesen Gesetzen unterworfenen Provinzen die gemeinschaftliche höchste Instanz bildenden obersten Justizstelle ist ein eigener in italienischer Sprache berathender Senat ausgeschieden werden. Auf der andern Seite hat sich in Ungarn die magyarische Nationalität und Sprache so gehoben, und eine solche Geltung verschafft, daß kein Vernünftiger daran denken kann, sie durch deutschen Einfluß verdrängen zu wollen. Wer solchen Thatsachen gegenüber behauptet, daß die Einheit der österreichischen Monarchie auf der Einheit der Nationalität ihrer Völker beruhe und die Alleinherrschaft der deutschen Sprache erfordere, der erklärt sie für unmöglich. Nein, ein gerade entgegengesetztes Prinzip ist es, daß den Bestand der österreichischen Monarchie sichert: die gegenseitige Achtung der Individualität der Völker, die sie umfaßt.“ Pag. 85. „Nicht das lebensfrische Aufblühen eines der österreichischen Völker kann dem Ganzen gefährlich werden; Gefahr würde nur daraus entstehen, wenn ein Volk das Recht, das es für sich in Anspruch nimmt, nicht auch jedem andern zugestehen, wenn es wagen wollte, ein anderes in seinem nationalen Aufschwunge zu hemmen. Wer seine Stammgenossen dahin zu stimmen sucht, daß sie sich auf Kosten Anderer ausbreiten, ihre Sprache Anderen gewaltsam aufdrängen, der verletzt das Princip, welches die Einheit der österreichischen Monarchie möglich macht, sät Zwietracht unter ihre Völker, und — discordia res magnas dilabuntur! —. Wer aber nur sein Volk zu friedlichem Wetteifer mit den übrigen anspornt, der arbeitet an der Macht und dem Ruhme des Ganzen.“

Ad 2. pag. 87: „Wer einer Sache, von der behauptet wird, sie sey nothwendig und heilsam, sich entgegenstellt, ohne die Gründe jener Behauptung zu widerlegen, bloß, weil er davon für die Zukunft Schwierigkeiten besorgt, der ist ein feiger Mann. Ist eine Sache gut und nothwendig, so müssen die Schwierigkeiten, die sie bietet, besiegt werden. Feigheit schiebt sie nur auf einen späteren Zeitpunkt hinaus, und vergrößert eben dadurch jede Gefahr. Der größte Nachtheil, welcher unseres Erachtens aus der in einem Lande herrschenden Sprachverschiedenheit für dessen Regierung entstehen kann, ist kann vorhanden, wenn sie dem Verständnisse zwischen den Regierten und den mit ihnen zunächst verkehrenden Organen der Regierung Eintrag thut, denn das hindert einerseits diese, die Zustände und Bedürfnisse ihrer Völker richtig zu erkennen und zu würdigen, und schmälert andererseits das Vertrauen der Völker zu ihrer Regierung.“ — Pag. 88: „Haben wir einen Beamtenstand, welcher nebst jener Sprache, in welcher die Verwaltung des Landes von oben her geleitet wird, auch der Sprache des Volkes, in dessen Mitte er zu wirken hat, in gleichem Maße mächtig ist; dann sehen wir in der That nicht ein, was dem Organismus des Ganzen hinderlich seyn könnte. Wie wenig übrigens die Sprache eines Volkes, sogar wenn das deutsche Element noch gar keinen Eingang bei demselben gefunden hat, die Einheit und Tüchtigkeit der österreichischen Regierung zu beirren vermag, davon liefert die Verwaltung der italienischen Provinzen bereits einen unwiderlegbaren Beweis. — Wer aber meint, daß gerade das Nebeneinanderbestehen mehrerer Sprachen in einem Lande die größte Schwierigkeit biete, der kann auch sie von der österreichischen Regierung auf eine allgemeine befriedigende Weise überwunden sehen, und zwar in Tirol, wo deutschen Norden nur deutsch gesprochen wird, während im Süden die italienische Sprache so allgemein herrscht, daß die Gerichtsstellen dasselbst italienisch verhandeln. Ohne kleinliche Nebenrücksichten oder Beschwernisse bei jedem Geschäfte sich auszahmslos derjenigen Sprache bedienen, mittelst welcher dasselbe am schnellsten und zweckmäßigsten gefördert werden kann, — das ist die einfache Regel, vor welcher immer und überall die geträumten Schwierigkeiten schwinden werden.“

So schrieb Leo Graf v. Thun im Jahre 1842, also unter Metternich, dem abgesagtesten Feinde aller slavischen Nationalität. Nun nimmt der edle Herr Graf als Unterrichtsminister den thätigsten und für die Zukunft einflußreichsten Antheil an der obersten Leitung eines Staates, zu dessen Grundrechten die Gleichberechtigung aller Volksstämme und Sprachen gehört.

Obangeführte inhaltsschwere Worte des Herrn Ministers werden, weil gerecht und Niemanden verletzend, hoffentlich keinen Sturm hervorrufen; mit wahrer Beruhigung werden sie die Slaven den vielen kränkenden und überspannten Behauptungen gegenüber lesen, und daraus die gerechte und süße Hoffnung schöpfen, daß unser hohes Ministerium den harten Druck einer fremden Sprache in Schule und Amt gewiß in dem größtmöglichen Umfange von den Schultern der stets treuen slavischen Nation nehmen werde.

Klagenfurt, den 2. Nov. 1849.

Andreas Einspieler.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 90. Klagenfurt, Sonnabend den 10. November 1849.

Mittheilungen

des kärntnerischen Geschicht-Vereines.

Die Direktion des kärntnerischen Geschicht-Vereines gibt den P. T. geehrten Vereinsmitgliedern bekannt, daß von der Generalversammlung am 24. Oktober d. J. an die Stelle des verstorbenen hochwürdigen Herrn P. Franz Fritz, Herr Doctor Johann Gottfried Kumpf, erster Stadtphysiker, Primararzt des hiesigen k. k. allgemeinen Krankenhauses ꝛc., zum Mitgliede des Vereins-Ausschusses gewählt worden ist.

Auszug

aus dem in der Generalversammlung des kärntnerischen Geschichtvereines am 24. Oktober 1849 vorgetragenen Rechenschaftberichte über das Wirken des Vereines während der Verwaltungs-Periode vom 13. Oktober 1847 bis 24. Oktober 1849.

In diesem Berichte wurde zuerst das Unterbleiben einer allgemeinen Versammlung im vorigen Jahre durch die damaligen Ereignisse und öffentlichen Verhältnisse entschuldigt, zugleich aber bemerkbar gemacht, daß der Geschichtverein Kärntens all diesen Stürmen unerschüttert hervorgegangen, daß, wenn schon die ungünstigen Umstände mehrere Vereinsmitglieder zum Austritte bewogen haben, doch die überwiegend große Mehrzahl derselben, in echter patriotischer Hochherzigkeit dem Vaterlande das gegebene Versprechen treu bewahrend, in dem Vereine festgehalten, ja, dieser sogar durch eine nicht unbedeutende Zahl neuer Beitrittserklärungen erfreut und erkräftigt worden sey.

Als eine besonders günstige Erscheinung dürfe der neuerliche Beitritt Mehrerer aus den Reihen der ehrenwerthen Landleute angesehen werden. Es liege darin der höchst erfreuliche, diesen wichtigen Stand sehr ehrende Beweis, daß dem nun freien Landmanne die Geschichte seines, in die Reihe der selbstständigen Kronländer aufgenommenen Vaterlandes theurer und wichtiger geworden sey, daß er mit Liebe und Eifer an Allem sich zu betheiligen strebe, was den Interessen, dem Nutzen und der Ehre der Heimath förderlich sey. Es wurde die freundliche Hoffnung daran geknüpft, daß auch der Geschichtverein, als eine Landes-Anstalt, durch welche dem geliebten Kärntnerlande so viele wichtige werthvolle Andenken an seine große, glanz- und thatenreiche Vorzeit erhalten werden, dabei gewinnen, und warme Theilnahme auch unter den gesinnungstüchtigen Landleuten finden werde.

Hienächst wurden die zahlreichen Geschenke aufgezählt, womit das historische Landes-Museum im Laufe dieser zwei Jahre so vielfach bereichert wurde.

Demzufolge erhielt die Bibliothek des Vereines seit 12. Oktober 1847 einen Zuwachs von 431 Bänden, und zählt gegenwärtig 2467 Bände. — Unter den vom Vereine angekauften Werken wurden die Monumenta boica in 44 Bänden sammt den dazu gehörigen Registern in 9 Bänden genannt, welche in dieser vollständigen Ausgabe sehr selten, für die Historiographie Kärntens aber unentbehrlich sind. — An vorzüglichen geographischen Karten wurde die Karte des Herzogthumes Krain, in 16 Blättern, von Heinrich Freyer, und die große ältere Karte Tirols in 20 Blättern beigestellt. Um das Studium der Kunstgeschichte zu fördern, ist der Verein auf die lieferungsweise erscheinenden Abbildungen der Gemälde-Gallerien von Dresden und München in Pränumeration getreten.

Die Sammlung älterer und neuerer handschriftlicher Arbeiten belauft sich jetzt auf 168 Nummern, und wurde somit in dem letztabgewichenen Biennio um 35 Nummern vermehrt.

Das Vereins-Archiv erhielt 14 ältere Urkunden, und eine bedeutende Anzahl neuerer Patente, Circularien ꝛc. zum Geschenke. Unter Ersteren befinden sich die dem Vereine vom Herrn Stadtphysiker, Doctor Joh. Gottfr. Kumpf, geschenkten, für Kärntens Vorzeit höchst interessanten Documente über den aus den Erbhuldigungen auf dem Zollfelde bekannten Herzogbauer zu Blasendorf.

Besonders angelegen seyn ließ sich die Vereins-Direktion die Aufsammlung der Memorabilien aus den Jahren 1848 und 1849: Flugschriften, Placate, Münz- und Papiergeld aus den insurgirten Provinzen ꝛc., als Materialien und Belege für die Geschichte dieser denkwürdigen Jahre.

Eine außerordentliche Bereicherung erhielt die Lapidarmonumenten-Sammlung durch das wirklich großartige, kostbare Geschenk des Hrn. Drs. Kumpf, welcher dem historischen Landesmuseum seine sämmtlichen, seit vielen Jahren mit Mühe und bedeutenden Kosten acquirirten römischen Steindenkmale — 48 an der Zahl;

darunter die seltenen, ausgezeichnet schönen Mythras-Steine, in Eigenthum übergab, wodurch diese Sammlung bereits auf 99 Nummern angewachsen ist.

Für die numismatische Sammlung gelangten dem Vereine 164 antike, 575 mittelalterliche und neuere Münzen, dann 40 Medaillen und Denkmünzen zu.

Besonders werthvolle Beiträge wurden der Antiken-Sammlung zugewendet; — die Vermehrung derselben beträgt 78 Nummern.

Hievon sind 21 Stücke abermals Geschenke des Hrn. Drs. Kumpf; unter diesen vorzüglich sehenswerth eine Pantherweibchen aus Bronze, 8 Pfund schwer, aus den schönsten Tagen der Kunst (wurde im Jahre 1823 auf dem Zollfelde ausgegraben); eine wohl erhaltene gläserne Schale sammt Untertasse aus demselben Materiale, gleichfalls aus dem Zollfelde; eine ganz unverletzte große antike Amphora, aus Triest.

Hierher gehören die interessante Ausbeute der im Herbste 1847 entdeckten antiken Gräber bei Sonnegg im Jaunthale (siehe „Carinthia," Jahrgang 1848, Nr. 6); die sehenswerthen Fundstücke aus dem zur selben Zeit auf dem Zollfelde aufgedeckten virunensischen Grabe („Carinthia" Nr. 52, Jahrgang 1847), dem Vereine geschenkt von Hrn. Joseph Wernhammer; — die Anticaglien aus St. Peter im Holze, — dem alten Teurnia, womit der Verein von einer Gesellschaft Alterthumsfreunde zu Spittal beschenkt wurde; — eine im dießjährigen Sommer auf dem Zollfelde gefundene, 2′/, Zoll hohe, vortrefflich gearbeitete Bronze-Statuette der Rhea, ein Geschenk des Hrn. Gustav Grafen v. Egger, und endlich die vom Prediger Simon Martin Mayer vor wenig Tagen dem Museum abgetretenen Anticaglien.

Der Waffensammlung sind 14 Stücke zugewachsen; die Porträt-Sammlung wurde um 12 Nummern vermehrt.

Reich bedacht mit schönen werthvollen Gaben wurde auch die Kunst- und ethnographische Sammlung. Sehenswerth darunter sind: Ein altes Schnitzwerk, wahrscheinlich aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, dem Vereine zugewendet vom Herrn Pfarrer L. Deutschmann zu Schwabegg; — ein Paar kunstvoll aus Reisstroh geflochtene chinesische Schuhe (Geschenk des Hrn. Propstes F. L. Hohenauer zu Friesach); — ein chinesischer Sonnenschirm und ein chinesischer Hut (Geschenke der Fräulein Wodley hier); — 36 Gypsbüsten, aus der rühmlich bekannt gewesenen Sammlung weiland Seiner Eminenz des Cardinals Altgrafen von Salm-Reifferscheid (16 Stück Geschenke des Herrn Drs. Kumpf, 20 Stück Geschenke des Predigers S. M. Mayer); — 100 Stück Gyps-Medaillons (Gesch. des Herrn Drs. Kumpf) und 55 Stück Schwefel-Abgüsse, größtentheils von antiken Gemmen, aus Rom (Geschenke des Predigers S. M. Mayer).

Nach dieser Uebersicht wurde über das wissenschaftliche Wirken des kärntnerischen Geschichtvereines berichtet, daß der Vereinsdirektor, Hr. Gottlieb Freiherr von Ankershofen fortwährend sich mit der Abfassung des Verzeichnisses über die vom Vereine gesammelten Urkunden, Urkundenabschriften und Auszüge, welches das „Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie" veröffentlicht, beschäftigt, und zugleich die Urkunden-Register für die Geschichte Kärntens bearbeitet, welche die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in ihrem „Archive für Kunde österreichischer Geschichtsquellen" mittheilt.

Diese beiden Arbeiten werden den Geschichtforschern reiche wohlgeordnete Behelfe an die Hand geben, da die Urkunden-Sammlung des Vereines einen wirklichen Schatz an unedirten Materialien, besonders für die Kirchengeschichte enthält.

Als weiterer Beleg für die scientifische Thätigkeit des Geschichtvereines wurde das seit dem Jänner d. J. in monatlichen Lieferungen unter der Redaction des Herrn Vereins-Direktors, Freiherrn von Ankershofen, erscheinende „Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie" genannt, welches hauptsächlich den Zweck hat, das wissenschaftliebende Publikum mit den Sammlungen, welche diese Landesanstalt enthält, bekannt zu machen.

Sehr erfreulich klingt, was über die auswärtigen Verbindungen des kärntnerischen Geschichtvereines gemeldet wurde, welcher mit mehreren inländischen wissenschaftlichen Instituten, und bereits mit sämmtlichen Geschichtvereinen Baiern's in fortwährendem freundlichsten literarischen Verkehre steht. Einer ganz besonderen, sehr ermunternden Theilnahme erfreut sich der Verein Seitens der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, welche ihm mit dankeswerthester Sorgfalt regelmäßig ihre Sitzungberichte und die Monatshefte des „Archives für Kunde österreichischer Geschichtsquellen" als Geschenk einsendet. — Wiederholte sehr ehrenvolle Besprechung seiner Sammlungen und Leistungen bei den Verhandlungen der kaiserlichen Akademie verdankt der kärntnerische Geschichtverein seinem hochverehrten Ehrenmitgliede und hochherzigen Gönner, dem Herrn Regierungsrathe Joseph Chmel, dessen freundliche Wünsche sich unter Anderen (im Aprilhefte 1849 der akademischen Sitzungberichte) in folgenden wohlwollenden Worten aussprachen:

„Wir wünschen dem historischen Vereine für Kärnten und seiner neuen Zeitschrift ferneres Gedeihen, und die daselbe bedingende rege Theilnahme aller „Kärntner. Der Wetteifer wird dieselben nicht „schlafen lassen, wie es anderwärts leider noch der „Fall ist! — Möge der Verein besonders an materiellen Kräften erstarken; das Wollen ist da!*)

Als eines den Freunden der Wissenschaft gewiß willkommenen Vereinigungpunktes wurde der „Vorlesungen über die Mythe der ältesten Völker, in Beziehung auf ihre Religion und Kunst, vom Standpunkte der christlichen Philosophie betrachtet" —, erwähnt, welche das Vereinsmitglied, Herr Ritter Jo-

*) Möchten alle edlen Kärntner, alle Freunde unseres schönen, unserer innigsten Anhänglichkeit würdigen Vaterlandes, zur Erfüllung dieses Wunsches beitragen.

seph von Hempl, in einem Cyclus von 14 Abenden, im Vereinslocale zu halten beabsichtiget. *)

Im weiteren Verlaufe des Rechenschaftsberichtes wurde bemerkt, daß der Ausführung der vom Vereins-Gaucorrespondenten, Hrn. Propste Franz Lorenz Hohenauer, in der Generalversammlung des Jahres 1847 gemachten, damals mit einhelligem Beifalle aufgenommenen Anträge in den Ereignissen des Jahres 1848 und deren Folgen sich vielfache Hindernisse entgegengestellt haben, deren successive Beseitigung, und sohinige Realisirung dieser Vorschläge jedoch mit Grund zu erwarten stehe.

Hierauf wurde den Herren Gaucorrespondenten, welche durch ihre unermüdete Thätigkeit und Sorgfalt sich um den Verein so vielfach verdient machen, der wärmste, lebhafteste Dank ausgesprochen, und die Bitte daran geknüpft, daß dieselben, da nun einmal hienieden jedes — auch das preiswürdigste Unternehmen zu seinem Gedeihen auch materieller Kräfte bedürfe, durch ihren Einfluß dem vaterländischen Geschichtvereine eine seine dermaligen Mitglieder zu erhalten, und neu Beitretende demselben zu gewinnen streben möchten.

Als eingetretene Aenderungen unter den Herren Gaucorrespondenten wurden berichtet:

Die Uebernahme des Gaues „Decanat St. Veit" von dem hochw. Herrn Dechante und Stadtpfarrer zu St. Veit, Franz Schiffer;

die Uebernahme des Gaues „Decanat und Bezirk Villach" von dem Herrn Doctor der Rechte, Franz Reßmann zu Villach; und

die Uebernahme des Gaues „Decanat Krappfeld" von dem hochw. Herrn Propstei-Administrator und Pfarrer zu Wieting, Hieronymus Münichsdorfer.

Hienach wurde das Ableben der Vereins-Ehrenmitglieder: des Herrn Franz Ester, Gymnasialpräfektes zu Salzburg ꝛc., des Hrn. Clemens Freiherrn v. Hügel, Direktors des k. k. Haus-Hof- und Staats-Archives ꝛc., und des Herrn Joseph Heller zu Bamberg angezeigt, und wurden als neue Ehrenmitglieder die Herren Joseph Bianchi, Präfekt des städtischen Gymnasiums zu Udine, und Theodorich Hagn, Capitular und Archivar des Benediktinerstiftes Kremsmünster promulgirt.

Die Zahl der ordentlichen Vereinsmitglieder betrug am Tage der Generalversammlung 472.

Die Einnahmen der Vereinscasse an wirklich eingegangenen Jahresbeiträgen beliefen sich in der Periode vom 13. Oktober 1847 bis einschließ 23. Oktober 1849 auf . . . . . 1695 fl. 22 kr.

die Ausgaben in eben diesem Zeitraume auf . . . . . 1430 fl. 52 kr.

der am 24. Oktober 1849 sich darstellende Cassarest beträgt . . . 264 fl. 30 kr. C. M.

Zum Schlusse wurde darauf hingewiesen, daß, wenn schon ungünstige Verhältnisse auf die Zahl der Vereinsmitglieder, und somit auch auf den Stand der Vereinscasse unerwünschten Einfluß geäußert haben, doch — wie aus der gegebenen Uebersicht zu entnehmen — die Theilnahme an dieser vaterländischen Anstalt im Allgemeinen eher zu- als abgenommen habe, und daß mit Grund zu hoffen stehe, mit der Rückkehr der geregelten Ordnung im öffentlichen Leben, mit der wieder auflebenden Zuversicht auf eine friedliche Zukunft, und mit der dem Vaterlande geschenkten und gesicherten Selbstständigkeit, auch die Liebe zur Wissenschaft und das Interesse für die Geschichte der Heimath immer kräftiger erblühen, und somit auch die schöne edle Frucht wahrer Vaterlandsliebe, — diese wissenschaftliche Landesanstalt —, durch die vereinten Kräfte aller wahren Vaterlandsfreunde erstarken und gedeihen zu sehen

*) Der sehr zahlreiche Besuch dieser Vorlesungen, deren zweite am 31. Oktober statt fand, rechtfertigt die gehegte Erwartung.

Noch ein Wort über den Föderalismus in Oesterreich.

Ein Artikel, den wir über den Föderalismus in Oesterreich brachten, hat Anfechtung gefunden, freilich von einer Seite her, von welcher wir auf Angriffe gefaßt seyn mußten, von Herrn Hawliczek „narodni nowiny." Bereits früher brachte dieses Blatt einen Aufsatz, welchen wir jedoch näher zu beleuchten unterließen, da die Wiener Presse demselben bereits gehörige Würdigung hatte angedeihen lassen. Es war die seltsame Lehre vom großen und kleinen Panslavismus. Wir haben in dieser Hinsicht nur eine kurze Bemerkung nachzutragen. Wir kennen eine Macht, welche dem großen Panslavismus todfeind ist, in deren Lebenskreisen, selbst den unabhängigen, er nicht die geringsten Wurzeln zu fassen vermocht hat, die, falls er verheerend um sich griffe, und die politische Gliederung der österreichischen Welt zu stören anfinge, sich nicht minder gegen den gemeinsamen Feind waffnen und erheben würde, als sie es bezüglich der magyarischen Rebellion that! Das ist die Ansicht, welche wir uns aus den Verhältnissen abstrahiren.

In einem seiner neuesten Artikel beklagt sich Herr H. bitter über die Leiden des Prager Belagerungszustandes, welche ihnt den Mund verschlössen, und nicht erlaubten, sich über „unsere Lage" offen auszusprechen. Uns ist kein Fall zu Wien noch zu Prag bekannt geworden, daß politischen Schriftstellern innerhalb der Grenzen der Mäßigung und des Anstandes über Principien, Verhältnisse und Menschen sich auszusprechen verwehrt worden wäre. Unserem Dafürhalten nach ist Leidenschaftlichkeit kein Vorzug gediegener Publizistik; deren Aufgabe ist Belehrung, nicht Aufregung, Erleuchtung, nicht Entflammung des Gemüthes. Will uns Hr. H. in demselben Tone der Ruhe erwiedern, in welchem wir zu ihm sprechen, so ist vielleicht eine fruchtbare Discussion möglich. Wir wenigstens haben uns zum Grundsatze gemacht, niemals den Gegenstand persönlichen Rücksichten zu opfern, und der politische Gegner hat für uns nur die Bedeutung eines verlebendigten politischen Princips.

Hr. H. negirt das Zutrauen, welches nach unserer

Ueberzeugung die Majorität des Volkes der jetzigen Regierung Oesterreichs schenke und fragt weiter: „Warum hält dieses angeblich das Zutrauen genießende Ministerium die ihm vertrauende Majorität im Belagerungszustande?“ Es heißt doch wohl zu sehr auf die Gläubigkeit der Leser rechnen, indem man eine solche Frage aufwirft. Ist die Majorität der Bevölkerung Prags und Wiens revolutionär gesinnt? Mußte nicht über Galizien bloß einer eben so tollkühnen als unverbesserlichen Fraction wegen der Ausnahmszustand verhängt werden? Man zerlege sogar Ungarn und Siebenbürgen in seine Elemente und man wird finden, daß die Mehrzahl derselben wesentlich antirevolutionär ist. Es ist ein durch die Geschichte aller Zeiten erhärteter Satz, daß Revolutionen nur von Minoritäten gemacht werden; aber es ist die heilige Pflicht der Regierung die Gesellschaft zu schützen und zu verhüten, daß ehrgeizige und schwindlerische Köpfe ihren Frieden, ihr Streben nach Wohlfahrt und ruhiger Entwickelung nicht rastlos gefährden. Im Juni des heurigen wie des vorigen Jahres stand Paris bestimmt nicht zu den Kommunisten und den Umwälzungsmännern des Berges; dennoch fand die aus dem allgemeinen Wahlrecht hervorgegangene Versammlung nothwendig, den Belagerungszustand zu verhängen.

Eine weitere Frage lautet: „Wie kommt es, daß das Ministerium die Landtage nicht einberufen will?“ Hr. H. irrt; allerdings will das Ministerium die Landtage berufen, denn es ist gesonnen die betreffenden Landesverfassungen noch im Laufe des heurigen Jahres zu veröffentlichen, und damit den Beweis zu liefern, daß es selbst am Buchstaben der Verfassung des 4. März festzuhalten Willens ist. Allein die sofortige Berufung der Landtage erscheint uns als eine Unmöglichkeit, da die neuen politischen Behörden noch nicht organisirt sind, und der Kreis der Thätigkeit, welchen die Reichsverfassung den Kronlandtagen vorzeichnet, unbedingt von deren Organisirung abhängt. Die Landeskultur, die Wohlthätigkeitsanstalten und die Bauten des Landes, specielle Anordnungen in Betreff der Gemeindevordnungen, die Kirchen- und Schulsachen, die Vorspannsleistung sind Objecte, die wohl nur dann mit Erfolg behandelt werden können, wenn tüchtig organisirte Behörden dastehen, fähig und bereit in den erwähnten Beziehungen mit den Landtagen zusammengreifend zu wirken. Auch die Regierung muß auf passende Vertretung bedacht seyn, und daß eifrigst an der Organisirung der neuen Behörde gearbeitet wird, ist eine Thatsache, aller Welt bekannt.

Hr. H. wirft uns vor, den Föderalismus allzuleichten Kaufes abgefertigt zu haben; die hohe Wichtigkeit der Frage nicht verkennend, sind wir bereit, gelegentlich auf eine ausführliche Diskussion der Frage zurückzukommen. Wir getrauen uns mit mathematischer Folgerichtigkeit darzuthun, daß der neueste politische Kampf in Europa wesentlich ein Kampf der Centralisation und Föderation gewesen, und daß das Föderativprinzip eine unvollkommene Stufe der politischen Entwicklung repräsentirt.

Der Hauptgrund aber, welchen Hr. H. für die Nothwendigkeit des Föderalismus in Oesterreich geltend macht, daß nämlich jedes Volk von Natur nach politischer Selbstständigkeit trachte, und dieser Trieb der österreichischen Völker nothwendiger Weise zum Zerfalle der Monarchie führen müsse, wenn nicht durch eine Föderativverfassung dafür gesorgt werde: ihren Selbstständigkeitstrieben Rechnung zu tragen, vermag uns durchaus nicht zu überzeugen. Das wahre innerste Streben der Völker ist auf vernünftige Freiheit, Wohlfahrt, Bildung und Humanität gerichtet; diese hohen Zielpunkte können aber durch Nationalfehden und Absonderungstendenzen nur verrückt werden. Die Föderativverfassung besteht unseres Wissens in Nordamerika und der Schweiz nicht auf nationaler, sondern politischer Unterlage. In den Cantonen Bern und Freiburg wohnen deutsche und französische Gemeinden friedlich beisammen, und in Amerika fügen sich die nicht-brittischen numerisch sehr bedeutenden Nationalitäten mit Vergnügen der allgemeinen als nothwendig anerkannten Suprematie des englischen Elementes. Die Deutschen in Elsaß sind bis jetzt keinen Anwandlungen des Selbstständigkeitstriebes erlegen, und der constitutionelle Musterstaat Belgien, obwohl nur theilweise von Franzosen bewohnt, ist durch und durch centralisirt, und wird mit Hilfe des französischen Idioms in Frieden regiert. In Irland hat die brittische Nationalität die angestammte irische beinahe vollständig absorbirt, und die Klagen des grünen Eilandes ströhmen sämmtlich politischen und religiösen Quellen. Auf die Geschichte, den unfehlbaren Spiegel der menschlichen Natur, vermag sich deßhalb Hr. H. nicht zu stützen. Wenn wir weiter zurückgehen, wenn wir z. B. auf Amerika hinweisen wollten, das sich bestimmt nicht nationaler Interessen wegen von Altengland losriß: was könnte unser Gegner erwidern? Etwa, daß die sich unwandelbar gleichbleibende menschliche Natur im J. 1848 eine radikale wunderbare Umwandlung erlitten, und das Princip des Bleibenden herrschend geworden sey über das der politischen Entwicklung und der mit ihr innig verschwisterten Civilisation? Hr. H. schildert Wünsche und Stimmungen, die in Oesterreich in dem Maße, als er vorgibt, nirgends existiren. Die Slaven in Oesterreich werden hoffentlich ihre Ehre und ihren Vortheil darin sehen, gute Oesterreicher zu bleiben. Wir achten und lieben diesen Volksstamm zu sehr, um es nur für denkbar zu halten, daß verführerische Doctrinen bei ihm mehr als obenhin Eingang zu finden vermöchten. Hr. H. beruft sich auf den nächsten Reichstag und meint, man werde sehen, ob die Majorität eine centralistische oder föderalistische seyn werde. Wir hoffen, daß sie nicht föderalistisch ausfallen werde. Wäre es aber der Fall, so müssen wir solchen Erfolg nur im Interesse der Freiheit auf das lebhafteste beklagen. Das Ministerium könnte gestürzt werden, aber seine Gegner würden gewiß nicht in die Bresche steigen. „Dann könnten Zeiten kommen, von denen jetzt besser nicht gesprochen wird.“ Die Nothwendigkeit, den Gesammtstaat zu erhalten, und vor gewagten Experimenten zu schützen, würde sich geltend machen, und eine Parthei, die wir nicht näher zu bezeichnen brauchen, würde den Vorwand gefunden haben, die österreichischen Völker für die Freiheit unreif zu erklären. Darum möge die Parthei, welche Hr. H. vertritt, gewissenhaft und sorgsam zu Werke gehen, und erwägen, ob es gerathen sey, sehr viel auf das Spiel zu setzen, um vielleicht Alles zu verlieren.

Wien, 5. Nov. 1849. △

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 91. Klagenfurt, Dinstag den 13. November 1849.

Nachruf

an Fräulein Josephine Pauker, gestorben in Laibach am 13. Oktober 1849 im 17. Lebensjahre.

Des Vaters Lust, der Mutter Hoffnungskrone,
Der Brüder Freud' und jedes Auges Wonne,
Ja, jedem Herzen werth, das ihr genaht;
Ein Morgenstern an Schön' und Engeltugend,
Ach! und im Lebenslenz, im Mai der Jugend
Dem Tod' zum Raub', des Grabes Wintersaat!

Ach nein! kein Raub! Verzeih's dem Schmerz, Verklärte,
Dein Schöpfer liebt Dich nur, darum begehrte
Er Dich — hat dort nun einen Engel mehr.
Du warst zu schön, zu gut für diese Erde.
Und als Du wolltest, daß es lichter werde
Um dich — nahm in sein Lichtreich Dich der Herr.

Als Liebe Dir die Augen zugeschlossen,
Als um Dein Sterbebett noch Thränen flossen,
War dort Dein Geist schon, wo man nicht mehr weint,
In einer Welt, wo Dich die Engel küssen,
Wo heil'ge Jungfrau'n Dir das Seyn versüßen,
Und Gottes Antlitz Euch als Sonne scheint.

Geht auch nur Reines ein bei jener Pforte,
Gibt's auch gewiß dort heiße Läut'rungsorte,
So kamst doch Du nicht hin als Schuldnerin;
Dein schöner Wandel fand ein schön' Emporium,
Du übest'and'st schon hier das Purgatorium,
Als christlich Gott-ergeb'ne Dulderin.

Drum Heil Dir in der Heimath der Verklärten!
Du stimmst im Chor der himmlischen Gefährten
Der ew'gen Huld ein ew'ges Loblied an!
Bewohnst das Land des Friedens und der Wahrheit,
Der ew'gen Jugend und der Himmelsklarheit,
Hast Alles, was die Allmacht bieten kann.

Der Psyche Kleid nur blieb im Thränenthale.
Heut' oder morgen geh'n den Weg wir Alle.
Dann, Josephine! sel'ges Wiedersehn
Dort, wo kein Tod mehr trennt, kein Schmerz die Seele
Verwundet, wo des ew'gen Wohlseyns Quelle
Strömt, und des bessern Lebens Lüfte weh'n!

Leicht sey die Erde Deiner schönen Hülle,
Bis einst der Herr in seiner Allmacht Fülle
Zu richten kommt, und 's Siegel sprengt die Gruft:
Entzwei ist dann des Todes Trauerschleier,
Vereint, verklärt geh'n Seel' und Leib zur Feier
Der Auferstehung, wenn der Engel ruft.

* * *

Der Riesensarg.

Amerikanische Novelle.

I.

Im Jahre 1766 erschienen in dem reizenden Bezirke Greenville in Südcarolina — der seinen Namen von dem üppigen Grün erhalten haben soll, das den europäischen Augen wunderbar vorkam — die ersten weißen Ansiedler aus Virginien und Pennsylvanien. Unter den ersteren waren die Familien Holt und Houston, welche durch zwei unerschrockene Männer, wohlbekannte Wildenjäger, vertreten wurden, die jeden Augenblick bereit waren Büchse und Tomahawk zu gebrauchen, sich aber nicht minder durch die Anhänglichkeit auszeichneten, die sie für einander hatten. Vieljähriges Beisammenseyn in allerlei schweren Zeiten, die Gewohnheit in Augenblicken der Gefahr aufeinander zu rechnen und Gleichheit in Geschmack und Neigung hatten einen Grad von Freundschaft unter ihnen gereift, wie er sich selten unter zwei Männern findet. Jeder hatte seine Familie — Weib und Kinder —; sie zogen über die Berge, welche zwischen Virginien und Carolina liegen und kamen wohlbehalten in der letztern Colonie an. Das Aussehen des Landes entzückte sie und so ließen sie sich am Ufer des Reedy River (Rohrflusses) unweit von der Stelle nieder, wo jetzt die freundliche Stadt Greenville liegt. Gleichheit der Neigungen, die abgesonderte Lage ihrer Wohnungen und die Nothwendigkeit des Zusammenwirkens den benachbarten Irokesen gegenüber hielt sie fest zusammen und so verfolgten John Holt und Arthur Houston, die immer mehr Jäger als Acker-

bauer blieben, nach wie vor den Bär, den Hirsch und den Truthahn mit einem Eifer, der eben so aus ihrer Anhänglichkeit aneinander als aus der Jagdlust selbst entsprang.

Ihre Familien dagegen, die in dem Boden gleichsam mehr und mehr einwurzelten, gediehen und blüheten in anderer Art. Die Knaben wuchsen kräftig heran und die Mädchen wurden schöne Jungfrauen. Allerdings war die Zuneigung zwischen den beiden Frauen nicht so warm und innig als die der Männer. Wenn sie sich auch in Gegenwart derselben ziemlich freundlich gegen einander benahmen, kam es doch unter vier Augen nicht selten zu heftigen Auftritten. Den Männern war dieser Zustand der Dinge nicht gänzlich unbekannt, aber sie wußten nicht, wie sie ihn ändern könnten; ja man könnte wohl gar sagen, sie wären erst die eifrigen und glücklichen Jäger geworden, die sie waren, als sie keine Hoffnung mehr hatten, zu Hause glücklich zu seyn, — ein Umstand, der sich heute noch in der neuen wie in der alten Welt wiederholen soll.

Leider hatte der Zwiespalt Folgen, an welche die schwachen Mütter nicht dachten; der Haß, den sie gegeneinander fühlten, erbte nämlich auf die Kinder fort, die statt, wie Kinder so gern thun, mit einander zu spielen, die Stöcke ihrer Väter nahmen und auf einander schlugen, so oft es unbemerkt geschehen konnte. Am stärksten sprach sich der Familienhaß in den beiden ältesten Knaben aus, einem Holt und einem Houston.

Der letztere war vierzehn, der erstere zwölf Jahre alt geworden. Houston war ein langer schlanker wirklich hübscher Junge. Holt dagegen kurz, ziemlich dick und nichts weniger als einnehmend. Dagegen zeichnete er sich durch Sanftmuth und Bescheidenheit aus, die segar in Blödigkeit und Schüchternheit ausartete. Houston seiner Seits war keck, aufbrausend und eitel, der Liebling seiner Mutter, rücksichtslos in Ansprüchen, maßlos in Leidenschaft und unbeugsam in dem, was er sich einmal vorgenommen hatte. Bereits war er mit seinem Vater auf die Jagd ausgezogen und hatte seine Kraft und seinen Muth erprobt; deßhalb sehnte er sich seine jugendkräftigen Muskeln an seinem Gefährten und Gegner, dem Knaben Holt zu versuchen. Zwar wußte er recht wohl, daß es diesem an Kraft nicht gebrach — er hatte sie schon mehrmals in empfindlicher Weise kennen gelernt — aber er zweifelte nicht, durch seine Gewandtheit ihn zu besiegen.

Eines Tages waren die Knaben zum Baden an den Fluß gegangen. Da trafen sie mit einem verwachsenen Knaben aus der Nachbarschaft zusammen, der Acker hieß, außer seinen äußerlichen Gebrechen mit epileptischen Zufällen behaftet und so reizbar war, daß ihn ein Blick in die schmerzlichste Aufregung versetzen konnte. Es war schon vorgekommen, daß ihn die Neckereien der beiden andern Knaben bis zu Krampfanfällen gereizt hatten. Der Unglückliche hatte sich eben erst von einer Krankheit in Folge ähnlicher Verfälle erholt und die beiden Knaben wußten das recht wohl. Trotzdem fing Houston sofort an, dem armen Gebrechlichen zu necken, Holt schritt zwar dagegen ein, vermochte aber nichts auszurichten und Houston ging erst in das Bad, als er den armen Unglücklichen bis zur Erschöpfung gereizt hatte. Dieser besaß einen Theil der schlauen Bosheit, welche nicht selten Geistesschwachen und Gebrechlichen gleichsam als Wehr und Waffe von der Natur gegeben ist. So schlich er sich vorsichtig und behutsam an das Ufer unter die Felsen, wo die badenden Knaben ihre Kleidungsstücke hingelegt hatten, und als Houston aus dem Wasser kam, stürzte der Epileptische aus seinem Versteckte hervor auf seinen Peiniger, warf ihn nieder und würde ihn mit einem großen Steine erschlagen haben, wenn nicht Holt zu Hilfe gekommen wäre.

2.

Ehe fünf Jahre nach dieser Zeit vergingen, waren die Väter der beiden Knaben ihrem Geschicke verfallen, — von den Irokesen scalpirt worden und den Söhnen, die nun junge kräftige Männer geworden waren, fiel die Pflicht zu für ihre Familien zu sorgen. Seit aber die Väter im Grabe ruheten, hielten sie es nicht mehr für nöthig, ihren Haß zu verbergen; von gemeinsamen Hauswesen konnte nicht mehr die Rede seyn. Die Familien trennten sich; die Houston's nahmen ihren Aufenthalt in Paris Mountain, sieben Meilen weiter hin, an einer Stelle, wo man heute noch einige Spuren von ihrer Pflanzung entdecken kann. Die Ansiedelung am Reedy River hatte sich unterdeß vermehrt. Es waren mehrere andere Familien angekommen und wahrscheinlich wurde damals der Grund zu der blühenden Stadt gelegt, die sich jetzt an dem lieblichen Flusse hinzieht. Die Söhne wuchsen heran, aber nicht in der Art ihrer Väter. Nur in einem Punkte glich Houston seinem Vater, — er war nämlich ein Jäger. Arthur Holt dagegen war ein fleißiger, genesener Landwirth geworden, der sein höchstes Glück in seinem Hause und auf seinen Feldern fand. Er wurde mehr kräftig als schön, mehr gutherzig als einnehmend und sein Fleiß verschaffte ihm und seiner Mutter einen bisher unbekannten Grad von Wohlstand. Nicht in gleichem Grade begünstigte das Glück den jungen Houston, der sich dagegen bereits einen Namen als Jäger erworben hatte. In dem Walde schien er ganz seines Vaters

Fußtapfen zu folgen. Ueberdies war er unbestritten der schönste junge Mann weit und breit umher und die Mädchen achteten nicht darauf, daß er gern trank.

(Fortsetzung folgt.)

Die Lehr- und Erziehungs-Anstalt für Töchter,

geleitet von Betty und Marie Fröhlich, in Wien, Stadt, Franziskanerplatz Nr. 911, im 3. Stock.

Indem wir die verehrten Leser auf die Ankündigung dieser braven Erziehungsanstalt in den Intelligenzblättern der „Klagenfurter Zeitung" Nr. 110, 114 und 117 im Monate September d. J. rückerinnern, entlehnen wir Folgendes aus dem Journal der „Presse" Nr. 250, l. J.:

Unter den jüngsten Schriften im Erziehungsfache dürften wenige die Theilnahme der Eltern in so hohem Grade anregen, als die Broschüre:

„Grundzüge der von Betty und Marie Fröhlich geleiteten Erziehungsanstalt in Wien,"

welche schon in den ersten Wochen des Jahres 1849 erschien und sowohl in der obgenannten Anstalt als auch in allen Buchhandlungen zu haben ist.

Dieselbe enthält in gedrängter Kürze das Treffendste und Wichtigste über den behandelten Stoff, verräth die tüchtigste theoretische und praktische Befähigung, und ist von jenem echten Geiste wahrer Menschenliebe und reiner Sittlichkeit durchweht, der allein im Stande ist, die Thätigkeit im Erziehungsfache zu einem dauernd fruchtbaren zu machen.

Den Hauptvorzug des Schriftchens aber finden wir in der Hervorhebung der Nothwendigkeit, die Ausbildung des Herzens, des Charakters der Zöglinge vorzugsweise zu berücksichtigen. Es wird damit ein wunder Fleck der heutigen Gesellschaft berührt, welche für die glänzende Rinde so viel thut, und den eigentlichen Kern des Menschen, das Herz, den moralischen Charakter, nur all zu oft darob verkümmern läßt.

Es ist den Vorsteherinnen der genannten Anstalt wahrhaft zum Verdienste anzurechnen, diesen Punkt so energisch ins Auge gefaßt zu haben.

Läßt sich schon aus diesem Büchlein der Anstalt selbst das günstigste Prognostikon stellen, so verdienen die weiteren Schritte der Vorsteherinn zur vollkommenen Ausrüstung und Einrichtung ihrer Anstalt eine eben so rühmliche Erwähnung. Es hat nämlich dieselbe nach Erschöpfung aller gewöhnlichen Vorbereitungen die Mühen und Opfer, ja selbst die in den Zeitverhältnissen des Frühjahrs 1849 gelegenen Gefahren einer Rundreise durch Deutschland nicht gescheut, dort die vorzüglichsten Erziehungsanstalten für Mädchen, die Töchterschulen, Waisenschulen und andere Institute besucht, und mit den vorzüglichsten Inhabern und Leitern derselben Verbindungen angeknüpft, wodurch sie sich nun in der Lage befindet, von allen Fortschritten und Neuerungen, so wie von jedem neuen Hilfsmittel im Erziehungs- und Unterrichtswesen schnell und zuverlässig unterrichtet zu werden, und selbst beurtheilen zu können, wo Abhilfe noth thut, und welche Mittel dazu am tauglichsten sind.

Dieses Streben wurde auch von dem k. k. Ministerium des Unterrichts nach Verdienst gewürdiget, indem dieses letztere mit Erlaß vom 21. Juli 1849 die ehrenvollste Anerkennung der eben geschilderten löblichen Bemühungen zur Emporbringung des weiblichen Erziehungswesens aussprach.

Uebrigens zeichnet sich der Unterrichtsplan durch Klarheit, Einfachheit und passende Stufenfolge aus; der zahlreiche Kreis der tüchtigsten Lehrer und Meisterinnen macht die sorgfältige Berücksichtigung auch der ungleichartigsten Fortschritte der Zöglinge möglich; und endlich entspricht die Größe, Zweckmäßigkeit und Schönheit der Räumlichkeiten und deren innere Einrichtung, die Ruhe des gleichwohl im Herzen der Residenz gelegenen Platzes, die Nähe der passendsten Spaziergänge und die in Allem herrschende Ordnung und Reinlichkeit auch den strengsten Anforderungen.

Indem wir daher die Aufmerksamkeit der Eltern auf eine Anstalt lenken, in welcher alle Elemente des Gedeihens ihrer Kinder in vollem Maße vorhanden sind, glauben wir denselben wirklich zu nützen, und zwar um so mehr, als die Preise mit anerkennenswerther Uneigennützigkeit auf das Mäßigste berechnet sind.

Notizen.

Wn. (Ueber Schuselka's deutsche Fahrten.) Diese neueste Schrift des fruchtbaren Schriftstellers dürfte das traurigste aller Schicksale erleben, nämlich das, obenhin vielleicht nur wenig gelesen und daher unwirksam zu bleiben. Seltsam müssen wir es finden, daß der Autor das Bedürfniß fühlte, seine kleinen Erlebnisse vor dem März in einem weitläufigen Octavbande zu schildern und überdieß, daß dergleichen retrospective Schilderungen von sehr bedeutenden oder doch sehr begabten Individualitäten herrühren müssen, um das öffentliche Interesse anzuregen. Wir wollen Herrn Schuselka immerhin eine gewisse Innigkeit der Empfindung zusprechen, doch ist sie weder poetisch, noch von tiefen geistreichen Anschauungen getragen, und Das, was sie zu produziren vermag, kann füglich nur als Ballast betrachtet werden. Ob es nützlich, das Schiff der Literatur in Tagen, wo furchtbare Stürme noch immer nicht ausgetobt, mit Ballast zu befrachten, ist eine Frage, die wir nicht bejahend zu beantworten vermögen. Was den zweiten, den nachmärzlichen Theil der Schrift betrifft, so ist sie durch den Stoff interessanter, lesbarer, doch bietet sie weder unbekanntes für die Geschichte brauchbares Material, noch übt sie den Reiz eines geistreichen und anziehend geschriebenen Memoires. Der Verfasser bemüht sich, die Parthei, der er angehörte, zu rechtfertigen! Eitles Bemühen! Die Ereignisse haben gerichtet. Ob der constituirende Reichstag durch sein Beisammenbleiben bis zu Ende Oktober v. J. in der That so viel des Unheils verhütet, als der Verfasser meint, wollen wir nicht untersuchen. Sicher ist, daß die Fraktion, welche ihn damals beherrschte, damit nur einen geringen Theil des Uebels, welches sie muthwillig heraufbeschworen, gut gemacht hätte. Bei jeder Gelegenheit legt der Autor einen unverhältnißmäßig schweren Accent auf die angebliche Reinheit der Intentionen der damaligen Leiter. Die größte Lauterkeit der Absicht befähigt aber durchaus nicht zu staatsmännischem Wirken, und halbe Charaktere, die es nicht über sich

gewinnen können, bis zur Erkenntniß ihres unvermögenden Selbst durchzudringen, sind eben geeignet den größten Schaden bei politischen Bewegungen anzurichten. Es gibt in der Politik keinen gefährlichern Irrthum als Principien anzuerkennen, deren Realisirung jedoch aufschieben zu wollen. Solcher Aufschub ist nur bezüglich der Mittel denkbar. Grundsätze, Tendenzen finden, wenn sie von halben Menschen ajournirt werden, allemal ganze Menschen, welche sich ihrer mit aller Kraft der Leidenschaft bemächtigen. Unsere Ueberzeugung geht dahin, nur solche Principien als wahr und giltig anzuerkennen, die praktisch sind d. h. aus der Gesammtlage der Verhältnisse resultiren, allen anderen aber entschieden und gebarnisht entgegenzutreten. Die Welt wird nicht von Idealen sondern von Nothwendigkeiten beherrscht. Der theoretische Republikanismus, zu welchem sich der Verfasser bekennt, ist daher der gefährlichste von allen; er ist verführerisch, zugleich aber schwach, subjectiv und eingebildet, nichts destoweniger aber unendlich prätentiös. — Der Verfasser gehört ferner zu den Männern, welche Angesichts der erschütternden Erlebnisse unserer Tage nichts gelernt, nichts vergessen haben. Die große Doctrin unserer Tage, das Resultat all unserer Kämpfe ist ihm noch ein Geheimniß geblieben. Er begreift nicht, daß große Versammlungen, seyen es constituirende oder constituirte, jederzeit nur eine bestimmte Summe von Meinung repräsentiren. Allein nicht Jeder, der eine Ansicht geschickt hinzustellen und zu begründen versteht, ist ein Staatsmann zu nennen. Die Staatskunst ist wirklich — eine Kunst. Kunst aber ist eine Göttergabe und ein unergründliches Geheimniß. — Das mächtigste Bedürfniß unserer Zeit sind starke intelligente Regierungen. Die gefährlichste Täuschung der „geborenen Oppositionshelden" ist die Kritik über das Werk, das Wort über die That zu stellen. Die Täuschungen des Constitutionalismus á la Rotteck bestehen hauptsächlich darin, daß er sich die primitive Rolle zuschiebt und dauen und gestalten will, während nach unserer unumwundener Ueberzeugung den constitutionellen Factoren zumeist nur der kritische Beruf zusteht. — Die erste Bedingung einer gesunden Kritik ist aber gänzliche Leidenschaftslosigkeit. Das erbärmliche Schauspiel der Hetze der Gewalten, welches Frankreich während einer Reihe von Jahren darbot, möchten wir bei uns um keinen Preis wiederholt sehen. Die echte Kritik muß nüchtern, prüfend, lieber scrupulös als aufwallend seyn, und wir verhehlen deßhalb nicht, die Lust mit welcher der Autor an der sogenannten zündenden Macht des begeisterten Wortes sich weidet, seine Vorliebe für das parlamentarische Beiwerk, sein Verbunkenseyn in den Genüssen der Harangue nicht im Entferntesten zu theilen. — Wenn wir uns veranlaßt sahen, mehr über die der Oeffentlichkeit angehörige Individualität des Verfassers als über das Buch zu sagen, so möge uns dessen Inhalt entschuldigen. Es ist ein Exzerpt der Zeitgeschichte ohne Bedeutung; die Phraseologie, womit der Verfasser es verbrämt, eine ziemlich abgenutzte. Die zahlreichen Bitterkeiten und schonungslosen Seitenblicke, womit das Werk gewürzt erscheint, richte der Geschmack des Publikums.

△ Talleyrand sagte, die Sprache sey erfunden, um die Gedanken zu verbergen; die „ostdeutsche Post" meint vielleicht, sie sey erfunden, um die Gedanken zu verdrehen. Sie läßt uns mit russischer Intervention drohen, um dem Gesammtösterreicherthume zum Durchbruch zu verhelfen. Wir aber haben nicht mehr und nicht minder sagen wollen, als daß Rußland der geschworenste Feind des von den narodni noviny dirigirten „großen Panslavismus" sey, und in der That auch nicht mehr gesagt! (Sieh Carinthia Nr. 90, l. J.)

— Aus Turin wird in den letzten Tagen des vorigen Monats Folgendes berichtet: Seit einigen Tagen ist hier ein Gemälde zur Besichtigung ausgestellt, welches in Italien viel von sich reden gemacht hatte. Dasselbe wurde vom seligen König Karl Albert bei dem florentinischen Künstler, Professor Thomas Gazzarini, bestellt und ist im Juli d. J. vollendet worden. Es stellt den Moment vor, wo Amadeus von Savoyen von seiner Lieblingsfarbe „der grüne Graf" genannt, dem Papste Urban V. den lateinischen Patriarchen von Konstantinopel vorstellt, den ersten Gesandten, welchen Kaiser Johannes Paläologus und Philoteus, griechischer Patriarch, an den heiligen Vater sandten, damit beide Kirchen ihre Gläubigen in einer gemeinsamen Hürde, und unter Einem Hirten sammeln möchten. Der Ausdruck der Gesichter ist vortrefflich, und der Totaleindruck des Bildes — bei 40 Personen in Lebensgröße umfassend — gestaltet sich durchaus würdevoll und klar. Außer den Hauptpersonen wollte der Meister auch einige Notabilitäten jener Zeit darstellen, z. B. den Kardinal Alboroz, den berühmten Minoritengeneral, Markus von Viterbo u. Andere, und es ist ihm in hohem Grade gelungen; denn die bekannten Charaktere dieser Männer spiegeln sich sprechend auf ihren Zügen ab. Gruppirung, Zeichnung und Kolorit lassen nichts zu wünschen übrig, auch die Staffage ist tadellos, und der Mater hat somit ein Werk geliefert, welches einem Rembrandt nicht zur Unehre gereichen würde, dessen Styl auch einigermassen angenommen erscheint. Das hiesige Publikum besucht diese Ausstellung sehr zahlreich und erfreut sich des Besitzes einer Arbeit, die zu den bedeutendsten neuerer Zeit gehören dürfte.

— Am 2. d. M. wurde die Eisenbahnstrecke von Geißlingen bis Amstetten im Würtembergischen zum ersten Male befahren. Dieselbe besteht aus einer sogenannten schiefen Ebene mit einer Steigung von 1 zu 45 und hat eine Länge von 17791 Fuß. Es beträgt demnach die Gesammterhebung 395 Fuß, wobei der Bahnhof in Geißlingen 1626 Fuß und der in Amstetten 2021 Fuß über der Meeresfläche gelegen ist. Von der angegebenen Länge bestehen 5800 Fuß in einer geraden Linie, der Rest von 11,991 Fuß aus Curven von 950 Fuß bis 6000 Fuß Radius. Nachdem eine gewöhnliche Lokomotive zuerst allein und dann mit zwei mit Schienen beladenen Güterwägen die Fahrt gemacht hatte, wurde die für diese Strecke eigens gebaute Maschine „Alp" in Thätigkeit gesetzt. Dieselbe wiegt 37 Tonnen und hat 6 gekuppelte Räder. Der Zug bestand aus 5 mit Schienen beladenen Güterwägen, auf denen noch eine große Anzahl Personen Platz nahm, so daß das Gesammtgewicht sich auf etwa 85 Tonnen (1700 Ctr.) belaufen haben mag. Mit diesem Zug machte die Lokomotive die Bergfahrt in 26, die Thalfahrt in 19 Minuten.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 92. Klagenfurt, Sonnabend den 17. November 1849.

Programm

der wissenschaftlichen Versammlungen und Vorträge am naturhistorischen Landesmuseum zu Klagenfurt, für das Jahr 1849—50.

In der am 26. Aug. d. J. abgehaltenen Sitzung des kärntnerischen Industrievereines wurde durch einstimmigen Beschluß dem naturhistorischen Museum ein Jahresbeitrag von 400 fl. zugesichert. Durch diesen wichtigen Zuwachs an Geldmitteln wird dem neugegründeten Institut die Möglichkeit geboren, seine Wirksamkeit auszudehnen, anderseits erwächst ihm aber auch daraus die Pflicht, den wissenschaftlichen Interessen des beitragenden Vereines in Zukunft möglichst zu dienen.

Dieser neuen Verpflichtung zu entsprechen, wird von nun an sowohl den wissenschaftlichen Versammlungen, als auch den Vorträgen im Museum ein größerer Umfang zugewiesen werden.

Die wissenschaftlichen Wochenversammlungen sollen künftig nicht bloß naturhistorische Gegenstände zur Besprechung bringen, es soll auch das technische Wissen in ihnen vertreten werden. Außer den gelegentlichen Vorträgen und Mittheilungen über einzelne Zweige der physikalischen Wissenschaften, über die Resultate der in ihr Bereich gehörenden neuen Forschungen und Beobachtungen, mögen diese nun auf Erweiterung der Wissenschaft im Allgemeinen oder speciell auf Kärnten Beziehung haben, sollen gleiche Vorträge und Mittheilungen auch über Gegenstände der verschiedenen technischen Fächer mit der doppelten Berücksichtigung des allgemeinen, so wie des vaterländischen Interesses gehalten werden.

Neben diesen gelegentlichen Vorträgen und Mittheilungen muß aber auch die Gelegenheit wechselseitiger Besprechung und geistigen Umtausches geboten seyn, weil dadurch die Theilnahme für die genannten Fächer erst recht geweckt, gefördert, so wie überhaupt das Wissen verallgemeinert wird.

Es werden daher nicht nur alle Freunde der technischen und der Naturwissenschaften, sondern auch alle Jene, die ihrem Lebensberufe nach dem einen oder andern dieser Zweige angehören, eingeladen, an diesen wöchentlichen Abendversammlungen Theil zu nehmen.

Insbesondere sind Jene, welche Gelegenheit hatten, in irgend einem Zweige der mehrerwähnten Fächer neue Beobachtungen oder Erfahrungen zu machen, ersucht, dieselben entweder mündlich in den Versammlungen mitzutheilen oder schriftlich (an das naturhistorische Museum) zur Mittheilung einzusenden. Von vorzüglichem Interesse sind jene Mittheilungen, welche auf die Erweiterung der physikalischen Kenntniß des Herzogthums, so wie auf dessen industrielles Leben besondere Beziehung haben. Solche Mittheilungen werden dann nach Möglichkeit in den entsprechenden Zeitschriften, sogleich aber wenigstens im Auszuge durch die »Carinthia« veröffentlicht werden.

Um den Versammlungen eine freiere Bewegung geben zu können, werden in denselben alle jene naturwissenschaftlichen und technischen Zeitschriften, so wie auch die interessanteren in diese Fächer einschlagenden Werke, welche dem Museum zu diesem Zwecke zur Benützung anvertraut werden, zur allgemeinen Durchsicht aufgelegt seyn.

Daß keinem außer dem Bereiche der mehrerwähnten wissenschaftlichen Zweige liegenden Gegenstande in diesen Abendversammlungen Raum zur Besprechung gestattet seyn kann, da die letzteren dann über ihren Zweck hinausschweifen würden, braucht wohl nicht näher berührt zu werden.

Die Versammlungen beginnen mit dem 6. Dezember d. J. und finden alle Donnerstage Abends zwischen 6 und 9 Uhr statt.

Ueber folgende Gegenstände werden unentgeldliche Vorlesungen gehalten werden:

I. Anfangsgründe der Physik und allgemeine Chemie. Vom 20. November an alle Dinstag und Donnerstag von 4 bis halb 6 Uhr. (Vorgetragen vom Herrn J. Canaval.)

II. Allgemeine Naturgeschichte für Handwerker. Vom 2. Dezember an alle Sonntage von 11 bis 12 Uhr; dann

III. Geologie und Geognosie. Vom 2. Jänner angefangen alle Montag und Mittwoch von 5 bis 6 Uhr. (Beide vorgetragen vom Custos des Museums.)

Außer dieſen unentgeldlichen Vorleſungen iſt ein geſchloſſener Cyclus von Vorträgen für einen zweijährigen techniſchen Privatlehrkurs beantragt. Der Plan dazu wurde durch den vielſeitig ausgeſprochenen Wunſch angeregt, daß in Kärnten, deſſen Hauptindustrie ſich in den techniſchen Fächern bewegt, wenigſtens in einem Orte dieſes Landes Jenen, welche ſich einem der vaterländiſchen Induſtriezweige widmen wollen, auch die Gelegenheit geboten ſey, jene unerläßlichen allgemeinen Vorkenntniſſe erhalten zu können, welche zur höheren Ausbildung in irgend einem techniſchen Zweige und zu deſſen möglichſt erfolgreichen practiſchen Betrieb fähig machen.

Der Plan zu dieſem techniſchen Lehrkurs umfaßt folgende Gegenſtände:

Elementarmathematik und Geometrie, Mechanik und Phyſik, Chemie, Mineralogie, ökonomiſche Pflanzenkunde und Zoologie, Geographie, Stylübung, italieniſche Sprache, freie Hand-, Architektur- und Maſchinenzeichnung; überdieß für jene Schüler, welche ihrem Alter nach noch dazu verpflichtet ſind, auch Religionsunterricht.

Der Kurs zerfällt in zwei Jahrgänge, wovon der erſte am 2. Jän. 1850 beginnt und im Auguſt ſchließt, der 2. vom Oktober 1850 bis Auguſt 1851 dauern ſoll. Auf fünf Tage in der Woche entfallen 4 bis 5, für den ſechsten Tag zwei Lehrſtunden.

Da der Plan dadurch weſentlich unterſtützt wurde, daß von der Ackerbaugeſellſchaft Kärntens bereits 200 fl. auf Schülerſtipendien ausgeſetzt worden ſind, und auch vom kärntneriſchen Induſtrieverein ein Beitrag zu demſelben Zwecke in Ausſicht geſtellt worden iſt, ſo bedarf es nur noch einiger unerläßlicher Vorarbeiten, nach deren Beendigung dann ſogleich die Stipendien von der Direktion des Ackerbau- und Induſtrievereines ausgeſchrieben, ſowie auch die Aufnahms- und Honorarsbedingungen nebſt dem ausführlichen Lehrplan öffentlich bekannt gegeben werden.

Der Rieſenſarg.

Amerikaniſche Novelle.

(Fortſetzung)

Unter den Familien, die ſich am Reedy River angeſiedelt hatten, gehörte auch die eines Marcus Heywood aus Virginien, eines ungemein höflichen, gewiſſenhaften und gutmüthigen Mannes „von altem Schrot und Korn.“ Er brachte in die kleine Colonie eine gewiſſe Bildung mit, welche vorher da völlig unbekannt geweſen war, lebte aber leider nicht lange genug, um einen durchgreifenden Einfluß auf ſeine Nachbarn ausüben zu können. Er hinterließ eine Witwe, eine Frau von etwa fünfzig Jahren und eine einzige Tochter von ſechzehn. Frau Heywood war ein Muſter einer Hausfrau und Mutter, Leda Heywood aber, ihre Tochter, ließ ſich mit gar keiner andern vergleichen.

Als ihr Vater ſtarb, ſtand ſie, wie geſagt, in ihrem ſechzehnten Jahre, aber ſie war bereits vollſtändig erwachſen und über ihre Jahre ernſt. Kein Wunder, daß ſie allgemein die Schöne von Reedy River hieß, und daß alle Jäger, Hirten und Farmer, unter ihnen auch unſere beiden Bekannten, John Houſton und Arthur Holt, nach ihr ſchmachteten. Anfangs wußten die Beiden nicht, daß ſie Nebenbuhler waren, aber das Geheimniß kam ſehr bald zu Tage und der alte Haß Houſtons flammte in aller ſeiner Wuth wieder auf. Holt hatte ſich von ſeinem früheren Spiel- und Kampfgenoſſen ſeit längerer Zeit ſo fern als möglich gehalten; nicht aus unmännlicher Schwäche oder Muthloſigkeit, ſondern aus wohlbedachter Klugheit, um jede Reibung mit dem Gegner zu meiden, dem er mit der ruhigſten Faſſung entgegen trat, ſobald er es nicht vermeiden konnte. Mit der äußerſten Blödigkeit dagegen ſtand er vor Leda Heywood und trat deßhalb neben dem ſchönen kecken ſelbſtvertrauensvollen Houſton tief in den Schatten. So waren einige Monate ſeit dem Tode des „Oberſt“ Heywood vergangen und von den Bewerbern um die ſchöne Leda blieben endlich nur die zwei, denen ſich unſere Aufmerkſamkeit vorzugsweiſe zuwendet. Die Ereigniſſe naheten ſich indeß einer Entſcheidung und man flüſterte aller Orten, Leda Heywood ſey verlobt und zwar mit John Houſton. Dieß Gerücht kam natürlich auch demjenigen bald zu Ohren, den es am unangenehmſten berühren mußte. Arthur Holt hegte eigentlich keine Hoffnung, denn Leda hatte ihm nur ſehr geringe Aufmunterung gewährt; dennoch wollte er ſich auch der Verzweiflung noch nicht hingeben, denn ſo viel er beobachtet, hatte ſie auch ſeinem Nebenbuhler keine Veranlaſſung zu beſſerer Hoffnung gegeben. Jedenfalls ließ ſich die Sache bald ermitteln und Arthur Holt nahm ſich deßhalb vor, dieß bei der erſten beſten Gelegenheit zu verſuchen. Er entſchloß ſich nämlich, der ſchönen Leda förmlich ſeine Hand anzutragen, was er ſchon früher gethan haben würde, wenn er der Mutter derſelben nicht gewiſſe Gefälligkeiten geleiſtet hätte. Die aus dieſem Zartgefühle hervorgegangenen Bedenklichkeiten mußten nun vor der Stärke ſeiner Gefühle zurücktreten, und eines Abends hatte er bereits größere Aufmerkſamkeit als gewöhnlich auf ſeine Toilette verwendet, als zu ſeiner und ſeiner Familie nicht geringer Verwunderung John Houſton plötzlich in ſeine beſcheidene Wohnung trat. Es war dieß der erſte Beſuch, den er ſeit dem völligen Bruche der beiden Familien machte, und Arthur errieth auch auf den erſten Augenblick, daß ihn ein ganz beſonderer Zweck herführe. Nachdem die gewöhn-

lichen herkömmlichen Höflichkeitsredensarten ausgetauscht waren, ſtand John Houſton auf und ſagte zu Arthur:

»Ich ſehe, daß Du ausgehen willſt; vielleicht haben wir einen Weg. Wenn das der Fall iſt, kann ich meine Worte unterwegs anbringen.«

»Ich will zu der Witwe Heywood gehen.«

»Mein Weg führt auch dahin.«

Houſton ſprach finſterer und barſcher als gewöhnlich; tiefe Falten auf ſeiner Stirn und ein drohender Blick in dem Auge des ehemaligen Freundes entgingen Arthur nicht, wie ſie die Beſorgniß der Mutter desſelben dermaßen erregten, daß ſie ihren Sohn in die anſtoßende Kammer rief und ihm ihre Befürchtung mittheilte, Houſton habe Böſes im Sinne.

»Wenn Du denn doch mit ihm gehen willſt,« ſetzte ſie hinzu: »ſo ſtecke das Piſtol Deines Vaters da ein und verliere den John nicht aus den Augen. Wenn er heute nichts Arges im Schilde führt, ſo kenne ich die Menſchen nicht.«

Die Ermahnungen und Warnungen der Mutter machten nur geringen Eindruck auf Arthur, der, um ſie zu beruhigen, das Piſtol zu ſich ſteckte, ſich aber der Nachgiebigkeit faſt ſchämte, die doch faſt wie Feigheit ausſah.

Die beiden jungen Männer machten ſich endlich auf den Weg und die beſorgte Mutter ſah ihrem Sohne ſo weit als möglich nach. Sie wanderten auf dem Pfade hin, der an den Fluß hinabführte und denſelben gerade unterhalb des Falles erreichte. Als ſie an das andere Ufer hinübergekommen waren und ehe ſie das felſige Ufer hinaufklommen, drehete ſich Houſton, der bisher vorangegangen war, mit einem Male um und ſagte:

»Arthur, Du wunderſt Dich vielleicht, daß ich heute zu Euch gekommen bin, denn ich weiß recht wohl, daß von unſerer Liebe zu einander auch nicht eine Spur mehr zurückgeblieben iſt. Ich kann Dich eben ſo wenig leiden als Du mich, ja, um es gerade herauszuſagen — und je eher es über die Lippen kommt, um ſo beſſer — ich haſſe Dich und werde Dich haſſen ſo lange ich lebe. Wir waren ſchon als Kinder Feinde, wir ſind Feinde jetzt als Männer und wir werden es bleiben, glaube ich, bis wir nicht mehr ſind. Ob es zwiſchen uns auch zum Kampfe kommt, hängt nur von Dir ab.«

Er ſchwieg, und ſein Blick hing gierig an dem Auge ſeines Begleiters. Dieſer ſah ihn feſt in das Geſicht, antwortete aber nicht. Er wartete offenbar auf eine deutlichere Erklärung und Houſton fuhr nach kurzer Pauſe wirklich fort:

»Es geht die Rede, Du machteſt der Leda Heywood den Hof, ja Du wollteſt ihr Deine Hand anbieten und wenn ich Dich da im Sonntagsputze vor mir ſehe, muß ich wirklich faſt glauben, Du ſeyſt thöricht genug ſolche Gedanken zu hegen. Arthur, das kann und darf nicht ſeyn. Du kannſt und darfſt mit Leda Heywood nichts zu ſchaffen haben.«

Er ſchwieg von Neuem und ſeine Blicke hefteten ſich nochmals forſchend auf das Auge des Andern, dieſer aber hielt auch dießmal den Blick ruhig und gelaſſen aus. Das reizte Houſton noch mehr und in wachſender Ungeduld fuhr er fort:

»Haſt Du gehört, was ich ſagte?«

»Ja wohl, habe ich es gehört.«

»Nun?«

»Nun? Du warteſt auf eine Antwort? Die ſollſt Du haben. Merke wohl auf, ob Du verrückt oder ein Narr biſt, iſt für mich kein Grund anders zu handeln als es mir gerade beliebt.«»

Der Andere wollte ihm in's Wort fallen, Holt aber fuhr ruhig fort:

»Laß mich ausreden. Ich habe Dich geduldig angehört, höre Du mich nun auch an. Ich bin kein Raufbold; ſo wahr ein Gott über uns lebt, ich ſehne mich nicht nach einem Kampfe mit Dir; aber ich werde ihm ſicherlich auch nicht aus dem Wege gehen, wenn es darum ſeyn muß. Daß Du mich in das Bockshorn jagen könnteſt, bilde Dir nicht ein. Ich fürchte mich nicht vor Dir und habe mich nie vor Dir gefürchtet, wie Du wohl wiſſen könnteſt und wie Du erfahren wirſt, wenn Du etwa den Verſuch machen willſt. Jetzt, in dieſem Augenblicke, bin ich auf dem Wege, Leda Heywood zu beſuchen und ſie zu fragen, ob ſie meine Frau werden will.«

»Das wirſt Du wohl bleiben laſſen,« entgegnete der Andere, der ſeine aufbrauſende Leidenſchaft bisher kaum niederzuhalten vermocht hätte. »Das wirſt Du, bei dem allmächtigen Gott, bleiben laſſen!« Und während er ſo ſprach, riß er das lange Meſſer aus dem Gürtel und ſtürzte ſich ſo blitzſchnell und ungeſtüm auf Holt, daß derſelbe an der blutigen Abſicht ſeines Gegners nicht länger zweifeln konnte. Aber die ruhige bedächtige Geiſtesgegenwart des jungen Farmer war ſein Schild, und der Waffe, die ihm die Mutter in vorahnender Beſorgniß faſt aufgedrungen hatte, verdankte er das Uebrige. Er hatte keinen Blick von dem Auge Houſtons verwendet und in demſelben recht deutlich das blutige Vorhaben geleſen, ehe die Hand noch zur Waffe griff. Er trat raſch bei Seite und konnte dem Gegner, als dieſer ſich zum zweiten Male gegen ihn wendete, das Piſtol entgegenhalten.

»Es iſt vielleicht für uns Beide gut,« ſagte er

gelassen, während er den Hahn aufzog und die Waffe dem herantretenden Houston entgegenhielt: „daß mir das Pistol von einer Person gereicht wurde, die Dich besser kannte als ich, sonst hättest Du wahrscheinlich in diesem Augenblicke mein Blut auf Deinem Gewissen. Laß uns hier scheiden, John. Wenn Du zur Witwe Heywood gehen willst, — der Weg liegt offen vor Dir, gehe! Ich kehre um und mache den Besuch ein andermal, wenn ich mit Dir zusammenzutreffen nicht zu fürchten habe; denn ich habe weder Lust Dich zu tödten, noch mich von Dir ermorden zu lassen. Willst Du also weiter gehen oder umkehren? Wähle. Ich lasse Dir die Wahl."

Die Wuth des Mörders, der seine Pläne vereitelt sah, läßt sich leicht denken. Auch befand er sich nicht in der Stimmung, Leda Heywood zu besuchen. Nachdem er sich also in wirkungslosen Drohungen erschöpft hatte, kehrte er über den schäumenden Reedy River wieder zurück und überließ es Arthur Holt, ob er nach der Wohnung der Geliebten weiter gehen, oder ebenfalls umkehren wolle. Er entschied sich für das erstere und zwar mit der ruhigen Fassung, die ihn während des ganzen an sich so aufregenden Vorfalles nicht verlassen hatte. Ja das fast blutig gewordene Zusammentreffen mit seinem Nebenbuhler schien den Vorsatz des jungen Farmers nur gestärkt zu haben, denn er hatte in gewissen Ausdrücken, die Houston im Zorne entfallen waren, mit Freudigkeit vernommen, daß er auf eine günstige Antwort bei seiner Bewerbung hoffen dürfe. So trat er also die Wanderung, nachdem Houston sich entfernt hatte, mit neuer Hoffnung im Busen wieder an.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

— (Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.) In der Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 17. Okt. las der Hr. Regierungsrath Arneth einen Theil eines Aufsatzes des Hrn. Jodok Stülz über „die Jugend und Wanderjahre des Grafen Franz Christoph Khevenhiller zu Aichelberg, Freiherrn auf Landskron und Wernberg." Derselbe wurde zu Villach in Kärnten am 21. Febr. 1588 geboren, kam 1595 nach Graz, ging mit seinem Schwager, Grafen v. Stubenberg, 1603 zu Zrinp's Begräbniß nach Tschakathurn. Im 16. Jahre trat er 1604 mit seinem Hofmeister Christoph Widergut seine Reise zu seiner Ausbildung nach Wälschland über Pontafel, Treviso, Venedig an, wo er 1605 durch den kais. Gesandten Grafen von Croy, dem Dogen und dem Rathe vorgestellt wurde. Nach einem ein Jahr langen Aufenthalte zu Venedig und Padua reiste Khevenhiller nach Florenz. Während seiner 15monatlichen Anwesenheit daselbst, die er zu seiner wissenschaftlichen wie körperlichen Ausbildung benützte, waren es mehrere Dinge, die Florenz in Bewegung setzten: Der Tod des Papstes Clemens VIII., die Wahl Alexanders von Medici, dessen Tod und die Vermählung des Erbprinzen Cosmo mit der Erzherzogin Maadalena, Tochter Carls von der Steiermark. Am 4. September 1606 verließ Khevenhiller Florenz, und betrat den 17. Rom. Mit mehreren vom deutschen Adel besah er Rom und Neapel, kam am 26. Oktober nach Mailand, ging nach Genua, entwarf bei jedem merkwürdigen Orte eine Geschichte desselben und seiner Sehenswürdigkeiten, und langte am 30. März 1607 wieder in Klagenfurt an. Im J. 1607 erbte sein Vater die Familiengüter in Ober-Oesterreich. Khevenhiller ging dahin, dann nach Wien, unternahm eine Reise nach Frankreich, und langte im December in Paris an, durchreiste im J. 1608 das nördliche Frankreich, schiffte nach England über, ging nach Holland, küßte den berühmtesten Feldherren der damaligen Zeit, dem Marquis von Spinola und Moriz von Nassau, die Hand. Nach abermaligem dreimonatlichen Aufenthalte in Paris durchreiste er das südliche Frankreich, und brachte am längsten in Lyon zu, wo er das Zurückberufungsschreiben seines Vaters erhielt. Er kehrte über Genf, Schaffhausen, Ulm zurück. Die Jahre 1608 und 1609 waren für Oesterreich betrübt, wegen des Benehmens des Erzherzogs Mathias gegen seinen Bruder Kaiser Rudolph II.; Khevenhiller lernte im Jahre 1610 den Erzherzog Ferdinand kennen. Am 8. November ermahnte ihn sein Vater alle Denkwürdigkeiten aufzuschreiben. Durch Befolgung dieser väterlichen Ermahnung erwarb sich Khevenhiller unendliche Verdienste. Khevenhiller begleitete den König Mathias nach Prag, Schlesien und nach Wien, wo am 4. December 1611 durch Cardinal Dietrichstein die Vermählung des Königs Mathias stattfand. Nach dem im Jahre 1612 erfolgten Tode K. Rudolph's war Khevenhiller im Gefolge Königs Mathias auf der Reise nach Prag, und nach kurzem Urlaub ging er dem Kaiser bis Nicolsburg entgegen. 1613 vermählte sich Khevenhiller und verlor seinen Vater; er begleitete den Kaiser nach Preßburg, und war geistig mit Klesel, Marcus Sitticus und körperlich mit manchem Ringelrennen beschäftigt; 1615 war Khevenhiller auf dem Landtage zu Prag.

— Der bekannte Philolog, Dr. Emiliano Sarti, Professor der griechischen Sprache und Uebersetzer für orientalische Werke in der Bibliothek vom Vatikan u. s. w., ist am 23. Oktober gestorben.

Berichtigung Im Rechenschaftsberichte des historischen Vereines für Kärnten („Carinthia" Nro. 90 vom 10. November 1849) soll es in der zweiten Spalte statt: „die Monumenta boica sammt den dazu gehörigen Registern" heißen: sammt den dazu gehörigen Regesten; — ferner in der vierten Spalte oben statt: „Urkunden-Register" richtiger: Urkunden-Regesten.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 93. Klagenfurt, Dinstag den 20. November 1849.

Der Riesensarg.

Amerikanische Novelle.

(Fortsetzung)

3.

Arthur Holt aber täuschte sich. Er erhielt eine abweisende Antwort, zwar in freundlichen, aber in ganz bestimmten Worten. Leda Heywood war nicht für ihn bestimmt, tröstete er sich; so fügte er sich wie ein Mann von kräftiger Natur, der an enttäuschte Hoffnungen und Erwartungen schon gewöhnt ist, in sein Schicksal und wendete von nun an seine ganze Aufmerksamkeit seinen Feldern zu. Wäre er körperlich und geistig minder gesund gewesen als er es war, würde der Schmerz, den er über die Abweisung empfunden, durch das, was später geschah, neu gereizt worden seyn. Drei Tage später nahm Leda Heywood die Hand seines Feindes John Houston an! Philosophen haben bisher vergebens den Grund der seltsamen Unnatürlichkeit aufzufinden versucht, die sich bisweilen in den Neigungen und dem Geschmack selbst der edelsten und gebildetsten Frauen kund gibt. Es liegt da ein Geheimniß, das unergründlich ist. Die Neigungen und Sympathien Ledas und Johns stimmten keineswegs überein, aber er bewarb sich um sie, er gefiel ihr, er gewann ihr Herz und ihre Hand. Sie wurden ein Paar und Niemand außer Arthur Holt wunderte sich darüber, denn Leda Heywood war sehr jung und John Houston sehr hübsch. Von den ungestümen Leidenschaften desselben wußte sie wenig oder gar nichts. Sie sah nur, daß er überall wohlgelitten und der Liebling aller Mädchen weit und breit war. Dieß allein wird alles übrige erklären. Genug, sie wurden getraut und die Flitterwochen sind in allen Ländern und Climaten rosenfarbig; der einzige Uebelstand dabei, in allen Ländern, ist der, daß sie eben nur — Wochen sind.

Für unser Paar waren die Wochen sogar kürzer als bei manchem andern, denn in John Houston erlosch die erste Liebesglut bald, da er sein Ziel erreicht hatte, und wir werden genug sagen, wenn wir erzählen, daß sehr bald die Tage kamen, da Leda Heywood oder vielmehr Leda Houston weinend die unklage Uebereilung beklagte, in welcher sie sich an einen Mann gefesselt, dessen heftiges Temperament durch nichts ausgeglichen wurde. Da ihn die Besorgniß nicht länger zurückhielt, er könnte seinen Zweck nicht erreichen, ließ er seiner Rohheit, die ihr Zartgefühl verletzte, freien Lauf, während seine wilde Leidenschaftlichkeit sie in Furcht versetzte. Bald sah sie sich vernachlässiget und gemißhandelt und so lernte sie die Verbindung verabscheuen, die sie geschlossen, und im Geheimen weinen. Zu allem diesen kam die drückende Armuth, die sich bereits ernstlicher fühlbar machte. Das immer unsichere Jägerleben wird noch unsicherer für den, welcher sich wie John Houston zu Ausschweifungen verleiten läßt, die ihn oft für mehrere Tage unfähig machen, in den Wald zu gehen. Er saß und trank in Wirthshäusern mit Zechgenossen und ließ sich durch häusliche Sorgen wenig anfechten, so daß die Entbehrungen, die Leda vor ihrer Verheirathung hatte ertragen müssen, sich empfindlich steigerten. Man wird sich erinnern, daß die Witwe Heywood der edeln Fürsorge Arthur Holts zu Dank verpflichtet war, vielleicht mehr, als sie damals wußte. Diese Hilfe entzog ihr natürlich in Folge der Heirath ihrer Tochter, nicht sowohl, weil das Mitleid und der Edelmuth des jungen Farmers sich minderten, als weil er jede mittelbare und unmittelbare Verbindung und jeden Verkehr mit der Familie seines Todfeindes abbrechen wollte. Da er das heftige ungestüme Wesen Houstons kannte, so wollte er die unschuldigen Opfer den üblen Gewohnheiten desselben, der Leidenschaftlichkeit nicht aussetzen, was, wie er recht wohl wußte, die Folge seyn würde, sobald Houston erfuhr, Holt habe ihnen irgend welche Dienste geleistet. Diese Bedenklichkeiten schwanden indeß doch bald vor dem Gefühle höherer Pflicht. Es kam binnen Kurzem zu seiner Kenntniß, daß die unglücklichen Frauen — Mutter und Tochter — oftmals sogar Hunger leiden mußten, denn Houston dachte nur an die Befriedigung seiner üblen Gewohnheiten und überließ es seiner

Familie fast ausschließlich den Lebensunterhalt sich zu verschaffen. Er war nicht selten Wochen lang abwesend, kam dann, wie es schien, aus keinem andern Grunde zurück, als um seine üble Laune an Frau und Schwiegermutter auszulassen, ging dann wieder fort und überließ sie ihrem Schicksale. In diesem Unglücke kam ihnen der junge Farmer wieder zu Hilfe. Er versorgte sie reichlich und regelmäßig mit Lebensmitteln, aber Leda wußte Anfangs nicht, woher diese freundliche Hilfe kam. Sie hätte es wohl ahnen können — und sie dachte auch wirklich daran — aber Arthur Holt ging so vorsichtig zu Werke, daß nur die Witwe Heywood von seinen Wohlthaten Kenntniß hatte.

Wenige Monate nach einander traten zwei Ereignisse ein, die Leda's Sorge vergrößern mußten und zwar binnen weniger als sechzehn Monaten nach ihrer Verheirathung, — die Geburt eines Sohnes nämlich und der Tod ihrer Mutter. Diese Vorfälle wandten ihr den Beistand der Nachbarn zu, aber die durchgreifendste Hilfe kam jedesmal von Arthur Holt. Jetzt war es nämlich fast nicht mehr möglich Leda wie bisher zu verbergen was er für die Familie gethan. Sie mußte es erfahren und — was sie noch mehr niederdrückte im Bewußtseyn dessen, wie sie sich früher gegen ihn benommen — sie war genöthiget, seine Hilfe anzunehmen. Der Lebenswandel ihres Mannes wurde durch die Ereignisse nicht geändert, welche die Bedürfnisse und Anforderungen seiner Frau so bedeutend steigerten. Das Kind befriedigte allerdings eine Zeitlang seinen Stolz. Es war ein schöner Knabe, der ihm gleichen sollte. Das gefiel ihm eine Weile, aber es hielt ihn nicht lange von seiner früheren Lebensweise zurück. Er verschwand bald wieder aus dem Hause und überließ Leda für eine lange traurige Zeit allen Sorgen und der Einsamkeit des Witwenstandes ohne dessen Freiheit.

Aber es ereignete sich nun etwas, das plötzlich seine Aufmerksamkeit auf sein Haus lenkte. Wir wissen nicht, ob irgend ein geschwätziger oder böswilliger Nachbar ihn benachrichtigte, daß seine Frau von Arthur Holt unterstützt werde, oder ob er selbst darnach fragte, woher sie ihren Lebensunterhalt nehme, genug der Argwohn, das Mißtrauen seiner bösen Natur erwachte und während die Liebe und die Pflicht nicht im Stande gewesen waren, ihn bei den unglücklichen Wesen zurückzuhalten, die leider an ihn gefesselt waren, bewirkte dieß der Haß. Er kam in's Geheim in die Nähe seines Hauses zurück und versteckte sich da.

Das Häuschen der Witwe Heywood lag etwa eine Viertelstunde von dem Reedy River entfernt, welcher dasselbe von der Ansiedelung Arthur Holts trennte. Diesen Weg pflegte der junge Farmer in der Nacht zu gehen, wenn er die Lebensmittel, Mehl, Honig, Fleisch, Milch u. s. w. trug, um sie aus Mitleid an der Schwelle seiner bedürftigen Nachbarin niederzulegen. Etwa zweihundert Schritte von Leda's Wohnung befand sich eine Gruppe von Kastanien und andern Bäumen. Ein Theil dieses kleinen Haines gehörte zu ihrer Pflanzung, der andere war nicht mit eingezäunt und so lief die Fence (der Zaun), welche die Besitzung bezeichnete, mitten durch die Baumgruppe. Zu beiden Seiten des Zaunes, gerade in der Mitte, befanden sich die Stufen, die von innen und außen bis zur Spitze desselben führten — eine Vorrichtung, welche dort zu Lande ziemlich gebräuchlich ist, statt einer Thüre dient, dauernder ist und die Nachtheile einer wirklichen Oeffnung entbehrt. An diese Stelle kam Arthur Holt regelmäßig in der Nacht. Auf diese Stufen legte er seine Gaben — reiner Menschlichkeit oder noch immer nicht ganz erstorbener Liebe — dann zog er sich unter die Bäume zurück und wartete, bisweilen länger als eine Stunde, bis er Leda erblickte, die an der andern Seite unter den Bäumen herkam, die Liebesgaben an sich nahm und wieder verschwand. War dieß geschehen, so kehrte der junge Farmer tiefseufzend um, ohne daß er gesehen worden war, ja vielleicht ohne daß au ihn gedacht wurde, und wanderte zurück in seine Wohnung.

Arthur und Leda trafen so in der Nacht niemals zusammen. Die Witwe Heywood hatte auf ihrem Sterbebette der Tochter das Geheimniß der Unterstützung durch Arthur Holt mitgetheilt, aber, um ihm wie ihr den Schmerz des Wiedersehens zu ersparen, jedem eine andere Stunde der Ankunft genannt. Ob sie jemals versuchte zu anderer Zeit zu gehen, wissen wir nicht; wir wissen nur, daß sie einander nie sahen; daß sie durch sein Verhalten tief gerührt wurde, läßt sich nicht bezweifeln.

Fünf lange Nächte hindurch beobachtete der eifersüchtige und übelwollende Houston von seinem Versteckte in dem Gebüsche aus diese Vorgänge. Mit dem brennendsten Verlangen Opfer zu finden, zu entdecken und zu strafen, war er gekommen und er sah nur Edelmuth und Treue, was schmerzlicher an seinem Herzen fraß als der Haß. Er sah Schuldlosigkeit, er sah Liebe, welche ihre Macht nicht benutzte, er sah Wohlthätigkeit, die seiner eigenen Hartherzigkeit den bittersten Vorwurf machte, — eine Reinheit der Sitten der Gegenstände seiner Eifersucht, die er nicht zu begreifen vermochte, wie er sie nicht zu würdigen verstand.

Es war die fünfte Nacht seines Auflauerns und er begann zu verzweifeln. Er hatte nicht das Mindeste gesehen, was seinen Argwohn hätte bestätigen können. Seine Frau hatte sich gezeigt, wie sie war, unschuldsvoll und rein wie ein Engel, — sein Feind nicht minder. So war er wüthend, daß er keinen

Grund zum Zorne fand und müde des Wachens, das seinen Gewohnheiten so wenig entsprach. Diese Nacht, nahm er sich vor, sollte es ein Ende nehmen. Arthur kam wie immer zur bestimmten Stunde. Er stellte den Krug mit Milch, den Sack mit Mehl und ein Körbchen mit Aepfeln auf die Stufen. Einen Augenblick zögerte er an der Fence, dann kehrte er um und verschwand in dem Dickicht, von dem aus er jede Bewegung der schönen Dulderin sehen konnte, welche das Ueberbrachte an sich nahm. Diese letzte Bewegung des jungen Farmers entging dem schuldigen Gatten Ledas nicht, denn gerade dieß hatte ihn mehr als irgend etwas überzeugt, daß die Beiden einander nicht sahen, nicht mit einander sprachen. Sie kam und auch sie zögerte an den Stufen, ehe sie die Lebensmittel an sich nahm. Tiefe Seufzer entwanden sich dieſmal ihrer Brust; sie sank auf eine der Stufen nieder und schlug krampfhaft ihre Hände zusammen; ihre Lippen bewegten sich, sie betete offenbar, dann weinte sie bitterlich und schluchzte laut auf.

War es das Echo ihrer Seufzer, ihres Schluchzens, das sie in dem Gebüsche vernahm? Sie erschrack, blickte sich bestürzt um und raffte eilig die kleinen Vorräthe zusammen. Aber sie wurde daran verhindert. Der antwortende Seufzer, das Schluchzen von den Lippen des gehaßten Nebenbuhlers und langjährigen Feindes war gleich einer Dolchspitze in das Herz John Houstons gedrungen. Er stürzte aus seinem Verstecke hervor, schlug die Lebensmittel seiner Frau aus den Händen und warf sie selbst mit einem Schlage seiner kräftigen Faust zu Boden, während er Holt drüben im Gebüsche unverständliche Schimpfworte zurief. Der letztere war rasch bei der Hand, ob er gleich nicht zur rechten Zeit ankommen konnte, um den unmänulichen Schlag abzuhalten. Blitzschnell umfaßte er dann den Thäter, hob ihn mit Riesenkraft empor und wollte ihn mit der ganzen Wucht auf die Erde niederschleudern, als Leda ihm zu Füßen fiel und um Schonung bat. Alsbald ließ Arthur seinen Feind los, der, als er wieder auf den Füßen stand und sich einigermaßen gefaßt hatte, seiner Frau befahl sich zu entfernen.

»Ich kann und mag nicht gehen so lange ich hier Blutvergießen fürchten muß.«

»Was? Du möchtest es sehen? Nun freilich, es wäre gewiß eine Freude für Dich, sähest Du mich im Blute da liegen. Aber diese Hoffnung gib auf. Und Du, Holt, glaubst Du, Du würdest immer ungestraft mir in den Weg kommen? Soll unsere Rechnung nie abgemacht werden? Was meinst Du? Wollen wir unsere Sache gleich hier abmachen vor den Augen des Weibes da, oder wollen wir an einen Ort gehen, wo Niemand zusehen kann? Wirst Du mir folgen?«

»Gehe nicht mit, Holt, folge ihm nicht! Geh nach Hause. Ich danke Dir, ich segne Dich für das, was Du für mich und die Meinen gethan hast, für die Mutter, die jetzt droben von dem Himmel auf uns herabschaut, und für das Kind, das noch auf Erden auf mich sieht. Gott vergelte Dir Deine Mildthätigkeit! Geh jetzt nach Hause und komm nicht wieder. Möge der Segen Gottes Dir nie fehlen!«

Es lag eine Wärme, eine Innigkeit, fast ein Ungestüm in dem Tone und in der ganzen Art und Weise wie sie diese Worte sprach, daß ihr roher Mann, der sein Weib nur sanft und mild kannte, nicht wußte, wie er es deuten sollte. Er sah sie verwundert an, denn er erwartete von dieser Seite nichts weniger als solche Kühnheit. Aber es währte nicht lange und bereits begann er seine gotteslästerlichen Schmähungen und Verwünschungen von Neuem, als die nachgiebige aber feste Antwort Holts seine Aufmerksamkeit erregte. Der junge Farmer fühlte, welcher Gefahr die unglückliche Frau sich durch Worte aussetzte, die ihren Mann reizen mußten; er hielt deßhalb den in ihm kochenden Unwillen mit aller Kraft zurück und versprach ruhig alles zu thun, was sie von ihm verlange.

»Aus manchen Gründen,« setzte er hinzu: »darf es zwischen Houston und mir nicht zum Kampfe kommen, wir waren Knaben zusammen und unsere Väter liebten einander; wir schliefen lange in einem Bette.«

»Das ist keine Entschuldigung für Dich, Holt,« fiel ihm der Andere barsch in's Wort; »durch solche Ausflüchte entkommst Du mir nicht. Der Name meines Vaters deckt Deine Feigheit nicht.«

»Feigheit?«

»Ja, Feigheit, Memmenhaftigkeit! Bist Du etwas anderes als eine feige Memme?«

In der Brust Arthurs ging ein gewaltiger Kampf vor sich, um den Zornesteufel niederzuhalten, und es gelang ihm; er wandte sich um und antwortete nur:

»Du weißt es wohl, daß ich keine Memme bin, besser als irgend Jemand und Du wirst auch wohl thun, solcher Feigheit, wie der meinigen, nicht zu nahe zu kommen.«

»Du trotzest mir?«

»Ja.«

»Nein, nein!« rief die Frau aus, indem sie sich zwischen die beiden Männer warf. »Geh, Arthur! Warum bleibst Du, da Du siehst, was ich leiden muß?«

»Ich gehe, Leda, aber mit Grauen lasse ich Dich in solchen Händen allein. Gott nehme Dich in seinen mächtigen heiligen Schutz!«

(Fortsetzung folgt.)

Uebersicht

der Nationalitäts-Verhältnisse Kärntens **nach den Gurker- und Lavanter-Diözesan-Schematismen** vom Jahre 1849.

Post-Nr.	Name des Dekanates.	Pfarren nach Sprache: deutsche				slovenische				deutsche u. slovenische			
		Dranufer rechtes	Dranufer linkes	zusammen	Seelenzahl	Dranufer rechtes	Dranufer linkes	zusammen	Seelenzahl	Dranufer rechtes	Dranufer linkes	zusammen	Seelenzahl
	Diözese Gurk.												
1	Klagenfurt . . .	—	9	9	15961	—	10	10	10165	—	3	3	3854
2	St. Veit	—	23	23	16684	—	—	—	—	—	1	1	1228
3	Gurkthal	—	17	17	12809	—	—	—	—	—	—	—	—
4	Friesach	—	17	17	10741	—	—	—	—	—	—	—	—
5	Krappfeld	—	19	19	12917	—	—	—	—	—	—	—	—
6	Tainach	—	—	—	—	—	16	16	11578	—	1	1	923
7	Unterrosenthal . .	—	—	—	—	12	4	16	12975	—	—	—	—
8	Villach	6	7	13	21370	6	—	6	7218	—	—	—	—
9	Oberrosenthal . .	—	—	—	—	5	8	13	10698	—	—	—	—
10	Kanalthal	5	—	5	3692	5	—	5	3481	—	—	—	—
11	Obergailthal . . .	14	—	14	8349	—	—	—	—	—	—	—	—
12	Untergailthal . .	7	—	7	5546	10	—	10	9424	—	—	—	—
13	Oberdrauthal . .	4	7	11	10498	—	—	—	—	—	—	—	—
14	Unterdrauthal . .	9	7	16	14646	—	—	—	—	—	—	—	—
15	Mölthal	—	13	13	12262	—	—	—	—	—	—	—	—
16	Gmünd	—	20	20	16378	—	—	—	—	—	—	—	—
17	Feldkirchen . . .	—	13	13	12256	—	—	—	—	—	—	—	—
	Summe	45	152	197	174109	38	38	76	65539	—	5	5	6005
	Diözese Lavant.												
18	St. Andrä . . .	—	8	8	12643	—	3	3	3433	—	3	3	2830
19	Aleiburg	—	—	—	—	14	—	14	19041	—	—	—	—
20	Erndorf	—	—	—	—	16	—	16	13361	—	—	—	—
21	St. Leonhard . .	—	5	5	8770	—	—	—	—	—	—	—	—
22	Völkermarkt . . .	—	2	2	1532	—	12	12	11843	—	—	—	—
23	Wolfsberg	—	7	7	11381	—	—	—	—	—	—	—	—
	Summe	—	22	22	37326	30	15	45	17678	—	3	3	2830
	Hiezu Gurk	45	152	197	174109	38	38	76	65539	—	5	5	6005
	Total-Summe	45	174	219	211435	68	53	121	113217	—	8	8	8835

Ganz Kärnten zählt also **23** Dekanate, **348** Pfarren und **333,487** Einwohner.

Klagenfurt den 10. November 1849.

And. Einspieler.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(37. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№. 94. Klagenfurt, Sonnabend den 24. November 1849.

Wiedersehen.

(Sonett)

Ein hehrer Trost bist du, o heil'ger Glaube!
Mußt' ein uns theures Herz zu früh verlieben,
Ach schmerzensstumm sind wir zurückgeblieben,
Nur du erhältst, erhebst uns überm Staube, —

Und zeugst: der Geist fällt nicht der Gruft zum Raube.
Einst finden sich die Herzen, die sich lieben,
Licht und mit Sternenschrift ist's ja geschrieben,
Wohl dort auf ewig wieder, — sel'ger Glaube!

Als Trost für Dich, als Denkmal Deinen Todten,
Nicht' ich dieß Wort an Dich, Du Tiefbetrübte,
Trag gläubig, was die Fürsicht Dir geboten!

Hold winkt ja jeder Stern Dir aus den Höhen:
O weine nicht, der Bruder, der geliebte,
Lebt hier verklärt, — Du wirst ihn wieder sehen!

— n.

Der Riesensarg.

Amerikanische Novelle.

(Fortsetzung)

4.

Wir übergehen eine Zeit von anderthalb Jahren. John Houston hatte sein Häuschen an dem Reedy River verkauft und sich mit seiner Frau in die Wohnung seiner Mutter bei Paris Mountain begeben. Seine Mutter war todt und man glaubte in der Nachbarschaft, er habe diesen Schritt früher nicht gethan, weil er sich vor seiner Mutter gefürchtet. Seine Wirthschaft war so schlecht bestellt wie immer, aber ein guter Engel sorgte wie immer für die Bedürfnisse der unglücklichen Frau und ein hohler Kastanienbaum nahm jetzt die Lebensmittel auf, die früher auf die Stufen an der Fence gelegt worden waren. Ob Houston ahnete, daß der Mann, den er mehr als jeden andern haßte, noch immer thätig sey, wissen wir nicht. Die Vorsicht des Letztern sorgte dafür, daß sie einander selten begegneten, und nie unter Umständen, die zu einem Streite Veranlassung geben konnten. Aber es naheten Ereignisse, die einen Zusammenstoß unabweislich herbeiführen mußten. Es war in der Mitte des Jahres 1776. Der Kampf zwischen den Whigs und den Tories hatte in dem obern Theile Südcarolina's bereits begonnen. Im Jahre 1774 kehrte der später so bekannt gewordene Moses Kirkland einst in der Nacht in dem Hause Houstons ein. Er wiegelte bereits die Einwohner auf, und war ein Mann von lockeren Sitten, so daß Houston zu ihm paßte. Auch trat der Jäger bald unter seine Fahne. Er befand sich mit Kirkland auf dem Feldzuge im Jahre 1775, als die Tories durch die entscheidenden Maßregeln des Generals Williamson und William Henry Draytons zersprengt und geschlagen wurden. Zufällig erschien Arthur Holt auch zum erstenmale in dem Heere Williamsons. Sie wußten Beide, daß sie jetzt einander gegenüber standen, wie sie lange persönliche Feinde gewesen waren. Aber sie trafen nicht auf einander, die Absichten Kirklands wurden vereitelt, seine Schaaren geworfen und das Land genoß wieder, wenigstens scheinbar, der Ruhe. Aber sie war nur scheinbar. Die alten Wunden fraßen weiter und als 1780 die Hauptstadt des Staates den Engländern in die Hände fiel, griffen die Tories von Neuem zu den Waffen. Wir haben nicht die Absicht, bei der langen und traurigen Geschichte dieses grausamen Krieges, der dann folgte, zu verweilen. Sie ist bekannt genug. Es genüge, daß John Houston sich durch seine Grausamkeiten auszeichnete. Beide Partheien hatten sich endlich in kleine Haufen von zehn bis fünfzig Mann aufgelöset, — die Tories, um so den Verfolgungen besser zu entgehen, die Whigs, um sie leichter in allen ihren Verstecken aufsuchen zu können.

Es war ein kalter unfreundlicher Novemberabend, als Arthur Holt, bis an die Zähne bewaffnet, mit eilf Mann in einem Hause etwa vierzehn (englische) Meilen von seiner eigenen Wohnung am Reedy River ankam, um die Nacht da zu verbringen.

Kaum war eine Stunde vergangen, als Arthur Holt fühlte, daß ihn Jemand auf die Achsel klopfte.

Er drehete sich um und erkannte den Epileptischen, den wir im Anfange der Erzählung erwähnt haben. Acker war noch immer mit der Fallsucht behaftet und dem Aussehen nach ein Knabe, klein, verkrüppelt und bleich, mit den Spuren der Wirkung seiner schrecklichen Krankheit in dem runzeligen Gesichte. Aber es fehlte ihm nicht an Verstand und sein Gedächtniß bewahrte zäh die Erinnerung an Wohlthaten und Beleidigungen. Jetzt hatte er Arthurs Aufmerksamkeit angeregt, um ihm zu sagen, daß man John Houston mit sieben Genossen erst vor zwei Stunden auf dem Wege nach der Farm zu Paris Mountain gesehen habe, wo er sich in diesem Augenblicke aller Wahrscheinlichkeit nach befinde. Alle Gefährten Arthurs hörten begierig diese Kunde an; denn John Houston war nirgends mehr als in der Umgegend seiner Heimath verhaßt. Mehrere der Ansiedler waren Opfer seiner Rohheit und seines Hasses geworden und ihn — lebendig oder todt — in ihre Gewalt zu kommen, den Rachedurst zu stillen, den sie fühlten, war das Verlangen Aller, so daß sie sich nicht wenig wunderten, als ihr Führer gleichgiltig blieb und die Kunde bezweifeln zu wollen schien.

»Ich begreife nicht, wie Du John Houston mit sieben Mann hättest sehen können, Acker, da wir ihn erst vor zwei Tagen hinter uns ließen.«

»Ich habe ihn wahrhaftig selbst gesehen, Capitän, und keinen andern. Glaubst Du, ich kennte John Houston nicht? Hat er mich nicht oft genug geschlagen und in das Wasser getaucht als wir noch Kinder waren? Ich kenne ihn und so sage ich, es war John Houston und kein anderer.«

»Du irrst Dich, Peter; Du mußt Dich irren. Kein Pferd hätte ihn so schnell von dem Ennoree hierher tragen können.«

»Er reitet auf seinem großen Braunen. Es ist John Houston und Ihr müßt ihn fangen und hängen.«

Einer aus der Schaar, ein muthiger junger Mann, Namens Fletchall, erlaubte sich die Bemerkung:

»Capitän Holt, es mag der John Houston mit seinen Leuten seyn oder nicht, wir sollten uns doch überzeugen, wer sie sind. Acker muß ihn kennen und wenn wir auch an dem Ennoree von Houston gehört haben, so können wir doch falsch berichtet worden seyn. Meiner Meinung nach hat Acker Recht und jeder echte Mann am Reedy River muß jetzt zeigen, daß er ein Mann ist.«

Die Leute wußten nicht, in welcher eigenthümlichen Lage Holt sich befand, also konnten sie auch sein Zögern nicht begreifen. Er seinerseits konnte nun nur seufzen und sich in das Unvermeidliche fügen. So legte er denn die Waffen wieder an und bald befand sich seine Schaar auf dem Wege nach Houstons Hause. Dieser selbst war zwei Stunden vorher angekommen und hatte sich von seinen Gefährten getrennt. Man glaube aber nicht, daß die Liebe zu seiner Frau ihn nach Hause getrieben hatte; im Gegentheil, er begrüßte sie mit Hohn und Mißtrauen. Ein finsterer Plan, über dem er brütete, schien ihn zurückgeführt zu haben. Als ihm die Frau das Kind brachte und es ihm auf die Knie setzte und mit traurigen vorwurfsvollen Blicken sagte: »Du fragst nicht einmal nach Deinem Kinde?« verrieth seine Antwort, was er in seinem Herzen dachte: »wer weiß, ob es das meinige ist?« Die Unglückliche wich schaudernd zurück, während seine Augen mit einem Blicke bothafter Freude ihr folgten. Als sie ihm dann etwas Brod und Fleisch vorsetzte, schob er es von sich mit den Worten: »soll ich mich durch Deinen Arthur füttern lassen?« Zwar antwortete sie mit Festigkeit, die Speisen kämen nicht von ihm, aber seine Entgegnung: »es ist doch nicht so gewiß, wenigstens mit der Brühe dazu,« deutete auf einen so grauenhaften Zweifel, daß die arme Frau an allen Gliedern zitternd weinend hinaus ging.

Ohne irgend eine Absicht, als die, dem Verdachte zu entgehen, mit dem ihr Mann sie peinigte, eilte Leda um die Ecke der Einzäunung herum nach einem kleinen Gebüsche zu, um da mit ihrem Grame allein zu seyn, als sie plötzlich Arthur Holt begegnete, der ein gespanntes Pistol in der Hand hielt. Seine Leute waren abgestiegen, hatten ihre Pferde im Walde zurückgelassen und schlichen vorsichtig zu Fuße von verschiedenen Seiten her nach dem Hause, damit ihnen der Tory nicht entgehe. Holt selbst hatte diesen Plan entworfen und er schlug den Weg ein, der ihn zuerst an das Haus bringen mußte. In den ersten Worten, die er mit Leda sprach, war seine Absicht erklärt.

»Holt, Du hier?« rief sie aus, indem sie erschrocken zurückfuhr.

»Ja. Ist Dein Mann da?«

»Nein! Nein!« antwortete sie schnell.

»Läugne nicht . . Ich möchte ihn retten . . Laß ihn schnell entfliehen. Meine Leute werden sogleich hier seyn.«

Ein stummer ausdrucksvoller Blick des Dankes lohnte ihn, während Leda, ohne an die Unwürdigkeit zu denken, die sie eben von ihrem Manne hatte erdulden müssen, zurückeilte, um ihm zu sagen, was ihm drohe. Er sprang auf, setzte das Kind von seinen Knien herunter, stierte sie mit eifersüchtigen zornigen Blicken an und sprach:

»Weib, Du hast meinen Feind hergeführt!«

Die edle Frau antwortete auf diese Beschuldigung nicht, aber sie richtete sich stolz vor ihm empor, ihre Wangen erbleichten und ihre schönen Lippen preßten sich fest auf einander. Dann trat sie zu ihm, als wolle sie ihm das Kind abnehmen, das sich noch immer an den Vater hing, er aber stieß sie von sich, packte den kleinen Knaben schonungslos fest, hob ihn sich auf die Achsel und sagte:

„Mein, er theilt meine Gefahr, er geht mit mir. Er ist doch wenigstens Dein Kind; es soll mich schützen vor Deinem . .“

Ehe er das letzte Wort ausgesprochen hatte, war er durch die Thüre hinausgeeilt. Mit dem Angstschrei, den nur die Brust einer Mutter ausstoßen kann, stürzte sie ihm nach, während er nach dem Dickicht rasch hinschritt, in welchem er sein Pferd angebunden hatte. Die Verzweiflung gab der Mutter Flügel und so erreichte sie ihn, ehe er sein Pferd losbinden konnte. Sie packte ihn am Arme und hielt ihn auf.

„Was?“ rief er aus: „Du willst mich halten, mich ausliefern?“

„Mein Kind! Mein Kind!“ Weiter nichts konnte sie antworten, während sie sich an seinen Arm klammerte und ihm das Kind zu entreißen suchte.

„Es geht mir. Es schützt mich vor der Kugel.“

„Du kannst, Du wirst sein Leben nicht wagen.“

„Wage ich nicht das Meinige?“

„Mein Kind! Dein Kind!“

„Wüßte ich das gewiß!“

„Gott im Himmel, stehe mir bei! Rette mein Kind, rette mein Kind!“

Aber es war keine Zeit zu Unterhandlungen. Von der entgegengesetzten Seite des Hauses her knallte ein Schuß und um sich zu retten, um sich aus den Händen seiner Frau loszumachen, schlug Houston sie nieder und jagte unter lautem Geschrei des Kindes mit demselben davon. In demselben Augenblicke, als Leda sich wieder aufrichtete, als Houston auf dem Pferde sich umdrehete und das Kind am Halse des grausamen Vaters die Händchen nach der Mutter zurück ausstreckte, erschien Arthur Holt. Er hatte in seinem Verstecke alles mit angesehen. Zum zweiten Male war er Zeuge einer Mißhandlung gewesen und er trat jetzt mit dem festen Entschlusse vor, sie zu rächen.

„Schießt nicht! Um Gotteswillen, schießt nicht!“ rief ihm die unglückliche Mutter entgegen, als sie sah, daß er den Arm mit dem Pistole nach dem Fliehenden erhob. „Siehst Du nicht mein Kind? Mein Kind!“

Mit einem kräftigen Satze war das Pferd Houstons über die Fence, Leda aber sank ohnmächtig zu Holts Füßen nieder, während die Gefährten desselben von allen Seiten herbeikamen.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst-Anzeige.

Den vielen Freunden der bildenden Künste in unserm stets treugesinnten Vaterlande dürfte die Kunde von einer artistisch-literarischen Neuigkeit, einem Kunstblatte mit Text, nicht unwillkommen seyn, welches die k. k. Hof-, Buch- und Kunsthandlung F. A. Credner und Kleinbub in Prag unternommen hat — es stellt den Wahlspruch Sr. Majestät des Kaisers Franz Joseph I. in Bild und Wort dar. Das Tableaur ist von dem genialen Maler Joseph A. Heilich entworfen und gezeichnet, und die technische Ausführung, Lithographie und Druck einem der renommirtesten Kunstinstitute in Wien anvertraut, so daß ein Blatt von außergewöhnlichem Werthe sicher zu erwarten ist. Das Bild wird 22 Zoll breit und 16 Zoll hoch seyn. Einer in Umrissen mitgetheilten Zeichnung entlehnen wir hier eine kurze Beschreibung desselben. In einer sinnigen Einfassung — oberhalb die Wirksamkeit aller im Gesammtministerium concentrirten Staatskräfte in Symbolen — unterhalb die Wappen der Kronländer, zeigt sich das Brustbild Kaiser Franz Joseph I., die Austria zur Seite mit der linken Hand sich auf das österreichische Wappen stützend, in der rechten Hand eine Gedenktafel mit dem Wahlspruch „Viribus unitis“, rechts in einer Halle das Bildniß Sr. Majestät des Kaisers Ferdinand des Gütigen, mit dem Wahlspruche: „Recta tueri.“ Unterhalb der benannten Bildnisse finden sich die Repräsentanten der verschiedenen österreichischen Völker, die an ihren Nationaltrachten leicht zu erkennen sind, ohne Bevorzugung neben einander und gleich hoffnungs- und vertrauungsvoll zu ihrem Herrscher emporschauend.

Dem Beschauer zur linken Seite finden wir als äußerste Gruppe den Kärntner, der hingewendet zu dem Tiroler und Steiermärker vertrauend auf den jugendlichen Kaiser hindeutet.

Beigegeben wird ein 3 Bogen starker Text, im Taschenformat, welcher (nach den Worten der Verlagshandlung) den österreichischen Völkern den so schönen, zuversichtliche Hoffnungen erfüllenden Sinn des Wahlspruches: „Mit vereinten Kräften,“ und die hohe Bedeutung des Zusammenwirkens Aller um den Thron und den Kaiser versammelten, den Thron und den Staat schützenden Staatskräfte in gemeinverständlicher, doch edler und würdiger Sprache erörtern wird. Auch soll darin dringend an's Herz gelegt werden, wie die Mitwirkung sowohl aller Nationen, aller Stände, als auch aller einzelnen Reichsbürger wohl im Allgemeinen, aber auch im eigenen Interesse liege, wie ferner ein Jeder eben so im engen Familienkreise, wie in den weiten Kreisen des öffentlichen Lebens, auf welcher Stufe der

Bildung er auch stehe, sey er arm oder reich, lebe und wirke er im Herzen von Oesterreich oder an den äußersten Grenzen desselben, ja, wie ein Jeder die unerläßliche Pflicht habe, mit all' seinen Kräften der in dem Wahlspruch seines hochherzigen Kaisers liegenden, durch das Bild verinnlichten Aufforderung, Genüge und Folge zu leisten, und zwar zum Zwecke der sicheren Erreichung des erhabenen Zieles, welches der Herrscher sich selber vorgesetzt hat, zur Erreichung des Zieles: „Seine Völker alle glücklich zu machen!“ —

Von diesem Bilde werden dreierlei Ausgaben veranstaltet: Die erste oder Prachtausgabe auf feinstem Doppel-Kupfer-Druckpapier, Tondruck in den ausgesucht besten Abdrücken: 5 fl. CM. — Die zweite Ausgabe auf feinem Velinpapier, auch Tondruck und in vorzüglich guten Abdrücken: 3 fl. CM. Die dritte oder wohlfeile Ausgabe auf gutem weißen Papier mit fehlerfreien Abdrücken nur 1 fl. CM.; alle drei Ausgaben mit Text, welcher auch allein und nach Verlangen bei einer größern Anzahl der Abnehmer in den verschiedenen Sprachen der österreichischen Völker geliefert wird.

Zweck, Ausführung und der so billig gestellte Preis sprechen zu günstig für das ganze Unternehmen, daß jede besondere Anpreisung desselben überflüssig erscheint. Der Erfolg wird gewiß lohnend ausfallen.

Notizen.

— Mehrere Zeitblätter sprechen von einem Bilde des rühmlich bekannten österreichischen Malers Pollak — die „Melusina“ — welches in Wien ausgestellt ist, und allgemeine Sensation erregt; der wahren Kunst immer huldigend theilen auch wir in unserm Blatte ein Referat mit, welches hierüber die „Grazer Zeitung“ brachte, und also lautet: „Wen Sie davon sprechen hören, ob Laie oder Kunstkenner, Jeder ist entzückt, Jeder gesteht es ein, daß die Werke des Friedens schöner seyen, als die Trophäen des Krieges. Auch ich habe es gesehen das Geschöpf einer Künstlerhand, und kann sie versichern, daß mir die Poesie nie wunderbarer erschienen, als in diesem Bilde. Kam mir's doch vor, als hörte ich die Verse Grillparzers, als klängen mir die Melodien Mendelssohn-Bartholdy's entgegen. Ich wäre heute nicht im Stande, eine Zeile lang zu politisiren, all' meine Gedanken flattern nach dem Sitzungssaale der Akademie der bildenden Künste; was in einer Menschenbrust an lyrischem Gefühle verborgen liegt, was die Fantasie an Reizen zu bieten vermag, findet das verzückschauende Auge in Pollaks sinniger Farbensprache zum Ausdrucke gebracht; es ist dieß eine Farbenlyrik voll Leben und Schwung. Das Feenwesen erhebt sich aus den Wellen, in der Hand eine aus Muscheln und Korallen zusammengehauchte Leier tragend. Die Finger, wie sie an den Saiten hängen, scheinen zu leben, die Saiten scheinen zu tönen, das Feenantlitz scheint zu lächeln, ihre Augen scheinen zu glühen — die Poesie mit ihrem Zauber wird zur Wahrheit! Alles ist ätherisch! Das Haar, welches unter dem Perlenschmucke und der Lichtkrone in die Fluth hinunterquillt, es ist kein Erdenhaar, die Strahlen entströmen einer anderen Welt, die Perlen stammen vom Meeresgrunde. Der reizende Leib geht nach unten in die Fischgestalt über, doch ist diese noch von Wellen umflossen; man sieht sie nur mittelbar. Jeden einzelnen Zug zu schildern ist mir unmöglich; wie läßt sich der rein poetische an einem einzigen Moment haftende Farbenschmelz mit philosophischen, an hundert Nebenbegriffe erinnernden Worten wiedergeben? Haben Sie noch nie geliebt? Haben Sie noch nie von Idealen geschwärmt? Denken Sie sich alle Reize eines weiblichen Ideals und Sie werden einen Begriff, sey er auch noch so schwach, von der Schönheit der Pollak'schen „Melusine“ erhalten. Pollak hat Unerwartetes geboten, dieses Unerwartete ist wahrhaft „schön“ und der Künstlerruhm Pollaks gegründet.“

— Nekrolog. Am 13. Okt. d. J. starb auf seinem Landsitze Cadiabe, unweit der Stadt Mailand, der berühmte Kupferstecher, Professor Pietro Anderloni, der im Jahre 1785 zu Santa Eufemia, bei Brescia, geboren wurde. Er widmete sich Anfangs der Malerkunst, wandte sich aber später der Kupferstecherkunst zu, in der er unter der Leitung des gefeierten Cavaliere Longhi die letzte Ausbildung erhielt. Sein erstes großes Blatt: „Napoleon auf dem Schlachtfelde von Eylau“ führte er im Auftrage des damaligen Vicekönigs Eugen aus, wofür er vom Kaiser Napoleon mit einer goldenen Medaille beehrt wurde. Im Jahre 1811 erhielt Anderloni für seine „Madonna“ nach Raphael den großen Preis der Akademie der schönen Künste in Mailand; später befestigte er durch die zwei Kunstwerke „die Ehebrecherin“ nach Tizian und „Moses“ nach Poussin seinen Künstlerruf auf die ehrenvollste Weise. Im Jahre 1823 vollendete er seine „Madonna mit dem Kinde und zwei sie anbetenden Engeln“ nach Tizian, reiste 1824 nach Rom, woselbst er „die heilige Familie“ nach Raphael und „Heliodor und Attila“ ausführte. Im Jahre 1831 wurde Anderloni nach dem Tode des Professers Longhi in Mailand an dessen Stelle zum Professor der Akademie der schönen Künste ernannt. Durch seine Arbeiten, deren zahlreiche kleinere wir des Raumes wegen hier nicht anführen können, hatte er sich eine solche Berühmtheit erworben, daß nicht bloß die italienischen Kunstakademien, sondern auch die auswärtigen wetteiferten, sich mit seinem Namen zu schmücken. Seine letzten Arbeiten waren: „Das Urtheil Salomonis“ nach Raphael, und eine „Madonna“ aus der Schule des Correggio, welches letztere Kunstwerk aber wegen seiner zugenommenen Krankheit unvollendet geblieben ist. Anderloni hinterläßt eine Frau mit sieben Kindern. Er starb ruhig und in Gott ergeben. Als Mensch war er eben so achtungswerth, wie als Künstler.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 95. Klagenfurt, Dinstag den 27. November 1849.

Der Riesensarg.

Amerikanische Novelle.

(Fortsetzung)

5.

Es konnte kaum davon die Rede seyn, den Fliehenden unter solchen Umständen zu verfolgen und doch entschloß sich Arthur Holt dazu. Houston ritt eines der berühmtesten Pferde der Gegend und hatte ein Paar Stunden ausgeruht, als er von seinen Gegnern vertrieben wurde. Die Pferde der letztern, die sich mit dem seinigen überhaupt nie messen konnten, waren ermüdet. Jeder Versuch einer directen Verfolgung konnte also aller Wahrscheinlichkeit nach nichts anderes bewirken, als den Tory aus der Umgegend zu vertreiben und ihm so sein endliches Entkommen zu erleichtern. Das beabsichtigte man nicht, und als Arthur die Verfolgung anordnete, machten einige seiner Leute Gegenvorstellungen und Leda selbst widersetzte sich.

»Verfolgt ihn nicht, Holt, verfolgt ihn nicht, um meinetwillen! Mein Kind! Er ermordet mein Kind, wenn Ihr ihm nahe kommt. Er ist ein verzweifelter Mensch. Ihr kennt ihn nicht. Drängt ihn nicht, um meinetwillen, um meines Kindes willen; laßt ihn.«

Die Bitte, welche von den Thränen und den Jammertönen unterstützt wurde, die nur aus einer Mutter Brust kommen können, bewirkte wenigstens so viel, daß Holt die mittelbare Verfolgung aufgab. Seine Gefährten waren, obgleich sie die Bitte der Frau und Mutter unterstützten, nichts weniger als geneigt den verhaßten Tory entkommen zu lassen. Im Gegentheile, als sie bald darauf zu weiterer Berathung in dem Hölzchen zusammentraten, mußte sich Holt überzeugen, daß man Argwohn gegen ihn hegte wegen seines Benehmens. Seine Genossen faßten einen Entschluß, der die ganze Sache ihm aus der Hand nehmen sollte, und der junge Fletchall scheute sich nicht, es geradezu auszusprechen, wie man mit der Art und Weise nicht zufrieden sey, in welcher er die Verfolgung betrieben und die Andeutungen, welche von der und jener Seite fielen, veranlaßten Holt in Verdruß die Führung der Schaar ganz aufzugeben, was denn auch keineswegs Bedauern zu erregen schien. Sogleich wurde Fletchall zu seinem Nachfolger gewählt und dieser zeigte einen Scharfsinn und eine rasche Entschlossenheit, die ihn ganz für seine Aufgabe geeignet erscheinen ließen. Sein Plan war einfach, aber umfassend. Er sagte: »Wenn wir ihn scharf verfolgen, so vertreiben wir ihn ganz und gar; wir können es aber so einrichten, daß wir ihn da halten, wo er ist. Wenn wir ihn nicht sehr drängen, wird er sich in dem Walde in der Nähe aufhalten, bis sich ihm eine Gelegenheit bietet, der Mutter das Kind zurückzugeben. Ohne Zweifel sind sie miteinander einverstanden. Sie weiß, wo sie ihn finden kann, oder er kommt nächtlicher Weile in die Farm zurück. Wir müssen also Jemanden hier lassen, der alle ihre Bewegungen beobachtet. Wer erbietet sich dazu?«

Auf die Frage antwortete der Fallsüchtige, Acker, der unaufgefordert der Schaar gefolgt war.

»Ich will sie beobachten.«

»Du?«

»Ja. Ich bin ein so guter Wächter als irgend Einer.«

»Aber wenn Du Deine Anfälle bekommst?«

»In den nächsten zwei Wochen nicht. In diesem Monate ist meine Zeit vorbei.«

»Nun, in zwei Wochen wird auch seine Zeit hoffentlich vorüber seyn. Wir wollen noch etwa zwanzig Cameraden zusammenbringen und einen Kreis um ihn schließen. Das ist mein Plan. Drängt ihn nicht. denn ich möchte nicht, daß er dem Kinde etwas zu Leide thue, aber zielt gut, wenn er den Ring zu durchbrechen suchen sollte.«

Der Plan wurde so angenommen, aber mit so vielen Details, die wir hier nicht mitzutheilen brauchen. Nur Arthur Holt nahm keinen Theil an dem Unternehmen; ja er erfuhr die Einzelnheiten des Planes nicht einmal. Nachdem er sein Amt aufgegeben, hatte er sich zurückgezogen, scheinbar im Verdruß, den man ganz natürlich fand. Er kehrte auf seine Farm am Reedy River zurück, blieb aber weder ein gleichgiltiger noch unthätiger Zuschauer.

John Houston hatte unterdeß eine Zuflucht etwa

eine Stunde weit von der Wohnung seiner Frau gefunden, an einem scheinbar undurchdringlichen Orte im dichtesten Walde. Eine kleine natürliche Höhle in einer Hügelkette war aller Wahrscheinlichkeit nach durch einen Bär mehr vertieft worden, der sie dem Jäger hatte überlassen müssen. Ihm allein in der Umgegend war sie bekannt. Er hatte von Zeit zu Zeit kleine Verbesserungen und Annehmlichkeiten darin angebracht. Er höhlte z. B. an beiden Seiten kleine Zellen aus, diese bestreuete er mit Laub und Binsen, und an dem hintern Ende arbeitete er eine vierte Höhlung aus, so daß er Feuer dort anmachen konnte, von dem der Rauch durch eine kleine natürliche Oeffnung nach Aussen abzog. Rund um dieses Versteck umher war der Wald ungemein dicht. Der Weg zu demselben führte im Zickzack und Kreise und der Eingang war so kunstvoll, daß ihn nur ein erfahrenes Auge finden konnte. Zwei Riesenbäume, die aus einer Wurzel emporgewachsen waren, hatten sich allmählig mehr und mehr von einander entfernt, so daß ein Raum zwischen ihnen blieb, daß ein Pferd wohl hindurchsetzen konnte. Auf jeder Seite dieses gewaltigen Baumes war das Gras hoch und dicht herangewachsen; der Baum selbst schien den Weg zu schließen und dahinter war sorgfältig jede Spur von menschlichen oder thierischen Fußstapfen verwischt durch hingestreutes dürres Holz und Laub. An dieser Stelle fand John Houston eine Zuflucht und an diese Stelle schlich sich in der dunkeln Nacht die unglückliche Leda. Wie sie den Ort ausfindig gemacht hatte, läßt sich nur muthmaßen; in Mutterliebe und Mutterangst hatte sie den schaurigen Wald allein durchsucht, ihren unglückseligen Mann gefunden und die Erlaubniß erhalten, ihr Kind an ihre Brust zu drücken. Der Kleine schlief fest in einer der Seitenhöhlen auf den Binsen, während der Vater an dem Eingange saß und wachte. Sein finsteres Auge beobachtete unabgewandt die Umarmung zwischen Mutter und Kind und als das Letztere aus dem Schlafe erwachte, freudig aufschrie, mit seinen Aermchen den Nacken der Mutter umfaßte und schluchzend ihren Namen nannte, wendete er sich mit wenigen Worten ab, die er durch die dicht zusammengepreßten Zähne murmelte und denen man abnehmen konnte, mit welchen Gedanken er sich beschäftigte: „hätte der Kleine mich nur Vater genannt!“ Die Mutter hörte die Worte nicht, da sie zu erfreut war, als daß sie auf etwas anderes hätte achten können als auf ihr Kind und das Wiederfinden desselben. Als sie aber vor der Morgendämmerung fortgehen und das Kind mit sich nehmen wollte, schlug er ihr es rund ab.

„Nein,“ sagte der Rabenvater. „Es bleibt bei mir. Wenn es mein Kind ist, bleibt es hier als Pfand meiner und Deiner Sicherheit. Höre mich an, Weib. Deine Schurken haben mich nicht verfolgt; Dein Arthur Holt versteht es mich besser zu drängen; aber ich kenne ihre Pläne. Sie haben die Ausgänge besetzt und denken so mich sicher in Gefangenschaft zu bringen. Ich wünsche mir nur drei Tage; in dieser Zeit wird Freund Cunningham sie beschäftigen und ich gehe von dannen wie es mir gefällt. In dieser Zeit aber brauche ich Essen für mich und Futter für mein Pferd; daß Du Speise für das Kind bringst, hältst Du vielleicht selbst für nothwendig. Ich habe nichts dagegen; bringe sie also in der Nacht, aber bedenke wohl, daß das Kind sein Leben verliert, sobald ich merke, daß Du Verrath treibst.“

Er wies bei diesen Worten auf das Kind.

„Großer Gott!“ rief die geängstigte Mutter aus. „Bist Du ein Mensch, Houston? Willst Du mir das Kind vorenthalten?“

„Ja, und Du hast Gott zu danken, daß ich nicht auch Dich von ihm ferne halte. Aber geh nun und bringe die Lebensmittel. Sey treu und Du sollst das Kind haben; aber bedenke immer, daß es stirbt, ehe man mich fängt.“

Wie unternehmen es nicht, die Qualen der Mutter zu schildern. In der Morgendämmerung eilte sie, aber nicht ungesehen, an dem Ufer des Reedy River dahin und Arthur Holt trat ihr entgegen.

„Ich war um Mitternacht in Deinem Hause, Leda, um Dich zu warnen,“ mit diesen Worten begrüßte sie der Farmer. „Ich weiß wo Du gewesen bist und kann errathen, welche Pflicht Dir obliegt; aber ich muß Dich auf die Gefahr aufmerksam machen.“

Er theilte ihr sodann mit, wie alle ihre Bewegungen beobachtet würden und daß ein Militärcordon ihren Mann umschließe.

„Ach, was soll ich dann thun?“ rief die Unglückliche händeringend aus, während zum ersten Male ihre Thränen unaufgehalten ihr über die Wangen flossen.

„Das will ich Dir sagen. Geh nicht in Dein Haus zurück, bis Du Dir Dein Kind verschaffen kannst. Begib Dich jetzt an den Steinhaufen am Flußufer unten, den man den „Riesensarg“ nennt. Dorthin will ich Dir nach einer Stunde einen Korb mit Lebensmitteln bringen. Die Stelle ist ziemlich versteckt und ehe man es entdeckt, daß Du dahin gehst, wirst Du das Kind haben. Jede Nacht werde ich den Korb an derselben Stelle füllen und Du holst ihn in der Dämmerung hinweg. Jetzt geh, ehe uns Jemand sieht und Gott geleite Dich.“

Sie schieden. Der junge Farmer kehrte in sein Haus zurück, während Leda nach der düstern Höhle wanderte, welche nach einer Volkssage den Namen

„Riesensarg" erhalten hatte, nach einem indianischen Riesen, dessen Thaten bei der Aufthürmung des Tafelgebirges die Leistungen des Teufels und der größten Hexenmeister in Schatten stellen würden. Aber wir haben keinen Raum hier sie zu beschreiben. Genug, wenn wir eine Andeutung nur von dem Sarge und der Begräbnißstätte geben, welche der Riese sich aussuchte, als er nicht länger mit Bergen und Felsen spielen wollte. Der Sarg war eine gewölbte Steinkammer am Flußraube, so daß das Wasser hineintrat, sobald der Fluß etwas anschwoll. Den Namen hatte er von seiner Gestalt, die ein längliches Viereck von etwa zwölf Fuß Länge und weniger als fünf Fuß Breite war. Die Höhe am obern Ende betrug etwa sechs Fuß, aber sie nahm allmählig ab, so daß an dem hintern Ende die Decke die untere Fläche fast berührte. Die innern Seiten waren ziemlich glatt und eben, die äußern zeigten nur auf einander geschichtete große Felsenblöcke. Irgend eine Naturerschütterung mochte diese Felsenmasse auseinandergerissen, die Stücke aber in der beschriebenen Lage erhalten haben, so daß die Sage in dem, was die Natur allein gethan, recht wohl Arbeiten der Menschen sehen konnte. Um die Aehnlichkeit mit einem Sarge zu vervollständigen, fehlte auch der Deckel nicht; eine dünne Steinplatte nämlich, die sich von den übrigen abgelöset, war durch den Regen allmählig von oben herabgetrieben worden und ruhete nun zum Theil auf dem vordern Ende des Gewölbes. Spielende Knaben hatten sie noch etwa einen Fuß weiter herunter geschoben, so daß sie jetzt vier oder fünf Fuß Fläche des Riesensarges sicher vor dem Regen und Wetter barg. In diesem natürlichen Gemache sollte Leda auf den Rath Arthur Holts bleiben, bis er ihr den versprochenen Vorrath von Lebensmitteln bringen würde.

Dieß that er zu der festgesetzten Zeit pünktlich und so lange es nöthig war, und an diese Stelle begab sich die unglückliche Frau und Mutter vor der Morgendämmerung jeden Tages. Die Besetzung der Gegend, in welcher Houston, wie man wußte, sich aufhielt, war unterdeß erfolgt und es verbreitete sich auch das Gerücht, daß ein Angriff von Blut-Cunningham oder einigen Leuten desselben zu erwarten sey, weßhalb die Bewohner der Umgegend fortwährend in Waffen und auf ihrer Huth waren. Nur das Mitleid für Leda Houston, die allgemein geliebt war, hinderte die kühnsten der jungen Männer, den Flüchtigen mit Feuer und Hunden zu hetzen und das Abenteuer mit einem Male zum Ende zu bringen. Der Fallsüchtige blieb dagegen in ununterbrochener Thätigkeit und er war theilweise glücklich in seinem Unternehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Literatur. *)

Apostolska hrana bogoljubnim dušam dana po branji apostolskih listov ino drugih bukuv sv. pisma za nedele ino svetke cerkvenega leta. Pisal Anton Slomšek nekdajni nadšajmošter v Vozenici. V Celovci natisnil in na prodaj ima Janez Leon. 1849 in 1850.

Wir beeilen uns die Freunde der Predigtliteratur auf dieses eben erschienene Werk aufmerksam zu machen. Der hochwürdigste Verfasser hat seinen Ruf als gediegener katholischer Schriftsteller bereits durch Herausgabe anderer Werke hinlänglich begründet und bei den Slovenen nah' und fern sich einen solchen Grad von Beliebtheit und Popularität erworben, daß ihm auf dem Felde der religiösen slovenischen Muse nicht leicht Jemand die Palme entwinden wird. Darum trieb uns zur Anzeige dieser seiner neuesten oben benannten Schrift nicht etwa Reclamsucht, nicht die eitle Anmaßung, als Richter über das Werk eines so vielfältig bewährten Kirchenfürsten aufzutreten — es trieb uns einzig das Verlangen, ihm seines unermüdet thätigen Wirkens, seiner großen allseitigen Verdienste um die Bildung seiner Stammgenossen, so wie dieses vortrefflichen Buches wegen die Anerkennung öffentlich auszusprechen, welche ihm in vollem Maße gebühret; und folgerichtig auch der Wunsch, das Erscheinen dieser Schrift in den weitesten Kreisen bekannt zu geben.

Der Raum dieser Blätter erlaubt uns nicht, ins Detail oder in eine nähere Bezeichnung der bei jedem Epistel-Abschnitte besonders hervorgehobenen Materien einzugehen, nur über die Art und Weise der Behandlung und Ausführung des gegebenen und gewählten Stoffes wollen wir in Kürze einige Worte sagen.

Das Erste und Nothwendigste bei einer Predigt ist, sagt Jais in seinen Bemerkungen über die Seelsorge, daß man recht verstanden werde, und diese Eigenschaft muß man vorliegenden Predigt-Homilien gewiß im hohen Grade zuerkennen. Der hochw. Verfasser hält sich zwar nicht an die alte schulgerechte Form, wie sie aus dem sechszehnten Jahrhunderte üblich, er selbst bemerkt in der Vorrede IV., diese altübliche regelrechte Form hätte sowohl für den Redner als Zuhörer wesentliche Nachtheile, womit auch wir einverstanden sind: doch würde man sehr irren, wenn man daraus schließen wollte, daß in der Anlage kein Plan, in der Ausführung keine Logik sichtbar sey; im Gegentheile ist sowohl die Partition als auch der Zusammenhang so natürlich, daß nicht der mindeste Gedankensprung bemerkbar ist. Ueberall voran steht eine kurze Einleitung, darauf folgt die Erklärung der betreffenden Perikope und dann die Anwendung einer besonders herausgehobenen Glaubens- oder Sittenlehre, und zum Schlusse steht eine kurze, herzliche Ermahnung, so daß nach Erforderniß bald der erste bald der zweite Theil ausgelassen und die übrigen verbunden werden können.

Ohne die Dogmenlehre abseits zu lassen, tritt doch überall die praktische Seite in den Vordergrund, und gerade diese lebendige Hinweisung auf die praktische Anwendung abstrakter Lehren ist unseres Erachtens ein

*) Aus der „theologischen Zeitschrift," gedruckt bei Josef Blasnik in Laibach.

wesentlicher Vorzug in allen Schriften des hochw. Verfassers, ist ein Hauptgrund, daß sie allgemein von Gelehrt und Ungelehrt mit so viel Interesse aufgenommen und gelesen werden. Dazu kommt ein fließender, anmuthiger und bilderreicher Styl, der Kraft und Würde, Einfachheit und Gemeinfaßlichkeit in schöner Harmonie verbindet; und die schon an sich so interessante Darstellung wird durch die vielen eingeflochtenen sowohl profan- als kirchengeschichtlichen Notizen, wie auch durch Beispiele aus dem Leben der Heiligen noch mehr erhöhet. Wie gut der Prediger vorkommende Naturerscheinungen in seine Vorträge einweben könne, zeigt uns z. B. die Predigt auf den vierten Sonntag in der Fasten.

Ferner muß hervorgehoben werden der echt katholische Geist, die streng kirchliche Richtung, die Alles durchweht, wie nicht minder der fromme, demuthsvolle Sinn, der diesen Homilien eine eigene, himmlische Salbung verleiht, das Gemüth des Lesers mit wohlthuender Kraft und Wärme erfüllt, und zum innerlichen Leben, zur Tugend und Frömmigkeit anspornt. — Wir können sie hiemit bestens empfehlen und sind der festen Ueberzeugung, hat die im Jahre 1845 in zweiter Auflage erschienene hrana evangelskih naukov allgemeinen Anklang gefunden, so wird ohne Zweifel gegenwärtiger hrana apostolskih naukov von Priestern und Laien in manchen Beziehungen noch größere Würdigung zu Theil werden. — * —

Notizen.

— Der mit Recht beliebte Novellist, Herr Adalbert Stifter, bringt als Mitredakteur des „Wiener Boten“ in demselben vom 21. Nov. folgenden Leitartikel, der auch in Kärnten verdient beherziget zu werden; er lautet: „Weil die Gemeinden in der Zukunft ein vielfach in einander greifendes Leben führen werden, und weil sie ihre gesammten Angelegenheiten selber zu besorgen haben werden, so ist es ganz und gar nicht einerlei, ob eine Gemeinde aus vielen oder andern Bestandtheilen zusammengesetzt ist. In Oberösterreich wurde gestattet, daß man Einwendungen und Vorstellungen einreichen konnte, wenn man mit einer Zutheilung zu einer Gemeinde nicht zufrieden war, und zu einer andern Gemeinde zugetheilt werden, oder allein bleiben wollte. Da geschah es nun hie und da, daß wirklich Vorschläge einliefen, denen man durchaus nicht willfahren konnte, und da meinten zuweilen die Betheiligten, daß ihnen Unrecht geschehe. Es wird wohl auch anderwärts so ergangen seyn. Es ließe sich recht viel über die Zusammenstellung der Gemeinden sagen, und das Geschäft ist nicht so leicht, als sich mancher denken mag, besonders dort, wo, wie in Oberösterreich, die Bauernhöfe meistens allein in der Mitte ihrer Grundstücke liegen, und das ganze Land so zu sagen ein einziges großes Dorf ist, in welchem Dorfe ganz herrliche Marktflecken und Städte liegen. Wenn immer ein bestimmter abgerundeter Bezirk zu der nämlichen Pfarre gehörte, so wäre die Sache leichter, und es könnte eine oder es könnten mehrere zusammengrenzende Pfarren eine Gemeinde bilden; aber öfter hat einer zu einer Kirche eine Viertelstunde, und gehört in eine Pfarre, die eine Stunde abliegt. Oft sind Kirchen nahe bei einander, oft weiter entfernt; oft liegen Häuser mitten in einer Pfarre und gehören doch zu einer andern. Dazu kommt noch, daß das Land in Steuergemeinden (Katastralgemeinden) eingetheilt ist, und daß es oft die größten Schwierigkeiten hat, solche Gemeinden zu zerreißen, weil die Ordnung in den Steuerbüchern, die Gliederung des Landes und dergleichen unterbrochen werden müßte; und andererseits kann die Steuergemeinde nicht wieder gleich als die zukünftige Gemeinde gelten, weil da nicht selten Pfarrgemeinden zerrissen werden müßten, was auch schwer ist, indem doch jeder in die Kirche gehen möchte, in die seine Voreltern gegangen sind, und weil er gerne in dem Kirchhofe begraben seyn möchte, in dem seine Vorfahrer, sein Vater, seine Mutter, seine Kinder liegen. Das könnte ja bleiben, sagt man, und er doch in eine andere Gemeinde gehören. Da ist sein Herz getheilt, halb gehört es zur Pfarre und will ihr Bestes, halb soll es zur neuen Gemeinde gehören, und auch ihr Bestes wollen. Wie erst, wenn Pfarrer und Gemeinde in einen Streit kommen? Das Beste der Gemeinden und des Landes erfordert es, daß alle Gemeindeglieder mit Leib und Seele beisammen seyen, daß sie ihre Angelegenheiten sich eben angelegen seyn lassen, daß sie wie eine einzige Familie sind, wo es Jedem gut geht, wenn es Allen gut geht. Darum wären wohl jene Gemeinden die lebendigsten, welche durch die natürlichsten menschlichen Bande zusammen gebunden sind, als: Gleiche Kirche, gleicher Gottesacker, gleiche Schule (oder zusammengehörende Schulen) gleiche Lage der Grundstücke (nicht daß sehr gute und sehr schlechte zur selben Gemeinde gehören), gleiche Feldproducte, gleiche Absatzwege, gleicher Handel und Wandel, gleiche Sitten, und wo möglich, daß sich alle persönlich kennen. — Aber ist das auch immer zu erreichen? — Ich sage nein, da müßten wir uns erst eine Welt erschaffen, und hübsch das gute und schlechte Erdreich in Gemeinden abtheilen, die Bäche und Flüsse leiten, daß sie Gemeinden ja nicht durchschnitten, durch die Berge einen Weg bohren, daß man zusammen könne, und die Winde sperren, daß sie in Schluchten nicht den Schnee zusammen blasen und den Weg ungangbar machen — endlich müßten wir unsere Vergangenheit umwerfen, durch die nach und nach Alles sich so gemacht hat, wie es jetzt ist, gut und schlecht, wie es kam, und wie man es aber nicht sogleich zerreißen kann, ohne großen Schaden anzurichten, so wie ein Mensch nicht seine Glieder abnehmen und zum Ausbessern irgend wohin schicken kann. Glücklich die Gegend, wo die Gemeinden sich nach dem, was sie gemeinschaftlich haben, bilden können. Aber wo das nicht ist, heißt es, sich fügen, es machen, wie es eben möglich ist, und das Zusammenwachsen mit gutem Willen befördern. Unsere Behörden, das muß man ihnen nachsagen, thun ihr Möglichstes. Sie suchen zusammen zu stellen, was sie am tauglichsten zusammen achten, und wo sie auf Vorstellungen nicht hören können, schreibe man es gewiß nicht der Unbilligkeit zu, sondern der Unmöglichkeit. Man habe nur Vertrauen, es wird schon gehen. Endlich, da Alles jetzt ein neuer Bau ist und kein Mensch Alles gleich auf das erste Mal treffen kann, so sind ja Abänderungen und Verbesserungen nicht ausgeschlossen. Eine Gemeindeverbindung ist keine Ehe, und wenn in der Folge sich bessere Maßregeln und Eintheilungen zeigen sollten, so wird man sie auch machen, namentlich da die Gemeinden und die gewählten Vertreter des Landes ein Wörtlein zu reden haben.“

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 96. Klagenfurt, Sonnabend den 1. Dezember 1849.

Der Nonne Heimgang.

Von jenem Nonnenkloster
Das Sterbeglöcklein tönt,
Denn eine fromme Schwester
Hat eben ausgestöhnt.

Im schwarzbehang'nen Zimmer
Ein jeglich Auge schaut
Die aufgebahrte Leiche
Der sel'gen Himmelsbraut.

Noch trennt ein Eisengitter
Sie von der Laienschaar,
Zum Zeichen, daß den Freuden
Der Welt sie ferne war.

Es deckt noch ihre Glieder
Das rauhe Ordenskleid,
Zum Zeichen, daß sie habe
Entsagt der Eitelkeit.

Es schlingt um ihre Lenden
Sich noch der Gürtelstrick,
Zum Zeichen, daß an Demuth
Sich knüpfte nur ihr Glück.

Es brennt die Todtenkerze
An ihres Lagers Rand,
Zum Zeichen, daß sich habe
Ihr Geist zum Licht gewandt.

Sie hält in ihren Händen
Noch des Erlösers Bild,
Gleich einem treuen Streiter,
Der fiel mit seinem Schild

Geschmückt ist ihre Stirne
Mit Myrten auf der Bahr,
Als wär' ihr Todtenlager
Zugleich ihr Traualtar.

Auch wird ein Strauß von Blumen
Ihr in die Hand gelegt,
Zum Zeichen, daß die Stunde
Zum Hochzeitsfeste schlägt.

Doch sind entblößt die Füße
Trotz solchem Hochzeitsstaat,
Weil sie dem Heilgthume
Der ew'gen Liebe naht.

Es tönet hell das Glöcklein,
Das in den Chor sonst ruft,
Verlagend die Geschied'ne
Auf ihrem Weg zur Gruft.

Es prangt auf ihrem Sarge
Ein frischer Lilienkranz,
Zum Zeichen, daß ihr Leben
Umfloß der Unschuld Glanz.

Ihr wird vorangetragen
Ein Kreuz im Trauerzug,
Zum Zeichen, daß sie willig
Es auf den Schultern trug.

Und dieses ist umwunden
Mit Rosen sonder Zahl,
Obschon sie lebend fühlte
Nur ihrer Dornen Qual.

Es war ihr Herz ein Altar,
Der Liebe nur geweiht,
Obschon es nie geschwelget
In ird'scher Seligkeit.

Ihr Leben glich dem Busche,
Den Moses flammen sah,
Der zwar bekränzt mit Dornen,
Doch dem der Herr auch nah

Der hat auch sie gerufen,
Der Busch hat ausgebrannt
Und sich geneigt zur Erde,
Auf der er einsam stand.

Es zieh'n einher die Schwestern,
Geleitend sie zur Gruft,
In Schleiern und mit Lichtern,
Und sequend jede ruft:

„Es leuchte der Verklärten
Das ew'ge Licht hinfort!
Sie ruhe sanft in Frieden
An diesem stillen Ort!"

Und manche heiße Zähre
Fällt auf der Schwester Sarg,
Der ihre ird'schen Reste
Dem Blick auf ewig barg.

Doch bald ruht sie verlassen
Im engen Todtenschrein,
Und ihr Gedächtniß schwindet
Gleichwie der Kerzen Schein.

Und in der dunklen Kammer,
Bewahrt vor Schmerz und Gram,
Erwartet die Verlebte
Den Himmelskränzigam.

Nur in dem Klostergarten
Gregeht sich oft ihr Geist,
Der jede neue Schwester
Allhier willkommen heißt.

F. S.

Der Riesensarg.

Amerikanische Novelle.

(Fortsetzung.)

Die Lage Leda Houstons wurde keineswegs durch den Eifer, die Geduld und die Aufopferung verbessert, die sie in ihrer Art Knechtschaft zeigte. Sie machte durchaus keine Fortschritte in der Beugung des Charakters ihres Mannes. Zwar erlaubte er ihr bei dem Kinde zu seyn, dasselbe an ihr Herz zu drücken, wenn es schlief, aber das war auch Alles. Der rohe Vater, der noch immer seinen unwürdigen beleidigenden Verdacht von Zeit zu Zeit aussprach, erklärte unveränderlich, das Kind müsse als Pfand ihrer Treue und als Bürgschaft seiner eigenen Sicherheit bei ihm bleiben.

Vier Tage waren nun in dieser Weise vergangen. Am Morgen des fünften, etwas später als gewöhnlich, erschien sie wieder mit ihrem Körbchen und erzählte ihrem Manne, nachdem sie die Lebensmittel hingesetzt hatte, von der Ankunft einer Anzahl Reiter, „Butlers Leute," die wegen der Feindseligkeit bekannt waren, mit welcher sie Jagd machten auf ihre Gegner, die Leute Cunninghams. Das beunruhigte Houston. Er sah in dieser Nachricht den festen Entschluß der Bewohner, sich seiner um jeden Preis zu bemächtigen, da, so viel er von dem Zustande des Krieges wußte, diese Leute nur zu einem solchem Zwecke requirirt worden seyn konnten.

„Sahst Du sie?" fragte er und sie verneinte es. „Woher kennst Du dann ihre Ankunft?" Sie schwieg und ihr Gesicht verwandelte sich.

„Weib, Du hast mit Holt gesprochen!" donnerte er sie an. „Diese Lebensmittel sind von ihm." Und mit einem Fußtritte stieß er den Korb um und zertrat wüthend den Inhalt desselben. Mit Mühe konnte die Unglückliche so viel davon retten, daß der Hunger ihres Kindes sich stillen ließ. Der Tag verging in düsterm unheimlichen Schweigen seiner Seits, während sie sich liebkosend mit ihrem Kinde beschäftigte. Sein Argwohn stand in voller Kraft wieder auf und noch schauerlichere Gedanken kamen mit ihm.

„Könnte ich es nur wissen!" murmelte er. „Das Kind hat meinen Mund und meine Nase, aber die Stirn, das Haar, die Augen sind von ihm!"

Gefoltert von schrecklichen Einbildungen ging der Mann hinaus an den Eingang der Höhle, setzte sich da nieder, lehnte sich an und blickte durch die Blätterdecke hinauf zu dem Stückchen Himmel, das hindurch schimmerte. So vergingen ihm Stunden wie Minuten.

Es war Mitternacht geworden und das Wetter änderte sich. Die Sterne verschwanden, der Himmel überzog sich mit Wolken, während der Wind leise klagend durch das Gebüsch strich, als seufze Jemand im Schlafe. Diese Töne, diese Scene paßten zu der Stimmung des Verfolgten. Seine Seele war voll zorniger Elemente, die nur des Winkes warteten, um in Sturm auszubrechen. Mit einem Male wurde er aus seinem Brüten durch das Aufhören jedes Geräusches in der Höhle geweckt. Die Mutter schlief da; sie hatte mit dem Kinde gespielt, das an ihrem Busen lag. Die Natur war trotz ihrem Kummer der Ermattung unterlegen; sie schlief und ihr Schlummer wurde nur durch leises Klagen des Kummers unterbrochen, der nie in ihr schlief. Mit seltsamer Neugierde setzte sich Houston neben die Schlummernden, während seine Augen forschend auf den ruhigen unschuldigen Zügen des Kindes ruheten. Mit einem Male fuhr er auf und seine Blicke wendeten sich nach dem Gesichte seiner Frau.

Aber nicht, um sich der Schönheit zu freuen, die er vor sich sah, ließ John Houston seine dunkeln Augen auf dem Antlitze seines Weibes ruhen. Der Ausdruck seiner Züge war der einer ängstlich gespannten, plötzlich angeregten Neugierde. Sie hatte im Schlafe gesprochen. Sie hatte ein Wort, einen Namen genannt, der mehr als jeder andere seine heftigsten Leidenschaften wecken mußte, die schrecklichsten, wenn er ihn von ihren Lippen vernahm, — den Namen Arthur Holts, und sie flüsterte noch immer. Der argwöhnische Gatte hielt das Ohr dicht an ihre Lippen, damit ihm keiner der leise gemurmelten Laute entgehe, und was er hörte, eröffnete ihm eine Aussicht, an deren Enden er die fürchterlichsten Gestalten des Hasses und der Eifersucht sah. Sie sprach in Erinnerung an die Aufgabe, die ihr obgelegen hatte, von dem kleinen Korbe, von dem Brode, der Flasche Milch, den Schnitten Fleisch, welche sie gewöhnlich empfing und weiter trug. Dann folgte das Wort „Riesensarg" und die schnell auffassende Phantasie des Verfolgten verstand, gereizt durch Hasi und andere Leidenschaften, sofort die ganze Geschichte ihrer Abhängigkeit von Holt und ihrer Zusammenkünfte mit denselben in dem Riesensarge.

Ein wildes Lächeln zuckte durch seine Züge, das Lächeln eines Teufels, der endlich nach langem vergeblichen Bemühen seine Beute ergreift. Leda schlief weiter, schlief ruhig, denn die Natur hatte endlich ihre Rechte geltend gemacht und es nahete die Stunde, in welcher sie früh ihren gewöhnlichen Gang anzutreten hatte. Houston faßte blitzschnell einen Entschluß. Er erhob sich leise und vorsichtig von den Binsen, zog die Pistolen aus dem Gürtel, untersuchte die Steine

daran, sah nach dem Dolche in seinem Busen und schlich sich aus der Höhle hinaus. Jubelnd im Voraus in der dämonischen Hoffnung, endlich sich in den Besitz eines lange geahnten Geheimnisses zu setzen und eine lange hinausgeschobene Rache zu verwirklichen, vertraut mit jedem Tritte und Schritte auf seinem Wege, eilte er gerade auf dem Ufer des Reedy River zu. Die Nacht war unterdeß gewitterhaft geworden. Schon begannen schwere Regentropfen zu fallen, aber sie verzögerten den Weg des abgehärteten Flüchtlings nicht. Er erreichte sonach bald den Fluß, schlich vorsichtig von Felsen zu Felsen und nahte sich dem Riesensarge wie Einer, der ein Opfer und einen Feind zu finden erwartet. Die eine Hand hielt ein Pistol fest, die andere einen Dolch. So gelangte er von oben an Ort und Stelle und blickte hinein in die dunkle Höhle. Sie war leer.

„Ich kam zu früh," murmelte er zwischen den Zähnen; „aber ich — kann warten." Und wo konnte er besser auf das Opfer warten, wo war er sicherer vor Entdeckung, als in der Höhle, die vor ihm lag?

Hier war er vor dem Wetter zur Hälfte geborgen und sicher vor jedem Besuche, außer vor dem allein, auf dessen Ankunft er wartete. Die heftigen Windstöße, die, mit Regen beladen, über den Fluß herüber kamen, bestimmten ihn vollends. So kroch er in die Oeffnung des „Sarges" hinein, kauerte sich in sitzender Stellung am vordern oder gebogenen Ende der Höhle zusammen und wartete so mit Ungeduld und nicht abnehmender Leidenschaft auf seinen Feind.

Er war indeß weder ungesehen noch unbegleitet dahin gelangt. Wir haben bereits angedeutet, daß Acker, der Fallsüchtige, in seinen Entdeckungen glücklich gewesen. Mit der ungewöhnlichen Schlauheit und dem bewundernswürdigen Scharfsinne, die manche Halbblödsinnige besitzen, hatte er ungesehen und ungeahnet die Gänge Leda Houstons zu dem Verstecke ihres Mannes ausgekundschaftet. Er hatte ermittelt, wann sie kam und wann sie ging, ruhete deßhalb in der übrigen Zeit und war stets bereit seine Beobachtungen zu erneuern, wenn die Frau ihre Wanderung antrat. Eben hatte er in der fraglichen Nacht seinen Wachtposten wieder eingenommen, als er mit Verwunderung Houston selbst und nicht dessen Frau aus der Höhle herauskommen sah. Er folgte ihm vorsichtig und sein Nachschleichen wurde durch den Wind begünstiget, der ihm entgegen kam und das etwaige leise Geräusch seiner Tritte dem Ohre des Belauschten nicht zutragen konnte. Nicht so leicht wurde ihm das Folgen, als der Letzte aus dem Walde heraustrat und an dem Flußufer stand. Es mußte weit mehr Vorsicht aufgeboten werden, und so kroch denn Acker mehr als er ging von Busch zu Busch, von Felsblock zu Felsblock, bis er endlich auch an das Ufer des Flusses gelangte, und zwar in ganz geringer Entfernung von dem Andern. Eine Zeitlang freilich verlor er denselben hier aus den Augen, und erst, als er ein Geräusch vernahm, das von dem Steindeckel des Riesensarges herzurühren schien, welcher nicht ganz fest lag und bei einer kräftigen Berührung herüber und hinüber schwankte,, konnte der Fallsüchtige genau die Stelle errathen, an welcher sich sein Gegner befand. Auch erkannte er bald darauf die Gestalt des Verfolgten wieder, ehe derselbe in die Höhle hineinging. Mit großer Vorsicht näherte er sich dem Eingange nun auch, und es wurde ihm dieß durch das Brausen des Wassers, welches an die Felsenufer schlug, sowie durch den Sturm und Regen erleichtert, welcher letztere jetzt in Strömen herabgoß. Während er mit leisem Katzentritt von Felsstück zu Felsstück trotz Nässe und Kälte dahin kroch, brachte ihn der eigene Wunsch vor dem Wetter geborgen zu seyn auf die Vermuthung, daß Houston in die Höhlung hineingegangen sey. Gleichzeitig entstand in ihm auch der Gedanke, den Sarg des Riesen zu dem Sarge seines Todfeindes zu machen.

Dieser Gedanke, der bald zu einem brennenden Verlangen in seiner Brust wurde, führte ihn an das vordere Ende des „Sarges," wo er sich niederlegte, um sein Ohr an eine der Spalten zu halten und zu horchen. Er hörte deutlich das Athmen eines Menschen darin. Er kroch darauf zurück und legte seine Hand leicht und mit der äußersten Vorsicht an das obere und schwerere Ende des Deckelsteines; diese leichte Berührung schon brachte denselben in vibrirende Bewegung. Houston vernahm diese Bewegung und streckte die Hand nach dem Steine aus, um ihn in der Lage zu halten, weil er wohl glaubte, er gleite von selbst herunter. Sobald Acker die Hand des Feindes aus der Höhle herausragen sah, stemmte er sich an der entgegengesetzten Seite mit aller Kraft an die Steinplatte, gab ihr plötzlich einen gewaltigen Ruck, sie rutschte weiter und klemmte die Hand Houstons ein. Der Unglückliche konnte einen leichten Aufschrei nicht unterdrücken. Die Finger waren zerquetscht und die Hand wurde festgehalten wie in einem Schraubstocke. Der Stein glitt unterdeß weiter und hätte Houston Kraft gehabt, den Schmerz zu ertragen, würde er sich bald befreit gesehen haben. Aber die Qualen waren so entsetzlich, daß ihn nach einiger Zeit das Bewußtseyn völlig verließ. So konnte Acker seine Arbeit ungestört vollbringen, worauf er auf die festliegende Platte einen Haufen großer Steine aufschichtete, daß sie der stärkste Mann von unten nicht würde haben aufheben können.

Als er damit zu Ende gekommen war, eilte Acker

fort zu dem Hause Holts, der sich eben anschickte, seinen gewöhnlichen Weg mit dem Körbchen mit Lebensmitteln anzutreten. Wenige Worte des Fallsüchtigen reichten hin ihn zu unterrichten, daß dieselben nicht mehr vonnöthen wären, daß Houston fort, geflohen, entkommen sey. So erzählte Acker. Er hatte seinen Plan dabei. Die boshafte Schlauheit, die ihm die fürchterliche Rache eingegeben, flüsterte ihm auch zu, vorsichtig zu seyn, damit sie nicht gestört werde. Wenn er die Wahrheit gesagt hätte, würde der Riesensarg geöffnet, würde alles, was er acthan, ungeschehen gemacht und der gehaßte Tyrann, den er seit zwanzig Jahren zu züchtigen gesucht, wieder freigelassen worden seyn. Acker kannte den Charakter des jungen Famers recht wohl und zweifelte deßhalb nicht, daß derselbe sofort den gemeinsamen Feind befreie, wenn er die Sache erfahre, wie sie war. Er unterdrückte also jede Aeußerung, jeden Schein von Freude und erzählte irgend eine wahrscheinliche Geschichte zur Erklärung der Flucht Houstons; die Folge davon war, daß Arthur Holt, statt nach dem Riesensarge hinzugehen, seinen Weg nach der Jägerhöhle nehmen wollte. Aber der Tag war im Sturme der Elemente angebrochen. Es wüthete ein furchtbares Gewitter. Die Fenster des Himmels waren geöffnet, der Regen stürzte in Strömen herab und der Sturm schien von allen vier Weltgegenden her gleichzeitig und mit gleichem Ungestüme zu toben. Arthur Holt zog seinen kleinen Wagen heraus, spannte an und nahm Acker mit, damit derselbe ihn führe.

„Der Fluß steigt mächtig, Peter," bemerkte Holt, als er nach dem schäumenden Strome hinblickte.

„Ja," antwortete der Andere mit einer Art Schluchzen, durch das er die Gefühle unterdrückte, welche er nicht laut werden zu lassen wagte; „ja, ehe viele Stunden vergehen, wird er den Riesensarg angefüllt haben."

„Wenn das Wasser in solchem Maße fortsteigt, ist das in einer Stunde schon geschehen."

„In einer Stunde schon?"

„Gewiß."

Ein zweites Aufschluchzen des Fallsüchtigten beendete das Gespräch.

(Beschluß folgt).

Notizen.

— Wie das „Giornale" aus Rom meldet, sind die dortigen Kunstschätze kürzlich durch eines der interessantesten Werke antiker Bildnerei bereichert worden. Bei Gelegenheit der jüngsthin wieder aufgenommenen Nachgrabungen in Trastevere, am „Vicolo delle Palme" hat man nämlich eine Statue des berühmten griechischen Bildhauers Lisipp aufgefunden, welche von seinen Landsleuten „Apoxiomenos (lateinisch Distringens se")) geheißen wurde, und die einen Athleten nach dem Bade vorstellt, welcher sich mittelst gewaltsamen Pressens den Schweiß aus dem Körper treibt. Nach der Erzählung des Plinius hatte Markus Agrippa dieses Meisterwerk der Nation einst zum Geschenke gemacht, und dessen Aufstellung an der Fronte der öffentlichen Thermen veranlaßt; doch Kaiser Tiberius faßte eine so leidenschaftliche Vorliebe für jene wundervolle Bildnerei, daß er sie als Zierde seines Schlafgemaches wegnehmen, und durch eine andere Statue ersetzen ließ. Indessen mußte der Rand bald wieder zurückerstattet werden; denn es verlauteten so drohende Stimmen im Volke, daß der Kaiser, als im Theater ungestüm die Wiederaufstellung des „Distringens se" verlangt wurde, sich genöthigt sah, das Kunstwerk auf dem alten Platze restituiren zu lassen. Die Kunstgeschichte des Alterthums rühmt von Lisipp's Arbeiten, daß er insbesondere die Haare natürlicher geordnet, die unförmlichen Köpfe verkleinert und den Leibern mehr Schmiegsamkeit gegeben habe; auch soll er von allen antiken Meistern die größte Anzahl von Werken geliefert haben. — Die ausgegrabene Statue ist nunmehr bereits im vaticanischen Museum aufgestellt, wo man sie neben dem Apollo, dem Merkur, dem Laokoon und dem Torso des Herkules bewundern kann. Wer sie bisher gesehen, kann nicht Worte genug finden, ihre außerordentlichen Vorzüge zu rühmen, und die Freude über diese neue Erwerbung im Kunstfache ist um so größer, als sich die Stimmen vieler Kenner in der Ansicht einigen, das aufgefundene Marmorbild sey keineswegs eine Kopie, sondern vielmehr das Originalwerk Lisipp's selbst.

— Aus München wird berichtet: Der Dichter des Trauerspiels „Eine deutsche Stadt," Dr. Schmidt, Assessor beim hies. k. Kreis- und Stadtgericht, hat von Sr. Majestät König Ludwig folgendes eigenhändige Schreiben erhalten: „Ein in Straßburg Geborner spricht, tief ergriffen, seine innige Anerkennung aus, dem Verfasser des Trauerspiels: Straßburg. So eben habe ich es zu lesen geendigt, und Thränen drangen mir aus den Augen. Ernste Wahrheit in herrlicher Dichtung zeigen Sie uns. Ja, Straßburgs Verlust ist ein Trauerspiel, welches nicht verklungen. Dieses dramatische Werk ist des Verfassers des Camoens würdig. Ich kann nur wünschen: Fahren Sie so fort. München, 18. Nov. 1849. Der Ihnen wohlgewogene Ludwig."

— Der bekannte französische Luftsegler Arban war im Oktober in Barcelona aufgestiegen, und man hatte nichts weiter von ihm gesehen oder gehört. Jetzt hat man auf der Küste von Rosas seinen Leichnam gefunden, und der französische Consul hat ihn begraben lassen.

— In Italien hat man einen Betrug eigener Art entdeckt. Ein Landmann unsern Vicenza ließ seine Knaben als Mädchen taufen, um sie auf diese Art der Rekrutirung zu entziehen.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№. 97. Klagenfurt, Dinstag den 4. Dezember 1849.

Der Riesensarg.

Amerikanische Novelle.

(Beschluß.)

6.

Als Leda aus ihrem tiefen Schlafe erwachte, sah sie sich mit dem Kinde allein. Die Abwesenheit ihres Mannes erschreckte und beunruhigte sie, aber das Kind war ihr geblieben — der einzige Gegenstand, um deßwillen sie so viel hatte dulden und tragen können — und sie war zufrieden. Nachdem sie sich überzeugt, daß Houston die Höhle wirklich verlassen hatte, würde sie sich sicherlich sofort auf den Weg gemacht haben, aber das Gewitter tobte draußen und da sie sich überzeugt hielt, ihr Mann habe das Unwetter benutzt, um seinen ihn bewachenden Feinden zu entkommen, sammelte sie die Ueberreste der Speisen vom letzten Abend, als sie Arthur Holts Stimme hörte. Der Fallsüchtige hatte seine Geschichte bald so erzählt, wie er sie Holt schon erzählt, und da sich in derselben nichts Unwahrscheinliches fand, schenkten ihr beide unbedingten Glauben. Der Farmer hüllte Mutter und Kind so gut als möglich ein und trug sie durch das Dickicht, bis an die Stelle, wo er den Wagen hatte stehen lassen müssen. Zunächst wurde dann Houstons Pferd, „der dicke Braune," hervorgeholt, da aber der Fallsüchtige durchaus nicht zu vermögen war, dasselbe zu reiten oder zu führen, so mußte es wieder in das Versteck gebracht werden bis zu besserer Gelegenheit. Eben so entschieden weigerte sich der Fallsüchtige mit in den Wagen zu steigen, was den jungen Farmer auffiel.

„Ich mache mir nichts aus dem Regen," sagte Acker; „er kann mir nichts schaden."

„Er wird sich den Tod holen," warf Leda ein.

„Ach nein," entgegnete Arthur, während Acker bereits durch das Gebüsch schlüpfte; „das Wasser thut ihm ja selbst in seinen Anfällen gut."

Freilich ahneten sie wenig, wohin er ging. Ein entsetzliches Gefühl trieb ihn zurück an den Reedy River, um mitleidslos an dem natürlichen Grabe zu wachen, in welchem er sein Opfer lebendig begraben hatte. Was geschah indeß mit Houston? Als er wieder zum Bewußtseyn gelangte, war das Gewölb über ihm geschlossen; die glatte Steinplatte war, nachdem sie einmal in Bewegung gekommen, an den Ecken der Seiten herabgeglitten und lag nun über ihm, um wie die Hoffnung, so das Licht fast gänzlich abzuschließen. Nur ein matter Schein fiel in das Innere der Höhle durch eine Ritze an der Seite hinein, der gegenüber, an welcher der Stein noch immer auf seinen zerquetschen Fingern lag. Er hörte das Pfeifen des Windes, er hörte das dumpfe Rauschen des Wassers, wie das Aufschlagen der schweren Regentropfen und er erkannte mit Schauern seine wirkliche Lage. Einen Augenblick sank er wie niedergeschmettert und gelähmt zurück, aber Schmerz an der verletzten Hand bis an den Ellenbogen hinauf erinnerte ihn an die Nothwendigkeit, alle Kräfte anzustrengen. Houston war ein Mann von starkem Willen. Obgleich im ersten Augenblicke niedergebeugt und entmuthigt, raffte er sich doch bald entschlossen wieder auf. Etwas, das sah er ein, mußte er thun, um sich vorerst frei zu machen.

Aber die erste Bewegung sollte ihn die Gefahr, in welcher er schwebte, noch deutlicher erkennen lassen. Nachdem er sich erhoben hatte, um die Seiten des Gewölbes zu fassen, welches an der Stelle, wo er die Hand angelegt hatte, volle fünf Fuß hoch war, schwebte er gleichsam in der Luft, da seine Hand festgehalten wurde. Mit der rechten Hand konnte er den Fußboden kaum berühren. Die Linke vermochte er gar nicht zu gebrauchen. In dieser Stellung war es ihm nicht einmal möglich, seine Kräfte gänzlich in Anwendung zu bringen, und so sank er, nach einer wirkungslosen Anstrengung, in momentane Bestürzung zurück. Das Grauen dieses Augenblicks und die Verzweiflung, die es hervorrief, regte indeß die Kraft von Neuem an. Er faßte einen gräßlichen Entschluß. Damit er die rechte Hand gebrauchen könne, mußte er vor Allem die Linke frei machen. Bereits hatte er sich bemühet, dieß zu thun, indem er sich vergebens angestrengt, den schweren Deckel seines „Sarges" abzuheben. Er lag

fast unerschütterlich fest, die Hand war für ihn bereits fast verloren und so nahm er sich vor, daß sie wenigstens die andere ihm nicht auch nutzlos machen solle. Mit einer Festigkeit, die wohl Bewunderung verdiente, zog er sein großes Messer aus dem Busen und schnitt kaltblütig die verstümmelten Finger in den Gelenken durch. Allerdings fiel er, sobald er frei war, schwer auf den Boden, aber diesmal nicht ohnmächtig, obgleich das Zerschneiden der bereits durch den Druck fühllos gewordenen Hand wieder Schmerz erregte. Er wickelte sein Taschentuch fest um den Handstumpf und schickte sich mit verzweifeltem Muthe zu der ihm obliegenden Arbeit an. Aber der erste Versuch gleich überzeugte ihn von der völligen Hoffnungslosigkeit des Unternehmens. Vergebens bot er die ganze Kraft seines muskulösen Armes und die Stärke seiner breiten Schultern auf; da er sich in dem engen Raume zusammenkauern mußte, konnte er die Kraft, welche er besaß, nicht mit Vortheil anwenden. An dem vordern Theile des „Riesensarges," wo er arbeiten konnte, war die Steinwand um ein Bedeutendes stärker als an dem hintern Theile, wo der Raum so beschränkt wurde, daß er dorthin seine Anstrengung nicht richten konnte.

Je mehr seine Kraft abnahm, um so verzweifelter strengte er sich an; der kalte Schweiß rann ihm von der Stirne und endlich sank er gar erschöpft nieder. Von Zeit zu Zeit, nachdem er sich etwas erholt hatte, begann er seine Mühe mit frischer Hoffnung von Neuem; aber das Resultat blieb jedesmal dasselbe, so daß er endlich der Verzweiflung nachgab, sich niederwarf und den Tod herbeirief als Befreier.

Während er so da lag, das Gesicht auf den kalten Steinboden gepreßt, sprang er plötzlich auf und neues Entsetzen bemächtigte sich seiner Seele. Er erkannte eine andere, eine fürchterlichere Gefahr. Waren die Wogen des Flusses über ihre gewöhnliche Grenze geschwollen, daß sie an die Wände seines Kerkers schlugen? War es Wasser, was matt zu seinen Füssen schimmerte und durch die Ritzen seines Kerkers eindrang? Kalter Schauer schüttelte seinen Körper. Er konnte an der neuen Gefahr nicht zweifeln und während er einen Augenblick vorher den Tod herbeigewünscht hatte, daß er ihn von seinem Entsetzen befreie, jammerte er jetzt laut, als er ihn langsam herbeikommen sah. Er mußte nun seine ganze Kraft aufbieten, er mußte seine äußerste Anstrengung machen. Er richtete sich fast gerade empor und stemmte beide Arme — den verstümmelten eben so wie den gesunden — an den Deckel seines Grabes.

„Lebendig begraben!" rief er laut aus. „Lebendig begraben!" Und bei jedem Rufe dehnten sich seine sehnigen Arme, erhob er seine breiten Schultern mit Macht, denn noch immer glaubte er, daß es ihm gelingen müsse, sich zu befreien. Er fühlte auch, daß die Masse oben nachgab . . Noch einmal! Noch einmal! Sein Muth stieg. Der Deckel bewegte sich — er konnte sich unmöglich täuschen — wenn auch nur unbedeutend. Noch ein Versuch — dieselbe Bewegung! Aber die Kräfte schwanden ihm mehr und mehr und endlich sank er von Neuem erschöpft nieder. Athemlos, keuchend lag er da in seiner Zelle. Er lauschte. Waren das nicht Fußtritte? Was bewegt sich? Die Steine rollen oben auf dem Dache seiner engen Behausung. Jedenfalls bewegt sie eine Menschenhand.

„Hurrah!" rief er von innen hinaus. „Hurrah! Wirf die Steine fort, zerschlage sie! Es ist keine Zeit mehr zu verlieren."

Einen Augenblick bildete er sich wirklich ein, man arbeite draußen, um ihn zu befreien; aber was sollte das Rollen der Steine bedeuten? Neue Besorgniß ergriff ihn inmitten der Hoffnung. Er stand auf; nochmals streckte er die Arme aus und stemmte die Schultern an; aber diesmal völlig vergebens. Er konnte an der schrecklichen Wahrheit nicht mehr zweifeln, es waren noch mehr Steine über ihm aufgehäuft worden. Sein Feind war unermüdlich und unerbittlich. Und er rief ihm zu:

„Wer ist da? Welcher Feind? Wer? Rede! Wer ist da oben?"

Ist es möglich? Ein Lachen antwortete ihm, ein teuflisches höllisches Lachen, — die fürchterlichste Antwort. Ist es möglich, daß ein Mensch in einem solchen Augenblicke lacht? Er versuchte sich derer zu erinnern, denen er die meiste Ursache zu Haß gegeben und nannte „Arthur Holt;" aber von Neuem antwortete ihm Lachen und nun erkannte er seinen Feind.

„Gott im Himmel!" rief er in fürchterlicher Seelenangst aus: „soll mir der elendeste meiner Feinde den Tod geben?"

Wiederum stürzte er sich an die schwere Steinmasse über ihm und diesmal mit dem Kopfe allein; betäubt sank er nieder; das Wasser indeß erweckte ihn zur Besinnung. Zoll um Zoll stieg es. Er kannte den Zuß genau; wenn er sich nicht freimachen konnte, mußte das Wasser in weniger als einer Stunde die ganze Höhle ausgefüllt haben. So demüthigte er sich denn, den Gebrechlichen zu bitten, der ihn in diese Lage gebracht; er bat um Verzeihung und versprach Belohnung; er bat, er drohete, er fluchte. Stets erhielt er eine und dieselbe Antwort — Lachen. Der Fallsüchtige saß auf dem Deckel des Sarges und klopfte mit den Füßen vergnügt an die Seiten des Gefängnisses seines gehaßten Gegners. Unterdeß stieg das Wasser und stieg; er fühlte es; es ging ihm bereits bis über die Knie.

Houston griff nach seinen Pistolen, die er bei Seite gelegt hatte und setzte die Mündung beider an seine Stirn. Es war zu spät. Sie hatten bereits im Wasser gelegen und der Schuß ging nicht mehr los. Sein Messer hatte er fallen lassen und er konnte es nicht wieder finden. Es blieb ihm keine Zuflucht als die — des Gebetes. Aber beten ist nicht leicht für den, welcher niemals an die Kraft des Gebetes geglaubt hat. Dennoch versuchte er zu beten. Der Fallsüchtige draußen konnte es hören.

Mit einem Male aber schwieg die Stimme und es folgte ein heiseres Gemurmel, der Kampf eines starken Mannes im Wasser, das jetzt selbst durch die Spalten zwischen der Decke und den Seiten des Kerkers eindrang. Als die krampfhaften Bewegungen innen endlich aufhörten, sprang der Gebrechliche erschrocken auf und lief wie gejagt nach den benachbarten Hügeln zu. —

So endet die Geschichte von dem „Riesensarge“; die Sage weiß nichts von den fernern Geschicken der Leda Houston. Gewiß ist aber, daß Arthur Holt heirathete und als Vater mehrerer Kinder starb, deren Nachkommen noch in derselben Gegend leben. Von dem „Riesensarge“ selbst ist nur noch ein Stück zu sehen, da eben jene Ueberschwemmung ihn sprengte und den Leichnam Houstons an das andere Ufer des Flusses hinüberspülte.

Erst viele Jahre nachher gestand Acker, welchen Antheil er an dem Tode des Mannes gehabt.

L. A. M. Z.

Frankreich, England und der Weltfriede.

Wn. Es gab eine Zeit, wo alle revolutionären Partheien des Continents sehnsüchtig auf Frankreich, Hilfe von ihm erwartend, zu blicken gewohnt waren. Die Zeit hat diese Erwartungen nicht gerechtfertiget. Frankreich ist ungeachtet der stürmischen Bewegungen, welche in seinem Schooße ausgebrochen sind, innerhalb seiner Grenzen verblieben, und keine Regierung dieses Landes, selbst nicht die gefährlichste von allen, die provisorische nach der Februarrevolution, unternahm es, die Tollheiten der Propaganda zu unterstützen. Diese Mäßigung in der Leidenschaft, dieses Zögern im Sturme, deutet auf einen tieferen Grund, auf ein ursprüngliches praktisches Genie der französischen Nation, welches momentan umstort, aber niemals ganz verdunkelt werden kann.

Auch jetzt, wo Frankreich sich mehr als je auf einem gefährlichen Wendepunkte sich befindet, möchten wir die Wette wagen, daß es sich ernstlich hüthen wird, den Weltfrieden zu stören.

Es heißt, Herr von Fallour habe in einem Artikel der revue de deus mondes als einzig denkbare Alternative zur Rettung Frankreichs den „äußeren Krieg oder die Erhöhung seiner gewerblichen Thätigkeit“ hingestellt.

Wir glauben, daß die Wahl Niemanden in jenem Lande zweifelhaft fallen könne. Das Glück des Spieles, welchem der Krieg gleicht, vermag unter keiner Bedingung genügenden Ersatz für das stille aber reelle Glück gewinnbringender Thätigkeit zu biethen.

Wenn wir endlich bedenken, daß nicht bloß Frankreichs Finanzen sich in tiefer Zerrüttung befinden, sondern daß es von einer Menge unerträglicher Partheien ärger als je unterwühlt ist, so erscheint uns die Befürchtung eines von dort herkommenden Krieges grundloser als je.

Zu der Menge von Partheien, welche vor dem Februar v. J. thätig waren, sind nunmehr zwei neue hinzu getreten, die Bonapartisten und die Sozialisten; damals waren nur die Keime derselben vorhanden.

Wer aber möchte bezweifeln, daß in demselben Augenblicke, wo Frankreich sein kriegerisches Banner entrollt, und seine Heere außerhalb der Landesgrenze stehen, jene unruhige und gefährliche Minorität sich die Gelegenheit zu Nutzen machen, und was ihr zweimal im Juni des vorigen und heurigen Jahres mißlungen, unter dem Eindrucke ungeheurer Bewegung durchzuführen versuchen werde.

Blicken wir auf England, so zeigt sich uns ein ziemlich entgegengesetztes Schauspiel; es ist das Land der politischen Stetigkeit, der festgewurzelten Institutionen. Revolutionäre Stürme sind dort zur Zeit ein unbekanntes Element. Das Volk selbst ist im Großen egoistisch, doch eben darum friedliebend; es hat die Vortheile des Erwerbes zu sehr würdigen gelernt, um sich in den Strudel zweckloser kriegerischer Thätigkeit zu stürzen. Wenn England in der That einmal den Krieg erklärt, so ist's durch die Macht der Verhältnisse dazu gezwungen.

Anders aber verhält es sich mit seiner Diplomatie, welche, derzeit durch Lord Palmerston repräsentirt, zwar den Krieg für sich um jeden Preis vermeiden, aber nebenbei doch gar zu gerne den Continent in endlosen Wirren gefangen sehen möchte. Zu diesem Behufe bedient es sich des Mittels des Intrigue, und die Welt ist längst darüber einig, welche Rolle die Agenten Lord Palmerstons in Italien spielten. Freilich ist das Spiel gänzlich mißlungen, das Recht hat allenthalben gesiegt, und der edle Lord sieht das Gewebe, welches er über den Welttheil auszuspinnen bemüht war, zerrissen.

Möge er zur Erkenntniß gelangen, daß die Weltgeschichte nicht mit Intriguen gemacht wird!

In der 12. Nummer der „österreichischen Reichszeitung“ werden treffliche Worte über „Lord Palmerston und das europäische Gleichgewicht“ gesprochen. Nachdem der Verfasser Schritt für Schritt, Punkt für Punkt nachgewiesen, daß Oesterreich bereits im Jahre 1847 vom brittischen Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten als Opferlamm ausersehen worden, um für die französische Sünde der spanischen Heirathen zu büßen, läßt er bezüglich Ungarns eine Stelle folgen, die wir ihrer Wahrheit und Bedeutung wegen unseren Lesern nicht vorenthalten zu dürfen glauben: „Die

Papiere, welche in der letzten Session auf den Tisch des Hauses niedergelegt wurden — die Verhandlungen in beiden Häusern des brittischen Parlaments — der Sturm, der sich erhob, als Lord Palmerston der Königin seine italienische Politik in den Mund legte — der entschiedene Ausspruch der öffentlichen Meinung gegen des englischen Staatssekretärs Gesammtpolitik überheben uns der Mühe noch einmal nachzuweisen, woran es lag, daß der italienische Krieg länger als ein Jahr dauerte, daß Oesterreich seine siegreichen Truppen nach Ungarn nicht ziehen konnte, und daß es genöthigt war, russische Hilfe zu verlangen. Mit Lord Palmerstons Sympathien war es Kossuth möglich, seiner Parthei bis zum letzten Momente Hoffnung einzuflößen.

„Als die Bewegung im März des v. J. losbrach, und ihr in raschen Schlägen das unabhängige ungarische Ministerium, der Abfall Venedigs und der Einbruch Karl Alberts folgten, schrieb Lord Ponsonby an Palmerston: Er sehe hinter diesen Begebenheiten die Allianz Oesterreichs mit Rußland. Der weitsichtige Diplomat griff nicht die Thatsachen der Bewegung, der Losreißung, des Abfalles und des Krieges als allein stehende Momente auf; er brachte sie in Verbindung mit Englands Stellung gegen Oesterreich, und was er dem Staatssekretär mit jenen kurzen Worten sagte, war nichts anderes als: Du und Deine Politik treiben Oesterreich in die Arme Rußlands!"

„Ist das europäische Gleichgewicht durch die Intervention Rußlands in Ungarn wirklich gestört, so ist es Lord Palmerston, der es gestört hat."

Notizen.

— Im „Freihafen von Triest" wird folgende Episode aus der Affaire von Heges erzählt. Die unglückliche Affaire, welche mit einem beabsichtigten Ueberfalle auf die Insurgenten begann und mit einem 26stündigen gefährlichen Rückzuge der Südarmee bis in das Bivouak von Tittel endigte, wurde von etwa 7000 Mann unter des Banus persönlicher Leitung unternommen. Außer der Cavallerie bestand das Corps meistens aus serbischen Nationaltruppen, vierten und fünften Grenzbataillons, Seressauern, nur die Artillerie und die Linienbataillons Wilhelm und Piret gehörten zu den regulären Truppen, welche Manövrirfähigkeit im offenen Felde und in gefährlichen Situationen besaßen. Darin ist der unglückliche Ausgang des Treffens zu suchen. — Dieß nebenbei.

In Verbaß lag ein Oberlieutenant von Wilhelm Infanterie schwer am Typhus darnieder, bewußtlos und hilflos; eine elende Bauernhütte war sein Obdach, sein Privatdiener seine einzige Bedeckung. Der eilige Rückzug auf Kis-Nör ließ der Truppe nicht Zeit, den fast intransportablen Offizier zu retten; als auch Kis-Nör, ohne da abgekocht zu haben, verlassen werden mußte, war an die Möglichkeit der Rettung des schwer Darniederliegenden vollends nicht mehr zu denken. Der Feldpater des Bataillons, Joseph Franz ist der Name dieses Mackern, hatte alle diese Märsche und eiligen Rückzüge, wo er zu Fuße, hungernd und fast verschmachtend durch mehr als dreißig Stunden der Truppe zur Seite blieb, und nicht zu bewegen war, von ihr zu weichen, mitgemacht; seine schweren Pflichten, dem Sterbenden den letzten Trost, den Leidenden Stärke zu geben, erfüllte er unter den Kugeln der feindlichen Batterien, wie unter den Schrecken des Lazareths! Dieser erinnerte sich zuerst des zurückgelassenen Oberlieutenants; ohne Jemand mit seinem Vorhaben vertraut zu machen, miethete er einen Wagen und fuhr ganz allein nach dem von Honveds und Husaren besetzten Verbaß zurück, erreichte die Hütte, wo der Kranke bewußtlos lag, und wußte ihn auf seinen Wagen transportiren zu lassen. Jetzt entdeckten die wuthschnaubenden Insurgenten das Fuhrwerk, ein kaiserlicher Offizier und Feldpater darauf, das war ein Fang! — Das Leben Beider hing an einem Haare — der würdige Geistliche zitterte nicht. Mit Ruhe und Ergebung in sein Schicksal stellte er den herbeigeeilten Insurgentenoffizieren vor, wie er als Mann der Kirche, der Liebe und des Friedens einen Sterbenden abhole, um ihn in der Mitte seiner Freunde und Kameraden die letzten Augenblicke sanfter entschwinden zu lassen, wie er dieß für seine Pflicht gehalten habe, selbst in der Voraussicht, dieses Werk christlicher Liebe mit Tod, Schmach oder Gefangenschaft zu büßen. Die Worte des Priesters obsiegten dem rohen Gelüste, er zog frei von dannen, und Gott segnete sein Thun: Oberlieutenant Werba genaß und ist jetzt Hauptmann im Bataillon.

— Der venezianische Maler Felice Schiavoni aus Chioggia hat das vom Kaiser von Rußland bestellte Altarblatt „die Himmelfahrt Mariens," nach Titian, dessen herrliches Original sich in dem Locale der Akademie hell' arti in Venedig befindet, beinahe vollendet. Er arbeitete über zehn Monate daran, und soll 1000 Luisd'or dafür erhalten.

— Sir James Roß hat auf seiner Nordpolexpedition gegen vierzig weiße Füchse eingefangen und wieder freigelassen, nachdem er ihnen kupferne Halsbänder gegeben hatte, auf denen die Namen der Schiffe nebst Angabe der Ueberwinterungsplätze, der Lebensmittel, Depots u. s. w. angebracht sind. — Da diese Füchse aus Nahrungssorgen ungehener weite Strecken Landes durchstreifen, so dürfte es nicht unmöglich seyn, durch diese sinnreiche Mittel der verschollenen Expedition unter dem Capitän Franklin die nöthigen Weisungen zu ihrer Unterstützung und Rettung zukommen zu lassen.

— Als einen Beweis, wie sehr der Helden-Marschall Radetzky wahres Verdienst auch im Civilstande zu schätzen und zu würdigen versteht, führt der „Bote für Tirol" an, daß er unlängst bei dem neugeborenen Söhnchen des Ministerialrathes Negrelli in Verona zu Gevatter stand, und bei dieser Gelegenheit die Gattin des Hrn. v. Negrelli mit einem kostbaren Armbande beschenkte.

Verantwortlicher Redakteur: E. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 98. Klagenfurt, Sonnabend den 8. Dezember 1849.

Anna.

Erzählung.

I.

Der Registrator Daniel Allmer in Hamburg war ein höchst achtungswerther Beamte. In dem Geschäftsverbande, dem seine Stelle eingereiht war, genoß er das unbeschränkte Vertrauen seiner Vorgesetzten, Collegen und Untergebenen in einem seltenen Grade; unbestechliche Rechtlichkeit und bewährte Zuverlässigkeit, unverdrossener Fleiß und gewissenhafte Pünktlichkeit, aufopfernde Dienstfertigkeit und schlichte Einfachheit im Umgange mit Hohen und Geringen machten ihn desselben vollkommen würdig. Das Amt, das er so musterhaft verwaltete, hatte bereits sein Vater innegehabt und das Lob und die Ehre, die sich an dessen Namen knüpften, zu erhalten und zu vermehren, war Allmer's unausgesetzt-eifriges Bestreben. Nichts würde ihm erwünschter gewesen seyn, als die Aussicht, in seine Stelle einst wieder einen Sohn von seinem Geiste und Sinne einrücken zu sehen; auch durfte er es hoffen. Denn seine Gattin, Concordia, mit welcher er im herzlichsten Einverständnisse lebte, hatte ihm vier Kinder, drei Söhne und eine Tochter geschenkt. Aber erstere waren ihm — der eine schon in zarter Kindheit, die beiden andern in vorgerücktem Alter — wieder gestorben und die dadurch herbeigeführte Vereitlung seiner liebsten Aussicht hatte seinem ganzen Wesen einen schweigsamen Ernst aufgedrückt, der nicht wieder von ihm wich, ohne seine Liebe zu beeinträchtigen, deren ganze Fülle er seiner Tochter, Anna, zuwendete, über deren herrliche Entfaltung er sich herzlich freute und an deren Bildung er sich nach allen seinen Kräften angelegentlich betheiligte. Je mehr sie seinen Erwartungen entsprach, desto öfter ertappte er sich auf dem Wunsche, durch sie theilweise die Lieblingshoffnung seines Lebens doch noch in Erfüllung gehen zu sehen. Immer nämlich sah er junge Männer an sich gewiesen, die unter seiner Anleitung theils in seiner Expedition theils in seiner Wohnung zu künftigen Geschäftsleuten sich auszubilden wünschten und alle von ihm wegen ihrer „Application," wie er sich auszudrücken pflegte, und wegen ihres Betragens Empfohlene durften sich auf ein sicheres Fortkommen Rechnung machen. Ganz im Stillen spähete er unter diesen Jünglingen nach dem etwaigen künftigen Tochtermanne, der vielleicht dereinst in dem ihm ganz an's Herz gewachsenen Lebensberufe sein Nachfolger werden könnte. Den Beamtenstand überhaupt, insbesondere aber gerade in der Sphäre, der sein Amt angehörte, hielt er für den ehrenvollsten und geschertsten und die einfach-heitere Genügsamkeit, an die er sich und die Seinigen gewöhnt hatte, ließ keine Ahnung in ihm aufkommen, daß es doch auch Lebenskreise geben könne, die mehr Genuß und Befriedigung böten, und von sich ausgehend und schließend zweifelte er nicht im Mindesten daran, daß seine Anna einmal in der Verbindung mit einem Beamten, wie er es war, das höchste Ziel ihrer Wünsche erfüllt finden werde. Aber es sollte anders kommen, ganz anders.

Es war einige Jahre nach dem Ausbruche der ersten französischen Revolution — in diese jetzt bereits über ein halbes Jahrhundert rückwärts liegende Zeit versetzt uns unsere Erzählung — als bekanntlich zahlreiche französische ausgewanderte Familien besonders in den größern Städten Deutschlands Zufluchtsstätten suchten. Glücklich waren unter diesen alle, denen es gelang, einen Theil ihres Vermögens zu retten, sich dadurch den ersten Unterhalt in der Fremde zu sichern, und ihn ferner durch eine ihrem Stande und ihren Fähigkeiten angemessene Beschäftigung zu erhalten. Viele solche Emigrirte, meistens aus der Classe der Begüterten, hatten sich nach Hamburg gewendet, von wo aus sie Gelegenheit fanden, nach Amerika überzusiedeln und mit dem Reste ihres Vermögens ein neues Leben zu beginnen. Unter diesen Ausgewanderten befand sich auch die vier Köpfe — Vater und Mutter, Sohn und Tochter — starke Familie Darmont. Sie fand ihr Unterkommen in derselben Etage des Hauses, welches Allmer schon seit langen Jahren bewohnte. Dem Registrator war an der neuen Nachbarschaft nicht eben viel gelegen. Er hatte ein Vorurtheil gegen alle Franzosen; die von ihnen in Frankreich ausgehenden Umstürzungen aller bestehenden Ver-

hältnisse waren ihm ein wahrer Gräuel. Er gestattete sich daher keinen nähern Verkehr mit den Ausländern, als ihn die Höflichkeit, auf die er so viel hielt, gebot, und wies auch die Seinigen auf diese äußerste Grenze an. Da ihn aber sein Amt den größten Theil des Tags außer dem Hause beschäftigte, so konnte er nicht verhindern, daß sich die beiden Familien allmälig mehr einander näherten. Auch waren Darmonts höchst achtbare Leute. Der Vater gab sich für einen Kaufmann aus und der Sohn arbeitete wirklich in dem Comptoir eines der größten Handelshäuser in Hamburg. Aber der Ruf bezeichnete Darmont als den Zweig eines der angesehensten Adelsgeschlechter in Frankreich und wollte wissen, daß es ihm geglückt sey, den größten Theil seines höchst bedeutenden Vermögens zu retten. So viel war gewiß, daß die Feinheit des Betragens und die reiche Eleganz der häuslichen Einrichtung in der Darmont'schen Familie weder dem einen noch dem andern Theil jenes Gerüchtes widersprach. Bei den durch das nahe Zusammenleben herbeigeführten häufigen Berührungen und bei der sich kundgebenden wechselseitigen Anziehung war zuerst zwischen den beiden, etwa im achtzehnten Jahre stehenden Mädchen, dann auch zwischen den Müttern ein freundschaftliches Verhältniß angebahnt, der junge Darmont fehlte in seinen Freistunden nie in dem Kreise der Frauen und sein Vater, der ihn dadurch von andern Bekanntschaften abgezogen sah, war damit ganz einverstanden, besonders da Anna Allmer, ihres bescheidenen und sittsamen, dabei aber doch auch aufgeweckten und muntern Wesens wegen bald der erklärte Liebling des Vaters Darmont geworden war. Dem Sohne Darmont war das gar nicht unlieb; er knüpfte daran in Gedanken Pläne für seine Zukunft, die er nicht als Einsiedler zubringen wollte. Die Mütter freuten sich des heiter-traulichen Zusammenlebens ihrer Kinder fern vom verderblichen Strome der großen Gesellschaft; nur der Registrator hatte zuweilen ein dunkles Vorgefühl, daß nicht Alles so sey, wie er es wünsche. Aber in seiner schweigsamen Art ließ er sein „Frauenvolk" gewähren, da er „gehört zu haben sich erinnern zu können glaubte" — in solchem verzwickten Kanzleistyl pflegte der Registrator nicht bloß zu schreiben, oft auch zu sprechen — daß Darmonts gesonnen seyen, bald nach Amerika überzusiedeln. Diesen Zeitpunkt wollte er abwarten, um dann seine Pläne für die Versorgung seiner Anna wieder hervorzusuchen.

Wirklich näherte sich der Zeitpunkt der Abreise der Familie Darmont nach Amerika immer mehr, und etwa einige Monate vorher hielt Darmont, der Vater, für seinen Sohn bei dem Registrator um die Hand seiner Tochter Anna förmlich an. Allmer aber erklärte auf der Stelle und ohne weitere Rückfrage bei Frau und Kind artig zwar, aber bestimmt, daß er nicht gesonnen sey, sein einziges Kind, dessen Versorgung er längst beschlossen und eingeleitet habe, an einen Ausländer und in einen fernen Erdtheil hinzugeben. Er gab diese Erklärung so einfach und unumwunden, wie es schien, so geflissentlich ohne alle Anerkennung der durch die Werbung ihm und seiner Familie erwiesenen Ehre, daß sich Darmont fast verletzt zurückzog und es kaum über sich gewinnen konnte, als nun die Ueberfahrt nach Amerika wirklich angetreten werden mußte, seinem Sohne zu gestatten, noch eine kurze Zeit zurückzubleiben und selbst eine nochmalige Werbung zu versuchen.

2.

Seit Allmer's Erklärung war eine Verstimmung eingetreten, welche den an eine gleichförmige, ruhige Abwicklung seines Lebens gewöhnten Registrator drückte; das unstete Wesen und leidende Aussehen seiner Tochter erhöhte sie ihm. Als daher Alfred Darmont persönlich seine Werbung in Gegenwart der Gattin und Tochter Allmer's erneuerte, fehlte es Diesem an der Entschiedenheit, mit welcher er sich früher ausgesprochen hatte. Er war verlegen und suchte sich dem ihn störenden Antrage durch Vermeidung einer offenen Erklärung zu entziehen. „Hm! hm!" — hörte man ihn sagen — „mit meinem Willen nicht. Könnte es meiner Anna Wille seyn? Des Menschen Wille ist sein Himmelreich." So zog sich die Sache mehrere Wochen lang ohne Entscheidung hin.

Eines Morgens ließ Anna länger als gewöhnlich auf sich warten. Der Registrator war nicht gewohnt, auf seine Expedition zu gehen, ohne vorher ihren Morgengruß empfangen zu haben. Die Mutter ging endlich nach dem Schlafgemach der Tochter; es war leer, Anna war verschwunden. Der Registrator legte Hut und Stock wieder ab; blaß vor Schreck und zitternd sank er auf einen Stuhl. Es ward in Darmont's Wohnung geschickt; auch er war fort. Starr und stumm saß der Registrator da; seine Gattin badete sich in ihren Thränen. Langsam schlichen die Stunden des Vormittags dahin. Um Mittag ward von einem Boten ein Brief abgegeben, er war an den Registrator gerichtet, von Alfred Darmont geschrieben, aus einem Orte in der Nachbarschaft. In den ehrerbietigsten Ausdrücken schrieb Alfred, er habe nach der unbestimmten Erklärung auf seinen Antrag ein Recht zu haben geglaubt, Anna zu überzeugen, daß ihr Vater die Entscheidung über seinen Wunsch in ihre Hände gelegt habe; doch sey es ihm schwer geworden, sie zu seiner Meinung zu bekehren. Nachdem dieß endlich geschehen, habe er die nöthigen Schritte gethan, um sich mit Anna trauen zu lassen, und er lege den

darüber sprechenden Schein bei. Er hoffe, der gute Vater werde das Geschehene nicht länger mißbilligen und es erlauben, daß seine Kinder vor ihm erscheinen und sich vor ihrer Abreise seinen Segen zu ihrem künftigen Zusammenleben holen dürften.

Schweigend reichte der Registrator seiner Gattin den Brief hin. Sie durchflog ihn mit leuchtenden Augen.

„Und Du wirst schreiben — oder soll ich es thun? — daß die Kinder kommen dürfen?" sprach sie zu ihrem Manne.

„Nein," sagte Allmer: „vor mir wenigstens sollen sie nicht erscheinen. Anna hat ihren Willen durchgesetzt; laß auch mich den meinigen haben. Möge es ihr wohl gehen! Für mich ist sie todt; ich habe kein Kind mehr!"

Concordia weinte, bat, flehte; aber Allmer beharrte fest auf seinem Willen. Er ging an seine Geschäfte, und indem er sich in sie vertieft, suchte er das harte Mißgeschick, das ihn betroffen, und alle Pläne seiner Zukunft vernichtet hatte, wenigstens auf Augenblicke zu vergessen. Seine Gattin wagte nicht, die Kinder in ihrer Wohnung zu empfangen. Sie sprach sie noch, vertröstete sie auf die Zukunft und entließ sie unter vielen Thränen in die Ferne.

Schon von London aus wendete sich Alfred nochmals mit einem Briefe an den Registrator; aber Dieser wollte ihn nicht öffnen. Seine Gattin theilte ihm daraus mit, daß Alfred auch jetzt noch bereit sey, sogleich nach Hamburg zurückzueilen und für sich und seine Frau die Verzeihung des Vaters einzuholen. „Laß es seyn, wie es ist, Cordchen!" sagte Allmer, — „gut oder schlimm, wie es Dir vielleicht scheint, oder wofür ich es noch immer halte. Für mich ist Anna todt; England oder Amerika — das gilt mir gleich. Wenn ich hinausgehe auf den Friedhof, wo unsere Knaben ruhen und an ihren Hügeln stehe und die Thränen mir in die Augen treten, dann wird es mir seyn, als sähe ich statt der drei Gräber vier, eines, in dem nun auch meine Tochter ruht."

(Beschluß folgt).

Edler Zug eines Wiener Bürgers.

Die „Friedenszeitung" erzählt folgendes: „Ein uns gut bekannter Börsemann hatte sich im Jahre 1839 zwei der neuausgegebenen 100er Lose gekauft, mit dem Vorsatze, dieselben Zeit seines Lebens zu behalten. Allein der Mensch denkt und Gott lenkt. — Das Schicksal wollte es anders; bald hatten sich die günstigen Umstände des Losebesitzers geändert, und sorgengedrückt mußte er die beiden Lose, die er nicht verkaufen wollte — verse[tzen]. So sind diese beiden Lose unter vielen Privaten herumgewandert, bis der letzte Besitzer derselben vor kurzer Zeit den ursprünglichen Ankäufer zur Auslösung derselben aufforderte. Noth kennt kein Gebot: er mußte die beiden Lose, auf welche er bisher alle Hoffnung gesetzt hatte, verkaufen, und brachte sie deßhalb zum Großhändler Schaub in der Kärntnerstraße, wo er alsogleich das Geld dafür nach dem Tages-Curs erhielt. Nachmittags desselben Tages jedoch ließ Herr Schaub den Börsenmann rufen, machte ihm die Mittheilung, daß das eine dieser Lose schon im Jahre 1840 mit einem Treffer von 4000 fl. gezogen worden sey, und gab ihm das Los als sein Eigenthum wieder zurück. Der Glückliche, welchem jetzt durch diese Summe bedeutend geholfen ist, erzählt nun überall mit rührender Dankbarkeit diesen edlen Zug, diese wirklich hochherzige Handlung des Großhändlers Schaub. Dem Verdienste seine Kronen, und Herrn Schaub die Achtung aller ehrliebenden Braven!"

Geographische und magnetische Ortsbestimmungen in Kärnten.

Dem eben herausgegebenen zweiten Bande der „geographischen und magnetischen Ortsbestimmungen im österreichischen Kaiserstaate" Seite 74 — 95 entnehmen wir die hier unten mitgetheilten auf Kärnten Bezug habenden Details. Bekanntlich wurden diese Ortsbestimmungen auf Staatskosten von dem damit beauftragten Herrn Carl Kreil, Director der Sternwarte in Prag, und seinem Adjuncten Herrn Carl Fritsch, im Jahre 1846 begonnen, und werden, wenn die Zeitverhältnisse günstig sind, im nächsten Jahre beendet. Sie übertreffen an Schärfe und Genauigkeit alle frühern Leistungen der Art, indem einerseits die genannten Herren durch wissenschaftliche Leistungen rühmlichst bekannt, mit ganz besonderer Umsicht und Sorgfalt dabei zu Werke gehen, und anderseits ihnen Instrumente zu Gebothe stehen, die zu den ausgezeichnetsten gehören, die die neuere Mechanik zu Stande gebracht. (Darunter ein besonders schönes Universale und ein Inclinatorium von Repsold, ein Declinatorium von Lamont, Chronometer von Kessels, Emery, Dent, Sextanten und Barometer von Pistor u. s. f.)

Diese Ortsbestimmungen schließen folgende Elemente in sich: geographische Länge und Breite, Höhe über die Meeresfläche, magnetische Inclination, Declination und Intensität, und wurden für folgende Orte in Kärnten, im Juni 1847 ausgeführt:

Klagenfurt, Bleiberg, Gipfel des Dobratz, tiefster Punkt des Oswaldi-Stollens in Kreuth, St. Paul und Gmünd.

Bei Bestimmungen der magnetischen Elemente dienten die gleichzeitig am Variations-Apparate zu Prag angestellten Beobachtungen zum Vergleich. Zur Ermittlung der Seehöhe wurde Klagenfurt als Fundamentalstation gewählt, und die meteorologischen Beobachtungen des Hrn. J. Prettner der Berechnung zu Grunde gelegt, die Seehöhe von Klagenfurt aber wurde aus 62 Beobachtungen abgeleitet, die gleichzeitig in Klagenfurt vom Hrn. J. Prettner, und in Triest vom Hrn. Professor Bino. Gallo, an sorgfältig verglichenen Instrumenten angestellt wurden.

Wir lassen nun die Daten selbst folgen:

I. Klagenfurt.

(Beobachtungsort: Garten des Hrn. Baron Herbert.)

Oestliche Länge von Ferro	=	31° 58′ 50″
Geographische Breite	=	46° 37′ 11″
Magnetische Declination	=	14° 48·23′
detto Inclination	=	63° 29·55′
detto horizontale Intensität	=	2·0339 gleichzeitig in Prag = 1·8805
Seehöhe (Prettners Beobachtungszimmer)	=	224·79 Toisen = 1386·0 Wiener Fuß.
detto (Garten des Baron Herbert)	=	221·90 do. = 1371·2 » »

II. Bleiberg.

(Beobachtungsort: Garten des Hrn. Bergverwalters.)

Oestliche Länge von Ferro	=	31° 22′ 12″
Nördliche Breite	=	46° 36′ 4″
Magnetische Declination (13. Juni)	=	15° 4·2″
detto Inclination	=	65° 29·53′
detto horizontale Intensität	=	2·0342 gleichzeitig in Prag = 1·8814
Seehöhe (Garten)	=	458·23 Toisen = 2825·1 W. Fuß.

III. Gipfel des Dobracz.

Magnetische Inclination	=	63° 30·28′
detto horizontale Intensität	=	2·0239 gleichzeitig in Prag = 1·8810
Seehöhe	=	1100·69 Toisen = 6786·8 W. Fuß.

IV. Tiefste Stelle im Ramser-Oswalder-Stollen in Kreuth.

Magnetische Inclination	=	63° 27·68′
detto horizontale Intensität	=	2·0266 gleichzeitig in Prag = 1·8806
Seehöhe	=	305·29 Toisen = 1882·4 W. Fuß
detto des Mundloches	=	455·19 » = 2806·8 » »

V. St. Paul.

(Beobachtungsort: Terasse des Stiftgartens.)

Oestliche Länge von Ferro	=	32° 34′ 10″
Nördliche Breite	=	46° 43′ 29″
Magnetische Declination	=	14° 18·58′ gleichzeitig in Prag = 15° 2′ 52″
detto horizontale Intensität	=	2·0359 » » = 1·88059
detto Inclination	=	63° 31·99″
Seehöhe	=	191·41 Toisen = 1180·2 W. Fuß.

VI. Gmünd. *)

(Beobachtungsort: Garten südlich von der Stadt)

Oestliche Länge von Ferro	=	31° 9′ 41″
Nördliche Breite	=	46° 54′ 12·7″
Magnetische Declination	=	14° 52·3′ gleichzeitig in Prag = 15° 19·6″
detto horizontale Intensität	=	2·0160 » » = 1·8861
detto Inclination	=	63° 50·86″
Seehöhe	=	368·45 Toisen = 2271·8 W. Fuß.

Ferner wurde noch die Seehöhe folgender Orte, wie folgt, bestimmt:

Friesach	=	326·36 Toisen	= 2012·3 Wiener Fuß.
Dürnfeld	=	292·69 »	= 1804·7 » »
St. Veit	=	249·03 »	= 1535·3 » »
Velden	=	221·04 »	= 1362·7 » »
Villach	=	249·19 »	= 1536·5 » »
Völkermarkt	=	232·05 »	= 1430·8 » »
Unterdrauburg	=	176·42 »	= 1087·8 » »

*) Die Bestimmungen für Gmünd wurden schon im Jahre 1846 gemacht, und finden sich bereits im ersten Bande der „Ortsbestimmungen" Seite 53 bis 57.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 99. Klagenfurt, Dinstag den 11. Dezember 1849.

Anna.

Erzählung.

(Beschluß.)

3.

Es verging eine geraume Zeit, ehe sich Allmer von dem Schlage, den ihm die heimliche Verheirathung seiner Tochter beigebracht hatte, erholen konnte. Nach der Gewalt, in welcher er sich hatte, ließ er sich zwar äußerlich nicht viel merken; aber das schnelle Erbleichen seines Haares, die blasse Farbe seines Gesichts, die gebücktere Haltung seines Körpers verriethen den Gram, der innerlich an ihm nagte. Noch mehr, als es bisher der Fall gewesen war, zog er sich aus dem Leben mit Andern zurück; sein Amt allein war seine Erholung, der Umgang mit seinen Schülern seine Freude. Als er aber nach einiger Zeit inne ward, daß er dem innern Kummer auch zur Unzeit nachhänge, indem ihm kleine Vergeßlichkeiten in seinem Amte unterliefen, so ließ es seine Gewissenhaftigkeit nicht zu, sein Amt länger zu behalten. Er kam um seinen Abschied ein, der ihm nur ungern gegeben ward, und begnügte sich mit der kleinen Pension, auf die er nach der Zahl seiner Dienstjahre ein Anrecht hatte. Er bewies seiner Frau, daß sie von dem Ertrage seiner Pension und seiner Unterrichtsstunden, die er nun verdoppeln und verdreifachen könne, bei den jetzt geringeren Ausgaben für ihren Hausstand auskömmlich würden leben können. Die gute Frau widersprach nicht und war bemüht, der Ruhe ihres Gatten jedes Opfer zu bringen. Aber es war nicht die Sorge für diesen allein, welcher sie quälte. Auch das Schicksal ihrer Tochter bekümmerte sie abwechselnd bald mehr bald weniger. Durch die Briefe, welche sie von Zeit zu Zeit von ihr und ihrem Schwiegersohne erhielt, kannte sie die Verhältnisse des neuen Lebens ihrer Tochter jenseits des Oceans. Die gute Mutter freute sich des Wohlstandes, in dem ihre Anna sich befand, der Liebe und Achtung, welche sie unausgesetzt in dem Zusammenleben mit ihrem Manne und im Kreise der Familie desselben genoß, ihrer beiden Kinder, die zu Aller Freude vielversprechend heranwuchsen. Aber immer fand sie in den Briefen ihrer Tochter die Spuren der bittern Reue, durch welche sie sich die heimliche Entfernung aus dem elterlichen Hause als unverzeihlich vorwarf, zugleich die Spuren eines daraus sich entwickelnden Tiefsinnes, welcher ihre Gesundheit mehr und mehr zu untergraben drohte. Die Sorge der armen Mutter ward nur dadurch etwas gemildert, daß ihr Gatte die Nachrichten von dem Leben und Befinden seiner Tochter allmählig mit wachsender Theilnahme aufnahm, und sie hoffte, der Augenblick werde nicht mehr fern seyn, wo sie ihrer Tochter die völlige Verzeihung ihres Vaters, von seiner eigenen Hand verbrieft, würde vorlegen können. Aber noch viel tröstlicher war es ihr, aus früheren Andeutungen ihrer Tochter und ihres Schwiegersohnes mehr und mehr die Gewißheit aufgehen zu sehen, daß sie sich mit ihrer ganzen Familie wieder nach Europa zurückwenden würden. Während der Jahre, die dahingegangen waren, hatten die Verhältnisse in Frankreich eine andere Gestalt gewonnen. Darmont, der Vater, war nicht mehr verbannt, mit seiner Familie in sein Vaterland zurückzukehren und daselbst seine Güter und seinen Rang — er gehörte wirklich einem angesehenen und begüterten Adelsgeschlechte an — wieder in Besitz zu nehmen. Endlich kündigte ein letzter Brief der hocherfreuten Mutter an, daß die Rückreise nach Europa festgesetzt sey. Anna konnte bereits die ungefähre Zeit der Einschiffung und den Namen des Schiffs bezeichnen, auf welchem sie mit Mann und Kindern nach Hamburg zu kommen gedenke, während ihre Schwiegereltern geraden Wegs nach Frankreich zurückgehen würden. Concordia, die nach der eigenthümlichen Lage der Verhältnisse bei dem in immer nähere Aussicht gerückten Zusammentreffen zwiefach, als Gattin und als Mutter, so sehr betheiligt war, hielt es, Alles wohl überlegt, für das Beste, ihren Gatten nicht von Allem, was sie wußte, genauer zu unterrichten, sondern den doch noch nicht ganz sichern Erfolg lieber von dem Zufalle, von der Ueberraschung abhängig seyn zu lassen. Je näher, nach ihrer Berechnung, die Zeit heranrückte, wo das Schiff, das ihre Lieben trug, eintreffen mußte, desto aufgeregter

ward ihr ganzes Wesen; aber sie gewann es über sich, die Anzeigen über die Ankunft der einlaufenden Schiffe nicht mehr zu lesen, um ihrem Gatten gegenüber die ihr so nöthige Unbefangenheit nicht zu verlieren.

4.

So saß das treuverbundene, durch manche ernste Erfahrungen geprüfte Ehepaar, das die Spuren des vorgeschrittenen Alters schon sehr leserlich an sich trug, an einem Septembernachmittage in seinem einfachen Wohnstübchen beisammen. Der Registrator hatte aus dem ihm so lieb gewordenen „Thomas a Kempis" einige Capitel vorgelesen, während seine Ehegattin am Spinnrade fleißig gewesen war. Sie hatte, da es dem Abende zuging, das Rad eben zur Seite gesetzt und lauschte noch den frommen Worten, die seit Jahrhunderten bereits an Millionen von Menschen ihre Anziehungskraft bewährt haben, als plötzlich ein um diese Zeit ungewöhnliches Geräusch und Getrappel auf der zu ihrer Wohnung führenden Stiege sich vernehmen ließ. Eine Ahnung durchzuckte sie; in Begriff, sich zu erheben, sank sie wieder auf ihrem Stuhl zurück, als sie durch die in diesem Augenblicke geöffnete Thüre zwei stattliche Gestalten hereinschreiten sah. „Anna, mein Kind!" rief sie und sank, von einer Ohnmacht überwältigt, mit ihrem Kopf auf die Schulter des neben ihr sitzenden Gatten. Dieser ließ vor Schreck das Buch aus der Hand fallen und faßt mit niedergeschlagenen Augen, den Finger der rechten Hand an den Mund erhoben, wie ein Steinbild da.

Mit ihrem Gatten kam Anna, Beide noch in ihren Reisekleidern, unmittelbar aus dem Hafen. Es trieb sie zu den Füßen ihrer einst durch sie so tief gekränkten Eltern; sie fühlte, daß sie nicht eher auf dem Boden der Heimath wieder ruhig werden könnte, als bis sie das Wort der Verzeihung aus dem Munde ihres Vaters vernommen hätte. Sie war zu den Füßen ihrer Mutter hingesunken.

„Mutter, liebe Mutter!" rief sie, mit beiden Händen ihre rechte Hand umfassend: „sey Du meine Fürsprecherin! Schenke mir den Vater wieder, ohne dessen Verzeihung das Leben mir nur eine Last seyn würde!"

Ueberwältigt von dem Tone der Wahrheit, der aus diesen unter Angst und Thränen hervorgehauchten Worten sprach, rief der Registrator: „Anna, mein Kind!" und seine liebevollen Worte lösten den Bann, der auf der ohnmächtigen Mutter lag. Unter Thränen und Küssen feierten die guten Menschen das Fest der Versöhnung, und Darmont, der bis dahin ein sprachloser Zeuge dieser Scene gewesen war, schritt nach der Thüre, öffnete sie, und rief hinaus: „Daniel! Cordchen! Herein, herein! Begrüßt Eure hamburgischen Großeltern!" Und herein stürzten zwei liebliche Kinder und knieeten vor den Großeltern, ihre Hände küssend, mit den klaren hellen Augen sie fröhlich anblickend und Schmeichelworte an sie richtend, nieder.

5.

Es vergingen mehrere Tage ehe sich der alte Allmer in sein neues Glück finden konnte. Einige Monate noch weilte Anna, als ihr Mann seine Reise nach Frankreich nicht länger verschieben konnte, mit ihren Kindern bei den übergläcklichen Großeltern. Aber auch sie mußte ihrem Manne in die Ferne wieder folgen. Allmer war nicht zu bewegen, Hamburg zu verlassen und in einem fernen Lande ein neues Leben zu beginnen. Aber er freute sich stets auf die zwei Sommermonate, welche der junge Graf mit seiner Anna und ihren Kindern in Hamburg zubrachte. Vier Jahre hintereinander noch genoß er dieses Glück. Am fünften stand Anna am Grabe ihres Vaters, der mit ihrem Namen auf den Lippen entschlafen war, und Mutter Allmer zog mit nach Frankreich, um dort unter Kindern und Enkeln ihrem Abschiede aus dem Leben entgegenzuharren. (B. J. Zg.)

Leo's Grafen von Thun neueste Broschüre.

Schon in Nr. 89 der „Carinthia" geschah Erwähnung von einer im Jahre 1842 zu Prag erschienenen Schrift des Leo Grafen von Thun: „Ueber den gegenwärtigen Stand der böhmischen Literatur und ihre Bedeutung."

Von ebendemselben Herrn Verfasser ist im heurigen Jahre ein Schriftchen erschienen unter dem Titel: „Betrachtungen über die Zeitverhältnisse, insbesondere im Hinblicke auf Böhmen, Prag 1849, im Verlage der J. G. Calve'schen Buchhandlung." Darin werden lauter Gegenstände besprochen, welche heut zu Tage eine höchst wichtige Rolle spielen, wie z. B. Nationalität, Sprachenfrage, Gleichberechtigung u. dgl. Es dürfte daher auch für das Kronland Kärnten, das wie Böhmen eine gemischte Bevölkerung hat, nicht ohne Interesse seyn, über genannte Gegenstände die Ansichten dieses hochgestellten Mannes zu vernehmen, Ansichten, welche der Herr Graf, wie er in der Vorrede selbst sagt, deßhalb niedergeschrieben hat, „weil die Wichtigkeit der Fragen, welche sie berühren, es verlangt, daß sie in der Presse öffentlich besprochen werden."

Der Herr Graf äußert sich nun, wie folgt:

I. Ueber Nationalität.

Pag. 21. „Uns erscheint die Nationalität als eines jener Interessen, auf welche der Staatsgewalt gar kein Einfluß zusteht. Nationalität ist die Sympathie, die zwischen Stammgenossen besteht, die Anhänglichkeit an ihre Sprache und Sitten, und das Bestreben, in ihren Formen Antheil zu nehmen an Allem, was die fortschreitende Entwicklung des Menschengeschlechtes bietet. So wenig die Staatsgewalt sich anmaßen sollte, zu entscheiden, wo in der Wissenschaft die Wahrheit liegt, oder welche Religion die beseligendste ist, eben so wenig sollte sie Parthei nehmen für eine oder die andere nationale Form, in der die Kultur des Menschengeschlechtes sich bewegt. Ihr Beruf ist es, zu verhüthen, daß in der wie in jeder andern Beziehung Niemanden willkührliche Gewalt angethan werde, daß Niemand durch Zwang gehindert werde, den Weg zu gehen, der ihm beliebt, so lange er kein fremdes Recht verletzt; sie soll sich selbst überall der Form bedienen, die den praktischen Zweck am besten fördert, um den es sich eben handelt; nüchterner Verstand, für den allein es objektive Normen gibt, hat die Staatsgewalt zu leiten, Sympathien soll sie so wenig kennen, wie Antipathien."

Pag. 29. „Die Anmaßung der omnipotenten Staatsgewalt auch der nationalen Entwicklung Gesetze vorzuschreiben, mußte daher zunächst in Oesterreich zu ernsten Konflikten führen. Das deutsche und magyarische Element wurde von Staatswegen begünstigt, das slavische beeinträchtigt. Wo die Staatsgewalt auf ein Gebiet übergreift, das ihr nicht zukommt, da schadet sie immer, selbst demjenigen, dem sie zu helfen meint. Die germanisirende Tendenz der österreichischen Regierung hat der deutschen Sprache ein zwar künstlich erweitertes Gebiet verschafft, wir sind aber überzeugt, daß dadurch der Einfluß, den sie auf naturgemäßem Wege zu üben berufen war, gewiß nicht gemehrt, vielmehr ihre innere Kraft, wahre Bildung zu fördern, gehemmt worden sey. Daß die ungerechte Suprematie, welche die Magyaren in Ungarn errangen, ihren nationalen Interessen bleibend nicht genützt, sondern im Gegentheile unermeßlichen Schaden zugefügt hat, wird jetzt kaum mehr so parador erscheinen, als es noch vor Jahresfrist erschienen wäre. Indessen, wenn die Macht des Staates einen wenn auch verderblichen Glanz verleiht, den schmeichelt und blendet sie wenigstens; wem sie aber Fesseln anlegt, den erbittert sie, während sie zugleich seine Kraft lähmt. Das war das Schicksal der Slaven in Oesterreich. Allenthalben waren sie nicht nur im Vergleiche mit den übrigen Volksstämmen von der Regierung vernachlässigt, sondern der, Anderen durch die Regierung gebotene, anerkannt legale Wirkungskreis war ihnen größtentheils versagt. Die Verweigerung freier Thatkraft, die auf allen lastete, hinderte die Slaven selbst für sich zu thun, was für Andere die Regierung that. Andere Völker, zumal die Deutschen, fanden überdieß jenseits der österreichischen Grenze in freierer Entwicklung ihres Stammes Beistand für ihr nationales Leben; die österreichischen Slaven hingegen mußten ihre Stammgenossen jenseits der österreichischen Grenze mindestens eben so bedrängt und gelähmt sehen, wie sie selbst es waren. Daß in der Revolution das nationale Element, und vor Allem das slavische in Oesterreich besonders hervortrat, war eine natürliche Folge dieser Zustände, eben so wie die Art, in welcher es geschah."

Nach diesem ist somit auch der Herr Minister der Ansicht, daß der Staat über den Nationalitäten stehe, jedoch nicht in dem Sinne, wie Einige wollen, daß der Staat durch die möglichste Germanisirung Oesterreichs die übrigen Nationalitäten unterdrücke und ausrotte.

Denjenigen, welche die gegenwärtige nationale Gährung und Bewegung für einen fieberhaften Zustand, einen Paroxismus, der vorübergehen werde, halten, antwortet der Herr Graf pag. 24 Folgendes:

„Unter Jenen, die sich dem Umsturze widersetzen, finden wir noch heute Männer, die den nationalen Bestrebungen jede politische Bedeutung absprechen, und in ihnen nichts mehr als einen momentanen Enthusiasmus sehen, der, wie sie meinen, künstlich erzeugt von den Führern der Revolution, spurlos verschwinden werde, sobald nur die politischen Fragen ihre Lösung finden werden. Wohl wird von manchen Führern der Revolution der National-Enthusiasmus nur in lügenhafter Weise, nämlich ohne daß sie ihn selbst aufrichtig theilen, dazu benützt, damit die Massen zu bethören und auszubeuten. Aber schon weil er sich dazu benützen läßt, weil er in Millionen Menschenherzen Anklang findet, muß etwas zu Grunde liegen, das mehr als eine bloß vorübergehende Bedeutung hat. Es ist zwar nur ein Gefühl, aber ein Gefühl ähnlich der Liebe, die die Glieder einer Familie verbindet. Das eine wie das andere kann man dem nicht einflößen, ja nicht einmal begreiflich machen, dem es nicht die Natur in das Herz gelegt hat; das eine wie das andere wird aber immer auf die meisten Menschen eine nicht geringe Macht ausüben. Es ist ein Gefühl, das wie die Familienliebe sehr geeignet ist, sich mit Eigenliebe und Stolz zu verschmelzen, und diesen Fehlern in dem Gewissen des Einzelnen nur zum Deckmantel zu dienen, aber eben so geeignet, gewissenhaften Charakteren einen hohen Grad aufopfernder Thatkraft zu verleihen; ein Gefühl, das wie jedes Gefühl heilsam oder verderblich wirkt, je nach der Richtung, die ihm der Charakter jedes Einzelnen und die äußern Umstände geben."

„Nicht die nationalen Bestrebungen können wir daher als etwas Vorübergehendes ansehen, und ebenso wenig kann es uns unnatürlich erscheinen, daß ein Gefühl, das sich auf alle und vornehmlich auf die geistigen Interessen ganzer Volksstämme bezieht, politische Bedeutung gewinnt. Nur in der ausschließlich politischen Richtung der Nationalitäten sehen wir das Vorübergehende der gegenwärtigen Erscheinungen. — Das Jahr 1849 hat die Haltlosigkeit der Nationalitäten-Politik mit Thatsachen erwiesen, die unmöglich ohne nachhaltige Wirkung bleiben können. Wir wollen hoffen, daß sie die Wiederholung einer so unheilvollen Verirrung der Nationalgefühle Ein für Allemal unmöglich gemacht hat."

(Beschluß folgt.)

Oesterreich und Deutschland.

△ Die kleindeutschen Blätter gefallen sich neuerdings in der Behauptung, Oesterreich habe kein Recht, Preußen den Bruch der Bundesverfassung vorzuhalten; indem es doch selbst durch die Ertheilung der Reichsverfassung vom 4. März sich eine solche habe zu Schulden kommen lassen. — Offenbar ist diese Behauptung nur das publicistische Echo jener Ansichten, welche in einer dießfalls vom Berliner Kabinete ausgegangenen Note unmittelbaren Ausdruck gefunden haben sollen.

Preußen versammelte im Jahre 1846 den sogenannten vereinigten Landtag, ohne in der bezüglichen Verfassung einen Vorbehalt in Betreff des Verhältnisses der nicht deutschen Besitzungen Preußens zu Deutschland niedergelegt zu haben.

Wenn sie im Dezember des Jahres 1848 anders verfuhr, und den Vorbehalt aussprach, daß die preußische mit Deutschlands künftiger Verfassung in Uebereinstimmung zu bringen wäre, so hat diese Bestimmung nur den Werth einer diplomatischen Cautele. Wäre sie zufällig hinweggeblieben, so würde daraus noch keineswegs folgen, daß Preußen das Recht, sich von Deutschland auszuschließen, gewonnen, oder das Recht, ihm dauernd anzugehören, verwirkt habe.

Wenn die Verfassung vom 4. März über das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland keine Erwähnung thut, so folgt ebenso wenig daraus, daß Oesterreich sein Recht im Bunde mit Deutschland zu verharren, aufgegeben habe. Es gibt stillschweigende Vorbehalte in allen jenen Beziehungen, wo sich Etwas von selbst versteht.

In der Beschaffenheit der Verfassung vom 4. März selbst vermögen wir nichts zu finden, was den absoluten Widerspruch mit der zu Recht bestehenden Bundesverfassung in sich schlösse; denn mit Ausnahme ihres, wie gesagt, sich von selbst verstehenden Vorbehaltes sind die Umrisse der preußischen wie der österreichischen so ziemlich gleich. Daß aber Preußen die Verfassung des deutschen Bundes durch seinen neuesten kühnen Schritt, durch die königlicherseits erfolgte Sanktionirung der Ausschreibung der Wahlen zum Erfurter Reichstage unläugbar verletzt, ja zerrissen habe, ist sonnenklar, und die geschniegelstte Berliner Sophistik ist nicht im Stande, die auffallende Blöße, welche sich die Regierung des preußischen Staates durch die schreiendste Verletzung des Rechtes und aller Tractate gegeben, mit zierlicher Decke zu verhüllen.

Der kleindeutsche Bundesstaat ist offenbar eine organische Bundesinstitution; eine Einrichtung, welche das Verhältniß von mehr als 20 kleinen deutschen Staaten so wesentlich modifizirt, und namentlich darauf abzielt, die Selbstständigkeit der einzelnen Staaten in einen Collectivwillen aufzulösen, kann füglich nicht anders benannt werden.

Wenn in der Schweiz oder in den vereinigten Staaten von Nordamerika mehrere Kantone oder Staaten sich zu einem geschlossenen politischen Ganzen mit gemeinsamer Administration und localer Gesetzgebung vereinigen wollten, so müßte unbedingt für solche Beschlüsse die Zustimmung der obersten Behörden erwirkt werden.

Was von diesen beiden Staaten gilt, wo das Föderativband bei weitem nicht so lose um die Glieder der Gesammtheit geschlungen ist, als es durch die deutsche Bundesverfassung geschah, sollte von Deutschland nicht gelten?

Preußen hat durch seinen gewagten Schritt auch schon die bezüglich des Interims zwischen ihm und Oesterreich abgeschlossene Convention verletzt; denn nach der ausdrücklichen Bestimmung derselben soll jede dem Plenum der Bundesversammlung zugehörige Angelegenheit jetzt durch die freie Vereinbarung aller deutschen Staaten, d. h. durch die widerspruchslose Zustimmung derselben erzielt werden.

Wenn es eine Angelegenheit gibt, welche zu entscheiden dem Plenum vor Allem zusteht, so ist es die Frage des Bundesstaates. Durch die Abschließung der Convention hat sich Preußen, selbst so lange der Inhalt derselben nicht praktisch zu werden vermag, mittelbar verpflichtet, diesen Inhalt zu respectiren, und sich vorgreifender Schritte zu enthalten.

Aber wie soll man die Ausschreibung der Wahlen zum Erfurter Reichstage nennen? Dieser Akt scheint uns nicht bloß vorgreifend, sondern geradezu widerrechtlich, eingreifend in verbrieftes, verbürgtes, unumstößlich giltiges Recht.

Die Form des alten Bundes ist nicht untergegangen, wie die preußischen Publicisten vorgeben, sie lebt fort in der deutschen Bundesacte, die selbst nur ein Bestandtheil jener Tractate ist, welche bis zur Stunde die Grundlage der europäischen Ordnung der Dinge zu bilden nicht aufgehört haben. Diese Form ist nur äußerlich beseitigt, weil sie provisorisch an die Person des Reichsverwesers geknüpft ward. An ihm ist es nunmehr, den entscheidenden Ausspruch zu fällen, an ihm, zu sagen, auf welcher Seite das Recht steht. Sollte dieser Ausspruch auch im nächsten Augenblicke keine entscheidende materielle Folge haben, so bildet er doch ein stählernes Argument, an welchem die Pfeile der Berliner Sophistik wirkungslos abprallen, und dessen Werth sich in der Zukunft bewähren wird.

Dem Reichsverweser steht es zu, den definitiven Ausspruch zu fällen, von Wem die Bundesverfassung, deren einzig berufene Träger er jetzt bildet, verletzt worden. Europa aber wird nicht verkennen, daß Preußen sich des revolutionären Prinzips als einer Waffe bedient, welche es den Partheimännern zu schwenken nicht gestattet, jedoch selbst ohne Bedenken zur Hand nimmt. Es liegt ein gefährlicher Zauber in demselben. Möge Preußen nie bereuen, daß es sie nach seinen Siegen am Rheine und an der Elbe nicht sofort zerbrochen! Europa wird nicht übersehen, daß der kleindeutsche Bundesstaat nur die allzudurchsichtige Enveloppe für die Machtvergrößerung Preußens bilden soll. Dieses Bestreben auf Unkosten der Gefühle des nach Einigung strebenden deutschen Volkes zum Range einer wahrhaft europäischen Großmacht empor zu steigen, wird seinen Widerhall auch außerhalb der Grenzen Deutschlands finden.

Wir können nicht umhin, in dem Benehmen der preußischen Regierung eine Störung des allgemeinen Gleichgewichtes zu erblicken, und gewahren auf dem weiten Continente keine einzige Macht, welche es in ihrem Interesse finden könnte, dasselbe zu unterstützen, oder auch nur zeitweilig zuzusehen, wie es nach Außen friedliche Eroberungen unternimmt. — Verhüthe der gute Genius Deutschlands, daß diese Frage je auf dieses bedenkliche Terrain hinübergespielt werde, und lasse er die rechte Einsicht und die Anerkennung des heiligen Rechtes nie ersterben in den Herzen seiner Fürsten und Völker!

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 100. Klagenfurt, Sonnabend den 15. Dezember 1849.

Die Illumination.

(Von Wilhelm Gärtner; aus der „österr. Reichszeitung.")

Jüngst that einmal, nach seiner Art,
Der Kaiser eine lange Fahrt,
Und kehrt' in Städten, groß und klein,
Bei seinen Unterthanen ein.

Er zog in eine Stadt hinein,
Da flammt's des Nachts wie Tagesschein;
Die Fenster reich mit Glanz umsteckt,
Mit Lampen Haus und Thurm bedeckt.

Man nennt das Ding, ihr kennt es schon,
Bei uns: „Illumination;"
So flammte dieses Lichtermeer
Dem Kaiser denn zu Preis und Ehr'!

In einem Häuschen nur, gar klein
Und eng, da war kein Flammenschein;
Ein mattes Licht die Kammer hellt,
Und Seufzen dort ein Herze schwellt.

Da liegt auf harter Lagerstatt
Im letzten Kampfe ein Soldat;
Den Tapfern manche Narbe deckt,
Jetzt sterbend er die Waffen streckt.

Ein Kamerad, ein Reitersmann,
Der steh't beim Lager obenan,
Und hält mit gar betrübtem Sinn
Dem Freund die Sterbekerze hin.

Er brummt, er pfeif't dem armen Wicht
Ein Reiterlied; doch geht's ihm nicht!
Er denkt: „Ach Gott, so weite Fahrt!"
Und wischt 'ne Thräne in den Bart.

Da kommt's zum Fenster her so licht,
Und scheint dem Kranken in's Gesicht.
„Kam'rad, was kommt so licht?" fragt er;
Der spricht: „„Dem Kaiser ist's zur Ehr'.""

„Dem Kaiser?" — „„Ja der zog heut' ein,
Da grüßet Nachts ihn Flammenschein;""
Und wie er's sprach, da glühet schnell
Des Kranken Auge gar so hell.

„Dem Kaiser mein" — so ruft er — „dieß?
„Für den ich mich zerhacken ließ?
„Und, ach, mein Fenster schwarz und kahl,
„Mein Kämmerchen kein Freudensaal?

„Die Kerze hier an's Fenster dicht;
„Sie sende seinem Fuße Licht,
„Daß er nicht — strauchle auf dem Weg; —
„Ich sind' im Dunkeln doch den — Steg."

Und wie er's sprach, da kommt's heran,
So dicht, so jubelnd, Mann an Mann,
Am Fenster knapp da zog's hinab:
Das war der Kaiser und sein Stab!

Und glaubt ihr's nicht, so sehet an
Den alten, kranken Reitersmann;
Wie lächelt er so ituum, so bleich!
Und, ach, so selig! ach, so reich!

Er lispelt leis wie im Gebet;
Alsdann, wie wenn er segnen thät',
Hebt er die müde Hand empor,
Es weh't ihn an, wie Glanz und Flor!

Er spricht: „Wer nicht den Kaiser ehr't,
„Ist rechtschaffenen Tod nicht werth!
„Dem Kaiser, was des Kaisers ist,
„Und meine Seele — Jesu Christ!"

Er sprachs, — und aus ist Kampf und Streit,
Schon ist die Seele weit, so weit!
Dieweil der Tod an's Lager trat,
Rief: „Abgelöst, es ist schon spat!"

Wie gut, daß der Tod auf der Welt ist!

(Volksmährchen aus dem Czechischen des K. J. Erben.)

Vor alten Zeiten, da noch Herr Jesus und Petrus miteinander die Welt durchzogen, kamen sie auch einmal zu einem Schmiede und baten um ein Nachtlager. Dieser bewillkommte sie gleich willfährig, warf den Hammer, den er eben in der Hand hielt, hinter den Amboß und führte sie in die Stube; hierauf ging er und ließ ein gutes Abendessen zubereiten. Und als das Abendmahl vorüber war, sprach er zu seinen Gästen: „Ich sehe, Ihr seyd von der Reise sehr ermüdet und würdet gerne ausruhen — und es war auch heute eine drückende Hitze; — legt Euch miteinander in mein Bett und schlaft aus; ich will indessen in der Scheuer auf dem Stroh liegen." Darauf wünschte er ihnen eine gute Nacht und entfernte sich. Und als es Morgen war, ließ er wieder ein Frühstück herrichten und begleitete sie hierauf noch eine Strecke Weges. Und als er sich endlich von ihnen trennte, sagte er: „Ich gab Euch, was ich hatte, nehmt mit dem Wenigen fürlieb!"

Da zupfte Petrus den Herrn verstohlen am Aermel und sprach: „Herr! belohnst Du ihn nicht dafür, daß er ein so wackerer Mann ist, und uns so gerne gesehen hat?“

„Die Belohnung dieser Welt,“ entgegnete ihm Jesus: „ist eine unechte; ich bereite ihm aber eine andere im Himmelreiche.“ Hierauf wandte er sich zu dem Schmiede und redete ihn an: „Verlange was Du nur immer wünschest, drei Bitten werden Dir erfüllt werden.“

Da freute sich der Schmied und sprach: „Wenn dem so ist, so mache Herr, daß ich noch hundert Jahre am Leben und so gesund wie heute bleibe.“

Und Jesus sagte ihm: „Dir geschehe, wie Du verlangt. Was willst Du noch weiter?“

Der Schmied überlegte und sprach: „Was soll ich verlangen? Mir geht es ohnehin gut auf dieser Welt; was ich täglich verbrauche, verdiene ich mir hinreichend durch mein Handwerk. Mach' also, daß ich stets genug Arbeit habe, wie es bisher der Fall gewesen.“

Und der Herr antwortete ihm: „Auch das soll sich Dir erfüllen. Und was verlangst Du noch zum Dritten?“

Da wußte mein lieber Schmied schon nicht mehr, was er nennen solle; inzwischen besann er sich und sagte nach einer Weile: „Je nun, Herr, wenn Du so gütig seyn willst, so mach', daß, wer auf den Stuhl sich niederläßt, auf welchem Du bei mir hinter dem Tische gesessen, ein Jeder anfriere und nicht von der Stelle könne, als bis ich ihn befreie.“

Petrus lachte, aber der Herr sprach: „Es geschehe, wie Du gesagt.“

Hierauf gingen sie auseinander; der Herr und Petrus zogen ihres Weges weiter, und der Schmied lief erfreut nach Hause. Und es erging ihm, wie der Herr versprochen hatte. Alle Bekannten um ihn herum waren schon abgestorben; er aber blieb immer noch frisch und gesund wie ein Fisch, Arbeit hatte er vollauf, und sang dazu vom Morgen bis zum Abend.

Aber Alles hat sein Ziel. Die hundert Jahre verflossen endlich auch, und der Tod klopfte an die Thür.

„Wer ist's?“ meldete sich der Schmied.

„Ich bin's, der Tod, ich komme schon um Dich.“

„Ei, das ist ein willkommener Gast!“ rief der Schmied heimtückisch lächelnd: „Nur näher, werthester Herr! gedulde Dich nur, bis ich mir hier diese Hämmer und Zangen ein wenig in Ordnung gebracht, doch bin ich gleich damit fertig. Setze Dich indessen ein wenig auf diesen Stuhl hier, ich weiß ohnehin, Du bist ermüdet und hast unausgesetzt auf der Welt etwas, das Dich herumzustreichen zwingt.“

Der Tod argwohnte nichts; er ließ sich nicht lange nöthigen und setzte sich. Da fing der Schmied aus vollem Halse an zu lachen und sprach: „Jetzt bleib' Du hier sitzen und rühre Dich nicht von da, bis ich werde wollen!“

Der Tod begann sich zu bäumen, rasselte mit den Knochen und klapperte mit den Zähnen; allein es half nichts, er konnte nicht von der Stelle und mußte sitzen bleiben, als wäre er festgeschmiedet. Der Schmied lachte, daß er sich den Bauch halten mußte, verschloß die Thür und ging seiner Beschäftigung nach, froh, daß er nicht mehr den Tod zu fürchten hatte, da er ihn zu Hause gefangen hielt.

Indessen dauerte seine Freude nicht lange, und bald mußte er erfahren, daß er sich getäuscht.

Er hatte zu Hause ein schönes Mastschwein, und wollte es auf dieses Vergnügen schlachten und die Schinken in den Kamin hängen; denn er aß für sein Leben gern gute geräucherte Schinken. Er nahm daher das Beil und gab damit dem Schweine einen Schlag auf den Kopf, daß es zusammenstürzte; allein während er sich um's Messer bückte, um es abzuschlachten und das Blut auf Leberwürste in einem Topfe aufzufangen, erhob sich mit einem Male das Schwein wieder und rannte fort mit lautem Gegrunze, und bevor sich der Schmied von seinem Schrecken zu sammeln vermochte, war es schon auf und davon.

„Warte, du Aas, ich werde deiner dennoch wieder habhaft werden!“ versetzte der Schmied, und ging inzwischen in den Stall und zog eine Gans heraus. Er hatte sie bereits zwei Wochen — für die Kirchweihe gefüttert. „Wenigstens dich will ich mir heute schmecken lassen,“ sprach er zu sich selbst: „da mir die Würste entronnen sind,“ und das Messer zur Hand nehmend, wollte er ihr den Hals abschneiden. Aber o Wunder! aus der Gans floß auch nicht ein Tröpfchen Blut, und als er ihr das Messer aus dem Halse herauszog, war schon von der Wunde keine Spur mehr. Während sich der Schmied darüber so verwunderte, entschlüpfte plötzlich die Gans aus seiner Hand und flog mit hellem Geschrei dem Schweine nach.

Das war dem Schmiede denn doch ein wenig zu stark, so gut hatte er bereits seine Verrichtung beendet und sollte sich jetzt nicht einmal an einem Braten letzen können? Er ließ also vor der Hand die Gans Gans, und das Schwein Schwein seyn und ging in den Taubenschlag und holte sich zwei Täubchen. Damit sie aber nicht wieder etwas Aehnliches ausführten, nahm er das Beil und hieb ihnen auf dem Stocke die Köpfe ab — Beiden mit einem Schlag. „Nu, ihr habt wenigstens genug!“ brummte er vor sich hin und warf sie auf die Erde. Aber o Wunder! kaum daß sie den Boden erreicht hatten, reihten sich die Köpfchen wieder

an die Hälse an und husch! waren die Tauben auch schon davon. — Da blitzte es mit einem Male in dem Kopfe des Schmiedes auf, er schlug sich mit der Faust vor die Stirne und sagte: „Ja freilich, freilich! auf das hatte ich nicht gedacht; darum kann nichts sterben, weil ich den Tod gefangen halte!“ Er schüttelte darob sein Haupt und es war ihm nicht sehr angenehm, daß er nun für immer die schönen Schinken und Würste, die schmackhaften Martinsgänse und gebratenen Täubchen verlassen sollte. Aber was ist zu thun? Den Tod freilassen? Keineswegs; der würde zuerst ihm den Hals umdrehen. Er beschloß daher, nun statt des Fleisches Erbsen und Brei zu essen, und statt des Bratens Kuchen zu backen — die sind denn, wenn es nicht anders ist, auch gut genug. Eine Zeitlang ging dieß wohl an, so lange die alten Vorräthe dauerten. Aber es kam das Frühjahr und da begann erst das wahre Elend. Alle Thiere, so viel es deren im vorigen Jahre gegeben hatte, lebten im Frühlinge wieder auf, auch nicht ein Einziges fehlte! Und dazu wuchs eine solche Menge junger Thiere heran, daß rings umher Alles wimmelte. Vögel, Mäuse, Heuschrecken, Käfer, Würmer und anderes Ungeziefer fraßen und vernichteten alles Getreide auf den Feldern, und die Wiesen waren wie ausgebrannt; die Bäume in den Gärten standen wie die Besen da, Laub und Blüthen fraßen die Schmetterlinge und Raupen ab, — und es war nicht möglich, auch nur eine Einzige zu tödten. In den Seen und Flüssen war eine solche Menge kleiner Fische, Frösche, Wasserspinnen und anderen Insekten, daß das Wasser stinkend wurde und es nicht möglich war, sich daran satt zu trinken; in der Luft aber waren Wolken von Mücken, großen und kleinen Fliegen, und auf der Erde eine solche Masse abscheulicher Insekten, daß sie den Menschen hätten umbringen müssen, wenn er hätte sterben können. Die Menschen wandelten halbtodt, wie die Schatten umher und konnten weder leben noch zu Grunde gehen.

Als der Schmied gewahr wurde, welch' Unheil er mit seinem thörichten Beachren angerichtet hatte, sprach er: „Der liebe Herr Gott hat es doch so recht gemacht, daß der Tod auf der Welt ist!“ ging und unterwarf sich dem Tode selbst und befreite denselben, welcher ihn auch sogleich mit sich nahm. Und so kam nachher allmählig Alles wieder in die alte Ordnung.

F. R.

Leo's Grafen von Thun neueste Broschüre.

(Beschluß)

2. Die Sprachenfrage.

Pag. 44. „Welche Regel soll darüber entscheiden, was für eine Sprache in jedem Falle in Anwendung kommen soll? — Es läßt sich vernünftiger Weise keine andere Regel dafür denken, als die der Zweckmäßigkeit. Man redet, um seine Gedanken Anderen mitzutheilen; folglich soll man sich dabei der Sprache bedienen, welche diesem Zwecke am besten entspricht. Jeder vorurtheilsfreie Mensch wird daher, so viel es in seiner Macht steht, diejenige Sprache wählen, durch die seine Worte in den Verstand und das Gemüth seiner Zuhörer am besten Eingang finden. Das fordert jedenfalls sein eigener Vortheil; ist er aber verpflichtet zu reden, so hat auch der Hörende das Recht zu verlangen, daß sich dabei nicht einer ihm unverständlichen Sprache bedient werde. — Wenn das Gesetz anordnet, daß gewisse Aussprüche der Gerichte oder anderer Behörden durch die Zeitung kund gemacht werden sollen, so fordert ohne Zweifel die Gleichberechtigung, daß solches in beiden Sprachen geschehe; denn jeder Einzelne hat dann in der That ein Recht zu verlangen, daß ihm die Möglichkeit gebothen werde, durch das bequeme und billige Mittel der Zeitungen authentische Kenntniß von jenen Erlässen zu erlangen.“

3. Die Gleichberechtigung.

Pag. 34. „Wie? hören wir fragen, haben die Slaven in Oesterreich noch etwas Weiteres anzustreben als Gleichberechtigung oder nicht? Gleichberechtigung ist nach unserer Meinung Alles, was die Staatsgewalt zu gewähren hatte, aber allerdings nicht das Ziel alles Strebens. Geltung und Bedeutung in der Geschichte des Menschengeschlechtes zu erlangen, wie die andern großen Volksstämme Europas sie bereits erlangt haben, das muß das Ziel der Slaven seyn; Gleichberechtigung ist die unerläßliche Bedingung dazu, aber auch nichts weiter als eine Bedingung. — Die Slaven mit der Gleichberechtigung gleichsam für abgespeist ansehen und verlangen zu wollen, daß sie sofort sich hübsch ruhig verhalten, und die Hände in den Schooß legen, ist gerade so widersinnig, wie es wäre, den Negersclaven in Amerika Emancipation zu bewilligen, aber unter der Bedingung, daß sie nicht darnach streben sollen, Eigenthum zu erwerben, sich höhere Bildung anzueignen, und im geselligen Leben sich als den Weißen ebenbürtig geltend zu machen. Was nützt die Gleichberechtigung dem, der davon keinen Gebrauch macht? Vorwärts sollen also die Slaven streben; sie haben nicht nur das Recht dazu, sondern sie haben die Pflicht ihre Kräfte zu gebrauchen, und nicht „das Talent“ zu vergraben, das der Herr ihnen anvertraut hat.“

Die Bedingung dazu ist nun die garantirte Gleichberechtigung.

Pag. 41. „Der Grundsatz der Gleichberechtigung enthält aber nichts mehr als die Regel, daß keiner Nation als solcher ein Vorrecht vor einer andern gebühren, oder deutlicher ausgedrückt, daß Niemanden deßhalb, weil er einer gewissen Nation angehört, etwas verweigert oder verjagt werden darf, was er als ein Recht in Anspruch nehmen dürfte, wenn er nur einer andern Nation angehörte. Die Wichtigkeit dieses Grundsatzes haben die Slaven in Oesterreich aus eigener Erfahrung kennen gelernt. So oft man immer noch behaupten hört, daß sie in der vormärzlichen Zeit unter keinem Drucke zu leiden gehabt haben, so bleiben nichts desto weniger Thatsachen unwiderleglich, die das Gegentheil beweisen. Nicht eine, sondern viele Schulen lassen sich anführen, in denen Kinder, die noch kein Wort, oder eben nur einzelne Worte deutsch verstanden, Jahre lang deutsche Vorträge anhören, und deutsche Aufgaben auswendig lernen mußten, ohne daß auch nur dafür gesorgt war, ihnen anders, als auf diesem Geisterödtenden Wege die deutsche Sprache zu lehren. Der Unterricht, den nach den Landesgesetzen die Eltern für ihre Kinder von dem Staate zu verlangen ein Recht hatten, war also diesen Kindern nur deßhalb versagt, weil sie der böhmischen (in Kärnten slovenischen) Nation angehörten; und wer das rügte, der hat mehr als einmal die Antwort hören müssen: „es ist ihre Schuld, daß sie nicht deutsch können,“ —

eine Antwort, von der es Gott sey Dank jetzt nicht mehr so schwer hält, wie damals, begreiflich zu machen, wie sinnlos, ungereckt und verletzend sie war. Nicht ein Fall, sondern unzählige Fälle könnten heute noch nachgewiesen werden, wo Partheien, die nur der böhmischen (bei uns slovenischen) Sprache mächtig waren, nicht gestattet wurde, ihre Angelegenheiten bei Gericht (wenigstens wo die Verhandlung schriftlich vor sich ging) in ihrer Sprache vorzubringen, oder wo gerichtliche Erledigungen ihnen — selbst trotz ihrer ausdrücklichen Einsprache — nur deutsch hinausgegeben wurden. Aus eigener Erfahrung kenne ich einen Fall, wo dieser Vorgang von einem Manne, der seine Sendung als Magistratsrath einer kleinen Stadt in ruchloser Weise ausbeutete, mit dazu benützt wurde, die Justiz zu dem geraden Gegentheile dessen zu machen, was sie seyn soll, und wo dieses Mittel mit dazu diente, einen Landmann, der zu ehrlich und zu rechtsunkundig war, um solche Gefahr zu ahnen, unwiderruflich um sein ganzes Vermögen zu bringen. Gegen die Verweigerung der Justiz in böhmischer Sprache sind Rekurse erhoben, und aus dem Grunde abgewiesen worden: „weil die Geschäftssprache gesetzlich die deutsche sey" (solche Fälle könnten selbst aus der neuesten Zeit auch in Illyrien angeführt werden). Dergleichen ist durch die gesetzliche Anerkennung nationaler Gleichberechtigung unmöglich geworden. Wohl kann es seyn, daß noch hie und da einem Kinde der Unterricht in der einzigen ihm verständlichen Sprache versagt wird, oder daß ein oder der andere Beamte den Partheien seine Sprache aufzudrängen sucht, statt sich ihrer Wahl zu fügen; es kann seyn, und wird der menschlichen Leidenschaften wegen noch oft geschehen, daß Jemand die eine oder die andere Landessprache absichtlich verächtlich behandelt, oder ihren Anspruch auch da, wo sie nicht eben ganz unentbehrlich ist, sich geltend zu machen, wie eine widerrechtliche Vermessenheit ansieht; allein nie mehr wird es an Abhilfe gegen solche Verletzung der Gleichberechtigung fehlen; vor keinem Richterstuhle, weder vor denen des Staates, noch vor dem der öffentlichen Meinung, wird je mehr geltend gemacht werden können, daß einer Landessprache vor der andern ein gesetzliches Vorrecht gebühre; nie mehr wird in dem Gesetze ein Grund oder Vorwand gesucht werden können, den Gebrauch der einen oder andern zu verweigern."

Merkwürdig ist auch was der Herr Graf pag. 65 über die Garantie des Principes nationaler Gleichberechtigung schreibt: „Politische Garantie gibt es überhaupt gar keine andere, als die allgemein verbreitete, gründliche Ueberzeugung von der Gerechtigkeit und Nothwendigkeit dessen, was das positive Gesetz anordnet. Diese Macht der öffentlichen Meinung hat dem Principe der Gleichberechtigung mit einem Male Anerkennung verschafft; diese Ueberzeugung hat es bewirkt, daß von dem Augenblicke an nicht eine Stimme sich dagegen erheben hat. Wenn große Principien, nach langer Gährung der Gemüther, sich Bahn gebrochen haben, so gibt es keine Macht in der Welt, die sie wieder umstoßen könnte. Die Anerkennung nationaler Gleichberechtigung in Oesterreich ist ein solcher Sieg der Wahrheit. Sie ist verbürgt durch die großen Ereignisse der Jahre 1848 und 1849, besiegelt durch das Blut der Tausende, die auf den Gefilden Ungarns gefallen sind. Die Verfassungen Oesterreichs können dem anerkannten Rechte Ausdruck verleihen; und darin, daß ein Gesetz eben nichts weiter, als der Ausdruck der allgemeinen Ueberzeugung ist, liegt seine wirksame Garantie; einer andern bedarf es nicht."

Dieß sind die in der genannten Broschüre niedergelegten Grundsätze unsers gegenwärtigen Ministers des Kultus und Unterrichtes. Blühend, glücklich und mächtig wirst du seyn, schönes, herrliches Oesterreich, wenn deine Minister von so edlen und gerechten Grundsätzen beseelt, und für deren allgemeine Durchführung ernstlich und kräftig besorgt sind!

Klagenfurt, den 18. November 1849.

And. Einspieler.

Notizen.

— Der „Wienerbote" vom 4. d. theilt folgenden schön gedachten patriotischen Vorschlag mit: Vielfach und großartig sind die Anstalten, wodurch Oesterreichs Völker ihre Achtung, ihre Sorge und ihren Dank für unsere heldenmüthige Armee fortwährend an den Tag legen. Sie beziehen sich jedoch größtentheils auf die noch lebenden Krieger. Vergessen wir nicht der Todten! jener Tausende, die im Kampfe für Thron und Vaterland gefallen — jener noch zahlreichern Tausende, welche durch Mühsal, Wunden, Krankheit und Verrath als Märtyrer der guten Sache ein frühes Grab gefunden, deren Ringen mit dem herben Schicksal ihnen um so schwerer fallen mußte, als ihnen der Balsam des Ruhmes mangelte. Wohl findet Jeder in der trauernden Brust seiner hinterlassenen Lieben ein bleibendes Denkmal — Alle an dem ausgesprochenen Dank des Vaterlandes ein ihrer würdiges Monument; allein es stehen uns noch andere Mittel zu Gebot, die Todten zu ehren, als Gefühl und Wort, wenn es auch gerade keine solchen wären, die großen Aufwand an Zeit, Mühe und Geld verursachen. Fast jede Gemeinde unseres Staates dürfte unter den Opfern dieses riesigen Krieges einige ihrer Glieder zählen. Wie, wenn nun jede Pfarrgemeinde auf ihrem Friedhofe eine Tafel anfertigen ließe, worauf die Namen ihrer in diesem Kriege gefallenen Glieder verzeichnet wären? Wäre damit nicht das einfachste und zugleich großartigste Monument erbaut, welches die prächtigste Ruhmeshalle entbehrlich machte? Ein Nationaldenkmal, daß über das ganze Reich sich dehnend, in jedem Orte seinen Repräsentanten fände. Und wahrlich! es würde an Pilgern nicht fehlen, welche nach solchen Gedenktafeln forschten, und den Manen der hierauf Verzeichneten den letzten Zoll ihrer Verehrung und Dankbarkeit weihten. Um jedoch bei Ausführung dieses Vorschlages der Idee eines Nationalinstituts nach Möglichkeit zu entsprechen, würde erfordert, daß die einzelnen Gedenktafeln, mit Ausnahme der eigenen Namen, den gleichen Text enthalten. Ich schlage deshalb vor, etwa folgende Inschrift zu adoptiren:

Den tapfern Söhnen,
welche in den Kämpfen der Jahre 1848 und 1849
für Thron und Vaterland gefallen,
N. N.
N. N. ꝛc. ꝛc.
von der dankbaren Pfarrgemeinde
Z.

Vielleicht vermögen Andere passendere Vorschläge zu machen; ich bin damit zufrieden, die Sache in Anregung gebracht zu haben. Dr. G.....

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 101. Klagenfurt, Dinstag den 18. Dezember 1849.

Die drei goldenen Federn.

Volksmährchen, aus dem Czechischen der Bozena Nemec

Ein Kaufmann besaß ein unermeßliches Vermögen; selbst das königliche Schloß konnte nicht prächtiger ausgestattet seyn als das des Kaufmannes, sowohl von innen als von außen. Ueber allen Reichthum ging ihm seine schöne Gemahlin und sein kleines Töchterchen Swatawa. Es war ein Mädchen zum Lieben geschaffen. Wenn Jemand auf den Tod betrübt gewesen wäre und lächelten ihn diese blauen Aeuglein so klar wie das reine Firmament des Himmels an, so mußte er Trost empfinden. Dieß fühlte am besten Czestmir, der Sohn eines armen Hirten, nicht ferne von dem Schlosse des Kaufmannes. Er hatte keine Mutter mehr, bloß einen alten Vater, den er mit dem kargen Lohne, welchen man ihm für sein Weiden gab, kümmerlich ernährte. Eine baufällige Hütte, ein grober Kittel, dieß war ihre Habseligkeit. Und dennoch war Czestmir stets fröhlich und wünschte sich nicht einmal etwas Besseres.

Tag für Tag ging die Amme mit der kleinen Swatawa in den Garten, in dessen Nähe Czestmir weidete und sang. Kaum hörte das Mägdlein die Stimme des Hirten, so vermochte die Amme es nicht mehr zurückzuhalten, und sie mußte mit ihm nach dem Hügel. Czestmir wand der Kleinen schöne Kränzchen, führte ihr Lämmer zu, oder erheiterte sie mit Liedern, deren er eine große Menge wußte. Da wurde Swatawa still und horchte, zuweilen sprang sie wieder um ihn herum, streichelte seine braunen Wangen, oder wickelte die schwarzen Locken seiner Haare um ihren rosigen Finger. Czestmir wäre für dieses Kind ins Feuer gesprungen, aber niemals wagte er, es zu berühren; denn immer war es mit reichem Zeuge und Spitzen umhüllt, er aber nur mit einem groben Kittel! Demungeachtet aber hatten sich die Kinder dennoch stets gerne, und tagtäglich spielten sie mit einander.

Czestmir hatte bereits das zwölfte, Swatawa das achte Lebensjahr erreicht, als Letztere eines Tages auf den Hügel kommt und Czestmir dort nicht findet; sie geht immer weiter, bis sie zu einem kleinen Häuschen gelangt, zweifelhaft, ob sie eintreten solle oder nicht; als sie aber von innen ein bitterliches Weinen hört, erkennt sie Czestmir und eilt hinein. Der arme Junge saß an der Leiche seines Vaters.

„Warum weinst Du, mein Czestmir? Was ist Dir geschehen?"

„Wie sollte ich nicht weinen, mir ist ja der Vater gestorben, und ich arme Waise habe jetzt Niemanden mehr auf dieser Welt."

Lange bemühte sich Swatawa, während sie selbst Thränen vergoß, ihn zu trösten, aber Czestmir war nicht zu beruhigen. Da begab sich das Mädchen nach Hause, ging zur Mutter und erzählte ihr Alles; die gute Frau schickte sogleich um den Knaben, und ließ den Todten anständig begraben. Czestmir vermeinte im Himmel zu seyn, als ihn der Diener ins Schloß brachte, und Swatawa ihn durch die prächtigen Gemächer zur Mutter führte.

Der Frau gefiel der hübsche Junge; sie hatte Mitleiden mit dem Verwaisten und fragte, ob er im Schlosse bleiben wolle? Freudig willigte Czestmir ein, denn er wußte nicht, wo sich hinzuwenden. Hierauf nahm ihn die Frau bei der Hand, führte ihn zu ihrem Gatten und bat für ihn. Auch der Kaufmann fand an dem Burschen Wohlgefallen, weßhalb er ihn fragte, ob er mit ihm in die Welt gehen wolle?

Czestmir war zu Allem bereit, und als ihm der Herr versprach, er könne mit der Zeit auch Kaufmann werden, hatte er eine um so größere Freude. Aber Swatawa war darüber äußerst mißmuthig, daß sie den Gefährten ihrer kindlichen Spiele verlieren solle, und als sie allein waren, stellte sie ihn zur Rede, warum er mit dem Vater gehen wolle?

„Und wie sollte ich nicht gehen, meine liebe Swatawa, wenn mich Dein guter Vater mit sich nimmt? Ich habe ja sonst Niemanden mehr auf dieser Welt?"

Swatawa begann allmählig einzusehen, warum Czestmir in die Welt wolle, aber dennoch verdroß es sie. Der Kaufmann ließ Czestmir neue Kleider verfertigen und in etlichen Tagen sollten sie abreisen

Am Vorabende der Abreise durchstreiften die Kinder alle Plätzchen, wo sie gerne gespielt hatten, und endlich gingen sie in das Gärtchen zu dem Grabe von Czestmirs Vater und bekränzten es mit frischen Blumen, wie sie es täglich zu thun pflegten.

»Weine nur nicht, lieber Czestmir, alle Tage will ich das Grab Deines Vaters mit Blumen verzieren, wie Du es immer thatest. Der Vater wird bald wiederkehren, Du mit ihm und bringst mir einen schönen Kranz von ausländischen Blumen. Dann werden wir von Neuem mit einander herumlaufen, spielen und Du wirst mir Lieder singen.«

So trösteten sich die armen Kinder! Am folgenden Tage reiste der Kaufmann fort in fremde Länder um kostbare Waaren und Kleinodien, die er wieder in andere Gegenden versandte.

Lange blickte Swatawa ihrem Czestmir nach, und Czestmir auf das holde Mädchen zurück. —

Swatawa lebte nun mit ihrer Mutter einsam; es freuten sie nicht mehr die kindischen Spiele, nur Abends lief sie in den Garten und bekränzte das Grab des alten Hirten. Die Mutter gab ihr Unterricht in verschiedenen Arbeiten und im Harfenspiele. Sie freute sich schon, bis Czestmir wiederkehrte, daß sie spielen und er mit ihr singen werde. Ein Jahr war bald entschwunden und der Kaufmann sollte zurückkehren. Was war dieß für eine Freude, als vom Vater die Nachricht einlangte, daß er den andern Tag kommen werde. Die arme Swatawa wußte bisher nicht, daß Hoffnung gar oft trüglich zu seyn pflege! Der Vater kam, aber Czestmir brachte er nicht mit. Er begann die prächtigen Spielereien auszubreiten, welche er dem Töchterchen mitgebracht hatte, probirte ihr Kleider an, und zog endlich auch ein verwelktes Kränzchen hervor. »Dieses sendet Dir Czestmir, da Du so gerne Blumen hast; es sind werthvolle Blümchen, aber auf dem Wege sind sie mir verwelkt.«

Swatawa nahm das Kränzchen und benetzte es mit Thränen, größer als Perlen.

»Warum hast Du ihn nicht mitgebracht, lieber Vater? Ich freute mich so sehr auf ihn.«

»Ich gab ihn zu einem reichen Kaufmanne in den Unterricht; bis er in Allem ausgebildet seyn wird, kehrt er wieder zu uns zurück.«

»Aber wann wird dieß seyn?« —

»Das kann ich Dir, liebes Kind, nicht sagen; vielleicht in einigen Jahren.«

»Ach, dieses erlebe ich gar nicht,« dachte Swatawa, ging in den Garten und weinte schmerzlich.

Doch die Jahre verrinnen wie Wasser, und der Mensch ließe sich gar nicht träumen, was er Alles erlebt! — Swatawa wuchs und blühte wie ein Röschen zwischen dem Moose. Jedes Jahr kehrte der Vater aus fremden Ländern zurück, aber Swatawa weinte schon nicht mehr, wenn er Czestmir nicht mitbrachte. Ein Jahr um's andere verbleichte sein Bild immer mehr und mehr in ihrem Herzen, wiewohl es sich nie ganz verwischte!

Indessen bildete sich Czestmir bei dem reichen Kaufmanne, und beinahe das ganze Jahr schiffte er mit ihm auf dem Meere und trieb sich zwischen verschiedenen Nationen herum. Der Kaufmann hatte keine Kinder und liebte Czestmir überaus. Dieser bewies sich dafür dankbar. Er hätte seinem Beschützer die Gedanken erfüllen mögen, und wäre für ihn in's Feuer gesprungen; er hatte einen hellen Kopf, war in Allem regsam, und deshalb brachte er es in kurzer Zeit so weit, daß er durch seine Redlichkeit und Geschicklichkeit seinem Herrn nicht Hunderte, aber Tausende ersparte. Wenn er eine freie Zeit hatte, wandelte er entweder auf dem Felde, im Garten oder auf dem Verdecke, und blickte über die weiten Landschaften und das Meer nach seiner Heimath hin, wo das Grab seiner Eltern und zwei blaue Augen sich befanden, welche ihm auf dem Lebenswege als Sterne leuchteten. Wenn ihm am trübsten zu Muthe war, begann er die geliebten Lieder zu singen, welche Swatawa so gerne gehört hatte; und da ließen oftmals die Schiffer das Rudern, die Reisenden kamen aus den Kajüten hervor und lauschten dem einfachen aber sehr ergreifenden Gesange des ehemaligen Hirten. Schon begann das zehnte Jahr, seit er die Heimath verlassen hatte; da rief ihn eines Tages sein Herr zu sich und sprach zu ihm:

»Mein Freund, dein ehemaliger Herr will eine große Ladung Waaren voraus nach Hause spediren, da er aber Niemanden hat, auf den er sich verlassen könnte, so bath er mich, daß ich Dich senden möchte. Ich schlug es ihm nicht ab, da ich weiß, daß du auch gerne wieder einmal nach Hause schauen möchtest, nicht wahr?«

Mit freudestrahlendem Angesichte stimmte Czestmir dem gütigen Herrn bei, empfing das Reisegeld und eilte auf das Schiff zum Vater der theuern Swatawa. Dieser übergab ihm die Waaren, trug ihm einen Gruß an Frau und Tochter auf und fügte hinzu, daß er in einiger Zeit ihm nachfolgen werde. Wie lange dünkte Czestmir der Weg zur Heimath!

»Und wozu eile ich?« fragte er zuweilen sich selbst, wenn er Alles überdachte. »Wen werde ich dort finden? Das Grab der Eltern und die schöne Tochter des reichen Herrn, welche sich um die arme Waise wenig kümmern wird.«

Es war um die Abendzeit, in der Swatawa zu ihm zu kommen pflegte, als Czestmir, nach beinahe zehnjähriger Trennung, die Hütte, in der er geboren,

abermals erblickte. Raſchen Schrittes eilte er in des Herrn Garten zu dem Grabe ſeines Vaters.

Auf dem Söller des prächtigen Schloſſes ſitzt Swatawa, die Harfe im Arme und ſingt; der röthliche Schein der untergehenden Sonne fällt auf ihr holdes Angeſicht, als wollte ſie ihr zur guten Nacht die Wangen küſſen. Sie denkt an Czeſtmir, den braunen Knaben, und ſingt ein Lied, welches er ſie vor ihrer Trennung gelehrt hatte. Da rauſcht es im Laube, und eine weiche, anmuthige Stimme verſchwimmt mit der ihren. „Das iſt Czeſtmir's Geiſt,“ flüſterte ſie, und mit bebendem Herzen lauſcht ſie den Tönen, welche ſtets voller und ſehnſüchtiger heraufklingen. Die Harfe entſinkt ihren Marmor-Armen, das ſeidene Gewand rauſcht über das Zimmer hin, und ſchon bewegt ſich Swatawa fliegenden Schrittes durch den Garten. Da ſteht vor ihr ein junger hochgewachſener Mann! Wie hätte ſie ihn nicht erkennen ſollen? Das waren ja die braunen Wangen, die ſie als Kind geſtreichelt, die ſchwarzen Locken, in denen ſie ſo gerne herum gewühlt, das war Czeſtmir, der Gefährte ihrer Kinderjahre, freilich um vieles ſchöner, als ſie ſich ihn vorgeſtellt hatte.

„Vergebt, Jungfrau,“ begann er und ſeine Stimme bebte, und die Seele flog durch das Auge dem Mädchen zu. „Vergebt, daß ich früher die Aſche der Verſtorbenen küſſen ging, als in das Schloß mit der Botſchaft von Eurem Vater.“

„Wie, ſprichſt Du ſo zu mir Czeſtmir?“ entgegnete Swatawa und eine Thräne erglänzte in ihrem Angeſichte, wie ein Thautropfen auf einem Roſenblatte. „Bin ich nicht mehr Deine liebe Swatawa? Haben zehn Jahre ſo viel geändert?“

„Leider wohl; die Roſe, die ich als Knoſpe verließ, wuchs empor und iſt zu einem herrlichen Strauche erblüht; aber die Hand der armen Waiſe darf dieſe köſtliche Blume nicht berühren.“

„Und wie, wenn die Roſe ſich ſelbſt zu Dir neigt, und die Hand zum Gruße biethet,“ antwortete Swatawa und reichte mit holdem Lächeln die Hand dem lieben Gefährten, der ſie an das klopfende Herz drückte. In einer Weile führte ſie ihn zur Mutter, welche ihn mit Freuden willkommen hieß und wie ihren Sohn behandelte. Swatawa und Czeſtmir waren wieder die ſcherzenden Kinder, wie vor Jahren luſtwandelten ſie im Garten, und Abends ſpielte Swatawa auf der Harfe und Czeſtmir ſang mit ihr. Die Tage entflohen wie Stunden, und der Zeitpunkt nahte heran, wo der Vater kommen und Czeſtmir abgehen ſollte.

Sie ſaßen im Garten, ſprachen von der nahen Trennung und das Leid preßte ihnen die Herzen zuſammen; da ſchlingt Czeſtmir den Arm um Swatawa's ſchlanken Leib und — ihr Vater ſteht vor ihnen.

„Verräther! Betrüger!“ ſchrie er mit vor Zorn ächzender Stimme: „So willſt Du mir es vergelten, daß ich Dich aus dem Staube hervorgezogen? Glaubſt Du, Bettler, Du könnteſt Deine Augen zu meiner Tochter erheben?“

Dunkle Röthe übergoß Czeſtmir's Antlitz, die Zähne ſchlugen ſich in die vollen Lippen, Entrüſtung und Schmerz tobten in ſeiner Bruſt.

„Vater, vergib, ich liebe ihn!“ bat Swatawa, indem ſie die gefalteten Hände nach dem Vater ausſtreckte.

„Du biſt eine ungerathene Tochter, welche dem Willen ihres Vaters entgegen handeln will. Höre daher das Gelübde, welches mich bindet: Nur derjenige bekommt Dich zur Gattin, der mir drei goldene Federn von dem Rieſenvogel bringt.“

„Und willſt Du Dein Wort auch der armen Waiſe halten?“ fragte Czeſtmir mit flammendem Auge.

„Wohl, auch der Waiſe!“ antwortete der Kaufmann.

„Gott beſchütze Dich, theure Swatawa! Bevor noch die grünen Bäume das gelbe Gewand anlegen, bringe ich Dir die drei goldenen Federn, oder Du ſiehſt mich nie mehr wieder.“ Dieſes ſprechend, küßte er das todtenbleiche Mädchen, eilte aus dem Garten und in einer kleinen Weile flog er aus dem Schloſſe ins freie Feld hinaus. Wir laſſen die wehklagende Swatawa allein und gehen ihm nach.

In einem Galopp ging es bis in die Stadt, wo ſein Herr ſich aufhielt, welchem er mit betrübtem Herzen ſein Ungemach mittheilte.

„Und wo gibt es einen ſolchen Vogel?“

„Dieß weiß ich nicht, allein ich will ſo lange wandern, bis ich ihn finde.“

„Lieber Freund, Du haſt zwar eine ſchwere Aufgabe auf Dich genommen; aber geh' immerhin und verſuche Dein Glück, vielleicht wird Dir der Himmel gnädig ſeyn.“

(Beſchluß folgt.)

Die Gefahren der kleindeutſchen Beſtrebungen.

Eine der letzten Nummer der „deutſchen Reform“ verſuchte eine Widerlegung der in der öſterreichiſchen Depeſche vom 12. November enthaltenen Darlegungen, die deutſche Frage betreffend. Wir wiſſen, daß dieſes Blatt ſeine Anſichten mit der ausgezeichneſten Sophiſtik und mit jener Wärme, welche nicht die Ueberzeu-

gung sondern der diplomatische Eifer einflößt, zu vertreten gewohnt ist. Wir wollen dessen Gewandtheit in diesem Felde nicht in Abrede stellen; allein wir mögen nicht glauben, daß seine Argumente auf die Leser, es seyen deren durch und durch schwarzweiß Gesinnte, oder der Verhältnisse Unkundige, einen überzeugenden Einfluß üben können. Die Reform weiß sich viel mit dem abgebrochenen Einwande, daß in der Reichsverfassung vom 4. März kein Vorbehalt bezüglich der deutschen Frage gestellt worden. Bereits einmal befanden wir uns in der Lage, die Nichtigkeit desselben zu beleuchten, und machen wiederholt darauf aufmerksam, daß dieses rein zufällige Nichtstellen des Vorbehaltes weder das Recht noch die Pflicht Oesterreichs in der Verbindung mit Deutschland auszuharren, und an dessen Erneuerung wesentlich Theil zu nehmen, zu schmälern vermag.

Es ist wichtig den Gesichtspunkt hervorzuheben, daß Oesterreich sich, Deutschland, und der Welt gegenüber eine Pflicht zu erfüllen habe, wenn es den Bestrebungen der kleindeutschen Parthei hemmend entgegentritt. Diese Pflicht resultirt aus der dreifachen Nothwendigkeit, dem eigenen und dem deutschen Volke gerecht zu werden, das europäische Gleichgewicht ungefährdet zu erhalten, und den europäischen Frieden zu bewahren.

Oesterreich ist weit entfernt, eigennützige Absichten zu verfolgen, und das Netz der Versinsterung und des Rückschrittes über Deutschlands Gauen zu breiten. Allein es würde Europa unendlichen Gefahren preisgeben, wenn es das, was in Berlin angebahnt wurde, und in Erfurt zur Vollendung gebracht werden soll, als einen Fortschritt betrachtete, und gelten ließe. Jener sogenannte kleindeutsche Fortschritt ist nicht mehr und nicht weniger, als ein Bestandtheil der revolutionären Kreis- und Wirbelbewegungen, welche die Atmosphäre der politischen Welt furchtbar erschüttert haben. Er ist keine Entwickelung, sondern eine Ueberstürzung, nichts Nothwendiges, sondern das Dictat eigensüchtiger Vergrößerungstendenzen.

Die „deutsche Reform" beruft sich auf die Frankfurter Nationalversammlung, und meint, daß durch die Traditionen derselben das Bundesrecht und die Bundesverfassung wesentliche Modificationen erlitten hatten. Wir vermögen die Wahrheit dieser Behauptung nicht zu fassen, wir stehen auf dem Boden des positiven, d. h. des einzig wahrhaften Staatsrechts. Wir glauben, daß die Verträge entscheiden, nicht historische Zwischenphasen, und vorübergehende Momente, die wohl mächtige Spuren in den Gemüthern und in den Geistern zurücklassen, aber durchaus nicht auf die pragmatische Entwicklung der positiven staatsrechtlichen Zustände influiren können.

Wir wissen, daß das Prinzip der Vereinbarung mit der Nationalversammlung ein von allen deutschen Bundesstaaten anerkanntes war. Halten wir die Thatsache dagegen, daß die Vereinbarung nicht zu Stande kam, so fällt das Argument der Reform, wie sich von selbst versteht, wirkungslos zu Boden. Wenn sie behauptet, daß Oesterreich sich im November v. J. durch das Ministerprogramm und einige nachmalige Erklärungen scheinbar von Deutschland zurückzuziehen die Miene angenommen habe, so war doch dieses nur Schein, keineswegs ein entscheidender irgendwie bindender Schritt, und durfte seinen vorzüglichsten Erklärungsgrund darin finden, daß das Vereinbarungswerk zwischen der Nationalversammlung und den deutschen Regierungen dazumal nichts weniger als unterbrochen war. Wenn nämlich Oesterreich gefunden hätte, daß seines Bleibens im Verbande mit der zu Frankfurt zu vereinbarenden Reichs-Verfassung nicht seyn dürfte, wenn es befürchten mußte, daß die zu Frankfurt proklamirten Grundsätze mit jenen, auf welchen seine ganze Existenz ruht, im schroffsten Widerspruche stünden, dann war ihm die Attitude jener Zurückhaltung nicht zu verargen, und mit der Revolution im eigenen Innern beschäftigt, konnte es nicht verhalten werden, sich obendrein in die Gefahr der deutschen Umwälzung zu stürzen. Wir gestehen gerne und freudig, daß Preußen es war, welches den Dämon der Anarchie in Deutschland zu bändigen verstand; seiner Energie gebührt dieser hohe Ruhm. Mögen es ihm nicht durch Halbheit der Handlungsweise verdunkeln!

Aber Oesterreich machte innerhalb seiner Grenzen nicht mindere Kraftanstrengungen, und die Siege in Ungarn und Italien sind wohl auch dem monarchischen Princip in Deutschland zu Gute gekommen!

Demgemäß scheint jetzt die Zeit gekommen, wo Preußen und Oesterreich sich die Hände reichen sollten, um einseitige, nebenbuhlerische, untergeordnete Rücksichten vergessend, durch die Constituirung Deutschlands die Neolithhöhle der europäischen Stürme dauernd und für immer zu schließen.

Deutschland scheint dem unseligen Geschicke verfallen, daß alle die großen weltgeschichtlichen Bewegungen, welche seinem Schooße entstammten, im Widerspruche mit dem, was sie erzielen sollten, zur politischen Zerrissenheit geführt haben. Die Idee der Reformation, welche die ganze Welt durchfloß, neue blühende Staaten, wie z. B. Holland erschuf, England zu nie geahnter, wahrhaft römischer Größe heranzog, und den päpstlichen Thron zu Rom in seinen Grundfesten erschütterte, ist eine specifisch deutsche. Die deutschen Geschichtschreiber nennen sie die unsterbliche Perle der Nation, welche sich ihrem innersten Wesen entrungen, und doch mußte dieses von Deutschlands Händen begonnene Werk mit dem kläglichen westphälischen Frieden endigen, welcher der politischen Einheit der Nation eine Todeswunde schlug, Norddeutschland von dem Einflusse des Südens losriß, und mit alleiniger Ausnahme der in den Stürmen gewonnenen Schriftsprache kein Moment der nationellen Einigung zurückließ.

Fast scheint es uns, als sey die kleindeutsche Bewegung eben nur der Nachhall der Reformation, und wir fürchten, es wird die angestrebte Einigung einen ähnlichen Ausgang nehmen.

Möge die Ansicht Raum gewinnen, daß die Idee der Einheit nur in organischer Durchbildung im Großen und Ganzen lebendig zu werden vermag.

(Oesterr. Corr.)

Notizen.

— In England in der Stadt Cirencester (Gloucestershire), welche auf der Stelle des altrömischen Corinium steht, hat man unlängst in einer der Hauptstraßen einen großen und wohlerhaltenen Mosaikboden aufgegraben, der in neun Kreisen, jeder von beinahe 5 Fuß Durchmesser, wohlausgeführte Köpfe von Ceres und Flora, Darstellungen von Aktäon mit seinen Hunden, von Silen auf dem Esel reitend ꝛc. enthält.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 102. Klagenfurt, Sonnabend den 22. Dezember 1849.

Ein Ehrenblatt in Kärntens Annalen.

Gegenwärtig, wo der große Kampf für Oesterreichs Bestand und Rekonstituirung bereits ausgekämpft ist, und einzig der große Reorganisationsprozeß Federn und Gemüther beschäftigt, mag es nicht uninteressant seyn und einige Abwechslung gewähren, einzelne Scenen aus jenem weltgeschichtlichen Drama vorzuführen, wie es bereits mehrmals in diesen Blättern geschehen, und Persönlichkeiten zu besprechen, welche die Aufmerksamkeit des Vaterlandsfreundes mit Recht in Anspruch nehmen.

Unter die Tapfersten der ruhmbekränzten italienischen Armee gehört unser Landsmann, Peter Gruber, dermalen Lieutenant in dem k. k. 2. Garnisonsbataillon mit dem Standorte Arad, Inhaber der goldenen Tapferkeitsmedaille, dann der silbernen erster und der silbernen zweiter Classe, sowie des k. russischen St. Georgordens 5. Classe. Gruber ist in der Pfarre Gmünd in Oberkärnten, Ortschaft Aich geboren, katholischer Religion, Sohn eines Landmannes. Er wurde im Jahre 1842 assentirt, dann zwei Jahre beurlaubt und ist mit 1844 bei dem neunten Jägerbataillon, welches aus Inneröesterreichern besteht, und damals in Istrien lag, in Aktivität. Als ausgezeichneter Schütze und wegen seiner sonstigen rühmlichen Conduite avancirte er bald zum Vize- und Ende des Jahres 1847 zum wirklichen Unterjäger. Das Jahr 1848 berief das Bataillon auf den Kriegsschauplatz nach Italien, welchen es den 21. Februar nach glücklicher Ueberschiffung zu Venedig betrat, und von da nach Padua abrückte. Nach den bekannten Vorfällen in Mailand und Venedig, und dem Treubruche Piemonts, wodurch ganz österreichisch Italien, mit Ausnahme des Delta zwischen dem Mincio und der Etsch, in die Hände der Feinde fiel, zog das Bataillon, in das Corps des F. M. L. d'Aspre eingetheilt, den 24. März von Padua nach Verona. Am 8. April nahm es Theil an dem Zuge gegen die Insurgenten nach Montebello und Sorio, wo es zu einem lebhaften Gefechte kam, und dann wieder in das Bivouak von Verona zurückkehrte. Bei der Rekognoscirung von Pufolengo am 29. April hatte Gruber Gelegenheit sich auszuzeichnen. Er vertheidigte mit nur einigen Jägern ein einzeln stehendes Haus so lange gegen den andringenden Feind, bis sich der Flügel in seine beabsichtigte Aufstellung zurückziehen konnte, und so des Feindes Vorhaben einer Umgehung vereitelt wurde. Die silberne Medaille zweiter Classe lohnte seinen Muth und sein richtiges Erkennen. Bei dem Treffen von St. Lucia, dem unser junger Monarch damals noch als Prinz in allerhöchst eigener Person beiwohnte, und mit den Truppen die Feldlagerung sowie die Gefahren des Gefechtes theilte, befand sich Gruber bei Croce bianco im Feuer. Am 27. Mai trat das Bataillon jenen denkwürdigen Flankenmarsch nach Mantua und dann gegen Curtatone an, wo sich das vaterländische Regiment Baron Prohaska am 29. unsterbliche Lorbeern pflückte, während unsere Jäger die Umgehung des Feindes ausführten, welcher nach heftigem Widerstande, seine eilige Flucht und die Erringung der ersten bedeutenden Trophäen in diesem gegen ungleich überlegene Streitkräfte und bei sonst höchst ungünstigen Verhältnissen bestandenen Kampfe, zur Folge hatte.

Peschiera war mittlerweile gefallen, und der Rückzug mußte nach unzähligen Strapazen im heftigsten Regen nach Mantua ausgeführt werden, der jedoch zum Staunen des Feindes statt zur Defensive zur Unternehmung auf Vicenza führte, welche den Glanz- und Wendepunkt des italienischen Feldzuges bilde. Das neunte Jäger-Batallion engagirte den Kampf fast unter den Mauern, während das zehnte jenen Sturm auf die befestigten Anhöhen theilte, welcher in Oesterreichs Kriegsgeschichte denkwürdig bleibt. Die Resultate sind bekannt.

Von Vicenza zog das Bataillon in das wiedergewonnene Padua und von da nach einigem Aufenthalte in das Lager von Verona.

Am 22. Juli hinter Croce bianco gelagert, brach es Früh um 1 Uhr des folgenden Tages zur Entscheidungsschlacht auf. Bei Sona war es, wo es

in der Brigade Friedrich Fürſt v. Liechtenſtein kämpfend mit dem tapfern Regimente Kinsky die Stellung des Feindes ſtürmte. Die erſten Erfolge entſprachen nicht; das Gefecht wurde ſtehend. Da erſah Gruber den Moment, wo der Feind ſich zu neuem Angriffe ordnete; er beſtieg eine kleine Höhe, wohin ihm von den gedeckt bleibenden Jägern die geladenen Gewehre gereicht wurden. Auf eine Entfernung von beiläufig vierhundert Schritten einen feindlichen Stabsoffizier mit einem Adjutanten und mehreren Gemeinen erblickend, richtete er die tödtlichen Geſchoſſe dahin, und in kürzeſter Zeit fielen jene beiden Anführer, der Feind gerieth in ängſtliche Bewegung, die Unſrigen griffen von Neuem an und auch hier wurde der Sieg errungen. Die ſilberne Medaille erſter Claſſe war der Lohn des Tapfern. Die darauf folgenden Schlachttage von Cuſtozza und Volta gaben dem Bataillon eben ſo viele Gelegenheit zur Auszeichnung; beſonders bei Soma Campagna, wo es im heftigſten Geſchützfeuer ſtandhaft ausharrte, ſo wie bei Volta, wo es im Nachtgefechte faſt nur vom Bajonette Gebrauch machte.

Nun ging es im raſchen Siegeszuge nach Mailand, vor deſſen Mauern am 4. Auguſt das Bataillon noch manch herben Verluſt erlitt.

Wir übergehen die Zwiſchenereigniſſe bis zum Wiederbeginn der Feindſeligkeiten am 20. März 1849. Das Bataillon erhielt bei dem Aufbruche von Pavia, von ſeinem Brigadier, Generalmajor Graf Kolowrat, den Auftrag, um 12 Uhr den Bach Gravellone, welcher die Grenze zwiſchen Oeſterreich und Piemont bildet, zu überſchreiten, was auf Laufbrücken geſchah und einige, wenn auch nicht bedeutende Gefechte zu Folge hatte.

Am 21. Früh brach die Armee in drei Kolonnen in verſchiedenen Richtungen auf; das zweite Armeekorps, als die mittlere, gegen Mortara. Während dort unter dem Feuer der feindlichen Geſchütze die Sturmkolonnen gebildet wurden, ſtürmten die zweite und dritte Kompagnie, bei der ſich der nunmehrige Oberjäger Gruber befand, ſo wie die ſechste in Verbindung mit dem Regimente Kaiſer die Caſine „Albani.“ Sie wurde trotz aller Hinderniſſe und Gegenwehr genommen, der Feind in die Stadt zurückgeworfen; dann auch dieſe erſtürmt und eine bedeutende Zahl Gefangener und Geſchütze genommen. Unter andern hatte ſich dabei auch unſer Landsmann Lieutenant Paraſſo beſonders ausgezeichnet und wurde in der Relation demgemäß gewürdigt. Den 23. März rückte das Bataillon von Veſpolate aus als Avantgarde des zweiten Armeekorps, bis auf 4000 Schritte vor Novara, als die feindlichen Plänkler das Feuer eröffneten, aber gleich anfangs von den Jägern über die Höhe von Caſtellazzo zurückgeworfen wurden. Hier jedoch entwickelte der Feind eine bedeutende Uebermacht, ſo daß beide Flügel durch Umgehung zurückgedrängt wurden. Während der rechte Flügel, beſtehend aus der 1., 5. und 6. Kompagnie, zuletzt verſtärkt durch ein Bataillon von Kinsky, das Dorf Bicocca zwei Mal ſtürmte und das dritte Mal behauptete, wobei der Feind ſechs Kanonen verlor, drang der linke Flügel auf der Hauptſtraße, wovon die 3. Kompagnie aufgelöſt, gegen die feindlichen Plänkler vor, und trieb ſie bis in das Dorf Olengo. Allein der ganzen Wucht eines Angriffes, den der Feind hinter der ſchützenden Stellung von Olengo ungefährdet vorbereitet und dann mit ungeheurer Uebermacht ausführen konnte, ausgeſetzt, mußte dieſer Kompagnie ſchnell noch eine Jägerdiviſion, die 2. und 4. Kompagnie, zu Hilfe geſendet werden. Zuerſt mit den nöthigen Unterſtützungen hinter der Kette, waren dieſe drei Kompagnien, um einentheils dem übermächtigen Andrange des ſich ſtets mehrenden Feindes widerſtehen zu können, genöthiget, auch die Unterſtützungen in die Kette zu werfen; hierdurch verſtärkt, gelang es dieſem Flügel dreimal, den Feind bis über Olengo zurück zu werfen und die Häuſer dieſes Ortes zu beſetzen; jedoch ohne Unterſtützung, mehrmals in die Flanke genommen, durch ein mörderiſches Kartätſchen- und Kleingewehrfeuer in ſeinen Reihen furchtbar gelichtet, konnten die drei Kompagnien zuletzt Olengo nur durch das Eintreffen von 2 Bataillons Franz Karl behaupten. Damit ging die Schlacht zu Ende. Der Feind wurde durch die eintreffenden beiden andern Korps nach Novara hineingeworfen und nach dem beiſpiellos kurzen aber blutigen Feldzuge von 4 Tagen zum Waffenſtillſtande. dann zum Frieden gezwungen.

Die dritte Kompagnie hatte ihren Hauptmann Johann Küner, der gleich Anfangs tödtlich verwundet wurde, den Lieutenant Joſef Ritter v. Spaun, der blieb, verloren; nur Lieutenant Biedermann (gleichfalls unſerm Lande angehörend) war unbeſchädigt geblieben und Hauptmann Julius Schmigoz hatte faſt 5 Stunden allein die drei Kompagnien kommandirt und ſeine Leute mit wahrer Todesverachtung und Löwenmuth in das feindliche Feuer geführt. Unter ſolchen Umſtänden fiel es dem Oberjäger Gruber zu, ſeinen Zug vor und in Olengo ſelbſt zu befeſtigen, und er that es mit jener Kaltblütigkeit, Umſicht und Tapferkeit, daß er in Folge deſſen für die goldene Medaille, die höchſte Auszeichnung eines Subalternen, vorgeſchlagen wurde. Er erhielt ſie, da das zweite Armeekorps nach Toskana abrückte, am 10. Mai zu Piſa, nahm Antheil an der Einnahme von Livorno und wurde darauf zu Florenz ſammt noch zehn Subalternen der k. k. Armee mit dem Kreuze des ruſſiſchen St. Georgsordens 5. Klaſſe dekorirt. Nach die-

ser Feierlichkeit wurde die k. k. Generalität und die dekorirte Mannschaft von dem reichsten Edelmanne Rußlands, dem Fürst Demidoff zur Tafel gezogen, wahrhaft königlich bewirthet und jeder der Dekorirten von einem ausgezeichneten französischen Künstler porträtirt, um im Bildnisse dem Beherrscher Rußlands, Oesterreichs treuem Bundesgenossen eingeschickt zu werden.

Wir schließen diese biographische Skizze mit der Bemerkung, daß Gruber als einer der am meisten mit Ehrenzeichen ausgezeichneten Unteroffiziere der k. k. italienischen Armee bei dem h. k. k. Kriegsministerium zur Vorrückung in das k. k. Offizierskorps vorgeschlagen, nur wegen der Ueberzahl der bei der eigenen Waffe dafür Vorgemerkten, jene Anstellung erhielt, welche anzutreten er gegenwärtig sein Vaterland und seine Heimath zu besuchen Gelegenheit fand. Merkwürdig bleibt es, daß dieser Ehrenmann bei allen diesen Schlachten und Gefechten, wo er durch Kühnheit und Entschlossenheit seiner Mannschaft vorleuchtete, und wo das Bataillon einen so großen Theil seiner Braven, darunter so Manchen aus unserm Vaterlande, z. B. blos bei Novara 220 Subalterne todt und verwundet, verlor, nie verwundet wurde, während sein allzeit treffendes Rohr dem Feinde so verderblich wirkte. Züge und Anekdoten aus einem an überraschenden Ereignissen so reichen Leben sparen wir der Zukunft.

— rr —

Rückblicke und Standpunkte.

Nie gab es wohl eine kritischere Epoche in der Geschichte Oesterreichs, als jene, in welcher das jetzige Ministerium die Geschäfte des Staates übernahm. Niemals wütheten bedrohlichere Stürme; denn nicht bloß Einzelnes, nicht nur Grundsätze, Maximen und Traditionen, sondern das Staatsganze selbst war in Frage gestellt, und die Stimmen, welche sich über die Zukunft Oesterreichs vernehmen ließen, lauteten zweideutiger als die Orakelsprüche der Sphinx.

Der revolutionäre Prozeß in Oesterreich war aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt, jenem der allgemeinen politischen Bewegung, welche die Grundsätze der weiteren repräsentativen Freiheit dem Staatsleben einprägen wollte, und dem der Zersetzung der Nationalitäten.

Unerhörten Anstrengungen gelang es, die Dämonen der ungezügelten Bewegung und der Auflösung zu bändigen. Der gewaltige Gährungsprozeß im Innern Oesterreich ward sistirt, es gelang die drohenden Klippen zu umschiffen; doch nunmehr galt es ungeachtet der brandenden Wogen das feste Land der Einheit, der mit dieser verschwisterten Centralisation zu erreichen.

Wir glauben kaum, daß irgend ein Staatsschiff in Europa mit so namenlosen Gefahren zu kämpfen hatte, und der Hinblick auf das Geleistete enthebt uns des Lobes, welches die auspofpenden Bemühungen der Männer, die Oesterreich zu retten, zu consolidiren und zu constituiren unternahmen, ohne Zweifel verdienen.

Den unerträglichsten Schwankungen ausgesetzt, von den Ereignissen in den buntesten und widersprechendsten Richtungen gedrängt, den außerordentlichen Schwierigkeiten der materiellen, namentlich der finanziellen Lage preisgegeben, hätte das Ministerium wohl längst erliegen müssen, wenn es sich nicht jederzeit auf eine Idee und eine zuverlässige, einzig und allein den Umständen angemessene Maxime zu stützen gewußt hätte.

Die Idee war die freudige und begeisterte Ueberzeugung von der politischen Nothwendigkeit des starken, aber wohl geregelten, des einigen, aber zugleich mit freien Institutionen ausgestatteten Gesammtösterreichs. Diese Idee hat sich bis jetzt in den Stürmen der Zeit als unvergänglich zu behaupten gewußt, sie hat ihre Träger stark gemacht, und beginnt sich einzuleben in das Gemüth und das Bewußtseyn der Völker. Es genügt aber nicht bloß eine Idee zu haben, auch die Methode der Ausführung hat ihr gutes Recht, und in dieser Hinsicht erscheint uns die Maxime, auf welche die österreichische Regierung sich stützte, als ein fester Anker. Sie ist das Produkt einer berechnenden Staatsklugheit, welche die Gegner wohl äußerlich in Abrede stellen, innerlich aber weder mißachten noch mißkennen. Die Regierung mußte einen Punkt zu finden wissen, der, so zu sagen, den Schwerpunkt aller unserer politischen Strebungen und Bewegungen bildet, sie mußte sich gefürchtet machen von denjenigen, welche die Umwälzungen wie ein Geschäft betrieben, sie mußte aber auch das Vertrauen jener besonnenen Parthei, welche die wahre Freiheit in Oesterreich dauernd organisirt wissen will, nicht einzubüßen bedacht seyn.

Ungeachtet der zahllosen Schwierigkeiten, welche der vollkommenen Organisation Oesterreichs noch derzeit im Wege stehen, ist es ihr gelungen, allen ihren Handlungen den Stempel dieser Maxime aufzuprägen. Jene falsche Popularität, welche sich wie Strohfeuer in einem Tage aufzehrt, verschmähend, betrachtet sie nur jenes höhere und edlere Vertrauen, welches glücklichen Resultaten einzig und allein zu entkeimen vermag, als den wahrhaft giltigen Maßstab zur Beurtheilung ihrer Bestrebungen.

Von solchem Gesichtspunkte ausgehend müssen wir das sogar von der Oppositionspresse dem Ministerium letzthin gespendete Vertrauensvotum als den wahrhaften Meinungsausdruck der Nation betrachten. Es liegt darin die befriedigende Anerkennung, daß nichts unterlassen wurde, was geschehen mußte, und daß die Regierung ihrer Maxime, das wahrhaft Nothwendige vor Allem ins Auge zu fassen, in jedem Augenblicke ihres Wirkens treu geblieben.

So riesig die Aufgabe sey, binnen Monaten das, was das glücklichere Preußen binnen eben so vielen Jahren erreichte, anzubahnen, und mindestens theilweise zu verwirklichen, so dürfte sie doch leichter und schneller gelöst werden, als die Zweifler meinen, denn die Realitäten entscheiden, und die politische Nothwendigkeit, die Göttin der Weltgeschichte, geht allemal siegreich aus dem Kampfe der Partheien hervor.

(Oesterr. Corresp.)

Notizen.

— In einer Versammlung von Freunden der Naturwissenschaften in Wien am 23. November zeigte Herr A. v. Morlot einige durch Eis abgeschliffene Kalksteinstücke von St. Veit bei Paternion in Kärnten. Es steht jener kleine Ort auf einer Terrasse, die sich bei näherer Untersuchung als aus erratischem Diluvium gebildet herausstellt, denn die dieselbe zusammensetzenden ungeschichteten Schuttmassen lassen die Spuren der Einwirkung von Gletscher-Eis nicht verkennen. Der Gletscher, welcher diese Terrasse ablegte, konnte nicht von den Gebirgen südlich von St. Veit herabkommen; der Lage der Terrasse zu Folge würde er dort ehet alles weggefegt, als wie etwas abgelagert haben, er gehörte vielmehr dem Drauthale selbst an, und drang hier in das Nebenthal ein, mit einer Mächtigkeit von ungefähr 1000 Fuß über die Sohle des Drauthales. — Ferner legte Herr Fr. v. Hauer einen Probeabdruck der nunmehr vollendeten ersten Hälfte des Panoramas des Schafberges bei Ischl vor, den Herr Fr. Simony aufgenommen hat und jetzt herauszugeben im Begriffe steht. Schon in der Versammlung von Freunden der Naturwissenschaften am 3. August hatte Herr Berarath Haidinger dieser Arbeit, die nunmehr ihrer Vollendung rasch entgegenschreitet, Erwähnung gemacht. Dem damals vorgelegten Blatte, welches den Sekter von N. 14° O. bis N. 14° O. umfaßte, sind nun zwei weitere Blätter gefolgt, welche bis S 14° W reichen. Niemand wird ohne Befriedigung diese trefflich gelungenen Blätter betrachten.

— Der „Soldatenfreund" erzählt folgende höchst interessante Episode aus den jüngsten Feldzügen in Italien: Als am 9. August 1848 die Raketen-Batterie Nr. 8 unter Commando des damaligen Ober-Lieutenants Bernhard Müller v. Mühlfon ihren Marsch von Wiener-Neustadt nach Italien mittelst Eisenbahn antrat, wußte sich ein Knabe, Namens Franz Groß, vierzehn Jahre alt, der vor Kurzem erst seine beiden Eltern durch den Tod verloren hatte, in den die Batterie befördernden Train einzuschleichen, setzte den Marsch von Gloggnitz über den Semmering unbemerkt mit fort, und stellte sich erst des andern Tags der Batterie-Mannschaft vor. Auf inständiges Bitten des Knaben gewährte der Batterie-Commandant das von der gesammten Mannschaft vorgebrachte Ansuchen, denselben bei der Batterie zu belassen, und den Marsch fortfezen zu dürfen. Er erhielt von der Mannschaft die Menage, von dem Batterie-Commandanten aber Kleidung und Wäsche nebst einer kleinen Unterstützung als Basis seines künftigen Sparpfennigs. Immer bei der Batterie, blieb der Knabe bis zur Expedition nach Oſoppo in Sufegana, und kam in der Nacht vom 30. Sept. auf den 1. Okt. 1848 das erste Mal in feindliches Feuer. Anstatt die Nacht im Bette zuzubringen, schlich er sich mit der Batterie hinaus, und wohnte der ersten Bewerfung Oſoppo's vom Rochusberge aus bei. Da die Batterie-Mannschaft in dem Knaben ohnehin einen künftigen Militär sah, gestattete sie ihm, erfreut über sein muthvolles Benehmen, in den folgenden Nächten jedesmal das Mitgehen. Der Junge interessirte sich lebhaft, beobachtete die Würfe, und äußerte laut seine Freude, wenn selbe gelungen waren. Am 8. Okt., als am Tage des Sturmes auf das Dorf Oſoppo, war Groß immer bei den Raketeurs zu finden, ohne nur im Geringsten eine Furcht vor den feindlichen Geschossen zu zeigen. Später kam er mit der Batterie nach Udine, dann weiter nach Treviso, Mugliano und Carpenedo, machte die Expedition gegen Ferrara mit, und kam wieder nach Carpenedo zurück, wo man anfing, sich für die große Tragödie von Malghera vorzubereiten. — Als am 26. April 1849 von unserer Seite noch an dem Durchbruch der Communicationen durch die Cultur gearbeitet wurde, erhielten Mittags zwei Raketen-Geschütze der Batterie Nr. 8 den Befehl, auf das Glacis vorzugehen, um den Feind, der sich dort mit Stechen und Abführen von Walzenziegeln beschäftigte, zu vertreiben. — Die kleine Anzahl von Raketeurs, welche die Bedienung von zwei Geschützen bildete, schlich sich am hellen Tage, so lang es möglich war, durch die Felder unbemerkt vor, nahm dann im offenen Terrain einen kecken Anlauf, und stellte sich auf Kartätschen-Distanz vor den Arbeitern ungedeckt auf. Das Feuer begann, der Knabe war dabei, und als der Feind nunmehr aus allen Geschützen der gegenüberstehenden Forts-Fronte ein concentrirtes Feuer auf die zwei Racketen-Geschütze richtete, blieb der Knabe unerschrocken, sich am Mantel des Batterie-Commandanten festhaltend, stehen, und zog sich erst später mit den Geschützen selbst nach Mestre zurück. — Da dieses von einem großen Theile des Offizier-Corps, sowie auch von Ihren k. k. Hoheiten den Herren Erzherzogen Ferdinand, Leopold und Wilhelm von den Thürmen von Mestre aus beobachtet wurde, so hatte der Knabe das große Glück, für seinen Muth von den ihm begegnenden k. k. Hoheiten belobt und aufgemuntert zu werden, sowie auch von Seite der Officiere eine Subscription eröffnet wurde, deren Erfolg die Sparcasse des Knaben ziemlich füllte. — Derselbe war von nun an häufig mit den Raketeurs in den Parallelen, wo die letzteren der Ausfälle wegen Bereitschaft hielten, machte die Expedition von Brendolo ganz mit, war auch in St. Donà, und zeigte nicht die geringste Furcht, nach der Besezung von Malghera, auch die Batterien am Eisenbahndamme während des beiderseitigen Feuers zu besehen. — Durch den Batterie-Commandanten gelangte der Herr General-Commando-Adjutant, Oberst-Lieutenant v. Eberhardt, und durch diesen Se. Excellenz der Herr Feldmarschall Graf Radetzky, von dem Schicksale des Knaben in Kenntniß, und als Resultat der diesfälligen Verwendung allerhöchsten Orts erfolgte unterm 29. Nov. v. J. nachstehender Erlaß des Herrn Feldmarschalls an das Commando der Raketen-Batterie Nr. 8: Se. Maj. der Kaiser haben über meinen Vortrag a. g. zu bewilligen geruht, daß der bei der Batterie befindliche und von selber adoptirte elternlose Waise, Franz Groß, in eine Cadeten-Compagnie, deren Wahl mir überlassen wurde, aufgenommen und die hiefür entfallenden Auslagen aus Allerhöchstihrer Privat-Casse bestritten werden. — Demgemäß finde ich die Cadeten-Compagnie zu Gratz für den Waisen Franz Groß zu bestimmen, und trage der Batterie auf, denselben auf geeignete Weise mit Beigabe eines Reise-Vorschusses nach Gratz abzusenden, mir jedoch nach geschehener Absendung des Knaben unter Vorlage der Rechnung über den geleisteten Reise-Vorschuß den Bericht zu erstatten. Hauptquartier Verona am 29. Nov. 1849.

Radetzky m. p., Feldmarschall.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Ferd. v. Kleinmayr.

Carinthia.

(39. Jahrgang. — Neue Folge 2.)

№ 103. Klagenfurt, Sonnabend den 29. Dezember 1849.

Die drei goldenen Federn.

Volksmährchen, aus dem Czechischen der Bozena Nemec

(Beschluß zu Nr. 101.)

Am folgenden Tage erhielt Czestmir das bei seinem Herrn aufbewahrte Geld, welchem dieser noch etliche Händevoll hinzufügte, bestieg sein Roß und machte sich fort in die weite Welt. Lange war er schon geritten, als er eines Tages in einer Stadt stille hielt, welche ganz mit schwarzem Tuche behangen war. Er fragte im Wirthshause, was dieß bedeute, worauf ihm der Wirth zur Antwort gab: „Wir hatten hier in der Stadt einen Gesundbrunnen. Mochte es was immer für eine Krankheit seyn, wer von diesem Wasser trank, war genesen. Nun aber hat sich schon seit längerer Zeit das Wasser in dem Brunnen getrübt, und wer davon trinkt, muß sterben. Aerzte sind hier keine, da wir sie nicht nöthig hatten; die Leute sterben, und wir wissen uns nicht zu helfen."

„Und vermag Niemand zu ergründen, was im Brunnen steckt?"

„Niemand will es wagen, weil eine tödtliche Ausdünstung aus demselben weht. Der einzige Riesenvogel könnte es wissen."

„Gerade diesen suche auch ich," sagte Czestmir.

„Ei, da könntet Ihr uns, lieber Herr, die Wohlthat erzeigen, auch wegen des Unfalles bei unserem Brunnen Euch anzufragen."

„Wenn ich zu ihm gelange, vom Herzen gerne."

Bevor Czestmir das Wirthshaus verließ, lief eine Menge von Leuten zusammen, denen es der Wirth bekannt gemacht hatte, und alle bathen ihn, den Goldvogel um Rath zu fragen.

Abermals kam er in eine Stadt, und dort war der königliche Pallast ganz mit schwarzem Tuche überzogen. Er reitet ins Wirthshaus und fragt, was dieß zu bedeuten habe? Da erzählt man ihm, es habe im königlichen Garten ein Baum goldene Aepfel getragen. Durch alle Zeiten, so lange der Baum grün gewesen, war auch die königliche Familie glücklich und gesund; nun aber sey der Baum plötzlich verdorrt, die goldenen Aepfel abgefallen, und von diesem Augenblicke an bleicht und siecht die einzige Tochter des Königs dahin, und Niemand vermag ihr zu helfen.

„Und weiß man nicht, durch welches Mittel der Baum wieder grünen würde und die Prinzessin genäse?"

„Nein; nur der riesige Goldvogel hat davon Kenntniß."

„Diesen suche ich auch, kann aber nicht erfragen, wo ich ihn fände."

„Er hält sich auf einem hohen Felsen über dem schwarzen Meere auf, den bisher noch kein menschlicher Fuß betreten hat. Wenn Ihr aber so glücklich wäret, lieber Herr, zu ihm zu gelangen, so unterlasset nicht, zu fragen, wie unserem Könige zu helfen wäre?"

„Ich will's Euch gerne thun, wenn ich ihn nur finde."

Von dieser Stadt aus ritt Czestmir über Berge und Thäler, so daß er manchmal den ganzen Tag hindurch keine menschliche Seele erblickte. Endlich gelangte er aus den Wäldern und Einöden und sah vor sich das offene schwarze Meer, und auf dem Meere einen einzelnen Kahn, der sich auf den Wellen schaukelte. „Vielleicht ist dieß der Fährmann," dachte Czestmir und harrte, bis sich der Kahn dem Ufer nahen würde. Dieser schwankte langsam herbei und stieß endlich gegen das Ufer. Darin saß ein Fährmann, ein Bewohner der Unterwelt.

„Was suchst Du, Erdwurm, in dieser Einöde hier?" fragte er Czestmir.

„Ich gehe dem Goldvogel nach, der auf der andern Seite hinterm Meere hausen soll. Bist Du der Fährmann?"

„Der bin ich; aber ich überführe nur, wen ich will."

„Wenn ich Dich gut bezahle, so wirst Du mir es vielleicht nicht abschlagen?" fragte Czestmir in ängstlicher Erwartung, was ihm der Fährmann antworten werde.

„Für Geld führe ich Niemanden hinüber; wenn Du aber den Goldvogel fragen willst, wie lange ich noch hier bleiben muß, so bringe ich Dich hinüber."

„Und warum ſollte ich's nicht thun? Aber biſt Du denn hier zur Strafe? Du biſt ja ein böſer Geiſt, hilf Dir alſo ſelbſt.“

„Wenn ich wüßte, auf welche Art, würde ich auf Dich nicht gewartet haben. Schon zweihundert Jahre treibe ich mich auf dieſem Meere herum, zur Strafe, daß ich mich einmal meinem Herrn widerſetzte, und ich weiß nicht, wie ich erlöſt werden könnte.“

Czeſtmir ließ ſein Roß weiden, ſetzte ſich in den Kahn, und der Fährmann ruderte ihn auf das jenſeitige Ufer. Czeſtmir ſah ſchon von Weitem den Felſen, auf welchem der Vogel hauſte. „Entweder finde ich dort mein Heil oder den Tod,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, als er aus dem Kahne ſtieg.

„Vergeſſe ja nicht zu fragen, ſonſt überführe ich Dich nicht zum zweiten Male,“ ermahnte der Schiffer.“

Auf einem gefährlichen Pfade ſtieg Czeſtmir empor zum Gipfel des Felſens, wo ſich eine Höhle befand, die er endlich nach langem Suchen und Abmühen entdeckte. Am Eingange ſtand ein altes Mütterchen.

„Wie haſt Du Dich bis hierher verirrt, Erdwürmchen Du!“ fragte ſie, als Czeſtmir zu ihr herantrat.

„Mein goldenes Mütterchen, ich habe mich in dieſen ungeheuern Wäldern und Einöden verirrt, die Nacht iſt am Halſe und ich weiß weder ein noch aus. Gönnt mir ein Nachtlager, ſonſt zerreißt mich ein wildes Thier.“

„Beſter Junge, fürchteſt Du Dich vor dem Zerreißen, ſo kehre lieber um; hier haust der rieſige Goldvogel, mein Herr, wenn er Dich ausſpürt, ſo haſt Du zum letzten Male das Tageslicht erblickt.“

„Ich bitte Euch, liebe gute Mutter, laßt mich nur hier und verſteckt mich irgendwohin in einen Winkel, ich kann ſchon keinen Schritt mehr weiter.“

Da erbarmte ſich die Alte Czeſtmir's, nahm ihn in die Höhle, ſchürte ein Feuer an, und kochte etwas zum Eſſen. Czeſtmir, der gerne das Mütterchen auf ſeine Seite gebracht hätte, begann Verſchiedenes von der Welt zu erzählen, was ſeiner Wirthin recht wohl gefiel. Endlich rückte er mit der Farbe heraus. Als ſie begriffen hatte, was ihr Gaſt verlange, erſtaunte ſie höchlich über dieſe Kühnheit, und nachdem ſie eine Weile nachgedacht, ſprach ſie: „Ich war einmal auch auf dieſer Welt, dieß iſt aber ſchon ſo lange, daß ich deſſen nicht mehr gedenke; aber darum bin ich doch nicht ſo wild, wie mein Herr, und habe Mitleid den mit einem armen Menſchen. Was in meiner Macht ſtehen wird, will ich für Dich thun. Aber die Zeit rückt heran, wo mein Herr zu kommen pflegt, geh' alſo lieber mit mir, auf daß Du Dich nicht verſpäteſt.“ Darauf führte ſie ihn in ein Loch, bedeckte es mit Moos und warf obenauf dürres Reis und Nadeln. „Rühre Dich nicht, bis ich Dich rufe,“ gebeth ſie endlich und entfernte ſich, um ihren Herrn ein gutes Nachtmahl zuzubereiten.

Plötzlich ſteigt auf der entgegengeſetzten Seite des Meeres über dem Walde etwas auf, wie eine ſtarke Abendröthe, kommt immer näher und näher, bis es im rauſchenden Fluge der Höhle zueilt. Es iſt der Goldvogel; ſeinen Flügelſchlag hört man Meilenweit, unter ſeinen Fußtritten krachen die Wurzeln der Bäume, ſeine Federn verſchmelzen zu einer Sonne und ſein Kopf übertrifft alle Beſchreibung.

„Ich wittre einen Menſchen, wen haſt Du hier?“ ſchreit er bei ſeinem Eintritte in die Höhle die Alte an.

„Stern des Meeres! Wen könnte ich hier haben?“ entgegnet die Alte und geht an ihre Arbeit. Der Vogel gibt ſich zufrieden, ſetzt ſich und ißt, was ihm die Alte vorſetzt. In einer Weile beginnt er wieder: „Ich wittre einen Menſchen, ſag an, Alte, wen haſt Du hier?“

„Bedenke nur, Herr, wer könnte denn zu uns gerathen?“ Der Herr erwog dieß und aß wieder weiter; als er aber aufſtand und um den Feuerherd herumging, begann er noch lärmender: „Ich wittre einen Menſchen, bekenne Alte, wen Du hier haſt, ſonſt ſteht es ſchlimm.“

„Ach, Herrchen, Herrchen, wie kannſt Du nur glauben, daß ich Jemanden hier beherbergen möchte, Dein Auge ſpürt ja einen Jeden ſchon auf zwei Meilen ſelbſt in der dunkelſten Nacht aus. Aber vielleicht hatteſt Du heute einen ſchmackhaften Braten, und der duftet Dir noch immer ſcharf um die Naſe herum.“

Der Vogel ſchnüffelte und ſuchte noch eine Weile, dann aber beſtieg er doch ſein Neſt. Die Alte trat ſich neben ihm nieder, aber ſie ſchlief nicht. Sobald der Vogel anfing zu ſchlafen, rückte ſie ihm näher und hatte im Nu demſelben eine Feder aus dem Flügel gerupft.

„Was fällt Dir bei, verwünſchte Alte, daß Du mich aus dem Schlafe reißeſt!“ ſchrie der Vogel auf und wälzte auf das Weib die Augen wie feurige Kugeln heraus.

„Ach, vergib, lieber Herr! Ich hatte einen beängſtigenden Traum und dachte nach Deinem Flügel. Mir träumte, ich ſey in eine Stadt gekommen, dort herrſchte große Trauer und Wehklagen. Ich fragte, worüber man klage, und höre, daß ſie in einen Brunnen Heilwaſſer hatten, dieſer ſey nun vergiftet, und wer von dem Waſſer trinke, müſſe ſterben. Sage mir doch, Herr, ob wirklich ſo ein Brunnen auf der Welt geweſen?“

„Freilich; aber plötzlich fingen die Menſchen in dieſer Stadt an ſündloſe Schwüre zu werden, und vergaßen den Göttern Opfer zu bringen. Die Götter

zürnten auf sie und warfen zur Strafe eine bösartige Spinne in den Brunnen, welche das Wasser vergiftete und einen tödtlichen Hauch um den Brunnen herum verbreitet. Wenn die Leute sich bessern, den Göttern bei dem Brunnen opfern würden, so könnten sie das Wasser ausschöpfen, die Spinne tödten und die Heilquelle würde von Neuem zu sprudeln anfangen. Jetzt aber schlafe und gib mir Ruh!" Hierauf kehrte sich der Vogel um, und nach einer Minute schlief er wie zuvor.

Darauf hatte die Alte gelauert, und in einer kleinen Weile rupfte sie ihm die zweite Feder aus.

„Was spuckt denn beständig in Deinem Hirnschädel, giftiges Weib?" schrie der Vogel und die Augen funkelten ihm zornentbrannt.

„Erzürne Dich nicht, lieber Herr, ich weiß nichts was heute mit mir vorgeht. Abermals bin ich in einer Stadt gewesen, und dort war das königliche Schloß ganz mit schwarzem Tuche überzogen. Ich frage, was das bedeute, und da erzählt man mir, daß sie einen Baum hatten, der goldene Aepfel trug und nun verdorrt ist. Von diesem Zeitpunkte an aber sey die königliche Prinzessin krank und welke dahin. Ich bitte Dich, sag' mir's auch, wie diesen Leuten könnte geholfen werden."

„Die königliche Tochter liebte einen Edelknecht und er sie. Dieß erfuhr aber der Königa, verboth der Tochter strenge, auf denselben zu denken, und ließ den Edelknecht ins Gefängniß werfen. Die Prinzessin aber grämte sich, und vor der Zeit begrub sie die todte Frucht ihrer Liebe unter dem heiligen Baume; von diesem Augenblicke begann der Baum zu verdorren, die goldenen Aepfel fielen ab, und die Prinzessin kränkelt jetzt. Wenn der König den Knappen frei gäbe, die Tochter mit ihm verlobte und die Knöchlein des Kindes unter dem Baume ausgrübe, würde der Baum goldene Aepfel tragen, und die königliche Familie von Neuem Glück und Zufriedenheit erlangen. — Aber wenn Du mich noch einmal aufweckst, Alte, so wird es Dir übel ergehen."

Die Alte betheuerte, es nicht mehr zu thun, aber kaum war der Vogel eingeschlummert, als sie ihm die dritte Feder ausrupfte.

„Ei, Du boshaftes Weib, Du! plagt Dich denn der Böse?!" brüllte der Vogel und packte die Alte beim Halse.

„Goldaas Herrlein, ich kann nicht dafür; mir hat wirklich von einem bösen Feinde geträumt, und in der Angst habe ich mich an Deinem Flügel festgehalten. Mir war, als wandelte ich an dem Ufer des Meeres, welches unter dem Felsen rauscht. Da schwimmt ein schwarzer Kahn herbei, in welchem ein böser Geist sitzt und gar kläglich sich geberdet. Ich frage, was ihm fehle, und er erzählt mir, daß ihn sein Herr dorthin verbannt habe und er nicht wisse, auf welche Art sich zu helfen."

„Wenn er in der Unterwelt nicht hätte befehlen wollen, würde er sich nicht auf dem Meere befinden. Aber er könnte sich helfen, wenn es sich träfe, daß er einen Menschen überführte. Er müßte nahe beim Ufer an's Land springen und den Menschen im Kahne lassen mit den Worten: „Bleib' Du auf dem Meere, ich bleibe auf dem Lande." Wenn Du mich aber nicht schlafen lassen, Alte, so stehe ich auf und werfe Dich von dem Felsen hinunter."

„Die Alte wußte bereits, was sie wissen wollte, und ließ den Herrn bis zum Morgen ruhen. Als er in der Frühe aufstand, war schon ein guter Morgenimbiß zubereitet; der Goldvogel aß sich satt und begab sich in den Wald auf die Jagd. Sobald ihn die Alte nicht mehr verspürte, eilte sie zu dem Loche, räumte das Reisig und Moos bei Seite, daß ihr Gast herauskriechen konnte. Geschwind theilte sie ihm Alles mit, wie der Vogel ihr es in der Nacht gesagt hatte, gab ihm ein Frühstück, die drei goldenen Federn und begleitete ihn zur Höhle hinaus, mit der Weisung, sich nur rechts zu halten, da führe der Weg zum Meere. Tausend Dank sagte Czestmir der guten Mutter, und freudig nahm er den Weg durch den dichten Wald über den Berg hinunter. Unten am Felsen harrte der Schiffer und kaum war Czestmir zu ihm hinausgekommen, so rief er ihm schon entgegen, ob er wisse, was ihm helfe.

„Freilich weiß ich es, aber sage es nicht, bevor Du mich nicht an das jenseitige Ufer hinüberführst."

„Ich führe Dich früher nicht hinüber, als bis Du mir es sagst."

„Da würden wir hier bis zum jüngsten Tage streiten; wenn Du mich nicht hinüberführst, finde ich den Weg anderswo, und Du wirst dennoch nichts wissen."

Der Schiffer gab ihm im Stillen Recht, und ohne weitere Erörterungen überführte er ihn auf die entgegengesetzte Seite. Beim Ufer sprang Czestmir hurtig an's Land und da erst sagte er dem bösen Geiste, was ihn befreien könne.

„Warte Du Schelm! Hätte ich das früher gewußt, gewiß, Du stündest nicht dort."

„Daß ich ein Narr wäre! Ein jeder ist sich selbst der Nächste. Für das Ueberführen danke ich Dir, und bis sich Dir die Gelegenheit darbietet, weißt Du nun auf welche Weise die Befreiung zu erlangen." Er pfiff seinem Pferde, welches sogleich herbeilief, und das Herz voll süßer Hoffnungen, flog er wie der Wind davon.

Als er in die Stadt kam, wo das Schloß mit schwarzem Tuche überzogen war, ließ er sich sogleich

bei dem Könige melden. Sobald dieser erfuhr, daß der Frentling vom Goldvogel zurückgekehrt sey, sandte er einen goldenen Wagen mit vier Pferden um ihn. Als Czestmir in einer geheimen Unterredung dem Könige Alles erzählte, wie es der Vogel gesagt hatte, erschrack der König über die Maßen; allein ohne zu überlegen, reichte er Czestmir die Hand und lud ihn zu dem Hochzeitfeste seiner Tochter ein. Czestmir hätte gerne gewußt, ob sich dieses Alles verwirklichen werde, und deßhalb versprach er zu bleiben. Die Prinzessin fühlte schon in diesem Augenblicke keine Schmerzen mehr, bekannte Alles und dankte aufs Herzlichste dem Vater für seine Liebe. Der Edelknecht wurde sogleich aus dem Gefängnisse herausgeführt, und der König selbst grub die Gebeine des Kindes unter dem heiligen Baume aus und verbrannte sie. Als das Brautpaar eingesegnet wurde, begann der dürre Baum zu grünen und zu blühen, und bevor die Ceremonien zu Ende waren, hing er voll goldener Aepfel. In der ganzen Stadt herrschte große Freude und der König wußte gar nicht, wie er es Czestmiren lohnen sollte. Er gab ihm ein Pferd, auf welches er Kleinodien und Gold reichlich auflud, dazu einen Diener, was Czestmir alles Weigern's ungeachtet annehmen mußte. Am dritten Tage verabschiedete er sich von dem Könige, und die jungen Gatten gaben ihm das Geleite.

Glücklich langte er mit seinem neuen Diener in der zweiten Stadt an. Kaum erblickte ihn der Gastwirth, so fragte er gleich, ob Czestmir auf sein Versprechen nicht vergessen habe, und als er hörte, daß dieser ihnen eine gute Nachricht bringe, lief er ungesäumt in den königlichen Pallast. Der König selbst holte Czestmir und führte ihn in's Schloß, wo er Alles erzählen mußte. Als er zu Ende war, berief der König die obersten Würdenträger zu sich, und befahl die Opfer vorzubereiten. Mit der größten Feierlichkeit und Andacht begab sich alles Volk zu dem wunderthätigen Brunnen und opferte dort den Göttern. Nach dem Opfer aber rödteten sie ohne Gefährdung der Gesundheit die Spinne und reinigten den Brunnen. Die Quelle sprudelte rein wie Silber hervor, und als sie Wasser schöpften und einem Kranken zu trinken gaben, wurde er in demselben Augenblicke noch gesund. Zuerst dankten sie den Göttern und dann Czestmiren, den sie mit allen möglichen Geschenken überschütteten. Es war aber schon hohe Zeit, daß er sich auf den Weg machte, denn die Bäume fingen bereits an gelb zu werden. —

Abermals neigte sich die Sonne zum Niedersinken! Bleich wie eine Lilie saß Swatawa auf dem Söller, dachte an ihren Liebling und eine Thräne nach der andern rollte in ihren Schooß herab. Da hört sie den raschen Tritt von Pferden; sie hebt das trübe Auge empor, und wie wenn die Sonnenstrahlen zwischen dunklem Gewölke hervorbrechen, erhellt sich ihr Angesicht und ein liebliches Lächeln spielt um ihren süßen Mund. Der Geliebte war zurückgekehrt, ihr Leid hatte auch sein Ende! — Der Kaufmann und seine Frau sahen gleichfalls Czestmir hereintreten, und Beide gingen ihm entgegen. Czestmir aber war nicht allein, sein guter alter Herr kam mit ihm, der reiche Kaufmann, der ihn als Sohn annahm und ihm sein ganzes Vermögen schenkte. Czestmir übergab die drei goldenen Federn dem Kaufmanne, und erhielt für sie die schöne Swatawa. Am folgenden Tage war die Hochzeit, und die Braut schmückten die Kleinodien, welche Czestmir als Geschenk von den Königen mitgebracht hatte. Aus ihm wurde ein ordnungsliebender reicher Handelsmann, und er war weit und breit seiner Rechtlichkeit und Güte wegen bekannt. Wenn er von seinen Reisen nach Hause kam, pflegte er seine Kinder auf den Hügel zu führen, wo er vor Jahren die Schafe gehütet hatte, und erzählte ihnen da von der armen Waise, wie sie durch drei goldene Federn ihr Glück gemacht hatte.

F. R.

Notizen.

— Der „Stella di Texas" zufolge könnte Amerika den Alterthumsforschern ähnliche Resultate wie die Pyramiden Egyptens liefern. In Mexico und zwar in der früher unter dem Namen des Districtes von Zacatecas bekannten Provinz sind in der Nähe von Durango viele Tausende von Mumien entdeckt worden. Sie haben größtentheils eine halb sitzende Lage, und ihre Umhüllungen, Binden und Verzierungen haben sehr viele Analogie mit denen der egyptischen Mumien. Neben diesen Leichen fanden sich in Stein gehauene Figuren, Dolche aus Bergcrystall, verschiedenartig gearbeiteter Federschmuck, eine Art von Rosenkränzen aus gefärbten Körnern und gedrechselten Knochen, sehr schöne, elastische Gewebe, Fußbekleidungen, die denen der heutigen Indianer gleichen, Schlangenskelette u. dgl.

— Bekanntlich gehört alles Land in den vereinigten Staaten, welches noch nicht in die Hände von Eigenthümern übergegangen ist, der Centralregierung, welche dasselbe um niedrigen Preis, — etwa anderthalb Thaler für den Acker — verkauft, und sich damit eine bedeutende Einnahmsquelle verschafft. Sie hat noch über ungeheure Massen von Land zu verfügen, wie sich aus folgenden Zahlen ergibt: In Ohio sind noch verkäuflich 875,000 Acker (wir nehmen runde Zahlen), in Indiana 3,570,000; in Illinois 15,600,000; Wisconsin 29,000,900; Iowa 30,000,000: Missouri 29,000,000; Arkanlas 27,500,000; Louisiana 23,300,000; Mississipi 11,800,000; Alabama 17,500,000; Florida 36,100,000 Aekers. Man sieht, daß alle Einwanderer, und wenn sich ihre Zahl gegen jetzt verdoppelt, noch auf Jahrhunderte hinaus Raum finden, da in obiger Schätzung von den neuen Staaten im fernen Westen noch gar keine Rede ist.

Verantwortlicher Redakteur: S. M. Mayer. — Verleger: Gerd. v. Kleinmayr.